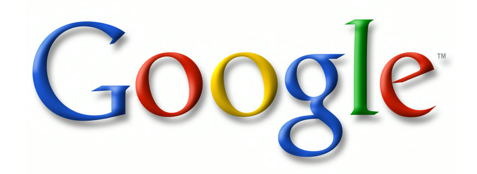


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

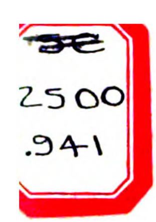
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

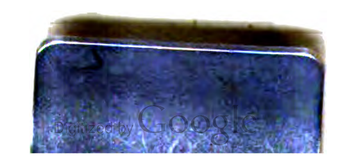








CLASSICAL SEMINARY
PRINCETON UNIVERSITY



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN.

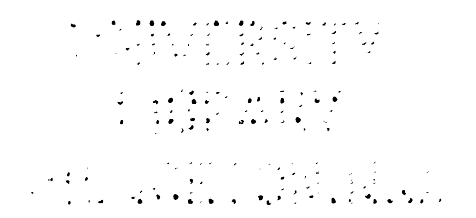
HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LXVI. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE SECHSUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.



BERLIN 1912.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. 68, ZIMMERSTRASSE 94.

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALT DES SECHSUNDSECHZIGSTEN JAHRGANGES,

DES SECHSUNDVIERZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

JAN -7 1914 385623

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Digitized by Google

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google

Seite

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zoologisches — Philologisches.

Zu dem ausgezeichneten Werke O. K e l l e r s: Die antike Tierwelt. Erster Band. Säugetiere. Leipzig 1909, Engelmann, sollen hier kleine Beiträge gegeben und abweichende Meinungen begründet werden. Hoffentlich gewinnt dadurch die Sache etwas. Der Meister bleibt the leading German authority (for Fauna), wie ihn neuerdings eine englische Zeitschrift anerkannt hat.

1. G o r i l l a. Daß die in des Karthagischen Suffeten Hanno *Περίπλους τῶν ὑπὲρ τὰς Ἡρακλέους στήλας Λιβυκῶν τῆς γῆς μερῶν* erwähnten wilden Menschen nicht Schimpansen gewesen sein können, ist zweifellos: die gänzlich behaarten Weiber, deren Zahl die der Männer überwog, *οἱ ἑρμηνέες ἐκάλουν Γορίλλας*. Dies Überwiegen der Weiber weist auf Polygamie hin, und da nach Beobachtungen, die dem englischen Forscher W. Reade mitgeteilt worden sind (Brehm, 3. Aufl., I 64), die Gorillas um den Besitz der Weibchen kämpfen, so ist dies ein weiterer Vergleichungspunkt mit den Wilden Hannos. Übrigens ist doch nicht ohne Interesse, von Th. Zells Polyphem ein Gorilla (Berlin 1901) und der Fortsetzung dieser Studien (Entstehung des Gorgonenmythus) in „Wald und Hund“ (1906 N. 27—29) wenigstens Kenntnis zu nehmen, ob man die immerhin scharfsinnigen Aufstellungen überzeugend findet oder nicht.

2. F l e d e r m a u s und *τρίζω*. In dem Satze Hom. ω 6 *νυκτερίδες, αἵ τρίζουσαι ποτέονται*, ist dieses Verb mit schwirrend übersetzt worden, wie schon Stat. Theb. VII 770 stridunt animae und Claudian III 126 umbrarum tenui stridore volantum flebilis auditur questus es verstanden haben von dem durch den Flug einiger großen Vogelarten entstehenden hörbaren Geräusch. Dies ist hier nicht anzunehmen, da der Flug der Fledermäuse unhörbar ist. Es kann sich nur auf die Stimme beziehen, wie *B* 314 auf das Piepen der Jungen des *στρουθός*. So ist auch Herod. IV 183 *τρωγλοδύται γλῶσσαν οὐδεμιῇ ἄλλῃ παρομοίην νενομίκασι, ἀλλὰ τετρίγασι κατάπερ αἱ νυκτερίδες*, wonach Mela I 8 troglodytae strident magis quam loquuntur und Plin. Nat. Hist. V 8, 8 troglodytis stridor, non vox, und

Herod. III 110 in Arabien *αὐλίζεται θηρία πτερωτά, τῇσι νυκτερίσι προσίκελα μάλιστα, καὶ τέτριγε δεινόν.* Dieselbe Auffassung Verg. Aen. VI 492 pars animarum tollere vocem exiguam und Hor. Sat. I 8, 41 umbrae resonant triste et acutum. Und dies stimmt mit der Natur überein: die kleineren Fledermausarten geben einen Ton von sich, der etwa krikrikri lautet (Brehm I 323). Hatte der Dichter das einmal beobachtet und erinnerte ihn das Entfliegen der Seelen an den Flug der Fledermäuse, so konnte er jenen auch den weiteren Zug zuschreiben, Hom. *Ψ* 101 *ψυχὴ . . ᾤχετο τετριγυῖα.* In dem Ringkampf des Aias und Odysseus *Ψ* 714, wo sie *ἀγκὰς ἀλλήλων λαβέτην χερσὶ στιβαρῇσιν*, heißt es *τετρίγει δ' ἄρα νῶτα θρασειάων ἀπὸ χειρῶν ἑλκόμενα στερεῶς,* womit natürlich nicht ein Knacken oder Krachen gemeint ist, sondern eher ein Knirschen, wie es entsteht, wenn die Hände des Ringers von der glatten, eingeölten Haut des Gegners abglitschen (dialekt. abwitschen, was ja auch onomatopoetisch ist). Das steht aber schon in Doederleins Hom. Gloss. II 168. Ein letzter Zug in dem Gleichnis der Odyssee *ἐπεί κέ τις ἀποπέσῃσιν ὁρμαθοῦ ἐκ πέτρης* ist aus der zoologischen Literatur, scheint es, nicht nachzuweisen, indessen weiß man daß die Tiere sich beim Winterschlafe zu Hunderten und Tausenden zusammendrängen und nicht nur nebeneinander, in ganzen Schichten dicht aneinanderhängen (*ἀνά τ' ἀλλήλῃσιν ἔχονται*), so daß es ganz denkbar ist, daß sie einmal auch herunterfallen.

3. Löwe. Merkwürdigerweise ist bei Quintus Smyrn. VII 717 ff. das Löwenjunge, das offenbar von einem selbständigen Raubzug zurückkommt, betrübt nicht um den Tod der Mutter, sondern um den des Vaters, *ἀμφὶ τοκῆος*, schon der Vergleichungspunkt mit Neoptolemos, den *ἔρως εἷλε τοκῆος* v. 714 verlangt dies. Aesch. Eum. 659 *οὐκ ἔστι μήτηρ ἡ κεκλημένου τέκνου τοκεύς, τροφὸς δὲ κύματος νεοσπόρου* wird man nicht als Beweis für die feminine Bedeutung von *τοκεύς* verwerten können. Nach Diod. Sic. III 23 vertreiben die Moskitos in der Tat durch ihr Stechen und Summen die Löwen von den Dörfern der äthiopischen Wurzelfresser, Rhizophagen; sie sind die Wohltäter der Bevölkerung, ohne die diese ganz vernichtet würde (*πέρας ἄρδην ἂν αὐτῶν διεφθάρη τὸ γένος*). Daß ganze Dörfer wegen der Löwenplage auswandern, erzählt Diodor nicht; aber die Tatsache ist bezeugt, neuerdings noch von dem Reisenden Zimmermann (Durch Katanga in der Tägl. Rundschau 19. Okt. 1910, Unterhaltungsblatt Nr. 245). Die Beschreibung der Verwüstung, die der Löwe im Schafstall anrichtet, bei Sil. Ital. II 683 ff., widerspricht allem, was man von den Gewohnheiten des Löwen beobachtet hat. Der Dichter sagt z. B. leo incubat semesae stragis cumulis, dann laceros inter spatiatur acervos, und gar late fusa iacent pecudes custosque Molossus pastorumque cohors — alles Phantasien eines Stubengelehrten, der nur an seine Rhetorik dachte, aber von der Wirklichkeit nichts wußte. Auch nicht von Homer, dem aus-

Digitized by Google

gezeichneten Beobachter nicht nur der Tiere. Dieser sagt *Λ* 173 βόες ὥς, ἅς τε λέων ἐφόβησε ... πάσας· τῇ δέ τ' ἰῇ ἀναφαίνεται αἰπὺς ὄλεθρος· τῆς δ' ἐξ αὐχέν' ἔαξε (auch dies ist richtig: Selous bei Brehm I 449 und 452: er tötet durch Bisse in den Nacken oder durch Ausrenkung der Nackenwirbel). Ein richtiges Bild gibt auch Homer *E* 136 ff. Der vom Hirten verwundete Löwe entflieht wütend mit einem Sprung über den Zaun, während die erschrockenen Schafe sich dicht aneinander drängen, ἀγχιστῖναι ἐπ' ἀλλήλῃσι κέχυνται, was der Sache nach ganz richtig von dem Scholion erklärt wird: οὕτω συνέρχονται ἀλλήλαις, ἐπειδὰν πτοηθῶσι· ἤτοι δὲ τὰς ζώσας φησὶν ἢ τὰς καταβαλλομένας, nur daß οὐ zu lesen ist statt ἤ. S. O. Körner, Die homerische Tierwelt S. 15 u. Anm. Etwas Ähnliches wird auch aus Deutsch-Ostafrika erzählt (Brehm I 454): einen mißlungenen Anfall wiederholt der Löwe nicht, sondern flieht brüllend. — Kaum wird sich nachweisen lassen, daß Hanno, der oben erwähnte Karthager, der Erfinder der Löwenzucht, λεοντοτροφία, war. Aelian V 39 erzählt nur, daß er einen Lasten fahrenden Löwen (σκευαγωγόν) besaß, und Plinius VIII 16, 55, daß er der erste Mensch war leonem manu tractare ausus et ostendere mansuetum. — Sen. epp. 41, 6 werden die vergoldeten Mähnen verständlich, wenn man das bracteatus beachtet, mit Goldblättchen behängt. — Der Kentaure Cheiron ernährte den jungen Achilleus mit den Eingeweiden von Löwen (wohl Herz, Leber u. a.) und mit dem Mark von wilden Ebern und Bären, aber nicht von Löwen nach Apollod. Bibl. III 13, 6; denn nach den Alten enthielten die Knochen der Löwen teils gar kein Mark, teils nur sehr wenig (Arist. de part. an. S. 652, 2, hist. an. III 7, 58. 20, 98). Einige, wie Aelian IV 34, erklären das damit, daß seine Knochen nicht hohl seien. Was von Cheiron erzählt wird, tun im Atlas die Eingeborenen noch jetzt: wenn ein Löwe gefangen und getötet ist, bekommt jeder Knabe ein Stück vom Herzen zu essen, damit er mutig werde (Brehm I 458). Auf der herrlichen mykenischen Dolchklinge mit der Löwenjagd, die man in trefflicher farbiger Nachbildung im Bulletin de Correspondance hellen. 1886 Taf. I bewundern kann, die aber jetzt auch in Reproduktion zu haben ist, ist von dem einen Löwen, der sich wohl verwundet, wie der gegen ihn gerichtete Speer anzeigt, gegen die Jäger gewendet hat, einer zu Boden geworfen und tot. Eine eigentümliche Art von Löwenjagd (μέγα θαῦμα) war nach Oppian Cyn. IV 147 ff. bei den Äthiopiern gebräuchlich. Vier kräftige Männer, ἀνέρες ἀλκήεντες — das αἰζηοὶ Homers — üben sie aus ἠνορέῃ πίσυνοι πίσυρες τελέουσιν. Am ganzen Körper geschützt mit Schilden und Wolle und auch den Kopf mit einem Helm bedeckt, so daß nur Lippen, Augen und Nase zu sehen sind, gehen sie zusammen, aber natürlich nicht auf allen Vieren, gegen den Löwen an, den sie unter lauten Peitschenschlägen aus seiner Höhle heraustreiben. Er wirft sich auf den nächsten, läßt ihn aber los, um sich dem zweiten zuzuwenden, der ihn einstweilen von dem ersten durch Geschrei ablenken wollte usw., etwas

Digitized by Google

unwahrscheinlich. Zuletzt fällt er ermattet zu Boden und μάλα ἵμενον ἀτρεμέοντα tragen sie ihn gefesselt fort wie einen Widder. — Statius Theb. IX 194 damnaque commemorant, seu iam sub culmine fixus excubat seu pendet gloria luco ist so zu verstehen: die Menschen sprechen noch von den mancherlei durch den Löwen verursachten Schäden, wenn er, d. h. sein Fell, schon unter (nicht über) dem Dachgiebel angenagelt die Wache hält oder als Siegesbeute im heiligen Hain aufgehängt ist.

4. Tiger. Von einem ganz zahmen Tigerjungen aus dem russischen Gouv. Baku in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erzählt auch der Generalleutnant Blaramberg in seinen Erinnerungen. Nach dessen Tagebüchern von 1811—1871 herausgegeben von E. von Sydow, II 40. — Ein Tiger ist auch, wie schon Pausanias IX 21, 4 überzeugt war, das Raubtier, welches der Leibarzt des persischen Schahs Ktesias aus Knidos (Xen. Anab. I 8, 26) beschrieb in seiner Schrift Ἰνδικά, aus der Photius in der Bibliothek LXII S. 144 den ausführlichsten Auszug aufbewahrt hat (besondere Ausgabe in Ctesiae Cnidii operum reliquiae. Ed. Joh. Chr. F. Baehr, 1824, S. 247 bis 258). Er gibt folgende zutreffende Kennzeichen an: es ist häufig in Indien, hat die Größe eines Löwen, tötet alle Tiere außer dem Elefanten, kämpft mit den Krallen und heißt μαρτιχόρας, was auf Griechisch ἀνθρωποφάγος bedeutet — das Wort ist also nicht, wie andere meinten, indisch, sondern persisch, aus welcher Sprache es Ktesias ganz richtig übersetzt hat; denn persisch heißt es martiyachvara und mardêchôr —. So wird es genannt, erklärt Ktesias weiter, weil es meistens Menschen tötet und frißt. Man tötet sie, indem man auf Elefanten reitet und sie von da aus beschießt. Diese beiden letzten Angaben lassen keinen Zweifel mehr zu; noch jetzt unterscheidet man die indischen Tiger als Wildtöter, Viehräuber und (die natürlich gefürchtetsten) Menschenfresser, was also eine recht alte Bezeichnung für den Tiger ist, und die Jagd auf sie wird auch jetzt noch zuweilen mit Elefanten betrieben (Brehm I 401. 408).

Zweifelhaft ist sodann zunächst des Ktesias Bestimmung der Färbung des Tigers: sie sei rot wie Zinnober (wobei man übrigens nicht an das Mineral zu denken hat, sondern an die Pflanzenfarbe aus dem Harz des Drachenblutbaumes, dracontion bei Plinius XXIV 16, 142. 150). Pausanias erklärt dies als Irrtum, entstanden aus einer optis hen Täuschung, die durch die Beleuchtung der Sonne oder durch die Schnelligkeit des laufenden Raubtieres oder wenn es nicht laufe, durch die beständigen Wendungen hervorgebracht sei, zumal da die Beobachtung nicht in der Nähe möglich sei. Die Grundfarbe ist in Wahrheit rostgelb, bei alten Tieren aber heller (Brehm 392. 404). In einem der ersten englischen Jagdbücher, Williamson's Oriental Field Sports, waren die Tiger feuerrot angemalt (Th. Roosevelt, Jägerfreuden, Berlin 1907, S. 304). Auffallender erscheinen die Bestimmungen bei Ktesias: das Gesicht, die Ohren und Augen gleichen denen eines Menschen; die Augen nennt er γλαυκούς, also etwa grünlich-blau,

Digitized by Google

nach Brehm sind sie gelblich-braun. Betrachtet man aber den Kopf auf dem pompejanischen Mosaik bei Zahn, Schönste Ornamente II 93 (bei O. Keller, Thiere des classischen Alterthums S. 137, Fig. 31), so sieht man, der Künstler hat in einer Zeit, wo man in Rom Tiger hatte sehen können, einen ähnlichen Eindruck von seinem Kopfe gehabt.

Ins Gebiet der Fabel endlich gehören zwei Bestimmungen, die ebenfalls auf die Furcht vor dem Menschenfresser zurückzuführen sind. Er soll eine dreifache Reihe von Zähnen haben. Dies ist schon bei Aristoteles II 1, 28 für unmöglich erklärt. Dann eine weitere anatomische Ungeheuerlichkeit: er sei mit ganz ungewöhnlichen Waffen ausgerüstet, nämlich mit Stacheln, deren eine, größer als eine Elle, in seinem dem des Skorpions ähnlichen Schwanze, und zwei andern, die auf beiden Seiten des Schwanzes angebracht seien; sie seien einen Fuß lang und so dick, wie ein sehr dünner Strick. Mit diesen steche er den in der Nähe Angreifenden, der unfehlbar sterbe; er könne aber die Stacheln auch abschießen, auf hundert Fuß Entfernung. Diese Fabel steht nicht ganz vereinzelt da; auch vom Stachelschwein, hystrix, findet sie sich Arist. IX 39, 162, Plin. VIII 35, 125 und Oppian Cyneg. III 391 ff., und Claudian Eid. 2 findet dadurch den Mythus von den stymphalischen Vögeln bestätigt (Herculeas affirmat aves). Abschießen kann das Stachelschwein die Stacheln natürlich nicht; sie sind aber eine nicht zu verachtende Waffe. „Wir mußten manche Minute darauf verwenden, den Hunden die Stacheln aus der Schnauze, den Augen zu entfernen; die Nase des einen sah buchstäblich wie ein bestecktes Nadelkissen aus und wir mußten viele Stacheln mit einer Zange herausziehen“ (Roosevelt a. a. O. S. 68). Der berüchtigte Ludwig XI. († 1483) hatte das Stachelschwein zum Wappentier gewählt mit der Devise comminus et eminus.

Aristoteles, oder vielmehr wahrscheinlich ein Ergänzer, der die *Ἰνδικά* auch benützt hat, fügt noch etwas über die Stimme des Tigers hinzu II 2, 28, die zugleich den Ton einer Hirtenpfeife und einer Trompete wiedergebe (Plin. VIII 21, 75 danach: ut si misceatur fistulae et tubae concentus). Dies ist schwer zu kontrollieren, da die Wiedergabe komplizierter Töne verschieden ist. Nach Brehm ist es ein gedehnter klagender Laut, mehrmals kürzer und schneller wiederholt und durch drei- bis viermaliges Hervorstoßen des letzten Teils beendet. Außerdem gibt er die tiefen Kehllaute A-o-ung (das wird wohl der Trompetenton sein), dann ein lautes Hu-ab oder Wau von sich usw. (Brehm I 396). Übrigens leitet der Verfasser der Stelle bei Aristoteles sie ein mit *εἰ δεῖ πιστεῦσαι*. Eine andere Stelle aus Ktesias VIII 22, 109 gibt eine Nachricht über den Samen des Elefanten, der verhärtet dem Bernstein gleiche (de gener. II 31); dies wird als unwahr bezeichnet, aber jetzt nicht für unmöglich gehalten. In betreff einer dritten Nachricht des Ktesias, daß es in Indien keine Schweine gebe, VIII 28, 158, wird er unglaubwürdig genannt, sie wird aber schwerlich damit widerlegt, daß die wilden jetzt dort häufig sind.

Digitized by Google

Auch Aelian IV 21 hat wohl aus den Ἰνδικά geschöpft; er hat aber, scheint es, das Original erweitert. So durch den Zusatz, die Inder jagen die Jungen des Tigers, die noch keine Stacheln im Schwanze haben, und zerquetschen ihnen den Schwanz, damit sie sie nicht wieder wachsen lassen können. Auch ist fraglich, ob er mit Recht sagt, Ktesias sage, er habe in Persien ein dem Schah als Geschenk aus Indien gebrachtes Exemplar gesehen (dies hätte wohl auch Photius exzerpiert), um daran anzuschließen: wenn nun einmal Ktesias fähig ist, über solche Dinge als Zeuge zu dienen. Seltsamer Weise kommt schon in einer Handschrift des Aristoteles der Name in der Form μαντιχώρας vor, die dann Plinius und der römische Dichter Calpurnius 7, 59 angenommen haben. Der äthiopische mantichoras, der nach Iuba bei Plinius VIII 30, 107 hominum sermones imitatur, wird wohl eine Hyäne sein (zumal da die Nachricht davon mitten zwischen solchen über die Hyäne steht), deren „gellendes Gekreisch fast wie menschliches Geschrei sich anhört" (Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, Ins innerste Afrika, Leipzig 1909, S. 312). Endlich bei Pseudo-Kallisthenes III 17, 21 führt in einem angeblichen Briefe an Aristoteles Alexander unter den zur Tränke gekommenen Vierfüßlern neben den Tigern getrennt die Skorpionschwänze an (σκορπίουροι, was im Thes. l. Gr. nur als Bezeichnung der Pflanze aufgeführt wird).

5. Katze. Über sie hat O. Keller umfassend gehandelt in den Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Institutes in Rom, 1908, S. 40—70, mit 12 Abbildungen; er hat alles gesammelt, was die Literatur über die ägyptische Falbkatze, die Stammutter der Hauskatze, und ihr allmähliches Erscheinen in Europa und überhaupt im Norden bietet. Ein weiteres Beispiel ihres Vorkommens in Kleinasien zur Zeit des Cassianus Bassus, aus dem sechsten oder Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. findet sich in den griechischen Geoponica XIV 6, 6; hier entwickelt Cassian sein System der Aufstellung eines Taubenhauses, um es vor den verschiedenen Feinden, Kriechtieren und Vierfüßlern zu schützen. Man wähle einen alleinstehenden, von Wohnungen entfernten Platz, so daß . . . auch Katzen und andere Tiere nicht anschleichen können, da in der Nähe keine Wohnhäuser sind, von wo aus sie auflauern könnten. Das sind also offenbar bewohnte Gebäude (οἰκήματα) und die Katzen, die da gehalten werden, Hauskatzen. Die Beobachtung des Aristoteles über die Paarung der Katzen An. hist. V 2, 10, die Plinius X 63, 174 so wiedergibt feles mare stante, femina subiacente (coeunt), worauf folgt εἰσὶ δὲ τὴν φύσιν αἱ θήλειαι ἀφροδισιαστικαὶ καὶ προσάγονται τοὺς ἄρρενας εἰς τὰς ὀχείας, καὶ συνοῦσαι κράζουσιν, verdankt er sicher den vielen, nach Plinius VIII 16, 44 einigen tausenden Menschen, die in totius Asiae Graeciaeque tractu beauftragt waren, für ihn naturhistorische Nachrichten zu sammeln, natürlich auch in Afrika, wie gleich § 45 aus der über die Löwen in Afrika und Syrien hervorgeht. Wenn dann Arist. VI 35, 184 sagt οἱ δ' αἴλουροι καὶ οἱ ἰχνεύμονες τίκτουσιν ὅσαπερ καὶ οἱ κύνες, καὶ τρέφονται

Digitized by Google

τοῖς αὐτοῖς· ζῶσι δὲ περὶ ἔτη ἕξ, so weist auch hier die Verbindung mit dem Ichneumon darauf hin, daß er nicht von der Wildkatze, sondern von der gezähmten ägyptischen Falbkatze spricht. Bei der Wildkatze, einem der scheuesten Tiere, das aus dem tiefsten Walddickicht nicht herausgeht, ist die Beobachtung einer so intimen Szene nahezu undenkbar, wie denn z. B. auch Th. Roosevelt nur einmal ein Paar hat auseinandergehen sehen. Auf eine Notiz aus Ägypten und nicht auf Beobachtung einer italischen zahmen Katze ist auch die an sich so richtige Beschreibung zurückzuführen bei Plinius X 73, 202: feles quidem quo silentio, quam levibus vestigiis obrepunt avibus! quam occulte speculatae in musculos exsiliunt! excrementa sua effossa obruunt terra intellegentes odorem illum indicem sui esse. Denn unmittelbar vorher spricht er von den pardi in eadem Africa insidentes condensa arbore. Sen. epp. 121, 19 quare pulli faelem timeant, canem non timeant, kann das Wort auch den Marder bezeichnen. Das Tier links auf dem ägyptischen Wandgemälde bei O. Keller S. 151 ist sicher eine Katze wegen der deutlich angegebenen Bartschnurren, die der Ginsterkatze fehlen. — Ebenso ist das Tier auf dem kretischen Wandbilde S. 66 gewiß eine ägyptische Katze, wie die Mumie einer solchen aus der Sammlung des Grafen Lanckoronski S. 69 zeigt; die ganze Gesichtsbildung, die verhältnismäßig wenig spitzigen Ohren und die kräftigen, hohen Vorderfüße sind auf beiden Bildern ganz gleich. — Auch das Tier auf dem Wandbild aus Caere (Fig. 59 S. 169) scheint eine Katze zu sein, kein Wiesel, man müßte denn annehmen, daß der Künstler dem letzteren eine unnatürliche Größe gegeben hat: es ist bedeutend größer als der Hahn. Damit ist nicht gesagt, daß es Hauskatzen in Caere damals gegeben hat. — Die Stelle aus Plutarchs Moralia S. 959 *E*, d. h. aus dem Traktat De solertia animalium c. 2 (Ausg. von Bernardakis VI 13) kann keineswegs zum Beweis dienen, daß man in der ärgsten Hungersnot Katzen- und Wieselfleisch aß. Der Gedankengang Plutarchs ist ganz anders, es handelt sich in dem Dialog um den Nachweis, wie sich im Menschen die Liebe zur Fleischnahrung entwickelt habe; zuerst aß man bei Opfern Rinder oder Schweine (es muß aber wohl gelesen werden βοῦς τις ἢ σῦς αἰτίαν ἔσχε προκειμένων ἱερῶν γευσαμένοις ἐπιτήδειος ἀποθανεῖν), dann vermittelte das Verzehren von Hirschen, Hasen und Rehen auch das von Schafen und manchmal Hunden und Pferden; und indem sie dann „die zahme Gans und die Taube, des Herdes Bewohnerin“ (nach Soph. fr. 782) nicht, wie die Wiesel und Katzen der Nahrung wegen aus Hunger es tun (οὐχ ὡς γαλαῖ καὶ αἴλουροι τροφῆς ἕνεκα διὰ λιμόν), sondern zum Vergnügen und zum Verspeisen zerrissen und töteten, stärkten sie, was an Mordlust und Tierischem in der Natur liegt. Vgl. Plut. Mor. S. 994 *B*, de esu carn. 2 λέουσιν ὁ φόνος τροφή, ὑμῖν δ' ὄψον ἐστίν. Sonach kann man hier die Wiesel und Katzen auch nicht als Haustiere anerkennen.

6. Wolf. „Wenn er in eine Herde einfällt, beißt und mordet er fort, auch wenn er nicht mehr fressen kann“ ist richtig (z. B. nach

Digitized by Google

O. von Lewis bei E. Schäff, Jagdtierkunde S. 227 in einer Nacht acht Schafe und eine Ziege); aber der Satz: „dabei versteht er die zartesten Tiere auszuwählen“, steht damit eigentlich im Widerspruch. Diese Behauptung schließt sich an Horaz epod. 2, 60 an, wo er der luxuriösen Tafel des Reichen die einfachen Speisen des ländlichen kleinen Gutsbesitzers gegenüberstellt, unter denen nu an Festtagen ein Braten auftritt, eine agna oder ein haedus ereptus lupo. Selbstverständlich kann es nur auf einem Zufall beruhen, wenn es dem Hir en mit Hilfe seines Schäferhundes (Varro R. r. II 9) gelingt, dem Wolf das von ihm schon gefaßte Zicklein wieder abzujagen. Horaz mag einen solchen Fall auf seinem Gütchen erlebt, oder von anderen gehört haben; als häufig wird man es nicht betrachten dürfen. Natürlich ließ man es dann bra en. Und daß man es nun besonders wohlschmeckend fand, ist ebenso natürlich. Wenn Martial X 48, 14 seine Freunde zu einer Mahlzeit einlädt, wo una ponatur cenula mensa, haedus inhumani raptus ab ore lupi, so ist dies einfache Nachahmung: er konnte ein solches Böckchen kaum gerade bestellt und zur Hand haben. Daraus zogen nun schon die Alten den Schluß, daß *προβατον* (das Schaf, nicht da Zicklein) *ὑπὸ λύκου πληγὲν ἡδὺ ὑπάρχει φαγεῖν*, und Plutar h beantwortete in einem eigenen Traktat (Quaest. conv. II 9 S. 642 *B*) *Διὰ τί τὰ λυκόβρωτα τῶν προβάτων τὸ κρέας μὲν γλυκύτερον* (nicht süßer, sondern schmackhafter), *τὸ δὲ ἔριον φθειροποιὸν ἴσχει*; den ersten Teil der Frage damit, der Biß des Wolfes mache das Fleisch mürber (mehr *τακερον*, so daß es auf der Zunge vergeht), infolge des heißen Atems des Raubtieres. Nach übereinstimmenden Beobachtungen faßt der Wolf das nächste beste Schaf und zerreißt es; bei den Ziegen wird es ihm noch erleichtert durch ihre besondere Eigenschaft Varro II 3, 9 caprae lascivae et quae dispargant se. Wenn der Wolf nicht gestört wird, reißt er in der Tat alle Schafe im Stall, Ov. Met. XI 372 omne vulnerat armentum sternitque hostiliter omne. Übrigens war einmal der delikateste Hasenbraten der von einem zufällig vom Viehhund totgebissenen Junghasen („Dreiläufer“). Wäre er totgeschossen worden, so hätte er natürlich ebenso gut geschmeckt. — Endlich ist Älians Bemerkung XV 3, die Thune seien zuweilen *κατὰ τοὺς λύκους συννομοι, ἄλλοι δὲ και' ἀγέλας*, auf die Wölfe im Winter zutreffend. Im Frühjahr und Sommer leben sie einzeln, zu zweien, zu dre en, im Herbst in Familien, m Winter in mehr oder weniger zahlreichen Meuten (Brehm II 22). Dann sei noch auf O. Kellers Bemerkung in den Tieren des class. Altertums S. 189 aufmerksam gemacht, Horaz habe bei dem Integer vi ae (carm. I 22) die Anekdote von dem Flötenspieler Pythocha es bei Älian XI 28 im Auge gehabt, die er übrigens mit den Worten einführt *λέγει τις λόγος*, also nicht verbürgt. So lange der Wolf nicht Hunger fühlt, ist er eines der eigsten und furchtsamsten Tiere. Er flieht dann nicht bloß vor Menschen und Hunden usw. (Brehm 26).

7. Fuchs. Martial X 37, 13 olida vulpes und sordida praeda sowie IV 4, 10 läßt schwerlich den Schluß zu, daß man in Rom das

Digitized by Google

Fleisch des Fuchses als übelriechend verabscheute. Die Epitheta gehen auf den widrigen Geruch des Fuchses selbst. Möglich, daß man damals auch den Grund wußte: zwischen der Schwanzwurzel und seiner Mitte befindet sich die sog. Viole, eine starke Drüse, die eine für uns unangenehm riechende Substanz absondert (E. Schäff a. a. O. S 211). Nach Timotheus bei Aristophanes Byz. II 403 ἀφίησι τῆς γαστρὸς πνεύματι δυσοσμον, um die verfolgenden Hunde zu täuschen. Daß die Griechen Fuchsfleisch aßen, muß man aus Galen zu Hippocratis de acut. morb. victu XV 882 K. schließen, wo als Beweis des Einflusses der Nahrung auf den Wohlgeschmack angeführt wird, daß es im Spätherbst wegen der Traubennahrung am besten sei sowie De alim. facult. III 665 K., wo es heißt, einige Ärzte loben das Fleisch von Panthern und Wildeseln, sowie von Füchsen, und „auch einige Jäger bei uns". Auch Athen. VIII 356 C ὁ δὲ ἀλωπεκίας (ein Fisch) ὅμοιός ἐστι τῇ γεύσει τῷ χερσαίῳ ζώῳ weist darauf hin. Alles aber wird sich auf gelegentliche Versuche, nicht auf allgemeine Gewohnheit beziehen. Der Vers aus dem Fragment des Ananios (Bergk, Anthol. Lyr. S. 67) καὶ κυνῶν αὖ τῇ τόθ' ὥρῃ καὶ λαγων κἀλωπέκων sc. κρέας ἡδὺ ἐσθίειν ist dafür nicht beweisend, denn bis auf eines, den δέλφαξ, sind sämtliche dort genannten Tiere Fische, zuerst unzweifelhaft χρόμιος, ἀνθίης und καρίς, dann οἶς (Oppian. Hal. III 139 πρόβατα), θύννος, βοῦς (ib.), κύων (II 460), λαγώς (Eupolis Athen. 286 B); zu χιμαίρῃ fügt der Thes. linguae Gr. ebenfalls hinzu nomen piscis, obwohl er es nicht belegen kann. So ist fast gewiß, daß auch der Fuchs hier ein Fisch ist, wie bei Aristoteles VI 10, 56 und Oppian III 144. — Ob die Felle der schwarzen Füchse, die im Handel von den Budinern in Nordostsyrien bis Arabien vorkamen, solche von Zobeln waren? (Tiere des cl. A. S. 180). Jedenfalls kommen schwarze und schwarzbraune Füchse auf den Hochgebirgen des Kaukasus und in Sibirien vor.

8. Hund. Die Bestrafung des Melanthios Hom. χ 475 ff. wird so aufgefaßt, daß er sehen mußte, wie die ihm abgeschnittenen Glieder von den Hunden aufgefressen wurden. Allerdings bleibt der Kentaur Eurytion φ 300, dem sie freilich nur ἀπ' οὔατα νηλέι χαλκῷ ῥῖνάς τ' ἄμησαν, am Leben: ὁ δ' ᾔιεν. Aber mit Melanthios verfuhr man außerdem, wie der König Echetos mit den in seine Hände Gefallenen: μήδεά τ' ἐξερύσαντο. So meinte es auch der Freier Antinoos, übrigens der einzige Mann bei Homer, der von Echetos spricht, den er bezeichnend βροτῶν δηλήμονα πάντων nennt, wenn er dem Odysseus droht σ 309 ἔνθεν δ' οὔτι σαώσεαι, und ebenso auch dem Iros σ 86. Zur Strafe für seine Untreue schnitten ihm die treuen Diener (nicht Odysseus und Telemachos) Ohren und Nase ab, schlugen ihn dann tot und ließen zuletzt noch an dem Leichnam ihren Zorn aus (κεκοτηότι θυμῷ), indem sie auf seine Arme und Beine losschlugen (κόπτον χεῖράς ἠδὲ πόδας). — Nach Herodot IV 22 wird bei dem Jägerstamme der Ἰύρκαι die Jagd folgendermaßen geübt: der Jäger erspäht auf einem Baume sitzend, deren es viele

Digitized by Google

in dieser Gegend gibt, das Wild; unter dem Baume liegt sein dazu abgerichtetes Pferd ταπεινότητος ἕνεκα, d. h. damit es weniger zu sehen ist, und sein Hund; hat er das Wild erblickt und mit dem Pfeil angeschossen, so wirft er sich auf das Pferd und verfolgt es, wobei der Hund sich dabei hält (καὶ ὁ κύων ἔχεται). Offenbar nahm man in diesem Falle keine Windhunde. Nach A. Ermann, Reise um die Welt I 2, 18, braucht man in der Steppe (wo die Iyrken wahrscheinlich wohnten), Jagdhunde, die, wie Größe, Körperbau und Farbe zeigen, von den ostjäkischen abstammen. Richtig bemerkt K. E. von Baer (Reden usw. III 104), daß eine solche Jagd nur am Rande des Waldgebietes und der Steppe geübt worden sein könne. Bei A. Middendorf (Mém. de l'Acad. d. Sciences, Série V t. XIV — Die Steppe von Baraba) findet sich nichts über den Gegenstand. — Daraus, daß Theokr. V 106 der Schafhirt einen Hund hat, der φιλοποίμνιος ist und λύκον ἄγχει, ist kaum zu schließen, daß der Ziegenhirt keinen Hund braucht, denn Varro II 9, 1 beginnt das Kapitel über die Hunde so: canes enim ita custos pecoris et eius, qui eo comite indiget ad se defendendum. in quo genere sunt maxime oves, deinde caprae. has enim lupus captare solet, cui opponimus canes defensores. — Die Vergleichung der Hunde des Eumaios Hom. ξ 21 mit θῆρες, worunter gewöhnlich Löwen verstanden werden, bezieht sich gewiß auf die Größe (ἐοικότες geht auf das Äußere). Übrigens verjagt er sie nicht mit Speer-, sondern mit Steinwürfen, πυκνῇσιν λιθάδεσσιν. — Die Jagden auf Wildziegen, Rehe und Hasen, zu denen die jungen Männer den jetzt vernachlässigt daliegenden (ἀπόθεστος) Argos des Odysseus mitzuführen pflegten nach ρ 294, fanden nicht auf Ithaka statt, wo es gewiß keine Wildziegen gab, sondern wahrscheinlich auf dem Festland, vielleicht auf dem Parnassos, wo auch Odysseus in seiner Jugend von dem Eber geschlagen wurde ι 394 ff. — Schwerlich brauchte man die kretischen Hunde zur Jagd auf die Wildziege im wolkenhohen Diktegebirge; dort kann man nicht mit Hunden jagen. Nach Varius De morte bei Macrob. VI 2, 20 jagt der gortynische Hund, der im schattigen Tal das Lager einer alten Hirschkuh aufgespürt hat, auf der Spur nach und non amnes illam medii, non ardua tardant perdita nec serae meminit decedere nocti. Daß man in den Alpen einer angeschossenen Gemse den Hund nachschickt, aber nicht im „schärferen" Gebirge, s. Fr. von Kobell Wildanger S. 164.

Bei Horaz c. I 1, 25 wird das manet venator gewöhnlich durch pernoctat (nach Porphyrio) erklärt. Dies läßt sich bei den angeführten zwei Fällen kaum rechtfertigen. Im ersten Fall seu visa est catulis cerva fidelibus ist die Situation diese. Es ist ein kalter Wintertag, kalt für den Italiener. Trotzdem ist der leidenschaftliche Jäger mit den Rüden hinausgegangen. Es kommt lange kein Wild in Sicht, schon denkt er an die Heimkehr und die junge Gattin. Da eräugen die Hunde — es ist also noch hell — einen Hirsch, offenbar einen einzelnen, also männlichen (cerva wie ἡ ἔλαφος, masc.), der nach seiner Ge-

Digitized by Google

wohnheit gegen Abend aus dem Walde ins Feld ausbrechen will, um zu äsen. Nun drängt den Gedanken an die Gattin die Jagdleidenschaft zurück: er läßt die Hunde los, folgt ihnen wohl auch, vielleicht in der Hoffnung, daß sie den Hirsch stellen, und er dazu kommend ihn mit dem Jagdspeer erlegen kann (also anders als bei der Hirschjagd im freien Felde auf ein Rudel III 12, 13 per apertum fugientes agitato grege cervos iaculari). So bl.ibt er, um das Ergebnis abzuwarten; gelingt die Jagd, so wird er die Beute nach Hause bringen; denn einstweilen müßte es Nacht geworden sein. Entkommt der Hirsch, so müßte er ein nicht besonders kundiger Jäger sein, wenn er da übernachtete: denn vergrämt wird das Wild auf diesem Wechsel morgens nicht zu Holze ziehen. Die Gattin heißt tenera wegen des zarteren weiblichen Körperbaues. Die catuli — so werden die Hunde hier wie Epp. I 2, 23 schmeichelnd genannt, wie der Jäger den wohldressierten folgsamen Hund (fidelis) anredet und anfeuert — müßten nach der heutigen Anschauung Windhunde sein; nur sie jagen nicht nach der Nase, sondern nach dem Gesicht, sie brechen die Jagd gern ab, wenn sie das Wild nicht mehr sehen (Th. Roosevelt, Jägerfreuden S. 103). Aber weil Varro II 9, 5 davon abrät, als Hund für den Schäfer einen vom Jäger zu kaufen, qui si viderint leporem aut cervum, eum potius quam oves sequentur, so mag das Eräugen auch bei anderen Rassen vorgekommen sein.

Im zweiten Fall, den Horaz annimmt, rupit teretes Marsus aper plagas. Die Situation ist anders als Epod. 2, 31 trudit acris hinc et hinc multa cane apros in obstantis plagas. Das ist eine Jagd am Tage; der Jäger treibt mit seiner Meute von Saurüden — andere Rassen sind dabei nicht zu brauchen —, die von links und rechts angreifen, den Keiler nach der Seite, wo der Wald eingegarnt ist. In der Ode des ersten Buches dagegen ist es Abend; man hat das Lager des Keilers und den Wechsel, den er zu begehen pflegt, um „ins Gebreche", auf Äsung zu ziehen, ausgemacht und am Ende der Waldschneise Sperrzeug festgemacht, worin er sich fangen soll. Er kommt auch richtig, aber das Zeug ist zu dünn und er reißt es durch, οὕτω πολλή δύναμίς ἐστιν αὐτοῦ (Xen. Cyn. 10, 17). Was bleibt dem geprellten Jäger übrig? Er hat das Nachsehen, auch im eigentlichen Sinn; er muß doch genauer untersuchen, wie das kommen konnte. Aber warten, bis die Sau morgens hier wieder zurückwechselt? Das Wild hat für solche Hindernisse ein gutes Gedächtnis. Der Jäger wird seinen Ärger bei der zarten Gattin vergessen müssen.

Er war also nicht so gewandt, das Netz stark genug zu machen. Nach Xenoph. 10, 2 muß es aus drei Schnüren, jede aus 15 Fäden, also aus 45 Fäden, zusammengedreht sein (πεντεκαιτετταρακοντάλινοι ἐκ τριῶν τόνων. ἕκαστος δὲ τόνος ἐκ πεντεκαίδεκα λίνων): das gibt schon Stricke. Es ist also nichts mit „fein und darum zerreißbar"; teres ist nach der Definition bei Festus in longitudine rotundatum.

Es scheint, auf die Erklärung des manet hat in diesem Falle eingewirkt Sat. II 3, 234 in nive Lucana dormis ocreatus, ut aprum

Digitized by Google

cenem ego. Aber das spricht der Humorist Horaz, der durch Übertreibung einen Witz macht. Kein vernünftiger Jäger wird, wenn er abends hinausgeht, um morgens den Eber zu jagen, schlafen, und gar auf dem Schnee. Auch wenn man, wie es geschieht, ocreatus durch peronatus erklärt, bedenkt man nicht, daß das ein dürftiger Stiefel gewesen sein muß — Sidon. ep. 4, 20 pedes perone saetoso talos adusque vinciebantur: genua, crura, suraeque sine tegmine —, und weiß nicht, was der Schlag des Ebers bedeutet. „Das in Wut geratene Wildschwein sträubt den Kamm (die langen Borsten auf Hals und Rücken, „die Federn"), die kleinen Lichter funkeln tückisch, das Gebiß klappt drohend auf und zu, und ehe man sich's versieht, saust es in ungeahnter Schnelligkeit auf den Gegner los. Der Keiler braucht seine Gewehre als gefährliche Waffen, gegen die selbst das beste Stiefelleder nicht schützt. Von unten nach oben schlagend reißt er tiefe, schwer heilende Wunden. Mit einem Hiebe haut er einen Mannesschenkel bis auf die Knochen durch" (Schäff a. a. O. S. 22). Gelegentlich: man vergleiche dazu Homer N 571 *φρίσσει δέ τε νῶτον ὕπερθεν· ὀφθαλμὼ δ' ἄρα οἱ πυρὶ λάμπετον· αὐτὰρ ὀδόντας θήγει*, und zu dem Vorbeisausen *M* 148 *δοχμώ τ' ἀίσσοντε* oder *ι* 450, und man wird sehen, wie Homers Natur- und Tierbeobachtungen nicht weniger genau sind, als die heutiger Jagdkenner. — Also ist es unrichtig zu sagen: „dichterisch auch gleich peronatus" (Rich); der Jäger des Horaz hat sich ordentliche metallene Beinschienen angelegt in begründeter Vorsicht.

9. Ichneumon. Den Kampf dieses Tieres mit der Schlange beschreibt Oppian Cyneg. III 433 ff. Wenn Martial VII 87, 5 es perniciosus nennt, so hat er gewiß seine Gefährlichkeit für das Krokodil im Sinne, s. Diod. Sic. I 87. Plin. VIII 25, 90, Oppian III 412; nur so ist die seltsame Vorliebe des Marius erklärlich. Die sonderbare Definition des Scholiasten zu Nikander Ther. 190 *ἰχνεύμων· εἶδος αἰετοῦ* ist zu verbessern in *αἰλούρου*, nicht in *κάτιου*, wie F. Kind im Hermes XLIV 624 vorschlägt.

10. Dachs. Die Beobachtung Plin. VIII 38, 138, daß sie subflatae cutis distentu ictus hominum et morsus canum arcent, ist richtig, der Vergleich mit einem Faß weniger; A. Beckmann sah, wie ein gezähmter Dachs mit einem Hunde kämpfte und sich aufblies wie ein Puter (Brehm I 655). Bei Martial X 37, 18 venator capta maele superbus adest ist der Dachs nicht eine besondere Siegestrophäe; der Jäger ist stolz auf seine Jagdbeute, wie immer bei jeder erfolgreichen Jagd.

11. Bär. Plinius behauptet zweimal, VIII 36, 131 und 58, 228, der Bär komme in Afrika nicht vor, an der ersten Stelle in ausdrücklichem Widerspruch zu einer offiziellen Aufzeichnung (annalibus notatum est), nach der am 18. September 61 Domitius Ahenobarbus als kurulischer Ädil hundert numidische Bären und hundert äthiopische Jäger im Zirkus „gegeben" habe; er wundere sich über das Epitheton, da es feststehe, daß der Bär in Afrika nicht vorkomme. Der Atlasbär

Digitized by Google

wurde erst von dem Engländer Crowther entdeckt, nach dem er benannt ist. Nach der Anschauung der in Ruß and wohnenden Giljaken, über die N. Seeland in der Russ. Revue XXI 240 ff. berichtet, erscheint der Bär als Vollzieher der göttlichen Beschlüsse, der schlechte Menschen noch bei Lebzeiten bestraft; überhaupt sind mit ihm einige abergläubische Ideen verbunden, daher kann er als heiliges Tier gelten, für einen Gott oder Halbgott aber hält ihn niemand. Schwerlich wird die alljährliche Tötung eines jungen Bären bei ihnen als Opfer aufzufassen sein. Nach Brehm II 232 rufen die Bärenbranten, wenn sie abgehärt und zur Bereitung fertig gemacht sind, durch ihre Ähnlichkeit mit einem auffallend großen menschlichen Fuße einen widerlichen Eindruck hervor. Daher spricht Plin. VIII 36, 130 von manibus capite operto und Oppian III 144 χεῖρες χερσὶ βροτῶν ἴκελαι ποδες ἠδὲ ποδεσσιν. Das Brummen der Bären heißt lateinisch urgare, russisch urtschâtj.

12. **Biber.** Nach Herodot IV 109 werden im Lande der Budiner, wo auch die Gelonen wohnen, zwischen dem Don und der Wolga im nördlichen Teil des Gebietes des Donschen Kosakenheeres und im südlichen des Gouv. Saratow, in einem großen See gefangen Ottern, Biber und andere Tiere: ἐνύδριες καὶ κάστορες καὶ ἄλλα θηρία τετραγωνοπρόσωπα, mit deren Pelzwerk man Kleider verbrämt und deren Hoden man zur Heilung von Uterin-Krankheiten gebraucht. Schon lange wird darüber nachgeforscht, was für Tiere diese mit dem viereckigen Gesichtsschädel seien. Mit andern meint O. Keller: Seehunde. Allein obwohl diese außer den Meeren auch große Binnenseen bewohnen, die entweder durch Flüsse mit Meeren verbunden sind oder in der Vorzeit einen Teil von ihnen gebildet hatten, wie der Baikal und das Kaspische Meer, so treffen diese Verhältnisse schwerlich auf den See Herodots zu; auch ist über die Verwendung des betreffenden Organs zu Heilzwecken nichts bekannt. Nach anderen sollen es Renntiere sein, so Tomaschek in den Sitzungsberichten der K. Akademie der WW., Wien CXVII (1888) S. 27, der übrigens statt Aristoteles hätte Plin. VIII 34, 123. 124 anführen müssen. Das Renntier fand sich in der Tat nach Pseudo-Arist. Mir. ausc. 29 ἐν Σκύθαις τοῖς καλουμένοις Γελωνοῖς θηρίον τι, σπανιον μὲν ὑπερβολῇ, ὃ ὀνομάζεται τάρανδος, es wechsle die Haarfarbe nach der Örtlichkeit, wo es sich aufhalte; das Gesicht habe einen dem Hirsch ähnlichen Typus. Das paßt also schon wegen dieser Bestimmung nicht und außerdem lebt das Renntier nicht in Sümpfen und auch nicht in Seen. K. E. von Baer meint, unter den ἄλλα θηρία seien eben wieder Biber zu verstehen (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reichs VII 245 (1845); aber hierin wird der Philolog mit dem großen Naturforscher nicht übereinstimmen können. Ich glaube, Herodot meint myogale moschata oder castor moschatus, auch Desman (russisch Wujchuchol) genannt. Nach Brehm II 400 wohnt er in den genannten Gegenden, seine Lebensweise gleicht zum Teil der des Flußotters, sein Pelz so sehr dem des Bibers und der Bisam-

Digitized by Google

ratte, daß Linné ihm die Benennung c. moschatus gab (er kommt indessen im Handel verhältnismäßig nicht häufig vor, obgleich da, wo das Tier sich aufhält, es immer viele gibt), er wird auch jetzt noch zur Verbrämung von Mützen und Kleidern gebraucht. Unter der Schwanzwurzel liegt eine Drüse, die einen so starken Moschusgeruch ausströmt, daß das Fleisch von Tieren, z. B. großen Hechten, die diese myogale gefressen haben, unbrauchbar wird. Verbinden wir nun damit die teilweise rätselhafte Stelle Aristot. VIII 5, 58: einige der Vierfüßer und wilden Tiere finden ihre Nahrung an Seen und Flüssen; am Meere keines außer der Robbe. Solche sind *ὅ τε καλούμενος κάσιωρ καὶ τὸ σαθέριον καὶ τὸ σατύριον καὶ ἐνυδρὶς καὶ ἡ καλουμένη λάταξ· ἔστι δὲ τοῦτο πλατύτερον τῆς ἐνυδρίδος καὶ ὀδόντας ἔχει ἰσχυρούς· ἐξιοῦσα γὰρ νύκτωρ πολλάκις τὰς περὶ τὸν ποταμὸν κερκίδας ἐκτέμνει τοῖς ὀδοῦσιν . . . τὸ δὲ τρίχωμα ἔχει ἡ λάταξ σκληρὸν καὶ τὸ εἶδος μεταξὺ τοῦ τῆς φώκης τριχώματος καὶ τοῦ τῆς ἐλάφου.* Von diesen Tieren ist *κάστωρ* und *ἐνυδρίς* zweifellos Biber und Otter; *τὸ σαθέριον καὶ τὸ σατύριον* nach O. Keller wohl unergründlichen barbarischen Ursprungs, aber doch wahrscheinlich nur Bezeichnung eines Tieres; die bestimmt unterschiedene (*ἡ καλουμένη*), nach der Behaarung so genau beschriebene *λάταξ* kann unmöglich, wie Pallas Spicileg. Zool. XIV S. 42 meinte, dasselbe sein, so daß nur zwei Wassertiere genannt würden, der Biber und der Otter. Aubert und Wimmer I 70 schließen sich, aber nicht bedingungslos, der Hypothese Sundevalls (Thierarten des Aristoteles S. 55) an, wonach die anderen drei Namen dasselbe Tier bezeichnen wie *κάστωρ*. Auch I 1, 6 führt Aristoteles als Beispiele für Wassertiere, die Füße haben, den Otter, die Latax und das Krokodil an; hätte er den Biber gemeint, so hätte er wohl das gewöhnlichste *κάστωρ* gesagt. Zwar ist zuzugestehen, daß in bezug auf das Benagen der Bäume, das für den Biber charakteristisch ist, ein Mißverständnis mit unterläuft, sowie daß ein nicht unwesentliches Merkmal der *λάταξ*, der kleine Rüssel fehlt. Aber dafür treffen die anderen ziemlich zu. Die Kopfbildung kann wirklich als viereckig bezeichnet werden; der Hals ist ungewöhnlich kurz, ebenso dick, wie der Leib, und von diesem nicht zu unterscheiden; der Leib ist in der Tat breiter, als bei dem Otter; Zähne hat sie 44, der Otter nur 36. Auch die Beschreibung des Haares ist nicht unzutreffend: bei der *λάταξ* ist es hart und sieht sich an wie in der Mitte stehend zwischen dem der Robbe und dem des Hirsches; das der Robbe besteht aus steifen und glänzenden Grannen, die eine sehr spärliche Unterwolle bedecken, während beim Edelhirsch die Decke eine feine Unterwolle und grobe, harte Grannen ausmachen (Brehm II 310 und III 463). Das Fell der myogale m. zeigt sehr glatte (und darum, fügen wir bei, ziemlich harte) Grannen und äußerst weiche Wollhare. Nun macht O. Keller Anm. 152 die schätzbare Bemerkung, Moschus heiße im Sanskrit das *καστόρειον*, Bibergeil, das ja als krampfstillendes Mittel bekannt ist. Bei alledem scheint der Schluß nicht zu gewagt,

Digitized by Google

daß die λάταξ des Aristoteles und Herodots Tier eben die myogale moschata oder der castor oder sorex moschatus ist.

Der Biber bei Plautus. In den Fragmenta fabularum incertarum bei G. Goetz und Fr. Schoell Fasc. VII S. 147 XII steht sic me subes cottidie quasi fiber salicem nicht in dem Sinne: du steckst dich unter mich, denn mit subsum kann kein Akkusativ verbunden werden; vielmehr ist es, nach einer Bemerkung des Herrn Professors N. Hellwig, das Verb subedo, für das man hiermit einen zweiten Beleg erhält; bisher kannte man es nur aus Ovid. Met. XI 783 e scopulo, quem rauca subederat unda.

12. Maus. Die Beobachtung des Aristoteles VI 37, 186 von der „fabelhaften“ Vermehrung der Mäuse — von einer trächtigen μετ' ὀλίγον 120 Stück Nachkommen —, die auch Plinius X 65, 185 wiedergibt, erscheint gar nicht so unwahrscheinlich, wenn man die tatsächlichen Angaben bei Brehm II 513 betrachtet, wonach eine Maus vom 17. Mai bis zum 24. Oktober 37 Junge warf, und eine von dem ersten Wurf, der am 6. Juni erfolgte, schon am 18. Juli vier zur Welt brachte. Man braucht nur μετ' ὀλίγον im Sinne von μετ' ὀλίγους μῆνας zu fassen und Aristoteles wird recht haben. Übrigens verdient bei ihm § 188 die Lesart des cod. Med. ἐὰν ἄλλας λείχωσι entschieden den Vorzug vor ἅλας, obwohl Plinius X 65, 185 auch diese Lesart kennt, aber mit opinantur doch verwirft, und die im ersten Fall von Aubert und Wimmer geforderte Lesart ἀλλήλας scheint nicht nötig. In den griechischen Geopon. XIII 4, 6 wird als Mittel zur Vertreibung der Mäuse anempfohlen eine zu skalpieren (aber nicht zu kastrieren); ebenda 5, 4 erwähnt Apuleius die Exorzismusformel für die Feldmäuse zu demselben Zweck, setzt aber hinzu: „ich billige dies alles nicht, das sei ferne, und rate allen dasselbe; niemand möge derartiges beachten, was nur des Lachens wert ist“. — Bei Plautus Bacch. 884 soll der gefangenen Maus — es ist hier der sorex, die Spitzmaus, crocidura aranea — der nächste beste Küchenjunge triumphierend den Bratspieß durch den Leib stoßen. Das wird sich wohl anders verhalten. Der Sklave Chrysalus sagt zu dem Kriegsmann Kleomachus: si tibist machaera, at nobis ueruinast domi: qua quidem te faciam, si tu me inritaueris, confossiorem soricina nenia. Ussing versteht dies so: es sei die klagende Stimme der gefangenen Spitzmaus gemeint, denn confossior sei dasselbe wie miserior, nam facili hypallage vox animalis tam acuta tamque penetrans et ipsa confossa dicitur. Natürlicher ist doch vorauszusetzen, der Gedanke sei: mit meinem Bratspieß werde ich dich so durchstechen, daß du mehr Löcher haben wirst, als ein Ding, an dem viele Löcher sind, z. B. eine Flöte oder Klarinette, lateinisch tibia. Solcher gab es mehrere unter verschiedenen Benennungen. Eine hieß milvina nach Solin Coll. r. mem. 2 ed. Mommsen = Polyh. 5, 19 quae in accentus exeunt acutissimos, Servius zur Aeneis XI 737 und Festus (ed. Thewrewk di Ponor I 88) milvina genus tibiae acutissimi soni. Unzweifelhaft kommt dies Wort von milvus (m. regalis, Königsweih) her, mit dessen Ruf, der nach Brehm hihihiää

Digitized by Google

lautet, der Ton der tibia verglichen wird. Analog konnte eine andere mit der Stimme der Spitzmaus verglichen und danach benannt werden; sie bringt einen scharfen, fein zwitschernden, fast pfeifenden, aber leisen Ton hervor (Brehm II 391). Wenn aber Plautus nicht soricina tibia sagt, sondern s. nenia, so wollte er vielleicht darauf hinweisen, daß der Ton dieser tibia einer querimonia flentium ähnlich sei. Fest. I 159 quidam volunt neniam ideo dici, quod voci similior querimonia flentium sit. Übrigens lautet das Zitat bei Festus s. v. nenia auf Taf. IX 10 nicht ganz identisch mit dem plautinischen Text, es gibt deutlich te reddam, aber nenia ist infolge der schlechten Erhaltung der Kolumne nicht zu erkennen. Schließlich soll nicht verschwiegen sein, daß K. M. Rapp in seiner deutschen Übersetzung des Plautus (1852) das Richtige gesehen hat: er verlangt dem Sinne nach „als die Querpfeife Löcher hat“.

13. Hase. In bezug auf die Fruchtbarkeit der Hasen sagt Varro III 12, 4, setze man in das Hasengehege zwei Paare, so werde es bald voll. Aber es ist sehr fraglich, ob man Aristoteles VI 33, 181 *τίκτουσι πασαν ὥραν* und *τίκτουσι κατα μηνα* richtig auslegt, wenn man es wörtlich versteht und auch auf die Wintermonate ausdehnt. In Deutschland wenigstens setzt die Häsin nur vom Februar bis zum Herbst, vier, höchstens fünfmal. Das wird in Griechenland nicht viel anders sein; dann muß es Aristoteles gewußt haben und *πᾶσαν ὥραν* sich auf Ausnahmsfälle beziehen. Ebensowenig möchte man die Bemerkung *τίκτει δὲ τυφλά, ὥσπερ τα πολλὰ τῶν πολυσχιδῶν* dem Aristoteles zutrauen; gegen Aubert und Wimmer ist mit guten Handschriften *οὐ* einzusetzen. Nach Plinius VIII 55, 218 hat die Ansicht, daß der Hase Hermaphrodit sei — utramque vim singulis inesse ac sine mare aeque gignere — zuerst der letzte kappadokische König, der 17 n. Chr. gestorbene Archelaus, ausgesprochen, der sich auch mit Naturforschung beschäftigt hat. Der Irrtum hat seine Erklärung in einer anatomischen Eigentümlichkeit: bei der Häsin ist der Uterus doppelt, d. h. die beiden Hälften bleiben in ihrem ganzen Verlauf völlig getrennt und münden jede für sich als langer Schlauch in die Scheide. Die Klitoris ist auffallend lang und dick, so daß sie einen Penis vortäuschen könnte (Schäff, Jagdtierkunde S. 168; übrigens hat schon Külb in seiner Übersetzung S. 104 A. 2 darauf hingewiesen). Doch spricht Plinius mit keinem Wort davon, daß er derselben Ansicht sei. Dagegen versichert freilich Älian XIII 12, daß der Rammler trächtig werden könne und überhaupt alle Eigenschaften des weiblichen Geschlechts habe, sei ihm von einem Jäger gesagt, dem nicht zu glauben er sich nicht entschließen könne, zumal die Tatsache durch eine Sektion bewiesen sei. Über das *ἐπικυΐσκεσθαι*, superfetare bei Plinius VIII 55, 219 (aliud educans, aliud in utero pilis vestitum, aliud inplume, aliud inchoatum gerens pariter) hat Varro III 12, 4 eine richtigere Meinung: saepe, cum habent catulos recentes, alios in ventre habere reperiuntur und nur mit dem Zusatz dicitur sagt er von dem lepus italicus: cum praegnas sit, tamen concipere (§ 5).

Digitized by Google

14. Kaninchen. Nach Strabo III 2, 6 werden sie in Spanien gejagt, indem man sie durch Frettchen (γαλαῖ ἄγριαι, putorius furo) aus ihren Bauen heraustreiben läßt; damit diese aber die Karnikel nicht anfassen, lassen die Leute die Frettchen hinein φιμώσαντες. Schwerlich ist dabei an einen kleinen Maulkorb zu denken, wie Brehm I 611 tut; man wird wohl nur um die Schnauze ein Riemchen herumgebunden haben, wie die Ägypter es mit den Schweinen machten, die die Saat in die Erde treten sollten (O. Keller S. 394 Fig. 139). Plinius VIII 55, 218 erwähnt die Sache nicht.

15. Equidae. In dem Flagment aus der Andromache des Sophokles (129) werden nicht phönizische Schiffe geradezu Rosse genannt, sondern einer fragt den Ankömmling: ἵπποισιν ἢ κύμβαισιν ναυστολεῖς χθόνα; wobei das bei ἵπποισιν etwa vorschwebende ἥκεις sich dem zweiten Gliede angepaßt hat. — Daß die Zucht von Mauleseln eine Erfindung nichthellenischer Einwohner Kleinasiens sei, hat O. Keller schon 1859 im „Ausland" nachgewiesen und zwar aus Hom. *B* 852 und Anakreon frg. 35. Bei Homer heißen sie ἡμίονοι ἀγρότεροι, welches Beiwort auch den Hirschen *Φ* 486 und ζ 133, den Schweinen *Λ* 293. *M* 146 und den Ziegen ϱ 295 gegeben wird. Bei den zwei letzteren kann man dasselbe ungezwungen darauf beziehen, daß es zahme und wilde gibt; dies trifft aber weder auf die Maultiere noch auf die Hirsche zu; bei diesen muß es also die im Gegensatz zu den Haustieren auf dem Felde oder da und im Walde lebenden Tiere (Catull. 63, 72 cerva silvicultrix) bezeichnen. Daß die Römer das Eselsfleisch aßen, ist auf Grund von Plinius VIII 43, 170 in der Abhandlung Die Fische in Ovids Halieuticon (Philologus. Supplem. XI 3 S. 330) nachgewiesen.

16. Kamel. Wenn der slavische Name aus ἐλέφας entstanden ist, so kann er nicht eine geringe Umwandlung genannt werden: er lautet nämlich verbljud. Zu den Beispielen, daß Pferde bei der Begegnung mit Kamelen scheuen entweder wegen des ungewohnten Anblicks oder des ihnen unangenehmen Geruchs, Herod. I 80. Xen. Cyrop. VI 2, 18. VII 1, 27, kann man eines aus dem Jahre 1830 fügen bei Blaramberg (s. o.) I 162. Das Amselfeld, auf dem die Kamele schon 1078 in der Schlacht eine Rolle gespielt haben, heißt auf russisch Kossowo polje; dies kann aber nicht albanisch sein, da auf albanisch die Amsel τσέϱεja (die Schwarze?) heißt, es ist aber auch nicht slavisch, wie F. G. von Hahn (Albanesische Studien I 5) meint. Es kommt vom griechischen κόσσυφος, die Amsel, turdus merula, her. Solche Überreste des Griechischen sind nicht selten: Martolos im Albanischen stammt von Armatolos (ders. Reise von Belgrad, 1861, S. 85). Der Vogel ist im Winter in Macedonien, Epirus und Albanien sehr verbreitet (A. Mommsen, Griechische Jahreszeiten H. 3, S. 229).

17. Hirsch. Verdienstlicher Weise erinnert O. Keller wieder daran, daß damma nicht den Damhirsch, cervus platyceros oder palmatus, bezeichnet, sondern entweder eine Antilope, oder bei Dichtern die Gemse, was wichtig ist für Horaz c. I 2, 11, wo der Damhirsch

Digitized by Google

unsinnig wäre. Vgl. Plinius XI 37, 124 dedit natura cornua rupicapris in dorsum adunca (das ist die Gemse, antilopa rupicapra), dammis in adversum (das ist die antilopa damma). Über die Entstehung der Fabel von dem Efeu auf dem Geweih Arist. IX 5, 38 und Plin. VIII 32, 117 ist in De Pandaro venatore Homerico (Leipzig 1901, Fock) gehandelt. Woher Brehm III 460 die Nachricht haben mag, daß der Name daher komme, daß es das Wild der Damen sei?

18. Elch. Die Beobachtung bei Plinius VIII 15, 39, daß bei der der alce ganz ähnlichen, auf der Insel Scandinavia vorkommenden, in Rom nie gesehenen, aber von vielen erwähnten achlis, die natürlich cervus alces ist, die Oberlippe praegrande ist, also bei weitem über die untere hervorragt, ist richtig (Brehm III 436); der Schluß, den er daraus zieht, daß das Tier rückwärts gehend weiden müsse, wird sich wohl auf beobachtete Einzelfälle beschränken. So berichtet Th. Roosevelt (Jagden in amerikanischer Wildnis, Berlin 1905, S. 171) von dem dem Elch entsprechenden amerikanischen Moose, die Läufe seien zu lang und der Hals zu kurz, als daß er gewohnheitsmäßig das kurze Gras abäsen könnte, aber wenn ihn zu Beginn des Frühlings das Verlangen nach den zarten Halmen des jungen Sumpfgrases erfasse, pflege er sich öfters auf die Kniee niederzulassen, um sie erreichen zu können, und im Winter führe er bisweilen dasselbe Kunststück aus, um ein paar Geäse voll Schnee zu nehmen. Das Rückwärtsweiden wird von Pallas auch von der Steppenantilope, antilope saiga, berichtet, aber von Brehm III 417 als aus der Luft gegriffen bezeichnet; es wird sich wohl auch auf einzelne Fälle beziehen. — Caes. b. Gall. VI 27 heißt es: alces mutilae sunt cornibus, was gewöhnlich verstanden wird: sie sind hornlos (Brehm III 436). In der Tat wird bei Colum. VII 3, 3 dem Widder, der est intortis cornibus, der mutilus entgegengestellt und 6, 4 spricht er von mutila capra et cornuta, von maritis gregum mutilis et cornutis. Auch bei Varro L. L. IX 26 steht mutilus bos, und Plinius VIII 47, 188 bezeichnet mit mutilus aries utilior, 50, 200 bei den Ziegen mutilum in utroque sexu utilius die hornlosen Rassen, wie Ov. A. a. III 4, 49 mit turpe pecus mutilum (deutsch dial. kolbig: s. A. F. Magerstedt, Bilder aus der römischen Landwirtschaft, 1859, II 204), bei Theokr. VIII 86 μίτυλος. Aber da Caesar zu mutilus noch cornibus hinzusetzt, so ist diese Bestimmung als im Gegensatz zu dem unmittelbar vorhergenannten bos cervi figura stehend aufzufassen, dessen angeblich eines Horn excelsius magisque directum his quae nobis nota sunt cornibus (denen der Rinder Italiens) ist — es ist wahrscheinlich doch das Renntier, rangifer tarandus, wobei allerdings die oft nur an einer Stange ausgebildete Augensprosse nicht berücksichtigt ist. — Die Nachricht, die Cäsar erhielt, bezeichnet das Tier, d. h. den Elennbullen als mit einem Geweih versehen, das aber eigentümlich verbildet ist. Es besteht nach Brehm III 438 aus einer großen, einfachen, sehr ausgebreiteten, dreieckigen, platten, schaufelförmigen, gefurchten Krone, die an ihrem äußeren Rande mit zahlreichen Zacken besetzt ist. Das hat auch

Digitized by Google

Pausanias gewußt, wenn er sagt, die *ἄλκαι, τὸ ἐν Κελτικῇ θηρίον, κέρατα ἐπὶ ταῖς ὀφρύσιν ἔχουσιν οἱ ἄρρενες*, V 12, 1. Wenn es nach IX 21, 3 den Menschen auf weite Entfernungen wittert, so ist auch dies zutreffend; die Jagdart ist auch jetzt noch meist Einkreisen mit Treibern. Auch daß der Elch der Gestalt nach zwischen dem Hirsch und dem Kamel stehe, kann man gelten lassen, eher natürlich als Caesars consimilis capris figura. Wenn in dem Testament des Galliers bei Bruns Fontes iuris Romani ed. IV S. 232 bestimmt ist, daß die stellae ex cornibus alcinis mit seinem Leibe verbrannt werden sollen, so ist es eine sehr ansprechende, ja nötige Vermutung Kißlings, daß sellae zu lesen sei. Wie sollen Sterne aus Horn verbrannt werden können? Andererseits braucht man auch jetzt noch Geweih und Läufe des Elchs zu Verzierungen verschiedener häuslicher Geräte.

19. Ziege. Die Beobachtung bei Plinius VIII 53, 214 über den Steinbock, ibex, daß er in cornua se librat ut tormento aliquo rotatus in petras, potissimum e monte aliquo in alium transilire quaerens, atque recussu pernicius quo libuerit exultat ist natürlich unbegründet; sie wird aber erklärlicher, wenn man über das Dickhornschaf, ovis montana, bei Th. Roosevelt (Als Cowboy unter Cowboys. Deutsche Ausgabe, 1907, S. 178) liest: es sei ein vortrefflicher Springer und leiste vielleicht noch mehr im Hoch- als im Weitsprung; ohne zu zögern, springe es ein Dutzend Fuß hoch auf eine Felsspitze oder lasse sich ebenso tief auf eine hinabfallen, die kaum eine Handbreit Raum biete, um darauf zu stehen. Manchmal scheinen sie einen senkrechten Abhang hinabzuspringen; aber er sei eben nur scheinbar senkrecht; sie berühren von Zeit zu Zeit den Felsen mit den Schalen und rasen so, sich immer im Gleichgewicht haltend, in großen Fluchten hinunter, die letzte oft fast mit dem Kopf voran, als ob sie tauchten. Der große amerikanische Jäger schreibt dies der Eigenschaft des Hufes zu, der ein elastisches Polster, und an dem nur die Ränder und Zehenspitzen hart seien; Plinius sucht es durch das angeblich elastische Gehörn zu erklären. — Eine ebenfalls auf Archelaus (s. o.) zurückgeführte Notiz über die Hausziege nunquam febri carere wird von Varro bestätigt III 3, 5 in emptione capras sanas sanus nemo promittit und neuerdings von Magerstedt (s. o.) II 1, 212. 218.

20. Schaf. Die Kirgisen und Baschkiren betreiben auch jetzt die Jagd auf die Saiga-Antilope nicht, wie man denken sollte, mit Falken, sondern mit Steinadlern, aquila chrysaetos (Brehm III 416). Die Schafe in Arabien bei Diodor II 54 *μεγάλας καὶ παχείας ἔχουσαι οὐράς*, und die eben dort und nirgendwo anders vorkommende Rasse, welche *τὰς οὐρὰς ἔχει μακράς, τριῶν πήχεων οὐκ ἐλάσσονας* Herod. III 113, ist nicht ovis aries platyura allgemein, sondern eine Unterart davon, die man dolichouros nennen könnte, das syrische Schaf, von dem Konrad Keller eine Abbildung gibt in der Stammesgeschichte unserer Haustiere, Leipzig 1909, Teubner, S. 91. Plinius gibt ein geringeres Maß an VIII 48, 198: Syriae cubitales ovium caudae und sagt richtig plurumumque in ea parte lanici. Bei dem im ganzen

Digitized by Google

Süden Rußlands verbreiteten sog. walachischen Schaf geht der Schwanz ebenfalls über das Sprunggelenk hinab und in einigen Exemplaren bis zur Erde. Die Angabe Herodots, daß zur Schonung der Wolle die Hirten *ἁμαξίδας ποιεῦντες ὑποδέουσι αὐτὰς τῇσι οὐρῇσι* ist richtig: bis auf die jetzige Zeit hat sich der Gebrauch erhalten (C. Hagenbeck, Von Tieren und Menschen, 1908, S. 116).

21. Rind. Auf dem zweiten Becher von Vaphio findet ein Landwirt, das zweite Tier sei kein Stier, sondern eine Kuh. Das würde gut passen zur Deutung dieser Reliefs durch Konrad Keller (Die Stammesgeschichte, Leipzig 1909, Teubner, S. 79), der darin in fortlaufender Reihenfolge alle Phasen findet von der Jagd auf wilde Rinder und deren Einfangen an bis zur Zähmung und eigentlichen Domestikation, Szenen, so lebensvoll dargestellt, als ob sie der Natur abgelauscht wären; der Stier links unten, der an einem am linken Fuß befestigten Strick von dem Manne getrieben wird, ist aber wohl als einer aufzufassen, der schon so weit gezähmt ist, daß er sich so treiben läßt, nicht als zum Opfer abgeführt (Tzountas and Manatt, The Mycenaean age S. 228); die werden an den Hörnern gehalten. Den Schauplatz verlegt C. Keller allerdings mit Unrecht nach Griechenland, wie nach O. Keller Anm. 225 E. Krause im Globus LXXIII S. 389 nachgewiesen hat: es ist ein Palmenland. Man beachte auch noch die Hosen und Sandalen der handelnden jungen Männer — die ersteren auch auf der mykenischen Dolchklinge (S. 79 und bei O. Keller 352 lies: zweites Jahrtausend vor Chr.). — Das Rezept zu einem vereinfachten Verfahren, *σύντομος σκευασία*, zur Bereitung einer Art Sauermilch, *μέλκη*, steht nicht bei Columella, sondern in den griechischen Geopon. XVIII 21, wo es dem Paxamus zugeschrieben wird. Daß das Wort und das Rezept dem römischen Landwirtschaftsleben entstammt, beweisen nicht nur die Zitate aus Galen (*ἐν τῶν ἐν Ῥώμῃ εὐδοκιμούντων ἐδεσμάτων*) und Alexander Trall. 7, 5, sondern auch der aus dem Lateinischen entnommene Ausdruck (*κιβωτάριον ἢ*) *ἀρμάριον*. S. Helmreich in Wölfflins Archiv I 326 und I. Janko in der Glotta II 38—49. — Gewiß weist die Milchkur, lactis herbidi per montium aestiva potus Plin. XXIV 6, 28 auf den Sommeraufenthalt im italienischen Hochgebirge, nur möchte beachtenswert sein, daß Plinius für Schwindsüchtige und solche, die sich nicht erholen können nach schwerer Krankheit, silvae, quae picis resinaeque gratia radantur, vorzieht. — Seneca de ira II 31, 6 beweist den Satz, daß dank dem Menschen Tiere gezähmt werden, durch zwei Beispiele, durch die Zähmung des Stiers — adspice taurorum iugo colla submissa — und die des Elefanten — terga (eorum) pueris pariter ac feminis persultantibus inpune calcata, allerdings ein etwas geschraubter, aber dem Schriftsteller ähnl ch sehender Ausdruck. Aber es ist sicher, daß die Umstellung der beiden Genitive, die von Fr. Haase herrührt — in den Handschriften steht elephantorum iugo und taurorum terga — richtig ist. — Daß der „Handwerkerschwank" in dem Mythus von Hyrieus auf einen Vorgang bei der Gerberei geht, wird, wie es scheint,

Digitized by Google

einigermaßen bestätigt durch Plin. XXIII 7, 140 folia mori in urina madefacta pilum coriis detrahunt. — Die Quelle für die Bemerkung des Plinius VIII 46, 184, der Apis habe unter der Zunge nodum quem cantharum appellant, ist Herodot III 28 ὑπὸ δὲ τῇ γλώσσῃ κάνθαρος, das Plinius eben erklärt als eine Verhärtung, vielleicht in Form eines Skarabäus (übrigens gibt der Thesaurus in lingua, Passow und Pape sogar auf der Zunge).

22. Schwein. Die Bemerkung Xenophons Cyneg. 10, 12 bezieht sich nicht überhaupt auf die Ringerstellung des Jägers, der den Keiler auf den Speer aufrennen läßt, sondern auf die Entfernung, in der er sich zu halten hat: μὴ πολλῷ μείζω διαβάντα ἢ ἐν πάλῃ. — Columella VII 9, 9 macht auf die Gewohnheit der Mutterschweine aufmerksam, aufeinander zu liegen, super alias aliae cubant, weil dabei Gefahr sei, daß sie die fetus, die noch ungeborenen, erdrücken, nicht die Jungen. — Nach Älius Melissus bei Gell. XVIII 6 hieß das Mutterschwein porcetra, wenn es nur einmal geworfen hatte, wenn öfter, scrofa. — Varro sagt II 4, 3 quis est qui non audierit patres nostros dicere ignavum et sumptuosum esse qui succidiam in carnario (eine Speckseite in der Räucherkammer) suspenderit potius ab laniario quam e domestico fundo? Es ist also kein Ausspruch Catos. — Plinius teilt in der Tat VIII 51, 209 und XI 31, 210 Einzelheiten über den eigentümlichen Geschmack der römischen Gourmets in bezug auf gewisse Teile der weiblichen Schweine mit, merkwürdigerweise aber ohne besondere Entrüstung, die ihm sonst bei Erwähnung des Luxus zur Verfügung steht. — Von den drei Krankheiten des Schweines, die Aristoteles VIII 29, 137—142 erwähnt, nennt Plinius VIII 51, 206 nur zwei, angina und struma; das erstere, die Bräune, entspricht zum Teil dem βράγχος des Aristoteles. Übrigens ist vom Aderlaß als Heilmittel bei beiden Schriftstellern nicht die Rede. — Zu den sonderbaren dialektischen Namen für den Eber soll σύβρος gehören. Allerdings hat Hesych (ed. M. Schmidt IV S. 90) die Glosse: σύμβρος· κάπρος, wie die Handschrift gibt, im Text aber ist das Wort ohne μ gegeben. Ohne Grund, wie es scheint. Es ist dasselbe Wort, wie slav. sombrj, bei den Byzantinern τζοῦμβρος und ζόμβρος, lit. zebris, stumbras, lett. zûbrs, stumbers, kurz das russische subr, bonasus bei Aristoteles II 1, 12. 19, bos bonasus vel bison, der Auerochs. Daß es dort ein κάπρος sein soll, widerspricht dem nicht. Wechseln doch die Bedeutungen nicht bloß beim Übergang eines Wortes aus einer Sprache in die andere, sondern auch aus einer Gegend in die andere. So bedeutet im russischen Norden olénj das Renntier, im Süden den Edelhirsch, die saiga bald die Antilopenart, bald das Reh, im Osten den moschus moschiferus, krot ist der Maulwurf, im äußersten Norden arvicola amphibius; den Seeotter, enhydris und latax marina, nennen die russischen Jäger Biber (s. K. E. von Baer, Beiträge a. a. O. S. 154).

St. Petersburg. Georg Schmid.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Paul Schwartz, Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen. Erster und zweiter Band. Band XLVI und XLVIII der „Monumenta Germaniae paedagogica". Berlin 1910 und 1911, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 516 S., VII u. 549 S. gr. 8. 13,60 und 14 ℳ.

Zwei stattliche Bände, die uns ein wertvolles Material bringen, und denen noch ein dritter folgen soll. Prof. Dr. Schwartz bietet uns ein Quellenwerk über einen wichtigen Zeitraum der preußischen Schulgeschichte, in dem „zum erstenmal eine großzügige Reform ins Werk gesetzt wurde". Entnommen ist das Aktenmaterial des Oberschulkollegiums dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin. Der Abschnitt der Schulgeschichte, den S. hier bringt, fällt mit einem wichtigen Abschnitt der politischen Geschichte zusammen, mit dem Zeitraum vom Beginn der französischen Revolution bis zum Zusammenbruch des preußischen Staates im Jahre 1806. Die Schulreform war etwas Gutes, hier war wirklich Geist zu spüren, die Ideen der Aufklärungszeit wirkten anregend und befruchtend, aber mit dem verhängnisvollen Jahre 1806 brach sie jäh ab.

S. entwirft uns zunächst auf 41 Seiten im Anschluß an die Berichte über die Schulen, die vom Oberschulkollegium als Gelehrtenschulen anerkannt wurden, ein Bild von dem Zustand dieser Gelehrtenschulen im Jahre 1788. Die Schule des 18. Jahrhunderts war eine „rückständige Zunft" geworden. Vorschläge über Vorschläge zur Besserung wurden gemacht; über das Schulwesen lagerte sich schließlich ein dichter Nebel grauer Theorien. „Da brach es wie ein heller Sonnenstrahl durch das Gewölk": in Preußen wurde das Oberschulkollegium im Februar 1787 eingerichtet; unter all den Theorien eine pädagogische Tat. Schon 1784 hatte die Berliner Monatsschrift entschieden auf eine solche Behörde gedrungen. Daß sie im Geiste der Zeit aufklärend und fördernd wirken würde, dafür bürgte der Name des Ministers von Zedlitz und der anderen Mitglieder des Oberschulkollegiums (darunter die Schulmänner Meierotto und Gedike), außer von Wöllner, der Zedlitz' Nachfolger wurde und während seiner Amtsführung gegen

Digitized by Google

die Aufklärungsidee heftig ankämpfte, dann aber von Massow weichen mußte. Nach den Jahren folgt eine Übersicht, wie die Behörde von 1788—1806 zusammengesetzt war. Plastisch und drastisch schildert uns S. den unerfreulichen Zustand der Schulen, die Schulhäuser und Schulzimmer, Lehrerwohnungen und die traurige finanzielle Lage der Lehrer, an deren Idealismus und Patriotismus appelliert wurde! Manches aus den damaligen Zuständen klingt ergötzlich, so über die Freitische der Lehrer S. 19 und aus dem Kloster Berge bei Magdeburg S. 20 ff., dem Unterrichtsbetrieb u. dgl. Es wurde viel Latein getrieben und nichts gelernt, Griechisch hatten in vielen Schulen nur die künftigen Theologen und Mediziner, trostlos waren die Zustände der Muttersprache; an Stelle des konfessionellen Religionsunterrichts erscheint oft Moralunterricht. Interessante Einzelheiten hören wir aus dem Unterricht in Geschichte und Mythologie S. 36. Da bot sich dem Oberschulkollegium eine schwierige Aufgabe; S. 39 f. zeigen uns, was es alles zu besorgen hatte.

Nun aber tauchte eine Aufgabe, die nicht im Programm stand, plötzlich auf, und diese hat das Oberschulkollegium zuerst zu lösen gehabt: die Einführung des Abiturientenexamens. Näher hätte gelegen, zuerst eine Reform der Lehrpläne und Einführung eines einheitlichen Lehrplans ins Auge zu fassen. Ob dann das Abiturientenexamen sicher nicht eingeführt worden wäre, wie S. meint, ist mir nicht wahrscheinlich. S. ist ein entschiedener Gegner dieser Prüfung; ich stimme dem bei, was Aly in seiner Broschüre: Geschichte des preußischen höheren Schulwesens (Marburg, Elwert, 1911) S. 22 f. über ihre damalige Einführung und zur Rechtfertigung der Reifeprüfung sagt. Auch verweise ich auf das, was Bornhak erörtert in einer Abhandlung „Das Abiturientenexamen als Bedingung des Universitätsstudiums“, die Schwartz selbst in dem historisch-pädagogischen Jahresbericht 1909 S. 157 besprochen hat. Und wie eingehend und allseitig erwogen sind die Urteile für Einführung einer solchen Prüfung, die in den Gutachten von drei Universitäten und sechs Schulmännern S. 72—95 gegeben sind, und welch reiches Material liefern uns die Gutachten der Mitglieder des Oberschulkollegiums! Ich muß es mir hier versagen, näher auf den Inhalt dieser umfangreichen Akten einzugehen, aber sie sind für Schulgeschichte, Schulreform und in kulturgeschichtlicher Hinsicht noch jetzt wertvolle Urkunden. Unter dem Datum des 23. Dezember 1788 wurde das Reglement für die Prüfung veröffentlicht, dessen wesentliche Bestimmungen folgende waren (S. 133):

1. Jeder Preuße, der eine Landesuniversität bezieht, wird vor der Inskription geprüft, und zwar
   a) wenn er eine Gelehrtenschule in dem Verwaltungsgebiet des Oberschulkollegiums besucht hat, beim Abgang von der Schule,
   b) wenn er privatim vorbereitet worden ist oder eine andere Schule besucht hat, an der Universität.

Digitized by Google

2. Die Geprüften erhalten ein Zeugnis der Reife oder der Unreife.
3. Das Zeugnis der Unreife schließt von dem Besuch der Universität nicht aus.
4. Ein Stipendium kann nur dem bewilligt werden, der bei der Prüfung für reif befunden worden ist.

Das Oberschulkollegium regte auch bei den nicht unter seiner Aufsicht stehenden Schulen die Einführung des Examens an. Die Prüfung auf der Schule fiel den Lehrern unter dem Vorsitz eines Kommissars zu.

Das Reglement war nur als ein vorläufiges gedacht, dem ein „genaueres" folgen sollte. Nach den Erfahrungen bei den ersten Prüfungen sollte „dieser oder jener Punkt noch genauer bestimmt oder modifiziert werden". Ein neues Reglement sollte am 22. Oktober 1806 beraten werden, da kam die Kunde von der Schlacht bei Jena und am 24. der Feind selbst nach Berlin. Die Beratung und Beschlußfassung unterblieb.

Viele bemerkenswerte Einzelheiten möchte ich, wenn es der Raum erlaubte, noch anführen. Man muß die Berichte und Verhandlungen selbst lesen. Interessant ist auch die willkürliche Interpunktion, die Orthographie (oft *y* für *i*, *mögten*, *vest*, *Begrif*, *betrift* usw., *dis*, *Schaam*, *Laage*, *würklich*, *bewürkt*, *vor* statt *für*, *Verboth*, *Persohnen* usw.), der Gebrauch von Fremdwörtern; häufig steht *Subjekte* für Personen, so „*dergleichen Subjekte*", und *Sentiment* für Urteil oder Äußerung).

Da Verf. uns ein „Quellenwerk" bieten will, so hätte er nur den Tatbestand objektiv darstellen und in der Vorführung seiner subjektiven Ansicht wenigstens kürzer und maßvoller sein sollen. Gegen neuere Direktoren führt er einen Hieb S. 23: „Für die Entwicklung des Delirium directoriale — eine Art Größenwahn, der unter den Leitern der höheren Lehranstalten seine Opfer fordert — fehlte es in jener Zeit an den Vorbedingungen" usw.; über die klassischen Studien, denen er selbst fernsteht, urteilt er lieblos und absprechend und spricht von dem „Inhalt altklassischer Konservenbüchsen"; geradezu maßlos aber geht er gegen das Abiturientenexamen los. „Kaum eine Schuleinrichtung hat so den allgemeinen Haß (!) auf sich gezogen wie das Abiturientenexamen. Es wird, trotz aller Verbesserungen, als ein Folterverfahren angefochten, das ebenso verwerflich und unsittlich ist wie das Folterverfahren, dessen sich ehedem die Justiz bediente, um die Wahrheit an den Tag zu bringen" usw. Nachdem er in solchem Ton auf zwei Seiten (65 f.) seinem Herzen Luft gemacht, muß er sich selbst ein Halt zurufen mit den Worten: „Doch kehren wir in die Vergangenheit zurück".

Es kommen dann im 1. Band von S. 215 an speziell zur Besprechung die Schulen in Ostpreußen, Westpreußen, Südpreußen und Neuostpreußen, Schlesien, im 2. Band Pommern, die Neumark und die Kurmark. Aus dem reichen Material hebe ich nur allgemein hervor, daß wir unter-

Digitized by Google

richtet werden über den äußeren und inneren Zustand der Gelehrtenschulen der einzelnen Bezirke und Städte durch Berichte der Rektoren über ihre Schulen und der Lehrer über ihre Lehrtätigkeit und durch Revisionsberichte (besonders von Meierotto, Gedike und Zöllner); wir lernen kennen den Unterricht, namentlich der oberen Klassen, Lehrpläne und Vorschläge zur Besserung dieser und zu einer gründlichen Schulreform, Aufgaben der Reifeprüfungen, Proben aus Schülerarbeiten, besonders den Abiturientenarbeiten, alles im Anschluß an das Aktenmaterial des Oberschulkollegiums. Wir hören u. a. auch, daß vieles von sog. modernen pädagogischen Problemen und Wünschen schon damals die Pädagogen beschäftigte und manches davon auch in preußischen Schulen im Unterricht eingeführt wurde (vgl. dazu auch den historisch-pädagogischen Literaturbericht über das Jahr 1909 S. 156 f.). Mit dem Colleg. Frider. in Königsberg wurde ein pädagogisches Seminar verbunden (Bd. I S. 217); dann mache ich noch aufmerksam auf die Aufgabe, die gestellt war, die polnische Jugend zu Preußen zu erziehen, und die Grundsätze für eine Schulreform in den polnischen Landen (Bd. I S. 493). Die Abiturientenaufgaben sind für uns besonders wertvoll, die Proben aus Abiturientenarbeiten, als Schülerleistungen (gute, durchschnittliche und mangelhafte) charakteristisch für die Anforderungen der Zeit, für uns sehr interessant, zum Teil auch amüsant (z. B. Bd. II S. 528 die Übersetzung aus Horaz: dum Capitolium scandet cum tacita virgine pontifex „solange noch mit dem verschwiegenen Mädchen der Pontifex das Kapitol erklimmt").

Der Inhalt jedes Bandes wird zu Anfang ziemlich vollständig mit Angabe der Seitenzahlen skizziert; ein eingehendes Register, das am Schluß des dritten Bandes folgen soll, wird dann die Benutzung noch erleichtern.

Das mit viel Mühe, Umsicht und Sorgfalt gearbeitete Werk wird allen Lehrern unserer höheren Schulen sehr willkommen sein und sie lebhaft interessieren. Es sei für Lehrerbibliotheken und Bibliotheken pädagogischer Seminarien besonders empfohlen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

[1]) **Karl Andreae, Die Entwicklung der theoretischen Pädagogik.** Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 188 S. 8. 2 ℳ, geb. 2.60 ℳ.

Gegenüber dem chaotischen Durcheinander von Meinungen, Beanstandungen und Reformprojekten, das die Gegenwart auf dem Gebiete der Pädagogik durchwogt, will Andreae an den philosophischen Ursprung der Pädagogik erinnern und bis zu jenen metaphysischen Werten hinabsteigen, die, wenn auch verdeckt und verkannt, doch die Seele ihres Getriebes bilden. Er will zeigen, was wir an theoretischem Kapital in der Pädagogik besitzen, indem er das im Laufe der Zeit erarbeitete Gedankenmaterial in möglichst objektiver Weise vorlegt.

Digitized by Google

Seinen Stoff gliedert der Verf. in der Weise, daß er zunächst einen Überblick über Umfang und Art der Erziehungstätigkeit in geschichtlicher Entwicklung vom griechisch-römischen Altertum an bis zu den neueren Strömungen vorausschickt, S. 1—23. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet dann die Darlegung der pädagogischen Theorien, von der griechischen Staatspädagogik beginnend bis zu den neueren Theoretikern, S. 24—125. Der dritte Hauptabschnitt gibt eine Grundlegung der pädagogischen Theorie, in gewissem Sinne als Ergebnis des vorausgehenden Hauptteiles, S. 126—186. Ein Namenregister ist angefügt.

Der historische Überblick über Umfang und Art der Erziehungstätigkeit hebt klar und scharf stets das Wesentliche und für die in Betracht kommende Epoche Charakteristische hervor und zeigt, wie sich der Erziehungsgedanke im Laufe der Zeiten in einer Reihe von verschiedenen Tätigkeiten verwirklicht hat. Ihr Wandel, ihre Vervielfältigung, ihr Hervor- und Zurücktreten werden als abhängig von der äußeren Struktur des Lebens und von den Vorstellungen, die sich der Durchschnitt von der psychischen Verfassung des Menschen und von der Möglichkeit, sie zu beeinflussen, gemacht hat, dargestellt. Daß Andreae die tatsächlichen Erziehungs- und Bildungsverhältnisse jeder Zeit als den Spiegel einerseits ihrer sozialen Lage und Kulturhöhe, anderseits der herrschenden Psychologie betrachtet, verdient durchaus Zustimmung. Als erste Voraussetzung für das Aufkommen einer erziehenden Tätigkeit erscheint das Zusammenleben, die menschliche Gemeinschaft. Sobald sich im primitiven Staatswesen Stände aussondern, macht sich diese Differenzierung auch in der Erziehung bemerklich. Der Sorge für die Erziehung derjenigen, welche die Zukunft verbürgen, widmen sich außer der Familie die Priester: die Religion wird zu einem wesentlichen Element der Zucht, insofern sie den Gehorsam gegen die Götter lehrt. Für die weitere Entwicklung der Erziehungstätigkeit sind die klassischen Völker typisch: bei Griechen und Römern beherrscht der Staatsgedanke alles, was Gesetz und Sitte in Erziehungsangelegenheiten schufen. Da die griechischen Staaten sich nur behaupten können bei einem durch systematische körperliche Übung zur Kriegstüchtigkeit und Kampfbereitschaft erzogenen Volke, so bildet die Gymnastik den Grundstock der griechischen Bildung. Der Unterricht in der Musik steht im Dienste der Götter und wird in seiner Entwicklung, sofern sich ihm alles anschließt, was geistig nährt und hebt, zum Zentrum des Unterrichts überhaupt.

Fußt auch die römische Erziehung auf der griechischen, so gibt ihr doch der Einfluß der Mutter gerade in der wichtigsten Altersperiode ein besonderes Gepräge. Ziel der römischen Erziehung ist Aneignung der Mittel, die allein Macht und Ansehen im Staate versprechen und sich in der Rhetorik zusammenfassen.

Mit dem Christentum trat eine fundamental verschiedene

Digitized by Google

Auffassung der Erziehung in die Welt ein; nicht mehr für den irdischen Staat will sie vorbereiten, sondern für die civitas Dei; so reicht ihr Ziel über die Welt hinaus, sie wird innere Wandlung im Gegensatz zur äußeren Formung.

Im Hauptteil („Die pädagogischen Theorien") unterzieht er die Hauptversuche, welche seit der Zeit der Griechen bis zur Gegenwart unternommen wurden, die Erziehungsfragen theoretisch zu behandeln, der Reihe nach einer eingehenden Prüfung. Aus dem reichen Inhalt sei nur einiges hervorgehoben. Das erste pädagogische System hat Plato aufgestellt, der die Pädagogik als einen Teil der Lehre vom Staate behandelt. Während aber bei ihm Ethisches, Politisches und Pädagogisches sozusagen ungeschieden nebeneinander steht und sein pädagogisches System wesentlich idealistischen Charakter zeigt, erscheint die Erziehungslehre des Aristoteles als praktische Staatspädagogik, da sie den Gedanken ausführt, wie der Staat die Erziehung einzurichten habe, um seinen Zweck, alle Bürger glücklich zu machen (εὖ ζῆν und εὖ πράττειν), am besten zu erreichen. Während in Griechenland die Philosophen eine Staatspädagogik konstruiert hatten, schuf in Rom die Macht der Tatsachen und die harte Lebenspraxis eine nationale Pädagogik, die jeden nach dem Maße der allgemeinen praktisch-politischen Anlage zu einem mehr oder minder nützlichen Glied des Ganzen formte, ohne daß theoretische Erwägungen die Ziele fixierten.

Nach der großen Umwälzung durch das Christentum sind es zwei Gedanken, welche für das Erziehungsziel bedeutsam werden: der der Transzendenz (der Mensch soll weder zum Bürger eines bestimmten Staates noch zum Weltbürger erzogen werden, sondern zum Glied der civitas Dei) und der der Autorität, wie sie sich in der universalen Kirche darstellt; aber zu einer eigentlichen didaktischen Theorie brachte man es nicht, in praxi hielt man sich an die Tradition; für den Unterricht war das Gedächtnis die zumeist in Anspruch genommene psychische Funktion: doctrina est traditio eorum, quae quis novit, ei, qui non novit.

Luther bricht mit der ihm eigenen Entschlossenheit mit der Überlieferung und deutet in lapidaren Sätzen auf neue Wege in Sachen der Erziehung; aber die harte Wirklichkeit läßt sich so schnell nicht meistern, und seine Anhänger wandeln im allgemeinen in ausgetretenen Bahnen.

Pädagogische Fortschritte stehen am letzten Ende, wenn auch nur schwerer erkennbar, immer irgendwie mit einem Aufschwung des philosophischen Denkens in Zusammenhang. Die Philosophen sind die wahren Pädagogen. Durch das Studium Campanellas und Bacos von Verulam ist in Comenius der Gedanke einer einheitlichen Gestaltung des gesamten Wissens aus einem Prinzip lebendig geworden: immer wieder kommt er auf die Durchführung dieser Idee, die in der Pansophie systematische Gestalt gewinnen sollte, zurück. Das 17. Jahrhundert ist ebenso reich an pädagogischen Versuchen

Digitized by Google

als an Projekten und Bildungsidealen; sie gleichen sich in ihren Ausgangspunkten, in der Richtung auf die eilige Befriedigung praktischer Bedürfnisse, in der Beschränkung auf die Versorgung des Intellekts. — Eine Sonderstellung nimmt A. H. Francke ein, nicht nur durch seine tiefer angelegte Persönlichkeit, sondern auch durch die Gabe weltläufigen Geschicks und praktischen Spürsinns. Seine theoretische Hauptschrift („Kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zu wahrer Gottseligkeit und christlicher Klugheit anzuführen sind“) will nichts anderes sein als eine Anweisung für seine Mitarbeiter.

Lockes Gedanken über die Erziehung schufen für die denkende Durchdringung des Erziehungsgeschäftes eine Grundlage, die den voraufgegangenen zahlreichen Anregungen und Ratschlägen fehlte. Erziehung ist für ihn Arbeit an dem ganzen Menschen. Das nächste Objekt ist der Körper, den es zum gesunden Instrument des Geistes zu entwickeln gilt; die Herrschaft gebührt dem Geist. Die Individualität des Zöglings bestimmt die Wahl der Erziehungsmittel; Massenerziehung gibt es nicht. Der Unterricht tritt zurück gegen die Erziehung durch Beispiel und Gewöhnung: Kenntnisse sind das unwichtigste Stück der Erziehung.

Der Bahnbrecher einer wissenschaftlichen theoretischen Pädagogik ist Rousseau: sein Émile ist eine Art von ideeller Experimentalpädagogik. Seine Formel: „Rückkehr zur Natur“ wirkt auf die Zeitgenossen wie eine Befreiung von Druck und Unzufriedenheit. Rousseau ist der Prediger der modernen Kindesforschung.

Die Philosophie der Aufklärungszeit wird zur reinen Glückseligkeitslehre; das ganze Zeitalter ist infolge der allgemeinen Beglückungssucht pädagogisch gestimmt. Unter Basedows Anhängern tritt vor allem Trapp hervor, dessen Pädagogik die erste ist, die mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auftritt. „Erziehung ist Bildung des Menschen zur Glückseligkeit“; der Mensch muß nicht nur nach seiner Natur, sondern ebenso sehr nach dem Bedürfnis der Gesellschaft, für die er bestimmt ist, erzogen werden. Eigenartig sind folgende Gedanken: „Die Erlernung fremder Sprachen ist eins der größten unter den Übeln, die die Schulen, besonders in Deutschland, drücken und das Wachstum der Menschen an Vollkommenheit und Glückseligkeit hindern“. „Der Erzieher soll kein Gelehrter sein, sondern ein Mann, der sich nicht durch übermäßiges Studium um seine Gesundheit gebracht, der alles mit den Kindern tun und dulden und dabei immer heiteren Sinnes sein könne“.

Bei Kant und Fichte, Hegel und Schelling finden wir nur Ansätze und gelegentliche Gedanken zu einer pädagogischen Theorie.

Herbart ist der erste unter den Philosophen, bei dem die Pädagogik eine besondere, durch das System bestimmte Stellung und Bearbeitung erfährt. Als Hauptgeschäft der Erziehung bezeichnet er die ästhetische Darstellung der Welt; im Mittelpunkt der Erziehungsarbeit steht der Unterricht, da nach seiner Psychologie das Wollen aus dem Vorstellen erwächst; ihn ermöglicht die Ordnung schaffende

Digitized by Google

„Regierung“, ihn ergänzt die Zucht. Die Brücke vom Vorstellen zum Wollen schlägt das Interesse, das in seiner vielseitigen Ausgestaltung für den Unterricht als Endzweck gilt, während mit Charakterbildung das Ziel der Zucht bezeichnet wird. Die Herbartsche Lehre ist trotz aller Ausstellungen zur Pädagogik der Schule κατ' ἐξοχήν geworden, und wenn man ihr auch Schuld geben kann, einen gewissen Lehrschematismus verbreitet zu haben, so ist doch gerade durch sie das Verständnis für eine wissenschaftliche Didaktik wesentlich gefördert worden.

Seit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Naturwissenschaften in den Vordergrund des öffentlichen Interesses traten, wurden zwar Fragen der Erziehung und des Unterricht Gegenstand eifriger Diskussion; aber dabei kam die pädagogische Theorie am wenigsten zu Wort; sie zog in der Konkurrenz mit dem pädagogischen Naturalismus den kürzeren.

Die Auswahl der zur Betrachtung herangezogenen Theoretiker ist nach dem Grundsatze getroffen, die einzelnen Richtungen in ihren Vertretern zu charakterisieren. Ausgeschlossen sind Persönlichkeiten wie Pestalozzi, Fröbel, Diesterweg, „welche, so sehr sie die Erziehungsarbeit befruchtet haben, als Systematiker nicht betrachtet werden können“; dasselbe gilt von den Vertretern der Gymnasialpädagogik, bei denen Pädagogik als „Lehre vom Unterricht“ aufgefaßt wird.

Ein lichtvoller Überblick über die ganze Entwicklung schließt diesen Hauptteil ab, S. 122—125.

Aus dem dritten Hauptabschnitt, der Grundlegung der pädagogischen Theorie, möchte ich nur hervorheben, daß Andreae zwar ausdrücklich anerkennt, daß E. Meumann als Führer auf dem Wege zu der experimentellen Pädagogik angesehen werden könne und diese neueste Richtung zu lichtvoller und eingehender Darstellung gebracht habe; anderseits aber macht Andreae mit vollem Rechte gegenüber Meumanns experimenteller Pädagogik geltend, im Unterrichtsverkehr könne und dürfe nicht experimentiert werden, wenn nicht die pädagogische Temperatur verloren gehen solle; handele es sich aber um die Einführung der auf experimentellem Wege gefundenen methodischen Ergebnisse in den Unterricht, so sei auch hier die Gefahr gedankenloser Schablonisierung keineswegs ausgeschlossen. Er beruft sich auf Wundt, der gegenüber der „angewandten Psychologie“ zur Vorsicht mahne und betone, daß überhaupt die experimentelle Psychologie heute noch eine erst tastend vordringende, in den wichtigsten Fragen noch zwischen weit divergierenden Anschauungen schwankende Disziplin sei.

Das Buch läßt auf Schritt und Tritt den erfahrenen Pädagogen erkennen, der mit sicherem und maßvollem Urteil den wechselnden Erscheinungen gegenübersteht; es kann bestens empfohlen werden.

Digitized by Google

2) Hermann Weimer, Haus und Leben als Erziehungsmächte. München 1911, C. H. Beck. XVI u. 212 S. 8. 3 M.

Wenn trotz der Überlegenheit unserer heutigen Schulen gegenüber denen vor dem Jahre 1866, in dem bekanntlich der preußische Schulmeister die Schlacht von Sadowa geschlagen hat, die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung unserer Jugend uns vielfach nicht befriedigt, so liegt das weniger an der Unzulänglichkeit der modernen Schulbildung, als an den Einflüssen derjenigen Erziehungsmächte, die neben der Schule den Werdegang unseres Nachwuchses am meisten beeinflussen: Haus und Leben. Kaum zu irgend einer Zeit ist nach W. Münchs Urteil die Gestaltung des häuslichen Lebens und der Geist der Gesellschaft dem Erziehungswerk ungünstiger gewesen als gegenwärtig. Auf diese beiden Erziehungsmächte, Haus und Leben, das Augenmerk der Zeitgenossen zu richten, ist der Zweck des Buches.

Der erste Teil, S. 1—50, behandelt „Das Haus als Erziehungsstätte“ in drei Abschnitten: I. Wichtige Mängel der häuslichen Erziehung (S. 3—21). II. Die erziehliche Verarmung des Elternhauses (S. 22—36). III. Pflichten und Leistungen der einzelnen Hausgenossen (S. 37—50). Zu einer guten Erziehung der Kinder gehört mehr als bloß ein liebevolles Herz; recht viele Eltern bleiben trotz aller Liebe nur blinde Blindenleiter ihr Leben lang. Zu den wichtigsten Mängeln gehört vor allem der zu späte Anfang ernster, planmäßiger Erziehungsarbeit. Vom Tage der Geburt an muß mit dem Erziehungsgeschäft begonnen werden, indem das Kind zur Innehaltung bestimmter Zeiten für Nahrungsaufnahme und Ruhe gezwungen wird. Gerade die Gewöhnung ist für die Erziehung das allerwichtigste Mittel; aber für die fiebernde Unrast der modernen Menschen wirkt sie zu langsam und wird deshalb von ihnen mißachtet. Bestimmtheit und Stetigkeit muß der Erzieher besitzen; sein Wille muß unwandelbar sein wie ein Naturgesetz. Statt dessen sind viele Eltern wie das schwankende Rohr, das jedem Windhauche nachgibt. Die Hauptsache ist die Gewöhnung an Gehorsam und an Entsagung von früh auf; in dieser Hinsicht wird von vielen Eltern schwer gefehlt; sie erziehen geradezu die Kinder zur Ungenügsamkeit und Genußsucht.

Mit der zunehmenden erziehlichen Verarmung des Elternhauses „paart sich vielfach ein betrübender Schwund des elterlichen Verantwortlichkeitsgefühls. Es ist ja so bequem, eine Last nach der andern auf fremde Schultern abzuwälzen, die Hilfe der Schule anzurufen, wenn einem diese oder jene Aufgabe zu drückend wird. Hat man ihr glücklich eine neue Pflicht aufgebürdet, dann kann man die angenehme Rolle des Kritikers spielen. Dann entdeckt man mit Entrüstung bald diese, bald jene Mängel am öffentlichen Erziehungswesen und fordert mit großen Worten dringende Abhilfe für die „himmelschreienden Zustände“. Warum sollte man auch schweigen? Man

bezahlt doch als Staatsbürger seine Steuern und als Vater sein teures Schulgeld! Gefällige Mitschreier finden sich allezeit. Man darf getrost behaupten, daß die Mehrzahl der Eltern ihre Schuldigkeit ihren Kindern gegenüber nicht tun, daß sie sich erzieherisch an der Zukunft ihrer Kinder versündigen, daß sie oft den besten und lobenswertesten Absichten der Schule bewußt oder unbewußt entgegenarbeiten.

Im dritten Abschnitt betont Weimer ganz besonders die große Bedeutung der Erziehung durch die Mutter. Es ist vollkommen richtig, wenn er in diesem Zusammenhang sagt: „Eine unerfreuliche Nebenerscheinung hat die moderne Frauenbewegung allerdings auch gezeitigt. Sie hat in manchen Kreisen zu einer törichten Mißachtung des hausfraulichen und mütterlichen Berufes geführt. Man liebte es und liebt es vielfach noch heute, im Kampfe um die Lebensstellung der Frau das ewige Einerlei der hauswirtschaftlichen Arbeit als geisttötend und entwürdigend hinzustellen. Diese Auffassung haben zahlreiche Frauen und Mädchen der besseren Stände zu der ihrigen gemacht, besonders solche, die einer ernsteren Arbeit überhaupt gern aus dem Wege gehen". „Für diejenigen unter den begüterten Damen, die aus Bequemlichkeit, Vergnügungssucht oder Protzerei das Wohl ihrer Kinder fremden Händen anvertrauen, weiß ich keine Entschuldigung; es sind die unwürdigsten Drohnen im Schoße der menschlichen Gesellschaft". Mit aller Schärfe tadelt er anderseits diejenigen Väter, „die der Ehrgeiz veranlaßt, ihre Söhne ohne Rücksicht auf deren Begabung und Eigenart in gesellschaftlich bevorzugte Berufe zu pressen. Sie sind es, die unsere höheren Schulen mit Tausenden und Abertausenden unfähiger Zöglinge bevölkern. Mit Qual und Martern überhäufen sie ihre Kinder, und eine unselige Giftsaat von Haß und Feindschaft, von Lug und Trug säen sie zwischen Schülern und Lehrern".

Der zweite Teil, S. 51—198, behandelt den „erzieherischen Einfluß des Lebens" in folgenden Kapiteln: IV. Die Bedeutung zufälliger Bildungseinflüsse. V. Jugend und Straße. VI. Jugend und Vergnügen. VII. Jugend und Lektüre. VIII. Soziale Einflüsse. IX. Die bedenklichen Wirkungen des Massengeistes. X. Wünsche und Hoffnungen. Neben der bewußten, planmäßigen Arbeit der Erzieher helfen noch hunderte von zufälligen Einflüssen Leib und Seele unserer Jugend mitgestalten, zuweilen heilsame, sehr oft aber verderbliche. Weimers Schilderung faßt hauptsächlich die Schattenseiten des Großstadtlebens ins Auge Die Bedeutung und die Gefahren der Straße, die Gefahren der modernen Sensationslust und Genußsucht bei den Vergnügungen werden lebhaft geschildert und Pflege der Spiele, des Wanderns, der Freude an der Natur und Kunst als Heilmittel dagegen empfohlen Bei der Besprechung der Lektüre wird besonders die erotische Literatur und die sonstige Schmutz- und Schundliteratur berücksichtigt, auch die Sensationsmache der Zeitungen; in einem guten Hause sollte es feste Regel sein, daß die Kinder die Zeitung erst dann in die Hand bekommen, wenn Vater und Mutter sie gelesen haben; Abscheu vor dem Gemeinen und Niedrigen schon

Digitized by Google

im jugendlichen Herzen zu wecken und lebendig zu erhalten, sei eine Hauptpflicht der Eltern. Das VIII. Kapitel schildert die schädlichen Einwirkungen der wirtschaftlichen Not der Eltern auf die Kindererziehung, betont die Wichtigkeit der Fürsorge für die schulentlassene Jugend und hebt die Gefahren des Großstadtlebens und des Reichtums hervor. „Meine Kinder sollen es besser haben, als ich es hatte“, das ist der Grundsatz des modernen Emporkömmlings und mehr noch seiner Frau. Was verstehen sie aber unter diesem Besseren? Freuden des Gaumens, Putz und Tand in der Kleidung, ein sinnloses Übermaß von Spielsachen, Teilnahme an unkindlichen Genüssen und Vergnügungen und besonders Ersparen alles Unangenehmen und Mühevollen. So ziehen sie genußsüchtige, anspruchsvolle Menschen heran, die viel begehren und sich keinen Wunsch versagen können“.

Vom „Massengeist“ heißt es im folgenden Kapitel: „Was den Massengeist als Dauererscheinung kennzeichnet, das ist das Mittelmäßige, ja vielfach das Gemeine und Niedrige im Menschen ... Was nun den Massengeist so gefährlich macht, das ist der Anspruch auf unbedingte Anerkennung seiner Herrschaft. Er gebärdet sich im Leben ebenso rücksichtslos wie in der Schule. Wer nicht mit der Masse geht, den verfolgt sie mit ihrem Haß oder sie verspottet ihn als Sonderling. Kein Wunder darum, wenn nur wenige den Mut haben, ihre eigenen Wege zu gehen“. „Es ist unendlich schwer, gegen den schädlichen Einfluß dieses Geistes anzukämpfen ... Aber wo der Massengeist sich in bedenkliche Bahnen verirrt, da haben selbständige Geister die Pflicht, sich gegen seine Herrschaft aufzulehnen“ (S. 183).

Das letzte Kapitel weist als leere Phantasterei den Gedanken zurück: „Die beste Erziehung ist keine Erziehung“, ebenso die Hohlheit des zugkräftigsten Schlagwortes der Zeit von „der Schule des Lebens“, der keine andere gleichkomme; denn von der Schule des Lebens könne nur der gereifte Mensch reden, der fähig sei, aus den Erfahrungen und Schicksalsschlägen die Folgen für sein weiteres Verhalten zu ziehen. Für die Jugend komme das Wort nicht in Betracht; denn ihr sei das Leben noch ein großes Unbekanntes. Hebung und Besserung des Familienlebens, Stärkung des erzieherischen Verantwortlichkeitsgefühls der Eltern und älteren Hausgenossen, Kampf gegen die üblen Auswüchse des sozialen Lebens, nennt Weimer als die wichtigsten Aufgaben der modernen Pädagogik.

Das Buch beweist einen offenen Blick für die Schäden unserer Zeit und die Bedürfnisse der Jugenderziehung, ein warmes Herz für die Jugend und Verständnis für die Aufgaben der Schule wie des Elternhauses. Es ist frisch und klar geschrieben und kann vor allem den Kreisen der Eltern zur Belehrung über die behandelten Fragen bestens empfohlen werden.

Solingen. Adolf Lange.

Digitized by Google

1) Ewald Horn, Führer durch das höhere Unterrichtswesen in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Alumnate. Berlin und München 1911, R. Oldenbourg. IX u. 186 S. 8. 2,80 ℳ.

Der Verfasser hatte ursprünglich die Absicht, eine allgemeine orientierende Übersicht über die Verfassung des höheren Schulwesens der verschiedenen Bundesstaaten zu geben, er ist aber durch längere Krankheit an der Ausführung dieses Planes gehindert worden, hofft jedoch sie später nachholen zu können. So ist das vorliegende Buch nur ein Führer durch das Alumnatswesen geworden, und sein Inhalt wird dem Titel nicht völlig gerecht. Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwei Teile. Der erste trägt den Titel: Geschichtliches und Wesentliches von Alumnaten, der zweite enthält ein Verzeichnis der Alumnate im höheren Schulwesen Deutschlands. Hier sind die Alumnate einmal in geographischer Übersicht und zweitens nach sachlichen Gesichtspunkten aufgeführt. Im ersten Teile verfolgt der Verfasser die Entwicklungsgeschichte der Alumnate, soweit sie Bildungsanstalten höheren Grades für die männliche Jugend sind, in denen also Knaben und Jünglinge vorgebildet werden sollen, die den Stand der Regierenden im weitesten Sinne auszumachen bestimmt sind, während die niederen Schulen, die Lehrerseminare, die Kadettenhäuser, Fürsorge- und Rettungsanstalten für körperlich und geistig Gebrechliche beiseite gelassen werden. Er beginnt seine Übersicht mit den Kollegien und Bursen des Mittelalters und führt sie durch bis auf die neueste Zeit. Diese Entwicklungsgeschichte der Alumnate, in der überall das Wesentliche der einzelnen Entwicklungsstufen zur Darstellung kommt, ist eine verdienstliche Arbeit, aus der auch der Fachmann viel lernen kann, doch gestattet der Raum nicht, auf Einzelheiten einzugehen. Nur einen Punkt möchte ich hier hervorheben, weil er die ganze Darstellung des Verfassers beherrscht. Das ist seine ausgesprochene Vorliebe für die katholischen Erziehungsanstalten oder, wie man es auch wohl ausdrücken könnte, für die klösterliche Erziehungstätigkeit, die ihm die eigentlich allein berechtigte zu sein scheint, während er nach meiner Empfindung den auf dem Boden protestantischer Anschauung erwachsenen Erziehungsanstalten, besonders den in neuerer Zeit mehrfach begründeten Familien-Alumnaten, nicht in genügender Weise gerecht wird. Ob der Verfasser Katholik ist, weiß ich nicht; aber manche Anzeichen, besonders seine wegwerfende Art von geschichtlichen Erscheinungen, die dem Katholizismus unbequem sind, zu reden, läßt darauf schließen, daß sein Urteil über geschichtliche Dinge stark konfessionell beeinflußt ist.

Im zweiten Teile wird zunächst eine Übersicht über die Alumnate in den einzelnen Ländern und Provinzen des Deutschen Reiches gegeben. Diese Übersicht zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen, nämlich in eine solche der Alumnate für Schüler öffentlicher höheren Schulen und in eine solche der mit Alumnaten verbundenen Privatschulen. Das Wertvolle an diesen Übersichten sind die

Digitized by Google

beigegebenen, zur Kennzeichnung der Alumnate dienenden Einzelheiten über das Alter der Anstalten, ihr Patronat, ihren konfessionellen Charakter, ihre Leitung und Einrichtung, die Zahl ihrer Zöglinge, über ganze oder teilweise Freistellen, über den Pensionspreis und anderes. Dieses Verzeichnis ist höchst nützlich für solche, die zur Unterbringung von Zöglingen in einem Alumnat innerhalb einer enger begrenzten Gegend unseres Vaterlandes genötigt sind. Das zweite Verzeichnis der Alumnate ordnet diese nach sachlichen Gesichtspunkten, nach ihrer mehr oder minder großen Übereinstimmung in ihrer inneren Einrichtung und Zweckbestimmung. Dieses Verzeichnis soll denen als Ratgeber dienen, die nach einer geeigneten Erziehungsanstalt ohne Rücksicht auf die örtliche Lage suchen. Hinter den Namen jedes der hier aufgeführten Alumnate ist eine Zahl gesetzt, welche auf den Platz verweist, wo diese in dem ersten, dem geographischen, Verzeichnis zu finden sind. Es wird auch hier wieder zwischen öffentlichen Anstalten und Privatschul-Alumnaten unterschieden. Jene werden eingeteilt in a) Internate alten Stils, wie die protestantischen Kloster- und Fürstenschulen, Alumnate zu kirchlichem Sängerdienst, Ritterakademien, Waisenhäuser, Anstalten der Herrnhuter und Pietisten, moderne Internatsschulen, in b) gewöhnliche Schulalumnate und Konvikte und in c) sogenannte Familien-Alumnate und Internate neueren Stils. Die Privatschul-Alumnate zerfallen in Erziehungsschulen für normal beanlagte und für körperlich und seelisch schwächliche Knaben und in Unterrichtsanstalten, die wieder eingeteilt werden in solche, die das öffentliche Unterrichtswesen ergänzen, d. h. eine Schulform darstellen, die im öffentlichen Schulwesen nicht vorhanden ist, und in solche, die das öffentliche Unterrichtswesen unterstützen, d. h. Institute für zurückgebliebene oder rascher zu fördernde Schüler und Vorbereitungsanstalten für höhere Schulen oder für Prüfungen, z. B. zur Erwerbung der Berechtigung zum einjährigen Dienst oder des Reifezeugnisses.

Da sich Privatleute schwerlich dieses Buch anschaffen oder von ihm Kenntnis erlangen werden, sein Nutzen für Eltern, die ihre Söhne in einem Alumnat unterbringen wollen, aber unbestreitbar ist, so wäre es wünschenswert, daß unsere höheren Schulen es ihren Handbibliotheken einverleibten, damit die Direktoren und Lehrer auf Grund desselben Rat suchenden Eltern einen solchen erteilen könnten.

2) Eugen Mayer, Wie entstaubt man Schulräume hygienisch? Charlottenburg 1911, P. Johannes Müller, Verlag für Schulhygiene. 23 S. 8. 0,50 ℳ.

Die kleine Schrift behandelt in drei Kapiteln die gestellte Frage. Im ersten Kapitel schildert sie die Gefährlichkeit des Staubes für die Gesundheit der Schulkinder und weist die Unzulänglichkeit der bisherigen Staubentfernung durch Abwischen und durch Bindung des Staubes mit Öl nach. Ersteres lagert den Staub nur um, aber entfernt ihn nicht, letzteres erzeugt auf dem Fußboden bloß eine Schmutz-

Digitized by Google

kruste, die wieder gesundheitsschädlich ist und außerdem unästhetisch wirkt. Im zweiten Kapitel wird die Entfernung des Staubes durch Saugapparate gefordert, die entweder in die Schulgebäude eingebaut werden oder fahrbar und dadurch für mehrere Gebäude gleichzeitig verwendbar sind. Im dritten Kapitel werden mehrere Systeme derartiger Saugapparate in Wort und Bild vorgeführt und auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Die Schrift ist empfehlenswert für solche, die den Bau neuer Schulen vorzunehmen haben, ihre Ratschläge sollten aber auch hinsichtlich schon vorhandener Schulgebäude beachtet werden.

3) W. Jahr, Quellenbuch zur Kulturgeschichte des früheren deutschen Mittelalters. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. Erster Teil: Texte. VIII u. 232 S. 8. geb. 3,60 ℳ. Zweiter Teil: Übersetzungen und Anmerkungen. VI u. 252 S. geb. 3,60 ℳ.

Der Zweck, den das Buch verfolgt, ist im wesentlichen ein praktisch-pädagogischer. Zunächst soll es ein Textbuch für quellenkundliche Übungen und ein Wegweiser für den Studenten zum privaten Quellenstudium sein, dann soll es auch dem Geschichtslehrer an den höheren Schulen zur Ergänzung seiner Vorbereitung und dem Schüler zur Vertiefung des vom Lehrer Vorgetragenen dienen. Nach der Meinung des Verfassers, mit der er allerdings bei den Beteiligten wohl wenig Beifall finden wird, könnten auf Gymnasien und Realgymnasien für die Lektüre der in diesem Buche enthaltenen Stücke einige Lateinstunden verwendet werden; ein solcher Versuch würde nach seiner Meinung der Geistes- und Charakterbildung sowie der Entwicklung eines starken nationalen Empfindens bei unserer heranwachsenden Jugend dienlicher sein, als wenn man die Siebzehnjährigen mit Ciceros Schrift über das Alter langweile. Von diesen Gesichtspunkten ist die Auswahl der Quellenstücke bestimmt worden. Das Prinzip dieser Auswahl war mehr ein formales als ein materiales. Nicht konkrete Illustrationen zu den verschiedenen Seiten des mittelalterlichen deutschen Lebens sollten geliefert werden, sondern eine Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung im früheren Mittelalter sollte zur Anschauung kommen; die Quellen, obgleich erzählender Natur, sollten nicht als Berichte, sondern als Denkmäler erscheinen und nach ihrer Form und deren Ausbildung gewürdigt werden. Daher wurden Beispiele herausgegriffen, die die Ausbildung der Genealogie, der Annale und Chronik, des Einzelberichtes, der Biographie und aller der verschiedenen Traditionsformen des deutschen Mittelalters beleuchten.

Da nun in einem kulturgeschichtlichen Lesebuche auch der materiale Gesichtspunkt nicht ganz unberücksichtigt bleiben konnte, so hat sich der Herausgeber bemüht, zu zeigen, wie sich die Fähigkeit, Vorgänge und Zustände aufzufassen und darzustellen, im Laufe der Zeit gewandelt hat, er hat versucht, die Geschichte der Auffassung praktisch zu demonstrieren. Hinsichtlich der Anordnung der auf-

Digitized by Google

genommenen Abschnitte hat er aus Gründen der Übersichtlichkeit dem ganzen Stoffe eine zeitliche Periodisierung gegeben, indem er der landläufigen Einteilung der mittelalterlichen deutschen Geschichte nach den verschiedenen Kaiserhäusern gefolgt ist, obwohl dabei manchmal zeitlich und sachlich Zusammengehöriges auseinandergerissen werden mußte. Zur deutschen Urzeit sind keine Quellenstücke aufgenommen, weil hier deutsche Überlieferungen nicht existieren, für die spätere Zeit bis zum Ende des staufischen Herrscherhauses sind fast alle Berichte solche deutscher Autoren.

Ein Ersatz für die Privatlektüre der ganzen Quellen seitens der Studenten sollen die ausgewählten Stücke nicht sein, wohl aber ein Wegweiser zu den Schätzen der „Monumenta Germaniae" und der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit", deren eifriges Studium natürlich die wichtigste Aufgabe dessen bleibt, der sich mit dem wissenschaftlichen Studium der deutschen Geschichte beschäftigen will. Viele der ausgewählten Abschnitte sind schon quellenkundlichen Übungen an der Leipziger Universität zugrunde gelegt und dabei auf ihre Brauchbarkeit hin erprobt, andere müssen diese Probe erst bestehen.

Der zweite Teil des Werkes bringt die Übersetzung der lateinischen Quellenstücke des ersten, während für die altdeutschen Abschnitte nur Erläuterungen gegeben sind. Die Übersetzung, für welche die in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit" gegebenen häufig als Grundlage gedient haben, sind möglichst wörtlich gehalten, um den ursprünglichen Charakter nach Möglichkeit in Form und Inhalt zu wahren und den Stimmungsgehalt des Originals zur Geltung kommen zu lassen. Bei der Wiedergabe von Bibelzitaten ist Luthers Bibelübersetzung benutzt, bei der von geographischen Namen sind im allgemeinen die modernen Bezeichnungen gewählt. Um der Interpretation nicht zu viel vorwegzunehmen, sind die Erläuterungen geographischer und chronologischer Art möglichst knapp gehalten.

Der Inhalt des Buches ist ein so reicher, daß ich auf Einzelheiten mit Rücksicht auf den mir zu Gebote stehenden Raum nicht eingehen kann. Er ist in fünf Abschnitte gegliedert merovingische Zeit, karolingische Zeit, Zeit der sächsischen, der salischen und der staufischen Kaiser. Dem ersten Abschnitte gehören 2, dem zweiten 18, dem dritten 10, dem vierten 16, dem fünften 22 Stücke an. Die weit überwiegende Zahl der Stücke ist lateinisch, nur vier sind altdeutsch. Die Auswahl ist durchaus dem von dem Verfasser verfolgten Zwecke angemessen, die Übersetzung, soweit ich sie nachgeprüft habe, korrekt und verständlich. Die Anmerkungen und Erläuterungen werden der ihnen zukommenden Aufgabe gerecht. Die Ausstattung des Buches ist, wie sich das bei dem Weidmannschen Verlage von selbst versteht, gut, der Druck könnte hier und da korrekter sein.

Daß das Werk für Studierende der Geschichte und für Lehrer der Geschichte in den oberen Klassen unserer höheren Schulen nützlich ist, bezweifle ich nicht; für unsere Primaner — denn nur die könnten als Benutzer in Betracht kommen — ist die Fülle des Gebotenen zu

Digitized by Google

groß und manches Stück zu schwer. Außerdem aber fehlt dem Geschichtsunterricht, der ohnehin schon einer kaum lösbaren Aufgabe gegenübersteht, die Zeit zur Benutzung solcher Bücher.

Halle a. S. O. Genest.

Humanistisches Gymnasium und modernes Kulturleben. Dankesgrüße ehemaliger Schüler zur Feier des 350jährigen Bestehens des Erfurter Gymnasiums. Herausgegeben von Gustav Ecke. Erfurt 1911, Druck von A. Stenger. VIII u. 546 S. gr. 8. geb. 7.50 *M.*

Vom 5. bis 7. Juli 1911 hat das Königliche Gymnasium zu Erfurt das 350 jährige Jubiläum seines Bestehens gefeiert. Der Referent hat einst die Vorbereitungen für das 25jährige Jubiläum seiner Anstalt, des Königlichen Kaiser Wilhelms-Gymnasiums zu Strehlen, geleitet und vermag daher einigermaßen zu ermessen, wieviel mehr Mühe und Arbeit die Vorbereitungen für die große Feier des 350jährigen Jubiläums und für die Fertigstellung der vorliegenden, sehr umfangreichen Festschrift gekostet haben. Aber schließlich überwiegt überall die Freude an der erhebenden Feier und an dem erneuten „Verkehr mit alten lieben Freunden, der lange Zeit geruht hatte". „Wie mit einem Schlage", so versichert der Herausgeber, „war der herzliche traute Ton aus längst entschwundenen Zeiten wieder da". Die Frucht dieses Verkehrs war die vorliegende Festschrift, „die der geliebten Anstalt in tiefer Dankbarkeit überreicht worden ist".

In der Einleitung sucht der Herausgeber den Beweis zu führen, daß die ehemaligen Schüler des Erfurter Gymnasiums, die sich zur Herausgabe dieser Festschrift verbunden hatten, das Recht gehabt haben, dieser den Titel „Humanistisches Gymnasium und modernes Kulturleben" vorzusetzen. „Mit innerer Notwendigkeit führte die Kenntnisnahme der vielverzweigten Arbeitsgebiete, auf denen unsere ehemaligen Schulgenossen tätig sind, zu dem Wunsche, den Tatbeweis zu erbringen, daß die Söhne des humanistischen Gymnasiums vollstes Verständnis für die Aufgaben des modernen Kulturlebens haben". Der Herausgeber versichert, daß er und seine ehemaligen Schulgenossen mit der Neuordnung des höheren Schulwesens und mit der Gleichberechtigung der drei höheren Lehranstalten einverstanden seien. Sie freuen sich auch darüber, daß die kräftigere Betonung der Eigenart einer jeden dieser Anstalten ins Auge gefaßt ist. Jedoch weist er andererseits darauf hin, daß die auf den Gymnasien gepflegte energische Geisteszucht, die kraftvolle Konzentration zum Zweck der wissenschaftlichen Beherrschung klar abgegrenzter Kulturgebiete, durch die eine formale Schärfung der Verstandeskräfte und auch ein Verständnis für den Wert idealer Güter, eine tiefere Bildung des Gemüts, eine Stärkung des Willens zum Guten, bewirkt werden, im vorigen Jahrhundert der deutschen Nation eine große Zahl von Männern geschenkt hat, die auf allen höheren Lebensgebieten Ausgezeichnetes geleistet haben. Die Realgymnasien und Oberrealschulen, so fügt

Digitized by Google

der Berichterstatter hinzu, „vermögen erst in diesem Jahrhundert den „edlen Wettstreit“ mit ihrer älteren Schwester ganz aufzunehmen.

Der Herausgeber hat die 46 wertvollen Abhandlungen ehemaliger Schüler des Erfurter Gymnasiums, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstrecken, nach verwandten Gesichtspunkten zu ordnen gesucht. Die ersten neun Beiträge gewähren Blicke in den großartigen Aufschwung des neuen Kulturlebens. Es befinden sich darunter Belehrungen aus den Gebieten der Botanik, Zoologie, Geologie, Chemie. Dazu werden dort die Fortschritte im Betriebe der Land- und Forstwirtschaft, in der Technik mit ihren Wasserkraftwerken und elektrischen Anlagen, sowie eine Abhandlung über Astronomie vorgeführt. Hierher gehören auch zwei Abhandlungen über Hygiene und eine über die medizinische Verwendung der Lichtstrahlen.

Zwanzig Beiträge beziehen sich, wie der Herausgeber meint, auf die humanistische Bildung. Jedoch dürfte dies doch nur in weiterem Sinne der Fall sein, da er dazu z. B. zählt: „Die Feldverpflegung in alter und neuer Zeit“, „Was verdankt die deutsche Nation dem General von Clausewitz“, „Das Wappen von Lothringen“. Vier Abhandlungen beschäftigen sich direkt mit dem Altertum: „Die Antigone des Sophokles und ihr Bildungswert für die deutsche Jugend“, „Griechischer Gymnasialunterricht und Jurisprudenz“, „Mit dem Caesar in der Tasche in Frankreich“, „L. Annaeus Seneca, ein moderner Mensch“. Darauf folgen Beiträge sehr verschiedener Art über deutsche Literatur und Sprache, Malerei, Philosophie, Medizin, über juristische und namentlich über volkswirtschaftliche Fragen. Den Schluß bildet der Aufsatz „Pastor D. Dr. Friedrich von Bodelschwingh, ein Bahnbrecher christlicher Kulturarbeit“.

Alle diese Abhandlungen sind sehr erfreuliche Zeugnisse von dem großen Leben, das aus der befruchtenden Quelle des Erfurter Gymnasiums geflossen ist. Sie sind in Wahrheit die schönsten Dankesgrüße ehemaliger Schüler an die alma mater, von denen wir hier nur deshalb keinen mit Namen genannt haben, um keinen zurückzusetzen.

Nicht unerwähnt soll hier die Versicherung des Herausgebers am Ende seiner Einleitung bleiben, daß er und die an der vorliegenden Festschrift beteiligten ehemaligen Erfurter Gymnasiasten von tiefer Dankbarkeit erfüllt, sich — jedenfalls in der prinzipiellen Frage — treu zur Sache des humanistischen Gymnasiums bekennen. Auch hat er eine Reihe von hervorragenden Vertretern der verschiedensten Gebiete aufgezählt, die sich für die Erhaltung des Gymnasiums in seiner alten Eigenart erklärt haben. Das humanistische Gymnasium werde, so versichert er, seine Arbeit an der lieben Jugend weiter tun, um auf der Grundlage der Gottesfurcht und Vaterlandsliebe arbeitsfreudige und charakterfeste Männer heranzubilden. „Unser humanistisches Gymnasium ist eine der vornehmsten Grundlagen des modernen Kulturlebens“. Wir,

Digitized by Google

dürfen ihm vollkommen beistimmen, ohne dabei die hohe Bedeutung der gleichberechtigten anderen höheren Bildungsanstalten irgendwie zu unterschätzen.

Steglitz. Rudolf Petersdorff.

---

1) A. Steyerthal, Schulandachten für höhere Lehranstalten, Wolfenbüttel 1911, Julius Zwißler. VII u. 223 S. 8. 3 ℳ, geb. 3,75 ℳ.

Die gemeinsamen Andachten bilden zweifellos einen hochwichtigen Erziehungsfaktor an höheren Schulen. Darum sind Bücher, die sich als Hilfsmittel dazu anbieten, mit Freuden zu begrüßen. Ein großer Vorzug des vorliegenden Buches besteht darin, daß es aus der Praxis hervorgegangen ist, wie man auch bei der Prüfung des Inhalts sofort ersieht. Trefflich sind z. B. die Ausführungen zu Luc. 19, 42 über die jugendliche Kampfeslust und den Widerspruchsgeist den Wächtern des Friedens gegenüber (S. 35), über die falsche Auffassung des Christentums als Religion der Schwächlinge (S. 136), über Zersplitterung und Halbheit (S. 139 ff.), über das positiv Christliche im Vergleich zum „Nullpunkte" (S. 159). Meisterhaft versteht es der Verfasser, bei aller Hochachtung vor dem menschlichen Forschergeiste den kritischen Sinn der Jugend auf die Grenzen menschlichen Wissens hinzuweisen, sowie von den Illusionen und Träumen zu den harten Wahrheiten und Wirklichkeiten des Lebens hinzuführen. Die ganze Art der Gebete zeigt, daß der Verfasser, den ein klarer und nüchterner Wirklichkeitssinn auszeichnet, mit der Psyche der Jugend wohl vertraut ist. Er kennt ihren holden Leichtsinn, weiß wohl, daß dieser zur Jugend gehört und sucht ihn mit väterlichem Ernste auf die richtige Bahn zu leiten.

Die Sprache ist einfach, edel und bilderreich, dem Geschmack der Jugend angepaßt. Die Überschriften der 100 Andachten, deren Grundton durch das Motto „Gottesfurcht der Weisheit Anfang" treffend bezeichnet ist, geben kurz den Inhalt an, so daß man sich behufs Benutzung leicht orientieren kann. Die entsprechenden Liederverse sind beigefügt. Möge dieses Andachtsbuch dazu beitragen, unserer geistig zersplitterten, innerlich verarmten Zeit eine feste, in dem Boden des Christentums wurzelnde Weltanschauung zu geben!

2) A. Reukauf, Erläuterungen zu Reukauf-Schmauks Neuen biblischen Wandbildern. Serie III und IV. Stuttgart 1911, Karl Havlik. Jede Serie 15 S. 8. je 0,30 ℳ.

Serie III enthält Jesu Leidenszeit mit sechs Bildern: Der Messias-Einzug in Jerusalem, die Tempelreinigung, der Zinsgroschen, das Abendmahl, vor dem Hohenrat, am Kreuze. Man sieht, daß es sich um ein geschlossenes, in sich zusammenhängendes Ganzes handelt.

Serie IV bringt sechs Bilder zur Apostelgeschichte: Die Pfingstpredigt des Petrus, Stephanus der erste christliche Märtyrer, Philippus und der Kämmerer, Saulus vor Damaskus, in der Werkstatt des

Digitized by Google

Aquila in Korinth, Paulus im Gefängnis zu Rom. Die Bilder sind durchweg künstlerisch empfunden und geben die religiöse Stimmung vorzüglich wieder. Es ist durchaus zu billigen, daß es dem Schulmann wie dem Künstler darauf ankam, den Jesus der Geschichte, wie er in seinem Volke und seinem Lande aufgetreten ist, den Schülern vorzuführen. Beide beweisen ein liebevolles Eindringen und tiefes Verständnis für die einzelnen Situationen, sowie für die Psychologie der Personen und ihrer Umgebung. Wie großartig ist die hoheitsvolle, achtunggebietende Gestalt des zürnenden Jesus getroffen, wie er die gierigen Händler zum Tempelvorhofe hinaustreibt! Dieses eine Bild genügt, um Nietzsches Auffassung des Christentums zu widerlegen. Die für den Lehrer bestimmten Erläuterungen geben deutliche Fingerzeige für die Behandlung. Von hervorragender Wirkung sind die farbigen, außerordentlich gut gelungenen Bilder, die zu einem erstaunlich billigen Preise in größerer wie in kleinerer Gestalt hergestellt sind. Man kann sich kaum ein besseres Mittel vorstellen, den Religionsunterricht zu beleben und in der Jugend Interesse und Verständnis für die grundlegenden Tatsachen des Christentums zu wecken.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Franz Söhns, Wort und Sinn. Begriffswandlungen in der deutschen Sprache. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 149 S. 2 ℳ.

Söhns' Buch über Wort und Sinn ist volkstümlich gehalten und wendet sich an alle, die ein Herz für ihre Muttersprache und Freude an ihr haben. Daher sind nur solche Worte aufgenommen worden, die für jedermann von Interesse sind, vor allen Dingen solche, die einen tiefen Blick in das Seelenleben unserer Sprache tun lassen, dem Auge ein Stück Kulturgeschichte entrollen. Auch Fremdlinge finden wir mit vertreten. Vieles hat der Verf. aus den gebräuchlichsten Wörterbüchern von Grimm, Heyne, Kluge, Weigand, Paul u. a. geschöpft, noch mehr aber durch eigene Sammlungen gewonnen. Die zahlreichen Belegstellen aus dem frühneuhochdeutschen Schrifttum stammen großenteils aus dieser Quelle. Sie dienen nicht allein dem Laien, sondern bieten auch den Sprachforschern neuen Stoff, um das in den Wörterbüchern Gebotene zu ergänzen.

Die Anordnung ist weder alphabetisch noch sachlich nach einem bestimmten Plane entworfen, sondern die einzelnen Ausdrücke werden in bunter Reihe vorgeführt, wie es der Zufall mit sich bringt. Daher ist auch kein Inhaltsverzeichnis beigegeben, sondern nur ein alphabetisches Register am Schlusse des Buches.

Aus der großen Zahl der behandelten Wörter — es sind etwa 250 — seien hier genannt *Bursche*, *Knecht*, *Schelm*, *Schalk*, *Genosse*, *Geselle*, *Buchstabe*, *Bühne*, *Federmesser*, *Hammer*, *Lorbeer*, *Niete*, *Uhr*, *Papier*, *Pfaffe*, *Spektakel*. *schachmatt*, *galant*. Sie werden bald in längerer Ausführung, bald kurz besprochen, und wenn auch ihre Etymologie feststeht und nichts Neues darüber beigebracht werden konnte, so fällt

Digitized by Google

doch durch die vielen Beispiele aus unserer Literatur manches Schlaglicht auf den Gang der Bedeutungsentwickelung.

Die ganze Darstellung ist gewandt und flüssig, der Ausdruck selten anfechtbar wie S. 143 A., wo es heißt: „Das ä in der heutigen Schreibung (von Scherflein) ist 'ableitlich' unberechtigt“. So kann denn das Büchlein allen denen empfohlen werden, die sich bequem und schnell über den ursprünglichen Sinn vieler deutscher Wörter Rats erholen wollen.

Für eine zweite Auflage wäre zu wünschen, daß sich der Verf. noch etwas sorgfältiger in wissenschaftlichen Zeitschriften umsieht. Dann wird er hier und da seine Auseinandersetzungen vervollständigen und untergelaufene Irrtümer verbessern können. So verzeichnet er S. 10 als frühestes Zeugnis für das Auftreten des Wortes *Heimweh* Liselottes Briefe an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise, vom Jahre 1705. E. Borst weist aber in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung XI S. 29 darauf hin, daß es schon 1663 bei Schottel (Hauptsprache S. 636) vorkommt, während A. Schönbach in der Wiener Zeitung vom 11. I. 1907 einen Beleg aus der „Maultrummel“ des Vorarlbergers Laur. von Schnüfis aus dem Jahre 1695 beibringt. Dankenswert wäre es auch gewesen, wenn der Verf. die mundartlichen Ersatzwörter für das schriftdeutsche Heimweh genannt hätte, wie holsteinisch *dat Lengen* (vgl. Verlangen), nassauisch *Ellen* (Elend), schwäbisch und hessisch *Jammer*, westfälisch *Jammerlaune*, kärntnisch und zum Teil fränkisch *And*, tirolisch *Zeitlang* und *Weillang*, die ich in meiner Schrift über „Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen“, Leipzig 1910, S. 137 zusammengestellt habe. Er hätte dies um so mehr tun sollen, als er sonst gelegentlich mundartliche Erscheinungen heranzieht wie S. 90 nd. *Tresem*, Schatz, S. 104 thüringisch Kartoffeln *grübeln* = heraustun, roden, S. 133 thüringisch *schmauchen*, hauen und *Schmoche* kriegen, Hiebe bekommen. Öfter konnten auch noch Analogien vorgeführt werden, so bei *Scherflein*, das sich zu ags. sceorfan abreißen verhält wie das von Söhns nicht genannte *Deut* (altnord. thveit) zu altnord. thvita, schneiden oder wie griechisch κέρμα, kleine Münze, zu κείρειν.

2) Franz Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. Vierte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 258 S. 8. 4 ℳ.

Harders Etymologische Plaudereien, die jetzt ihren vierten Gang antreten, sind schon manchem, der sich über den Ursprung dieses oder jenes wenig durchsichtigen Wortes Auskunft holen wollte, ein lieber und guter Ratgeber gewesen und werden es auch in Zukunft vielen sein. Von Auflage zu Auflage hat der Verfasser den Stoff vermehrt und gebessert, Unhaltbares ausgeschieden, die Darstellung geglättet und abgerundet. So erkennt man auch in der vorliegenden Bearbeitung deutlich die Feile und würde, selbst wenn dies die An

Digitized by Google

merkungen nicht bekundeten, aus dem Texte ersehen, daß die neuesten wissenschaftlichen Hilfsmittel wie die fünfte Auflage von Weigands Wörterbuch, Hirts Etymologie der neuhochd. Sprache u. a. gewissenhaft herangezogen worden sind. Nur die Anlage ist unverändert geblieben, da sie sich bewährt hat. So werden uns denn in achtzehn Abschnitten zahlreiche erklärungsbedürftige Ausdrücke vorgeführt, sachlich nach den einzelnen Wissensgebieten geordnet, aber durch ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis leicht auffindbar gemacht, in der Mehrzahl Fremdwörter, deren Geschichte meist bis zur letzten Quelle zurückverfolgt wird. Besonderen Reiz haben die kurzen kulturhistorischen Auseinandersetzungen, die vielfach eingeflochten sind.

In den meisten Fällen kann man mit den Angaben des Verf. einverstanden sein. Doch empfiehlt sich, hier und da noch etwas weniger Sicheres zu beseitigen, anderswo Wissenswertes neu aufzunehmen. Auch könnte mehrfach dieser oder jener Zug hinzugefügt und dadurch das Ganze fesselnder gemacht werden. Zunächst verstehe ich nicht, welchen Zweck es hat, haltlose Wortspielereien wie die des Gavius Bassus, Paulus und Hieronymus über *caelebs* (S. 152 unter Zölibat) aufzunehmen: caelibes velut caelites, Ehelose gleichsam im Himmel Befindliche, da doch das Wort sicher anderen Ursprungs ist (vgl. Solmsen in Kuhns Zeitschr. XXXVI S. 35 f. und Prellwitz in Pauls und Braunes Beiträgen XXII, S. 113 f.). Mit demselben Rechte hätte auch der Ausdruck Esel, lat. asinus, Aufnahme finden können mit der scherzhaften Erklärung asinus aus *α* privativum und sinus, weil es ein Tier ist, das man nicht auf den Schoß nimmt.

Vermißt habe ich unter anderm das Wort *Veitsbohne*, in Norddeutschland gewöhnlich Vitsbohne, benannt nach dem Tage des heiligen Veit (15. Juni), um den sie zu blühen beginnt, ferner das *Frettchen*, franz. furet, ital. furetto, Wiesel von lat. fur, Dieb, *Pinscher* Hund mit abgezwicktem Schwanze, von englisch *pincher*, einer Ableitung des Zeitwortes *to pinch*, abzwicken, franz. *pincer*, Mucker, eine zu Jena im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts aufgekommene Benennung der Anhänger des pietistischen Theologen Buddeus, die sich von mucken, leise reden, heimlich tun herleitet und eigentlich soviel als Heimtücker bedeutet, *Garage*, Aufbewahrungsort für Automobile und Fahrräder von franz. garage aus garer = wahren u. a.

Bei *Hexenschuß* ist hinzuweisen auf norwegisch mundartlich *alvskot* (Elfenschuß) neben *hekseskud*, woraus sich ergibt, daß man die durch Verstreckung der Muskelfasern hervorgerufenen Rückenschmerzen dem Einfluß der Hexen zuschreibt. Bei *Rose* und *Lilie* (S. 187) konnten die entsprechenden lateinischen, griechischen und orientalischen Bezeichnungen, bei *Tulpe* (ebenda) die italienische (tulipano) und französische (tulipe) Form angeführt werden, bei *Kaninchen* (S. 178) die mundartlichen Ausdrücke bayrisch-österreichisch *Königshase*, westmitteld. *Stallhase*, erzgebirg. *Kuhhase*, ostthüring. *Karnikel*. Bei *Hermelin* (S. 177) war zu sagen, daß zwar ital. *ermellino* wahrscheinlich von *mus armenius* stammt, das deutsche

Digitized by Google

Wort aber, das wegen seiner Betonung auf der Endung wie ein fremdes aussieht, eine Verkleinerungsform von ahd. *harmo*, mhd. *harme* ist. Bude (S. 53) heißt nicht „in Dialekten“ Baude, sondern nur im Schlesischen, wo dies schon seit 1450 bezeugt ist; bei Messing (S. 199) genügt nicht zu sagen: „mehr Wahrscheinlichkeit (als von lat. *massa*) hat die Ableitung von dem Volke der Mossynöken (Xenophon Anab. V), vielmehr mußte hier erwähnt werden, was Pseudoaristoteles de mirabilibus auscultationibus berichtet: *φασὶ τὸν Μοσσύνοικον χαλκὸν λαμπρότατον καὶ λευκότατον εἶναι.*

Eisenberg, S.-A. O. Weise.

Eduard Engel, Deutsche Stilkunst. Mit 18 Handschriften. Wien. F. Tempsky; Leipzig. G. Freytag. 1911. 484 S. 8. geb. 5 M.

Ein Buch aus der Feder von Eduard Engel erregt immer angenehme Erwartung, weil jeder, der seine Schriften kennt, aus ihnen sachlichen Gewinn und formalen Genuß zu schöpfen hoffen darf. Wenn nun gar ein Meister des deutschen Stils, als den sich Engel in allen seinen Werken, den wissenschaftlichen wie den schöngeistigen, bewiesen hat, ein Buch über deutsche Stilkunst herausgibt, so nehmen wir es sofort mit der Gewißheit zur Hand, daß wir in ihm einen Meister über seine eigene Kunst werden reden hören. Das ist eine bis jetzt noch nicht dagewesene Erscheinung, daß ein Meister des Stils in einem umfangreichen Buche über deutsche Stilkunst gehandelt hat, wenn auch an Lehrbüchern des deutschen Stils kein Mangel herrscht. Engels Buch will nun allerdings kein solches Lehrbuch sein; aber dennoch ist es eins und sogar ein vortreffliches. Eingedenk der altklassischen Anschauung *Longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla* bringt der Verfasser eine Fülle von Beispielen, sowohl abschreckenden als aufmunternden, bei, die zum größten Teil ihren Zweck unmittelbar erreichen. Für das Auffinden und Auswählen dieser Beispiele ist ihm seine staunenswerte Belesenheit und sein Bienenfleiß nützlich gewesen und außerdem seine Unabhängigkeit und Ehrlichkeit, die ihn frei macht von Menschenfurcht und von blinder Verehrung des Ruhmes hervorragender Leute. Seinen Maßstab für Güte des Stils gibt am besten das zweite Kennwort des fünften Kapitels an, die Äußerung Goethes: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede“; damit erklärt er sich von vornherein als Feind des sogenannten papierenen Stils. Das Ziel seines Buches drückt dessen Kennwort auf dem Titelblatt aus, die Verse Huttens:

Die Wahrheit muß herfür, zu gut
Dem Vaterland, das ist mein Mut:
Kein ander Ursach ist noch Grund.
Drum hab' ich aufgetan den Mund,

Die ehrfurchtsvolle Hochachtung vor seiner lieben deutschen Sprache ist es, die ihn zu seiner Arbeit angetrieben hat, jene Hoch-

Digitized by Google

achtung, die er in den zehn Schlußzeilen der Einleitung mit Klopstockscher Gefühlstiefe ausdrückt. Er zeigt hier dieselbe Begeisterung für das Deutschtum und alle seine Tugenden, die auch seine große und kleine Geschichte der deutschen Literatur durchglüht. Aus dieser Quelle fließt sein Haß gegen alles Undeutsche in Wortgebrauch und Satzbau, gegen alle Unklarheit und Unwahrheit im Ausdruck der Gedanken, gegen alles unangebrachte Prunken mit Gelehrsamkeit und Überladen mit Schmuck. Wer mit gleicher Gesinnung dem deutschen Vaterlande ergeben ist, wird deshalb das vorliegende Buch mit der gleichen Freude und Befriedigung genießen wie die oben erwähnten Bücher desselben Verfassers, wenn er auch im Verwerfen der Fremdwörter oder im Verurteilen des Einflusses der Humanisten auf die deutsche Sprache und in andern Ansichten nicht so weit geht wie dieser.

Eine solche Stellung werden zweifellos die meisten Lehrer an höheren deutschen Schulen zu dem Buche Engels einnehmen. Besonders zahlreiche Anregungen zum Nachdenken werden aber die Lehrer des Deutschen daraus empfangen, und die Folge davon wird manche fruchtbare Belehrung für die Schüler sein können. Manchen von diesen wird sogar das ganze Buch zu fleißigem Durcharbeiten empfohlen werden dürfen, wiewohl die Unterrichtslehre eigentlich das Vorführen fehlerhafter Beispiele verbietet. Doch auch in den Aufsätzen seiner Schüler findet und tadelt und verbessert der Lehrer des Deutschen ja öffentlich alle die Unarten, Mängel und Fehler der sprachlichen Darstellung, die Ed. Engel bei mehr oder minder namhaften deutschen Schriftstellern gefunden hat, ja vielleicht noch einige mehr. Er hat unpassende Ausdrücke, ungeschickte oder ungebräuchliche Redewendungen, nachlässige Wortstellungen, unklare Beziehung von Satzteilen oder Sätzen, Nachhinken von Satzgliedern, Einschachtelungen, übermäßige Länge und allzugroße Kürze von Sätzen, unvollständige Sätze, fehlerhafte Bilder und viele andere Stilfehler zu bekämpfen; er arbeitet den vermeidbaren Fremdwörtern, dem unnötigen Gebrauch von 'derselbe' und 'welcher', den falschen Appositionen und andern Stillastern entgegen. Das alles hat er aber schon lange vor dem Erscheinen von Engels Deutscher Stilkunst getan. Wenn er ferner im Unterrichte beim gemeinschaftlichen Lesen mustergültiger Schriftsteller auf Erscheinungen gestoßen ist, die er in Schüleraufsätzen nicht ungerügt lassen würde, so hat er wohl Gelegenheit genommen, seine Schüler auf die Wahrheit des Satzes „Eines schickt sich nicht für alle“ oder gröber ausgedrückt „Quod licet Iovi, non licet bovi“ aufmerksam zu machen, oder er hat aus anderen Anlässen auf die Verschiedenheit des prosaischen und des poetischen Stils, der Ausdrucksweise des täglichen Lebens und der Schriftsprache, der Darstellung des Novellen- oder Romanschriftstellers und des wissenschaftlichen Forschers hingewiesen. Vor allem hat er nicht versäumt, den Schüler darüber aufzuklären, daß die Sprache ein lebendes Wesen ist, das sich beständig verändert, so daß viele Ausdrücke, Wendungen

Digitized by Google

und Satzfügungen, die Lessing vor 150 und Goethe und Schiller vor 100 Jahren gebrauchten, heute nicht mehr gestattet sind ohne besondere Absicht, wie auch nach abermals 50 oder 100 Jahren vom heutigen Sprachgebrauch vieles für veraltet gelten wird. Aus solchem Bilde vom Wesen der Sprache ergibt sich für den Schüler von selbst, daß einerseits auch in ihr das Abgestorbene sich nicht künstlich wieder beleben läßt, und daß andererseits zu jeder Zeit neue Sprossen am Sprachkörper entstehen und wahrnehmbar werden, die eine fortdauernde Veränderung andeuten. Wie aber der verständige Gärtner nicht alle Sprossen einer Pflanze wachsen läßt, sondern imstande sein muß, zu erkennen, welche von ihnen lebensfähig oder nicht, fruchtverheißend oder nicht sind, so muß auch der geschickte Lehrer ahnen können, welche Neuerungen des Sprachgebrauchs sich einbürgern und welche nur kurzlebig sein werden.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß die theoretischen Abschnitte von Ed. Engels Deutscher Stilkunst dem denkenden Lehrer des Deutschen keine neuen Gesichtspunkte bieten; aber höchst wertvoll ist für ihn die zusammenhängende warme, oft launige Behandung des Stoffes und die reichhaltige Beispielsammlung, die uns sowohl üble Gewohnheiten als auch nachahmungswerte Musterstellen vieler Schriftsteller vor Augen führt. Wer möchte bei so vielem Guten, das uns das Buch bietet, über minder ansprechende Einzelheiten mit dem Verfasser rechten?

Und doch muß ich einige Punkte anführen, in denen entweder „der gute Homer geschlummert hat" oder meine Ansichten von den seinigen abweichen oder die Korrektur nicht sorgfältig genug gelesen ist. Ich will dabei der Reihenfolge der Seiten nachgehen. Was Engel auf S. 82 über den fehlerhaften Gebrauch von verkürzten Absichtssätzen mit 'um zu' und dem Infinitiv sagt, ist unvollständig; sehr häufig finden sich Sätze nach dem Muster: 'Man gab ihm Gift, um sich zu töten', die immer einen groben Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit enthalten, obwohl die Beziehung des 'um zu' klar ist. Auf derselben Seite verteidigt Engel die Neigung, alle zusammengesetzten Zeitwörter in allen Formen ungetrennt zu gebrauchen. Ich halte diesen Sprachgebrauch für eine Nachlässigkeit und Unart, die vielleicht aus der Schwierigkeit hervorgegangen ist, die Ausländern die richtige Abwandlung solcher Zeitwörter bereitet, weil ihnen die Kraft der deutschen Betonung nicht verständlich ist, weil sie z. B. zwischen übersetzen und übersetzen nicht zu unterscheiden wissen. Auf die Gefahr, hin, von Engel als Sprachmeisterer verhöhnt zu werden, müssen alle Lehrer des Deutschen sich diesem Unfug kräftig widersetzen. Auch 'mehre' statt 'mehrere' zu schreiben, wie Engel S. 86 empfiehlt, scheint mir verfrüht; daß die Sprache zu dieser Form einmal kommen kann, halte ich für möglich. Die auf S. 88 empfohlene Wiedergabe von Fremdwörtern in deutscher Lautschrift wirkt lächerlich, doch macht sie meiner Ansicht nach mehr den Schreiber als das Wort lächerlich. 'Bei' mit dem vierten Falle ist nicht so unerhört, wie es

Digitized by Google

Engel auf S. 89 findet; Luther hat es in der Bibelübersetzung so gebraucht, und in der Volkssprache lebt es noch allgemein. Zu den von ihm S. 90 gepriesenen Goethischen Freiheiten 'Dein Rock und Mütze', 'Gleichen Wuchses und Würde' usw., deren Wegfall er der 'Sprachmeisterei' in die Schuhe schiebt — kann uns die zunehmende 'Engländerei', die der Verfasser in bezug auf die Fremdwörter beklagt, sehr leicht wieder zurückführen; ich sähe aber darin keinen Gewinn für die Sprache. — Auf S. 152 ist im ersten Verse des Mottos vor dem zweiten Kapitel versehentlich tiuschiu zunge als ein Wort gedruckt; ebenso auf S. 42 im zweiten Verse quoiqu' statt quoi qu' (= was auch immer). — S. 173 Z. 5 v. u. steht unter den Übersetzungen für suggerieren fälschlich 'unterscheiden' wohl für 'unterschieben'. -- S. 201 Z. 11 und 12 v. u. hält Engel irrtümlich die Worte: 'Grands dieux, combien elle est jolie' für 'Spielhagensches Französisch'; sie sind der je erste und je vorletzte Vers der vier Strophen eines der reizendsten Liebesgedichte von J. P. Béranger, einem Dichter, der leider jetzt in seinem eigenen Vaterlande in Vergessenheit zu geraten scheint. — S. 361 Z. 4 und 5 v. u. erwähnt Engel das lateinische Wort 'lacrimae rerum', das er 'Tränen der Dinge' übersetzt, wie schon auf S. 977 Z. 9 der ersten Auflage seiner großen deutschen Literaturgeschichte. Ich halte diese Übersetzung nach wie vor ür unrichtig und bleibe bei der Auffassung, die ich schon bei der Besprechung jenes Werkes im 61. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 482 geäußert habe, daß sie nämlich nur bedeuten können 'Tränen für Ereignisse, Tränen über Unglück'. Übrigens stehen die Worte nicht bei Lukrez, sondern in Virgils Äneide I 462.

Noch ein Wort des uneingeschränkten Lobes sei mir über die Kennverse gestattet, die jedem Kapitel und auch, wie schon erwähnt, dem ganzen Buche vorangestellt sind. Ich erinnere mich nicht, in irgend einem Buche so treffend gewählte Kennverse gefunden zu haben, wie sie uns hier entgegenleuchten. Auch der achtzehn beigefügten Handschriften hervorragender Menschen gedenke ich mit Anerkennung; zum mindesten zeigen sie dem Betrachter, daß jene Großen bei ihrer Arbeit die Feile nicht gescheut haben, und das ist, wie mich dünkt, für unsere schnell lebende und leider auch schnell arbeitende Zeit höchst lehrreich.

Ich fürchte, der Verfasser hat sich durch sein Buch manchen erbitterten Gegner geschaffen; aber ich bin andererseits fest überzeugt, er hat sich durch dasselbe (beileibe nicht 'durch es', wie Ed. Engel es auf S. 69 warm empfiehlt!) seine bisherigen Freunde und Bewunderer bewahrt und noch eine Menge neuer hinzugewonnen und — was die Hauptsache ist — der deutschen Stilkunst allgemeinere Beachtung verschafft und den deutschen Schriftstellern größere Sorgfalt beim Schreiben zur heiligen Pflicht gemacht.

Quedlinburg. Paul Schwarz.

Digitized by Google

Ch. E. Bennett, Syntax of Early Latin. Vol I: The Verb. Boston 1910, Allyn and Bacon. XIX u. 506 S. 4 ℳ.

Wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, ist das vorliegende Werk dazu bestimmt, Holtzes veraltete *Syntaxis priscorum scriptorum latinorum* zu ersetzen. Daß ein solcher Ersatz dringend notwendig war, bedarf für den Kenner, der es gelegentlich versucht hat, sich mit Hilfe von Holtze über einzelne grammatische Fragen Auskunft zu verschaffen, keines weiteren Beweises. Einen vollen Ersatz konnte auch Lindsays Syntax of Plautus noch nicht bieten. Gewiß enthält das Buch viele feinsinnige Beobachtungen und beachtenswerte Zusammenstellungen, so daß es auch neben Bennett durchaus nicht überflüssig werden wird. Aber einmal beschränkt es sich im wesentlichen auf Plautus; sodann gibt es nach des Verf.s eigenem Ausdrucke nur 'a summary of Plautine Syntax' unter ausdrücklichem Verzicht auf irgendwelche Vollständigkeit der angeführten Belege; endlich wird die Benutzung durch den Mangel eines Index sehr erschwert. Auf viel breiterer Grundlage ist Bennetts Werk angelegt, wie das auch schon der äußere Umfang vermuten läßt. Der vorliegende erste Teil, der die Lehre von der Kongruenz, von den Tempora und Modi in Haupt- und Nebensätzen, sowie vom Verbum Infinitum umfaßt (der zweite Teil soll die Kasus, Adjektiva, Pronomina und Partikeln behandeln) berücksichtigt die ganze altlateinische Literatur, wobei freilich zu bedauern ist, daß B. für Ennius nicht Vahlens Ausgabe der Fragmente von 1903 zugrunde gelegt hat, sondern Baehrens' Fragmenta poetarum Romanorum. In den einzelnen Abschnitten, denen außer der Angabe der einschlägigen Literatur nur knappe orientierende Bemerkungen allgemeinen Inhalts vorausgeschickt sind (ausführlicher ist nur die verständige Darlegung über den Konjunktiv S. 145 ff.), ist durchaus die Hauptsache die Aufzählung der Belege, die zwar durchaus nicht überall in erschöpfender Vollständigkeit (wo nur eine Auswahl vorgeführt wird, ist das jedesmal kenntlich gemacht), aber doch in sehr reichlichem Maße gegeben werden; so umfaßt z. B. die Aufzählung der Verben und Ausdrücke c. acc. c. inf. mit vollständigen Belegen über 30, c. inf. rund 20 Seiten. Diese Fülle mag vielleicht manchem übertrieben erscheinen; aber nicht mit Unrecht sagt Verf. in der Vorrede, daß man unmöglich voraussehen könne, welche Belehrung der Benutzer in jedem Falle in einem solchen Buche suche, und daß deshalb ein Zuviel immer noch besser sei als ein Zuwenig. Wertvoll ist, daß dem Buche außer einer vorausgesandten ausführlichen Inhaltsangabe auch ein eingehender und zuverlässiger Index von 18 Seiten kleinen Drucks beigegeben ist.

Alles in allem ist somit ein Werk geschaffen, das für jeden Philologen, der auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik arbeitet, unentbehrlich ist. Daran ändern auch kleinere Mängel nichts, die naturgemäß hier und da unterlaufen. So fehlen einzelne Belege, auch wo

Digitized by Google

anscheinend Vollständigkeit beabsichtigt ist. Nicht erwähnt ist z. B. S. 5 Enn. tr. 311 für intransitives *recipio*, ebenso für *verto* Pl. Pers. 453; S. 7 oben fehlt Turpil. Com. 74 *induta riculam*; ebenso S. 349 unter d) Pl. Merc. 995 *ted oro.. serva et subveni*; S. 368 Pseud. 930 *autumo* c. acc. c. inf.; S. 374 Mil. 37 *memini fieri*; ganz fehlt S. 402 *maturo* c. inf., vgl. Pl. Mil. 1093. Ter. Heaut. 496; S. 419 Pl. Curc. 207 *misi petere*; S. 427 Asin. 699 *ferre spero*. Namentlich fehlen auch mehrfach Stellen aus Ennius, die ich nach Frobenius (Syntax des Ennius 1910), soweit sie mir aufgefallen sind, nachtrage; so Ann. 561 *sapere* c. inf.; A. 19 *fari donavit*; Var. 65 *postulare ut*; 69 *concedere ut*; 70 *pacisci ut*; 66 *suadere ut*; 144 *auctorem esse ut*; Sat. 35 *rogare ut*; 44 *hortari ut*; 26 *monere ut*; 33 und 42 *orare ut*; A. 240 *bona dictu* u. a. m.

An einzelnen Stellen hätten die nur äußerlich aufgezählten Beispiele wohl noch nach Gruppen geordnet werden können. So waren die Belege für die Kongruenz bei mehreren Subjekten (S. 1 ff.) danach zu scheiden, ob die Subjekte Personen oder Sachen waren; dann ergab sich leicht, daß schon im Altlatein, ebenso wie in klassischer Sprache, der Plural bei persönlichen, der Singular bei sachlichen Subjekten die Grundregel ist, soweit diese nicht im einzelnen Falle durch die Stellung der Subjekte oder andere Gründe modifiziert wird. S. 383 hätten bei den Beispielen für acc. c. inf. mit zu ergänzendem Subjektspronomen die Stellen mit gleichem und mit ungleichem Subjekt in Haupt- und Nebensatz gesondert aufgeführt werden können.

Über den Gebrauch der Negationen in selbständigen und abhängigen Begehrungssätzen sind die Ansichten vielfach noch unklar; aber m. E. herrschen hier schon im Altlatein im wesentlichen dieselben Grundregeln wie in der klassischen Sprache, und die 'Freiheit in der Anwendung dieser Negationen', die B. S. 167 statuiert, dürfte doch wohl ihre bestimmten Grenzen haben. Bei dem Konjunktiv der Begehrung wie beim Imperativ ist *ne* die regelmäßige Verneinung, *non* steht nur als Begriffsnegation; an eine affirmative Begehrung wird eine negative gewöhnlich durch *neque*, selten durch *neve* angeschlossen, während *ne* durch *neve* (unklassisch auch durch *neque*) fortgesetzt wird; korrespondierend steht *neque* — *neque* (selten *neve.. neve*). Analog wird in abhängigen Begehrungssätzen *ut* durch *neque* oder *neve* (letzteres herrscht im Altlatein noch bedeutend vor), aber *ne* durch *neve* (unklassisch auch *neque*) fortgesetzt. S. 418 werden die mit dem Altlatein verbundenen Adjektiva aufgezählt; aber die Stellen mit *defessus sum* c. inf. waren doch wohl richtiger zu *defetiscor* S. 401 zu ziehen, ebenso *paratus* zu *paro*; Lucil. 295 *solvere nulli lentus* und Pl. Mil. 888 sind m. E. nicht richtig aufgefaßt (*meminisse* kann nicht von *immortalis* abhängen). S. 450 werden die Stellen für den abl. gerund. c. acc. aufgeführt; aber Ter. Eun. 1008 *defessa sum te ridendo* kann *te* ebenso gut Akkusativ sein, auch hätten die Stellen mit neutralem Objekt, wie *vera dicendo* u. ähnl., besonders aufgezählt werden müssen.

Digitized by Google

Druckfehler: S. 218 Z. 4 v. u. lies 69 st. 169; S. 271 Z. 6 v. u. lies 3 st. 5; S. 419 Z. 9 v. o. *huc* st. *hunc*; S. 452 Z. 11 v. o. fehlt *possit* vor *depravarier*.

Hoffentlich folgt der zweite Band des tüchtigen Werkes bald nach.

Norden i. Ostfriesland. Carl Stegmann.

W. Hinrichs, Einführung in die geometrische Optik. Mit 55 Figuren. Leipzig 1911, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 144 S. 8. 0,80 ℳ.

Das vorliegende Bändchen der Sammlung Göschen behandelt in gedrängter Form die Ausbreitung der Lichtstrahlen, soweit die Wellennatur dieser Bewegung nicht in Frage kommt, also ohne Rücksicht auf Interferenz, Farbenunterschiede und Polarisation. Die Darstellung gründet sich hiernach auf die geradlinige Ausbreitung, das Rückwerfungs- und das Brechungsgesetz und setzt die Unabhängigkeit der Lichtstrahlen voneinander voraus. Auf die Reflexion an einer Ebene und an mehreren im Winkel zueinander stehenden Ebenen folgt die an sphärischen Flächen. Hier wird für Hohl- und Konvexspiegel die Abbildungsgleichung in verschiedenen Formen abgeleitet, desgleichen die Bildkonstruktion und die Berechnung der Vergrößerung. Ebenso folgt auf die Brechung an einer Ebene, einer planparallelen Platte und einem Prisma die an einer Kugelfläche, wobei wieder die Abbildungsgleichung in verschiedenen Gestalten abgeleitet wird, Konstruktion und Vergrößerung bestimmt, Haupt- und Knotenpunkte eingeführt werden. Daran reiht sich die Brechung durch ein zentriertes System von Kugelflächen, wobei drei Kugelflächen angenommen werden, die Ausdehnung der Betrachtung auf beliebig viele aber offen bleibt. Im letzten Kapitel werden Linsen von endlicher Dicke und unendlich dünne Linsen besprochen; den Schluß bildet die Kombination aus zwei dünnen Linsen.

Das klar geschriebene Büchlein, das nur die Kenntnis der elementaren Mathematik einschließlich der ebenen Trigonometrie voraussetzt, bedeutet eine gute Vorbereitung für die Theorie der optischen Instrumente. Kann es für das Gymnasium als Lehrbuch insofern schwerlich in Frage kommen, als es ein spezielles Gebiet eingehender und gründlicher behandelt, als dies im physikalischen Unterricht des Gymnasiums geschehen kann, so ist doch die Lektüre sowohl der Sache, als auch mancher Ableitungen wegen dem Lehrer der Physik sehr zu empfehlen; andererseits wird das Werkchen auch manchem Primaner willkommen sein, der für Katoptrik und Dioptrik ein regeres Interesse gefaßt hat, zumal die beigefügten, mit Lösung versehenen, Übungsaufgaben das Verständnis erleichtern werden.

Zittau i. Sa. R. Lamprecht.


Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Bericht über den ersten altphilologisch-archäologischen Ferienkurs zu Gießen am 5.—7. Oktober 1911.

Die Bestrebungen, durch Einrichten eines altphilologisch-archäologischen Kursus an der Landesuniversität des Großherzogtums Hessen eine lebendigere Beziehung zwischen Hochschule und Oberlehrerschaft herzustellen und zugleich den seit längerer Zeit bestehenden bayrisch-hessischen archäologischen Fortbildungskursus nach der philologisch-historischen Seite hin zu ergänzen, gehen bis ins Jahr 1906 zurück. An damals gepflogene mündliche Verhandlungen schloß sich auf eine am 19. April 1907 vom Großherzoglichen Ministerium ergangene Aufforderung Ende September 1907 ein schriftliches Gutachten des Vertreters der Archäologie (Sauer), das am 9. November 1907 den Direktoren der in Betracht kommenden Lehranstalten abschriftlich zuging und den Gegenstand einer Beratung in den Lehrerkollegien und eines Berichtes der Direktoren über deren Ergebnis bildete. Die Verwirklichung der in diesen Berichten für wünschenswert erachteten Veranstaltung verzögerte sich durch mancherlei Hemmnisse bis zum Oktober 1911, wo am 5. unter Gymnasialdirektor Geheimem Schulrat Dr. W. Hensell, Gießen, als Obmann der erste Kurs zusammentrat.

Für eine Dauer von 3 Tagen waren vorgesehen:

1. Vorlesung über „sprach- und stilgeschichtliche Parallelen zwischen dem Griechischen und Lateinischen": Prof. Immisch (2 Stunden; am 5. u. 7.);
2. Vorlesung über „römische Inschriften des Mainzer Museums (unter Vorlegung bemalter Abklatsche)": Prof. Körber (Mainz) (2 St.; am 6.);
3. Vorlesung über „neue literarische Papyrusfunde": Prof. Körte (3. St.; am 5. u. 6.);
4. Vorlesung über „die antiken Münzen als Geschichtsquelle": Prof. Strack (2. St.; am 7.);
5. Vorlesung über „Bedeutung der Ausgrabungen auf Kreta für die griechische vorgeschichtliche Kultur": Prof. Watzinger (2 St.; am 5.);
6. Führung durch die archäologische Sammlung: Prof. Watzinger (2. St.; am 6.).

Digitized by Google

Dazu trat noch am 6. auf einen aus der Reihe der Teilnehmer geäußerten Wunsch hin eine Führung durch das Museum des oberhessischen Geschichtsvereins, geleitet vom Konservator der Sammlung, Hauptmann a. D. Dr. h. c. Kramer.

Das Großherzogliche Ministerium des Innern, Abteilung für Schulangelegenheiten, hatte zu dem Kurs 36 Oberlehrer und Assessoren entsandt, und da solchen Herren, die auf ihre Kosten an der Veranstaltung teilnehmen wollten, Urlaub gewährt wurde und einzelne preußische Kollegen aus dem nahen Wetzlar und Weilburg sich eingefunden hatten, überstieg die Anzahl der anwesenden Lehrer die Zahl von fünfzig.

Im philologischen Hörsaale der Universität eröffnete im Namen der Regierung Geheimer Oberschulrat Nodnagel die Tagung mit dem Gruß an die Erschienenen und dem Dank an alle die, welche ihre Kräfte für das Zustandekommen des Kurses eingesetzt hatten. Wenn auch aus den Vorträgen kaum etwas unmittelbar in die Schulstunde übertragen werden könne, so würden doch die empfangenen Anregungen unbewußt in den Unterricht hineinspielen, und dieses Moment des Ungewollten sei in der Erziehung nicht zu unterschätzen. Zugleich solle der Kursus dartun, daß man nicht gewillt sei, der Forderung eines platten Utilitarismus folgend die klassische Bildung innerhalb der Erziehung zurückzudrängen. So wenig man sich der Einsicht verschließen könne, daß für die große Masse die reale Bildung wünschenswert sei, so sehr müßten doch alle die auf engen Zusammenschluß sehen, die in der Beschäftigung mit dem Altertum einen wertvollen Bildungsfaktor für eine Minderheit sähen. Einen solchen Zusammenschluß solle der Kurs bilden, dem man darum segensreiches Wirken und Weiterbestehen auch nach der ersten Tagung wünschen müsse.

Nachdem dann Prof. Immisch der Regierung und dem Obmanne den Dank der Dozenten ausgesprochen und daran erinnert hatte, daß die Wissenschaft, die von Problemen lebe, wie sie hier vorgeführt werden sollten, ihrerseits wieder nach Cauers Wort „Lebensluft für die Schule" sei, nahmen die Vorträge ihren Anfang.

Über die Vorlesung „sprach- und stilgeschichtliche Parallelen zwischen dem Griechischen und Lateinischen" ist ein Bericht an dieser Stelle unnötig, da sie in den Neuen Jahrbüchern für klass. Philologie und Paedagogik veröffentlicht werden wird.

Prof. Körber gab zunächst eine Schilderung des in Mainz zur Herstellung von bemalten Papierabklatschen nach Inschriften angewandten Verfahrens[1]) und besprach dann eine Anzahl ausgewählter, vorzüglich klarer Abklatsche von Steinen des Mainzer Museums, welche von historischer, typologischer und paläographischer Wichtigkeit sind. Die Reihe, welche Grabsteine, Grabaltäre, Weihungen, Bauurkunden der Legionen und frühchristliche Grabinschriften umfaßte und mit der einzigen bis jetzt erhaltenen althochdeutschen Grabschrift, dem Dieterich-Steine, schloß, gewährte einen höchst lehrreichen Einblick in Epigraphik und Sprache des 1.—10. Jahrhunderts. Da die vorgeführten Texte hier nicht wiedergegeben werden können[2]), so

---

[1]) Eingehende Schilderung des nach Hübner verbesserten Verfahrens bei H. Wallau im Anhang zu Körbers Römischen Inschr. d. Mainz. Mus. 3. Nachtrag z. Beckerschen Katalog, Mainz 1897, S. 325 ff.

[2]) Sie sind zum Teil — nach jenen Abklatschen — wiedergegeben

Digitized by Google

sei nur hervorgehoben, daß sie Gelegenheit gaben, nicht allein die Datierungsmöglichkeiten zu besprechen, wie sie sich ergeben aus dem Material der Steine (Sandstein tritt in der Mainzer Gegend erst seit dem 2. Jahrhundert auf, vorher Kalkstein) und ihrer Form (Aediculafassade älter als Altarform), der künstlerischen Ausstattung (je einfacher, um so älter), der Art der Namengebung (bis 43 fehlt das Cognomen in der Regel, bei den Legionen helfen die Bei- und Ehrennamen zur Datierung) und paläographischen Indizien (Apex und Überhöhung des i als Längenbezeichnung, das Alter der Formeln h. s. e. und D. M.), sondern auch auf die Zusammensetzung der Mainzer Besatzung (ein *veteranus naupegus* bezeugt), die Struktur der Bevölkerung (griech. Namen), die Lage der Sklaven (besonders ausführliche und reiche Grabschriften, selbst für Sklavenkinder) und auf die frühchristliche Gemeinde von Mainz und ihre Verfassung (Grabstein des Abtes Pertram aus dem 7. Jahrhundert) interessante Streiflichter warfen.

Prof. Körte legte einleitend dar, wie seit den Zeiten der Renaissance im ganzen trotz einiger wertvoller Funde an Handschriften (z. B. 1780 Demeterhymnus, 1816 Gaius, 1907 Anfang des Photioslexikons) der Zustrom neuer Texte fast völlig versiegt und dadurch die Philologie in Gefahr geraten sei, über die Kleinarbeit der Kritik und Konjektur größere Ziele aus dem Auge zu verlieren. Ein neues Feld eröffneten dann die literarischen Papyri, die uns zunächst den Hypereides und Alkman wiederschenkten, und nach denen, seitdem auch der Herondas und die Ἀθηναίων πολιτεία auftauchten, ein methodisches Suchen begann. Anfänglich war man gezwungen, sie den Eingeborenen abzuhandeln, die keine Rücksichten hinsichtlich sorgfältiger Behandlung nahmen, selten richtige Fundangaben machten und oft genug um des besseren Verdienstes willen größere Stücke zerschnitten. Dazu kam ein weiterer Übelstand: die Preissteigerung infolge der lebhafteren Nachfrage. Diesen Mißständen sucht man teils durch eigene Grabungen, teils durch Kartellgründungen zum Zweck des Papyruserwerbs zu entgehen[1]).

Nur ausnahmsweise werden die Papyri unmittelbar aus den Häuserruinen gewonnen, wie in Tebtunis oder in Aphroditopolis, wo 1400 Menanderverse als Schutzdecke für Akten Justinians II. sich fanden[2]), meist entstammen sie Gräbern, und zwar teils den Beigaben im Sarge (so der Timotheospap. und wahrscheinlich die Ἀθ. πολ.), teils der Mumienkartonage, die freilich selten große Stücke liefern kann (so in Hibeh und Ghoran), oder schließlich den Kehrichthaufen, wie in Oxyrhynchos, dessen Abfallhügel die Handschriften der Päane Pindars, des unbekannten Historikers, der euripideischen Hypsipyle, neuerdings wieder einen längeren Platotext und Reste fast aller klassischen

---

in dem genannten 3. Nachtrag (Nr. 33, 48, 72, 91, 102, 123, 131, 277), in dem als Programmbeilage des Ostergymnasiums Mainz 1905 erschienenen 4. Nachtrag (Nr. 5, 12, 80, 95) und in verschiedenen Jahrgängen der Mainzer Zeitschrift (I 1906, S. 91; III 1908, S. 14, 16; IV 1909, S. 22 Nr. 27, S. 26, S. 27 Nr. 40; VI 1911, S. 125 Nr. 11).

[1]) Die Gießener Universitätsbibliothek, die dem deutschen Papyruskartell angehört, verdankt seinem Bestehen den verhältnismäßig billigen Erwerb so wichtiger Stücke wie eines lateinisch-gotischen Bibelfragments und eines Fragments der griech. Übersetzung des samaritanischen Pentateuch.

[2]) Von Lefebvres Ausgabe ist soeben (1911) die 2. Auflage erschienen, solche von Körtes Menandrea, Teubner 1910, und Sudhaus' Menandri reliquiae, Bonn 1909, sind in Vorbereitung.

Digitized by Google

Autoren lieferten; ein glänzendes Zeugnis für das Bildungsbedürfnis der Bevölkerung dieses Landstädtchens.

Die Papyrusausgaben, deren hauptsächlichste der Vortragende angab, die aber in der Regel wegen der heliographischen Wiedergabe der wichtigsten Stücke recht teuer sind und kaum in weitere Kreise dringen, sehen meist in der raschen Publikation ihr Hauptziel, so vor allem die seit Grenfells schwerer Erkrankung von Hunt allein geleitete Veröffentlichung der Oxyrhynchospapyri[1], während die Publikation der Sammlung des Erzherzogs Rainer möglichste Vollständigkeit des Kommentars zu erreichen sucht und darum nur langsam fortschreitet. Über alle Neuerscheinungen geben die Berichte in Wilckens Archiv für Papyrusforschung Auskunft.

Bei der Durchmusterung des Gewinnes fällt es auf, daß das kyklische Epos ganz fehlt.

Gewonnen haben die unechten Gedichte Hesiods, von denen zwei Fragmente der Eöen aus dem 2. und 4. Jahrhundert erhalten sind[2]; das Gedicht bietet eine lebendige Charakteristik der Freier Helenas und ist nach Wilamowitz' Erkenntnis nachpeisistrateisch, weil Salamis und Attika schon als Einheit gerechnet werden.

In der Lyrik[3]) sind Reste von zwei Epoden des Archilochos zutage gekommen, Oxyrhynchos hat Versanfänge der Elegien geliefert — vielleicht waren es ursprünglich mehr als 800 Verse im ganzen, wenn das am Rande der Handschrift stehende Θ Zahlzeichen ist —, die im Gegensatz zu den Straßburger Epoden wenig für den Dichter und sein Werk ergeben. Von Alkaios sind vier stark verstümmelte Gedichte hinzugetreten, während Sapphos Bild klarer geworden ist durch die Auffindung des Gebets für die Rückkehr des Charaxos und mehrerer Bruchstücke, die über ihr Verhältnis zu den ihr zur Ausbildung zugeführten jungen Mädchen neuen Aufschluß geben.

Neu ist uns durch einen Fund aus Hermupolis das Verständnis Korinnas erschlossen worden als einer in Gedanken, Ausdruck und Metrik schlichten Dichterin, die im heimischen böotischen Dialekt Lokalsagen behandelt, den Streit der die Landschaft beherrschenden Berge und die genealogische Verknüpfung der Heldengeschlechter des Landes mit Asopos und den Olympiern.

Die Hinterlassenschaft ihres Landsmannes Pindar, der sich freilich von der Dialektdichtung losgemacht hat, ist vermehrt worden durch zwei Parthenien und neun Päane, die nach Sprache und Metrik einfacher sind als die Epinikien, und des Dichters Tätigkeit auch für kleinere Gemeinden, wie Abdera und Keos, zeigen. Daß solche Gedichte weniger künstlich gebaut sind als die Siegeslieder, hat wohl darin seinen Grund, daß Pindar bei den Bürgerchören nicht soviel künstlerische Ausbildung voraussetzen durfte wie bei den Chören sizilischer Tyrannen.

Von den Werken seines Neffen Bacchylides hat Oxyrhynchos noch ein Bruchstück von „Theseus Meerfahrt" ergeben.

Eine bisher so gut wie unbekannte Dichtgattung, den kitharö-

---

[1]) Bis jetzt acht Bände, ein neunter in Vorbereitung.

[2]) B(erliner) Kl(assikertexte) V 1 (1907) S. 28 ff.

[3]) Die lyrischen Fragmente am bequemsten bei E. Diehl, Supplementum lyricum, Bonn 1908 (Lietzmanns kl. Texte 33/4).

Digitized by Google

dischen Nomos, hat uns der Fund des Timotheospapyrus kennen gelehrt[1]), der kaum zwei Menschenalter nach der etwa 398 erfolgten Aufführung des Gedichtes geschrieben ist. Daß es noch wie Prosa geschrieben ist, beweist, daß die Abteilung der Kola auf Aristophanes von Byzanz zurückzuführen ist, der wahrscheinlich nach Exemplaren mit Noten arbeitete. Dem Toten ist nur die Hälfte der Handschrift mitgegeben worden; sie beginnt beim Omphalos, der statt Heldensage eine Schilderung der Schlacht bei Salamis gibt, die des Themistokles und des seit 404 gestürzten Athen keine Erwähnung tut.

Die Sphragis (v. 215 ff.) enthält eine Selbstvorstellung des Dichters. Die Sprache macht den Eindruck des Schwülstigen, der eigentliche Ausdruck wird zu meiden gesucht, doch gibt es daneben auch Züge realistischer Schilderung. Das Ganze ist auf die Musik zugeschnitten; aber so sehr man auch die Virtuosität des Künstlers bewundern muß, dem außer Erfindung von Wort und Weise auch der Vortrag und die Begleitung oblag, so sehr hat man den Eindruck einer überfeinerten, dekadenten Kunst.

Im Drama überraschte ein Fragment von Phrynichos' Phoenissen insofern, als es durch seine jonischen Sprachformen den Einfluß des Epos noch in einem Maße zeigt, wie es schon bei Aischylos unmöglich ist.

Von wichtigen Sophoklesfunden ist bisher nur die lebendige „Achäerversammlung" aus einem Berliner Papyrus[2]) veröffentlicht.

Des Euripides Hypsipyle[3]) ist etwa zu ein Viertel erhalten; der Gang der Handlung im wesentlichen kenntlich. Es war mehr ein bürgerliches Intriguenstück, schwächlich nach Erfindung und Durchführung, eines der spätesten Stücke des Dichters. In seine Frühzeit dagegen führen die „Kreter"[4]) einmal wegen des metrischen Baues, der im Trimeter die Auflösungen ganz vermeidet und darin strenger ist als Sophokles selbst in seinen Anfängen, andrerseits wegen der Abhängigkeit des Dichters von der sizilischen Dialektik, wie sie sich in der Verwendung des εἰκός in der Verteidigungsrede Pasiphaes kundgibt.

Die alte Komoedie scheint in der Spätzeit wenig gelesen zu sein; eine Szene aus Epicharms Odysseus automolos[5]) und die Hypothesis zu Kratins Dionysalexandros[6]) sind alles; letzteres Stück brachte in seiner freien Behandlung des Mythos und seiner Polemik gegen Perikles als Urheber des peloponnesischen Kriegs und zweiten Paris etwas Unerwartetes. Ein neues Bruchstück der παλαιά, 80 teils lyrische Verse, teils Trimeter, bringt soeben Lefebvres zweite Menanderausgabe, der Verfasser ist noch nicht bestimmt. Aristophanes ist es kaum. Den wichtigsten Einblick in die neue Komoedie, von der aus über Plautus und Terenz die Fäden ins Lustspiel der modernen Kulturvölker laufen, hat uns der Kairener Menanderpapyrus aus dem 5. Jahrhundert gewährt. Am vollständigsten — zu vier Fünfteln — sind die Epitrepontes auf uns gekommen, zu den Kairener Resten der Perikeiromene treten Fragmente aus Oxyrhynchos, in Leipzig

[1]) Herausgegeben 1903 von Wilamowitz.
[2]) B. Kl. V 2 (1907) 64.
[3]) Zuletzt herausg. v. Herwerden, Utrecht 1909.
[4]) B. Kl. V 2. 73, Blatt eines Pergamentcod. s. 1/2.
[5]) Frg. 99 Kaibel.
[6]) Oxyrh. pap. IV 69.

Digitized by Google

und jetzt auch in Heidelberg; weniger ist von der Samia erhalten und von dem Heros, dem ein Fetzen aus Lefebvres neuester Veröffentlichung nun seinen Namen sichert.

Neu war in den Komödien die Notiz χοροῦ, die erwies, daß noch die neue Komoedie einen Chor hatte, der allerdings nur ἐμβόλιμα sang, auf deren Erhaltung der Dichter keinen Wert legte, wie schon Aristophanes in seinen späteren Stücken (Ekkles. Plut.). War aber ein Chor vorhanden, so kann von einer Erhöhung der Schauspielerbühne keine Rede sein, man hat immer noch in der Orchestra gespielt.

Aus dem Vergleich des echten Menander mit seinen römischen Nachahmern ergibt sich, daß Plautus mehr Handlung und mehr derben Humor hat als jener, der seinen Ruhm in der feinen Zeichnung der Charaktere sucht, aus denen lückenlos die Entwicklung der an und für sich oft recht unwahrscheinlichen Fabel folgt. Das haben die Römer so wenig erreicht wie die Eleganz, mit der Menander das Attische seiner Zeit ohne merkbare Stilisierung in Dialogverse umsetzt. Der Untergang Menanders ist eine Folge des attizistischen Purismus: wegen des unverkennbaren Einflusses der κοινή wird er verworfen, und seit dem 6. Jahrhundert schreibt man ihn nicht mehr ab.

Menander schildert treulich das Athen seiner Zeit, eine Kleinstadt, die von altem Ruhme zehrt, deren Bürger — unter denen der streitbare Mann zugunsten des Greises und Jünglings ganz zurücktritt — im Grunde nichts mehr zu tun haben als ein verfeinertes Genußleben zu führen. Aber der Dichter steht über seiner Zeit, er stellt Probleme, an die erst wieder die Neuzeit dachte, wie jenes von der moralischen Gleichwertigkeit der Verfehlungen beider Geschlechter oder das andere, das auch für das ausgesetzte Kind die Rechte der juristischen Person fordert. Die römischen Bearbeiter hatten so wenig wie ihr Publikum Sinn für solche Züge, auf denen aber im letzten Grunde Menanders Größe mit beruht.

Eine neue Dichtgattung der Alexandrinerzeit ist die kynische Moralpredigt, die uns jetzt vorliegt in den Choliamben des Phoinix von Kolophon[1]), der Themen wie den Wert des Reichtums behandelt, aber ohne daß eine interessante Persönlichkeit dahinterstände wie bei Horaz, dann in den Werken des „Hundes" Kerkidas von Megalopolis, der nach seinen Anspielungen auf Zeno und einen seiner Schüler ins 3. Jahrhundert gehört[2]). An Zitate, eine Art Vorspruch, schließt er „Meliamben" an — die Bedeutung des Ausdrucks ist noch nicht recht klar —, in denen er sein Thema glossiert. in einem davon, der „freien Liebe", berührt er sich mit Horaz sat. I 2. Eine Grundtendenz geht bei ihm dahin, an Stelle der alten Götter, deren Allmacht er bezweifelt, ethische Prinzipien zu setzen.

Von Kallimachus ist uns ein Stück der Aitia wiedergeschenkt[3]), in dem er die Geschichte von Akontios und Kydippe anmutig erzählt, um sofort die Illusion durch trockene Angabe seiner Quelle und Aufzählung aller ihm erreichbaren Lokalsagen von Keos absichtlich zu zerstören. Man darf ihn nach dieser seiner Art, mit seinem Stoff halb ernst, halb spielerisch umzugehen, einen antiken Romantiker nennen[4]).

[1]) Nach Heidelberger und Oxforder p. herausg. v. Gerhard, Leipzig 1909.
[2]) Oxyrh. pap. VIII 20 pap. no 1082.
[3]) Oxyrh. pap. VII 1910 pap. no 1011.
[4]) Vgl. A. Körte, Ein antiker Romantiker; deutsche Rundschau 1911, Juliheft.

Digitized by Google

Einer seiner Nachahmer, Euphorion, hat durch das Auftauchen von zwei Bruchstücken[1]) aus dem Kerberosabenteuer des Herkules und aus den *ἀραί* nicht gewonnen; von der Anmut des Kallimachus spürt man hier nichts.

Die Prosaliteratur, die wir in der handschriftlichen Überlieferung des Mittelalters ziemlich vollständig besitzen, hat naturgemäß nur geringe Erweiterung erfahren. Die Hauptausbeute ist ein Bruchstück der Rede des Antiphon in eigner Sache, bei der er als Charakter keinen guten Eindruck macht[2]), ein für uns trotz verschiedener Taufen[3]) noch namenloser Thukydidesfortsetzer[4]) und der zu allgemeiner Überraschung rein historische Didymoskommentar zu Demosthenes[5]), der die IV. phil. Rede als echt, aber die gegen den Brief des Philipp als Excerpt aus dem Geschichtswerk des Anaximenes von Lampsakos erweist.

Fragt man nun nach dem Wert der Papyri erhaltener Autoren für Textgeschichte und Kritik, so ist zu sagen, daß sie nicht besser sind als unsere Handschriften, im Gegenteil, Homer- und Platotexte des 3. Jahrhunderts sind erheblich schlechter. Man lernt hier die Tätigkeit der Alexandriner schätzen, die durch ihre Kritik und Scholien die Texte vor Verwilderung bewahrt haben. Weiter ergibt sich, daß unsere aus byzantinischer Zeit stammenden Handschriften vielleicht stumpfsinnig, aber nach guten Vorlagen kopiert sind, die schwersten Textverderbnisse sind gelegentlich durch die Papyri als antik erwiesen. So zeigt schon ein Oxyrhynchospapyrus des 4. Jahrhunderts die Verderbnis *Πειραϊκήν* für *Γραϊκήν* in Thuk. II 23, 3. Ferner lehren die Papyri, daß es unberechtigt ist, bei der *recensio* alle übrigen Codices als *deteriores* zugunsten einer einzigen Klasse oder Handschrift zurückzuschieben: schon die Papyri zeigen die verschiedenen Rezensionen; man wird also in Zukunft die *deteriores* im Apparat mehr als bisher berücksichtigen müssen. Was schließlich früher zu den Texten gemachte Konjekturen anlangt, so ist deren eine Menge durch die Papyri überflüssig gemacht, an anderen, verzweifelten Stellen haben sie das Richtige gebracht (so Xen. Symp. VIII 17 *παρανοήσῃ* für *παρά τι ποιήσῃ*), aber oft bestätigen sie auch Vermutungen, die bei ihrer Aufstellung als „zu kühn" verworfen worden sind (so *ἰσαθάνατον* [Wilamowitz] für *εἰς ἀθάνατον* im aristot. Hymnus auf die Tugend; Köchlys *ἐλαίης* für *Ἀθηναίης* bei Nonnos, Dionys. XV 112, Cobets *παλαιστρίδιον* und *αὐλαίαν Πέρσας ἐνυφασμένην* zu Theophr. char. V 9) und geben damit einer Konjekturarbeit, die sich auf sicheres Sprachgefühl gründet, die schon oft in Zweifel gezogene Berechtigung zurück.

Prof. Strack behandelte in seinem durch eine Reihe von Lichtbildern erläuterten Vortrag die antiken Münzen als Geschichtsquelle.

Wenn man unter „Münze" ein vom Staat mit einem Zeichen versehenes, nach fester Norm abgewogenes Stück Metall versteht, dessen Kaufkraft der Staat garantiert, so scheiden die Bronze-Medaillen der römischen Kaiserzeit aus. Es sind Zier- und Schaustücke, die freilich dem Münzgeld so nahe stehen,

[1]) B. Kl. V 1. 57.
[2]) L'apologie d'A. d'après des frgs. inédits sur papyrus d'Egypte par J. Nicole 1908.
[3]) Auf Theopomp, Kratipp, Ephoros.
[4]) Hellenica Oxyrhynchia edd. Grenfell-Hunt. (Bibliotheca Oxoniensis)
[5]) B. Kl. I 1904.

Digitized by Google

daß sie da, wo ihr Gewicht ein rundes Vielfaches der Münzeneinheit ergibt, doch wohl zugleich als Geld gedacht sind. Die Gold- und Silbermedaillons die dieser Forderung gerecht werden, sind demnach als Geld zu fassen. Ihre Größe ist nicht auffällig, wenn man an die goldenen Oktodrachmen und silbernen Deka- und Dodekadrachmen der Griechen denkt, die sicher Geld waren und sehr große Münzen sind. Die 100 Francstücke Monacos und die sog. Portugalöser, Ehrengaben in Münzform, wie sie in den Hansestädten noch üblich sind, bieten die nächsten Analogien zu diesem Medaillongeld. Keine Münze, sondern Siegespreise sind dagegen die in ihrer Echtheit zu Unrecht angezweifelten Goldstücke von Abukir.

Aus der Münze auszuscheiden sind weiterhin die Contorniaten, die sehr verschieden, am richtigsten wohl als Brettspielmarken gedeutet worden sind: Zeichen, die auf ihrer Vorderseite vorkommen, finden sich wieder auf dem römischen Straßenpflaster.

Ebenso sind nicht als Münze zu fassen die römischen 1—2 kg schweren Bronzebarren, die schon wegen des Kunstcharakters ihrer Darstellungen, der ins 4./3. Jahrhundert weist, nicht das von Plinius erwähnte, mit Tierbildern gezeichnete Geld des Servius sein können, ganz abgesehen davon, daß die dargestellten Tiere nicht unter den Begriff des *pecus* fallen. Diese Barren sind aber doch in der Staatsmünze hergestellt, wohl für sakrale Zwecke, etwa die *stips* oder den Verkauf *per aes et libram*. Sie ahmen noch eine Vorstufe des Geldes nach.

Während nun das Geld in Münzenform erst im 7. Jahrhundert von Lydern und Chinesen unabhängig von einander eingeführt worden ist, ist schon im 5./4. Jahrtausend die Barbarei am Euphrat und Nil wie wohl auch in Kreta soweit überwunden, die αὐτάρκεια des einzelnen so unmöglich, daß ohne Geld nicht mehr auszukommen war. Wie sah nun dieses Geld, das vor dem Münzgeld umlief, aus?

Innerhalb des Tauschverkehrs schon wird bald ein Tauschgegenstand Wertmesser, Geld; der βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ ist dafür ebenso Zeugnis wie lat. *pecunia*. Wenn aber Drakon nach Vieh, Solon nach Scheffeln normiert, so sind diese Dinge wohl kaum damals noch Zahlungsmittel, sondern nur mehr Rechnungseinheiten gewesen, denn zum Zahlungsmittel wird fast überall das Metall in der Form des Rohmetalls. So bringen schon die zinsenden Keftiu Kupferbarren, von denen auch noch Originale erhalten sind, und die sich ihrer Form nach an ein älteres Axtgeld anzuschließen scheinen, wie sich etwa das chinesische Geld aus altem Schwertgeld entwickelt. Im argivischen Heraion sind Metallspieße gefunden, die ὀβολοί des Phaidon von Argos, teils einzeln, teils in Bündeln als δραχμή (von δράσσεσθαι). In Ägypten ist das Kupfer zwar alle Zeit der Wertmesser gewesen, aber wir sehen auch Goldringe als Zahlungsmittel mit bestimmtem Rechnungswert, und Goldbarren laufen neben dem Münzgeld bis in die spätere Kaiserzeit. Auch in Italien ist schon im 1. Jahrtausend „in Erz geschätzt“, aber erst im 7. Jahrhundert kommt an Kleinasiens Küste das staatliche Hoheitszeichen auf den Metallstücken auf. Seine Anbringung war also mehr das Ende einer langen Entwicklung als plötzliche geniale Erfindung; darum wird kein Erfinder genannt.

Unter diesen Münzen nun gibt es Geschichtsmünzen in engerem Sinne, die unmittelbar auf ein bestimmtes Ereignis hinweisen, aus bestimmtem Anlaß geschlagen sind. Im weiteren Sinne freilich ist jede Münze Geschichts-

Digitized by Google

münze, wie z. B. die Inschriften des Kaisergeldes über Namen, Titel und Taten der Herrscher Auskunft geben; auch über Tendenzen ihrer Regierung aufklären, so wenn Vitellius den Caesartitel verschmäht, um sich von den Claudiern zu scheiden, wenn Macers Silber mit der Formel S. C. beweist, daß er sich an den Senat anzulehnen suchte.

Die alten Münzen der römischen Republik geben wenig Geschichte, eines aber lehren sie eindringlich: die Gemeinde steht zunächst, ja bis 150, wo statt der ersten Monogramme und Einzelbuchstaben die vollen Münzherrnnamen auftreten, über dem Einzelnen. Als aber dann die Münzherren außer ihren Namen auch noch die Taten ihrer Ahnen bildlich auf der Münze anbringen und dabei nicht bei der Wahrheit bleiben (während z. B. die Darstellung, die Bocchus und den gefesselten Iugurtha vor Sulla zeigt, noch leidlich richtig ist, ist der kniende *rex Aretas* nackte Geschichtslüge), da leuchtet uns aus diesen kleinen Metallspiegeln der Rückgang der Staatsgewalt entgegen, die Aufrichtung eines selbstherrlichen Junkerregiments. Im Gegensatz dazu ist die altgriechische Münze wenig Geschichtsmünze. Wenn auch einzelne Andeutungen in Beizeichen nicht fehlen (die Lorbeerkränze am Athenakopf in Athen, am Hermeskopf in Ainos, die ἆθλα der Siegesspiele nach dem Untergang der attischen Expedition auf syrakusaner Münzen, der Elefant der Seleukiden, das Mithradateswappen auf attischen, die Nike von Samothrake auf Geld des Demetrios Poliorketes), so vermißt man doch bis in die Kaiserzeit redselige historische Inschriften und Darstellungen fast ganz, und die taktvollen Anspielungen bleiben uns heute unverständlich.

Die wichtigsten Schlüsse aber ergeben sich überhaupt nicht aus dem einzelnen Stück, sondern aus der Masse. Die Münze ist eben in erster Linie Geld, und fragt man die Masse, so müssen sie Schlüsse auf das Wirtschaftsleben liefern und liefern sie auch.

So malt sich in dem Gegensatz des guten Geldes der ersten Ptolemäer gegenüber dem schlechten des Auletes und der Kleopatra der ganze wirtschaftliche Rückgang Ägyptens, und ebenso zeigt die Entwicklungsreihe vom guten Gold-, Silber-, Messing- und Bronzegeld des Augustus über Nero, der 5—10% unedles Metall zum Silber zusetzt, Trajan, der um 15, Severus, der um 50% verschlechtert, bis Gallien, wo die Münze nur noch 5% Edelmetall enthält und bald weißgesottenes Kupfer das Silber ersetzen muß, den nahenden und eintretenden Staatsbankrott, der so groß ist, daß man vor Diokletian wieder auf den alten Barrenverkehr zurückgreift.

Für kleinere Verhältnisse läßt sich aus der Sichtung und Ordnung der Münzen die ganze Stadtgeschichte, so etwa für Ainos, erkennen. Das war eine Kaufmannsstadt, deren Wohlstand unter der Perserherrschaft durchaus nicht gelitten hat, sondern, wie die Güte und Masse ihrer Prägung zeigt, sich noch hob. Nach 370 beginnt die Stadt zu sinken, in der Diadochenzeit bedeutet sie nichts mehr. Ihre Blüte beruht auf dem Transitverkehr das Hebrostal hinauf und hängt ab von der Macht der hinterländischen Thraker, die ihn hindern können und zeitweise hinderten. Ihre zweite Blütezeit (etwa 412—370) fällt in die schlimmste Periode der allgemeinen griechischen Geschichte. Man sieht, die eigentlich griechische Geschichte berührt Ainos kaum. Es war die glücklichste Handelsrivalin von Byzanz in der frühen Zeit; solange die Schiffahrt dem durch Strömungen gefährlichen Bosporus mißtraute, und der Kaufmann lieber zu Lande das Schwarze Meer zu erreichen suchte, blühte Ainos. Von der Zeit an, wo der Seeverkehr stärker einsetzt

Digitized by Google

und auch eine Erstarkung der Thraker merkbar wird, nimmt die Bedeutung der Stadt ab und Byzanz tritt an ihre Stelle.

Abderas Bewohner lernen wir aus ihren Münzen weniger als Schildbürger denn als zielbewußte Kaufleute kennen, die den Fuß der Münze ändern, wenn Handelswege und Absatzgebiete wechseln. Zunächst stellt man die Münze auf phönikischen Fuß, dann aber wird dazu für die Drachme der persische angenommen, und nachdem dann beide eine Zeitlang nebeneinander hergelaufen sind, verschwindet das phönikische System. Man hat also in Abdera sich neue Handelswege zu erschließen gesucht, den alten aber erst aufgegeben, als der neue rentabel geworden war.

Handelsgeschichte lehrt auch neben den Schatzfunden außerhalb des Prägegebietes (korinth. Geld in Sizilien, unterital. auf den liparischen Inseln) die Nachahmung der Typen durch fremde Völker. Wenn athenische Münzbilder mit aramäischer Schrift oder in baktrischer Prägung vorkommen, so ist eben der attische Handel — wenn auch nicht der attische Kaufmann — so weit gegangen, und man hat die gangbaren Typen auch beibehalten, als er unterbrochen war. Der Philippstater geht — immer mehr barbarisiert — von den Donaugalliern, die der makedonische Handel zuerst traf, bis nach Britannien. Auch untereinander haben die Griechen Typen entlehnt, in einigen Fällen wegen der Schönheit, mehr aber, weil sie Kurs hatten; so findet sich Korinths Pegasus in Sizilien, Alexandermünzen werden allenthalben nachgeprägt. Aus handelspolitischen Rücksichten behält Athen die alten Münzbilder immer bei, während kleine Städte, die am Handel nicht interessiert sind, öfter die Typen wechseln. Schon die Tatsache allein, daß eine Stadt prägt oder nicht, läßt Schlüsse auf den Handel zu. Wenn in Sizilien noch ein Jahrhundert und darüber nach Erfindung der Münze nicht geprägt wird, so ist man eben mit den Sikulern bequemer ausgekommen, wenn man sich einer Vorstufe der Münze bediente. Babylon aber und Ägypten haben überhaupt nie ein Bedürfnis nach Münzgeld gefühlt, und Karthago prägt erst um 400, weil es seine Söldner nicht mit Naturalien und Barren bezahlen kann.

Auch in der römischen Schwerkupferprägung hat erst die Masse Aufschluß gegeben, und statt des früher behaupteten Staatsbankrotts um 270 sehen wir jetzt in der Zeit von 340—270 eine großzügige Münzpolitik: um dem Handel im Süden gerecht zu werden, schlägt man für ihn seit 338 im römischen Capua besonderes Silbergeld neben dem stadtrömischen Schwerkupfer. Man wechselt und ändert verschiedentlich in den beiden Reichsmünzstätten Rom und Capua, und erst als der Boden gut vorbereitet ist, setzt um 267 v. Chr. die Prägung des Denars in Rom ein, dieses die Welt in der Folgezeit beherrschenden Silberstücks. So begreift man auch von dieser Seite her, warum Rom die Welt erobern konnte.

Kurz, man erkennt, daß den Münzen viel Geheimnisse abzulauschen sind, wenn sie richtig, d. h. in ihrer Masse befragt werden, und man wird kaum mehr jenem Chronisten des 15. Jahrhunderts beistimmen, der die Beschäftigung eines Bischofs mit Münzen mit der Bemerkung entschuldigen zu müssen glaubte: „Er tat es mehr aus Dummheit, denn anders warumb, wenn er war sehr ein alter Mann.“

Prof. Watzinger gab nach einer Skizze der Geschichte der Ausgrabungen auf Kreta einen von zahlreichen Lichtbildern begleiteten Überblick über Grundriß und Aufbau der Schlösser von Knossos und Phaistos. Charakteristisch ist u. a. der Binnenhof in der Achse der Anlage, von dem die Gänge auslaufen,

Digitized by Google

welche die Burg in Viertel teilen, dann das System der schmalen Vorratskammern, die Auflösung von zwei Wänden eines Gemaches in Pfeilerstellungen mit vorgelegter Säulenhalle zur Erzeugung eines kühlen, aber doch luftigen Aufenthaltsraumes für den Sommer, die Lage der Zimmer an Korridoren und die Anbringung der Zimmertür nicht in der Mitte, sondern nach der Wandecke zu. Nur in Phaistos erhalten ist dann noch ein großer Repräsentationseingang mit vorgelegter Freitreppe und in Knossos ein massiv gebauter Raum, dessen Decke ein mit der Doppelaxt gezeichneter Pfeiler stützt. (Die unter den Schutz der Gottheit gestellte Schatzkammer?) Der Aufbau der Häuser vollzog sich in mehreren Stockwerken, die in Knossos noch mit den um Lichtschachte gelegten Treppenhäusern erhalten sind[1]) und sich in ihrer äußeren Wirkung aus dort gefundenen Fayenceblättchen erkennen lassen, die Hausfassaden darstellen. Im Aufbau spielt die Holzsäule eine große Rolle, deren eine Kapitellform in dem dorischen Kapitell fortlebt. Die Wände, die meist über einem Orthostat aus Bruchsteinen mit Holzdurchzug bestehen, sind teils mit Friesen aus edlem Material, teils mit Frescobildern geziert, die entweder in ihren Mustern den in Ägypten üblichen Teppichschmuck nachbilden oder figürliche Darstellungen enthalten, bald lebensgroße Gestalten — wie den Empfang geschenkebringender Gesandten durch das Herrscherpaar —, bald Miniaturlandschaften und -szenen, wie die aus den Palastfenstern den Stierspielen zuschauende Menge. Stierkämpfe sind auch in bemaltem Stuckrelief wiedergegeben worden, anscheinend in Nachahmung ägyptischer Relieftechnik in Stein. Alle Arten figürlicher Dekoration verraten lebendige Auffassung der großen Formen und der Bewegungen bei aller Unrichtigkeit im Detail. Die gleiche Lebendigkeit zeigt sich auf den Darstellungen der Gemmen und der Steatitgefäße, von denen der große Trichter mit Kampfspielszenen, der Becher mit der Rekrutenmusterung und der Heber von Hagia Triada mit dem Erntezug im Abguß vorgelegt wurden[2]), während eine Nachbildung des Diskos von Phaistos[3]) neben Lichtbildern eine Vorstellung von der noch unentzifferten Schrift gab. Auch die beiden Kultstätten des knossischen Palastes wurden in Tafeln und Lichtbildern vorgeführt; ihren Inhalt darf man aus Mangel an Nachrichten über die Religion jener Zeit gleichfalls noch nicht mit Bestimmtheit deuten wollen.

Zeitlich können wir die ältesten Palastanlagen in das beginnende 2. Jahrtausend setzen, ihre Keramik hat sich in ägyptischen Fundschichten von Kahûn gefunden, die auf rund 1900 datiert sind. Die Blütezeit der Paläste fällt um 1600, ihr Untergang um 1400. Auch nach dieser Zeit setzt sich die Kultur fort, sie findet sich, nachdem um 1500 die Burgen von Tiryns und Mykene entstanden sind, zwischen 1200 und 1000 in Cypern, die Kultur der Philister scheint ein Ausläufer der kretischen zu sein, in der zweiten Sikulerperiode Siziliens hat sie dort einen Mittelpunkt, sie dringt bis Apulien und erreicht selbst Spanien.

Die Binnenhöfe, Magazine und Pfeilersäle Kretas kehren in den Palästen Amenophis' III. und IV. in Tell el Amarna in Ägypten wieder, wo auch die Verwendung der Holzsäule weite Verbreitung hat. Eigentümlich kretisch

---

[1]) Vgl. jetzt Fig. 1 bei H. Lamer, Griech. Kultur im Bilde („Wissenschaft und Bildung" Bd. 82) Leipzig 1911.

[2]) Vgl. Lamer fig. 3, 4.

[3]) Lamer fig. 9.

Digitized by Google

dagegen dürfte die Form des viereckigen Korridorhauses mit Eingang am Ende einer Seite sein, das sich jetzt in seiner einfachsten Gestalt aus Wohn- und Grabanlagen bis in die Steinzeit zurückverfolgen läßt. Aus der Zusammensetzung solcher Zimmer und Zimmersysteme besteht die Burg von Gla im Gebiete des Kopaissees ebenso wie die Bauten von Phylakopi auf Melos und Palaiokastro auf Kreta. Eine Entstehung der kretischen Paläste aus dem Rundhaus mit mittlerer Lichtöffnung[1]) ist demnach ausgeschlossen.

Die Beziehungen zu Ägypten sind für die Zeit von 1600—1400 bezeugt durch die Darstellung tributbringender Keftiu in ägyptischen Gräbern. (Die Kupferbarren, die sie bringen, entstammen kretischen Gruben, die neuerdings wieder aufgefunden sind.) Seit 1400 wird der Name der Keftiu nicht mehr genannt, an ihrer Stelle erscheinen die räuberischen „Seevölker". In der gleichen Zeit sind die Paläste Kretas zerstört. An sie schließen sich die Burgbauten von Tiryns und Mykene an, ummauerte Fürstensitze, deren wesentlicher Bestandteil im Gegensatz zu den kretischen Zimmersystemen das unkretische Megaron ist, wenn auch die Nebengebäude Kretas Einfluß verraten. Das Megaron tritt wieder auf in Troja und in steinzeitlichen Anlagen des 3. Jahrtausends in Sesklo und Dimini in Thessalien, immer aus den hintereinander gelagerten Teilen *πρόδομος* und *μέγαρον* oder *πρόδομος*, *μέγαρον* und *θάλαμος* bestehend, mit dem Herd im Mittelraum, der in Kreta fehlt. Das Auftreten der Feuerstelle im Hauptraum deutet darauf, daß dieser Haustypus kälteren Gegenden entstammt. Er kommt nun tatsächlich — bisher allerdings nur in jüngerer Zeit — im Norden vor, so in der jüngeren Bronzezeit in Buch bei Berlin und in der germanischen „Römerschanze" bei Potsdam. Den Anlagen von Dimini stehen am nächsten die Fluchtburgen von Urmitz und Mayen mit ihren Mauerringen und Torgassen. Auch die Keramik führt nach Norden, die thessalische gehört als südlichster Ausläufer zum Kreis der Donaukultur, die sich von der Mündung der Donau bis Perm-Kiew einerseits, nach Siebenbürgen andrerseits erstreckt.

Auch die Keramik von Troja II weicht von der des Ägäischen Meeres ab, wo sich jene Verzierung der Gefäße mit Schnüren und Bommeln nicht findet, die an die jungsteinzeitliche Schnurkeramik anschließt. Auch die Goldfunde aus Troja II gehören z. T. in den Kulturkreis der mittleren Donau; die Goldgefäße haben zum Teil Formen, wie wir sie im Norden an Tongefäßen kennen.

Offenbar sind drei Kulturgruppen zu scheiden, von denen 1. die kretische mit dem Korridorhaus zusammengeht, 2. die thessalisch-nordische und 3. die trojanische mit dem Megaronhaus. Letztere weisen nach Norden, aber in ihren übrigen Kulturerzeugnissen stehen sie selbständig einander gegenüber. Während nun die trojanische durch die Zerstörung von Troja II schon vor der Mitte des 2. Jahrtausends auf lange Zeit vernichtet wird, dringt die nordische Kultur nach Süden vor und kommt immer mehr in den Bannkreis der kretischen.

Da nun die aus dem Norden stammende Kultur indogermanisch-griechisch sein muß, so ist die kretische vorgriechisch. Damit verschiebt sich die Auffassung von der Bedeutung der Funde für Homer. Die im Hintergrund des Epos stehende, durch Feuer zerstörte Stadt ist Troja II, das Schiffslager mit Wall, Graben, Toren und Torgassen erinnert ebenso an Urmitz

[1]) Noack, Ovalhaus u. Palast in Kreta, Leipzig 1908.

Digitized by Google

und Mayen, wie z. B. Achills Zelt an das Megaronhaus, und damit rückt das Epos mit seinen Anfängen in die vormykenische Zeit. Die kretischen Paläste sind trotz aller späterer Anleihen der Griechen bei der kretischen Kultur für die Erklärung der ältesten „homerischen" Verhältnisse weniger wichtig als die thessalisch-trojanischen Anlagen, die auch allein z. B. den θάλαμος im Hause des Odysseus in befriedigender Weise als Teil des Hauptbaues zu bestimmen vermögen.

Von den beiden mit dem Kurs verbundenen Führungen fand die durch das Museum des oberhessischen Geschichtsvereins unter der liebenswürdigen und kundigen Leitung des Konservators, Dr. h. c. Kramer statt. Die im einen Flügel des alten Schlosses übersichtlich untergebrachten Sammlungen bergen eine reichhaltige volkskundliche und ortsgeschichtliche Sammlung, außerdem die Papyri der Gailschen Stiftung[1]) und die Ergebnisse der vom Verein in der Umgebung Gießens veranstalteten Grabungen. Da die Gegend von der Steinzeit an ununterbrochen dicht besiedelt ist, so kann das Museum einen guten Überblick geben und beherbergt manches Stück, das als Unikum den Neid größerer Sammlungen erregen kann. Dazu ist auch der neueste Zuwachs zu rechnen: Frankengräber eines Grabfeldes von Leihgestern (südöstl. v. Gießen), in denen die Leichen teilweise in besonderen, mit durchbrochenem Gitterwerk verzierten Särgen innerhalb der großen Holzkisten ruhen, und die hölzernen Beigaben sich fast unversehrt erhalten haben.

Bei der Führung durch die archäologische Universitätssammlung gab Prof. Watzinger an der Hand des Abgußbestandes einen Überblick über neuere Ergebnisse und Probleme der Forschung. (Aegina, Delphi, Myron, Niobiden aus Rom und in Ny-Karlsberg, Athena Lemnia, Parthenon, Paionios, pergamenische und frühhellenistische Kunst.) Den Schluß machte die Vorführung der noch kleinen Sammlung von Originalen, die aber für die meisten Perioden und Stilarten der keramischen Kunst, zumal der hellenistischen[2]), und ihrer Weiterbildung im römischen Reich charakteristische Proben enthält.

Daß außer Vorlesungen und Führungen auch ein Bierabend Dozenten und Teilnehmer vereinigte, soll darum nicht verschwiegen werden, weil aus den dabei von beiden Seiten gehaltenen Reden hervorging, daß dieser erste Kurs nach Maß und Art seiner Darbietungen voll befriedigt hatte, und weil aus dem Ton, der dort herrschte, zu erkennen war, daß es aufrichtig gemeint und dankbar angenommen wurde, wenn der Sprecher der Dozenten erklärte: „Wir legen Wert auf den kollegialen Charakter der Veranstaltung".

[1]) Vgl. Griech. Papyri im Museum des oberhess. Geschichtsvereins zu Gießen. Im Verein mit O. Eger herausg. v. E. Kornemann u. P. M. Meyer, Leipzig 1910/11; Philologus 67, 321 ff.; Klio VII 278 ff., VIII 398 ff; Archiv f. Papyrusforsch. V 123 ff., 137 ff.

[2]) Sie entstammen neben Scherben aus Pergamon meist der Sammlung Vogell.

Offenbach a. M. A. Abt.


Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig, B. G. Teubner.

a) A. Stifter, Die Narrenburg. M. v. Ebner-Eschenbach, Die Freiherren von Gemperlein. Herausgegeben von G. Wilhelm. 114 S. 0,50 ℳ.

b) K. Immermann, Der Oberhof. Herausgegeben von V. Pollack. 208 S. 1 ℳ.

c) H. v. Kleist, Michael Kohlhaas. Herausgegeben von H. Prodnigg. 77 S. 0,50 ℳ.

2. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1911, Quelle und Meyer. Jedes Heft geb. 1,25 ℳ.

H. Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte. Mit 40 Abbildungen. Zweite Auflage. 180 S.

3. Schöninghs Erläuterungsschriften zu deutschen und ausländischen Schriftstellern. Paderborn o. J., F. Schöningh.

a) Schmitz-Mancy, Erläuterungen zu Schillers Maria Stuart. 80 S. 0,50 ℳ.

b) F. Weyel, Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell. 72 S. 0,50 ℳ.

c) B. Wehnert, Erläuterungen zu Schillers Wallensteins Lager und den Piccolomini. 116 S. 0,60 ℳ.

d) B. Wehnert, Erläuterungen zu Schillers Wallensteins Tod. 95 S. 0,50 ℳ.

e) Ph. Bersu, Erläuterungen zu Wildenbruchs Die Quitzows. Mit einer Kartenskizze. 37 S. 0,50 ℳ.

f) Schmitz-Mancy, Erläuterungen zu Klopstocks Oden und zum Messias. 85 S. 0,60 ℳ.

4. F. C. Brown, Elkanah Settle. His life and works. Chicago, The University of Chicago Press. (Leipzig, Th. Stauffer.) X u. 170 S. geb.

5. The Cambridge Manuals of Science and Literature. Cambridge 1911, at the University Press.

a) The Zealand by R. Stout and J. L. Stout. VIII u. 185 S.

b) Primitive animals by G. Smith. X u. 156 S.

c) King Arthur in History and Legend by W. L. Jones. VII u. 145 S.

d) Greek Tragedy by J. T. Sheppard. VII u. 160 S.

e) Early Religious Poetry of Persia by J. H. Moulton. VI u. 170 S.

f) The Wanderings of Peoples by A. C. Haddon. With 5 maps. VII u. 124 S.

g) Links with the Past in the Plant World by A. C. Seward. VIII u. 142 S.

h) The Historical Growth of the English Parish Church by A. H. Thompson. XII u. 142 S.

Digitized by Google

6. K. Cleve, Goethes Verhältnis zu Hans Sachs. Progr. Schwedt a. O. 1911. 27 S.

7. E. Cohn, Physikalisches über Raum und Zeit. 24 S. S.-A. aus „Himmel und Erde". Jahrg. 23.

8. A. Holder, Alt-Celtischer Sprachschatz. Zwanzigste Lieferung, Nachträge zum 1. Bande (c. 307—665). Leipzig 1911, B. G. Teubner. Sp. 769—1024. 8 ℳ.

9. Tony Kellen, Die Kaiserin Augusta. Eine Gedenkschrift zum 100. Geburtstage am 30. September 1911. Mit 24 Abbildungen. Essen 1911, Literatur Verlag. 32 S.

10. A. Mager und H. Bornecque, Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen usw. Mit 8 Abbildungen und 1 Tafel. Unterstufe: für die ersten 2 Jahrgänge. Wien 1911, F. Tempsky. 169 S. geb. 2,20 ℳ.

1. Cl. W. Mendell, Sentence Connection in Tacitus. New Haven 1911, Yale University Press. VI u. VIII u. 158 S. geb. 1,35 *Sh.*

12. O. Offermann, Lehrbuch der mathematisch-kaufmännischen Volkswirtschaftslehre und einfachen Buchführung. Dresden-Blasewitz 1911, Bleyl & Kaemmerer. (O. Schambach). 125 S. gr. 8. 1,90 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

13. J. E. Pichon, Premières Leçons de Vocabulaire et d'Élocution. Édition ornée de nombreuses illustrations. Freiburg i. B. 1911, J. Bielefeld. 143 S. geb. (Méthode directe pour l'enseignement des langues vivantes.)

14. H. Poincaré, Der Wert der Wissenschaft. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von E. Weber, mit Anmerkungen und Zusätzen von H. Weber. Zweite Auflage mit einem Vorwort des Verfassers. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 251 S. geb. 3,60 ℳ.

15. H. Poincaré, Die neue Mechanik. 22 S. S.-A. aus „Himmel und Erde" Jahrg. 23.

16. Antialcoholica.

a) R. Ponickau, Warum ich Abstinent geworden bin. Ein pädagogisches Glaubensbekenntnis. 11 S. Berlin 1911, Mäßigkeits-Verlag.

b) M. Hartmann und R. Ponickau, Bericht über die gegen den Alkoholismus der Jugend gerichteten Bestrebungen. 7 S. Leipzig 1911.

c) M. Hartmann, Bericht über die Gründung des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge. Nebst 2 Beilagen. 16 S. Leipzig 1911.

d) M. Hartmann, Alkoholgefahr und Jugend. Vermischte Aufsätze. 84 S. Leipzig 1911.

e) R. Ponickau, Alkoholfreie Schulausflüge. Gesammelte Aufsätze. 27 S. Leipzig 1911.

f) R. Ponickau, Abstinente Schülervereine. Zwei Aufsätze. 16 S. Leipzig 1911.

g) R. Ponickau, Friede auf Erden? 8 S. S.-A. aus Pädagog. Archiv 1911, Heft 3.

17. R. v. Sterneck, Der mathematische Unterricht an der Universität. Wien 1911, Alfred Hölder. 50 S.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die erste Logikstunde.

Es ist nicht einerlei, wie eine Sache begonnen wird. Denn von dem Anfang hängt wesentlich der Fortgang ab. — Tritt in der Schule ein neues Unterrichtsfach ein, dann tut der Lehrer meist so, als ob in Wissen und Leben des Schülers keine Anknüpfungs- oder Anfangspunkte für das Neue wären; besonders, wenn es sich um ein Fach handelt, das so abseits steht oder abseits zu stehen scheint wie die Logik. Und doch bringt der Schüler alles mit, was nötig ist, um eine vertiefende Auffassung der Anfangsgründe zu erwirken.

Logik ist die Formlehre des Denkens. Den Begriff Formlehre aber kennt der Schüler schon aus der Sprachlehre und aus der Mathematik. Das führt ihn auf die drei verschiedenen Gebiete: Sache, Sprache, Denken. Daß ein Unterschied zwischen Denken und Sprechen ist, wird ihm begreiflich, wenn man ihn an das Sprechen abgerichteter Tiere, wie etwa von Papageien, erinnert, denen das Denken hinter den Worten fehlt; oder an einen Phonographen oder auch daran, wie er selbst manches mechanisch auswendig gelernt hat; ferner kommt es vor, daß er beim Übersetzen aus einer anderen Sprache jedes einzelne Wort kennt, auch den Satz zustande bringt, ohne den Gedanken dabei zu erfassen. Indessen wird er auch einsehen, daß die Beziehung zwischen Sprache und Gedanken näher ist als zwischen Gedanken und Sache.

Von den Formlehren, die der Schüler kennt, ist auszugehen. Während der Sachunterricht sich mit den Sachen, das heißt mit der Materie beschäftigt, abstrahiert die Geometrie nur die Form, d. h. ihr ist es gleichgültig, aus welcher Materie der Würfel oder Zylinder besteht. Der geometrische Körper zum Unterschied vom realen Körper hat keine Materie. Die Geometrie tut also einen Schritt höher ins Geistige. Das Wort Fläche materiell, d. h. wie es der Schüler im gewöhnlichen Leben gebraucht, ist wie das Wort Punkt, Linie etwas ganz anderes, als wenn es im geometrischen Sinne gebraucht wird. Die Geometrie hat nur Interesse an der Form. Das Gleiche gilt von der Formlehre, der Sprache. Ob ich das lateinische Wort hosti oder

Digitized by Google

servi sage, ob ich sage: des Kindes oder des Mannes ist für die Formlehre gleich. Noch einen Schritt weiter als die Formlehre geht die Arithmetik. Sie beschäftigt sich nur mit Zahlen. Ihr ist also außer der Materie auch noch die Form gleichgültig. Sie geht also noch einen Schritt weiter ins Geistige. Ob ich mir eine 8 denke als 3 Wagen und 4 Häuser und 1 Brücke oder sonstwie, ist vollkommen gleichgültig, ebenso wie: welche Form etwa die Wagen, die Häuser oder die Brücke haben. Die Arithmetik rechnet nur mit Existenzen an sich, nur damit, daß etwas da ist, ohne nach dem was und wie zu fragen.

Diese Betrachtungen ergeben alles, was der Schüler zum inneren Verständnis der Logik braucht. Man braucht nur das, was er an der Sprache und an der Geometrie beobachtet hat, auf das Denken zu übertragen. Es ist für die Logik dasselbe, ob ich sage: der Vater ist krank oder: das Kind ist fromm. Beides sind Urteile. Der Inhalt oder die Materie ist für die Logik vollkommen gleichgültig. Es sind die drei erforderlichen Teile des Urteils vorhanden; folglich ist es logisch richtig. Zum Verständnis aber davon, daß die Logik auch die Quantitäten der Urteile berücksichtigen muß, zieht man dann die Arithmetik heran. Durch Bestimmungen wie: alle, einige, viele werden die Existenzen gezählt, d. h.: für wieviel Fälle das Urteil Richtigkeit hat, d. h.: die Zahl der Existenzen des Urteils wird gezählt. Der Schüler sieht also, daß die Logik eigentlich nicht nur die Formlehre des Denkens ist, sondern wirklich die Mathematik des Denkens, Geometrie und Arithmetik zusammen. Auch wird er weiter finden, daß die Logik auf die Qualität der Urteile Rücksicht nehmen muß; denn ja und nein bedeuten nichts anderes als das Setzen oder das Leugnen von Existenzen. Wenn ich das Urteil habe: dieser junge Mann hat keine Haare, so ist der innere Vorgang der: von einem jungen Menschen erwarte ich, daß er Haare hat, so daß also von ihm das Urteil gilt: dieser junge Mensch hat Haare. Und dadurch, daß meine Erwartung sich getäuscht hat, negiere ich das, was ich erwartet habe, das heißt den früheren Gedanken. Es entspricht dies dem Plus- und Minuszeichen der Arithmetik. So kann der Lehrer alles Formelle, was er an den logischen Formen findet, dem Schüler verständlich machen mit Hilfe mathematischer Formen.

Auf diese Weise wird dem Schüler das Wesen der Logik gleichsam aus ihm selbst heraus klar, und mit großem Interesse wird er den Weitergang verfolgen. Und der schwierigste Unterricht, der der Logik, wird so von vornherein einen fröhlichen Anfang nehmen. Gewöhnlich eignen sich die Schüler in den Logikstunden — ich weiß es aus Erfahrung — nur Worte an.

Schloß Bischofstein. F. Deubner.

Digitized by Google

Zur Etymologie der Wörter „Paraphe, paraphieren. Paraphie. Paraphasie“.

Gegen Ende der Marokko-Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich im letzten Herbst ist recht oft in den Zeitungen das Wort „paraphieren“ zu lesen gewesen, und mancher hat sich und andere gefragt: was bedeutet dieses Wort und wie ist es etymologisch zu erklären? Die gewöhnlichste Ansicht nun ist die, daß das Substantiv „Paraphe“, von dem doch unzweifelhaft das Wort „paraphieren“ abgeleitet ist, eine Verkürzung des griechischen *παράγραφος*, lat. paragraphus sei. Diese Ansicht ist z. B. vertreten in dem Dictionnaire général de la langue française von Hatzfeld und Darmesterer, ferner in dem Encyklopädischen französisch-deutschen und deutsch-französischen Wörterbuch von Sachs-Villatte, ebenso auch in dem Fremd wörterbuch von Heyse (19. Auflage 1910, bearbeitet von Otto Lyon). Bei Hatzfeld und Darmesterer heißt es unter „paraphe“: altération du latin paragraphus, grec *παράγραφος*. L'altération paraît due au désir de maintenir l'accent tonique sur la syllabe „ra“. Man beachte wohl das Wort p a r a î t. Ganz zweifellos erscheint danach die Herkunft des Wortes den Herausgebern dieses Dictionnaires doch nicht. Und in der Tat, die Herleitung von paragraphus halte ich für mehr als bedenklich, besonders wegen der gewaltsamen Kürzung des Wortes. Man findet ja in allen Sprachen wohl ähnliche Kürzungen, aber doch immer nur von viel gebrauchten Wörtern. Aus „Bräutigam“ ist z. B. niederdeutsch geworden „Brügam“, noch kürzer „Brüm“ (das ü lang zu sprechen), aus „Auto-Omnibus“: „Autobus“, aus „Automobil“: „Auto“. Im letztgenannten Worte ist vom Stamm des zweiten Teils (mobil) nichts übriggeblieben, in „Autobus“ nur die Endsilbe des zweiten Stammwortes, in „Brüm“ nur dessen letzter Buchstabe. Aber, wie gesagt, das sind vielgebrauchte, allgemein in die Volkssprache übergegangene und in dieser durch Abschleifung gekürzte Wörter, was doch niemals bei dem Worte „paraphieren“ und dem ihm zugehörigen „Paraphe“ der Fall gewesen ist. Außerdem spricht gegen die Herleitung von „paraphieren“ vom griechischen *παράγραφος* (sc. *γραμμή*) oder *παραγραφή* seine Bedeutung. Abgesehen davon, daß jedes dieser beiden griechischen Nomina im Altgriechischen seine ganz spezielle Bedeutung hatte, haben beide eine gemeinsame Grundbedeutung, die des „d a n e b e n -, d a b e i geschriebenen“, und heute versteht man unter „Paragraphen“ einzelne in Rechtsbüchern, Gesetzen, Verträgen, Satzungen, Lehrbüchern usw. der übersichtlichen Einteilung wegen gemachte Abschnitte oder Absätze und das d a n e b e n am Rande oder auch ü b e r den Abschnitt, aber nie u n t e r ihnen gesetzte Paragraphenzeichen (§). „P a r a p h i e r e n“ hingegen wird gebraucht vom U n t e r schreiben, und das Substantiv „Paraphe“ bedeutet „U n t e r schrift, Namensunterschrift, auch Stempel, Amtssiegel“. Es wird also wohl nicht angängig sein, Paraphe

Digitized by Google

als eine Kürzung von παράγραφος oder παραγραφή anzusehen. Was aber nun?

Meines Erachtens ist Paraphe, bzw. paraphieren zurückzuführen auf die beiden griechischen Wörter παρά und ἅπτειν (Stamm ἁφ). Ἅπτειν heißt „heften, anbinden, anknüpfen“, dann auch „anzünden“ (letzteres, weil man beim Anzünden eines Gegenstandes an diesen gewissermaßen von außen her mit einem Feuerbrande das Feuer anheftete), das Medium ἅπτεσθαι bedeutet „sich anheften, berühren“. Von diesem Verbum ἅπτειν, bzw. ἅπτεσθαι ist eine große Zahl zusammengesetzter oder abgeleiteter Verba und auch Substantiva und Adjektiva gebildet. Zusammengesetzte Verba sind ἀνάπτειν, ἀνθάπτεσθαι, ἀφάπτειν, διάπτειν, ἐνάπτειν und ἐναφάπτειν, ἐξάπτειν, ἐφάπτειν, καθάπτειν, μεθάπτειν, παράπτειν, περιάπτειν, προσάπτειν, συνάπτειν. Abgeleitete Verba sind z. B. ἀφάω (Ilias VI 322) und ἀφάσσω (berühren), ἀφθάω (mit Schwämmchen im Munde behaftet sein); abgeleitete Adjektiva: ἀναφής (unberührt), προσαφής (daranrührend, daranstoßend, angrenzend), συναφής (verbunden, zusammenhangend, angrenzend); Substantiva: ἡ ἁφή, ἡ ἅψις und ἡ ἁψίς (jonisch ἀψίς), τὸ ἅψος, ἡ ἄφθα (der im Munde haftende Ausschlag, die Schwämmchen), ferner ἡ ἄναψις (das Anzünden, ἡ ἔξαψις (1. das Anzünden; 2. das Anbinden), ἡ ἔφαψις, ἡ προσαφή, ἡ συναφή, ἡ σύναψις und ἡ συνάφεια. Weiterhin finden wir den Stamm ἁφ in den Wörtern ἀψιδόω, in ἀψίκορος und ἀψικορία, in ἀψίμαχος, ἀψιμαχία, ἀψιμαχέω usw.

Wir sehen, eine große Zahl von zusammengesetzten und abgeleiteten Wörtern. Andererseits aber ist zu beachten, daß nicht zu allen erwähnten Verben die entsprechenden Substantiva und Adjektiva im Altgriechischen vorkommen. Nur von συνάπτειν, bzw. συνάπτεσθαι findet sich sowohl das entsprechende Adjektiva συναφής als die drei Substantiva συναφή, σύναψις und συνάφεια. Aus παρά und Stamm ἁφ (Verbum ἀφάσσω) zusammengesetzt ist auf uns gekommen nur das Substantiv παράφασις = seitliche, heimliche, leichte Berührung (Hippokrates und Galen), während das entsprechende Adjektiv, das παραφής lauten würde, ebenso die Substantiva παραφή und παράφεια fehlen. Trotzdem sind später ganz neu gebildet die Substantiva „Paraphe“ und „Paraphie“. Ersteres bedeutet, wie wir bereits sahen, Namensunterschrift, letzteres ist ein medizinischer Ausdruck für „krankhaftes, verkehrtes, unrichtiges Gefühlsvermögen, besonders des äußern Gefühls“.

Nun bedeutet bekanntlich die Präposition παρά in zusammengesetzten Wörtern 1. daneben, daran (z. B. παρ-άλληλος = nebeneinander, παρα-κρεμαννύναι = daneben, daran hangen lassen, an der Seite herabhangen lassen, παρακρέμασθαι = daneben, daran hangen); 2. daneben vorbei, über-, un-, und bezeichnet im letztern Falle etwas Verkehrtes, Verfehltes, Falsches (z. B. παραβαίνειν = übertreten, παράκαιρος und παρακαίριος = unzeitlich, unschicklich, παράσπονδος = vertragsbrüchig, παραφθέγγεσθαι = 1. daneben-,

Digitized by Google

dareinreden; 2. falsch reden; παράφϑεγμα = 1. die Einrede, Zwischenrede; 2. das falsch Gerredete). Dies auf παράπτειν, bzw. auf παράπτεσϑαι angewendet, ergibt sich für παράπτειν die Bedeutung „daranhängen, daranheften“, für παράπτεσϑαι 1. „daneben-, an der Seite, im Vorübergehen, leicht berühren“; 2. „verkehrt, falsch fühlen“. Die letztgenannte Bedeutung von παράπτεσϑαι kommt allerdings im Altgriechischen noch nicht vor, doch ist sie m. E. späterhin im Mittelalter, wo die leider noch immer bestehende Unsitte, Wörter aus dem Griechischen oder Lateinischen zu entlehnen oder mit Zugrundelegung von fremdsprachlichen Wörtern neue Wörter zu bilden, einriß, dem neugebildeten Wort „Paraphie“ zugrunde gelegt worden. Somit bedeutet Paraphe das Angehängte, der Anhang, die (angehängte) Namensunterschrift, Stempel, Siegel. Bekanntlich wurde ja im Mittelalter das der Namensunterschrift beigefügte Siegel tatsächlich oft in einer Kapsel dem Schriftstück mittels einer Schnur angehängt und ersetzte nicht selten auch die Namensunterschrift selbst. Ähnlich verbindet man noch heute in Verträgen usw. den amtlichen Stempel durch eine Schnur mit dem vorstehenden Schriftstück. — Paraphie aber hat die spezielle Bedeutung „verkehrtes, fehlerhaftes (Berührungs-) Gefühlsvermögen“ bekommen.

Man könnte hier vielleicht fragen, warum die medizinische Wissenschaft dies neue Wort „Paraphie“ gebildet und nicht dafür „Paraphasie“ beibehalten hat, das doch schon Hippokrates hat (παράφασις). Aber einerseits bedeutet παράφασις bei Hippokrates noch nicht speziell „krankhaftes Gefühlsvermögen“, sondern nur „seitliches, heimliches Berühren“, andererseits hat „Paraphasie“ in der heutigen medizinischen Wissenschaft — seit wann, ist mir nicht bekannt — eine von der Bedeutung „krankhaftes Gefühlsvermögen“ ganz abweichende Bedeutung bekommen. Es ist speziell der Ausdruck für „verkehrtes Reden“, d. i. den Zustand, in welchem der Redende für das, was er sagen will, nicht die richtigen Worte findet, sondern verkehrte wählt. Es mußte somit an Stelle von Paraphasie der Unterscheidung wegen für „verkehrtes, krankhaftes Gefühlsvermögen“ ein neues Wort gebildet werden, und so ist „Paraphie“ entstanden.

„Paraphasie“ in der jetzt gebräuchlichen Bedeutung (verkehrtes Reden) ist auch nicht abzuleiten von παρά und ἀφάσσω (= ἀφάω = ἅπτομαι, Stamm ἀφ), wovon doch unzweifelhaft das schon bei Hippokrates vorkommende παράφασις (= seitliches, leichtes, heimliches Berühren) abzuleiten ist, sondern von παρά und Stamm φα, wovon die Verba φάναι, φάσκειν und παρα-φάσσειν. Letzteres kommt in dem Sinne „verkehrt, falsch reden“ auch wirklich bei Galen vor, aber noch nicht findet sich im Altgriechischen in dieser Bedeutung das Substantiv παράφασις, das, wie gesagt, nur „seitliches, leichtes, heimliches Berühren“ bedeutet, also von παρά und Stamm ἀφ abzuleiten ist. Somit sind sowohl „Paraphasie“ im heutigen Sinne

Digitized by Google

(= verkehrtes Reden) als auch „Paraphie“ in der Bedeutung „krankhaftes Gefühlsvermögen“, desgleichen „Paraphe“ und „paraphieren“ spätere Neubildungen.

Dem Worte „Paraphasie“ in seiner heute in der medizinischen Wissenschaft gebräuchlichen Bedeutung liegt zu Grunde der Verbalstamm φα = reden, dagegen den Wörtern „Paraphie, Paraphe, paraphieren“ der Stamm ἀφ = heften. Mit dem Stamm γραφ haben die Wörter „Paraphe“ und „paraphieren“ nichts zu tun.

Ob auch das französische „le paraphe“ (= die Ohrfeige) mit „Paraphe“ (= die Unterschrift) etymologisch verwandt und auf παρά und ἅπτειν zurückzuführen ist? Fast möchte ich es glauben. Eine Ohrfeige ist ja in der Regel nur eine handgreifliche Bekräftigung einer überwallenden Herzensmeinung, gleichsam eine Beglaubigung, Abstempelung, Besiegelung derselben.

Freienwalde a. O. C. Bohnhoff.

Aphthonius oder *Apthonius* bei Curtius.

Curt. 8, 6, 9 steht in den codd.: per hos adiecti sunt anticles elapthonius [elaptonius *C*] et ephimanes; dafür hat Stangl in seiner Ausgabe vom Jahre 1902 zum Teil nach Aldus drucken lassen: *per hos adiecti sunt Anticles, Elaptonius et Epimenes*, mit einem doppelten Versehen, da einmal *Elaptonius* gegen die Regeln der griechischen Namenbildung verstößt und zweitens die Weglassung des *et* zwischen *Anticles* und *Elaptonius* gegen den Sprachgebrauch des Curtius, wie ich schon 1870 in dem Programm des Gymnasiums zu Bernburg S. 26 gezeigt habe. Zur Beseitigung dieses doppelten Fehlers habe ich deshalb in meiner Ausgabe vom Jahre 1908 drucken lassen: *per hos adiecti sunt Anticles et Aphthonius et Epimenes*. Gegen diese kaum zu bezweifelnde Verbesserung des Curtiustextes wendet Stangl (WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 155 und DLZ. 1909 Sp. 862) ein, daß *Aphthonius* unzulässig sei und es *Apthonius* heißen müsse, da der lateinische Konsonantismus für φθ verlange pth, wie W. Schulze in seinen Orthographica 1894 nachgewiesen habe. So richtig der Nachweis ist, so glaube ich doch, daß er für den vorliegenden Fall nicht zutreffend ist. Meiner Überzeugung nach gilt das Gesetz nur für den Fall volkstümlicher Übernahme eines griechischen Wortes in das Lateinische, nicht für die Übernahme in der Literatursprache. Hier wurde das Wort, namentlich der Eigenname, zumeist in der griechischen Form wiedergegeben. Seitdem in der Zeit des Augustus die gräzisierende Richtung in der lateinischen Literatur die Oberhand gewann, suchten die Schriftsteller durch buchstäbliche Übernahme griechischer Wörter ihre griechischen Kenntnisse zu zeigen, ja Vergil gräzisierte selbst römische Namen (wie z. B. *Thybris* für *Tiberis*) oder solche, die seit langem eine feste lateinische Form angenommen hatten (wie z. B. *Acragas* für *Agrigentum*). Damals fing man an zu schreiben *Perseus* für *Perses*, *Arcesilaus*

Digitized by Google

für *Arcesilas*, *-clea* für *-clem*, *-as* für *-es* usw. Deshalb glaube ich bei Curtius an der Form *Aphthonius* festhalten zu müssen. Übrigens möchte ich gegen die hier von Stangl gezogene Folgerung, daß W. Schulzes Orthographica und der Th. L. L. von mir nicht verwertet würden, Einspruch erheben. Was würde Stangl wohl sagen, wenn ich, seiner Art zu folgern mich anschließend, den gleichen Vorwurf gegen ihn erheben wollte? Und ich würde es mit viel besserem Rechte können. So schreibt Stangl in seiner Curtius-Ausgabe VI 2, 13. 14, VII 6, 12, VIII 1, 7 trotz W. Schulzes Orthographica, trotz des Th. L. L. nicht *Bosphorus*, sondern hält, sogar gegen die übereinstimmende handschriftliche Überlieferung, an der althergebrachten Form *Bosporus* fest.

Bei diesem Anlaß will ich noch ein Versehen Stangls berichtigen. Er behauptet in der DLZ. 1909 Sp. 862, ich hätte meiner kleinen Ausgabe Freinsheims lateinische Inhaltsangaben vorausgeschickt. Das ist unrichtig, wie Stangl leicht hätte sehen können, wenn er sich die Zeit genommen, die Freinsheimsche Ausgabe einzusehen.

Freienwalde a. O. E. Hedicke.

Englisch und Französisch auf dem Gymnasium.

Der in der „Monatschrift für höhere Schulen“ VII 3 und 4 erschienene Aufsatz von A. Rohs über „Englisch oder Französisch ...“ fordert mich dazu heraus, mein mehr als zehnjähriges Schweigen zu brechen. Meine Gedanken, die ich darüber im Jahre 1898 niederschrieb, haben bis jetzt ungedruckt geruht, da die Frage noch nicht akut geworden war. Wenn ich nun Herrn Rohs entgegentrete mit meiner damaligen Anschauung, so wird er mir sicher glauben, daß ich diese Frage während der 13 Jahre immer wieder erwogen habe, er wird sich aber vielleicht wundern, wenn ich ihm sagen muß, daß die Zeitverhältnisse mich nicht zu einer anderen als der damaligen Anschauung haben gelangen lassen; aus dieser Tatsache schließe ich, daß meine Ansicht nicht verkehrt ist, trotzdem sie der seinigen entgegengesetzt ist.

Mein Leitsatz lautet nämlich: Das Gymnasium muß beide neueren Fremdsprachen als Pflichtfächer lehren.

Diese Forderung stelle ich heute sogar noch nachdrücklicher auf, da ich mich von ihrer Notwendigkeit und ihrer Richtigkeit immer mehr überzeugt habe. Denn das Gymnasium hat heutzutage dieselbe Pflicht zu erfüllen wie die übrigen höheren Schulen und kann und will doch wohl auch nicht die einzige höhere Schule sein, welche sich den Erfordernissen der Gegenwart verschließt; auch das Gymnasium hat die Pflicht, sich vom Geisteshauche der neuen Zeit, des 20. Jahrhunderts, umwehen zu lassen. Die Zeit ist fortgeschritten und schreitet fort, kann da das Gymnasium zurückbleiben und seinen Schülern, seiner Jugend, immer wieder nur Griechisch, Lateinisch, Hebräisch,

Digitized by Google

Französisch bieten und einigen Freiwilligen einen Torso des Englischen? Doch wohl nicht.

Es muß etwas Ganzes geleistet werden. Das Englische muß neben das Französische treten, beide Sprachen sind auch vom Gymnasium als gleichberechtigt zu behandeln. Das Englische muß mit so vielen Stunden bedacht werden, daß es in gleicher Vollkommenheit gelernt werden kann wie das Französische. Ich gehe nicht so weit wie Mellmann, der nun gleich verlangt, daß statt des Englischen das Griechische wahlfreies Lehrfach werde. Ich halte es für möglich, Griechisch und Latein fast ganz in ihrer Stellung zu belassen und Französisch und Englisch fest in den Rahmen mit einzufügen.

Die moderne Bildung fordert ein tiefes Eingehen auf die Kultur beider fremden Völker. „Beide Völker haben eine Geschichte hinter sich, deren Gesamtbild nicht minder großartig und sehenswert und belehrend ist, als das des deutschen Volkes; beide haben einen Kulturreichtum aufzuweisen, der nur von dem Unwissenden ... ignoriert werden kann, beide arbeiten in den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, des Verkehrs, der Gesetzgebung, welche nicht an die Nationalität gebunden sind, so eifrig und erfolgreich mit, daß wir nur zum größten Schaden unserer eigenen Kultur auf ihre Mitarbeit verzichten würden..." (Fr. W. Pflüger, Human- und Realgymnasium. Ein Wort zur Aufklärung an alle Gebildeten. Chemnitz 1882, bei E. Focke).

Um zu untersuchen, welche Gründe eigentlich für jene Bevorzugung des Französischen maßgebend waren, wäre erst festzustellen, wie die neueren Sprachen überhaupt in das Gymnasium gekommen sind. Da uns dies jedoch zu weit führt, so wollen wir gleich auf jene Gründe eingehen. Die Geschichte des neusprachlichen Unterrichts am Gymnasium zeigt, daß eigentlich mehr durch Zufall das Englische durch das Französische verdrängt worden ist. An dem dadurch herbeigeführten Zustand hat man dann aus mancherlei Gründen festgehalten. Ein solcher Grund ist sicher auch die große Verschiedenheit zwischen deutschen und englischen Verhältnissen, die größer ist, als die zwischen deutschem und französischem Wesen. Deutsche Sitten, Gebräuche und Einrichtungen gleichen viel mehr den französischen als den englischen. Jedem Deutschen, der gegenwärtig nach England reist, muß jener Unterschied auffallen. Geht er nach längerem Aufenthalt und gründlichem Studium Englands von diesem Insellande nach Frankreich, so erinnert ihn fast nur die dort herrschende Sprache daran, daß er sich nicht auf deutschem Boden befindet. Noch eins! Das gesamte Erziehungswesen (Haus, Schule und Universität) ist so verschieden, daß es schwer ist, die den deutschen Schulbezeichnungen entsprechenden englischen herauszufinden; es finden sich eigentlich in England keine den deutschen genau entsprechende Anstalten. Den Deutschen steht also in dieser Hinsicht von jeher Frankreich näher als England. Die Erlernung des Französischen mag aus diesem Grunde für wichtiger angesehen worden sein. Dazu kommt, daß letzteres seit Jahrhunderten Diplomatensprache ist. Fast nur ehemalige Gym-

Digitized by Google

nasiasten aber wenden sich Berufen zu, aus denen das Personal für den diplomatischen Dienst bisher entnommen worden ist. Es fragt sich nun jedoch, welche Gründe für die Bevorzugung des Französischen berechtigt und welche nicht berechtigt sind, d. h. mit anderen Worten, aus welchen Gründen das Englische die Gleichberechtigung mit dem Französischen verlangen kann.

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und England sind nun etwa 200 Jahre älter als die zwischen Deutschland und Frankreich. Nur durch die unglücklichen politischen Verhältnisse verlor die Hansa die Verbindung, die jener Handel geschaffen hatte. Eine innigere, später entstandene Verbindung kam vor 200 Jahren zustande dadurch, daß der englische Thron von einem deutschen Fürsten eingenommen wurde. Die enge Verwandtschaft des englischen und preußischen Königshauses muß natürlich beide Länder einander näherbringen, ebenso der Umstand, daß beide Staaten gleichartige Verfassung und gleiche Konfession haben.

Wenn nun aber, wie oben gesagt wurde, die Sitten und Gebräuche Deutschlands und Englands so verschieden voneinander sind, warum soll der Gymnasiast Dinge, für die er im Vaterlande nichts Entsprechendes !vorfindet, nicht kennen lernen? Warum soll hier der Umstand nicht benutzt werden, daß die englische Sprache — ein niederdeutscher Dialekt — für uns Deutsche doch leichter zu erlernen ist als die französische? Warum soll gerade dem Gymnasiasten die Kenntnis der Verhältnisse eines ihm stammverwandten und durch seine insulare Lage doch wieder eigenartig entwickelten Volkes vorenthalten werden, eines Volkes, dessen Sprache von etwa 300 Millionen Menschen gesprochen wird? Der Schüler wird bei rechtzeitigem Beginn des Unterrichts ebenso viel lernen können als im Französischen. Die wenigen Unterrichtsstunden, wie die bestehenden Vorschriften sie immer noch bieten, reichen freilich dazu nicht aus. Doch davon später.

Daran muß festgehaten werden: bei Gleichstellung beider Fächer im Gymnasium muß die direkte oder wenigstens die nicht rein grammatische Methode mindestens in einem der beiden Fächer angewandt werden. Jeder Sprachunterricht muß auch Sachunterricht sein. Schon 1848 klagt Dreßler (Herrig 5, 269), daß die Gymnasiasten Französisch mit so wenig Erfolg treiben, und daß die Erfolge geradezu kläglich seien. Es heißt bei Herrig und H. Viehoff a. a. O. 4, 231, also im Jahre 1848, weiter: „An den Gymnasien dürfen wir .... höchstens die Forderungen stellen, daß sie die Schüler bis zum Verständnis nicht allzu schwerer französischer Prosaiker und Dichter und zu einiger Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache führen. Für das Studium der französischen Literatur können sie wie für englische Sprache und Literatur nur sehr wenig leisten“.

Zur Erfüllung obiger Forderungen gehört natürlich ein tüchtiger Lehrer, ein Lehrer, der nicht nur die erste Fakultas für beide Sprachen

Digitized by Google

hat, sondern der auch England und Frankreich aus eigener Anschauung kennt.

Das Französische schien auch als Diplomatensprache den Vorrang im Gymnasium fordern zu dürfen. Neben der Möglichkeit, daß früher oder später Fürst Bismarcks Wunsch, die deutsche Diplomatie möge sich der deutschen Sprache bedienen, bei dem wachsenden Ansehen des Deutschen Reiches in Erfüllung gehen wird, ist die noch wichtigere Tatsache der oben aufgestellten Bedeutung des Französischen entgegenzuhalten, daß das Englische in seiner geographischen Ausbreitung von keiner anderen Kultursprache annähernd erreicht wird. Ferner ist allgemein bekannt, daß die deutsche und französische Literatur durch viele Fäden miteinander verknüpft sind. Aber es muß noch viel mehr hervorgehoben werden, daß außer der Sprache auch die Literatur Englands mit derjenigen Deutschlands innigen Zusammenhang hat, einen viel innigeren, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Von Nachahmungen und Übersetzungen seien nur angeführt: Gottsched ahmte den „Spectator“ in seiner Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ nach; seine Gattin übersetzte Addisons „Cato“ und Popes „Rape of the Lock“; A. Ebert übersetzte 1743 E. Youngs „Night Throughts“; ferner wurden Werke von Defoe, Fielding, Swift, Sterne u. v. a. ins Deutsche übertragen (Parisalle bei Rein I 835).

Was den Wert der beiden fremden Literaturen betrifft, so steht fest, daß man den Schülern die französische Literatur wegen der andersgearteten sittlichen Anschauung vieler Schriftsteller nur in vorsichtiger Auswahl vorlegen darf, was bei der englischen Literatur nicht in solchem Maße nötig ist. Gerade Werke der bedeutendsten französischen Dramendichter müssen, weil sie sittlich anfechtbar sind, der Schuljugend vorenthalten werden, z. B. Racines Phèdre. Wenn nun auch die französische Literatur der Gegenwart Stoffe genug bieten würde, so ist doch immer noch bedenklich viel Unkraut unter dem Weizen. „Die Poesie der Engländer offenbart dagegen ein wahres und tiefes Gefühl, ihre Prosa eine scharfe und getreue Auffassung psychologischer Vorgänge bei reiner sittlicher Anschauung; dadurch wird die englische Lektüre außerordentlich wichtig für die Jugend“ (E. v. Sallwürk bei Rein I 432) und — füge ich hinzu — nicht zum wenigsten für unsere Gymnasiasten. Die englische Literatur besitzt überhaupt einen größeren inneren Wert als die französische, sowohl für die formale und sachliche, als auch für die ethische Bildung. E. v. Sallwürk gibt ferner zu, daß das Englische die an gedanklichem Inhalt reichste europäische Sprache ist und den Blick des deutschen Gymnasiasten für seine Muttersprache erweitert. Schwerwiegend dürfte auch das Urteil eines Mannes wie Jakob Grimm sein. Nachdem er die Vielseitigkeit in der lautlichen Nüanzierung hervorgehoben hat, sagt er S. 50 seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache“ (Berlin 1852) vom Englischen: „an Reichtum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen . . .“

Digitized by Google

Ferner ist der Reichtum der englischen und amerikanischen Literatur an guten Jugendschriften (vgl. Scott, Dickens, Cooper, Beecher-Stowe, Swift, Marryat) durchaus nicht erst in letzter Linie in Betracht zu ziehen.

Mit den obigen Ausführungen will ich nicht etwa den Bildungswert der französischen Sprache und Literatur herabsetzen oder gar leugnen, sondern ich verweise jeden, der das etwa denken möchte, auf das Wort „Gleichberechtigung", das ich oben gebraucht habe, und für die ich hier kämpfe. Die Licht- und Schattenseiten beider Sprachen und Literaturen halten sich gegeneinander ziemlich das Gleichgewicht. Vielfach ist das Französische reicher an Formen, und der Schüler muß genau nachdenken, welche gerade zu gebrauchen ist. Knappheit und Kürze ist der Vorzug des Englischen, Genauigkeit im Ausdruck ist dem Französischen eigen.

Betrachtet man die ästhetische Seite beider Sprachen, so ist zuzugeben, daß die Seltenheit der offenen Vokale, der Überfluß an kurzen und getrübten Vokalen das Englische in bezug auf Wohllaut hinter dem Französischen zurückstehen läßt (Jäßle S. 20); doch ist nicht zu leugnen, daß das lautliche Element der gesprochenen Sprache zu sehr von dem Gedanken absorbiert wird, als daß es bei dieser Betrachtung ins Gewicht fallen könnte. Im Gegensatz zu Jäßle behaupte ich jedoch, daß der Bilderreichtum des Englischen wenigstens ebenso groß ist als der des Französischen. Ich erinnere nur an Milton, Moore, Byron, Tennyson, die Jäßle ganz außer acht läßt.

Ich glaube durch meine Ausführungen bewiesen zu haben, daß die Bevorzugung des Französischen vor dem Englischen im Gymnasium unberechtigt ist. Ich verlange Gleichstellung beider: Englisch und Französisch obligatorisch, beide so eingehend betrieben, daß ein brauchbares Ziel erreicht wird, ein Ziel, mit dem der Gymnasiast etwas anfangen kann. Ich verweise wiederum auf oben genannte Schrift von Fr. W. Pflüger, in der sich zahlreiche hierher gehörige Ausführungen finden, z. B. S. 33 ff., und bemerke zugleich, daß die Arbeit für die Gleichberechtigung der höheren Lehranstalten kämpft, ein Ziel, das endlich erreicht worden ist, leider aber erst nach dem Tode des Verfassers.

Da ich diese beiden Forderungen stelle, so muß ich darlegen, wie ich mir die Erfüllung dieser Forderungen denke. Ich sehe jetzt schon im Geiste die Altphilologen entrüstet dastehen und bin darauf gefaßt, von ihnen eine scharfe Abweisung zu erhalten. Ich sehe aber allen Angriffen mit Ruhe entgegen und verweise auf den Abschnitt hinter dem oben aufgestellten Leitsatz. Außerdem weiß ich, daß ich anerkannte Autoritäten auf meiner Seite habe. Für Französisch sind im Gymnasium durchschnittlich 20 Stunden zur Verfügung, für Englisch 4—6. Latein ist mit 69 Stunden wöchentlich vertreten und Griechisch mit 36. (Ich bemerke, daß nur Gymnasialanstalten mit neunjährigem Kursus berücksichtigt sind). Für das Jahr zu 40 Schulwochen sind die Zahlen folgende: Französisch 800, Englisch 200, Latein 2760 und Griechisch 1440 Stunden.

Digitized by Google

Werden nun an die beiden neusprachlichen Fächer vom Griechischen 80 (d. h. pro Woche 2) und vom Lateinischen 200 (d. h. pro Woche 5) Stunden, und zwar von letzterem in Klasse III B bis I B je eine abgegeben — was den zwei toten Sprachen bei dem großen Nutzen der modernen Sprachen gewiß nicht allzu großen Schaden zufügen wird —, so stehen 20 + 6 + 7 = 33 Stunden für die beiden lebenden Fremdsprachen zur Verfügung.

Auch E. v. Sallwürk zweifelt nicht daran, daß ein Teil der Zeit, die den alten Sprachen, wenigstens dem Latein, genommen werden wird, den neueren Sprachen zufallen muß. (Vgl. dessen Schrift „Bedürfen unsere höheren Schulen der Erneuerung?“).

Auch Körting verlangt (in „Neuphilologischen Essays“) ganz energisch: „Das Englische muß obligatorischer Unterrichtsgegenstand werden, das ist unabweisbare Notwendigkeit, und so lange dieser nicht Genüge getan worden ist, wird das Gymnasium hinter den berechtigten Anforderungen der Gegenwart zurückbleiben . . .“.

Schlüren spricht eine ähnliche Forderung aus, ebenso Röhl (vgl. Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen im Jahre 1889).

Ich schlage nun zur Verwendung der oben für die lebenden Fremdsprachen gewonnenen 33 Stunden folgendes vor:

Beide Fächer werden im Gymnasium obligatorisch gemacht.

Englisch beginnt in IV mit 4 Stunden, von III B an mit je 2 Stunden bis I A.

Französisch setzt in III B ein (wo Englisch in der Stundenzahl also reduziert wird) und weist hier und in der folgenden Klasse je 4 Stunden auf, in II B 3, dann bis I A je 2 Stunden, also wie folgt:

Klasse:	IV	III B	III A	II B	II A	I B	I A	Sa.
Englisch	4	2	2	2	2	2	2	16
Französisch	—	4	4	3	2	2	2	17

Es könnte nun jemand sagen, bei diesen Stundenzahlen lernt der Gymnasiast nichts Ordentliches im Französischen und nichts Ordentliches im Englischen, sondern beides nur ungenügend. Allerdings, solange man sich von der alten Methode, die eine lebende Sprache genau wie eine tote gelehrt und gelernt wissen will, besonders im Gymnasium nicht trennt, wird dem neusprachlichen Unterricht noch stets der leise „Fluch der Lächerlichkeit“ des Sprachenlernens. aber nicht Sprechenkönnens (Münch) anhaften.

Wenn der Unterricht nach obigem Plane gehen und gedeihlich sein soll, so sind schriftliche Arbeiten im ersten Halbjahr zu vermeiden und später — etwa bis zum Schluß des dritten Halbjahres — sehr sparsam aufzugeben, wohl aber Bild und Tafel fleißig zu benutzen.

Es mag auffallen, daß ich Englisch schon für IV, Französisch erst für III B ansetze. Wenn behauptet wird, daß das Französische

Digitized by Google

wegen der nahen Verwandtschaft mit dem Lateinischen vor dem Englischen beginnen müsse, so ist dem entgegenzuhalten, daß das Englische sogar eine Schwestersprache der Muttersprache des Gymnasiasten ist. Ferner ist zu beachten, daß das Englische viele dem Latein entlehnte Worte aufweist. Da es aber doch weniger solche aufweist als das Französische, so werden dem Gymnasiasten in IV naturgemäß viel weniger ihm bekannte lateinische Worte begegnen, als wenn er das aus dem Latein entwickelte Französisch zuerst aufzunehmen hat. Die Wahrscheinlichkeit, daß er im Englischen lateinischen Bestandteilen begegnet, ist also gerade in der Zeit geringer, in der sein lateinischer Wortschatz noch nicht so ausgedehnt ist. Wenn er dann in IV noch ein drittes Jahr Latein gelernt hat, dann kommt ihm diese umfangreichere Kenntnis für die zweite Stufe des Englischen, besonders aber für die erste des Französischen viel besser zu statten. Daß das Griechische auch in III B beginnt, wird kaum störend sein.

Ich gebe zu, daß mein Plan ein ungewohntes Bild besonders für die Altphilologen darbietet. Der Sprung von den bestehenden Verhältnissen bis zu der von mir vorgeschlagenen Neuorganisation ist ein sehr großer. Das kommt aber nur daher, daß Entwicklungsstadien dazwischen fehlen, daß man eben viel zu lange gezögert hat, auch das Gymnasium auf modernen Boden zu stellen. Nur ganz vereinzelt ist ein Anfang gemacht worden.

Auf der Direktorenversammlung der Provinz Schlesien wurde 1894 vorgeschlagen: englisch von III B an obligatorisch für die Schüler, welche nach der Abschlußprüfung abzugehen gedenken.

Ich glaube, daß bei Einrichtung kleinerer Klassen auf der Unterstufe der neusprachliche Unterricht im Gymnasium Erfolg haben muß.

Für den Verlauf dieses Unterrichts im Gymnasium können nur ganz allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt werden: von der ersten Stunde an Englisch bzw. Französisch sprechen; Grammatik sowie schwierigere Stellen in der Lektüre deutsch behandeln, reichliche Wiederholungen des Vokabelschatzes in der Art, wie Walter-Frankufrt es erprobt hat. „Im Ganzen muß den Vorrang vor der schriftlichen durchaus die mündliche Betätigung haben“ (Münch, „Didaktik und Methodik“ S. 86). Als Lehrbuch für das Englische habe ich schon 1898 — es freut mich, hierin mit Rohs übereinzustimmen — „The English Student“ empfohlen, da in diesem Buche Skizzen für den ersten Jahreskurs den Schüler einführen 1. auf englischen Boden, 2. in englisches Schulleben und 3. in das Leben und Treiben zweier englischer Schüler von etwa demselben Alter, in dem der deutsche Gymnasiast steht, welcher in IV das Englische beginnt.

Für das Französische gibt es eine ganz analoge Lektüre von einem Franzosen selbst, Pascal Grousset, der unter dem Pseudonym Laurie allen Neuphilologen ebenso bekannt ist wie seine „Mémoires d'un collégien“. Auch in diesem Werk wird der Schüler sofort in eine französische Schule eingeführt. Es ist volle Absicht, daß mein Stundenverteilungsplan das Englische und das Französische nicht auf der-

Digitized by Google

selben Klassenstufe beginnen läßt. Ich bemerke, daß ich Englisch vor Französisch anfangen lasse, daß Hausknecht für mindestens drei Jahre Stoff bietet und Laurie für zwei. Betreffs der Lektüre halte ich die alte Forderung aufrecht, daß sie zum Inhalt nur englische bzw. französische Verhältnisse hat und auch die Geschichte beider Länder (vgl. A. Ey in Herrigs Archiv 55), aber nicht die Geschichte Rußlands, Schwedens usw. Letzteren Zusatz betone ich vor allem aus folgendem Grunde. Der Allgemeine Deutsche Neuphilologentag zu Hamburg im Jahre 1896 hatte einen Ausschuß ernannt — Kanonausschuß —, der bis zur folgenden Tagung (Wien 1898) ein Verzeichnis derjenigen Schulausgaben aufstellen sollte, welche für den neusprachlichen Unterricht bedingungslos brauchbar sind. Das Manuskript, welches 1898 in Wien vorlag und schon eine sehr große Zahl Schulausgaben aufwies, enthielt nun aber neben vielen anderen, den jetzt geltenden Grundsätzen widersprechenden Werken Voltaires „Charles XII". Ich freue mich, feststellen zu können, daß der einem späteren Neuphilologentag (Hannover 1908) vorgelegte Gesamtkanon den „Charles XII" nicht enthält. Die Geschichte Karls XII. gehört eben in den Geschichtsunterricht. Der neusprachliche Unterricht — nicht nur auf dem Gymnasium — ist davon auf jeden Fall zu befreien (vgl. auch Münch a. a. O. S. 48). Schon Vogel (1880) und Fritsche (1888) haben das befürwortet; auch Ad. Ey war „Charles XII" nicht sehr gewogen, da er in seinen „Plan nicht recht hineinpaßt" (Herrig 55 S. 313).

Delmenhorst i. O. Max Pflüger.

Sprachenpflege, System August Scherl.

August Scherl, der Vielgenannte und Vielgewandte, hat ein neues literarisches Unternehmen ins Leben gerufen. Es rechnet in erster Reihe mit denjenigen, welche einmal eine moderne Sprache getrieben, aber aus Mangel an Übung, was sie gelernt, zum Teil vergessen haben und ihre Kenntnisse wiedererlangen möchten. Daß Lektüre das beste Mittel ist, sich diesem Ziele zu nähern, liegt auf der Hand. Aber wir werden Herrn Scherl auch darin recht geben, daß vielen durch die damit verbundene Mühe, das Wörterbuch zu benutzen, die Lust am Lernen und Lesen fremder Sprachen verleidet wird. Die meisten, die die Schule hinter sich haben und nach ihrer Tagesarbeit ihr französisches oder englisches Wissen wieder aufzufrischen wünschen, wollen sich die Mühe so leicht und angenehm wie möglich machen. Deshalb läßt der Herausgeber spannende Erzählungen in der Weise drucken, daß dem fremdsprachlichen Text auf der einen die deutsche Übersetzung auf der anderen Seite Satz für Satz gegenübersteht. Es werden Romane und Novellen in kleinen handlichen Bänden von etwa hundert Seiten gegeben. Zu der bequemen Form kommt noch der billige Preis, jedes Bändchen kostet 50 Pfennige.

Digitized by Google

Der wissenschaftliche Leiter des Unternehmens ist Otto Kabisch, der Bearbeiter des Thibautschen Wörterbuches. Kabisch hat auch die ersten in Betracht kommenden Werke übersetzt: Prosper Mérimée, Mosaïque und Bulwer, Night and Morning. Er hat jedem Buche ein Vorwort über Leben und Werke des Verfassers vorausgeschickt, wobei er sich in richtiger Anpassung an die ihm gestellte Aufgabe auf das Wesentliche beschränkt, d. h. auf die Bedeutung und Eigenart des Dichters hinweist und den zur Übersetzung gewählten Gegenstand kurz charakterisiert.

Wenn von jedem Übersetzer gefordert wird, dem Geist der fremden Sprache möglichst nahe zu kommen und doch dabei der eigenen Sprache keine Gewalt anzutun, so stellt das neue Unternehmen noch die besondere Aufgabe, daß der Lesende zugleich Lernender sein soll. Es wird nicht immer leicht sein, die Übersetzung so einzurichten, daß dem fremden Ausdruck der deutsche möglichst entspricht, und daß, wo dies nicht sein kann, der Unterschied der Sprachen sofort ins Auge springt. Dies ist Kabisch vorzüglich gelungen. Man vergleiche folgende Stellen:

Mérimée S. 11

Les bergers vous donnent du lait, du fromage et des châtaignes, et vous n'aurez rien à craindre de la justice ou des parents du mort, si ce n'est quand il vous faudra descendre à la ville pour y renouveler vos munitions.	Die Hirten geben einem Milch, Käse und Kastanien, und man wird nichts zu fürchten haben von der Justiz und den Verwandten des Ermordeten, solange man nicht in die Stadt hinuntergehen muß, um daselbst seine Munition zu erneuern.

Bulwer S. 79

The intention was kind, but the manner was so patronising, that Arthur felt offended. He put back the gun, and said drily, „I shall have no occasion for a gun, thank you".	Die Absicht war gut, aber die Art und Weise war so gönnerhaft, daß Arthur sich beleidigt fühlte. Er schob die Flinte zurück und sagte trocken: „Ich werde keine Gelegenheit haben, eine Flinte zu brauchen, ich danke dir".

Hin und wieder könnte eine Stelle wörtlicher oder auch weniger wörtlich übersetzt sein. Wenn es im englischen Text (S. 20) heißt: „They found themselves alone in the little parlour", so könnte es sehr gut deutsch lauten: „Sie fanden sich (statt „sie waren") allein in dem kleinen Wohnzimmer". Umgekehrt könnte man an dem Satze: „Ein mir befreundeter Offizier, der am Fieber gestorben ist vor einigen Jahren in Griechenland" (Mérimée S. 77) die undeutsche Wortstellung tadeln. Doch sind derartige Bedenken so selten, daß sie die Freude an der vortrefflich gelungenen Übersetzung nicht stören. Zuweilen fügt der Übersetzer sprachliche oder sachliche Erläuterungen in

Digitized by Google

Klammern bei: „Que le diable te confonde, maudit garnement! Der Teufel hole dich (verderbe dich), verfluchter Schlingel!" Sie sind immer nur kurz und nur sehr sparsam verwendet, der Tendenz der „Sprachenpflege" entsprechend. Vielleicht wäre aber doch ein geringes Mehr nicht schädlich. Sollte nicht z. B. manchem Lernenden, der den Satz liest: „Il était à se raser devant un petit miroir pendu à sa fenêtre. Er war dabei, sich vor einem kleinen Spiegel am Fenster zu rasieren" (Mérimée S. 14/15) die Vokabel pendu fehlen? Außerdem würde es sich empfehlen, die Zusätze des Übersetzers in eckige Klammern einzuschließen, damit sie sich von den runden Klammern, die zum Text gehören, unterscheiden.

Derartige Ausstellungen nehmen natürlich dem Unternehmen nicht das geringste von seinem Wert. Diejenigen, welche nach Verlassen der Schule keine Zeit oder Gelegenheit haben, sich eingehend mit einer fremden Sprache zu befassen und doch auf bequeme Weise ihr Gedächtnis auffrischen möchten, werden in diesen Übersetzungsbüchern sicherlich ihre Rechnung finden. Aber auch der Schule können sie, glaube ich, mit Recht empfohlen werden. Da der Unterricht in den modernen Sprachen die Privatlektüre notwendig zu Hilfe nehmen muß, so gibt es kaum ein besseres Mittel, den Schülern Lust zu machen, als Scherls „Sprachenpflege".

Berlin. Otto Stiller.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

H. Reinlein, M. Offner, J. Krauß, Die häusliche Arbeit des Schülers. Drei Referate, gehalten in der Pädagogischen Gesellschaft München (Ortsgruppe München des Bundes für Schulreform. München 1911, Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin. 47 S. 8. 1,20 *M*.

Die Pädagogische Gesellschaft München verfolgt den löblichen Zweck, durch allseitige und vorsichtig abwägende Behandlung aktueller, für die geistige und körperliche Entwickelung unserer Jugend wichtige Fragen, zu deren Lösung sie nicht bloß die verschiedenen Gruppen der Lehrerschaft, sondern auch die Eltern und Ärzte heranziehen möchte, das wichtige Werk der Erziehung zu fördern. In der ersten Mitgliederversammlung wurde von den drei Referenten die wichtige Frage der häuslichen Arbeiten behandelt. Berücksichtigt der erste Referent ausschließlich die Volksschulen, so haben die beiden anderen die höheren Lehranstalten im Auge, der eine das Gymnasium, der andere die Oberrealschule. So sind die Ausgangspunkte wohl verschieden. aber das Ergebnis ist bei allen dasselbe und verdient eben darum um so größere Beachtung. Alle drei sprechen sich für die Beibehaltung und Wichtigkeit der häuslichen Arbeiten aus als eines notwendigen Erziehungsmittels, dazu dienend, neben anderen ethisch wertvollen Eigenschaften wie Pünktlichkeit, Pflichttreue, Ehrlichkeit, Ausdauer und praktisch wertvollen Fähigkeiten wie die Kunst, mit der Zeit sparsam umzugehen und planmäßig zu arbeiten, den jungen Menschen vor allem zu jener Selbständigkeit im Denken und Urteilen und jeglicher Form des geistigen Arbeitens und jener Festigkeit in der Durchführung dessen, was er sich als Ziel vorgesteckt hat, wie in der Befolgung seiner Grundsätze zu erziehen, die er nötig hat, um in der schrankenlosen Freiheit des akademischen Lebens wie auch später im Beruf seine Aufgaben zu lösen.

Besonders eigenartig und anziehend weiß Krauß über Wirkungen und Wert der häuslichen Aufgaben zu sprechen, über die unleugbaren Vorzüge in unterrichtlich-erzieherischer Beziehung, aber auch über die Nachteile und Schwierigkeiten in hygienischer Be-

Digitized by Google

ziehung, die selbst dann bestehen bleiben, wenn die Schule ihre volle Schuldigkeit tut, weil sie in den inneren und äußeren Verhältnissen des Schülerhauses begründet sind. Darum verbreiten sich die Referenten, besonders der letzte, auch eingehend darüber, was die Schule zu tun hat, um die Vorzüge der Hausaufgaben zu erhalten, die Härten zu beseitigen und die Arbeit dem Schüler durch zweckentsprechende Mittel zu erleichtern, wobei nicht bloß der junge Lehrer eine Reihe ganz selbstverständlich erscheinender, aber vielleicht eben darum noch nicht allgemein beachteter nützlicher Fingerzeige erhält. Noch wichtiger erscheinen mir die Ausführungen über die Obliegenheiten der Eltern, von denen es wesentlich abhängt, ob der didaktische und erzieherische Erfolg der Hausarbeit erreicht wird oder nicht. In der Hand des Hauses liegt es vor allem, ob die häusliche Arbeit Nutzen stiftet oder Schaden. Aus der Tatsache, daß viele Eltern die ihnen zukommenden Pflichten nicht oder nicht genügend erfüllen und dann der erstrebte Gewinn ausbleibt, ja statt des Gewinns ein Schaden eintritt, darf man nicht mit falschen Volks- und Familienbeglückern folgern: „Fort mit den Hausarbeiten!“ Nein! Mag die Forderung auch populär und bestrickend sein, heilsam wäre sie nicht, vielmehr gewissenlos gegeben. „Die Heimarbeit läßt sich in unterrichtlicher sowohl als besonders pädagogischer Beziehung durch nichts anderes ersetzen“.

Von Bemerkungen im einzelnen möchte ich nur die eine hervorheben, daß hinter der ganzen Arbeit eine Kontrolle stehen muß (S. 23). „Sie muß sich zwar verringern, je höher der Schüler steigt; aber sie darf auch nicht ganz verschwinden. Ich hebe das hervor gegen Büttner (Zur Grundlegung des Erziehungs- und Unterrichtsbetriebes an unseren höheren Schulen, Marburg 1911), der eben in dieser Kontrolle einen Krebsschaden unseres heutigen Schulwesens sieht und dessen Ausführungen leicht verwirrend und verhängnisvoll wirken können.

Dagegen ist zu hoffen und zu wünschen, daß die Gedanken der drei Referenten in München auf einen guten Boden gefallen sein mögen und weitere gute Früchte tragen.

Elbing. Paul Tietz.

---

1) Eugen Dörnberger, Wie beeinflußt der körperliche Zustand die Lernfähigkeit der Schulkinder? Vier Vorträge. München 1911, Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin. 47 S. 8. 1,20 ℳ.

Die hier vereinigten Vorträge sind im Sommer 1911 im Psychologisch-pädagogischen Institut des Münchener Bezirkslehrervereins gehalten worden. Mit Rücksicht auf den ungeheuren Wert gesundheitlicher Fürsorge in frühen Jahren zum Vorteil geistiger und körperlicher Weiterentwicklung in späteren Lebens- und Berufszeiten hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, sie einer breiteren Öffentlichkeit

Digitized by Google

zugänglich zu machen. In dem ersten Vortrage wird das sechste Lebensjahr als das normale für den Eintritt in die Schule erklärt, doch soll der Schularzt schwächliche Kinder, die dieses Alter erreicht haben, lieber noch zum Zweck der körperlichen Kräftigung vom Schulbesuch fernhalten. Dabei ist keine Gefahr vorhanden, daß Zeit verloren wird; denn die Erfahrung lehrt, daß Kinder, denen man so Gelegenheit gegeben hat, sich körperlich zu kräftigen, später um so leistungsfähiger in geistiger Beziehung sind und das scheinbar Versäumte leicht nachholen. Regelmäßige ärztliche Beobachtung der Schulkinder an der Hand des „Gesundheitsbogens", den der Verfasser lieber „Befundbogen" nennen möchte, ist notwendig, um körperlichen Schädigungen schnell auf die Spur zu kommen und Schritte zu ihrer Abhilfe zu tun. Im zweiten Vortrage werden die häufigsten „Schulkrankheiten" besprochen und Mittel zu ihrer Bekämpfung angegeben. Erfreulich ist es, daß der Verfasser auf Grund seiner reichen schulärztlichen Erfahrung in diesem Zusammenhang den Satz ausspricht, daß nach seiner Meinung die Schüler die Schule gesunder zu verlassen pflegen als sie sie betreten haben. Wenn dieses Urteil auch zunächst nur für die niederen Schulen gilt, so wird man es doch wohl auch auf die höheren übertragen und damit der Schwarzseherei auf diesem Gebiete entgegentreten dürfen. Im dritten Vortrage wird weiter auf die bei Schulkindern häufig sich zeigenden Rückgratverkrümmungen, Zahnkrankheiten, Erkrankungen des Rachens und der Nase, Störungen der Atmung, des Sprachvermögens und Herzerkrankungen, die beide oft als Folgeerscheinungen der Diphtherie und anderer Kinderkrankheiten erscheinen, hingewiesen und ihr schädlicher Einfluß auf die Leistungsfähigkeit betont. Den Schluß machen die Tuberkulose, die bei Mädchen viel häufiger beobachtet wird als bei Knaben, Erkrankungen des Magens und Darms und die mit ihnen oft zusammenhängenden nervösen Störungen, sowie die Schwäche des Gehörs und Gesichts. Als Heilmittel werden vor allem naturgemäße Lebensweise, richtige Ernährung, Fernhaltung von Reizmitteln, reichlicher Schlaf und möglichst ausgedehnter Aufenthalt in freier Luft, sowie tüchtige körperliche Bewegung angegeben; vor allem aber kommt es auf ein verständnisvolles Zusammenarbeiten der Lehrerschaft, des Schularztes und der Familie an. Eine in jeder Beziehung erfreuliche Schrift, deren Studium auch den Leitern und Lehrern an den höheren Lehranstalten dringend zu empfehlen ist.

2) **Otto Stählin, Zwang und Freiheit in der Erziehung.** Vortrag, gehalten in der Elternvereinigung München. München 1911, Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin. 29 S. 8. 0,60 *M*.

Der Verfasser geht davon aus, daß im Altertum und im Mittelalter die Erziehung der Jugend sowohl in der Familie wie in der Schule eine viel strengere gewesen ist als heute; damals war das Haupterziehungsmittel der Stock. Seitdem in der Zeit der Renaissance der

Digitized by Google

Individualismus den Sieg davongetragen hat, ist die Stellung der Jugend den Eltern und den Lehrern gegenüber allmählich eine andere geworden, und heute empfindet unsere Jugend alle Zucht in Familie und Schule als lästigen Zwang, dem sie sich meistens nur noch beugt, weil sie muß, der sie aber mit einem starken Gefühl der Unlust besonders gegen die Schule erfüllt und zu einer großen Gefahr für ihren Charakter zu werden droht. Daraus ergibt sich nun für die Eltern die Frage, ob sie im Hinblick auf das wahre Wohl ihrer Kinder mehr Zwang oder mehr Freiheit in der Schule wünschen sollen. Zur rechten Beantwortung dieser Frage zu helfen ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat.

Der Ruf nach größerer Freiheit in der Schulerziehung wird, wie jeder Kundige weiß, immer lauter und er hat, wie Stählin meint, auch ein gewisses Recht. Denn die alte Schuldisziplin berücksichtigt zu wenig, daß auch der junge Mensch ein selbständiges Individuum mit eigenem Willen, eigenem Ehrgefühl, eigenen Anschauungen von Gut und Böse, von Schön und Häßlich ist. Daher pflegen auch diejenigen, die unser deutsches Schulwesen mit dem des Auslandes, besonders mit dem Englands und Amerikas vergleichen, immer auf den Hauptunterschied hinzuweisen, daß die deutsche Schulerziehung mehr auf äußere Autorität, auf Strenge und Härte begründet sei, und daß daher zwischen Schüler und Lehrer zu wenig Vertrauen, zu wenig gegenseitige Achtung herrsche. Das zeige sich besonders darin, daß die Schüler es mit der Lüge dem Lehrer gegenüber so leicht nehmen, und daß auch so oft der Lehrer die Schüler ohne genügende Prüfung der Unwahrhaftigkeit zeiht. Dieser Vorwurf hat seine Berechtigung, und es ist auch nicht zu leugnen, daß die beklagten Übelstände in gewissem Umfang ihre Wurzel in dem Schulzwange haben, der bei uns herrscht, besonders aber in dem Umstande, daß auch die älteren Schüler, oft 20jährige Jünglinge, häufig noch zu sehr wie dumme Schuljungen behandelt werden und sich infolgedessen auch wie solche benehmen, so daß ihnen sowohl im einzelnen wie in der Gesamtheit das Gefühl der Verantwortung, das Gefühl der inneren Verpflichtung gegenüber den Schulgesetzen fehlt. Aber dieser Mißstand hat doch seinen Hauptgrund in der größten Kalamität unserer Schulen, in dem Berechtigungs- und Examenwesen. Demgegenüber ist eine freiere Gestaltung des Unterrichts in den oberen Klassen aufs dringendste zu befördern, die dem einzelnen Schüler die Möglichkeit gibt, sich besonders mit den Fächern zu beschäftigen, deren Studium sie sich später auf der Hochschule widmen wollen, anstatt sie zu zwingen, in allen Lehrgegenständen, auch in denen, die ihnen unsympathisch sind und für die es ihnen an Begabung mangelt, das Durchschnittsmaß zu erreichen, das für die Prüfung oder die Berechtigung als notwendig erachtet wird. Freilich müssen dann die Forderungen in allen Schulfächern beträchtlich herabgesetzt werden, und das würde einer Herabdrückung des gesamten Bildungsniveaus der Nation gleichkommen, doch könnte dieser Gefahr dadurch begegnet werden, daß

Digitized by Google

man bei den Prüfungen besonderen Nachdruck auf die Leistungen in den frei gewählten Fächern legt. Dieses Verfahren würde nicht nur die nervenzerrüttende Wirkung der Reifeprüfung zum guten Teil beseitigen, sondern vor allem die demoralisierende Wirkung von Lüge und Betrug wirksam bekämpfen, die sich heute bei dieser Prüfung in so unerfreulicher Weise geltend macht.

Stimmt in diesem Punkte der Verfasser den Bestrebungen der Freiheitsfreunde auf dem Gebiete der Schulerziehung in weitem Umfange zu, so tritt er ihnen in anderer Beziehung scharf entgegen. Von der optimistischen Anschauung nämlich, die sie Rousseau entlehnt haben, daß die menschliche Natur an sich gut sei, will er nichts wissen, sondern erklärt sie für grundfalsch. Daher ist er der Ansicht, daß der Verzicht auf jeden Zwang in der Jugenderziehung nicht zu höherer Kultur, sondern vielmehr zur Barbarei führen würde, und er spricht den schönen Satz aus: Wer es gut meint mit der Jugend, der lehre sie gehorchen, d. h. den eigenen Willen dem des Erziehers freiwillig unterordnen, weil man das Vertrauen hat, daß er der bessere ist, daß er den jungen Menschen, der seiner Leitung anvertraut ist, kräftig machen will, das Schlechte und Gemeine siegreich zu bekämpfen und dem Guten und Edlen sein Leben zu weihen. Darum erziehe man die Jugend zur Ehrfurcht vor Gott, vor den Eltern, den Lehrern, vor allem Großen und Guten in Vergangenheit und Gegenwart, nicht nur durch das belehrende Wort, sondern vor allem durch das Beispiel der eigenen Person. Der beste Erzieher ist ja nicht der Klügste und Gelehrteste, sondern der Edelste und Beste, d. h. derjenige, der sich selbst am festesten in Zucht hält und auf sein eigenes Wohlsein verzichtet, um dem Ganzen zu dienen. Goldene Worte, von denen man nur wünschen kann, daß sie in den Seelen der Erzieher einen lauten Widerhall wecken.

Zum Schluß kommt der Verfasser dann auf die mannigfachen Versuche zu sprechen, die in neuerer Zeit gemacht sind, um die Schüler zu einer Art Selbstregierung zu erziehen. Er billigt hier nicht alles, was im Übereifer unternommen ist, aber er empfiehlt doch im ganzen eine verständige Anwendung dieser Mittel in unseren Schulen, um das Verantwortungsgefühl unserer Jugend zu stärken. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, doch möchte ich die Lektüre des Vortrages den Amtsgenossen warm empfehlen. Eine Übersicht über die Literatur zur Methode der Selbstregierung der Schüler ist dem Vortrage beigegeben.

Die Lesestücke sind geschickt ausgewählt. Für eine neue Auflage möchte ich dem Verfasser zu bedenken geben, ob nicht auch die Zeit des Investiturstreites und der deutschen Kolonisation im Slavenlande herangezogen werden könnten. Im übrigen kann man mit der getroffenen Auswahl wohl einverstanden sein. Die Ausstattung des Buches ist gut, der Druck korrekt, der Preis mäßig. Das Buch ist ebenso wie das frühere für die Primanerbibliotheken unseren höheren Schulen sehr zu empfehlen.

Halle a. S. O. Genest.



1) **Wilhelm Viëtor, Das Ende der Schulreform?** Marburg 1911, N. G. Elwert. 22 S. 8. 0,60 ℳ.

Viëtor geht aus von dem im Sommer v. J. verbreiteten Gerücht, der Bestand des Griechischen im Gymnasium sei bedroht. Er wirft die Frage auf, S. 5, ob der heutige Lehrplan des Gymnasiums mit den Anforderungen vereinbar sei, die mit Rücksicht auf die körperliche Entwicklung wie auf die Geistes- und Charakterbildung der Jugend zu stellen seien, und verneint sie mit aller Entschiedenheit, einmal wegen der Überbürdung der Schüler mit Unterrichtsstunden (S. 7), sodann weil der geltende Lehrplan keine Möglichkeit biete, diejenigen Lehrfächer, welche für die Bildung eines modernen Menschen besonders wichtig seien: Englisch (dessen hervorragende Bedeutung als der am meisten verbreiteten Weltsprache er mit Recht betont), Bürgerkunde, Biologie und Zeichnen, ihrem Bildungswerte entsprechend zu pflegen. Er verlangt eine ganz erhebliche Beschränkung der Zahl der Unterrichtsstunden, ferner Wegfall alles Nachmittagsunterrichts und Verzicht „auf die selten selbständig geleistete Hausarbeit bis auf ein „mündliches Minimum". „Mindestens ein Nachmittag in der Woche gelte gemeinsamem Wandern oder gemeinsamem Sport und Spiel". Die Zeit zur Pflege der obengenannten Fächer trotz der starken Beschränkung der wöchentlichen Stundenzahl solle durch gründliche Beschneidung des Lateinischen und gänzliche Ausstoßung des Griechischen beschafft werden; denn für die Vorbildung zur Universität sei das Griechische nicht erforderlich. „Die Tage der Mitherrschaft des Griechischen in der Gelehrtenschule sind gezählt" (S. 17). „Jede weitere Reform der Lehrpläne müßte von den Plänen der Reformschulen ausgehen, aber mit dem gemeinsamen Unterbau so entschieden Ernst machen, daß für die Unter- und Mittelstufe aller drei höheren Schularten die Einheitsschule verwirklicht wird: eine Errungenschaft, deren Vorteile in finanzieller, sozialer, nationaler und erziehlicher Hinsicht gar nicht überschätzt werden können" (S. 16). Zu diesem Zwecke schlägt er vor, als erste Fremdsprache Englisch in Quarta (IV—U II je zwei, O II—O I je eine Stunde), als zweite Französisch in Obertertia einzuführen (in O III und U II je vier, in O II—O I je eine Stunde). Latein soll von Obersekunda ab mit je sieben Stunden hinzutreten, oder, wo man auf Griechisch nicht verzichten wolle, Latein in Obersekunda sieben, in U I und O I je fünf, Griechisch zwei Stunden in U I und O I erhalten.

Was dabei herauskommen würde, das könnte man höchstens ein **kastriertes Gymnasium mit galoppierender Schwindsucht im Englischen und Französischen** nennen. In die Praxis des Lebens läßt sich dieses Phantasiegebilde nicht umsetzen.

2) **Gabriel Compayré, Fénelon et l'Éducation attrayante.** Paris o. J., Paul Delaplane. 105 S. 8. 0,90 *fr.*

Gabriel Compayré, der bekannte pädagogische Schriftsteller, von dem wir schon mehrere Werke in früheren Jahrgängen dieser

Digitized by Google

Zeitschrift besprochen haben, hat nunmehr in der unter dem Gesamttitel „Les grands Éducateurs" bei Paul Delaplane, Paris, erscheinenden Sammlung von Monographien zur Geschichte der Pädagogik auch Fénelons Behandlung ein Bändchen gewidmet. Die erste Hälfte des Buches behandelt Fénelons Schrift „L'Éducation des filles", die zweite seine praktische Tätigkeit als Erzieher des Herzogs von Burgund, des Sohnes Louis' XIV. Zunächst gibt er einen kurzen Überblick über den Lebens- und Entwickelungsgang Fénelons bis zur Abfassung der Éducation des filles, die Fortsetzung und Ergänzung enthält der zweite Teil. Auch seine Beziehungen zu Bossuet und Fleury werden erwähnt; Fleury ist gleichfalls ein Anhänger der éducation attrayante, die Fénelon predigt: beider Gedanken haben viel Verwandtes; vgl.: „Nul doute par conséquent que ce soit des entretiens instructifs que Fénelon engageait avec Fleury qu'est sortie en partie la pédagogie aimable, conçue par les deux amis. Ils l'ont proposée dans leur écrits à une année de distance, sans qu'on puisse dire précisément lequel des deux a été le véritable initiateur".

Mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe beleuchtet Compayré die bedauerliche Tatsache, daß Fénelon als Leiter des Klosters der Nouvelles catholiques an Zwangsbekehrungen protestantischer Mädchen und jungen Frauen mitgewirkt hat. Indem Compayré hervorhebt, daß Fénelon eben ein Kind seiner Zeit und seiner Kirche gewesen sei, weist er sowohl die Darstellung derjenigen, die Fénelon zu einem Apostel der Toleranz machen wollten, als die entgegengesetzte Verdächtigung der Heuchelei zurück: „Fénelon a été simplement, franchement, l'homme d'un temps où l'hérésie était considérée comme le crime le plus énorme ... Il préférait sans doute les moyens persuasifs, .. mais il conseillait sans scrupules l'emploi de la force". Gerade aus dieser Tätigkeit aber schöpfte Fénelon die pädagogische Erfahrung für seine Schrift „L'Éducation des filles".

Das erste Verdienst Fénelons in dieser Schrift ist nach Compayré das „de s'être fait nettement l'avocat de l'instruction des femmes, à une époque où cela était bien nouveau"; das zweite, „d'avoir nettement déclaré ses préférences pour l'éducation domestique, assurée par la mère elle-même". Als Fénelons Hauptgrundsatz bezeichnet er: „Il veut que l'étude soit agréable et récréative; il faut que le plaisir fasse tout". Die Kritik des Fénelonschen Verfahrens enthalten die Worte Compayrés: „Dans l'éducation telle que la conçoit ce trop facile pédagogue, nulle difficulté, aucune épine ... L'enfant est presque dispensé de faire effort: on ne lui fera pas répéter la leçon qu'il a entendue, „de peur de le gêner". „Il faut qu'il apprenne tout en se jouant. S'il a des défauts, il ne faut les lui dire qu'avec précaution, „de crainte de l'affliger". „Fénelon est décidément trop complaisant. A force d'écarter tout ce qui est rebutant, il en arrive à exclure tout ce qui est laborieux (S. 33—34). Und über den Lehrplan fällt er folgendes Urteil (S. 38): „Le plan d'instruction qu'il propose aux filles est .. insuffisant et étroit".

Digitized by Google

Über die Stellung des Buches „L'Éducation des filles" in dem ganzen Entwicklungsgang Fénelons spricht Compayré sich folgendermaßen aus: „Il a été écrit par une fortune heureuse, avant que Fénelon ne fût devenu l'esclave du mysticisme, avant que le dogme de l'amour pur et les doctrines du quiétisme n'eussent étouffé ce qu'il y avait de libre et d'humain dans son génie" (S. 43). Eine scharfe Kritik der Widersprüche Fénelons gibt er S. 39—42.

Überall ist das Wesentliche klar und deutlich hervorgehoben; die Beurteilung sowohl von Persönlichkeiten als Tatsachen ist sicher, besonnen und doch scharf, gleich frei von blinder Bewunderung wie von vorgefaßter Abneigung. Die frisch geschriebene Monographie kann auch deutschen Lesern bestens empfohlen werden.

3) Ludwig van Laak, Lehrer und Schüler in ihrer Beziehung zu einander. Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. 74 S. 8. 1 ℳ.

Nach einer höchst überflüssigen Bestimmung der beiden Begriffe „Lehrer" und „Schüler" (S. 3) gliedert Verf. S. 4 seinen Stoff durch folgende Fragestellung:

1. Wie war die persönliche Beziehung zwischen Lehrern und Schülern im Laufe unserer Kulturentwicklung?

2. Wie muß sie heute sein, wenn sie unserer eigentümlichen Kulturstufe entsprechen soll?

Die Behandlung der beiden Teile ist eine sehr verschiedene: der erste nimmt fast die ganze Schrift ein, bis S. 64, der zweite wird ohne Übergang und Überschrift gleichsam als eine Art Anhang dem letzten Abschnitt („Die moderne Menschheit") angefügt. Er kommt also sehr schlecht fort und fällt recht mager aus; abgesehen von der negativen Antwort, wie die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler nicht sein solle (S. 66—67), und den Münchschen „Antinomien der Pädagogik" (S. 68) beschränkt sich die Beantwortung der Hauptfrage selbst auf wenige Zeilen und läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß der Lehrer sich das Vertrauen des Schülers erwerben, daß er Verständnis für unsere Zeit und für die werdende Jugend haben müsse, und daß das wichtigste Moment die Persönlichkeit des Lehrers sei: wie man sieht, vernünftige Gedanken, wenn auch nicht gerade von welterregender Neuheit.

Der erste Teil gibt einen geschichtlichen Überblick über die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern vom klassischen Altertum an bis auf unsere Zeit; Verf. zeigt, wie in Sparta der Knabe in dem Erzieher nur den gefürchteten Vertreter der Staatsautorität sah, in Athen dagegen ein freies, offenes, menschliches Verhältnis zwischen beiden herrschte. In Rom wanderten die Knaben mit Angst vor Prügeln zur Schule; ebensowenig froh waren die Lehrer, die sie quälten; in den Rhetorenschulen rief die Pedanterie und Einbildung der Lehrer Langeweile, Verdrossenheit und Undankbarkeit bei den Jünglingen hervor. Im Mittelalter wirkt die Askese zur Verschärfung und Über-

Digitized by Google

spannung der Zucht: die Rute wird geradezu zum Abzeichen des Lehrers, das er nicht aus der Hand legt; so kann kein menschliches Verhältnis zum Schüler aufkommen. Auch die folgenden Jahrhunderte stehen in der Praxis noch unter der Herrschaft der Rute, wenn auch die Humanisten Milde als Erziehungsprinzip predigten und vom Lehrer Liebe zum Schüler forderten, wenn auch Melanchthon und Sturm davor warnten, die Lust an der Schule durch Härte zu ertöten, und wenn auch später Comenius verlangte, daß das Verhältnis des Lehrers zum Schüler ein schöneres und fröhlicheres werde. Den wirksamsten Anstoß zum Übergang von einseitiger Strenge und Härte zu einer vernünftigen Behandlungsweise der Jugend gab Rousseau. In die Praxis setzte seine Lehren erst Basedow um, der der Jugend bei ernster Arbeit fröhliche und glückliche Kinderjahre geben wollte und jeden Zwang verwarf. Die schönsten Früchte zeitigte dieser Philanthropinismus in Schnepfenthal unter Salzmanns Leitung. Der Neuhumanismus brachte das Recht der Individualität und das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit zum Ausdruck. Im 19. Jahrhundert hat trotz des hemmenden Einflusses der Reaktion die humanere Auffassung, welche individuelle Behandlung verlangt, immer mehr an Boden gewonnen; störend aber wirken auf das Verhältnis des Lehrers zum Schüler die Gegensätze zwischen Elternhaus und Schule, die sich um so mehr verstärkt haben, je mehr die Schule Staatsanstalt geworden ist.

Die Anmerkung über die Selbstverwaltung in höheren Schulen S. 65 („Sie geht mancherorts falsche Wege, wenn sie in großen Anstalten Primaner zu Polizeidienern macht") beweist nur, daß Verf. von dem wahren Wesen der Selbstverwaltung, die auf Kameradschaftlichkeit und Pflichtbewußtsein der Schüler einerseits und auf ihrem Vertrauen zu den Lehrern anderseits beruht, keine Ahnung hat.

Der Druckfehlerteufel macht einige seltsame Sprünge; vgl. S. 47: docendo dixinus, S. 54: Fichtes Reden an die deutsche N a t u r.

4) B e n j a m i n I. d e W h e e l e r, U n t e r r i c h t u n d D e m o k r a t i e i n A m e r i k a. Die Quellen der öffentlichen Meinung, das College, die Universitäten, Studentenleben, Schule und Kirche in den Vereinigten Staaten. Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität. Straßburg 1910, Karl J. Trübner. V u. 295 S. 8. 6 ℳ.

Wheeler, Präsident der 'University of California', war 1909/10 Inhaber der Roosevelt-Professur an der Universität Berlin; als solcher hat er dort diese Vorlesungen gehalten und veröffentlicht sie nun genau in derselben Gestalt. Aus dem reichen Inhalt möchten wir folgendes hervorheben:

Zwischen unserer Auffassung von der Aufgabe der Schule und der amerikanischen besteht ein außerordentlicher Unterschied. Wir sind gewohnt, als Aufgabe der Schule zu betrachten, sie solle den Zögling zu einer harmonischen, echt menschlichen Persönlichkeit

Digitized by Google

heranbilden und erziehen; der demokratische Amerikaner betrachtet als Aufgabe aller Arten von Schulen „die Vorbereitung der öffentlichen Meinung“ (S. 44, 45). Auch die Universität, nach unserer Auffassung die Pflanzstätte der Wissenschaft, ist nach amerikanischer Ansicht „zum Dienst der öffentlichen Meinung bestimmt“ (S. 47). Denn „der Urquell aller Macht in den Vereinigten Staaten ist die öffentliche Meinung“ (S. 1). „Kein Staatsmann wagt sich ihr zu widersetzen oder, sollte er es wagen, so verschwindet er erbarmungslos unter den Rädern ihres Streitwagens“. Die Politiker suchen nicht etwa ein neues Programm zu schaffen und zu entwickeln, sondern nur „darzutun, daß sie — und nicht ihre Gegner — die wahren und treuen Repräsentanten des Volkswillens sind“ (S. 2); so stets in den Parteiprogrammen: „Wo die öffentliche Meinung nicht mißzuverstehen ist, führt das Programm eine kühne Sprache; wo sie geteilt ist, Landesteil gegen Landesteil, schweigt das Programm; wo sie unreif und schwankend ist, ist das Programm doppelsinnig“ (S. 6). Diesem Götzen also hat dort alles zu dienen, auch die Schule.

Die gleichmäßige Gestaltung der öffentlichen Meinung wird wesentlich dadurch gefördert, daß es nur eine Sprache in den Vereinigten Staaten gibt und sozusagen keine Dialekte (S. 14). „Die Sprachen der Einwanderer verschwinden und werden aufgesogen wie der Reif von der Sonne. . . . Im Auslande geborene Eltern bemerken bald, daß die Karriere ihrer Kinder ernstlich in Frage gestellt ist, wenn diese der englischen Sprache nicht mächtig sind oder sie mit einem fremdländischen Akzent sprechen, und so gerne sie auch vielleicht die Muttersprache beibehalten möchten, so opfern sie diese zarte Rücksicht doch dem praktischen Bedürfnis“ (S. 15).

Es gehört geradezu zum Wesen des Amerikaners, ein begeisterter Patriot und von der Überzeugung, daß alles in Amerika besser sei als in der alten Welt, durchdrungen zu sein, und mit wunderbarer Schnelligkeit eignen die Einwanderer sich diese Anschauungen an (S. 17—18). Der Stammesunterschied der Einwanderer schwindet, soweit die kaukasischen Rassen in Frage kommen, bald gegenüber der Gemeinschaftlichkeit der Sprache, der Sitten und Ideen in dem großen Volksganzen (S. 21); aber gegen die schwarze Rasse zieht der Süden eine scharfe Grenzlinie und ebenso der Westen gegen die gelben Rassen Asiens. „Die übereilte Zulassung des Negers zum Stimmrecht am Ende des Bürgerkrieges wird jetzt allgemein als ein Fehler angesehen“ (S. 22).

Die dicht über das ganze Land gesäten Colleges und Universitäten mit ihren 300 000 Studenten und Studentinnen, die sich aus allen Elementen der Bevölkerung ohne Klassenrücksichten rekrutieren, erziehen und begeistern diejenigen Leute, welche dazu bestimmt sind, in ihrem Lebensberuf die öffentliche Meinung zu gestalten und zu lenken, und zwar kommt es auf die Art des Berufes durchaus nicht an (S. 46).

Digitized by Google

Das amerikanische höhere Schulwesen umfaßt drei Typen von Lehranstalten: 1. die High-School als Vorbereitungsschule: Durchschnittsalter der Schüler 14—18 Jahre; 2. das College: Durchschnittsalter 18—22 Jahre; 3. die Graduate-oder Fachschulen der Universität: Durchschnittsalter 22 bis 25 Jahre.

Die Zahl der öffentlichen High-Schools beträgt etwa 9000; viele davon sind allerdings so klein, daß sie nicht mehr als drei Lehrer haben; die Lehrkräfte sind zum überwiegenden Teile Frauen. Völlig schulgeldfrei bieten sie als Vorbereitungsanstalten für die Colleges den Kindern aller sozialen Schichten Gelegenheit, nach oben aufzusteigen. Ihre Trefflichkeit gilt als Maßstab für die Intelligenz der Stadt. Statt der High-Schools haben sich in neuerer Zeit in den Großstädten des Ostens, besonders in New York, Privatschulen nach englischem Vorbild für die Söhne der Reichen gebildet.

Das College, das sich zwischen High-School und Universität einschiebt, hat einen vierjährigen, zum Baccalaureusgrad hinführenden Kursus, gleichviel ob es für sich steht oder den Bestandteil einer Universität bildet. Es hat seine Wurzeln in englischer Tradition, dagegen die amerikanische Universität in deutscher. Da die meisten Colleges von religiösen Sekten gegründet waren, hatte man sich daran gewöhnt, jedes College als Eigentum einer bestimmten religiösen Sekte anzusehen, was aber jetzt durchaus nicht immer mehr zutrifft; Harvard College z. B. ist seit 1843 von der Verbindung mit den Puritanern befreit. Da aber Amerika vorherrschend religiös ist, und die amerikanischen Eltern wünschen, daß ihre Kinder ein College besuchen, dessen ganze Atmosphäre durchaus christlich ist (S. 95—96), so darf man sich nicht wundern, daß noch heute die Sekten die Aufsicht über viele Colleges und Universitäten haben. Das College ist eine speziell amerikanische Schöpfung; es dient einem zweifachen Zwecke: 1. eine allgemeine Vorbereitung fürs Leben solchen Leuten zu geben, die damit ihre Ausbildung abschließen (diese bilden die Mehrzahl); 2. einen allmählichen Übergang von der allgemeinen humanistischen Erziehung zu den Spezialfachstudien der Universität zu bilden. „Es ist der einflußreichste und tonangebende Faktor in der Gestaltung der amerikanischen öffentlichen Meinung. Das Land wird heute in der Hauptsache von den Colleges graduates regiert, sei es nun, daß sie tatsächlich die öffentlichen Ämter innehaben, sei es, daß sie die öffentliche Meinung bestimmen". Die Verbindung mit dem College ist sozusagen eine lebenslängliche: ein permanenter Sekretär hält sich bezüglich des Aufenthaltes und der Lebensschicksale jedes Mitgliedes auf dem Laufenden und läßt Nachrichten darüber von Zeit zu Zeit erscheinen. Alle drei oder fünf Jahre feiert die Klasse ein pomphaftes Fest in den Hallen der Alma mater. Die großen Colleges im Osten sind zu sehr den Wünschen und Bedürfnissen der reichen Studenten angepaßt: außer dem Sport wird hier nichts mit Eifer betrieben (S. 114).

Digitized by Google

Wie groß der Anteil der Frauen an dem Besuch der Colleges ist, geht daraus hervor, daß 1908 in den rein weiblichen Colleges 8000 Studentinnen waren, in den „coeducational colleges“ 35 000 Studentinnen. Coeducation ist unzweifelhaft in den Vereinigten Staaten vorherrschend. Ein sehr großer Teil der Frauen wendet sich dem Lehrerinberuf zu: im Nordosten und in den Mittelstaaten ist die Lehrtätigkeit an den öffentlichen Schulen fast ganz in die Hände der Frauen, die jetzt 86% der ganzen Lehrerschaft ausmachen, übergegangen. Auch die Universitäten sind der coeducation eingeräumt.

Was die Erfahrungen betrifft, so ist das Niveau des Unterrichts durch die Teilnahme der Frauen nicht gesunken, sondern eher gehoben. „Die Frauen tun die durchschnittliche Arbeit so gut oder ein wenig besser als die Männer, und im Besuch der Lehrstunden sind sie sogar regelmäßiger trotz des vielen Geredes von zu schwacher Konstitution. Die Männer werden zu größerer Ordnung und besserem Benehmen angehalten. . . Die Atmosphäre des Lehrzimmers schlägt von der eines Tummelplatzes täppischen Betragens in die des Konzertzimmers und Salons um. Das Geschlechtsbewußtsein wird nicht besonders angeregt, eher trägt die gemeinsame wissenschaftliche Tätigkeit einer größeren Anzahl von Leuten beiderlei Geschlechts dazu bei, es abzustumpfen und zurückzudrängen“ (S. 144).

Die amerikanische Universität ist nicht etwa ein bloßes Gegenstück der europäischen, abgesehen von der graduate school mit ihrem dreijährigen, zum Dr. phil. führenden Studium, einer Nachbildung der philosophischen Fakultät der deutschen Universitäten, sondern sie ist aus den besonderen amerikanischen Bedürfnissen erwachsen. Spezielle Fachstudien werden auch schon in den größeren Colleges, und zwar in den zwei letzten Jahren getrieben; die Universität führt diese Fachstudien zum Abschluß. Es gibt private und staatliche Universitäten. Die Anforderungen für den Doktorgrad sind jetzt an allen amerikanischen Universitäten ersten Ranges einheitlich gestaltet: dreijähriges Studium, gedruckte Dissertation, welche Resultate einer selbständigen Untersuchung aufweisen muß, mündliches Examen in einem Hauptfach und einem oder zwei Nebenfächern. Aber nur ein kleiner Prozentsatz strebt den Doktortitel zu erlangen, die meisten begnügen sich nach einjährigem graduate-Studium mit dem A. M. = master of Arts.

Theologische Schulen finden sich nur an drei Universitäten; sonst wird die Ausbildung der Theologen von den Sekten auf besonderen, nicht mit der Universität verbundenen Schulen bewirkt.

Auf den Staatsuniversitäten ist das Unterrichtshonorar entweder sehr gering oder es wird überhaupt keins verlangt. In den Privatuniversitäten beläuft es sich auf jährlich 100—150 Dollars (420—630 ℳ).

Die Verwaltung einer Staatsuniversität liegt in den Händen eines „Board of Regents“, die entweder vom Volke erwählt oder vom Gouverneur des Staates ernannt werden.

Digitized by Google

Die Staatsuniversitäten haben Abteilungen für Ackerbau und Ingenieurfach (Baukunst, Maschinenbaukunst, Elektrotechnik, Bergbau usw.) auf derselben Basis mit den traditionellen Kursen in den Künsten und Wissenschaften in ihren Lehrplan aufgenommen, sie vereinigen also nach unseren Begriffen Universität und technische Hochschule in sich.

In allen erstklassigen Universitäten, seien sie öffentlich oder privat, erfreut sich der Professor einer ganz unbeschränkten akademischen Freiheit in allen wissenschaftlichen Fragen seines Faches.

Die Aufrechterhaltung der Zucht an den Universitäten liegt in den Händen eines Studentenkomitees, das nicht nur als Verwaltungs-, sondern auch als Gerichts- und Untersuchungsausschuß fungiert. Zwischen den einzelnen Instituten finden alljährlich Sportwettkämpfe statt. Für amerikanische Verhältnisse charakteristisch sind die „Greek letter fraternities" (benannt mit den griechischen Anfangsbuchstaben von Geheimwörtern), geheime Verbindungen zu geselligen und literarischen Zwecken, deren Mitglieder auch im späteren Leben noch fest zusammenhalten.

Die Gesamtsumme aller Ausgaben Nordamerikas für alle Arten von Schulen, einschließlich der Universitäten, betrug 1907 500 Millionen Dollar = 2100 Millionen ℳ, wovon der weitaus größte Teil, fast 337 Millionen Dollar = 1475 Millionen ℳ, auf die Elementarschulen und High-Schools entfällt.

Die Bundesregierung übt keinen Einfluß auf die Erziehung aus und unterstützt sie nicht direkt, die Erziehung ist vielmehr Sache der einzelnen Staaten. Die Aufsichtsbeamten für die public schools wählt das Volk.

Nur ein Fünftel der Elementarlehrer sind Männer, ebenso wie auch an den High-Schools das weibliche Element unter den Lehrkräften sehr stark vertreten ist; es ist natürlich, daß dadurch ein weibischer Zug in die ganze Erziehung kommt und auch im Wesen der Knaben sich ausdrückt.

Eine Staatskirche gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Sie erkennen weder als Gesamtheit noch als Einzelstaat einer bestimmten Konfession den Vorrang zu; der Staat steuert nichts zur Unterstützung der Kirchen bei und mischt sich nicht in ihre Verwaltung. Die Verfassungen der einzelnen Staaten garantieren Religionsfreiheit, meist in der Form, daß es jedem einzelnen überlassen ist, „Gott nach den Eingebungen seines Gewissens zu verehren". Aber wohl gerade deshalb ist das Volk sehr religiös. Das Repräsentantenhaus und die Staatslegislatur haben eigene Kapläne und eröffnen ihre Sitzungen täglich mit Gebet. Zwei Staaten schließen jeden, der nicht „an Gott und an einen zukünftigen Zustand der Belohnung und der Strafe" glaubt, von allen öffentlichen Ämtern aus; fünf andere jeden, „der das Vorhandensein eines allmächtigen Gottes oder die Existenz eines höchsten Wesens leugnet". Der sogenannte Unglaube ist lange aus der Mode (S. 261). Die rührigen Kirchen der großen Städte sind heut-

Digitized by Google

zutage ein Konglomerat von gesellschaftlichen Klubs, die die Leute familienweise zusammenführen, Männer, Frauen und Kinder, und von allerhand Wohltätigkeitsanstalten.

Die Verbreitung, die Art und Macht der Presse schildert der XXI. Abschnitt. So groß aber auch der Einfluß der Presse ist. so kommt Wheeler doch zu folgendem Schluß: „Was jedoch die öffentliche Meinung anbetrifft, so gibt ihr die Presse wohl Ausdruck; daß sie dieselbe aber macht, kann man wohl kaum behaupten".

Über die potitische Auffassung sagt Wheeler: „Wir haben als Volk niemals nach einer sogenannten parlamentarischen Regierungsform Verlangen getragen. Wir tragen heute noch weniger Verlangen danach und setzen in sie geringeres Vertrauen denn je zuvor" (S. 278). „Im Falle einer Rechtsfrage zwischen dem Kongreß und dem Präsidenten ist es die allgemeine Annahme des Volkes, daß der Präsident seine, des Volkes, Interessen vertritt" (S. 279).

Wheeler schreibt, was bei einem Ausländer besonders hervorzuheben ist, ein klares und gewandtes Deutsch; vereinzelt nur finden sich grammatische Verstöße, z. B. S. 143/4: „Die coeducation füllt .. seinen (statt: ihren) Platz aus". S. 226: „Die Anhänglichkeit an das öffentliche Schulsystem hat seinen (statt: ihren) historischen Ursprung". S. 264: „Die Fähigkeit der amerikanischen Presse, seinem (statt: ihrem) Publikum die Stoffe vorzulegen". S. 251: „Die Mitgliedschaft zur christlichen Gemeinschaft". S. 259: „Die geheimen Versammlungen der Iris, Cybele und Mithras" (statt: des M.)". „Die Staatskulten" ebenda. S. 279: „Vorschläge . . hat (statt: haben) niemals Billigung gefunden". S. 286: „Die Bestie . . verkriecht sich . . vor der Stimme seines (statt: ihres) Herrn". Undeutsch ist die Wendung S. 281: „Bemerkenswert ist seine Durchsetzung eines Antrages . .". — Die Darstellung ist frisch und anschaulich und zeugt von gesundem Mutterwitz und von genauer Kenntnis der in Betracht kommenden Verhältnisse. Das Buch bringt für deutsche Lehrer vielfache Belehrung in interessanter Form.

5) Friedrich John, Künstlerische Erziehung. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 52 S. 8. 0,80 ℳ.

Der Würdigung der künstlerischen Ziele einer idealen deutschen Erziehungsschule soll das Büchlein dienen. Was diese erstrebt, schildert Verf. in seiner dithyrambisch-pathetischen Art S. 8 also: „Der ersehnte Vollmensch in seiner Harmonie mit sich und der Umwelt verkörpert die möglichste Ergänzung aller vielgestaltigen seelischen Kräfte unter sich und nicht minder aller zusammen durch leibliche Tüchtigkeit. Dieses Ziel bedeutet, von außen betrachtet, das Hineinwachsen des Menschen in den gegenwärtigen Kulturkreis, von dessen überwältigender Fülle freilich Erziehung und Unterricht nur bescheidene Ausschnitte geben können und sollen; es bedeutet also das Nacherleben seines Inhaltes wie in einer Neubegründung durch die eigene Persönlichkeit und damit die Gewinnung eines wurzeltief gewordenen

Digitized by Google

Lebensideals, nach dessen Verwirklichung zu streben sich für ein schaffensfreudiges Dasein verlohnt. Solche im letzten Grunde überpersönlichen, gemeinsamen Ideale aus den Keimen in den Kindesseelen zu Blüten sich entwickeln zu lassen, die dereinst volle Früchte werden, das also und nichts anderes ist das große Ziel der deutschen Erziehungsschule".

Der Inhalt zerfällt in folgende Abschnitte: I. Ziele und Wege (S. 3—9). II. Kinderstube und Schulhaus (im Inhaltsverzeichnis steht irrtümlich: Wohnhaus) (S. 9—17). III. Vom erzieherischen Werte der bildenden Kunst (S. 17—27). IV. Unsere Muttersprache (S. 27—39). V. Über rhythmisch-musische Kultur (S. 39—48). VI. Durch Kunst zum Leben (S. 52).

Verf. betont die Notwendigkeit, Kinderzimmer wie Schulhaus künstlerisch einheitlich zu gestalten. Er verlangt möglichst frühzeitige Übung des Kindes, in geeignetem Material zu formen und zu modellieren, ferner geregelten Handarbeitsunterricht für die Knaben, da „der Erziehungsschule als einer geistigen Lern- und Arbeitsschule eine im besten Sinne handwerkliche Schulung elementarster Art zur Seite treten müsse". Das Zeichnen müsse obligatorisch sein. Als wichtigstes künstlerisches Bildungsmittel bezeichnet er das Skizzenbuch S. 25. Für die Oberklassen erklärt er die Behandlung der Geschichte der bildenden Kunst als notwendig S. 26. Das wäre in der Tat sehr wünschenswert, aber wer gibt dem mit Stoff so schon überladenen Gymnasium die Zeit dazu?

Lesenswert ist der vierte Abschnitt („Unsere Muttersprache" S. 27—39), besonders die Ausführungen über die Behandlung der Dichtkunst.

Der fünfte Abschnitt („Über rhythmisch-musische Kultur") behandelt das, was man in der nüchternen Sprache der Lehrpläne „Turn- und Gesangunterricht" nennt und betont u. a. mit Recht die künstlerisch wertvolle Pflege des Sinnes für schöne Körperbewegung durch Turnspiele und Turnen.

Die Schrift ist mit voller Begeisterung geschrieben, zeugt von feinem Kunstsinn und bietet manche Anregung. Nur schwebt der Verf. meist in solchen Höhen, daß er das auf unserer armen Erde mit der Beschränktheit ihrer Verhältnisse praktisch Erreichbare darüber ganz vergißt, so z. B. wenn er als Instrument zur Begleitung des Gesangunterrichts selbst in der kleinsten Dorfschule das Klavier fordert.

Die Ausdrucksweise ist oft gar zu phantastisch und überschwenglich, z. B. S. 3: „Das vieltönige Klingen und Schwingen menschlicher Seelen gleicht also keineswegs dem freien Naturkonzert der gefiederten Sänger des Waldes, sondern eher der Harmonie eines von einem gemeinsamen Willen beseelten Orchesters, und die relative Eigenart des Einzelnen schwebt auch in den höchsten Leistungen nur wie eine kurze Zeit herrschende und schnell verhallende Melodie über dem Einklang aller Stimmen, den die Rhythmik und

Digitized by Google

Dynamik des gemeinsamen Fortschrittes nach einer, wenn auch noch so ideal-fernen Kultureinheit umschließt". Mit diesem hohlen Wortgeklingel vergleiche man den geradezu das Verständnis umdüsternden Phrasennebel S. 5: „Was aber ist überhaupt die Kunst? Es wäre vermessen, angesichts des gedankenschweren Ringens unserer Zeit um die Lockerung und Lösung des ästhetischen Problems, angesichts dieses Pfadsuchens von allen Seiten her an Gewißheit glauben zu wollen, wo selbst dem schlichten Empfinden ein seltsames, unbegreifliches Wunder zu geschehen, ein plötzliches blendendes Licht in dem Dämmerdunkel der Menschwerdung (??) aufzuflammen scheint".

Solingen. Adolf Lange.

Nationale Jugendvorträge, veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarken-Vereins. 2. Jahrgang 1911. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 64 S., 12 Tafeln mit Abbildungen. 1,20 ℳ.

Die Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarken-Vereins veranstaltet alljährlich eine Reihe von Vorträgen vor Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten, welche den Zweck verfolgen, den jungen Leuten das geschichtliche Verständnis für die sie umgebenden Verhältnisse zu eröffnen und sie tüchtig zu machen zur Lösung der mannigfachen Aufgaben, die auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete die künftigen Staatsbürger erwarten. Die Vorträge des Jahres 1910 liegen jetzt im Druck vor; und zwar sprachen: Otto Fritsch über Baukunst im deutschen Osten, Ernst Keller über Vaterlandsliebe — Vaterlandspflichten, Fritz Berger über Kultur und Nationalität, Elsbeth Krukenberg über die deutsche Familie.

Im ersten Vortrage werden zwei Denkmäler deutscher Art im Osten durch Wort und Bild den jugendlichen Zuhörern vorgeführt: der herrliche, vielgliederige Bau der Marienburg, noch heute ein Zeuge der Größe und des Glückes des Deutschritterordens, und die Stadt Danzig, ausgezeichnet durch kunstvolle Anlage und hervorragende Bauwerke. Die klare und leichtfaßliche Beschreibung der Denkmäler, deren geschichtlicher Werdegang mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet wird, vermitteln einige Erläuterungen über bäuerliche Siedelungsart im allgemeinen. In der Schlußbetrachtung werden die kraftvollen Gestalten der Ordensritter in ihrer guten Zeit und die ehrenfeste Tüchtigkeit der Stadtbürger als Vorbild und Muster empfohlen.

Angesichts der Gefahr der „Reichsverdrossenheit" will der Redner des zweiten Abends das Fühlen und Streben der Jugend dem Geiste der Väter wieder näherbringen, indem er sie an die Opfer erinnert, auf die das Reich gebaut ist, und sie ermahnt, sich körperlich und geistig geeignet zu machen zum Dienste des Staates und des Vaterlandes im weitesten Sinne. Zu dem Zwecke fordert er, daß die Erziehung fürs Leben durch das Leben Persönlichkeiten schaffe, die, mit bürgerlicher Gesinnung ausgerüstet, nachdrücklicher als bisher sich der Er-

Digitized by Google

füllung der Vaterlandspflichten widmen. Pflege der deutschen Sprache, Interesse für unsere Kolonien, Freude an unserer schönen Flotte, Verständnis für die nationale Arbeit im Osten bezeichnet er als die Ziele, die der „Jungmannschaft“ vor allem immer vor Augen gehalten werden müssen, damit sie zum Bewußtsein unseres Wertes und unseres Reichtums gelange.

An dritter Stelle folgt ein Vortrag über Kultur und Nationalität. Diese Begriffe werden mit zum Teil unnötiger Ausführlichkeit nach Inhalt und Wesen dahin erläutert, daß unter Kultur die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten in ganz bestimmtem Sinne, unter Nationalität individuelle Volkspersönlichkeit, die sich kulturell und politisch betätigt, zu verstehen ist. Die ganze Erörterung, die an sich gewiß sehr lehrreich ist, läuft schließlich hinaus auf die Frage der Ausbildung der Individualität, d. i. des Charakters. Hierfür gibt es kein anderes Mittel als die Arbeit; jede ernste Arbeit aber stellt sich von selbst in den Dienst der Kultur und des Vaterlands. — Im Gegensatz zu seinen Vorgängern scheint mir der Redner dieses Abends seinen jugendlichen Zuhörern ein zu großes Stück Gedankenarbeit zugemutet zu haben; ich befürchte, daß er mit seinen weitausholenden etymologischen Belehrungen — zum Teil wenigstens — über die Köpfe weg gesprochen hat.

Den Reigen der Vortragenden schließt in würdiger Weise eine deutsche Frau, die sich die dankbare Aufgabe gestellt hat, über die deutsche Familie zu sprechen. Unter gewissenhafter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur entwirft sie in großen Zügen ein treffliches Bild des Entstehungs- und Entwicklungsganges der Familie, um den Blick der Jugend von der Vergangenheit auf die Gegenwart zu lenken und sie für die Aufgaben, an denen sie dereinst mitzuarbeiten berufen ist, mit schlichten und doch so herzlichen Worten zu erwärmen. Ihre lehrreichen, sehr zu beachtenden Ausführungen, denen jeder Vaterlandsfreund rückhaltlos zustimmen muß, gipfeln, um es kurz zu sagen, in der Forderung: die Familie muß sich durchsetzen gegenüber den auf das Familienleben zerstörend und unterwühlend einwirkenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen ebenso wie gegenüber dem allzu starken Betonen des Rechts auf individuelle Lebensgestaltung. Auch sonst ist der Vortrag reich an vorzüglichen Beobachtungen, die insgesamt von einem klaren Einblick in die Nöte des Lebens und von einer vornehmen, idealen Weltanschauung Zeugnis ablegen. Goldene Worte ruft die Rednerin der Jugend zu, geeignet, in ihren Herzen hohe Entschließungen zu wecken.

Sämtliche Vorträge stehen, wie sich aus dem Gesagten ergibt, im Dienste eines edlen nationalen Gedankens, den sie mit pädagogischem Geschick nach verschiedenen Seiten hin fruchtbar zu machen suchen. Die Bestrebungen des Karlsruher Vereins verdienen also aufs wärmste empfohlen und aufs nachhaltigste unterstützt zu werden.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

Digitized by Google

Alfred Miller, So sollt ihr eure Kommata setzen! Für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten zusammengestellt (so!). Bochum 1911, H. Potthoff. 16 S. 8. 0,20 ℳ.

Der Unmut eines jungen Lehrers über die in der Zeichensetzung vielfach zutage tretende Nachlässigkeit und über die Oberflächlichkeit, mit der oft selbst in größeren Grammatiken dieses Kapitel behandelt wird, ist mir begreiflich. Für Schüler hier zu festen Regeln zu kommen, ist ein unabweisbares Bedürfnis; dagegen scheint es mir zweifelhaft, ob wir berechtigt sind, die Schriftsteller in ein von Amts wegen errichtetes Prokrustesbett einzuspannen. Es gibt mancherlei Fälle, in denen die Möglichkeit einer verschiedenen Auffassung der Sache je nach dem zum Ausdruck kommenden Gedanken vorliegt. Die Württembergischen Festsetzungen gelten doch wohl zunächst auch nur den Schulen. Für die Benutzer des Millerschen Heftes wäre es wünschenswert gewesen, daß neben den in ihm besonders herangezogenen Schriften noch andere Erwähnung fanden, an denen man bei der Beschäftigung mit diesem Gegenstande gut tun dürfte nicht vorüberzugehen; denn nicht nur docendo, sondern auch contra dicendo discimus. Ich nenne z. B. die Arbeiten von Wehner (Salzungen), A. Stamm (Iserlohn-Leipzig) und vor allem A. Elster (Magdeburg), dessen methodischer Leitfaden sich zur Aufgabe setzte, in den „Geist der Interpunktion“ einzuführen.

Manches ist in der Millerschen Zusammenstellung recht gut; so im grammatikalischen Vorspiel die Scheidung der Begriffe „Glied“ und „Teil“ S. 5 und das S. 10 f. über den Infinitiv Gesagte. Dagegen mißfällt mir S. 5 Anm. 2 die Gleichstellung: Verb, Adjektiv, Adverb, Prädikat, da in ihr kein einheitliches principium distribuendi vorliegt; ferner Sätze wie: die Soldaten, mit Blumen geschmückt, zogen in die Stadt ein (S. 7) und: Sie zogen vorüber, winkend und grüßend (ebd.), dgl.: Dieses bei mir denkend, schlief ich ein (S. 11). Auf S. 16 Nr. 4 hat der Verf. wohl an seine eigene kleine Schrift gedacht. Gewöhnlich enthalten doch aber Büchertitel keine Aufforderung; wo es einmal so ist, muß natürlich ein Ausrufungszeichen und dann doch wohl auch zur Schonung der Empfindlichkeit wenigstens der Schülerinnen bei den Fürwörtern ein großer Anfangsbuchstabe stehen, wenngleich die Ausführungen des Verfassers nicht eigentlich im „Briefstil“ gehalten sind. Ungenau verfährt er, wenn er S. 6 oben so tut, als würden im Satzgefüge dem Hauptsatze stets mehrere Nebensätze untergeordnet. Den Ausdruck „anreihen“ würde ich übrigens absichtlich vermeiden (s. meine Bemerkung in dieser Zeitschr. 64. Jahrg., 1910, S. 652). Auch auf S. 7 Nr. 2 enthält die Wendung: „zwischen Kommata eingeschlossen“ eine Unachtsamkeit in der Fassung der Regel, der gleich die beiden folgenden Beispiele ins Gesicht schlagen (vgl. die genauere Anweisung bei Wetzel, Die deutsche Sprache, 12. Aufl., S. 399 Mitte). Die Frage, ob ein voraufgehender Partizipialsatz ein Komma bekommen soll oder nicht, hängt von seiner Ausdehnung ab. Wenn Miller uns S. 11 dahin belehrt, daß Partizipien, die für

Digitized by Google

Nebensätze stehen, ohne Komma zu schreiben seien, wenn sie „ohne jeden Zusatz“ sind, so darf er nicht S. 7 den Satz: „So singend tanzten sie den Reigen“ um sein Komma bringen (vgl.: Dadurch ermutigt, betrat Odysseus usw. S. 11). Zu dem Satze S. 9: Odysseus begab sich usw. erbitte ich für künftig eine nähere Begründung der Tatsache, daß hier vor „und“ kein Komma steht. Es hat mit dem Satze seine eigene Bewandtnis, und das „namentlich also je usw.“ S. 8 unten macht den Schüler kopfscheu. Es bekämpfen sich bei dem Beispiele eben zwei Regeln! Unser einer versteht den Verf. natürlich, der mit seiner kleinen wohlgemeinten Gabe den Dank manches Fachgenossen finden mag.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Schauenburg-Hoche, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen. Erster Teil. Neunte, vermehrte Auflage, bearbeitet von Rinn. Essen 1911, G. D. Baedeker. X u. 415 S. 8. 4,20 ℳ.

Die siebente Auflage dieses I. Teiles hat der Unterzeichnete zugleich mit der vierten des II. Teiles eingehend im 58. Jahrgang der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (1904 S. 230—233) besprochen. Durch rastloses Verbessern und Nachtragen hat Rinn, der auch in seinem verdienten „otium cum dignitate“ nicht aufhört, sein lebhaftes Interesse an den früher von ihm vertretenen Unterrichtsfächern zu betätigen, diesen I. Teil des Schauenburg-Hocheschen Lesebuches zu einem der brauchbarsten Hilfsmittel ausgestaltet, die heranwachsende Jugend unserer höheren Schulen in die ältere deutsche Literatur einzuführen. In der vorliegenden Auflage haben namentlich die Abschnitte über das Nibelungenlied und über Johann Fischart dankenswerte Erweiterungen erfahren. So ist z. B. in der Einleitung zum Nibelungenlied den neuen Forschungen Roethes („Nibelungias“) gebührend Rechnung getragen. Im übrigen hat sich der Unterzeichnete freuen dürfen, daß auch einigen Anregungen der erwähnten früheren Besprechung Folge gegeben ist. Besonders wertvoll scheint mir da der Abschnitt über das Tegernseer Spiel in der „Übersicht der Literaturgeschichte“ (S. 368). Diese in den neuen Auflagen stark erweiterte Übersicht bietet dem Lehrer eine erwünschte Grundlage, die er durch Streichen und Ergänzen leicht in die seinem Vortrag entsprechende Form umredigieren kann. Ich würde für die nächsten Auflagen vorschlagen, sie halbseitig auf Schreibpapier zu drucken, damit für Notizen der Schüler Raum geschaffen wird. Und wenn einem so freundlichen Geber gegenüber noch ein weiteres Desiderium erlaubt ist, so bitte ich, das nächste Mal bei Brants Narrenschiff Nr. 6 die entsprechenden Plutarchstellen mit abzudrucken, wie sie in Zarnckes Kommentar S. 312 f. so bequem zusammengetragen sind.

Hamburg. Hans Vollmer.

Digitized by Google

Agnes Bernauer von Fr. Hebbel. Mit Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Alfred Hoffmann. Paderborn 1911, F. Schöningh. 138 S. kl. 8. geb. 1,10 ℳ.

Mit Recht betonen auch unsere Lehrpläne von 1901 noch nachdrücklich als Lektüre in den oberen Klassen die Dramen von Lessing, Goethe und Schiller. Denn sie müssen für den Unterricht die Grundlage bleiben, durch die die Schüler ein Verständnis gewinnen sollen für das Wesen des Dramas und wahre dramatische Kunst; von den Nachfolgern sind dann aus gutem Grunde nur aufgenommen Heinrich von Kleists letzte und schönste Dichtung, das herrliche vaterländische Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg", im Anschluß an das ein Ausblick auf die Entwickelung und Bedeutung der romantischen Dichtung gegeben werden soll, und als „wünschenswerte Lektüre" ein geeignetes Drama von Grillparzer, den wir als Dramatiker unmittelbar an Goethe, Schiller und Kleist anreihen dürfen. Empfohlen wird „Sappho" oder „Das goldene Vlies", beide, jedes in seiner Art, vortrefflich. Damit ist aber auch m. E. der Kreis zu schließen; den „poetischen Realismus" der neueren Zeit mit Hebbels Werken noch in die Schule hereinzuziehen ist nicht gerechtfertigt. Es ist unter den Lehrern jetzt eine gewisse „Hebbelmanie" erwacht, und mancher bringt dessen Werke in ungebührlicher Ausdehnung in die Schule. Wohl verkenne ich nicht, daß seine Tragödien bedeutende Erzeugnisse unserer Poesie sind und es wohl verdienen, bekannt und gewürdigt zu werden; aber weist nicht Hoffmann selbst in dem „Vorwort" zu der vorliegenden Tragödie auf manche Schattenseiten seiner Poesie hin, und müssen wir nicht mit Adolf Stern bekennen, daß Hebbel es in „Agnes Bernauer" nicht vermocht hat, die „immerhin menschlich gebrechliche äußere Ordnung der Welt als gleichberechtigt mit der tiefsten, alles Menschendasein durchdringenden und beherrschenden Naturgewalt erscheinen zu lassen"? Zumal für jugendliche Gemüter behält der Schluß immer etwas Unbefriedigendes und Befremdliches, und wir werden sie nicht voll und ganz für die von der kräftig edeln Gestalt des Herzogs Ernst von Bayern vertretenen und in ihm verkörperten Ideen gewinnen. So bleibt Hebbel für die Schule ein Hors d' Oeuvre, und aus diesem Grunde schon brauchen wir von ihm keine „Schulausgaben".

Aber ich bin überhaupt nicht dafür, solche Ausgaben den Schülern in die Hand zu geben und im Anschluß daran nun ein Dichtwerk mit ihnen zu behandeln. Schon wegen des Preises. Nehme ich an, daß in Untersekunda zwei Dramen gelesen werden und in jeder der folgenden Klassen vier, so gibt das nach dem Preisverzeichnis der Schöninghschen Ausgaben für die Schüler eine Ausgabe von mehr als 18 ℳ, und dies neben einem auch nicht billigen deutschen Lesebuch! Sodann aber werden sie bei der Lektüre fortwährend durch die reichlichen und zum Teil entbehrlichen Fußnoten davon abgelenkt, zunächst einen Gesamteindruck zu gewinnen und das Kunstwerk als Ganzes auf sich wirken zu lassen, und werden, was von großer Bedeutung ist, durch

Digitized by Google

solche Noten und vieles, was Einleitung und Anhang bringen, um ein gutes Teil eigener geistiger Arbeit und der Freude an eigenem Erarbeiten unter der Führung des Lehrers betrogen. Für die Hand des Schülers eignen sich wohl, wenn er nicht eine reine Textausgabe des Dichters zur Verfügung hat, die Ausgaben derselben Verlagshandlung mit „kurzer Einleitung“ und den an den Schluß verwiesenen „nötigsten Anmerkungen“, herausgegeben von Funke und Schmitz-Mancy, die fast alle je 30 Pf. kosten, so daß die oben erwähnten 14 Dramen zusammen nur wenig mehr als 4 ℳ kosten.

Halte ich somit die „Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen“ für den Schulgebrauch nicht für geeignet, so sind sie für den Lehrer und für das Privatstudium sehr zu empfehlen und so auch die vorliegende der „Agnes Bernauer“. Sie orientiert uns in einer Einleitung von sechs Seiten in befriedigender Weise über Hebbels Leben und Werke, verzeichnet in neun Nummern die benutzte Literatur, gibt in zahlreichen Fußnoten eine Menge von sprachlichen, sachlichen und geschichtlichen Erklärungen, ein Anhang endlich entwickelt in klarer Übersicht die dem Drama zugrunde liegenden geschichtlichen Verhältnisse, bringt unter den Quellen hauptsächlich die Darstellung der Bernauerepisode nach alten Chroniken und Mannerts Geschichte Bayerns, dann das alte Volkslied von der Agnes Bernauerin, auf 18 Seiten in der Weise, wie es Otto Frick in seinem Wegweiser durch die klassischen Schuldramen vorgezeichnet hat, eine Entwickelung der Gliederung, des Ganges, des Aufbaues, der Idee und der Themen des ganzen Dramas. Zum Schluß folgt noch eine Zusammenstellung von 20 Themen zur schriftlichen und mündlichen Bearbeitung.

Das ist alles gut und schön, vermag das Verständnis zu vertiefen, zu weiteren Studien anzuregen und die Würdigung des Dramas wohl zu fördern. Die Fußnoten mußten sparsamer gehalten und auf das Notwendige beschränkt werden. Wörter wie *Gevatter*, *Geck*, *Spaßvogel*, *Ungeziefer*, *faseln*, *siech*, *Maulwurf*, *Nachtigall*, *Zierat*, *Herold*, *Kleinodien*, *Feierabend* u. a. bedürfen doch keiner Erklärung und sind zum Teil auch nur zum Zweck etymologischer Deutung aufgeführt. Aber solchen Experimenten hat ein Drama nicht zu dienen! Der Ausdruck ist zuweilen unklar, ungenau oder seltsam und unschön. Zu letzterem führe ich an S. 120: *den Kn. plagt eine groteske Unverschämtheit*, S. 122: *das Milieu, in dem die Szenen spielen*, und: *das Zusammenleben zwischen beiden*, S. 124: *wieder weht uns Konfliktluft an*: S. 130 hätte ich zu: der kleine Adolf ist *versehen* noch hinzugefügt *mit den Sterbesakramenten* (vgl. S. 76). S. 131: Die *Milbringe* ist wohl ein Provinzialismus. Statt: er hörte *Kollegs* würde ich sagen *Kollegia*. Zum Dativ: *niemanden* S. 14 vgl. *niemandem* S. 31. S. 127 in dem „Vorblick“ muß es Sz. 6 statt 5 und 7 statt 6 heißen, S. 15 Anm. 1 setzt den Gevatter Kn. trotz Sz. 10 doch zu sehr herab: es soll nur scherzhaft die Wirkung der Schönheit auch auf den Alten gezeigt werden, die Anm. S. 119 paßt nicht zu dem, was sie erklären soll; denn von „Reiz“ im Sinne Lessings ist in den ersten sechs Szenen doch nicht die Rede. Auch

Digitized by Google

hat diese Anm. wie alle unter dem Anhang einen viel zu kleinen Druck. Noch könnte ich manche Einzelheiten anführen, die vielleicht bei einer zweiten Auflage — und ich wünsche sie der fleißigen Arbeit — Beachtung finden könnten und die ich dem Verf. für diesen Zweck gern zur Verfügung stellen will. Hier sei es genug.

Kassel. Fr. Heußner.

P. Bürner, Stoffsammlung für stilistische Anschauungs-, Denk- und Sprechübungen. Zum Gebrauche an Volks- und Mittelschulen, sowie zum Selbstunterrichte. Erster Teil: Der Mensch. München und Berlin 1911, R. Oldenbourg. VIII u. 189 S. gr. 8. 2,60 *M*.

Das vorliegende Buch will der mündlichen Sprachpflege dienen, den Vorrat der sprachlichen Ausdrucksmittel der Schüler vermehren, ihren Vorstellungskreis im Anschluß an den Sachunterricht nach der sprachlichen Seite hin erweitern und die Formen der Sprache unterrichtlich behandeln. Ein Beispiel möge des Verfassers Methode darlegen: „Hüpfen (S. 136) = in kurzen Sprüngen sich fortbewegen. 1. Auf einem Beine, mit zwei Beinen, gut, schlecht, gewandt, unbeholfen, um die Wette h. — H. vor Freude. H. wie ein Lamm. Er ist in den Garten gehüpft. Er hat auf einem Beine geh. Wie hat mein Herz geh.! Das Herz h. im Busen. Das Blut h. in den Adern. 2. Der Hupf = Sprung: Einen H. tun, machen. Das Gehüpfe = das Hin- und Herhüpfen. 3. Hin-, her-, hinauf-, hinunter-, hervor-, vorwärts-, rückwärts-, zurück-, herüber-, hinüberhüpfen. 4. Ausspr. ber. M.: Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl und säß' er auch auf goldnem Stuhl. (G.)". — Mit unermüdlichem Sammelfleiß, in endlosen, ermüdenden Aufzählungen trägt der Verfasser zu den Hauptwörtern die passenden Eigenschafts- und Zeitwörter, zu diesen die Umstandswörter, ferner die bildlichen und formelhaften Ausdrücke, sprichwörtliche Redensarten, Aussprüche großer Dichter und Denker zusammen, indem er den Menschen zerlegt und zerteilt in Körper, Knochen, Muskeln, Nerven, Haut, Kopf, Hals, Rumpf, Gliedmaßen, Kleidung, Gesundheit, Krankheit, Jugend, Alter, Leben, Sterben, Seele.

Referent möchte nahelegen, bei einer etwaigen Neuauflage den Stoff, dessen unheimliche Fülle durchzuarbeiten die Schule unmöglich Zeit hat, erheblich zu vermindern, ihn auf das für den Menschen Charakteristische zu beschränken und hinsichtlich der Ausdrücke, Redensarten und Zitate eine sorgfältigere, strengere Auswahl zu treffen. Ausdrücke wie 'ein Kind unter dem Herzen tragen', 'Mädchenjäger', 'entmannen = der Mannheit berauben, körperlich und geistig' u. v. a. gehören nicht in die Schule, mindestens aber ist es überflüssig, sie heranzuziehen, wie auch viele Zitate aus Goethes Faust und aus Goethes und Schillers Gedankenlyrik, die nur zeitraubende Erklärungen nötig machen. Statt dessen wäre zu empfehlen, die Sprachübungen an nicht zu zahlreiche, aber geschmackvoll gewählte Worte und Be-

Digitized by Google

griffe anzuschließen und bei diesen in recht anschaulichen verständlichen sprachlichen und sachlichen Erörterungen zu verweilen, damit sie wirkliches Leben gewinnen und den Schüler zum Nachdenken anregen.

Nordhausen. Arnold Zehme.

Lessings Werke, herausgegeben von Georg Witkowski. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 7 Bände. Leipzig und Wien 1911, Bibliographisches Institut (Meyers Klassiker Ausgaben). 8. geb. 14 *M*.

Man muß es dem rührigen Verlage Dank wissen, daß er in der von Elster-Marburg geleiteten Sammlung nun auch Lessing nach Goethe, Schiller und Shakespeare hat auf den Plan rücken lassen. Es wird dadurch die ehemalige Bornmüllersche Ausgabe beiseite geschoben, die sich, weil veraltet, mit ihrem Schicksale abfinden muß. Wertvoll ist schon die von dem neuen Herausgeber dem Ganzen voraufgeschickte Biographie, die in kurzen, bezeichnenden Zügen ein Bild von der Entwickelung und dem Wirken des großen Mannes entwirft, mit dem für uns heute recht eigentlich die klassische Zeit unserer Literatur anhebt. Wer sich im engeren Rahmen schnell wieder den Lebensgang des trefflichen und immer noch als einer der Unseren geltenden Mannes vergegenwärtigen will, wird die von Witkowski gegebene Skizze etwa neben dem Göringschen Abriß in der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur willkommen heißen. Den Wert des Buches erhöhen die den einzelnen Teilen und ihren Abschnitten beigefügten Erläuterungen, die in der Tat, wie ihnen bereits nachgerühmt ist, dem Gebildeten sorgfältig Bescheid über den derzeitigen Stand der Lessingforschung geben. Wir kennen ja wohl alle Witkowskis Art z. B. aus seinem Kommentar zu Goethes Faust in der Hesseschen Sammlung und sind ihm nicht weniger für die andern, ebenda erschienenen Hefte der Ausgabe der „Meisterwerke der deutschen Bühne" verpflichtet, da auch sie gerade für Schulzwecke in Betracht kommt. Wo Witkowski seine eigene Auffassung von Inhalt und Bedeutung der Lessingschen Schriften entwickelt, kann man sich nach meiner Beobachtung seiner Leitung getrost anvertrauen, um so mehr, als überall durch kurze Einleitungen der Boden bereitet wird zum rechten Verständnis der in die einzelnen Abteilungen aufgenommenen Gedichte oder wissenschaftlichen Untersuchungen jenes Großen, dessen Bild die umfangreichen Kenntnisse des Herausgebers in mehrfach neuer Beleuchtung vor uns lebendig werden lassen.

Der erste Teil umfaßt die Sinngedichte, die Lieder und die Fabeln und Erzählungen in Versen, von den ersten Dramen den Jungen Gelehrten, die Juden und Miß Sara Sampson, der zweite Teil die weiteren Dramen: den klassischen Einakter, Minna, Emilia und Nathan. Dem dritten Teile sind die kritischen Schriften: Rezensionen von 1748—1765 einschließlich des „Neuesten" und der wichtigsten Literaturbriefe, Briefe von 1753, das Vade mecum, Pope und die drei Bücher

Digitized by Google

Prosafabeln nebst den fünf Abhandlungen zugewiesen. Den vierten Band füllt der Laokoon und von der Hamburgischen Dramaturgie Stück 1—25, während die folgenden Stücke dem fünften Bande vorbehalten sind. Die ästhetischen Schriften des sechsten Bandes sind die Antiquarischen Briefe 1768—69, Wie die Alten den Tod gebildet, die Anmerkungen über das Epigramm, das Projekt für Schriftsteller und Buchhändler aus dem Nachlaß und ebendaher „Selbstbetrachtungen und Einfälle". Dann setzen die theologischen Schriften ein, deren zweiter Teil dem siebenten Bande sein Gepräge gibt. Es folgt ihnen noch Ernst und Falk, das Gespräch über die Soldaten und Mönche und am Schluß die Erziehung des Menschengeschlechts. In der Tat erscheint es zeitgemäß, den theologischen Schriften Lessings einen besonderen Platz unter seinen Werken anzuweisen. Gerade hier stehen, so dünkt mich, Witkowskis „Einleitungen" auf der Höhe. Eine Übersicht über die Zeitfolge der wichtigeren Werke Lessings erfüllt nicht weniger ihren Zweck als das alphabetische Inhaltsverzeichnis zu Bd. I—VII. Recht wichtig sind natürlich auch die Bemerkungen, die VII 473 f. die Behandlung des Textes zumal rücksichtlich der Schriftbilder betreffen. Die für Meyers Klassiker-Ausgaben geltenden Grundsätze der Bearbeitung wurden, wie wir hier erfahren, aus guten Gründen nicht durchgehends befolgt und vor allem auch der Sprachentwickelung und Lessings sächsischem Dialekt Rechnung getragen.

Es verdient m. E. Anerkennung, daß der Herausgeber bei seiner Auswahl diejenigen Sachen ausgeschieden hat, die sich über die Durchschnittsproduktion der damaligen Zeit nicht erheben und daher höchstens noch fachwissenschaftliches Interesse wecken. Wir brauchen den Lessing und wollen ihn haben, zu dem Goethe sich bekannte, wenn er bei seinem Tode äußerte, er und die Zeitgenossen verlören mehr in ihm, als man vielleicht glaube, und in späterer, nicht eben erfreulicher Zeit zu dem Ausspruch sich bewogen fühlte, daß ihr ein Mann wie Lessing not tue. „Immer wieder wird dieser Ruf ertönen, wenn dem Geiste freien Wahrheitsstrebens Gefahr droht, wenn die Kraft unter dem Drucke feindlicher Mächte zu erlahmen fürchtet, und immer wieder wird sie sich an Lessings Werken und an seiner edlen Gestalt zu mutigem Widerstand und freudiger Siegesgewißheit stärken" (Witkowski I S. 80*). Sein beigegebenes Bild ist das Graffsche von 1771; sein Brief an Eschenburg über Goethes Werther wird nach der Urschrift in der Leipziger Universitätsbibliothek zum ersten Male mitgeteilt. Der vierte Band bringt den bekannten Titel der Erstausgabe des ersten Teiles des Laokoon vom Jahre 1766 und weiter nach einer im Besitze der Lessingschen Erben befindlichen Handschrift den Anfang der deduktiven Beweisführung in dessen „Kernkapitel". So hat man sich angelegen sein lassen, sozusagen ein persönliches Band zwischen dem Schriftsteller, der das, wie nur einer, verdient, und dem Leser zu knüpfen, und auch um deswillen dürfte die vorliegende Ausgabe zur Verwendung im Schulunterrichte zu empfehlen sein. Hat doch auch dieser an seinem Teile die Pflicht, das Bild des

Digitized by Google

hehren Mannes lebendig zu erhalten, der, wie man gesagt hat, jenen Frommen glich, die bei der Befestigung der heiligen Stadt, von den Angriffen des Feindes gestört, mit der einen Hand gegen diese kämpften und mit der anderen am Gotteswerke weiter schafften. Es bleibt doch dabei: „Die Aufgabe seines geistigen Lebens und Wirkens, deren er sich fortschreitend immer vollständiger bewußt wurde, war das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Sich treu bis ans Ende nicht bloß durch geistige, sondern auch durch sittliche Reife, zeigte er milden Biedersinn bei männlicher Heftigkeit, ungekünstelte Bescheidenheit bei richtiger Selbstschätzung, gesellige Heiterkeit bei tiefem Ernste; dem Unglücklichen ließ er stets fromme Schonung angedeihen; der Unterdrückte fand in ihm einen mutigen Fürsprecher und eifrigen Anwalt" (L. Wachler). Billig stellen wir das Bild eines solchen Mannes dauernd vor unsere Seele. Die auch äußerlich schön ausgestattete neue Lessing-Ausgabe soll und wird das ihre dazu beitragen. Eine kleine Entgleisung wie die im zweiten Bande auf S. 8 (vgl. auch S. 149), wo Brawe und Cronegk miteinander verwechselt sind, mag eben nur angemerkt sein, und wenn nach Witkowski (3. Band S. 466) das Beste unter dem über die Fabel Geschriebenen die Schulausgabe der Abhandlungen von F. Prosch (Wien 1890) bietet, so bin ich in der Lage mitzuteilen, daß das Buch nicht mehr erhältlich ist und auch nicht wieder gedruckt werden wird. Dem Verleger scheint es also nach seinen Erfahrungen diese Wertschätzung nicht zu verdienen.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

---

1) R. von Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. Neue Folge. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. V u. 322 S. 8. geb. 7 *M*.

Im Jahre 1895 gab der Verfasser die erste Reihe seiner gesammelten Abhandlungen „Aus Altertum und Gegenwart" heraus (2. umgestaltete Auflage 1910); deren erste Abhandlung trug den Titel: „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers". Die letzte Abhandlung der vorliegenden zweiten Reihe ist überschrieben: „Die Geschichte der Griechen und das neunzehnte Jahrhundert" und schließt mit den Worten: „(Die Belehrung über Sinn und Bedeutung der Antike) hat für die führenden Klassen der Nation den Wert einer politischen und sozialwissenschaftlichen Propädeutik ersten Ranges". Das sind die Gedanken, mit denen im ganzen das Feld abgegrenzt ist, auf dem sich der Geist der hier vorliegenden vier Abhandlungen bewegt. Von diesen sind die drei ersten ursprünglich Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, die letzte eine Festrede in derselben Akademie: und wir begrüßen es dankbar, daß Verf. die Ergebnisse seiner Untersuchungen hier auch weiteren Kreisen, nicht bloß seinen engeren Fachgenossen zugänglich gemacht hat.

Digitized by Google

Das „*Sokratesproblem*“ (S. 1—117) lautet das erste Thema. Wie Harnack will, gehört dies zu denjenigen Problemen der Geschichte, die nie erledigt werden. Auf diesem Standpunkte der Resignation steht Verf. nicht. Gerade die letzten anderthalb Jahrzehnte haben manche Schriften über Sokrates hervorgebracht, die Verf. kurz charakterisiert; die zuletzt erschienene (die es auch den der griechischen Sprache Unkundigen ermöglicht, den überlieferten Sokrates kennen zu lernen), Ed. Müllers „Sokrates, geschildert von seinen Schülern“ (Plato und Xenophon), konnte Verf. noch nicht kennen. Trotz der mannigfachen Arbeiten über den Philosophen steht dieser doch nicht als feste und klare Persönlichkeit vor uns; den einen ist er der ausgesprochene „Heilige der Antike“, den andern der verneinende Atheist, — wieder andern geradezu der überzeugte Gegner der Aufklärung; und auch bei der Vermittlung, die man zwischen solchen Gegensätzen versucht hat, widerfährt der sokratischen Gedankenklarheit keine Gerechtigkeit. Verf. weist nun zunächst in der Auffassung, die neuere Historiker und Philosophen wie E. Meyer u. a. von Sokrates haben, manche Widersprüche nach. Alle diese Widersprüche haben ihren Grund darin, daß man an dem Sokratestypus festhält, wie ihn die platonisch-xenophontische Überlieferung geschaffen hat; da dieser vornehmlich der leidende und sterbende Sokrates vorschwebte, so verschob sich damit die historische Perspektive des Gesamtbildes. Plato und Xenophon stellen Sokrates hin als den freiesten und weisesten, in intellektueller und ethischer Beziehung höchsten Menschen. Was sie und die Späteren von ihm berichteten, ist nichts anderes, als was Harnack einmal bezeichnet hat als „das Urteil der Mit- und Nachwelt, in die Geschichte projiziert“. Sokrates ist in Wahrheit das echte Kind der Aufklärung und der kühle Skeptiker, der das Recht für sich in Anspruch nimmt, auch das Gotteswort auf seinen Wahrheitsgehalt einer verstandesmäßigen Kritik zu unterziehen, mit einem Worte: der Klassiker der Aufklärung und somit einer der modernsten Geister der attischen Hochkultur. Die tiefe religiöse Begeisterung, von der andere das gesamte Wissen des Sokrates getragen sein lassen, spricht Verf. ihm ab. Und wenn Plato seinen Lehrmeister oft mit Mythen sich befassen läßt, so macht Sokrates doch auch bei ihm dem Mythus gegenüber entschieden das Recht der Kritik geltend. Sokrates erscheint da eben „in platonischer Maske“ und war so genötigt, philosophische und mythologische Denkweise zu verquicken; denn Plato, in seinem innersten Wesen zugleich Dichter, ersann und wiederholte Mythen. Und auch das „platonisch stilisierte Sokratesbild“ ist nicht selten aus Plato selbst zu berichtigen. Sokrates führt nicht sowohl zur Religion als vielmehr zur Wissenschaft; er ist der erste Märtyrer der freien Forschung geworden. So erscheint die vielen bekannte, aber nicht von allen erkannte Persönlichkeit des Sokrates in neuer, fesselnder Beleuchtung; Verfasser bespricht mit scharfsinniger Kritik anders gerichtete Auffassungen und berichtigt mitunter die eigene, die er in seinem Buche „Sokrates und sein Volk“ niedergelegt hatte.

Digitized by Google

Wie hier der Philosoph inmitten seiner Zeitgenossen, so erfährt in der zweiten Abhandlung (S. 118—183) die Tätigkeit des Sozialpolitikers eine neue Auffassung. „*Tiberius Gracchus als Sozialreformer*“ lautet das Thema, das gleich den Standpunkt des Verfassers andeutet: Gracchus ist nicht der Sozialrevolutionär, als der er meist aufgefaßt wird, sondern der Sozialreformer, dem es um das gesamte Wohlbefinden seines Volkes zu tun ist, nicht bloß, wie vielfach angenommen, um die Wiederherstellung der Wehrhaftigkeit Italiens; und wenn das nächste Ziel seiner Reformen die Wiedergeburt der plebs rustica ist, so ist das ausgesprochen konservative Mittelstandspolitik. Auch den dem Gracchus am meisten verübelten Schritt, die Absetzung seines Amtsgenossen und Gegners M. Octavius, sucht der Verfasser nicht bloß als berechtigt, sondern als notwendig zu erweisen. Er führt aus: Wenn die tribunizische Gewalt bis zu einer politischen Vergewaltigung der Volksgemeinde überspannt wurde, so mußte diese ein verfassungsmäßiges Mittel haben, die Auflehnung ihres eigenen Organes zu beseitigen; das war eben die Zurücknahme des Mandates. So kommt Verfasser zu einer ganz anderen Auffassung von Tib. Gracchus als Mommsen, dessen Urteil er mit Entschiedenheit zurückweist, daß „die Märtyrerglorie, mit der die Adelsrotte Tib. Gracchus' Namen geschmückt hat, hier wie gewöhnlich an den unrechten Mann gekommen“ sei. Er tritt in der Bewertung des Gracchus Mommsen gegenüber, in der der Quellen Schwartz; denn dem Verf. gilt aus guten Gründen der Bericht des Appian durchweg als maßgebend. Indem Verf. die Tätigkeit des Gracchus mit eindringendem historischen Sinn betrachtet, zieht er oft analoge Bewegungen, Erscheinungen, Zustände anderer Zeiten, namentlich der Gegenwart heran, um zu zeigen, was aus dem Altertum zu lernen ist.

Die dritte Abhandlung (S. 184—276) ist betitelt: „*An Caesar! Über den Staat! — Ein Beitrag zu der antiken Publizistik*“. Es handelt sich um die beiden Suasorien, die als Pseudosallustianae gelten und als solche gewöhnlich wenig beachtet werden. Verf. sucht nun zu erweisen, daß diese „Epistulae ad Caesarem senem de republica“ doch sowohl sprachlich wie inhaltlich dem Sallust sehr nahekommen, jedenfalls nichts enthalten, was unbedingt den Sallust als Verfasser unmöglich macht. Es ist eine eingehende philologisch-historische Untersuchung, die den Verfasser zu dem Schlusse führt: die gegen die Schriften aus der Sprache, aus den politischen Ansichten, aus den (vermeintlichen) Anachronismen hergeleiteten Gründe sind nicht ausreichend und stichhaltig genug, daß die neuere Kritik, sich auf die der Alten berufend, sie unter den Sallustiana für abgetan betrachtet. Vielmehr hat der Verfasser dieser beiden „Pamphlete“ — mit diesem Ausdruck will v. Pöhlmann die Schriftstücke kurz und prägnant kennzeichnen — aus einer höchst verworrenen Zeit heraus ein Augenblicksbild geschaffen; er entwirft Stimmungs- und Charakterbilder, die ihren Ursprung nicht dem Dunkel der Studierstube verdanken, auch nicht ein Erzeugnis der Schulrhetorik der Kaiserzeit sind; sondern sie sind

Digitized by Google

unmittelbar den Kämpfen des Tages entsprungen, so daß wir darin ein bedeutsames Stück Zeitgeschichte in demokratisch-cäsaristischer Beleuchtung besitzen. Verfasser steht nicht an zu erklären, daß „die kleine Schrift mehr sozialpolitisches Verständnis enthält als sämtliche Werke Ciceros", dieses „Predigers der sozialen Stagnation" (!), „dem zeitlebens alles Wohl und Wehe des Staates durch das Dasein und Tun einzelner Männer bedingt schien, nicht durch eine gründliche Reform der Zustände". In diesem Sinne werden hier auch häufige Streiflichter auf Anschauungen und Verhältnisse unserer Zeit geworfen. Es ist dem Verfasser eine Genugtuung, daß M. Schanz, der in der ersten Auflage seiner „Geschichte der römischen Literatur" die beiden kleinen Schriften unbedingt als Pseudosallustiana hinstellte, jetzt in der dritten Auflage v. Pöhlmanns Analyse der Pamphlete vollkommen zustimmt, ja auf Grund dieser sogar für die Autorschaft Sallusts eintritt, der „in diesen Pamphleten seinen historischen Stil bereits gebildet hat".

Die vierte Abhandlung (S. 277—322) ist überschrieben: „*Die Geschichte der Griechen und das neunzehnte Jahrhundert*" und zeigt nicht bloß, welche Auffassung diese Geschichte in dem genannten Zeitraume gefunden hat, sondern auch, wie ihre richtige Erkenntnis und Bewertung für die Gegenwart von Bedeutung und für nationale Erziehung und Bildung zu verwerten ist. Die Geschichtschreibung hat seit Winckelmann die Griechen, also eine geschichtlich bestimmte Volksindividualität, die örtlich und zeitlich bedingt ist, zum Range eines idealen Mustertypus erhoben, der als Norm zu gelten hat, autoritativ bindend ist. So Niebuhr, selbst Böckh, besonders Ernst Curtius; aber auch neueste Beurteiler teilen diese Auffassung. Verfasser vergleicht das von letzterem geschaffene Geschichtsbild mit dem Idealtypus der historischen Landschaft des Südens, wie ihn Rottmannsche Bilder veranschaulichen; eine „visionäre Stimmung" wirkt in die geschichtliche Auffassung hinein. Verfasser hält es für falsch, solche Geschichtsauffassung in der Schule zu pflegen, wenn sie doch nach der Schule aufgegeben werden muß; denn historischer Sinn muß auf die Realität der Dinge gerichtet sein, soll Fiktion und Wirklichkeit unterscheiden lernen. Was an der klassizistischen Anschauung berechtigt ist, ist die Überzeugung, daß das Griechentum eine der edelsten Ausprägungen der Volkskultur darstellt. Aber die Altertumswissenschaft ist in den letzten Jahrzehnten aus der früheren Isolierung herausgetreten, urteilt über Volkstum, Recht, Staat und Gesellschaft nicht mehr aus überkommenen Vorstellungen heraus, sondern hat mit der allgemeinen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Erd- und Völkerkunde, der Religionsgeschichte Fühlung genommen, und so ist uns für die Beurteilung des Griechentums eine Welt neuer Anschauungen erschlossen, mit einem Wort: die griechische Geschichte ist den modernen Menschen näher gebracht. Und so kann Verf. für dieses „hohe geistige Besitztum, das wir ererbt und doch auch wieder recht eigentlich erworben haben", das Wort Goethes in Anspruch nehmen: Das ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten.

Digitized by Google

So hat Verfasser in seinen gehaltvollen und gedankenreichen Ausführungen eine Anzahl geschichtlicher Probleme von neuem vor Augen gestellt und der Lösung entgegengeführt, für manche bedeutsame Fragen eine neue aufklärende Beantwortung gebracht und von neuem das Wort bestätigt: „Das eben ist die Weihe der Wissenschaft, daß sie niemals fertig wird" (E. Curtius).

Einzelne unwesentliche Fehler sind der Überwachung des Druckes entgangen. S. 170 Anm. 4 fehlt bei Jahrb. f. kl. Philol. der Jahrgang; S. 183 Z. 4 steht Vortrag st. Vertrag; S. 199 Anm. 2 proprior st. propior; S. 224 Anm. 2 facient st. faciant.

2) Carl Schnobel, Die altklassischen Realien im Realgymnasium. Zweite Auflage. Mit 3 Kärtchen und 1 Abbildung im Text, 8 Tafeln mit Abbildungen und einem Plane des alten Rom. Berlin und Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 102 S. 8. geb. 1,50 ℳ.

Es liegt hier eine Bearbeitung des bekannten Buches von Wohlrab vor: „Die altklassischen Realien im Gymnasium", das sich wohlbewährt hat. Um den Bedürfnissen derjenigen Anstalten entgegenzukommen, an denen zwar der griechische, aber nicht der altklassische Unterricht überhaupt ausgeschlossen ist, hat Schnobel diese Bearbeitung unternommen. Ihr Wert und ihre Brauchbarkeit wird sich also danach bemessen lassen, inwiefern das Buch alles für die in Betracht kommenden Anstalten Nötige bietet — ohne gar zu knapp zu sein — und anderseits nichts Überflüssiges bringt, was dem Schüler als unnötiger Ballast erscheinen würde. Wir glauben, daß der Verfasser hier im ganzen die richtige Mitte getroffen hat. Er handelt zwar in den zwei Teilen seines Buches erstens von der „Literatur der Römer" und zweitens von dem „öffentlichen und privaten Leben der Römer"; aber wie Gebräuche, Anschauungen, Poesie der Griechen bei den Römern fortleben und in ihren Werken immer wiederkehren, so konnte Verf. auch nicht einfach alles, was auf Griechen sich bezog, aus dem Wohlrabschen Buche streichen. So hat er denn mit gutem Grunde dem Abschnitte über „Literatur" einen Anhang hinzugefügt, in dem er Homer (auch die Homerische Götterwelt), die griechische Tragödie und die griechische Philosophie behandelt in einer Weise, daß sich der Schüler, für den das Buch bestimmt ist, ein ausreichendes Bild von diesen Dingen machen kann; in gleicher Weise wird der Darstellung der klassischen römischen Poesie ein kurzer Abschnitt über die griechische Lyrik vorausgeschickt. Ebenso angemessen ist es, daß bei der Götterlehre eine Inhaltsangabe von Ilias und Odyssee (mit der Verteilung auf die Tage) eingefügt ist. Bei den — im übrigen ausreichenden — Mitteilungen über die Götter wäre wohl Gelegenheit gewesen, einige kurze Mitteilungen über die Nationalspiele der Griechen zu machen, von denen der das Buch benutzende Schüler nichts erfährt, während doch die römischen Dichter nicht selten auf sie Bezug nehmen. Die Bilder auf den Tafeln sind gut gewählt, z. B. das griechische Theater (nicht in der sonst gewöhnlichen

Digitized by Google

Rekonstruktion, sondern in der nach Dörpfeld und Reisch), die drei Säulenordnungen, das römische Haus (Grundriß und Inneres), die Kaiserfora im Grundriß, das forum Romanum in Rekonstruktion, die Cestiuspyramide; etwas undeutlich ist die Ansicht des Konstantinsbogens; statt des Grabmals der Caecilia Metella hätte vielleicht besser das Pantheon (als Modell eines Rundtempels) Platz gefunden. Noch möchte ich einige Einzelheiten bemerken. Daß das Proskenion die eigentliche Bühne ist, auf der die Handlung vor sich geht, wird nicht gesagt (S. 46 o.). S. 42 unter d) 3. steht „Skaman*th*ros“. Wenn die centuriones S. 68 schlechtweg als „Unteroffiziere“ bezeichnet werden, so erweckt das unrichtige Vorstellung. Der Unterschied der *oppugnatio* (S. 71 o.) von der *obsidio* tritt nicht ganz hervor, weil die Begriffsbestimmung der ersteren nicht scharf genug ist. S. 80 und im Index steht *Dispater* (st. *Dis pater*). Doch das sind Kleinigkeiten, die die Brauchbarkeit des Buches nicht beeinträchtigen. Denn wir sind überzeugt, daß es dem Schüler, für den es bestimmt ist, mag es nun im Unterrichte gebraucht werden oder mag er es bei seiner häuslichen Vorbereitung zu Rate ziehen, gute Dienste leisten wird.

Hanau. O. Wackermann.

Armin Dittmar, Syntaktische Grundfragen. Progr. von Grimma 1911. 71 S. 4.

Der erste Abschnitt bekämpft die Ausdrücke Satz, Hauptsatz, Nebensatz durch den Nachweis einerseits, daß viele 'Sätze' des doch für diesen Begriff als grundwesentlich betrachteten Merkmals der Vollständigkeit entbehren, anderseits, daß sehr oft der sogenannte Nebensatz die Hauptsache enthält. An Stelle von 'Satz' schlägt Verf. vor 'Kolon' (d. h. ein mit Hilfe eines finiten Verbs gebildeter Satzteil); für 'Hauptsatz' wäre zu sagen 'Grundkolon', für 'Nebensatz' aber 'Bestimmungskolon'; hiermit wäre zugleich ein wertvoller Anklang gewonnen an die Benennung der Bestandteile des 'Satzes' selbst, die ja auch in Grundworte (Verben) und Bestimmungsworte (die übrigen) zerfallen. Nicht minder angefochten werden die Bezeichnungen 'Parataxe' und 'Hypotaxe', 'Nebenordnung' und 'Unterordnung', 'regierender' und 'regierter', 'unabhängiger' und 'abhängiger Satz'. Gebilde wie *Mein Arm wird stark und groß mein Mut* sollen fortab 'Parallelgefüge', solche wie *ubi redieris, si postulabis librum, tibi dabo* 'Bestimmungsgefüge' heißen; und zwar ist die eine Bestimmung erster, die andere zweiter Ordnung. Hiermit tritt Dittmar in bewußten Gegensatz zu Sütterlin und Matthias, die in solchen Fällen von 'Satzreihe' und 'Satzgefüge' sprechen. In einer Gestaltung wie *Ich fürchte, er kommt* faßt er den zweiten Teil nicht minder als Bestimmungsglied auf wie in der andern *Ich fürchte, daß er kommt*: dabei hätte er verweisen können auf *Morris Principles*, wo die feinen Übergänge vom Parallel- zum Bestimmungsgefüge mit großem Scharfsinn aufgedeckt sind.

Digitized by Google

Ein zweiter Abschnitt handelt von *affizierender* und *affizierter Wortstellung*: die erstere wird gefunden in *Wo bleibt er?* die zweite in *Wo er nur bleibt?!* Jene will einen anderen zu einer Äußerung veranlassen, diese einem Gefühle des Redenden selbst Ausdruck verleihen. Hingewiesen wird auch auf den Unterschied der ganzen Färbung in *Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat* und *Ich glaube, Gott hat mich geschaffen* sowie auf Verschiedenheiten wie *Ich zweifle, daß er kommen wird* und *ich zweifle nicht, er wird kommen.* An Th. Storms Heidelied 'Abseits' mit seiner ruhevollen Behaglichkeit und an einem Stück aus Goethes 'Werters Leiden' mit ihrer gehetzten Leidenschaftlichkeit wird der Stilunterschied sehr anschaulich vorgeführt: dort haben wir durchweg Anfangs-, hier Endstellung des Verbs. Unter Berücksichtigung des Enklitika-, Bestimmungs- und Antithesengesetzes führt jedoch Dittmar im Hinblick auf die übrigen idg. Sprachen aus, daß diese erst nhd. sei und nicht in die Grundsprache zurückreiche. Das Entscheidende sei nicht die affizierende und affizierte Wortstellung, sondern die affizierende und affizierte Satzmodulation, für die er aus der Beobachtung, besonders der deutschen Metrik, vier Gesetze ableitet. In einem weiteren Kapitel wird die merkwürdige Tatsache abgehandelt, daß bei der Tonmodulation gerade das Verb eine so unverkennbare Rolle spielt: so ist es in affizierenden Partialfragen (*Wo wohnt der neue Bürgermeister?*) regelrecht unbetont. Dagegen ist es in affizierenden Totalsätzen gleich den übrigen Satzteilen betont: *Sah ein Knab' ein Röslein stehn.* Affiziert muß es lauten: *Der Dichter sagt, daß ein Knabe ein Röslein stehen sah.* In einem sechsten Kapitel wiederholt der Verf. seine schon früher entwickelten Anschauungen über affizierende und affizierte Modi. Endlich sucht er das Relativum begreiflich zu machen in seinem Zusammenhang mit dem Exklamativum, nachdem er schon vorher die Partikel *daß* abweichend von der herkömmlichen Erklärung aus einem *das* des Inhalts herzuleiten versucht hat.

Dies eine Auslese aus der tiefbohrenden, gedankenreichen und stets anregenden Schrift, die freilich nicht durchweg leicht zu lesen ist und das Gepräge wissenschaftlicher Selbständigkeit auch darin an sich trägt, daß sie zum Widerspruch und Zweifel lockt. Mancher wird die Frage aufwerfen, ob die neue Terminologie mit ihren vielen Fremdwörtern Aussicht haben wird, die alten, eingebürgerten Bezeichnungen zu verdrängen. Nicht ganz sicher scheint mir auch, ob die Ausdrucksweise des Verfassers immer ganz scharf ist: so scheint er gelegentlich von Hochbetontheit zu sprechen, wo er Starkbetontheit meint. Die Beweiskraft der aufeinanderfolgenden Kapitel möchte ich eher für ab- als aufsteigend halten. Schlagend sind m. E. die Einwände gegen die bisherigen Benennungen der Sätze. Etwas bedenklicher stehe ich schon der Rechnung mit den Ausdrücken 'affizierend' und 'affiziert' gegenüber; u. a. vermag ich in Gebilden wie *Ich liebe ihn, weil er gut ist* und *Ich liebe ihn, denn er ist gut* eine Affektdifferenz nicht herauszufühlen. Zu wünschen wäre der Versuch, wieweit sich

Digitized by Google

die Theorie an dem gesamten empirischen Sprachstoff tatsächlich durchführen läßt und inwieweit sich etwa negative Instanzen ergeben. Der ganze Abschnitt über die Satzmodulation würde erst dann zur vollen Fruchtbarkeit gedeihen, wenn er vom Boden des bloßen Gehörseindrucks auf den des exakten lautphysiologischen Experiments verpflanzt würde. Nicht genügend erwiesen scheinen mir die von dem Verfasser schon seit einer langen Reihe von Jahren vertretenen Aufstellungen über das Ethos bzw. Pathos der verschiedenen Modi: es will mir nicht gelingen, den acc. c. inf. als 'excitivus' oder den Konjunktiv als 'depressivus' nachzufühlen: ein *νικῶμεν, vincamus*! empfinde ich nach der alten Weise einfach als aufmunternd. Trotzdem stelle ich Dittmars Arbeit sehr hoch und erhoffe von ihr unbeschadet aller Freiheit der Kritik eine nachhaltige Einwirkung auf die Umgestaltung unserer grammatischen Systeme im Sinne einer psychologischen Funktionentheorie, wie sie jüngst Demetrios Pappageorgiu in seinem wertvollen, von R. Findeis in der Ztschr. f. österr. Gymn. 1910 S. 212—217 mit treffendem Verständnis in seiner grundsätzlichen Bedeutung gewürdigten Buche *Τὰ φραστικὰ τοῦ Ἀττικοῦ λόγου εἴδη καὶ ἡ τούτων ἑρμηνεία* Athen 1909 vorgezeichnet hat. Jedenfalls ist Dittmars Programm die Arbeit eines Selbstdenkers und gehört unter die, an denen nicht bloß der Forscher, sondern auch der höhere Lehrer nicht achtlos vorüber gehen sollte.

Hannover. Hans Meltzer.

Eugen Grünwald, Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. Drittes Heft. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 94 S. 8. 1 ℳ.

Auch dieses dritte Heft, den beiden vorhergehenden ebenbürtig, enthält viel Gutes und Erfreuliches. Das bitte ich mir aufs Wort zu glauben. Die Namen Scholz und Lück, Grünwald, Hillebrandt, Trendelenburg, Boesch, Rommel, Friedensburg bürgen dafür. Am erfreulichsten klingt, was der Herausgeber in der Vorrede sagt: „Mit Genugtuung und Dank haben wir auch im verflossenen Jahre zu wiederholten Malen feststellen können, daß zwischen den seither von uns vertretenen Ansichten und denen der Regierung, unserer Volksvertreter und der maßgebenden Presse in den wesentlichsten Stücken des höheren Unterrichts und des gymnasialen insbesondere weitgehende Übereinstimmung herrscht". Ich will das nicht bestreiten, aber ich traue dem Frieden nicht recht. Noch sind die Gurlitt, Schulz, Bornhak und viele andere am Werk, und jüngst erst haben uns Spieß und Genossen durch einen listigen Angriff erschreckt. Wir dürfen also die Waffen noch nicht an der ara pacis niederlegen. Und bleiben wir mit Reformen von außen verschont, so gilt es, desto eifriger an der Reform von innen zu arbeiten. Einen Punkt, an dem der Hebel anzusetzen ist, hat A. Hillebrandt gezeigt in dem Aufsatz: Über den Ballast

Digitized by Google

in unseren höheren Schulen. Da ist mir jedes Wort aus der Seele gesprochen. Wäre es nicht ein Anfang in dieser Richtung, wenn erklärt würde: in der Reifeprüfung darf alles kompensiert werden, nur nicht Latein und Griechisch, das „Rückgrat" und das „Herzstück" des Gymnasiums? Analoge Bestimmungen müßten für die andern Schularten getroffen werden um ihrer „Eigenart" willen. Doch das ist allzu orthodox, und ich habe hier keine Vorschläge zu machen, sondern bloß ein Büchlein anzuzeigen, das allen Freunden des humanistischen Gymnasiums Mut und Freudigkeit zum Kampfe einflößen kann.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

K. Lincke und B. v. Hagen, Hellenismus. Ausgewählte Stücke aus Platon, Isokrates, Aristoteles und Der Weisheit Salomos. Halle a. S. 1911, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 246 S. 8. 2,80 ℳ.

Dieses Rudolf Hirzel zugeeignete und für Oberprimaner bestimmte Lesebuch dürfte in mehr als einer Beziehung auffallen: zunächst wegen seines Titels, den die Verfasser auf S. 8—10 des Vorwortes zu rechtfertigen versuchen. Mag immerhin einiges aus dem, was da gesagt wird, einleuchtend erscheinen, man wird doch einigermaßen erstaunt sein, nun auch schon Platon als Hellenisten angesprochen zu finden, und sich fragen, ob man nach dem hier beliebten Verfahren nun mit den Anfängen des Hellenismus nicht noch weiter in der griechischen Literatur zurückgehen dürfte. Besser steht es natürlich in dieser Hinsicht mit Isokrates und Aristoteles, denen sich dann merkwürdigerweise Teile aus der Weisheit Salomos anschließen. Daß auch dieses Buch an sich interessant ist, steht über allem Zweifel; in den Zusammenhang dieses Lesebuches aber paßt es meiner Meinung nach recht wenig, woran auch die Bemerkungen der Herausgeber, es werde vielleicht manchem Religionslehrer für Zwecke seines Unterrichts willkommen sein und es sei ein nicht vielen zugängliches Schriftdenkmal, wenig ändern. Zu seiner Charakterisierung verweise ich übrigens auf O. Holtzmann, Neutestamentliche Zeitgeschichte[2] S. 282—285. Am auffälligsten aber an dem ganzen Buche ist das Fehlen eines Kommentars. Die Herausgeber sagen, es meide einen solchen, weil es dem Lehrer in seiner schönsten Aufgabe, aus dem reichen Schatze der neueren Forschung sich selbst Belehrung und Anregung zu holen, nicht vorgreifen wolle. Gewiß kann der Lehrer sich ohne einen Sonderkommentar selbst vorbereiten, obwohl das manchem z. B. bei den hier gewählten platonischen Stücken, die leider auch von Lehrern selten gelesen zu werden pflegen, viele Schweißtropfen kosten möchte. Aber wie wird es den Schülern ergehen, zumal sie doch heutigen Tages zweifellos viel weniger Griechisch können als frühere Generationen? Ich habe an mehr als einer Stelle ausgesprochen, daß ich gegen alle überflüssigen Hilfsmittel bin, die nur 'ad effeminandos animos pertinent'. Hier aber liegt doch ein besonderer Fall vor. Wenn man Neuerungen

Digitized by Google

einführen will, die den Stempel der Schwierigkeit an der Stirn tragen und denen der Lehrer, ehrlich gesprochen, doch auch nicht mit dem bloßen Text in der Hand gerecht werden kann, dann muß man wohl oder übel den Schülern helfen, indem man zum mindesten Hilfen für die sprachlichen Schwierigkeiten gibt. Wieviele das sein müssen, hängt von der Erfahrung und der Geschicklichkeit des Kommentators ab, und wir wollen und können ihm keine Vorschriften machen. Ein Hilfsheft aber in der Art, wie es Andresen zu Tacitus' Annalen I und II bei Weidmann herausgegeben hat oder wie sie bei Velhagen und Klasing erscheinen, ist nach meiner Meinung unentbehrlich und sollte von den Herausgebern nachträglich geboten werden. Wollen sie es nicht tun, so sollen sie sich einmal die Frage vorlegen, wieviel aus ihrem Buche etwa im Laufe eines Semesters — mehr Zeit wird man dem Buche in Oberprima nicht widmen können — gelesen werden kann und ob man, um einige kleine Partien zu erledigen, dem Schüler zumuten darf, den oben genannten Preis zu zahlen. Die andere Frage, die ja immer bei Neueinführungen sich einstellt, was nun wegfallen soll an Lektürestoff, will ich erst gar nicht anschneiden. Wenn ich an unser Gymnasium denke, so fürchte ich, würde den Phaidon das Todesurteil treffen.

Mit den Stücken, die die Auswahl der Verfasser getroffen hat, kann man sonst wohl zufrieden sein. Mir persönlich hat es eine große Freude bereitet, daß Schulmänner sich dazu entschlossen haben, wichtige Teile der platonischen *νόμοι* den Primanern zugänglich zu machen, habe ich doch selbst vor vier Jahren in dieser Zeitschrift einen kleinen Aufsatz unter dem Titel veröffentlicht 'Können wir Platons Gesetze in den Kanon unserer Gymnasiallektüre aufnehmen?' Ich habe darin Buch I, III, IV und V 1—6, d. h. das Proömium im weitesten Sinne, der Beachtung empfohlen und bin auch heute noch der Meinung, daß das geeignete Stücke sind. Ungern vermisse ich in unserer Sammlung gerade die ersten sechs Kapitel des fünften Buches, jenen 'pulcherrimum locum de vero animi cultu, id est, quanto studio et labore versari debeat bonus civis in animo suo colendo, et quinam sit verus et genuinus illius colendi modus: atque adeo, quantum corpori, quantum pecuniae et iis omnibus rebus externis sit ab eo tribuendum. Ita verum verae legum institutionis fundamentum substernit Plato. Frustra enim leges instituerentur neque ullam efficaciam exsererent, nisi eius, cui ponuntur, animus recte prius fuerit informatus, ut ipse sibi lex sit'.

Die Einleitungen sind zweckmäßig und lebhaft, werden also ihre Wirkung nicht verfehlen. Nicht ganz einverstanden bin ich mit dem S. 99—100 ausgesprochenen Urteil über Demosthenes. Mir scheint die Gefahr vorzuliegen, nachdem Isokrates zu seinem Rechte gekommen ist, daß nun umgekehrt Demosthenes zu kurz kommen soll. Das würde ich bedauern, weil ich micht noch immer gern von dem Feuer dieses Mannes fortreißen lasse, für den es auch geheißen hat:

victrix causa diis placuit sed victa Catoni.

Digitized by Google

Es würde micht interessieren, später einmal davon zu hören, welche Anstalten einen Versuch mit dem Buche gemacht haben und zu welchen Resultaten sie mit ihm gekommen sind.

Ceterum censeo commentarium esse conscribendum.

Berlin. H. Gillischewski.

ΧΑΡΙΤΕΣ, Friedrich Leo zum sechzigsten Geburtstag dargebracht. Berlin 1911, Weidmannsche Buchdandlung. 490 S. mit 8 Tafeln. 16 ℳ.

Einundzwanzig frühere Schüler Friedrich Leos haben sich vereinigt, durch diesen stattlichen Band ihrem hochverehrten Lehrer zum sechzigsten Geburtstage ein Zeichen ihrer Liebe und Dankbarkeit darzubringen. Es sind darunter nicht wenige, die sich selbst schon in der Wissenschaft einen weithin bekannten Namen errungen haben, und bei aller Bescheidenheit, die sich in den hübschen Distichen, die dem Bande voraufgeschickt sind, aussprechen, dürfen die Verfasser wohl sicher sein, daß sie ihren Hauptzweck, dem Meister eine Geburtstagsfreude zu bereiten, erreicht haben. — Es kann sich an dieser Stelle nicht darum handeln, alle einzelnen Abhandlungen eingehend kritisch zu würdigen; das dürfte sich bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes schon von selbst verbieten. Wohl aber dürfte es nützlich sein, kurz auf den Inhalt der Arbeiten hinzuweisen, da es ja leider eine alte Erfahrung ist, daß, was in solchen Festschriften niedergelegt ist, nicht immer nach Gebühr bekannt wird.

1. Den Reigen eröffnet E. Bruhn mit einer Abhandlung *De Menone Larisaeo.* Er nimmt Menon gegen Xenophons Charakteristik Anab. II 6, 21 ff. in Schutz wie auch gegen Ktesias' direkte Beschuldigung des Verrates, wobei er sich hauptsächlich auf Platos Zeugnis beruft. An der Identität des Platonischen Menon im gleichnamigen Dialoge mit dem thessalischen Söldnerführer zweifelt heut kaum noch jemand, und von Platons Menon kann man trotz seiner deutlich hervorgehobenen Fehler sagen, daß er 'prorsus abhorret ab artificiis Xenophontis'. Die Abneigung Xenophons gegen Menon erkläre sich aus ihrem beiderseitigen Verhältnisse zu Klearch, dann aber habe Menon sich dem pedantisch-philisterhaften Xenophon gegenüber schlimmer dargestellt, als er wirklich gewesen sei, und Xenophon habe dann diese Äußerungen für bare Münze genommen und so ein greuliches Bild vom Charakter des Mannes bekommen. Als er dann sah, daß Plato ihn so glimpflich behandelte (jedenfalls ist der Menon lange vor der Anabasis geschrieben), so fühlte er sich um so mehr verpflichtet, dem entgegenzutreten. Wir haben also hier einen der schon von den Alten bemerkten Fälle (außer der S. 6 angeführten Athenäusstelle vgl. auch Marcell. Vita Thuc. 27: '*Ξενοφῶν Μένωνι λοιδορεῖται τῷ Πλάτωνος ἑταίρῳ διὰ τὸν πρὸς Πλάτωνα ζῆλον*') von einer Polemik, einen Beitrag zu der 'simultas quae Platoni cum Xenophonte intercessisse fertur' (Boeckh), die sich heute wohl nicht mehr bezweifeln läßt.

Digitized by Google

2. K. Stavenhagen, *Πλάτωνος πρῶτος πλοῦς*. Verf. ‚möchte die Frage nach den Erkenntnisbedürfnissen, die zur Ideenlehre führten, hier wieder aufwerfen'. Er sucht zu zeigen, daß in den Dialogen, die nichts von der Ideenlehre enthalten, eine Anzahl von Begriffen so erscheinen, daß sie Gegenstand resultatloser Untersuchung sind, während sie in den Dialogen, die die Ideenlehre enthalten, so behandelt werden, als ob sie kein Problem enthielten. So wird der Hippias maior dem Phaedrus und Symposion, der Lysis dem Symposion, der Laches dem Staat und Gorgias gegenübergestellt, und für den Charmides, Euthyphron, Hippias maior und Lysis wird die Frage aufgeworfen, 'ob nicht die Voraussetzungen, von denen Plato an die Behandlung der Probleme herantrat, derart waren, daß sich aus ihnen ein negatives Resultat ergeben mußte'. Daraufhin werden die genannten Dialoge einer eingehenden Besprechung unterzogen, ebenso der Protagoras und Laches, in denen wir Plato auf dem Wege zu einem ethischen Eleatismus sehen. Im Phaedrus ist dann der Standpunkt mit einemmale völlig geändert. Das Neue, das er bringt, ist nach Platos eigenen Angaben ein Negatives: 'den reinen Begriffen entsprechen die *νῦν ὄντα* überhaupt nicht', und ein Positives: 'daher ist man auch der Mühe überhoben, sie im Gegebenen zu suchen'. Auch die Methode ist eine neue; sie besteht in der *συναγωγή* und *διαίρεσις*. (Diese Andeutungen mögen hier genügen, da die Arbeit jedenfalls in dem Jahresberichte des Philol. Vereins eingehender besprochen werden wird.)

3. K. Fr. W. Schmidt gibt einen Herstellungsversuch von *Menanders Perikeiromene* 81—104 mit neuer Personenverteilung, 4. W. Vollgraff eine große Menge von Verbesserungsvorschlägen und Erklärungen zu *Menander*. — 5. Eine sehr umfangreiche Abhandlung (S. 76—112) über *die hellenistische Poesie und die Philosophie* hat M. Pohlenz beigesteuert. Die auffallende Tatsache, daß gerade das Mutterland der Philosophie in der Zeit nach Alexanders Tode so gut wie keine Philosophen hervorgebracht hat, erklärt sich zum Teil daraus, daß die neuen Richtungen der Philosophie dem ionischen Wesen wenig zusagte, besonders aber daraus, daß hier, wie auch bei den Doriern, damals die Poesie die führende Stellung einnahm. Das führt zu der Frage, ob diesen Dichtern ihre Kunst wirklich vollen Ersatz gegeben hat für das, was die anderen von der Philosophie erwarteten, und wie sich überhaupt die Poesie zu dieser die Geister der Zeit sonst beherrschenden Macht gestellt haben. Die interessante Beantwortung dieser Fragen geht so sehr auf Einzelheiten ein, daß es nicht möglich ist, ihr an dieser Stelle durch einen kurzen Bericht gerecht zu werden; man muß das bei Pohlenz selbst nachlesen. — Mit dem *Proömium des Arat* beschäftigt sich (6.) G. Pasquali. Anknüpfend an Kaibels Auseinandersetzungen Hermes 29 (1894), 91 fragt der Verf., woher Arat die Kunstform seines Proömiums habe, und weist nach, daß er sich an den Anfang der Hesiodeischen Theogonie angeschlossen habe. Was Maaß und Kaibel in dieser Be-

Digitized by Google

ziehung bereits angemerkt haben, wird hier weitergeführt. Arat, der sich auf den Hymnus des Kleanthes beruft, trägt die stoische *πρόνοια* in das Hesiodeische Muster hinein und nimmt an diesem Muster deutliche Korrekturen vor; wenn Hesiod mit den Musen beginnt und Zeus nur (11) durch ihren Mund besingen läßt, so sagt Arat im Gegensatz dazu: 'Mit Zeus wollen wir beginnen', wobei zu ergänzen ist: 'nicht mit den Musen'. Unter der *προτέρη γενεή* sind die Heroen zu verstehen, aber in stoischem Sinne = die Weisen der Urzeit (vgl. Sextus IX 28). Die Art, wie in dem dritten Teile, dem von den Wetterzeichen, auf das Proömium zurückgegriffen wird, ist ebenfalls dem Hesiod abgelauscht; das Proömium der *Ἔργα καὶ ἡμέραι* hält auch Teile zusammen, die sonst auseinanderfallen würden (vgl. Leo, Hesiodea 14 ff.). — Über den seit Hillers Aufsatz im Rhein. Mus. 33 (1878) S. 518 ff. ganz und gar verfehmten *Lobon aus Argos* handelt (7) G. Crönert. Seine Schrift *περὶ ποιητῶν* ist ins dritte Jahrhundert vor Chr., als das Beispiel des Peplos noch wirkte, zu setzen. Man muß anders über ihn urteilen, als Hiller tut: *ludum, non legitimam de poetis commentationem proposuit et risisset profecto, si quae ampla fingendi licentia convivalium cummaxime in usum condidisset, pro veris propagari comperisset.* Die Scolia hat er jedenfalls nicht selbst gemacht, sondern einem zu Platos oder Aristoteles' Zeit entstandenen Convivium septem sapientium entnommen. So bietet er ein mehrfaches literarisches Interesse. — (8.) H. Wegehaupt veröffentlicht als eine Art Vorläufer für die vom Teubnerschen Verlage geplante neue Ausgabe von Plutarchs Moralia die Schrift *Πότερον ὕδωρ ἢ πῦρ χρησιμώτερον.* Er stellt sich auf den Standpunkt, daß Plutarch der Verfasser ist, daß wir aber eine noch unausgeführte Skizze vor uns haben; der Textgestaltung erwachsen daraus naturgemäß ganz besondere Schwierigkeiten. Nach einer Aufzählung der bis jetzt bekannten 35 Handschriften, ihrer Klassifikation und einer Charakteristik der Ausgaben folgt S. 158—169 der Text der Schrift; bei seiner Herstellung wurde der Herausgeber durch die Absicht geleitet, vor allem die Überlieferung herzustellen, nicht, ihm eine leicht lesbare Form zu geben. — Mit der *Entstehung der Tischgespräche Plutarchs* beschäftigt sich (9) K. Hubert. Während Graf in diesen Tischgesprächen genaue, Hirzel nur unwesentlich ausgearbeitete Aufzeichnungen historisch echter Gespräche sehen, sucht H. den Nachweis zu erbringen, daß die Symposiaca 'trotz allen Klängen, die aus wirklichem Erleben sicherlich herüberdrangen, ein durch und durch literarisches Werk' sind, daß wir an sie mit der Erwartung herantreten müssen, fingierte Dialoge zu finden. — (10) Hermann Hobein untersucht die *erste Rede des Maximus Tyrius* auf ihren *Zweck* und *ihre Bedeutung* hin. Die Rede will der Art der Vermittelung der Philosophie, die von H. als 'Salonphilosophie' erwiesen wird, das Wort reden und auf Maximus selbst als den berufenen Vermittler aufmerksam machen. Er stellt sich darin gewissermaßen den Zuhörern vor, um sie für sein 'Kolleg' zu gewinnen; das Kolleg selbst ist in den übrigen

Digitized by Google

40 Reden zu erkennen. — Es folgt (11) Wilhelm Capelle, *Die Alexanderzitate bei Olympiodor.* Der Verf. bekämpft Idelers Ansicht, daß der uns unter dem Namen des Alexander von Aphrodisias überlieferte Kommentar zu Aristoteles' Meteorologie von diesem überhaupt nicht herrühren könne, daß Olympiodor den Kommentar eines anderen Alexander vor Augen gehabt habe, als wir, und daß drei Kommentatoren des Namens zu unterscheiden seien: Alexander von Aphrodisias, dessen von Olympiodor benutzter Kommentar uns verloren sei; Alexander von Aigai, von dem wahrscheinlich unser Kommentar herrühre, und ein dritter, uns sonst nicht bekannter Alexander, der an einigen Stellen von Olympiodor erwähnt werde. Zuerst werden die Gründe zurückgewiesen, die Ideler gegen die Identität des Alexander von Aphrodisias und des Verfassers unseres Kommentars vorgebracht hat, dann werden die wichtigen Übereinstimmungen zwischen Olympiodor und unserem Alexander, deren einige Ideler übrigens selbst bereits erwähnt, zusammengestellt, nach denen jeder Zweifel daran, daß unser Kommentar der des Alexander von Aphrodisias ist, ausgeschlossen erscheint. Bestätigt wird dieses Resultat durch die Aufweisung interessanter Beziehungen zwischen unserem Kommentar und anderen Schriften des Aphrodisiers. Die saloppe Art, mit der Olympiodor oft den Alexander zitiert, erklärt Capelle nach einer Anregung Hugo Rabes so, daß er meint, Olympiodor habe den Kommentar des Alexander gar nicht direkt benutzt, sondern durch Vermittelung eines uns nicht erhaltenen Kommentars, in dem Alexander zitiert war. — Sehr eingehend behandelt (12) G. Jachmann *die Composition des Plautinischen Poenulus.* Er sucht festzustellen, welche Partien dem einen, welche dem anderen griechischen Originale und welche der eigenen Tätigkeit des Plautus angehören, und kommt zu dem Resultate, daß die Fuge nach dem dritten Akte die beiden zugrunde liegenden Stücke ziemlich reinlich voneinander scheide. Plautus hat bis zur vierten Szene des fünften Akts die beiden Handlungen einfach aneinandergelegt, zu ihrer Verschlingung wenig getan. Erst am Schluß mußte er eine Vereinigung der Ausgänge herstellen; leider ist der echte Schluß nicht mehr zu ermitteln, also auch Plautus' Tätigkeit im einzelnen nicht zu verfolgen. Trotz der sehr minutiösen Untersuchung bleibt noch manche Frage offen, im ganzen aber stellt sich heraus, daß Plautus' Selbständigkeit in der Komposition des Stückes größer ist, als man bisher glaubte. — (13) H. Sjögren bietet *Adnotationes criticae in Ciceronis epistulas ad Atticum*; besprochen werden die Stellen I 13, 3; II 20, 1; II 22, 1; VII 1, 7; VII 7, 4; VIII 9, 1; VIII 16, 1; VIII 12, 2; XV 4, 1 (s. Vahlen opusc. I 40 sq.). — Auch die beiden folgenden Abhandlungen beschäftigen sich mit Cicero; (14) Th. Bögel gibt *Bemerkungen zum zweiten und dritten Buch von Ciceros Schrift De Legibus.* Zuerst wird die Komposition der beiden Bücher behandelt und der Parallelismus der Anlage und die ganze Disposition dargelegt, sodann auf eine Stileigentümlichkeit hingewiesen, nämlich die Kommentarform, in der die einzelnen Bestimmungen

Digitized by Google

der Gesetze gegeben sind. Die Eigentümlichkeiten dieses Kommentarstils werden eingehend erörtert. Die Vergleichung der Reden de lege agraria mit der suasio im zweiten und dritten Buche de legibus ergibt, daß in den suasiones des politischen Lebens diese nüchterne Form praktischer Beredsamkeit angewendet wurde. — Den *Abschnitt vom Rhythmus in Ciceros Orator* behandelt (15) K. Münscher, indem er die Disposition und vor allem die Quellen, denen Cicero in den einzelnen Abschnitten folgte, festzustellen sucht. — Mit Vergil beschäftigt sich die Arbeit von (16) H. Schultz, *Die Georgica in Vergils Stilentwicklung.* Auf die Frage, welcher der griechischen Dichter auf den Stil des Vergilischen Werkes entscheidend eingewirkt hat, hatte das Altertum nur die eine Antwort: Hesiod. Diese Auffassung wieder zu Ehren zu bringen, ist der Hauptzweck der Abhandlung. Beachtenswert ist besonders, daß, als Vergil später genötigt wurde, den Schluß umzugestalten, er dies nicht mehr in dem Stile Hesiods, sondern in dem Homers tat, der ihm durch seine Vorarbeiten für die Aeneis inzwischen geläufiger geworden war. — (17) R. Bürger bietet *Beiträge zur Elegantia Tibulls.* Die elegantia Tibulls besteht darin, daß er als strenger Analogetiker und Attizist alle ungewöhnlichen Formen und Wörter mied und seinen Sprachschatz möglichst beschränkte. — Einen bereits 1562 in lateinischer Übersetzung gedruckten *griechischen Eid vom Kloster Lorsch* behandelt (18) E. Ziebarth. Er wurde von Johannes Sichardus etwa 1526/7 gefunden, von Micyllus übersetzt und von Ziegler herausgegeben. Micyllus sagt, es sei ein 'Tefllin' gewesen, nennt aber das Material nicht. Es ist ein Buleuteneid, in dem vieles gut und unbedenklich erscheint, anderes zu beanstanden ist. Man könnte dies auf Interpolationen des Micyllus schieben, der selbst sagt, der Text sei in sehr üblem Zustande gewesen. Wahrscheinlicher ist, daß wir die literarische Arbeit eines Rhetors der Kaiserzeit vor uns haben. — Die folgende Abhandlung beschäftigt sich mit sprachwissenschaftlichen Problemen: Hermann Jacobsohn (19), *Zur Stammbildung der Nomina im Lateinischen und Indogermanischen.* Der Verfasser bespricht zunächst die Etymologie des Wortes *tellus* und zeigt, daß die bisherigen Deutungen nicht stichhaltig sind. Eine plausible Erklärung zu geben lehnt er ab. Der Brugmannsche Versuch, das Wort *Tellumo* zu deuten, den er nicht billigt, gibt ihm Anlaß, über die sog. Tatpurushakomposita im Lateinischen zu handeln. Aus der Ursprache überkam das Lateinische nur ein solches Kompositum, hospes; alle übrigen haben keinen Anspruch auf höheres Alter, und mag man tellus auch als verdunkeltes Nominalkompositum betrachten, ein T. ist es jedenfalls nicht. Der dritte Abschnitt handelt von Verbalabstracta als Hinterglieder in der Komposition. U. a. werden alte Zusammensetzungen behandelt, die seit Bopp als T.-Komposita angesehen werden, es aber nicht sind. — Die Archäologie ist durch eine Arbeit von Paul Jacobsthal (20) vertreten, *Zur Kunstgeschichte der griechischen Inschriften.* Es wird gezeigt, daß die uns als spezifisch römisch vertraute Art, einen Rahmen um die Schrift

Digitized by Google

zu legen und diesen mehr oder weniger künstlerisch auszugestalten, doch auch schon bei den Griechen hier und dort in Ansätzen vorhanden war. Die Arbeit gibt also eine Vorgeschichte der römischen Motive; beigefügt sind sechs Tafeln. — Den Beschluß macht (21) eine numismatische Arbeit; Leo Weber handelt über die Münzprägung des phrygischen Hierapolis. Zuerst wird mit Hilfe der Münzen festgestellt, daß Hierapolis unter dem Kaiser Caracalla den Ehrentitel *νεωκόρος* erhielt, daß also Cichorius gegen von Papen im Recht ist; dann folgt eine Zusammenstellung der verschiedenen Apollo-Typen auf den Münzen der Stadt.

Berlin. Franz Harder.

---

1) Georg Hüttner, Präparation zu Demosthenes' Staatsreden. 1.—4. Rede. 1911. 33 S. 8. 0,30 ℳ.
2) Paul Geyer, Präparation zu Sophokles' König Ödipus. 1911. 36 S. 8. 0,35 ℳ.
3) Paul Geyer, Präparation zu Sophokles' Philoktetes. 1911. 26 S. 8. 0,30 ℳ.
4) Philipp Weber, Präparation zu Sophokles' Ödipus auf Kolonos. 1911. 30 S. 8. 0,30 ℳ.
5) S. Preuß, Präparation zu Sophokles' Elektra. 1911. 43 S. 8. 0,35 ℳ.
6) S. Preuß, Präparation zu Sophokles' Antigone. 1911. 42 S. 8. 0,35 ℳ.

Die im Buchnerschen Verlag zu Bamberg erschienenen Präparationen zur griechischen und lateinischen Schullektüre wollen „durch Beseitigung äußerer Schwierigkeiten auf rascherem und doch sichererem Weg als bisher das Verständnis des Inhalts ermöglichen“, d. h. im wesentlichen „dem Schüler die zeitraubende, mechanische Tätigkeit des Aufschlagens im Wörterbuch abnehmen“. Was ist aus der Auffassung Stowassers, daß das Lexikon im Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes stehen müsse, geworden! Die Benutzung des Lexikons heißt jetzt zeitraubend und mechanisch. Trotzdem wage ich es zu sagen: für diese und ähnliche Arten von gedruckten Präparationen kann es nur ein tolerari posse geben, in Rücksicht auf das in erschreckender Weise sinkende geistige Niveau unserer Schüler.

Was nun die hier vorliegenden sechs Hefte betrifft, so sind sie mit Fleiß gearbeitet und im ganzen zuverlässig, sie werden von den Schülern wahrscheinlich mit Freuden begrüßt werden. Vom Standpunkt des Lehrers aus halte ich Hüttners Arbeit, die den Vergleich mit dem Schul-Kommentar zu Demosthenes' acht Staatsreden von A. Baron aushält, für am besten. Bei den Sophoklespräparationen habe ich manches auszusetzen:

1. Textkritische Studien erwartet man ja nicht von den Verfassern, aber ein Widerspruch wie Ph. 2 *ἄστειπτος* und 33 *στιπτος* hätte sollen vermieden werden (Radermacher hat freilich umgekehrt *ἄστιπτος — στειπτός*), OR 227 ist *ὑπεξέλοι* und *ὑπεξελών* angeführt, aber nicht K. Halms *ὑπεξελεῖν*.

Digitized by Google

2. Überflüssig sind viele Vokabeln, z. B. El. 715 ὁμοῦ, 745 ἄξων, 749 στρατός, A 907 αἴρομαι, 918 μέρος, 923 βλέπειν und αὐδάω.

3. Andererseits fehlen öfter Vokabeln, z. B. OR 219 λόγος = Sache, Ph. 10 κατεῖχε = beherrschte, erfüllte.

4. Unrichtig übersetzt ist z. B. Ph. 36 πυρεῖα mit „Feuerhölzer, Feuerzeug"; vgl. 296. 297 ἀλλ' ἐν πετροῖσι πέτρον ἐκτρίβων, μόλις ἔφην' ἄφαντον φῶς. Philoktetes bediente sich einer harten und einer weichen Steinart, um Feuer anzuschlagen.

5. Unrichtig verstanden ist z. B. Ph. 22, wo ἅ nicht von προσελθών, sondern von σήμαινε abhängt, OR 216 ἃ δ' αἰτεῖς wird besser als Anakoluth gefaßt, so daß λάβοις als direktes Objekt ἀλκὴν κἀνακούφισιν bekommt.

6. Die sog. innere Etymologie ist öfter vernachlässigt: ὑπηρετέω kommt nicht von ἐρέσσω her (Ph. 15, richtig OR. 21. OC. 283), sondern von ὑπηρέτης, ἀνακούφισις nicht von κοῦφος (OR. 218), sondern von ἀνακουφίζω.

Papier und Ausstattung ist gut, der Druck sorgfältig, O. C. 339 steht falsch ἀρσήν (st. ἄρσην).

---

7) Sophokles erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. 7. Bändchen: Philoktetes. Elfte Auflage, besorgt von Ludwig Radermacher. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 159 S. 8. 1,60 M.

1907 erschien die zehnte, von R. besorgte Auflage des Philoktet, und schon nach vier Jahren war eine Neubearbeitung nötig, der beste Beweis für die Trefflichkeit der Arbeit des Herausgebers. Ihm handelte es sich nicht darum, den Dichter um jeden Preis als Ἀττικώτατος erscheinen zu lassen, sondern darum, die Überlieferung zu verstehen und vor Mißdeutungen und Willkürlichkeiten zu bewahren. Darum sind im Text viele Konjekturen früherer Herausgeber gefallen und manche Klammern verschwunden. So ist 835 für Herwerdens εὕδει jetzt wieder auf das handschriftliche ἤδη zurückgegriffen, und so durfte 255 οὐ μηδὲ κληδὼν [ὧδ' ἔχοντος οἴκαδε Μηδ' Ἑλλάδος γῆς] μηδαμοῖ διῆλθεν die Klammer zu entfernen sein: ὧδ' ἔχοντος ist völlig in Ordnung; vgl. 251 οὐδ' οὔνομ' οὐδὲ τῶν ἐμῶν κακῶν κλέος ἦσθου ποτ' οὐδέν, ferner ist οἴκαδε gar nicht „unpassend", da Philoktet oft heiße Sehnsucht nach seiner Heimat äußert (vgl. 311. 496. 941. 1214. 15. 1367. 68. 1398. 99), endlich ist μηδαμοῖ allein ohne die nähere Bestimmung Ἑλλάδος γῆς viel zu abstrakt und blaß.

Andrerseits scheut sich R. nicht, wo es nötig ist, die Überlieferung zu korrigieren und bezeichnet selbst eine Anzahl von Stellen als noch der Heilung bedürftig, z. B. 49. 66. 236.

Der Kommentar ist außerordentlich reichhaltig und eingehend, und zwar ebenso nach der sprachlichen wie nach der sach-

Digitized by Google

lichen Seite hin; vgl. z. B. zu v. 279 „statt ὁρῶντα μὲν ναῦς war nach 280 vielmehr zu sagen ναῦς μὲν ὁρῶντα oder ὁρ. ναῦς μέν“, zu v. 296 über den Wechsel der Quantität in πέτροισι πέτρον u. z. 1089, andrerseits zu 296 „noch heute bedienen sich die Griechen einer harten und einer weichen Steinart, um Feuer anzuschlagen“, was wegen der πυρεῖα in v. 36 wichtig ist, die noch in der neuesten Präparation zu Philoktetes von P. Geyer als „Feuerhölzer, Feuerzeug“ erklärt werden. — v. 20 βαιὸν ἔνερθεν „ein wenig abwärts zur Linken“ dürfte zu ändern sein; v. 258 γελῶσι σῖγ' ἔχοντες ist statt „sie lachen innerlich“ wiederzugeben mit „sie lachen mein und schweigen“, denn daß seine Feinde seine Existenz anderen verschweigen, ist in diesem Zusammenhange wichtiger als daß sie bei sich triumphieren; v. 1364 fehlt ein Hinweis auf 764 (d. Fehlen von ἄν); v. 1370 scheint mir die Erklärung von διπλῆ χάρις aus einer Erinnerung an die alte Zweizahl der θεαὶ χάριτες, „die erst später (Usener Dreiheit, Rh. Mus. 58 S. 323 ff.) durch eine Dreiheit abgelöst wurde“ viel zu gesucht und weit hergeholt. Da Neoptolemos zwei Dinge tun soll (1368. 69 πέμψον πρὸς οἴκους und ἔα κακῶς αὐτοὺς ἀπόλλυσθαι κακούς, so ist der zwiefache Dank von selbst gegeben; vgl. v. 117 ὡς τοῦτό γ' ἔρξας δύο φέρῃ δωρήματα. Übrigens warum R. 1371 διπλῆν δὲ πατρός auf des Philoktetes Vater bezieht, ist mir unerfindlich. Erstens bezeichnet Philoktet seinen Vater 665 und 1430 als lebend, 1212 als tot, 492 ff. als lebend oder tot, wofür hält er ihn nun eigentlich? Zweitens was geht den Neoptolemos der Vater des Philoktet an? Nichts, er kennt ihn nicht, er steht ihm ganz fern. Und da soll eine Berufung auf Poias Eindruck auf Neoptolemos machen? Aber eine Erinnerung an seinen eigenen Vater wird ihn rühren. Der war ein Freund (vgl. v. 242) und Waffengefährte des Philoktet und ein Feind der Atriden. Noch in der Unterwelt wird er dem Sohne danken für eine Freundestat gegen jenen, für eine Tat der Rache an diesen. Auch 468 ff. πρός νύν σε πατρὸς .. ἱκέτης ἱκνοῦμαι fleht Philoktet den Neoptolemos bei Achill an.

Noch etwas Äußerliches. Die Verweise auf den Bruhnschen Anhang könnten m. E. reichlicher sein (vgl. v. 817. 1380).

Der Druck ist sorgfältig, einen Druckfehler habe ich nur S. 44 A. zu 225 gefunden: δείσανὄες, darunter σκνῳ (st. δείσαντες und ὄκνῳ).

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

A. Goethe, Die Alkestis des Euripides als Schullektüre. Programm des Marienstifts-Gymnasiums in Stettin 1911. 17 S.

Wenn Aeschylos 13 mal gesiegt hat, Sophokles 18 mal, Euripides 5 mal, so scheint dies zu beweisen, daß Euripides bei seinen Zeitgenossen lange nicht die Wertschätzung seiner großen Vorgänger

Digitized by Google

gefunden hat. Indes decken sich die Urteile der Preisrichter nicht immer mit dem Urteil der Menge, die noch zum Urteil fähig ist. Vieles mußte schon bei den Zeitgenossen zu seinen Gunsten sprechen: die der Umgangssprache nahe kommende Sprache, die offene Ankündigung des Ausgangs der Stücke, das Zurücktreten der Chorgesänge gegenüber der Wechselrede, die tiefere Begründung des Schicksals der Hauptpersonen aus ihren Charakteren und die tiefe Rührung, welche seine Stücke fast immer hervorrufen.

Dennoch erscheint es erst unserer Zeit vorbehalten zu sein, dem Euripides zu verdienter Anerkennung zu verhelfen und ihm auch in den Schulen Bürgerrecht zu verschaffen.

Das Programm des Direktors Goethe wird uns diesem Ziele nicht unwesentlich näher bringen.

Die Arbeit zerfällt in vier Teile. Im ersten Teil wird eine Übersicht über den Inhalt der Alkestis gegeben. Sodann wird gezeigt, daß das Stück wohl an Stelle eines Satyrdramas gegeben ist, aber doch eine eigene Gattung von Dramen vertritt, die man etwa Märchenspiele nennen könne. Im dritten Teil gibt uns der Verfasser eine feine Zeichnung der Charaktere der Hauptpersonen, und im letzten Teile wird uns das Fortleben des Alkestis-Mythus auf Grund der Fassung, die ihm Euripides gegeben hatte, in der deutschen Literatur von Hans Sachs bis Hugo von Hofmannsthal anschaulich vor Augen gestellt.

Nur zu einer Stelle möchten wir eine Einwendung machen. Auf S. 4 sagt der Verfasser bei der Inhaltsangabe des Dramas: Apollo hat auf Befehl des Zeus als Strafe für jähzornige Tat ein Jahr bei Admet ... Knechtesdienste verrichten müssen. So berichtete allerdings die Sage, und v. Wilamowitz läßt diesen Zeitraum auch in der Fassung erscheinen, in der er sich das Hesiodische Epos über Alkestis verlaufen denkt (Griechische Tragödien, Band III, Berlin 1906, S. 73). Aber nahm auch Euripides an, daß Apollon ein Jahr dem Admetos gedient habe? Gleich im Anfang des Dramas sagt Apollon, Zeus habe ihn gezwungen, einem Sterblichen zu dienen, er sei daher in dies Land gekommen und habe einem Fremden die Herden gehütet und dies Haus beschützt bis zum heutigen Tage (Zeile 9); jetzt verlasse er das ihm teure Haus, um der Berührung mit der Sterbenden zu entgehen (22). Es ist sehr unwahrscheinlich, daß jetzt gerade ein Jahr der Dienstbarkeit verflossen war.

Nach der Sage diente Apollon dem Admetos bereits damals, als er um Alkestis, die Tochter des Pelias, warb, und durch Apollons Hilfe erhielt Admetos die Alkestis. Sollte nun Euripides in diesem schönen Zuge von der Sage abgewichen sein, bloß um die einjährige Dauer der Dienstbarkeit festzuhalten?

Selbst wenn man dieses Jahr für ein großes Jahr nähme, eine Enneeteris, wovon Plutarch öfter spricht, also gleich acht vollen Jahren, so würde doch noch mehr Zeit seit der Hochzeit des Admet bis zu der Zeit, in welcher das Stück spielt, vergangen zu denken sein, da ja

Digitized by Google

der Sohn Eumelos mindestens als ein zehnjähriges Kind im Stücke auftritt.

Wenn Eumelos von Euripides als Sohn dem Admetos und der Alkestis gegeben wurde, so knüpfte der Dichter an Homer an und fügte nur dem Sohne noch eine Tochter bei. Aber damit trat er in scharfen Gegensatz zu dem damaligen Inhalt der Sage, die keine Kinder der Alkestis kennt, wenigstens keine vor ihrem Opfertode. Hier entsteht nun die Frage, ob Alkestis sich nach Euripides' Annahme schon am Hochzeitstage verpflichtete, für Admetos zu sterben, oder erst kurz vor Beginn unseres Stückes. v. Wilamowitz entscheidet sich für das erste. Goethe hat leider zu dieser Frage nicht Stellung genommen.

Stettin. E. Schmolling.

Bruno Eggert, Übungsgesetze im fremdsprachlichen Unterricht. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VII u. 130 S. 8. 2 *M*.

Verf. geht davon aus, daß es zwei gegensätzliche Richtungen in der Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts gebe: 1. die grammatisch formale, welche die Kenntnis des grammatischen Systems erstrebe und die fremde Sprache auf Grund grammatischer Konstruktion und mit Hilfe der Übersetzung aus der Muttersprache zu lehren suche; 2. die neusprachliche Reformmethode, welche die fremde Sprache aus dem praktischen Gebrauch erlernt wissen wolle, die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Fremdsprache in den Vordergrund stelle und die Methode der grammatisierenden Übersetzung durch ein imitatives und analysierendes Verfahren ersetze. Dies bedürfe einer wissenschaftlichen Begründung, die den Zusammenhang zwischen den Bedingungen und den Ergebnissen des Unterrichts herstelle. Den Versuch, eine solche wissenschaftliche Begründung dieses Verfahrens zu erbringen, macht Eggert in der vorliegenden Schrift, die nach Betrachtung der einzelnen „Übungsgesetze" zu dem Resultate kommt, die Einprägung der Wörter und der grammatischen Formen müsse vom Sprachzusammenhang ausgehen, wenn sie das Verständnis und die Beherrschung des Sprachzusammenhanges erstrebe. Deshalb vollziehe sich der Sprachunterricht in zusammenhängenden Sätzen und müsse darauf bedacht sein, die Bedeutung des Satzzusammenhanges zu veranschaulichen, ehe er die Bedeutung der einzelnen Wörter gebe. Von Anfang an müsse man Sätze bilden und bilden lassen, indem man die Dinge miteinander in Beziehung bringe und vor allem, indem man sie in Beziehung setze zum Schüler selbst (S. 95—96).

Ich kann mich kaum entsinnen, jemals eine so wenig fruchtbringende Schrift gelesen zu haben. Fast nur graue Theorie, mit unendlichem Aufwand von Worten und unerträglichem Breittreten des Selbstverständlichen vorgetragen. Auf diesem theoretischen Ödland sprießt kaum ein kümmerliches Pflänzchen, das sich auf den Boden der Praxis umsetzen ließe.

Solingen. Adolf Lange.

Digitized by Google

Felix Hartmann, Die Wortfamilien der lateinischen Sprache, für den Schulgebrauch zusammengestellt. Bielefeld und Leipzig 1911, Velhagen u. Klasing. VI u. 438 Sp. 8. geb. 2,80 *M*.

Das Buch des Verf.s werden alle diejenigen mit großer Freude begrüßen, die wie der Ref. danach streben, dem Schüler eine sicherere Einprägung und ein besseres Verständnis eines möglichst umfangreichen Wortschatzes zu ermöglichen, als es bisher durch das mechanische Vokabellernen geschehen konnte, wo jede Vokabel für sich isoliert ins Gedächtnis aufgenommen werden mußte.

Der Verf. hat seinem Buche einen vorbereitenden Aufsatz „Die Aneignung des Vokabelschatzes" in der Monatschrift f. höhere Schulen X, S. 359 ff. vorausgeschickt und auch in dem Vorwort der „Wortfamilien" selbst sich über die Art der Benutzung ausgesprochen. Auf S. V sagt er: „Die Benutzung habe ich mir, entsprechend der des Fügnerschen Hilfsheftes, so gedacht, daß der Schüler bei der Vorbereitung die ihm fehlenden Vokabeln aufsucht und dabei die Gruppen der dazugehörigen Wörter überblickt und einprägt, eine Arbeit, die besonders zu Anfang sorgfältiger Leitung und Überwachung durch den Lehrer bedarf". Da ferner die Benutzung in erster Linie für Anstalten mit beschränkter Anzahl von Lateinstunden bestimmt ist, so ist in Fußnoten das Französische zur Unterstützung herangezogen, was Ref., der möglichst alle Schulsprachen zueinander in Beziehung setzen möchte, nur durchaus billigen kann. Auf S. IV des Vorworts führt der Verf. ein Beispiel über den Gewinn an Erkenntnis an, den sein Buch dem Schüler bieten soll. „Es fehlt ihm vectigal. Er sucht es als Ableitung vom Supinstamm unter vehere und findet es im Zusammenhange mit vectio, vector, vectura, vectare, vehiculum, vehemens. Auch hier besteht für eine Gruppe von Wörtern ein Zusammenhang nach Form und Bedeutung, der sich zur Besprechung in der Klasse eignet und verwendet werden kann, um zu zeigen, mit wie einfachen Mitteln die Sprache die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens abzeichnet. Die Bildung der Iterativa und der nomina actionis und agentis vom Supinstamm, die Verwendung des Suffixes-culum zur Bezeichnung von Werkzeugen kann daran angeknüpft, weitere Beispiele können damit verbunden werden. Wenn zugleich auf das in der Anmerkung zu vectura verzeichnete voiture eingegangen wird, so läßt sich auf die Beobachtung hinleiten, daß in zahlreichen Fällen die Benennung konkreter Gegenstände und selbst die von Personen auf ursprüngliche Abstrakta zurückgeht".

Wenn also Ref. die Bestrebungen des Verf.s nicht nur durchaus billigt, da sie sich mit seinen eigenen, die er seit Jahren in Schrift und Wort vertritt, völlig decken, sondern für geradezu notwendig hält, so kann er doch in zwei Punkten einen Zweifel nicht unterdrücken: 1. Werden die Schüler imstande sein, selbständig den Gewinn aus den Zusammenstellungen zu ziehen, wenn sie nicht schon vor der Benutzung der „Wortfamilien", ja vom Anfang des lateinischen Unterrichts an, an solche Operationen gewöhnt sind? (Diese Ergänzung

Digitized by Google

zu den Bestrebungen des Verf.s sucht Ref. durch sein „Wörterverzeichnis zu Ostermann-Müller für VI", Leipzig bei Teubner 1911, zu liefern.) 2. Wird nicht den Lektürestunden, wenn man solche Besprechungen, wie sie der Verf. vorschlägt, in diesen vornimmt, die für ihre eigentliche Aufgabe verfügbare Zeit verkürzt?

Was die Ausarbeitung des Buches im einzelnen angeht, so steckt eine sehr große Menge Arbeit darin, was Ref. gut beurteilen kann, da er eine ähnliche Sammlung vorgenommen hat. Ref. möchte nun den Verf. bitten, die folgenden Bemerkungen nicht als Ausstellungen, sondern als Wünsche für eine 2. Auflage aufzunehmen. Hinsichtlich der Etymologie möchte Ref. als Grundsatz aufstellen: Als grundlegendes Werk ist natürlich die 2. Auflage von Waldes etymologischem Wörterbuch anzusehen, daneben ist zu benutzen Skutsch-Petschenig (3. Aufl. von Stowassers Schulwörterbuch) und schließlich die gekürzte Ausgabe des Heinichenschen Schulwörterbuchs von Blase und Reeb, die eine ganz vortreffliche Einleitung enthält. Stimmen nun die drei Werke, oder wenigstens Walde und Skutsch überein, so kann diese Etymologie wohl als die allgemein anerkannte angesehen und ohne Bedenken aufgenommen werden. So kann Ref. folgende Etymologien des Verf.s nicht gutheißen. (In Klammern mögen die dem Ref. als richtiger erscheinenden Zusammenstellungen angegeben werden, fehlt diese Angabe, so hält Ref. die Etymologie für zu unsicher, um in ein für Schüler bestimmtes Buch aufgenommen zu werden): idus, bigae (iugum), prodigium (aio), arma (ars), artus (ars), concinnus, debilis (nicht zu habeo, sondern der 2. Teil ist urv. mit βελτίων), discipulus (discipio), disertus (sero), bei fateor ist das ? zu streichen, fovea (= χέϝια), bei gilvus ist furvus und fuscus zu streichen, die Bemerkung bei hornus ist mißverständlich, es ist entstanden aus *hō̑i̯ōrinos auf Grund eines Instrumentalis *hō i̯ōrō „in diesem Jahre", *iōrō ist allerdings mit nhd. Jahr und griech. ὥρα urv., der Schüler aber muß nach dem Hinweis die erste Silbe hor mit hora in Verbindung bringen, was doch falsch ist; obliviscor (lino, lēvis glatt), miles (nicht zu mille, sondern ὅμιλος), Moneta (moneo), musca (schallnachahmend), nomen (nicht zu nosco, sondern zu ὄνομα und Name) noven-silis besser novensiiis zu trennen, separo (nicht zu par, sondern parare), parcus (parco), peccare, pellax (lacio), hinter polio ist das ? zu streichen, ebenso bei placo, praeco (dico) quirito, segnis, sponda, *trio „Stern" ist kein besonderes Wort, stolo nicht „Wurzelschoß", sondern „Tölpel": √stel, wozu wahrscheinlich auch (st)locus gehört, contamino (tango), vannus (ventus), vix; fīdus würde besser hinter fīdo als hinter fīdes gestellt, andererseits gehört fīdēlis und perfīdus hinter fīdes.

Außerdem möchte Ref. gern folgende Zusammenstellungen angeführt sehen: audeo: aveo, aurora (das ganz fehlt): aurum, dubius: duo, femina, filius: felix, fulgur: flagro, iaceo: iacio, iterum: is, manes: mane, mundus „Putz" und „rein" ist identisch, naris: nasus, nuntius: novus und venio, paene: paenitet, pario: Parca, populari: populus, portus, porta: porto, hospes: hostis und potis (eig. der Wirt,

Digitized by Google

der Gewalt über den Fremden [hostis] hat, radius, radix und ramus gehören zu einer Familie, rogo und rogus : rego, saxum, sacena : secare, suavis : suadeo, terra : torreo, tranquillus : quies, tribus : tres, turba und turma bilden eine Familie, über Subst. und Adj. sind identisch, vallum und vallus gehören zu einer Familie, ebenso velox und veles, lana : vellus, vellere, vigeo : vegeo.

Ferner ist bei den Verweisungen nicht ganz gleichmäßig verfahren worden. Ref. würde das System der gegenseitigen Verweisung streng durchführen, z. B. bei funis ist auf filum „Faden" verwiesen, aber nicht umgekehrt. Es fehlen die Verweisungen: bei gigno auf nascor, bei prehendo auf praeda, bei iacio auf amictus (das ? ist zu streichen), bei eo auf veneo, bei mando auf manus, bei medius auf meridies, bei maereo auf miser, bei modus auf meditari, bei morior auf morbus, bei mare auf muria, bei imber auf nebula, nimbus, bei nex auf noceo, bei peto auf penna, compitum, propitius, protervus, bei plango auf plaga, bei plenus auf populus, bei prex auf posco, bei puer auf pullus, pupus, pusus, bei rex auf rego, bei rudo auf ravus, rumor (übrigens Druckfehler romor!), bei saxum auf sacena, bei meo auf semita, trames, bei serus auf setius, bei spuma auf pumex, bei tango auf taxo, bei sto auf testis, bei veho auf velum; bei uncus ist auf ancus verwiesen, das in der alphabetischen Reihenfolge gar nicht angeführt ist, in der auch divido fehlt. An einigen Stellen würde Ref. die Verweisung auf homonyme Wörter anderen Stammes etwas anders fassen. Besonders irreführend ist unter jungo iumentum s. a. „iuvo", bei iuvare findet aber der Schüler gar kein iumentum (das Georges auch gar nicht anführt), sondern nur adiumentum, Ref. würde obige Bemerkung streichen. Anstatt der Verweisungen bei labrum Lippe vgl. lavare, bei contentus zufrieden vgl. tendere, bei specula Warte „vgl. spes" wäre besser zu schreiben: „unterscheide von lābrum Badewanne, s. lavare", bez. contentus angespannt, eifrig s. tendere, bez. spĕcula „schwache Hoffnung" und natürlich umgekehrt. Bei satura würde Ref. „s. sero" streichen und dieses Wort aus der Wortfamilie serere „säen" ausmerzen, denn eine derartige Etymologie ist doch wohl nicht anzunehmen. Ferner würde Ref. auch bei den Adverbien wie comminus, eminus, mordicus, nuper, demum, nimis und nimium, saepe, simul, sublimis, coram usw. Verweisungen auf die Stammwörter hinzufügen.

Die Angaben bei den Fremdwörtern sind nicht vollständig. Die Bezeichnung als „griechisch" fehlt bei barbarus, coma, corona, crater, galea, latro, lemnisca, mōrum, nenia, prunum, rosa, stuppa, tessera, turris, tus, viola, bei carrus fehlt „gallisch". Bei saccus steht die richtige Angabe „griech. phönic."; warum steht diese nicht auch bei andern Wörtern wie abacus, balsamum, camelus, crocus, cupressus, mina, murtus? Desgleichen findet sich bei satrapes die Bemerkung „griech. pers."; warum nicht auch bei rosa, tigris, tapes, magus? persona ist nicht griechisch, sondern etruskisch.

Sehr zu bedauern ist die Ungleichmäßigkeit, mit der der Hinweis

Digitized by Google

auf die urverwandten deutschen Wörter durch gesperrten Druck behandelt wurde. Der Verf. sagt in dem Vorwort, er habe meist, „weil die Bedeutung zu weit abweicht“, diesen Hinweis unterdrückt. Letztere Einschränkung trifft aber vielfach nicht zu, z. B. bei auris Ohr, axis Achse, barba Bart, centum hundert, cor Herz, cornu Horn, decem zehn, dens Zahn, domo zähme, duco ziehe, edo esse, flos Blüte, frango breche, frater Bruder, fundus Boden, genu Knie, heri gestern, hortus Garten, lana Wolle, libet es beliebt, longus lang, lux Licht, lingua Zunge, mare Meer, mater Mutter, medius mittlerer, moneo mahne, modus Maß, molo mahle, nepos Neffe, nidus Nest, nix Schnee, nomen Name, nosco kenne, novem neun, novus neu, nox Nacht, octo acht, palleo bin fahl, pango füge, pater Vater, pecus Vieh, pellis Fell, penna Feder, peritus erfahren, periculum Gefahr, pes Fuß, piscis Fisch, plenus voll, porto fahre, puteo bin faulig, rego richte, remus Ruder, ruber rot, rapum Rübe, satur satt, sedeo sitze, septem sieben, semen Same, sex sechs, soror Schwester, sto stehe, stella Stern, sudor Schweiß, tego decke, tenuis dünn, tono donnere, tolero dulde, torreo dörre, tres drei, tundo stoße, unus ein, vastus wüst, volo wollen, ventus Wind, verus wahr, vidua Witwe, vigil wach.

Ref. möchte schließlich dem Verf. zur Erwägung geben, ob bei einer neuen Auflage, die hoffentlich recht bald nötig werden wird, nicht auch die deutschen Lehnwörter durch besonderen Druck, etwa Kursivdruck, kenntlich gemacht werden könnten. In diesem Falle würden durch sein Buch in noch höherem Maße sprach- und kulturgeschichtliche Erkenntnisse gewissermaßen wie eine reife Frucht den Schülern in den Schoß fallen, wenn er auf diese einfache Weise z. B. Fenster, Mauer, Wall, Kalk, Ziegel, Wein, Winzer, Essig, Pech, Birne, Kirsche, Pflaume, Kohl, Rettich, Pfeffer, kochen u. v. a. als Lehnwörter kennen lernt.

Weilburg a. Lahn. F. Stürmer.

---

1) Bernhard Teichmann, Französischer Anschauungsunterricht. Fünfzig Gespräche über Gegenstände. Erfurt 1911, Bernhard Teichmann. XVI u. 100 S. 8. 1,60 ℳ.

Dieses Büchlein gibt in 50 Gesprächen nach Gegenständen Fragen und Antworten, und zwar nur in französischer Sprachform. Neben Kapiteln wie: Eine Augentäuschung, das Zauberviereck, der Wert eines Hauses tauchen da andere auf über das Salz, die Äpfel, die Metalle usw. Vielleicht wäre noch eine größere Bewegungsfreiheit für den Benutzer erreicht worden, wenn der Wortschatz jedes Begriffes, den die hier aufgenommenen Fragen doch nicht erschöpfen, in besonderer Gruppierung jedesmal noch angehängt worden wäre, um so als Material für neue Fragen zu dienen.

Der Verfasser verfällt mit seiner Art, eine im Grunde höchst einfache Sache zu behandeln, in ein zuweilen unnötiges Pathos. Was er bietet, ist weder neu, noch besonders gut, obwohl ihm eine gewisse

Digitized by Google

praktische Brauchbarkeit unter gewissen Umständen nicht bestritten werden soll. Es fehlt vor allem der Versuch eines Fortschreitens vom Leichteren, Konkreten ins Abstrakte, das sich — der Anschauungsmethode zum Trotz — doch bei jedem geübten Nachdenken von selbst in größerem Umfange einstellt. Auch die ermüdende Wiederholung des genauen Wortlautes der Frage in der Antwort ist nicht zu billigen; die Schüler — und nur solche, die bereits tüchtig Grammatik und Vokabelschatz beherrschen, wären als Benutzer dieses Werkchens denkbar — müssen doch endlich einmal über diese papageimäßige Methode hinauskommen. Das französische Sprachmaterial, das hier um tagtägliche Gegenstände gruppiert erscheint, ist einwandfrei. Der Umstand, daß der Verfasser zuweilen erst „in wissenschaftlichen Werken darüber nachgelesen hat", führt in gewissen Kapiteln zu Aussagen, die von dem trivialen Durchschnitt sonstiger Werke dieser Art sich glücklich entfernen. Aber damit wird doch schließlich ein zusammenhängender Text, wie ihn die Lehrbücher bieten, nur umgangen, ohne daß eine Nötigung dazu vorläge. Der Dialog strebt nämlich überall der Aufsatzform als Endleistung zu. Die Antworten müssen daher oft in ganz bestimmtem Sinne erfolgen; das gibt Anlaß zu subjektiv verschiedenen Auffassungen: Wenn ich nun als Schüler nicht gerade so antworten will? Ich stelle die Frage, weil der Verfasser in einer vorangehenden Erklärung betont: „Beim Besprechen von Gegenständen wird man gezwungen, die Wahrheit zu sagen"; beim Wiedererzählen mache man Änderungen, Fortlassungen und Zusätze. Warum Bilder für seinen Zweck von ihm abgelehnt werden, will mir auch nach seiner Erklärung S. 3 nicht recht einleuchten. Vielleicht täte Verfasser besser, diese Erklärung in Zukunft wegzulassen; denn sein Buch ist besser als diese einleitenden Bemerkungen. Auch die Ausspracheanweisungen verdienen Durchsicht und Ergänzung an der Hand der heute doch überall zu findenden phonetischen Unterweisungen.

2) Ducotterd's Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Vollständig neu bearbeitet von J. Stehling. Teil I, 2. Vierte, der Neubearbeitung erste Auflage. Frankfurt a. M. 1911, Moritz Diesterweg. II u. 157 S. 8. 1,60 *M*.

Es hat den Anschein, als ob die Reform des neusprachlichen Unterrichts vorläufig zu einem gewissen Abschluß gekommen sei und nunmehr daran gehen könne, die durch mehr als zwei Jahrzehnte erprobten neuen Methoden in einer festeren Norm dem Unterricht zuzuführen. Wenn man vor zehn Jahren noch hören konnte, es sei möglich, nach jedem Lehrbuche auch älterer Art gut, d. h. im Sinne der neuen Bewegung zu unterrichten, so ist heute der Wunsch rege, auch in dem Aufbau des Lehrbuches die Methode vorzuzeichnen, und so die Zeit möglichst fruchtbar zu füllen. Denn das Maß der der fremdsprachlichen Unterweisung bestimmten Stunden ist angesichts der gerade durch die Reform gesteigerten Anforderungen ein bescheidenes geblieben.

Digitized by Google

Freilich hat diese weit ausgreifende Form des Lehrbuches auch ihre Nachteile. Es ist schon mißlich, historisch an verschiedene Zeiten gebundene Streitfragen hier nun friedlich nebeneinander zu sehen. Die enzyklopädische Form des Gebotenen täuscht zu leicht über die wirklich nicht immer gehobenen Bedenken hinweg, und vielleicht ist gerade diese Form auch ein Anzeichen, daß die Bewegung, deren Ertrag Allgemeingut geworden ist, sich historisch vorkommt und mehr zum Abschließen als zum Erwerben von Neuland geneigt ist.

Alles dies verdient gesagt zu werden angesichts einer so reifen und gewissenhaften Leistung, wie sie in Stehlings Bearbeitung des älteren Ducotterd für Mittelschulen vorliegt. Der Lehrgang des zweiten Jahres ist bei Lehrbüchern meist weniger individuell ausgeprägt und zuweilen auch weniger gut gearbeitet als der gewöhnlich grundlegende erste Teil. Nichts von alledem hier. Das Verdienst der Eigenart bleibt hier ungeschwächt. Das Endziel einer zugleich auch geschichtlichen Belehrung ist fast restlos geschwunden, ohne daß deshalb die Lesestoffe an Würde eingebüßt hätten. Wo ein Vergleich mit älteren Lehrbüchern sich aufdrängt (wie in der Fassung der Erzählung von Molières et le voleur S. 123) bekenne ich mich unbedingt zu dem vorliegenden Buche. Die Auswahl des Anhangs zeigt nirgends mehr die schwerfällig buchmäßige Art, die sich sonst stets bei historischen Stoffen einzustellen pflegte. Daß für Lieder die Anlehnung an deutsche Weisen vermieden wird, ist wohl zu begrüßen; selbst Dalcroze ist da vertreten. Denn größer als der phonetische Wert des Singens ist doch der Vorteil der Belebung, den es dem Unterrichte zuteil werden läßt. Es wird aber wohl hier bei einer je nach Neigung des Lehrers denkbaren Benutzung des Gebotenen bleiben. Bedenklich ist es schon, wenn das ganze Buch durchsetzt ist von der sprachlichen Bearbeitung von Bildern, die einzeln dem Text beigegeben oder in einer möglichst Vieles bietenden, konzentrierten Form angehängt sind. Man hat sich meines Wissens in Reformkreisen stets mehr mit der akustischen Seite der Sprachübertragung als mit den visuellen Mitteln befaßt. Für mich ist ein Sehen, das über die erste nur impressionsartige Empfindung hinaus zu einer gedanklichen Analyse des Gesehenen übergeht, für den Sprachunterricht, der unmittelbar ohne Vermittlung der Muttersprache wirken will, keine pädagogische Hilfe, sondern ein Umweg. Besonders je öfter eine Rückkehr zu demselben Bilde (wie es in dem vorliegenden Lehrbuche geschieht) erfolgt, um so weniger scheint es mir den Zweck zu erfüllen, den man ihm nachsagt. Selbstverständlich gilt das eben Gesagte nicht von den wundervollen Illustrationen, mit denen hier der Text durchsetzt ist; sie bieten dem Schüler eine Erholung und bereichern sein Wissen, sind aber wohl auch nicht in engerem Zusammenhang mit sprachlicher Belehrung gedacht.

Weiter enthält das Buch gute Zusammenstellungen von stammverwandten Wörtern und von Synonymen. Geschickt wird Material zu kleinen, vom Schüler zu liefernden Erzählungen und Beschreibungen zusammengetragen. Die Art, wie z. B. S. 57 Reihen gebildet werden

Digitized by Google

oder S. 65 sozusagen das Gerippe eines kleinen Aufsatzes gegeben wird, ist durchaus zu empfehlen; es bleibt für den Schüler immer noch genug zu leisten übrig. Reichlich sind Frageübungen geboten; sie mit deutschen Erklärungen zu durchsetzen wird hoffentlich nicht im mündlichen Unterricht Nachahmung finden. Auch die Stücke, die zum Übersetzen aus der Muttersprache dienen, sind wohl noch etwas zu sehr von französischen Hilfen durchsetzt.

Die Grammatik behandelt das passé défini erst am Ende des Jahres, und verlegt die Verba auf -re vor die auf -ir. Abgesehen von Konjugationstabellen ist sie ganz in die einzelnen Lektionen hineingearbeitet worden. Vielleicht mutet hier manches zunächst etwas umständlich an (z. B. S. 91 die Deutung von dont) und ist nur zu verstehen vom Standpunkt einer an höheren Schulen nicht üblichen Methodik. Für die Vokabeln wird, was sehr zu begrüßen ist, ein sachlich geordnetes Verzeichnis in Aussicht gestellt.

So liegt hier im ganzen eine recht verdienstliche Leistung vor, die wir alle Ursache haben zu beachten.

Wenn an den höheren Schulen früher meist der Unterricht besser war als das Lehrbuch, das man brauchte, so liegt hier vielleicht das Umgekehrte vor: Das Lehrbuch steht auf einer Höhe, zu der emporzustreben nur einem tüchtigen Lehrer, dem die Schüler schnell und sicher zu folgen vermögen, restlos gelingen wird.

Kattowitz O.-S. R. Bürger.

Victor Margueritte, Le petit roi d'hombre. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von H. Löhe. Mit 2 Abbildungen. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, hsgb. von Bahlsen und Hengesbach. Abt. I, 61. Bändchen.) Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 122 S. 1,40 ℳ.

Wie der Herausgeber mit Recht betont, ist in dieser Erzählung Victor Marguerittes Wahrheit und Dichtung sehr glücklich miteinander verwoben, um das, was über die Person des kleinen, unglücklichen „Schattenkönigs", Ludwigs XVII., an geschichtlicher Überlieferung wie an Legendenbildung auf uns gekommen ist, miteinander in Einklang zu bringen.

Den geschichtlichen Hintergrund bilden die Ereignisse der Schreckensjahre der Revolution. Er ist lebhaft und mit kräftigem Realismus gezeichnet und erregt vom ersten Augenblick an das Interesse des Schülers. Von ihm heben sich dann die Erlebnisse der Mitglieder der unglücklichen Königsfamilie im Temple in der Weise ab, daß die geschichtlich interessierte Anteilnahme des Lesers sich immer mehr zur persönlichen verdichtet. Die Erzählung beginnt mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. und schließt mit der endlich gelungenen Entführung seines unglücklichen Söhnchens. Sie läßt somit die

Digitized by Google

Frage nach der Berechtigung der Ansprüche eines Naundorf und anderer Prätendenten offen.

Bei Margueritte kreuzen sich die Rettungspläne zweier Parteien, die unabhängig voneinander das gleiche Ziel, die Entführung des Königssohns aus dem Temple, erstreben. Der Herausgeber hat sich das pädagogische Verdienst erworben, den Umfang des Werkes eingeschränkt und dabei seine Übersichtlichkeit erhöht zu haben, indem er die Bemühungen der nicht erfolgreichen royalistischen Partei kurzerhand ausgeschaltet und so das Interesse des Lesers ganz auf die Rettungsversuche der drei Hauptverschwörer, Montmolin, d'Aigrefeuille und Lartige (die übrigens erfundene Personen sind), vereinigt hat.

In einer kurzen Einleitung macht der Herausgeber Angaben über den Vater des Verfassers und über die anfangs mit seinem Bruder gemeinsame literarische Tätigkeit Victor Marguerittes, orientiert dann kurz und klar über das vorliegende Werk und schließt mit den wichtigsten Literaturangaben.

Die der Erzählung angefügte Zeittafel (3 Seiten) der Ereignisse vom 10. August 1792 bis zum 8. Juni 1795 dürfte dem Schüler willkommen und nützlich sein, nicht minder die sich daran anschließenden Bemerkungen über die einzelnen Mitglieder der königlichen Familie (3 Seiten). Den Beschluß machen 18 Seiten Anmerkungen und ein alphabetisches Verzeichnis derselben.

Das Buch ist mit zwei guten Abbildungen versehen: einem Porträt des jungen Louis XVII. und einer Ansicht des Temple-Gefängnisses.

Für eine Neuauflage sei auf drei Druckfehler hingewiesen: S. 22 l. 24: lies *de* statt *des*, S. 29 l. 33: ist einmal *qui jamais* zu streichen, S. 92 l. 35: lies *faillit* statt *failli*.

Die auf S. 118 (in der Anmerkung zu 43, 16) vorgeschlagene Übersetzung des Sprichworts *pas d'omelette sans casser des œufs* durch *Keine Rose ohne Dornen* scheint mir an dieser Stelle logisch wie psychologisch nicht glücklich gewählt. Der Gedankengang des Schusters Simon läßt sich wohl entsprechender mit dem kräftigen deutschen Sprichwort *Wo man hobelt, fliegen Späne* wiedergeben.

Diese geringfügigen Ausstellungen könnten vielleicht bei einer Neuauflage berücksichtigt werden, die Victor Marguerittes *Le petit roi d'hombre* in der gedrängten Form, die sein Herausgeber ihm zu geben verstanden hat, gewiß erleben wird. Denn man darf das Werk in dieser Gestalt als eine wertvolle Bereicherung des Schatzes unserer neusprachlichen Schullektüre willkommen heißen.

Quedlinburg. Ernst Zabel.

---

1) L'Année terrible, morceaux choisis et annotés en collaboration avec A. Sturmfels par H. Cointot. Leipzig et Berlin 1910, B. G. Teubner. Texte (avec quatre gravures et une carte) 118 S. Notes 52 S. 8. 1,30 *M*, geb. 1,60 *M*.

„Das schrekliche Jahr", das ist das Jahr 1870/71; aber doch im Grunde genommen nicht für den Deutschen. Der Deutsche nennt

Digitized by Google

es ja vielmehr sogar „das große Jahr", und das Bewußtsein für die Größe jener Zeit wird ihm auch nun noch gestärkt durch die Lektüre von Daudets 'La partie de billard' und 'Le siège de Berlin' und sicherlich nicht gemindert, wenn er Maupassants 'La mère sauvage' zu lesen bekommt. Daß er aber der vorliegenden Erzählung etwa ein besonderes Verständnis entgegenbringt, wird man ebensowenig erwarten dürfen, wie man es für Zolas 'L'attaque du moulin' voraussetzen dürfte. Mehr Stimmung als diese letzte Erzählung gibt jedenfalls die kleine Schilderung Paul de Nays 'Noël aux avant-postes', wiewohl der zugrunde liegende Vorgang höchst unwahrscheinlich klingt. Vortrefflich wie die beiden Daudetschen Beiträge ist Coppées Dichtung 'La veillée', wo das Weib, anders als in Maupassants Erzählung, doch immer Weib bleibt. Was man dagegen mit dem Gedichte 'Le Midi bouge' in einer deutschen Schule anfangen soll, ist mir nicht erklärlich. Wir können es doch wohl nicht als eine unser würdige Aufgabe ansehen, den deutschen Knaben daran zu gewöhnen, eine derartige Verhöhnung der deutschen Volksstämme, unserer tapferen Soldaten und unseres Bismarck, wie sie hier geschieht, ruhigen Blutes anzuhören:

Contre les nouveaux Huns
Levons-nous, soldats bruns!

La baïonnette est là,
Teignons-la, plongeons-la
Froide et profonde
Dans le flanc des uhlans,
Et la chair blonde
Des grands cuirassiers blancs!

Demain sur leurs tombeaux
Les blés seront plus beaux!

Und so wechselt Brauchbares und Unbrauchbares, und man kann von diesen unter gemeinsamem Titel gesammelten Gaben nur rühmen, daß sie die besten Namen, neben den schon genannten Octave Mirbeau und allerdings auch den Deutschenfresser Paul Deroulède an der Spitze führen, und muß im übrigen dem Geschmack des deutschen Lehrers vertrauen, daß er die richtige Auswahl aus dem Gebotenen zu treffen wissen wird.

Die Anmerkungen sind wie alles, was das beigegebene 'Cahier de Notes' sonst bringt, namentlich aber die 'Histoire de la guerre de 1870/71' und die ,Biographies' mu tergültig.

2) Le Midi de la France, morceaux choisis et annotés en collaboration avec L. Petry par G. Cirot. Leipzig et Berlin 1910, B. G. Teubner. Texte I (avec huit gravures et une carte) 72 S. Notes 36 S. 1 ℳ, geb. 1,30 ℳ. Texte II (avec huit gravures et une carte) 75 S. Notes 36 S. 1 ℳ, geb. 1,30 ℳ.

Le type social des Pyrénées von *Demolins*, *Le cirque de Gavarnie* von *Taine*, *Une nuit au sommet du Grand-Vignemale* von *Henry Russell*, *Les Landes d'aujourd'hui* von *Martin*, *Amusements d'enfants* von *Paul*

Digitized by Google

Arène, *Chasse en Camargue* von *Daudet* u. dgl. mehr liest man in den *Tables des Matières* der beiden Bändchen. Wahrlich eine stattliche Reihe gediegenster Aufsätze aus der Feder weltbekannter Schriftsteller und Geographen, aber leider doch fast durchweg Aufsätze, deren Inhalt unsere deutschen Schüler nicht das geringste angeht. Man lese doch nur gleich den an erster Stelle genannten Aufsatz mit der zur Illustrierung der sozialen Verhältnisse der französischen Pyrenäenbevölkerung gegebenen Tabelle der 15 Mitglieder der Familie Mélouga-Savina, dem Joseph Py, dit Mélouga, der Savina Py, dite Melouga, dem Bernard Oustalet, dit Mélouga, mit seiner Ehefrau Savina und seinen sieben Kindern Marthe, Eulalie, Germaine, Elisabeth, Suzanne, Joseph und Dorothée, mit Onkel und Tante und sonstigem Zubehör (I 17 u. 18). Man betrachte die Auseinandersetzungen über den Anbau von Mais, deren erste mit dem Leitsatz: 'Le maïs exige des façons nombreuses et minutieuses', allein schon in fünf Unterabteilungen zerfällt (I 54 bis 56). Man durchbhättere die 20 Seiten über den Type corse (II 49—68). Und man wird verwundert fragen: Für wen das alles? Das ist ja gewiß der wunderschönste Stoff für ein in Frankreichs höheren Schulen gebrauchtes Lesebuch. Und auch da dürfte m. E. nur der eine und andere Aufsatz Platz finden, keineswegs all die 30 bestenfalls den Geographen interessierenden Abhandlungen.

Ehe ich diese Bücher einer deutschen Klasse vorlege, würde ich mich erst erkundigen, wie es da mit der Heimatkunde steht, und eine darin vorgenommene Prüfung würde mich überzeugen, daß die Schüler allesamt für eine solche geographische Lektüre in fremder Sprache noch lange nicht reif sind und auch wohl auf unseren vaterländischen Schulen nie und nimmer reif werden mögen. Aber selbst für den Fall, daß ich da durch irgend einen nie geahnten Zufall lauter Geographen vor mir hätte, würde ich doch noch ein zweites Examen mit ihnen vornehmen, das mich darüber aufklären müßte, wieviele der Komödien Molières, der Tragödien Racines, der Fabeln Lafontaines, der Reden Mirabeaus, der lyrischen Gedichte Mussets, der Dramen Augiers und Paillerons usw., kurz wieviele der Literatur Frankreichs angehörige Werke die Schüler schon gelesen haben, ehe ich sie an die hier vorliegende Lektüre heranzuführen mir gestatten würde.

Die französisch geschriebenen Anmerkungen sind, wie bei der Zusammenarbeit von Oberlehrer Petry und Professor Cirot nicht anders zu erwarten, vortrefflich, die grammatischen Zusammenstellungen ebenso wie das *Vocabulaire systématique* wohl verwertbar und namentlich das Karten- und Bilderwerk in beiden Bändchen vortrefflich ausgewählt, gut ausgeführt und überaus instruktiv. Auch Druck und sonstige Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

3) Molière, Les Femmes savantes, Comédie publieé et annotée en collaboration avec H. P. Junker par Henri Bornecque. Leipzig et Berlin 1910, B. G. Teubner. Texte 78 S. Notes 72 S. 8. 1 *M*, geb. 1,30 *M*.

Der Text ist durch die darauf verwendete Sorgfalt, durch die klaren Typen und durch die ganze Ausstattung sonst wohl in der Lage,

Digitized by Google

den zahlreichen konkurrierenden Ausgaben dieser besten französischen Komödie die Spitze zu bieten. Die in einem Sonderheftchen auf etwa 40 Seiten gebotenen Anmerkungen in französischer Sprache sind außerordentlich gediegen und unterscheiden sich dadurch vielfach von dem landläufigen Kommentar anderer Bearbeitungen; indes verrät das Überwiegen der rein sprachlichen Erläuterungen die Hand des allerdings sehr geschickten französischen Mitarbeiters, des Professors Bornecque. Schätzenswerte Beigaben des Kommentars sind der am Ende gespendete *Index alphabétique*, sowie die den Anmerkungen vorausgeschickten *Observations générales sur la Métrique, la Grammaire et la Langue.* Ganz am Anfang des Heftchens, auf S. 1—14, finden wir fünf Abhandlungen: *Analyse des Femmes savantes, Action des Femmes savantes, Les Caractères des Femmes savantes, Portée et succès des Femmes savantes, Vie de Molière*, von denen man jedoch die beiden ersten gut und gern entbehren könnte, da sie für den Lehrer überflüssig, für den Schüler aber schon beinahe eine Art Eselsbrücke sind. Annehmbar dagegen erscheint mir, obwohl auch er dem Schüler die Arbeit vielfach abnimmt, der an dritter Stelle gegebene Exkurs, der bei den beliebten, an eine derartige Lektüre sich anschließenden Aufsätzen über die verschiedenen Charaktere des Dramas doch auch manchem Lehrer willkommene Dienste leisten wird. Immerhin wirkt es befremdlich, wenn man dem Schüler zu einem 78 Seiten zählenden Werke die Beschaffung eines Kommentars im Umfang von 72 Seiten vorzuschreiben genötigt ist.

4) Gustave Flaubert, Un cœur simple, publié et annoté en collaboration avec Mme Meyer-Harder par J. Anglade. Leipzig et Berlin 1910, B. G. Teubner. Texte (avec trois gravures et une carte) 41 S. Notes 28 S. 8. 0,80 *M*, geb. 1,20 *M*.

Wenn der Herausgeber in der Analyse de „Cœur simple“ von diesem Roman sagt: *Il ne contient, comme on voit, ni intrigue, ni incidents romanesques. Il ne se distingue ni par l'éclat des descriptions, ni par la profondeur de l'analyse psychologique*, so können wir diesem Urteil durchweg zustimmen. Wenn er indes fortfährt: *Il nous émeut cependant, parce qu'il nous fait pénétrer dans la vie d'une âme humble qui s'attache aux êtres et aux choses humbles comme elle*, so möchten wir diese der hier vorliegenden Flaubertschen Erzählung beigemessene Wirkung doch mehr in bezug auf das Gemüt des jungen Mädchens als auf das des Jünglings zugeben. Die Geschicke eines Mädchens in dienender Stellung, ihre Beziehungen zur Herrin, ihre Hilfeleistungen in Küche und Kinderstube, ihre Aufopferung für die Kleinen im Hause, ihre Betätigung in der Pflege der Kranken und Gebrechlichen, ihre Liebe zu einem Papagei selbst noch nach dessen Tode, als er ihr in ausgestopftem Zustande wiedergeschenkt wird, und die dieses selbstlose Wesen ausfüllende engumgrenzte Welt, all das weist auf eine Verwendung des Büchleins in Mädchenschulen hin. Und da man keine allzu große Auswahl an sittlich durchaus einwandfreien Erzäh-

Digitized by Google

lungen namentlich für die reifere weibliche Jugend hat, so ist jede Bereicherung dieser Literatur willkommen zu heißen, zumal wenn wir es, wie hier, mit einem der namhaftesten Romanciers Frankreichs zu tun haben.

Sehr lesenswert ist neben der in dem *Cahier de Notes* gelieferten, schon genannten *Analyse de Cœur simple* (S. 1—6) noch die *Biographie de Flaubert* (S. 6—9) und besonders seine Würdigung als Schriftsteller (S. 9—12). Angesichts der Schwierigkeiten aber, die der Text namentlich durch den jedem modernen Romanschriftsteller eigentümlichen Wortschatz bietet, erscheinen mir die gegebenen Anmerkungen unzulänglich, zumal auch dadurch, daß sie in französischer Sprache sich darbieten, in der die Erklärung selbst vielfach so dunkel ist wie das zu Erklärende. Als Belege für meine Behauptung möge man das in den Noten zu 2, 32 *Tablier à bavette*, zu 6, 15 *La crapule*, zu 8, 29 *Claire-voie* Gesagte u. dgl. mehr ansehen.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) Dickens, A Christmas Carol. Herausgegeben von F. Schürmeyer. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 120 u. 57 S. 8. 1,60 *M*.
2) Dickens, A Christmas Carol. Herausgegeben von E. Dannheisser. Bamberg 1911, Buchner. 112 S. 8. 1,20 *M*.
3) Selections from Byron. Herausgegeben von L. Richter Bamberg 1911, Buchner. 123 S. 8. 1,20 *M*.

1. Die Ausgabe des Christmas Carol von Imm. Schmidt vom Jahre 1876 war eine durch Gründlichkeit und Sachkenntnis damals ungewöhnliche Leistung. Sie wurde erst wieder erreicht und zum Teil übertroffen durch die vorzügliche Ausgabe von Heim. Ihr darf sich die neueste von Schürmeyer an die Seite stellen. Nach dem Titel eine neue Auflage der den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechenden Ausgabe von Fischer, ist sie in Wirklichkeit eine völlig neue Arbeit, ausgezeichnet durch eine treffliche Einleitung (25 Seiten) und ausführliche Anmerkungen (57 Seiten). Die Einleitung gibt eine Biographie, eine Schilderung der englischen Weihnachtsgebräuche und einleitende Bemerkungen zu der Erzählung. Für eine neue Auflage möchte ich noch einige Zusätze vorschlagen: in der Einleitung eine weitere Ausführung der auf S. 25 gegebenen Andeutungen über den Aufbau der Erzählung und die Entwicklung des Grundgedankens; in den Anmerkungen Notizen über englische Münzen und Maße, die Bestandteile des plum pudding, die Beeren der Mistel, den Ursprung des Namens Roger de Coverley, das übliche englische Tischgebet.

2. Die Ausgabe von Dannheisser gibt eine kurze englische Biographie von drei Seiten, sehr knappe Anmerkungen (12 Seiten) und „ästhetische Bemerkungen“ (4 Seiten). Sie ist ein Bändchen einer neuen Sammlung, welche englische Meisterwerke vornehmlich vom ästhetischen Standpunkt erläutern will. Gewiß ist es gut, dem Schüler auch die Empfindung für die ästhetische Schönheit der Werke zum

Digitized by Google

Bewußtsein zu bringen und so sind die Bemerkungen S. 109—112 willkommen. (Übrigens gibt schon I. Schmidt eine derartige ästhetische Würdigung.) Aber die sachlichen Erläuterungen sind in dieser Ausgabe entschieden zu kurz gekommen.

3. Weniger vermissen läßt in dieser Hinsicht Richter in den 20 Seiten Wort- und Sacherklärungen der Selections from Byron, einem Bändchen derselben Sammlung. Die neun Seiten „ästhetische Bemerkungen" sind freilich in der Hauptsache nur Inhaltsangaben. Der Text, dem eine englische Biographie von vier Seiten vorausgeht, gibt auf 83 Seiten den vierten Gesang des Childe Harold, den Prisoner of Chillon, zwei Bruchstücke aus Cain und Manfred, die Schilderung des Genfer Sees (Ch. H. III), einige Strophen aus Don Juan und sechs kleinere Gedichte, darunter Fare thee well. Die Ausgabe kann denjenigen Lehrern empfohlen werden, die sich nicht mit den im Lesebuch oder in der allgemeinen Gedichtsammlung stehenden Proben aus Byron begnügen wollen.

Losheim (Bz. Trier). F. J. Wershoven.

J. Schmieder, Lektüre zur Geschichte aus Meisterwerken deutscher Geschichtschreibung. I. Teil. Von der germanischen Urzeit bis zur französischen Revolution. Für höhere Lehranstalten herausgegeben. Leipzig 1911, Ernst Wunderlich. VII u. 178 S. 8. geb. 2 ℳ.

Der Verfasser hat 1910 im gleichen Verlage ein gleiches Werk erscheinen lassen, das dem 19. Jahrhundert gewidmet war und in dieser Zeitschrift — Jahrgang 1910 S. 660 — angezeigt ist. Was dort über den Zweck des Buches und über die Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, gesagt worden ist, gilt auch von dem neuen Bande. Ich will mich deshalb hier mit einem Überblick über die Stücke begnügen, die der Herausgeber aufgenommen hat. Es sind im ganzen 22. Den Anfang macht Georg Steinhausen, aus dessen Germanischer Kultur der Urzeit die Darstellung des germanischen Volkscharakters abgedruckt ist, dann folgt Lamprecht mit Karls des Großen Persönlichkeit, Familien- und Hofleben, Giesebrecht mit Otto I. weltgeschichtlicher Stellung, B. Kugler mit den Kreuzzügen nach ihren Mißerfolgen und Wirkungen, Gustav Freytag mit der Schilderung des Rittertums, Treitschke mit zwei Stücken aus der Geschichte des Ordenslandes Preußen, Lamprecht mit drei Stücken über städtisches Dasein im späteren Mittelalter. Aus der Zeit der Reformation und Gegenreformation sind fünf Stücke aufgenommen: Buchwald, Luther im „heiligen" Rom, Arnold Berger, Luther auf dem Reichstage zu Worms, Hausrath, Luthers Lebensende und Lebensarbeit, L. v. Ranke, Karl V. und die Wiederherstellung der Inquisition. Zur Illustration der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges dienen die Stücke von D. Schäfer über Gustav Adolf und von G. Freytag über den Frieden des Dreißigjährigen Krieges. Sieben Stücke beziehen sich auf die brandenburgisch-

Digitized by Google

preußische Geschichte. Sie sind: Leopold v. Ranke, Die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten, W. Oncken, Die Erwerbung der preußischen Königskrone durch Friedrich III., G. v. Petersdorff, Würdigung König Friedrich Wilhelms I., R. Koser, Friedrichs des Großen Sorge für die Hebung des Bauernstandes und die innere Kolonisation, derselbe, Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege, derselbe, Friedrichs des Großen Volkstümlichkeit, und endlich W. Wiegand, Friedrichs des Großen Wesen und geschichtliche Stellung. Den Schluß macht die französische Revolution aus L. v. Rankes Vorträgen über die Epochen der neueren Geschichte. An die Stelle des Registers, mit dem das frühere Werk Schmieders schloß, sind hier alphabetisch geordnete Erläuterungen getreten, die auch gute biographische Nachrichten über die Geschichtschreiber bringen, aus deren Werken der Herausgeber die einzelnen Stücke entnommen hat.

Halle a. S. O. Genest.

Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten gemeinsam für alle Schularten. Neu bearbeitet von Julius Koch. VIII. Teil: Lehraufgabe der Unterprima: Von den Anfängen der Germanen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VIII u. 256 S. 2,80 ℳ.

Das an die Stelle von Schenks Lehrbuch getretene Buch von Julius Koch weist im Wortlaut wie in der Anlage viele eingreifende Veränderungen auf; es können daher die beiden Ausgaben nicht nebeneinander in der Klasse benutzt werden; in noch höherem Grade ist dies der Fall bei dem früher von Wolff verfaßten Oberprimateil, der von Julius Koch völlig neu gearbeitet ist. Gleich der Titel läßt diesen Unterschied hervortreten; Schenks Ausgabe A war für Gymnasien bestimmt, Kochs Buch soll gemeinsam für alle Schularten sein.

Im übrigen bietet es aber jetzt durchweg recht Anerkennenswertes; so ist die Zusammenfassung größerer Zeiträume bei der Darstellung der kulturellen Verhältnisse wohl angebracht, ebenso die Beseitigung manches Ballastes aus der Geschichte des Mittelalters. Besonders einverstanden ist Referent andererseits mit zwei Erweiterungen gegenüber der bisherigen Fassung von Schenk-Wolff.

Erstens ist die Geschichte der bedeutendsten außerdeutschen Staaten Europas eingehender behandelt worden; der Primaner erhält da das für die Gegenwart so notwendige Bild von der Entwicklung der großen modernen Kulturstaaten und ihrer Beziehungen zueinander; dieser Gesichtspunkt ist bisher, soweit Ref. sehen kann, nur in Brettschneiders bekanntem Hilfsbuch zur Geltung gekommen.

Ebenso nützlich und nötig erscheint dem Ref. die zweite Erweiterung, eine eingehende Darstellung der Entwicklung der territorialen Verhältnisse in Deutschland, wie sie besonders in § 28 gegeben ist. Doch ist dort S. 117 unten „Nach der Zerstückelung Sachsens“ und „nach Heinrichs des Löwen Fall“ anscheinend zeitlich geschieden; den Schüler, der das liest, könnte dieser Ausdruck irreführen.

Digitized by Google

Koch will ferner grundsätzlich nicht bloß das bieten, was durchgenommen und eingeprägt werden kann, sondern dem Primaner ein Buch in die Hand geben, das ihn zu selbständiger Betrachtung der Weltgeschichte anregen und auch über die Schulzeit hinaus begleiten kann. Auch Ref. hält dies für richtig; allerdings ergeben sich daraus für den Lehrer Schwierigkeiten. Manchem Lehrer wird es nicht leicht sein, über das im Lehrbuch Gebotene hinaus den Lehrstoff anregend zu behandeln, ohne sich auf Einzelheiten einzulassen; oft wird auch nur ein Bruchteil der Schüler unermüdlich und angeregt genug sein, um das Gebotene auszunutzen.

Wenn aber einmal dieser Grundsatz durchgeführt wurde, dann hätten auch die eingehenden, lebhaften Kulturschilderungen Schenks und seine breitere Behandlung der Kunstgeschichte bleiben können. Sehr richtig ist andererseits die Weglassung der „Grundrisse"; denn jeder Primaner muß eigentlich die Sammlung von Luckenbach besitzen. Die beiden letzten Kapitel 10 und 11 hat der Verfasser nicht neu fassen können; einiges ist verändert. Wenig geeignet erscheint dem Ref. die Bezeichnung Luthers als „Revolutionär" (S. 186), die veränderte Fassung des einleitenden Satzes zum § 51 (S. 220). Wenn (S. 230) Tillys Name vollständig gegeben werden sollte, so müßte es nicht Johann Tserclas von Tilly, sondern Graf T'serclaes heißen: ein Vertreter dieses Geschlechts befindet sich heute in hervorragender militärischer Stellung in Belgien. Ein recht störendes Versehen findet sich S. 240: Bayern wurde der Besitz der K u r - und der Oberpfalz bestätigt; richtig hat die alte Ausgabe (S. 228): Bayern wurde der Besitz der Kur und der Oberpfalz bestätigt. Beiden Ausgaben fehlt der Hinweis: der Erbe Friedrichs V. (Pfalz-Simmern) erhielt die Rhein pfalz (Kurpfalz) zurück, dazu die für ihn geschaffene (8.) Kur. Auch in dem Oberprimateil (S. 57 A.) ist die Darstellung über die Kurpfalz nicht klar und lückenlos. Und der Schüler, der S. 241 unten von acht Kurfürsten liest, muß sich fragen, woher kommt denn der achte?

Einiges erschien dem Ref. beim Durchlesen fraglich: S. 2 die Bestimmtheit der Namensherleitung „Welsche" und „Germanen". Der Keltenzug (S. 2) ging doch nicht nur südlich, sondern auch rückwärts (Italien bis Galatien); von einem germanischen „Staat" (S. 3) kann man wohl kaum sprechen; S. 5 ist „Harisliz" nicht erklärt. S. 7 war mehr von dem altgermanischen Haus (F a c h w e r k) und Dorf zu geben. Sind die Bezeichnungen Thonaraz und Wodanaz (S. 8) sicher? Übertrieben erscheint die Bezeichnung der Frau als Last- und Arbeitswesen (S. 9). Die Landnot war doch hervorzuheben unter den Gründen der germanischen Wanderungen (S. 11). Ist die apostolische Begründung des römischen Bistums (S. 25) eine Tatsache, der Übertritt zum Christentum die Folge auch des Zwanges? Haben die Burgunden und Westgoten ihren Reichen einen längeren Bestand d a d u r c h gesichert, daß sie zum Katholizismus übertraten?

Ref. hält es nicht für richtig, Justinian den „Großen" zu nennen

Digitized by Google

(S. 28); mit solcher Bezeichnung kann man garnicht sparsam genug sein; sie ist auf allgemein anerkannte Größen zu beschränken. Die Vandalen sind leider auch in diesem trefflichen Buche immer noch zu schwarz geschildert (S. 32). Bei Pippin und Karlmann (S. 46) hätte die Steigerung der religiösen Empfindung erwähnt werden können, sie ist von Bedeutung für die Stellung der Karolinger zur Kirche. Daß Heinrich IV. in Deutschland fast 20 Jahre in Ruhe geherrscht hat (bis 1105), und wie beliebt er beim Volke war, könnte stärker betont sein. S. 220 fehlt in Z. 2 von unten bei „s. S." die Zahl 205. S. 229 ist der Ausdruck „entgegen den Bestimmungen des Majestätsbriefes" nicht klargemacht.

Doch das sind nur Kleinigkeiten, die gegenüber dem ausgezeichneten Eindruck, den das ganze Buch hinterläßt, nicht besonders in Betracht kommen können. Der Ausdruck ist meist gut gewählt und doch lebendig und warm, der Stoff ist klar und gut geordnet; die Vertrautheit mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung tritt überall hervor. Es fehlt hier an Raum, um alles zu erwähnen, was Ref. als besonders gut empfunden hat. Besser als früher ist z. B. § 51, 1: der Protestantismus in Frankreich bis 1589; nötig war die Ergänzung § 34, 1 und 2 (Frankreich und das Ende der Kreuzzüge, Frankreich und das Papsttum), das fehlte ganz bei Schenk; treffend ist S. 112 A. die Bemerkung über die Hohenstaufen! Denn Heinrich IV. war in Wahrheit der letzte germanische Volkskönig.

Es gibt jetzt schon mehrere gute geschichtliche Lehrbücher; zu ihnen dürfen wir auch das von J. Koch rechnen. Und so kann Ref. wohl mit dem Wunsche schließen, daß das Lehrbuch von Julius Koch recht vielen Primanern den Weg zur geschichtlichen Erkenntnis bereiten möge.

Großlichterfelde. Johannes Walter.

---

1) G. Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, unter Mitwirkung von H. Apel, J. Gebauer, P. Groebe, R. Kern, G. Koch, Th. Lenschau, P. Osswald, P. Pape, W. Reichart, W. Rosenfeld, W. Trockels. III. Teil für Obersekunda: Altertum. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VIII u. 201 S. 8. geb. 2 ℳ.

2) G. Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, unter Mitwirkung usw. IV. Teil für Unterprima: Von 30 v. Chr. bis 1648 n. Chr. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VIII u. 236 S. 8. geb. 2,20 ℳ.

Wenn ein neues Lehrbuch erscheint, hat es gegenüber den schon vorhandenen derselben Disziplin seine Daseinsberechtigung durch besondere Vorzüge zu erweisen; das wird bei geschichtlichen Lehrbüchern um so mehr der Fall sein müssen, als es eine nicht geringe Zahl von solchen gibt, die den heute an ein Lehrbuch der Geschichte zu stellenden Anforderungen im allgemeinen genügen. Wie verhält sich nun zu diesen Anforderungen das neue, hier in zwei Bänden vorliegende Unternehmen und besitzt es solche Vorzüge?

Digitized by Google

Da unmöglich ein Mann, selbst von ungewöhnlicher Arbeitskraft, die verschiedenen Gebiete der Geschichte gleichmäßig beherrschen kann, so hat der Verfasser, um überall eine Darstellung aus dem Vollen zu geben und dieselbe in Übereinstimmung mit dem Stande der neuesten Forschung zu bringen, sich mit einem Stabe von Mitarbeitern umgeben, von denen jedem ein Spezialgebiet zur Bearbeitung zugewiesen ist. Dieses Verfahren, mit gutem Erfolge schon wiederholt bei größeren Geschichtsdarstellungen angewandt, wird sich auch bei Schulbüchern bewähren, wenn es gelingt, die einzelnen Teile möglichst gleichartig herzustellen und trotz der verschiedenen Bearbeiter ein einheitliches Werk zu schaffen. Hierüber zu wachen, ist Aufgabe des Redaktors, der nicht nur allgemeine Richtlinien anzugeben hat, sondern auch die Einzelleistungen genau prüfen und etwaige Ungleichartigkeiten beseitigen muß. Im großen Ganzen scheint diese Aufgabe in den beiden hier zur Besprechung stehenden Bänden glücklich gelöst zu sein; wenigstens sind mir, abgesehen von einer übermäßigen Vorliebe für das Fremdwort im griechischen Teile, Unstimmigkeiten wichtigerer Art nicht aufgefallen, da die unverhältnismäßig ausführliche Behandlung der orientalischen Geschichte sowie der deutschen Kulturgeschichte auf Absicht beruht. Leidet aber die Bearbeitung im ganzen nicht unter dieser Arbeitsteilung, so hat die wissenschaftliche Genauigkeit dadurch gewiß gewonnen: überall merkt man die Bekanntschaft mit den neuesten Forschungen, und vorsichtig sind ihre Resultate in den Text aufgenommen. Stehen sie nicht fest, so sind sie entweder übergangen (z. B. beim Hannibalswege), oder durch ein „wahrscheinlich", „wie es scheint" oder einen ähnlichen Zusatz gekennzeichnet (vgl. III S. 59 Z. 20).

Wie sich bei der Beurteilung einzelner Vorgänge nie völlige Übereinstimmung erzielen lassen wird, so bleiben natürlich auch hier eine Anzahl Stellen, gegen die man Widerspruch erheben kann, ja einzelne, die, trotz der Sorgfalt und trotz der Spezialkenntnis der Verfasser, berichtigt werden müssen. So zeigt, um einiges anzuführen, der Stein von Rosette an zweiter Stelle nicht eine ägyptische Inschrift mit griechischen Buchstaben (III S. 18 Abs. 5), sondern demotische Schrift. — Die Periöken für dorischer Abstammung zu halten (S. 59 Abs. 3), kann ich mich nicht entschließen; sie dürften doch wohl der Hauptsache nach Achäer gewesen sein. — Die Erklärung des Begriffes der Philosophie, die „unter Ausschaltung des Glaubens an die Gottheit" das Wesen der Welt zu erklären sucht (S. 70 Abs. 2), könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben; schalten doch gerade die bedeutendsten Philosophen, wie Sokrates-Platon und Kant, diesen Glauben nicht aus. — Unter Opisthodomos versteht man, bei den bekannteren griechischen Tempeln wenigstens wie dem Parthenon und dem Zeustempel, etwas anderes als die Schatzkammer (S. 72 unten); es ist die ganz schmale Hinterhalle, die — entsprechend der Vorhalle — der eigentlichen cella angeschlossen ist (siehe Luckenbach, Kunst u. Geschichte[8], I Fig. 94). — Unverständlich bleibt die Begründung für die Wahl

Digitized by Google

des persischen Anmarsches 490 mit der schwachen athenischen Flotte (S. 75 Abs. 3) im Gegensatz zu 492; die athenische Flotte war 490 vielleicht noch etwas stärker als 492, da in der Zwischenzeit wenigstens einige Schiffe neugebaut sein werden. — Daß das spartanische Hilfsheer große Eile hatte, den Athenern bei Marathon zu Hilfe zu kommen (S. 76 Abs. 1), ist nicht erwiesen; das gegenseitige Verhältnis und die ganze spartanische Politik macht das Gegenteil wahrscheinlicher. — War wirklich der Rückzug des Pausanias bei Platää fingiert (S. 79 Abs. 1) und entsprang er nicht vielmehr einem Gefühl der Unsicherheit beim griechischen Oberkommando? — M u ß t e Themistokles 479 die innere Politik und den Mauerbau leiten (ebenda)? Nach dem glänzenden Erfolge vom vorigen Jahre, wäre wohl sein Platz an der Spitze der Flotte gewesen; feindliche Einflüsse mögen ihn schon damals zurückgedrängt haben. — S. 87 Abs. 4 wird als erster Höhepunkt der griechischen bildenden Kunst die Zeit des Perikles genannt, nach S. 112 Abs. 1 erreicht sie den Höhepunkt überhaupt erst im hellenistischen Zeitalter; das ist ein Widerspruch, der wohl auch eine Überschätzung der hellenistischen Kunst enthält. Bei aller Hochachtung für ihre Werke, namentlich angesichts der pergamenischen Skulpturen, muß doch wohl die Zeit des Phidias als unübertroffen gelten. — Um nicht lebend in die Hände Alexanders zu fallen, wurde Darius von Bessus ermordet (S. 114 Abs. 3)? Wollte nicht vielmehr Bessus sich des lästigen Gefangenen entledigen, um schneller fliehen zu können? — Der Vertrag zwischen Rom und Tarent betreffs des Lacinischen Vorgebirges darf nicht alt genannt werden (S. 136 Abs. 3); er war erst einige 20 Jahre vor Ausbruch des Krieges geschlossen. — Die Beamten gingen nicht nur aus dem Senat hervor (S. 156 Abs. 3), vielmehr wurden viele Römer überhaupt erst für den Senat reif, nachdem sie gewisse Ämter bekleidet hatten; spricht doch Verfasser selber (S. 170 Abs. 4) von der Ergänzung des Senates aus den gewesenen Quästoren. — Trotz der Beseitigung des Ackergesetzes soll der Kern der Gracchischen Gesetzgebung unangetastet geblieben sein; ja was hält denn der Verfasser für diesen Kern, wenn nicht das Ackergesetz (S. 165 Abs. 4)? — Nicht erst seit Sulla trat für die oberen Ämter eine zweijährige Dauer ein (S. 171 Nr. 8), sondern schon nach 150, seit Einsetzung der quaestiones perpetuae. — Von Sulla wird die Servianische Stimmordnung wiederhergestellt (S. 169 Nr. 1); worin diese aber bestand und wann sie abgeschafft wurde, ist nirgends gesagt (weder S. 140 noch 157). — Durch die Beseitigung des Antonius im Jahre 30 war tatsächlich das Kaiserreich begründet; es braucht dafür nicht das Jahr 27 trotz seiner anerkannten Bedeutung für die Entwicklung des Prinzipats eingesetzt zu werden (IV S. 1). — Die berühmte Straße über das Forum hieß sacra via, nicht umgekehrt (S. 20 Abs. 2). — 1328 sterben in Frankreich nicht die Karolinger aus (S. 139 Mitte), sondern die ältere Linie der Kapetinger. — Zur Bekämpfung der Reformation wurde in Trient die Inquisition nicht e i n g e s e t z t (S. 184 Abs. 2), sondern e r n e u e r t; eingesetzt war sie schon durch Innocenz III. — Opitzens

Digitized by Google

Büchlein von der deutschen Poeterei erschien 1624, nicht 1625 (S. 205 Abs. 2). — Daß Wallenstein bei seinem zweiten Generalat der unumschränkte Oberbefehl zugestanden sei (S. 217 Abs. 2), dürfte nach den neuesten Untersuchungen (Ritter, Hist. Zeitschr. Bd. 97 S. 241) zu berichtigen sein; solange W. im Sinne des Kaisers handelte, ließ man ihm freie Hand, sobald er sich mit den kaiserlichen Absichten in Widerspruch setzt, greift der Kaiser durch direkte Befehle auch an die Unterfeldherren ein, ohne daß ein Zweifel an dem Rechte dazu in der Korrespondenz zwischen Wallenstein und dem Kaiser laut geworden wäre.

Eine zweite wichtige Anforderung an ein gutes Geschichtsbuch ist eine klare, leicht verständliche Darstellung, die, alle Härten im Satzbau und alle Schwierigkeiten im Ausdruck vermeidend, den Stoff in fortlaufender Erzählung gibt und vor allem die Zusammenhänge aufdeckt. In dieser Beziehung steht unser Lehrbuch im Gegensatz zu manchem andern auf einer erfreulichen Höhe: es ist eine Erquickung, von Abschnitt zu Abschnitt neben einer angemessenen Sprache immer dieselbe durchsichtige Klarheit, welche die größten Schwierigkeiten des Stoffes überwindet und restlos dem Verständnis nahebringt, zu finden; dazu dienen auch am Ende einzelner Abschnitte kurze zusammenfassende Rückblicke, die natürlich zuerst gemeinsam von Lehrern und Schülern erarbeitet werden müssen. Einige Verbesserungsvorschläge, die trotzdem auch hier nötig erscheinen, beziehen sich nur auf weniger wichtige Einzelheiten. So ist von den Ausdrücken „ersterer" und „letzterer", die man möglichst vermeiden sollte, ein maßlos häufiger Gebrauch gemacht, wofür man Belege fast auf jeder Seite findet; bei der Vergleichung des Plautus und Terenz dürfen als charakteristische Merkmale nicht die Attribute „volkstümlich derb" und „früh verstorben" gegenübergestellt werden (III S. 163 Abs. 2); zweimaliges „die die" kurz hintereinander (III S. 115 Abs. 1 u. 2) klingt nicht schön, ebenso nicht ein unmittelbar wiederholtes „zunächst" (III S. 90 Abs. 1), oder mit kurzem Zwischenraum „währenddessen" (IV S. 216 Abs. 4 u. S. 217 Abs. 5); „das Eindringen im Gebiet des Euphrats" (III S. 19 Abs. 3) widerspricht dem Sprachgebrauch; „Reisekaiser" (IV S. 18 Abs. 4), wenn auch von Hadrian gebraucht, klingt abgeschmackt; in dem Satze „nach römischem Vorbilde war zunächst das Königsgut, d. h. von Abgaben, vor allem von Gerichtsgefällen, frei" fehlt wohl ein Wort wie „immun" hinter „Königsgut" (IV S. 59 Mitte); als Plural von Schoß = Schößling ist mir „Schussen" (I S. 127 Abs. 2) nicht bekannt; statt „monatlich" muß es zur Bezeichnung der Zeitdauer „monatig" heißen (III S. 114 Abs. 1, S. 133 Abs. 1). Die Freiheit im Gebrauche der Fremdwörter geht, namentlich in der griechischen Geschichte, zu weit: honnett (III S. 51 Abs. 2), Illustrierung (S. 72 Abs. 1), Revision (S. 76 Abs. 4), aktionsfähig, Invasionsheer (S. 78 Abs. 1 u. 3), respektierte (S. 83 Abs. 1), Konkurrenten (S. 89 Abs. 3), kassiert, imponierte (S. 91 Abs. 2), informieren, Publizistik (S. 111 Abs. 1 u. 3), konkurrieren (S. 140 Abs. 4),

Digitized by Google

kombiniert (IV S. 23 Abs. 2), designieren (S. 55 Abs. 2), Tendenz (S. 77 Abs. 3), Kontrast (S. 134 Abs. 2).

Bei der heutigen Wertschätzung von Zweigen des Geschichtsunterrichts, die man früher wenig oder gar nicht beachtete, bedarf es, um Zeit zu gewinnen, auf der Oberstufe einer strengen Sichtung des Stoffes; davon wird besonders die ganze Kriegsgeschichte und die politische Geschichte des Mittelalters betroffen werden. Während nun hierin eine wünschenswerte Kürzung in den vorliegenden Büchern vielfach eingetreten ist, sehen wir die Kulturgeschichte mit einer Breite und Ausführlichkeit behandelt, die über das Maß des für die Schule Notwendigen und Zweckmäßigen hinausgeht. Es sind zuviel derartige Abschnitte eingefügt; das hätte nur am Ende größerer Perioden geschehen sollen, dann wären auch häufige Wiederholungen von Einzelheiten mehr vermieden worden. Besonders im Teil für Unterprima ist den kulturgeschichtlichen Betrachtungen ein zu breiter Raum bewilligt; ich erwähne dazu insbesondere die Abschnitte über die Entwickelung der einzelnen Stände und die Behandlung der außerdeutschen Kulturgeschichte. Nicht immer scheint mir auch genügend das Wichtige von dem Unwichtigen geschieden zu sein: sonst hätten z. B. nicht die Schnapphähne und die Kraut- und Zaunjunker genannt (IV S. 159 Abs. 3), so wichtige Dinge aber wie Roland, Landwehr, Hansa, Feme, goldene Bulle entweder gar nicht oder zu kurz erwähnt werden können. Und bei der Kunst der Altertums durfte neben Iktinus und Kallikrates nicht Mnesikles (S. 87 unten), neben dem Doryphoros des Polyklet nicht der Diskobolos des Myron (S. 88 oben), bei Praxiteles nicht seine berühmte Darstellung des Hermes (S. 112 oben), bei den Ausgrabungen von Troja, Olympia und Pergamon nicht ein Schliemann. ein Dörpfeld, ein Curtius, ein Humann unerwähnt bleiben. Dafür war lieber auf die dreimalige Angabe zu verzichten, daß Pompejus das erste steinerne Theater in Rom erbaute (S. 179 Mitte, S. 191 Abs. 6, S. 192 Abs. 4), oder auf den wiederholten Hinweis, daß es zur Zeit Cäsars 320 000 Almosenempfänger in Rom gab (S. 183 Abs. 2 u. S. 193 Abs. 4). Aber auch der politische Stoff bedarf einer gründlichen Durchsicht: erfreulichen Kürzungen und Auslassungen gegenüber ist nämlich vieles durchaus Entbehrliche in die Darstellung neu hineingebracht; das betrifft vor allem die ausführliche Behandlung der orientalischen Geschichte. Bei aller Hochachtung vor den neuen Forschungen auf diesem Gebiete wäre hier weniger mehr gewesen. Alle wichtigen Fragen können auch bei der kürzeren Darstellung, wie sie in den übrigen Lehrbüchern üblich ist, erörtert werden, dazu bedarf es nicht der Namen wie Schoschenk (S. 12), Hophra (S. 13), Kossäer (S. 21), um nur etwas zu erwähnen; soll die in dem vorliegenden Buche beliebte Behandlung auch nur einigermaßen erledigt werden, so geht das Sommersemester darüber hin. Auch in die griechische Geschichte ist, um den Zusammenhang in der Entwickelung der zerstreut wohnenden Griechen darzutun, manches aufgenommen, was bei dem Mangel an Zeit nicht so genau behandelt werden kann. Das betrifft besonders

Digitized by Google

die sizilische, in noch höherem Maße die spätgriechische Geschichte: Namen wie Ipsos, Triparadeisios, Korupedion, Sellasia dienen zum Beleg. Ähnlich verhält es sich mit der oströmischen Geschichte im Unterprimateil (S. 97 f.).

Ganz und gar überflüssig endlich ist bei vielen Ereignissen die Datumangabe; nur bei ganz wichtigen Gelegenheiten ist nichts dagegen einzuwenden; dazu rechne ich Tage wie 10. Dez. 100, 30. Juli 101, 6. Okt. 105 (III 166 f.) nicht; ebenso sollte bei den Heeresstärken (150 000 bei Telamon, 6000 zur Posicherung, 22 000 gegen Teuta; vgl. III S. 145 f.) die äußerste Beschränkung geübt werden. Dagegen scheint mir das persönliche Moment vielfach zu kurz zu kommen, wie aus der Behandlung des Demosthenes, Sulla, Cicero ersehen werden mag; hierauf muß noch immer der Hauptwert in Schulbüchern gelegt werden.

Nun wird ja freilich eingewendet, daß ein Schulbuch nicht nur Lernbuch, sondern auch Lesebuch sein soll, daß es also unbedenklich mehr bringen darf, als vom Schüler verlangt wird. Bis zu einem gewissen Grade wird das der Fall sein müssen; dabei ist aber immer zu bedenken, daß bei ausführlichem Lesestoff unwillkürlich die Behandlung in der Klasse ausführlicher und die Anforderung größer wird, und deshalb muß man sich sehr genau überlegen, welchen Abschnitten man etwa diese Vergünstigung zuteil werden lassen darf; die oben genannten vermag ich nicht dazu zu rechnen.

Die wichtigste Forderung mit, die heute an den Geschichtsunterricht gestellt wird, betrifft bürgerkundliche Belehrungen; dazu kann das Lehrbuch sehr viel beitragen, wenn es reichliche Hinweise enthält. Anfänge sind damit auch schon in älteren Büchern gemacht; wie verhält sich unser Unterrichtswerk dazu? Tut besonders der Band für alte Geschichte, die vor allem für das Verständnis unserer Staatseinrichtungen nutzbar gemacht werden muß, seine Pflicht? Hier steht zu meiner Freude das Buch völlig auf der Höhe und bringt eine Menge Anregungen, wie folgende Beispiele zeigen: Passives und aktives Wahlrecht (III S. 65 Mitte), Strafrecht und bürgerliches Recht (S. 66 Abs. 2), Ersatzgeschw rene, Konservative (S. 82 Abs. 2), Zölle, Getreideeinfuhr (S. 84 Abs. 2 u. 3), Transitverkehr (S. 85 Abs. 1), Allgemeine Wehrpflicht (S. 103 Abs. 3), Matrikularbeiträge (S. 123 Abs. 2), Feststellung des Personenstandes (S. 139 Abs. 3), Staatshaushalt (S. 140 Abs. 1), Zolleinnahmen (S. 174 oben), Zivilversorgung, Erbschaftsteuer (IV S. 4 oben), Minister, Reichskanzler (S. 11 Abs. 3), Kontrollversammlung (S. 60 Abs. 3), Ostmarkenpolitik (S. 67 Abs. 2), Partikularismus (S. 69 Abs. 3). Was kann man an der Hand dieser Stichwörter nicht alles für moderne Einrichtungen erörtern!

Auch ein sauberes Äußeres und ein sorgfältiger Druck gehören zu den unerläßlichen Bedingungen eines guten Schulbuches: jenes ist lobenswert, dieser sehr der Verbesserung bedürftig, wie folgende Fehler zeigen: überuommen (statt übernommen III S. 21 oben), die Bablyonier (S. 24 Abs. 4), Opishodomos (statt

Digitized by Google

Opisthodomos S. 72 unten), Dionvs (statt Dionys S. 107 unten), auf auf ihm (statt auf ihm S. 151 Abs. 5), Appollo (S. 193 Abs. 3), Normanen (IV S. VIII unten), zum vollem Recht (S. 24 unten), wie die römische; Einquartierung (statt röm. Einq. S. 37 Abs. 3), Longobarden (S. 38 unten), Exarachat (S. 48 oben), Rudolfs II (statt II. S. 56 Abs. 1), Muhamed (S. 65 Abs. 3), er entzog sich dieser Pflichten (S. 94 oben), Sassasiden (S. 98 Abs. 4), nie (statt ein S. 127 unten), man machte einen seiner Anhänger den Prozeß (S. 131 Abs. 3), § 117 (statt § 116 S. 153 Abs. 3), einem offenem Bruch (S. 198 Abs. 3). Bei genauerer Durchsicht des Druckes werden sich auch Unstimmigkeiten vermeiden lassen wie Thessalonike, Thessalonich, Thessaloniki (III S. 154 Abs. 3, S. 147 Abs. 4, IV S. 31 Abs. 2), Ludolf, Liudolf (IV S. 70 oben, S. 71 Abs. 2), Sicilien, Sizilien (IV S. 145 Abs. 3), Speyer, Speier (IV S. 84 Abs. 2, S. 122 Abs. 2), slavisch, slawisch (IV S. 71 Abs. 4, S. 86 Abs. 1), Entwicklung, Entwickelung (III S. 111 unten, S. 124 Abs. 2), andererseits, andrerseits (III S. 105 Abs. 3, S. 102 Abs. 2), Reiches, Reichs (IV S. 209 Abs. 2 u. 3), Margarethe, Margarete (IV S. 186 Abs. 4, S. 188 Abs. 2), Geschichtschreiber, Geschichtsschreiber (IV S. 64 oben); überflüssig ist überhaupt das verbindende s in Zusammensetzungen wie Geburtsstunde (IV S. 198 Abs. 3), Erbschaftssteuer (S. 4 oben). arbeitsscheu (S. 14 Abs. 1), Hilfssendung (III S. 74 Abs. 2). In Beispielen wie „solcher mathematischer Beschäftigung" (III S. 27 Abs. 2), „sämtlicher germanischer Stämme" (IV S. 49 Abs. 4), „zweier geistlicher Herren" (IV S. 213 oben) ist dem überwiegenden Sprachgebrauch gemäß beim zweiten Adjektivum die schwache Form vorzuziehen. Auch die Verwendung des Kommas widerspricht vielfach den üblichen Gesetzen und kann Verwirrung in den Köpfen der Schüler anrichten; ich erwähne: er erkannte, daß man .... könnte und verlangte deshalb (III S. 75 Abs. 2); Miltiades drängte den Themistokles zurück und die Neuschöpfung unterblieb (ebenda); um seinen Sieg auszunutzen, und wenigstens die Inseln zu befreien (S. 76 Abs. 3); im Frühjahr unterwarf sich Aegina und gleichzeitig dehnte Athen seine Macht aus (S. 82 Abs. 3); der Tod rief ihn von seinem Werke ab, das er .... bezeichnet hat, und das ihm einen Platz sichert (S. 111 Abs. 1), dagegen „jenes Grabmal, das die Fürstin errichten ließ und an dem die Künstler mitarbeiteten" (S. 112 Abs. 1); vergebens versuchte Konrad, dem Königtum eine stärkere Stellung zu verschaffen (IV S. 55 Abs. 2), dagegen „er bewog seinen eigenen Bruder Eberhard auf die Krone zu verzichten" (ebenda); der Bau seines Reiches war nicht genügend gefestigt um äußeren .... Gefahren trotzen zu können (S. 51 Abs. 2); sein Reich durch kein nationales Band zusammengehalten, löste sich auf (S. 53 oben).

Zur leichteren Einprägung und zur Förderung der Übersichtlichkeit sind, wie auch sonst, alle möglichen Mittel angewandt, wie Randbemerkungen, Überschriften, gesperrter Druck u. a. m.; als neues Hilfsmittel kommt hinzu die Einrahmung besonders wichtiger Zahlen, die vermutlich auf alle Fälle festgehalten werden sollen; diese Zahlen

Digitized by Google

müßten doch nun billigerweise **alle** in der am Ende befindlichen Tabelle fett gedruckt werden; das ist nicht der Fall, z. B. nicht bei 371 (Leuktra), 362 (Mantineia), 301 (Ipsos) u. v. a. Nach welchem Prinzip hier der Verf. verfahren ist, ist nicht ersichtlich, ebensowenig hat er sich darüber ausgesprochen, ob alle Zahlen der Tabelle gelernt werden sollen: bei manchen, wie 321 (Triparadeisios), 281 (Korupedion), 247 (Ptolemäus nach Iran), scheint das recht überflüssig.

Aus alledem erkennt man, daß sich der Herausgeber mit seinen geschichtlichen Lehrbüchern auf dem richtigen Wege befindet; offensichtlichen Vorzügen stehen aber noch einige Mängel gegenüber, die beseitigt werden müssen, wenn der Kampf mit den jetzt meist eingeführten Leitfäden erfolgreich sein soll.

Zerbst. G. Reinhardt.

Klemens Löffler, Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. Kempten und München 1911, Jos. Kösel. IV u. 199 S. kl. 8. 1 ℳ. (Sammlung Kösel Nr. 46.)

Als ich das vorliegende Bändchen zur Besprechung erhielt, empfand ich ein eigentümliches Gefühl der Beängstigung, etwa dasselbe wie beim Erscheinen eines neuen Motu proprio. Gerade weil die päpstlichen Kundgebungen eine unleugbare Beunruhigung in weitesten Kreisen hervorgerufen und im katholischen Deutschland zum Teil Unzufriedenheit, mindestens Kopfschütteln und Besorgnis erregt haben, erschien es mir ein gewagtes Unternehmen, daß nun die Geschichte der fünf Pius, der zwei Leo und Gregors, des Kamaldulensermönchs, zum Gegenstand der Betrachtung gemacht wurde. Liegt es doch nahe, daß die Vorgänge der Gegenwart in gewisser Hinsicht das Urteil auch über die Vergangenheit beeinflussen und so die strenge Sachlichkeit der Darstellung beeinträchtigen. Von dieser erklärlichen Befürchtung befreite mich völlig die Lektüre des Büchleins, das ich namentlich auf diesen Punkt hin prüfte. Die Einteilung des Stoffes war durch die Entwickelung des Papsttums in der bezeichneten Periode gegeben. Der Verfasser behandelt zunächst die Kämpfe und Leiden Pius' VI. und VII. bis zur Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815, darauf unter der Überschrift „Restauration und Reaktion" die Neuordnung des Kirchenstaates, die Regierung der drei folgenden Päpste und die italienische Einheitsbewegung, sowie den Zustand des Kirchenstaates während dieser Zeit. Der dritte Abschnitt liefert ein getreues Bild des Zeitalters Pius' IX., in dem das Papsttum die Höhe seiner kirchlichen Macht erreicht, der weltlichen Herrschaft verlustig geht. Im letzten Abschnitt wird das Pontifikat Leos XIII. und das Pius' X. geschildert. Der Konflikt zwischen Kirche und Staat wird mit vollkommener Unparteilichkeit behandelt und so auch die italienische Frage. Bezeichnet der Verf. es doch unverhohlen als „das Verhängnis des Kirchenstaates", daß er „solidarisch und unlösbar" mit einer habsburgischen Ordnung der Verhältnisse verknüpft wurde, „die den be-

Digitized by Google

rechtigten Wünschen der Nation entgegenstand" (S. 34). Über das verkehrte System der Reaktion unter Gregor XVI., das die Regierung „mit der Zeit um jeden Einfluß auf die besseren Volkskreise bringen mußte" (52 f.), die Anwendung extremer „Maßregeln nach mittelalterlicher Art", die gleiche Behandlung von gemäßigtem Liberalismus und politischem Radikalismus wird ruhig das Urteil gesprochen. Der Verfasser gesteht die Schwierigkeiten der Lage zu, hält aber Hergenröthers Verteidigungsversuch für zu weitgehend (S. 69) und fällt, ohne seiner religiösen Überzeugung etwas zu vergeben, nicht in die Rolle des Apologeten oder gar des Lobredners, wo der Historiker sein Richteramt erfüllen muß. Man lese nur einmal seine Schilderung des jungen ehrgeizigen Joachim Pecci (S. 117) oder den Abschnitt über die Vorliebe des Papstes Leo für die unartige „älteste Tochter der Kirche" (S. 137 f.). Zu den „großen Führern und Bahnbrechern der Geschichte" (S. 151) wird Leo nicht gerechnet. Dem Urteil eines Diplomaten, dem Salonpapst sei ein Sakristeipapst gefolgt, pflichtet der Verfasser insofern bei, als er ihm den Namen des „religiösen Papstes" gern zugesteht. Das Werkchen tritt mit keiner Silbe Andersgläubigen zu nahe und erhebt Einsprache gegen die immer wieder vorgebrachte Behauptung, „die Einigung Italiens sei allein das Werk der Freimaurer und der Feinde des Christentums, und der Haß gegen Kirche und Papsttum sei die eigentliche Ursache" für den Verlust der weltlichen Herrschaft. Nein: „Auch Antonellis starres 'Non possumus', das er allen Versuchen einer friedlichen Lösung entgegensetzte, hat einen guten Teil der Schuld" (S. 84). Der heutige unvereinbarte, aber tatsächliche modus vivendi ist eine Widerlegung dieses „non possumus". Vielleicht fragt der Leser, wie sich der Verfasser zu der Enzyklika Pascendi und dem Antimodernisteneid stelle. Er verkennt nicht, daß der Katholizismus heute „eine Krisis" durchmacht, „die noch zu manchen Konflikten mit dem kirchlichen Lehramte führen" werde, bestreitet aber, daß der Papst „gegen die moderne historische Denkweise" einen vernichtenden Schlag habe führen wollen (S. 180). Wenn er darauf hinweist, daß der bekämpfte Modernismus in Deutschland „nur spärlich vertreten" sei, so sagt er damit genug über die Notwendigkeit des Eides diesseit der Alpen.

Der Abriß der Papstgeschichte seit der französischen Revolution wird die Leser, gleichviel welcher Konfession sie angehören, fesseln und nicht unbefriedigt lassen.

Münster. S. P. Widmann.

Wohlrabe, Vom Alten Fritz. Ein Gedenkbuch zur zweihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages des Königs. Mit einer geographisch-geschichtlichen Karte, einem Faksimile, fünf Skizzen und 20 Abbildungen. Leipzig 1911, Dürrsche Buchhandlung. 212 S. 1,20 M.

Die übersichtlich gegliederten drei Hauptteile des Buches — Friedrich der Große in der Poesie; Aus dem Leben Friedrichs des

Großen, nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und zeitgenössischen Berichten; Friedrich als Friedensfürst — bringen eine große Fülle mannigfach interessanten Materials für die Würdigung des großen Königs. Der Verfasser hat sich die besondere Aufgabe gestellt, vornehmlich aus Dichtungen, Briefen, Schilderungen der Zeitgenossen und des Königs selber ein lebendiges Bild Friedrichs des Zweiten als Mensch, Kriegsheld und Herrscher zu gewinnen. Das ist ihm trefflich gelungen und seine Schrift kann namentlich auch als Jugendbuch warm empfohlen werden.

Magdeburg. A. Funck.

E. Schröder, Friedrich der Große. Lichtstrahlen aus seinen Schriften, gesammelt und übersetzt. Mit einem Bilde und einem Briefe Friedrichs des Großen. Dritte, vermehrte Auflage. Halle a. S. 1912, Gebauer-Schwetschke. 192 S. 8.

Die Ausstattung ist sehr ansprechend, die Auswahl geschickt; nur wenige bedeutungslose Worte stehen in der Sammlung. Über die Anordnung läßt sich streiten; so würden die wenigen Stellen über die Schule m. E. besser in dem Abschnitte „Der Mensch und seine Erziehung" stehen als bei „Religion und Theologie". Aus der Gruppe „Krieg und Frieden" verdient heutzutage eine Stelle aus einem Briefe an Voltaire herausgehoben zu werden. Sie lautet: „Jeder, der sich entschließt, sich einen hohlen Zahn ausreißen zu lassen, wird auch eine Schlacht liefern, sobald er einen Krieg beendigen will. Unter solchen Umständen Blut vergießen, heißt Blut schonen; man läßt seinen [besser: seinem] wahnsinnigen Feind zur Ader und gibt ihm seine gesunde Vernunft wieder". — Die Übersetzung ist im ganzen geschickt; manches könnte besser sein. Auf S. 3 z. B. hieße es statt „man muß nicht nachahmen" besser „man darf nicht n." oder „man soll nicht", „braucht nicht", je nach dem Sinn, der hineingelegt werden soll. Auf S. 6 ist das „auch" nach „selbst wenn" überflüssig. Auf S. 14 stört das Fremdwort „plaziert", auf S. 32 „usurpieren". Auf S. 17 ist der Satz „Das ist ein unveränderliches Gesetz, gegen welches die Fakultät sich umsonst widersetzen wird" fehlerhaft; es muß heißen: „gegen welches ... ankämpfen" oder „welchem ... sich widersetzen (widerstreben)". Die Zeichensetzung weicht vielfach von dem in der Schule und anderswo Üblichen ab; hier und da wird das Verständnis dadurch erschwert. Selbständigkeit des Geistes beweist man besser in anderen Dingen.

Dennoch ist die Auswahl mit Freuden zu begrüßen. Sie macht die reichen Gedanken des Großen Mannes jedermann leicht zugänglich, und namentlich jetzt, wo die Feier des 200. Geburtstages Friedrichs II. stattgefunden hat, wird sie vielen willkommen sein.

Elberfeld. Richard Jahnke.

Digitized by Google

Wilhelm Capelle, Gneisenau. Eine Auswahl aus seinen Briefen und Denkschriften. Band VIII der Sammlung: Deutsche Charakterköpfe. Mit 16 Bildertafeln. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. IV u. 174 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Der Herausgeber hat sich durch den Umstand, daß am 27. Oktober 1910 anderthalb Jahrhunderte vergangen waren, seitdem Neidhardt von Gneisenau das Licht der Welt erblickt hat, veranlaßt gesehen, in diesem prächtigen Buche dem „hohen Genius der Befreiungskriege" ein Denkmal zu setzen, das dazu bestimmt ist, dem Manne, der so Großes geleistet hat und doch nur von wenigen in seiner Größe gekannt wird, gerecht zu werden. Als Material standen ihm die Biographien Gneisenaus von Pertz und H. Delbrück, die Arbeiten Thimmes und Picks, sowie eine Anzahl von bisher nicht veröffentlichten Familien- und anderen Bildern zur Verfügung. Das Buch zerfällt in zehn Abschnitte, welche folgende Überschriften tragen: Aus der ersten Lebensperiode 1760—1806; Jena—Kolberg—Tilsit 1806—1807; Preußens Wiedergeburt I. Juli 1807 bis Juli 1809; Reise ins Ausland 1809—1810; Preußens Wiedergeburt II. Herbst 1810 bis Frühling 1813; „1813"; Vom Rheinübergang bei Caub bis zum ersten Pariser Frieden; Wiener Kongreß — Napoleons Rückkehr — Belle-Alliance — Zweiter Pariser Friede; Briefe verschiedenen Inhalts; Anhang. Die beigegebenen Bilder sind in der Mehrzahl Porträts von Gneisenau und männlichen und weiblichen Zeitgenossen, im übrigen Karten und Pläne von Kolberg und Darstellungen von Schlössern, die zu Gneisenau in Beziehung stehen.

Die Auswahl der Briefe und Denkschriften Gneisenaus ist sehr geschickt und wohl geeignet dazu, uns den Helden in seiner Größe lebendig vor die Augen zu stellen. Nicht bloß die Klarheit und Energie seines militärischen und staatsmännischen Denkens, sondern auch der Edelmut seiner Gesinnung, die Glut und Reinheit seiner Vaterlandsliebe, die Hingebung für seinen König, der ihm im Grunde genommen nicht einmal so wohlwollend gegenüberstand wie er es verdiente, die Liebe zu seinem Volke und die Zuneigung zu seiner Familie und seinen Freunden kommen in den aufgenommenen Schriftstücken Gneisenaus zu einem schönen Ausdruck. Besonders erfreulich ist es, daß diejenigen Briefe und Denkschriften hier abgedruckt sind, welche uns einen Begriff von dem unverwüstlichen Idealismus Gneisenaus geben, der ihn befähigte, auch in den trübsten Zeiten der Geschichte seines Volkes die Zuversicht auf den Sieg der eigenen gerechten Sache festzuhalten und in allen Nöten persönlicher Art sich mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung für das Ganze zu trösten. So ist das Buch besonders geeignet als Lektüre für die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten, und es sollte in keiner Bibliothek für diese fehlen. Die Ausstattung ist, wie man das bei den Erzeugnissen des Teubnerschen Verlages gewöhnt ist, sehr gut, der Preis mäßig. Dem Herausgeber gebührt für seine Arbeit der wärmste Dank.

Halle a. S. O. Genest.

Digitized by Google

1) Langls Bilder zur Geschichte. Nr. 76: Der Altstädter Brückenturm in Prag, Nr. 77: Der St. Veitsdom in Prag, Nr. 78: Der Altstädter Ring in Prag, Nr. 79: Das Lustschloß Belvedere in Prag, Nr. 80: Die St. Barbarakirche in Kuttenberg. Wien 1911, Ed. Hölzel. Preis unaufgespannt pro Blatt 2 ℳ, auf starken Deckel gespannt 3 ℳ.

Zu dem in der pädagogischen Welt seit langem beliebten und geschätzten Lehrmittel: „Langls Bilder zur Geschichte" sind jüngst fünf weitere Ergänzungsblätter erschienen, und zwar ein Zyklus der hervorragendsten Baudenkmäler des Königreichs Böhmen.

Das erste Bild — Nr. 76 — stellt den Altstädter Brückenturm in Prag dar, jenen altehrwürdigen Zeugen wildbewegter Zeiten. Seine charakteristischen Merkmale: der gewaltige Torbogen, die mit plastischem Schmucke überreich versehenen Stockwerke, die von Ecktürmen flankierten Zinnen und das steilaufragende Turmdach sind vorzüglich wiedergegeben und lassen uns ihn in seiner Gesamtheit als eines der edelsten Meisterwerke der Baukunst erscheinen.

Nr. 77 bringt die Hradschiner Veitskirche, die jetzt gerade ihrer Vollendung entgegengeht, in der ganzen Großartigkeit ihrer Anlage: die stolz aufsteigenden Spitzbögen, die unzähligen Säulen und Pfeiler, die hohen Fenster in den mannigfachsten Formen ihres Maßwerkes, das durchsichtige Steinstabwerk der mit tausend Ranken und Blumen aufwärts zeigenden Türme und Türmchen, alles atmet die Freiheit, Leichtigkeit und Kühnheit des gotischen Stils; und mit Befriedigung stellen wir fest, daß das ausgezeichnete Bauwerk stilrein vollendet ist, unberührt von den Einflüssen der Renaissance und des Barock.

Auf den Altstädter Ring in Prag führt uns das Bild Nr. 78. Links das alte Rathaus mit seinem mächtigen Turm und seinem berühmten Horologium, im Hintergrunde die Teinkirche, charakterisiert durch die ihr vorgebauten Bürgerhäuser mit den alten Lauben und gotischen Spitzbögen, das Ganze ein ehrwürdiges Stück Mittelalter, dessen künstlerische Harmonie trotz mancherlei Umbauten im einzelnen drei Jahrhunderte nicht zu stören vermocht haben.

Den Stil der italienischen Renaissance veranschaulicht uns — Nr. 79 — das Lustschloß Belvedere, welches unter den monumentalen Bauten des Hradschin eine bevorzugte Stellung einnimmt. Der luftige Arkadenbau auf massivem Fundamente, die zierlichen Säulengalerien mit ihrem plastischen Schmuck und das kühn geschwungene Dach vereinigen sich zu einem künstlerischen Ensemble, dem die schönen Parkanlagen ein ebenso reizendes wie stimmungsvolles Relief geben.

Den Schluß des Zyklus bildet — Nr. 80 — die St. Barbarakirche in Kuttenberg. Gleich einer Krone erhebt sie sich, indem die Architektur genial in die Landschaft eingefügt ist, auf dem höchsten Punkte der alten Bergstadt, wie der Prager St. Veitsdom ein Meisterwerk gotischer Baukunst. Die Großartigkeit des technischen Könnens scheint mit der instinktiven Sicherheit der Künstler in der Wahl des Standortes gewetteifert zu haben, um eines der reizvollsten Architekturbilder Böhmens zu erzeugen.

Digitized by Google

Die im vorstehenden besprochenen Bilder, ausgeführt in Ölfarbendruck und Sepiamanier, reihen sich alles in allem ihren Vorgängern würdig an. In Linie und Farbe ausgezeichnet, spiegeln sie das dargestellte Objekt getreu wieder. Der Lehrer der Geschichte und Erdkunde wird sie darum als treffliche Hilfsmittel gern willkommen heißen, da sie es ihm ermöglichen, seinen Vortrag durch lebenswahre Bilder in voller Gegenständlichkeit zu veranschaulichen. Auch die beigefügten Texte verdienen alle Anerkennung, da sie in klarer und knapper Darstellung alles bieten, was geschichtlich oder geographisch zum Verständnis der Bilder nötig ist.

2) Josef Beck, Leitfaden der Geschichte. In der einunddreißigsten Auflage herausgegeben von Ludwig Viereck. Karlsruhe 1911, G. Braun. XVI u. 268 S. kl. 8. 2,60 ℳ.

Ein Schulbuch, welches sich so großer Beliebtheit erfreut, daß es die 31. Auflage erlebt, hat ohne Zweifel den Beweis seiner Brauchbarkeit erbracht. Es darf also auf Grund seiner inneren Vorzüge wohl den Anspruch erheben, in seiner den Forderungen der Neuzeit entsprechenden Gestalt auch weiterhin zu Nutz und Frommen der Jugend sich in den Dienst der Schule zu stellen.

Die vorliegende Auflage ist eine völlige Umarbeitung, bei der, wie der Herausgeber im Vorwort mitteilt, die biographische Form aufgegeben und der Stoff, wie auch sonst üblich, nach der Zeitfolge geordnet und dargestellt ist. Der Natur der Sache gemäß sind nicht alle Perioden mit gleicher Ausführlichkeit behandelt; überall aber erkennt man, daß der Verf. bemüht ist, den geschichtlichen Sinn der Schüler zu bilden und den Boden für den Unterricht auf der Oberstufe zu bereiten. Der Stoff ist in allen Teilen sorgfältig ausgewählt und geschickt in größere und kleinere Abschnitte gegliedert. So weit es sich um führende Gestalten handelt, spielt das biographische Moment eine gewisse Rolle, dem sich passend eine knappe, treffende Charakteristik anschließt. Neben der Weltgeschichte im engeren Sinne, die bis zum Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. fortgeführt ist, kommt die Kulturgeschichte, die Geschichte der Kunst, der Literatur und Wissenschaft in ihren mannigfachen Äußerungen, soweit es im Rahmen eines derartigen Lehrbuches erforderlich ist, zu ihrem Rechte. Vor allem finden — namentlich in den die Neuzeit betreffenden Abschnitten — wirtschaftliche Fragen, deren Verständnis für die Beurteilung wichtiger Tagesfragen nötig ist, im Interesse der staatsbürgerlichen Erziehung sachgemäße Behandlung. Die Darstellungsweise ist, dem Verständnis der Jugend entsprechend, einfach und schlicht; temperamentvoll wird sie, wenn es gilt, die Herzen der jungen Leute für die Ideale der Menschheit zu begeistern.

Becks Leitfaden macht also auch in seinem neuen Gewande einen recht günstigen Eindruck. Sollte, was zu wünschen ist, sich demnächst eine neue Auflage nötig machen, so dürfte es sich empfehlen, einige Versehen und Unstimmigkeiten richtig zu stellen. Diese hier

Digitized by Google

einzeln aufzuzählen, erübrigt sich wohl. Ref. hat, was ihm aufgefallen ist, dem Verf. brieflich mitgeteilt und ihm seine Bemerkungen zur Verfügung gestellt. Erwähnt sei noch, daß auch die äußere Ausstattung des Buches Lob und Anerkennung verdient.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

---

1) Paul Pasig, Abriß der Staats- und Rechtskunde. Ausgabe B. Für höhere Schulen und verwandte Bildungsstufen. Leipzig 1911, Friedrich Jansa. IV u. 84 S., kl. 8. kart. 0,50 ℳ.

Pasigs „Abriß der Staats -und Rechtskunde für Schule und Haus" ist, wie der Verfasser im Vorwort der mir heute zur Besprechung vorliegenden Ausgabe mitteilt, bereits in fünfter Auflage erschienen, und dieser Erfolg hat das Erscheinen dieser erweiterten Ausgabe veranlaßt. Sie ist für höhere Schulen und verwandte Bildungsstufen bestimmt, scheint mir aber, um dies gleich von vornherein zu bemerken, für diese kaum geeignet zu sein. Denn das Buch bringt recht viel, was doch allzu elementar ist oder aus andern Gründen in einen solchen Abriß für höhere Schulen nicht gehört, wie z. B. die berühmte Geschichte von der angeblichen Veranlassung zur Stiftung des Hosenbandordens auf S. 48. Das gilt auch von den langen, zum Teil recht schlecht passenden Zitaten, vor allem aus der Glocke (S. 4, 5, 14, 18) und erst recht von dem gruseligen Bericht des Missionars Mackay über die Zustände in Uganda, der klar machen soll, wie es in despotisch regierten Staaten zugeht; ebenso von der Übersetzung aus fremden Sprachen stammender, aber völlig eingebürgerter und jedem Schüler höherer Lehranstalten sehr wohl bekannter Wörter wie direkt und indirekt, national und antinational, konservativ und liberal, Despotie und Opposition und unzähliger anderer: sie sind am Ende des Buches in dem Verzeichnis der erläuterten Fremdwörter und Fachausdrücke zusammengestellt. Bei der Übersetzung solcher Wörter greift der Verfasser nicht selten fehl: Opposition ist nach ihm eine andere Bezeichnung für Linke (S. 28), Anarchie bedeutet Unordnung (S. 16), Kriminalität Neigung zum Verbrechen (S. 59), Magna Charta wird einfach mit Große Karte (S. 45), international mit allvölkisch (S. 17) übersetzt; Dissident bedeutet eigentlich Getrennter, dann Freireligiöser (S. 23), Konkordate sind Eintrachtsbündnisse (S. 22).

Auch sonst finden sich viele Fehler und Halbwahrheiten, die auch dem Schüler schon unangenehm auffallen werden. So wird, um nur einiges anzuführen, auf S. 9 behauptet: „das Gesetz der pragmatischen Sanktion, das zunächst in Österreich bei der Thronbesteigung der Kaiserin (!) Maria Theresia zur Anwendung kam, ermöglichte auch weiblichen Nachkommen die Thronfolge". Mediatisierte Herrscher sind nach dem Verf. solche, „deren Reiche aufgelöst wurden (besonders seinerzeit durch Napoleon I.)" (S. 10); Wahlmänner sind Vertrauenspersonen, „die sich untereinander über ihren Abgeordneten einigen" (S. 15); am 18. Januar 1871 ist in Versailles an Stelle des

Digitized by Google

Norddeutschen Bundes ein „konstitutioneller Bundesstaat (Föderativstaat)... feierlich proklamiert worden" (S. 24); ein Nebenzweck der Strafe ist „die Besserung und die Abschreckung des Übeltäters" (S. 59); „unter den Strafen sind die Freiheitsstrafen die schwersten" (S. 61); „politische Vergehen finden ihren Ausdruck meist in Attentaten (Angriffe (so!) auf das Leben)" — und so geht es weiter. Erwähnt sei auch, daß der Verfasser nichts davon weiß, daß in Preußen das Medizinalwesen nicht mehr dem Kultusministerium unterstellt ist.

Oft geht er viel zu weit ins einzelne, so z. B. S. 38, wo er für alle deutschen Staaten die Matrikularbeiträge für 1910 und ihr Verhältnis zu denen des vorhergehenden Jahres angibt, auf S. 57 ff., wo sehr genaue Mitteilungen über Personen- und Sachenrecht, Mobilien und Immobilien usw. gegeben werden, und auf S. 67, wo die sog. Feriensachen einzeln aufgeführt werden.

Bei solcher oft recht störend wirkenden Breite ist es um so unbegreiflicher, daß sehr wichtige Dinge ganz fehlen oder nur ganz kurz berührt werden. So ist das Steuerwesen viel zu kurz abgetan; Deutschlands Heer und Flotte werden überhaupt nicht, die Machtbefugnisse des Kaisers zu dürftig behandelt. Über den preußischen Landtag ebenso wie über die anderen deutschen Landtage finden wir, obwohl für die Verwaltung der einzelnen Staaten ein besonderer Paragraph bestimmt ist, so gut wie nichts. Um so auffälliger ist es, daß in dem an sich dankenswerten „instruktiven" Überblick über die Verfassung und Verwaltung in einigen anderen Kulturstaaten (S. 43 ff.) ziemlich weitgehende Mitteilungen auch über die Volksvertretungen, selbst über den finnischen Landtag, gegeben werden. Bei der Schilderung des englischen Parlaments fehlen selbst die Gehälter der Vorsitzenden und der berühmte Wollsack des Lordkanzlers nicht (S. 47).

Die Scheidung „jedes Paragraphen in zwei im Druck unterschiedene Abteilungen, von denen die erste das Material bietet, das für die Unterstufe genügen dürfte, während die zweite, kleiner gedruckte, weitergehenden Ansprüchen entgegenkommen möchte", ist, wie manches andere auch, recht gut gemeint; aber soll denn wirklich schon auf der Unterstufe unserer höheren Schulen ein solches Buch gebraucht werden?

Der Herausgeber spricht in einem zur Empfehlung beigelegten Blatt die Hoffnung aus, daß der Ausgabe B ein ähnlicher Erfolg beschieden sein möge wie dem kürzeren Abriß; ich glaube, er wird sich darin täuschen.

2) Georg Vogel, Die staatsbürgerliche Erziehung an höheren Lehranstalten. Ein Beitrag zur Klärung einer pädagogischen Zeitfrage. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. IV u. 54 S. 8. kart. 1,20 ℳ.

Im Vorwort seiner sehr empfehlenswerten kleinen Schrift weist Vogel darauf hin, daß noch längst nicht genügend untersucht worden sei, auf welche Weise der staatsbürgerliche Unterricht in den Dienst der Erziehung für die Aufgaben der Gegenwart gestellt

Digitized by Google

werden solle, was doch die Hauptsache sei. „Denn es handelt sich nicht nur“, meint er mit Recht, „um das Verständnis für die Grundlagen unseres Staatslebens, sondern in erster Linie um die Charakterbildung“. Er weist dann weiter (S. 2) darauf hin, daß die staatsbürgerliche Erziehung der Schule teils — theoretisch — durch mündliche Unterweisung, teils — praktisch — durch andere Mittel gefördert werden könne. Inwiefern, was die praktische Seite betrifft, Kerschensteiners bekannte, zunächst für Fortbildungs und Fachschulen geltende Vorschläge auch für unsere höheren Schulen anzunehmen sind, darauf geht er nicht ein; er beschränkt sich vielmehr auf die Behandlung der mündlichen Unterweisung, die zweifellos für die genannten Schulen auch von großer Bedeutung sei. Seine Vorschläge, bei denen ihm Kerschensteiners Zielforderungen immer vor Augen stehen, sind sehr empfehlenswert. Gewiß sind sie nicht immer neu, aber die Art, wie sie hier aus einem warm empfindenden Herzen heraus begründet werden, kann nicht unwirksam bleiben. Vogel will nichts wissen von einer Menge von Einzelkenntnissen, wie sie so viele unserer massenhaft erschienenen Bürgerkunden leider dem Schüler aufdrängen wollen; als Ziel der staatsbürgerlichen Unterweisung schwebt ihm vielmehr vor, der Jugend das Verständnis für die Gegenwart zu erschließen und das nationale und soziale Gewissen in ihre Herzen zu pflanzen (S. 3) — ein schwer zu erreichendes, aber zweifellos schönes Ziel. Er möchte mit dazu beitragen, das neue Geschlecht dahin zu bringen, daß es sich bei seinem Handeln, „insbesondere im wirtschaftlichen Leben, nicht nur die Fragen vorlegt: Bringt mir das, was ich vorhabe, Nutzen, Freude oder Ansehen?, auch nicht bloß die Frage: Ist es nach dem Gesetze erlaubt?, sondern auch die: Wie wird meine Handlungsweise wirken?“ (S. 9).

Der Verfasser geht dann auf die einzelnen Unterrichtsgegenstände ein, die in den Dienst der staatsbürgerlichen Erziehung gestellt werden sollen. Im Deutschen sollen schon auf der Unterstufe — und das ist in der Tat dringend wünschenswert — die Keime zu sozialem Denken und Empfinden gelegt werden, damit sie sich später um so kräftiger entwickeln können. Es ist ja auch gar nicht zu bezweifeln, daß unendlich viel Elend gelindert werden könnte, wenn mehr Verständnis für soziale Fragen herrschte. Die tägliche Erfahrung zeigt, wie viele Menschen es gibt, deren hilfsbereites Herz doch nicht zu planvollem edlen Wirken kommt, nur weil ihnen jedes Verständnis für das Elend fehlt und weil ihnen die Fähigkeit mangelt, sich einmal wirklich hineinzudenken in die Seele eines der armen Kinder, die in Not und Sünde aufwachsen, in die Seele der Eltern, die oft genug ihre Kinder unbeaufsichtigt allen sittlichen Gefahren preisgeben müssen. — Darum will der Verfasser das soziale Gewissen so früh als möglich wecken, zunächst durch kleine Fabeln und Erzählungen aus dem Menschenleben und durch Gedichte wie etwa Fontanes „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“, welches den schönen Gedanken, daß der Segen des Wohltäters über das Grab hinaus reiche, in so

Digitized by Google

rührender Weise dem jugendlichen Verständnis nahe bringt. Auch auf den höheren Stufen soll im Deutschen die Lektüre ausgenutzt, sollen vor allem auch Biographien verwertet werden.

Vor allem soll natürlich der Geschichtsunterricht der staatsbürgerlichen Erziehung dienstbar gemacht werden. Wie das geschehen soll, dafür führt Vogel aus der Geschichte des Altertums als Beispiel die Agrarverhältnisse zunächst in Attika, dann in Rom an. — Auch zur Besprechung der Wohnungsfrage und der verschiedenen Staatsformen gibt die Geschichte des Altertums Gelegenheit; doch soll dabei immer Bezug auf die Gegenwart genommen werden. — Weitere Gruppen von Stoffen für die staatsbürgerliche Unterweisung folgen. Bei der Geschichte der neuesten Zeit wird besonders die Entwickelung des Verkehrswesens, die Kolonialpolitik und die Arbeiterschutzgesetzgebung gebührend hervorgehoben. — Wie zur Weckung sozialen Pflichtgefühls, so soll natürlich auch zur Pflege nationaler Gesinnung (Ostmarkenfrage) der Unterricht in der politischen Geschichte benutzt werden.

Da aber der Geschichtsunterricht zur Behandlung der Gegenwart zu wenig Raum läßt, so muß, meint Vogel, die Geographie, für die er auch auf der Oberstufe einen geregelten Unterricht wünscht, ergänzend eintreten. Auch hier sollen volkswirtschaftliche Fragen behandelt, auch hier der Jugend das Verständnis für soziale Dinge erschlossen werden.

Auf die anderen Unterrichtsfächer geht der Verfasser nicht näher ein; doch kommen auch sie nach seiner Meinung hier und da mit in Betracht.

Gewiß mag Vogel manchmal in seinen Forderungen zu weit gehen, so wenn er für die alten Sprachen ein Lesebuch wünscht, in dem die Äußerungen der griechischen und römischen Schriftsteller zur sozialen Frage zusammengestellt werden; aber das sind Ausnahmen. Im ganzen lassen sich seine Forderungen sehr wohl verwirklichen, und auch das Verlangen ist gerechtfertigt, daß die staatsbürgerliche Erziehung sich auch auf die heranwachsende weibliche Jugend erstrecken soll. „Wenn die Mütter Verständnis für nationale Fragen haben", heißt es mit Recht auf S. 53, „so ist zu erwarten, daß sie auch ihre Kinder in nationalem Geiste erziehen". Für soziale Fragen gilt natürlich ganz dasselbe. Mit Recht betont der Verfasser den Einfluß des Elternhauses stark und weist darauf hin, daß im Vergleich zu ihm der Einfluß der Schule nicht überschätzt werden dürfe (S. 34, 52).

Im Vorwort erklärt der Verfasser bescheiden, daß er Laie in der Nationalökonomie sei und daß es ihm nicht immer möglich gewesen sei, die einschlägigen Hauptwerke als Quellen zu benutzen. Trotzdem erfüllt das Buch durchaus seinen Zweck, die Methodik des staatsbürgerlichen Unterrichts zu fördern. Auch das ist sehr dankenswert, daß es auf eine ganze Reihe trefflicher Werke hinweist, unter denen erfreulicherweise auch Robert Wilbrandts „Bilder aus der deut-

Digitized by Google

schen Heimarbeit“ und Damaschkes „Geschichte der Nationalökonomie“ nicht fehlen.

Wodurch sich das Buch aber vor allem empfiehlt, das ist, um es noch einmal scharf hervorzuheben, die warmherzige Gesinnung des Verfassers, sein tiefes Verständnis für Elend und Not, sein Mahnen zur Güte und Barmherzigkeit und seine klare Erkenntnis davon, daß es viel mehr, als auf Anhäufung von Kenntnissen, darauf ankommt, die Jugend auf der Schule zu humaner Gesinnung im besten Sinne des Wortes zu erziehen, die verderbliche Gleichgültigkeit gegen das Geschick anderer zu bannen, ihr lebhaftes Interesse am Gedeihen des Vaterlandes und aller seiner Glieder einzuflößen und den ernsten Willen, diesem Interesse dereinst in tatkräftiger Arbeit wirksamen Ausdruck zu geben.

3) Arthur Schröder, Der Deutsche Staatsbürger. Unter Mitwirkung von Willi Berthold, Leipzig; Willy Bracker, Dresden; Robert Deumer, Leipzig; Johannes Fischer, Heilbronn; Th. Heuß, Berlin; Fritz Kestner, Berlin; Rudolf Mothes, Leipzig; Paul Osswald, Leipzig; Rudolf Reinhard, Leipzig; Paul Rohrbach, Berlin; Benno Schmidt, Leipzig, herausgegeben. — Leipzig 1911, Carl Ernst Poeschel Verlag. V u. 385 S. 8. geb. 4 M.

Schröters „Deutscher Staatsbürger“ — ein ganz vortreffliches Buch, wie ich gleich von vornherein bemerken will — soll nicht die Unzahl der schon vorhandenen Bürgerkunden vermehren und nicht in den Dienst der Schule selbst treten. Zwar ist das Buch wie den Abiturienten von Real-, Handels-, Gewerbe- und anderen Fortbildungsschulen auch den Schülern der oberen Klassen der Gymnasien gewidmet, aber es soll außerdem auch jedem anderen, der politisch interessiert ist oder sich um politische Bildung bemüht, Anregung bieten, den Fragen des öffentlichen Lebens näher zu treten. Es soll kein Leitfaden und in erster Linie auch kein Nachschlagebuch sein, sondern will g e l e s e n werden. Und dazu eignet sich der „Deutsche Staatsbürger“, wenn auch natürlich nicht in allen seinen Teilen in gleicher Weise, ganz vorzüglich. Das Werk ist nicht in trocken-lehrhaftem Tone geschrieben, hält sich fern von nüchterner Aufzählung und nimmt auf die historische Entwicklung der heutigen Verhältnisse gebührende Rücksicht: in dieser Beziehung hätte es vielleicht hie und da noch etwas weiter gehen können. Fast überall zeigt sich gründliches Wissen, gerecht abwägender Sinn und ein sehr erfreuliches Nationalgefühl, das sich doch von allen Übertreibungen fernhält. Daß eine ganze Reihe von Verfassern sich zu dem Buche verbunden haben, hat natürlich gewisse Nachteile, aber auch den weit größeren Vorteil, daß bei Besprechung so verschiedener Dinge (Verfassung, Rechtspflege, Wirtschaft, Finanzen, Soziale Frage, Größeres Deutschland usw.) immer ein wirklicher Sachkenner zu Worte kommen kann. Auch daß die Darstellung mitunter etwas gar zu sehr ins einzelne geht (so S. 179, 226, 229), will nicht viel bedeuten: im ganzen ist die

Digitized by Google

Auswahl des Stoffes mit großem Geschick getroffen. Vermißt habe ich eigentlich nur ein wenigstens kurzes Eingehen auf die Bodenreform. Die Bestrebungen und Ziele ihrer tapferen Vorkämpfer verdienen es wahrhaftig, in einem solchen Buche scharf hervorgehoben zu werden, und eine treffliche Gelegenheit dazu hätte der Abschnitt „Deutschland als Industriestaat" (z. B. S. 196) geboten. Stil und Ausdrucksweise des Buches verdienen ebenso große Anerkennung als sein Inhalt: eine klare und verständliche Darstellung weiß den Stoff auch da zu meistern, wo er größere Schwierigkeiten bietet.

Einige Teile möchte ich als ganz besonders gelungen und als in ihrer Art ausgezeichnet besonders erwähnen: das ist einmal der Abschnitt „Soziale Frage und soziale Bewegung" von Johannes Fischer (S. 276 ff.), in dem mit gründlicher Kenntnis, mit erfreulichem Verständnis für die Lage der unteren Klassen, mit gerechtem Sinn und mitfühlendem Herzen die Lage der Arbeiterbevölkerung, ihr Bildungsbedürfnis, ihre Ziele und Wünsche klargelegt und ihre Angelegenheiten als Sorgen des ganzen Volkes dargestellt werden. Außerdem aber verdient vor allem noch hervorgehoben zu werden der letzte Abschnitt „Das 'Größere' Deutschland" von Dr. Rohrbach. In mustergültiger, von allem Überschwang freier Weise zeigt er, daß uns ein größeres Deutschland unbedingt notwendig ist. Dieses größere Deutschland, von dem er spricht, ist freilich etwas ganz anderes als „Greater Britain", an dem die Engländer so zielbewußt arbeiten. Ein großes Weltimperium zu schaffen, wie jene es zweifellos tun wollen, daran können wir, meint Rohrbach, wie die Dinge jetzt liegen, nun einmal nicht denken. Selbst das ehemals deutsche Gebiet, das uns an unseren Grenzen im Westen, Süden und Osten verloren gegangen ist, dem Reiche einzuverleiben, liegt uns fern; in diesem Sinn sind wir auch heute noch „saturiert". Auch an die Möglichkeit einer nennenswerten Erweiterung unserer überseeischen Kolonien scheint Rohrbach nicht zu glauben (S. 352, 361). In diesem Punkte ist er wohl allzu bescheiden und beschränkt sich allzu leicht auf die Forderung eines maßgebenden moralischen und materiellen Anteils an der Weltwirtschaft und Weltkultur (S. 323 bis 324). Diesen freilich verlangt er in der entschiedensten Weise. „Ganz und gar überholt", sagt er S. 322, „ist der Gedanke unserer Saturiertheit nach der wirtschaftlichen Seite hin. Der Anteil an Weltwirtschaft und Welthandel, mit dem sich ein Volk von 40 Millionen begnügen konnte, reicht für eins von 65 Millionen an keinem Ende mehr aus". Mit Schmerz weist er darauf hin, daß das Bewußtsein, daß Deutschland den Einfluß, der ihm gebührt, draußen in der Welt durchaus beanspruchen und betätigen müsse, noch längst nicht genug ins deutsche Volk eingedrungen sei. Er schildert das mächtige Aufblühen unserer Industrie und zeigt, wie notwendig uns eine starke Flotte ist. Auf Englands Verhältnis zu Deutschland und auf seine Weltmachtstellung geht er genau ein und betont nachdrücklich, daß unsere Flotte ihm heute schon großen Abbruch tun könne. Die Zeit sei vorüber, wo es drüben hieß: „Was ist die deutsche Flotte? Eine

Digitized by Google

Fliege; da sitzt sie; tretet sie tot" (S. 338). Er deutet auf so manches recht ernst zu nehmende Hindernis hin (das erwachende China, S. 350ff.), das sich den Briten bei ihrem Vorwärtsdrängen zur Weltherrschaft in den Weg stellen könnte. Damit geht er zwar über sein eigentliches Thema hinaus, aber jeder Leser wird ihm das, heute zumal, nur danken. Der Schluß dieses Abschnitts und damit des ganzen Buches gilt unseren Kolonien, deren materiellen Wert er nicht gering und deren moralischen Wert für das deutsche Volkstum er sehr hoch anschlägt.

Es widerstrebt mir fast, auf einzelne Unrichtigkeiten, die mir aufgefallen sind, noch einzugehen. Doch sei wenigstens einiges erwähnt. Nach S. 6 und 7 oben müßte man annehmen, daß Metternich auch schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Regierung in Österreich geleitet hätte. Auf S. 35 werden die 17 Stimmen Preußens im Bundesrat zwar richtig auf die Zahl der Stimmen der in seinem Gebiet vereinigten Glieder des früheren Deutschen Bundes zurückgeführt, aber es ist dabei irrtümlich je eine Stimme der beiden hohenzollerischen Fürstentümer statt der beiden Nassauer Stimmen gezählt. Auf S. 135 unten heißt es, die preußische Regierung hätte zur Aufnahme der notwendigen Anleihe für den Bau der Bahn von Berlin nach Königsberg „die Zustimmung einer Volksvertretung nicht für entbehrlich" gehalten; daraus kann man kaum entnehmen, daß sie zur Einholung dieser Zustimmung durch § 2 der Verordnung über die Behandlung des Staatsschuldenwesens vom 17. Januar 1820 verpflichtet war. Marx und Engels müßten auf S. 286, wo sie zuerst genannt werden, mehr hervorgehoben werden: sie treten gegen Lasalle — auch im Druck schon — etwas zu sehr zurück. Auf S. 8 ist versehentlich nicht die Provinz Posen, sondern ihre Erwerbung als ein Fremdkörper im preußischen Staate bezeichnet.

Ein zuverlässiges und ausführliches Personen- und Sachregister schließt das Buch ab.

Druck und Ausstattung sind durchaus zu loben. Einen Druckfehler habe ich nur auf S. 24 gefunden, wo auf Z. 11 hinter „verstanden" die Worte: „es so einzurichten" fehlen.

Möchte der „Deutsche Staatsbürger" recht weite Verbreitung finden und das Ziel erreichen, das er sich gesteckt hat: mit dem Verständnis für unseren Staat, sein Entstehen, seine Lebensbedingungen und Einrichtungen auch die Freude am Reich zu mehren!

Berlin. Rudolf Lange.

---

1) Karl Endemann, Jugendpflege der Grundpfeiler der staatsbürgerlichen Erziehung. Richtlinien im Sinne des Erlasses des Königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten vom 18. Januar 1911. Berlin 1911, Heymann. VIII u. 72 S. kl. 8. 1 ℳ.

Der Verfasser verfolgt mit seiner Schrift den Zweck, Eltern und Erzieher auf das Werk der Jugendpflege als den wichtigsten Teil der

Digitized by Google

staatsbürgerlichen Erziehung aufmerksam zu machen und sie zur Mitarbeit aufzufordern. Dabei will er vor allem darauf hinweisen, daß der Kern der Jugendpflege in der Ausbildung des Geistes, des Gemütes und des sittlichen Willens der Jugend, also auf sittlichem Gebiete, liegt. Deshalb will er zeigen, daß die Grundlagen sowohl des persönlichen Glückes wie auch des Volkswohlstandes und der nationalen Macht für uns Deutsche sind: 1. die religiöse Grundanschauung des Christentums und die aus ihr sich ergebende Sittlichkeit mit ihren beiden Hauptfaktoren, dem Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl, 2. eine entsprechende sittliche und damit gesunde Lebensführung, 3. Gemütstiefe, Liebe zu Heimat und Vaterland.

E. behandelt sein Thema in vier großen Abschnitten, von denen der erste die Wichtigkeit der Jugendpflege im Sinne einer geistigen und sittlichen Erneuerung des deutschen Volkes betont. Der zweite Abschnitt erörtert den Geist und Charakter unserer Zeit, ihre Vorzüge und ihre Fehler, deren Ursachen und deren Folgen, sowie die Gefahren, die unsere Jugend bedrohen. Die Gegenwart ist eine Periode der Aufklärung und steht deshalb ebenso wie frühere Aufklärungszeiten unter dem Zeichen des Materialismus. Sie ist ferner eine Zeit wesentlich technischer Kultur, die uns eine gewaltige Macht über die Natur gegeben und eine großartige Entwicklung der Naturwissenschaften gebracht hat. Aber diese technische Kultur hat die Gefahr mit sich gebracht, daß wir die Äußerlichkeiten des Lebens, die wir ihr verdanken, allzu hoch, das Heil unserer Seele aber, auf das es doch für den inneren Menschen vor allem ankommt, allzu niedrig schätzen. Dazu kommt weiter die Überschätzung des Intellektes, die schon eine förmliche Überernährung des Verstandes herbeigeführt hat, bei der man aber das Wichtigste, die Bildung des Gemütes und sittlichen Willens, vernachlässigt. Ein weiteres Moment ist die verächtliche Behandlung, die man dem Christentum zuteil werden läßt, als ob es ein abgetaner Standpunkt wäre, während doch in Wirklichkeit der heutige Modematerialismus es weder nach der religiösen noch nach der sittlichen Seite hin irgendwie hat erschüttern, geschweige denn überwinden können. Damit hängt dann aufs nächste die sittliche Laxheit zusammen, die besonders auf dem geschlechtlichen Gebiete weite Kreise unseres Volkes beherrscht. und die geradezu als eine geschlechtliche Überreizung bezeichnet werden kann. Mit Recht macht hier der Verfasser darauf aufmerksam, daß, wie die Geschichte lehre, solche Unsittlichkeit stets auch den politischen Rückgang des von ihr befallenen Volkes bedeutet habe; denn Keuschheit sei gleichbedeutend mit Krafterhaltung, Unkeuschheit mit Kraftzerstörung. Nicht minder verderblich für den einzelnen wie für das Volksganze ist der Atheismus, weil er gleichbedeutend mit Pessimismus ist und so die Kräfte lähmt und schwächt, während Gottesglaube Optimismus ist und die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit hebt.

Wie erfolgt nun gegenüber der drohenden Degeneration unseres Volkes die Regeneration? Mit dieser Frage beschäftigt sich der dritte

Digitized by Google

Abschnitt der Schrift, der den Untertitel „Die Heilung“ trägt. Zunächst betont hier der Verfasser die Pflicht gesunder Lebensführung zur Erhaltung und Förderung der körperlichen Leistungsfähigkeit. Die Regelung der Gesundheit des einzelnen ist nämlich nicht eine rein persönliche Frage, sondern eine nationale Frage ersten Ranges, weil auf ihr die Zukunft des Volkes beruht. Sie ist auch eine soziale Pflicht insofern, als wir unsere Aufgaben gegenüber unseren Mitmenschen nur erfüllen können, wenn wir gesund und dadurch arbeitsfähig sind. Daraus ergibt sich zunächst als Mittel zur Heilung der drohenden Entartung unseres Volkes die Belehrung über die Nützlichkeit einer naturgemäßen Lebensweise, denn eine solche Belehrung wird, wenn sie richtig vorgenommen wird, zur Befolgung der gegebenen Weisungen und damit zur Gewöhnung an eine der körperlichen Gesundheit zuträgliche Lebensweise führen. Aber mit der körperlichen Gesundheit, so wichtig sie ist, ist es doch noch nicht getan; es muß die geistige und sittliche, die noch viel bedeutungsvoller für den Menschen ist, dazu kommen. Hierzu ist das erste und wichtigste Mittel die Rückkehr zum Christentum, das, wenn es nicht als in Glaubensformeln, sondern im Geiste der Gottesfurcht und Gottesliebe bestehend verstanden wird, auch heute noch die Quelle aller wahren Kultur und Sittlichkeit ist. Und wir Deutschen sollten das Christentum am allerwenigsten gering schätzen, weil unsere Geschichte uns lehre, daß alle wahrhaft großen Persönlichkeiten, die unser Volk vorwärts gebracht hätten, auf dem Boden des recht verstandenen Christentums gestanden hätten. Und auch die Vernunft empfiehlt diese Rückkehr zum Christentum, denn sie lehrt, daß christliches Leben vernünftiges Leben ist, daß es den gangbarsten Weg zu dauerndem Lebensglück bedeutet, das nicht durch Äußerlichkeiten beeinträchtigt oder zerstört werden kann, weil es ein innerer Reichtum ist, an den die Außenwelt nicht heranzukommen imstande ist.

In dem vierten Abschnitt, dem Schlußwort, faßt der Verfasser die vorher ausgesprochenen Gedanken noch einmal kurz zusammen und hebt dann hervor, daß die Jugendpflege, wie er sie versteht, nicht nur die Aufgabe der Schule, sondern vor allem die der Familie, aber auch aller ehrenfesten Männer und Frauen in jedem Stande ist. Besonders ist sie eine Pflicht der wohlhabenden und gebildeten Stände, der sich diese im Dienste des Vaterlandes nicht entziehen dürfen; denn sie dürfen nicht vergessen, daß der Charakter eines Volkes, der sein geistiges Rückgrat bildet, die dauernde Bürgschaft für seine politische und wirtschaftliche Macht ist.

Ich wünsche der Schrift recht viele verständnisvolle Leser; sie ist es, wenn sie hier und da auch etwas breit und wortreich ist, wegen der in ihr waltenden Gesinnung wert. Möge sie bei dem schweren, aber so dringend notwendigen Werke der Jugendpflege viel Segen stiften!

Digitized by Google

2) **Otto Knörk, Wirtschafts- und Verkehrsatlas mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands für den Gebrauch an Gymnasien, Realanstalten, Fach- und Fortbildungsschulen.** Berlin o. J., Gea-Verlag. II u. 15 Karten. gr. 8. geb. 1,50 *M.*

Der Verfasser will mit seinem Atlas das Verständnis für die wirtschaftsgeographischen Verhältnisse Deutschlands und seiner Haupt verkehrsländer fördern. Er weicht in seiner Darstellungsmethode wesentlich von früheren derartigen Arbeiten ab, indem er einmal die bei vielen Atlanten vorhandene Zusammendrängung der Tatsachen, die die Übersicht erschwert, zu vermeiden sucht und ferner ein wirkliches Abbild der tatsächlichen Produktions- und Erwerbsverhältnisse zu geben bestrebt ist. Das erste ist dadurch erreicht, daß gewisse Stoffgebiete, z. B. die Industrien Deutschlands, auf zahlreiche Einzelkarten verteilt sind, das zweite, indem überall auf die Quellen selbst zurückgegangen ist. Die statistischen Jahrbücher des Reiches, Preußens und der Bundesstaaten, Adreß- und Nachschlagebücher der einzelnen Industrien sind als Quellen benutzt.

Sieben Karten sind der Darstellung von Deutschland selbst gewidmet. Sie führen vor Bodengestalt und Verkehr; geologische Verhältnisse; Abbaubezirke der nutzbaren Mineralien; die politische Einteilung; Bodenerzeugnisse, nämlich a) die Waldverteilung, b) Weizen- und Roggenbau, c) Kartoffeln und Gerste, d) Tabakindustrie und Anbau; Industrien I, nämlich a) Metall- und Maschinenindustrie, b) Chemische Industrie, c) Ziegel-, Glas- und keramische Industrie, d) Rübenzuckerindustrie; Industrien II, nämlich a) Baumwollenindustrie, b) Wollenindustrie, c) Leinenindustrie, d) Seidenindustrie. Die achte Karte stellt die Bodenerzeugnisse der deutschen Kolonien dar, und zwar in fünf Teilkarten: a) Deutsch-Südwestafrika, b) Deutsch-Ostafrika, c) Kiautschou, d) Südsee-Inseln, e) Togo und Kamerun. Vier weitere Karten veranschaulichen Bodengestalt und Verkehr, Abbau und Industrie, Pflanzen- und Tierprodukte, politische Verhältnisse von Europa. Endlich folgen drei Weltkarten zur Veranschaulichung von Bodengestalt und Abbau, der Pflanzen- und Tierprodukte, der politischen Verhältnisse und des Verkehrs.

Aus dieser Übersicht ist der reiche Inhalt des Atlas zu erkennen. Die einzelnen Karten zeichnen sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit aus, da überall das Zuviel der Eintragungen, das den Blick verwirrt, sorgfältig vermieden ist. Ob es angängig ist, die Anschaffung dieses Atlas den Schülern unserer höheren Lehranstalten neben den anderen Hilfsmitteln für den erdkundlichen Unterricht aufzuerlegen, ist mir zweifelhaft; daß es aber erwünscht ist, ihn in den Händen jedes Lehrers der Erdkunde und in den Handbibliotheken unserer Schulen zu wissen, darüber bin ich nicht im Zweifel. Deshalb empfehle ich ihn den Fachgenossen dringend und bin überzeugt, daß sie aus seinem Studium großen Nutzen für ihren Unterricht ziehen werden. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung gut, der Preis im Verhältnis zu dem Gebotenen sehr mäßig.

Digitized by Google

3) **Wilhelm Paszkowski, Berlin in Wissenschaft und Kunst, ein akademisches Auskunftsbuch nebst Angaben über akademische Berufe.** Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 359 S. kl. 8. geb. 2 M.

Dieses Buch ist der Berliner Universität zu ihrer Jahrhundertfeier gewidmet worden. Es will zuverlässige Auskunft über die zahlreichen Anstalten und Darbietungen geben, die in Groß-Berlin der Pflege von Wissenschaft und Kunst dienen. Die Angaben des Buches stützen sich durchweg auf amtliche Quellen. Namen und wechselnde Adressen, die leicht mit anderen Hilfsmitteln zu finden sind, sind grundsätzlich weggelassen worden, um das Buch vor dem Schicksal schnellen Veraltens zu bewahren. Die Zuverlässigkeit des Buches wird besonders dadurch verbürgt, daß der Verfasser seine Angaben größtenteils direkt den Leitern der von ihm angeführten und besprochenen Institute verdankt.

Das Buch zerfällt in 22 Abschnitte, denen ein sehr genaues Schlagwortverzeichnis beigegeben ist. Die Reichhaltigkeit des Gebotenen wird am besten aus den Titeln der einzelnen Abschnitte erkannt, die ich hier folgen lasse: 1. Die Königliche Friedrich Wilhelms-Universität, 2. Wissenschaftliche Anstalten, die zugleich den Lehrzwecken der Universität dienen, 3. Königliche technische Hochschule, 4. Königliche landwirtschaftliche Hochschule, 5. Königliche tierärztliche Hochschule, 6. Königliche Bergakademie, 7. Königliche Forstakademie, 9. Militärische Anstalten, 10. Königliche Akademie der Wissenschaften, 11. Königliche Akademie der Künste, 12. Sonstige wissenschaftliche Staats- und Reichsanstalten, 13. Private Einrichtungen für Wissenschaft und Fortbildung, 14. Kunst- und kunstgewerbliche Lehranstalten, 15. Archive, Bibliotheken, Museen, 16. Kunstausstellungen und Privatsammlungen, 17. Einrichtungen für deutsche Studierende im Auslande, 18. Einrichtungen für ausländische Studierende in Berlin, 19. Wohlfahrtseinrichtungen für studierende Frauen, 20. Auskunftsstellen, 21. Vereine zur Pflege von Wissenschaft und Kunst, 22. Angaben über akademische Berufe.

Jedem Abschnitt mit Ausnahme einiger weniger ist eine kurze Literaturübersicht vorangeschickt, die dem Interessenten zeigen kann, wo er sich über den betreffenden Gegenstand noch näher unterrichten kann. Am umfangreichsten ist der erste Abschnitt, der durch eine kurze Geschichte der Berliner Universität eingeleitet wird und im übrigen eine treffliche Übersicht über alles, was mit dem Universitätsleben zusammenhängt, gibt. Von beträchtlichem Umfang ist auch der letzte Abschnitt, der einen ausgezeichneten Führer für Studierende aller akademischen Berufe enthält und vielleicht den wertvollsten Teil des ganzen Werkes bildet. Das Schlagwortverzeichnis erleichtert zusammen mit der ausführlichen Inhaltsübersicht am Anfang des Buches die Orientierung in ihm sehr. Das Buch kann den Bibliotheken der höheren Lehranstalten zur Anschaffung lebhaft

Digitized by Google

empfohlen werden; es wird bei der Beratung von Schülern, die einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf ergreifen wollen, mögen sie nun zu ihrer Ausbildung Berlin oder andere Universitäts- und Hochschulstädte aufsuchen, gute Dienste leisten. Die Ausstattung ist, wie sich das bei dem Weidmannschen Verlage von selbst versteht, in jeder Beziehung gut, der Preis sehr mäßig.

Halle a. S. O. Genest.

---

1) Hugo Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Ein Lehr- und Übungsbuch der Mathematik. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie. Ausgabe A. Vornehmlich für den Gebrauch in Gymnasien, Realgymnasien und Ober-Realschulen. Teil I. Pensum der Untertertia, Obertertia und Untersekunda. Siebente, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1912, Otto Salle. 280 S. 8. 2,20 ℳ

Bei einem Vergleich dieser neuen Auflage mit den früheren, die in dieser Zeitschrift von mir angezeigt wurden, tritt besonders hervor die Eingliederung der graphischen Methoden in den Lehrgang der Algebra. Der Verf. hat es für zweckmäßig gehalten, den Begriff der Funktion erst dann in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen, nachdem die einfachsten Gleichungen behandelt worden sind. Ich bin durchaus der Ansicht des Verf.s; denn eine zu frühe Anwendung dieses Begriffes dürfte dem Unterricht mehr schaden als nützen. Für die graphische Durchführung sind nur solche Gleichungen und Gleichungssysteme entworfen worden, die keinen großen Aufwand an Zeit erfordern und deren Bilder keine zu große Zeichenfläche in Anspruch nehmen. Zu der Lösung der hier aufgestellten Aufgaben reichen die gerade Linie, der Kreis und die Parabel aus. Wenn der Verf. der Meinung ist, daß die an sich wertvolle graphische Methode nicht so stark in den Vordergrund gestellt werden darf, daß darüber das algebraische Lösungsverfahren vernachlässigt wird, so stimme ich mit ihm vollständig überein. Hauptsache ist und bleibt trotz der graphischen Methode für den Unterricht doch die Erreichung eines guten Verständnisses und einer rechnerischen Fertigkeit bei der Lösung der algebraischen Aufgaben.

2) M. Glöser, Lehrbuch der Arithmetik. Teil 1: Für die erste Klasse der Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. Siebente, neu bearbeitete Auflage. 64 S. 1,20 K. Teil 2: Für die zweite Klasse der Gymnasien usw. Siebente, neu bearbeitete Auflage. Wien 1911, A. Pichlers Witwe u. Sohn. 46 S. 8. 1 K.

Bei der Durchsicht dieses Rechenbuches hat es mich ganz besonders interessiert, in ihm die methodischen Grundsätze, die ich seit vielen Jahren in Wort und Schrift aufgestellt habe, zur Geltung gebracht zu sehen. Ich meine besonders die Stellung der Lehre von den Dezimalbrüchen im Unterricht. Der Dezimalbruch ist viel mehr als eine Erweiterung der ganzen Zahl als ein besonderer Fall des gemeinen

Digitized by Google

Bruches anzusehen; demnach ist er im Anschluß an das Rechnen mit ganzen Zahlen und nicht im Anschluß an das Rechnen mit gemeinen Brüchen zu behandeln. Es hat also das Rechnen mit Dezimalbrüchen dem Rechnen mit gemeinen Brüchen voranzugehen, was auch schon deshalb zweckmäßig ist, weil so das Schwerere auf das Leichtere folgt. Der Verf. behandelt in dem Rechenbuche zuerst das Zahlensystem und erweitert nach der Darstellung der ganzen Zahl diese sofort durch Zehntel, Hundertstel usw., eine Erweiterung, die den Schülern in keiner Weise Schwierigkeiten machen kann, zumal da sofort Beispiele aus dem Münz-, Maß- und Gewichtssystem zur Verfügung stehen. Im Anschluß an die vier Spezies in ganzen Zahlen werden dann auch die vier Spezies in Dezimalbrüchen behandelt und die für das Rechnen mit ihnen notwendigen Regeln in überaus einfacher Weise hergeleitet; erst dann geht der Verf. auf die vier Spezies in gemeinen Brüchen über. Durch eine derartige Behandlung der vier Spezies in Dezimalzahlen und gebrochenen Zahlen dürfte sich dieses Rechenbuch vorteilhaft von vielen Rechenbüchern unterscheiden. Im übrigen enthält es alles, was für den Rechenunterricht in den unteren Klassen notwendig ist, selbstverständlich auch passende Beispiele aus der Praxis. Etwas sparsam ist der Verf. bei der Aufstellung von Aufgaben vorgegangen; ich fürchte, daß der unterrichtende Lehrer nicht immer genügend Material für die Übung im Rechnen vorfinden wird.

Berlin. A. Kallius.

---

1) Georg Graf Vitzthum, Christliche Kunst im Bilde. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. IV S., 96 S. Abbildungen und 60 S. Text. 1,25 ℳ.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins bietet in Form eines kunstgeschichtlichen Atlas mit erläuterndem Texte die wichtigsten Kunstwerke christlichen Inhalts und kirchlicher Bestimmung in sorgfältig erwogener Auswahl, um den Leser über den Umfang der christlichen Kunsttätigkeit zu belehren und ihn zugleich über das Verhältnis zwischen Christentum und Kunst im allgemeinen zu unterrichten. Was die Auswahl selbst betrifft, so ist sie in der Weise getroffen, daß alle Erzeugnisse künstlerischen Schaffens: der Bau der Kirchen, ihre innere und äußere Ausschmückung, die verschiedenen gottesdienstlichen Gebrauchsstücke, die Kleidung der Geistlichen, die Anlage der Grabstätten u. a. durch mindestens eine charakteristische Abbildung vertreten sind. Alle aber geben das dargestellte Objekt getreu und anschaulich wieder und bilden, als Ganzes betrachtet, eine würdige Illustration des zwar knappen, aber gehaltvollen Textes, in dem der Verf. etwa Folgendes ausführt.

Mit der frühchristlichen Kunst beginnend, weist er nach, daß diese nicht die Antike unter anderem Namen, sondern etwas Neues ist, daß sie anfangs zwar scheinbar in den Bahnen der Antike wandelte,

Digitized by Google

bald aber in Byzanz sich zu monumentaler Gestaltung erhob und unter Justinian ihre erste große Blütezeit erreichte. Den Höhepunkt in der Entwicklung der christlichen Kunst bildet das Mittelalter, ihre Heimat findet sie unter den Franken und Deutschen; sie selbst ist nach ihrem Inhalte und in ihrem ganzen Wesen ein Symbol damaliger christlicher Weltanschauung. Im Zeitalter der Renaissance verweltlicht die Kunst, vor allem die Malerei und die Plastik; der Künstler erhebt sich über den Geistlichen, und eine profane Kunst tritt ebenbürtig neben die kirchliche. Noch mehr macht sich in der Epoche des Barock und Rokoko die Souveränität der Kunst über die Kirche bemerkbar. Der zunehmenden Versinnlichung der Religion kommt die Kunst bereitwillig entgegen. Die katholische Kirche scheint ganz der Kunst sich überantwortet zu haben. Als Erneuerer der religiösen Kunst, als Wegebereiter der noch heute in ihr herrschenden Tendenzen ist Rembrandt zu begrüßen. Verf. schließt seine lehrreichen Ausführungen, indem er die Tatsache feststellt, daß im 19. Jahrhundert die christliche Kirche die Fühlung mit der Kunst und Wissenschaft verloren hat und daß erst in jüngster Zeit in M. Klinger und Fr. v. Uhde eine Annäherung sich vorbereitet hat.

So entwirft Verf. in leichtfaßlicher und klarer Darstellung ein sehr anschauliches Bild von dem Werdegange der christlichen kirchlichen Kunst, ein Bild, welches vor allem deswegen so eindrucksvoll ist, weil es in allen seinen Teilen von gemütvoller Hingabe an den Gegenstand Zeugnis ablegt. Wer sich in Kürze über dieses interessante, zum Teil vielumstrittene Gebiet unterrichten will, der findet in unserem Büchlein reiche Belehrung. Druck und Ausstattung sind lobenswert. Der Preis ist im Verhältnis zu dem, was geboten wird, ein sehr bescheidener.

2) E. Pfuhl, Die griechische Malerei. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 25 S. 8. Mit 3 Tafeln. 1 *M*.

Mit wenigen Worten ein Bild des Entwicklungsganges der griechischen Malerei zu entwerfen, ist der Zweck dieses akademischen Vortrags.

Verf. selbst bezeichnet als seine Quellen die Funde und die Forschung, im wesentlichen also die Vasenmalerei und die literarische Überlieferung. Eingehend behandelt er, bevor er an die Aufgabe im engeren Sinne herantritt, das Verhältnis der Vasenmalerei zur großen Kunst, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß erstere, insbesondere die schwarzfigurige Vasenmalerei, der großen Malerei im mäßigen Tempo folgt und im allgemeinen den Charakter reiner Flächenverzierung bewahrt. Indem er die bekannte Streitfrage, ob der Plastik oder der Malerei die führende Stellung in der griechischen Kunst gebühre, mit Recht offen läßt, sucht er auf Grund der neuesten Funde — zweier großer Vasen aus der Zeit des Polygnot — eine Grundlage für die Vorstellung von dem Aussehen der Wandbilder des polygnotischen

Digitized by Google

Kreises zu gewinnen. Polygnots Einfluß glaubt Verf. unter anderem in dem Vasenbilde, welches Orpheus unter den Thrakern darstellt, zu erkennen, während er die fikoronische Ziste und die Talosvase als Auszüge aus zwei Bildern des Mikon, des Zeitgenossen des Polygnot, anspricht. Auch der Krater aus Bologna scheint ihm geeignet, eine weitgehende Anschauung von einem großen Wandbilde dieses Künstlers zu vermitteln, dessen Werke, wie man wohl annehmen muß, sich durch Feinheit der Farbennüancen, völlige Schattengebung und vollendeten Gewandstil auszeichneten. Zu Apollodor, dem zweiten der großen Meister, übergehend, der für die Römer der Kaiserzeit den Beginn der Kunstgeschichte bedeutete, sucht Verf. nachzuweisen, daß mit ihm die Tafelmalerei die Führung übernahm. Nach seiner Ansicht ergibt sich aus der literarischen Überlieferung — kennen wir auch von seinen Bildern nur wenige Titel —, mit Gewißheit, daß er der Malerei vollkommene Illusionskraft verlieh, indem er sich einer rationellen Perspektive bediente und das malerische Element gegenüber der Zeichnung steigerte. In derselben Lage befinden wir uns in unserem Urteil gegenüber den Meistern des späteren 5. Jahrhunderts, Zeuxis, Parrhasios und Timanthes, die auf Apollodors Schultern stehen; auch hier lehren literarische Angaben mehr als Bildwerke, wie z. B. das Kentaurenmosaik aus Hadrians Villa. Die Kunst des 4. Jahrhunderts veranschaulicht uns das Original des Niobebildes aus Pompeji, das erstaunliche Gestaltungskraft des Künstlers, eines Attikers oder eines Sikyoniers, erkennen läßt. Mit Apelles, dem großen Meister der Alexanderzeit, schließt sich das Dreigestirn, in dem Polygnot und Apollodoros voranstehen. In die große Malerei seiner Zeit gewährt uns einen einzigartigen Einblick das Alexandermosaik. Ist uns auch jede Anschauung von der Kunst des Apelles selbst versagt, so erfahren wir doch aus zuverlässigen Quellen, daß gedämpfte Farbenharmonie, feinste Karnation gerade des weiblichen Körpers, hohe Anmut und packende Charakteristik seiner Porträtkunst ihm eigen gewesen sind. Noch weniger greifbar ist uns die Kunst der folgenden Zeit: ihre Vertreter sind im wesentlichen Kleinkrammaler, zum Teil auch Schmutzmaler.

Verf. schließt seine lehrreichen Ausführungen, indem er mit überzeugender Gewißheit feststellt, daß das reine Landschaftsbild in der griechischen Kunst lediglich dekorativer Wandschmuck geblieben ist, da, dem Wesen der griechischen Kultur gemäß, in der großen Kunst nur der Mensch herrscht. Die menschlich beseelte Natur zugleich natürlich empfunden zu haben, ist erst das Verdienst Arnold Böcklins.

Dies etwa sind die Grundgedanken des gehaltvollen Vortrags, der einem jeden Freunde alter Kunst eine Fülle fruchtbarer Anregungen zu bieten vermag; eine eingehende Beschäftigung mit ihm angelegentlichst zu empfehlen, halte ich für eine angenehme Pflicht.

Digitized by Google

3) F. Grussendorf, Bilder aus der Kunst aller Zeiten, Mappe 2: W. Michaelis, Bilder aus der antiken Plastik. Textheft 52 S. 4. 5 große, 15 kleine Original-Bromsilber-Photographien. Berlin-Steglitz 1911, Neue Photographische Gesellschaft. 3,50 ℳ.

Vorliegende Veröffentlichung ist ein Beitrag zum Thema „Kunst in der Schule", dazu bestimmt, durch Belehrung und Anschauung reine Freude an der Kunst und liebevolles Verstehensuchen in den Herzen der Jugend zu wecken.

Der Belehrung dient das Textheft, das in wohldurchdachter Stoffverteilung die wichtigsten Werke der alten Kunst, die für eine schulmäßige Behandlung in Frage kommen, in den Kreis der Betrachtung zieht. Verf. geht aus von der Wiedergabe der ruhig stehenden oder sitzenden menschlichen Gestalt, um daran anschließend die Darstellung der Bewegung, die Vereinigung mehrerer Gestalten zu einer festgeschlossenen Gruppe, die Porträtkunst und zuletzt die dekorative Verwendung der Plastik zu besprechen. Innerhalb dieses Rahmens entwirft er in frischer, dem Verständnis der Jugend trefflich angepaßter Darstellung ein anschauliches Bild von dem Werdegang der statuarischen Kunst und ihren vornehmsten Denkmälern, indem er bald den historischen, bald den ästhetischen Standpunkt stärker betont. Immer aber läßt er sich von dem pädagogischen Interesse leiten, sowohl in der Benutzung sich darbietender Apperzeptionsstützen als auch in der geschickten Handhabung des Konzentrationsgedankens. Unter allen Umständen sind seine Ausführungen geeignet, dem Vortrag des Lehrers, von dem allerdings — trotz aller noch so trefflichen Hilfsmittel — die erste fruchtbare Anregung ausgehen muß, eine wertvolle Stütze zu bieten. Sehr vernünftig und vom pädagogischen Standpunkte aus sehr zu billigen ist auch der Gedanke, dem Schüler das Einzelbild in die Hand zu geben, damit er sein ganzes Interesse auf dieses vereinige. Die dem Textheft beigefügte Mappe enthält 5 Bilder in Normalformat: $19 \times 24\frac{1}{2}$ cm, 15 Bilder in Postkartenformat und dazu 3 Bildertafeln mit 82 kleinen Abbildungen zum Zwecke leichterer Auswahl bei Ergänzungsbestellungen. Sämtliche Bilder, in vorzüglicher Bromsilberausführung nach direkten Aufnahmen hergestellt, geben mit anerkennenswerter Treue das Original mit seinen feinsten Nuancen wieder, so daß sie auch demjenigen, der nicht in der Lage ist, sich in den Museen mit den Originalen oder ihren Nachbildungen bekannt zu machen, Sinn und Verständnis für die mustergültigen Schöpfungen der alten Meister eröffnen. Die Neue Photographische Gesellschaft hat auch hier wieder den Beweis erbracht, daß sie zu geringem Preise Vortreffliches zu bieten vermag und den Wettbewerb mit keinem ähnlichen Verlag des In- oder Auslandes zu scheuen braucht.

Alles in allem verdient also diese Veröffentlichung als Beitrag zum Thema „Kunst in der Schule" die wärmste Empfehlung, mag auch die Zahl der Kunstgeschichten und Kunstatlanten, die in letzter Zeit auf dem Markte erschienen ist, noch so groß sein.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen seit dem Jahre 1879.

Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung.

Band 80. Elfte Direktoren-Versammlung in der Provinz Sachsen. 498 S. 12 ℳ.

1. Welche Mittel stehen den höheren Schulen zu Gebote, um neben der intellektuellen Ausbildung mehr als bisher die Charakterbildung ihrer Zöglinge zu fördern?

2. Inwieweit ist eine Umgestaltung des mathematischen Unterrichts der höheren Schulen im Sinne der Meraner Vorschläge zu empfehlen und innerhalb der geltenden Lehrpläne durchzuführen?

3. Die Belehrung in der Bürgerkunde und die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung.

Zur mündlichen Verhandlung gestellte Fragen:

1. Über die Auswahl der neusprachlichen Lektüre auf der Oberstufe der Realanstalten zur Gewinnung einer vertiefenden Allgemeinbildung.

2. Erfahrungen und Wünsche bezüglich der Reifeprüfungsordnung vom Jahre 1901.

3. Nach welchen Gesichtspunkten und in welchem Umfange ist das Alte Testament im Religionsunterricht der höheren Schulen zu behandeln?

Band 81. Zehnte Direktoren-Versammlung in der Rheinprovinz. 259 S. 7 ℳ.

1. In welchem Umfange können die höheren Lehranstalten zur Förderung der staatsbürgerlichen Erziehung den Unterricht in der Bürgerkunde in ihren Lehrplan aufnehmen?

2. Inwieweit läßt sich das innere Verhältnis der Schule zu ihren Schülern durch die von Dr. W. Foerster vertretene Reform des Schulgeistes vertiefen und erneuern?

Anhang. Schulordnungen und Schüler-Selbstverwaltung.

Digitized by Google

Verhandelt wurde noch über folgende Punkte:

1. Wie kann planmäßig auf den einzelnen Klassenstufen die Hauptarbeit beim Übersetzen aus den fremden Sprachen in den Unterricht gelegt werden?

2. Einführung geschichtlicher und vergleichender Betrachtungsweise in den sprachlichen Unterricht, vornehmlich den lateinischen.

3. Wie läßt sich am besten im Rahmen der neuen Lehrpläne die für die Einführung und ausgedehnte Anwendung des Funktionsbegriffes erforderliche Zeit gewinnen?

4. Wie können die technischen Fächer mehr als bisher der ästhetischen Bildung der Schüler dienstbar gemacht werden?

Band 82. Dritte Direktoren-Versammlung in der Provinz Hannover. 114 S. 3 *M*.

1. Wie ist der Geschichtsunterricht in Untersekunda und Prima zu gestalten, um der Bürgerkunde einen breiteren Raum zu geben als bisher?

2. Der deutsche grammatische Unterricht auf den unteren und mittleren Klassen.

3. Leitsätze der zur mündlichen Verhandlung gestellten Beratungsgegenstände:

a) Der biologische Unterricht an den höheren Schulen.

b) Vorteile und Nachteile der Kurzstunden und des ungeteilten Vormittagsunterrichts.

c) Über einige Schulstrafen.

Band 83. Zehnte Direktoren-Versammlung in der Provinz Schleswig-Holstein. 217 S. 5,60 *M*.

1. Wie läßt sich die Forderung der Lehrpläne erfüllen, daß der Religionsunterricht ohne künstliche Mittel zu allen übrigen Lehrgegenständen, insbesondere den ethischen, in engste Beziehung gesetzt werde?

2. Nach welchen Grundsätzen muß die Lektüre im Französischen und Englischen an den Realanstalten ausgewählt werden, und welche der wertvollsten Werke können einen festen und bindenden Kanon bilden?

Außerdem waren zur mündlichen Verhandlung gestellt:

1. Wie ist der Rechenunterricht einzurichten, damit er mit dem darauf folgenden arithmetischen Unterricht in Einklang stehe und diesen vorzubereiten und zu unterstützen geeignet sei?

2. Die Belehrung in der Bürgerkunde und die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung.

3. Wie kann man die Freude der Schüler an der Schule heben, ohne den Ernst der Arbeit und die Höhe der Ziele zu gefährden?

4. Wie ist die schleswig-holsteinische Geschichte in den Lehrplan der höheren Schulen der Provinz einzugliedern?

Band 84. Zehnte Direktoren-Versammlung in der Provinz Pommern. 148 S. 3,60 *M*.

1. Was kann die höhere Schule zur staatsbürgerlichen Erziehung (Bürgerkunde) der ihr anvertrauten Jugend tun?


Digitized by Google

2. Bedeutung, Ziel, Umfang und Wege biologischer Unterweisung auf höheren Schulen.

3. Wert und Methode lateinischer Sprechübungen.

4. Bedeutung und Einrichtung von Schülervereinen mit besonderer Berücksichtigung der Spiel- und Rudervereine.

5. Der sechsstündige Vormittagsunterricht in sogenannten Kurzstunden.

6. Was kann die höhere Schule zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur tun?

Band 85. Siebenundzwanzigste Direktoren-Versammlung in der Provinz Westfalen. 213 S. 5,60 ℳ.

1. Die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung und der Belehrung in der Bürgerkunde an höheren Schulen.

2. Wie läßt sich die deutsche Lektüre in den Oberklassen vertiefen und bereichern?

Außerdem Leitsätze zur mündlichen Beratung:

1./2. Naturwissenschaftliche Schülerübungen und praktische Ausgestaltung des biologischen Unterrichts.

3./4. Was ist der Kern in Försters Ausführungen über Selbstregierung und Charakterbildung der Jugend?

5. Die Bekämpfung der Schundliteratur.

6./7. Erfahrungen mit der sogenannten Kurzstunde.

8./9. Die Bannerkämpfe der höheren Lehranstalten Westfalens.

10./11. Zur Frage der philosophischen Lektüre in den neueren Sprachen.

Band 86. Vierzehnte Direktoren-Versammlung in der Provinz Posen. 132 S. 3,40 ℳ.

1. Die Belehrungen in der Bürgerkunde und die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung.

2. Welche Einflüsse in und außerhalb der Schule erschweren es dem evangelischen Religionslehrer, namentlich in den oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten, das in den amtlichen Lehrplänen (S. 8) gekennzeichnete Ziel der Religionslehre zu erreichen, und wie ist diesen Einflüssen zu begegnen?

Außerdem Leitsätze für die zur mündlichen Beratung gestellten Themata:

1. Wie kann der Unterricht in der Erdkunde auf der Oberstufe des Gymnasiums und Realgymnasiums innerhalb des Rahmens der dafür angesetzten Stundenzahl fruchtbarer als bisher gestaltet werden?

2. Wie läßt sich die an den Reformanstalten mit gutem Erfolg geübte Methode, die Satzlehre der vier Sprachen (Deutsch, Latein, Französisch und Griechisch) auf gemeinsamer Grundlage aufzubauen, auf das alte Gymnasium übertragen?

3. Der naturkundliche Unterricht mit besonderer Berücksichtigung der physikalischen, chemischen und biologischen Schülerübungen (Erfahrungen, Wünsche, Vorschläge).

Band 87. Achtzehnte Direktoren-Versammlung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. 117 S. 3 ℳ.

Digitized by Google

1. Wie ist die Forderung zu erfüllen, daß die Jugend in den höheren Schulen eine staatsbürgerliche Erziehung erhalte und in der Bürgerkunde unterrichtet werde?

2. Inwiefern bedürfen unsere Schulordnungen und unsere Schulpraxis hinsichtlich der Schulzucht einer Reform, im besonderen auch soweit Bestimmungsrecht und Verantwortlichkeit des Elternhauses in Betracht kommen?

Außerdem Fragen, über die nur mündlich verhandelt wurde:

1. Wie hat sich der sogenannte Kurzstundenplan bewährt?
2. Empfiehlt es sich, die mündliche Reifeprüfung auf eine Anzahl von Hauptfächern zu beschränken?
3. Wie ist das sogenannte Extemporale zu behandeln, um die üblen Folgen zu vermeiden, die mit dieser Übung häufig verbunden sind?
4. Akzente im Griechischen.
5. Schule und Schundliteratur.

Der Dritte Oberlehrerkursus in Pommern.

Stettin den 12. und 13. Oktober 1911.

Über den ersten Greifswalder Oberlehrerkursus 1908 haben wir berichtet in den Neuen Jahrbüchern 1908, XXII, S. 551 ff.

Der zweite Oberlehrerkursus fand 1909 auch in Greifswald statt. Es trugen folgende Professoren vor: Prof. Gercke über das erste Buch der Ilias; Prof. Heller ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte der klassischen Sprachen: Die Vertretung der indogermanischen labiovelaren Verschlußlaute im Griechischen und Lateinischen; Prof. Hosius: Die Varusschlacht und Aliso nach den neueren Forschungen; Prof. Pernice: Die antike Vasenmalerei und ihre Bedeutung für die klassische Philologie.

Der dritte Oberlehrerkursus fand nicht in Greifswald, sondern in Stettin statt, und im Anschluß daran die 38. Versammlung des Pommerschen Philologenvereins. Diese Einrichtung hat sich bewährt; die Zahl der Zuhörer an dem Kursus betrug 45—50; der Herr Unterrichtsminister hatte eine namhafte Summe zur Förderung der Fortbildung der Oberlehrer bewilligt.

Im folgenden geben wir eine kurze Zusammenfassung des Hauptinhalts der Vorträge, die sämtlich mit lebhaftem Dank aufgenommen wurden. Auch an dieser Stelle wiederholen wir unseren aufrichtigen Dank an die Greifswalder Hochschullehrer; die Hörer, welche teils aus Stettin, teils aus der Provinz gekommen waren, haben mit Freuden altes Wissen wieder aufgefrischt, neue Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung aufgenommen und Anregung zu eigener Versenkung in die Wissenschaft erhalten.

Die Berichte über die zwei Vorlesungen des Prof. Schöne hat gegeben Oberlehrer Warncke, Stettin, die übrigen Prof. Schmolling, Stettin.

Zunächst begrüßte Gymnasialdirektor Dr. Goethe Lehrende und Lernende in den Räumen des Marienstiftsgymnasiums. „Möge der genius loci dazu beitragen, daß die Freude an diesen Vorträgen sich so

Digitized by Google

kräftig zeige, daß Wiederholungen gern unternommen werden. Quod deus bene vortat!"

Professor Schöne trug über Rezitation von Dichtungen und Prosawerken im Altertum vor. In der Hauptsache galten seine Ausführungen der Prosa. Er sonderte die Prosaschriften einleitend in die Gruppen der rein sachlichen Darstellungen, bei denen es vor allem auf den Inhalt ankomme (ὑπομνήματα, commentarii) und solcher Schriften, die sich als literarische Kunstwerke geben (λόγοι, συγγράμματα). Eine Zwischengruppe sei das kunstmäßige ὑπόμνημα, wie Cäsars Kommentarien. Mehrere Spielarten der ersten Gruppe lerne man am besten an den Schriften der ionischen Mediziner kennen. Hier seien zu unterscheiden: 1. Aufzeichnungen zum eigenen Gebrauche, Auszüge aus Krankenjournalen; 2. Lehrbücher für Fachleute; 3. Vorträge, die die Ergebnisse eigener Forschung einem größeren Publikum vermitteln wollen, und 4. dilettantische Auswüchse: Reden, die — in geschwollener Form — die wissenschaftlichen Kenntnisse popularisieren wollen.

Des Redner wandte sich nunmehr der Frage zu, wie ein Schriftwerk bei den Alten entstanden und wie es verbreitet worden sei.

Die antiken Schriftsteller, so führte er aus, pflegten zu diktieren und rechneten damit, daß ihr Werk laut vorgelesen werden sollte. Also war Stimme und Ohr schon bei der Konzeption beteiligt (dictare = konzipieren, dann dichten). Er erläuterte seine Behauptung an einer Reihe von Beispielen (Isokr. Panathen. 231: ὑπέβαλον τῷ παιδὶ λόγον. — Paulus diktierte seine Briefe, weil es eben so Sitte war. — Offb. Joh. 1, 3. — Kämmerer aus dem Mohrenland Apost. G. 8, 30.) Die Schriftsteller vor Christo sprächen, soweit er beobachtet habe, nie von ihren Lesern, nur von ihren Hörern. Auch öffentlicher Vortrag sei nicht selten gewesen (Thuk. οὐκ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν wendet sich dagegen; bleibt aber Ausnahme). Auf Grund solcher Vorlesungen habe, wer sich näher interessierte, sich eine Abschrift bestellen können. (Unterscheidung der ἀνεγνωσμένα βιβλία von den ἀνέκδοτα im Testament des Lykon b. Diag. La. V. 4. 9.) Selbst für sich pflegte man laut zu lesen; daher fand man es wunderbar, daß der hl. Ambrosius stumm lesend angetroffen wurde (Norden, Kunstprosa 6).

So ward die Feinhörigkeit ausgebildet, und das wirkte auf die Gestaltung. Der Hiatus ward seit Isokrates auch in der Prosa vermieden, ein Gesetz, das später bis in die Fachschriften (Galenos z. B.) hinein gilt. Auch die rhythmischen Satzschlüsse gehören hierher.

Der Redner wendete sich dann der Form der platonischen Dialoge zu; er teilt sie in dramatische und in wiedererzählte. Die zweite Form eigne sich unvergleichlich mehr für die Rezitation durch einen Vorlesenden als die erste; groß sei die Kunst, mit der z. B. im Symposion trotz der doppelten Einkleidung und trotz der Abtönung verschiedener Reden eine gewisse Einheitlichkeit im Stil festgehalten werde.

Für die Poesie ist die Abweichung von der modernen Art nicht so groß; doch weist der Vortragende auf nacheuripideische Tragiker hin, die von Aristoteles als ἀναγνωστικοί bezeichnet werden; er will

diese als Verfasser von Lesedramen interpretieren, d. h. von solchen, die zum Vorlesen bestimmt waren.

Zum Schluß wird auf die Wichtigkeit der Kenntnis der antiken schriftstellerischen Arbeitsmethode für Quellenuntersuchungen hingewiesen. Man machte sich nicht beim eigenen Lesen Merke, sondern ein Sklave las vor, und der Herr merkte sich das Wichtige an [1]).

Der zweite Vortrag Schönes beschäftigte sich mit (Hippokrates) **περὶ ἱρῆς νούσου.** Diese Schrift, deren Verfasser nicht bekannt ist, erwecke unser Interesse einmal dadurch, daß hier ein religiös gesinnter Mensch die Ansicht bekämpft, daß gewisse Krankheiten auf unmittelbares göttliches Eingreifen zurückgingen, und zweitens durch die Annahme eines Zentralorgans. Freilich handle es sich noch nicht um ein Zentralorgan als Regulativ des Nervensystems, sondern dieses, das Gehirn, sei nur der Ort, wo die Lebensvorgänge sich abspielten, während die Luft es sei, auf der das Leben beruhe; das Gehirn melde nur weiter. Diese Ansicht beruhe auf anatomischen und physiologischen Irrtümern; das Wichtige sei die Ahnung des Zentralorgans. Diese Ahnung sei durch die Autorität des Aristoteles, der das Herz als solches ansehe, verloren gegangen. — Wie die Eigenschaften der Luft, die das Gehirn nicht selber verbrauche, sich auf die anderen Organe verteilen, sei nicht klar; aber jedenfalls rein materiell, da diese Wissenschaft einen Gegensatz zwischen Geist und Körper nicht kenne.

Der Verfasser ist nach der Meinung des Vortragenden ein ionischer Arzt nach Hippokrates; von demselben Verfasser ist, wie er mit v. Wilamowitz (Berl. Ak. d. W. Sitzungsber. 1901) annimmt, die Schrift **περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων**; wenigstens gehören beide Schriften in dieselbe Ärzteschule und dieselbe Generation.

Professor Hosius trug vor über lateinische Inschriften und ihren Wert für Kultur und Sprachgeschichte. Das corpus inscriptionum Latinarum vor etwa 60 Jahren von der Preußischen Akademie der Wissenschaften begonnen, geht jetzt seinem Abschuß entgegen. 39 Bände umfassen alle lateinischen Inschriften, die über der Erde zu finden waren von der Sahara bis zur Nordsee, von Indien bis England. Von den 150 000 Nummern lieferte Rom ein Viertel.

Alle Teile der Altertumswissenschaft sind dadurch erhellt worden: die Religion, die Geschichte, die Rechtskunde usw. Die älteste Inschrift ist aus der Zeit um 500 v. Chr., die jüngste aus dem Ende der Römerherrschaft. Für den Handgebrauch sind hier wie bei den griechischen Inschriften Auszüge unentbehrlich. Dessau, Inscriptiones Latinae

---

[1]) Eine Bestätigung der Beobachtung von Prof. Schöne findet sich in den Satiren des Horaz. I 4, 21 sagt der Dichter, er sei ungünstiger daran als Fannius, da seine Schriften niemand lese, die er ja vor dem Volke nicht vorzulesen wage, da sich die meisten durch seinen Tadel getroffen fühlten.

cum mea nemo
scripta legat, volgo recitare timentis;

und ganz ähnlich in derselben Satire 71 und 73:

nulla taberna meos habeat neque pila libellos,
nec recito cuiquam nisi amicis. S.

Digitized by Google

selectae, Berlin 1892—1906, Weidmann; es fehlt noch der Index. Hierdurch wird die früher viel benutzte Sammlung von Orelli-Henzen ersetzt. Fr. Bücheler, Carmina Latina epigraphica 1895—1897.

In der Lietzmannschen Sammlung erschienen 1908 die lateinischen christlichen Inschriften von E. Diehl, 1909 die altlateinischen Inschriften von demselben und 1910 vulgärlateinische Inschriften und pompejanische Wandinschriften. Ferner F. Richter, Lateinische Sakralinschriften, und Jacobsohn, Altitalische Inschriften. Aus diesen kleinen Auszügen wurde nun ein Kapitel der römischen Kulturgeschichte entrollt: Der Römer in seinem Hause. Unsere Annahme, daß die Frau eine tiefe Stellung zum Manne einnahm, findet sich nicht bestätigt, wenn wir allerdings auch Züge großer Mißachtung finden. Im großen ganzen ist das Familienleben ein gesundes, während es bei Seneca und Juvenal allzu verderbt erscheint. Ein kerniger Bürgerstand hatte sich hinüber gerettet in die Kaiserzeit. Nur so wurde es möglich, daß das Kaiserreich länger Bestand hatte als der Freistaat. Das lehren vor allem die Inschriften, die bei allem Konventionellem doch Zeugen wahrer Liebe und Herzensneigung sind. Vor allem die laudatio Turiae ist ein großartiges Beispiel ehelicher Liebe. Achtung und Liebe schuf auch im heidnischen Rom Gleichberechtigung von Mann und Frau, wenn auch das Gesetz dem Manne die erste Stelle gab.

In einer zweiten Vorlesung zeigte Professor Hosius, welche starken Abweichungen von der uns bekannten Syntax und Formenlehre die Inschriften aus den Kreisen des Volks zeigen. Verwechslung der Buchstaben e und i, o und au, b und v, r und l usw.; Weglassung von h und m; posibi statt posui, subus statt suis; alle Präpositionen können den Akkusativ regieren: a tempestatem, pro felicitatem a speculum, oder statt des Akkusativs den Ablativ: ob meritis, per viis. Auch sonst werden die Kasus und das Genus vertauscht: vitam caruisti, hoc tetolo fecit; wie dieses tetolo schon sehr zu italienisch titolo stimmt, so ein quarranta zu quaranta; für sponsae kommt vor ispose (franz. épouse), für speravi isperavi (franz. espérer).

Gewiß sind in solchen Formen oft Spuren uralten Lateins, oft auch weitere Entwicklungen der Sprache zu erkennen. Das Latein war zunächst Volkssprache; im 3./2. Jahrhundert kommt die Schriftsprache dazu; aber daneben ging die Sprache der unteren Schichten ihren Weg weiter. Aus der Volkssprache sind aber alle romanischen Sprachen geflossen. Dafür sprechen viele Beispiele: minaciae die Drohungen sagte Plautus, minae Cicero, menace ist französisch; cordolium das Herzeleid bei Plautus, italienisch cordoglio u. v. a.

An elf lehrreichen Inschriften wurde dies genauer erläutert.

Professor Heller behandelte in seinem ersten Vortrage ein Kapitel aus griechischer und lateinischer Laut- und Flexionslehre. Um zu beweisen, daß die Schwierigkeiten, die der klassische Philologe zu überwinden hat, um sich mit den Ergebnissen der Sprachwissenschaft vertraut zu machen, bei weitem nicht so groß sind, wie die herrschende Ansicht meint, wurde gezeigt, wie aufhellend die Kenntnis einiger einfacher Lautgesetze auf die alltäglichsten Erscheinungen der Formenlehre und auf etymologische Zusammenhänge wirkt. Als Thema war die Vertretung der indogermanischen sonantischen

Digitized by Google

Nasale und Liquidae im Griechischen und Lateinischen, unter Mitberücksichtigung des Germanischen, gewählt worden.

Professor Hellers zweiter Vortrag behandelte die indischen Grammatiker und ihre Bedeutung für die europäische Sprachwissenschaft. Nach Erklärung der Tatsache, daß die alte einheimische indische Grammatik nicht nur in der Sanskritphilologie eine wichtige Rolle spielt, sondern sich auch bei den Hindus stets großen Ansehens erfreut hat, wurde ein kurzer Überblick über die grammatische Literatur Indiens gegeben. Es folgte eine Charakteristik des Lehrsystems Pāṇinis (etwa 4. Jahrhundert v. Chr.), wobei an einer Reihe von Beispielen gezeigt wurde, durch welche Mittel die große Fülle des Stoffes in kurze, formelhafte Regeln zusammengedrängt ist. Die Auseinandersetzung einer bei späteren Grammatikern geläufigen Argumentation beleuchtete die Arbeitsweise der Nachfolger Pāṇinis. Der zweite Teil des Vortrags schilderte den nachhaltigen Einfluß, den die Tätigkeit der indischen Grammatiker, vor allem ihre Formenanalyse, auf die europäische Sprachwissenschaft während der ersten Jahrzehnte ihres Bestehens ausgeübt hat.

Professor Pernice sprach in einem ersten Vortrag über die Ausgrabungen der Berliner Königlichen Museen in Kleinasien. Der Vortrag bezweckte nicht, die Zuhörer überhaupt erst mit den Ruinenstätten bekannt zu machen, sondern zu zeigen, inwieweit unsere bisherigen Anschauungen durch die Ausgrabungen gefördert oder verändert seien. Ausführlich wurde dabei auf das Stadtbild von Priene eingegangen, die Lage der Straßenzüge erläutert und der Typus der Häuser in den historischen Zusammenhang eingeordnet. Auch das Theater mit seinem wohlerhaltenen 'Bühnengebäude' wurde in Lichtbildern vorgeführt und die Bedeutung des Baus für unsere Vorstellung antiken Theaterwesens klargelegt. Es folgte eine kurze Übersicht über die Ruinen von Milet, wobei es dem Vortragenden besonders darauf ankam, die im Laufe der Jahrhunderte durch die Anschwemmungen des Mäander völlig veränderte Landschaft zu schildern; ferner wurden Bilder von Herakleia am Latmos gezeigt, einer Stadt, die heute an einem Binnensee, ursprünglich aber am innersten Zipfel des latmischen Meerbusens gelegen war. Den Beschluß machte die Vorführung einiger auf den neuesten Ausgrabungen beruhender Bilder von Didyma mit dem gewaltigen Tempel des Apollon von D., der schon in dem jetzigen Zustand der Ausgrabung die grandioseste Ruinenstätte des vorderen Kleinasiens bildet. Hingewiesen wurde endlich noch auf die Ausgrabungen im Heraion von Samos, die erst im Anfange stehen.

In dem zweiten Vortrage wurden neue Funde antiker Plastik erläutert. Eingeleitet wurde der Vortrag durch einen Hinweis auf die Funde auf der Akropolis aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. In zeitlicher Abfolge wurden alsdann gezeigt der neue myronische Diskobol aus Castelporziano, die Athena aus der Marsyasgruppe (?), die sog. Throne Ludovisi und Boston, der Hermes des Alkamenes u. a., für das vierte Jahrhundert die Mänade des Skopas, der Bronzejüngling aus Ephesos, die Funde von Antikythera usw. Die spätere Zeit wurde durch das Mädchen von Antium, die Bronzefunde von Madhia bei Tunis erläutert. Endlich wurde auch auf neuere Datierungen längst bekannter Kunstwerke wie beispielsweise des Laokoon eingegangen.

Digitized by Google

Professor Mewaldt sprach über: Politische Broschüren aus der Verfallzeit Athens.

Der Vortragende erläuterte zwei attische Flugschriften aus dem Jahre 355 v. Chr., den Συμμαχικός des Isokrates und Xenophons Πόροι. Um die beiden Broschüren historisch und politisch verständlich zu machen, schilderte er die seit 404 einerseits auf die Wiederherstellung des Seebundes, andrerseits auf die Sanierung der Finanzen gerichteten Maßnahmen und Reformen Athens. Er zeigte den beginnenden Aufschwung durch den neuen Seebund und durch die Finanzreform unter Nausinicus und dann den Rückgang auf beiden Gebieten bis zum Bundesgenossenkriege. An dessen Ende sind die beiden Schriften zu setzen. Der Vortragende besprach ausführlich die Tendenzen und die Hauptvorschläge der beiden Broschüren und legte den politischen Standpunkt ihrer Verfasser dar. Auch die Form der beiden Schriften (Rede, Traktat) wurde innerhalb der damaligen literarischen Gattungen erläutert. Am Schlusse konfrontierte der Vortragende die Ansichten der beiden Publizisten mit der gleichzeitigen Politik des Eubulus und der gleich darauf einsetzenden des Demosthenes und gab vom Standpunkte der Erfolge Philipps von Mazedonien über die Ratschläge der beiden Broschüren ein Urteil ab.

Stettin. Ernst Schmolling.

Der erste Ferienkurs für schweizerische Mittelschullehrer.

9.—14. Oktober 1911 in Zürich.

Vom 9.—14. Oktober 1911 fand in Zürich der erste Ferienkurs für schweizerische Mittelschullehrer statt. Er zählte nicht weniger als 519 Teilnehmer. Schon das zeigt, daß das Programm eine ungewöhnliche Anziehungskraft aufwies und vielleicht auch für andere Ferienkurse Anregung geben kann. Allein noch aus einem andern Grunde dürften auch in Deutschland nähere Mitteilungen über den Kurs Interesse finden: er war nicht von einer Universität veranstaltet worden, sondern vom Verein schweizerischer Gymnasiallehrer, und Mittelschullehrer selber waren es, die das Programm aufstellten und Dozenten verschiedener Universitäten für die Übernahme der einzelnen Vorträge gewannen.

I. Die einleitenden Schritte.

Die erste Anregung zur Veranstaltung des Kurses geht ins Jahr 1907 zurück. Es war während der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel, als an einem Diskussionsabend der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion von den reichen Anregungen gesprochen wurde, die den deutschen Kollegen aus den in ihrem Lande regelmäßig stattfindenden Ferienkursen für Oberlehrer erwachsen. Die Frucht der Besprechung war die nachfolgende Resolution, die der letzten Plenarversammlung vorgelegt und von ihr einstimmig angenommen wurde.

„Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion begrüßt lebhaft die in den vier Parallelvorträgen der Herren Prof. Klein, Wendland, Brandl und Harnack begründete Forderung einer Ergänzung des Hochschulunterrichts im Sinne einer vermehrten Berücksichtigung der Be-



dürfnisse der Schule. Sie hält aber auch für dringend wünschenswert, daß den bereits im Amte stehenden Lehrern vermehrte Gelegenheit zur Weiterbildung geboten wird. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles erachtet sie die Einrichtung periodischer Ferienkurse.

Den Behörden wird der Wunsch ausgesprochen, den Lehrern den Besuch von Ferienkursen zu erleichtern:

1. Durch Bewilligung von Urlaub;
2. durch Gewährung angemessener finanzieller Unterstützung zur Bestreitung der Kosten der Reise, des Aufenthaltes und der Kursteilnahme;
3. durch prinzipielle Übernahme und Durchführung bezahlter Stellvertretung.

Den Behörden, die schon jetzt den Lehrern in diesem Sinne ihr Entgegenkommen erwiesen, wird der beste Dank ausgesprochen".

Auch diesmal sollte es sich zeigen, wie viel persönliche Anregung die Teilnehmer an solchen Versammlungen erhalten. Herr Dr. Marcel Großmann, Professor am eidgenössischen Polytechnikum und früher selbst Mittelschullehrer, hatte jenem Diskussionsabend beigewohnt und äußerte kurze Zeit später in der Vereinigung der Mathematiklehrer an schweizerischen Mittelschulen den Gedanken, ob nicht auch in der Schweiz von den Mittelschullehrern Ferienkurse angestrebt werden könnten. Bald darauf beschloß der Vorstand des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer, die Frage vor die nächste Jahresversammlung des Vereins zu bringen, und ersuchte Herrn Prof. Großmann und Herrn Dr. Steiger vom Gymnasium Zürich einleitende Referate zu übernehmen als Vertreter der naturwissenschaftlich-mathematischen und der sprachlich-historischen Fächer. Auf ihren Antrag sprach sich die Jahresversammlung des Vereins in Solothurn im Oktober 1909 dahin aus, daß prinzipiell die Wünschbarkeit von Ferienkursen zu bejahen sei und daß eine Kommission die Möglichkeit der Veranstaltung prüfen und an der nächsten Jahresversammlung Bericht erstatten sollte. Über zwei wichtige Punkte hatte die Diskussion die Abklärung bereits gebracht. Es sollte der Kurs nicht einer Universität übertragen, sondern vom Verein selber durchgeführt werden, und für das Programm sollten ausschließlich die Bedürfnisse der Mittelschullehrer im engeren Sinne[1]) maßgebend sein. Allerdings mochte es kühn scheinen, daß ein Verein ohne eigene finanzielle Mittel eine solche Veranstaltung sollte durchführen wollen, während es bisher sonst überall Universitäten gewesen waren, die Ferienkurse veranstaltet hatten. Allein dem mußte entgegengehalten werden, daß für die Wahl der Themata die Bedürfnisse der Mittelschullehrer in ganz anderer Weise maßgebend sein würden, wenn diese selber die Organisation leiteten und nicht eine Universität, wenn also nicht gewissermaßen die Rollen unter die Professoren einer Universität verteilt und damit diesen selbst in weitgehendem Maße ein Einfluß auf die Wahl der Themata zugestanden würde. Nur zu leicht können sich Hochschullehrer über die Bedürfnisse der Mittelschullehrer täuschen. In einem Lande, das regelmäßig solche Ferienkurse abhält, schaden Fehlgriffe schließlich nicht

---

[1]) In manchen Kantonen zählen die Sekundarschulen (oberste Stufe der Volksschule) zu den Mittelschulen.

Digitized by Google

sehr viel und können in den folgenden Jahren wieder gut gemacht werden; allein in unserem Lande, in dem eine jährliche Abhaltung von Ferienkursen von vornherein wegen unserer zu kleinen Verhältnisse und der zu geringen Zahl von Interessenten ausgeschlossen ist, fallen Mißgriffe in der Wahl der Themata ganz anders ins Gewicht und hätten, zumal bei einem ersten Kurs, leicht die ganze Idee in Mißkredit bringen können.

Die Kommission, deren Einsetzung die Solothurner Versammlung dem Vorstand des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer übertragen hatte, wurde aus Vertretern der verschiedenen Fächer der Mittelschule, der verschiedenen Landesteile und der verschiedenen Arten von Mittelschulen zusammengesetzt und zählte 16 Mitglieder; sie begann ihre Tätigkeit im Februar 1910. Da nicht auf eine sehr große Zahl von Teilnehmern gerechnet werden konnte, war es notwendig, von den Behörden Subventionen zu erbitten, und zwar schon im Sommer 1910, weil die Beträge, wenn der Kurs 1911 stattfinden sollte, rechtzeitig in die Budgets dieses Jahres eingesetzt werden mußten. Die Subventionsgesuche konnten nun aber bei der Neuheit der Sache nur dann mit einiger Sicherheit auf eine gute Aufnahme rechnen, wenn sich das Bedürfnis mit Zahlen nachweisen ließ, und es galt daher, um bestimmte Zahlen von vorläufigen Anmeldungen zu erhalten, schon auf den Frühsommer ein vorläufiges Programm festzustellen und zur Versendung gelangen zu lassen. Wohl schien es zweifelhaft, wie viele Mittelschullehrer sich so lange vor dem Kurs selbst auch nur vorläufig anmelden und inwieweit sich namentlich auch die Dozenten schon so früh zu einer Beteiligung bereit erklären würden; allein der Versuch mußte gemacht werden. Er gelang in der überraschendsten Weise. Hauptsächlich wohl dank dem Umstande, daß es die Kommission verstand, wirklich die Bedürfnisse der Mittelschullehrer zu befriedigen, und zwar speziell dadurch, daß sie ein großzügiges Programm aufstellte und nicht ein aus Spezialitäten zusammengesetztes. Es ist wohl die Hauptgefahr, die beim Programm eines Ferienkurses für Mittelschullehrer droht, daß zu spezielle Themata gewählt werden. Es war schon oben davon die Rede, wie leicht dies geschehen kann, wenn die Dozenten die Themata bestimmen. Haben die Mittelschullehrer selber das erste Wort, so ist die Gefahr weniger groß, aber doch nicht ausgeschlossen. Zumal da bei einer derartigen Organisation die Kollegen aus den Städten naturgemäß zuerst zu Worte kommen und sie eher in der Lage sind, sich für Spezialitäten zu interessieren, als die Kollegen vom Lande, denen weniger große Bibliotheken zur Verfügung stehen und die sich meistens auch im Unterricht weniger auf einzelne Fächer konzentrieren können.

Selbstverständlich konnte die Kommission, in der die einzelnen Fächer der Mittelschule je nur durch zwei oder drei Mitglieder vertreten waren, faktisch nicht in ihrer Gesamtheit das Programm für die einzelnen Fächer bestimmen, sondern sie mußte auf die Vorschläge der Vertreter abstellen. Diesen ihrerseits war es von der Kommission anheimgestellt worden, wie weit sie es für zweckmäßig oder nötig hielten, kleinere oder größere Vereinigungen von Fachgenossen zu begrüßen. Es wurde denn auch darin ziemlich verschieden vorgegangen, aber für mehrere Fächer wurden in der Tat weite Kreise von Fachgenossen um ihre Wünsche für Themata angefragt oder zur Auswahl unter verschiedenen Themata eingeladen.

Digitized by Google

In der Bestimmung der Stundenzahlen, die für die einzelnen Fächer in Aussicht zu nehmen waren, hatte man übrigens den Fachvertretern natürlich nicht freie Hand lassen können. Es war vielmehr zunächst von der Kommission festgestellt worden, daß der Kurs eine Woche dauern, 9.—14. Oktober 1911, und daß innerhalb dieser Zeit dem einzelnen Fache als Ganzem je nach seiner Bedeutung für die Mittelschule eine bestimmte Zahl von Stunden gewährt werden solle, z. B. der Romanistik mehr als der Anglistik, der Physik, Chemie, Biologie mehr als der Geologie usw.: im allgemeinen jedem Hauptfach 2—3 Stunden per Tag.

Schon im Mai konnten die Fachvertreter der Kommission mitteilen, daß die von ihnen in Aussicht genommenen Dozenten zugesagt hatten. Damit war in erfreulicher Weise der Nachweis geliefert, daß auch die Dozenten unserer Idee, den Ferienkurs nicht durch eine Universität, sondern durch den Verein selber organisieren zu lassen, Verständnis und Sympathie entgegenbrachten. Daß der eine oder andere der angefragten Dozenten, besonders in Fällen von schwankender Gesundheit, sich scheute, fünf Vierteljahre vor dem Kurse auch nur eine vorläufige Zusage zu geben, konnte nicht überraschen. Das vorläufige Programm gelangte Anfang Juni zur Versendung. Die Zahl der einlaufenden Anmeldungen überstieg auch die kühnsten Erwartungen. Man hatte sich in der Kommission geeinigt, man wolle, falls keine hundert Anmeldungen eingehen würden, die ganze Sache von neuem prüfen. Nun gingen in wenigen Tagen nicht hundert Anmeldungen ein, sondern über dreihundert, und mit den Nachzüglern stieg die Zahl auf 375. Eindringlicher hätte die Frage des Bedürfnisses kaum bejaht werden können. Die Anmeldungen verteilten sich auf Lehrer aller Fächer und aller Schulstufen. So waren auch die Lehrer der Sekundarschule in ansehnlicher Zahl vertreten. Ein ausdrücklicher Hinweis darauf, daß nicht die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Schulstufe, sondern einzig die Frage, ob der Betreffende etwas von dem Kurse habe oder nicht, für die Frage der Teilnahme entscheidend sein solle, war richtig verstanden worden.

Mitte Juli gingen die Subventionsgesuche ab. Vom Bunde, vom Kanton Zürich und der Stadt Zürich wurden allgemeine Subventionen im Betrage von Fr. 2500, 2000 und 1000 erbeten. Diese Beträge sollten ungefähr die Hälfte der in Aussicht zu nehmenden Ausgaben decken. Es war festgesetzt worden, daß für die Honorierung der Dozenten als Norm Fr. 20 pro Stunde gelten und daß die auswärtigen Dozenten außerdem ein Taggeld von Fr. 15 und die Reiseentschädigung für zweite Klasse erhalten sollten. Die obengenannten Subventionen sollten die allgemeinen Ausgaben decken helfen und damit ermöglichen, daß das Kursgeld, für das ursprünglich ein Betrag von etwa Fr. 30 in Aussicht genommen worden war, herabgesetzt werden könne. Daneben suchte der Vorstand die Regierungen der anderen Kantone zur Subventionierung der ihnen angehörenden Teilnehmer zu veranlassen. Die Kosten für Reise und Aufenthalt für den nichtzürcherischen Teilnehmer mußten, sofern nicht Freiquartiere zur Verfügung standen, auf Fr. 50—60 veranschlagt werden, und auf Freiquartiere konnte man natürlich nur für eine kleine Zahl von Teilnehmern rechnen. Kanton und Stadt Zürich bewilligten in dankenswerter Weise die nachgesuchten Subventionen, ersterer allerdings mit der Bestimmung, daß von Lehrern an öffentlichen Schulen im

Digitized by Google

Kanton Zürich kein Kursgeld verlangt werden dürfe, oder wenigstens nicht mehr als Fr. 5. — Etwas mühsam gestalteten sich die Unterhandlungen mit dem Bund. Das erste Subventionsgesuch wurde vom eidgenössischen Departement des Innern abgewiesen, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Konsequenzen. Ein Wiedererwägungsgesuch hatte keinen besseren Erfolg. Dagegen führte eine an die Finanzkommissionen der eidgenössischen Räte gerichtete Eingabe endlich doch zum Ziel. Sie wies darauf hin, wie Ferienkurse in der Art des unserigen naturgemäß einen, wenn man so sagen darf, interuniversitären Charakter tragen müßten und daher in der Schweiz auf eine Bundessubvention Anspruch hätten. Es sei ohne weiteres klar, daß viele Dozenten z. B. in Zürich, die man für ein Thema gewinnen wollte, ablehnen müßten, weil es ihnen zu fern läge, und daß sie uns an einen Kollegen an einer anderen Universität weisen würden mit dem Bemerken, daß ihm der Gegenstand näher liege. Als einige Beispiele aus unserem Programm für Themata, die von den Teilnehmern am allermeisten gewünscht wurden und bei denen es vom Zufall abhing, ob sich gerade in Zürich ein geeigneter Dozent finde, nannten wir Billeter: Antike Wirtschaftsgeschichte, Bouvier: Exercices de lecture analytique, Hahn: Methodik des physikalischen Arbeitsunterrichtes, Schur: Grundlagen der Geometrie.

In der Dezember-Session der eidgenössischen Räte wurde bei der Beratung des Budgets die Subvention von Fr. 2500 ohne Widerspruch bewilligt.

II. Das Programm.

Nachdem im Oktober 1910 die Jahresversammlung des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer die Durchführung des Kurses endgültig beschlossen hatte und nun auch die Bundessubvention gesichert war, stand der Anhandnahme der weiteren Vorbereitungen nichts mehr im Wege. Ein Organisationskomitee von sieben Mitgliedern wurde beauftragt, die nötigen Maßregeln durchzuführen. Vor allem lag ihm ob, das Programm endgültig zu bereinigen, da, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, im Laufe der vorausgehenden Monate immerhin noch einige Absagen erfolgt waren. In seiner endgültigen Gestalt wies das Programm die nachfolgenden Kurse und Diskussionen auf.

I. Fachkurse.

Klassische Philologie.

1. Dr. Billeter (Universität, Zürich): Einführung in die antike Wirtschaftsgeschichte. 3 Stunden.
2. Prof. Herzog (Universität, Basel): Ausgrabungen in Troja und auf Kreta, mit einer Einleitung über die Technik moderner Ausgrabungen. 4 Stunden.
3. Prof. Münzer (Universität, Basel): Probleme der ältesten italischen Geschichte. 3 Stunden.
4. Prof. Niedermann (Universität, Basel): Über einige Quellen unserer Kenntnis des späteren Vulgärlateins. 2 Stunden.
5. Prof. Schultheß (Universität, Bern): Alte und neue Aufgaben der klassischen Altertumswissenschaft in den letzten Dezennien. 5 Stunden.

Digitized by Google

6. Prof. Schwyzer (Universität, Zürich): Prinzipien der etymologischen Forschung, mit besonderer Berücksichtigung des Griechischen. 3 Stunden.

Romanische Philologie.

7. Dr. Bally (Universität, Genf): L'étude systématique des moyens d'expressions; esquisse d'une méthode utilisable dans les classes supérieures des gymnases. 3 Stunden.

8. Prof. Bouvier (Universität, Genf): Exercices de lecture analytique. 3 Stunden.

9. Prof. Bovet (Universität, Zürich): Nouvelles recherches sur Flaubert et le roman réaliste. 3 Stunden.

10. Prof. Flamini (Universität, Pisa): La poesia lirica italiana della seconda metà del secolo XIX. 4 Stunden.

11. Prof. Gauchat (Universität, Zürich): Die Behandlung der französischen Syntax in den obersten Klassen der Mittelschule. 3 Stunden.

12. Diskussion über die Verwendung der Muttersprache im Unterricht der Fremdsprachen. 2 Stunden. Einleitender Referent: Rektor Boßhart (Gymnasium, Zürich).

Deutsche Sprache und Literatur.

13. Dr. O. v. Greyerz (Glarisegg): Der deutsche Unterricht auf den Mittelschulen (mit Diskussion). 5 Stunden.

14. Dr. Milan (Universität, Berlin): Übungen in der Aussprache des Deutschen auf Grund der Bühnenaussprache. 5 Stunden.

15. Dr. Milan (Universität, Berlin): Die Kunst des Vortrags erläutert an deutschen Gedichten, mit besonderer Berücksichtigung der Schule. 5 Stunden.

16. Prof. Walzel (Technische Hochschule, Dresden): Die Weltanschauungen des 18. und 19. Jahrhunderts und ihr dichterischer Ausdruck. 6 Stunden.

Englische Sprache und Literatur.

17. Durrant-Fox (Universität, Basel): The use of phonetics in the teaching of English. 3 Stunden.

18. Dr. Fehr (Universität, Zürich): Die neueste Literatur Englands. 3 Stunden.

19. Prof. Vetter (Universität, Zürich): Neuere Ergebnisse der anglistischen Forschung. 3 Stunden.

Geschichte.

20. Dr. Fueter (Universität, Zürich): Die bedeutendsten Repräsentanten historischer Auffassung und Darstellung von der Renaissance bis zur Gegenwart. 6 Stunden.

21. Prof. Schneider (Universität, Basel): Probleme aus der Geschichte der französischen Revolution. 4 Stunden.

22. Prof. Wernle (Universität, Basel): Die weltgeschichtliche Bedeutung der Renaissance und der Reformation. 6 Stunden.

Digitized by Google

Geographie.

23. Dr. Biermann (Universität, Lausanne): L'Angleterre. 4 Stunden.

24. Prof. Früh (Eidg. techn. Hochschule): Die Eiszeit und die durch sie bedingten Landschaftsformationen. 4 Stunden.

25. Prof. Schlaginhaufen (Universität, Zürich): Die kleinwüchsigen Menschenrassen. 5 Stunden.

Physik.

26. Prof. Einstein (Universität, Prag): Über einige neuere Fortschritte auf dem Gebiete der theoretischen Physik. 6 Stunden.

27. Dr. Greinacher (Universität, Zürich): Radioaktivität, Jonen, Elektroden. 6 Stunden.

28. Prof. Hahn (Leiter d. Kurse f. Schülerübungen a. d. Alten Urania, Berlin): Methodik des physikalischen Arbeitsunterrichts. 6 Std.

29. Diskussion über physikalische Schülerübungen. 3 Stunden. Einleitende Referenten: Dr. Günthart (Höhere Töchterschule, Zürich), Rektor Tuchschmid (Kantonsschule, Aarau), Dr. Lüdin (Industrieschule, Zürich).

Ausstellung einiger neuer Apparate für Demonstrationen und Schülerübungen.

Chemie.

30. Prof. Baur (Eidg. techn. Hochschule): Die Kolloide und ihre Bedeutung in Technik und Biologie. 4 Stunden.

31. Prof. Pfeiffer (Universität, Zürich): Der gegenwärtige Stand der Eiweißforschung. 4 Stunden.

32. Prof. Werner (Universität, Zürich): Stereochemie. 5 Stunden.

33. Prof. Willstätter (Eidg. techn. Hochschule): Über Chlorophyll. 3 Stunden.

Ausstellung von Apparaten für den Chemieunterricht an Mittelschulen, veranstaltet von der Firma Dr. Bender und Dr. Hobein.

Biologische Naturwissenschaften und Geologie.

34. Dr. Arbenz (Universität, Zürich): Der Deckenbau der Alpen. 4 Stunden.

35. Dr. Bluntschli (Universität, Zürich): Die Bedeutung der Funde von fossilen Menschen und Affen für die Stammesgeschichte der Primaten. 5 Stunden.

36. Dr. Brockmann (Universität, Zürich): Der Stand der pflanzengeographischen Forschung, unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz und Mitteleuropas. 5 Stunden.

37. Prof. Hescheler (Universität, Zürich): Abstammung der Säugetiere und paläontologische Entwicklungsreihen. 5 Stunden.

38. Prof. Lang (Universität, Zürich): Exakte Vererbungslehre. 6 Stunden.

39. Dr. Stauffacher (Kantonsschule, Frauenfeld): Moderne Zellen- und Protoplasmaforschung. 5 Stunden.

Digitized by Google

Mathematik.

40. Prof. Fueter (Universität, Basel): Einführung in die Gruppentheorie. 6 Stunden.

41. Dr. Mauderli (Kantonsschule, Solothurn): Astronomische Beobachtungen, insbesondere geographische Ortsbestimmungen mit einfachen Hilfsmitteln. 3 Stunden.

Ausstellung von Apparaten.

42. Prof. Schur (Universität, Straßburg): Grundlagen der Geometrie. 5 Stunden.

43. Prof. Veillon (Universität, Basel): Vektoranalysis. 4 Std.

Diskussionen:

44. I. Der Funktionsbegriff auf der Mittelschule. 3 Stunden. Einleitender Referent: Dr. Brandenberger (Industrieschule, Zürich).

45. II. Über die Beziehungen zwischen der darstellenden Geometrie und dem technischen Zeichnen. 4 Stunden. Einleitende Referenten: Dr. Brandenberger (Industrieschule, Zürich), Rektor Flatt (Obere Realschule, Basel), Prof. Großmann (Eidg. techn. Hochschule, Zürich), Schmid (Kantonsschule, St. Gallen).

Ausstellung von Zeichnungen.

46. III. Über zeitgemäße physikalische Aufgaben als Anwendungen im mathematischen Unterricht. 2 Stunden. Einleitender Referent: Dr. Huber (Freies Gymnasium, Bern).

Ausstellung der Publikationen der internationalen Kommission für mathematischen Unterricht und der nationalen Subkommissionen.

Ausstellung von Modellen zur darstellenden Geometrie (von Modellschreiner Gallati in Näfels).

II. Allgemeine Kurse.

47. Dr. Messmer (Lehrerseminar, Rorschach): Die Erziehung des Willens auf höheren Schulen. 4 Stunden.

48. Dr. Ricklin (Zürich): Psychoanalyse. 4 Stunden.

Von großer Wichtigkeit war die Ausarbeitung des Stundenplans. Ursprünglich war beabsichtigt gewesen, die fachwissenschaftlichen Vorträge fast durchweg auf den Vormittag zu legen, allgemeine Vorlesungen und Diskussionen auf den Nachmittag, öffentliche Vorträge auf den Abend. Von letzteren wurde nun aber ganz abgesehen. Das Programm war ohnehin schon etwas zu reich, und aus finanziellen Gründen brauchte man auch nicht zu öffentlichen Vorträgen zu greifen. Daß so auch die Abende für Diskussionen herangezogen werden konnten, war um so günstiger, als sich bei der Anlage des Stundenplans je länger, desto mehr die Wünschbarkeit herausstellte, die Vortragsstunden über den größten Teil des Tages verteilen zu können. Da namentlich an kleineren Schulen manche Lehrer mehrere Fächer vertreten, aber die Kombinationen nicht überall gleich sind, handelte es sich darum, ein Zusammenfallen von Kursen, die für den gleichen Teilnehmer von Interesse sein konnten, nicht nur für Fächer, die überhaupt in engerem Kontakt stehen, wie Physik und Chemie, sondern auch sonst so weit zu vermeiden, als dies überhaupt möglich, wenn gegen 200 Stunden auf sechs Tage zusammengedrängt werden mußten. Es wurde denn auch tatsächlich von den Teilnehmern freudig begrüßt, daß in weitgehendem Maße den Teilnehmern der ein-

Digitized by Google

zelnen Fächer auch Kurse der anderen zugänglich waren. Die Besucher eines Ferienkurses für Mittelschullehrer dürfen beanspruchen, daß sich der einzelne sein Menu frei zusammenstellen und so reich gestalten kann, als er will. Die Gefahr, daß sich der eine oder andere überißt, ist allerdings nicht ausgeschlossen, dafür trifft aber die Verantwortlichkeit nicht die Organisation des Kurses, sondern den Betreffenden selber. Der Grad der Aufnahmefähigkeit ist bei den einzelnen Individuen sehr verschieden, und man soll nicht denjenigen, bei denen er groß ist, weniger bieten mit Rücksicht auf die anderen.

Das endgültige Programm und der Stundenplan wurden Ende Juni 1911 versandt; die Zahl der einlaufenden Anmeldungen stieg mit den Nachzüglern schließlich bis auf 519 an, obschon von den ursprünglich Angemeldeten gegen 100 sich nicht definitiv hatten anmelden können, aus Gründen dieser und jener Art, besonders auch, weil an manchen Schulen zur Zeit des Kurses keine Ferien waren und einzelne Kollegen zugunsten anderer zurücktreten mußten. Gleichzeitig mit der Versendung des Programms erfolgten Anschläge in den schweizerischen und süddeutschen Hochschulen, um auch älteren Studenten vom Kurse Kenntnis zu geben.

Eine nicht unwesentliche Rolle — das war von Anfang an in Aussicht genommen worden — sollten beim Kurse Ausstellungen auf verschiedenen Gebieten spielen. So wurde namentlich auf die Diskussion über physikalische Schülerübungen hin eine Ausstellung neuer Apparate für solche Übungen und für Demonstrationen sorgfältig und mit gutem Erfolge vorbereitet. Eine Ausstellung von Apparaten für den Chemieunterricht an Mittelschulen veranstaltete von sich aus die Firma Dr. Bender und Dr. Hobein in Zürich. Auch für den mathematischen Unterricht wurden Zeichnungen, Publikationen und Apparate ausgestellt. Über eine Ausstellung anderer Art, die der Anregung einiger Kollegen aus Glarisegg zu verdanken war, wird weiter unten noch berichtet werden.

Einfach gestaltete sich die Frage, wie weit gesellige Anlässe für den Kurs in Aussicht zu nehmen seien. Um ein Fest handelte es sich ja nicht und zudem war anzunehmen, daß Freunde und Bekannte, die sich treffen würden, die Abende lieber miteinander, als bei geselligen Veranstaltungen zubringen würden. Da die Jahresversammlung des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer naturgemäß mit dem Kurse in Verbindung gebracht werden mußte, so wurde für den letzten Abend eine Geschäftssitzung vorgesehen, und sollte ein Bankett am Mittag des letzten Kurstages gleichzeitig die Jahresversammlung und den Kurs beschließen. Daß am Vorabend des Kurses ein Begrüßungsabend vorgesehen wurde, war selbstverständlich, im übrigen ließ man es bei einem Bierabend am Mittwoch bewendet sein und bezeichnete für die anderen Abende lediglich ein Lokal, in dem sich treffen konnte, wer nichts anderes vorhatte. Dagegen ließ es sich das Organisationskomitee angelegen sein, Preisermäßigungen für Theater und Konzerte, den Besuch des Landesmuseums und des Kunsthauses und weiterer Sehenswürdigkeiten zu erwirken und fand überall freundliches Entgegenkommen. Freiquartiere wurden in ziemlich großer Zahl zur Verfügung gestellt, fanden aber nicht alle Verwendung, da viele Teilnehmer bei den schönen Subventionen,

Digitized by Google

die ihnen zugesprochen waren, keine Freiquartiere beanspruchen mochten oder eine Unterkunft mit völliger Unabhängigkeit vorzogen. Zudem hatte das Organisationskomitee mit gutem Erfolg Schritte getan, um bei den Gasthofbesitzern Quartiere zu billigen Preisen erhältlich zu machen, und es standen auch eine Anzahl Studentenzimmer zu sehr niedrigen Preisen zur Verfügung.

Einnahmen und Ausgaben ließen sich zum Voraus nur teilweise mit Sicherheit feststellen. Immerhin konnte mit Bestimmtheit angenommen werden, daß kein Defizit entstehen werde. An Einnahmen waren sicher die Gesamtsubventionen von Fr. 5500, und an Kursgeldern 120 à 5 Fr. (Lehrer an öffentlichen Schulen im Kanton Zürich) = Fr. 600; 280 à Fr. 15 (andere Teilnehmer) = Fr. 4200, zusammen Fr. 10 300. An Ausgaben konnten die Honorare, Taggelder und Reiseentschädigungen der Dozenten auf etwa Fr. 5500 berechnet werden. Für Unterhaltung waren Fr. 800 vorgesehen. Andere Ausgaben, wie die Kosten für die verschiedenen Ausstellungen, für Lokale, Drucksachen und Bureauarbeiten ließen sich im voraus nicht genau berechnen. Das galt besonders auch für den Druck von Leitfäden und Literaturverzeichnissen für einzelne Kurse. Die Dozenten waren angefragt worden, wie weit sie solche wünschten, und es hatten acht Dozenten Wünsche nach dieser Richtung geäußert.

III. Der Kurs selbst (9.—14. Oktober).

Als am Abend des 8. Oktober die Teilnehmer in Zürich einrückten, fand sich eine größere Zahl von ihnen nach 8 Uhr im Zunfthause zur Zimmerleuten ein, wo um 4 Uhr das Bureau des Ferienkurses eröffnet worden war. Jedem, der sich hier meldete, wurden die Festgabe[1]) und das Teilnehmerverzeichnis überreicht, das bereits gegen 500 Namen aufwies. Der Begrüßungsabend nahm, wie vorgesehen war, einen völlig zwanglosen Verlauf. Tags darauf, früh um 8 Uhr, sah man Junge und Alte, Frauen und Männer, Deutschschweizer und Welsche den verschiedenen Gebäuden zueilen, in denen die Kurse abgehalten wurden, und bald waren wohl fast überall die Auditorien vollständig gefüllt. Immerhin erwies sich die Annahme des Organisationskomitees, daß sich bei den einzelnen Kursen die Plus und Minus des Besuchs gegenüber den Anmeldungen ausgleichen würden, als gerechtfertigt, und nirgends traten Schwierigkeiten wegen Überfüllung ein. Die Dozenten waren zur Stelle, und während der ganzen Woche konnte sich das Programm ohne die geringste Störung abwickeln.

Über den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen Kurse zu sprechen, kann hier nicht die Aufgabe des Referenten sein. Ein eingehendes Referat eines Teilnehmers in Nr. 43/44 der Schweizerischen Lehrer-Zeitung sucht an Hand eigener und fremder Beobachtungen wenigstens einigermaßen ein Bild zu geben von dem Reichtum dessen, was geboten wurde. An dieser Stelle bleibt nichts anderes übrig, als sich auf einige der wichtigsten und allgemein geteilten Eindrücke und Empfindungen zu beschränken.

[1]) Zürichs Bibliotheken von Dr. Wilh. v. Wyss. Zürich, Schulthess & Comp. (Auch im Buchhandel erschienen: Preis Fr. 1).

Digitized by Google

Die Aufgabe eines Dozenten an einem Ferienkurse für Mittelschullehrer ist keine leichte, das mußte man sich zum Voraus sagen, und kleinere und auch größere Mißerfolge sind denn auch in einzelnen Fällen in der Tat eingetreten; allein im großen und ganzen war der allgemeine Eindruck durchaus ein günstiger. Das Programm war so reich, daß, wenn auch dieser oder jener einzelne Kurs weniger befriedigte, dies neben der Fülle des Gelungenen zurücktrat. Der starke Besuch der Kurse, der von Anfang bis zu Ende vorhielt, war hierfür der sprechendste Beweis. Der Durchschnittsbesuch der einzelnen Vorträge mag zwischen 70 und 80 betragen haben. Die stärkst besuchten zählten etwa 200 Teilnehmer. Dabei gehörten die Erschienenen allen Altern, vom Studenten bis zum Siebziger, und allen Schulstufen, vom Primarlehrer bis zum Hochschul-Professor, und nahezu allen Kantonen an.

Daß es für die Geisteswissenschaften noch schwerer hält, als für die Naturwissenschaften, in wenigen Stunden einen wohlgeordneten Überblick über das gewählte Thema zu geben, ohne daß sich die Büchertitel und Literaturzitate in einer die Wirkung des Ganzen beeinträchtigenden Weise häufen, liegt auf der Hand. Wenn eine Lehre aus dem Verlaufe dieses ersten Ferienkurses für schweizerische Mittelschullehrer gezogen werden darf, so ist es wohl folgende. Der Druck von Literaturverzeichnissen und Inhaltsübersichten wurde diesmal von den vorbereitenden Organen den Dozenten, soweit sie solche wünschten, bewilligt. In Zukunft dürfte es sich empfehlen, daß es nicht den Wünschen der Dozenten überlassen bleibt, ob etwas gedruckt werden soll oder nicht, sondern daß vom Organisationskomitee der Wunsch ausgesprochen, wenn nicht gar das ausdrückliche Verlangen gestellt werde, daß der Druck erfolge. So wie die meisten Persönlichkeiten, die bei einem solchen Ferienkurse zu Worte kommen, in der Regel mit Arbeit überhäuft sind, liegt die Gefahr nahe, daß die Vorbereitung rasch und erst so spät erfolgt, daß nicht mehr die nötige sorgfältige Disposition und Ausgleichung erzielt werden kann. Wird durch die Vorbereitung für den Druck ein Zwang in dieser Richtung ausgeübt, so mag der Dozent das im Augenblick als etwas lästig empfinden, allein für den Zuhörer wird es vielfach einen bedeutenden Gewinn bringen, und damit wird auch der Dozent auf seine Rechnung kommen.

Die Wahl der Themata scheint sich durchweg als glücklich erwiesen zu haben. Es wird sich empfehlen, bei einem nächsten Ferienkurs wiederum und vielleicht noch gleichmäßiger für alle Fächer einen möglichst weiten Kreis von Kollegen bei der Bestimmung der Themata heranzuziehen.

Zwei Abende waren durch Diskussionen in Anspruch genommen. Es sei hier noch der einen von ihnen in eingehender Weise gedacht, nämlich derjenigen, die sich mit der Frage einer Ausstellung von Hand- und Lehrbüchern für den Unterricht befaßte. Wie schon oben angedeutet wurde, hatten zwei Kollegen eine Ausstellung von Hand- und Lehrbüchern angeregt, die Mittelschullehrern in besonderem Maße Anregung und Belehrung für die Gestaltung ihres Unterrichtes zu geben vermögen. Es ist eine ebenso bekannte, wie beklagenswerte Tatsache, daß es dem Mittelschullehrer, zumal an kleinen Orten, meist unmöglich ist, die neuere Literatur über das eigene Fach im wünschenswerten Um-

Digitized by Google

fange kennen zu lernen. So drängte sich denn den Initianten der Gedanke auf, die Gelegenheit des Ferienkurses sollte auch nach dieser Richtung in fruchtbarer Weise benutzt werden. Es sollten Bücher, in Ausnahmefällen auch Zeitschriftenartikel, die einzelne Kollegen aus eigener Erfahrung heraus als besonders fruchtbringend für die Gestaltung und Belebung des Unterrichtes bezeichnen könnten und die andern vielleicht unbekannt geblieben wären, ausgestellt werden. Zudem sollte jedes Werk, das der Einzelne zur Ausstellung empfehlen würde, von ihm mit einer kurzen, es charakterisierenden Notiz versehen werden. Die Idee wurde von dem Organisationskomitee eingehend geprüft, und, da man fürchtete, daß eine solche Ausstellung vielleicht einen ganz lückenhaften Charakter aufweisen und da oder dort zufällig gerade die wichtigsten Erscheinungen vermissen lassen könnte, wurde auch der Gedanke erwogen, ob nicht an die Stelle der Ausstellung eine Sammlung von Lehrmitteln der Mittelschule treten könnte. Allein es erwies sich, daß der Moment für eine solche Sammlung in der deutschen Schweiz noch nicht gekommen ist. So wurde denn das Projekt der Initianten an Hand genommen. Es liefen etwa 200 Empfehlungen von Büchern ein, und an die betreffenden Verleger wurde das Gesuch gestellt, sie möchten sie für die Ausstellung einsenden, mit oder ohne Erlaubnis, daß sie nachher in Zürich bleiben und dieser oder jener Sammlung zugewiesen werden dürften. So klein die Ausstellung war, so fand sie in geradezu überraschender Weise Anklang und Beachtung und wurde sehr stark besucht. Auch der Diskussionsabend, der der Frage gewidmet war, wie der Zweck, dem die Ausstellung diente, in Zukunft am besten erreicht werden könnte, erfreute sich eines guten Besuches. Von allen, die das Wort ergriffen, wurde die Schwierigkeit, aber auch die Wichtigkeit einer richtigen Lösung der Aufgabe betont und verlangt, daß bis auf Weiteres zum mindesten an weiteren Ferienkursen, womöglich auch bei den Jahresversammlungen des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer, Ausstellungen in der Art der diesmaligen organisiert werden möchten. Schließlich wurde eine Resolution angenommen, die den Vorstand des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer ersucht, er möge in seinem Schoße, unter Beiziehung weiterer Interessenten, die Frage einer für die Bedürfnisse der Mittelschule eingerichteten Lehrmittelausstellung prüfen.

Wie gut das Organisationskomitee daran getan hatte, die geselligen Anlässe auf ein Minimum zu beschränken, bewies der schwache Besuch des offiziellen Bierabends in der Tonhalle, bei dem wenig über 100 Teilnehmer anwesend sein mochten. Einen um so erfreulicheren Verlauf nahm das Schlußbankett, das Samstag den 14. Oktober, ½1 Uhr, im Tonhalle-Pavillon stattfand und den Ferienkurs, sowie die Jahresversammlung des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer in schönster Weise abschloß.

Schlußwort.

Daß das finanzielle Ergebnis des Kurses ein günstiges sein werde, war bei dem starken Besuch vorauszusehen. Der Überschuß der Einnahmen (Fr. 11 845) über die Ausgaben (Fr. 10 594,25) im Betrage von etwa Fr. 1250 entspricht ziemlich genau dem Überschuß der Teilnehmerzahl über die vorgesehenen 400 hinaus. Der Rechnungssaldo fällt in die Kasse des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer, die auch ein

Digitized by Google

Defizit zu tragen gehabt hätte, soweit dieses wenigstens nicht ihre schwachen Kräfte überstiegen und auf die Teilnehmer hätte abgewälzt werden müssen.

Daß dem ersten Ferienkurs für schweizerische Mittelschullehrer, der nun seinen Abschluß gefunden, in nicht langer Zeit ein zweiter folgen möge und werde, war der Wunsch und Eindruck, den gewiß alle Teilnehmer hatten. Die Schweiz ist zu klein, als daß Ferienkurse für Mittelschullehrer Jahr für Jahr stattfinden könnten; aber zu groß dürfen die Zwischenräume von einem zum andern auch nicht sein. In vier, längstens fünf Jahren sollte der eine dem andern folgen. Die Vorbereitungen werden ein nächstesmal bei weitem nicht so früh an Hand genommen werden müssen wie diesmal. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß die schweizerischen Mittelschullehrer in Scharen herbeiströmen, wenn ihnen ein ihren Wünschen entsprechendes Programm dargeboten wird. So werden in Zukunft die Subventionsgesuche abgehen können, ohne daß schon vorher, d. h. ein Jahr und mehr vor dem Kurse, die Anmeldungen eingefordert werden und zu diesem Zweck das Programm in allen Einzelheiten festgestellt sein muß. Damit wird sich für die vorbereitenden Organe die Arbeit wesentlich einfacher und leichter gestalten.

Zürich. W. v. Wyss.

Digitized by Google

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen, geb. in kl. 8. Cöln a. Rh., J. P. Bachem.

a) J. K. A. Musäus, Legenden von Rübezahl, Der Schatzgräber, Der geraubte Schleier. Bearbeitet von K. Fecht. 143 S.

b) Anna Freiin von Krane, Der verzauberte Königssohn, Das Nelkchen, zwei Märchen. 120 S.

c) E. M. Arndt, Ausgewählte plattdeutsche Märchen, ins Hochdeutsche übertragen und erläutert von L. Freytag. Mit 4 Bildern von Marie Grengg. 120 S.

d) E. Kronberg, Zwanzig lustige Geschichten, aus deutschen Dichtern ausgewählt. Mit 4 Bildern von Maria Grengg.

2. Bachems neue illustrierte Jugendschriften (besonders für Knaben). Cöln a. Rh., J. P. Bachem. Geb. je 3 ℳ.

a) W. Hauff, Lichtenstein, romantische Sage. Einleitung von H. v. Ahrens. Mit 1 Zeichnung von F. Felger. 179 S.

b) Fr. Reuter, Aus der Franzosenzeit. Bearbeitet von G. Hennes. Mit 4 Bildern von J. Stolzen. 144 S.

c) K. Th. Zingeler, Der Münsterbaumeister von Straßburg, kulturgeschichtliche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, 2.—4. Tausend. Mit 4 Bildern von F. Müller-Münster. 144 S.

3. Neuere Dichter für die studierende Jugend. Herausgegeben von A. Bernt und J. Tschinkel. Wien und Leipzig 1911, Manzsche K. u. K. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Gebunden.

a) W. v. Polenz, Novellen. Mit einer Einführung von W. Kammel. 104 S. 0,75 ℳ

b) O. v. Leitgeb, Novellen. Mit einer Einführung von F. X. Zimmermann. 107 S. 0,85 ℳ.

c) F. Kürnberger, Heimlicher Reichtum. Adulis-Novellen. Mit einer Einführung von K. Kreisler. 170 S. 1 ℳ.

d) Annette E. Freiin von Droste zu Hülshoff, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Mit einer Einführung von A. Sauer. 80 S. 0,70 ℳ.

e) G. Keller, Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Mit einer Einführung von A. Sauer. 96 S. 0,85 ℳ.

f) Ed. Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. Mit Anmerkungen und Einführung von H. Lambel. 122 S. 0,75 ℳ.

g) H. v. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Mit einer Einführung von K. Ludwig. 102 S. 0,75 ℳ.

h) F. Grillparzer, Die Ahnfrau. Mit einer Einführung von J. Tschinkel. 129 S. 0,85 ℳ.

Digitized by Google

i) F. Raimund, Der Verschwender. Mit einer Einführung von A. Kleinberg. 120 S. 0,80 ℳ.

k) Fr. Reuter, Dörchläuchting. Mit Anmerkungen und einer Einführung von J. Schiepek. 360 S. 1,70 ℳ.

e) W. Schmidtbonn, Geschichten vom unteren Rhein. Mit einer Einführung von A. Bernt. 135 S. 1 ℳ.

m) A. Stifter, Das Heidedorf. Die Narrenburg. Mit einer Einführung von A. Wallner. 183 S. 1 ℳ.

5. Sammlung Göschen. Leipzig 1911, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Geb. kl. 8. 0,80 ℳ.

M. M. A. Schröer, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Erster Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spenser, 2. Auflage. 154 S. Zweiter Teil: Von Shakespeare bis zur Gegenwart, 2. Auflage. 148 S.

6. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1911, B. G. Teubner. Geb. in kl. 8. 1,25 ℳ.

a) Ch. Gruber, Wirtschaftliche Erdkunde. 2. Auflage von K. Dove. VIII u. 137 S.

b) E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten, 2. Auflage. Mit 25 Abbildungen und 2 Tafeln. 120 S.

c) P. Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. 2. Auflage. 140 S.

d) M. G. Schmidt, Geschichte des Welthandels. 2. Auflage. 146 S.

e) L. Busse, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. 5. Auflage von R. Falckenberg. VIII u. 160 S.

f) E. Richter, Wie wir sprechen. XII u. 107 S.

6. Schaffsteins Grüne Bändchen. Kart. kl. 8. Cöln a. Rhein, Hermann & Friedrich Schaffstein.

a) N. Henningsen, Die Zerstörung Magdeburgs 1631. Eine Darstellung der historischen Begebenheiten nach Otto von Guerickes Handschrift und nach urkundlichen Quellen von Fr. W. Hoffmann usw. Mit Federzeichnungen von H. Kley. 80 S.

b) N. Henningsen, Im Kampfe gegen die Hereros. Bilder aus dem Feldzug in Südwest von M. Bayer. Mit Federzeichnungen von E. Vollbehr. 85 S.

c) N. Henningsen, Durch den brasilianischen Urwald. Erlebnisse von K. A. Wettstein. Mit Federzeichnungen von H. von Hayek. 65 S.

d) N. Henningsen, Zu unruhiger Zeit in Marokko von R. Zabel. 6.—15. Tausend. 102 S.

7. Deutsche Bücherei. Herausgegeben von A. Reimann. Berlin, Otto Koobs.

a) R. M. Meyer, Literarhistorische und biographische Aufsätze. Erster Band 191 S. 1 ℳ. Zweiter Band 163 S. 1 ℳ.

b) B. Erdmannsdörffer, Kleinere historische Schriften. Erster Band: Der große Kurfürst, mit einem biographischen Geleitwort von H. Lilienfein. 152 S. 1,50 ℳ. Zweiter Band, herausgegeben von H. Lilienfein. 244 S. 1,50 ℳ.

8. B. G. Teubners Schulkatalog mit Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" 1811—1911. Ausgegeben im Herbst 1911. XXVIII u. 464 S. u. 176 S. u. 8 S.

9. A. Beneke, Siegfried ist Armin! Dortmund 1911, J. W. Ruhfus. 85 S. 1,50 ℳ.

Digitized by Google

10. Berichte und Mitteilungen, veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission IV u. VI. Leipzig 1910. 1911, B. G. Teubner. 15 S. resp. 16 S.

a) O. Berendsen und E. Götting, Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen. Unterstufe. Ausgabe A für Gymnasien. Mit 259 Figuren. Zweite Auflage. Ebenda. VIII u. 277 S. 2,80 M.

b) A. Gutzmer, Bericht über die Tätigkeit des deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht im Jahre 1908. Ebenda. 14 S. gr. 8.

c) Mathematik und Naturwissenschaft an den neugeordneten höheren Mädchenschulen Preußens. Wie erhalten wir die erforderlichen Lehrkräfte? Ebenda. 7 S. Nebst Zusatz dazu 4 S.

d) F. v. Müller, Welche Mittelschulvorbildung ist für das Studium der Medizin wünschenswert? Ebenda. 13 S. gr. 8. 0,50 M.

e) W. Lietzmann, Bericht über die Tätigkeit des deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht im Jahre 1910. Ebenda. 29 S. gr. 8. 0,50 M.

f) F. Klein, Aktuelle Probleme der Lehrerbildung. Mit verschiedenen Anlagen. Ebenda. 32 S. gr. 8. 1,20 M.

11. H. Boruttau, Leib und Seele. Grundzüge der Physiologie des Nervensystems und der physiologischen Psychologie. VIII u. 141 S.

12. Buurmans Kurze Repetitorien für das Einjährig-Freiwilligen Examen. Leipzig 1911, Rengersche Buchhandlung.

a) 5. Bändchen. Englisch, kurzer Abriß der englischen Formenlehre in Verbindung mit der Syntax in tabellarischer Form. Zweite Auflage. 42 S.

b) 6. Bändchen. Geschichte, Geschichtstabellen in zusammenhängender Darstellung. Vierte Auflage. 88 S.

c) 7. Bändchen. Geographie, das Wichtigste aus der mathematischen, physischen und politischen Geographie. Vierte Auflage. 78 + 4 S.

13. Wilhelm von Christs Geschichte der griechischen Literatur. Unter Mitwirkung von Otto Stählin bearbeitet von Wilhelm Schmid. Erster Teil: Klassische Periode der griechischen Literatur. Sechste Auflage. München 1912, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. XIV u. 771 S. Lex.-8. 13,50 M, geb. 15,80 M. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von J. v. Müller VII 1 und 2, 1). Zweiter Teil: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur. Ebenda 1911. S. 235—506 + VIII S.

14. F. Dannmeyer, Seelotsen, Leucht- und Rettungswesen. Ein Beitrag zur Charakteristik der Nordsee und Niederelbe. Mit 100 Lichtbildern und 2 Karten. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. III u. 135 S. geb. 1,80 M.

15. R. Eisler, Philosophen-Lexikon, Leben, Werke und Lehren der Denker. Lieferung 1. Berlin 1911, Mittler und Sohn. In 10 Lieferungen von etwa je 6 Bogen Umfang zu je 1,60 M oder in einem Bande zu 16 M.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Nachträgliches zu den Programmsünden von 1911.

Zu Band 65 S. 623.

Ende Februar 1912 versandte die Zentralstelle für den Programmaustausch sämtliche weiter eingegangenen Programmabhandlungen von 1911, „soweit sie nicht in zu geringer Zahl geliefert wurden". Daß auch letzteres zu den leicht vermeidlichen Programmsünden gehört, sei nur im Vorbeigehen bemerkt. Unter diesen im März 1912 eingelaufenen Abhandlungen befanden sich zwei Nachzügler von 1910. Auf einem war neben die richtige Nummer von 1910 im Übereifer die falsche von 1911 aufgedruckt worden. Bei den rund 40 Abhandlungen von 1911 fehlte auf einer (Nr. 91) die Jahreszahl, auf einer anderen war die Programmnummer handschriftlich ergänzt, auf einer dritten durch Aufstempelung berichtigt, auf drei weiteren fehlte sie ganz. Den Rekord — um bei einer so schlimmen Sache einen schlechten Ausdruck zu brauchen — leistete sich eine Arbeit von vier Seiten, überschrieben:

25 Jahre unter königlich-preußischer Schulverwaltung.
Vom Direktor.

Kein Druckort, keine Jahreszahl, keine Programmnummer! Nur aus dem Inhalt war zu ersehen, daß es sich um das Realgymnasium der Stadt Erfurt handelt, die Arbeit also unter 1911, 355 (Zange) einzureihen ist. Hoffen wir, daß nicht noch 25 weitere Jahre preußischer Schulverwaltung vorübergehen müssen, bis so etwas nicht mehr geschieht. Am liebsten wäre ich auf diese Fehler gar nicht mehr zu sprechen gekommen; nachdem aber von denen, welche die Programme früher geliefert hatten, die an den Pranger gestellt waren, die einen Fehler machten, durfte von den Nachzüglern nicht ganz geschwiegen werden. Nun überdenke man, was das Teubnersche Begleitschreiben weiter enthält:

1. Neue Schulen kamen hinzu: 17.
2. Programme wurden nicht geliefert: rund 50.
3. Die angezeigte Abhandlung fiel aus: über 30 mal.

Digitized by Google

4. Nachträglich gelieferte, vorher nicht angezeigte Abhandlungen von 1910: 4, von 1911: rund 40.
5. Außer der angezeigten Abhandlung weiteres: 3 mal.
6. Statt der angezeigten Abhandlung eine andere: 14 mal.

Einzelne Abweichungen sind beim besten Willen nicht zu vermeiden; ob aber so viele unvermeidlich waren?

Maulbronn. Eb. Nestle.

Die Zetteldrucke der Berliner Bibliothek.

Manchem Kollegen glaube ich einen Dienst zu tun durch den Hinweis, daß die Königliche Bibliothek in Berlin seit Anfang 1912 die Korrekturbogen ihrer Neuanschaffungen jede Woche gegen eine äußerst billige Gebühr jedermann zur Verfügung stellt. Dann streicht man sich an, welche Titel man will, schreibt dazu, in wie vielen Exemplaren, und bekommt nach 2—3 Wochen dieselben zugestellt. Bei dieser Auswahl kommt der Zettel auf 2 Pfennig. Mit der kleinsten Mühe kann man sich so einen alphabetischen und einen Sachkatalog für irgend ein Literaturgebiet zusammenstellen. Im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1911 sind die näheren Bestimmungen abgedruckt, werden aber auch von der Königlichen Bibliothek (NW. 7, Dorotheenstraße) auf Ersuchen zugesandt.

Maulbronn. Eb. Nestle.

Über den „Mittelpunkt des evangelischen Religionsunterrichts“.

Auf S. 11 der Lehrpläne und Lehraufgaben von 1901 heißt es unter den „methodischen Bemerkungen“: „Im Mittelpunkt des gesamten Religionsunterrichts steht die heilige Schrift“. Sehr gut, und die Lehraufgaben im einzelnen entsprechen auch dem Satz, ja zum Teil, nämlich bezüglich des A. T., tragen sie ihm übermäßig Rechnung. Ich meine aber, der Satz bedürfte noch einer wichtigen Ergänzung, nämlich der: „Im Mittelpunkt der heiligen Schrift steht Jesus Christus; also stehen die Worte des Herrn Jesus im Mittelpunkte des Religionsunterrichts“. Gewiß sind die Apostelgeschichte — allgemein in O II zu lesen — für die früheste Geschichte unserer Kirche, gewiß sind die neutestamentlichen Briefe, insonderheit die des Paulus, für die christliche Dogmatik und Ethik von unersetzlichem Werte, und mancher dieser Briefe wird denn auch in I gelesen. Aber noch wichtiger als das, was die Apostel sagen und schreiben, ist doch unzweifelhaft das, was Jesus selbst gesagt hat. Und das erfahren wir in den Evangelien. Deren Lektüre müßte also im Vordergrunde stehen. Nun werden ja nach dem Lehrplan und auch in Wirklichkeit die Berg-


Digitized by Google

predigt und die Gleichnisse schon in O III, eines der synoptischen Evangelien in U II und ausgewählte Abschnitte des Johannes-Evangeliums in I gelesen. Aber das ist nicht genug, und namentlich auf den obersten Klassenstufen müßten die Worte Jesu selbst mehr das Zentrum des ganzen Religionsunterrichts bilden. Die Synoptiker wenigstens, deren „Echtheit“ aus der Kritik doch siegreich hervorgegangen ist, müßten auch im Obergymnasium den nun reiferen Schülern das Leben, die Reden, das Wesen des Herrn Jesus immer wieder vor Augen und zu Herzen führen. Glaubens- und Sittenlehre kann mindestens ebensogut und noch schlichter und einfacher an die Worte und an das Leben Jesu angelehnt, ja daraus abgeleitet als im Anschluß an die Briefe des N. T. behandelt werden. Eine Behandlung der Augustana erübrigt ganz. Bei Besprechung der Evangelien dürfen kritische „Untersuchungen“ nicht ferngehalten werden; das ist für die heutige Jugend nicht mehr zeitgemäß, und die Synoptiker wenigstens haben die Kritik nicht zu scheuen, wenn sie wirklich objektiv geboten wird. Sonst verfällt in unseren Tagen der Jüngling, ja schon der frühreife Knabe, der negativen, glaubenslosen Kritik.

Es war ja schon ein großer Fortschritt, daß die Lehrpläne die selbständige Behandlung der Dogmatik und Ethik aufgaben und sie anschlossen an die Lektüre neutestamentlicher Schriften. Aber es entspricht noch mehr dem Wesen des Christentums, Glaubens- und Lebenssätze von Christus selbst zu hören und Gottes Wesen und Willen aus den Worten, aus dem Leben und in der Persönlichkeit Christi zu erkennen. Denn dort sind eben doch nur Apostel, Jünger des Herrn, die Lehrer, hier aber der Herr selbst Lehrer zugleich und hehres Vorbild.

Nun wird man ja den Schülern, mit denen man die Evangelien liest, auch wohl das sagen müssen, daß diese Berichte nicht alles, nicht jedes Wort, das Jesus gesagt hat, enthalten. Sie enthalten eben nur, was Jünger, Berichterstatter, behalten hatten. Aber was sie als Worte von ihm berichten, das hat er wirklich gesagt, ja manches wahrscheinlich öfter. Ob stets gerade bei den erzählten Gelegenheiten und Begebenheiten? Ob immer in demselben logischen Zusammenhang? Ob immer wörtlich ganz genau? Ob immer lückenlos? Auch die Erzählung von Jesu Leben und Taten ist ja lückenhaft, umsomehr wohl die Überlieferung seiner Worte.

Des Herrn Jesu Worte und Reden wollen ja nun die Menschenseele für ihren Gott gewinnen. Sie geben daher Aufklärung über Gottes Wesen und Willen und über des Menschen Pflichten, wenn er ins Reich Gottes und zu Gott kommen will. Sie bieten auch Angaben über sein (Jesu) eigenes Wesen und über seine Stellung zwischen Gott und den Menschen.

Für die heutigen Christen, insonderheit für die heutige Jugend, erscheint mir das besonders wichtig, was Jesus, unser Meister, gesagt hat über das Wesen Gottes. Und da scheint mir wiederum

Digitized by Google

dreierlei besonders beachtenswert für den Unterricht, nämlich: 1. „Gott ist Geist“ (πνεῦμα ὁ θεός); 2. Gott ist Persönlichkeit; 3. „bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (παρὰ τῷ θεῷ πάντα δυνατά ἐστιν).

Also erstens: „Gott ist Geist“. So zeitig wie möglich muß die Jugend von dem Wahn befreit werden, von dem so viele noch im späten Alter nicht loskommen, sich Gott als körperlich, d. h. als eine in unserem menschlichen Sinn körperliche Erscheinung, Gestalt, Einzelexistenz, vorzustellen. Jesus lehrt: „Geist ist Gott“ (NB. nicht: „ein“ Geist); also ist er kein Körper. Dieses große Wort — das übrigens an das erste Blatt der Bibel erinnert: „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser“ —, dieses große Wort über das Wesen Gottes steht freilich nur im Johannes-Evangelium, und wir mögen bedauern, daß Jesus es nicht öfter gesprochen und dadurch mehr hervorgehoben hat. Aber einmal wissen wir ja nicht, ob er es nicht doch öfter oder gelegentlich noch einmal gesagt hat; und wenn nicht, so hat er es eben damals nicht für nötig gehalten. Es war ihm zu selbstverständlich. Aber da, wo er es sagt, nämlich im Gespräch mit der Samariterin und auf deren Frage nach dem richtigen Ort der Gottesanbetung, ist die Antwort von selbst geboten: Gott kann man überall anbeten; denn er ist überall; denn er ist Geist. Er sieht auch nicht auf sonstige Äußerlichkeiten bei eurem Beten, sondern nur auf euer Inneres, d. h. ob ihr „im Geist und in der Wahrheit“ ihn anbetet.

Auch die heutige Zeit muß das Wort wieder hören: „Gott ist Geist“, d. h. heute: 1. Gott ist; 2. Gott ist nicht Körper, sondern Geist; ihr sollt ihn also weder leugnen, noch auch ein Bildnis von ihm machen. Und soweit das möglich ist, muß man unseren Schülern Jesu Wort zu verdeutlichen sich in der Schule, im Konfirmandensaal, auf der Kanzel Mühe geben. Sonst kommt für viele die Zeit, wo sie mit der kindlichen anthropomorphischen Vorstellung von Gott als „Mann mit hoheitsvollem Angesicht usw.“ die Überzeugung vom Dasein Gottes überhaupt aufgeben, oder wo das Wesen Gottes aufhört, ihnen ein überweltliches zu sein und, falls sie philosophisch gerichtet sind, etwa gleich wird dem ewigen geistigen und materiellen Werden der Dinge und der Welt.

Zweitens: Gott, der Geist ist, reiner Geist, nur Geist, ist doch Persönlichkeit. Gewiß, das ist kein Wort aus Jesu Munde. Es ist aber seine unumstößliche Lehre. Wenn er sie auch nie mit solchen Worten ausgesprochen hat, so ist sie doch die unentbehrliche Voraussetzung einer Fülle von Benennungen Gottes und von Aussprüchen über ihn. Gott ist selbstbewußte Persönlichkeit, und er ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, das ist Überzeugung und Lehre Jesu, und es war ihm ganz selbstverständlich und bedurfte in seinen Augen nicht einmal eines besonderen Ausspruchs dieser Art. Ja für uns ist es aber eben und bleibt es ein Geheimnis, das größte Geheimnis: Gott einerseits körperlos, der reine Geist, andererseits Persönlichkeit, höchste Persönlichkeit. Und doch kann der außerweltliche, überweltliche, zeit-

Digitized by Google

lose Gott nur sein, wenn er körperlos, wenn er Geist ist. Und Gott, der Geist, muß Persönlichkeit sein, wenn er seiner selbst und der Welt bewußt, wenn er ihr Schöpfer und Regierer und selbstbewußter Wesen „Vater“ ist. Ein Körper, alles irgendwie Körperhafte braucht irgendwie Raum, bewegt sich irgendwie im Raum, ist also auch vom Raum umgeben, eingeschlossen und irgendwie beschränkt und nicht in jedem Augenblick überall. Das kann nur der reine Geist; er ist raumfrei und zeitlos. Dafür ist schon unser noch in den Körper gebannter Menschengeist ein, wenn auch schwaches, Analogon: unser Geist kann auch an vieles zugleich oder in kurzer Zeit nacheinander denken. Es ist, wie gesagt, ein schwaches Analogon; denn unser Geist ist eben nicht reiner Geist; völlige Ubiquität hat aber eben nur der eine, der reine, der Gottesgeist. Jener vom christlichen Dogma losgelöste Geistliche, der auf die Frage, ob er an einen persönlichen Gott glaube, antwortete: „Nein, es ist ja kein Raum für ihn da“, identifizierte Körperlichkeit und Persönlichkeit, bestritt, daß Persönlichkeit möglich ist ohne Körperlichkeit. Sein Nein war menschlich sehr erklärlich. Beim Menschen und natürlich für uns Menschen liegt im Begriff der Persönlichkeit zunächst auch der des Körperhaften. Und doch auch hier nicht mit Notwendigkeit. Von Sokrates erzählt man, daß er, wenn er von hohen Dingen sprach und ganz mit ihnen beschäftigt, in sie versunken, sozusagen mit ihnen geistig eins war, so durchgeistigt erschien, so sehr gewissermaßen nur noch Geist war, daß man sein Äußeres, seine silenenhafte Häßlichkeit gar nicht mehr sah, daß seine Körperlichkeit gleichsam versank für ihn selbst wie für die, die ihn sahen und hörten. Wir sprechen überhaupt von durchgeistigten Persönlichkeiten, wenn wir finden, daß das Körperliche, das Sinnliche und Sinnenfällige bei ihnen ganz zurücktritt und gar nicht mehr in Betracht kommt. Noch sonst bieten sich Analogien. Man hat einen Menschen nie gesehen, nie gehört, man lebt von ihm räumlich weit getrennt, vielleicht hat er auch zeitlich Jahrhunderte früher gelebt. Man liest aber über ihn, was er geredet, was er getan und geschaffen hat, oder man liest, was er selbst geschrieben, gedichtet, gelehrt hat. Da steigt immer mehr vor uns seine geistige Persönlichkeit empor, seine geistigen und gemütlichen Eigenschaften vereinigen sich uns zu einem erkennbaren, bewunderungswürdigen, liebenswürdigen Ganzen, einem geistigen, nicht körperlichen Ganzen; an seine Körperlichkeit denken wir gar nicht; wir erfahren ja auch nichts von ihr; sie ist uns auch ganz gleichgültig, obwohl wir wissen, er war auch Mensch wie wir und also auch ein körperliches, ein Sinnenwesen. — Ja noch mehr. Angenommen, ich habe meinen Vater durch den Tod verloren. Ich habe ihn gut gekannt, höre noch oft durch die Mutter, durch Geschwister, durch seine ehemaligen Freunde von ihm. Was ich von ihm weiß, was ich von ihm höre, es ist lauter Gutes und Liebes, lauter treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens. Diese schließen sich je länger, desto mehr in meinen Gedanken an ihn zu einem rein geistigen Gesamtbilde zusammen, über dem das körperliche Bild des

Digitized by Google

Vaters wie in Nebel eintaucht und fast völlig verschwindet, je gegenwärtiger seine geistige Persönlichkeit für mich fortlebt.

Aber das sind eben alles doch nur Analogien. Ganz kommen wir Menschen beim Menschen doch nicht vom Körperlichen los; denn es gehört eben hienieden zum Menschen. Aber wenn es sich nun um das Wesen Gottes handelt, dann helfen solche Analogien doch den Glauben stützen: Gott ist nur Geist und ist rein geistige Persönlichkeit; den Glauben stützen, nicht das verstandesmäßige Begreifen sichern. Zu begreifen ist er für uns nicht. Wir können Gott nur glauben; er wohnt ja doch in einem Licht, zu dem der Mensch nicht kommen kann. Unser Gott ist ein „verborgener" Gott. Aber je mehr ein Mensch sich selbst übt und es lernt, von seinem sinnlichen Teil abzusehen, rein geistig zu werden und zu denken, desto mehr wird er auch an ein rein geistiges Wesen zu glauben geeignet und geneigt sein, wie umgekehrt eine Generation, die ganz der Sinnenwelt lebt, einem rein geistigen Wesen abhold ist und fern bleibt. Dort ist eben das glauben Wollen, was hier gänzlich fehlt.

Also beizeiten muß der Mensch und gerade heutzutage auf Gott als die vollkommenste Persönlichkeit und als den reinen Geist, frei von Materiellem, Irdisch-Körperlichem, als die „Geist-Persönlichkeit" hingewiesen werden, dem man selbst im Denken verhältnismäßig am nächsten komme durch den Glauben, wenn man selbst sich nicht ans Materielle, Sinnliche verliert.

Der so geglaubte Gott ist der Gott Jesu. Er ist allmächtig, allweise, allwissend; allgenugsam, allgegenwärtig, unveränderlich; er ist der Gott der Liebe und des Erbarmens, der Heilige und Gerechte. Alle Tugenden, die Menschen sich nur denken können, sind in ihm in alles Denken übersteigender Vollkommenheit von Ewigkeit her vereinigt zur lebendigen, selbstbewußten Persönlichkeit, die, weil sie rein geistig ist, keinen Raum einnimmt, über Raum wie Zeit, menschliche Formen der Anschauung, erhaben ist.

Diese Lehre Jesu von Gott als Geist und doch als Persönlichkeit bekundet sich in den Evangelien auf Schritt und Tritt. Gott ist Geist, und immer weiß Jesu Geist sich ihm ganz nahe. Gott ist Geist, und immer ist er für Jesus Persönlichkeit, den er daher auch, wer weiß wie oft, als „Vater" bezeichnet: „Mein" Vater, „euer" Vater, „mein Vater und euer Vater", und zu dem er zu beten mahnt: „Unser Vater, der du bist usw."

Es handelt sich nun darum, den Gott Jesu, die göttliche Geist-Persönlichkeit im Unterricht so früh als möglich der Jugend nahezubringen und den Glauben an diese eine lebendige Geist-Persönlichkeit Gottes zu wecken, den Glauben und die Liebe zu ihm und die Hingabe an ihn und seinen Willen, dabei auch nicht zu verschweigen, daß man als Mensch, mit an die Sinnenwelt gebundenem Geiste, also in dieser Zeitlichkeit, Gottes Wesen nie ganz erkennen kann, aber immer nach seiner Erkenntnis streben soll, ob wir ihn wohl „fühlen und finden möchten; und zwar er ist nicht ferne von einem jeglichen

Digitized by Google

unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir"; und „von ihm und durch ihn und in ihm sind alle Dinge; ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen".

Also die Lehre Jesu (und des Neuen Testaments) von Gott muß schon den jugendlichen Menschen nahe gebracht werden. Dazu bietet sich frühzeitig Gelegenheit, so bei Behandlung des 1. Gebotes, des 1. Artikels, des Vaterunsers. Ehe ein junger Mensch die Schule verläßt, muß er beim Gedanken an Gott das Bewußtsein gewonnen haben und die Überzeugung mit ins Leben nehmen: Nach der Lehre Jesu ist Gott Geist und Persönlichkeit. Wovon ich und jeder Mensch nur ein winziges Teilchen besitze und was mir sogar manchmal fast ganz abhanden kommt, nämlich Verstand und Vernunft, Erkenntnis und Einsicht, Wille und Plan, Güte und Liebe, alles das und was es nur Gutes, Wahres, Schönes gibt, ist in Gott, dem absoluten Geist, vereinigt von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit, in für mich nicht ausdenkbarer Fülle und Vollkommenheit, zu unbegreiflich hoher, seiner selbst und der Welt und jedes einzelnen bewußter schrankenloser, zeit- und raumloser Persönlichkeit. Gott ist ein für mich unbegreifliches Wesen; aber er i s t, und er ist mir nahe und ich fühle in mir die Verpflichtung, nach seinem Wohlgefallen zu streben im Denken und Wollen, im Reden und Handeln und dadurch ihm nach Möglichkeit ähnlich zu werden, daß ich den Geist in mir, d. h. das nach seinem Bilde Geschaffene, pflege und stark und zum Herrn mache über alles Materielle an mir und außerhalb meiner.

Drittens: „B e i G o t t i s t k e i n D i n g u n m ö g l i c h". Diesen Satz hat Jesus in den Evangelien öfter ausgesprochen. Es wird ja dadurch eigentlich nur e i n e der sog. Eigenschaften Gottes hervorgehoben und noch dazu die, die auch schon im A. T. hervorgehoben wird; aber sie ist eben für das Walten Gottes ganz besonders wichtig. Ist Gott allmächtig, so muß er auch Dinge tun können, die wir Menschen nicht zu begreifen imstande sind, er muß Wunder tun können. Jesus selbst ist ein Wunder, mag man ihn nun „empfangen durch den heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria" nennen, oder dieses Wunder bestreiten, mag man also in ihm den „Gottes- und den Menschen-Sohn" sehen oder nur einen Menschensohn. Denn wenn er nur Mensch war, so ist er auch ein Wunder, weil er sündlos war. „Wer kann mich einer Sünde zeihen?" hat außer ihm nie ein bloßer Mensch ohne Widerspruch sagen können, ja es hat das überhaupt unseres Wissens nie jemand zu behaupten gewagt. Also Wunder hier und da, so und so. Von der Betrachtung des Wesens Gottes aus und für den Gottesgläubigen kommt es nun bei dem Wunder, das die Gestalt Jesu umhüllt, wie überhaupt bei allen Wundern, auch bei denen, die Jesu selbst als aus göttlicher Kraft vollzogen zugeschrieben werden, nicht sowohl darauf an, ob er jedes einzelne als wirklich getan ansieht und also an seine Tatsächlichkeit glaubt, als vielmehr darauf, daß er anerkennt: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich"; „unser Gott

Digitized by Google

kann schaffen, was er will"; „so er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht's da".

Der Lehrer wird auch solche Gesichtspunkte je nach der Fassungskraft der Schüler zu verwenden gut tun. Der jugendliche Menschengeist ist eben doch dahin zu führen, daß er die Möglichkeit der Wunder für Gott zugibt. Gott ist — es muß immer wiederholt werden — Geist, nur Geist, reinste und höchste Intelligenz, Allweisheit, höchste Macht, höchster und bester Wille, Liebeswille. Er ist vorweltlich, außerweltlich, überweltlich. Er hat das ganze Weltgebäude geschaffen, mit Kräften versehen, die seiner Allmacht, Weisheit und Liebe entstammen und die nach seiner Allmacht, Weisheit und Liebe zu seinen Zwecken ineinander greifen. Er kennt also nicht bloß die Kräfte unserer kleinen Erde, der uns umgebenden Natur, sondern die des ganzen Alls; er kennt sie, denn er hat sie ja geschaffen. Wir Menschen kennen nur unsere Erde und ihre Kräfte, und auch diese noch lange nicht alle. Was von unserem Standpunkt und von unserer Naturerkenntnis aus unbegreiflich und unnatürlich nicht bloß scheint, sondern ist, kann unter Mitwirkung der Weltkräfte, der uns unbekannten, aber Gott ganz bekannten Kräfte des Universums und seiner Gesetze ganz natürlich vor sich gehen; es muß dergleichen dann von unserem Standpunkt aus als übernatürlich bezeichnet werden. Diese Begriffe: natürlich, unnatürlich, übernatürlich sind also dem Schüler zu verdeutlichen und von hier aus die Möglichkeit gottgewirkter Vorgänge, wie sie Wunder sind, abgeleitet werden. Wir Menschen können solche Wunder nicht verstehen; aber was ist unsere Intelligenz, unsere Macht, unser Wille gegen Gottes Allweisheit, Allmacht, Allgüte!

Die heilige Schrift im Mittelpunkt des Religionsunterrichts; im Mittelpunkt aber der heiligen Schrift die Worte, die Lehre Jesu. Seine Lehre über Gott haben wir in den drei Hauptpunkten bezeichnet. Von seiner Lehre über sich selbst und von seiner Lehre über das irdische, ethisch-religiöse Menschenleben bleibt noch zu handeln.

Groß-Lichterfelde b. Berlin. G. Leuchtenberger.

Die beiden Bestattungen in der Antigone.

Da der so betitelte Artikel von Rouse im vorigen Dezemberheft dieser Zeitschrift einer Übersetzung gewürdigt worden ist, scheint ihm einige Bedeutung beigemessen zu werden. Einer Widerlegung bedarf die Ansicht, daß die erste Bestattung von Ismene herrühre, nicht; denn sie steht schon in Widerspruch mit V. 80f. Vgl. 542, 546. Aber eine Erklärung kann ich geben. Der Verf. freut sich, etwas gefunden zu haben, was die Menschen seit 2000 Jahren übersehen haben. Dieses Streben, etwas zu finden, was kein anderer Sterblicher erkannt hat und was der gewöhnlichen Annahme direkt widerspricht, ist keine vereinzelte Erscheinung, macht sich vielmehr in den neueren englischen

Digitized by Google

Ausgaben griechischer Tragiker sehr breit und führt zu ganz abstrusen Erklärungen. Ich habe solches zuerst in Ausgaben von Verrall gefunden; ob er auch der Urheber dieses Verfahrens ist, kann ich nicht angeben.

Wie der Dichter die zweite Bestattung motiviert, habe ich in meiner Ausgabe zu 418 f. bemerkt. Welchen Dienst dem Dichter die erste Bestattung ohne Kenntnis der Täters für die psychologische Entwicklung der Handlung leistet, habe ich in der Einleitung ausgeführt. Das ist dem Dichter die Hauptsache. Die Motivierung einer zweiten Bestattung kann mehr oder weniger gründlich sein. Antigone könnte auch den an den Wächter ergangenen Befehl des Kreon erfahren und als natürliche Folge desselben die Entblößung des Leichnams angenommen haben. In solchen Dingen darf man den Dichter nicht einem peinlichen Verhör unterziehen.

München. N. Wecklein.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Th. Gaertner, Quellenbuch zur Geschichte des Gymnasiums in Zittau. II. Heft, 1709—1855. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 344 S. 12 ℳ.

Das erste Heft hat dem Berichterstatter nicht vorgelegen. Die Arbeit ist ein Teil der „Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im albertinischen Sachsen", herausgegeben im Auftrage des sächsischen Gymnasiallehrervereins. Das vorliegende Heft zerfällt in zwei Kapitel, deren erstes das Gymnasium von 1708—1797, das andere von 1797—1855, bis zu seiner Verbindung mit einer Realschule behandelt. Jedes Kapitel bespricht aus den betreffenden Zeiträumen Schulbehörde, Schulordnungen, Lehrverfassung, Lektionspläne, Schulbücher; Finanzquellen, Lehrer und deren Gehaltsverhältnisse: Schüler (Statistik, Disziplin und allgemeine Zustände, Schülervereine), Lehrmittel, Schulhäuser und Bibliotheken; Schulfeste und Schulfeierlichkeiten, Gedächtnisakte: Schularmenkasse, Stipendien, Stiftungen der Schüler; endlich den (Gesangs-) Chor der Anstalt.

Aus dem handschriftlichen bzw. gedruckten Material der Archive das ganze Material zusammenzusuchen und zu ordnen, mit den orientierenden Anmerkungen zu versehen hat sicher ein Maß von Selbstverleugnung und Gelehrtenfleiß erfordert, dem Anerkennung zuteil werden muß. Gewiß ist die auf diese Weise zusammengekommene Materialiensammlung auch eine sehr nützliche Vorarbeit für eine künftige Geschichtschreibung der sächsischen Gelehrtenschulen. Dem Berichterstatter war die Lektüre wertvoll für die auch sonst bemerkte Erscheinung, daß es auf pädagogischem Gebiete kaum etwas Neues unter der Sonne gibt. Davon einige Beispiele. Was S. 40 vom donum didacticum gesagt wird, dem gegenüber man nicht in erster Linie auf eines Menschen Gelehrsamkeit sehen dürfe, S. 86 vom Mißbrauch der Sonn- und Festtage, S. 87 Anm. vom Verfall der griechischen Studien, S. 178, wo die „in Zittau bei denen Translocationes übliche Exorcitia exploratoria vor ein allzuschwaches und unsicheres Uebel" geachtet werden, „sich von der Geschicklichkeit deren Auditorien zu

Digitized by Google

überzeugen". S. 222 aus dem Jahre 1715: „Accusationem gravissimam incurrunt Gymnasia pariter atque triviales Scholae, quod emittant juvenes in academias adeo rudes in latinis libris, ut licet omnes classes percurrerint, vix periodum aliquam sine grammaticis vitiis elaborare possint... Magistri... accusant ingenia juvenum stupidissima, si sine selectu mittuntur in officinas litterarias parentum multorum filii, asinis saepe stupidiores; et tamen cupiunt, ut ex lignis sic crassissimis Mercurius aliquis effingatur". S. 223 aus dem Jahre 1767: Klage über den von den Schülern getriebenen „damnosus luxus". — Wer suchen mag, wird noch mehr finden.

Pankow. Max Nath.

---

1) E. Thrändorf und H. Meltzer, Kirchengeschichtliches Lesebuch für Oberklassen höherer Schulen. I. Teil: Alte und mittelalterliche Kirchengeschichte, von H. Meltzer. Zweite, vermehrte Auflage. 1909. XII u. 167 S. 1,30 ℳ, geb. 1,60 ℳ. — II. Teil: Reformation und Gegenreformation, von H. Meltzer. Zweite, vermehrte Auflage. 1910. VIII u. 217 S. 1,40 ℳ, geb. 1,75 ℳ. — III. Teil: Neuzeit, von E. Thrändorf. Dritte, vermehrte Auflage. 1907. IV u. 128 S. 0,95 ℳ, geb. 1,25 ℳ. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer (O. Schambach).

Während man es bei der Literaturgeschichte als selbstverständlich angesehen hat, daß man sich mit einer bloßen dozierenden Wiedergabe der einzelnen Phasen nicht begnügen könne, sondern die wichtigsten geistigen Produkte der Vertreter der einzelnen Entwicklungsstufen auch lesen müsse, um sich direkt in den Geist der Schriftsteller und ihrer Zeit hineinleben zu können, hat man mit der entsprechenden Anwendung dieses Prinzips auf die Kirchengeschichte recht lange gewartet. Selten war es bis vor zwei Jahrzehnten, daß der Unterrichtende einmal etwas aus einer Lutherschrift vorlas oder den Text der alten Symbole vergleichen ließ, vielleicht auch noch auf Auswendiglernen einer mittelalterlichen Sequenz etwas gab. Der kirchengeschichtliche Unterricht war damals lediglich eine Übermittlung von Daten, und höchstens wurde auf die Aneignung eines Überblickes Wert gelegt, manchmal aber unterlassen, die zwingenden Momente, die zu Neuauffassungen und Neuentwicklungen führten, ins rechte Licht zu setzen. An der Quelle selbst hat man nicht trinken dürfen, und deshalb mußte notwendigerweise das Verständnis für manches Einzelne ausbleiben, und in den Geist der Vergangenheit senkte man sich nicht hinein. Es ist ja glücklicherweise anders geworden, indem man bei Behandlung der Kirchengeschichte doch vor allem auf das Erfassen des Zusammenhanges der Einzelereignisse und Perioden dringt. Aber noch nicht überall und in allen Fällen greift man auf die lebendiges Zeugnis ablegenden Quellen zurück. Daß aber ein Bedürfnis auch hierfür vorliegt und man langsam anfängt, auch hier Wandel zu schaffen, dies bezeugen die wie Pilze aus dem Boden schießenden

Digitized by Google

kirchengeschichtlichen Lesebücher. Dabei ist nur eins immer noch umstritten, ob man nämlich neben dem Lesebuch noch ein Lehrbuch gebrauchen soll, oder ob das Lesebuch genügt, und außerdem handelt es sich darum, welches der Lesebücher am meisten dem zu verfolgenden Zweck entspricht. Wir persönlich stehen auf dem Standpunkt, daß ein nicht zu ausführliches Lehrbuch dem Gang des Unterrichts zugrunde gelegt werden und der Lehrer die von ihm in ihrer Bedeutung hervorzuhebenden wichtigen Momente durch Lektüre einschlägiger Abschnitte unmittelbar auf das Gemüt der Schüler wirken lassen soll. Das Lehrbuch gibt die Anhaltspunkte zur Aneignung eines Überblickes, das Lesebuch dient der Vertiefung, und zwar muß das Gelesene bei einigem Interesse der Schüler von selbst haften, ohne Repetition und häusliches Nachlesen, wenn nur der Unterrichtende das Interesse anzuregen versteht. Was die Wahl eines passenden Lesebuches anlangt, so wird es sich dabei in erster Linie darum handeln, ob die Grundsätze, die bei seiner Zusammenstellung maßgebend gewesen sind, religionspädagogisch richtig genannt werden können. Daraufhin müssen wir also auch das Thrändorf-Meltzersche Lesebuch prüfen. Wir gehen ausführlich auf die Sache ein, weil die ersten Auflagen der drei Teile an dieser Stelle unseres Wissens nicht besprochen worden sind.

Wie Meltzer in der Vorrede zur ersten Auflage des Teiles I richtig hervorhebt, handelt es sich nicht um historische Lückenlosigkeit und theologische Gelehrsamkeit, sondern das, was für das Werden des Christentums von besonderer Bedeutung gewesen ist, und das, was wahrhaft religiösen Sinn und sittliche Kraft zu wecken und zu stärken vermag, muß den Schülern, die von ihrer Religion einen nachhaltigen Eindruck erhalten und in ihrem sittlichen Empfinden ausgebildet werden sollen, vor allem geboten werden. So ist denn der Stoff nach einem doppelten Gesichtspunkte zu begrenzen und zu bestimmen; zunächst muß alles, das keine zentrale Bedeutung hat, ausgeschieden werden, selbst wenn es sich um Stücke einer Lutherschrift handeln sollte, um durch Darbietung langatmiger Perioden und breiter Ausführungen, die die Sache an sich nicht fördern, nicht zu ermüden, und dann darf das, was zu Lesestücken ausgewählt ist, nicht einfach aus dem Zusammenhang gerissen, sondern muß soweit aus dem Ganzen herausgelöst werden, daß es ein umfassendes und verständliches Bild gibt. Diese Grundsätze sind in allen drei Teilen unseres Erachtens mit Glück durchgeführt. Es begegnen uns da Lesestücke, die wir in gleichem Zwecke dienenden ähnlichen Sammlungen vermissen, besonders in der alten Kirchengeschichte (z. B. Ev. Petri, Acta Petri, Didache usw.), dann aber auch im Mittelalter (Heliand, Walther von der Vogelweide, Dante usw.). Für die Zeit der Reformation sind alle wichtigeren Quellen herangezogen und mit Recht, da diese Periode für uns doch die wichtigste ist. Das Lesebuch ist somit das vollständigste, das wir kennen. Da sich nun schwerlich ein dreiteiliges Buch dieser Art in einer höheren Schule einführen lassen wird, so ist dieses

Digitized by Google

in erster Linie für den Lehrer bestimmt, während für den eigentlichen Unterrichtszweck eine gekürzte Ausgabe in einem Bande hergestellt worden ist[1]), die aber auch immer noch mehr enthält als andere Schülerausgaben. Jeder Teil hat am Schlusse eine Zeittafel, welche ein wichtiges Orientierungsmittel ist. Alle fremdsprachlichen Stücke sind übersetzt, selbst in den Lutherschriften ist sprachlich berichtigt worden. Wir möchten aber doch zu erwägen geben, ob sich ein Stück in der Ursprache nicht anders ausnimmt als in der besten Übersetzung, und ob nicht bei deutschen Stücken die Sprache ihrer Zeit einen unmittelbareren Eindruck macht als eine Modernisierung. In einer Schülerausgabe wird dies ja nicht gut angehen, da man im kirchengeschichtlichen Unterricht nicht erst Übersetzung treiben oder viel sprachliche Erklärungen geben kann. Aber wenn das vorliegende Lesebuch in erster Linie in die Hand des Lehrers gelegt werden soll, dann wäre es doch gut, wenn derselbe den Urtext hätte, damit er besonders hervorzuhebende Abschnitte den Schülern daraus vorlesen könne; eine etwa nötig werdende Übersetzung müßte er natürlich selbst geben.

Das Lesebuch hat schnell Anklang gefunden, und es haben sich bald Neufaulagen nötig gemacht. Teil I liegt in zweiter Auflage vor. Sie ist gegenüber der ersten an Stoff vermehrt (z. B. Didache, pastor Hermae, altes Agapenformular, ältestes deutsches Gebet u. a.) und in Anmerkungen, der Zeittafel und einzelnen Abschnitten erweitert; ein weniger wichtiger Abschnitt ist gestrichen worden; neu ist das vielen willkommene Namen- und Sachregister. Vom Teil II liegt die zweite, vermehrte Auflage vor. Auch sie zeigt eine ziemliche Stoffvermehrung, an der besonders Calvins Leben und Wirksamkeit beteiligt ist, und Erweiterungen sowie Zusätze der gleichen Art wie bei Teil I. Nur eins möchten wir bemerken: während auf Luther 129 Seiten entfallen, sind für Zwingli nur 14 und für Calvin nur 13 Seiten reserviert; wir meinen, daß dies ein Mißverhältnis ist und, wo Luther so ausführlich behandelt ist (mit Recht), da auch den beiden anderen Reformatoren mehr Raum zu geben wäre, und zwar hauptsächlich durch Erweiterung der angeführten Quellenstücke. Teil III hat bereits die dritte, vermehrte Auflage erlebt. Hier betrifft die Vermehrung hauptsächlich die neu hinzugekommenen Stücke aus Herder, Goethe, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Büchner und Darwin. Ob Nietzsche herangezogen werden mußte, darüber ließe sich streiten; denn wenn seine Anhänger in ihm auch etwas wie eine neue Offenbarung sehen, so ist es nicht nötig, alles gleich eifrig mitzumachen, zumal sich bei solchen, die später dem Wahnsinn verfallen, schon viele Jahre vorher die beginnende Degeneration in exzentrischen Gedanken und Wendungen zu zeigen pflegt und Nietzsche deshalb vielfach auch anders beurteilt

[1]) Kirchengeschichtliches Lesebuch von Thrändorf und Meltzer. Kleine Ausgabe B, dritte Auflage. Dresden-Blasewitz 1911, Bleyl u. Kaemmerer. XII u. 330 S. 1,50 M, geb. 1,85 M.

Digitized by Google

wird. Daß der Stoff in allen drei Teilen gewachsen ist, wird hin und wieder nicht als Vorzug angesehen, nach dem Grundsatze, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige. Wir stellen uns auf den Standpunkt der beiden Verfasser, welche nur deshalb möglichst viel Stoff geben wollen, damit man sich bei der Verwertung in der Schule das, was am meisten zusagt, auswählen könne. Wir halten das Thrändorf-Meltzersche kirchengeschichtliche Lesebuch für eine sehr tüchtige Arbeit, welche dem oben gekennzeichneten Zwecke vollkommen entspricht.

2) Martin Cornils, Theologie. Einführung in ihre Geschichte, ihre Ergebnisse und Probleme. (Aus Natur und Geisteswelt, 347. Bändchen.) Leipzig, 1911, B. G. Teubner. IV u. 173 S. kl. 8. geb. 1,25 M.

An populären Darstellungen wissenschaftlicher Forschungsergebnisse hat es uns bis vor nicht allzu langer Zeit gerade auf theologischem Gebiet gefehlt. Dunkle Gerüchte nur von diesem oder jenem, was bestritten oder geleugnet sein sollte, gelangten in weitere Kreise, und dies hatte den Erfolg, daß sich ein Teil in einen heftigen Zorn gegen alle Wissenschaft hineinlebte, ein anderer Teil die nur unklar erfaßten Resultate der theologischen Forschung zu einer Negation der gesamten christlichen Überlieferung und Dogmatik benutzte. Selbst mit dem Begriff „Theologie“ verband man sonderbare Vorstellungen, weil man nicht verstand, was diese Wissenschaft eigentlich bezwecke und ob sie überhaupt nötig sei. Es ist ja jetzt besser geworden. Man hat gefunden, daß man Vorurteile nur besiegen und Unklarheiten nur beseitigen kann, wenn man auch die breiten Schichten der nicht fachwissenschaftlich Gebildeten an den Aufgaben und Resultaten der neueren Forschung teilnehmen läßt und ihnen zeigt, wie die heutige Wissenschaft etwas ganz anderes ist, als sie in früheren Zeiten war, daß ihre Ziele weiter gesteckt sind und sie unmöglich noch dazu dienen kann, verlorene Positionen zu halten zu suchen. Dieser so nützlichen und notwendigen Aufgabe dient auch das vorliegende kleine Werkchen, in welchem in packender Darstellung ein Vertreter der modernen theologischen Wissenschaft sich über die Theologie als die „Wissenschaft, deren sich der christliche Glaube zu seiner Selbstvergewisserung bedient“ verbreitete und zunächst einen Überblick über ihre Geschichte gibt von dem Punkte an, wo uns der christliche Glaube zum ersten Male in einer wissenschaftlichen Fassung und Bearbeitung entgegentritt, bis in die neueste Zeit, um dann ihre Ergebnisse und Probleme vorzuführen. Die Schilderung der Geschichte der Theologie in der zusammengedrängten Fassung des Büchleins halte ich für eine Glanzleistung, nicht nur hinsichtlich der Form, sondern vor allem auch wegen der Meisterschaft, mit der die jedesmal entscheidenden Momente hervorgehoben und zum Verständnis gebracht werden. Selbst der Fachmann kann daraus noch mancherlei lernen, indem ihm längst bekannte Dinge unter einer ganz

Digitized by Google

besonderen Beleuchtung entgegentreten. Der Laie wird seinerseits sicher den Eindruck empfangen, daß man eigentlich jetzt erst von einer „Wissenschaft" der Theologie reden kann, nachdem die Unvollkommenheiten, die ihr anklebten, abgestreift, die in früheren Jahrhunderten gegebenen Anregungen ausgebaut und die Schranken, die sie einengten, beseitigt worden sind. Wie viel dazu die bedeutendsten Männer aller Zeiten beigetragen haben, dies tritt lebenswarm aus der Vergangenheit vor uns hin. So wird uns z. B. die Bedeutung des jüdischen alexandrinischen Philosophen Philo darin gezeigt, daß er eine ganz neue Christologie zeitigte, in der an Stelle der geschichtlichen Person Jesu ein philosophischer Begriff trat, zugleich aber auch die Persönlichkeit des Erlösers zu göttlicher Höhe emporstieg. In Origines sehen wir die Blütezeit der griechischen Kirche, die sich nachher im Traditionalismus selbst das Grab grub; zugleich kann Origines als der „erste Theologe in vollem Sinne des Wortes" bezeichnet werden, weil er „zuerst den Unterschied zwischen Glauben und Wissen erkannt und die Wissenschaft mit vollem Bewußtsein gepflegt hat", wenn er auch nachher verketzert wurde. Augustin wird uns geschildert als derjenige, welcher den Gedanken vertrat, daß die Wissenschaft nur dazu dasei, um den Glauben der Kirche zu verteidigen und zu beweisen, und damit einen Weg beschritt, auf dem man heute noch zu den verhängnisvollsten Konsequenzen gelangt, der aber zugleich als der erste moderne Mensch zu bezeichnen ist, weil mit ihm eine neue Methode des Erkennens und Forschens anhebt, die sich auf psychologischer Betrachtung aufbaut, was die alte Welt nicht kannte. Dann ziehen die Gestalten der Männer der Scholastik vor unserem Auge vorüber, die mit Hilfe griechischer Philosophie einen systematischen Ausdruck der unwandelbar feststehenden Kirchenlehren anbahnten, und dann die Reformatoren, die ein Neues brachten, indem sie die Macht der Tradition brachen, aber wissenschaftlich noch ganz im Mittelalter fußten. Endlich werden uns die Geister der Aufklärung und ihr Einfluß, den sie auf die Umwälzung der theologischen Wissenschaft ausübten, vorgeführt, und die Reihe jener Größen, die sich an Kant, Schleiermacher und Ritschl anschließen, welche die Theologie erst zu einer modernen Wissenschaft gemacht haben, die alle wissenschaftlichen Mittel benutzt, um die noch vorhandenen Unklarheiten zu lösen, aber die Religion weder beeinträchtigen will noch kann. Diese Theologie, die wir so durch die Jahrhunderte hindurch in ihrem Werdegang verfolgen können, hat auf allen Gebieten theologischen Lebens große Ergebnisse gezeitigt, aber sie muß darauf immer weiter fortbauen; denn es sind doch noch manche Probleme zu lösen. Dies wird im zweiten Teil nun näher ausgeführt. Den Leser werden besonders die Abschnitte über die alt- und neutestamentliche Wissenschaft interessieren, da hierin alle die Fragen berührt werden, die immer von Bedeutung sein werden, nämlich über den Wert der biblischen Überlieferung, über die Entstehung und Entwicklung der alttestamentlichen Religion, über das Verhältnis der neutestamentlichen Lehre

Digitized by Google

zur alttestamentlichen, über die Quellen des Lebens Jesu, über das Verhältnis des historischen Jesus zum geschichtlichen Jesus, über die Bedeutung des Paulinismus usw. Hier gerade ist noch manche Frage zu lösen; die geschichtliche Denkart, welche sich zur Anerkennung durchgerungen hat, wird hier den Sieg behalten. Auch auf dem Gebiete der systematischen Theologie zeigt der Verfasser, auf welchem Wege dieselbe weiterschreiten muß, um den modernen Anschauungen gerecht zu werden. Hier sind die Probleme noch bedeutend schwerwiegender wie dort, und die Bewegung ist noch im vollen Fluß. So bekommt der Leser einen Eindruck von dem Werte wissenschaftlich-theologischer Forschung, und mancher wird die Theologie nun mit anderen Augen ansehen, nachdem er sie früher für eine Art zweck- und brotloser Kunst gehalten hat.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

---

1) Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Nach der Schultheßschen Abschrift herausgegeben von Harry Maync. Stuttgart, Cotta. XXXIX u. 416 S. Wohlfeile Ausgabe 2 *M*, geb. 3 *M*.

Die Besorgnis, daß die vollständige Ausgabe des „Urmeister“ noch werde auf sich warten lassen, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Etwa ein Jahr nach Billeters vorläufigen Mitteilungen (s. diese Zeitschrift LXIV S. 431 f.) ist die fertige Arbeit, von Harry Maync in Bern, der von Anfang an damit betraut war, hergestellt, erschienen. In einer ausführlichen Einleitung macht uns der Herausgeber zunächst mit Barbara Schultheß in Zürich aus dem Lavaterschen Kreise, in deren Nachlaß sich die Abschrift befand, bekannt; dann gibt er eine kurze Entstehungsgeschichte des Meister mit ihren Beziehungen zu Goethes Leben und Entwicklung, zeichnet klar und einleuchtend die Verschiedenheit des Grundgedankens der „Lehrjahre“ und der „Theatralischen Sendung“, des Bildungsromans im Sinne des Humanitätsideals und des Theaterromans, der Goethes Theatererfahrungen und Theaterideale darstellt, erläutert die bedeutenden autobiographischen Beziehungen der „Sendung“, die in den „Lehrjahren“ so verblaßt sind, weist auf die Bedeutung des Werkes für die Entwicklung des Prosastils Goethes von dem Charakter der Sturm- und Drangzeit zu der im ersten Weimarer Jahrzehnt sich vollziehenden klassizistischen Wandlung und würdigt endlich mit Recht beide Fassungen als zwei eigene Werke, ein fragmentarisches und ein abgeschlossenes, Barnays Urteil über die Wertherfassungen hier anwendend: „Man wird den beiden Bearbeitungen nur dann gerecht, wenn man sie als Denkmale verschiedener Kunstepochen der Goetheschen Poesie nebeneinander gelten läßt“. Es ist kein Zweifel, daß die „Lehrjahre“ als Kunstwerk nach Form und Inhalt, trotzdem sie die ursprüngliche Frische eingebüßt haben, die „Sendung“ bei weitem überragen, und Maync spricht wohl das Urteil der überwiegenden Mehrzahl aus, wenn er meint: „Sähen wir uns vor die Frage gestellt,

Digitized by Google

ob wir lieber den intimeren Urmeister-Torso oder das unerschöpfliche Weltbild und vollendete Kunstwerk der „Lehrjahre“ missen wollten — die Antwort könnte keinen Augenblick zweifelhaft sein“. Man kann das unterschreiben, auch wenn man über die Lehrjahre nüchterner urteilt und in ihnen weder ein „unerschöpfliches“ Weltbild noch ein „vollendetes“ Kunstwerk sieht, sondern eben das beschränkte Weltbild und die unvollkommene Romantechnik des 18. Jahrhunderts.

Die anregenden einleitenden Ausführungen des Herausgebers wird der Leser bei der Lektüre des unvollständigen alten Textes im Auge behalten und daran seine eigenen Beobachtungen knüpfen. Spielraum ist genug geboten, sei es daß man den autobiographischen Beziehungen nachgeht und bei dem schönen Verhältnis Wilhelms zu seiner Schwester Amelie (= Goethe und Cornelie) verweilt, das uns zugleich mit Goethes vernichtetem Jugenddrama Belsazar genau bekannt macht, oder die Anklänge an gleichzeitig entstandene oder entworfene Dichtungen, wie Epimenidas Erwachen, Egmont, Tasso, Zueignung, Hans Sachsens poetische Sendung entdeckt, oder auf die Schilderungen der Theaterzustände sein Augenmerk richtet, die Wilhelm in der Truppe der Madame de Retti kennen lernt mit ihren auch von Mayne geltend gemachten Beziehungen zur Neuberin — diese scheinen mir viel einleuchtender als die von anderer Seite geltend gemachte zu einer Frau Bernardon bei einer Frankfurter Truppe —, oder daß man endlich die Ideale festzustellen sucht, nach denen der junge Dramaturg unter dem Einflusse Shakespeares strebte, auf die hin wohl die ganze „Sendung“ ursprünglich angelegt war.

Nicht minder interessant ist die Beobachtung der veredelnden Wandlung, die Gestalten wie Marianne, Philine, Mignon, der Harfner in den „Lehrjahren“ erfahren haben, die Anlehnung an die Erziehungsromane der Zeit z. B. in den deutlichen Hinweisen auf die bedenkliche Ökonomie Wilhelms einerseits und seinen überfließenden Edelmut anderseits, die noch deutlich erkennbare Abhängigkeit von ihrer Technik in Einleitungen, Anfängen, Übergängen neben selbständiger innerer Gestaltung, psychologische Vertiefung neben schablonenhaften Allgemeinheiten, erfrischende Unmittelbarkeit neben schon beginnenden abstrakten Betrachtungen, bei denen die Personen, ohne Rücksicht auf ihren Charakter nur Sprachrohr des Dichters sind.

Endlich ist auch die lexikalische und grammatische Ausbeute nicht gering. Die „Lehrjahre“ haben durchweg den derben Ausdruck in den wohlanständigen, den mundartlichen und veraltenden in den „klassischen“, volkstümliche Konstruktionen in schriftmäßige umgesetzt. Die „Sendung“ bildet, um nur einiges anzuführen, das Adjektiv nach dem Artikel fast durchgängig stark, z. B. „die körperliche Kräfte“, manche Substantiva noch schwach, z. B. „meine Sinnen“, hat Konstruktionen wie „Frau Melina suchte über Wilhelmen zu gewinnen, daß er mit ihnen gehen sollte“, „der Patiente solle sich abwarten“, etwas „näher geben“ im Sinne von mitteilen, „eingeben“ im Sinne von hineinstellen,

Digitized by Google

„erquicken“ im Sinne von lebendig machen, „sich enthalten“ = sich aufhalten, „ergötzen“ = vergessen machen, „Wohlstand“ = Anstand. Natürlich wird man gut tun, beim Studium des Textes die demnächst erscheinende, ebenfalls von Maync besorgte kritisch-wissenschaftliche Ausgabe in Band 51 und 52 der großen Weimarer Goethe-Ausgabe zur Hand zu nehmen, in der gewiß auch erörtert wird, wie weit die Eigenart der Schreiberin Barbara Schultheß zu berücksichtigen ist. Alles in allem: der größte Wert des Urmeister beruht in der meisterhaft entwickelnden Darstellung von Wilhelms Jugend bis zum Bruch mit Marianne und in der Erkenntnis, daß die „Theatralische Sendung“ da, wo sie jetzt aufhört, nämlich mit dem Übertritt Wilhelms zu der Truppe Serlos, wahrscheinlich an einem toten Punkte angelangt war, der für Wilhelms Theatermission als Apostel Shakespeares kein ergiebiges Feld mehr bot. Goethe hatte in ihr seine Erinnerungen und Erfahrungen niedergelegt, die er bis etwa 1785 gemacht hatte; seine Erkenntnisse und Ziele aber waren wohl schon unter der Arbeit andere, der Rahmen, der für sie bestimmt war, zu eng geworden.[1]) So blieb die Arbeit liegen, um nach einem Jahrzehnt, in welchem die italienische Reise liegt, von ganz anderen, neuen, höheren Gesichtspunkten, die dem Humanitätsideal entsprangen, wieder aufgenommen und zugleich der Nährboden der Romantik zu werden. Nunmehr wurde die „Sendung“ nur der Ausgangspunkt, und das Puppenspiel, das der Dichter doch nicht ganz preisgeben wollte, wurde, so gut es eben ging, wie eine Mumie hineingeschachtelt.

2) Grabbes Werke. Herausgegeben von Albin Franz und Paul Zaunert. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Drei Bände. 507, 376, 430 S. je 2 ℳ.

Von Grabbes Werken sind nicht weniger als fünf vollständige Ausgaben vorhanden, von denen die erste von Rudolf von Gottschall 1870, die zweite von Oskar Blumenthal 1875 und die drei anderen von Grieseboch (1902), Friedrich (1909, Reclam) und Otto Nieten (Hesse) allein im letzten Jahrzehnt erschienen, und zwar machen die vier letzten den Anspruch, kritische Ausgaben zu sein, was auch keineswegs bestritten wird. Dem reiht sich nun die neue kritische, allerdings nicht ganz vollständige Ausgabe des bibliographischen Instituts als sechste an. Daneben stehen zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen. Was verschafft einem Dichter wie Grabbe, dessen Minderwertigkeit als Mensch wie als Künstler allerseits zugegeben wird, dieses ungewöhnliche Interesse? Der Nietzschekultus und die Verherrlichung des schrankenlosen Übermenschentums, die man in Grabbes Dichtungen findet, das Evangelium des Sichauslebens, das Grabbe betätigte, mögen das Ihre dazu beigetragen haben, abgesehen von dem

[1]) Die allmähliche Erweiterung und Vertiefung des Gesichtspunktes schon in der „Sendung“ hat A. Köster Zeitschr. f. d. deutschen Unt. 26, 209 ff. vortrefflich dargelegt.

Digitized by Google

Interesse, das eine genialische, wenn auch unentwickelte Kraftnatur an sich in Anspruch nimmt. Genuß können Grabbes Dramen als solche dem größeren Kreise der Gebildeten nicht gewähren. Die elementaren Ausbrüche seines vulkanischen Inneren, in denen sich genialisches Empfinden Luft macht, auch die Pracht ihrer Sprache, ihr unerschöpflicher Bilderreichtum, ihr edler Ausdruck können für die Zerrbilder und wüsten Phantastereien, für die Unflätigkeiten, die Brutalitäten und den gemeinen Zynismus, die ihnen den eigentlichen Stempel geben, nicht entschädigen. Grabbe selbst will sie im Vorwort zum ersten Bande seiner Dramen eben nur durch die „Masse unverzärtelter Poesie, tüchtigen Scharfsinns und Witzes, die sich daneben finden“, entschuldigen. Historisches Interesse könnte man ihm abgewinnen, wenn man ihn als Glied in der Entwickelung des Realismus zwischen Kleist und Hebbel stellt, aber sein Realismus besteht, abgesehen etwa von seinen Schlachtenbildern, besonders in „Napoleon“, eben auch nur in jenen Roheiten mitten in phantastischen Ungeheuerlichkeiten. Eher mag er als ein Redivivus des Sturmes und Dranges gelten im Kampfe gegen das Epigonentum der klassischen Zeit, der mit einiger Berechtigung auch gegen die Versumpfung des Theaters in den siebziger Jahren ausgespielt werden konnte; aber die hochmütige Verachtung aller großen Dramatiker von Shakespeare bis Kleist schmälert ihm auch dies Verdienst. „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“, dieses Urteil Goethes über Christian Günther paßt erst recht auf Grabbe.

So mögen es weniger die Werke Grabbes sein, die nach dem Vorwort der neuen Ausgabe „heute w i e d e r“ das Interesse eines größeren Leserkreises beanspruchen, als die Person des unglücklichen Dichters in ihrer Kraft und ihrer beklagenswerten Schwäche, und die besondere Berechtigung der neuen Ausgabe mag darin gefunden werden, den Lesern nur die großen Dramen zu bieten, und diese in der schließlich von Grabbe selbst dem Verleger zugestandenen, von den gröbsten Anstössen gereinigten Fassung. Die handschriftliche Fassung findet man in den Anmerkungen. Große Auswahl war schließlich unter den Dichtungen Grabbes selbst nicht zu treffen, da sie alle gleich wichtig und unwichtig sind. Weggelassen ist daher nur das dramatische Märchen „Aschenbrödel“ und „Nanette und Maria“, außerdem aber mit Recht sämtliche Prosaschriften, außer der Abhandlung über Shakespearomanie. Der erste Band enthält die Lebensbeschreibung, den Herzog von Gothland und „Scherz, Satire und Ironie und tiefere Bedeutung“, der zweite Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich der Sechste, Hannibal, Marius und Sulla, der dritte Don Juan und Faust, Napoleon, die Herrmannsschlacht und die Abhandlung über die Shakespearomanie.

Das Vorwort berichtet, daß Dr. A l b i n F r a n z mitten in der Arbeit, als Text und Fußnoten fertig gestellt waren, durch den Tod abgerufen wurde und Dr. P a u l Z a u n e r t die Ausgabe vollendet, also das Lebensbild Grabbes, die Einleitungen zu den einzelnen

Digitized by Google

Werken und die Schlußanmerkungen hinzugefügt habe. Daß die Ausgabe an wissenschaftlichem Werte würdig unter den übrigen Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts steht, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Sie macht durchweg den Eindruck selbständiger gewissenhaftester und sorgfältigster Arbeit.

3) Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Philipp August Becker herausgegeben von Wilhelm Busch und August Sauer. Regensburg, Habbel. 12. Band. Briefe von Eichendorff. XIV u. 351 S. — 13. Band. Briefe an Eichendorff. 390 S. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm Kosch. geb. je 3 ℳ, in Subskription einzeln à 4,50 ℳ.

Über Plan und Einrichtung der neuen und ersten großen kritischen Eichendorff-Ausgabe ist in dieser Zeitschrift LXIII S. 482 berichtet worden. Der Plan ist, wie gewöhnlich, insofern nicht innegehalten worden, als jetzt am Schlusse des Jahres 1911 statt der gesamten Ausgabe nur zwei weitere Bände, nämlich die Briefe, vorliegen und somit nur der Herausgeber Wilhelm Kosch, Professor in Freiburg-Schweiz, sein Pensum erledigt hat. Aber dieser Arbeit kann man sich auch wirklich freuen. Es dürfte kaum eine Briefsammlung geben, die mit solcher Sorgfalt und mit so umfänglichem, auf alle Erläuterungen bedachten Apparat bearbeitet worden ist. Die hierauf verwandte Mühe ist ganz erstaunlich. Unter den 202 Briefen Eichendorffs, die der 12. Band bringt, sind nicht weniger als 98 bisher unbekannte, und unter den 139 an Eichendorff, die der 13. Band vereinigt, 90. Zu diesen bisher unbekannten gehört der ganze Briefwechsel mit den Ministern Altenstein und Eichhorn und mit Friedrich Wilhelm IV selbst über seine unerquicklichen amtlichen Verhältnisse, vor allem aber auch der literarisch wichtige mit Jagor von Sivers, mit Wilhelm von Eichendorff, seinem Bruder, und mit Adalbert Stifter, und ein Brief an Brentano beweist, daß der Dichter tatsächlich schon in Heidelberg ein tätiges Mitglied des romantischen Kreises war und sich 1910 schon ganz vom Grafen Loeben und seiner ungesunden Mystik abgewandt hatte. Aber auch der zum Teil schon bekannte Briefwechsel mit Theodor von Schön, dem philosophischen Oberpräsidenten von Preußen, seinem Vorgesetzten und Freunde, erscheint reich vermehrt und ebenso der mit seinen verheirateten Kindern. Nehmen wir hinzu, daß auch rein Menschliches, wie das schöne Verhältnis der Brüder Eichendorff zu dem alten Diener des Hauses, Sonntag, durch Briefe beleuchtet wird, so braucht es keines besonderen Nachweises, daß hier der Eichendorff-Forschung ein besonders großer Dienst geleistet ist. Dies wird schon in der vom Herausgeber versprochenen Biographie des Dichters zum Ausdruck kommen.

Natürlich finden sich, wie in jedem Briefwechsel, auch hier Briefe von ganz unbedeutendem Inhalt und Beziehungen auf sehr gleichgültige Personen; aber soll man dem Herausgeber daraus einen Vor-

Digitized by Google

wurf machen, daß er eben alles Erreichbare zusammengetragen und auch alles mit derselben Sorgfalt behandelt hat? Gewiß nicht. In diese vollständige Ausgabe gehört eben alles, auch das scheinbar Unbedeutende; die Volksausgabe, die daneben veranstaltet wird, wird natürlich davon absehen. Eine andere Frage ist, ob der Briefwechsel, abgesehen von seiner biographischen und literarischen Bedeutung, auch allgemeinere kulturgeschichtliche und ästhetische Bedeutung hat. In dieser Beziehung, muß ich gestehen, hat er meine Erwartungen nicht befriedigt. Eichendorff selbst hat allgemeinere Fragen, wie wir sie aus Goethes und Schillers Briefen kennen, nie eingehender behandelt und auch die zeitgenössische Literatur immer nur gestreift; besonders über die Romantik, ihr Wesen und ihre Bestrebungen, sucht man vergeblich persönliche Aussprache. Hier muß Eichendorffs Literaturgeschichte ergänzend eintreten. Viel reichere Ausbeute liefern die Briefe an ihn, besonders von Schön, Jancke, Sivers, Dreves u. a. Um so dankenswerter ist die Arbeit des Herausgebers, der in den Anmerkungen nichts unterlassen hat, das Zeitbild zu beleben und zu ergänzen. Sie umfassen im 12. Bande S. 251—342, im 13. Bande S. 233—336. Hier werden nicht nur alle vorkommenden Persönlichkeiten nachgewiesen und, wo irgend wünschenswert, charakterisiert, sondern es wird auch allen literarischen Beziehungen der Briefe nachgegangen, Zeitschriftenartikel, Gedichte, Rezensionen nicht bloß angeführt, sondern oft vollständig abgedruckt, so, um nur einiges zu erwähnen, im 12. Bande die vollständige Rezension Gödekes über Eichendorff in der „Posaune“ vom 12. und 17. Februar 1843 (S. 271—286) oder Gedichte von Jagor von Sivers (S. 306—309. 310—311) und Gruppe (S. 312—313), oder die Rezension der Literaturgeschichte Eichendorffs von Marggraff in den Blättern für literarische Unterhaltung 1857 (S. 328—338), ganz entsprechend auch im 13. Bande; kurz, hier wird auch den weitgehendsten Ansprüchen auf Erläuterung und Belebung der Briefe genügt.

Die Anordnung ist durchaus zweckmäßig. Die Briefe sind in beiden Bänden streng chronologisch geordnet, soweit sie fest datierbar waren. Am Schluß stehen die unsicher oder gar nicht datierten. Hinter den Briefen folgen die Anmerkungen, und den 13. Band beschließt ein musterhaftes Register in drei Teilen: 1. Personen S. 337—359; 2. Orte S. 360—365; 3. Stellen, die auf Literaturwerke bezug nehmen, S. 366—375; endlich ein vergleichendes Verzeichnis, in dem die Briefe von und an Eichendorff alphabetisch nach den Verfassern geordnet einander gegenübergestellt sind, so daß die gegenseitigen Antworten ersichtlich sind. Übrigens ist außerdem auch bei jedem Briefe im Text auf seine Beantwortung verwiesen. Mehr kann niemand verlangen.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Digitized by Google

Gutzkows Werke, herausgegeben von Peter Müller. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Dritter und vierter Band. Leipzig und Wien 1911, Bibliographisches Institut. (Meyers Klassiker-Ausgaben). 479 u. 521 S. 8. geb. je 2 ℳ.

Allgemeines über die Erneuerung des Andenkens an den bedeutenden Schriftsteller und das Erforderliche über die beiden ersten Bände dieser Auswahl habe ich im vorigen Jahre in vorliegender Zeitschrift S. 467 f. gesagt. Der jetzt gebotene dritte, mit dem Bilde Gutzkows aus den Weimarer Tagen (1861—64) geschmückte Band enthält die politischen Schriften: Die rote Mütze und die Kapuze aus den Kölner Wirren und die Ansprache an die Berliner (März 1848). Beide Schriften sind vom Herausgeber, die eine durch eine Darlegung des damaligen Kirchenstreites und der Gutzkowschen ungestümen Gehässigkeiten, die andere durch Rückblicke auf die Revolutionstage und Gutzkows tribunizische Kundgebung eingeleitet worden. Dann folgen im „Literarischen“ die selbst durch Metternichs Beifall getragenen und stilistisch noch heute interessanten Charakteristiken Schleiermachers, der Rahel und Bettina, der Stieglitz, ein Besuch bei Bettina, Büchner, Tzschoppe, Immermann in Hamburg, Strauß und „Vergangenheit und Gegenwart“ (1830—38), insbesondere Menzel, Laube, Lyriker, Mundt, Junges Deutschland, Kerkergedanken aus dem Tagebuche, das Jahr 1836 nebst „allgemeiner Musterung“. Die Arbeit an den Rittern vom Geiste ließ die Erinnerungen „aus der Knabenzeit“ wach werden mit der die eigene Persönlichkeit zurücksetzenden schriftstellerischen Absicht, zu beweisen, daß Berlin geistig nicht so verflacht sei, wie man annehme, und mit einem Gutzkows Art kennzeichnenden bunten Nebeneinander der Dinge. Dazu ist Hebbels Brief an ihn heranzuziehen. Daß der Herausgeber überall in den Einführungen und Anmerkungen die nötigen Fingerzeige und Anregungen zum rechten Verständnis gibt, des muß man ihm auch hier Dank wissen.

Dasselbe gilt vom vierten Bande mit seinem auch äußeren Gutzkowbilde aus der Zeit der „Rückblicke auf mein Leben“, die ihn füllen und auf einen Vorschlag Paul Lindaus in der „Gegenwart“ (1874) zurückgehen. Peter Müller ist gewissenhaft genug, die Formlosigkeit der Schrift und deren Gründe, sowie die mancherlei sachlichen Irrtümer des Verfassers hervorzuheben. Die „gereizte Tonart“ des Ganzen ist naturgemäß aus Gutzkows geistigem Zustande am Ende seines Lebens herzuleiten. Und doch konnte „das verstimmte und verstimmende Buch“ hier nicht fehlen, sollte man eine klare Vorstellung von des Verfassers Eigenart gewinnen und sich nicht um den Vorteil gebracht sehen, manches Wissenswerte über ihn, seine Zeit und die Mitlebenden und Mitstrebenden entgegenzunehmen. Das von Gutzkow selbst verfaßte Inhaltsverzeichnis zu diesen „Rückblicken“ macht den Beschluß. Doch kommt dann noch eine Chronologie seiner Werke, nach Jahren geordnet, und ein 70 Seiten umfassendes Namen- und Sachregister zum dritten und vierten Bande nebst einem allen vier Bänden

Digitized by Google

geltenden alphabetischen Inhaltsverzeichnis. Auch äußerlich stellen sich diese dem Leser in so vorzüglicher Verfassung dar, daß es eine Freude ist, sie zur Hand zu nehmen. Innerlich lassen sie uns manches von dem besser und tiefer erkennen, was in den Literaturgeschichten nicht immer zu seinem Rechte kommt.

Pankow. P. Wetzel.

Fr. Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin 1911, Georg Bondi. 360 S. 8. 7,50 *M*.

Dieses Werk verdient in der Shakespeareliteratur eine der ersten Stellen. Es ist hervorgegangen aus einem tiefen Verständnis des Schaffens und der Werke Shakespeares wie nicht minder der deutschen Dichter und Schriftsteller von der Zeit des Auftretens des englischen Komödianten in Deutschland bis zur Zeit der Romantik. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Kräfte darzustellen, die Shakespeares Eindringen und Bild innerhalb der angegebenen Zeit im deutschen Schrifttum bedingt haben und die durch sein Eindringen geweckt und fruchtbar geworden sind, die Einflüsse nachzuweisen, die Shakespeare auf die Männer ausgeübt hat, die das Wesen des deutschen Geistes bestimmt und vertreten haben. Die englischen Komödianten, die um 1600 Shakespeares Dramen nach Deutschland brachten, trafen hier einen regen Zerfall der schöpferischen Produktion, eine Zeit roher Stoffhäufung und Verstofflichung von allem und jedem, des Erlöschens der bauenden, begeisterten und begeisternden Kraft, die aus menschlichen Fähigkeiten erst ein Ganzes, im Menschen Stil, im Volke Kultur schafft. Das Theater hörte auf, das Mittel eines Gesamtgeistes zu sein, wurde bloßer Apparat, ohne ein eigenes Leben. Nur wenig konnte von Shakespeare durch die englischen Komödianten bei dem damaligen dumpfen Ernst und der bigotten Befangenheit des deutschen Wesens und der Gewissenlosigkeit, mit der jene auch das Geistige in Schau und Pantomime auflösten, überhaupt alles auf Stoff reduzierten, dem deutschen Volke vermittelt werden. Auch dem Rationalismus, der von Opitz an die deutsche Dichtung beherrschte und der die Dichtung nicht als Ausdruck des Erlebten anerkannte, dieser vielmehr Belehrung, Erhebung, Unterhaltung als Aufgabe setzte, konnte Shakespeare nicht näher kommen, bestenfalls die Quelle und Anregung für neue Arbeiten sein, die innerhalb nomierter Grenzen sich bewegten. Sollte Shakespeare nicht bloß Stoff, sondern eine an der Gestaltung des deutschen Geistes mitwirkende Kraft werden, so mußte in die erstarrten Formen neues Leben gebracht, die Vernunft selber, auf der der Rationalismus beruhte, wieder Erlebnis werden, um die Vernunft und Gesetzlichkeit des Lebens und des großen Lebensdichters zu begreifen. Lessing war der erste, der die Vernunft wieder lebendig machte, der, während der Rationalismus ohne Erlebnis oder außerhalb des Erlebnisses dachte, all sein Erleben zum Denken benutzte und die Gesetze anstatt als starre Codices

Digitized by Google

als Ergebnisse des Lebendigen befragte, der, indem er die rationalistischen Gedanken mit seinem Leben durchdrang, diese aus starren Prinzipien zu Kräften machte und der, wo man bisher nur Regeln befolgen gelehrt hatte, lehrte, wie Regeln entstehen. Er rechtfertigte Shakespeare vor der Vernunft und entdeckte in ihm einen neuen Komplex von Leben. Andere mochten Shakespeare begeisterter sehen oder intensiver empfinden oder auf seine Wunderwelt einmal einen entzückten Blick werfen; für Lessing waren Shakespeares Werke auch Wunder und Genüsse, zugleich aber auch Werke, in denen er die Gesetze des dramatischen Schaffens suchte und fand. Sein Verhältnis zu Shakespeare war kein Glücksfall, sondern durch sein ganzes Leben sich ziehende Tätigkeit. Freilich erbaute ihn an Shakespeare nur die neue Form, die hier ein Weltgeist sich gebaut, dagegen ging ihm der Sinn für Shakespeares eigentlich poetischen Gehalt völlig ab. Deswegen ist in seinen Dramen auch nichts von dem spezifischen Atem Shakespeares zu spüren. Für Wieland, den feinsinnigen Nachempfinder, der sich nur durch Eindrücke bestimmen ließ, war Shakespeare die Quelle dichterisch sinnlichen Genießens. Während seine theoretischen Äußerungen über Shakespeare seine jeweiligen Stimmungen spiegeln, ist in seiner Prosaübersetzung Shakespeares der Gesamtton verfehlt. Wieland erlebte eben Shakespeare nicht. Was nicht erlebt worden ist, dafür können wohl die Worte, aber nie der Ton, der Rhythmus gefunden werden. Nur für eine Seite Shakespeares war Wieland durch sein eigenes spielendes launisches Temperament und durch die Theorie der Schweizer, die Ästhetik des Wunderbaren, vorbereitet, für die Sphäre der Laune, des Spieles, der Romantik. Den Sinn fürs Phantastisch-Märchenhafte, die Sinnlichkeit, die Mondschein- und Elfenromantik, das Wunderbare, das Komische als Spiel der Laune verdankte er seinem aktiven Shakespearedienst. So hat er in seinen launigen Erzählungen, besonders im „Oberon“, Shakespeare auf sich wirken lassen. Die Eroberung der deutschen Sprache als Klang und Ton für die Sinnlichkeit und für die Phantasie, das ist hier Shakespeares Einfluß. Ganz anders war die Stellung Herders zu Shakespeare. Über das dichterische Gesamtwesen Shakespeares ist bis heute nichts Tieferes und Umfassenderes gesagt worden als in Herders Aufsatz über Shakespeare. Die Anschauungen Hamanns aufnehmend und weiterbildend, entwickelte er zum erstenmal den Begriff des Künstlers als eines Schöpfers. Nach ihm ist der Künstler analog Gott, dem Schöpfer im Großen. Wie dem Weltschöpfer alle Zeiten, Geschicke, Sitten, Völker nur Stoff sind, um seine Kraft auszudrücken, wie jeder geschichtliche Zustand eine Offenbarung der göttlichen Kraft ist, so ist dem Künstler das Leben, das er vorfindet, Stoff, um sich zu äußern. Er schafft unter dem Walten der Geschichte, in die er gestellt ist. So ist Shakespeare, als Genie des Organs Gottes, das seine Gesetze von diesem, nicht von den Menschen empfängt, mit Notwendigkeit Schöpfer seiner Werke. Wie die griechischen Dramen ebenso unvergleichbare Auswirkungen der göttlichen Kraft waren

Digitized by Google

wie das griechische Volk selbst, dem sie entstammten, so sind Shakespeares Dramen bedingt durch das Zeitalter, das Volk und die Sitten, von den griechischen Dramen ganz verschieden und durchaus individuelles Leben atmend. Beide sind höchste Kunst, weil Natur, d. h. aus individuellen Bedingungen notwendig Gewordenes. Wie die verschiedenen Völker Geschöpfe Gottes sind, so ist der Künstler das Geschöpf des jeweiligen Volkes, sein Werk der Ausdruck des jeweiligen Erlebens. Shakespeare fand ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern, Spracharten, Königen und Narren vor und setzte es zu einem herrlichen Ganzen zusammen, war der Dolmetscher der Natur in all ihren Zungen. Herder war es, der das Werden Shakespeares nachfühlte, es darstellte und daraus zugleich das spezifische Wesen der Shakespearischen Dramatik suggerierte. Ebenso zauberte er, indem er dem Werden der einzelnen Stücke nachging, die Atmosphäre jedes Stückes wieder empor. Er ist der erste, der den ganzen Schatz des Shakespearischen Dichtertums als Gehalt gehoben hat, einmal die besondere Geschichtswelt und die historischen Lebenskräfte, die Shakespeare ausdrückt, sodann den individuellen Gehalt jedes einzelnen Stückes. Am folgenreichsten war die Einwirkung Shakespeares auf G o e t h e, weil dieser eine durchaus schöpferische Natur war wie Shakespeare selbst und aus ihm ebenso „die Natur weissagte“ wie aus Shakespeare. Aber trotz aller Wesensgleichheit betonte Goethe doch in seiner Rede auf Shakespeare den Unterschied in der Dimension. Er entdeckte selbst, je mehr er sich selber fand, daß sein Schaffensprinzip von dem Shakespeares weit abliege. Es ging ihm in der Geschichte der Sinn für all das ab, was nicht ewig menschlich an ihr war, und in jedem historischen Faktum ergriff ihn nur das, was zu allen Zeiten passieren konnte, nicht das, was einmal unter einmaligen Umständen passiert war, nur das, was er selbst nacherleben konnte, während Shakespeare das ganze geschichtliche Leben bis in seine individuellsten Einzelheiten hinein miterlebte und die geschichtlichen Formen nicht von ihrem menschlichen Gehalt trennte, vielmehr gerade in ihnen erst den menschlichen Gehalt fühlte, also aus ihm ebenso die Geschichte wie die Natur weissagte. Dagegen lehrte Shakespeare Goethe die ganze äußere Welt, vor allem die Menschenwelt, als ein beseeltes, bewegtes, unerschöpfliches Ganze dichterisch sehen und durchfühlen und erlöste für ihn die Natur aus ihrer rationalistischen Erstarrung und Normierung. Was von Shakespeare in den übrigen S t ü r m e r n und D r ä n g e r n wirkte, wirkte wesentlich nur durch Herder und Goethe. Dagegen hat niemand Shakespeare gewaltiger, aber auch gewaltsamer umgedeutet als S c h i l l e r, indem er Shakespeare als einen Moralisten auffaßte, wie in die Welt, so auch in Shakespeare ein sittliches Ideal hineinsah, das in ihm selber Gestalt und Gewalt gewonnen hatte, so unähnlich solches Bild auch Shakespeare sein mochte. Denn der wirkliche Shakespeare nimmt die Wirklichkeit als das Gegebene, Schillers Shakespeare dagegen sieht in der Wirk-

Digitized by Google

lichkeit das Abbild einer höheren, hinter, über oder in den Erscheinungen liegende sittliche Weltordnung. Shakespeares Frevler stürzen nicht, weil sie das Sittengesetz verletzen, sondern weil sie, jeder in jedem Falle anders, eine größere Macht, d. h. eine stärkere Wirklichkeit gegen sich aufgerufen haben. Freilich machte Schiller Shakespeare durch das Studium seiner Dramen zu einem Faktor der deutschen Bildung, lehrte aber auch zugleich Shakespeare moralischer sehen, als er ist. Auf der Fahrt aus dem Sturm und Drang zum Klassizismus, vom idealisierten Realismus zum realisierten Idealismus, wo Schiller das Ideal nicht durch Negation, den äußeren oder inneren Untergang der Bösen, sondern durch Position, den äußeren oder inneren Sieg der Guten, verherrlichte und so im Abglanz der Schicksale und Helden das Ideal selbst zu zeigen suchte, war neben den Griechen Shakespeare sein Führer als Vertreter des hohen tragischen Stils und als Geschichtsdichter durch Stamm und Zeit ihm näher stehend, zugleich als Dichter geschichtlich großer Helden und des gigantischen Schicksals dem nach einer erhöhten Wirklichkeit durstigen Sinn Schillers der Befreier von der bürgerlichen Misere des zeitgenössischen Theaters. Daß aber Schillers Wesen sich nicht gewandelt hatte, daß er selbst die großartigste Wirklichkeit noch idealisierte, zeigt eines seiner späteren Werke, seine Macbethbearbeitung, in der er die ganze Diktion des Shakespeareschen Stückes versittlichte. Auf Goethes Weg dagegen vom Sturm und Drang zum Klassizismus hat Shakespeare keinen Einfluß gehabt. Die Entwicklung zum Klassizismus ging aus seinem Drang hervor, sich aus der unbändigen Fülle seiner Gefühle und Triebe zu retten durchs Maß, durch Konzentration und Gestaltung. In Iphigenie und Tasso stellte er nicht mehr Weltwissen hin, sondern er rundete das einfache Erleben, die reine Gesinnung auf die reinste einfachste Weise zum Bilde. Bändigung auch der heftigsten Bewegung, Schönheit auch des Furchtbaren, Maß auch des Reichen ist jetzt sein strenges Streben. Damit hatte er sich vollständig von Shakespeare entfernt. Auch bei der Versinnbildlichung seines eigenen Bildungsganges, wobei Inhalt und Mittel aus Goethes Erlebnis stammte, konnte ihm Shakespeare als Vorbild und Anreger nichts helfen. Für die Romantiker, denen Dichter nicht die Verkörperung seelischer Vorgänge, sondern die Hervorlockung des geheimen Weltsinns und der Dichter der Seher des Geheimnisses war, die alle Wirklichkeiten in Frage stellten und alle Grenzen und Gesetze aufhoben, die eine Vorliebe für alles Dunkle, Traumhafte, Ahnungsvolle, Dämmerige hatten, war Shakespeare der erwünschte Dichter, und zwar nach drei Seiten, als der universale Phantast — kein Dichter hat ja mit solcher Ungebundenheit und solcher Tiefe das geheime Geisterreich, alle Unberechenbarkeiten des Menschen und der Natur dargestellt als Shakespeare —, als der universale Denker und Tragiker — Shakespeare war Meister des Spiels, der trügerischen Willkür, der allvertauschenden Heiterkeit, der große Ironiker, der alles war und alles spielte, der hohe Humorist, der neben die tragische Erschütterung

Digitized by Google

zugleich den Scherz stellte, der sie aufhob —, der Sprachmeister. Tieck hat als Dichter besonders die erste Seite dieses neuen Shakespearekultus vertreten, Friedrich Schlegel als Denker die zweite, August Wilhelm Schlegel als Übersetzer die dritte. Was die Shakespeareübersetzung des letzteren anbelangt, so war sie dadurch möglich geworden, daß der deutsche Geist genug erlebt hatte, um in seiner Sprache die Seelenwerte auszubilden, die denen Shakespeares nach Tiefe und Umfang entsprachen, daß Goethes Seele vor allem die ganze Breite und Tiefe der deutschen Sprache mit ihrem Leben durchdrungen und ihre Starrheit wieder lebendig gemacht hatte und die Romantiker dieser Sprache die nötige Freiheit und Bewegung gegeben hatten. So drückte sich in Schlegels Übersetzung der deutsche Geist und die Seele Shakespeares durch ein gemeinsames Medium aus, wurde Shakespeare wirklich deutsche Sprache. Sie bildet zwar den End- und Höhepunkt einer Entwicklung, die mit Lessing beginnt, aber sie ist nicht das letzte Werk des deutschen Geistes über Shakespeare. Daß die Wirklichkeit in unserer Zeit allmählich wieder zu Ehren kommt, darin sieht Gundolf die Wandlung, aus der ein neues Shakespearebild hervorgehen muß, und Shakespeares Wirklichkeit für unser Lebensgefühl zu erobern und zu gestalten, ist ihm eine der Aufgaben des neuen deutschen Geistes.

In dem Vorstehenden vermochte Ref. nur einen dürftigen Überblick über den reichen Inhalt des Buches zu bieten. Vieles, z. B. die zahlreichen feinsinnigen Erörterungen über einzelne Werke, mußten übergangen werden. Was die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse macht, ist nicht bloß die erstaunliche Beherrschung dieses umfassende Studien erfordernden Gebietes, sondern auch das beneidenswerte Vermögen des Verfassers, all das Große und Herrliche, was die Schöpfungen Shakespeares und unserer großen Dichter in sich bergen, nachzuempfinden und seine Gedanken in einer künstlerisch vollendeten Sprache vorzutragen, die an sich schon ein ästhetisches Vergnügen gewährt.

Offenburg. L. Zürn.

Otto Hoffmann, Geschichte der griechischen Sprache. I: bis zum Ausgange der klassischen Zeit. Leipzig 1911, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 159 S. geb. 0,80 ℳ.

Wer den Werdegang eines Volkes darzustellen unternimmt, darf auf allseitige Zustimmung hoffen, da man derartige Kenntnisse für eine notwendige Ergänzung des erziehlichen Unterrichts anzusehen geneigt ist. Man will wissen, welche Mittel ein Volk angewendet hat, um einen politischen Höhepunkt zu erreichen, sei es für die innere Verwaltung die beste Verfassungsform zu finden, sei es sich eine Machtstellung unter den Nachbaren zu erobern. Die wirtschaftliche Lage der Bürger, die Bestrebungen auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft fordern zu Vergleichen auf und können Anlaß zu nachahmenden Versuchen werden.

Digitized by Google

Alle diese Kenntnisse sind aber nur durch die Sprache zu ermitteln; aber auch sie ist mit ihren Darstellungsmitteln nicht, wie Athene aus dem Haupte des Zeus emporgestiegen, vollendet entstanden; sie hat mancherlei Entwickelungsstadien durchgemacht; sie hat, wenn sie die Sprache des Eroberers war, die Sprache der Unterliegenden nicht ohne weiteres verdrängt, sie hat mancherlei von dem Sprachgut oder den dialektischen Verschiedenheiten der Unterworfenen angenommen und sich selbst auf diese Weise bereichert. Schrift- und Umgangssprache bilden sich aus; jene ist etwas mehr konservativ, diese wechselvoll, jene will den Inhalt ihrer Mitteilungen den Gebildeten des eigenen Volkes und der anderen Völker zugänglich machen, diese denkt nur an die ihr nahestehenden Kreise. Daneben tritt die sogenannte Kanzleisprache, die die Aktenstücke in einer Fassung aufbewahrt, die sich von den Schwankungen der Schrift- und Umgangssprache möglichst fernhält. Wenn diese Aktenstücke in Stein gegraben sind, so ist die in ihnen verwendete Sprache vor den Reinigungsbestrebungen späterer Geschlechter geschützt und sie ist ein von den Späteren hochgewürdigtes Denkmal der Sprache aus einer früheren Zeit. Die meisten der heute Lebenden, die sich auf allen Gebieten des Lebens der Segnungen des Buchdrucks erfreuen, können sich schwer eine Vorstellung davon machen, wie zu einer Zeit, als Werke der Literatur durch mühevolles Abschreiben vervielfältigt wurden, Abschreiber altes Sprachgut aus Unkenntnis der Eigenheit des Schriftstellers und seiner Zeit durch jüngeres, das sie für besser hielten, ersetzten und so das Bild der Sprachentwickelung verdunkelten.

Wer nun auf Grund der Inschriften und unter Berücksichtigung der dialektischen Einwirkungen auf die zur Herrschaft gelangte Schriftsprache und der Beeinflussung der Sprache des Schriftstellers durch die Volkssprache es unternimmt, die Geschichte der Sprache eines für die Allgemeinbildung besonders wichtigen Volkes zu schreiben, wird sich den Dank der sich dafür Interessierenden erwerben.

So darf ich die Geschichte der griechischen Sprache, die Otto Hoffmann in Münster für die Göschensche Sammlung zunächst „bis zum Ausgange der klassischen Zeit" verfaßt hat, als ein besonderes Mittel für die Erkenntnis und das Verständnis der literarischen Bestrebungen der Griechen empfehlen.

Verfasser hat den Stoff in zwei Hauptabschnitte geteilt. In dem Abschnitt: „Die Frühzeit" behandelt er die Quellen der Sprache, die Eroberung der Balkanhalbinsel durch die griechische Sprache, die Ioner und ihre Sprache, die Achäer und ihre Sprache, die Dorer und ihre Sprache und schließlich die Illyrier, Thraker und Makedoner.

Der Hauptabschnitt hat die Überschrift: Die klassische Zeit. In ihm spricht Hoffmann über den Charakter der neuen Sprachperiode, ihre Quellen, den Unterschied zwischen Umgangs- und Schriftsprache, die Volkssprache, Staats- und Gemeinsprache, die Literatursprachen und ihre Überlieferung; dann über die Sprache des Epos, über die Elegie, das Epigramm, den Jambus und Trochäus, das Melos, das Chorlied, die attische Tragödie, die alte Komödie und über die Prosa.

Digitized by Google

Die Darstellung ist klar und übersichtlich, das Urteil wohl abgewogen, Hypothesen als solche gekennzeichnet und keine voreiligen Schlüsse aus ihnen gezogen. Jeder Abschnitt enthält genug Stoff für die Bildung eines selbständigen Urteils; für den, der sich eingehender mit einzelnen Fragen beschäftigen will, ist jedem Abschnitt die Angabe der einschlägigen Literatur hinzugefügt.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Karl Klement, Elementarbuch der griechischen Sprache. Wien 1910, F. Tempsky. 199 S. geb. 3 *K*.

Professor K. Klement, inzwischen Direktor eines kgl. Realgymnasiums in Wien geworden, hat seiner Schulgrammatik und kurzen Elementargrammatik 1909 (von mir in dieser Zeitschrift günstig angezeigt) rasch und wieder im Anschluß an ein Buch von Hintner sein Elementarbuch folgen lassen. Österreich hat acht Gymnasialklassen und bietet Griechisch von III—VIII in 28 Stunden, in III 5, in IV 4 Stunden, während Deutschland mindestens 36 Stunden jährlich bietet; im dritten Jahre wird eine Chrestomathie aus Xenophon gelesen und ein Übungsbuch mit deutschen Stücken für das Obergymnasium begonnen.

Klement hat nun ein Übungsbuch für alle Klassen eingerichtet: I. Formenlehre; 80 griechische und 79 deutsche Stücke (Einzelsätze) abwechselnd S. 1—63; griechische Lesestücke 64—117; Präparation (d. h. die Vokabeln) zu den Übungsstücken, aber nur bis N. 41; dazu Komp. von *τίϑημι* — *εἰμί* 118—134; syntaktische Regeln 134—138. — II. Übungsstücke zur Syntax 139—158, — III. Griechisches Wörterverzeichnis 159—183, deutsches Wörterverzeichnis 183—199. Die Reihenfolge innerhalb der Formenlehre ist: O, A, Kons. Deklination; Vokative; Comp. Adv. Num. Pron.; Praes. und Imperf. (A. M. P.) der V. auf *ω*, der V. contr.; die übrigen T. der V. voc., muta, liqu.; Besonderheiten der Konj.; Verba *μι* in drei Abteilungen; bindevokallose st. Aor., b. st. Perf.; unregelmäßige Verba *ω*; Nasal, Ink., E-Schwund; v. def.; Dual. Der Stufengang ist auch im einzelnen wohl überdacht.

Bemerkenswert ist die Verschiebung des Duals ans äußerste Ende und die Sonderung der Vokative. Innerhalb der Deklination aber hat Klement, teilweise wohl nach meinem Vorgang, kleine Verbalformgruppen eingefügt: so zu Beginn Ind. und Imper. des akt. Praes. nach A. Dekl. aber vor die masc. den Ind., Imp. und Inf. des pass. Praes.; im Beginn der III. Dekl. das Imperf., innerhalb desselben die Partic. Praes., nach ihr Fut. und Aor. Act. und Med. Genau berechnet ist der Stufengang im einzelnen von Beginn: Vorübung Stück 1 *παιδεύω*; neu die Voranstellung *ϑηρίον*; *κακόν*, *δῶρον*, *φάρμακον*; Masc. *ος*; Enclitica; in der *α* Dekl. *η* und *ᾱ*, *ᾰ*; Adjekt.; pass. Praes.; *ας* und *ης*; Contracta *ο* und *α*. Aber vor der *α* Dekl. kommt schon in 5 *ἡ ἄμπελος*, und Schwierigkeiten bereitet dabei das M. *μάχομαι* zwischen den Passiven schon in 9. In der III. Dekl.

Digitized by Google

stehen wieder die Neutra σῶμα, ἔαρ und γάλα; hier unnötig und weniger gut als eine Anordnung nach dem verschiedenen Endkonsonanten des Stammes. Auch die Reihenfolge in der Vorführung der Verba ist im allgemeinen gut; man findet aber bei den regelmäßigen mutis ἐψέψεται und bei den liquidis πέφασται statt πέφανται.

Die Stücke bestehen fast ausnahmslos aus Einzelsätzen; zur Ergänzung treten die griechischen Lesestücke, deren erstes nach der O- und A-Deklination gelesen werden kann. Es hätten doch auch in den Übungsstücken noch einige zusammenhängende, wie die Erzählung von Οἰδίπους z. B. eingeschlossen werden können; die geistige Zersplitterung ist weit.

Es konnten z. B. bei der O-Deklination zu ὅπλον noch στρατός — ηγός — ὄπεδον — εύω genommen werden, um eine sachliche Gruppe zu bieten. In den deutschen Stücken kommen verhältnismäßig viele Wörter vor, die die Schüler nicht aus einem griechischen Lesestück, sondern nur aus dem betreffenden Wörterverzeichnis kennen lernen.

Unter den fast 2000 Einzelsätzen fallen natürlich manche auf, wie 3 Τὰ παιδία δακρύοις πολλάκις ψεύδει, 9 Δικαίως στέργη ὑπὸ τῆς παρθένου διὰ τὴν παιδείαν u. a., und zu häufig sind von Anfang an die rhetorischen Fragen Τίς — οὐ θαυμάζει u. a.; aber viele gute Sinnsprüche finden sich; z. T. metrisch, nur sollten letztere, wie 15, 1; 17, 1; 18, 1; 26, 11; 28, 2 u. 7; 30, 9 u. a. auch durch Druckabsonderung für den Lehrer kenntlich gemacht sein. Der Wortschatz beläuft sich ohne Eigennamen, Numeralia und Pronomina mit den v. liqu. für das erste Jahr auf 900 und wird, wie der Verfasser sagt, zum großen Teil durch das für die württembergischen Gymnasien amtlich geltende Wörterverzeichnis gedeckt. Aber die im Anfang verwendeten Verba στέργω und εὐφραίνω kommen den Schülern erst im vierten Jahre, bei der Schriftstellerlektüre, wieder vor.

In der „Präparation", d. h. den kleinen Vokabelverzeichnissen zu den einzelnen Stücken mit einigen unnötigen gr. oder stil. Bemerkungen, wird oft in Klammern mit Recht auf frühere, etymologisch verwandte Wörter hingewiesen. Aber 5 zu νῆσος erwartet man nicht „(Chersonesus)", sondern einen Satz mit χερσόνησος; und 6 „εὐδαιμονία (Dämon)" würde besser erst bei δαίμων vorkommen, und statt 3 „θεῖον (Theologie)" und 4 „θεος (θεῖος)" erwartet man die umgekehrte Anordnung bzw. Verwendung der Vokabeln. Die Etymologien 4 „πόλεμος (pello)", „ὕπνος (sopor)" sind verfrüht, „ἄμπελος (Ampel)" unrichtig. Hinweise auf moderne Ausdrücke „Meter, Chronik, Zoologie, Biographie" sind richtig; aber in 2—5 schon „Pharmazeut, Kalodont, Xylograph, Philadelphia, Plutokratie, Chrestomathie" vor ὀδούς, κρατ-, μαθ- sind wohl verfrüht im Druck; mehr Freude machen solche eigene Entdeckungen im mündlichen Unterricht.

Die kleinen Wörterverzeichnisse zu den einzelnen Stücken leiden an Unübersichtlichkeit und mögen in der nächsten Auflage anders

Digitized by Google

geordnet werden, nicht nach den 6—12 Sätzen. Zu *δῶρον* nicht *καλὸν* ein schönes G., *λαμπρὸν-*, *ἀγαθὸν-*, *κακὸν-*, sondern jedes Adjektiv für sich. Auch nicht z. B. 2 „*ἄνευ*, *ἄντρον*, *ἄστρον*, *γάρ*, *δέ*, *ἔργον*, *θηρίον*, *λάμπω*, *παιδίον* — erfreue, Holz, mit Recht, unterscheide mich, Waffe", sondern: *ἄντρον*, *ἄστρον*, *ἔργον*, *θηρίον*, *ξύλον*, *ὅπλον*, *παιδίον*, *τόξον*. *εὐφραίνω* bis *φέρω*, *διαφέρω*. *ανευ*. *γάρ*, *δέ*. Ebenso von 3 an statt der alphabetischen Ordnung die systematische.

Unter den 100 zusammenhängenden „Lesestücken" befinden sich etwa 20 deutsche Übersetzungsstücke. Die 80 griechischen sind gut gewählt; nur fehlen mythologische und heroische Sagen. Aber Fabeln, geschichtliche Erzählungen (besonders Alexander), Betrachtungen, Anekdoten, ein Papyrusbrief, ein Steckbrief, mehrere mathematische Beweise und Aufgaben aus Euklid und die Verdoppelung des Quadrats aus Platos Menon, Weihwasserautomat und Heronsball, Philosophenanekdoten und Sentenzen (aus M. Aurel), die Metapher und die Staatsarten aus Aristoteles, die Bruchstücke aus Dionysios Thrax, Stücke aus Lukians Totengesprächen, aus dem N. T. der barmherzige Samariter und das Vaterunser, endlich 94—100 Jamben, Hexameter, Distichen, zuletzt „Gott erhalte", griechisch von Stowasser: „*Ὦ θεὸς — σῶσον — καίσαρα δ' ἡμέτερον. — Αὐστριακῶν ἀρχὴ ἔσται ἐς αἴδιον*".

Die Stücke von 80 an bezeichnet der Verfasser als „Anhang" für das Obergymnasium. Schon mehrere vorher passen erst dafür. Die Einrichtung erinnert an Wilamowitz.

Die deutschen Übungsstücke zur Syntax sind entsprechend der österreichischen Regierungsverordnung 1909 knapp ausgefallen, 21 Stücke auf 20 Seiten. Diese und ein Teil der Lesestücke würden wohl praktisch in einem dünnen Buche vereinigt, damit nicht immer das Verbrauchte mitgeschleppt werde und bei Anstaltswechsel unnötig gekauft werden muß.

Die Anmerkungen sind sehr klein gedruckt, der deutsche Text etwas dünn, aber klar, der griechische Text gut.

Das Buch wird namentlich neben Klements Grammatik gewiß viel in Österreich eingeführt werden.

Kreuznach. O. Kohl.

H. Otte, Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis? Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 63 S. 8. 1,60 *M*.

Otte wendet sich in seiner Schrift gegen die bisher fast allgemein anerkannte Deutung der tragischen *κάθαρσις* des Aristoteles als einer 'Entladung von Unlustgefühlen', eine Erklärung, die von Bernays aufgestellt und ausführlich begründet war. Schon Goethe hatte sich dahin ausgesprochen, daß Aristoteles in seiner Definition der Tragödie nicht die Wirkung, welche diese auf den Zuschauer vielleicht machen würde, hätte hervorheben sollen. Auch Wilamowitz schrieb in seinem Herakles des Euripides, daß 'eine kathartische Wirkung weder Äschylos

Digitized by Google

erstrebt noch die Athener erwartet haben'; solche Wirkung 'war den Dichtern und ihrem Volke unbewußt'. Dies richtete sich freilich mehr gegen Aristoteles als gegen seinen Ausleger, dem er vielmehr zustimmt. Bernays erklärte, κάθαρσις sei eine von der Behandlung körperlicher Leiden auf das Gemütsleben übertragene Bezeichnung, bei der man den Krankheitsstoff nicht zurückdrängt, sondern aufregt und hervortreibt, um so eine Erleichterung des Leidenden zu bewirken.

Er behauptet, Aristoteles habe in seiner Poetik den dunklen Ausdruck κάθαρσις παθημάτων ausführlich erklärt, diese Erklärung sei aber verloren gegangen; nach anderen habe diese Erläuterung des Begriffes in dem verlorenen Schluß der Politik gestanden; jedenfalls habe die an und für sich unverständliche Wendung auch für einen Griechen einer Erklärung bedurft. Nun ist aber die Poetik gar nicht, wie man früher annahm, nur ein Auszug aus dem Original. Dieses Operieren mit Unbekannten ist bedenklich; besser ist es jedenfalls, wenn der Ausdruck ohne derartige Annahmen verständlich ist. Ferner sieht Bernays in dieser Stelle der Poetik die Lehre von der Wirkung der Tragödie. Aber während Aristoteles sonst die einzelnen Teile seiner Definition später weiter ausführt und erörtert, kommt er auf die läuternde Wirkung der Tragödie nicht wieder zurück, bezeichnet ihre Wirkung vielmehr wiederholt als ἡδονή. O. findet daher in der Definition überhaupt keine Angabe über eine solche Wirkung. Aber ist nicht diese Befreiung von Unlustgefühlen zugleich eine innere Erlösung, die als Lust, ἡδονή, bezeichnet werden könnte? O. sagt, werden wir durch die Tragödie von Furcht und Mitleid befreit, so 'würden ja die Furcht und das Mitleid selbst vernichtet'. Ferner mute der Ausdruck δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν dem Aristoteles eine unerträgliche Tautologie zu: die Tragödie bewirkt dadurch, daß sie unser Mitleid und unsere Furcht zur Entladung bringt, die Entladung solcher Gemütsaffektionen; ein Fehler des Ausdrucks, dessen ein Aristoteles nicht fähig war. O. spöttelt ferner über die homöopathische Kur, die Mitleid und Furcht durch Mitleid und Furcht beseitigen will. Ob dies wirklich der homöopathischen Methode entspricht, mögen die Mediziner entscheiden. Des weiteren müßten nach der Erklärung von Bernays, sagt O., alle Zuhörer an Furcht und Mitleid kranken; für diese krankhaft Disponierten wäre dann die attische Tradödie, der Höhepunkt der Dionysosfeier, berechnet, ja, es müßte, da mehrere Tragödien hintereinander aufgeführt wurden, die krankhafte Stimmung, von der sie nach der ersten Tragödie befreit waren, immer wieder wachsen und sich erneuern. Warum würden diese nicht im täglichen Leben, das doch auch oft genug tragische Ereignisse bringe, von ihren Leiden befreit? Und bewirkt denn die Tragödie nur die Heilung von Mitleid und Furcht? Wilamowitz, auf den O. sich hier beruft, spricht geradezu von dem 'unseligen Paar Furcht und Mitleid'. Die Beschränkung auf diese zwei Affekte sei zu eng. Wilamowitz freilich polemisiert hier gegen die Lehre des Aristoteles, der die moralische Wirkung der Tragödie nicht anerkenne,

Digitized by Google

nicht mehr hellenisch empfinde, nichts mehr von Religion und Vaterlandsliebe wisse, aber nicht gegen die Bernayssche Deutung der Definition des Aristoteles. Aber auch hier regen sich Bedenken: heißt es doch nicht τούτων, sondern τῶν τοιούτων παθημάτων. — Nicht durch Mitleid und Furcht werde eine Reinigung der Seele bewirkt, sondern durch die Erhabenheit des dargestellten Stoffes; dies hatte bereits Gottfried Hermann gegen die Lehre des Aristoteles eingewendet. Doch auch dies wäre ein Vorwurf gegen Aristoteles, nicht gegen die Deutung seiner Lehre. Wenn andere dann den Aristoteles gegen solche Angriffe verteidigen wollten und ausführten, er habe nur einen Teil der Wirkung der Tragödie angegeben, so wendet O. gegen diese Verteidigung mit Recht ein, daß man dem Aristoteles einen so großen Fehler, wie es das Hervorheben nur einer Nebenwirkung der Tragödie wäre, in seiner Definition nicht zutrauen dürfe. Wir dürfen nicht zweifeln, daß auch Aristoteles, wie das Altertum überhaupt, eine moralische Wirkung der Tragödie gekannt und anerkannt habe. Alle Poesie, auch die epische und lyrische und die Komödie, wirkt erziehend, unterhaltend, belebend und schließlich auch läuternd auf den Menschen, aber nicht letzteres allein, also auch nicht die tragische Poesie.

So kommt O. zu dem Schluß (S. 24): Die sogenannte tragische Katharsis, eine Befreiung von Mitleids- und Furchtempfindungen durch Mitleid und Furcht, kennt Aristoteles überhaupt nicht. Noch einmal hebt er nachdrücklich hervor, daß Aristoteles es als Zweck der Tragödie bezeichnet habe, Freude zu bereiten, ἡδονὴν παρασκευάζειν. Hier aber spricht Aristoteles zugleich von der besonderen ἡδονή der Tragödie, nämlich der ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως ἡδονή, 'der aus Mitleid und Furcht entspringenden Lust'; also auch hier wieder das fatale ἔλεος καὶ φόβος! Was ist nun unter dieser ἡδονὴ ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου zu verstehen?

Jedenfalls sei ἡδονή nicht mit κάθαρσις identisch; Lust und Erleichterung seien vielmehr zwei verschiedene Wirkungen der Tragödie. Diese solle Mitleid und Furcht erwecken, eine Forderung, die Aristoteles wiederholt betont, ohne dabei der κάθαρσις zu gedenken. Dieselbe Forderung hatte bereits Plato gestellt; dazu müsse aber noch die künstlerische Gestaltung des Stoffes treten, was Aristoteles durch den Zusatz διὰ μιμήσεως ausdrücke. Diese Erklärung von μίμησις stammt von Vahlen her. Gegen die Gleichstellung von ἡδονή und κάθαρσις zitiert O. dann noch Bernays selbst, der sagt, daß Mitleid und Furcht Unlustempfindungen sind. Wie können aber Unlustgefühle Lust bewirken? Nur durch die künstlerische Gestaltung des Stoffes, eben die μίμησις, an der der Zuschauer seine Freude hat, mag der Stoff an und für sich auch Mitleid und Furcht, d. h. Unlust, erwecken. Diese Auffassung werde durch Aristoteles selbst bestätigt: die οἰκεία ἡδονή der Tragödie beruht auf der Erkenntnis des Zuschauers, daß die leidvollen Geschehnisse des Stückes sich mit innerer Notwendigkeit entwickelt haben. Es wird hier demnach eine οἰκεία

Digitized by Google

ἡδονή als Wirkung der Tragödie angenommen, während es oben S. 24 hieß: 'überhaupt eine der Tragödie eigentümliche Wirkung kennt Aristoteles nicht'.

Das Ergebnis der Kritik Ottes ist: die Erweckung der ἡδονή durch die Tragödie hat mit der tragischen Katharsis gar nichts zu tun.

Wie wirkt nun die Tragödie auf den Chor, der ja gleichsam das Publikum innerhalb der Tragödie selbst vertritt? Wird er etwa durch das Stück von Mitleid und Furcht befreit? Keineswegs; Mitleid und Furcht beherrschen ihn am Ende des Ödipus rex und am Ende des Ajax. Sprachlich bemerkt O. noch, daß ein Unterschied zwischen πάθημα und πάθος, wie Bernays ihn annimmt, nicht besteht, so wenig wie τῶν τοιούτων gleich τούτων ist. In der berühmten Stelle der Politik VIII 1341 b 33 ff., die er des weiteren behandelt, kann er eine Erwähnung der tragischen Katharsis nicht finden. Wohl sei hier von einer Entladung, Befreiung der Seele von Mitleid und Furcht die Rede; aber das beziehe sich nur auf die Wirkung der Musik. Ist denn aber der Unterschied zwischen den heiligen Gesängen, von deren Wirkung hier die Rede ist und von denen er fast dieselben Ausdrücke gebraucht wie von der Tragödie, und den Chorliedern der Tragödie so groß? O. sagt selbst, daß Aristoteles vielleicht in dem verlorenen Schluß der Politik ausgeführt habe, wie die Poesie Unlustgefühle der verschiedensten Art zu beseitigen und das Gemüt der Menschen davon zu reinigen vermöge. Eine solche Katharsis sei aber keineswegs der Tragödie allein eigentümlich, sie gelte von der Musik und Poesie im allgemeinen.

Soweit der polemische Teil der Abhandlung. Ich habe an die einzelnen Abschnitte der Inhaltsangabe gleich hie und da einige Zweifel und Bedenken angeknüpft. So viel aber scheint mir festzustehen, daß man die Bernays'sche Erklärung der tragischen κάθαρσις nicht mehr ohne weiteres als eine sichere Lehre der Poetik betrachten kann.

Wie erklärt nun O. selbst die κάθαρσις παθημάτων? Hat Aristoteles überhaupt παθημάτων geschrieben? Überliefert ist μαθημάτων. Die syrische und arabische Übersetzung der Poetik bieten, da sie allgemein gehalten und nicht wortgetreu sind, für die Erklärung keine Hilfe. Die Änderung in πραγμάτων, das O. für μαθημάτων vorschlägt, wird schwerlich viel Anhänger finden. O. selbst läßt sie halb fallen und sucht die Stelle unter Beibehaltung von παθημάτων zu deuten. Er bezieht dies nicht auf ἔλεος und φόβος und versteht es nicht von Affekten, sondern faßt es in dem Sinn von 'Ereignisse', 'Vorgänge'. Danach kommt er zu folgendem Ergebnis: 'Die Tragödie ist diejenige künstlerische Gestaltung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Geschehnisse zustande bringt'. Nicht die Tragödie, sondern die μίμησις, die künstlerische Gestaltung, reinigt den Stoff durch Einführung von ἔλεος und φόβος; denn nur so befriedigt die Handlung einer Tragödie unser Gerechtigkeitsgefühl, wenn sie Mitleid und Furcht

Digitized by Google

erweckt. O. bezieht περαίνουσα nicht auf τραγῳδία, sondern auf μίμησις; τῶν τοιούτων versteht er von der πρᾶξις σπουδαία καὶ τελεία und erklärt: 'die künstlerische Umbildung bewirkt mit Hilfe von ἔλεος und φόβος die Reinigung der Vorgänge solcher Art, d. h. die Reinigung der einzelnen Teile einer ernsten und abgeschlossenen Handlung'. Er meint, es lasse sich vom sprachlichen Gesichtspunkt nichts gegen seine Erklärung einwenden. Ich glaube doch. 1. Der tragische Dichter soll ἔλεος und φόβος in den Stoff hineinbringen, ἐμποιεῖν, παρασκευάζειν (S. 56); er erläutert dies an dem Beispiel des Ajax von Sophokles und des Schillerschen Wallenstein. Kann man dies eine κάθαρσις nennen? καθαίρειν bezeichnet, wie O. selbst anführt (S. 56 f.), ein Ausscheiden, Aussondern, aber nicht ein Hineinbringen. 2. Muß man nicht τῶν τοιούτων παθημάτων auf die unmittelbar voraufgehenden Affekte ἔλεος und φόβος beziehen? Stände πραγμάτων statt παθημάτων da, und dies nimmt Otte S. 57 (πράγματα καθαίρειν oder πραγμάτων κάθαρσις) an, so läge der von ihm angegebene Sinn in den Worten. O. hat diese Schwierigkeit auch selbst empfunden und erklärt deshalb πάθημα = Vorgang: nicht 'Affekte', 'Leidenschaften' soll das Wort bedeuten, sondern 'Ereignisse', 'leidvolle Geschehnisse'. Er beweist aus dem Sprachgebrauch, daß πάθημα in diesem Sinn vorkommt, und stände allein τῶν παθημάτων da, so müßten wir das Wort wohl so auffassen. Aber das dabeistehende τοιούτων mit seinem Hinweis auf ἔλεος und φόβος nötigt uns doch wohl, πάθημα hier in dem Sinne 'Affekt' zu nehmen.

O. faßt das Ergebnis seiner Untersuchung in die Worte zusammen: die Stelle enthält eine Anweisung, 'wie der Dichter den μῦθος zu gestalten hat: von der Wirkung der Tragödie ist hier gar keine Rede, eine tragische Katharsis in dem bisher angenommenen Sinne kennt Aristoteles nicht'.

Die Studie, die auf gründlicher Beherrschung des gewaltigen Stoffes über diese Frage basiert ist, regt von neuem zur Prüfung dieses Problems an. Ob sie selbst schon die endgültige Lösung bringt, bezweifle ich; jedenfalls ist der erste, kritische Teil überzeugender als der zweite, der die eigene Erklärung bringt. Die Anhänger der Bernaysschen Theorie werden sich eingehend mit dieser Schrift beschäftigen und die alte Lehre ernstlich verteidigen müssen, wenn sie weiter gelten soll.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

Richard Neher, Der Anonymus de rebus bellicis. Tübingen 1911, Kommissionsverlag der J. J. Heckenhauerschen Buchhandlung. X u. 74 S. 8. 1,60 M.

Der Anonymus *de rebus bellicis* hat in letzter Zeit in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt. Im Oktober 1908 gab der leider vor kurzem verstorbene Rudolf Schneider den A. heraus, legte ihm aber, ganz gegen sein sonstiges Verfahren


Digitized by Google

bei der Edierung von Schriftstellern, für Text und Bilder nur die Baseler Ausgabe von 1552 zugrunde, weil er die Schrift als eine Fälschung des 14. Jahrhunderts ansah[1]).

Am 2. März 1911 hielt B. A. Müller in der Klassisch-Philologischen Gesellschaft zu Hamburg einen Vortrag über den A., den er als ein echtes Schriftwerk des Altertums ansieht und nach verschiedenen, zum Teil sprachlichen Eigentümlichkeiten zwischen 360 und 380 setzt. Herr Müller kündigte zugleich in seinem Vortrage eine Ausgabe des A. an[2]).

Ehe diese jedoch erschien, veröffentlichte Richard Neher seine Schrift: Der Anonymus de rebus bellicis, die mir zur Besprechung vorliegt. Er hat nach seiner Angabe (S. 7) seit Dezember 1907 den Text und die Abbildungen sämtlicher Handschriften untersucht (Kap. II), um die bisher fehlende feste Grundlage zu gewinnen. Auf Grund des so beglaubigten Textes und zuverlässiger Abbildungen (S. 5) hat er es unternommen, den Inhalt der Schrift (Kap. V—XIII) genau zu prüfen und zu erklären sowie die Quellen nachzuweisen, die Sprache (Kap. XIV)[3]), den Zweck (Kap. IV), den Adressaten (Kap. XV) und die Abfassungszeit (Kap. XVI) zu erforschen. Diese Untersuchung hat Neher mit großem Eifer geführt, schade nur, daß er nicht gleich den Text und die zuverlässigen Abbildungen des Cod. Monac. lat. 10 291[4]) mit ihr zusammen veröffentlicht hat. Es hätte sich dann über manches viel besser urteilen lassen, es würde auch noch manche Frage beantwortet sein, über die das Buch keine Auskunft gibt, z. B. welche Gründe N. bewogen haben, zwischen der Beschreibung der *ballista fulminalis* und dem Kapitel *de bellico apparatu* eine Lücke anzunehmen. (Vgl. die Kapiteleinteilung des A. nach Nehers Zählung in Abhandlung und Ausgabe auf S. X.)

Nicht in allen Punkten kann ich N. zustimmen, am wenigsten in der Beurteilung der vom A. vorgeschlagenen Kriegsmaschinen. Den Wert der beiden Ballisten schätze ich viel geringer ein als er, und der der *liburna* ist, trotz der volltönenden Worte, mit denen der A. ihre Wirkung preist, nur in seiner Phantasie vorhanden, „weil Schaufelräder allein, ohne die Kraft einer starken Maschine, den Lauf eine Schiffes nicht beschleunigen können“ (R. Schneider a. a. O. S. 27)[5]).

---

[1]) Von mir besprochen in der Wochenschrift für klassische Philologie 1909, Nr. 32, Sp. 875 ff. — Mein beispielsweiser Hinweis auf Heraklius' Zeit kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, weil, wie Neher S. 23 A. 3 nachweist, die Araber vom A. überhaupt nicht erwähnt werden. Statt „Arabum“ ist in Kap. 6 nach den besten Handschriften zu lesen: „arabunt“.

[2]) Vgl. ebenda 1911, Nr. 14, Sp. 386 ff.

[3]) Die Sprache des A. wird Neher ausführlicher an anderem Orte behandeln.

[4]) Eine Ausgabe, Text mit allen Bildern, nach sämtlichen Handschriften, wird von Neher vorbereitet (S. 1, Anm. 3).

[5]) Neher äußert S. 44 (und S. 42) über die liburna eine Vermutung, die ich schon in meiner Besprechung des Schneiderschen Buches aus-

Digitized by Google

Auch über die beiden Neuerungen des A. am Sichelwagen spricht sich N. (S. 32 f.), meines Erachtens, viel zu günstig aus. Diese Überschätzung der genannten Kriegsmittel hat aber auch Nehers Beweisführung für die Abfassungszeit der Schrift teilweise beeinflußt. Im XVI. Kapitel sucht er nämlich darzutun, daß Iustinian I, in dessen Regierungszeit N. die Schrift setzt, der Adressat sei; an ihn seien die Vorschläge des A. gerichtet; denn er habe sie bei seinen Reformen großenteils berücksichtigt. — Die vom A. vorgeschlagenen Geschütze mögen damals nicht in Verwendung gewesen sein, das gebe ich zu; aber ich bestreite ganz entschieden, daß dasselbe Geschütz, wie die *ballista fulminalis* des A., uns in den Geschützbeschreibungen Ammians (S. 46) und Prokops (S. 47) begegnet (S. 64 und 74): Ammians und Prokops Geschütze sind Torsionsgeschütze, die des A. sind es nicht; das sagen nicht bloß R. Schneider und der General H. Köhler, sondern auch der Oberst E. Schramm (Vgl. seine von N. selbst S. 45 Anm. 4 angeführten Worte.).

Abgesehen von diesen Ausstellungen kann ich mich über Nehers Schrift nur anerkennend aussprechen. Wer künftighin sich mit dem A. zu beschäftigen hat, wird sie zu Rate ziehen müssen.

Am Schluß meiner Besprechung mögen noch ein paar von seinen Angaben berichtigt werden: S. 36 Z. 8 f. muß es heißen: „Cäsar (erzählt es) von den leichtbewaffneten Lusitanern und Spaniern der diesseitigen Provinz“ (nicht „Cetraten“!) und dementsprechend Z. 16 ff.: „Von den Lusitanern und Spaniern aber berichtet Cäsar. S. 39 Z. 10 ist wohl ein Druckfehler für: „den Segre“? — S. 29 Z. 4 ff. heißt es bei Neher: „und Leo berichtet, daß die Waffe, die früher *ματζοβάρβουλον* geheißen habe, zu seiner Zeit den Namen saliba oder *τζίκουρις* führe“. Dazu schreibt mir mein Kollege, Herr Obl. Dr. R. Grosse: „In der Taktik des Leon werden VI 25 die Waffen eines Hopliten aufgezählt, darunter *τζικούρια*[1]) *δίστομα*, die als zweischneidige Streitäxte beschrieben werden, und nach VII 4 (Migne S. 735/6) soll der Hoplit geübt werden:

ad conjicienda eminus jacula, et matzumarbulum, quod nunc dicitur saliba, vel tzicurim.	*εἰς τὸ ῥίψαι μήκοθεν ῥικτάρια, καὶ ματζυμάρβουλον, ὃ λέγεται νῦν σαλίβα, καὶ τζίκουριν.*

Neher hat sich also an die lateinische Übersetzung gehalten, die *καί* mit vel wiedergibt, während der griechische Text sagt, daß die Hopliten das *matzumarbulum*, jetzt *saliba* genannt, schleuderten und außerdem als Wurfwaffe die Streitaxt (*τζίκουρις*) gebrauchten“.

Groß-Lichterfelde bei Berlin. Raimund Oehler.

---

gesprochen habe (a. a. O. S. 477). Ich erwähne das nur, weil N. mich hier nicht nennt.

[1]) Wohl von securis gebildet.

Digitized by Google

Fritz Strohmeyer, Französische Stilistik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, mit Übungen. Berlin 1911 Weidmannsche Buchhandlung. 119 S. gr. 8. 1,60 ℳ.

Fritz Strohmeyer hat auf sein Werk vom Stil der französischen Sprache, das im Juniheft des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift besprochen worden ist, die dort verheißene „Praktische Stilistik des Französischen" mit großer Pünktlichkeit folgen lassen, ein Schulbuch, das von den Fachkollegen gewiß mit Freuden begrüßt wird. Was in dem ersten ausführlichen Werke die Definition von subjektiver und objektiver Stilistik und die Scheidung von Grammatik und Stilistik an theoretischen Schwierigkeiten bot, das tritt in dieser knappen Fassung vor den Anforderungen der Schulpraxis völlig in den Hintergrund, und die hier eingeschlagene, auf gesunden Prinzipien beruhende Methode läßt mit Sicherheit eine Förderung und Vertiefung des französischen Unterrichts auf den obersten Stufen unserer höheren Lehranstalten erhoffen.

Wenn jede Stilistik, sie mag abgefaßt sein wie sie wolle, in dem Lernenden durch die Vergleichung mit fremden Stileigentümlichkeiten das Sprachbewußtsein und den Sinn für die Stilgesetze der Muttersprache weckt und schärft, so wird das ganz besonders von einer Arbeit gelten, die sich nicht darauf beschränkt, nach mehr oder weniger zufälligen grammatischen oder lexikalischen Gesichtspunkten sogenannte Gallizismen zusammenzustellen, sondern die darauf ausgeht, die großen Charakterzüge der französischen Sprache anschaulich herauszuarbeiten. Das Buch soll in erster Linie eine Hilfe bei der Abfassung der französischen Aufsätze sein; indem es zu diesem Zweck den Schüler in ein umfassendes Verständnis der Eigenarten französischer Ausdrucksweise einführt, soll es ihn zugleich „zu reiferem Nachdenken über Erscheinungen der französischen Sprache" und, wie zu hoffen ist, auch der Muttersprache anleiten.

Da Strohmeyer darauf ausging, ein Gesamtbild des Stils der französischen Sprache zu entwerfen, so mußte der ganzen Anlage nach sein Buch als Einheit gedacht und durchgeführt werden. Daraus ergibt sich von selbst eine Schwierigkeit für die Einteilung des Stoffes: dieser konnte nicht, wie es sonst üblich ist, paragraphenweise je nach dem Grade der Schwierigkeit auf die Obersekunda, die Unter- und Oberprima verteilt werden. Zu welchen Auskunftsmitteln der Verfasser deshalb greift, ist auf S. IV des Vorworts zu lesen. Er selbst fügt hinzu, daß seine Einteilung nur ein Vorschlag, wenn auch ein durch eigene Erfahrung bereits erprobter, sein soll. Wo der Unterricht auf den drei Stufen nicht in einer Hand ist, wird es einer Fachkonferenz bedürfen, um sich über die wichtigsten Punkte zu einigen und Wiederholungen oder Auslassungen zu vermeiden. Je höhere Anforderungen die vorliegende Stilistik an die geistige Tätigkeit der Schüler stellt — sollen sie doch jeden einzelnen Fall nicht nur an sich, sondern auch als charakteristisch für das Ganze der fremden Sprache verstehen —, desto gründlicher muß ihre Durchnahme sein; sie wird

Digitized by Google

deshalb einen nicht unbeträchtlichen Teil der Unterrichtszeit in Anspruch nehmen. Dem stellt sich die Forderung entgegen, daß auf den drei obersten Stufen die Lektüre im Vordergrunde des Unterrichts stehen soll. Strohmeyer selbst sagt also, daß auf die Durchnahme seines Buches möglichst wenig Zeit zu verwenden sei, und stellt nach S. VII eine Berechnung an, nach der „alle zwei Wochen höchstens je eine Unterrichtsstunde zur Durchnahme von zwei Seiten der Stilistik" nötig sein würde. Da ihm ja auch hierin schon eigene Erfahrung zur Seite steht, so ist anzunehmen, daß seine Berechnung nicht zu optimistisch ist.

Der Hauptteil des Buches, die eigentliche Stilistik, umfaßt nicht mehr als 80 Seiten und weist dabei dieselbe Anordnung des Materials auf wie das vorausgeschickte größere Werk: I. Armut oder Reichtum inbezug auf Wortbildung und Flexion. II. Satzton und Wortstellung. III. Genauigkeit und Klarheit der französischen Ausdrucksweise. IV. Knappheit und Gedrungenheit der französischen Ausdrucksweise. V. Schlichtheit und Natürlichkeit der französischen Ausdrucksweise. VI. Lebhaftigkeit der französischen Ausdrucksweise. VII. Neigung zu konkreter Ausdrucksweise. VIII. Der Fluß der französischen Rede. In diesem Kapitel, dessen Titel durch seine Neuheit auffällt, werden stilistische Eigentümlichkeiten behandelt, die sich aus der vom Deutschen so abweichenden Betonung des Französischen und dem, wie es auf S. 168 heißt, ohne Unterbrechung vom Unbedeutenden zum Bedeutenderen, vom Regierenden zum Regierten dahinströmenden gleichmäßigen Fluß der Rede ergeben. Die Durchnahme dieses ebenso interessanten wie schwierigen Abschnitts ist natürlich der Oberprima vorbehalten. Die zahlreichen Unterabteilungen des ersten Werkes sind entweder sehr vereinfacht oder, wie in IV, VI, VII und VIII, ganz beiseite gelassen. Hinzugefügt ist, wohl mit besonderer Rücksicht auf die Schulaufsätze, ein neuntes Kapitel über den Wohlklang.

Innerhalb dieser Kapitel ist nun die Behandlung des Stoffes so, daß in jedem Paragraphen ein oder einige Beispiele vorangestellt sind; es folgt die aus ihnen abgeleitete sprachliche Erscheinung und nun eine größere Anzahl von Beispielen mit dem doppelten Zweck der Erläuterung und der Einübung; des leichteren Überblickens und Wiederholens wegen sind diese Beispiele deutsch-französisch in zwei Spalten gedruckt. Aus der Zahl der Paragraphen — es sind im ganzen 178 — heben sich 16 stark gedruckte „Regeln" ab, die dem Schüler bei der Abfassung französischer Aufsätze als Leitsätze gelten sollen. Endlich gibt es noch klein gedruckte Paragraphen wesentlich grammatischen Inhalts, die aber „zur Vervollständigung des betreffenden Charakterbildes mithelfen können". Man sieht, Strohmeyer hat jede mögliche Vorsorge getroffen, um Lehrern und Schülern den Gebrauch seiner Stilistik zu erleichtern.

Was zunächst diese Regeln betrifft, so liegt es in der subjektiven Natur des Stils, daß sie nicht die apodiktische Form grammatischer

Digitized by Google

Regeln haben können. Es sind im wesentlichen Ratschläge und Warnungen: „man versuche, man bevorzuge, man meide". Das spricht aber durchaus nicht gegen ihren Wert. Sie beruhen sämtlich auf scharfer Beobachtung und sicherer Erkenntnis des für den Schüler Notwendigen und leiten ihn zu selbständigem Nachdenken und Arbeiten an. So lautet z. B. der Schluß von Regel 1: „Vorsicht im Gebrauch des Wörterbuchs"; der von Regel 3: „Der Gebrauch von „lequel" ist überhaupt auf das äußerste einzuschränken". Regel 6 besteht in der Umformung eines Beispiels: „Man unterscheide scharf zwischen den Ausdrucksformen: Les Romains ont détruit cette ville. — C'est cette ville que les Romains ont détruite. — Cette ville a été détruite par les Romains. — Cette ville, les Romains l'ont détruite. Etwas Subjektives liegt natürlich auch in der Auswahl dieser „wichtigsten Leitsätze". So lautet z. B. § 145: „Mit der Abneigung gegen Que-Sätze hängt es zusammen, daß der Franzose die indirekte Rede fast ganz meidet". Diese Bemerkung scheint mir für unsere, an die indirekte Rede gewöhnten Schüler so wichtig, daß sie wohl hätte in die vorausgehende Regel 14 mitaufgenommen werden sollen; auch dürften hier wohl zur Übung mehrere Sätze aus einer deutschen indirekten Rede und ihre französische Umformung an der Stelle sein.

Die Methode Strohmeyers bringt es mit sich, daß alles, was er an grammatischem Material verwertet, eine neue Beleuchtung und damit oft zugleich eine tiefere Begründung erhält. So weiß z. B. der Schüler aus der Grammatik, daß das deutsche attributive Adjektiv oft durch das artikellose „de" mit dem Substantiv ersetzt werden muß. Aus § 77 der Stilistik sieht er, wie der Franzose aus dem ihm angeborenen Triebe nach logischer Klarheit statt deutscher Wendungen wie „Historische und philologische Fragen, Ein französischer Lehrer" die treffenderen Ausdrücke „Des questions d'histoire et de philologie, Un maître de francais" anwendet. Zu dem Kapitel von der Knappheit der französischen Ausdrucksweise finden wir die Worte „entrain, élan, fougue, verve" zusammengestellt. In der Grammatik würden sie als Synonyme behandelt sein; hier lernen wir sie als prägnante Wörter kennen, denen eine deutsche Übersetzung überhaupt nicht völlig ge recht werden kann, und im Gegensatz dazu bietet § 103 deutsche Wörter, die wegen ihrer Prägnanz dem Franzosen unübersetzbar sind, wie: Sinnen und Trachten, Gemüt, Gemütlichkeit, Stimmung, Gesinnung, Sehnsucht.

Eine andere Folge dieser auf das Ganze gerichteten Methode ist das Fehlen aller Einzelheiten, die das Gedächtnis des Schülers unnötig belasten und seinen Sinn verwirren könnten, und das gründ liche Eingehen auf die charakteristischen Züge des französischen Stils und die Ausdrucksmittel, die sich uns zum Ersatze darbieten. So wird in den §§ 87—93 an geschickt gewählten und ausgeführten Beispielen nachgewiesen, wie der Franzose in seinen Partizipialkonstruktionen „eins der feinsten Mittel zur sauberen Unterordnung mehrerer Gedanken besitzt", während der Deutsche bei seiner bekannten Ab

Digitized by Google

neigung gegen diese Art der Satzverkürzung die Koordinierung der finiten Verba vorzieht. Besonders wichtig für die Eigenart beider Sprachen scheinen mir auch § 108—110, in denen auf das Weglassen von Partikeln (Konjunktionen und Adverbien), von persönlichen Fürwörtern und modalen Hilfszeitwörtern hingewiesen wird; der Franzose begnügt sich eben mit dem logisch Notwendigen.

Der Vorzug, den das Französische durch den Besitz eines doppelten Präteritums vor dem Deutschen hat, der Unterschied des Histor. Perfekts und des Imperfekts und die sich daraus ergebenden stilistischen Anweisungen, sind in § 21—29 ebenso eingehend wie klar und scharfsinnig entwickelt. Auf die Nachteile, die der Mangel an Kompositionsfähigkeit dem Französischen einträgt, und auf die für uns Deutsche damit zusammenhängenden Schwierigkeiten ist m. E. in § 2—4 zu kurz hingewiesen. Es hätten wohl noch einige Paragraphen aus Kap. V hierher gehört, insbesondere § 115, der an dem Beispiel von „tomber = hinfallen, herabfallen, abfallen, ausfallen, umfallen, über jem. herfallen“ nachweist, daß zahlreiche deutsche Komposita — genauer: zusammengesetzte Verba — oft einem einzigen französischen Simplex entsprechen. Die Schlichtheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, um die es sich in diesem Kapitel handelt, ist in diesem Falle keine freiwillige, sondern erzwungen. Dem Deutschen gegenüber fehlt dem französischen Simplex entweder die Anschaulichkeit oder, wenn eine Umschreibung zu Hilfe genommen wird, die Kürze des Ausdrucks. Jedenfalls werden die genannten Paragraphen besonders gründlich durchgenommen werden müssen, damit unsere durch den Reichtum der Muttersprache verwöhnten Schüler Zeitwörtern wie „abbitten, erleben, vorlesen“ und so vielen ähnlichen Zusammensetzungen nicht ratlos gegenüberstehen.

Eigenartig ist im II. Kapitel die Behandlung der Wortstellung auf Grund der aus Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ entlehnten Unterscheidung von logischem Subjekt und logischem Prädikat. In dem Satze „Alors le roi entra“ ist „le roi“ logisches Subjekt, denn von ihm wird das Eintreten berichtet. In dem Satze „Alors entra le roi“ ist dagegen „le roi“ logisches Prädikat, denn „das, wovon ich etwas erzähle, ist das Eintreten, und das, was ich davon berichten kann, ist daß es von seiten des Königs stattfindet. Erkenntlich ist das logische Prädikat daran, daß es das Wichtige, das Neue, das Betonte im Satze darstellt“. Somit drückt Strohmeyer das wichtigste Grundgesetz des französischen Stils folgendermaßen aus: „Das logische Subjekt steht im Anfang, das logische Prädikat am Ende des Satzes“. Es ist gern zuzugeben, daß hiermit gleichsam ein Schlüssel gefunden ist für die Erklärung fast sämtlicher Regeln über die französische Konstruktion und Inversion, und daß für den wissenschaftlich gebildeten Leser die scharfsinnige Art, wie der Verfasser diesen Schlüssel handhabt, großen Reiz hat. Ob aber auch die schon von der Vorschule an mit der grammatischen Bedeutung von Subjekt und Prädikat vertrauten Schüler sich an eine so radikale Umdeutung dieser Begriffe

Digitized by Google

gewöhnen werden? Ob sie es z. B. begreifen werden, wenn in § 4 die verschiedene Stellung der Zeitadverbien in den Sätzen „Il est arrivé hier“ und „Il est déja arrivé“ als „ganz natürlich“ erklärt wird, weil „die bestimmten Adverbien meist logische Prädikate sind, die unbestimmten seltener“? Ob es ihnen gelingen wird, bei der Abfassung ihrer Aufsätze diese Unterscheidung von logischem Subjekt und Prädikat nicht nur auf einfache Sätze, sondern auch auf die Teile und Unterabteilungen einer Periode anzuwenden? — Dies ist ein Bedenken, das ich gerade einem sonst so praktisch angelegten Schulbuch gegenüber nicht unterdrücken kann; sollte nicht durch eine andere Terminologie dem abzuhelfen sein?

An die eigentliche Stilistik schließen sich auf S. 88—104 als wesentlicher Bestandteil des Schulbuchs 15 deutsche Übungsstücke an, die nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes Übersetzungsstücke sind, sondern auf Schritt und Tritt den Schüler zum selbständigen Umwandeln des Textes auffordern sollen. An einem aus der Lektüre den Schülern bekannten Beispiel (Thiers, Schlacht bei den Pyramiden) ist ein Muster freier Umwandlung gegeben. Die übrigen Stücke sind aus seltener gelesenen Schriften entnommen und in der Weise umgebildet, daß sie möglichst zahlreiche Wendungen und Konstruktionen enthalten, die im Deutschen besonders beliebt, im Französischen aber unmöglich oder ungebräuchlich sind. Diejenigen sprachlichen Erscheinungen, die in dem einzelnen Stück besonders häufig zur Darstellung kommen, sind in der Überschrift mit Angabe der Paragraphen vorgedruckt. Wie der Verfasser sich die Durchnahme der Stücke in der Klasse denkt, hat er im Vorwort entwickelt; am Schlusse des Buches sind die französischen Originaltexte abgedruckt, natürlich als eine Lösung, nicht als die einzige.

Wenn Strohmeyer im Vorwort mit Berufung auf den Aufsatz von Münch „Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen“ sagt, daß seine Texte kein Lehndeutsch, sondern, soweit es in seinen Kräften stehe, echtes Deutsch aufweisen sollen, so hat er ohne Zweifel dieses Ziel im wesentlichen erreicht. Immerhin wird man beim Vergleichen dieser Texte mit dem französischen Original das Gefühl haben — das Stilgefühl ist und bleibt eben etwas Individuelles —, daß Strohmeyer hin und wieder ohne ausreichenden Grund von der Vorlage abgewichen ist in der guten Absicht, durch Umformen der französischen Ausdrucksweise seine Schüler zur Freiheit im Übersetzen zu erziehen. Auffallend ist jedenfalls seine Behandlung des folgenden Satzes in dem Stück „Jeanne d'Arc“ (S. 103): „Telle est la force de cette histoire, telle sa tyrannie sur le cœur, sa puissance pour arracher les larmes“. Könnte man ohne Nebenabsichten wohl darauf kommen, diesen Satz anders als wörtlich zu übersetzen: „So groß ist die Gewalt dieser Geschichte, so groß ihre Tyrannei über das Herz, ihre Macht, Tränen zu entlocken“? Trotzdem lautet die Übersetzung: „So groß ist die Gewalt dieser Geschichte, so überwältigt sie das Herz und vermag zu Tränen zu rühren“. Die unnötige verbale

Digitized by Google

Umformung der beiden letzten Glieder und die daraus entstandene unglückliche Hinzufügung des „und“ machen den deutschen Satz schleppend und inconcinn und nehmen m. E. auch dem Schüler die Möglichkeit, ihn in befriedigender Weise zu übersetzen.

Im Hinblick auf den Fortschritt der Unterrichtsmethode, der durch die Arbeiten Strohmeyers auf dem so wichtigen Gebiet der Stilistik erreicht ist, schließe ich mit dem Wunsche, daß das in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattete und verhältnismäßig billige Lehrbuch möglichst bald seinen Eingang in unsere höheren Lehranstalten finde.

Steglitz. Johannes Schmidt.

---

1) F. Sefton Delmer, English Literature from Beowulf to Bernard Shaw. For the use of Schools, Seminaries and Private Students. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 232 S. 8. 2,60 ℳ.

Der Verfasser des obengenannten Handbuches, der Lektor der englischen Sprache an der Universität Berlin ist, gibt uns hier eine Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Das letzte Kapitel enthält eine kurze Übersicht über die amerikanische Literatur und über die der englischen Kolonien (Kanada, Australien, Kapkolonie).

Im Anhang (S. 205—226) gibt der Verfasser eine Analyse einer Anzahl von Meisterwerken, die im vorausgehenden Text besprochen worden sind. Wir finden da u. a. die Analyse von Beowulf, von einer ganzen Reihe Shakespearischer Dramen, von Paradise Lost, The Rape of the Lock, Gulliver's Travels, The Vicar of Wakefield, von mehreren Romanen Walter Scotts usw. Außerdem enthält das Buch noch eine kurze Verslehre (S. 201—204) und eine Anleitung zur Aussprache englischer Laute („Phonetic Drill“).

Da der Verfasser sein Buch auch gegebenenfalls als Lesebuch in der Klasse gebraucht sehen will, so hat er besonders großen Wert auf übersichtliche und systematische Anordnung des Stoffes und klaren Stil gelegt. Und in der Tat muß man anerkennen, daß die Anordnung des Stoffes vorbildlich ist. Am Schlusse eines jeden Kapitels gibt der Verf. in wenigen knappen Sätzen eine kurze, treffende Zusammenfassung des Kapitelinhalts. Auch führt er an geeigneten Stellen in Tabellenform die hauptsächlichen Daten des vorher besprochenen Zeitabschnittes an. Überall macht sich das Bestreben des Verfassers geltend, die literaturgeschichtlichen Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen mit den politischen Ereignissen der Zeit; auch weist er oft auf die Zusammenhänge zwischen der englischen und deutschen Literatur hin.

Alle Fachgenossen, die sich nach einer brauchbaren englischen Literaturgeschichte umsehen, seien auf das Buch aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

2) L. Hamilton, The Practical Englishman. Lehrbuch für öffentliche Lehranstalten und für den Privatunterricht. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 218 S. 8. 3 M.

Das vorliegende Buch hat den Zweck, die Englisch Lernenden mit dem praktischen Englisch, dem Englisch des täglichen Lebens bekannt zu machen. In 33 Kapiteln gibt der Verfasser den Stoff zu Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens, und zwar in zusammenhängender Form. Die Anordnung des Stoffes ist die in solchen Büchern übliche. Auf diese 33 Kapitel Sprachstoff folgen noch in je einem Kapitel eine Liste der in England gebräuchlichen Abkürzungen, ein Abschnitt über musikalische Zeichen, einer über Rechtschreibung und Silbentrennung und einer, der Aufgaben und Unterhaltungsthemata enthält. Den Schluß machen einige Mitteilungen über die heutige Ausdehnung der englischen Sprache.

Was das Buch vor anderen Büchern dieser Art auszeichnet, ist der Umstand, daß der Verfasser Engländer ist, daß wir also durchaus einwandfreies Englisch zu lesen bekommen; dann gibt der Verfasser in der Vorrede an, er habe vor allem den Gebieten seiner Muttersprache seine Aufmerksamkeit geschenkt, die sich gewohnheitsmäßig für den Deutschen als Stein im Wege erwiesen. Welche Gebiete das sind, sagt er nicht; die Richtigkeit der Behauptung läßt sich also so ohne weiteres nicht nachprüfen. Ferner vertritt der Verf. den m. E. sehr richtigen Standpunkt, daß der, welcher eine fremde Sprache erlernen will, es sich angelegen lassen sein sollte, die Anzeigen in besseren Tageszeitungen (z. B. The Times, Dayly Telegraph usw.) zu beachten. Deshalb hat er das Anzeigenwesen besonders berücksichtigt und ihm einen besonders breiten Raum in seinem Buche eingeräumt. Am Schlusse jedes Abschnittes gibt der Verf. ein oder mehrere „Exercises", die meistens aus Fragen über den Inhalt des voraufgegangenen Abschnittes bestehen, oft aber auch Übungen zum Übersetzen ins Deutsche oder Diktate enthalten.

Was mir an der Einrichtung des Buches nicht gefällt, ist der Umstand, daß die Vokabeln, die der Verf. als unbekannt voraussetzt, innerhalb des Textes in Klammern gegeben werden. Die Klammern stören beim Lesen; dann würden die Wörter doch besser unter dem Text oder in einem besonderen Wörterverzeichnis gegeben. Ferner fehlt bei den Wörtern jegliche Aussprachebezeichnung. An manchen Stellen ist das Deutsche für ein englisches Wort, wie der Verf. sagt, absichtlich nicht angegeben. Der Schüler soll dadurch gezwungen werden, auch zu Hause zu arbeiten und das Wort nachzuschlagen. Ob der Verf. hierbei einen bestimmten Plan verfolgt, oder ob die Auswahl der auszulassenden Wörter dem Zufall überlassen bleibt, läßt sich nicht feststellen. Am Schluß der Vorrede meint der Verf., das Buch könne noch bedeutend erweitert werden. Gewiß kann es das; aber der jetzige Umfang ist schon reichlich stark, und woher soll, besonders in den Schulen, bei der doch immerhin beschränkten Stundenzahl im Englischen, die Zeit genommen werden, den Stoff

Digitized by Google

zu bewältigen? Es ist doch auch noch anderes zu tun. Meiner Ansicht nach müssen Fachgenossen, die das Buch in der Schule benutzen, eine sorgfältige Auswahl treffen.

3) John Finnemore, Social Life in England. From Saxon Times to the Present Day. Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von H. Gade. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 133 S. 8. 1,40 ℳ.

Die vorliegende Schulausgabe bildet das 56. Bändchen der „Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit", die von Bahlsen und Hengesbach herausgegeben werden. Es ist eine Kürzung des zweibändigen Werkes von John Finnemore, Social Life in England, London, A. u. C. Black, und gibt eine Darstellung des englischen Volks- und Wirtschaftslebens vom Beginn der angelsächsischen Einwanderung bis auf unsere Zeit. In acht Kapiteln zeigt uns der Verfasser die Entwickelung der sozialen Zustände des heutigen England. Er führt uns durch die Jahrhunderte englischer Kulturgeschichte, zeigt uns, wie die Engländer der verschiedenen Zeiten gewohnt, gegessen, getrunken, wie sie gearbeitet und sich belustigt haben. Im steten Zusammenhang mit den großen politischen Ereignissen führt er uns die soziale Entwickelung des englischen Volkes vor Augen. Die Sprache ist im allgemeinen einfach und leicht verständlich, die Darstellung lebendig und klar.

Ref. ist der Ansicht, daß das Bändchen sehr wohl im zweiten Jahr des englischen Unterrichts gelesen werden kann; auch eignet es sich zur Privatlektüre für die oberen Klassen und bietet guten Stoff für ungezwungene Sprechübungen.

Elberfeld. K. Dorr.

Th. Bitterauf, Geschichte der Französischen Revolution. Sechs Vorträge. Mit 8 Bildnissen. (Aus Natur und Geisteswelt. 346. Bändchen.) Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 105 S. kl. 8. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Das Bestreben, durch Vorträge und durch deren Drucklegung das Interesse für Geschichte in weiteren Kreisen zu erwecken und zu pflegen, ist gewiß dankenswert. Es dient auch der Erziehung unseres Volkes zu politischem Verständnis. Nicht ohne Geschick hat sich Bitterauf wiederholt dieser Aufgabe unterzogen. In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen von ihm 1908/11 Napoleon I., Friedrich der Große und die Geschichte der französischen Revolution. Besonders scheint es mir Dank zu verdienen, daß der Verfasser versucht hat, die Gestalt des Großen Königs durch die im Münchener Volkshochschulverein gehaltenen Vorträge auch den Süddeutschen näher zu bringen. Aber auch Persönlichkeiten und Begebenheiten, die für die ganze Entwickelung der Menschheit so bedeutsam gewesen sind wie Napoleon I. und die französische Revolution, verdienen es,

Digitized by Google

einem größeren Publikum vorgeführt zu werden. Voraussetzung ist nur, daß es in der rechten Weise geschieht. Nun besitzt Bitterauf ohne Frage die hierzu erforderlichen Eigenschaften sowohl in bezug auf die Befähigung, dem heutigen Standpunkt der Forschung gerecht zu werden, als auch in betreff der Darstellungskunst. Zweierlei ist mir nur aufgefallen. Hier und da tritt eine gewisse Flüchtigkeit hervor, die mitunter Unklarheiten und Irrtümer veranlaßt, den Verfasser auch zuweilen allzu leicht über Wichtiges dahingleiten läßt. Ich verzichte darauf, hier Beispiele anzuführen. Sodann ist ein paarmal ein auffallendes Schwanken des Urteils zu verzeichnen. Offenbar ist dieses eine Folge des Strebens nach Unparteilichkeit. Das ist besonders gegenüber allem Fremden echt deutsch. Nur ja nicht sich dem Scheine aussetzen, als würden wir dem Auslande nicht völlig gerecht, als seien wir national voreingenommen und könnten die Vorzüge des Fremden nicht genügend würdigen! Einen sonderbaren Eindruck macht es z. B., wenn Bitterauf wiederholt die moralische Minderwertigkeit Napoleons betont und dann doch sich Hüffers Urteil aneignet, daß uns trotz aller dunklen Flecken in seinem Charakter nichts übrigbliebe „als Gott zu danken, daß jemand unseres Geschlechtes mit so unvergleichlichen Vorzügen ausgestattet sein konnte". Wollten wir wirklich die Unvergleichlichkeit der Begabung Napoleons zugeben, was durchaus nicht richtig ist, da sowohl Cäsar wie Friedrich der Große vielseitiger als Napoleon waren, so muß man dennoch erstaunt fragen: Gelten denn intellektuelle Vorzüge so viel mehr als die sittlichen? Und wir Deutsche sollen Gott für diesen Mann danken, der unserem Volke solche Opfer an Gut und Blut auferlegt hat wie kein anderer auch nur annähernd in unserer ganzen Geschichte! Gewiß, er hat als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", durch Hinwegräumung feudaler Rückstände aus dem Mittelalter der Entwickelung Deutschlands große Dienste geleistet, — kann ihm aber das als ein Verdienst angerechnet werden, was ganz gegen seine Absicht diese gute Wirkung gehabt hat? Freilich muß man Bitterauf insofern mildernde Umstände zubilligen, als leider sein Standpunkt im lieben Vaterland kein seltener ist. Die Bewunderung des Fremden liegt einmal zu tief im germanischen Charakter. Hat ja sogar schon Knebel, der Freund Hegels, in Napoleon den Gemütsmenschen entdeckt, unzweifelhaft eine Entdeckung, die nur dem deutschen Michel gelingen konnte.

In einer sehr interessanten und geistvollen Einleitung stellt Bitterauf nun zwar die verschiedenen Beurteilungen der französischen Revolution nebeneinander und sucht die weitreichenden Folgen der Revolution objektiv klarzulegen, sein Urteil über sie steht aber im Banne der heute noch vorherrschenden optimistischen Auffassung.

Man wirft, ob mit Recht oder Unrecht, den Jesuiten vor, daß sie den Grundsatz, „der Zweck heiligt die Mittel" aufgestellt hätten, und entrüstet sich über dessen Unmoralität, aber nicht wenige unserer

Digitized by Google

Historiker machen sich desselben Fehlers bei der Beurteilung der französischen Revolution schuldig. Sie feiern sie als eine Großtat der Menschheit, weil sie viele gute Folgen gehabt hat, und gehen leichten Herzens über ihren Unflat und ihre Ruchlosigkeiten hin, die ein untilgbarer Schandfleck in der Geschichte der Menschheit sind. Nein, Gemeinheit bleibt Gemeinheit und Niedertracht Niedertracht. Man wird das Gute, das die Revolution im Gefolge gehabt hat, anerkennen, aber man darf sie deswegen nicht als eine herrliche Tat der Menschheit preisen. Bitterauf erzählt meistens auch die größten Schandtaten, ohne irgendwelche Gefühle des Abscheus zu verraten, ich möchte sagen: ohne mit der Wimper zu zucken, und er erzielt gerade dadurch zuweilen den tiefsten Eindruck, mitunter aber empört sich auch bei ihm das menschliche Gefühl gegenüber dem schandbaren und verbrecherischen Treiben. Betreffs der Gesamtbeurteilung indessen haben Adalbert Wahls Forschungen nicht den verdienten Eindruck auf den Verfasser gemacht.

Im übrigen soll nicht verkannt werden, daß Bitteraufs Arbeit auf fleißigem Studium der einschlägigen Werke beruht. Aufgefallen ist mir nur die abfällige Beurteilung Calonnes, die freilich auch sonst noch heute bei fast allen anderen Geschichtschreibern vorherrscht. Sie ist ungerecht. Auch hier hat sich Bitterauf nicht von Wahl belehren lassen. Betreffs der Berechtigung des Vorwurfs, daß Ludwig XVI. an Frankreich Verrat geübt habe oder, wie sich Bitterauf ausdrückt, „drauf und dran" gewesen sei, an seinem Volke zum Verräter zu werden, kann ich dem Verfasser nicht zustimmen. Man muß sich doch einmal an die Stelle des Königs versetzen. Bitterauf gibt selbst zu, daß Frankreich damals unter der tyrannischen Herrschaft einer Minderheit stand, und Robespierre gesteht das ja auch zu, wenn er sagt, daß zwei Drittel der Nation, als vom Krebs zerfressen, beseitigt werden müßten, um das letzte Drittel zu retten. Konnte der König unter diesen Umständen nicht die Überzeugung gewinnen, daß er mit Hilfe des Auslandes die Mehrheit des Volkes von der Vergewaltigung durch die Minorität befreien müßte? Als ein Verbrechen konnte man ihm das gewiß nicht anrechnen. Aber vor allem: Ludwig hat ja, wie auch Bitterauf erwähnt, niemals die Echtheit der betreffenden belastenden Papiere anerkannt. Und der König hat sich doch in seinem Leidensstadium als ein wahrhaftiger und tapferer Mann gezeigt. Auch die Schilderung des Bastillesturmes scheint mir unzureichend. Von einer populären Darstellung der französischen Revolution muß man erwarten, daß nicht bloß gesagt wird, daß die Bastille „ebenso verhaßt war wie die lettres de cachet", sondern daß dabei festgestellt wird, daß beide damals diesen Haß gar nicht mehr verdienten, da sie schon lange keine Schreckmittel mehr waren, daß überhaupt der Hauptcharakterzug dieses bis heute gefeierten Bastillesturmes Feigheit und Niedertracht war, wie es Dietrich Schäfer richtig bezeichnet. Auch die Behauptung, daß dieser 14. Juli für die Nationalversammlung der Tag der Befreiung bedeutete, klingt eigentümlich. Bei der Schilde-

Digitized by Google

rung der Konstituante vermisse ich den Hinweis auf die politische Unerfahrenheit ihrer Mitglieder. Dieser Mangel an Sachkenntnis, das Fehlen praktischer Erfahrung, ist ja das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der französischen Revolution gegenüber der englischen. Auch die Macht der Phrase, dieser Großmacht in Frankreich, konnte mehr hervorgehoben werden. Die versuchte Ehrenrettung Marats scheint mir von zweifelhaftem Werte.

Meistens jedoch wird man der Auffassung des Verfassers zustimmen und seine Besonnenheit und Objektivität gern anerkennen, so z. B. wenn er betont, daß die großen Ideen der Revolution aus England stammen[1]), wenn er zugibt, daß die Revolution voraussichtlich durch energische Reformarbeit hätte vermieden werden können, wenn er die falsche Humanität und die Schwäche der Regierenden als die Hauptbedingung für das Gelingen der Revolution ansieht, wenn er hervorhebt, daß nicht sowohl der Vorzug der Privilegierten, sondern die Begünstigung der Städte vor dem platten Lande und die Begünstigung der Industrie und des mobilen Kapitals vor den liegenden Gütern die Kritik im ancien régime herausgefordert habe, daß die durch Handel und Industrie reich gewordene Bevölkerung der Städte sich in ihrer Lebensführung kaum von den Privilegierten unterschied und die Parvenüs, die auch Ämter und Adelsdiplome kaufen konnten, vielleicht am meisten zur Verschärfung der sozialen Gegensätze beigetragen hätten.

Vortrefflich versteht es Bitterauf, durch Einflechtung interessanter und charakteristischer Einzelheiten die Darstellung zu beleben, und meisterhaft zeichnet er oft durch ein paar Striche die ganze Situation, so z. B. wenn er S. 79 sagt: „So trat der Ruhm an die Stelle der Freiheit, und hinter der Legende von der großen Nation verblaßten die Ideen der Menschenrechte". Überhaupt ist das Abflauen der revolutionären Geistesströmung unter dem Direktorium vorzüglich geschildert.

Sehr interessant ist auch das letzte Kapitel „Deutschland und die Revolution". Daß hier wie auch sonst bisweilen der bayerische Standpunkt etwas hervortritt, wollen wir dem Verfasser um so weniger verübeln, als er sich in maßvollen Grenzen hält und seine deutsche Gesinnung nirgends vergewaltigt. Eins nur könnte man an dem letzten vortrefflichen Kapitel rügen, daß es der Schilderung der anfänglichen Begeisterung der Deutschen für die Revolution nicht genügend den späteren Umschwung in der Stimmung entgegensetzt. Die beigegebenen acht Bildnisse der hervorragendsten Leute in der Revolutionszeit sind trefflich. Ein Personenverzeichnis macht den Schluß des Werkes.

Alles in allem: eine bessere Darstellung der französischen Re-

[1]) Mißverständlich ist hierbei der Satz S. 13, wo unter der „großen Revolution" offenbar die große englische Revolution zu verstehen ist. Gemeiniglich bezeichnet man unter „der großen Revolution" schlechthin die französische von 1789.

Digitized by Google

volution in solcher Zusammenfassung haben wir heute wohl nirgends. Das Büchlein ist nicht nur fesselnd geschrieben, es ist in hohem Grade anregend und belehrend.

Sangerhausen. J. Froboese.

A. Vierkandt, L. Wenger, M. Hartmann, O. Franke, K. Rathgen, A. Ritter Luschin von Ebengreuth, O. Hintze, Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Erste Hälfte. Berlin und Leipzig 1911, B. G. Teubner. VII u. 373 S. gr. 8. 10 ℳ, in Leinen geb. 12 ℳ.

Wir haben hier einen neuen Teil des vornehmen und groß angelegten, von Paul Hinneberg herausgegebenen Werkes „Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwickelung und ihre Ziele" (und zwar Teil II, Abt. II 1). Vierkandt hat die Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker, Wenger die des orientalischen Altertums, Hartmann die islamische Verfassung und Verwaltung, Franke die Chinas, Rathgen die Japans, der schon genannte Wenger die des europäischen Altertums und v. Luschin die der Germanen und des deutschen Reiches bis zum Jahre 1806 bearbeitet. Ist auch der ganze Band nicht aus einer Feder geflossen, so ist doch die ganze äußere Anlage und Disposition der einzelnen Abteilungen und, was mehr bedeutet, die ganze Art der Ausführung eine so einheitliche, daß er uns wie das Werk eines Mannes anmutet.

Ausgehend von den Anfängen der staatlichen Zustände bei den Naturvölkern, deren Erforschung leider bis jetzt noch sehr vernachlässigt ist, führt uns das Buch zu der Verfassung und Verwaltung des orientalischen Altertums. Wir lernen den Wandel der Verfassung je nach der jeweiligen inneren und äußeren Lage des Staates kennen: die orientalischen Despotien in Ägypten, Babylonien, Assyrien, Persien und Indien, die Verfassung in Israel und Juda sowie in Karthago, „dessen Verfassung auf Schritt und Tritt zum Vergleich mit Sparta und Rom herausfordert". Das Gleiche und Verschiedene in den Reichen des orientalischen Altertums tritt uns vor Augen, eine oft hehre und ideale Auffassung der Königsgewalt, Chammurabi als der König des Rechts und Asoka als „der mildeste König". Ägypten, Babylon, Indien, vor allem aber das Achämenidenreich ist der Typus der Verfassung des Orients im Altertum und der Absolutismus die typische Verfassungsform der orientalischen Welt geworden und geblieben. — Eine erschöpfende Darstellung der Rechtsgeschichte des Orients fehlt noch; die älteren Darstellungen des öffentlichen Rechtes sind vielfach durch die neueren Funde, besonders Chammurabi, überholt. Hingewiesen wird unter der Literatur u. a. auf Winckler, Die Gesetze Chammurabis in Umschrift und Übersetzung (1904), und Hardy, König Asoka, Indiens Kultur und die Blütezeit des Buddhismus (Weltgeschichte in Charakterbildern, 1902).

Es folgt dann die Darstellung der Entwicklung und des jetzigen


Digitized by Google

Standes der Verfassung und Verwaltung der islamischen Staaten, die mit der Betrachtung der geringen Kulturpflege bei diesen Völkern abschließt. — Eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung des ganzen Gebietes fehlt auch hier nach der Aufzeichnung der Literatur noch. — In China wurde aus dem Feudalstaat der Einheitsstaat mit absolutem Kaisertum, und auf diesem neugeschaffenen Grunde ist das chinesische Staatsgebäude entstanden, wie wir es noch in der Gegenwart sehen. In der weiteren Darstellung kommen wir zu der Verfassung und Verwaltung der regierenden Dynastie und dann zu den interessanten .und wichtigen Reformversuchen der jüngsten Zeit, die in der Berührung mit den abendländischen Staaten ihren Ursprung haben. — Über China gibt es schon eine reichere Literatur. — Dann werden wir durch die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Japans hindurchgeführt, das im ganzen immer noch ein väterlich regierter Beamten- und Polizeistaat ist mit einem sehr eigenartigen demokratischen Einschlag. — Die geschichtliche Entwickelung des japanischen Staatswesens in älterer Zeit hat der Verfasser K. Rathgen selbst eingehender in diesem Werk behandelt in dem Aufsatz „Staat und Gesellschaft in Japan", wo auch die wichtigste Literatur aufgeführt ist.

Von da kommen wir zu der Verfassung und Verwaltung des europäischen Altertums. Schon waren Jahrhunderte, ja Jahrtausende beglaubigter Geschichte über die Völker Ägyptens und Vorderasiens dahingegangen, schon hatte sich dort in breitem Umfang die Verfassungsform der „Despotie" festgesetzt, da erst zerteilen die ersten Strahlen der Sonne die wallenden Nebel, die über Europas Urzeit lagern. Ich kann hier nicht näher eingehen auf die Entwickelung der Verfassung und Verwaltung in Griechenland und Italien, die für einen Philologen von besonderem Werte sind, die Entwickelung des Urkönigtums, des Adelsstaates, der attischen und römischen Republik (des Äschylus Perser der hehre Lobgesang der griechischen Staatsidee, S. 160) bis zur Monarchie usw. „Hellas hat die Welt mit den blanken Waffen des Geistes erobert, Rom hat sie mit dem Schwert bezwungen. Die Zeit hat beide Reiche gestürzt, aber die Trümmer ihrer Bauten sind Grundsteine unserer Kultur geworden. Darin liegt die Bedeutung auch des griechisch-römischen Verfassungslebens für die Kultur der Gegenwart" (S. 139). Rom hat nach zäher unentwegter Arbeit eine Weltherrschaft sich gegründet, nach der Athen und Sparta vergeblich die Hände ausgestreckt, die dem makedonischen Heldenjüngling allerdings nach jubelndem Siegeslauf zum Preis geworden, die aber seine Nachfolger nicht zu erhalten vermocht hatten. An die großen Weltreiche des Orients und an die Alexandermonarchie schließt sich das römische Reich. Mit seinem Sturze sinkt die alte Welt in Trümmer. Ein Kreislauf, der vom Königtum der Urzeit ausgeht und über die aristokratischen und demokratischen Formen der Republik zur Monarchie zurückführt. Am Ende der Entwickelung steht eine an den alten Orient gemahnende Despotie. Der Kulturwert antiker Staatsrechtsstudien ist ein Moment, das in der Gegenwart noch treibende

Digitized by Google

Energie hat. Mehr vielleicht, als wir jetzt noch ahnen, hängen wir ab von Aristoteles' Gedanken und von Augustus' Tat. Viel ist noch zu tun im Ergründen der Antike und der Fäden, die das Einst und Jetzt verknüpfen und die ehedem vom Orient zum Okzident sich spannten. Solche Kulturarbeit hat mit seinen Forschungen Th. Mommsen geleistet: in seinen Bahnen wandelnd, wird die antike Kulturgeschichte der Kultur der Gegenwart jene Dienste tun, die diese billig von ihr fordert. Die Literatur ist hier reichlich, für das römische öffentliche Recht sind Mommsens Forschungen grundlegend und bisher vielfach abschließend. Viel verdankt der Verf. den Arbeiten Ed. Meyers und v. Wilamowitz'. Aber der Band dieser Sammlung von Wilamowitz und Niese, Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer, den ich im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 470 f. besprochen habe und der sich in manchem mit dem Stoff der vorliegenden Arbeit berührt, ist Wenger leider erst nach der Drucklegung zugegangen. Eine Anzahl örtlich bestimmter Literaturnachweise schließt die Literaturangaben ab. Für die griechische Unterrichtspflege wird hier besonders hingewiesen auf das „hübsche und frische Büchlein" von E. Ziebarth, Aus dem griechischen Schulwesen (1909).

Die Verfassung und Verwaltung der Germanen und des Deutschen Reiches bis zum Jahre 1806 bildet den letzten Teil des Buches von S. 198—342. Geschildert werden die frühgermanischen Reiche bis zu dem der Franken unter den Merowingern und Karolingern (887). Was nachmals Karl der Große vollendete, hat Chlodowech angebahnt: eine Verschmelzung römischer und germanischer Kultur, die Verbindung der Kirche mit dem Staat und die Unterwerfung der deutschen Stämme unter das fränkische Reich, welche die Vorbedingung zur Entstehung eines allgemein deutschen Volkstums war (S. 229). „Die Kapitulariengesetzgebung Karls des Großen war der erste großartige Versuch, der Zentralisierung des Reichs die Zentralisierung des Rechtslebens hinzuzufügen" (Sohm). Der Auflösung des Karolingischen Weltreichs folgt 1. die Entstehung und Blütezeit des deutschen Reiches (bis 1198), dann 2. die Zeit der päpstlichen Vorherrschaft (bis 1519) und endlich als 3. Abschnitt die Zeit von der Reformation bis zum Untergang des römisch-deutschen Reiches (1806). In jedem dieser Teile folgt auf einen geschichtlichen Überblick die Betrachtung der Verfassung, der Verwaltung und der Stände. Näher auf den Inhalt und die Entwickelung im einzelnen einzugehen gestattet der Raum nicht. Vor der Literaturübersicht sagt der Verfasser: „Der Abriß der germanischen Staatengeschichte ist als Einleitung in die Geschichte der öffentlichen Rechtsverhältnisse des europäischen Mittelalters gedacht, soweit diese germanischen Einschlag haben. Geschildert wurden die Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen jener Staaten, die durch Germanen auf den Trümmern des römischen Weltreichs gegründet wurden, und es wird die Darstellung entweder bis zu ihrem Untergang oder bis zu dem Zeitpunkt fortgeführt, in dem hier der Übergang zu national-germanischen

Digitized by Google

oder romanischen Reichen des späteren Mittelalters eintrat. Ergänzend schließt sich der Abschnitt über die frühen Reiche der Nordgermanen an. Der zweite Teil bietet Umrisse der geschichtlichen Entwickelung, welche die öffentlichen Verhältnisse im römisch-deutschen Reiche vom Mittelalter bis zur Reichsauflösung im Jahre 1806 durchgemacht haben; ich bin jedoch auf die Zustände und Einrichtungen in den landesfürstlichen Gebieten grundsätzlich nicht näher eingegangen, weil diese besonderer Darstellung vorbehalten sind". — Eine reiche Literatur sowohl allgemeiner Art wie Literaturnachweise zu einzelnen Stellen und Partien bilden auf sechs Seiten den Abschluß.

Hieran schließt sich noch auf 30 Seiten ein eingehendes und sorgfältig gearbeitetes Register, durch das wir in den Stand gesetzt werden, Namen und sachliche Einzelheiten des Werkes leicht aufzufinden.

Die Ausstattung ist wie in den früher erschienenen Bänden vortrefflich, nur sollte er besser geheftet sein, denn so löst er sich einem unter der Hand bei der Lektüre in seine Bestandteile auf.

Ein prächtiges Buch, ganz entsprechend dem Zweck des gesamten, großartig angelegten Werkes mit reichem, aus gründlicher wissenschaftlicher Forschung geflossenem Gehalt und in entsprechender Darstellung. Viele aus den gebildeten Kreisen werden sich daran erfreuen und Belehrung daraus schöpfen. Den Lehrern der höheren Lehranstalten sei es auch zur Belebung und Vertiefung ihres Unterrichtes empfohlen, und da nicht jeder in der Lage ist, es für seine Privatbibliothek zu gewinnen, so müssen die Lehrerbibliotheken es anschaffen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Roßmanith-Schober, Grundriß der Geometrie für Gymnasien und Realgymnasien. (2. und 3. Klasse.) Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Franz Bergmann. Wien 1911, A. Pichlers Witwe u. Sohn. 104 S. geb. 1,60 *K*.

Das Buch verwendet grundsätzlich für die Beweise das Hilfsmittel der axialen und zentrischen Symmetrie und vermischt mit der planimetrischen die elementaren stereometrischen Betrachtungen. Es schließt sich damit den Vorschriften der neuesten österreichischen Lehrpläne an und mag bei der Kürze seiner, übrigens durchaus systematischen Darstellungsweise als Hilfsmittel dienen, um über die Art des mathematischen Unterrichts in den Mittelschulen des Kaiserstaates zu orientieren. Bei den starken Abweichungen, die unsere Lehrpläne aufweisen, wird freilich eine Benutzung als Lehrbuch in Preußen nicht angängig sein.

2) W. Lorey, Staatsprüfung und praktische Ausbildung der Mathematiker an den höheren Schulen in Preußen und einigen Norddeutschen Staaten. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 118 S. 3,20 *M*.

Das Buch ist eine der Abhandlungen über den mathematischen

Digitized by Google

Unterricht in Deutschland, deren Herausgabe die internationale mathematische Unterrichtskommission veranlaßt hat. Es kann, wie alle übrigen Abhandlungen, die der Berichterstatter kennen gelernt hat, als eine gediegene Leistung bezeichnet werden. Der spröde Stoff ist übersichtlich und anziehend dargestellt und nach weiten Gesichtspunkten behandelt. Der Leser erhält eine durchaus richtige, eingehende Belehrung über die geschichtliche Entwickelung und den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit. Die einzelnen Prüfungsordnungen der Jahre 1810, 1831, 1866, 1887 und 1898 werden bezüglich ihrer Gestimmungen für die Vorbereitung auf das Lehrfach in der Mathematik und Physik einer billigen, vorurteilslosen Kritik unterworfen und es wird alles herbeigezogen, was aus ihren allgemeinen Bestimmungen für die Prüfung in der Mathematik und Physik von Bedeutung sein konnte. Mit besonderer Betonung ist alles das hervorgehoben worden, was in den älteren Ordnungen an moderne Forderungen anklingt, und der Abdruck ausgewählter Prüfungszeugnisse in extenso erläutert und vergegenwärtigt noch besonders lebhaft den Geist einer jeden Epoche. Je näher der Gegenwart, desto eingehender ist auch die geschichtliche Entwicklung z w i s c h e n den einzelnen Ordnungen, ihre Aufnahme in den beteiligten Kreisen, dargestellt. Alle die Fragen, die seit der Veröffentlichung der letzten im Jahre 1898 die Gemüter beschäftigen, haben eine ausführliche Erörterung gefunden. Die Stellung des Verfassers ist ja stets die des Schulmannes, und man wird gelegentlich eine andere einnehmen können, z. B. in der Frage der Beteiligung von Schulmännern an den wissenschaftlichen Prüfungen, — wenn man Universitätslehrer sein sollte. Selbst als Schulmann könnte man dissentieren. Aber darauf kommt es nicht an. Man liest sicher jeden Abschnitt mit Befriedigung über die klare, aus der Fülle des Wissens schöpfende Darstellung und trägt gewiß, wo man den Stoff noch nicht beherrscht, reichen Gewinn sicherer Belehrung davon. — Auch der Abschnitt über die praktische Vorbereitung zeugt von verständiger Einsicht. So, wenn auf S. 111 betont wird, daß die Kandidaten im Seminarjahr an allen Sitzungen teilnehmen sollen, auch wenn über Fächer verhandelt wird, die ihnen ferner liegen. Es würde in der Tat, nach des Berichterstatters Ansicht, verhängnisvoll sein, würde den Bestrebungen nachgegeben, in jedem Seminar Kandidaten eines einzigen oder weniger verwandter Lehrfächer, je nach der Lehrbefähigung des Leiters, zu vereinigen. Die Gefahr, daß der Organismus der höheren Schule auseinanderfällt in eine Summe nebeneinander herlaufender Fachschulen, liegt nicht zu fern. Eine Maßregel, wie die eben erwähnte, so verführerisch sie für die Erreichung des nächsten Zwecks, die gründliche F a c h - ausbildung der Lehramtsanwärter, wäre, würde geneigt sein, sie heranzuführen.

Digitized by Google

3) P. Treutlein, Der geometrische Anschauungsunterricht. Als Unterstufe eines zweistufigen geometrischen Unterrichts an unseren höheren Schulen. Mit 38 Tafeln und 87 Abbildungen im Text. Leipzig 1911, B. G. Teubner. X u. 216 S. 5 ℳ, geb. 5,60 ℳ.

Das Buch behandelt in vier Abschnitten die Geschichte des geometrischen Anschauungsunterrichts, die Forderung eines sachgemäßen solchen Unterrichts und dessen Begründung, seine praktische Ausgestaltung und endlich als Skizze den geometrischen Unterricht auf der Oberstufe unserer höheren Schulen. Beigegeben ist eine Bibliographie zum ersten Abschnitt und auf den 38 Tafeln die Skizze eines Schülerheftes, wie es sich bei dem im dritten Abschnitt beschriebenen Unterricht etwa gestalten wird.

Der reformfreundliche Lehrer der Mathematik muß das Buch mit großer Freude begrüßen. Man wußte längst, daß auf der Anstalt, die der Leitung des Verfassers untersteht, der mathematische Unterricht in eigenartiger Weise erteilt wird und schöne Ergebnisse zeitigt. Das Genauere der Methode war schwer zu erfahren; denn selbst die Kenntnisnahme an einzelnen Lernstunden, wie dem Berichterstatter das möglich war, konnte ein vollständiges Bild nicht geben. Die neue Veröffentlichung wird nun hoffentlich dazu beitragen, die Scheu der Mathematiklehrer, anschaulichen Unterricht zu erteilen, zu vertreiben; denn sie ist geeignet, von der Möglichkeit eines solchen Unterrichts und von seinen Vorzügen zu überzeugen.

Die Forderungen des Verfassers werden S. 75 formuliert: „1. Der Geometrieunterricht unserer höheren Schulen muß in zwei Stufen erteilt werden, in einer Unterstufe und in einer Oberstufe. 2. Der Unterricht der Unterstufe ist ein „geometrischer Anschauungsunterricht“: er lehnt sich an die Betrachtung von Körpern an, leitet daraus die verschiedenen geometrischen Gebilde ab, formt sie um und gestaltet neue, er benutzt und fördert die Selbsttätigkeit der Schüler durch Schätzen, Messen (auch im Freien), Zeichnen und Modellieren, er pflegt die innere Anschauung und die Raumvorstellung und leitet allmählich das anschauliche Erkennen hin zum beweisenden Begründen des Erkannten. 3. Der Unterricht der Oberstufe verwertet die gewonnenen Anschauungen und stellt unter stetem Beizug der Betrachtung körperlicher Gebilde das Lehrgebäude der elementaren Geometrie auf als Muster einer deduktiven Wissenschaft“. Diese Forderungen sind nicht neu, sie sind aber hier ganz besonders scharf und klar ausgesprochen. Und sie auszusprechen ist leider doch immer noch nötig. Denn sie haben sich keineswegs überall durchgesetzt. Und wenn der Widerstand gegen sie noch gegründet wäre auf die Erfahrung mißglückter Versuche oder auf die Überzeugung didaktischer Unzulänglichkeit und nicht in den meisten Fällen auf dem bequemen Beharren beim Hergebrachten, Gewohnten oder ganz unzulänglichen, überdies falschen Gedanken von wissenschaftlicher Strenge und der eigentlichen Bedeutung des mathematischen Unterrichts beruhte.

Digitized by Google

Treutleins Buch ist imstande, den zu belehren und aus einem Saulus zum Paulus zu machen, der es ernsthaft studiert. Die Abschnitte II und III bieten die theoretische Rechtfertigung und den Nachweis praktischer Ausführbarkeit in der denkbar überzeugendsten Form. Und der erste geschichtliche Teil zeigt, wie die Sache keineswegs neu, sondern von freieren Geistern längst in ihrer Bedeutung erkannt und zum Gegenstand des Nachdenkens gemacht worden ist.

Dier vierte Abschnitt soll im wesentlichen zeigen, „wie sehr wünschenswert es ist, den heutzutage wohl durchweg gebräuchlichen Gang innerhalb der Lehre von den ebenen Gebilden an allen möglichen passenden Stellen durch Beiziehung von entsprechenden Raumgebilden und deren Betrachtung zu unterbrechen, um so die Schüler der... Vorteile und des verschiedenartigen Nutzens teilhaftig werden zu lassen, die eine solche andersartige, das Ebene und das Räumliche vielfach verschmelzende Behandlung gewähren kann“ (S. 208). In der Tat wird doch erst eine solche Behandlung die Lösung der Aufgabe ermöglichen, das räumliche Anschauungsvermögen der Schüler auszubilden. Der Verfasser selbst hat ja in seiner Übersetzung des Buches von G. Lazzari und A. Bassani, Elemente der Geometrie, den Versuch gemacht, eine Probe dieser Art der deutschen Lehrerwelt vorzulegen und, abgesehen von dem Werk von Méray, bietet auch die Übersetzung von Borels Geometrie durch P. Stäckel, sowie einige Programmabhandlungen von Schacht Gelegenheit zur Information.

41) Karl Schwab, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie. 1. Teil: Für die Unterstufe der Gymnasien. 192 S. 2. Teil: Füf die Oberstufe der Gymnasien. 211 S. Besorgt von C. H. Müller. Leipzig 1910, G. Freytag. geb. 2,50 ℳ bzw. 3,00 ℳ.

Das Buch stellt sich dar als eine für die Bedürfnisse des Gymnasiums bestimmte Auswahl aus dem vierbändigen Lesser-Schwabschen Werke für Realanstalten. Wie man letzteres Werk, in Verbindung mit den beiden der Arithmetik gewidmeten Teilen, wohl als das bei weitem beste Unterrichtswerk bezeichnen kann, das im Sinne der Meraner Lehrpläne den Stoff darbietet, so kann man auch der von der geschickten Hand C. H. Müllers getroffenen Auswahl in fast allen Punkten zustimmen. Es könnte vielleicht der Abschnitt über analytische Geometrie etwas zu knapp gehalten erscheinen, besonders was die Behandlung der Kegelschnitte anlangt; auch in der sphärischen Trigonometrie wird vielleicht der eine oder der andere nicht alle seine Bedürfnisse befriedigt glauben. Mancher wird das Fehlen der synthetischen Behandlung der Kegelschnitte, der sog. neueren Geometrie, bedauern. Aber zuletzt wird man doch die strenge Beschränkung des Verfassers auf das durch die offiziellen Lehrpläne vorgeschriebene Pensum gutheißen müssen. Gerade auch im Sinne der Forderung, die Eigenart jedes Anstaltstypus zu bewahren. Daß in dem Buche die Bedeutung der Mathematik nicht beeinträchtigt wird, dafür bürgt

Digitized by Google

des Bearbeiters Name. Und hier muß noch anerkennend hervorgehoben werden, daß er einer mit so großer Vorliebe von ihm gepflegten Disziplin, der darstellenden Geometrie, in der Bearbeitung doch nur den Raum zugestanden hat, der ihr von der größten Anzahl der Lehrer zugebilligt werden dürfte.

Die äußere Ausstattung des Buches ist tadellos. Guter Druck und gutes Papier, übersichtliche Anordnung der Formeln und Ableitungen, scharfe Hervorhebung der Sätze durch Fettdruck, klar und korrekt gezeichnete Figuren, deren Verständlichkeit noch durch verschiedenfarbige Ausziehung der Linien, sowie durch buntfarbige Hervorhebung wichtiger Flächen erhöht wird; eine reiche Auswahl z. T. origineller Aufgaben, unter Weglassung der früher üblichen, von rein formalem Interesse vermehrt noch die Brauchbarkeit.

5) O. Lesser, Die Infinetesimalrechnung im Unterricht der Prima. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1911, O. Salle. VI u. 137 S. 1,80 ℳ.

Das treffliche Büchlein des bekannten Autors erscheint zum zweitenmal, nicht eben in viel veränderter Gestalt, da es ja seine Brauchbarkeit schon erwiesen hat. Es ist gewiß manchem Lehrer ein Führer gewesen auf dem neuen unbekannten Wege, bei dem Versuch, die Anfangsgründe der Infinitesimalrechnung zu lehren, ein Wegweiser, der nicht verlangte, daß man den gewiesenen Pfad Schritt für Schritt gehe, der Seitensprünge und Nebenwege zugestand und doch das eigentliche Ziel nicht aus den Augen verlieren ließ. Auch in der Hand manches Schülers mag das Buch gewesen sein, wohlgeeignet, ihm zu helfen bei selbständiger Benutzung durch die Klarheit und Ausführlichkeit der Darstellung. Als hervortretende Neuerungen der zweiten Auflage bezeichnet der Verfasser die klarere Herausarbeitung der grundlegenden Begriffe der Grenze und des unendlich Kleinen und die oft wiederholte Betonung des approximativen Charakters der Infinitesimalrechnung. Diesem Charakter entspricht es auch, wenn er, wie in seinem großen Lehrbuche, Schmiegungsparabeln zum Gegenstand der Untersuchung macht, um die Anwendbarkeit des Taylorschen und Mac-Larietschen Satzes zur Entwicklung von Funktionen in Potenzreihen auf ganz beliebige Funktionen anschaulich zu begründen. Beschnitten worden ist dagegen, und mit vollem Recht, der Abschnitt über die Auswertung unbestimmter Ausdrücke.

6) M. Schuster, Geometrische Aufgaben und Lehrbuch der Geometrie, nach konstruktiv-analytischer Methode. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von W. Lietzmann. Ausgabe A: Für Vollanstalten. II. Teil: Trigonometrie. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VIII u. 114 S. geb. 1,80 ℳ.

Das Werk des zu früh verstorbenen, um die Methodik des mathematischen Unterrichts so hoch verdienten Verfassers ist bewährten Händen zu weiterer Förderung anvertraut. Die erste Auflage dieses

Digitized by Google

Teils ist in dieser Zeitschrift Jahrg. 57 S. 753 besprochen worden. In der neuen Auflage, die neun Jahr hat auf sich warten lassen müssen, ist wenig geändert. Nur die graphische Darstellung der Funktionen ist mehr berücksichtigt und ein kurzer Abschnitt zur Geschichte der Trigonometrie angefügt.

7) J. Heußi, Leitfaden der Physik. Siebzehnte Auflage. Neu bearbeitet von E. Götting. Berlin 1911, O. Salle. XII u. 156 S. Angefügt: E. Götting, Elemente der Chemie. 42 S. 1,80 ℳ.

Der Berichterstatter ist leider nicht in der Lage, durch Vergleichung mit früheren Auflagen festzustellen, was der Herausgeber der vorliegenden diesen gegenüber geändert und gebessert hat. Was er aus der Durchsicht der letzten hat ersehen können, ist, daß es ein verläßliches, den modernen Anforderungen entsprechendes, durch weise Beschränkung des Stoffes sich auszeichnendes Lehrbuch ist, das gewiß trotz aller etwaigen Wandlungen, wie die Zeit sie mit sich brachte, den Namen des ursprünglichen Verfassers noch mit Recht im Titel trägt. Hervorzuheben wären besonders wohl die klaren Figuren, die doch nicht rein schematisch sind. In der Vorrede betont der Verfasser, daß er in der neuen Auflage zu zeigen versucht habe, wie man durch Messungen und ganz einfache Rechnungen zur Erkenntnis der Abhängigkeit physikalischer Gesetze geführt wird, die dann durch eine Formel auszudrücken wäre; so erhalte der Schüler eine wertvolle Einführung in das funktionale Denken. Demnächst habe er durch Zusätze zu den einzelnen Abschnitten Anregung zu eigener Betätigung der Schüler, zu Schülerübungen, geben wollen, freilich nur an einzelnen Stellen, die durch einen Stern kenntlich gemacht sind. Der Lehrer, dem das Buch aus seinem Unterricht bekannt ist, wird hiernach imstande sein, zu übersehen, was die neue Auflage an Verbesserungen bringt. Jedenfalls schließt sie sich würdig an die vortreffliche Bearbeitung der Oberstufe desselben Verfassers an.

Pankow. Max Nath.

---

1) Franz Linke und Jacob Clössner, Der wetterkundliche Unterricht, ein schematischer Lehrgang mit 52 Textfiguren, 7 farbigen Tafeln und vielen Tabellen. Frankfurt a. M. 1912, F. B. Auffarth. VIII u. 177 S. 8. geb. 3,50 ℳ.

Nachdem der biologische und der bürgerkundliche Unterricht ihren Einzug in die höheren Schulen gehalten haben, klopft ein neuer Wissenszweig an die Türen unserer höheren Lehranstalten, energisch Einlaß begehrend. In Frankfurt a. M. hat man zunächst Versuche angestellt, in den Volksschulen den wetterkundlichen Unterricht methodisch zu behandeln, und bringt nun als Ergebnis einen systematischen Lehrgang der Wetterkunde an die Öffentlichkeit, dessen praktische Anwendungen sich als durchführbar erwiesen haben sollen. Das vorliegende Lehrbuch, das in erster Linie für die Hand des Lehrers bestimmt ist, ist dadurch zustande gekommen, daß die Wetterstelle

Digitized by Google

Frankfurt a. M. mit der Lehrerschaft jener Stadt und ihrer Umgebung in den letzten Jahren zusammengearbeitet und ihre Ergebnisse zusammengestellt hat. Das Ziel dieses Unterrichts wird als ein dreifaches bezeichnet: Gewöhnung der Jugend an aufmerksames Beobachten der Vorgänge in der Luft und in der belebten Natur, Verständnis für die Änderungen der Wetterelemente und ihr Zusammenwirken, Befähigung zur praktischen Verwendung der Wetterkarte.

In der Einleitung wird die Methodik des wetterkundlichen Unterrichts erörtert, wobei sich die Forderung ergibt, daß die notwendige Zeit, die sich über eine Reihe von Schuljahren erstreckt, der Physik, der Biologie und der Erdkunde genommen werden soll. Bei der nun folgenden Besprechung der meteorologischen Elemente und ihrer Beobachtung wäre eine sorgfältigere Durcharbeitung geboten gewesen, da sich neben offenbaren Unrichtigkeiten auch Unklarheiten der Darstellung bemerkbar machen. Nachdem im dritten Abschnitte die graphische Darstellung der meteorologischen Beobachtungen mit der nötigen Ausführlichkeit beschrieben worden ist, wird im letzten Teile gezeigt, wie die Wetterkarten zur Prognose benutzt werden können, insbesondere auch die Organisation des Wetterdienstes und die Entstehung der offiziellen Wetterkarten erörtert. Im Anhange finden wir drei Tabellen zur Benutzung des Barometers und des Hygrometers, ferner eine Tabelle der monatlichen Mittelwerte für eine große Zahl bedeutender Beobachtungsstationen, eine Zusammenstellung der Lehrmittel für den wetterkundlichen Unterricht, endlich als Muster zwei Schülerbeobachtungstabellen, die für alle Tage des Januar und des Mai 1907 ausgefüllt sind.

Die Verfasser verhehlen sich die Schwierigkeiten des Unterrichtes in der Wetterkunde nicht und sagen in bezug auf die wissenschaftliche Prognose u. a.: „Vorläufig sind wir in der Aufstellung der Wetterprognose noch sehr auf langjährige Erfahrung angewiesen. Wenn man tagtäglich die Wetterkarte betrachtet und ihre Veränderungen verfolgt, so entwickelt sich allmählich ein gewisses Gefühl dafür, nach welcher Richtung wohl jetzt die Veränderung erfolgt. Und dieses halb unbewußte Vorausahnen kann trotz aller theoretischen Regeln immer noch nicht ganz entbehrt werden". Dieses Urteil sollte aber doch dazu führen, die praktische Wetterkunde einstweilen noch vom Schulunterricht fernzuhalten.

Viele Physiklehrer, welche in der Wärmelehre auch auf meteorologische Vorgänge einzugehen haben, werden in dem Buche manche Anregung finden können.

2) Walther Masche, Physikalische Übungen. Ein Leitfaden für die Hand des Schülers. I. Teil mit 14 Abbildungen im Text. II. Teil mit 27 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. I. Teil: 43 S. 8. 0,60 *M*. II. Teil: 59 S. 8. 0,80 *M*.

Wenn es auch an Berichten und Vorschlägen zur Ausgestaltung der praktischen physikalischen Schülerübungen an höheren Lehr-

Digitized by Google

anstalten nicht mehr mangelt, so muß man doch jede neue Beschreibung von brauchbaren Übungsanordnungen, die aus praktischer Erfahrung hervorgegangen sind, und deren Anwendung von Erfolg gekrönt gewesen ist, mit Dank entgegennehmen; denn auf diesem an vielen Schulen noch brach liegenden Gebiete gilt es, möglichst allgemein brauchbare und zugleich den methodischen Absichten entsprechende Versuchsreihen aufzustellen. Der Zweck der beiden vorliegenden Hefte entspricht zwar diesen Gesichtspunkten ursprünglich nicht, aber speziell dazu bestimmt, den am Kaiser Wilhelm-Realgymnasium zu Berlin arbeitenden Schülern als Leitfaden in die Hand gegeben zu werden, stellen sie einen beachtenswerten Beitrag dar. Ihre Verwendung hängt nicht zum geringen Teile von den dort zur Verfügung stehenden Apparaten ab, für deren Beschaffung die nötigen Angaben über geeignete Bezugsquellen beigefügt sind. Die von H. Hahn eingeführte Art der Darstellung ist auch hier mit einigen zweckmäßigen Änderungen angewendet.

3) Leo Königsberger, Hermann von Helmholtz. Gekürzte Volksausgabe. Mit 2 Bildnissen. Braunschweig 1911, F. Vieweg & Sohn. 356 S. 8. geb. 4,50 ℳ.

Eine vortrefflich geschriebene, wissenschaftlich ausgezeichnete Lebensbeschreibung des seine Mitwelt weit überragenden Mannes hat K. schon früher in einem dreibändigen Werke herausgegeben. Die Darstellung der Leistungen jenes genialen Forschers geht darin so in die Tiefe, daß eine Reihe von Abschnitten nur bei engeren Leserkreisen ausreichendes Verständnis und Würdigung gefunden hat. Sollten die überreichen Schätze, die in dieser Biographie enthalten sind, auch weiteren Kreisen Belehrung und anregenden Genuß bieten, so mußten jene umfangreichen Teile, namentlich diejenigen, welche tiefe mathematische und physikalische Kenntnisse voraussetzen, fortgelassen werden, ohne den wissenschaftlichen Charakter des Werkes zu schädigen. Das ist in der vorliegenden gekürzten Volksausgabe in zweckmäßiger Weise geschehen. Studierende und Lehrer werden dieses Buch, für dessen Herausgabe sich der Verfasser in weiten Kreisen Dank verdient hat, mit dem lebhaftesten Interesse und mit tiefer Befriedigung lesen. Zwei ausgezeichnete Bildnisse stellen v. Helmholtz in seinen jungen Jahren und in späterer Zeit dar.

4) Paul Schulze, Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. I. Teil: Unterstufe. Mit 240 in den Text gedruckten Abbildungen. Bielefeld und Leipzig 1912, Velhagen und Klasing. 162 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Wieder ein neues Lehrbuch auf dem mit physikalischen Schulbüchern schon überfüllten Markte! Die vorliegende Unterstufe unterscheidet sich in nichts vorteilhaft von vielen anderen gleichwertigen Lehrbüchern der Physik. Daß etwa die gelegentliche Benutzung der graphischen Darstellung im vorbereitenden Lehrgange die Herausgabe eines neuen Lehrbuches nötig machte, wird man wohl nicht als Begründung anführen wollen.

Digitized by Google

5) E. Grimsehl, Lehrbuch der Physik zum Gebrauch beim Unterricht bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 1296 Figuren im Text, 2 farbigen Tafeln und einem Anhange, enthaltend Tabellen physikalischer Konstanten und Zahlentabellen. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. XVI u. 1262 S. 8. geh. 15 ℳ, geb. 16 ℳ.

Daß von diesem bedeutenden Werke innerhalb dreier Jahre eine zweite Auflage nötig geworden ist, hat man auf den wohlbegründeten Beifall und die lebhafte Nachfrage zurückzuführen, die es sogleich nach seinem Erscheinen namentlich bei Studierenden und Lehrenden gefunden hat. Nicht in dem Sinne eines Schulbuches kann es im Unterrichte Verwendung finden — dazu ist es viel zu umfangreich und tiefgehend —, sondern in den Fällen, in denen ein Lehrer einzelne Gebiete mit einer guten Klasse eingehender zu behandeln wünscht, wird er reiche Anregung und Belehrung aus gereifter praktischer Erfahrung in dem Grimsehlschen Lehrbuche finden.

Die neue Auflage ist an vielen Stellen aus dem Grunde umgearbeitet worden, weil es für zweckmäßig gehalten wurde, die mathematische Begründung, wo es nötig war, mit Hilfe der Differential- und Integralrechnung zu entwickeln. Ganz neu bearbeitet ist ferner die Meteorologie, im wesentlichen neu hinzugekommen ist die Lehre von der Strahlungsenergie, von den technischen Anwendungen der Elektrolyse, die Lehre von den Wechselströmen, von den elektrischen Schwingungen, von den Entladungen in Gasen, von der Radioaktivität und von den neuen Anschauungen über Elektrizität, außerdem sind nicht weniger als 64 Paragraphen hinzugekommen. Trotzdem sich hierdurch ein Zuwachs des Buches um 200 Seiten und der Zahl der Figuren um 205 ergeben hat, konnte doch von einer Erhöhung des Preises abgesehen werden.

Berlin. R. Schiel.

O. Vogel und O. Ohmann, Zoologische Zeichentafeln. Im Anschluß an den Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie von Vogel, Müllenhoff, Röseler und zum Gebrauch neben anderen Lehrbüchern, sowie zum selbständigen Unterrichtsgebrauch. Heft I (16 Tafeln), 12. Auflage; Heft II (24 Tafeln), 10. Auflage; Heft III (16 Tafeln), 7. Auflage. Berlin 1910, Winckelmann & Söhne. qu. 4. zusammen 2,80 ℳ.

Die Zeichentafeln erscheinen hiermit zum ersten Male in zwei verschiedenen Ausgaben: die „Ausgabe A" ist sowohl in den Tafeln, wie auch in dem Verzeichnis der Abbildungen gegen die letzte Auflage unverändert geblieben. (Man vergleiche die ausführliche Besprechung der Verbesserungen im 58. Jahrgang dieser Zeitschrift 1904 S. 250 f.) Bei der neuen „Ausgabe B" (jetzt in drei Mappen) ist dagegen „das Verzeichnis der Abbildungen in eigenartiger Weise zu einer systematischen Übersicht des Tierreichs erweitert worden, derart, daß der durchgehende Text der systematischen Übersicht zugehört, während der in der Mitte

Digitized by Google

geteilte Text, genau wie früher, die Figurenerklärungen enthält. Auf diese Weise ist einerseits eine sofortige Orientierung über alles zur eigentlichen Figurenerklärung Gehörende ermöglicht, andererseits gewinnt auch die systematische Übersicht insofern, als durch den geteilten Text deutlich hervortritt, welchen systematischen Unterabteilungen die besonders wichtigen Tiere angehören".

Der Gedanke, die systematische Übersicht mit dem Verzeichnis der Abbildungen zu einem zwar deutlich gegliederten, aber doch innerlich einheitlichen Ganzen zu verarbeiten, ist in der Tat sehr glücklich und wird den schon recht weit verbreiteten Zeichentafeln noch manches neue Feld erschließen; denn die Ausgabe B ist infolge der Veränderung „zum Gebrauch neben anderen Lehrbüchern, sowie zum selbständigen Unterrichtsgebrauch" wirklich sehr geeignet, während die früheren Auflagen einen mehr oder weniger engen Anschluß an den Leitfaden von Vogel, Müllenhoff und Röseler voraussetzten.

Wir wünschen den ausgezeichneten „Zeichentafeln", daß sie auch in der neuen Gestaltung eifrig benutzt werden und viel zur Belebung und Vertiefung des zoologischen Unterrichts beitragen mögen.

Landeshut i. Schles. P. Zühlke.

---

1) H. J. Müller, Lehrbuch des Gesangunterrichts in der Volksschule und den unteren Klassen der höheren Lehranstalten. Zweite Auflage. Aachen, A. Jacobi & Co. X u. 149 S. 8. 2 *M.*

Das Buch ist ausschließlich für Lehrer geschrieben. Im ersten Teile behandelt M. den Gesang als die Sprache des Gefühls, seine pädagogische Bedeutung, die Geschichte des Gesangunterrichts und seiner Methode, die menschliche Stimme, die Theorie der Tonbildung und die Aussprache beim Gesange. Im zweiten Teile wird eingehend die Methode des Gesangunterrichts dargestellt. Der Verfasser bemüht sich sichtlich, möglichst populär und faßlich zu sein und wird manchem Lehrer gute Dienste tun. Nur bitten wir ihn und manche seiner Kollegen, die Anforderungen an die Schüler im theoretischen Unterricht nicht zu hoch zu spannen. Man erreicht dann schließlich gar nichts und erweckt bei den Schülern Unlust.

2) Erk und Greef, Chorbuch des Sängerhain. Ausgabe A, neu bearbeitet von Fr. Wiedermann. Essen, G. D. Baedeker. 512 S. nebst biographischem Anhang. gr. 8. geb. 2,70 *M.*

Das Werk des alten, um das Volkslied so hochverdienten Erk liegt nun in neuer Bearbeitung und Umgestaltung vor. Die Ausstattung und der Druck sind als vorzüglich zu bezeichnen, der Preis als sehr mäßig. Neben vielen alten bekannten Liedern und Chorsätzen begegnen uns auch manche neue. Der Bearbeiter hat sich bemüht, der Neuzeit und ihrem veränderten Geschmack Rechnung zu tragen. Wie alle Chorbücher, so steht auch dieses etwas unter dem Zeichen des neuen Lehrplans für den Gesangunterricht. Eines hätten wir freilich ge-

Digitized by Google

wünscht, das leider nicht erfüllt ist: eine Reduktion seines Inhalts. Welcher Schulchor ist imstande, auch nur den vierten Teil des Buches zu bewältigen? Es steht zu vieles darin, was gut entbehrt werden kann, da es nur mäßigen Wert hat. Die einzelnen Themata sind oft mit vielen Nummern bedacht, wo wenige genügten. Wir würden gern die ältere Schulmusik des 16. und 17. Jahrhunderts noch ausgiebiger benutzt sehen. Prätorius, der mit mehreren vortrefflichen Kompositionen vertreten ist, könnte noch stärker ausgebeutet werden. Ich bedauere sehr, daß das sehr sangbare und klanglich so schöne „Geboren ist Immanuel" fast in allen Büchern fehlt. Ferner vermisse ich die fünf- und sechsstimmigen Choralsätze eines Eccard und andere Meister. Ein Schülerchor m u ß sie bewältigen können, sonst ist der Lehrer und sein Chor nicht auf der Höhe. Die Chorsätze aus dem Messias Nr. 286 und 297 können füglich fehlen; denn sie bedürfen größtenteils der Klavierbegleitung und können im Schulleben schwerlich Verwendung finden. Ich würde das Hallelujah lieber als Ersatz vorschlagen. Jeder Schülerchor muß dieses grandiose Tonstück auf Lager halten. Nicht alle Sopranisten und Tenoristen erreichen das hohe a, aber, wie ich aus Erfahrung schreibe, gibt es Jahrgänge, in denen beides vorhanden ist, und dann gilt es, unseren Schülern diese klassische Perle Händelscher Chormusik vorzuführen. Dasselbe behaupte ich von dem Haydnschen Chore „Die Himmel erzählen" mit Solis. Auch dieser darf in keiner Schule fehlen. Um einzelnes hervorzuheben, so bitte ich die Fermaten in Nr. 111 wegzulassen, sie sind nicht mehr zeitgemäß. Die Harmonisierung des Chorals im Takt 4 bedürfte einer kleinen Änderung, Nr. 115 ist sentimental und darum fortzulassen, die Melodie zu 120 ist wirkungslos, ich schlage als Ersatz die wundervolle Melodie von Händel vor, die Transposition von 149 in eine niedrige Tonart ist nicht nötig, die isometrische Form in Nr. 210 nicht mehr zeitgemäß und wir bitten die Achtel-Noten der neueren Gesangbücher einzuführen, Nr. 219 von Stein kann sich nicht dauernd behaupten, ebensowenig 248 und 250, Nr. 267 müßte mit besserem Satz versehen werden. Das Ave Maria von Liszt entspricht nicht den Anforderungen, die wir an religiöse Musik stellen.

Als Gegengewicht gegen diese Ausstellungen müssen wir auf eine Reihe von unleugbaren Vorzügen und Verbesserungen des Buches hinweisen, die dem nach ihm unterrichtenden Lehrer von selbst auffallen werden. Wir resümieren dahin: wenn das Buch auch unseren Wünschen nach Umarbeitung und Verbesserung nicht ganz entspricht, so wird es doch unzweifelhaft dem Schulgesange gute Dienste tun können.

H a m m i. W. H. E i c k h o f f.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 19 400 Abbildungen im Text und auf 1780 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 196 Textbeilagen. Dreiundzwanzigster Band. Jahres-Supplement 1910—1911. Leipzig und Wien 1912, Bibliographisches Institut. 1008 S. geb. 10 ℳ.

Der Große Meyer wird durch dieses zweite Jahres-Supplement bis zum Tage seines Erscheinens ergänzt und vervollständigt. Der Kauf dieses Ergänzungsbandes ist wegen seiner Vortrefflichkeit jedem, der das Lexikon besitzt, dringend zu empfehlen. Denn alle, die sich über irgend einen Gegenstand unterrichten wollen, finden hier eine Fülle von Artikeln, die sich eben so sehr durch Reichhaltigkeit des Gebotenen wie durch Gediegenheit im einzelnen auszeichnen. Dabei finden sich viele neue, die einen selbständigen Wert haben und das Hauptwerk auf das vorzüglichste ergänzen. Die Illustrationen sind durch die Bank auf der Höhe der Zeit.

2. Der Kulturspiegel, herausgegeben von G. Mauschner. Monatsschrift. Verlag des Kulturspiegels München-Leipzig. Jahrg. 1, Heft 1 und 4, je 0,75 ℳ.

3. Deutsche Rundschau für Geographie. Herausgegeben von H. Hassinger. Wien, A. Hartleben's Verlag. Jahrg. 34, Heft 1, S. 1—48.

4. Ullstein-Jugend-Bücher. Ullstein & Co., Berlin 1912. Jeder Band gebunden.

a) G. Falke, Die neidischen Schwestern, ein Märchen aus 1001 Nacht. Mit Bildern von Edm. Fürst. 141 S. 1 ℳ.

b) E. v. Wolzogen, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer. Mit Bildern von Fr. Koch. 143 S. 1 ℳ.

c) O. Ernst, Gulliver in Liliput. Mit Bildern von Fr. Koch. 142 S. 1 ℳ.

d) R. Herzog, Siegfried der Held. Mit Bildern von Fr. Stassen. 144 S. 1 ℳ.

e) F. v. Zobeltitz, Der Kampf um Troja. Mit Bildern von Fr. Stassen. 142 S. 1 ℳ.

5. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Prag 1911.

a) R. Marschner, Bauet Kleinwohnungen mit staatlicher Kredithilfe. 25 S.

b) E. Rychnovsky, Franz Liszt. Zu seinem hundertsten Geburtstag. 35 S.

6. Präparationen zur griechischen und lateinischen Schullektüre. Bamberg, C. C. Buchner.

a) Fr. Weber, Präparation zu den Lebensbeschreibungen der Nepos, Alcibiades, Thrasybulus, Conon, Dion, Iphicrates, Chabrias, Timotheus. 32 S. 0,30 ℳ. Präparation zu Nepos, Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Cimon, Lysander. 32 S. 0,30 ℳ.

b) J. Herzer, Präparation zu Euripides' Medea. 36 S. 0,35 ℳ. — Präparation zu Euripides' Iphigenie i. T. 35 S. 0,35 ℳ.

Digitized by Google

c) L. Ihle, Präparation zu Ciceros Lälius (de amicitia). 16 S. 0,20 M.

d) G. Hüttner, Präparation zu Demosthenes' Staatsreden, 5., 6., 8. und 9. Rede. 40 S. 0,35 M.

e) P. Huber, Präparation zu Plutarchs Brutus. 21 S. 0,25 M.

f) L. Bergmüller, Präparation zu Xenophons Anabasis 1. Buch. 37 S. 0,30 M. Präparation zu Xenophons Hellenika 1. und 2. Buch (Auswahl). 35 S. 0,35 M.

7. J. Bube, Ergänzungsband zum III. Teil von Bubes Englischem Lesebuch für höhere Mädchenschulen usw. Leipzig 1912, G. Freytag. 111 S. 1,50 M.

8. G. Bugge, Chemie und Technik. Mit 7 Tafeln und 14 Zeichnungen im Text. Leipzig, Philipp Reclam jun. 190 S. geb. (Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von S. Günther, Band 11.)

9. P. Corneille, Horace, bearbeitet von Fr. Meyer. Berlin und Glogau 1911, Carl Flemming, Verlag. XXII u. 76 S. gr. 8. geb.

10. P. Corneille, Le Cid. Herausgegeben von H. Schmidt. Ausgabe A mit deutschen Anmerkungen. Ebenda. 70 S. geb.

11. Ch. Dickens, Christmas Carol in prose, being a Ghost Story of Christmas. Herausgegeben von E. Schürmeyer. Vierte Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 120 S. geb. Anmerkungen 57 S. Zusammen 1,60 M.

12. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Medizin, herausgegeben von A. Witting (1. und 4. Heft).

a) E. Fraas, Die ostafrikanischen Dinosaurier. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, W. C. W. Vogel. 21 S. gr. 8. 1,50 M.

b) S. Garten, Über Bau und Funktion der elektrischen Organe. Mit 26 Abbildungen. Leipzig, W. C. W. Vogel. 34 S. gr. 8. 1,50 M.

13. Th. Fitz-Hugh, The West-Indoeuropean Superstress. S.-A. aus Proceedings of the American Philological Association XLI (1911) S. 31—36.

14. Aus deutschen Lesebüchern, 4. Band: O. Frick und Fr. Polack, Epische und lyrische Dichtungen. Erste Abteilung, Epische Dichtungen, 5. Auflage von P. Polack. Leipzig 1911, B. G. Teubner. XII u. 526 S. 5 M, geb. 6,40 M.

15. K. Gräfe, Die Persönlichkeit Kaiser Heinrichs VII. Leipzig 1911, Dyksche Buchhandlung. 61 S. 2 M. kart. 2,50 M.

16. G. Hagemann, Psychologie. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterricht. Achte Auflage von A. Dyroff. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. XV u. 401 S. 4,80 M, geb. 5,60 M.

17. Freytags deutsche Schulausgaben.

a) F. Hebbel, Maria Magdalena, herausgegeben von R. Findeis. Leipzig 1912, G. Freytag. 78 S. geb. 0,50 M.

b) Cl. Brentano und Achim v. Arnim, Novellen, herausgegeben von J. Černy. Ebenda. 123 S. geb. 0,75 M.

18. F. Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie. Oberstufe (6., 7. und 8. Klasse). Mit 94 Figuren. Siebente Auflage. Wien 1912, F. Tempsky. 170 S. geb. 2 K 80 h.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die griechischen Elegiker in Obersekunda.

Das Maß griechischer Lektüre in Obersekunda ist bei uns reichlich groß, aber auch schön und lohnend. In dem einen Halbjahr lesen wir neben der Odyssee, die natürlich dauernd mit zwei Wochenstunden angesetzt ist, Platons Apologie und Kriton. Die Hauptlektüre des andern Semesters bildet eine Auswahl aus Herodot (VII—IX d. h. Thermopylai, Salamis und Plataiai). Diese Lektüre wird zweimal unterbrochen, was den Schülern, die für Herodot nicht übermäßig schwärmen, sehr angenehm ist. Am Ende des ersten Quartals werden im Anschluß an Herodot VII 228 d. h. an die Thermopylai-Epigramme Proben aus den griechischen Elegikern geboten. Im zweiten Quartal folgt auf die Schlacht von Salamis der Botenbericht aus den Persern des Aischylos. Hier soll einiges über die erste Unterbrechung gesagt werden.

Zu Grunde gelegt haben wir: Alfred Biese, Griechische Lyriker in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben, 2. Aufl. Leipzig 1902. Wir sind mit dem Text recht zufrieden, weniger mit dem dazu gebotenen Kommentar, was sich aber hinnehmen läßt, wenn der Lehrer das Seine tut. Schwieriger ist die Entscheidung der Frage, was man nun auswählen soll, besonders da ein großer Zeitraum dieser Beschäftigung leider nicht zugestanden werden kann und die einzelnen Gedichte, wenn ein Ertrag bleiben soll, doch nicht nur übersetzt, sondern auch durchgesprochen und einigermaßen gewürdigt werden müssen. Ich habe, als ich zuletzt an diese Aufgabe kam, im November und Dezember 1911 fast ganze vier Wochen hierzu hergegeben und muß sagen, daß ich es nicht bedauere. Ich gehe im folgenden kurz die gelesenen Lieder durch und deute an, wie wir verfahren sind.

Zuerst kam Tyrtaios mit seinem 3. Liede (bei Biese) als Vertreter des Dorertums heran. Auf Echtheit oder Unechtheit gingen wir selbstverständlich nicht ein. Daß das Lied spartanischen Sinn atmet, wird ja wohl niemand leugnen. Die Jungen sehen hier in poetischer Form, was sie ja aus der Historie schon wissen, was das Ideal des rechten Spartaners ist. Die ἀρετή ist die im Kampfe bewiesene Tapferkeit,

Digitized by Google

alles andere (v. 1—9) kommt erst in zweiter oder dritter Linie. Diese ἀρετή führt zum Heldentod und damit zur ἀθανασία oder sie schafft ein siegverklärtes, ruhmgekröntes, und ehrenreiches Alter und macht noch Kind und Kindeskind glücklich. Wir erinnerten uns gern an den Anfang des schönen Volksliedes ‘Kein schön'rer Tod ist auf der Welt, als wer vom Feind erschlagen auf grüner Heid', im freien Feld darf nicht hör'n groß Wehklagen!' Wir frischten besonders im Anfange reichlich mythologische Reminiszenzen auf und gedachten, wo es nur anging, des Homer, der ja in gewissem Sinne der Vater auch der Lyrik ist. Ich teilte bei Vers 33 zu dem Worte ἀριστεύοντα die Iliasverse mit:

αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων
μηδὲ γένος πατέρων αἰσχυνέμεν, οἳ μέγ' ἄριστοι

und erzählte schließlich, wie Platon im ersten Buche der Gesetze an dieser ‘Definition' des Tyrtaios Kritik übt mit den Worten: ἣν δὲ αὖ Τύρταιος ἐπῄνεσε μάλιστα, καλὴ μὲν καὶ κατὰ καιρὸν κεκοσμημένη τῷ ποιητῇ, τετάρτη μέντοι ὅμως ἀριθμῷ τε καὶ δυνάμει τοῦ τιμία εἶναι λέγοιτ' ἂν ὀρθότατα, was denn noch Anlaß gab, über ἀρετή (bzw. ἀνδρεία) als Selbstbezwingung usw. manches Wörtlein zu reden, das hoffentlich nicht der Wind verweht.

Dann kam Mimnermos mit dem 2. Gedicht (Die Jugendblüte ist so kurz von Dauer!) an die Reihe. Wir fanden den Anfang des Liedes (v. 1 bis 4½) am schönsten mit der Verwertung des homerischen Vergleiches der Menschen mit den Blättern (Ilias VI 146—149). Todesfurcht, pessimistische Anwandlungen und den Wunsch, gleich am Ende der Jugend zu sterben, lehnten wir ab, suchten aber des Dichters Worte aus seiner Stimmung zu verstehen: jedes lyrische Gedicht ist ja wohl ein Gelegenheitsgedicht. Der Pessimismus wurde als unfruchtbare Weltanschauung bezeichnet, der kaum zu großen Taten, wie sie doch der Jugend zumeist vorschweben, führen kann. Dabei fiel auch der Name Nietzsche, und trotz ihm wurde Goethes Wort auf den Schild gehoben: ‘Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten.' Im übrigen wurde v. 15/16: οὐδέ τις ἔστιν ἀνθρώπων, ᾧ Ζεὺς μὴ κακὰ πολλὰ διδοῖ als richtig anerkannt, aber demgegenüber auf die Schule der Leiden und die Wehrhaftigkeit des Menschen gegen Unglück hingewiesen und eines Paulus gedacht, der sich seiner Leiden rühmt und freut, weil sie Gelegenheit bieten, Standhaftigkeit und Treue gegen seinen Gott zu beweisen, wie ja auch Seneca sagt: calamitas virtutis occasio!

Von Solon lasen wir 5 Gedichte. Sein ‘Auf gen Salamis' bedurfte einer Erklärung des Inhaltes nicht, die Worterklärung genügte.[1] Anders war es schon mit Nr. 2: ‘Die nach Götterschluß ewige Stadt Athen, ein Tummelplatz der Leidenschaft der Menschen'. Hier erzählte ich von Platon, nach dessen Meinung Götter und Menschen Mitarbeiter

[1]) Die Verdeutschung Stowassers mit den Namen Buxtehude und Tripstrill gefällt mir, offen gestanden, gar nicht. Was hat auch Athen mit Buxtehude zu tun?

Digitized by Google

sind zur Verwirklichung des Guten auf Erden. Da fand sich leicht der Gegenwartswert dieses Liedes. Wie in Athen so hindern auch bei uns die Bösen die gottgewollte Blüte von Stadt, Staat und Volk! Hüten wir uns also, in irgend einer Weise teilzunehmen an den *συνόδοις τοῖς ἀδικοῦσι φίλαις* (V. 22)! Wir tadelten mit Solon die Geldgier als Lebensprinzip und bewunderten die Verse 15/16, in denen er das Walten der Dike schildert, die wir denn auch in christlichem Sinne zu erklären versuchten. Der lebendige Vergleich des Volksleids — der 'Pest' sagt Jakob Mähly — mit dem mordlustigen wilden Tier, das den Zaun überspringt und die Leute gar im Winkel sucht, gefiel überaus wie das mannhafte Eintreten für die *εὐνομίη*. Wir hielten es mit Solon für Mannespflicht, als getreuer Eckart für das Volk einzutreten, und sahen mit ihm (wie mit Sokrates und Platon) als das beste Mittel zur Änderung leidiger Zustände die *διδαχή* (V. 31) an, wobei auch ein Wort fiel über moderne Bestrebungen in der Volksbildung in Europa und Amerika.

In demselben Gedankenkreise blieben wir im 7. Gedicht Solons von der sühnenden Gerechtigkeit des Zeus. Moderne und antike Weltanschauung stellten wir bei V. 5 einander gegenüber:

εἶναι δὲ γλυκὺν ὧδε φίλοις, ἐχθροῖσι δὲ πικρόν

und zeigten die Verschiebung des Ideals zur Humanität, die inzwischen stattgefunden hat oder doch stattgefunden haben sollte, an der Charakteristik, die Xenophon von dem jüngeren Kyros gibt, *ὡς εὔχοιτο τοσοῦτον χρόνον ζῆν, ἔστε νικῴη καὶ τοὺς εὖ καὶ τοὺς κακῶς ποιοῦντας ἀλεξόμενος* und den Worten der Bergpredigt *ἀγαπᾶτε τοὺς ἐχθροὺς ὑμῶν* und manchem andern neutestamentlichen Worte. Andererseits sprach uns das Gottvertrauen an, das aus dem Verse spricht *πλοῦτον δ' ὃν μὲν δῶσι θεοί, παραγίγνεται ἀνδρὶ ἔμπεδος* u. s. w. und die klare Formulierung der Überzeugung:

οὐ γὰρ δὴν θνητοῖς ὕβριος ἔργα πέλει.

Am Schlusse kamen Solons Gedanken über die Vergeltung im Vergleiche mit der biblischen Auffassung des Alten und Neuen Testaments zur Sprache. Die Schüler fanden selbst zu den Worten *ἀναίτιοι ἔργα τίνουσιν ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω* die Ähnlichkeit mit dem mosaischen Gesetz (vgl. Luthers Beschluß der Gebote) heraus, wußten auch noch aus Untersekunda, daß und wie die Propheten des Alten Bundes eine Milderung dieser niederschmetternden Formel angebahnt haben und wie dem Menschen nach der Wirksamkeit des *νόμος* als des *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν* nun, wenn er selbst nur will, hell der Stern der Gnade leuchtet. Wir sind ja, wie Paulus schön sagt, (in dieser Hinsicht wenigstens) dem Gesetz gestorben (vgl. Römerbrief).

Auch für das 8. Gedicht, dem Biese die Überschrift gegeben hat 'Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!' holten wir zum Teil unsere vergleichenden Gedanken aus dem Religionsunterricht: sind doch hier Themata wie Bestimmung und freier Wille, Zweck-

losigkeit aller menschlichen Bemühungen, ja selbst die Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit (die Theodicee) herangezogen. Für die Vv. 5 ff., in denen *βία* von Menschen gegeben werden, konnte hier leider nur angedeutet werden die Ähnlichkeit mit Horaz carm. I 1, da die Schüler den Horaz ja noch nicht kennen. Für den Schluß aber von V. 29 ab:

> *μοῖρα δέ τοι θνητοῖσι κακον φέρει ἠδὲ καὶ ἐσθλον·*
> *δῶρα δ' ἄφυκτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων,*

gedachten wir des Agamemnon, der alles, was er schlecht gemacht hat, der *μοῖρα* in die Schuhe schieben will, des Cäsar, der seine Schlappen immer dem Fatum und den di immortales aufbürdet, des Islam mit seinem Kismet, das den Menschen stumpf und gleichgültig macht, und anderer hierher gehörender Materien. Bei dem *εὖ ἔρδειν πειρώμενος*, der *οὐ προνοήσας εἰς μεγάλην ἄτην καὶ χαλεπὴν ἔπεσεν*, kamen mir die Schüler selbst mit dem typischen Beispiel Hiob und wußten noch zu sagen, daß eine vollständige Lösung der Theodicee nur für den möglich ist, der wie der Christ an einen Ausgleich aller Dinge in einem andern Leben hofft, ein Gedanke, der ja auch Kant geläufig war, und daß wir, wenn überhaupt, jedenfalls nicht nach dem Stande der Dinge in dieser Welt ein Urteil über Gottes Gerechtigkeit fällen dürfen.

Nr. 9 'Tugend und Reichtum' spricht in seiner Kürze für sich selbst. Der Sinn ist 'Reichtum vergeht, aber Tugend besteht'. Solon warnt vor dem törichten Neide, an dem wir oft kranken, und zeigt, daß Geld und Glück weder dasselbe sind noch miteinander verbunden. Wir durften sogar den paradoxen Spruch heranziehen, nach dem der wahre Bettler erst der wahre König ist. Auch Goethes 'Schatzgräber' hätte in der Betrachtung seine Stelle finden können neben dem, was Sokrates in der Apologie über den Wert des Geldes und der Tugend sagt. Wir waren ja in der angenehmen Lage, die Apologie im vorhergehenden Semester gemeinschaftlich gelesen zu haben, und das Wichtigste war noch davon in aller Erinnerung.

Unser Weg führte uns dann zu Xenophanes von Kolophon, dessen Bestrebungen um eine verbesserte Gottesauffassung ich den Schülern einleitend nahe zu bringen versuchte unter Anführung der Verse:

> *εἷς θεὸς ἔν τε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισι μέγιστος,*
> *οὔτε δέμας θνητοῖσιν ὁμοίιος οὔτε νόημα.*
> *οὖλος ὁρᾷ, οὖλος δὲ νοεῖ, οὖλος δέ τ' ἀκούει.*

Dann lasen wir (Biese Nr. 2): 'Körper und Geist'. Ich ließ aus dem Gedicht die Verse heraussuchen, die die Überschrift klarer machen; es sind V. 11/12:

> *ῥώμης γὰρ ἀμείνων*
> *ἀνδρῶν ἠδ' ἵππων ἡμετέρη σοφίη.*

Wir sehen, wie ein griechischer Denker energisch gegen die einseitige Körperkultur und ihre ebenso einseitig übertriebene Wertschätzung Front macht.

Digitized by Google

ἀλλ' εἰκῇ μάλα τοῦτο νομίζεται. οὐδὲ δίκαιον
προκρίνειν ῥώμην τῆς ἀγαθῆς σοφίης.

Wir fragten, wie sich diese Auffassung in jener sportfrohen Zeit erklären lasse, und fanden den Grund in der eben aufblühenden Philosophie, die eben fand und lehrte, daß die Seele göttlich, also mehr sei denn der Körper. Wir stellten dann fest, daß man allerdings auch die einseitige Pflege des Geistes nicht gutheißen dürfe, sondern eine harmonische Durchbildung des Leibes und der Seele zu suchen und zum Ziele der Jugendbildung zu machen habe. Auch die Alten sahen als das Ideal des καλοκἀγαθός nicht etwa den homerischen Achilleus, sondern den Odysseus an. Ungezwungen fanden wir den Weg zu der neueren Zeit, lehnten alle Auswüchse auf beiden Seiten als Stubenhockerei und weltfremde Bücherweisheit einerseits und als Sportfexerei und Athletentum andrerseits ab und einigten uns wie so oft bei der aurea mediocritas: medio tutissimus ibis. Auch hier konnten wir des Sokrates gedenken, der in der Apologie seine Tätigkeit höher einschätzt als die des Siegers in den Festspielen. Übrigens ließ sich dem stolzen Selbstbewußtsein des Atheners das kühne Eigenlob des Kolophoniers (v. 11) an die Seite stellen:

οὐκ ἐὼν ἄξιος ὥσπερ ἐγώ.

Die Ansichten darüber, was einer über sich selbst sagen dürfe, waren bei den Alten anders als bei uns. Parallelstellen zu Xenophanes wußten auch die Jungen beizubringen, vor allem das homerische:

εἴμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης, ὃς πᾶσι δόλοισιν
ἀνθρώποισι μέλω καί μευ κλέος οὐρανὸν ἵκει.

Auf die Frage, ob nicht dieses Lied an ein vor kurzem gelesenes anklinge, ergab sich die Antwort, ja: an Tyrtaios no. 3. Die lange Reihe der Bedingungssätze am Anfang findet sich hier wie da, während der Grundgedanke fast diametral entgegengesetzt ist. Ob das bewußte Absicht sei, wagten wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls erschien dieses Lied ebenso klar ionisch wie jenes dorisch.

Endlich kam Theognis heran, der verbissene und verbitterte Aristokrat, wie ihn Christ in seiner Literaturgeschichte nennt. Seine pessimistische Lebensanschauung erklärt sich aus seinen Lebensschicksalen, hat er doch die Niederlage seiner Partei, den Verlust seiner Güter und die Verbannung durchgekostet. Wir lasen zuerst Nr. 4: 'Die Hoffnung', noch das zuversichtlichste von den Gedichten. Die Treue, so sagt er, hat die Erde verlassen, mit ihr die Sophrosyne und die Chariten. Anders ausgedrückt: das Leben der Menschen spielt sich in Untreue und Unverstand ab, es fehlt ihm an jeder Anmut und an jedem Reiz. Die εὐνομία — wir denken an Solon — ist dahin, die ἄδικοι ἄνδρες tragen ihre gemeine Gesinnung unverhüllt zur Schau. Es wäre schier zum Verzweifeln, wenn die Hoffnung, die θεὸς ἐσθλή, nicht auf der Erde geblieben wäre. An ihr halten wir fest und am Gebet wie am Opfer. Vielleicht werden doch noch die Götter die sehnsüchtigen Wünsche der εὐσεβεῖς einmal erfüllen. Von Rache wird hier erfreu-

Digitized by Google

licher Weise nicht gesprochen, obwohl der Gedanke an sie aus den Worten hervorklingt

οἳ θεῶν ἀθανάτων οὐδὲν ὀπιζόμενοι . . .

Wir erinnerten uns eines andern Mannes, der die πίστις ebenfalls im Bunde mit der ἐλπίς feiert, beiden aber eine dritte überragende Schwester zur Seite stellt mit den Worten: μείζων δὲ τούτων ἡ ἀγάπη. Von ihr weiß der Hellene, besonders wo es sich um die Stellung zu den ἄδικοι, also den Feinden handelt, nichts zu sagen. Er bekämpft anders wie der δοῦλος Ἰησοῦ Χριστοῦ nicht nur Sachen, sondern auch Personen mit leidenschaftlicher Abneigung, ja mit bittrem Haß (vgl. Solon Nr 7 V. 5/6). Für die Verehrung abstrakter Begriffe wie ἐλπίς, σωφροσύνη und πίστις als göttlicher Wesen zogen wir natürlich die römische Religion zum Vergleich heran, in der ja diese Seite (vgl. Honos, Concordia, Virtus) unvergleichlich stärker ausgebildet ist.

Das 13. Gedicht mit der Überschrift ‘Der Mensch denkt, Gott lenkt’ brachten wir mit der vorher behandelten solonischen Dichtung (No. 8) in Verbindung. Der menschlichen Unzufriedenheit darüber, daß so vieles oft anders geht, als wir gewollt und gehofft, stellten wir den lateinischen Satz gegenüber beata vita virtute conficitur und das Hochgefühl erfüllter Pflicht selbst angesichts erfolglos aufgewendeter Kraft und Arbeit. Die unlösbare Frage de libero et de servo arbitrio soll und darf unsere Schaffensfreudigkeit und Tatkraft nicht hemmend oder lähmend beeinflussen. Gewiß hat Theognis recht, wenn er sagt:

ἴσχει γὰρ χαλεπῆς πείρατ’ ἀμηχανίης,

aber Paulus hat auch recht, wenn er glücklich und ergeben zugleich ausruft: λογίζομαι γὰρ ὅτι οὐκ ἄξια τὰ παθήματα τοῦ νῦν καιροῦ πρὸς τὴν μέλλουσαν δόξαν ἀποκαλυφθῆναι εἰς ἡμᾶς und οἴδαμεν δὲ ὅτι τοῖς ἀγαπῶσι τὸν θεὸν πάντα συνεργεῖ εἰς ἀγαθόν, mögen also immerhin nach Theognis

θεοὶ δὲ κατὰ σφέτερον πάντα τελεῦσι νόον.

Auf andere Weise suchten bekanntlich die trotzigen Römer dem Unglück beizukommen. Von dem schon erwähnten Wort des Seneca abgesehen, denken wir an das Wort des Cato Uticensis:

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni,

das gewiß recht unchristlich, aber doch kraftvoll ist, oder an die Lehre des Dichters Vergil:

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito,

wozu man noch die deutschen Verse nehmen möge:

Unglück selber taugt nicht viel, doch es hat drei gute Kinder:
Kraft, Erfahrung, Mitgefühl!

Ist viel Zeit vorhanden, so läßt sich hier auch noch ein Exkurs über die Stellung Friedrichs des Großen zu diesen Fragen einfügen. Er schreibt, wie ich einem Aufsatze meines früheren Amtsgenossen, des Herrn Prof. W. Mangold, entnehme, in seiner Ode aux Prussiens:

Digitized by Google

Rien n'était arrêté par l'ordre des destins.
Où prospère le sage
L'imprudent fait naufrage
Le sort est en nos mains,

und dabei verehrt er doch die Vorsehung, wie er an Maupertuis im Dezember 1745 schreibt, „ohne zu wissen, bis zu welchem Grade sie in die Freiheit des Menschen eingreift", und „gibt gern dem Höchsten die Ehre".

Die Krone des Pessimismus ist schließlich Nr. 18, der Biese, wie mir scheint, nicht ganz zutreffend die Überschrift gegeben hat: *ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος.* Wie wir uns zu diesen vier Zeilen des Theognis stellen werden, ergibt sich aus dem Vorhergesagten von selbst. Daß dieses Lied einen gefährlichen Anreiz zum Selbstmord abgeben könnte, bedarf einer kurzen Erwähnung. Hat auch die Stoa den Selbstmord unter bestimmten Umständen gebilligt (vgl. Cato Uticensis), so verwarfen ihn doch Sokrates und Platon mit Recht. Was Sokrates dazu zu sagen hat, erzählte ich kurz den Schülern im Anschluß an den Phaidon, weiteres werden sie in Prima bei der Lektüre von Sophokles' Aias erfahren. Da jeder, sei es auch nur im Kleinen oder Kleinsten, Gott und der Menschheit dienen kann, so ist das Leben unter allen Umständen lebenswert. Die Grenze unseres Daseins zu bestimmen, überlassen wir dem Herrn über Leben und Tod. Daß christliche Prediger den Angehörigen jung Verstorbener zu sagen pflegen, Gott habe den Verblichenen zu sich genommen, um ihn vor Leiden zu bewahren, hat seine Berechtigung, steht aber auf einem anderen Blatte. Es ist eben ein Trostwort und die Aufforderung, in Gottes Tun immer das Beste für uns zu sehen. In diesem Sinne sagt die *σοφία Σαλωμῶνος*:

καὶ ἡλικία γήρως βίος ἀκηλίδωτος
und: *ἡρπάγη, μὴ κακία ἀλλάξῃ σύνεσιν αὐτοῦ*
ἢ δόλος ἀπατήσῃ ψυχὴν αὐτοῦ.

Ich meine, daß mit dieser Auswahl von Gedichten immerhin etwas Nützliches gewonnen werden kann. Man wird sich vielleicht wundern, daß so oft Christliches zum Vergleich herangezogen ist. Ich denke aber, daß wir, wo es sich um Fragen der Welt- und Lebensanschauung handelt, neben dem allgemeinen Menschenverstand oder, wenn man in Obersekunda schon so sagen will, neben der Philosophie vor allen Dingen unsere Religion zu Worte kommen lassen müssen. Wir wollen natürlich im griechischen Unterricht zunächst erfahren, wie die Griechen über dies und jenes dachten. Wir wollen aber doch auch darüber hinaus dem Leben dienen und, so weit es angeht, feststellen, wie **wir** jetzt die Fragen entscheiden, die schon den Alten wichtig waren oder die sie wenigstens ahnten.

Von dem unvergleichlichen Zauber der Sprache dieser Lieder wird der Schüler trotz aller Versuche natürlich immer nur ein unvollkommenes Bild gewinnen. Warum? Weil dieser Zauber sich nur dem erschließt, der diese Sprache und ihre Denker mit ganzem Herzen liebt.

Digitized by Google

Und das können wir füglich nicht von unsern Jungen, wenn sie etwa 15—16 Jahre alt sind, verlangen. Näher bringen kann man ihnen die Lieder als Ganzes vielleicht noch durch deutsche gebundene Übertragungen. Darüber noch zum Schluß ein Wort! Nicht brauchbar erscheinen mir — darin stimme ich mit Stowasser, dem Herausgeber der Griechenlyrik und Römerlyrik, durchaus überein — Übersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. Sie werden für den deutschen Leser immer etwas Fremdartiges und Steifes behalten. Darum werden sowohl Jakob Mählys wie Geibels Nachbildungen, so schön sie an sich sind, nicht ihren Zweck erreichen. Wie man es ungefähr machen muß, hat Stowasser gezeigt, und einen Teil seiner z. B. von Ad. Matthias gerühmten Übertragungen finde auch ich ganz vortrefflich. Wenn ich trotzdem selbst die vorher besprochenen Lieder verdeutscht habe, so ist es nicht geschehen, um in eine Konkurrenz mit ihm oder den anderen Übersetzern einzutreten. Ich folgte nur dem eigentümlichen Reiz, den diese Lektüre immer wieder ausübt auf jeden, der einigermaßen sich zutraut, auch in Versen reden zu können. Es handelt sich ja nicht um Dichtungen, sondern um Nachdichtungen. Nur als Proben einer solchen ganz bescheidenen Kunst und als Beweise für die Liebe, die der Verfasser für die Griechen hegt, wollen die nächsten Blätter gelesen wedren. Sollte nur das eine oder andere dem sachverständigen Kritiker gefallen und in der Schule zu gebrauchen sein, so ist alles erfüllt, was der Verfasser bei der Niederschrift zu hoffen gewagt hat.

Tyrtaios.

Der Ruhm des Tapferen.

(Biese Nr. 3.)

Des Manns gedenk' ich nun und nimmermehr,
Gewänn' er selbst im Lauf und Ringkampf Ehr',
Trät' stark und groß wie ein Kyklop er auf,
Besiegt er Thrakiens Boreas im Lauf,
Wär' wie Tithonos er so schön und hold,
Wie Kinyras und Midas reich an Gold,
Wär' fürstlicher er noch als Pelops gar,
Beredter selbst, als einst Adrastos war,
Hätt' allen Ruhm er, nur nicht hohen Mut
(Im Kriege ist ein solcher Mann nicht gut!),
Säh' Mord und Blut er nicht getrost mit an
Und dränge in den Feind Mann gegen Mann.
Das ist erst Tugend, das der schönste Preis,
Der beste, den ich für den Jüngling weiß.
Für Stadt und Volk zugleich ist gut der Mann,
Der fest im Schritt im Vorkampf stehen kann,
Der Flucht und Schimpf von ferne nicht erwägt,
Sein Leben standhaft in die Schanze schlägt,

Digitized by Google

Der seinem Nachbar noch erhöht den Mut!
Ein solcher Mann ist wohl im Kampfe gut!
Der Feinde Phalanx treibt er vor sich her,
Er hemmt mit Ernst der rauhen Schlachten Meer.
Im Vorkampf fallend stirbt er, Ruhm jedoch
Für Vater, Stadt und Volk erficht er noch
Mit vielen Wunden, die er vorne trägt,
Die Feindeshand durch Schild und Harnisch schlägt.
Um ihn weint alt und jung zugleich sich satt,
Nach ihm herrscht heiße Sehnsucht in der Stadt.
Sein Grab und sein Geschlecht sind weit bekannt,
Gern wird sein Sohn, sein Enkel gern genannt.
Ihm bleibt sein Ruhm, sein Name allezeit,
Zum Hades geht er in Unsterblichkeit,
Er, der als Mann und Held in Schlachten stand,
Den Heldentod für Land und Kinder fand!
Doch — kommt er siegreich aus der Schlacht zurück,
In seiner Hand des Ruhmes hohes Glück,
Dann ehrt ihn alles, jung und alt zugleich,
Und Freude folgt ihm bis zum Totenreich.
In Ehren wird er alt, und was ihn ehrt
Und was sein Recht, wird nimmermehr versehrt.
Im Rate macht ihm Platz der Jüngling schnell,
Die Alten tun's, es tut sein Spielgesell.
Wer Mann ist, strebe dieser Tugend zu,
Im Kriege kühn und nicht erschlafft in Ruh!

Mimnermos.

Die Jugendblüte ist so kurz von Dauer.

(Biese Nr. 2.)

Wie die Blätter sind wir Menschen, wenn des Frühlings Pracht
Mit den goldnen Sonnenstrahlen mächtig ruft: Erwacht!
Ihnen gleich ein Weilchen lachen wir, wenn's Gott verleiht,
Wissen nicht, was gut und böse, in der Jugendzeit.
Und die schwarzen Keren gehen mit uns unbewegt.
Eine ist es, die des Alters leid'ge Gabe trägt,
Eine, die den Tod uns bringet. Jugend flieht so schnell,
Ist so kurz wie jene Spanne, wo es sonnenhell.
Bist am Ziele du mit deiner Jugend Morgenrot,
Wünsche länger nicht zu leben, wünsche dir den Tod!
Viele Leiden warten unser. Unser Haus zerfällt.
Schmerz und Mühe muß man tragen um das leid'ge Geld.
Sehnst du dich nach lieben Kindern, sind sie dir versagt,
Nimmst den Wunsch du mit zum Hades und stirbst unbeklagt.
Andre leiden Krankheitsnöte . Keiner kam zur Welt
Von den Menschen, daß nicht Zeus ihm vieles Leid gesellt.

Digitized by Google

Simonides.

Lebensweisheit.

(Biese 2. Aufl. S. 8.)

Der Mann von Chios sprach das schönste Wort:
'Wie Blätter sind die Menschen fort und fort!'
Nur wenig Menschen hielten's wohl in acht,
Die es gehört, dieweil die Hoffnung lacht,
Die in der Jugend Herzen stets erwacht.
Solang' ein Mensch in Jugendblüte prangt,
Hofft kühn er vieles, das er nie erlangt.
Er denkt an Alter nicht und nicht an Tod
Und, ist ihm wohl, nicht an der Krankheit Not.
Die Toren, die so denken und nicht sehn,
Wie schnell die Jugend und die Zeit vergehn.
Weißt Du es wohl, nun, dann so zage nicht:
Beglücke froh dein Herz, bevor es bricht.

Solon.

Die nach Götterschluß ewige Stadt Athen, ein Tummelplatz der Leidenschaft der Menschen.

(Biese Nr. 2.)

So will es Zeus, so will's der Sel'gen Schar:
Athen, die teure Stadt, blüht immerdar.
Pallas Athene hält mit hohem Mut,
Die starke, selbst die Stadt in sichrer Hut.
Geldgierig Volk nur schädigt diese Stadt
Und will es, weil es keine Einsicht hat.
Schlimm ist der Führer Sinn: schon naht heran,
Was Frevelsinn an Leid nur schaffen kann.
Wird Übermut gehemmt, im Freudensaal
Genossen froh und still ein festlich Mahl?
Nein! Reich ist der, dem Lug und Trug behagt,
Der, wenn er stiehlt, nach Gott und Volk nicht fragt.
Wie Räuber hausen alle ungerügt
Und achten nicht, was Dike fest gefügt.
Sie aber schweigt. Sie weiß, was war und ist,
Und kommt zu rächen doch zu ihrer Frist.
Das ist das Leid, dem nicht das Volk entgeht,
Das heute schon im Sklavendienste steht,
Der Bürgerkampf und bösen Krieg erregt
Und manches junge Blut zu Boden schlägt.
Ja durch die Bösen, die in bösem Rat
Sich freuen, unsrer Stadt das Unheil naht.
Und welches Unheil? Daß der arme Mann
In fremdes Land hinaus nun gehen kann,

Digitized by Google

Gefesselt und verkauft (o schmählich Wort!),
Und Sklavenlos erträgt dann fort und fort.
So dringt das Volksleid in ein jedes Haus,
Des Hofes Türen schließen's nicht mehr aus.
Die Mauer überspringt's und es entdeckt
Den Mann sogar, der tief im Winkel steckt.
Athener, treu tut es mein Herz euch kund:
Gesetzesbruch ist aller Leiden Grund.
Gesetzesblüte ist's, die Ordnung hegt
Und die den Frevler oft in Fesseln schlägt,
Das Rauhe glättet, Übermut bezwingt,
Des Frevels Blüte schnell zum Welken bringt.
Das krumme Recht wird grad, die Hoffart fällt,
Der Zwietracht Werke schwinden aus der Welt,
Und Streit vergeht und Groll. Das ist die Kraft,
Die bei den Menschen Recht und Klugheit schafft.

Solon.

Die sühnende Gerechtigkeit des Zeus.

(Biese No. 7.)

Euch, die Mnemosyna dem Zeus gebar, den Chor
Der Musen ruf' ich an, leiht gnädig mir das Ohr!
Mit Götterhilfe schenkt mir Segen und daß allen,
Die mit mir leben hier, ich möge wohl gefallen,
Daß ich den Freunden lieb, den Feinden sei verhaßt,
Von jenen hochgeehrt, den andern nur zur Last.
Ich wünsche mir wohl Geld, nicht ungerechte Güter:
Denn Dike kam noch stets, die alles Rechtes Hüter.
Gibt Reichtum uns ein Gott, so bleibt er fest bestehn,
Mag ihm der Sturmwind auch um Stamm und Wipfel wehn.
Sucht ihn ein böser Mann, so kommt er, doch nicht willig,
Er fügt sich, weil er muß, den Taten, die nicht billig,
Und sträubt sich, wenn er folgt. Unglück kommt bald ins Haus.
Zu Anfang geht es so, als bricht ein Feuer aus.
Ein Fünkchen glimmt zuerst, zur Flamme muß es werden:
Unrechtes Gut gedeiht nicht lange hier auf Erden.
Des Endes achtet Zeus bei allen. Gar geschwind
Kommt die Vergeltung her, wie wohl der Frühlingswind
Die Wolken rasch zerstreut, des Meeres Tiefe rüttelt,
Auf weizenreichem Grund die schönen Saaten schüttelt
Und jäh zum Himmel auf, dem Göttersitze flieht,
Daß man des Äthers Blau dann wieder leuchten sieht.
So schnell vergilt uns Zeus; doch schlagen Zornesflammen
Bei ihm nicht wie bei uns ob jedem gleich zusammen.
Doch nimmermehr entgeht ihm, wer ein Frevler war:
Was er im Herzen trug, es wird am Ende klar.

Digitized by Google

Der büßt sogleich, der spät. Ja sollten sie entkommen,
Als hätte Gottes Hand hier Rache nicht genommen,
Die Rache kommt ja doch! Unschuldig büßt die Schuld
Dann Kind und Kindeskind des Frevlers. Nur Geduld!

Solon.

Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!

(Biese Nr. 8.)

Ob gut, ob schlecht wir sind, wir Menschen denken so:
Wir glauben an ein Glück und sind von Herzen froh,
Bis Unglück kommt. Sogleich erhebt sich Weh und Ach.
Bis dahin laufen wir der leichten Hoffnung nach!
Wen schwere Krankheit schlug bis auf den Herzens Grund,
Der denkt das eine nur: wie werde ich gesund?
Wer arm ist, wen die Not zu Sklavendiensten zwingt,
Hofft immer auf die Zeit, die goldnen Regen bringt.
Wie eilig hat's der Mensch! Der segelt übers Meer,
Das fischereiche, hin und holt den Reichtum her.
Mag auch das arme Schiff der Winde Spielball sein,
Er achtet dessen nicht, er setzt sein Leben ein.
Im Frondienst Jahr für Jahr führt seinen Pflug durchs Land,
Das bäumereiche hin, wer daran Freude fand.
Mit der Athene Kunst und mit Hephaistos Glut
Erwirbt der nächste sich geschickt des Lebens Gut.
Den nächsten haben gar die Musen klug gelehrt,
Er kennt der Weisheit Ziel und ihren hohen Wert.
Und zum Propheten schuf den andern sich Apoll:
Es sieht vorher das Leid, das immer kommen soll,
Wer in der Götter Hut! Er kennt es gut genug,
Doch wehrt kein Opfer ihm und keines Vogels Flug.
Auch Ärzte gibt es wohl, zu Paions Kunst bereit,
An Mitteln reich. Nur ach, sie kommen gar nicht weit!
Oft wächst ein kleines Weh zu wilder Schmerzen Brand,
Und keiner findet sich, der es durch Mittel bannt.
Oft quält die Krankheit dich bis auf des Herzens Grund,
Man rührt Dich mit der Hand, und Du bist schon gesund.
Das Schicksal also ist's, das Wohl und Wehe bringt,
Und dem, was Gott ihm gibt, kein Menschenkind entspringt.
Was du auch tust, Gefahr ist da, und nimmer sehn
Wir, wie es werden mag, wenn wir am Anfang stehn.
Der wollte Gutes tun und fiel doch ahnungslos
In tiefem, schwerem Fall dem Unglück in den Schoß.
Der aber meint es bös, Gott führt mit milder Hand
Ihn hin in schönes Glück und aus dem Unverstand!

Digitized by Google

Solon.

Tugend und Reichtum.

(Biese Nr. 9.)

Oft sind die Schlechten reich, die Guten leiden Not!
Wir aber tauschen nicht für unsre Tugend ein
Ihr Geld! Warum? Es bleibt, was uns die Tugend bot,
Der Reichtum aber kann gar bald verloren sein!

Xenophanes.

Körper und Geist.

(Biese Nr. 2.)

In Olympias Gefilden, wo man Zeus das Haus bereitet,
Wo des Pisesflusses Strömung leise durch die Fluren gleitet,
Magst du es vielleicht als Läufer bis zu Siegesehren bringen,
Auch im Fünfkampf, auch im Faustkampf, der hart mitnimmt, auch im Ringen,
Magst vielleicht im schlimmsten Kampfe, im Pankration, Sieger heißen
Und mit deinem Ruhm die Blicke aller Bürger an dich reißen.
Ja du magst wohl bei den Spielen einen Ehrensitz erringen
Und daß sie zur Ehrenspeisung dich ins Prytaneion bringen,
Daß die Stadt dich reich begabet und dir bringt manch Ehrenzeichen,
Weil ja deine Rosse siegten. Ja das magst du wohl erreichen.
Aber nicht wie ich verdienen kannst du's, denn des Weisen Denken
Ist doch mehr wert als die Helden und die Rosse, die sie lenken.
Töricht ist der alte Glaube! Ungerecht muß ich es schelten,
Sollten mehr als echte Weisheit ziellos-blinde Kräfte gelten.
Magst im Faustkampf du als bester unter deinen Mannen weilen,
Magst im Fünfkampf oder Ringkampf du von Sieg zu Siege eilen,
Magst du selbst im Wettlauf siegend deine Palme heimwärts tragen
Und damit der Männerpreise allerhöchsten dir erjagen,
Darum wird bei dir zu Hause das Gesetz mehr Kraft nicht haben!
Kurze Zeit nur wird die Stadt sich an der dürft'gen Freude laben,
Daß du an des Pises Ufern die Athleten all bezwungen.
Denn, was einer Stadt die Kammern anfüllt, hast du nicht errungen!

Theognis.

Die Hoffnung.

(Biese Nr. 4.)

Von allen Göttern blieb die Hoffnung uns allein.
Die andern zogen fort in den Olympos ein.
Die Treue — sie war stark — ging, Freund, aus dieser Welt.
Die Weisheit folgte mit, den Hulden zugesellt.
Der Frommen Stamm verschwand. Das lebende Geschlecht
Kennt weder gut Gesetz, noch kennt es altes Recht.

Digitized by Google

Darum, so lang Du lebst und schaust der Sonne Licht,
Bleib Du den Göttern treu und laß die Hoffnung nicht!
Halt treu Dich am Gebet! Willst Du ein Opfer weih'n,
So laß die Hoffnung Du die erst' und letzte sein!
Vergiß den Bösen nicht und was er gottlos spricht,
Der ohne Sorge ist um Gottes Strafgericht,
Der gierig immer schielt nur nach des Fremden Gut
Und bösen Sinn verrät, indem er Böses tut.

Theognis.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

(Biese Nr. 13.)

Niemand ist seines Glücks und Unglücks Schmied!
Die Götter, Kyrnos, sind's, die spenden beides.
Kein Mensch, der wirkt, in seinem Herzen sieht,
Ob Liebes kommt am Ziele oder Leides.
Wer Böses wollte, machte gut es oft,
Und wer es gut meint, wendet's oft zum Schlimmen.
Ja, keinem wird zu teil, worauf er hofft:
Es drückt uns, daß wir uns nicht selbst bestimmen.
Was wissen wir, die wir nur Eitles denken?
Nach ihrem Sinn die Götter alles lenken!

Theognis.

Das beste Los.

(Biese Nr. 18.)

Wer nie geboren ward, nie sah der Sonne Strahl,
Der zog das beste Los in diesem Jammertal.
Wer aber lebt, geh' bald durch Hades' Tor zur Ruh
Und decke sich gar warm mit vieler Erde zu!

Berlin. H. Gillischewski.

Die Naturdenkmalpflege im altsprachlichen Unterricht auf der Mittelstufe

„Die alten Sprachen und Literaturen werden sich mit der bloß noch geduldeten Stellung, die sie zurzeit in unserem Bildungswesen einnehmen, auf die Dauer nicht begnügen. Soll es aber einmal anders werden, so ist das nur auf dem Wege möglich, daß sie zunächst an den Interessen der erwachsenen Männer und Frauen, an dem Lebensinhalt, der Lektüre, dem Gedankenaustausch einer geistig bewegten Gesellschaft wieder größeren Anteil gewinnen". So schreibt Paul Cauer in der Vorrede zu seiner kleinen Schrift „Das Altertum im Leben der Gegenwart" (Leipzig 1911, B. G. Teubner).

Digitized by Google

Am 3. und 4. Februar 1911 hat in Berlin die dritte Konferenz für Naturdenkmalpflege in Preußen getagt; einen Bericht darüber lesen wir bei Conwentz, Beiträge zur Naturdenkmalpflege Bd. II Heft 2 (Berlin 1911) S. 144 ff. Auf dieser Konferenz hielt Prof. Bock einen Vortrag über die Berücksichtigung der Naturdenkmalpflege in Lehrbüchern. Er führt aus, wie die verschiedenen Unterrichtsfächer diesen Bestrebungen dienen oder dienen sollten. „Von den klassischen Sprachen, so schreibt er, ist wohl abzusehen, wenn man eine Berücksichtigung der Naturdenkmalpflege in Lehrbüchern wünscht. Denn als eine sehr junge Bewegung würde sie die Darstellung der modernsten Verhältnisse in klassischem Latein oder Griechisch erfordern". Nun, ein Übungsstück über die Naturdenkmalpflege zum Übersetzen in eine der alten Sprachen wird schwerlich jemand schreiben wollen. Trotzdem ist kaum ein Unterricht so geeignet, die Schüler in die Absichten der Naturdenkmalpflege einzuführen und ihnen damit diese Bestrebungen bekannt und lieb zu machen, als der altsprachliche. Denn Naturdenkmäler zu pflegen, dazu wird sich nur entschließen, wer geschichtliches Verständnis hat; dieses aber zu wecken, ist gerade Sache des altsprachlichen Unterrichts.

Ich will daher zeigen, daß der altsprachliche Unterricht schon auf der Mittelstufe sich in den Dienst der Naturdenkmalpflege stellen kann, indem er den Schülern zeigt, was diese Bewegung will, was sie hindert, was sie fördert, und damit ihr Interesse für sie gewinnt. Wenn ich mich auf die Mittelstufe beschränke, so hat das gute Gründe. Einmal würde, wenn ich auch den Lesestoff der Oberstufe berücksichtigen wollte, der Aufsatz ziemlich lang werden. Das möchte ich aber vermeiden; denn ich hoffe, gerade durch seine Kürze Leser zu gewinnen und Eindruck auf sie zu machen. Sodann erscheint es mir besonders wichtig, daß schon auf der Mittelstufe die Naturdenkmalpflege den Schülern ans Herz wächst. Naturdenkmalpflege ist vor allem auf dem Lande zu treiben. Dort sind ihre Träger die Lehrer; diese gehen nicht durch unsere Hände. Sodann die Geistlichen; diese haben die Reifeprüfung bestanden. Schließlich aber ist es sehr erwünscht, wenn auch die Landwirte für die Naturdenkmalpflege Verständnis und Interesse haben; von diesen aber verlassen viele die höhere Schule von der Mittelstufe.

Wenn die Schüler sich über die Bestrebungen der Naturdenkmalpflege klar werden sollen, so müssen sie erkannt haben, daß die Flora wie die Fauna eines Landes veränderlich ist; Tiere und Pflanzen kommen und verschwinden. Das lehrt auch die Naturkunde; im altsprachlichen Unterricht aber können die Schüler es selbst erleben.

Bei Ovid lesen sie die schöne Geschichte von Philemon und Baucis. Sie freuen sich an den mannigfachen Früchten, welche die beiden Alten ihren Gästen vorsetzen, den Oliven, Feigen, Nüssen, Pflaumen, Äpfeln und Trauben. Aber ein nachdenklicher Junge wird sich wundern, warum denn gerade die Frucht fehlt, die uns für das Mittelmeergebiet so charakteristisch zu sein scheint, die Apfelsine,

Digitized by Google

und sollte sich von selbst keiner wundern, so wird der Lehrer zum Nachdenken hierüber anregen. Die beiden Alten sollen freilich im phrygischen Berglande wohnen; aber Ovid schildert doch offenbar mit Behagen das Leben eines italienischen Bauernpaares, italienisches Lokalkolorit ist überall aufgetragen. Der Grund aber für das Fehlen der Apfelsinen ist leicht angegeben; sie sind erst im Mittelalter, angeblich 1548, durch portugiesische Kaufleute aus China ins Mittelmeergebiet gebracht, weshalb sie heute noch im Italienischen portugalli heißen.

Cäsar hat die Ufer des deutschen Rheins geschaut; Reben aber hat er auf ihnen nicht gesehen. Ja die Deutschen haben nicht einmal gestattet, daß Wein bei ihnen eingeführt wurde (Caes. Bell. Gall. IV 2). Später ist der Wein am Rhein und an der Mosel durch die Römer angepflanzt, und wir zeigen den Schülern vielleicht das hübsche Neumagener Grabrelief, welches ein Schiff auf der Mosel mit Weinfässern, daneben das weinfrohe Gesicht eines Küfers, zur Darstellung bringt.

In Homers Odyssee lesen wir in manchem Gleichnis eine Schilderung eines homerischen Bauernhofes, und auch der Hof des Odysseus ist nichts weiter als ein stattlicher Gutshof. Da begegnen uns allerlei Tiere, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen. Auch die Hunde fehlen nicht, die ihrem Herrn wedelnd entgegenspringen (κ 216). Wie aber steht's mit dem Geflügel? Penelope, die reiche Gutsherrin, hat wohl zwanzig Gänse, aber augenscheinlich mehr zu ihrer Freude, wie sich heute eine Dame einen Kanarienvogel hält, als um von ihren Federn oder ihrem Braten Nutzen zu haben. Denn in Federbetten schlief man nicht, und ein Gänsebraten wird nirgends erwähnt, obgleich wir doch sonst manchen Blick in die Küche jenes fernen Zeitalters tun. Penelope selbst aber sagt τ 537 *καί τέ σφιν ἰαίνομαι εἰσορόωσα.* Von Hühnern aber ist nirgends die Rede, und wir lernen wohl den Misthaufen auf dem Hofe des Odysseus kennen, ein Hahn aber kräht nicht darauf. Hofhunde kommen vor, in der Schilderung des Gehöftes des Eumaios und dem oben erwähnten Gleichnis; aber obgleich wir in alle Winkel des Anwesens des Odysseus blicken und mit Penelope durch alle Gänge und Kammern seines Hauses wandern bis auf den obersten Boden, eine Katze schleicht nirgends umher. Da sehen die Schüler, daß in der homerischen Welt Tiere noch fehlen, die später vorhanden sind; sie wissen alle, daß Sokrates' letzte Bitte war, dem Asklepios solle ein Hahn geopfert werden.

Nun wird's leicht sein, Parallelen in der Heimat nachzuweisen. Die Pommern, mit denen ich arbeite, wissen alle, wann die Kartoffel ins Land gekommen ist. Vielleicht erzählt hier und da noch ein Maulbeerbaum von dem Versuche Friedrichs d. Gr., die Seidenindustrie in seinen Landen einzuführen, wenn er auch selbst die Zeit des großen Königs nicht erlebt hat. Und gern werden die Schüler sich erzählen lassen, daß selbst häufig wild wachsende Pflanzen, wie z. B. Wasserpest, Kalmus, Nachtkerze, ursprünglich nicht zu unserer Flora gehören, sondern später auf verschiedenen Wegen eingewandert sind.

Digitized by Google

Aus der Tierwelt verweise ich, um nur ein Beispiel zu nennen, gern auf die an vielen Orten, so auch bei uns in Pyritz, so häufige Weinbergschnecke. Sie gehört ursprünglich nicht zur norddeutschen Fauna, ist aber durch die Mönche im Mittelalter als willkommene Fastenspeise eingeführt und daher noch heute häufig an Orten vorhanden, wo einmal ein Kloster stand, wohl gar noch altes Gemäuer sich findet.

Aber der altsprachliche Unterricht kann nicht nur zeigen, wie Neues in der Flora und Fauna eines Landes erscheint; die Schüler lernen durch ihn auch, wie Altes, was lange vorhanden war, verschwindet.

Der alte Catuvolcus sucht im Verein mit dem jungen Ambiorix sein Volk von dem Joch der Römerherrschaft zu befreien, welches Cäsar ihm auferlegt hat. Der Versuch mißlingt. Ambiorix weiß sich den verfolgenden Römern zu entziehen; aber dem alten Manne versagt die Kraft, er tötet sich mit dem giftigen Saft der Eibe. Caes. Bell. Gall. VI 31: taxo, cuius magna in Gallia Germaniaque copia est, se exanimavit. Eiben also kamen damals in Deutschland häufig vor; wir dürfen an ganze Eibenwälder denken. Von unsern Schülern wird kaum einer eine wildwachsende Eibe gesehen haben. Es gibt ihrer noch in Deutschland, auch in Pommern, eine ganze Anzahl; daß sie früher häufiger waren, zeigen Ortsnamen, teils deutsche, wie Ibenhorst, teils wendische, von Cis abgeleitet, wie Züssow. Aber der Baum ist im Aussterben begriffen. Man hat ihn früher ausgerottet, als man das Vieh noch viel in die Wälder trieb, dem sein giftiger Saft schadete. Auch zur Herstellung von allerlei Geräten nahm man gern sein hartes Holz.

Cäsar erzählt Bell. Gall. VI 26—28 merkwürdige Geschichten von wunderbaren Tieren, die es zu seiner Zeit in Deutschland gab und die von den jagdfrohen Deutschen erlegt wurden. Die Schüler freuen sich an dem Jägerlatein, welches er seinen Lesern auftischt, merken aber gleich, daß es sich um Tiere handelt, die heute in Deutschland nicht mehr vorkommen. Gern lassen sie sich erzählen, daß von diesen Tieren Elche heute nur noch auf einem beschränkten Gebiet in Ostpreußen am Kurischen Haff in ursprünglicher Wildheit leben, und daß Wisente noch in Oberschlesien vom Fürsten Pleß in einem Wildpark gehalten werden; alljährlich fallen einige dieser Tiere der Büchse unseres Kaisers zum Opfer.

Parallelen wird auch hier überall die engere Heimat bieten. Wir haben hier bei Pyritz z. B. auf sonnigen Hügeln noch ein kleines Stück einer schönen pontischen Flora. Der Ackerbau hat ihr schon hart zugesetzt, aber die Naturdenkmalpflege hat sich ihrer angenommen, und so mögen die schönen goldenen Sterne des Adonis vernalis im Frühling auch fernerhin noch manches Auge erfreuen.

Der Liebling der Kinder ist der Storch. Ich habe unseren Schülern in den vorigen Sommerferien die Ferienaufgabe gestellt, in gemeinsamer Arbeit festzustellen, wieviel Storchnester im Kreise Pyritz westlich der Plöne vorhanden seien. Da stellte sich heraus, daß 73

Digitized by Google

bewohnt wurden, 8 aber in den letzten Jahren nicht wieder besetzt waren. Die Schüler hatten also selbst feststellen können, wie unser alter Freund auch bei uns anfängt, seltener zu werden. Sein schwarzer Vetter, so konnte ich ihnen erzählen, hat auch im Kreise Pyritz einmal genistet, ward aber schon lange nicht mehr gesehen.

So erleben die Schüler schon auf der Mittelstufe bei der altsprachlichen Lektüre, wie Pflanzen und Tiere in einem Lande neu auftreten, aber auch verschwinden. Ihnen geht der Begriff des Naturdenkmals auf, und sie erkennen, wie auch aus den Pflanzen und Tieren ein Stück Geschichte spricht. Gern werden sie bereit sein, auch an ihrem Teil zu schützen, was des Schutzes bedarf und noch zu schützen ist.

Der altsprachliche Unterricht kann aber schon auf der Mittelstufe den Schülern auch die Kräfte zeigen, die zerstörend oder erhaltend wirken, zerstörend, so daß die Naturdenkmalpflege überhaupt nötig geworden ist, erhaltend, so daß sie bei ihren Bestrebungen auf Erfolg rechnen kann.

Er zeigt die Kräfte, welche zerstörend wirken. Nach der Ermordung der Freier werden die untreuen Mägde durch Erhängen getötet; sie hängen da, wie wenn Krammetsvögel in eine Schlinge geraten sind, die im Gebüsch aufgestellt ist (χ 468). Der Vergleich zeigt uns, daß schon die homerischen Helden die Jagd auf dem Dohnenstrich kannten. Diese ist jetzt, freilich noch nicht lange, mit Recht gesetzlich verboten, weil sie nicht nur die armen Vögel oft in grausamer Weise ums Leben bringt, sondern auch viele Vögel fängt, deren Tod dem Menschen nichts nützen kann. Wir sehen, daß zu allen Zeiten die Jagd sich nicht frei gehalten hat von schlimmen Auswüchsen. Auch heute wird noch manches Tier gejagt, angeblich, weil es schädlich ist, ohne klare Vorstellung davon, ob der Schaden nicht doch wieder mit einem gewissen Nutzen verbunden ist oder überhaupt so groß ist, daß es deswegen nötig wäre, vielleicht eine ganze Tiergattung auszurotten. Der Storch, von dessen Gefährdung wir oben sprachen, kann auch ein Opfer des Jagdeifers werden; viele Jäger schießen ihn ab, weil er zuweilen auch einen Hasen nimmt.

Aber schlimmer noch als solcher Jagdeifer ist ein anderer Trieb. Homer schildert uns, wie die Freier vor den Angriffen des Odysseus durch den Saal fliehen (χ 299 ff.): sie fliehen, wie Vögel, unter die ein Raubvogel stößt. Der Vergleich wird weiter ausgeführt; Menschen treten als Zuschauer auf und nehmen Partei. Für wen? *χαίρουσι δέ τ' ἀνέρες ἄγρῃ*; sie stellen sich also auf die Seite des Räubers, der die kleinen Vögel mordet. Ich glaube, bei uns ist das Empfinden des Volkes wohl ein anderes. Ich bin wenigstens als Junge selbst mit dabei gewesen, wenn es galt, mit Schreien und Steinwürfen dem Habicht einen Spatzen aus den Krallen zu jagen.

Im allgemeinen sind die Südländer gegen die Tiere grausamer als wir. Wir finden in unsern Museen die antiken Maulkörbe für Pferde; bei uns werden die Pferde besser behandelt und sind daher nicht so bissig, daß ein Maulkorb für ein Pferd eine häufige Erscheinung wäre.

Digitized by Google

Welche Qualen müssen die Pferdetrensen der Alten den Tieren bereitet haben! Diese konnten das Maul nicht schließen, und wir müssen annehmen, daß es von Blut und Schaum troff. Der Dichter der Odyssee ist gewiß ein Freund der Hunde. Wie rührend schildert er uns die Treue des sterbenden Argos; bei dieser Gelegenheit zeigt sich, wie fein er das Spiel der Ohren des Hundes beobachtet hat: zunächst spitzt er sie, als der Fremde kommt, legt sie aber an, sobald er seinen Herrn erkannt hat (*οὔατα κάββαλεν* ρ 302). Wie hübsch ist das Bild der ihren Herrn wedelnd umspringenden Hunde, welches der Vergleich κ 216 uns bietet! Gern vernehmen wir auch den Vergleich, der uns zeigt, mit welcher Treue die alte Hündin ihre Jungen hütet (υ 14). Wenn wir das lesen, erinnern wir uns, daß griechische Grabdenkmäler es nicht verschmähen, neben dem Herrn seinen Hund zu zeigen, so z. B. die Grabstele Alxenors von Naxos. Aber im allgemeinen müssen die Hunde von den Griechen doch wohl ganz anders behandelt worden sein. Als Eumaios dem Odysseus den Bogen bringen will, da schelten ihn die Freier; „deine eigenen Hunde sollen dich auffressen" (φ 363). Und beim Ausgehen nimmt man einen Spieß mit, *κυνῶν ἀλκτῆρα καὶ ἀνδρῶν* (ξ 531, φ 340). Wenn es möglich ist, daß die Hunde ihren eigenen Herrn fressen, wenn es nötig ist, einen Spieß mitzunehmen, um sich der Hunde zu erwehren, dann muß ihr Charakter doch wohl ein ganz anderer gewesen sein als bei uns, wie er es heute im Morgenlande noch ist. Daher kann Homer auch ein heimtückisches und bösartiges Weib wie Klytaimestra hündisch nennen (λ 427). Wollte bei uns ein Dichter ein Weib mit einem Hunde vergleichen, das tertium comparationis könnte doch höchstens die Treue sein. War der Charakter des Hundes also ein anderer, war der Hund damals heimtückisch und bösartig, so waren die Menschen daran schuld, die ihn trotz der Beispiele vom Gegenteil doch in der Regel schlecht behandelten und dadurch seinen Charakter verdarben.

Also im allgemeinen sind die Südländer gegen die Tiere grausamer als wir und kennen kein Mitgefühl mit ihnen. Daher wird der Vogelmord im Süden wohl auch heute immer noch in großem Umfange ausgeübt. Aber wir wollen uns nicht rühmen. Auch bei uns wird manches Tier getötet nur aus Lust am Morden. Wie mancher Schüler läuft trotz des Verbotes der Schulordnung mit irgend einem Jagdgerät umher und tötet unschuldige Vögel, nicht weil er irgend einen Nutzen stiften will, sondern nur weil er am Morden seine Freude hat. Aber auch Erwachsene machen es nicht besser. Wie kommt es sonst, daß die Vogelwelt an unserer Seeküste so abnimmt? Die Herren — vielleicht auch die Damen? — suchen Erholung darin, daß sie nach lebenden Wesen wie nach einer Scheibe schießen.

So zeigt die altsprachliche Lektüre, wie falscher Jagdeifer, aber auch bloße Lust am Vernichten zerstörend wirken kann, so daß die Naturdenkmalpflege nötig geworden ist. Aber sie zeigt auch die Kräfte, die erhaltend wirken und damit Erfolge der Naturdenkmalpflege ermöglichen: die Liebe zur Heimat und die Freude an ihr und an allem,

Digitized by Google

was in ihr lebt und gedeiht. Ich kann mich hier kurz fassen. Jeder weiß aus der Lektüre der Anabasis, wie die 10 000 Griechen jubelten, als sie endlich das geliebte Meer wiedersahen, nicht als ob sie von ihm allein Rettung gehofft hätten, sondern weil sie seinen Anblick so über alles liebten. Und in der Odyssee zeigt fast jede Seite, wie Homer das Meer geliebt hat. Wie weiß er die wechselnde Färbung zu beobachten, wie versteht er, die donnernde Brandung selbst durch den Klang seiner Worte zu malen (ε 401), mit welcher Freude zeigt er uns die Vogelwelt, die an und auf dem Meere lebt, und die Tiere, die in seiner Tiefe hausen, die Fische, die Polypen (ε 432)! Eine erwünschte Parallele bieten hier die prachtvollen Tongefäße der mykenischen Zeit mit ihren wundervollen Darstellungen aus dem Leben der Meerestiefe. Wie freut sich Homer an der Schönheit der heimischen Landschaft mit ihren Felsen, Wäldern und Wiesen, mit ihren Bäumen und Blumen (ε 63)! Ich brauche nur anzudeuten; jedem Lehrer, der Homer unterrichtet, stehen zahllose Beispiele zur Verfügung. Und da sollten unsere deutschen Jungen auf der Schule ihre Heimat nicht lieben lernen, sollten nicht lernen, sich zu freuen an all ihren Gebilden, lebendigen und toten? Wer aber ein Herz in der Brust hat, so voll Liebe zur Heimat, so voll Freude an ihren Schätzen, wie Homer, der tritt freudig in den Dienst der Naturdenkmalpflege, nicht obgleich er ein Gymnasiast war, sondern weil er es sein durfte.

Gewiß läßt sich aus den antiken Schriftstellern, die auf der Mittelstufe gelesen werden, noch mehr Stoff sammeln, der in den Dienst der Naturdenkmalpflege gestellt werden kann, als ich ihn hier beigebracht habe, selbst wenn ich aus der Odyssee mehr berücksichtigt haben sollte, als in der U II gelesen wird. Aber was ich gesagt habe, wird genügen, um zu zeigen, daß gerade der altsprachliche Unterricht berufen und imstande ist, diese Bewegung zu fördern. Gewiß lassen sich die Schriftsteller, die auf der Oberstufe gelesen werden, in gleichem Sinne verwenden; ich brauche nur Horaz zu nennen. Aber jeder Lehrer wird, wenn er nur meine Ansicht teilt, leicht den Stoff selbst finden, den er nutzbar machen kann. Auf eins aber möchte ich zum Schluß noch kurz hinweisen. Die Naturdenkmalpflege erweitert sich zum Heimatschutz. Dieser berücksichtigt neben den Naturdenkmälern auch die Werke der Menschen. Es ist leicht einzusehen, daß auch der Heimatschutz durch die altsprachlichen Stunden gefördert werden kann.

Anderseits kann aber auch die Stellung des altsprachlichen Unterrichts nur gefestigt werden, wenn er sich im Sinne Paul Cauers, mit dessen Worten dieser Aufsatz beginnt, auch der Naturdenkmalpflege annimmt.

Pyritz. Robert Holsten.

Digitized by Google

Paraphe.

C. Bohnhoff glaubt (oben S. 67) Paraphe von *παράπτω* ableiten zu müssen, weil er von der Bedeutung „Namens u n t e r schrift" ausgeht, die mit *παρά* nicht vereinbar sei. Aber Paraphe bezeichnete zunächst nicht die Namensunterschrift unter einem Aktenstück, sondern Namenszug, Schnörkel an der Unterschrift, den man machte, um eine Fälschung besser zu verhindern. So erklären die Fremdwörterbücher von Petri[22], Heyse[22], so die Konversationslexica von Meyer[5], Brockhaus[14]), so Sachs, Franz. Wörterbuch, Larousse, Nouveau dictionnaire, 28e édition 1867, Mozin-Peschier, Dictionnaire complet 1842, so Littré und Webster. Littré gibt mehrere Beispiele aus Schriftstellern, aus denen diese Bedeutung zweifellos erhellt. Danach steht der Ableitung von *παράγραφος* nichts im Wege, die auch von allen, welche die Herkunft des Wortes angeben, einstimmig angenommen wird. Ja Webster in seinem dictionary erwähnt sogar, daß es im Italienischen, Portugiesischen und Spanischen paragrafo heiße, neben welchem im Spanischen auch parrafo erscheine. Damit ist wohl der Zweifel gehoben. Da es übrigens im Griechischen *παραφή* nicht gibt, so müßte das Wort selbstständig von *παράπτω* gebildet worden sein, was an sich schon unwahrscheinlich ist. — Erst später gebrauchte man Paraphe wohl auch einfach für Namensunterschrift.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) Alfred Graf, Schülerjahre. Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen. Berlin-Schöneberg 1912, Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), G. m. b. H. 355 S. geb. 5 ℳ.

Der Verfasser bzw. der Herausgeber, der einen neuen Beitrag zur Schulreform liefern will, geht von folgenden Gesichtspunkten aus. Die Arbeit unserer Schulmänner sei noch immer, wie sehr auch in der neuesten Zeit eine Wendung zum Bessern sich anzubahnen scheine, zum großen Teil „eine mühselig flickende und stopfende Detailarbeit, der oft genug weite Gesichtspunkte fehlen". Er behauptet ferner, daß diese Arbeit innerhalb der vier Wände des Studierzimmers oder am grünen Tisch vollbracht und aus grauen Theorien heraus geboren sei. Nach seiner Ansicht ist die Schulfrage eine Frage des praktischen Lebens, die man daher in erster Linie aus dem praktischen Leben heraus zu lösen versuchen muß. Zu diesem Zwecke hat er sich an viele „bewährte Vertreter der verschiedensten Berufe" mit der Bitte um Mitteilung ihrer Erlebnisse aus ihrer Schulzeit und ihrer Urteile darüber gewandt. Das vorliegende Buch enthält die vom Herausgeber übersichtlich zusammengestellten Antworten. Er glaubt in diesen eine solche Fülle von Anregung und neuen Momenten zur Beurteilung unserer Schulfrage gefunden zu haben, daß er seine hauptsächlich auf vorliegendem Material fußende Schlußfolgerungen in einem besonderen Buche niederzulegen beabsichtigt.

Der Verf. glaubt also einen neuen besseren Weg zur Lösung der Schulfrage gefunden zu haben. Prüfen wir kurz, ob ihm dies gelungen ist. Es darf zugestanden werden, daß eine Anzahl der vielen Antworten sehr interessant ist, sowie daß vielfach gute Ratschläge erteilt werden. Es mögen nur einzelne Beispiele kurz erwähnt werden. Fürst Bülows Urteil lautet über seine Schulzeit günstig. „Ich fühlte mich während meiner Schulzeit körperlich wohl und frisch, seelisch glücklich und zufrieden. Ich bewahre daher meinen Lehrern . . . . eine gute und dankbare Erinnerung". Er fügt hinzu, daß er ein treuer Anhänger des humanistischen Gymnasiums sei, wenngleich es damals in gewisser Hinsicht reformbedürftig war. „Eine Reform des huma-

Digitized by Google

nistischen Gymnasiums sollte aber immer mit schonender Hand vorgenommen werden, denn ihm ist die Blüte des deutschen Geistes entsprossen". Wilhelm Rein, der das Eisenacher Gymnasium von Sexta an durchgemacht hat, spendet diesem volles Lob. Seine Knabenzeit erscheint ihm im goldenen Lichte, und es beherrscht ihn das Gefühl treuen Gedenkens an die Stätte seiner Lehrzeit. Damals wußte man aber auch noch nichts „von Schulreform, von Überbürdung, von Ermüdung, von Zwang und Schablone. Die Schulübel, von denen heute der Büchermarkt und die pädagogische Presse trieft, lagen noch in ihren Windeln. Wären sie doch darin geblieben!" Er erteilt den Rat „Zurück zur Freiheit!" „Schafft das Abiturientenexamen ab, gebt Bewegungsfreiheit im Lehrplan, so daß jede Schule ein individuelles Leben zu entwickeln vermag, und laßt starke Naturen auch stark werden!" Er fügt dabei hinzu „Verbietet die Extemporalien auf den höheren Stufen!" Am Gymnasium in Eisenach trat in Latein dafür damals der lateinische Aufsatz ein. Daß zum guten Verständnis der Lektüre eine gründliche grammatische Schulung notwendig ist, wird er nicht bestreiten. Mit sehr richtigem Verständnis schließt er seine anerkennenden Worte für das Eisenacher Gymnasium mit dem Zugeständnis ab: „Wo viel Licht ist, muß natürlich auch einiger Schatten sein". Gustav Uhlig, der in den mittleren und oberen Klassen das Marienstiftsgymnasium in Stettin besucht hat, drückt seine „Liebe und Pietät" für diese Anstalt und ihre Lehrer in vollem Maße aus. Er hebt die vortrefflichen Eigenschaften seiner Lehrer lobend hervor und ist dem Geschick sehr dankbar dafür, daß seine Schulzeit infolge so günstiger Umstände in der Erinnerung ihm „in hellem Sonnenlicht strahlt". Das Wort „Überbürdung" der Schüler hat er damals niemals gehört. Recht gesund war es nach seiner Meinung, daß die Schüler an den meisten Tagen „nicht zweimal, sondern viermal den Schulweg zu machen hatten". Jedenfalls haben so viele der damaligen Gymnasiasten hernach so Tüchtiges in Krieg und Frieden geleistet, „daß man allen Grund haben wird sich zu freuen, wenn die in unserer hygienisch verängstigten Zeit nach allen Regeln der Gesundheitskunst erzogenen Knaben einst ähnliches leisten werden". Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff bringt in einer kurzen Erklärung sein Gefühl der „Ehrfurcht und Pietät" wie für sein Elterhaus so auch für seine Anstalt zu Schulpforta zum Ausdruck.

Es könnten noch einige andere Vertreter hinzugefügt werden, die sich über ihre Schule und Lehrer nur günstig ausgesprochen haben. Aber weit größer ist die Zahl derer, die in unserem Buche über ihre Schulzeit mehr Ungünstiges als Günstiges zu sagen wissen; besonders ungünstig sind namentlich viele Antworten von Dichtern, Schriftstellern und Künstlern ausgefallen. Es widerspricht dem Empfinden des Berichterstatters, die äußerst ungünstigen Urteile mit Nennung der Namen hier wiederzugeben. Einer erklärt u. a.: „Wir haben unsere Lehrer

Digitized by Google

betrogen, . . . haben über sie gelacht, haben sie in ihrem Rücken beschimpft, — nie habe ich mich zu einem näher hingezogen gefühlt" (S. 181). Ein anderer: „immer erinnere ich mich an diese Zeit als die elendeste und unglücklichste meiner ganzen Existenz. . . . alles mag wiederkommen, nur diese Jahre nie mehr erleben müssen" (S. 187). Ein anderer: „Drei Dinge 1. das Verhältnis zu den Lehrern, 2. das Verhältnis zu den Mitschülern, 3. der Geruch in den Räumlichkeiten lassen sich in das eine Wort zusammendrängen: Scheußlich" (S. 201). Ein anderer: „Die klösterlich strenge Zucht, die geradezu jugendfeindliche mönchische Strenge, . . . diese reglementierte Philologenpedanterie, ... das alles hat bewirkt, daß mich heute noch meine schreckhaftesten Träume in Schülerjahre verfolgen" (S. 205 u. 6). Ein anderer: „das Ergebnis sind unsere jämmerlichen Gebildeten, diese schlappen numerierten Allerweltsschläuche und wesen- u. willenlosen Staatsbürger" (S. 243). Ein anderer: „Ich habe bis zu meinem fünfzehnten Jahre die Schule verwünscht, nach meinem fünfzehnten Jahre die Schule verflucht". Doch genug davon. Wer ähnliche Urteile noch weiter lesen will, findet sie u. a. auf S. 260, 262, 271, 293, 294, 305. Die Verfasser solcher Antworten haben durch diese zugleich sich selbst das Urteil gesprochen.

Wie unser Verfasser auf Grund dieses sehr widerspruchsvollen Materials einen neuen besseren Weg zur Lösung der Schulfrage finden will, ist schwer zu sagen. Zunächst wird man mit der Auswahl der gefragten bzw. der abgedruckten Antworten nicht einverstanden sein. Schon die Zahl fällt auf. Es sind Antworten abgedruckt u. a. von 4 Historikern und Literaturhistorikern, 3 Naturforschern, 2 Medizinern, dagegen von 13 Musikern und Bühnenkünstlern, 38 bildenden Künstlern und 52 Dichtern und Schriftstellern! Auch gesteht der Verfasser in der Einleitung mit Recht selbst zu, er sei sich dessen durchaus bewußt, „wie und bis zu welchem Grade sich autobiographische Mitteilungen als zuverlässige reine Quellen benutzen lassen, inwieweit bei ihnen die liebe Eitelkeit, das Moment der subjektiven Anteilnahme an den Geschehnissen, der zeitliche Abstand usw. eine Rolle spielen". Dazu ist gerade bei vielen ungünstigen Antworten die Schuld des Hauses und der betreffenden Schüler selbst nicht oder wenigstens nicht genügend berücksichtigt. Daß die Schulen trotz der bisherigen wohlerwogenen Reformen, wie ja alle irdischen Einrichtungen, noch weiter reformbedürftig sind, kann nicht bestritten werden. Daher darf dieser neue Versuch des Verfassers an sich nicht abgewiesen werden. Auch werden in den maßvollen Antworten oft Mitteilungen gemacht und Verbesserungen vorgeschlagen, die wertvoll und recht interessant sind. Dies sind die Vorzüge des Buches. Jedoch sind diese Vorschläge zum größten Teil nicht neu, teilweise auch bereits durchgeführt. Nicht selten finden sich auch Forderungen, die undurchführbar sind. So wird z. B. wiederholt verlangt: „Setzt die richtigen Männer an die richtige Stelle (nämlich die Lehrer)!" Soweit es möglich ist, geschieht dies bereits. Völlig durchführbar wird diese Forderung niemals sein.

Digitized by Google

Gibt es denn irgend einen Stand, in dem man nur richtige Männer findet? Sehr zutreffend ist auch der vorhin angeführte Ausspruch von Wilhelm Rein: „Wo viel Licht ist, muß natürlich auch einiger Schatten sein".

Auch beim Lesen dieses Buches drängt sich dem Referenten besonders folgender Wunsch für die höheren Schulen auf. Man suche weiter auf die Charakterbildung der Schüler einzuwirken, jedoch man halte zurück in der Gewährung weiterer Freiheiten und Entlastungen, die von Eltern und Schülern gewünscht werden, aber sehr oft dem wahren Wohle der Jugend nicht förderlich sind. Man vergleiche auch hiermit die vorhin abgedruckten Worte von Gustav Uhlig und vergesse nicht die trefflichen Mahnungen des allgemein geschätzten Pädagogen Friedrich Paulsen, aus dessen letztem vor kurzem erschienenen Werke „Pädagogik" hier nur die wenigen Worte angeführt werden mögen: „Wer nicht in seiner Jugend sich geschunden, wer nie mit Aufgaben, welche die letzte Kraft forderten, gerungen hat, der taugt gewiß nicht zum Leben". Dasselbe gilt auch für jene Schulfrage, deren Lösung nach Ansicht unseres Verfassers „in erster Linie aus dem praktischen Leben heraus versucht werden muß".

2) Karl Neff, Der Examinator. München 1912, Becksche Verlagsbuchhandlung. VI u. 43 S. 8. 1 *M*.

Der Verfasser ist Konrektor am Alten Gymnasium in Bamberg und hat in der vorliegenden Schrift Mitteilungen aus seiner reichen pädagogischen Erfahrung gemacht. Er behandelt folgende Abschnitte: I. Der Examinator bei der Anstellungsprüfung, II. der Lehrer als Examinator der Schüler, III. der Rektor als Examinator der Lehrer, IV. der Rektor im Examen des Lebens, V. der Ministerialkommissar als Examinator des Rektors. Die wichtigsten Grundsätze für den Examinator zählt er nur im I. Abschnitt auf. Dazu gehören: Die richtige Fragestellung; Wohlwollen und Freundlichkeit in Blick und Stimme; keine Erregung; kein Verweilen bei dem Gebiet, auf dem der Kandidat schon einmal seine Unkenntnis gezeigt hat; kein langes Hängenlassen, sondern dann rasch eine Zwischenfrage; gehe vom Vertrauten zu ferner Liegendem; wird beim Schluß das Abwägen der guten und schlechten Antworten schwierig, dann muß gelten in dubio pro reo; auch muß auf eine korrekte Antwort gehalten werden, die namentlich genau der Frage entspricht, zusammenhängend ist und nicht vom Examinator unterbrochen werden darf.

Dies sind die wichtigsten Grundsätze, die zu einem richtigen Prüfungsverfahren gehören. Im II. Abschnitt „Der Lehrer als Examinator der Schüler" verweist der Verfasser nur kurz auf jene Grundsätze und fügt für besondere Fälle einzelne Ratschläge hinzu. Im III., IV. und V. Abschnitt kann von den eigentlichen vorhin dargelegten Aufgaben des Examinators nicht mehr völlig die Rede sein. Der Verfasser erweitert hier sein Thema und handelt über die Auf-

Digitized by Google

gaben und Pflichten des Rektors und Ministerialkommissars. Obwohl diese Ausführungen also nicht mehr ganz zum Thema gehören, nehmen wir sie gerne mit, da sie Anschauungen und Winke eines erfahrenen Schulmannes enthalten. Am ausführlichsten behandelt er die Aufgaben des Rektors in zwei Abschnitten (III und IV) von Seite 12—37, während der Ministerialkommissar im letzten Abschnitt des Buches nur kurz berührt wird (S. 38—43). Zufolge seiner eingehenden Behandlung der Aufgaben des Rektors kommt der Verfasser in seiner Einleitung zu folgender Erwägung: „Nachdenklich wird mancher werden, wenn er liest, daß ein Nochnichtrektor in die tiefsten rektoralischen Geheimnisse einzudringen und sogar Regierungsgrundsätze herauszuarbeiten sich erkühnt". In diesen Abschnitten, in denen er für die Rektoren auch besondere Typen vorführt, befinden sich interessante Ausführungen, die besonders empfohlen werden können. Jedoch darf der Leser dabei nicht vergessen, was der Verfasser in seiner Einleitung selbst hervorhebt, daß diese Schrift „mehr unterhaltend als belehrend" ist.

Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) F. D. E. Schleiermacher, Predigten über den christlichen Hausstand. Neu herausgegeben und eingeleitet von Johannes Bauer. Leipzig 1911, Felix Meiner. 222 S. 8. 3 ℳ.

Schleiermachers Predigten über den christlichen Hausstand, im Sommer 1818 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin gehalten, machten einen so tiefen Eindruck, daß allgemein die Veröffentlichung gewünscht wurde, und mit Recht bezeichnet sie Bauer als epochemachend in der Geschichte der Predigt. Noch heute empfinden wir beim Lesen einen hohen ästhetischen Genuß, und wenn auch neue Probleme aufgetreten sind, so haben uns doch die tiefdurchdachten Reden noch viel zu sagen. Über den Ehestand ist nach dem Urteil der Sachkenner nie etwas Besseres von der Kanzel herab gehört worden. Aber auch die Predigten über die Gastfreundschaft enthalten für unsere Zeit der hohlen Phrase und veräußerlichten gesellschaftlichen Formen vieles Beherzigenswerte, wenn es z. B. (S. 185) heißt: „Der Zweck aller Gastfreiheit soll auf geistigen Verkehr und geistigen Genuß gerichtet sein, und alles Äußere und Leibliche soll dem nur dienen". Der Herausgeber verfolgt den Zweck, Schleiermacher aus der Anschauungswelt seiner Zeit, also historisch, zu erklären. Die dem Abdruck des ganzen Textes vorausgestellten Einführungen heben die Hauptgedanken der Predigten kurz und klar hervor und bringen sie mit den an andern Stellen geäußerten Ansichten Schleiermachers und seiner Zeit in Zusammenhang. Da die Gedankenentwicklung in den Predigten nicht immer leicht ist, hat der Herausgeber in fortlaufenden Anmerkungen unter dem Texte auf den inneren Zusammenhang hingewiesen. Daher ist dieses neu herausgegebene Predigtbuch sehr geeignet, in die reiche Gedankenwelt des großen Theologen einzuführen.

Digitized by Google

2) F. D. E. Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Neu herausgegeben von O. Braun. Leipzig 1911, Felix Meiner. 193 S. 8. 1,40 ℳ.

Auch heute könnte man mit Schleiermacher zu den Gebildeten sagen: „Es ist euch gelungen, das irdische Leben so reich und vielseitig zu machen, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet". Und doch ist anderseits die Sehnsucht nach dem Ewigen so tief in der Menschenbrust eingegraben, daß diese durch keine noch so hoch entwickelte Technik und nicht durch den größten Reichtum an äußeren Kulturgütern völlig verdrängt werden kann. Darum ist es sehr verdienstlich, daß durch diese neue Ausgabe die gebildete Menschheit wieder auf die einst so epochemachenden Reden hingewiesen wird. Bei dem Manne, der, von Platos Geist erfüllt, auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand und die Theologie nach vielen Richtungen hin befruchtet hat, kann auch der moderne Mensch in seinen Zweifeln und Nöten Rat und Belehrung finden.

3) E. Thrändorf und H. Meltzer, Die Geschichte Israels von Mose bis Elia. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von E. Beyer. Dresden-Blasewitz 1911, Bleyl & Kaemmerer (Inh. O. Schambach). VIII u. 148 S. 8. 2,25 ℳ, geb. 2,85 ℳ.

Um besonders dem Anfänger zu helfen, haben die Verfasser die Präparationen recht ausführlich gestaltet. Mit großem Geschick werden die biblischen Personen und Begebenheiten untereinander verglichen und zur Gegenwart in Beziehung gesetzt. Nicht nur Katechismus und Kirchenlied, sondern auch bekannte Sprichwörter und Dichterstellen werden mit dem biblischen Stoffe verknüpft. Die neuesten alttestamentlichen Forschungen sind gewissenhaft benutzt, so daß auch dieser Band den wissenschaftlichen und pädagogischen Anforderungen in lobenswerter Weise entspricht und nach jeder Richtung empfohlen werden kann.

4) H. Meltzer, Lesestücke aus den prophetischen Schriften des Alten Testaments. Dritte Auflage. Ausgabe A (größere Ausgabe). Dresden-Blasewitz 1911, Bleyl & Kaemmerer (O. Schambach). 88 S. 8. 0,35 ℳ, kart. 0,50 ℳ.

Anordnung und Auswahl des Stoffes weisen auf einen wissenschaftlich wie pädagogisch durchgebildeten Verfasser hin. Den betreffenden Abschnitten, deren poetische Form deutlich erkennbar gemacht ist, wird eine kurze Einleitung im Anschluß an Bibelstellen, die am Rande angegeben sind, zur historischen Orientierung vorausgeschickt. Auch die historisch und religiös wichtigen Psalmen und Abschnitte aus dem Buche Hiob sind aufgenommen. Nach dieser Weise wird den Schülern auf Grund der Lektüre ein klares Verständnis für die Bedeutung der prophetischen Literatur und der religiösen Entwicklung Israels vermittelt. Außer einigen Prophetenstellen sind in

Digitized by Google

der neuen Auflage die zwei Schöpfungsgeschichten 1. Mose 1 und 2 hinzugefügt worden.

Die Lesestücke sind durchaus zu empfehlen.

5) R. Heidrich, Handbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. Zweiter Teil: Heilige Geschichte. Dritte, verbesserte und zum Teil umgearbeitete Auflage. Berlin 1911, J. Guttentag. LXXVIII u. 624 S. gr. 8. 12 ℳ, geb. 13 ℳ.

Die Vorzüge, die am ersten Teile des Handbuches in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1905 S. 477 ff.) gerühmt wurden, treten auch hier hervor. Die Stärke des um den Religionsunterricht hochverdienten Verfassers besteht besonders darin, die Ergebnisse der Wissenschaft so darzustellen, wie es der Unterricht erfordert. Das sieht man z. B. aus dem Abschnitt mit der Überschrift: „Was der Boden Palästinas erzählt" (S. 15 u. 16), ferner aus dem über das alte Ägypten (S. 72 ff.), über die Entstehung und Entwicklung des mosaischen Gesetzes (S. 178 u. 179), aus den klaren Ausführungen über Kapernaum, die Hauptwirkungsstätte Jesu, und seine Sprache (S. 434 u. 435) und der lichtvollen Darstellung der Predigt Jesu vom Reiche Gottes und der Gerechtigkeit (S. 450 ff.).

In den kritischen Fragen ist das Handbuch vorsichtig abwägend, teilweise vielleicht zu konservativ. So ist offenbar der Quellenwert des Johannesevangeliums überschätzt. Man mag aber auch in manchen andern Fragen anderer Meinung sein, z. B. über den Urheber des Jakobusbriefes, den Heidrich dem Bruder des Herrn zuschreibt, so steht doch fest, daß auch die neue Auflage vorzüglich geeignet ist, dem Religionslehrer an höheren Schulen als Führer zu dienen und die Auswahl und Behandlung des Stoffes zu erleichtern.

Das Studium wissenschaftlicher Werke macht das Handbuch selbstverständlich nicht überflüssig, aber es weist immer darauf hin, worauf es ankommt, und stellt die Probleme in klarster und faßlicher Form dar. Das Buch sei allen, besonders jüngeren Religionslehrern warm empfohlen!

6) R. Kittel, Die Alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts. Mit 9 Tafeln und 18 Abbildungen im Text. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. 255 S. 8. 3 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

Die alttestamentliche Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten ungeheure Fortschritte gemacht, die sich vorzugsweise an den Namen Wellhausens knüpfen. In Verbindung damit stehen die Ausgrabungen in Palästina und Ägypten, die den Forschern neue Aufgaben gestellt und über manche Dinge erfreuliches Licht verbreitet haben. Von ganz hervorragender Bedeutung ist das Auffinden des Gesetzbuches des babylonischen Königs Hammurabi bei den französischen Ausgrabungen an der Stätte der alten persischen Haupt-

Digitized by Google

stadt Susa. Wie ist die überraschende Ähnlichkeit dieses Gesetzbuches mit dem sogenannten mosaischen Gesetz und besonders mit dem Bundesbuche zu erklären? Darüber geben besonders die Funde von Tell el-Amarna in Mitteläÿgypten Aufschluß, die den schlagenden Beweis von dem Einfluß der babylonischen Kultur auf Syrien und Palästina liefern. So erklärt sich auch die Ähnlichkeit der biblischen Erzählung von Schöpfung, Sündenfall und Flut mit den entsprechenden babylonischen Mythen. Mancher vielleicht zu kühnen Behauptung Wellhausens tritt Kittel entgegen, wie z. B. der späten Ansetzung des Priesterkodex und der Psalmen, wie überhaupt der Verfasser in Bezug auf die Annahme gesicherter Ergebnisse sich sehr zurückhaltend zeigt. Überall erkennt man, daß er in dem Stoffe, als seinem eigenen Forschungsgebiete, völlig zu Hause ist, so daß man sich seiner Führung getrost anvertrauen kann. Dazu kommt eine klare Darstellung und schöne Sprache (vgl. die Ausführungen über den Psalter, S. 128 ff.), die in manchen Partien geradezu ergreifend und begeisternd wirkt.

Die Anschaulichkeit wird durch die schönen Bilder noch wesentlich erhöht. Dem inhaltsreichen, aus Vorträgen, die vor Volksschullehrern gehalten wurden, hervorgegangenen Buche ist ein Anhang beigegeben, der Mitteilungen aus den angeschlossenen Besprechungen enthält. In ihm zeigt sich, daß der gelehrte Verfasser auch ein feines Verständnis für pädagogische Fragen besitzt.

Möge das Buch vielen Religionslehrern auf diesem schwierigen Gebiete als Ratgeber dienen!

7) P. Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Zweite Auflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 140 S. 8. 1 M, geb. 1,25 M.

Die vorliegende Schrift bildet das 137. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" und zeichnet sich durch streng wissenschaftliche Methode aus. Die Kritik verliert sich nicht, wie bei den Vertretern der „Christusmythe", denen Jesus Christus überhaupt keine geschichtliche Persönlichkeit ist, in völlig willkürlichen Konstruktionen und wenig einleuchtenden Hypothesen, sondern beruht auf sicheren Grundlagen. Die völlige Haltlosigkeit jener Theorien weist der Verfasser kurz und schlagend zurück, indem er zeigt, daß z. B. der Assyriologe Jensen sich in sein Gebiet „so hineingelebt, ja hineingeliebt" hat, daß er, der auch der freiesten Theologie „die Totenglocke läutet", mit stumpfen Waffen kämpft. Es ist eine Freude, dem kenntnisreichen Kritiker in seiner glänzenden Beweisführung zu folgen, mag er das Wunder b a r e von dem Wunder h a f t e n unterscheiden und die Anarchie auf dem Gebiete der Natur- und Geschichtsforschung wissenschaftlich bekämpfen, oder mag er zeigen, wie „der Efeu der Sage sich um das feste geschichtliche Mauerwerk rankte" und ewige Wahrheiten sich in ein dichterisches Gewand hüllten. Wohlbegründet sind die Ausführungen über Jesu Heilungen, sein Messiasbewußtsein und seine Auferstehung. Auch in dem letzten vielumstrittenen Punkte

Digitized by Google

sieht man, wie es dem Verfasser darauf ankommt, nicht zu zerstören, sondern aufzubauen und dem modernen Menschen den christlichen Glauben annehmbar zu machen. — Möge die Schrift ein rechtes Volksbuch werden und das Christentum fördern!

8) W. Koppelmann, Einführung in die Weltanschauungsfragen. Berlin 1911, Reuther & Reichard. 82 S. 8. 1,50 ℳ.

Der Lehrplan für den evangelischen Religionsunterricht an den höheren Schulen in Elsaß-Lothringen schreibt vor, daß „dem Schüler einige wichtige Gedankenzüge der evangelisch-christlichen Lebens- und Weltanschauung als Mitgabe für das spätere Leben mitzuteilen" sind. Diese Forderung wird allgemeine Zustimmung finden. Freilich erwächst dem Lehrer daraus eine sehr schwere Aufgabe; und so ist das vorliegende Buch mit großer Freude zu begrüßen. Der Verfasser, durch seine philosophischen Veröffentlichungen bereits rühmlichst bekannt, hat es meisterhaft verstanden, die wichtigsten Fragen, auf die es ankommt, klar und faßlich darzustellen. Nach den erkenntnistheoretischen Erörterungen des ersten Teiles setzt er sich mit der Naturwissenschaft auseinander, wobei er mit großem Geschick und einleuchtenden Gründen für die teleologische Auffassung des Weltganzen eintritt. Im zweiten Teile, der sich mit dem Menschen beschäftigt, sind besonders die durch geeignete Beispiele erläuterten Ausführungen, wo die Identifizierung von Gehirn und Seele zurückgewiesen wird, interessant. Den Glanzpunkt bilden die ethischen Probleme. Überzeugend und in ernster, schöner Sprache wird am Gewissen, als dem Bewußtsein der Pflicht der Wahrhaftigkeit, die Aktivität der Seele bewiesen, wodurch wir aus dem Kausalnexus heraustreten. Wir erheben uns über die Einwirkungen der Sinnenwelt und gelangen zur Freiheit, zur Übersinnlichkeit. Die Sehnsucht nach dieser Freiheit ruht in der Menschenbrust und ist zugleich die Sehnsucht nach Erlösung vom Bösen. Sie ist die eigentliche Quelle der Religion, der Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott. Von diesem handelt der dritte Teil, der ebenfalls zeigt, wie klar der Verfasser die brennenden Fragen darzustellen versteht, wenn er z. B. den Glauben an eine göttliche Weltregierung mit der strengen Gesetzlichkeit alles Naturgeschehens zu vereinigen weiß, oder die Selbstgewißheit des Glaubens trotz mangelnder logischer Beweise erklärt.

Der bei aller Kürze gründlichen Arbeit ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Görlitz. A. Bienwald.

Eugen Wolff, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Vortrag, gehalten auf der 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, 4. Oktober 1911. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 40 S. 0.80 ℳ.

Kurz vor der Auffindung des Urmeister, nämlich Pfingsten 1909, hatte der Kieler Professor Eugen Wolff unter dem Titel „Mignon.

Digitized by Google

Ein Beitrage zur Geschichte des Wilhelm Meister" eine Schrift erscheinen lassen, die den Versuch machte, die ursprüngliche Gestalt des Meister aus den zahlreichen Andeutungen Goethes und seiner Freunde in Ver bindung mit den vielen sachlichen und stilistischen Unstimmigkeiten und Widersprüchen der Lehrjahre, sowie unter Berücksichtigung der psychologischen Entwicklung des Dichters zu rekonstruieren. Wie weit diese seine Forschungen von dem bald darauf entdeckten und nunmehr veröffentlichten Urmeister bestätigt worden sind, hat der Verf. der 51. Philologenversammlung in Posen vorgetragen, nicht ohne die philologische Methode und ihre Erfolge begeistert zu preisen. Er weist nach, daß er mit seiner rein auf wissenschaftlicher Erwägung beruhenden Annahme fast durchweg das Richtige getroffen habe und wendet sich in einem Nachwort mit Schärfe gegen Harry Maync, den Herausgeber des Urmeister, der diese Übereinstimmungen verschwiegen, dagegen zwei nicht zutreffende Punkte seiner Auffassungen, Wilhelms Liebesvereinigung mit Mignon und die Flucht beider nach Italien, (als Ziel des ursprünglichen Romans) stark betont habe. Über beides lasse sich übrigens aus den sechs erhaltenen Büchern des Urmeister nichts Bestimmtes sagen, für den nächtlichen Besuch bei Wilhelm komme tatsächlich nach dem Urmeister nur Mignon in Betracht. Daß er in der Annahme eines hysterischen Zuges der Ur-Mignon geirrt habe, gibt der Verf. zu.

Diese Polemik erweckt den Anschein, als habe Maync Wolffs Scharfsinn durch eine Verschweigungspolitik tendenziös herabsetzen oder gar verhöhnen wollen, zumal Wolff in gleicher Weise auch in der Zeitschrift „Eckart" den Schutz der Öffentlichkeit gegen ihn anruft. Das ist aber m. E. durchaus nicht der Fall. Mayncs Einleitung enthält nur den allgemeinen Hinweis, daß „manche kühne Vermutung jetzt ebenso widerlegt wird, wie einst manche Faust-Hypothese beim Auftauchen des Urfaust in nichts zerfiel", und führt dann als Beispiel die oben angeführte Vermutung über das ursprüngliche Ziel des Romans an. Ein näheres Eingehen auf Wolffs Rekonstruktionen lag nicht im Zusammenhang.

Berlin. Gotthold Boetticher.

---

1) Bernhard Maydorn, Deutsche Sprachlehre. Viertes Heft: Metrik und Poetik. Frankfurt a. M. und Berlin 1912, Moritz Diesterweg. 23 S. 8. geh. 0,40 ℳ.

Die Zusammenstellung bietet gerade so viel, wie Schüler oder Schülerinnen unbedingt wissen müssen. Über die dem Gegenstande von dem Verfasser gezogenen Grenzen wird man nicht wesentlich hinausgehen können, sofern es sich um gedächtnismäßige Aneignung des Stoffes handelt. Die Gruppierung ist überischtlich, und die Hauptbegriffe sind klar herausgearbeitet. Über einzelnes wird man vielleicht anders denken als der Verfasser. Schillers „Distichon" S. 13 ist wohl kein Xenion. Von „willkürlichem" Rhythmus sollte bei den dem Italienischen entnommenen Formen ohne weiteren Zusatz S. 15 nicht gesprochen werden (besser H. B. Rumpelt: Die ursprüngliche gewählte

Digitized by Google

Weise muß bis zum Schlusse beibehalten werden); vgl. auch S. 17 beim Ghasel. Was dessen Eigenart ausmacht, ist nicht genügend hervorgehoben, nämlich der mit einem *Innenreim* verbundene *gleiche* Reim (Epiphora, S. 22) d. h. der *reiche* Reim nach dem Muster: Wort war — dort war. Bloße „Wiederholung des in der ersten Zeile angeschlagenen Reimes liegt meist nicht vor. Und was die Poetik anlangt: warum sollen lyrische Ergüsse (S. 17) immer „kurz gefaßt" sein? Die Allegorie (S. 19) hat freilich auch etwas vom Rätsel, *drängt* aber nicht wie dieses zu beabsichtigter Lösung. Übrigens überläßt sie es uns, aus dem gezeichneten Bilde die dem Dichter vorschwebende, nicht ausgesprochene Idee zu gewinnen. Dabei die Frage: Wie soll Z. 5 r. o. der Relativsatz grammatisch bezogen werden? Bezieht man ihn richtig, so würde das Rätsel sich damit begnügen müssen, eine nicht weiter bestimmte Abart der Allegorie zu sein. Bei der dramatischen Dichtung sind die Ausdrücke (3 b. S. 21): Schicksalstragödie, Charakterdrama, Umweltdarma natürlich a potiori zu verstehen, und obendrein der erste, auf Schillers Braut von Messina angewandt, für den Schüler eine leere, ihn irreführende Vokabel (P. Dörwald, Aus der Praxis des deutschen Unterrichts in Prima S. 156 ff.); selbst für Sophokles' Ödipus lasse ich ihn nur unter Einschränkung gelten (s. in dieser Zeitschr. 62. Jahrg., 1908, S. 258 f.). Bei den Tropen dürfte wohl auch der Autonomasie und der Synekdoche eine Stelle eingeräumt werden, und bei der Litotes ist die Erklärung, sie setze die Anschauung „unter die Wahrscheinlichkeit herunter", nicht durchsichtig. Als figura per contrarium significans (ἀντίφρασις χωρὶς ὑποκρίσεως ἠθικῆς also von der Ironie verschieden) berührt sie sich mit dem Euphemismus und bedeutet dem Angeredeten gegenüber eine captatio benevolentiae.

Das äußere Gewand des kleinen Heftes ist ansprechend.

2) Georg Stucke, Deutsche Wortsippen. Ein Blick in den Verwandtschaftszusammenhang des deutschen Wortschatzes. Ansbach 1912, Fr. Seybolds Buchhandlung. IV u. 306 S. gr. 8. geb. 4,80 *M*.

Die fleißige Arbeit will uns Lehrern, doch auch reiferen Schülern und den Gebildeten überhaupt ein zeitraubendes Nachschlagen in größeren Wörterbüchern ersparen und zugleich einen genügenden Einblick in die Verwandtschaftsbeziehungen der Wörter ermöglichen. Dadurch berührt sie sich z. B. mit Edwin Wilkes Deutscher Wortkunde, die unter anderen Werken benutzt ist. Auch auf verwandte fremde Sprachen wird zurückgegriffen und daher Waldes Etymologisches Lateinwörterbuch mehrfach erwähnt. Zumal die Klarlegung des Bedeutungswandels liegt dem Verf. unter entsprechendem Vordringen zur Grundbedeutung der Wörter und Aufweisung der Begriffsübergänge am Herzen. Zur Gewinnung einer übersichtlichen Form der Darstellung sind die Linien überall möglichst kurz gezogen und das Ganze lexikalisch alphabetisch angeordnet. Zusammengesetzte Wörter folgen dem Grundworte, es sei denn, daß für die Sippe das Bestimmungswort besonders bemerkens-

Digitized by Google

wert ist. Abgeleitete Wörter, die hinlänglich klar sind, werden nur summarisch angeführt. Geläufige Fremdwörter und verwandte englische oder französische Ausdrücke marschieren, wo es nottut, mit auf. Die den einzelnen Artikeln gegebenen Zahlen kehren im alphabetischen Wörterverzeichnis wieder, so daß man ein Nachschlagebuch der Wortverwandtschaft vor sich hat, das in das Leben der Sprache einführen und den Übergang vom sinnlichen Grundbegriffe der Wörter zu vergeistigten Wortinhalte kennzeichnen will. So fehlt es auch nicht an kulturellen Aufschlüssen.

Über die Zuverlässigkeit des Buches im einzelnen wird sich natürlich erst bei längerem Gebrauche urteilen lassen. Daß man es manchmal vergeblich zu Rate zieht, habe ich jetzt schon festzustellen Gelegenheit gehabt. Doch soll ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden, da es uns nur Blicke in das Leben der Sprache tun lassen will. Äußerlich ist es handlich und bequem.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Heinrich Werner, Lateinische Grammatik für höhere Schulen bearbeitet und auf geschichtlicher Grundlage vereinfacht. Dresden 1912, Ehlermann. XIV u. 252 S. 8. geb. 2,80 ℳ.

Mit großer Freude begrüßt Ref. das Werk des Verf.s, der es zum ersten Male wagt, die Resultate der Sprachwissenschaft in einer Schulgrammatik zu verwerten. Das Buch würde somit die Erfüllung der Forderung bedeuten, die am eindringlichsten Geheimrat Brugmann in seiner bekannten Broschüre gestellt hat und die dann durch Direktor Niepmann an verschiedenen Orten, auf der rheinischen Direktorenversammlung 1911 und der Versammlung des Gymnasialvereins in Posen 1911, wiederholt und im einzelnen näher ausgeführt worden ist. Mit Recht behauptet der Verf. im Vorwort S. III: „Die geschichtliche Betrachtungsweise ist eine vereinfachende im eminenten Sinne des Wortes; denn sie schafft historische Zusammenhänge, die bei der Darbietung nicht nur den Stoff veranschaulichen, sondern die auch die Buntheit der Einzelerscheinungen als eine wohlgefügte Einheit vorführen und in der Regel um so leichter festhalten lassen“. Diese geschichtliche Betrachtungsweise führt der Verf. zunächst für die Formenlehre durch, indem er die Vielheit der lateinischen Deklinationen, die bunte Mannigfaltigkeit der sogen. unregelmäßigen Verben durch Aufzeigung ihrer Entstehung aus wenigen Grundformen vereinfacht. Für die Syntax kommt nun noch die psychologische Betrachtung hinzu, die die historische ergänzt. „Denn wenn die Psychologie lehrt, daß unser Denken sinnlich anschaulich ist, so stimmt das mit dem Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft überein, wonach die Sprache von räumlich anschaulichen Begriffen zu übertragenen fortschritt“. So kann der Verf. nach des Ref. Ansicht mit Recht von seinem Werke sagen; „durch System und Methode konnte eine Einheitlichkeit und Straffheit der Gedanken erzielt werden, wie sie eben nur die Eigenart der lateinischen Sprache verträgt.“ Ja er liefert durch

Digitized by Google

seine Grammatik einen Beitrag zur psychologischen Erkenntnis des römischen Volkscharakters. Denn in der Sprache offenbart sich die schönste Eigenart des römischen Volkes, „nämlich die Kraft (vis) und Manneszucht (virtus), die bei dem Volke wie bei seiner Sprache in der bedingungslosen Unterordnung (Subordination) zum Ausdruck kommt". Über die methodische Einrichtung seines Buches gibt der Verf. S. IX Auskunft: „Der grammatische Fall wurde fast durchgängig durch Variation eines Leitsatzes in der Entwicklungsreihe dargeboten, damit durch die Konzentration des sachlichen Interesses das grammatische um so ungeteilter bleibe und so auch bei der Reproduktion des grammatischen Falles jenes dem letzteren nicht hinderlich sei. Die „Hilfe" soll besonders dazu Gelegenheit bieten, Sprachvergleichung namentlich mit der Muttersprache zu treiben. Durch „Besonderheiten" soll der Fall auf seine eigenartige Entwicklung hin untersucht werden, durch Beispiele zur allseitigen Anschauung gebracht, durch die Regel zum Denkergebnis, durch Übung und Übungsreihen zum geistigen Besitz erhoben werden. Da die lateinische Sprache eine tote Sprache ist, so bietet sie dem Lernenden den Vorteil, einen abgeschlossenen Sprachprozeß darzustellen. So wurde das Vergehen mancher Ausdrucksformen, soweit es die Schriftsteller-Lektüre in den oberen Klassen aufweist, in der Rubrik „Erweiterter Gebrauch" berücksichtigt".

Wenn Ref. zunächst sein Gesamturteil über das Buch aussprechen darf, so möchte er es nicht bloß allen Fachkollegen zu eingehendem Studium empfehlen, sondern er möchte auch an die Lehrerkollegien und die Behörden die dringende Bitte aussprechen, es mit der Einführung des Buches an möglichst vielen Anstalten zu versuchen, und falls sich dabei das Buch bewährt, woran Ref. nicht zweifelt, es geradezu zu allgemeinerem Gebrauch zu empfehlen. Es wäre an der Zeit, wenn endlich ein rationellerer Betrieb in den grammatischen Unterricht einzöge.

Der Verf. möge es nun dem Ref. nicht verübeln, wenn er eine ganze Anzahl von Bemerkungen folgen läßt, die bekunden sollen, daß er das Buch mit großem Interesse durchgesehen hat. Wenn diese sich in weit größerer Zahl auf den ersten Teil, die Wortlehre, beziehen als auf den zweiten, die Satzlehre, so hat dies den Grund darin, daß der erste Teil dem eignen Arbeitsgebiet des Ref. näher liegt. Der Einfachheit wegen mögen diese Bemerkungen nach der Seitenzahl geordnet werden:

S. 5. Im dat. u. abl. plur. der o-Dekl. ist als Kasuszeichen nicht īs, sondern is anzusetzen (vgl. das Richtige bei der a-Dekl.). — Die Entstehung von sacer aus *sacrus durch Abfall von us ist ungenau. Der Gang war *sacros〉 *sacrs〉 *sacers〉 *sacerr〉 sacer. Dieselbe Bemerkung gilt für S. 10 acer aus *acris. Im allgemeinen möchte Ref. gleich hier den Gebrauch der Zeichen * und 〈und〉 empfehlen. Sie sind leicht zu verstehen, und es werden dadurch mancherlei irrige Vorstellungen in den Köpfen der Schüler vermieden.

Digitized by Google

S. 8 die Bemerkung: „aber honoris von honor“ ist irreführend, (man denkt, honor wäre die ursprüngliche Form u. honoris davon gebildet, während die Sache umgekehrt ist), also besser: aber honor nach honoris, honori usw. Die richtige Darstellung findet sich auf S. 17. — Sprachwissenschaftlich unrichtig ist die Bemerkung: „u des Nomin. geht zu e über: genus, generis“. Das klingt, als wäre das e aus u entstanden, besser etwa: „Der Wortstamm zeigt gegenüber dem Nomin. einen andern Vokal: z. B.

e: i in carmen: carminis (Vokalschwächung).
artifex (<*artifacos): artificis (desgl.)
i : e (<i vor r) in cinis: cineris (<*cinisis)
u : i in caput: capitis (desgl.)
u : e in genus (u<o durch Verdumpfung): generis (<*genesis) (Ablaut)
u : o: tempus (u<o durch Verdumpfung): temporis“.

S. 8 in den „Besonderheiten“ würde Ref. nur is fett drucken.

S. 9 Ref. würde im gen. sgl. is, im nom. pl. es als Kasuszeichen ansetzen.

S. 14. Das Kasuszeichen des gen. sgl. der Wörter auf us nach der 4. Dekl. ist nicht us, sondern s (s. Brugmann Grundr. II^2, 2, 159; Sommer Lat. Lautl. S. 421).

S. 15. Ref. würde als Kasuszeichen im gen. sgl. noch is, im nom. plur. es hinzuzufügen.

S. 16. Gab es wirklich ursprünglich nur eine Deklination? Wie kommt es dann, daß in einigen Kasus doch verschiedene Zeichen neben einander stehen? — Komparation kommt nicht von comparare „zusammenschaffen“, sondern von einem gleichlautenden Verb, das von par abgeleitet ist (Walde u. Blase-Reeb).

S. 17. Über den Superl. der Adjekt. auf er vgl. Brugmann II^2 229. — Die Verbindung von g + s = x kann man doch nicht Assimilation nennen!

S. 18. Zu primus würde Ref. hinzufügen: (<*prīs + mos <*priismos vgl. prior: *priis = maior [<*magior]: magis, vgl. der erste <*ēr [<eher] + ste). Bei superior, inferior, posterior konnte auf superi, inferi, posteri als Positiv hingewiesen werden, ebenso auf ultra, extra, intra, supra, infra, die eigentlich nichts anderes sind als Ablative d. Fem. von den verloren gegangenen Positiven. Ferner konnte bemerkt werden, daß ulterior, exterior, interior, deterior, posterior eig. doppelt gebildete Komparative sind mit den Komparativsuffixen tero u. ior. dēterior (:dē „von-weg,“ es bezeichnet also die Fortnahme von etwas, die Verringerung, also = weniger gut.) summus (:sub „von unten nach oben“, also = „der am meisten von unten entfernte = der oberste“); longum est (Erklärung: es ist eine weite Strecke, ein weiter Weg). quam celerime potest (Erklärung: aufs schnellste, so weit er es kann).

S. 19. parum (<*parvom). — temerĕ (eig. abl. sgl. eines neutr. auf us = „im Dunkeln“, (wo man nicht sehen kann) = blindslings.

S. 20. vīginti nicht dui-, sondern vi „zwei“, das auch in divido

Digitized by Google

vorliegt. Warum sind bei den Zahlwörtern nicht auch wie bei den Verben Merkwörter in Klammern hinzugefügt?

S. 24. Hinter eorundem füge hinzu: (vgl. Scham: Schande).

S. 28. Druckfehler: tantum temporis so viel Geld! — Bei quot(i) konnte auf quotiens S. 29 verwiesen und bei diesem das Merkwort „Quotient" hinzugefügt werden. — Bei den Pronominaladverbien mußte auf die entsprechenden Pronomina verwiesen, u. bei ne-cubi, si-cubi die Bedeutung angegeben werden.

S. 29. Der Anlaut der Demonstrativa mit t konnte mit dem der nhd. Demonstr. auf d (Lautverschiebung) verglichen werden.

S. 30. Bei nēmo konnte hinzugefügt werden (<*nĕ + hĕmo altlat. für homo, vgl. niemand: jemand (man, Mann). Dadurch würde gleich der substantivische Charakter von nēmo klar werden. nullus: ullus (<*un(o)los) vgl. kein (aus nekein, nechein = nicht ein).

S. 31. Der Ausdruck „Bildungssilbe" bi in amabitur erscheint dem Ref. zu allgemein. Ref. würde „Tempuscharakter" vorziehen.

S. 33. fu- würde Ref. nicht „Perfektwurzel" nennen, da der Schüler sonst nicht versteht, wie diese P e r f e k t wurzel zur Bildung von anderen Tempora verwandt werden kann. Man kann dem Schüler sagen, daß fu eine andere Wurzel für den Begriff „sein" (eig. „werden") ist und daß, wie im Paradigma des deutschen Hilfszeitworts „sein" drei Wurzeln mit einander verbunden sind: bin, sein, war (gewesen), so im Lateinischen die beiden Wurzeln es- und fu- verwandt werden u. zwar fu hauptsächlich im Perfektsystem. Die Form fam muß ein * bekommen, die Erklärung laudans-(f)bam ist zu verwerfen; denn sonst müßte der Schüler denken, daß laudābam wirklich daraus entstanden sei; laudabam ist aber nach Analogie der 2. Konjugation z. B. arebam gebildet, u. diese Formen auf e sind nach Sommer S. 568 Infinitive (vgl. im Deutschen „ich war jagen, fischen" und ähnl. Für die Bildung des Imperfekts durch Zusammensetzung vgl. aus dem Deutschen das Präteritum der schwachen Verba ich lobte = ich tat loben.

S. 33. Bei posse kann auf potestas, potentia verwiesen werden und auf „Macht": mögen (eig. = können, vgl. vermögen).

S. 46. Druckfehler: cinesis für cinisis.

S. 47. Wie erklärt sich der conj. praes. d. 1. Konj.? Woher kommt es, daß in der 3. u. 4. Konj. nur die 1. Person des conj. praes. u. fut. I übereinstimmen?

S. 48. Die Regel über das particip. conjunct. von Deponentien würde Ref. anders fassen, etwa so: Da das Dep. ein Perfektum mit a k t i v e r Bedeutung hat, so wird es gern beim Part. conj. angewandt, wenn ein Part. perf. mit aktiver Bed. gebildet werden soll, während bei aktiven Verben das Part. perf. fehlt und deshalb die Verwandlung ins Passivum u. der abl. abs. eintreten muß, z. B. Caesar milites cohortatus hostes aggressus est, aber militibus admonitis „Nachdem Cäsar die Soldaten angefeuert hatte, griff er die Feinde an."

S. 48. Bei vēneo ist zu vergl. „die Ware kommt zum Verkauf" = „wird verkauft". — Die Passiva zu vēndo, perdo u. facio werden besser

Digitized by Google

als besonderer § mit der Überschrift: „Passiva“ angeführt, etwa so: Die Passiva von vendo, perdo u. facio fehlen und werden vertreten durch veneo, pereo u. fio. Bei perdo u. pereo kann die Grundbedeutung: „vertue“ (z. B. Geld) u. „vergehe“ hinzugefügt werden.

S. 50 raffen ist weder urv. noch Lehnwort aus rapio.

S. 51. Bei pando konnte auf passus „Schritt“ verwiesen werden.

S. 52. Bei ēsum ist das s fett zu drucken.

S. 53. Statt incipio, coepi ist zu schreiben: Perfekt ersetzt durch coepi <*co-epi. — er von peperci ist fett zu drucken (durch Vokalschwächung), ebenso S. 54 ĭ in cecĭdi. Überhaupt sind die Verba hinsichtlich des fetten Drucks ungleichmäßig behandelt, z. B. das p vor scriptum, nuptum ist fett gedruckt, warum nicht auch das c von rectum, tectum usw.? Ref. würde das Prinzip streng durchführen.

S. 57 f. Ref. würde dēbeo u. praebeo hinter habeo stellen und die Erklärung hinzufügen: dēbeo <*dĕhabeo „von jem. herhaben = jem. etwas schulden“ und praebeo <*praehibeo „vorhalten“ = „hinhalten, darreichen“.

S. 61. Inserat, inserieren gehört nicht zu insero „einstreuen“, sondern zu insero, inserui, insertum „einreihen“ (vgl. Insertionspreis). Ebenso gehört „trivial“ nicht zu tero, sondern ist Ableitung von trivium „Dreiweg“ (vgl. das trivium u. quadrivium in dem mittelalterlichen Schulen); trivialis scientia findet sich schon bei Quintilian.

S. 64. ss in fassus, r u. s in queror, questus fett! — Ref. versteht nicht, was die Beziehungen von sēvi = sēvi vgl. sēmen zu haessi = haesi bedeuten soll. — missceo ist Druckfehler für mig-sceo; über mixtus siehe Sommer S. 346. — sino würde Ref. nicht mit frango usw. zusammenstellen, weil kein E i n s c h u b von n stattfindet, sondern sino gehört mit sterno, sperno u. a. zu Nasalklasse (Präsenserweiterung mit n). — Bei d + t muß eine Umstellung der Beispiele vorgenommen werden: das Regelrechte ist passus, aggressus, laesus, die Ausnahme ad + t.. in attuli (vgl. Sommer S. 250 f.). — Die Beispiele empfangen, aber entfernen sind nicht ganz passend für die Regel: m bleibt vor Lippenlauten, wird aber vor Zahnlauten zu n, weil die Beispiele eine (vielleicht zeitlich) verschiedene Entwicklung aus d e r s e l b e n Lautverbindung ent + f darstellen. (s. Wilmanns D. Gram. I S. 139 Anm. 1). Ein genau entsprechendes Beispiel aus dem Deutschen gibt es nicht, da es keine auf m endigende Vorsilbe gibt, die vor Labialen und Dentalen verschieden behandelt worden wäre. Man muß sich mit dem bereits angeführten Beispiel: Scham: Schande begnügen, mit Hinzufügung des Gegensatzes „Imbiß“, — Bei der „Lautumstellung“ würde Referent unter keinen Umständen die Formen „tirvi“ usw. anführen, sondern dafür das Präs. setzen. Sprachwissenschaftlich sind die Formen ganz anders zu erklären (vgl. Hirt, Der indogerm. Ablaut). Für den Schüler kann vielleicht der Ausdruck „Umstellung“ beibehalten werden, weil die richtige Erklärung zu schwer ist und zu weit führen würde; aber man darf nicht Unformen wie die angeführten, die niemals existiert haben, abdrucken. — Wie kann von einer Einschiebung von sc in den Präsens s t a m m

Digitized by Google

bei den verba incohativa gesprochen werden? Der Präsensstamm ist durch sc erweitert.

S. 65. Ref. würde den Ausdruck „Umlaut“, wenn auch Hermann ihn in seiner Einleitung zu Heinichens Wörterbuch und in seiner Übersetzung von Niedermanns historischer Lautlehre gebraucht, vermeiden, weil der Schüler unter „Umlaut“ etwas ganz anderes im deutschen Unterricht kennen gelernt hat. Ref. würde auch nicht zwischen Verdumpfung und Abschwächung unterscheiden, sondern den Ausdruck „Vokalschwächung“ auch auf den Wechsel von au: u anwenden, da auch dieser durch die Schwachtonigkeit der Silbe bewirkt wurde. Wohl aber muß unterschieden werden zwischen den Vokalveränderungen, die durch den Accent bewirkt werden, und solchen, die davon unabhängig sind. Außerdem muß der Unterschied von conficio u. confectum erklärt werden.

S. 65. sero: satus darf nicht als Ablaut bezeichnet werden, da sero <*siso entstanden ist (vgl. cineris <*cinisis), ein redupl. Präsens. Das e darf also nicht fett gedruckt werden. Ablaut besteht zwischen sēmen u. satus wie zwischen fēci u. facio. Ebenso unrichtig ist der fette Druck von i in gigno, fettgedruckt werden mußte in gigno gn (sogen. Schwund- od. Nullstufe) u. gen in genus. Es konnten noch mehr Beispiele für den Ablaut angeführt werden z. B. neco: noceo, reminiscor (<*remeniscor) von $\sqrt{\text{men}}$: moneo; sido (<*si-sd-o) : sedeo.

S. 66. facio : fēci als „Ablaut mit Dehnung“ zu bezeichnen ist unrichtig, es ist einfach Ablaut ē : ă.

S. 68. Opfern gehört nicht zu offerre, sondern zu operari.

S. 71. Ref. würde nicht die falschen Formen rēi, flēo, fūi usw. abdrucken, sondern: rēs aber rĕi, flēre aber flĕo, pulchrē aber bĕnĕ, hortō aber mŏdŏ.

S. 72. Die Schreibung nov(e)onus ist irreführend, besser ist: nov$\overset{o}{e}$nos, ebenso S. 75 statt pe(d)ss: pe$\overset{s}{d}$. — Die Regel „Vokalschwund des a nach langem Vokal vor s“ ist ungenau, richtiger: d wird dem s assimiliert, dann ss nach langem Vokal vereinfacht.

S. 73. Die Formen mell-is u. cor(d)r-is sind irreführend; es muß heißen: Stamm mell-, Nom. mel, Stamm cord-, Nom. cor. aus *corr — Statt fose würde Ref. schreiben: *fuse> fore.

S. 74. Ref. würde in victor nicht Suffix or, sondern Suffix tor ansetzen, desgleichen in defensor, ebenso nicht io u. us, sondern tio u. tus. Als Stammwort ist nicht das Supinum, sondern der Verbalstamm vic- usw. anzusetzen. Daß die Substantiva von dem Supinum abgeleitet zu sein s c h e i n e n , hat die gleichartige Veränderung des Stammauslauts vor den Suffixen -to- (Supinsuffix) u. tor, tio, tus zur Ursache. — Die Substantiva auf or, die eine Handlung oder einen Zustand bezeichnen, sind ursprünglich s - Stämme (vgl. honos). So ist dieses Suffix -or von dem Suffix-tor zu trennen.

S. 75. Ref. würde nur Suffix-are u. itare (vom Supinstamm)

Digitized by Google

ansetzen. — Wenn das Suffix-urire angesetzt wird, muß als Stammwort das Supinum um esum angegeben werden.

S. 76. arius, deutsch: er (= ir) versteht der Schüler nicht. Das Suffix arius wurde ins Germanische entlehnt (vgl. Hirt Etym. d. nhd. Sprache S. 86; Wilmanns^2 2, 283): es lautete got. areis, ahd. ari, mhd. aere, er. Indem nun dieses „-er" mit dem Suffix des Plur. „er", das aus ir entstanden war, identifiziert wurde, trat auch hier der Umlaut ein (Haus: Häuser = taufen : Täufer).

S. 76. Suffix ator würde Ref. streichen, weil es nichts anderes als eine Analogiebildung ist nach laudator u. ähnl., also gleichsam von *gladiare : gladiator.

S. 77. ōsus ist nicht mit -bar zu vergleichen, sondern mit „voll", -„lich" vgl. gefahrvoll, gefährlich, verderblich u. a. S. 78.

S. 78. firmus: firmare paßt nicht unter a^3, sondern gehört unter b^3, wozu noch mehr Beispiele angeführt werden müßten.

S. 79. Die Adverbia, die von Subst. Adj. u. Pron. gebildet werden, kann man eigentlich nicht als „Ableitungen" bezeichnen, sondern es sind erstarrte Kasus, wie auch überall richtig angegeben ist. Ref. würde etwa so schreiben: Adverbia sind I. erstarrte Kasus von Substantiven, Adjektiven und Pronominen. — paulisper erklärt Brugmann II^2 S. 678 anders.

S. 80. sapienter hat doch keinen komparativischen Sinn. Ref. faßt die Bildung als Silbenschichtung (Haplologie) <*sapientiter auf.

S. 83 f. Ref. würde viele Wörter, die der Verf. als Lehnwörter bezeichnet, Fremdwörter nennen, z. B. Altan, Kantate, Konzert, konkret u. a. Man kann ja über die Bezeichnung schwanken. Ref. sieht als Lehnwörter solche an, die eine starke lautliche Veränderung durchgemacht und vor allem germanische Betonung erhalten haben.

S. 85. Natur ist in die falsche Spalte geraten. — Neben Spital konnte noch „Spittel" genannt werden, ein richtiges Lehnwort. — „opfern" ist zu streichen, es gehört zu operari.

S. 86. Keller ist nicht urverwandt, sondern Lehnwort, umgekehrt aber „Sessel" urverwandt. — Statt consi(d)lium ist consi$\overset{l}{d}$ium zu schreiben, sonst denkt der Schüler, vor l sei ein d ausgefallen (es ist sabinisches l für d; vgl. solium : sedere; olere : odor u. a.).

S. 87. Bei minor fehlt das urverwandte „minder".

S. 88. Die Tabelle über die Lautverschiebung hält Ref. für unpraktisch, abgesehen davon, daß f, h u. z nicht als Aspiraten bezeichnet werden dürfen (f u. h sind Spiranten, z ist eine Affricata).

Am besten ist es, wenn man sich in der lateinischen Grammatik hinsichtlich der Lautverschiebung auf den Anlaut beschränkt, der Inlaut ist wegen des Vernerschen Gesetzes zu schwierig (dieses kann im Deutschen in O II behandelt werden). In dieser Beschränkung kann allerdings schon ein Sextaner die Lautverschiebung aus Beispielen ableiten (vgl. des Verf.'s Wörterverzeichnis zu Ostermann-Müller, Lat. Übungsb. für Sexta).

Digitized by Google

S. 90. Der Deutlichkeit wegen mußte der e i n e auf das Deutsche bezügliche Satz „der Deutsche dagegen — — einander bei“ in Klammern gesetzt werden. Denn wenn Ref. den Verf. richtig verstanden hat, gilt alles folgende von „unmittelbar vor dem verb. fin.“ an für das Lateinische.

S. 91. In dem Schema versteht Referent die Bedeutung des Pronomen nicht, ferner weshalb bei den Hauptsätzen der Modus v o r dem Tempus angeführt wird, bei den Nebensätzen umgekehrt.

S. 98. aggredi konnte übersetzt werden: „auf jem. zuschreiten“, obire mortem „dem Tode entgegengehen“; subire „unter etwas treten, sich unterziehen“.

S. 99. Waren wirklich a l l e Intransitiva ursprünglich transitiv? Ref. hält das für unmöglich. Unter 2. würde Ref. schreiben: „Gebräuchlicher war das innere Akkusativobjekt, wenn ein Attribut dabei stand.

S. 106. Ref. würde 2 b vor 2 a stellen, weil dann in 1 u. 2 die beiden a einander entsprechen würden. Übrigens kann in dem Satze Labieno imperatori legionem non misit der Dativ doch auch als bloßes Ziel aufgefaßt werden.

S. 107. Würde 3 nicht besser lauten: „wird das Interesse einer Person und der sachliche Zweck zugleich bezeichnet“ usw.?

S. 109. nubes gehört nicht zu nubo (s. Walde). — Bei invideo gloriae tuae schlägt Ref. folgende Erklärung vor: Sache und Person gehören zusammen, die Sache gehört der Person; denn der Neid richtet sich nur dann gegen eine Sache und eine Person zugleich, wenn die Sache der Person gehört, also muß das Possessivpronomen oder der gen. possess. stehen. Übersetzung: ich sehe scheel auf deinen Ruhm.

S. 110. Ref. gefällt der Ausdruck „zu Adjektiven verstümmelte Verba“ nicht, es kann einfach heißen: Bei einigen Adjektiven drückt der Dativ das Ziel aus, auf das hin eine Eigenschaft sich äußert usw. — Für „benevolus“ (esse = favere) ist besser zu schreiben: benevolus (sum = faveo); denn bei esse müßte es benevolum heißen; so auch auf S. 111 amicum esse u. similem esse. — Die Regel über similis ist für den Schüler zu schwer, die alte Regel war leichter.

S. 111. wäre besser zu schreiben: „wird die Beteiligung o d e r das Interesse einer Person u n d einer Sache zugleich ausgedrückt“ usw. Statt coarguere ist zur Erklärung ein Verb mit dem D a t i v vorzuziehen, wie obicio, obiecto, exprobro „vorwerfen“.

S. 112. Druckfehler futurum esse statt futuram esse.

S. 116. Die Gemeinschaft mit einer Sache ist nicht i m m e r Mittel oder Werkzeug. Auch die Begleitung durch eine Sache wird durch cum ausgedrückt.

S. 134. opus est wird neuerdings (vgl. Stolz, Walde, Skutsch, Blase-Reeb) nicht als Genetiv von ops erklärt, sondern als das neutr. opus („es ist Mußarbeit“ Walde).

S. 146. Es fehlt die Erklärung, wie aus res fert refert wurde.

S. 175. In der „Entwicklungsreihe“ ist vor α und β b ausgefallen.

Digitized by Google

S. 185. Das Beispiel quid facerem? Was hätte ich tun mögen? (optat. final der Vergangenheit) ist dem Ref. unklar. Ueberhaupt erscheint dem Ref. die Verquickung von Wunsch und Frage nicht zweckmäßig.

S. 191. Kann queror mit dem bloßen Ablativ stehen?

S. 202. Als Beispiele für die schärfsten Ausdrücke der Willensäußerung, nach denen der A. c. i. steht, sind iubeo u. volo zu nennen.

S. 205. Oder nicht dic mihi = necne?

S. 206. Was soll du(o)-bito bedeuten? Soll damit nur die Verwandtschaft mit duo gemeint sein, so war zu schreiben dubito: duo = zweifeln: zwei; soll aber dubito etwa als Kompos. von baeto bezeichnet werden (etwa wie arbiter), so mußte es deutlicher ausgedrückt werden. Ref. bezweifelt aber, daß letztere Ansicht richtig ist.

S. 209. Muß nicht „wer käme" quem venire heißen?

S. 211. Si ist nicht relativ, sondern nach Walde zeitlich „dann", modal „so" (vgl. unser „so" = wenn), ebenso Schmalz.

S. 213. Unter III fehlt „Unterordnung" vor Labienus usw.

S. 225 u. 237. Den Ausdruck „übertriebener Gebrauch" in Konsekutivsätzen nach negativem, fragendem, komparativischem Hauptsatz versteht Ref. nicht.

S. 126. Druckfehler: faßt! S. 225: einem statt einer.

S. 234. Konsekutive Relativsätze haben doch genaue Anwendung der consec. temporum!

S. 234. Der Deutlichkeit wegen würde Ref. zu der Frage „quae litterae" (erant)? hinzufügen, da wir im Deutschen „was für einen Brief (schickte er)? ergänzen würden.

S. 236. Ref. würde die Stellung so ändern, et is, nam + is, (is + enim), ut + is.

Weilburg a. d. Lahn. F. Stürmer.

Guglielmo Ferrero, Die Dichter Roms. Kulturbilder aus „Größe und Niedergang Roms". Mit einem Bildnisse Ferreros und einem Nachworte von Walther Lohmeyer. Stuttgart 1911, Julius Hoffmann. III u. 97 S. kl. 8. geh. 1 ℳ.

Ferrero, der Turiner Professor, hat in seinem großen sechsbändigen Geschichtswerke „Größe und Niedergang Roms" (deutsch von Max Pannwitz und Ernst Kapff, Stuttgart 1908—1910) ein Werk geschaffen, das man in gewissem Sinne eine Ergänzung, teilweise auch Fortführung von Mommsens Römischer Geschichte nennen kann. Aber seine Auffassung weicht nicht nur im einzelnen oft von der Mommsens ab, wie er denn Caesar keineswegs so hoch stellt wie dieser, nicht ihn, sondern Lucullus als den Begründer des römischen Imperialismus betrachtet, anderseits Cicero richtiger zu würdigen weiß; sondern die ganze Grundanschauung, von der er bei seiner Darstellung ausgeht, ist eine andere. Denn während Mommsen vornehmlich Gewicht darauf legt, die staatsrechtlichen Verhältnisse erkennen zu lassen, mit denen

Digitized by Google

im Zusammenhange die Geschicke Roms vor sich gehen, erblickt Ferrero in den sozialen und wirtschaftlichen Formen die Grundlage der Entwicklung, setzt daher auch das einzelne Individuum überall in Beziehung zu den Kulturströmungen der Gesamtheit und zeigt, wie es durch diese geleitet und beeinflußt wird. In dieser Weise sind auch einige dichterische Charaktere dargestellt, die in dem vorliegenden Bändchen, einer Reihe von Ausschnitten aus dem genannten größeren Werke, uns dargeboten werden. Wenn ich sagte „Ausschnitte", so ist damit nicht gemeint, daß diese einfach mechanisch aus dem politischen Zusammenhange herausgehoben sind, sondern durch hier und da nötig werdende kleine stilistische Abänderungen und Zusätze sind sie zu einer einheitlichen Darstellung gebracht. Diese dankenswerte Arbeit, durch die uns die Literatur- und Kulturbilder zu genußreicher Lektüre dargeboten werden, hat Walther Lohmeyer übernommen, der in einem Nachworte (S. 88—97) das Gesamtwerk Ferreros würdigt und „die Dichter Roms" — gemeint sind die Dichter der klassischen Periode —, wie sie jener schildert, kurz skizziert.

In 5 Kapiteln werden uns die Dichter vorgeführt: 1. Lukrez und Catull, 2. Vergil, 3. Horaz, 4. das Theater unter Augustus; die Elegiker, 5. Ovid. Nach dem Gesagten erscheinen diese Dichter bei Ferrero oft in neuem Lichte; ihre Werke entsprechen den Stimmungen, die jeweils das römische Volk oder wenigstens seine maßgebenden Kreise beherrschen. In Lukrez' „Gedicht über die Natur" erblickt der Verfasser eine der schönsten Schöpfungen Roms, die „die Zeiten überdauert hat, welche die Trophäen, die Denkmäler und den Ruhm so vieler Feldherren getilgt haben"; und Lukrez ist „nicht minder wie Lukullus, Cäsar und Cicero eine der kennzeichnendsten Gestalten seiner Zeit". In Catull, dem ersten großen Lyriker in Rom, spiegelt sich die große sittliche und soziale Krisis der Republik wieder. Vergil wollte in seinen Eklogen hinter seinen sizilianischen Hirten Menschen seiner Zeit verbergen, wollte Anspielungen auf zeitgenössische Begebenheiten bringen, bis er zu seinem Hauptwerke kommt, das dem großen positiven nationalen Gedanken seiner Zeit dienen soll, dem Gedanken, daß die politische und militärische Größe Roms auf der Religion beruht. In klarer Analyse oder in treffenden Andeutungen hebt Verf. einige Hauptteile heraus. Nur, sagt er, war es dem Dichter nicht gegeben, der Größe des Gedankens, den er sich gesetzt, gerecht zu werden. Horaz mahnt zur Rückkehr zu der alten Römertugend, mahnt auch an das Ende, ist aber trotzdem der Sänger des heiteren Lebensgenusses; auch in seinen Gedichten erkennt Verf. die Zeitströmungen und -stimmungen, den Widerspruch, der die ganze Nation durchzieht. Hierbei widerlegt er mit schlagenden Gründen die Anschauung der Geschichtschreiber, die in dem Lebenswerke des Augustus eine politische Komödie erblicken wollen. Und in Gegensatz zu dem ernsten Wollen des Augustus, eine Erneuerung des Römertums herbeizuführen, tritt die erotische Dichtung eines Properz und Tibull, die dem Geschmacke der vornehmen Kreise ent-

Digitized by Google

sprechen, und noch mehr die des so formgewandten, so glänzend begabten, so graziösen, aber — trotz der lex Julia de adulteriis — so frivolen Ovid, wenn dieser auch in den Fasten und den Metamorphosen sich bekehren zu wollen schien. In Ovid wollte Augustus die erotische Poesie treffen, jene destruktive Macht, die in so gefährlichem Gegensatz zur altrömischen Moral stand.

Das vorliegende Büchlein, dessen Inhalt und Charakter wir hier angedeutet haben, möchten wir in den Händen von recht viel Gebildeten wissen, die auch an der klaren und lebendigen Sprache Genuß finden werden; auch reifere Schüler sollten es kennen lernen. Der Herausgeber hat es dem nicht philologisch gebildeten Leser bequem gemacht, indem er die zahlreichen Beispiele aus Gedichten, die Ferrero einschaltet, in guten Übersetzungen darbietet.

Hanau. O. Wackermann.

Index Lucretianus continens copiam verborum quam exhibent editiones Lachmanni Bernaysi Munronis Briegeri et Giussani. Confecit Johannes Paulson (Ut manu scriptus prelo datus). Typis expresserunt Wald. Zachrisson et socii. Gotoburgi MDCCCCXI. VI u. 179 S. gr. 8. 7 ℳ.

Der bekannte schwedische Gelehrte Johannes Paulson hatte anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, um seinen Lukrezstudien eine festere Basis zu geben, einen vollständigen Wortindex der Bücher de rerum natura nach der Ausgabe von Bernays zusammengestellt. Inzwischen haben ihn andere Studien und amtliche Tätigkeit derartig in Anspruch genommen, daß er für seinen Lieblingsdichter nur wenig Zeit übrig behielt; meines Wissens hat er sich zuletzt 1897 in der kleinen Schrift „In Lucretium adversaria“ (s. Wort. f. kl. Philol. 1898, Nr. 5, S. 118) mit ihm beschäftigt. Leider hat ihn auch eine schwere Krankheit ergriffen, die ihm das Schreiben und das Hantieren mit Büchern unmöglich macht, so daß er fürchtet, in absehbarer Zeit zu jenen Studien nicht zurückkehren zu können. So hat er sich denn entschlossen, mit Unterstützung der Kgl. Sozietät für Wissenschaften zu Göteborg diesen Wortindex der Öffentlichkeit zu übergeben. Bei der Fertigmachung für den Druck hat ihm in dankenswertester Weise seine Nichte Esther Nilsson geholfen. — Daß der alte Text von Bernays dem Index zugrunde gelegt ist und eine Umarbeitung nach einem der verbreiteteren neueren Texte unter den erwähnten Umständen unterbleiben mußte, erscheint ja auf den ersten Blick als ein Übelstand. In der Praxis ist es aber damit nicht so schlimm, da ja Giussani der Zählung von Bernays folgt und Brieger neben seiner eigenen Zählung auch die von Bernays und Lachmann anführt. Diejenigen Wörter, die nicht bei Bernays, sondern in anderen Ausgaben stehen (Lachmann, Munro, Brieger, Giussani), sind nachträglich in den Index mit hineinverarbeitet; P. bedauert, daß er nicht auch Lambins Ausgabe hat berücksichtigen können. Auf die Erwähnung von Konjekturen, die nicht in eine der genannten fünf Aus-

Digitized by Google

gaben Eingang gefunden haben, hat P. verzichtet, weil er davon absehen mußte, in dieser Hinsicht Vollständigkeit zu erreichen. Das ist an sich natürlich ein gewisser Mangel, der aber eben auch mit der Entstehungsgeschichte des Index zusammenhängt, ebenso der Umstand, daß die Konjekturen nicht durch irgend ein Zeichen als solche kenntlich gemacht sind; das hätte sich doch selbst unter den ungünstigen Umständen ermöglichen lassen sollen.

Was nun das Gebotene selbst angeht, so ist der Arbeit eine sehr zweckmäßige Anordnung und eine große äußere Übersichtlichkeit nachzurühmen. Da die Indices, die älteren Ausgaben, z. B. der von Creech, angehängt sind, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, so ist es um so angenehmer, endlich eine Arbeit zu besitzen, die, so viel ich gesehen habe, innerhalb der oben bezeichneten Grenzen, das Material vollständig bietet. Das einzige Wort, bei dem auf Einzelbelege verzichtet wird, ist *et*. Hier gibt P. nur allgemein die Zahlen und nur für das fünfte Buch auch die 282 Belegstellen an. Wer über diese Partikel arbeiten will, wird es allerdings bequemer haben, wenn er sich nicht erst mit einem Index aufhält; wer aber z. B. wissen will, wie Lukrez *a* und *ab*, *ac* und *atque* behandelt und dgl., wird dem Verfasser für seine Mühewaltung dankbar sein. Hoffentlich gestaltet sich sein Gesundheitszustand so, daß er auch selbst wieder der Wissenschaft in alter Weise dienen kann!

Berlin. Franz Harder.

Berthold Bretholz, Lateinische Paläographie. Zweite Auflage. Leipzig-Berlin 1912, B. G. Teubner. 2,40 ℳ. (= Aloys Meister, Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Band 1, Abteilung 1).

Meisters „Grundriß“ soll auf der Höhe der wissenschaftlichen Errungenschaften der Geschichtsforschung stehen. Er soll das Neuste berücksichtigen und so den augenblicklichen Stand der Geschichtswissenschaft in den behandelten Einzeldisziplinen wiedergeben. Nicht die abgeklärten sicheren Ergebnisse allein, auch die neuaufgeworfenen, die ungelösten und zur Diskussion stehenden Fragen werden erörtert. Wie sehr dies hinsichtlich der lateinischen Paläographie gelungen ist, beweist die Tatsache, daß über diese doch nur auf einen beschränkten Teil von Lesern berechnete Materie bereits nach sechs Jahren eine zweite Auflage erforderlich gewesen ist.

Die Lateinische Paläographie von Bretholz zerfällt in zwei Hauptabschnitte. Der erste behandelt unter der Überschrift „Schriftwesen“ Schreibstoffe, Formen der Schriftworte und Verbreitung und Aufbebewahrung der Schriftwerke. Es wird hier ein kulturgeschichtlich sehr interessanter Stoff vorgeführt und zwar unter Benutzung der neusten Literatur und mit Vermeidung des Fehlers Wattenbachs, an dessen Darstellung Bretholz vielfach anklingt, zuviel Diplomatik mit der Paläographie zu verbinden. Nur das Schlußkapitel über Bibliotheken

Digitized by Google

und Archive Seite 30 ff. befriedigt nicht recht, „da es lediglich auf das Mittelalter eingeht und das interessante Kapitel der späteren Archivgeschichte gänzlich übergeht. Und doch hat Bretholz an der so vielfach nutzbringenden modernen Entwickelung des deutsch-österreichischen Archivwesens seinen vollen verdienstreichen Anteil. Er ist der rechte Mann, in einer dritten Auflage dieses Kapitel durch einen Ausblick bis auf die Gegenwart zu erweitern.

Der zweite Hauptabschnitt behandelt die Entwicklung der lateinischen Schrift etwa in der Weise, wie dieselbe auf den Universitäten gelehrt oder auch in den besseren Handbüchern abgehandelt wird. Wir begegnen hier auf Schritt und Tritt der größten Vertrautheit mit dem Stoff und der wohlüberlegten Auswahl und Gruppierung. Wir können daher die Arbeit von Bretholz nur auf das allerwärmste empfehlen. Besonders sei hervorgehoben, daß zahlreiche Anmerkungen und Abschnitte mit kleinerer Schrift den Haupttext erläutern und die Nachprüfung des Vorgetragenen sowie ein weiter eindringendes Studium sehr erleichtern. In dem Abschnitt über die irisch-angelsächsische Nationalschrift vermisse ich das Werk von W. Keller, Angelsächsische Paläographie 1906 und meine Schrift „Das älteste Fuldaer Cartular im Staatsarchiv zu Marburg“ Leipzig 1899, B. G. Teubner.

Bretholz behandelt programmäßig nur die lateinische Paläographie. Es ist aber ein Mangel in der Disposition von Meisters Grundriß, daß ein Abschnitt über die Entwicklung der deutschen Paläographie nicht vorhanden ist. Allerdings fehlt es für die Geschichte der sogenannten „deutschen“ Schreibschrift, wie Bretholz Seite 102 richtig bemerkt, an Vorarbeiten. Aber einige sind doch bereits erschienen. Zu der Veröffentlichung Fickers und Winkelmanns aus dem Straßburger Stadtarchiv ist soeben Clemens Facsimilewerk aus den Beständen des Zwickauer Stadtsarchivs hinzugekommen. Und gerade für die vielstudierte Reformationszeit bietet die deutsche Schrift, namentlich in den durchkorrigierten Konzepten sehr erhebliche Schwierigkeiten. Es ist daher auch in dieser Beziehung eine Erweiterung des Programms der Paläographie für Meisters Grundriß zu wünschen.

Leipzig-Connewitz. Eduard Heydenreich.

Erich Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten. Zweite, vermehrte Auflage mit 23 Abbildungen und 2 Tafeln. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 120 S. geb. 1,25 M.

Der Verfasser behandelt in sieben Abschnitten folgende Gegenstände: Antike Archive, Thera, Pergamon, Priene, Milet, Apollotempel von Didyma und „Aus griechischen Städten in Ägypten“. Das Buch ist aus Vorlesungen entstanden, welche der Verfasser im Auftrage der Oberschulbehörde zu Hamburg gehalten hat, und ist abgedruckt als 131. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „aus Natur und Geisteswelt“.

Wer heute Kulturbilder aus alten griechischen Städten zu geben unternimmt, dem genügen durchaus nicht mehr die alten Schiftsteller allein. Je weiter er in die Vergangenheit zurücksteigt, desto mehr

Digitized by Google

ist er auf andere Quellen angewiesen, die bei der sehr regen Altertumsforschung für seine Zwecke viel reichlicher fließen. Die Wissenschaft der Archäologie und Epigraphik verbreitet durch ihre überaus resultatvolle Forschung immer weiter helles Licht in das Dunkel der Vergangenheit. Dort hat auch unser Verfasser zuerst selbst geforscht und danach auf vielen Gebieten auch die Unterstützung anderer namhafter Forscher gesucht und erhalten. So war es ihm beschieden, im Herbst 1904 unter Theodor Wiegand, dem er dieses Buch als Zeichen seiner Dankbarkeit gewidmet hat, in Milet zu wirken. Seine Ausführungen über Thera beruhen auf dem Therawerk des Freiherrn Hiller von Gaertringen, Plan und Bilder von Porgamum hat er von Conze und Dörpfeld, die Originalbilder von den Papyrusgrabungen von Ulrich Wilken. Ferner durfte er auch dem Prienebuch von Wiegand und Schrader, dem Didymawerke von Haussoullier mit Erlaubnis der Verfasser Abbildungen und Pläne entnehmen. Für seine Mitteilungen über die Papyrusgrabungen verdankt er viel den Anzeigen von Wilamowitz-Moellendorff. Für die vorliegende zweite Auflage standen ihm die neu erschienenen Forschungen zur Verfügung. So aufs trefflichste ausgerüstet, hat er es vesrtanden, in bescheidenem Umfange treffliche Bilder zu entwerfen, die auf der Höhe der Forschung stehen und doch dem gesteckten Ziel entsprechend für weitere Kreise bestimmt und wohl geeignet sind. Da er seine Bilder aus den urkundlichen und monumentalen Quellen schöpft, so hat er es für zweckmäßig befunden, im ersten Abschnitt eine eingehende Übersicht über „antike Archive" zu geben, die bei allen Lesern großes Interesse erregen wird. Dort lesen wir von dem erhaltenen reichen Aktenmaterial der alten Ägypter, die u. a. bereits ein genau entwickeltes Grundbuch besessen haben, ferner bei den Griechen von Archiven mit Gegenständen aus Bronze, Marmor, Stein für Städte, Tempel, Orakel, für Gerichte, Medizin. Außer den zahlreichen Archiven gab es noch vielfache besondere Fundstellen wie z. B. für Polizeiverordnungen und Grabinschriften. Von diesen ausgegrabenen Denkmälern erfahren wir sehr oft Genaues aus allen Lebensverhältnissen der ältesten Zeit. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei hier die Inschrift von dem Ringe eines Liebhabers wiedergegeben: „Sie reden, was sie wollen, mögen sie reden, ich kümmere mich nicht darum. Du liebst mich, das genügt mir". Ganz unvergleichlich großartig ist die Bereicherung unserer Kenntnisse über das antike Leben, die wir aus den in der neusten Zeit in großer Menge aufgefundenen Papyri in Ägypten gewonnen haben, worüber der Verfasser im letzten Abschnitt sehr interessanten, teilweise überraschenden Aufschluß gibt.

Besonders beachtenswert ist auch, daß die Städte, von denen der Verfasser die Bilder entwirft, durch mühevolle Ausgrabungen deutscher Forscher in neuster Zeit zugänglich geworden sind.

Das Büchlein, das allen, die für die älteste Kultur und namentlich für die Denkmäler aus der ältesten Vergangenheit Interesse haben, viel Anregung bietet, darf aufs wärmste empfohlen werden.

Steglitz. R. Petersdorff.

Digitized by Google

R. Michel und G. Stephan, Methodisches Handbuch zu Sprachübungen. Fünfte Auflage. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VIII u. 178 S. geb. 2,80 ℳ.

Die Verfasser haben sich die Aufgabe gestellt, Laut- und Formenlehre, Wortbildungslehre, Satzbau und Stilbildung, Recht- und Schönschreiben methodisch so miteinander zu verbinden, daß zwischen diesen Teilen des Sprachunterrichts ein von ihnen bisher vermißter Zusammenhang geschaffen wird. Namentlich sollen die Mundarten berücksichtigt, der Gedankenkreis der Schüler sprachlich ausgestaltet und klare Einsicht in die Frage gewonnen werden, was in unserem Schriftdeutsch fehlerhaft oder zopfig ist. Nicht in Verständins und Gebrauch der üblichen grammatischen Kunstausdrücke, Unterscheidungen und Einteilungen, die für das Leben ohne Bedeutung seien, will das Buch einführen, sondern die Muttersprache den Schüler richtig gebrauchen lehren und, da dieses Ziel sich andere Bücher natürlich auch stecken, den dahin einzuschlagenden Weg aufweisen. Die Aufgaben und Übungsbeispiele sind darnach eingerichtet worden; sie lassen sich Einfachheit, Frische und Volkstümlichkeit angelegen sein. In einer besonderen „Stoffsammlung zu Sprachübungen" haben die Verfasser den Schülern das nötige Rüstzeug in die Hand gegeben. Die 19 (nicht 18 — auch sonst finden sich Druckversehen, z. B. zerbrichts S. 10, sichs S. 18) allgemeinen, d. h. nicht auf jeden Einzelfall anwendbaren, aus dem Buche selbst erarbeiteten „Stilregeln" sind in das Schülerheft aufgenommen worden, damit der Lehrer bei Durchsicht der schriftlichen Arbeiten den Irrenden durch eine einfache Ziffer auf die Regel hinweisen kann, gegen die er verstoßen hat. So wird z. B. der nach dem Buche Unterrichtete auch die „fünfte" Mahnung verstehen: „Kommt ein Begriff in zwei aufeinander folgenden Sätzen vor, stell' ihn im ersten Satze ans Ende, im zweiten an den Anfang!" Wer freilich, ohne in ihm zu Hause zu sein, schnell feststellen möchte, was damit gemeint ist, wird Mühe dabei haben, da ein eingehendes Sachregister fehlt. Auf dieses haben die Verf. wohl verzichtet, um ihr kunstvoll aufgebautes Handbuch nicht zu einem Nachschlagewerke werden zu lassen. In dem vorangeschickten Inhaltsverzeichnisse sowie in den Anmerkungen ist dem Lehrer zuliebe, der die Gewohnheit seine Amme nennt, „das hergebrachte grammatische Kauderwelsch beibehalten worden". Die Verfasser haben sich bei dieser ihrer Auffassung von dem würdig alten Hausrat aus dem Besitzstande der Ahnen anscheinend des Beifalls des Prof. Herm. Hirt, Mitherausgebers der neuen Auflage des Weigandschen Wörterbuches, zu erfreuen gehabt, der auch die Korrekturbogen des vorliegenden Handbuches durchgesehen hat. Für Volksschüler wird man in der Tat gut tun, die lateinischen Fachwörter durch deutsche zu ersetzen; immerhin dürfen sie in manchen Gemeindeschulbezirken wenigstens auf der Oberstufe hinzugefügt werden. Es sind und bleiben auswendig zu lernende Vokabeln, die nach dem zu beurteilen sind, was wir einmal bei v. Wilamowitz-Moellendorff lesen, wenn er sagt: „Jedes Kind

Digitized by Google

wird bei der Unterweisung in seiner Muttersprache entweder lateinische Terminologie anwenden oder darnach gebildete deutsche Kunstwörter und wird sich bei beiden nichts oder gar etwas Falsches denken" (s. auch meine Bemerkung in dieser Zeitschrift 63. Jahrg., 1909, S. 648 f. und Michel-Stephan selbst S. 28 beim bestimmten und unbestimmten Geschlechtswort). Kunstwörter! Unwillkürlich verlangt man, daß sie schön sind, und Schönheit ist anschaulich dargestellte Wahrheit. Von diesem Gesichtspunkte aus mögen die Verfasser des Handbuches — ich für meine Person habe einen andern Geschmack — für das rechte geistige Wohlgefallen gesorgt zu haben meinen durch Ausdrücke wie: Tätigkeiten, deren Vergangenheit auf -e endet, ein nicht auf -e endender Befehl, weibliche, sächliche und männliche Dinge oder Eigenschaften auf -en, Dinge auf -heit, -ung, Stoffe auf -en (?).

Doch das sind Nebensachen; wichtig ist der anregend belehrende Inhalt des Buches, das auch der mit dem Gegenstande bereits Vertraute nicht ungern zur Hand nehmen wird. Ausgesprochene Kampfstimmung durchzieht es, und ohne Scheu legen die Verf. den Finger auf manche wunde Stelle. Eine der schlimmsten ist, daß „der größte Teil von denen, die die Schule jahrelang geführt hat, nach dieser Zeit im Walde ihrer eigenen Muttersprache ratlos irregeht". Wer das an Fortbildungsschülern und „Entschuldigungsschreiben bei Schulversäumnissen" nicht erfahren hat, kann es bei den schriftlichen Auslassungen seiner Dienstboten beobachten, selbst wenn sie erst vor kurzem der Schulbank den Rücken gekehrt haben. „Daß die Kinder nach 8 Jahren nicht imstande sind, 4 fehlerlose Sätze selbständig aufzuschreiben, daran ist die Methode schuld, die auf die Haus- und Umgangssprache nicht gebührend Rücksicht nimmt". Freilich wird dem nicht Eingeweihten manches fehlerhaft erscheinen, was eben dieser angehört und ja nun allerdings im schriftlichen Ausdruck sich nicht unangenehm breit machen darf. Sie ist es, die die Schule zu lehren hat, — mag sie daher immerhin an die Alltagssprache der Kinder anknüpfen! So leicht ist das übrigens für den Unterrichtenden auch an der Hand des Michel-Stephanschen Buches nicht; denn es hat sich dessen überhoben erachtet, bei dem Mundartlichen, das es, statt mit der Hand, fast mit dem Sacke ausstreut, „jedesmal anzugeben, in welchen Gegenden die eine oder die andere Abweichung üblich ist". Soll der Lehrer „selbstverständlich auf die Abweichungen eingehen, die in der Umgangssprache s e i n e r Gegend eine Rolle spielen", so muß er sich unters Volk mischen, was z. B. in Großstädten — namentlich wenn er in höheren Schulen wirkt — leichter gesagt ist als getan. Hat er sich die Dinge durchs „Studium" angeeignet, dann braucht er am Ende das Buch von Michel und Stephan nicht mehr; ist er „noch nicht so weit", so mag es ihm künftig die Sache etwas bequemer machen, da es sich so schon, nach seiner ganzen Anlage, nicht eben leicht durcharbeiten läßt. Natürlich kann nicht seitens der Verfasser „für jede Mundart eine eigene Schulgrammatik geschrieben werden"; doch bleibt der Übelstand, daß es nicht geschieht, da bestehen, wo „der leitende Gedanke für den Betrieb der Grammatik in der Schule

Digitized by Google

ist, daß vor allem das behandelt wird, was in der Umgangssprache der Schüler oder im Frühneuhochdeutschen anders ist als in der heute geltenden Schriftsprache". An sich ist es gewiß ein erstrebenswertes Ziel, den Schüler zu sprachlicher Selbständigkeit dadurch zu erziehen, daß man ihn seine eigene Gedankenwelt und Sprachkraft entfalten läßt. Wie sich die Verfasser das denken, ist der Beachtung wert, und daher ist an ihren allgemeinen Darlegungen nicht vorüberzugehen, die sich auf Aussprache, Sprachverständnis, Etymologie, Stil, Grammatik nebst dem ihr dienenden Sprichwort, Orthographie (und Schönschreiben), Interpunktion, Diktate beziehen.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Chr. Herm. Vosen et Fr. Kaulen, Rudimenta linguae hebraicae scholis publicis et domesticae disciplinae brevissime accommodata. Nona editio, quam recognovit et auxit Jac. Schumacher. Friburgi Brisgaviae MCMXI, B. Herder. In 8. (XII et 172 pag.), pret.: 2 M, relig. 2,50 M.

Dieses lateinisch geschriebene Elementarbuch der hebräischen Sprache, das in seinem goldenen Jubiläumsjahr in 9. Auflage erscheint, erfreut sich eines ziemlich allgemeinen Gebrauches an katholischen Anstalten, scheint auch nach den vom Verleger beigefügten Kritiken in italienischer, spanischer usw. Sprache im Auslande verbreitet zu sein. Es will den Anfänger durch knapp gefaßte Sprachregeln in möglichst leichter Weise in die 'schwere' Sprache einführen. Quid enim linguae hebraicae cognitioni magis obstat quam longi laboris illud taedium, quo adolescentes capiuntur, cum iam in ipsis hebraicae linguae elementis ediscendis magnam rerum subtilissimarum et minutissimarum copiam memoriae mandare cogantur? fragt Vosen im Vorwort zur 1. Auflage. Der neueste Herausgeber will freilich den Fortschritten der Wissenschaft und der Methode Rechnung getragen haben; so hat er eine genauere Transkription der hebräischen Wörter durchgeführt (doch kann er sich nicht entschließen, von unhebräischen Formen wie סֵפֶר, הוֹשַׁב usw. abzulassen!), ist auch bestrebt gewesen, die übergroße Kürze der grammatischen Regeln durch deutlichere Fassung zu beseitigen, er hat die Zahl der Übungssätze bedeutend vermehrt und ein Vokabelverzeichnis beigefügt. Für einen lediglich auf Einprägung der hebräischen Formenlehre und Syntax bedachten Unterricht mögen diese Rudimenta wohl als ausreichend angesehen werden können; die praktische Fassung der grammatischen Regeln ist mit einer gewissen Virtuosität gehandhabt und die Übungsstücke sind vortrefflich. Freilich von wissenschaftlichem Geiste ist nicht allzuviel in ihnen zu spüren. So heißt es von den Verben ל״ה, daß ihre tertia radicalis ה ist, von den פ״נ, S. 36: coniugatio Hoφ'al Kibbus pro Kames-chatuφ adsciscit, S. 46: S'wa mobile praepositionum לְ, בְּ ante Šwa aliud in ĭ mutatur, von den maskulinen Segolatis S. 51: Status constr. plur. a prisca forma derivatur omisso tamen Daγeš leni, e. g. מַלְכֵי (non *malke*). Druck und Aus-

Digitized by Google

stattung sind musterhaft, auch begegnen kaum Druckfehler, ich habe nur *prendidit* S. 36 bemerkt.

Neubrandenburg. P. Dörwald.

Molières sämtliche Werke in sechs Bänden. Übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Herausgegeben von Ph. A. Becker. Leipzig, Hesse & Becker. 131, 255, 370, 316, 335 u. 279 S. 8. geb. à 4 ℳ.

Unter denjenigen, welche die Schätze fremder Poesie durch Übersetzungen bei uns Deutschen eingebürgert haben, gebührt dem Grafen Baudissin ein Ehrenplatz. Nachdem er sich an der sogenannten Schlegel-Tieckschen Shakespeareübersetzung beteiligt und, ohne daß sein Name genannt wurde, seinem Freunde Tieck für die Übersetzung von dreizehn Stücken die Ehre und den buchhändlerischen Erfolg überlassen hatte, machte er sich an ein zweites großes Unternehmen, an die Übersetzung Molières, im Alter von sechsundsiebenzig Jahren und übersetzte in drei Jahren von 31 Stücken 25, ohne daß ein Nachlassen seiner geistigen Frische und seiner Gabe feinen dichterischen Nachempfindens zu verspüren war. In den Versen gelang ihm die Überwindung der Schwierigkeiten noch besser als in der Prosa, und Gustav Freytag hat in dem Aufsatz „Wolf Graf Baudissin" (Gesammelte Werke 16. Band S. 146 ff.) seine Diktion in den Versen geradezu als meistergültig bezeichnet. Er wählte den fünffüßigen Jambus, der seit Lessings Nathan der dramatische Vers der Deutschen geworden ist, statt des Alexandriners, der, wie Gustav Freytag richtig hervorhob, durch die Eigenart unserer Sprache und Rezitation einen ganz anderen Charakter erhält, als der französische hat, durch sein Klappern und Klingen im Munde des Darstellers lästig wird, selbst den gebildeten Schauspieler zur Deklamation verleitet und es im Lustspiel fast unmöglich macht, kurze Akzente einer schnellwechselnden Stimmung zum Ausdruck zu bringen. Baudissins Text ist in dieser Ausgabe sorgfältig durchgesehen, aber nur mit der gebührenden Pietät abgeändert worden. Der Revision wurde die große Molièreausgabe von E. Despois und P. Mesnard zugrunde gelegt. Die fehlenden Stücke, die Vorreden, Widmungen, Zwischenspiele, Prologe, nichtdramatischen Gedichte wurden teils von Becker, teils von anderen übersetzt, so daß das Werk mit Recht als eine Gesamtausgabe Molières bezeichnet werden kann. Voran geht eine gutgeschriebene Biographie Molières. Sie fußt auf dem jetzigen Stand der Molièreforschung, gleichwie die Einleitungen, die das Wissenswerte zu den einzelnen Dichtungen geben, und die kurzgehaltenen Anmerkungen, die sprachliche und sachliche Schwierigkeiten erläutern oder literarische Beziehungen einzelner Stellen nachweisen. Beigegeben sind der Ausgabe ein Bildnis Molières, ein Kärtchen zur Veranschaulichung der Kunstfahrten der Molièreschen Provinztruppe und eine Nachbildung der Handschrift Molières. Die Ausstattung in Druck und Einband verdient rühmende Erwähnung. Diese Molièreausgabe schließt sich somit würdig an die übrigen Klassikerausgaben des Hesseschen Verlags an.

Offenburg in Baden. L. Zürn.

Digitized by Google

Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VII u. 514 S. gr. 8. 12 ℳ.

Die Veröffentlichung des vorliegenden Briefwechsels, der die Zeit von 1825 bis 1873, also eine der bedeutungsvollsten Perioden moderner Geschichte, umfaßt, verdanken wir der hochherzigen Entschließung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachsen.

Ist auch die Sammlung nicht lückenlos — es dürften etwa 50 Briefe fehlen —, so bietet sie doch auch so, wie sie vorliegt, einen überaus reichen Gewinn. Ihr mannigfacher kostbarer Inhalt ist so recht geeignet, uns einen unmittelbaren Einblick in die Charaktere geistig hochstehender, reichbegabter Fürsten zu vermitteln, die durch jahrzehntelange Freundschaft miteinander verbunden waren. Die Herzen Johanns und Friedrich Wilhelms fanden sich schon früh in der Begeisterung für alles Schöne, Gute, Große in Kunst, Wissenschaft und Politik, wenn auch ihre sonstigen Charaktereigenschaften einander nicht durchaus gleich waren. Ihre Briefe bewegen sich im allgemeinen in dem Ton und in den Grenzen einer Privatunterhaltung, und gerade das Ungezwungene, Freimütige macht sie zu einer so reizvollen Lektüre. Die unbefangene Fröhlichkeit, der köstliche Humor, das goldene Herz Friedrich Wilhelms geben diesen Mitteilungen das eigentliche Gepräge, nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form. Unendlich ist die Reihe der verschiedenen Anreden und Unterschriften, wenn Friedrich Wilhelm seinem lieben, guten, prächtigen Freunde, seinem Hansy, Herzenshansy, Sasso di Dante, Albertinenhans usw. sein Innerstes enthüllt. Immer trägt er das Herz auf der Zunge und spricht frei von der Leber weg. Sein unverwüstlicher Humor versagt auch dann nicht, wenn die innere Lage sich kritischer gestaltet oder wenn der politische Horizont sich umwölkt. Der sächsische Fürst sucht sich dem von seinem preußischen Freunde angeschlagenen Tone anzugleichen; im ganzen aber ist er nachdenklicher und ernster gestimmt. Sein gesammelterer Geist bleibt seiner hohen wissenschaftlichen Aufgabe, der Dante-Übersetzung, in jahrzehntelangem, beharrlichem Fleiße treu, auch wenn Sorgen um Regierung und Verfassung oder Ministernöte ihn in Anspruch nehmen. Und so gewinnen wir unter anderm auch einen lehrreichen Einblick in die geistige Werkstatt des königlichen Dichters, dem auch sonst künstlerische und literarische Interessen über alles gehen. Bisweilen klingen aber auch politische Klänge in die ungezwungenen Plaudereien hinein. Die Dresdener Straßenkämpfe, die Aventüren des Altmarkts geben Johann wiederholt Veranlassung zur Aussprache, und es berührt uns eigenartig, wenn wir da sehen, wie Friedrich Wilhelm eine so sarkastische und derbe Sprache führt! In Sachen der Politik übrigens herrscht in den meisten Punkten Einmütigkeit: beide Fürsten leben im deutschen Gedanken; Fürstenkongreß und deutscher Bund stehen

Digitized by Google

im Mittelpunkte ihrer patriotischen Phantasien; die deutschen Angelegenheiten aus einem großartigeren Gesichtspunkte aufzufassen, ist beider ehrliches Bestreben. Johann urteilt im ganzen besonnerer und ruhiger; er weiß, daß man mit dem Kopfe nicht durch die Wand kann; der unstete, allerlei Stimmungen unterworfene Friedrich Wilhelm bereitet dem fühlenden Herzen des sächsischen Freundes oft Unruhe; in seiner rührenden Liebe verspricht ihm aber dieser, treu zu bleiben, auch dann, wenn er ihm Kanonenkugeln zuschicke. Als aber die politische Lage immer mehr zur Entscheidung drängt, da umnachtet sich der Geist des edlen Friedrich Wilhelm; der Briefwechsel der beiden Fürsten bricht jäh ab. — Mit König Wilhelm hatte Johann zwar vor langen Jahren in schriftlichem Verkehr gestanden; ein regerer Gedankenaustausch setzt aber erst ein, als die Korrespondenz mit Friedrich Wilhelm verstummt. Auch Johann und Wilhelm sind gute Freunde geworden, obgleich sie grundverschiedene Naturen waren; und sie sind auch trotz der traurigen Ereignisse des Jahres 1866 Freunde geblieben, wie uns der durchweg herzliche Ton auch noch der letzten Briefe deutlich erkennen läßt. Anfangs veranlassen den Briefwechsel im wesentlichen Manöverangelegenheiten, Inspektionsreisen und andere militärische Dinge, in denen sich Johann seinem Freunde gegenüber stets mit der ihm angeborenen Bescheidenheit äußert. Im Laufe der Zeit aber nehmen die Briefe einen hochpolitischen Charakter an; es werden Staatsschriften, an deren Abfassung auf beiden Seiten, wie aus den Konzepten noch deutlich zu ersehen ist, auch die verantwortlichen Minister teilnehmen. Jedenfalls ist auch hier Johann, immer sich selbst treu, fleißig und ernst um die Feststellung der Tatsachen bemüht; seine Absichten sind rein, sein Wille ist ehrlich. Eben deswegen mag es ihn auch schmerzlich berührt haben, daß er von preußischer Seite eine derbe Zurückweisung seiner falschen Auffassung von der absoluten Herrschaft der Majorität im Bundestage erfuhr, als er versuchte, mit der Offenheit des Freundes darzulegen, welche Stellung Preußen Österreich gegenüber einzunehmen habe. Daß Johann aber ein wahrhaft vornehmer Charakter gewesen ist, das hat er auch durch jenen denkwürdigen Brief, Schönbrunn den 2. August 1866, bewiesen, als das Schicksal der Schlachten sich gegen Sachsen entschieden hatte.

Drei schöne Zugaben erhöhen den Wert des Buches: Anmerkungen zum Texte, die von mustergültiger Sorgfalt und peinlicher Genauigkeit zeugen, eine wohlgelungene Miniatur, die das sinnende blaue Auge Johanns und seine zarten Züge vorzüglich wiedergibt, und das Faksimile des oben erwähnten Schönbrunner Briefs.

Durch vorliegende Veröffentlichung hat der hohe Herausgeber dem Gedächtnis seines königlichen Ahnherrn ein literarisch wie historisch gleich bedeutsames Denkmal errichtet. Für seine Mühe gebührt ihm der Dank aller, die an geschichtlichen Studien ihre Freude haben und sich für die Äußerungen großer Menschen und ihre Taten interessieren.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

Digitized by Google

1) Erich Marcks, Männer und Zeiten. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. Zwei Bände. XII u. 340, IV u. 314 S. gr. 8. 10 ℳ.

Unter einem von Alfred Lichtwark, dem die beiden Bände in erster Linie gewidmet sind, sehr glücklich gewählten Titel hat der Verfasser Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte vereinigt, die sämtlich bereits veröffentlicht waren, abgesehen von dreien. Unter diesen dreien sei, da wir bei Marcks sofort an seinen Hauptheldeu, an Bismarck, denken, an erster Stelle der Bericht über einen zweistündigen Besuch in Friedrichsruh am 14. März 1893 hervorgehoben, kurz nachher so ausführlich und zuverlässig niedergeschrieben, wie es möglich war. Die Gelegenheit dieser Sammlung und der Wunsch seiner Berater reizte Marcks, ihn jetzt zu veröffentlichen, und jeder Bismarckverehrer wird ihm dafür danken. Die Plauderei ist nämlich so anschaulich, daß der Leser bald glaubt, sich in der Begleitung des Verfassers zu befinden und dem ersten Reichskanzler in die Augen zu schauen, in denen, „wenn er sie einmal nach oben kehrte, etwas schwer Auszusprechendes, Löwenhaftes, Übermenschliches“ lag. Dieser Eindruck mag zum Teil darin begründet sein, daß in manchen Momenten „das getrübte Weiß und die blaugraue, gewaltige Pupille der Augen beinahe ineinander zu verschwimmen scheinen.“ Einige Äußerungen des Fürsten hat der Verfasser weggelassen und die Lücke durch Punkte angedeutet; daß diese sich gerade hinter dem „zur Redensart gewordenen“ Bismarckwort: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“ finden, das gibt sehr viel zu denken.

Außer dieser Plauderei sind zum ersten Male veröffentlicht im ersten Bande (S. 23—65) zwei Vorträge: „Im England der Elisabeth“, 1896 zu Leipzig im Professorenvereine, und „Coligny“, 1892 zu Berlin im Hugenottenverein gehalten; bei jenem hat Marcks leichte Ergänzungen hinzugefügt. Außer diesen beiden Vorträgen finden wir im ersten Bande vier weitere Beiträge zum Zeitalter der Reformation: König Philipp II. von Spanien (S. 1—21), Coligny und die Ermordung Franz von Guises (S. 67—83), Von den Stätten der Hugenottengeschichte (S. 85—93) und Zur Auffassung des Zeitalters der Religionskriege (S. 95—101). Dieser letzte Aufsatz ist eine in der Deutschen Literaturzeitung 1887 erschienene streng wissenschaftliche Kritik des Werkes von Kervyn de Lettenhove: Les Huguenots et les Gueux (6 Bände. Brügge 1883—5). Eine zweite in derselben Zeitung 1900 veröffentlichte Kritik bringt der erste Band (S. 299—311), nämlich über die Schrift von Antoine Guilland: L'Allemagne nouvelle et ses historiens (Paris 1899). Demselben Stoffgebiet wie diese Kritik gehören die ihr vorangehenden Porträtskizzen an; sie schildern nämlich Dahlmann (S. 245 bis 253), Sybel (S. 255—273), Treitschke (S. 275—287) und Mommsen (S. 289—297). Die letztgenannten drei behandelt auch Guilland, an Stelle von Dahlmann treten bei ihm Niebuhr und Ranke, die Marcks nur gelegentlich und flüchtig streift.

Die preußische Geschichte ist Gegenstand der beiden Jubiläumsaufsätze: Das Königtum der großen Hohenzollern (S. 155—195) und

1848 (S. 197—243). Dieser Aufsatz knüpft an die Tatsachen, so wie wir sie heute kennen, einige Fragen, Betrachtungen, Schilderungen an und weist auf die Probleme des Revolutionsjahres hin, die zum Teil, obschon in veränderter Form, auch für die Gegenwart gelten; „die beiden Zeiten, so vielfältig von einander verschieden, zeigen doch . . . . . Gemeinsamkeiten, die das Verständnis aller beider erhellen und den innerlichen Anteil des Zuschauenden beleben". Aus jenem Aufsatze seien zwei Stellen wörtlich angeführt. „Der Große Kurfürst ist unter seinen Zeitgenossen . . . der Einzige, der eine große Politik trieb. Und nicht, was er in der Verwaltung und der Verfassung schuf, so gewichtig es ist, gibt ihm seine Größe: sondern, in jeglicher Hinsicht, jene auswärtige Politik. Das tut man gut, manchen Moden und Dogmen unserer letzten Jahrzehnte gegenüber mit aller Schärfe zu betonen". „Hinter der Bescheidung, daß er [Friedrich II., der Große] nach Schlesien wohl nichts Neues mehr erobern werde, stand sicherlich immer nicht nur die Einsicht, daß sein Preußen der Erweiterung bedürfe, sondern zugleich immer der ganz persönliche Wunsch, es doch noch selber erweitern zu können, und der Entschluß, dies im günstigen Augenblicke ganz gewiß zu wagen. Der Siebenjährige Krieg freilich ist nicht durch diese Unterströmung in Friedrichs Plänen, sondern durch seine Gegner herbeigeführt worden, aber die Absicht war gewiß in ihm".

Den Schluß des ersten Bandes (von S. 313 an) bildet die Festrede zur Hundertjahrfeier der Wiederbegründung der Heidelberger Universität durch Karl Friedrich von Baden.

Von diesem geistig-politischen Boden führt „zwanglos und doch nicht zufällig" der den zweiten Band eröffnende Vortrag „Goethe und Bismarck" zu den Persönlichkeiten des neuen Reiches hinüber, zum Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks, — mit welchem Rechte beide nebeneinander genannt werden müssen, das hat ja gerade Marcks als ein auch die Psychologie richtig bewertender Historiker in seinem klassischen Werke[1]) über Kaiser Wilhelm I. feinsinnig nachgewiesen.

[1]) Dies Buch scheint, obschon es seit 1910 in 6. und 7. Auflage vorliegt, in manchen Kreisen doch nicht bekannt geworden zu sein. Sonst wäre es z. B. nicht möglich gewesen, daß über die so oft und so gründlich erörterte Emser Depesche der Vizeadmiral z. D. Paschen kürzlich (Tägliche Rundschau 1911 Nr. 280 der Beilage) eine nur teilweise zutreffende Ansicht äußerte. Folgende Tatsache nämlich ist ihm unbekannt. Als der König die Depesche in Bismarcks gekürzter Fassung am 14. früh erhielt, las er sie zweimal und reichte sie dann „betroffen" Eulenburg mit dem Ausrufe: „Das ist der Krieg!" Weshalb wurde er „betroffen"? Weil er seinerseits zum scharfen Angriff überzugehen noch nicht gewillt war. Also überschritt der Kanzler die eigentliche Absicht seines Königs. Bismarck wollte eben mit dem roten Tuche den gallischen Stier zur Wut reizen; er war es, der das Rad des Schicksals vorwärts stieß. Es ist aber richtig, wenn Paschen die bekannte Bemerkung Moltkes von 'Chamade' als „der Situation nicht ganz entsprechend" ansieht; doch traf Moltke mit der 'Fanfare' den Nagel auf den Kopf. Überaus glücklich haben auch in dieser großen Entscheidung der König

Digitized by Google

Auf den in der Goethe-Gesellschaft Pfingsten 1911 gesprochenen Vortrag über Goethe und Bismarck (S. 1—29) und die oben erwähnte Plauderei „Bei Bismarck" (S. 31—51) folgen die am 2. August 1898 in Leipzig gehaltene Trauerrede auf Bismarck (S. 53—63) und ein in Werckmeisters großem Bildniswerke 1901 erschienener Überblick über Bismarcks Wirken (S. 65—93); an fünfter Stelle kommt die bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals in Heidelberg 1901 gesprochene Rede auf Kaiser Wilhelm I. (S. 95—111); daran schließt sich ein Aufsatz über Roon (S. 113—153) und eine bei der akademischen Feier der goldenen Hochzeit des badischen Herrscherpaares gehaltene Rede über „Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte" (S. 155—175). Die letzten fünf Aufsätze des zweiten Bandes behandeln Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland (S. 177—197), Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation (S. 199—230), die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart (232—263), Die imperialistische Idee in der Gegenwart (S. 265 bis 291) und Das deutsch-österreichische Bündnis (S. 293—304), — also gewisse allgemeine mit der Macht und zugleich der Kultur zusammenhängende Daseinsfragen des neuen Deutschen Reiches. Kurze literarische Nachweise finden sich am Schluß beider Bände; dem zweiten ist ein genaues und übersichtliches Register beigegeben; auch Seitenüberschriften sind vorhanden. Nur ein Druckfehler stört: II S. 151 kanllen.

Marcks, dem (um seine eigenen Worte zu gebrauchen) wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Gestaltung auch innerlich immer untrennbar sind, hat bei der Zusammenstellung dieser Essays weniger an seine Fachgenossen als an einen allgemeinen Leserkreis gedacht, und in der Tat bietet er diesem in gewandter, auch von unnötigen Fremdwörtern[1]) meist freier Darstellung sehr viel Lehrreiches und Anregendes. Für die Auffassung, die der Verfasser von der Aufgabe der Geschichtswissenschaft hegt, ist folgende Stelle sehr bezeichnend. „Das eigentlich Wirkliche, wirklicher als alle Typen, die wir konstruieren, ist allemal doch das lebendig Einzelmenschliche selbst. Wehe der Auffassung menschlicher Dinge, die das vergißt!" (II S. 28). Nicht allen in den beiden Bänden geäußerten Ansichten kann ich beistimmen; über das altpreußische Königtum, über Friedrich Wilhelm IV., über Roons anfängliche Haltung als Minister der Neuen Ära und über die auswärtige Politik Englands denke ich zum Teil abweichend. Wegen einzelner Stellen mit Marcks rechten zu wollen, erscheint mir kleinlich; nur zu dem „etwa den Mittelpunkt des Ganzen" bildenden Festvortrag über Goethe und Bismarck möchte ich zweierlei bemerken. Mit echt wissenschaftlichem und zugleich echt künstleri-

---

und sein Kanzler zusammengewirkt; was jener versäumte, holte dieser gerade noch im richtigen Zeitpunkte nach.

[1]) Autarkie, Expansion, frappant u. ä. ließen sich doch wohl vermeiden.

Digitized by Google

schem Sinne hat der Verfasser Worte Goethes, die dem Genius der politischen Tat gelten, zusammengestellt. Warum ist Friedrich der Große nicht berücksichtigt? Der Dichter, der das Wesen des Genius durch den Begriff des Dämonischen zu erklären suchte (vgl. Marcks II S. 7), schreibt gerade auch dem größten gekrönten preußischen Staatsmanne eine dämonische Natur, etwas „Inkommensurables" zu. Was Friedrichs alter Kabinettssekretär Eichel über seinen Herrscher urteilt: er bewege sich nur in Extremen, das trifft auch auf den größten ungekrönten preußischen Staatsmann, auf Bismarck, durchaus zu, wie von Marcks näher ausgeführt wird. Er betont aber meines Erachtens nicht genug „die große Mäßigung", die Bismarck wiederholt an den Tag gelegt hat, namentlich 1866 am Abend von Königgrätz, in Nikolsburg, in der Indemnitätsvorlage und 1870, als es sich um die Verträge mit Bayern handelte, — eine so außerordentliche, aber echt staatsmännische Mäßigung, daß sie von Marcks II S. 8 und S. 297 schärfer hätte hervorgehoben werden müssen. Ganz besonders wertvoll ist das, was M. über den Imperialismus und über Philipp II. ausführt.

2) E. Ludwig, Bismarck. Ein psychologischer Versuch. Berlin 1911, S. Fischer. 275 S. 8. 4 M.

Die in den letzten Jahrzehnten sehr geförderte Psychologie wird auch in pädagogischen Kreisen mehr und mehr in ihrer großen Bedeutung gewürdigt. Daher finden Werke, die sich psychologisch mit hervorragenden Persönlichkeiten befassen, sicherlich die verdiente Beachtung. Auf Ludwigs Buch möchte ich indes ganz besonders hinweisen, weil es meines Wissens etwas Eigenartiges bietet, — und das will bei einer Schrift über Bismarck viel sagen. Das großangelegte Werk Klein-Hattingens „Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie" ist in dieser Zeitschrift LVIII (1904) S. 243 ff. und LIX (1905) S. 298 ff. nach Gebühr beurteilt, d. h. verurteilt worden. Die nur durch Begeisterung für wahrhaft Großes sich auszeichnende Arbeit Böhtlingks über Bismarck und Shakespeare leidet an gewaltigen Übertreibungen, wie ich in dieser Zeitschrift LXII (1908) S. 699 ff. näher nachgewiesen habe. Von solchen Übertreibungen hält sich Ludwig fern. Er ist weder Historiker noch Philosoph von Fach (er hat sich weniger durch Dramen als durch seinen Roman 'Manfred und Helena' vorteilhaft bekannt gemacht), und es wird vielleicht manchen Fachmännern anfangs schwer, seinem Buche gegenüber den richtigen Standpunkt einzunehmen. Doch unzweifelhaft löst er meist mit Geschick die Aufgabe des psychologischen Analytikers, die er in dem kurzen Vorwort bezeichnet als „Entdeckung der Seele" auf Grund dreier „Hauptmaterialien": Biographien, Bilder und Autobiographie, d. h. Memoiren, Briefe, Reden und die vom Biographen anerkannten Gespräche. Nur sechs Memoirenwerke werden angeführt. Der Verfasser gliedert den Stoff folgendermaßen: Entwicklung (bis S. 30), Struktur des Mannes (bis S. 158) in Hinsicht

Digitized by Google

auf Rasse — Aristokrat, Soldat, Royalist —, Leidenschaften — Gewaltsamkeit, Wille zur Macht, Zorn und Rache, Haß und Liebe —, Ideale — Gottesfurcht, Pflicht und Vaterland —, Problematik — Aktivität und Weltflucht, Romantik und Skepsis, Heiterkeit und Melancholie, Nüchternheit und Dämonie, Selbstbetrachtung —, das Duell mit der Welt (bis S. 206), die Geschenke des Lebens (bis S. 224), Sturz und Heimgang (bis S. 250), das Genie; in diesem letzten Abschnitte wird nachgewiesen, wie Bismarck, der mit der Notwendigkeit des Genius kam, die Mäßigung, die Schnelligkeit, die Offenheit, die Sinnlichkeit der Auffassung und das Glück des Genies hatte, aber auch die Einsamkeit des Genies trug. Zum Schluß wird dargelegt, weshalb man ihn einen Künstler nennen darf und worin seine Tragik besteht.

An manchen Stellen lassen sich Einwendungen machen. Es ist z. B. nicht richtig, daß Bismarck „sich nie in seinem Leben leidenschaftlich verliebt hat" (S. 216), und daß es „gegen seine Gewohnheit" war (S. 123), wenn er „noch dazu in Versailles" einen Roman mit vielem Interesse las: hat er sich doch am 2. Juli 1866 von seiner Frau einen Roman erbeten, „aber nur einen auf einmal" (Briefe an Braut und Gattin, Stuttgart 1900, S. 572). Öfter läßt Ludwig außer acht, daß man gerade Bismarcks Kraftworte nicht auf die Goldwage legen darf; der Kanzler gebraucht z. B. den Ausdruck „Schwindel", ohne damit einen Tadel aussprechen zu wollen, und redet sogar von Schwindlern im Bundesrat. Gar nicht oder nicht genügend beachtet hat der Verfasser Bismarcks Einfluß auf die deutsche Presse, der z. B. für Juli 1870 wissenschaftlich gewürdigt worden ist (von Eduard Schulz in einer Hallenser Dissertation 1910). Doch alles in allem kann man unzweifelhaft viel besser als aus dem oben erwähnten Werke Klein-Hattingens aus Ludwigs Schrift erkennen, weshalb Bismarck, wie jener sagt, „ein wahres Prachtexemplar für die psychologische Analyse" ist. Wenigstens eine Stelle, die sich auf das Problematische in Bismarcks Natur bezieht, sei im Wortlaut angeführt.

„Gute Musik", sagte er einmal in Petersburg, „regt mich nach zwei Richtungen hin auf: zum Vorgefühl des Krieges und der Idylle". Das sind die Pole. Die Idylle, das Gefühl einer lieblichen Einsamkeit, ist ihm stets mit der Vorstellung seines Gutes verbunden, und fast immer in Gemeinschaft mit seiner Frau. Völlige Einsamkeit kann er gewissermaßen nicht bewältigen: dann muß er immer denken, sowie auch des Nachts, wo, wie er sagt, „es" in ihm denkt, ohne sein Zutun. Krieg — das ist das Getümmel, Politik, Wirkung, Macht. Seine Resignation, die ihn vor Eintritt in die Welt beherrschte, war nicht derart, daß sie quietistisch zur Erstarrung kommen wollte. Er wünschte tätig zu sein, aber heiter und in kleinem Kreise. Dann hätte er, wäre er darin geblieben, sein Leben lang gejammert, daß er nicht großen Stiles wirken könnte. So aber, in die Welt gerufen, jammert er nach dem andern Paradies. Das geht vom Jahre fünfzig bis neunzig so, vierzig Jahre lang. Während er, um das Jahr fünfzig, leidenschaftlich

Digitized by Google

im Landtag arbeitet, wünscht er sich nichts als die Schließung des Landtages, und „könnte ich Dich gesund umarmen und mit Dir in ein Jägerhaus im tiefsten, grünen Wald und Gebirge ziehen, wo ich kein Menschengesicht als Deines sähe! Das ist so mein stündlicher Traum“.

Ludwig stellt bei seiner psychologischen Analyse die Belege für die einzelnen Punkte aus den verschiedensten Zeiten zusammen, der ganz junge und der ganz alte Bismarck kommt gleichmäßig zu Wort. Man findet z. B. aus dem Jahre 1864 Äußerungen Bismarcks auf den Seiten 58, 67, 184 und 260. Ich vermisse daher eine chronologische Übersicht am Ende des Buches, ebenso ein Personen-, Sach- und Ortsregister. Hervorgehoben sei der Esparto-Leichtdruck in deutlichen Antiqua-Lettern.

Görlitz. E. Stutzer.

Politische Jahresübersicht für 1911. Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann. 124 S. 2,25 *M*, geb. 3 *M*.

Zum viertenmal erscheint Egelhaafs ‘Politische Jahresübersicht’ als Ergänzung und Fortsetzung seines großen geistvollen Werkes „Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart“. Schon bald nach Erscheinen dieses Buches war dem Verf. aus dem Kreise seiner Leser wiederholt der Wunsch nahegelegt worden, daß er ein Jahrbuch, das jeweils sofort über die politischen Ereignisse eines Jahres berichte, herausgeben möge. Für ein größeres Jahrbuch schien kein Bedürfnis zu bestehen, da wir ja die alltbewährten großen Geschichtskalender haben. Wohl aber entspricht vielleicht ein gedrängter Bericht mit Anhang einiger wichtiger Dokumente manchen Wünschen, und so sollte die politische Jahresübersicht als Versuch eines solchen periodisch gedachten Unternehmens gelten.

Mit klarem und sicherem Blick weiß der Verf. auch in diesem Bande aus der Fülle der politischen Ereignisse des vergangenen Jahres das Wichtigste und Bedeutungsvollste herauszuheben und so den Leser rückwärts schauend auf der Höhe objektiver Geschichtsbetrachtung des letzten Jahres zu halten, auf die ihn sein Hauptwerk gestellt hat.

Im Anhang gelangen in diesem Jahre unter anderem der französisch-englische Geheimvertrag von 1904, der spanisch-französische Vertrag über Marokko, das deutsch-französische Abkommen über Marokko und Äquatorialafrika und eine Übersichtskarte der Kongoerwerbungen zum Abdruck.

Bensheim. Rudolf Glaser.

Friedrich Bothe, Aus Frankfurts Sage und Geschichte. Frankfurt a. M. 1911, Mortiz Diesterweg. 2 Bände. XIX u. 48 u. XII S., 175 u. LXXV S. gr. 8. geb. 2,40 und 4,60 *M*, in einem Bande 6,50 *M*.

Die Forderung, den Geschichtsunterricht durch Heranziehung der Heimatgeschichte zu beleben, ihn durch Anknüpfung an Ereignisse,

Digitized by Google

Persönlichkeiten, Gebäude, Örtlichkeiten der Heimat anschaulich zu gestalten und ihm Lokalfarbe zu geben, ist oft erhoben und als sehr berechtigt anerkannt worden; aber es läßt sich nicht leugnen, daß ihre Erfüllung zuweilen auf Schwierigkeiten stößt. Nicht nur ist es, zumal im Unterricht der oberen Klassen, nicht immer ganz leicht, die genügende Zeit zu finden, um in wünschenswerter Weise auf die heimatliche Geschichte eingehen zu können; es besitzt auch nicht jeder Geschichtslehrer, zumal wenn seine Wiege auf einem anderen Boden stand, die intime Kenntnis der örtlichen Entwicklung, die ihn befähigen würde, über diese Dinge zu sprechen, und es fehlen oft die Hilfsmittel, um sich in einigermaßen bequemer Weise zu unterrichten. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, wenn ein Mann, der die Heimat kennt und von herzlicher Liebe zu ihr erfüllt ist, sich entschließt, das, was er von ihr weiß, zusammenzufassen und den Lehrern und der Jugend selbst zur Verfügung zu stellen, um so mehr, wenn es sich um eine Stadt handelt wie die alte Kaiserstadt am Main, in der jeder Gang durch die Straßen zahllose Erinnerungen an eine bedeutende Vergangenheit weckt.

Friedrich Bothe, obwohl nicht in Frankfurt geboren, hat sich seit Jahren mit Liebe in die Geschichte der Stadt versenkt; von seinen sorgfältigen und eingehenden Studien im Frankfurter Stadtarchiv zeugen die Schriften, die er zur Wirtschafts-, Steuer-, Verfassungsgeschichte der Stadt geschrieben hat. Das vorliegende Buch dient nicht der strengen Wissenschaft, sondern in erster Linie der Belehrung der Jugend; in weiterem Sinne will es allen gebildeten Laien behilflich sein, sich über die früheren Schicksale Frankfurts zu unterrichten. Auf die Bedürfnisse reiferer Leser sind besonders die Anmerkungen berechnet, die in großer Fülle den einzelnen Teilen beigegeben sind, in denen ein außerordentlich reicher, jedem Freund der Heimat und der Geschichte höchst willkommener Stoff verarbeitet ist, und die ein rühmliches Zeugnis von der vielseitigen Kenntnis und Belesenheit des Verfassers ablegen. Zu alledem tritt eine große Zahl gut ausgewählter und ebenso gut ausgeführter Abbildungen, wofür auch dem Verleger zu danken ist, der dem Buche große Sorgfalt geschenkt hat: eine reiche Menge reizvoller Bildchen von Alt-Frankfurter Gebäuden und Örtlichkeiten, viel kulturgeschichtlich Interessantes — von den Schmuckketten aus der jüngst am Main aufgedeckten neolithischen Ansiedelung an bis zur Kaiserkrönung Leopolds II. —, dazu schöne, klare Pläne, so der Belagerungsplan von 1552 und der Meriansche Plan.

Der erste Band enthält eine hübsche Auswahl aus den Sagen Frankfurts und eine Reihe von Schilderungen und Erzählungen aus der Geschichte der Stadt; er ist vom Verfasser für kleinere Schüler und Schülerinnen bestimmt. Der zweite Band wendet sich an etwas ältere Leser; der erste Teil berichtet vom Mittelalter, der zweite führt die Geschichte der Stadt bis zur Verfassungsreform von 1732, der dritte bis auf die Gegenwart. Bedeutsame Ereignisse, wie z. B. die große Niederlage im Kampf gegen die Ritter vom Jahre 1389 und der nach

Digitized by Google

seinem Urheber benannte Fettmilch-Aufstand von 1622, werden gebührend geschildert. Im übrigen wird vorwiegend Kulturgeschichte geboten: in schlichtem, verständlichem Stil, ohne Überfüllung mit Einzelheiten, im 18. Jahrhundert unter Benutzung von Goethes „Dichtung und Wahrheit", überall auf solider wissenschaftlicher Grundlage. Der Verfasser hat sich um die Frankfurter Jugend und um die Freunde der Frankfurter Geschichte sehr verdient gemacht.

Frankfurt a. M. F. Neubauer.

Meyers Historischer Handatlas. 62 Hauptkarten mit vielen Nebenkärtchen, einem Geschichtsabriß in tabellarischer Form und 10 Registerblättern. Leipzig und Wien 1911, Bibliographisches Institut. 6 M.

In Meyers Historischem Handatlas hat der rührige Verlag des Bibliographischen Instituts ein Gegenstück zu Meyers Geographischem Handatlas geschaffen, der durch seine inneren und äußeren Vorzüge sich seit langem großer Beliebtheit erfreut.

Zweiundsechzig Hauptkarten mit vielen Nebenkarten, klar und korrekt gezeichnet und geschmackvoll koloriert, bilden den Grundstock des Ganzen. Sie dienen nicht nur dazu, die weltgeschichtlichen Ereignisse im engeren Sinne, wie die landläufigen historischen Atlanten, zu veranschaulichen, sondern ziehen auch mit ganz besonderem Nachdruck die so wichtige und interessante Kolonialgeschichte, die Entstehung der großen Kolonialreiche wie überhaupt die Entschleierung des Erdbildes im weitesten Umfange in den Kreis ihrer Betrachtung. Alle Kartenbilder ohne Ausnahme sind trotz erstaunlicher Reichhaltigkeit und feinster Kleinarbeit gut leserlich; einige von ihnen, wie z. B. die Karten der Kriegsschauplätze von 1866, 1870—71, der südafrikanischen und russisch-japanischen Kämpfe sind in ihrer Art mustergültig. Zu voller Geltung aber kommen die einzelnen Karten erst durch den vortrefflichen Geschichtsabriß, der den Karten selbst auf Rückseite und Beiblättern aufgedruckt ist. Übersichtlich geordnet und geschickt gegliedert, bietet er in zusammenhängender, gemeinverständlicher Darstellung eine Fülle des Wissenswerten und ersetzt gewissermaßen ein Lehrbuch der Geschichte; ja er ist diesem zum Teil überlegen, da er auch Gegenstände von allgemeinerem Interesse, wie die koloniale Entwicklung der einzelnen Staaten u. a., berücksichtigt. Hier leisten unsere Tabellen geradezu die Dienste eines Konversationslexikons. Besonders verdient noch hervorgehoben zu werden, daß auch die neuesten Ergebnisse der Forschung und die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit schon gewissenhaft verzeichnet sind, wie z. B. die Marokkofrage und die Anfänge des türkisch-italienischen Krieges. Wesentlich erleichtert wird das Aufsuchen geschichtlich merkwürdiger Orte durch eine größere Anzahl von Registern, die namentlich denjenigen Karten beigegeben sind, die größere Zeiträume zur Darstellung bringen, wie z. B. die Karten von Altgriechenland oder von Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus.

Digitized by Google

Nach dem Gesagten darf man erwarten, daß auch diese neueste Veröffentlichung des Bibliographischen Instituts freundlicher Aufnahme in weiten Kreisen der Gebildeten begegnen wird. Als handliches Nachschlagewerk wird Meyers Historischer Atlas gewiß allen willkommene Dienste leisten, die schnell und leicht entweder entfallene Jahreszahlen sich wieder einprägen oder über irgend eine ihnen nicht mehr gegenwärtige geschichtliche Tatsache zuverlässige Auskunft haben möchten. Allen Freunden geschichtlicher Studien, überhaupt allen, die zu Geschichte und Erdkunde in irgend einem Verhältnis stehen und ihre Kenntnisse immer auf dem Laufenden zu erhalten wünschen, sei darum dieser Atlas aufs wärmste empfohlen.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

---

1) O. Nothdurft, Physikalisches Experimentierbuch. V. Teil. Stromquellen für elektrische Versuche. Lehrmeisterbibliothek No. 161. 162. Mit 64 Abbildungen. Leipzig 1911, Hachmeister & Thal. 78 S. 8. 0,40 ℳ.

Anleitung zum selbständigen und erfolgreichen Experimentieren soll in den kleinen Heften gegeben werden, um mit möglichst geringen Mitteln ein auf eigenen Versuchen begründetes Verständnis der wichtigsten Gesetze in begrenzten Gebieten zu erzielen. Zum Arbeiten mit elektrischen Strömen sind geeignete Stromquellen von höchster Wichtigkeit. Im vorliegenden Hefte findet der Leser zuverlässige Angaben über die verschiedenen Arten der Stromquellen, ihre Vorteile und Nachteile, ihre Auswahl für vorgeschriebene Zwecke. Im Interesse ihrer sachgemäßen Verwendung und Behandlung wird eine gewisse rechnerische Beherrschung dieser Fragen gelehrt. Der Inhalt ist zweckmäßig ausgewählt und enthält folgende Abschnitte: Das Voltaelement und die Polarisation, das Ohmsche Gesetz, die konstanten Elemente, die Akkumulatoren, der Starkstromanschluß, die Thermosäule und kleine Lichtanlagen.

2) O. Nothdurft, Physikalisches Experimentierbuch. VI. Teil. Magnetismus und Elektromagnetismus. Lehrmeisterbibliothek No. 197. Mit 68 Abbildungen. Leipzig 1912, Hachmeister & Thal. 48 S. 8. 0,20 ℳ.

Ganz einfache Versuchsanordnungen und selbständige Zusammenstellungen komplizierterer Apparate werden anschaulich und zuverlässig dargestellt. Aus der Lehre vom Magnetismus wird die Wirkung der Pole, die Influenz und der Einfluß der Temperatur behandelt, vom Elektromagnetismus wird die Wirkung des Stromes auf die Magnetnadel und auf weiches Eisen an grundlegenden Versuchen gezeigt. Daran schließt sich der Aufbau einer elektrischen Klingel und eines Morsetelegraphen. Den Schluß bilden Experimente über bewegliche Ströme.

Digitized by Google

3) O. Nothdurft, Physikalisches Experimentierbuch. VII. Teil. Versuche über Induktion. Lehrmeisterbibliothek No. 185. 186. Mit 74 Abbildungen. Leipzig 1911, Hachmeister & Thal. 88 S. 8. 0,40 ℳ.

Die Gesetze der Induktion und der Selbstinduktion werden auf Grund der Kraftlinientheorie erläutert, dann wird der Bau von Induktionsapparaten, insbesondere kleiner Elektrisierapparate, von Funkeninduktoren verschiedener Leistungsfähigkeit, von mechanischen und Flüssigkeitsunterbrechern eingehend geschildert, um dann zu einfachen Versuchen mit Induktoren überzugehen. Fast die ganze zweite Hälfte des Buches nehmen die Beschreibungen der Versuche mit Röntgenstrahlen, Teslaströmen und elektrischen Wellen ein. Es ist einleuchtend, daß die hergehörigen Apparate besser aus der Fabrik bezogen werden, weil die Selbstanfertigung doch sehr erhebliche Anforderungen an Zeit, Geschicklichkeit, Material und Werkzeugen stellt, die doch nur ausnahmsweise vereinigt gefunden werden, aber mancherlei praktische Ratschläge wird man aus dieser gediegenen, kleinen Schrift entnehmen können. Die Hefte des physikalischen Experimentierbuches wird man interessierten Schülern empfehlen können.

4) O. Ohmann, Die Verhütung von Unfällen im chemischen und physikalischen Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Volksschulen. Zugleich ein Kanon derjenigen Versuche, die mit Gefahren verknüpft sein können. Mit 34 Abbildungen im Text und einer Merktafel. Berlin 1912, Winckelmann & Söhne. 80 S. 8. kart. 1,20 ℳ.

Dies Büchlein enthält eindurcksvolle Hinweise auf besondere, oft beobachtete, größere und kleinere Unfälle, die im Unterrichtsbetriebe durch unerfahrene Lehrer herbeigeführt sind, aber auch auf die allgemeinen Möglichkeiten, aus denen Gefahren entstehen können, und gibt entsprechende Maßnahmen an, wie man ihnen mit Sicherheit vorbeugen kann. Aus der Chemie werden Versuche mit Sauerstoff (Kaliumchlorat) und Wasserstoff, den Elementen der Chorgruppe, dem Natrium und Kalium, dem Schwefel, dem Phosphor, der Kohle und ihren Verbindungen ausführlich besprochen. Die naturgemäß geringeren Gefahren in der Physik beschreibt der Verf. zunächst im allgemeinen und erläutert sie dann an Versuchen über den Luftdruck, über die Molekularkräfte beim Gefrieren und bei der Zusammenziehung durch Abkühlung, an einigen elektrischen Versuchen u. a. Überall werden die nötigen Vorsichtsmaßregeln genau erörtert, die jene Unfälle mit Sicherheit zu verhindern geeignet sind. Dem verdienstvollen kleinen Buche, das auf Veranlassung der Kgl. Regierung zu Potsdam herausgegeben wird, liegt eine Merktafel bei, die in den naturwissenschaftlichen Unterrichtsräumen an die Wand geheftet werden soll. Das Buch wird in der Hand weniger erfahrener Lehrer und mit praktischen Übungen beschäftigter Schüler sehr segensreich wirken.

Berlin. R. Schiel.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Freytags englische Schulausgaben.

a) W. Irving, The Sketch Book, herausgegeben von Fr. Eigl. Mit 4 Abbildungen. Leipzig 1912, G. Freytag. 136 S. geb. 1,40 *M*. Dazu Wörterbuch 83 S. geb. 0,80 *M*.

b) W. Scott, Ivanhoe, herausgegeben von G. Schatzmann. Ebenda. 147 S. geb. 1,50 *M*.

c) Gaskell und Craik, Ausgewählte Erzählungen, herausgegeben von A. Madert. Ebenda. 104 S. geb. 1,20 *M*.

2. S. Oberländer und A. Werner, Lehrbuch der französischen Sprache. Vierter Teil (Oberstufe): Übungsbuch und kurzgefaßte französische Grammatik. Mit 18 Abbildungen, 1 Karte und 1 Plan von Paris. Wien 1912, F. Tempsky. 237 S. geb. 3 *K* 70 *h*.

3. S. Oberländer und A. Werner, Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und Realgymnasien. Fünfter Teil (Oberstufe): Morceaux choisis de lecture. Mit 34 Abbildungen, 1 Karte von Frankreich und 1 Plan von Paris. 207 S. geb. 3 *K*.

4. R. Oehler, Nietzsche als Bildner der Persönlichkeit. Vortrag. Leipzig, Felix Meiner. 31 S. 0,60 *M*.

5. K. H. Prahl, Literatur für die Behandlung politischer und wirtschaftlicher Fragen im Unterricht. Prenzlau 1911, C. Vincent. 33 S.

6. Primitiae Czernovicienses II. Herausgegeben von J. Hilberg und J. Jüthner. Czernowitz 1911, H. Pardini. 131 S. gr. 8. (Enthält 4 Abhandlungen.)

7. Duc de Saint-Simon, Mémoires sur le siècle de Louis XIV. Zusammengestellt von P. Fittig. Leipzig 1912, G. Freytag. 116 S. geb. 1,40 *M*.

8. Buchners engliche Schulausgaben.

a) Selections from Byron, herausgegeben von L. Richter. Bamberg 1911, G. C. Buchner. 123 S. geb. 1,20 *M*.

b) Ch. Dickens, A Christmas Carole in prose, herausgegeben von E. Dannheisser. Ebenda. 112 S. geb. 1,20 *M*.

9. Shakespeare, The Merchant of Venice. With Introduction and Explanatory Notes edited by H. Remus. Ausgabe B. Berlin und Glogau 1910, Carl Flemming Verlag. 152 S. geb.

10. Seven Tales by American Authors. Für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Lederer. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1912. 143 S. geb. 1,40 *M*.

11. M. Simon, Analytische Geometrie der Ebene. Mit 52 Figuren. Dritte Auflage. Leipzig 1911, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 195 S. geb. 0,80 *M*.

12. F. Soennecken, Zur Schrift-Frage. Bonn und Leipzig 1911, F. Soennecken. 14 S. Fol.

13. J. Sourup, De libello Simonis Atheniensis de re equestri. Diss. Innsbruck 1911. 35 S. (Commentationes Aenipontanae, quas edidit E. Kalinka, VI.)

Digitized by Google

14. R. Suppantschitsch, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die 6. bis 8. Klasse der Gymnasien und Realgymnasien. Mit 70 Figuren und 749 Fragen und Aufgaben. Wien 1912, J. Tempsky. 303 S. geb. 5 *K* 50 *h*.

15. R. Woerner, Henrik Ibsen. Erster Band 1828—1873. Zweite Auflage. München 1912, C. H. Becksche Verlagshandlung Oskar Beck. VIII u. 431 S. geb.

16. S. Zaremba, Bericht über die speziellen Verhältnisse des öffentlichen Mathematikunterrichtes an den Volks- und Mittelschulen Galiziens Wien 1911, in Kommission bei Alfred Hölder. 25 S. fol.

17. A. Adler, Der Unterricht in der darstellenden Geometrie an den Realschulen und Realgymnasien. — E. Müller, Der Unterricht in der darstellenden Geometrie an den technischen Hochschulen. Wien 1911, Alfred Hölder. 124 S.

18. K. Brücher, Anschauung in der Arithmetik. Mit 42 Figuren. Bamberg 1911, Buchners Verlag. 41 S. kart.

19. Albrecht Dieterich, Kleine Schriften. Leipzig 1911, B. G. Teubner. XLII u. 546 S. gr. 8. 12 *M*, geb. 14 *M*.

20. A. Gerlach, Des Kindes erstes Rechenbuch. Mit Zeichnungen von Th. Herrmann. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. 99 S. geb. 0,70 *M*.

21. Harvard Studies in Classical Philology. Volume XXII (1911). Published by Harvard University, Cambridge. 187 S. geb. 6,50 *M*.

22. Vom Heiland und vom Gottesreich. 12 farbige Kunstblätter von K. Schmank mit einführenden Worten. Stuttgart, Kunstverlag von Karl Havlik. 0,25 *M*, partienweis bezogen 0,20 *M*.

23. H. Kempinsky, Der Rechenlehrer der Kleinen. Eine Anleitung für Lehrer und Seminaristen. Leipzig 1911, Dürr'sche Buchhandlung. 120 S. kart.

24. W. Kersten, Lateinisches Elementarbuch für Reformschulen. Zweite Auflage, bearbeitet von F. Erdmann. Mit einer Karte des Römerreiches. Leipzig 1912, G. Freytag. 252 S. geb. 3 *M*.

25. Paul Lehmann, Johannes Sichardus und die von ihm benutzten Bibliotheken und Handschriften. München 1912, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. X u. 237 S. Lex.-8. (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, begründet von Ludwig Traube, 4. Band 1. Heft.)

26. W. Leonhard, Hettiter und Amazonen. Die griechische Tradition über die „Chatti" und ein Versuch zu ihrer historischen Verwertung. Leipzig 1911, B. G. Teubner. X u. 252 S. 8 *M*, geb. 9,50 *M*.

27. A. Macé, La prononciation du Latin. Paris 1911, C. Klincksieck. 150 S. geb. 2 fr. (Nouvelle collection à l'usage des classes XXIX.)

28. V. Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71. Fünfte Auflage mit einem Plan. Berlin 1912, E. S. Mittler u. Sohn. XIV u. 48 S. gr. 8. 2,25 *M*.

29. Der Niederrhein. Illustrierte Wochenschrift für Arbeit, Art und Kunst der nördlichen Rheinlande, herausgegeben von Hermann Bartmann. Düsseldorf. Jahrg. 1911/12, Heft 8. Einzelnummer 0,20 *M*.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Heiteres und Ernstes zur Frage des lateinischen Skriptums.

Daß der Extemporaleerlaß des Preußischen Kultusministeriums wie kaum ein anderer, der das höhere Schulwesen betrifft, in weiten Kreisen Aufsehen erregt hat, ist kein Wunder; erstreckt sich doch seine Wirkung auf die weiten Schichten der Gebildeten und derer, die für ihre Kinder höhere Bildung heischen und sie deshalb unsern Schulen zuführen. Die Urteile, die wir in zahllosen Auslassungen der Tagespresse, in Gesprächen mit Kollegen, Eltern und Schülern vernehmen, widersprechen sich aufs schärfste[1]). Wir hören von kräftigen Ovationen der Schüler: sie lassen den Kultusminister hoch leben, dessen Tätigkeit sie im übrigen weniger unmittelbar berührt; mancher Vater und manche Mutter hofft, daß nun mit dem Fortfall des Extemporales alle Schwierigkeiten beseitigt sind, die das Vorwärtskommen ihrer Söhne aufhielt, Kollegen befürchten ein finis gymnasii. Diese Urteile sind von einer rechten Bewertung des Erlasses weit entfernt. Die Gegner wie die begeisterten Freunde übersehen, daß eine Herabsetzung der Leistungen ausdrücklich abgelehnt wird. Das Ziel bleibt, nur ein anderer Weg soll versucht werden. Der Hauptpunkt ist doch wohl der: die schriftliche Klassenarbeit soll weniger als Prüfungsmittel, mehr als Übungsmittel betrachtet werden, und das ist eine gesunde Anschauung, die übrigens nicht erst heute entstanden ist[2]); neu ist nur die Entschiedenheit, mit der sie jetzt

[1]) Vgl. Diehle, Der Ministerialerlaß über die schriftlichen Arbeiten. Korrespondenz-Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand vom 29. November 1911, Nr. 45; G. Uhlig, Aktenstücke und Bemerkungen zu dem Extemporalienstreit. Das humanistische Gymnasium 1911 S. 217 ff.; Derselbe, Nachträgliches zum Extemporalienstreit. Ebenda 1912 S. 47.

[2]) Vgl. z. B. Merian-Genast, Extemporale. Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik II² S. 690 ff. Auf der 9. Direktorenversammlung der Rheinprovinz (1907) erklärte Provinzialschulrat Buschmann radikal: Wertung für das Zeugnis haben die Übungsarbeiten überhaupt nicht zu finden.

Digitized by Google

von dieser Stelle geltend gemacht wird, nachdem alle früheren Hinweise anscheinend nicht überall in der gewünschten Weise gefruchtet haben. Es war ja zweifellos leicht, nach den Extemporalezensuren zu urteilen, und man hatte den beruhigenden und bestechenden Grund, es sei ein unanfechtbar gerechtes Urteil, weil nur im Extemporale alle vor die gleiche Aufgabe gestellt seien. Objektiv gerecht mochte es auch sein, und doch anfechtbar; denn ein wichtiges psychologisches Moment kam nicht zur Bewertung: die subjektive Verschiedenheit der Schüler, die größere oder geringere Raschheit im Fassen eines Entschlusses, das größere oder geringere Selbstvertrauen blieb unbeachtet. Die Gefahr, auf die schriftlichen Klassenarbeiten ein besonderes Gewicht bei der Beurteilung der Leistungen zu legen, lag jedenfalls nahe, und selbst wer die fehlerhafte Überschätzung des Extemporales richtig erkannte, war nicht sicher, ihm unbewußt doch seinen Tribut zu bringen. „Es ist ein Satan, das Extemporale!" so bekannte Lattmann schon vor 23 Jahren[1]). Übrigens macht O. Schröder[2]) jetzt sehr richtig darauf aufmerksam, daß das Urteilfinden nicht die wichtigste Aufgabe des Lehrers sei; er hat seinen Namen vom Lehren, d. h. nicht vom Korrigieren und Zensieren, sondern davon, daß er seinen Schülern etwas beibringt.

Aber auch wer äußere Ordnung hochschätzt, mußte ein Freund des Extemporales sein. Es wurde regelmäßig alle 8 oder 14 Tage am gleichen Tage geschrieben und jedesmal im gleichen zeitlichen Abstand zurückgegeben. Sicher hatte diese Regelmäßigkeit ihr Gutes, was dankbar anerkannt werden soll: sie diente auch ihrerseits dazu, den Schüler zur Ordnung zu erziehen. War so das Extemporale bei der früheren Handhabung in hohem Grade auch eine Maßregel der Zucht, so ist es jetzt rein in den Dienst des Unterrichts gestellt worden[3]). Soll die Arbeit zur Übung dienen oder dem Lehrer zeigen, wie weit eine behandelte Stoffmasse Eigentum der Schüler geworden ist, dann läßt sich kein Schema für das zeitliche Eintreten mehr aufstellen, sondern das Extemporale, als das Ergebnis der Behandlung einer didaktischen Einheit, soll und wird je nach dem Umfang und der Schwierigkeit des behandelten Stoffs früher oder später auftreten.

Dem lateinischen Extemporale als Prüfungsmittel wollen wir keine Träne nachweinen; es bleibt als Mittel der Einübung. Aber auch da wird man sich fragen müssen, wie weit es angewandt werden soll, und das hängt natürlich aufs engste zusammen mit der Bewertung der Grammatik und dem Ziele des lateinischen Unterrichts. Ganz gewiß hat die Grammatik ihren eigenen Wert und ist nicht nur, wie man leider oft hört, Mittel zum Zweck. Aber es fragt

---

[1]) Lattmann, Zur Behandlung des lateinischen Tempusgebrauchs in dem Gymnasium. Neue Jahrbücher für Pädagogik 1889 S. 422.

[2]) Die sogenannte Extemporaleverfügung. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1911 S. 697.

[3]) Auch das ist schon lange gefordert worden, mit aller Entschiedenheit z. B. von Merian-Genast und G. Budde.

Digitized by Google

sich, ob es nicht genügt, das, was der Grammatik einen hohen Wert verleiht, bloß zum Verständnis zu bringen, ohne es zum Gegenstand methodischer Übungen zu machen. Wer z. B. Cauers Grammatica militans kennt und ihr zahlreiche Anregungen dankt, der muß der Meinung sein: es ist ein schönes und hohes Ziel, in der Weise sprachliches Verständnis zu wecken. Es wäre vielleicht wertvoll, auch über die Stufe des Erkennens hinaus auf die des Könnens zu gelangen; aber dazu gehört sehr viel mehr Zeit, als sie heute zur Verfügung steht. Darauf will ich weiter unten zurückkommen. Aber jedenfalls muß die Formenlehre, müssen die Hauptregeln der Syntax fleißig geübt werden, soll die Lektüre nicht unter der Oberflächlichkeit leiden. Hier liegt der Hauptwert der lateinischen schriftlichen Arbeiten, und daß sie regelmäßig und häufig angestellt werden, wenn auch jedesmal nur im geringen Umfang, mag wohl, wie man hofft, zum Ziele führen.

Freilich, die Fähigkeit lateinisch zu schreiben, entweder frei seine Gedanken zu entwickeln oder einen vorgelegten Text in rechtes, klassisches Latein zu übertragen, wird wohl nicht gewonnen werden. Es ist die Frage, ob das als ein Unglück zu bedauern ist und ob überhaupt dieses Ziel bisher erreicht worden ist.

Das Lateinschreiben hatte seinen großen Wert zu einer Zeit, da Latein dem Verkehre in Staat, Kirche und Wissenschaft diente. Die Rolle hat es ausgespielt. Immer mehr Gegner haben sich gefunden, die ganz verschiedene Gründe gegen die Ausübung dieser Kunst ins Feld führen. Es kann selbstverständlich nicht meine Absicht sein, hier einen vollständigen Katalogus aller lateinfeindlichen Stimmen aufzustellen. Ich will nur einige wenige aus der großen Menge aussuchen, die sich teils gegen das Lateinschreiben im allgemeinen, teils gegen Verkehrtheiten der Anforderungen gewandt haben. Es war für mich selbst höchst überraschend, unter den Gegnern auch Leute zu finden, die von dem Verdachte, Feinde des klassischen Altertums oder des humanistischen Gymnasiums zu sein, völlig frei sind.

Zunächst mag ein Mann das Wort haben, von dem ich das nicht mit Bestimmtheit versichern kann. Ich erwähne ihn mehr der Kuriosität wegen. Es ist Chr. Moritz Pauli, Konrektor am Lyzeum zu Lübben, der im Jahre 1822 einige Lehrstunden am Französischen Gymnasium in Berlin gab und mit Hoffmann von Fallersleben verkehrte. Von ihm erzählt der Dichter[1]): Wir hatten manche gemeinsame Neigungen und Bestrebungen, zumal die Liebe für unsere Muttersprache und den edeln Eifer gegen das noch immer übliche Lateinreden und Lateinschreiben. Er hatte noch vor einigen Jahren (1817) „gegen den Lateinfrevel“ einen dicken Band herausgegeben unter dem Titel „Beyträge zur Sprachwissenschaft“. Wir sprachen oft über diesen Gegenstand, waren aber beide von der vorläufigen Erfolglosigkeit aller Bestrebungen dawider und einer noch langen Fortdauer des Lateins als akademischer

[1]) Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben I 312.

Digitized by Google

Sprache überzeugt". Aus diesem merkwürdigen Buche[1]) kann ich mir nicht versagen einige heitere Proben mitzuteilen. Das ganze durchzieht eine glühende Begeisterung fürs Deutschtum und die deutsche Sprache. Das ist das Erfreuliche. Die Angriffe aber gegen das Latein enthalten wohl manches Richtige, z. B. wenn sie sich gegen den Purismus wenden, schießen aber weit übers Ziel hinaus. Der „pflegthümliche Theil bezwecket Pflege der Sprache, hauptsächlich der verstoßenen Menschenfreundinn Teutonia, die zur Königinn der neueren Sprachen geboren wurde" (S. VII). Es ist seine Überzeugung, daß wir in der Wissenschaft „so lange unmündig bleiben, als noch Lateinthum über Deutsche schaltet" (S. XVI).

So stattet er auch das 3. Heft (Leipzig 1816 [sic]) mit einer Vorrede aus „gegen das unter uns übliche Lateinreden als eines der größten Hindernisse nicht nur einer völkergemäßen Entwickelung der neuweltlichen Menschheit, sondern auch einer unentstellteren und tieferen Auffassung des römischen und griechischen Alterthums selbst". „Die neue Welt kranket unter andern an dem Wahnsinne des Lateinthums. Der Einzelne kranket mit als Zeitglied, während er vielleicht als Eigenwesen seine volle Vernunft hat" (S. XVII). „Doch einem Strome vergleiche ich das Lateinthum, was eine faule Jauche ist, die sich über das Volksleben ergießet und mitten im Gefilde einhälliger Deutschheit Froschteiche, z. B. lateinthümliche Seminarien, lateinische Konvente u. s. w. bildet?" (S. XVII). In seinem Hasse fordert er ganze Arbeit: „Man darf keine halben Maßregeln nehmen, sondern muß sogleich den g a n z e n Wurm, wovon jeder Theil wieder ganz wird, das g a n z e Lateinthum aufheben und das g a n z e Deutschthum einzusetzen die Anstalt treffen" (S. XIX).

Diese Äußerungen sind wohl maßlose Übertreibungen, aber in ihrem Kerne erinnern die Gedanken an die Ansichten H e r d e r s[2]), der sich gegen die Latinitätsdressur wendet und sie ein „Gift auf Lebenszeit" nennt. Auch er findet in der Imitation des Lateinischen ein Hindernis für die muttersprachliche Bildung.

Von neueren Pädagogen verwarf bekanntlich P a u l s e n mit aller Entschiedenheit das Lateinschreiben. In der Dezemberkonferenz des Jahres 1890 erklärte er, der Gegner einer weitergehenden Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts: „Der altsprachliche Unterricht darf nicht mehr das Ziel verfolgen, das früher das notwendige Ziel war, aber jetzt nicht mehr sein kann, nämlich das Lateinschreiben. Die Schreibübungen haben lediglich den Zweck, die Lesefertigkeit zu unterstützen"[3]). Deshalb verlangt er den Wegfall des lateinischen

[1]) C h r. M o r i t z P a u l i, Conrektor am Lyceo zu Lübben, Beyträge zur Sprachwissenschaft. Der pflegthümlichen (praktischen) Hälfte nach ihrer ersten gegen den Lateinfrevel gerichteten Folge I. Band. Leipzig 1817.

[2]) Vgl. W a l d e c k bei Lexis: die Reform des höheren Schulwesens in Preußen. 1902. S. 138.

[3]) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin, Dezember 1890. Berlin 1891. S. 231.

Digitized by Google

Skriptums in der Reifeprüfung, dieses „rudimentär gewordenen Organs", wie er es einmal später bezeichnet hat[1]).

Für den klassischen Philologen wird noch schwerer das Urteil anerkannter Fachgenossen wiegen. Deshalb mögen noch eine Reihe von Altphilologen zum Worte kommen. H. Köchly[2]) stellte schon im Jahre 1845 auf der Philologenversammlung in Jena die These auf: Das Lateinschreiben muß schon jetzt auf dem Gymnasium abgeschafft werden. Freilich die Verhandlungen hatten nicht das von ihm gewünschte Ergebnis. Man beschloß, das Schreiben müsse beibehalten, nur recht gehandhabt und auf Reproduktion beschränkt werden.

Skutsch[3]) rechnet mit der Möglichkeit, daß die Philologie auf das Latein als Darstellungsmittel überhaupt verzichtet, wenn die Forderung der klassizistischen Imitation sich als unerfüllbar herausstellt.

Ist es denn aber in der Tat unmöglich, in der großen Menge der Lateinstunden während der 9 Schuljahre in den Schülern die Fähigkeit auszubilden, daß sie klassisches Latein schreiben? Ich antworte unbedenklich: Es läßt sich nicht erreichen. Dazu bestimmt mich einmal persönliche Erfahrung. Ich bin noch auf dem alten Gymnasium ausgebildet, habe noch lateinische Aufsätze geschrieben und nach dem Urteil meiner Lehrer durchaus befriedigend; ich habe dann während eines mehrjährigen Studiums fleißig Latein getrieben, in Seminarien lateinisch gesprochen, nunmehr 18 Jahre lateinischen Unterricht gegeben, daneben auch fast 6 Jahre die lateinischen Stilübungen in einem philologischen Proseminar geleitet und dabei Neulateiner wie Muretus und Ruhnken eifrig studiert. Und doch bekenne ich offen: die Fähigkeit, klassisches Latein zu schreiben, habe ich trotz dieser reichen Übung nicht gewonnen. Das mag man vielleicht auf persönliche Mängel zurückführen; aber soviel beweist es doch wohl, daß ein Durchschnittsschüler, der neben seinem Latein noch so viel anderes zu betreiben hat, in 9 Jahren unmöglich das Ziel erreichen kann. Doch möchte ich gern noch einige andere Zeugen anführen, deren Urteil schwerer ins Gewicht fällt und bei manchem das Selbstvertrauen etwas ins Wanken bringen dürfte.

v. Raumer[4]) berichtet: „Bei aller unseligen Mühe, es den Römern gleich zu tun, hört man dennoch schon früh große Klagen über Verfall der Latinität. Scaliger hatte sich in seinem be-

---

[1]) Die Reformvorschläge der Unterrichtskommission der deutschen Naturforscher und Ärzte. Monatschrift für höhere Schulen 1907 S. 421.

[2]) Vgl. Fr. A. Eckstein, Lateinischer Unterricht in Schmids Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 4. Band[2] S. 386.

[3]) Die Kultur der Gegenwart Teil I, Abteilung VIII. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. 2. Auflage. S. 474.

[4]) Karl von Raumer, Geschichte der Pädagogik III[5] 1880 S. 50 ff. Viele unter den hier folgenden Urteilen verdanke ich diesem Buche.

Digitized by Google

rühmten Werke De emendatione temporum so viele Schnitzer zu schulden kommen lassen, daß Morus einen großen Teil seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe jenes Werks nur mit Entschuldigungen und Vertuschen der Fehler ausgefüllt hat. — Aller Mühe ungeachtet, welche Ernesti sich gab, um tadelfreies, klassisches Latein zu schreiben, macht doch Fr. Aug. Wolf auf dessen Verstöße aufmerksam". — Schon lange vorher hatten dem Muretus[1]) in einem bestimmten Falle seine Schüler Vorhaltungen gemacht, er habe nicht reines Latein gesprochen, und sogar ein so glänzender Latinist wie Ruhnken hat sich Vorwürfe gefallen lassen müssen, daß er unklassische Ausdrücke gebrauche. — Fr. Aug. Wolf[2]) erklärte, hinsichtlich einer wahren Fertigkeit im Lateinschreiben könnten nur diejenigen den Mund zum Fordern weit auftun, die keine solche Forderung selbst zu erfüllen vermöchten. Und über das Preußische Prüfungsreglement äußerte[3]) er sich spöttisch (1812): „Lateinreden auch? Das können ja auf den berühmtesten Universitäten nicht 3 Gelehrte, oft nicht der professor eloquentiae, von Lehrern auf Schulen kaum 6 unter 100". Daher sah er[4]) in dieser Kunst eine Sache nur für diejenigen, die tiefer in die Sprache eindringen wollten, d. h. doch wohl für Philologen.

Der große Philologe J. J. Reiske[5]) gesteht in der Beschreibung seines Lebens: „So sehr ich das unlateinische, platte, kauderwälsche Deutschlatein unserer meisten Schulprogrammatisten verachte, mit Ekel und Unwillen verachte, ebenso sehr verdrießt es mich meiner selbst, wenn ich mein Latein gegen den Cicero halte. O, wie lalle ich da, wie ein Kind!" Pauli[6]) hat durchaus recht, wenn er behauptet, sogar Geister des ersten Ranges müssen das Lateinschreiben unausgesetzt üben, wenn sie eine namhafte Stärke darin behalten wollen.

Gute Philologen, denen man ein Urteil über den lateinischen Stil wohl zutrauen darf, begnügen sich meist mit der heiligen Dreizahl, wenn sie echte Lateiner nennen sollen. So versichert Nägelsbach[7]) in der Einleitung zu seiner ausgezeichneten Stilistik: „Vor 100 Jahren gab es in Deutschland wohl schwerlich mehr als 3 geschmackvolle Stilisten: Mosheim, Gesner und Ernesti". Fr. Aug. Wolfs Urteil habe ich eben schon wiedergegeben. Auch Raumer[8]) erwähnt einen trefflichen Philologen, der auf die Frage, wie viele jetzt lebende Gelehrte mit selbständiger Freiheit ein originelles Latein schrieben, antwortete, es dürften etwa 3 sein. — Mein verehrter Lehrer Heinrich

---

[1]) S. unten S. 329 ff.
[2]) S. v. Raumer a. a. O. S. 55.
[3]) Vgl. Eckstein a. a. O. S. 397.
[4]) Vgl. Waldeck bei Lexis: Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen S. 138.
[5]) S. Pauli a. a. O. S. 135.
[6]) a. a. O. S. 144.
[7]) K. Fr. von Nägelsbach, Lat. Stilistik für Deutsche. Einleitung § 4.
[8]) a. a. O. S. 56.

Digitized by Google

Gelzer[1]) äußert sich in seiner drastischen Weise im gleichen Sinne: „Heute steht auch das klassische Latein auf dem Aussterbeetat . . . Wirklich klassisches Latein schreiben heute nur einzelne Männer, die noch der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstammen. Man hat sie bald aufgezählt: Papst Leo XIII., Mommsen und Bischof Stroßmayer. Ein berühmter französischer Gelehrter schrieb mir neulich: nous autres Français nous écrivons un Latin comme les vaches espagnoles".

Ein paar Urteile, die aus der praktischen Erfahrung der Schule schöpfen, mögen den Schluß bilden. In den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 findet sich das Bekenntnis[2]): Selbst unter den Meistern der Philologie ist diese Virtuosität (die selbständige Herrschaft über das Latein) nicht mehr Regel, und daher fehlt diesem Teile des Gymnasialunterrichts nicht selten die unerläßliche Bedingung des Erfolgs, das eigene, sichere und leichte Können des Lehrers. — Herman Schiller[3]), der keine Ketzerei scheute, erklärte freimütig, den freien Gebrauch des Lateinischen könnten weder die meisten Lehrer, noch die sämtlichen Schüler in ausreichendem Maße erwerben. Dem Hessen folge der Preuße im Mecklenburgischen Schuldienst, Bolle[4]), der manchen Strauß gegen das Extemporale gefochten hat: „Können die klassischen Philologen der Jetztzeit das auch noch behaupten, daß sie völlig Herren der Sprache sind und sie mit Leichtigkeit und Gewandtheit handhaben? Man prüfe sich und andere nur einmal aufrichtig! Dann wird man erkennen, wie weit die jüngeren Philologen von müheloser Beherrschung der lateinischen Sprache entfernt sind".

Auf der Direktorenversammlung der Provinzen Ost- und Westpreußen 1907 äußerte sich der Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Danzig, ein „geistreicher Meister des lateinischen Stils"[5]), der in seinem lateinischen Unterrichte glänzende Erfolge gehabt hat, Kretschmann, resigniert wie folgt: „Wir haben keine Lateinlehrer mehr. Wir können alle nicht mehr Latein. Vor dieser Realität darf man die Augen nicht schließen. Eine freie Arbeit aus der Lektüre können die Schüler vielleicht, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, noch schreiben, aber bei der Übersetzung wird einem schwül, wenn man die Verdrossenheit der Jugend und die Unzulänglichkeit der Lehrer sieht".

Kein Wunder, wenn man mit dem Ergebnis aller mühseligen Arbeit in der Schule nie recht zufrieden sein konnte und wenn durch

---

[1]) H. Gelzer, Die Sprache der Wissenschaft. Die Zukunft 1903 Nr. 40.

[2]) Lehrpläne für die höheren Schulen vom 31. III. 1882. Berlin 1882 S. 20.

[3]) Pädagogische Reisefrüchte. Lehrproben und Lehrgänge Heft 14 (1888) S. 52.

[4]) Die alten Sprachen in den preußischen Lehrplänen von 1901. Lehrproben und Lehrgänge 1901, Heft 69, S. 4.

[5]) Gäde, Bemerkungen zum altsprachlichen Unterricht. Beilage zum Jahresbericht des Schillergymnasiums zu Münster i. W. 1909 S. 4.

Digitized by Google

alle Jahrhunderte hindurch die Klage über die geringen Leistungen im Lateinischen, über das klägliche Stümpern hallt. Man stellt mit Betrübnis seit dem 16. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag die wachsende Vernachlässigung und den Verfall der Latinität fest. Anfangs schob man die Schuld an dieser bedauerlichen Erscheinung den protestantischen Theologen zu, die die klassischen Studien gering schätzten, und ein Erasmus behauptete: ubicunque Lutheranismus, ibi literarum interitus[1]). Seitdem sind die Klagen nicht verstummt[2]); sie haben auch in amtlichen Kundgebungen ihren Ausdruck gefunden[3]), und man hatte auf die stilistische Fertigkeit im Schreiben verzichtet. Inzwischen ist freilich von der staatlichen Aufsichtsbehörde ein freundliches Urteil über die Fortschritte in der Fähigkeit, Latein zu schreiben, gefällt worden[4]). Indessen wird, wer zu diesem erfreulichen Ergebnis mitgearbeitet hat, bei aller Dankbarkeit für diese Anerkennung doch schwerlich die Überzeugung haben, daß das Latein der heutigen Gymnasien ein wirklich klassisches Latein sei und das früherer Jahrhunderte überträfe. Die Ziele, die man sich freut erreicht zu haben, sind eben wesentlich niedriger. Auch Bayern, wo ein Nägelsbach gewirkt und man auf lateinische Stilistik viel Wert gelegt hat, scheint jetzt seine Anforderungen wesentlich herabzusetzen[5]).

Ich erwarte hier den Einwand: Willst du diese Beschränkung des Ziels als einen Fehler bezeichnen und auf der Forderung bestehen, daß die Schüler ein klassisch vollendetes Latein schreiben? Das ist ganz und gar nicht meine Ansicht; im Gegenteil ich sehe in dem lange gepflegten Purismus eine im höchsten Grade tadelnswerte Verkehrtheit und freue mich, daß man davon abgekommen ist.

Beim Fehler des Purismus möchte ich noch verweilen. Er gleicht

---

[1]) Vgl. Eckstein a. a. O. S. 258. Über die Verdienste des entwickelten deutschen Protestantismus um die Altertumsstudien vgl. Norden, Die antike Kunstprosa II S. 778 f.

[2]) Wer neuere Stimmen darüber zu hören wünscht, für den greife ich aufs Geratewohl folgende heraus: L. Bolle, Das Lateinische am Gymnasium nach den neuen preußischen Lehrplänen. Programm Wismar 1895 S. 32. — Chr. Eidam, Zur Frage der Hinübersetzung. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 1905 S. 446. 455. — R. Wessely, Geist und Buchstabe der Lehrpläne von 1901 und die Eigenart des Gymnasiums. Neue Jahrbücher für Pädagogik 1906 S. 317. — G. Budde, Geschichte der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen von 1812 bis auf die Gegenwart. Halle 1905. Dazu Erythropels Besprechung in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1906 S. 258. — Verhandlungen der 17. Direktorenkonferenz von Ost- und Westpreußen 1907 S. 65.

[3]) Erlaß vom 13. V. 1897 im Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 1897 S. 436.

[4]) Erlaß vom 8. III. 1909. Ebenda S. 360.

[5]) Vgl. Stemplinger, Der Entwurf einer neuen Prüfungsordnung für die höheren Lehranstalten Bayerns. Neue Jahrbücher für Pädagogik 1910 S. 585. S. auch Rethwischs Jahresbericht 1910 (VI Latein S. 23, 24).

Digitized by Google

dem Ciceronianismus der Humanistenzeit[1]) in seinem Wesen und in seiner unheilvollen Wirkung. Die Parole lautete damals: imitatio Ciceronis, und man konnte kaum Worte finden, das Barbarenlatein des Mittelalters in Grund und Boden zu verdammen. Freilich stellte sich dieser Richtung bald eine andere entgegen und kämpfte mit Hohn und Spott wie mit sachlichen Gründen. Am bekanntesten ist von diesen gegnerischen Schriften der Dialog des Erasmus Ciceronianus sive de optimo dicendi genere[2]). Gründlich sagte auch Politian[3]) dem Ciceronianer Paulus Cortesius seine Meinung: „Über den Stil bin ich nicht ganz Deiner Ansicht; denn wie ich höre, pflegst Du nur den Stil zu billigen, welcher Ciceros Züge trägt. Ich ziehe aber das Gesicht eines Stieres oder Löwen dem eines Affen vor, wiewohl dieser dem Menschen ähnlicher ist . . . Solche, die nur nachahmend komponieren, gleichen Papageien und Elstern, welche Worte sprechen, die sie nicht verstehen. Was sie schreiben, hat nicht Kraft noch Leben. Es ist unwahr, ohne Halt und Wirkung". Und in einem hübschen Vergleiche gibt er den Grund für diese Schwäche der imitatorischen Leistungen an: „Wer beim Laufen immer in die Fußstapfen des Vordermanns treten will, der kann nicht gut laufen, und der kann nicht gut schreiben, welcher nicht wagt, von einer Vorschrift abzuweichen: kurz, es verrät einen unfruchtbaren Kopf, wenn man nichts aus sich erzeugt, nur nachahmt".

Eine Reihe sachlicher Gründe bringt in leidenschaftsloser Erörterung der glänzende Latinist Muret[4]). Er hat einmal den Besuch von einigen jungen Deutschen empfangen, und man hat sich über verschiedene Gelehrte in Deutschland unterhalten, in primis, quinam ex eis patritam atque avitam religionem constanter tuerentur neque illo se pestiferarum opinionum aestu abripi sinerent. Dabei ist es einem zuhörenden Freunde schmerzlich aufgefallen: excidere interdum grandiori illi, qui tecum colloquebatur, voces quasdam minus Latinas, quibus ille perpetuus subitae orationis nitor quasi maculis quibusdam infuscaretur. Nun belehrt Muret den jungen Mann mit dem überfeinen Empfinden: „Lange Zeit habe auch ich der Überzeugung gelebt, nur die Schriftsteller des ciceronianischen Zeitalters verdienten Nachahmung. Später habe ich nach reiflicher Überlegung gefunden, daß es Überhebung ist, wenn wir wegwerfend urteilen über den Stil eines Seneka, Livius, Quintilian, Plinius, Sueton und ähnlicher Männer, die der Blütezeit der lateinischen Sprache nahe gestanden und den Ruf höchster Beredsamkeit genossen haben. Man wendet wohl ein, dort finden sich manche Wörter, die bei Cicero fehlen. Aber so sicher läßt

[1]) Das Nähere über den Ciceronianismus findet man jetzt wohl am besten zusammen bei Norden, Die antike Kunstprosa II S. 763 ff. Auch v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik III⁵ S. 46 ff. bietet viel Gutes.

[2]) Über den Ciceronianus s. Raumer a. a. O. I⁵ S. 81 ff.

[3]) S. Raumer a. a. O. I⁶ S. 38 ff.

[4]) Vgl. seine Variae lectiones l. XV. c. I.

Digitized by Google

sich das nicht behaupten. Es ist ja so viel verloren, und manches seltne Wort, das zum heute bekannten Sprachschatze Ciceros gehört und also höchste Bewunderung findet, würde als barbarisch verpönt sein, wenn zufällig eine Maus oder Motte oder ein Feuerfunke die Stelle seines Vorkommens vernichtet oder Schmutz sie unleserlich gemacht hätte". Dann berichtet er, wie er im Scherz so überempfindliche Gesellen gehöhnt habe. Er hat ciceronianische Ausdrücke, die in den gangbaren Handbüchern sich nicht fanden, in seine Reden absichtlich eingeflochten und sieht mit Behagen jene beim Anhören solcher Barbarismen: cervicem contorquere, humeros attollere, frontem contrahere, alium alii in aurem insusurrare excuti sibi cerebrum, perire aures, cum talibus vocibus verberarentur. Und wenn sie ihm dann auf dem Heimwege Vorwürfe machten, dann bot er ihnen wohl eine Wette an, jene Worte, die ihnen so schlimme Kopfschmerzen erregt hätten, fänden sich bei Cicero. Und die Folge? Iam voces illae omnem duritiam atque asperitatem deposuerant, iam lenes suaves iucundae auditu factae erant et omnem amaritiem exuerant, simulatque eas Ciceronis esse constiterat. — Aber selbst wenn Cicero gewisse Worte sicher nicht gebraucht hat, warum sollen sie verworfen sein? Gute Neubildungen der Zeit eines Quintilian, Plinius, Tacitus würde zweifellos Cicero, hätte ers erlebt, dankbar angenommen haben. Sein Standpunkt ist also der: Man bilde seinen Stil zuvörderst nach Cicero, Caesar und Terenz, aber man nehme auch von den späteren, ja auch von den christlichen Schriftstellern das Gute an. Sonst müßte man folgerichtig auch beispielsweise statt sacramentum corporis Dominici sagen: sanctificum crustulum, statt angelos — genios, statt Christus[1]) — Juppiter Optimus Maximus. Est enim magis Ciceronianum.

Was aber war die Folge dieses Ciceronianismus? Man hat die barbarische Sprache des Mittelalters so gründlich gesäubert, daß sie unter dieser Prozedur starb. „Das Sakristeilatein, wie die Italiener, das Kirchenlatein, wie die Deutschen sagen, war tatsächlich eine lebende Sprache, die in den Klöstern und kirchlichen Schulen vom Abt und Rektor hinab bis zum kleinsten Schüler angewandt und verstanden wurde. Freilich einem korrekten deutschen Schulmonarchen flößt diese Sprache ein gelindes Entsetzen ein. Aber darum bleibt es nicht minder wahr, daß das von einem Enea Silvio, Poggio, Iustus Lipsius bis hinab auf Tiberius Hemsterhuys, G. Hermann, Eckstein und Ritschl meisterhaft beherrschte klassische Latein eine Treibhauspflanze war, die niemals ganz gesundes Leben entwickelte"[2]).

---

[1]) Vgl. Norden, Die antike Kunstprosa II S. 776.

[2]) H. Gelzer, Die Sprache der Wissenschaft (Die Zukunft 1903 Nr. 40). Ähnlich schon Bolle im Programm von Wismar 1895 S. 13. Dieser zunächst paradox klingende Satz: Die Humanisten haben das Latein zu einer toten Sprache gemacht, ist von einer ganzen Reihe von Männern, darunter von Vahlen (Lorenzo Valla 1864) unabhängig von einander aufgestellt worden. Das Nähere bei Norden in der antiken Kunstprosa II S. 767 oder in dem Abschnitt 'Die lat. Literatur

Digitized by Google

Der Purismus der späteren Zeit und unserer Tage verfällt also in den gleichen Fehler, wie der Ciceronianismus der Humanisten. Mit seiner Forderung, sich an Cicero allein oder an Cicero und Caesar als die Vertreter des klassischen Lateins anzuschließen, unterbindet er freies Schaffen, anstatt die Eigenart zu entwickeln, erzieht er zum Nachäffen, anstatt Selbsttätigkeit zu fördern, schlägt er das Leben tot. Auf die Scheu und Schüchternheit des Schreibenden als die natürliche Folge des Purismus weist mit vollem Rechte der schon mehrfach erwähnte Pauli[1]) hin. „So lange die Nachlateiner nur darauf sehen, ob ein Wort, eine Wendung, welche sie brauchen könnten, bey den Alten wirklich üblich gewesen, nie darauf, ob nicht beides auch dem Altlateine gekleidet hätte, so lange wird ihnen diese jämmerliche Schüchternheit eine Steifheit und eine Seelenlosigkeit geben, wobey man die Lesung ihrer Schriften nur mit Überwindung vollendet".

Wir verstehen es, wenn einem solchen Schädling eine Menge Gegner erstanden sind, Gegner, die ihn und seine Vertreter mit Hohn und Spott überschüttet haben oder mit wohlerwogenen pädagogischen Gründen den Unterrichtsbetrieb von ihm haben befreien wollen. Ein heiterer Scherz, der lebhaft an den oben (S. 329) erwähnten des Muretus erinnert, bilde den Anfang. Der Vater ist der Magister Laukhard, der in seinem lesenswerten, kulturgeschichtlich höchst interessanten Leben[2]) von seinem Aufenthalte in Halle folgendes erzählt: „Ich muß hier eine philologische Schnurre erzählen. Mein Landsmann Sch., ein nicht unebener Lateiner, wollte nach Art aller Philologen von geringerem Gehalt nichts Lateinisches leiden, was in Meister Mark Tullius' hinterlassenen Büchern nicht befindlich wäre. Sein zweites Wort war immer ciceronianisch. Ich hatte für jemand ein sogenanntes curriculum vitae aufgesetzt, und Herr Sch. hatte es wohl an fünfzehn Stellen verbessert, weil es nicht echt ciceronianisch abgefaßt wäre. Das ärgerte mich und ich beschloß dem Kritiker einen Possen zu spielen. Ich stellte mich also, als hielte ich ihn für einen Mann, der den Geist des Cicero neunundneunzigfach inne hätte, und unterwarf einiges seiner Kritik. Das freute den Ciceroner so sehr, daß er mich mit lateinisierender Salbaderei fürchterlich quälte und mir da ein langes und breites von der ciceronischen Wortstellung herschwatzte, wovon er ein Buch schreiben wollte. Ich übersetzte endlich ein Stück aus Ciceros Buch von der Natur der Götter, schrieb Ciceros Latein daneben, und gab mein Geschreibsel an Herrn Sch., um seine Zensur zu vernehmen. Er korrigierte den Text des Cicero an mehr als dreißig Stellen und gab mir ihn so wieder. Ich versuchte es, meine Konstruktionen in Gegenwart mehrerer Studenten als ciceronisch zu verteidigen, aber vergebens:

---

im Übergang vom Altertum zum Mittalter' in der 'Kultur der Gegenwart' Teil I, Abt. VIII[2] S. 437.

[1]) a. a. O. S. 162.

[2]) Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben. Bearbeitet von V. Petersen. 7. Auflage. Stuttgart (ohne Jahr), Verlag von R. Lutz, I S. 215.

Digitized by Google

Sch. wollte und mußte recht haben! Endlich holte ich meinen Cicero aus der Tasche und zeigte ihm, daß er den Meister selbst, seinen angebeteten Cicero korrigiert hätte. Gelächter auf meiner und der Studenten, große Beschämung auf Sch.s Seite war die Folge. Nachher ist Herr Sch. mir niemals wieder recht gut geworden. — Man werfe dem Afterphilologen allerhand dumme Streiche vor, schelte ihn einen Esel, er wird nicht so böse werden, als wenn man ihm beweist, er verstehe das Wesen des ciceronianischen Stils selbst nicht recht. Wer schön denkt, wird schön schreiben, und wenn er gleich mit Fehlern schreibt, wird man doch lieber sein Geschriebenes lesen, als das allerfeinste grammatisch Richtige, welches ohne Gedanken ist.“

Angesehene Pädagogen[1]) weisen mit Recht darauf hin, daß bei der Erziehung zum Purismus in erster Linie das Gedächtnis des Schülers in Anspruch genommen wird, nicht die Denkkraft, die doch der sprachliche Unterricht entwickeln soll. Es wird eine Menge Einzelwissen erreicht, aber kein sprachliches Verständnis; es ist so, als ob der Geschichtsunterricht sich mit Einzelheiten begnügte und auf sein höchstes Ziel verzichtete, geschichtliches Verständnis zu erwecken. „Je enger der Kreis in der Sprache gezogen wird, führt v. Kobilinski aus[2]), desto größer muß die Zahl der Regeln werden. . . . Die große Menge zusammenhangsloser Regeln in unsern Grammatiken sich anzueignen verlangt viel Mühe, so daß eine Beherrschung derselben kaum zu ermöglichen, jedenfalls auf der Schule nicht zu verlangen ist. . . Die innere Teilnahme des Lernenden können sie bei ihrem geringfügigen und kleinlichen Inhalt nicht erregen“. Wie der Purismus den Grammatikunterricht geschädigt hat, so haben übertriebene Anforderungen auch die schriftlichen Übungen diskreditiert[3]), ja dem lateinischen Aufsatze das Ende bereitet[4]). Man hat mit Recht gefragt: „Wozu sollen wir und die Schüler römischer sein als die Römer? Welchen Sinn hat es, bei Stilübungen dem Schüler neben Schlingen und Fallstricken noch weitere Schranken ängstlich aufzubauen? Er strauchelt ohnehin schon genug“[5]).

Ein weiterer Übelstand macht sich beim Lesen der nicht klassischen Schriftsteller geltend, wobei zu bedenken ist, daß Cicero doch nur einen Bruchteil der lateinischen Lektüre ausmacht. „Der Lehrer ist zu energischer Abwehr der von dorther drohenden Einwirkung auf den mühevoll angeeigneten ciceronianischen Sprach-

---

[1]) Z. B. von Kobilinski, Die lateinische Sprache auf den Gymnasien. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1891 S. 399 ff. Waldeck, Der Unterricht im Lateinischen, bei Lexis: Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen S. 139.

[2]) a. a. O. S. 408.

[3]) J. Keller, Die Grenzen der Übersetzungskunst. Programm Karlsruhe 1892 S. 41.

[4]) K. Reinhardt auf der 26. westfälischen Direktorenkonferenz 1907. Verhandlungen der Direktorenversammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen 76. Band S. 167.

[5]) Ziemer in Rethwischs Jahresberichten 1891 S. 33.

Digitized by Google

gebrauch gezwungen, ein Kampf, der eben so zeitraubend wie unbequem ist".[1]) Das bringt ihn in die Gefahr, daß er so wird, wie Ruhnken den doctor umbraticus schildert: Quod bonorum, quae inde (d. h. aus der Lektüre der Alten) ad nos proficiscuntur, omnium minimum est, ut sermonis puritatem ex iis hauriamus, illi longe maximum et prope dicam unicum bonum censent. Itaque missis rebus, quarum cognoscendarum causa veteres scriptores ab hominibus sanis leguntur, nihil nisi verba scrutantur. — Ich persönlich habe mich oft nicht recht sicher gefühlt, wenn ich vor Taciteischen Wendungen warnte, und war immer auf den Einwand gefaßt: „Warum sollen wir das nicht schreiben? Tacitus kann doch besser Latein als die heute lebenden Philologen!" Der gewöhnliche, pedantische Ausweg, der Hinweis auf die eingeführte Grammatik hat für einen guten Kopf keine Beweiskraft. Wohl aber muß ein solches θαυμάζειν des Schülers Anlaß geben zu wertvollen Erörterungen, die zu sprachlicher Erkenntnis führen. Man wird ihn merken lassen, daß wie jedes System, so auch das der Sprache in der Grammatik eine mehr oder wenige grobe Vergewaltigung ist; man wird ihn empfinden lassen, wie die Sprache nicht etwas Totes ist, „kein Petrefakt, das unverändert bleibt, sondern einem Baume vergleichbar, der jedes Jahr neue Blätter und Blüten treibt",[2]) man wird ihn dann auf das Analogon der deutschen Sprache hinweisen und ihn fragen, wie ein Sprachgemeng aus Lutherischem Deutsch, aus Schillerschen Perioden, aus Jean Paulschen Schnörkeln in einen Topf gequirlt ihm vorkommen möchte.[3]) Aber ein wesentlicher Unterschied ist doch: da handelt es sich um seine lebende Muttersprache, die ihm ganz anders vertraut ist, nicht um die jetzt tote Fremdsprache.

Angesichts solcher Gefahren und Schäden, die aus dem Purismus erwachsen für Grammatikunterricht, für Lektüre und schriftliche Arbeiten ist es erklärlich, wenn der Ruf nach mehr Freiheit immer lauter wird. Man verwirft für die Grammatik die Beschränkung auf Cicero und Caesar; es soll dem Schüler wenigstens die Möglichkeit gegeben werden, in seiner Grammatik den Sprachgebrauch der späteren Schriftsteller zu finden, damit er den neuen Erscheinungen nicht ratlos gegenübersteht.[4]) Man warnt davor, in den s c h r i f t l i c h e n A r b e i t e n

---

[1]) v. K o b i l i n s k i a. a. O. S. 407.

[2]) R. M e n g e, Die Notlage des Lateinunterrichts in Gymnasialprima und Vorschläge zur Abhilfe. Lehrproben und Lehrgänge 41 (1894) S. 34.

[3]) G u h r a u e r s Bericht auf der Direktorenversammlung der Provinz Sachsen 1896.

[4]) Z. B. Z i e m e r wiederholt in Rethwischs Jahresberichten, v. K o b i l i n s k i a. a. O. W e i s w e i l e r, Grammatische und freie Übungen im lat. Unterrichte mit Rücksicht auf die Lehraufgaben des humanistischen Gymnasiums. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1892 S. 520 ff. W e i ß e n f e l s im Handbuch für Lehrer höherer Schulen S. 252.

Digitized by Google

von den Schülern nur ciceronianische oder caesarianische Wendungen rigoros zu verlangen.[1])

Dem gegenüber fehlt es nicht an Stimmen tüchtiger Lateiner, die ein Festhalten am Sprachgebrauche Ciceros und Caesars in den Grammatiken und in den schriftlichen Übungen entschieden befürworten in der Besorgnis, die stilistische Reinheit würde einem wirren Chaos Platz machen, wenn die Freiheit der nachklassischen Schriftsteller eindränge.[2])

Meine Meinung ist: man lasse Nachsicht walten, vor allem im Wortschatz, aber auch in der Syntax. Natürlich gilt das nur für die oberen Klassen, wo die Lektüre mit der Sprache anderer Schriftsteller bekannt gemacht hat. Man bewerte unklassische Worte und Wendungen nicht als Fehler. Selbstverständlich kann es keinem Lehrer verwehrt sein, ja es ist sogar wünschenswert, wenn er auf Grund seines ausgedehnten Wissens, das er einer reichen langjährigen Lektüre verdankt und der fleißigen Benutzung vortrefflicher Hilfsmittel, wie der Lexika von Merguet und Meusel und des Antibarbarus, wenn er auf Grund dieses Wissens an die Stelle des Anstößigen das Klassische setzt. Und wenn dann bei den Schülern ein Latein herauskommt, das vor den Augen und Ohren der Puristen keine Gnade findet, dann ist das Unglück auch nicht so groß, dann mag der ein wenig schadenfrohe Gedanke trösten, daß selbst der feinste Purist vor seinem Meister, dem göttlichen Tullius, wahrscheinlich auch nicht bestehen würde. Man hat ja vor nicht allzulanger Zeit entdeckt, daß Ciceros Sprache durchaus von rhythmischen Regeln beherrscht ist, in den Reden, wie in den Briefen, in den philosophischen, wie in den rhetorischen Schriften.[3]) Wer wie Cicero schreiben will, darf dieses wesentliche Element nicht außer acht lassen. „Also ist alles, was seit der Renaissance an 'ciceronischem'

---

[1]) So will Wilhelm Schrader von einem übertriebenen Purismus nichts wissen (Erziehungs- und Unterrichtslehre. 4. Auflage S. 398); ebenso Paulsen (in den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts 1890 S. 232). Sehr verständig fragt Holly, Über die Beurteilung der Schülerleistungen im altsprachlichen Unterricht, Gymnasium 1892, S. 350: Ist es wirklich nötig, einen Nepotischen Ausdruck, eine Livianische Phrase, eine Konstruktion des jüngeren Atticismus als fehlerhaft zu bezeichnen? Es genügt der Hinweis auf das Bessere. — Besonnen urteilt Gerstenecker (Zum grammatisch-stilistischen Unterrichte im Lateinischen? Blätter für das Gymnasial-Schulwesen 1892 S. 1 ff.). Sehr liberal äußert sich der Berichterstatter der 17. Direktorenkonferenz für Ost- und Westpreußen 1907. (Verhandlungen S. 37.) Auch die Unterrichtsbehörde warnt in dem Ministerialerlaß vom 8. März 1909 (Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen S. 360 ff.) vor rigorosem Purismus.

[2]) Z. B. Menge in den Lehrproben und Lehrgängen, Heft 41 (1894); Frankfurter: Das Mittelschulwesen in Preußen und das österreichische Mittelschulwesen. 1893; Kraetsch-Mittag, Lateinisches Wörterbuch. Vorwort zur 1. Auflage.

[3]) Skutsch, Die lateinische Sprache. In der Kultur der Gegenwart Teil I, Abteilung VIII² S. 451.

Digitized by Google

Latein geschrieben und als solches bewundert worden ist, durchaus unciceronisch."[1])

Und über die Betrübnis, daß mit aller sauern Mühe nur ein geringes und anfechtbares Ergebnis im Lateinschreiben erzielt wird, mag auch das Bewußtsein hinweghelfen, daß ja die lateinischen schriftlichen Übungen nur Mittel zum Zwecke sind, zum Zwecke das Verständnis der Schriftsteller herbeizuführen.

Scheint dem lateinischen Unterrichte durch einen solchen Betrieb der schriftlichen Übungen etwas genommen zu werden, so erhält er dafür etwas anderes Wertvolles. Fällt das „Phrasen"lernen weg, dann wird viel Kraft und Zeit frei, die ein verständig betriebener Grammatikunterricht vor allem auf den oberen Klassen wohl gebrauchen kann. Wir müssen nur in der Grammatik etwas anderes sehen, als man gewöhnlich darin sah und vielfach noch sieht. Darüber zum Schluß noch ein paar Bemerkungen.

Melanchthon definierte die Grammatik als certa loquendi et scribendi ratio: da ist sie die Gesetzgeberin, die feste Regeln aufstellt für den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache. Neben das praktische Betreiben des Lateinischen, als die Kunst des Sprechens und Schreibens, hat sich ein theoretisches gestellt, das Kenntnis und Verständnis bezweckt; ihm heißt die Grammatik „Anweisung zum richtigen Verständnis der Sprache in Hinsicht auf Wort- und Redeformen".[2]) Zweifellos haben beide Seiten der Grammatik ihr Recht und müssen einander ergänzen: die eine, gesetzgebende, sich an das Gedächtnis wendende mehr in den unteren und mittleren Klassen, die andere, beobachtende, erklärende, ein tieferes Verständnis fördernde mehr — aber nicht ausschließlich — in den oberen. Am schönsten scheint mir O. Willmann über beider Wesen und Wert gesprochen zu haben:[3]) Die Sprachkunde und vorerst deren grundlegender Teil, die Sprachlehre oder Grammatik, ist durch ein doppeltes Bedürfnis ins Leben gerufen worden und dankt demselben in erster Linie die wichtige Stellung, die sie in der Bildung einnimmt. Sie ist der Schlüssel zum Verständnis von Sprachwerken, und sie ist der Wegweiser zur Handhabung der Sprache (analytischer und synthetischer Charakter). . . . Der Schulbetrieb neigt dazu . . . den Bildungsgehalt der Gram-

---

[1]) Ebenda S. 474.

[2]) So Kühner bei v. Raumer a. a. O. S. 60. Schüchtern zeigt sich diese Auffassung in der Definition, die der vom Maler Ludwig Emil Grimm, dem jüngsten der Brüder Grimm, so ergötzlich geschilderte Präceptor Zinckhan in Steinau auf seine Frage verlangte: Was ist eine lateinische Grammatik? Die Antwort mußte stets lauten: „Ist eine Anweisung zur lateinischen Sprache, die da lehret, wie man dieselbe recht schreiben, verstehen und reden soll". L. E. Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben. Herausgegeben von Ad. Stoll, Leipzig 1911. (Nach einer Ankündigung des Werks in der Täglichen Rundschau, 22. Oktober 1911, 6. Beilage.)

[3]) Das philologische Element der Bildung, Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1886 S. 69 ff.

Digitized by Google

matik überwiegend darin zu sehen, daß sie Sprechen und Schreiben normiert und zur korrekten Fertigkeit erhebt. Dem gegenüber fiel und fällt der Didaktik die Aufgabe zu, die Beziehung der Sprachkunde auf die Sprachwerke in Erinnerung zu halten, die nicht nur einen eigenen, reichen Bildungsgehalt einschließen, sondern zugleich die Vorbildung für alles Sprechen und Schreiben sind und den Regeln der Grammatik selbst zur Quelle dienen. Für den Bildungsgehalt der Sprachlehre kommt aber ihre technische und ihre exegetische Seite in gleicher Weise in Betracht. . . . Verstehen und Produzieren, Aufnehmen und Selbstmachen, Kennen und Können hängen auf diesem Gebiete nicht minder eng zusammen, als auf dem der Kunst: schreiben und reden können erschließt ebenso das Verständnis von Sprachwerken, wie musikalische und graphische Fertigkeit das Verständnis von Werken der Tonkunst und Malerei. Was das eigene Tun als Regel geleitet hat, wird von der Betrachtung als Gesetz um so besser wiedererkannt; der eigene, wenn schon schwache Versuch deutet die Schöpfungen der Meister um nichts weniger gut als die Erklärung, ja besser . . . Die Grammatik darf den Charakter der ars, der Sprachkunstlehre, nicht ablegen, wenn nicht auch ihre Leistung als deutende Disziplin gefährdet werden soll. Aber auch abgesehen von der Anwendung der Sprache bieten der Sprachbau, das Ganze der ineinander greifenden Mittel des Gedankenausdruckes, die Formensysteme, der Wortschatz, die Lautgesetze einen reichen Stoff bildender Beschäftigung. Die Sprache ist ein *σοφόν*, das Produkt weiser, wenngleich unbewußter Schaffenskraft, deren Weben zu lauschen nichts weniger als müßig ist; ist sie ein Handwerkzeug, so ist die Konstruktion dieses Geräts so sinnvoll und lehrreich, daß sie eine eigene, bloß theoretische Betrachtung lohnt, eine technologische Analyse, die sich nicht zu ängstlich Rechenschaft zu geben braucht, wozu das gut ist, was sie untersucht".

Wer sich mit der gesetzgebenden Grammatik begnügt, der dringt nicht zu einer richtigen Erkenntnis der Sprache durch. P. Cauer äußert sich in einer Besprechung der Lehrpläne vom Jahre 1892 so[1]): Immer wieder wird eingeschärft, daß der grammatische Unterricht sich auf das Notwendigste, das Regelmäßige und überall Gebräuchliche beschränken müsse. Solche Mahnung entspricht ja dem Geiste unseres Zeitalters, der überall auf Uniformierung drängt, individuelle Erscheinungen verdammt oder verspottet. Aber die Sprache läßt sich nicht bureaukratisch meistern; zu ihrem Wesen gehört es unregelmäßig zu sein. Sie ist nicht nach menschlichen Gesetzen gemacht, sondern ist ein Lebendiges, frei Erwachsendes, unbewußt sich Wandelndes, erst nachher sind aus ihr gewisse Regeln abstrahiert, ein Notbehelf für den ersten Beginn des Studiums, niemals ein Mittel zu eindringendem Verständnis. Je mehr man sich bemüht eine Sprache in Regeln zu fassen, desto sicherer kann man sein, daß man ihren Geist unberührt läßt".

---

[1]) P. Cauer, Siebzehn Jahre im Kampfe um die Schulreform S. 72. 73.

Digitized by Google

Man hat früher den besonderen Bildungswert des lateinischen Grammatikunterrichts in der logischen Schulung gesehen und die lateinische Sprache als angewandte Logik gefeiert. Und daran ist unleugbar viel Wahres. Das Latein hat ja im allgemeinen die Möglichkeit, durch die überkommenen scharf ausgeprägten Endungen und die ausgebildeten zahlreichen satzregierenden Wörtchen die Beziehung der einzelnen Wörter zu einander und die Unter- und Überordnung der Gedanken besonders klar auszudrücken, und insbesondre gilt das für die Kunstprosa der Schulschriftsteller. Die dort begegnende „voll ausgebildete Satzperiode ist doch entschieden ein logischen Bedürfnissen entsprungenes und logischen Bedürfnissen wiederum dienendes Instrument; weshalb es denn auch dabei verbleibt, daß das sogenannte Konstruieren tatsächlich und unmittelbar eine logische Übung darstellt".[1]) Und daß auch die Übersetzung ins Lateinische scharfe, logische Denkoperationen erfordert, das zu leugnen verrät Unkenntnis oder Torheit. — Und doch behauptet[2]) ein so trefflicher Kenner des Lateinischen, wie Skutsch es ist, *daß das bis zum Überdruß wiederholte Schlagwort von der logischen Natur des Lateinischen* jeden Grammatiker von vornherein sehr altmodisch anmutet. „Man kann im Lateinischen genau so unlogisch reden, wie im Deutschen, und hat nicht weniger oft so unlogisch geredet". Nein, mit der Logik kommen wir beim Sprachunterricht nicht aus, zur Psychologie müssen wir unsere Zuflucht nehmen. Wie oft finden wir die Regeln der gesetzgebenden Grammatik verletzt! Wenn solche Stellen einer auf die Logik der Sprache schwörenden Auffassung schwere Steine des Anstoßes sind, sind sie dem hochwillkommen, für den in der Sprache nicht starre Gesetze walten, sondern der das Recht der einzelnen Psyche auf die Gestaltung anerkennt, sich in die Seele des Sprechenden versetzt und mit liebevollem Nachempfinden das „psychologische Moment aufspürt, durch das die regelrecht abgemessenen Gedanken aus dem Gleichgewicht gebracht sind".[3]) Wie das den Unterricht ausgezeichnet fördern kann, das hat wieder Cauer gezeigt, der in seiner grammatica militans dem Verhältnis von Logik und Psychologie ein ganzes Kapitel[4]) widmet. Solche psychologischen Erörterungen verleihen dem Sprachunterrichte einen neuen hohen Wert, sie bahnen ein rechtes Sprachverständnis und damit Menschenverständnis an.

---

[1]) Immisch, Das Recht der Grammatik im altsprachlichen Unterricht. Das humanistische Gymnasium 1908 S. 167. Vgl. auch Skutsch a. a. O. S. 452.

[2]) A. a. O. S. 452. Vgl. auch v. Leclair, Noch ein Wort zur Frage der formalen Bildung. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1910 S. 585 ff. (Nach Rethwischs Jahresberichten 1910 (VI Latein S. 9).

[3]) Cauer, Grammatica militans[2] S. 58.

[4]) Kapitel IV. Vgl. auch Mutzbauer, Bemerkungen über den Wert des Lateinischen und Griechischen für die Erziehung auf dem humanistischen Gymnasium. Das humanistische Gymnasium 1903 S. 55 ff.

Digitized by Google

Hier handelte es sich um psychologische Erklärung einzelner Stellen der Lektüre, bei denen die Logik versagt. Weitere Geltung will der psychologischen Sprachbetrachtung eine neue Partei verschaffen, die eine Reform des grammatischen Unterrichts dringend heischt und Eingang fordernd an die Pforten der höheren Schule pocht: es sind die Männer der historischen Sprachwissenschaft; unter den Wortführern nenne ich neben Cauer[1]) Immisch[2]) und Brugmann[3]). Und kürzlich hat in Posen der Gymnasialverein nach einem Vortrage von Niepmann es für nötig erklärt, daß in die Prüfungsordnungen für das höhere Lehramt eine Bestimmung dieser Art aufgenommen werde: „Diejenigen Kandidaten, die eine Prüfung in den klassischen Sprachen bestehen wollen, haben im Staatsexamen Kenntnisse der historischen Grammatik beider Sprachen aufzuweisen, gleichgültig für welche Stufe die Lehrbefähigung erstrebt wird".[4]) Man hofft mit Recht, durch eine solche Behandlung die Schüler zum Verständnis zu erziehen, daß die Sprache etwas in beständigem Werden Begriffenes ist und daß bei diesem Werden physiologische und psychologische Gesetze wirken und ihr Widerspiel, die Analogie.[5]) Ganz überzeugend führt Immisch aus[6]): „An der Sprache lernen sie empirisch und in einer jeden Einspruch ausschließenden Weise, daß die naturartige Gesetzmäßigkeit psychischer Erzeugnisse doch wiederum beständig durchkreuzt wird durch kulturgeschichtliche Faktoren, die nicht von seiten der Natur, sondern von seiten des Geistes kommen, ja ihren letzten Ursprung schließlich immer aus der Willkür einer Einzelpersönlichkeit ableiten. So zeigt die Sprache auch schon dem Schüler in außerordentlich zeitgemäßer Weise, wie jener Begriff der Gesetzmäßigkeit seine Schranke findet an dem ewigen Rätsel der Persönlichkeit". Das ist ein schöner Beitrag zur Lösung der alten Frage, ob die Sprache φύσει oder θέσει ist.

Freilich es geschieht nicht von heute auf morgen, daß die gewünschte Reform eintritt. Noch fehlt die Vorbedingung: eine genügend geschulte Lehrerschaft, und dann wird noch manche Frage reiflich erwogen werden müssen, ehe man allgemein an die praktische Durchführung gehen kann, z. B. welchem Fache diese sprachgeschichtlich-psychologische Unterweisung zufallen, auf welchen Klassen, in welchem Umfang, an welcher Stelle des Unterrichts sie eintreten soll. Immisch[7])

[1]) Grammatica militans Kapitel 5.
[2]) A. a. O. (Das human. Gymn. 1908) S. 167 ff.
[3]) K. Brugmann, Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft. Straßburg 1910. Vgl. auch H. Werner, Zur historisch-genetischen Methode im Lateinunterricht. Neue Jahrb. für Pädag. 1910, 10. Heft. Weiteres in Rethwischs Jahresber. 1910 (VI Latein S. 39 ff.).
[4]) Das human. Gymn. 1911 S. 207.
[5]) Cauer a. a. O. S. 67.
[6]) Das humanistische Gymnasium 1908 S. 169.
[7]) A. a. O. S. 168.

Digitized by Google

und Cauer[1]), Brugmann[2]) und die Posener Versammlung[3]) in ihrer Mehrheit sprach sich dafür aus — und das leuchtet sofort ein —, daß erst in den oberen Klassen die nötige Reife des Verständnisses vorhanden sei, dem Referenten in Posen, Niepmann, hatte seine mehrjährige Erfahrung gezeigt, daß dies Verfahren schon auf der unteren Stufe tunlich und rätlich sei, und Ähnliches ist mir von einem Versuche in Potsdam berichtet worden. — Daß sich das Griechische besonders für diese Betrachtungsart eignet, liegt auf der Hand, da wir hier in der glücklichen Lage sind, die Sprache auf verschiedenen Entwicklungsstufen beobachten zu können. Auf systematische Vollständigkeit kann es natürlich der Schule nicht ankommen; auch Brugmann wünscht nur (S. 10), daß bei passenden Gelegenheiten von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung verwertet werden möchte, was den Unterricht zu unterstützen, zu beleben und fruchtbarer als bisher zu machen vermag. Vielfach wird bei der Lektüre die psychologische Betrachtung nötig sein, um eine Stelle völlig zum Verständnis zu bringen. Selbstverständlich darf aber die Lektüre nicht durch grammatische Erörterungen gestört werden; das hieße ja in den oft gerügten und verpönten Fehler früherer Zeiten zurückfallen. Wohl aber wird sie das Material bieten, an daß die Grammatikstunden anzuknüpfen haben.

Aber woher die Zeit nehmen? Selbst der gläubigste Optimist wird nicht hoffen, daß der altsprachliche Unterricht Verstärkung bekommt. Von der Lektüre darf auch nichts mehr abgeschnitten werden; ich glaube, das Opfer werden die lateinischen schriftlichen Übungen in den Oberklassen bringen müssen. Auf den mittleren Klassen können sie nicht geschwächt werden. Soll die Sprache gelernt werden, so ist Übung, Übung und wieder Übung nötig; selbst die glänzendste Erklärung macht sie nicht entbehrlich. Aber wenn weiter oben das Tatsächliche des fertigen Sprachgebrauchs bekannt ist, dann können die schriftlichen Übungen am ehesten zurücktreten. Soweit sie nicht als Mittel zum Zwecke eines sicheren Schriftstellerverständnisses noch weiter nötig sind, können sie, das Ergebnis und die Stütze der gesetzgebenden Grammatik, nunmehr mit dieser Systematik der Sprache einer tiefer eindringenden Betrachtungsweise, einer Biologie der Sprache, Platz machen. Das deutet schon Immisch an.[4])

Zweifellos geht damit etwas verloren. Aber ich denke, die Stimmen verschiedener Zeiten haben gezeigt, daß es ein fragwürdiger Gewinn war, der diesen Übungen entstammte. Was dafür erhofft wird, scheint wertvoller: ein besseres Verständnis der Lektüre, eine gründlichere Kenntnis des sprachlichen Lebens, ein tieferer Einblick in psychisches Geschehen.

Berlin-Lichterfelde. W. Reichardt.

[1]) Grammatica militans[2] S. 55.
[2]) A. a. O. S. 10.
[3]) A. a. O. S. 205 ff.
[4]) A. a. O. S. 163.

Digitized by Google

Eins ist not.

Sie spinnen Hirngespinnste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Seit drei Dezennien ist an dem humanistischen Gymnasium soviel herumkuriert worden, daß man sich schier wundert, es heute noch am Leben zu sehen. Es muß doch viel unzerstörbare Kraft in sich haben. „Nicht tot zu kriegen", sagte der Arzt von einem über Erwarten widerstandsfähigen Kranken.

Im Jahre 1882 fing das Unglück an, da wurde die schiefe Ebene betreten, auf der wir immer noch hinabgleiten. Nicht bloß die Zahl der Stunden für unsere Hauptfächer wurde vermindert, auch die Stunden selbst sind jetzt glücklich bis auf je 45 Minuten verkürzt. Häusliche Arbeiten dürfen kaum noch verlangt werden, und mit Argusaugen wacht man darüber, daß der Schüler sich auch in der Klasse nicht überanstrengt. Nicht einmal ein ordentliches Übungsextemporale dürfen die Jungen mehr schreiben. Sie kriegen nichts mehr zu beißen, darum werden ihnen auch bald die Zähne ausfallen. Alles wird ihnen vorgekaut, als wären sie Päppelkinder oder Mummelgreise. „Erleichterung" ist die Parole. Nur keine Überbürdung, sondern Erleichterung um jeden Preis! Wenn diese Verzärtelung des Kindes, diese feminine Behandlung der männlichen Jugend so weitergeht, dann wird nicht nur die Schule, sondern das Vaterland schaden leiden. Hören wir auf mit dieser Verweichligung, solange es noch Zeit ist! Lehren wir die Jugend wieder das Arbeiten, die schwere Kunst des Lernens! Keine Methode, keine Kunst der Didaktik kann die fehlende Arbeitszeit und Arbeitskraft ersetzen. Wir Lehrer sind nicht die Tausendkünstler, die auf zwei Saiten ein Stück spielen, zu dem für gewöhnlich vier Saiten nötig sind. Einerseits Beschneidung der Mittel und Einengung auf Schritt und Tritt, andererseits große Worte von den hohen Zielen humanistischer Bildung, die durchaus nicht herabgemindert werden dürfen: das ist „der Mensch mit seinem Widerspruch". Früher war das Gymnasium eine schwere Schule, die nur eine Auswahl fleißiger, arbeitsfähiger und begabter Jünglinge durchmachte; heutzutage hat man es den Unbegabten, Mattherzigen und Weichlingen leicht gemacht und dadurch, ohne es zu wollen, die Massen angelockt. Diese Vielen, Allzuvielen sind unser Verderb und eine soziale Gefahr. Mit den Gymnasien leiden auch die Universitäten an Übervölkerung. Neben dem einen alten, mit Erleichterungen gepflasterten Wege hat man zwei neue angelegt, und auf allen dreien zieht eine buntscheckige Schar in das dreifach geöffnete Tor ein. Immatrikuliert werden sie alle, denn sie besitzen den Berechtigungsschein; aber zu ihrem Fachstudium müssen viele erst durch Vor- und Nebenkurse befähigt werden. Ist das ein Ziel, aufs innigste zu wünschen? Die Universität wird gut tun, sich wieder eine Artistenfakultät anzuschaffen.

Digitized by Google

Als wir Alten Schüler waren, hatten wir eine hohe Meinung von den griechischen und römischen Klassikern, einen heiligen Respekt vor den gelehrten Männern, die uns in das Verständnis dieser Klassiker einführten. Heute schreiben Wochenblätter und Tageszeitungen frech in die Welt hinaus, die alten Schriftsteller seien eben „olle Kamellen", durch Übersetzungen dringe man viel leichter und tiefer in den Geist des Altertums ein. Wozu also sich mit Griechisch und Latein plagen. Grammatik? Überwundener Standpunkt! Sind doch selbst Fachmänner von ihrem Unwert als Bildungsmittel überzeugt, bemühen sie sich doch, dieses „notwendige Übel" auf das geringste Maß zu beschränken. Eine gewissenlose Agitation nimmt der Jugend jede Ehrfurcht vor dem Hohen, Reinen und Großen, jede Ehrfurcht auch vor den Lehrern als den berufenen Hütern und Vermittlern der Geistesschätze, die Vergangenheit und Gegenwart erworben haben. Diese rückständigen Philologen und Schulmeister sind nichts als Tyrannen und Peiniger einer Jugend, die genießen will und sich nur zu entwickeln braucht, um etwas Tüchtiges zu werden. Wir sind keine Musterschüler gewesen, haben die Gesetze mannigfach übertreten, haben nicht immer aus freiem Trieb und willigem Gehorsam gearbeitet; aber wir haben doch gearbeitet, wenn's sein mußte, nach uralter Regel im Schweiße unseres Angesichts, haben die Strafe als gerecht ohne Murren auf uns genommen und uns vor dem hehren Namen Pflicht in Ehrfurcht gebeugt. Darum, ihr Väter und Mütter, ihr Geheimräte und Minister, verargt es uns nicht, wenn wir uns als Vertreter des kategorischen Imperativs fühlen und die Söhne unsers deutschen Volkes lieber auf der Basis der Spartaner als der Phäaken erziehen wollen. Vor fünfzig Jahren verstand es sich von selbst, was am 31. Oktober 1911 ein Freund von mir, der Rektor einer großen Universität, den Kommilitonen zurief: „Wetteifert mit euern Lehrern in der Arbeit! Und welche Arbeit ist fruchtbar? Ich weiß es nicht besser zu sagen als mit einem Worte, aber einem inhaltsschweren, gewaltigen Worte. Es lautet: Ehrfurcht. Die Arbeit, die in Ehrfurcht geleistet wird, also die Arbeit, welche die erwählte Lebensaufgabe ehrt und die da allezeit fürchtet, der Wahrheit nicht gerecht zu werden, das ist die fruchtbare Arbeit".

Im Anfang des 20. Jahrhunderts ist das sog. Gymnasialmonopol gefallen. Die drei neunklassigen höheren Lehranstalten entlassen ihre Abiturienten mit dem Zeugnis der Reife zum akademischen Studium. Der Königliche Erlaß, die sog. magna charta libertatum, erklärte, fortan könne und solle jede der drei Schulen „ihre Eigenart kräftiger betonen". Das ist beim humanistischen Gymnasium n i c h t geschehen. Oder sieht man in den 3 lateinischen Stunden, die ihm aus dem früheren Raub zurückgegeben worden sind, eine hinreichende Betonung seiner Eigenart? Damit man nun nicht glaube, ich hegte grundstürzende Reformpläne im Busen, will ich gleich ein Wort über die Bescheidenheit meiner pia desideria einschalten. Ich wünschte allerdings, daß in Sexta und Quinta 9 Stunden Latein erteilt würden; ich wünschte ferner, daß an die Stelle der 4 Stunden Französisch in

Digitized by Google

Quarta 4 Stunden Griechisch träten und das Französische als Nebenfach erst in Obertertia, wie Wilhelm Schrader stets verlangt hat, mit 4 oder 3 Stunden anfinge (von den in Untertertia wegfallenden 2 französischen Stunden könnte die eine dem Deutschen, die andere der Mathematik zugelegt werden); ich wünschte endlich, daß beide Sekunden dem für das historische Verständnis grundlegenden Unterricht in der alten Geschichte gehörte. Doch das ist Zukunftsmusik. Viel mehr kommt es mir auf den Rhythmus und die rechte Betonung der einzelnen Unterrichtsfächer an. Wir haben deren reichlich genug, und immer noch melden sich neue und begehren oft ungestüm Einlaß: Biologie, Staatsbürgerkunde und was weiß ich. Sie mögen innerhalb des Unterrichts betont werden, aber einen besonderen Platz als neue Fächer dürfen sie nicht erhalten. Wir können uns nicht noch mehr zersplittern, wir dürfen unsere Schüler nicht noch mehr zerstreuen.

Das ist der Bildung Fluch, darin wir leben,
Daß ihr das Beste untergeht im Vielen.
Mit jedem Elemente will sie spielen
Und wagt sich keinem voll dahinzugeben.

Das ist es. Wir müssen uns konzentrieren. Scheiden wir von den Nebenfächern die Hauptfächer und geben wir uns diesen ganz dahin! Die Hauptfächer des humanistischen Gymnasiums aber sind Latein und Griechisch, Deutsch und Mathematik (in Verbindung mit Physik und Naturkunde). Sie sind die Grundlage aller wissenschaftlichen Forschung und aller humanistischen Bildung. Darum stehen sie im Mittelpunkt des Unterrichts von Rechts wegen, und darum sind sie, sie allein Gegenstand der Reifeprüfung und maßgebend für die Erteilung des Reifezeugnisses. Daneben haben auch die andern Disziplinen ihre Bedeutung und ihren Wert. Es versteht sich, daß auch in den Nebenfächern gewissenhaft und gründlich gelehrt und gelernt werden soll. Nur dürfen wir das Ziel nicht zu hoch stecken und nicht erreichen wollen, was wir nicht erreichen können. Wir begnügen uns mit Wenigem, treiben aber dies Wenige gründlich nach unserer Weise. Wir verlangen z. B. nicht, daß unsere Jungen französisch sprechen lernen. Das wäre eine Utopie, wird auch wohl anderswo eine Utopie sein. Das Gymnasium unterrichtet in den neueren Sprachen, in Religion und Geschichte anders als die Oberrealschule. Doch ich habe hier keine Technik des Unterrichts zu schreiben. Ich wollte nur kurz und bündig hervorheben, was jede Schule und das Gymnasium nach seiner Eigenart zu fordern hat. Eins ist not, und dies Eine in dreifacher Gestalt: im Unterricht Arbeit, in der Erziehung Ehrfurcht, im Lehrplan Konzentration.

Zum Schluß sei es mir erlaubt, einen Gewährsmann anzuführen: Alfred Hillebrandt, der eine ausgezeichnete Abhandlung „über den Ballast in unsern höheren Schulen" geschrieben hat. Sie steht in der Deutschen Revue (1910, Oktober) und in den Veröffentlichungen

Digitized by Google

der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg (3. Heft, Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung). Hillebrandt gibt zu, daß die gymnasiale Bildung, die er genossen hat, einseitig war. Aber sie taugte etwas und war brauchbar für Wissenschaft und Leben. „Man gab dereinst dem jungen Mann, der die Schule verließ, ein blankes Schwert, damit er sich seinen Weg durch die Welt bahne; heute gibt man ihm eine Anzahl von Taschenmessern, alle gleichwertig, aber alle zusammen nicht jenem einzigen Schwerte gleich, das der deutschen Wissenschaft vorangeleuchtet hat". Beifällig zitieren wir mit ihm ein Wort Sybels aus der Charakteristik Kaiser Wilhelms I.: „Allerdings blieb dann seine Bildung für geraume Zeit eine einseitige, wurde jedoch bei seinem ernsten Fleiß in ihrem Kreise um so gründlicher. Gründliche Arbeit aber erzieht alle Kräfte des Geistes und macht sie geschickt, wo es erforderlich wird, auch auf früher unbekannten Gebieten sich bald zurechtzufinden, während dilettantisches Naschen nach allen Richtungen den Geist zerstreut und das Urteil abschwächt". Der Dilettantismus schwächt und verdirbt, ernste Arbeit bildet und stählt den Charakter. Die Fülle der Fächer überbürdet den Schüler, das Vielerlei des Denkens erschlafft seinen Geist. Konzentration, Durchbildung in den Hauptfächern: dies Eine ist not.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) E. Lange, Zum Problem von der Freiheit des menschlichen Willens. Vortrag in der Vereinigung von Lehrern der städtischen höheren Schulen Dresdens gehalten. Leipzig u. Berlin 1910, B. G. Teubner. 24 S. 8. geh. 0,60 ℳ.

Über das Problem von der Freiheit des Willens, das so alt ist, daß man kaum Neues dazu sagen kann, und doch wieder ewig neu ist, weil es zugleich eine Persönlichkeitsfrage ist, will der Verf. keine abstrakt philosophische Untersuchung geben, sondern er will das Problem nur „herabführen in die schlichten Gedankengänge von uns Menschen, die wir mit beiden Füßen auf der realen Erde stehen“. Man muß es dem Verf. lassen, er hat seine Aufgabe geschickt, interessant und lehrreich zugleich gelöst. Den Ausgangspunkt der Behandlung bilden die Anschauungen dreier Männer, die ausdrücklich oder mittelbar zu der Frage Stellung genommen haben und die zeitlich und ihrer ganzen Geistesrichtung nach weit auseinanderstehen. Daß die Wahl auf Luther und Schopenhauer gefallen ist, wird niemand wundernehmen, auffallend erscheint die Wahl zur Straßens, als Vertreters der modernen Naturwissenschaft; aber man muß den Gründen, die den Verf. zu dieser Wahl bestimmt haben, zustimmen. Ausführlich und klar wird zuerst der Standpunkt eines jeden der drei Männer vorgeführt und daran gefügt, „was sich naheliegend anbot und ungezwungen als Entgegnung oder Ergänzung anschloß“. L. verfährt auch bei dieser Kritik sehr geschickt und glücklich und kommt zu dem Resultat, daß er „das Problem von der Freiheit durch ein solches von der Befreiung des Willens ersetzt“, eine Auffassung, mit der er unmittelbar mitten in den Beruf des Lehrers eintritt, der doch berufen ist, in erster Linie an der Befreiung des Willens seiner Schüler zu arbeiten.

Ich verdanke der kleinen Schrift nicht bloß eine genußreiche Stunde, sondern auch Anregung zu weiterer Beschäftigung mit der Frage.

Digitized by Google

2) Wetekamp, Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht mit besonderer Berücksichtigung des ersten Schuljahres. Dritte, stark vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang: Wie ich die Idee der Selbstbetätigung in dreijähriger Schularbeit durchzuführen suchte von Paul Borchert und 20 Tafeln. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 112 S. 8. 2,00 ℳ.

Das nunmehr schon in dritter Auflage vorliegende Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung. Schon bei seinem ersten Erscheinen hat es überall die günstigste Aufnahme gefunden, und seitdem hat sich namentlich infolge der Anregungen Wetekamps die Erkenntnis immer mehr Bahn gebrochen, daß die Schule heute zu sehr im Dienste des geistigen Drills und der Pflege des Wissens steht, daß statt dessen die Schüler mehr durch Selbsttätigkeit zu selbständiger Arbeit erzogen werden müssen. Die Einrichtungen, die der Verf. getroffen hat, seine Gedanken besonders im Anfangsunterricht durchzuführen, sind alljährlich von vielen in Augenschein genommen und nachgeahmt worden. Mit freudiger Genugtuung stellt der Verf. in der Vorrede zur dritten Auflage fest, daß auch im letzten Jahre wieder eine ganze Reihe von Schulen, auch deutschen Auslandsschulen, den Werkunterricht nach seinem Muster eingeführt hat. Der erste Teil, in dem der Verf. seine Gedanken näher erläutert, die Art zeigt, wie die Selbsttätigkeit im vorschulpflichtigen Alter und im ersten Unterrichte erreicht wird, auch Urteile von Eltern über den Werkunterricht und Erfahrungen an andern Schulen abdruckt, ist seit der zweiten Auflage nur wenig verändert, dagegen konnte der zweite Teil, der ein Beispiel aus der Praxis des Werkunterrichts bringt, auf alle drei Vorschulklassen ausgedehnt werden. Ausdrücklich wird betont, daß dieser ausführlich dargestellte Lehrgang nur ein Beispiel, nicht eine maßgebende Norm darstellen soll. „Nicht der Weg ist uns die Hauptsache, sondern das Ziel, und dieses Ziel ist uns die möglichst kräftige Betonung der Selbstbetätigung, die zur Selbständigkeit erzieht“. „Einen bis ins einzelne gehenden bindenden Lehrplan für den Werkunterricht aufstellen, hieße dem Prinzip des Werkunterrichtes, der auf freiem Schaffen beruhen muß, direkt entgegenarbeiten“.

Man meine nicht, daß der von W. gegangene Weg nur für Volksschulen und Vorschulen Wert und Bedeutung hat! Der Verf. zeigt an Beispielen eingehend und überzeugend, wie eine möglichst ausgedehnte Betätigung der Hand auch auf den übrigen Stufen überall zu pflegen ist, und kommt zum Schluß auf die Frage, inwieweit auch auf dem rein geistigen Gebiet die Selbstbetätigung der Schüler noch einer Förderung im Unterrichte bedarf. Wir haben es also hier mit einem Reformversuch zu tun, der dem gesamten Unterricht förderlich und nützlich sein will. 20 Tafeln Abbildungen dienen zur wirksamen Erläuterung und Veranschaulichung der vorgeführten Gedanken. Ohne Zweifel hat dieser Lehrplan noch eine Zukunft.

Elbing. Paul Tietz.

Digitized by Google

D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Die Deutsche Bibel, Dritter Band. Weimar 1911, H. Böhlaus Nachfolger. LXII und 580 S. Lex.-8. 19,60 ℳ.

Die Bibelrevisionsprotokolle, die O. Reichert in seiner höchst lebhaft und anschaulich geschriebenen Schrift über Luthers Deutsche Bibel (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. Reihe 13. Heft 1910; vgl. diese Zeitschrift 1911 S. 220 f.) als erster bereits eingehend benutzt hat, haben wir in diesem Bande bis zu den Psalmen einschließlich vor uns. Das Psalterprotokoll, nach Reicherts unwiderleglichen Argumenten auf einer Revision vom Jahre 1531 beruhend und von dem gewissenhaften Georg Rörer aufgeschrieben, wurde in Jena von Pfarrer Buchwald zu Leipzig entdeckt und ist von Koffmane und Reichert gemeinsam veröffentlicht. Wenn man bedenkt, daß diese tiefgründige Arbeit von Luther und seinen Freunden „dem Sanhedrim" oder „Konsistorium" (vgl. die übersichtliche Einleitung von Koffmane und Reichert XIII und XIV) in etwa 16 Sitzungen geleistet worden ist, so muß man Reichert aus vollem Herzen beistimmen, wenn er es eine erstaunliche Arbeitsleistung nennt. Und in wie zwangloser, vertraulicher Weise und fröhlicher Stimmung haben sie, indem jeder nach seiner Gabe zu dem Werke beitrug, gearbeitet! Wie leuchtet überall Luthers kraftgenialische Natur, Originalität der Sprache und unverwüstlicher Humor hervor! In sehr geschickter und verständnisvoller Art macht Reichert in seiner Einleitung zum Psalmenprotokoll hierauf aufmerksam, wie er überhaupt mit großem Fleiß und Scharfsinn Luthers gesamte Tätigkeit für die Verdeutschung der Psalmen zu beleuchten verstanden hat. — Dem eigentlichen Texte des Revisionsprotokolls zum Psalter gehen Luthers Bemerkungen zu seinem Handexemplar des deutschen Psalters 1528 mit Einleitung voran, ebenfalls von Koffmane und Reichert nach zwei in der Stadtbibliothek Breslau aufbewahrten, in einen Band gebundenen Psalmenausgaben, die in den Besitz von Luthers Schwiegersohn Erhart v. Kunheim gelangten, herausgegeben. Auf die Psalterprotokolle folgt der Text der Bibelrevisionsprotokolle 1539—1541 von 1. Mose 1 bis Psalm 150 mit Luthers handschriftlichen Eintragungen in sein Handexemplar des Alten Testaments 1539, von Reichert bearbeitet. Schon ein oberflächlicher Blick auf den aus Latein und Deutsch bunt gemischten Text und die zahlreichen sprachgeschichtlichen, philologischen und exegetischen Bemerkungen, die diesen als Fußnoten begleiten, zeigt deutlich, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt die Herausgeber ihre überaus schwierige Aufgabe gelöst haben. Ihre Arbeit ist aber auch in hohem Grade lohnend gewesen. So ist es hochinteressant zu sehen, wie die Psalmenrevision vom Jahre 1531 den hebraisierenden Psalter vom Jahre 1528 zu einem deutschen gemacht und im wesentlichen den uns heute vertrauten Wortlaut hervorgebracht hat. Mit Recht weist Drescher in seiner klaren und gut orientierenden Einleitung zum Plan und Inhalt des ganzen Bandes auf die weittragende Bedeutung der vorliegenden Veröffentlichung hin. Die Herausgeber ermöglichen uns „den sprachschöpferischen Genius Luthers in der

Digitized by Google

ganzen Unmittelbarkeit seiner Hervorbringungen zu belauschen, wir werden tief hineingeführt in das damalige Leben unserer deutschen Sprache, die fruchtbarsten und wertvollsten Erörterungen spielen sich vor uns ab, wir werden unmittelbare Zeugen neuer Wortprägungen, die feinsten Bedeutungsunterschiede erschließen sich uns, wir lernen das Volkstümliche vom Gemeinsprachlichen unterscheiden, wir sehen, wie in diesen Verhandlungen uns jetzt ganz geläufigen und verbreiteten Worten der Zutritt in den Kreis der höheren Sprache erst erteilt wird und erkennen, daß diese Protokolle, auch abgesehen von ihrem auf die Bibelübersetzung gerichteten Zwecke, auch noch eine ungeheuer wichtige Fundgrube für die deutsche Sprachkenntnis und Sprachforschung im sechzehnten Jahrhundert bilden". Daher sind nicht nur die Theologen und Germanisten, sondern die ganze gebildete deutsche Welt den Herausgebern sowie allen, die zu dem Werke beigetragen haben, zu großem Danke verpflichtet. Mögen sich ihre Hoffnungen erfüllen, daß über das verloren gegangene zweite Protokoll vom Jahre 1534 sich mehr Licht verbreite, und möge die Forschung aus dem zum ersten Male dargebotenen reichhaltigen Material recht viele Anregungen schöpfen!

Görlitz. A. Bienwald.

Selle und Pohl, Hundert deutsche Volkslieder aus älterer Zeit, als Ergänzung zu den vorhandenen Schulliederbüchern gesammelt und für die Chorklassen höherer Lehranstalten bearbeitet. Hannover 1911, Carl Meyer (Gustav Prior). 167 S. geb. 1,30 ℳ.

Hier haben sich ein Philologe und ein Tonkünstler vereint, um ein Büchlein zu schaffen, das eine Perle unter den vielen seines gleichen genannt zu werden verdient. Dies Buch darf in der Hand keines Gesanglehrers fehlen; denn, was es bietet, ist geradezu mustergültig. Texte und Melodien sind mit feinem Takte ausgewählt und dem Können der Schüler angepaßt. Diese echte, gute, kernige deutsche Volksmusik muß veredelnd auf das Urteil unserer Schüler einwirken und wird, wenn sie bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen wird, überall Interesse und viel Anklang finden. Wir danken den beiden Verfassern sonderlich auch für die sorgfältigen Literaturnachweise. Ein Anhang bietet 22 Lieder für jugendliche Männerstimmen. Die Auswahl dieser Lieder möchten wir ganz besonders für den Gebrauch empfehlen. Alles ist praktisch und verständnisvoll dem Gesang der jugendlichen Stimme angepaßt. Wir versprechen uns von dem Vortrag dieser Stücke hohen Genuß für Sänger und Hörer. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der Preis mäßig. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung.

Hamm i. Westf. Hermann Eickhoff.

Digitized by Google

1) Sammlung deutscher Musterdichtungen für den Schulgebrauch, methodisch geordnet von Joseph Hense. [Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Ergänzungsband I.] Zweite vermehrte Auflage. Paderborn 1910, Verlag von F. Schöningh. 211 S. 1,30 ℳ.

Ziemlich spät kommt die neue Auflage in unsere Hand. Sie unterscheidet sich von der ersten durch Aufnahme einiger Gedichte von Dreves, L. Hensel, Fontane, Liliencron und Wildenbruch. Eine merkwürdige Zusammenstellung. Aber die ersten beiden sind römische Konvertiten, das mag ihre Aufnahme in die Sammlung befürwortet haben. Sie enthält etwa 125 deutsche Gedichte in methodischer Ordnung. Welchem Zwecke sie dienen soll, ist nicht gesagt.

2) Aus altdeutscher Dichtung.

III. Der Nibelunge nôt, in Auswahl mit Anmerkungen und Wörterverzeichnis herausgegeben von E. Schönfelder. Mit zwei Handschriftenproben. 110 S. geb. 1 ℳ.

IV. Kudrun und höfisches Epos ausgewählt von R. Kniebe. 109 S. geb. 1 ℳ.

[Diesterwegs deutsche Schulausgaben herausgegeben von E. Keller. 23. u. 24. Band. Frankfurt a. M. und Berlin 1911, M. Diesterweg.

In der kleinen Nibelungenausgabe ist die Handschrift B zugrunde gelegt. Von 2379 Strophen sind 697 abgedruckt; das Ganze ist also auf ein Drittel zusammengeschnitten, unter dem Gesichtspunkt, das Wichtigste dem Schüler vorzuführen. Daß dabei fast nur noch das Sachliche in betracht kommt, die epische Darstellung aber zurücktritt, ist klar. Es ist der Standpunkt der Lesebücher, der besonders in dem 4. Bändchen hervortritt: Etwa 280 Strophen aus der Kudrun, etwas Eneit und Alexander (natürlich die Blumenmädchen), etwas Iwein und Heinrich, Parzival und Tristan, etwas aus Rudolfs Alexander und Barlaam und aus dem Meier Helmbrecht. Das alles auf 84 Seiten.

Wollen wir das wirklich dem Obersekundaner darbieten? Ich wüßte nicht, wie ich es fruchtbar machen, wie ich seine Teilnahme dafür gewinnen sollte. Für die Privatlektüre aber ist es nicht zubereitet. Dazu sind doch die an sich durchaus sachkundigen Anmerkungen zu knapp. Ich vertrete noch immer den Standpunkt: wenig, aber das etwas gründlicher mit den Schülern durcharbeiten!

Zu den Nibelungen noch einige Bemerkungen.

Vermißt werden zwischen den einzelnen Abschnitten des Textes verbindende Inhaltsangaben. Der Leser weiß ja gar nicht, was ausgelassen ist. Die Anmerkungen, hinten in kompressem Druck angehängt, bieten dem Schüler und vielen Lehrern zu wenig. Sachliche Erklärungen fehlen fast ganz. Was heißt z. B. 694,3 *jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê?*

Bei Angabe der Literatur hätte die kleine kommentierte Ausgabe von Bartsch in Pfeiffers Sammlung genannt werden sollen. Sie ist für den Gebildeten noch das billigste und geeignetste Hilfsmittel, wenn er das ganze Gedicht kennen lernen will. Mangelhaft ist die Angabe

Digitized by Google

der Übersetzungen. Es ist zu wenig, nur Simrock und Engelmann zu nennen. Man sollte doch eine gute den Schülern empfehlen. Von Simrocks nur zu sagen, er habe die weiteste Verbreitung gefunden, ist irreführend. Diese Übersetzung wird m. E. niemand für die Dichtung begeistern. Sie ist mit ihrer archaisierenden Art veraltet und längst überholt.

Ebenso hätten im folgenden Abschnitt die dichterischen Bearbeitungen charakterisiert werden sollen. Bei der bloßen Aufzählung von Hebbel, Jordan und Wagner sieht es so aus, als hätten all diese Dichter die deutsche Sage behandelt. Hier mußte der Schüler aufgeklärt werden.

Das über den Hürnen Seyfrid Gesagte ist so wenig zu verstehen wie die Angabe über das Nibelungen-ABC, wo es heißt: heute hält man allgemein C für die älteste Handschrift usw.

Erfreulich ist, daß die Einleitung von vornherein auf die Verschiedenheit der Bedeutung gleicher mhd. und nhd. Wörter aufmerksam macht und eine Anzahl solcher zusammenstellt. Man vermißt darunter *tugend*, *dürfen*, *nôt sol*, *niht* u. a. Mit der Einführung der verdeutschten grammatischen Ausdrücke wie Wesfall Vorwort, Tatform u. dgl. vermehrt man unnötig die Schwierigkeiten.

3) Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen im Urtext, mit Erläuterungen und als Quelle zu Goethes Dichtung herausgegeben von J. Dieffenbacher. Derselben Sammlung 25. Band. Ebenda. 144 S. geb. 1,20 *M*.

Nicht Steigerwalds Ausgabe vom Jahre 1731, welche Goethe benutzte, sondern dem auf der Stuttgarter Handschrift beruhenden älteren Texte der Ausgabe Schönhuths vom Jahre 1858 folgt das vorliegende für die Schule bestimmte Büchlein. Abschnitte, die an und für sich nicht viel Bedeutendes für den Verfasser selbst enthalten und für die Dichtung Goethes ohne Belang sind, sind unter Einfügung eines verbindenden Textes ausgelassen.

Die Frage, ob ein Bedürfnis nach einer neuen Ausgabe der Lebensbeschreibung vorlag, will ich nicht erörtern. Dem Herausgeber erscheint ein Vergleich derselben mit Goethes Dichtung überaus wertvoll. Er sieht darin eins der anziehendsten literarischen und psychologischen Probleme. Mag sein. Aber ob die Sekundaner dazu Zeit und dafür Verständnis haben, ist mir mehr als zweifelhaft. Er hat ihnen, was anzuerkennen ist, das Studium dieser Beziehungen auf alle Weise erleichtert, indem er die betreffenden Stellen durch den Druck und durch Randbemerkungen kenntlich gemacht hat.

Mit der Behandlung des Textes bin ich nicht einverstanden. Man sollte endlich davon zurückkommen, den Schülern buchstabengetreue Abdrücke vorzulegen. Wir tun das aus keinem Jahrhundert, weder aus dem dreizehnten, noch aus dem achtzehnten. Die zuchtlose Schreibung des sechzehnten ist nur zu sehr geeignet, dem Schüler unnötige Schwierigkeiten zu bereiten. Auch in Hopfs und Paulsieks

Digitized by Google

deutschem Lesebuch für die Oberstufe ist es mir jetzt endlich gelungen, diesen Zopf abzuschneiden und die alten Texte unserer Rechtschreibung unter möglichster Wahrung der Sprachformen anzupassen.

Hier finden wir nun wieder die alten Ungeheuerlichkeiten beibehalten, die für Schüler wie alle Laien Steine des Anstoßes bilden. Ich will einige vorführen: vngeuerlich für ungefährlich; zuuersehen mein Beuelch; freuenlich für freven(t)lich; schreij; Fhurman; vnndt; vff; drey; verderbtten; geül für Gäule; zuruckh; Grauen; Bawrenn; die Obentheur u. a. m.

In den Anmerkungen, welche 50 Seiten umfassen, sind mit erfreulicher Gründlichkeit die historischen Beziehungen klar gelegt. Der Verf. war bemüht, das Bild des Ritters möglichst rein herauszuarbeiten und ihn gegen die Herabsetzungen einiger Historiker zu verteidigen. Weniger erfreulich sind die sprachlichen Erklärungen. Sie hätten vor allem unter den Text gesetzt werden sollen, um dem Leser das unbequeme Nachschlagen zu ersparen. Und wie oft sieht er sich enttäuscht! Es ist viel zu wenig erklärt und das Wenige auch nicht immer deutlich genug, wie: *ein Reiß dienen* = Reiterdienste tun. *Dieweil mir nun die zwo schantzen umbschlugen*, Anm.: Schanzen = chance. *Darob mögt ich ein schnapp gewunnen haben.* Erklärung fehlt. Was heißt z. B. S. 58 *die enthallter*, S. 74 *alß oblauth* und ebenda: *da unser ettlich Vmbstatt einnamen, da er Frantz für Darmstatt lage?* u. a. m.

Berlin-Friedenau. Karl Kinzel.

---

1) W. Herzog, Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk. München 1911, C. H. Beck. VI u. 694 S. 8. geb. 7,50 *M*.

Es sind bald fünfzig Jahre, daß Adolf Wilbrandt es zuerst versuchte, in einer selbständigen Monographie das Leben und Dichten Heinrich v. Kleists darzustellen. Fünf Jahre vorher hatte Heinrich von Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern in einem herrlichen Essay die Bedeutung des Dichters und Vaterlandsfreundes, die in den verworrenen Zeitverhältnissen fast ganz vergessen worden war, hervorgehoben. Aber selbst heute wird vom deutschen Volke der Dichter noch nicht in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt, von dem der alte Wieland, nachdem er einiges aus „Robert Quiscard" kennen gelernt hatte, sagte, er sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden sei. Aber auch der Patriot wird noch nicht genug gewürdigt, dessen Leben, Schaffen und Tod aufs engste mit dem Schicksal unseres Vaterlandes in schwerster Zeit zusammenhing. Besonders in den letzten Jahrzehnten wurden zahlreiche neue Schriftstücke aufgefunden, durch die wichtige Zeiten des Lebens und Schaffens Kleists, das des Rätselhaften und Außergewöhnlichen soviel bietet, aufgehellt wurden. Um nur eines herauszuheben: Während man früher Kleist fast ausschließlich als Dichter betrachtet hatte, ist man besonders seit

Digitized by Google

den Forschungen Reinhold Steigs (H. von Kleists Berliner Kämpfe Berlin 1901 und Neue Kunde zu H. v. Kl., Berlin 1902) immer mehr zu der Erkenntnis gekommen, daß Kleist nicht ein „Träumer" war, „der zu früh verzweifelte an seinem Volk", wie ihn noch Treitschke bezeichnet hatte, sondern daß er ein Tatenmensch, ein leidenschaftlicher Politiker war, der seine Kräfte und Leidenschaften im öffentlichen Leben zu betätigen, der zu wirken, aufzurütteln suchte und in seinen „Abendblättern", was er natürlich nicht offen ankündigen durfte, den Kampf gegen den Korsen schüren und den Befreiungskrieg vorbereiten wollte, dadurch daß er die Erbitterung gegen den „Höllensohn" vertiefte und steigerte, daß aber die regierenden Herren, denen dieser leidenschaftliche Publizist sehr unbequem war, seine Tätigkeit durch Verbote und Verordnungen einzuschnüren wußten (vgl. in vorliegendem Buche S. 567 ff.).

Es war endlich an der Zeit, auf Grund des umfangreichen und zerstreuten Materials und der Schöpfungen Kleists von neuem den Versuch zu machen, diese so außergewöhnliche Erscheinung in ihrer Ganzheit zu erfassen, in das Verständnis der so verwickelten, dämonisch leidenschaftlichen Natur einzudringen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich diese Aufgabe gesetzt und hat sie stofflich und künstlerisch vortrefflich gelöst. Scharf umrissen steht das Bild des ebenso großen als unglücklichen Dichters und Patrioten, an dessen Zeichnung Liebe und Bewunderung, ruhige und große Abwägung des Wertes der Schöpfungen des Dichters gleichen Anteil haben, nach der Lektüre vor dem Auge des Lesers. Dieser sieht, wie die Zeitverhältnisse nicht nur auf die Gestaltung seines äußeren Lebens, sondern auf seine Schöpfungen einwirkten, teils begünstigend, teils widerstrebend und hemmend, wie er sich aus ihnen seine Weltanschauung bildete, wie sich die Zeitverhältnisse und die Anschauung von Welt und Menschen in seinen Dichtungen spiegeln; er bekommt durch feinsinnige Analysen seiner Dichtungen einen Einblick in das einzigartige Wesen seiner Kunst; er lernt das Außergewöhnliche dieser Natur verstehen und begreift, wie dieses „zermürbte und zerquälte" Dasein so unglücklich enden mußte. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß man Kleists Leben eine Tragödie genannt habe, nicht weil er nach einem qualvollen Leben sich selbst tötete, sondern in einem tieferen Sinne, „weil er in einem furchtbaren Kampfe mit der Umwelt, unter den quälerischsten Widersprüchen seines Innern als ein Held unvergängliche Werke schuf und als ein Sieger unterlag".

Das Porträt an der Spitze des Buches ist eine Reproduktion eines Gemäldes von Slevogt, das aus einer geistreichen Kombination des einzigen authentischen Kleistbildnisses und einer Photographie der Tassobüste hervorging, von der Tieck erzählt, daß Kleist mit ihr eine frappierende Ähnlichkeit gehabt habe. Sehr erwünscht ist das Verzeichnis der Kleistliteratur und das Register am Ende des Buches. Die Ausstattung ist als vorzüglich zu bezeichnen.

Digitized by Google

2) K. Berger, Theodor Körner. Bielefeld 1912, Velhagen & Klasing. VI u. 283 S. 8. geb. 5 *M*.

Wie man auch über den künstlerischen Wert der Dichtungen Theodor Körners denken mag: wie bis jetzt wird er auch fernerhin dem deutschen Volke, insbesondere der deutschen Jugend ein leuchtendes Vorbild in aufopferungsfreudigem Idealismus sein, und deutsche Knaben und Jünglinge werden sich auch weiterhin begeistern an der glühenden Vaterlandsliebe, wie sie sich in seinen vaterländischen Gedichten und Liedern und in seinem Heldentod ausspricht. Und sooft man von dem unseligsten und erhabensten Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volkes erzählen wird, wird auch der Name Theodor Körners genannt werden, umsomehr, da er es war, der durch seine Dichtungen und durch sein Handeln der Überzeugung zum Durchbruch verhalf, daß ohne staatliche Wohlfahrt, ohne Freiheit und Selbständigkeit ein Volk auf die Dauer nicht bestehen kann, und so den Grund zu einem neuen nationalen Selbstbewußtsein legte. Darum wird Körner der Liebling vor allem der deutschen Jugend, aber auch aller der Männer und Frauen bleiben, in denen der Sinn für deutsche Art noch nicht erstorben ist. Darum wünschen wir auch, daß seine Dichtungen, in denen „die von der Vaterlandsidee durchglühte Stimmung der Volksseele ihren frischesten Ausdruck fand", vor allem von der deutschen Jugend gelesen und gesungen werden, und daß neben diesen die vorliegende von warmer Liebe für den herrlichen Jüngling getragene und den Wert seiner Dichtungen doch gerecht abwägende Darstellung seines Lebens, Dichtens und Heldentodes von der deutschen Jugend recht viel gelesen und beherzigt werde, um so mehr, da sie in schlichter und edler Sprache gehalten ist. Durch fleißige Benützung des Briefwechsels Körners und durch Mitteilung einzelner für die Zeit charakteristischer Züge und Ereignisse wird die Darstellung noch ungemein belebt. Was für ein eigentümliches Licht fällt z. B. auf die Zustände in den Rheinbundstaaten durch die Mitteilung, wie der Vater Körner an seinen Sohn schreibt (S. 240), da jetzt eine haute police in Dresden sei, so würden wahrscheinlich auch die an ihn (den Vater) eingehenden Briefe aufgemacht. Was beweist treffender die brutale Art des Korsen als der Überfall bei Kitzen, den der Verfasser mit Recht ausführlich erzählt (S. 226 ff.)? Das Buch ist in Druck und Papier sehr schön gehalten und mit einer stattlichen Reihe von Bildern und Autogrammen geschmückt. Es eignet sich ganz besonders für Prämien und Geschenke für unsere Jugend.

Offenburg i. Baden. L. Zürn.

Ferdinand Khull, Deutsches Namenbüchlein. Fünfte Auflage. Berlin 1912; A. D. Sprachverein (F. Berggold). 95 S. 8. 0,60 *M*. (Verdeutschungsbücher des A. D. Sprachvereins IV.)

Das Büchlein, dessen 1. Auflage 1891 erschienen ist (die 2. erst 10 Jahre später, dann ging's schneller), ist in dieser Zeitschrift noch nicht

Digitized by Google

besprochen worden und verdient doch die wärmste Empfehlung; ich möchte es in der Hand jedes Lehrers wie jedes Vaters wissen. Zunächst bringt es allgemeine Bemerkungen über die Namenbildung bei den Germanen; anschaulich und fesselnd wird da die Bildung und die Bedeutung der germanischen Personennamen besprochen, der Vollnamen wie der daraus entstandenen unendlichen Menge der Kose- oder Kurznamen mit ihren mannigfachen Verkleinerungen. Auf Seite 12 sind eine Reihe germanischer und griechischer Namen von gleicher Bildung und Bedeutung gegenübergestellt, z. B. Hartmut — Alkinoos, Herwig — Lamachos. Daran schließt sich ein nach der Buchstabenfolge geordnetes Verzeichnis der 140 Wortstämme, die zur Bildung der im 3. Teile angeführten Namen gedient haben. Diese Wortstämme werden etymologisch und in ihrer Bedeutung für die Namenbildung besprochen; sie sind beziffert, womit der Verfasser zu der trefflichen Einrichtung der 1. Auflage zurückgekehrt ist; er braucht so im 3. Teile hinter den Namen nur die zwei Ziffern zu setzen (fast alle Namen sind bekanntlich zweistämmig) und erspart umständliche Hinweise oder gar eine Übersetzung ins jetzige Deutsch, die oft auf unsicheren Füßen stände. Der 3. Teil endlich stellt rund 750 männliche und dann annähernd 400 weibliche Personennamen nach dem Abc geordnet zusammen, mit Beifügung der Kalendertage der betreffenden Heiligen und Seligen.

Ein Vergleich mit den früheren Auflagen zeigt, daß der Verf. die Fortschritte der Wissenschaft in der Erkenntnis unserer germanischen Namen, die gerade im letzten Jahrzehnt recht bedeutend sind, genau verfolgt, geprüft und benutzt hat. Im Gegensatz zu so manchem minderwertigen Namenbuch haben wir hier also einen vollkommen zuverlässigen Führer und Berater, der auch das, was noch zweifelhaft ist, als zweifelhaft bezeichnet. So wird auch die Bedeutung des „merkwürdigen, uns so werten" Namens Armin als zweifelhaft hingestellt, trotz Harmsen, dessen Ausführungen darüber Adam in dieser Zeitschrift (1909, S. 561) lichtvoll und überzeugend nennt, so daß sie der Streitfrage ein Ende machten. Auf S. 47 führt Khull die Erklärung Vetters an, wonach Armin vielleicht aus Arnwini entstanden sei, während „Werle Arminius für einen lateinischen Decknamen hält". Möchte das Büchlein immer mehr werden, was es sein will und vielen längst ist: „ein Hausbuch zur Mehrung des Verständnisses unserer heimischen Vornamen und zur Förderung deutscher Namengebung"!

Hann.-Münden. Paul Cascorbi.

Erich Schulze, Die deutsche Literatur. Die Entwicklung und die Hauptwerke des deutschen Schrifttums, in Grundzügen zu Lehrzwecken und zum Selbstunterricht dargestellt. Berlin 1912, Ernst Hofmann & Co. VI u. 376 S. 8. geb. 3,50 M.

Das Buch will älteren Schülern als Lehrbuch, jüngeren Lehrern als zusammenfassendes Vorbereitungsbuch, und anderen weiterstrebenden Literaturfreunden als Übersicht gebender Wegweiser dienen. Für diese verschiedenartigen Zwecke ist es recht geschickt angelegt und durchgeführt. Es ist vor allem sehr inhaltreich, sowohl in präzisen

Digitized by Google

Einzelangaben als in charakterisierenden und verbindenden Betrachtungen. Die trockenen und meist überflüssigen Inhaltsangaben, die sich in manchen ähnlichen Büchern finden, sind durch meist wohldurchdachte Analysen ersetzt.

Die Einzelangaben lassen ein ausgedehntes Studium des Verfassers auf den verschiedensten literarischen Gebieten erkennen; sie leiden bisweilen daran, daß sie zu apodiktisch sind, daß sie Zweifelhaftes, Hypothetisches zu bestimmt hinstellen, und andrerseits manches, das, wenn auch nicht strikt beweisbar, doch beachtenswert ist, mit Stillschweigen übergehen; so z. B. in der Geschichte der Entstehung des Nibelungenliedes. Überhaupt wäre, besonders zum Zwecke des Selbststudiums, es ersprießlich gewesen, wenn öfters abweichende, aber plausible Anschauungen nebeneinander gestellt und der Lernende zu eigener Urteilsfindung angeleitet worden wäre. Die Auswahl des Stoffes im großen ist recht wohlgelungen, so daß der Blick auf das Wesentliche gelenkt wird; die Charakteristiken sind gedankenreich und eingehend, ohne doch breit oder phrasenhaft zu werden.

In der Darstellung der klassischen Periode ist Schiller mit allzu großer Ausführlichkeit behandelt; ihm ist ein Siebentel des ganzen Buchs gewidmet; für Goethe hat sich weniger Raum gefunden. Zu verbessern wäre bei einer neuen Auflage, daß von „Mahomet" nur „Mahomets Gesang", von „Prometheus" nur das „Selbstgespräch" ausgeführt worden sei. Die „Natürliche Tochter" kann nicht in einem Satz zusammen mit dem Großkophtha usw. charakterisiert werden, da sowohl die Weltbetrachtung als der künstlerische Stil durchaus verschieden sind.

Den letzten Jahrzehnten hat der Verfasser eine eingehende Darstellung gewidmet, wie sie in solchen Büchern selten zu finden ist; er hat die Hauptströmungen klar unterschieden und charakterisiert, besonders auch die literarische „Revolution" der achtziger Jahre mit Unparteilichkeit in ihren berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten beurteilt. Die Behandlung der einzelnen Schriftsteller wird freilich, je näher sie der Gegenwart gerückt sind, um so eher von Sympathie und Antipathie beeinflußt. Wenn Wilhelm Raabe auf vier Seiten gewürdigt, Spielhagen mit zwei Zeilen abgetan wird, so entspricht das nicht der literarischen Bedeutung beider Männer, um so weniger, als Spielhagen auch als Theoretiker der Romandichtung in Betracht kommt.

Der letzte Abschnitt „Aus der wissenschaftlichen Prosa des neunzehnten Jahrhunderts" könnte wegfallen; sowohl die Auswahl der Namen ist hier zu beanstanden, als auch die zu allgemeinen und losen Urteile, die ihnen beigefügt werden.

Trotz dieser und mancher ähnlichen Einwände muß der Gesamteindruck des Buches doch als ein durchaus günstiger bezeichnet werden; es ist aus lebendiger Anteilnahme am Stoff hervorgegangen und geeignet, Interesse und Verständnis für ihn zu erwecken.

Stuttgart. O. Harnack.

Digitized by Google

Goethes Werke, vollständige Ausgabe in 40 Teilen = 20 Bänden. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Ohne Jahr. Jeder Band brosch. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Neun Bände der Ausgabe aus der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" sind in dieser Zeitschrift (1909 S. 426 f. und 1911 S. 457 ff.) angezeigt worden. Jetzt liegen wiederum vier zur Besprechung vor, die folgende Teile enthalten: 1, 14—16, 20—22, 29—30. Über die Textgestaltung braucht nach dem früher Gesagten nichts Besonderes bemerkt zu werden; sie hält die Mitte zwischen der Weimarer Ausgabe, in der auch die Fehler der Ausgabe letzter Hand sich finden, und der Cottaschen Jubiläumsausgabe, die stets auf die ursprünglichen Fassungen zurückgeht und daher manche wohlbegründete Änderungen Eckermanns und anderer wieder beseitigt.

Den ersten Teil eröffnet ein aus Karl Alts Feder stammendes, 92 Seiten umfassendes Lebensbild des Dichters, das auch neben den Werken so feinsinniger Goethekenner wie z. B. Bielschowsky, Geiger und Grimm seinen hohen Wert hat. Aus der unendlich reichen Welt Goethes ist nichts Wichtiges übergangen. Kurz behandelt Alt die Knaben- und Jünglingsjahre, ausführlicher die Sturm- und Drangzeit. Über das jähe Ende der Liebe zu Friederike urteilt der Verfasser: „In die innersten Beweggründe dieses ihm selbst tief schmerzlichen Ereignisses werden wir schwerlich eindringen: die Furcht, sich zu binden, mehr noch die Furcht vor der Möglichkeit der Untreue — er kannte sein leicht entzündliches Herz — dürften ihn hier wie später, als er mit Lili verlobt war, von einer Heirat zurückgehalten haben". Kestners eingehende Charakteristik des jungen Goethe lesen wir wörtlich, weil sie von unschätzbarer Bedeutung für uns ist. Dann lernen wir nach allen Richtungen hin des Dichters stilles Reifen in Weimar kennen und diejenigen würdigen, durch die er angeregt und beeinflußt ward, namentlich Frau von Stein, deren schönes seelisches Gleichgewicht mehr „glückliche Anlage als Ergebnis strenger Selbsterziehung im Sinne Goethes" war. Der nächste kurze Abschnitt ist „Italien und die Antike" überschrieben; dann folgt ein längerer „Nach der Rückkehr". Über die Verbindung mit Christiane drückt sich Alt so aus: Goethe verpflanzte „allzu unbefangen antik-römische Verhältnisse auf deutschen Boden". Ausführlich würdigt er die geistige Gemeinschaft zwischen Schiller und Goethe. Im folgenden „Die Zeit der napoleonischen Kriege" betitelten Abschnitte wird mit gutem Rechte offen ausgesprochen, daß der Dichter an der patriotischen Erhebung gar nicht Anteil genommen hat; denn er besaß kein Staatsgefühl, jedenfalls damals nicht; ihn kümmerte nur das Schicksal des Einzelnen, das des Ganzen war ihm gleichgültig. Die Begegnung mit Napoleon hat Goethe als „einen Höhepunkt seines Lebens angesehen" und dem Kaiser bis zuletzt seine „uneingeschränkte

Digitized by Google

Bewunderung" bewahrt, auch dann noch, als eine solche Bewunderung für höchst unpatriotisch galt. Der letzte Abschnitt zeigt den alten Goethe, namentlich seine literarische Tätigkeit und seinen Anteil an den Vorgängen des öffentlichen Lebens. „Mag das einzelne veralten", so schließt Alt, „der hohe Wert eines Menschen und Dichters, wie Goethe es war, veraltet nie. Unsere Aufgabe ist es, uns des köstlichen Erbteils, das er uns hinterlassen hat, würdig zu machen, indem wir es uns nach Kräften anzueignen und zu vollem geistigem Besitz zu erwerben trachten".

In den Einleitungen, die natürlich immer von den Herausgebern herrühren, werden in meist sachlicher und einfacher Ausdrucksweise nicht nur die Ergebnisse der Forschungen kurz zusammengefaßt, sondern auch manche neue Bemerkungen gemacht, um das Interesse zu erwecken. Nur einzelnes kann ich daraus hier hervorheben. Der erste Teil enthält die Gedichte; ein alphabetisches Verzeichnis nach den Anfängen und den Überschriften schließt den Band. Nach Scheidemantels Ansicht ist der Einfluß der Musik auf Goethes Schaffen jedenfalls viel stärker gewesen, als man gemeinhin annimmt, „ob ihm freilich die volle Aufnahmefähigkeit für die genialsten Kompositionen seiner Texte von Beethoven und Schubert beschieden war, dürfen wir füglich bezweifeln". Was die Erklärung der Gedichte betrifft, so hilft Goethe bei vielen selbst erklären, bei andern hat der Spürsinn der Forscher das „lösende Wort gefunden". Viele, nicht die unbedeutendsten, gewähren auch ohne Erklärung den höchsten Genuß. „In dem Dämmer der Gefühle, in dem Unausgesprochenen liegt ihr besonderer Reiz . . . So bleiben für uns auch Goethes Gedichte immer geheimnisvoll offenbar. Sie tragen uns empor, gewähren uns immer neue Aus- und Einblicke, in überwältigender, unbegreiflicher Schönheit noch heute herrlich wie am ersten Tag".

Der vierzehnte Teil enthält acht Dramen in ursprünglicher Gestalt: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, Historia von Esther, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, Iphigenie, Urfaust, Faust (Fragmente von 1790) und Helena (1800). Der Herausgeber Riemann, einer der besten Kenner der Goethischen Technik des Dramas, weist darauf hin, daß durch die überraschende Gabe des Jahres 1910, Gustav Billeters Entdeckung der „Theatralischen Sendung", wieder „sehr viel neues Terrain [weshalb das Fremdwort?] gewonnen worden ist, das noch der genauen Durchforschung bedarf". Ich stimme ihm durchaus bei, wenn er meint: ohne weiteres ist nicht die Fassung für die beste zu halten, die der Dichter schließlich für die beste hielt. Der fünfzehnte Teil bringt Dramen aus fremden Sprachen, nämlich Mahomet, Tankred und zehn Bruchstücke. Riemann erklärt sich für die Ansicht, daß es sich bei Mahomet, diesem Mittelding von Übersetzung und Bearbeitung, „vielleicht um die zweckmäßige Ausfüllung von Ruhepausen handelt, da selbst der größte Genius nicht ununterbrochen schaffen kann". Von Pechel rührt die Einleitung zum sechzehnten Teile her, der alle mit Goethes Theaterleitung zusammenhängende Werke enthält; trotz ihrer Ungleichartigkeit und ihrem sehr verschiede-

Digitized by Google

nen Werte tragen sie doch, jedes in seiner Art, dazu bei, den Dichter als Regisseur kennen zu lernen. Er änderte sprachlich dadurch, daß er Derbheiten tilgte; das berühmte Götzwort z. B. lautet: „Er aber, sag's ihm — er kann zum Teufel fahren“. Was die vielerörterte Bearbeitung von Romeo und Julia betrifft, so schließt sich Pechel denen an, die in der Aufführbarkeit „einen Schritt vorwärts“ sehen.

In der Einleitung zum zwanzigsten Teile, der Wilhelm Meisters Wanderjahre bringt, löst Alt die Aufgabe, den einheitlichen Sinn der verschiedenen Abschnitte erkennen zu lassen und die mangelnde Einheitlichkeit der Dichtung aus ihrer Entstehung zu erklären; er weist nach, daß es wohl zu begreifen ist, wenn die Wanderjahre keinen großen Leserkreis finden, daß es andererseits aber völlig verfehlt wäre, anzunehmen, es fehle ihnen poetisch Reizvolles und Anziehendes. Im einundzwanzigsten Teile finden wir kleine Erzählungen — namentlich die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter und die Reise der Söhne Magaprazons —, die den Reichtum und die Vielseitigkeit Goethes auch auf novellistischem Gebiete beweisen; in der Einleitung ergeht sich Alt ziemlich ausführlich über das phantastische Märchen, das den Abschluß der Unterhaltungen bildet. Er hat im Verein mit Riemann auch die Einleitung zum zweiundzwanzigsten Teile verfaßt, der die drei Versepen bringt. Da Hermann und Dorothea zum eisernen Bestande der Lektüre auch an Gymnasien gehört, so werden folgende Stellen aus Alts Einleitung manchen Lesern willkommen sein. „Weder den Erlebnissen der Jugendgeliebten Lili noch gar Erzählungen, die Goethe im Gasthof zum goldenen Löwen in Pößneck gehört haben mag, kann eine entscheidende Bedeutung für die Entstehung des Gedichts zukommen, wie Bielschowsky und Kullmer behauptet haben. Daß er diesen Berichten einzelne Züge verdankt, ist möglich, daneben aber auch unzähligen anderen Beobachtungen, denen wir nicht mehr nachkommen können; Goethe hat als Dichter eben überall zu lernen gewußt“. „Vielleicht nirgends hat Goethe so vollkommen der naiven Art des Empfindens Ausdruck verliehen. Vergeblich wird man bei Homer eine so feine Charakterstudie suchen, wie wir sie in der Gestalt des Apothekers bewundern. Die natürlich-menschliche Empfindungsweise und die reife Kunst der Darstellung werden ihr [der Dichtung] immer einen bevorzugten Platz unter Goethes Werken sichern“. In der Einleitung zur Achilleis schließt sich Alt den Ermittlungen von A. Fries und M. Morris an, die auch zuerst die 1900 ans Licht gekommenen Entwürfe zu deuten versucht haben.

Der neunundzwanzigste Teil enthält Benvenuto Cellini, das Grundwerk der neueren deutschen Kunstgeschichte, das eine besondere deutsche Auffassung und Erforschung der Renaissance im 19. Jahrhundert anbahnte. Wie ist Goethe auf die Selbstbiographie gekommen? Die Urkunden schweigen darüber. In Niemeyers Einleitung heißt es: „Es wird so sein, daß im Zusammenhang mit den Kunststudien, die Goethe gemeinsam mit Heinrich Meyer in Weimar betrieb, Cellini in Goethes Gesichtskreis gerückt wurde“. Vielleicht hat auch der

Digitized by Google

Engländer Charles Gore, dessen Exemplar der Goethischen Übersetzung zugrunde gelegt ist, den Dichter auf das bedeutsame Zeitdenkmal hingewiesen. Als „merkwürdige und sonderbare Person" hat Goethe Cellini zu begreifen gelehrt. Auch der dreißigste Teil, der Winckelmann und Philipp Hackert enthält, ist von Niemeyer herausgegeben; er sagt in der Einleitung kurz, aber treffend: „Hackert ist für Goethe der Repräsentant der Kunstgegenwart, Cellini, die symbolische Künstlergestalt der Renaissance, der Weiser des Weges zur vollen Kunstlebendigkeit, Winckelmann, der Mund der deutschen Kunstsehnsucht, der Führer zum fernen Ziel der Kunstvollendung". Am 24. Januar schreibe ich diese Zeilen; da kann ich es mir nicht versagen, auf den Schluß des Philipp Hackert hinzuweisen, wo von der „Glorie des großen Königs" die Rede ist, von „Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Tätigkeit und Ausdauer".

Daß alle diese Einleitungen zu Meinungsverschiedenheiten im einzelnen öfter Anlaß geben, ist selbstverständlich; namentlich gilt das von der ausführlichsten, nämlich der Riemanns zum 15. Teile. Als Beilagen finden wir diesmal ein Bildnis des jungen, eins des alten Goethe, zwei Kupfer aus Cottas Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801: „Die bösen Weiber" und ein Facsimile. Diese Beilagen stehen auf derselben Höhe wie die früheren, auch in allen anderen Beziehungen machen die Bände wiederum einen durchaus erfreulichen Eindruck. Für einen ungewöhnlich billigen Preis wird eine vollständige, wissenschaftlich ausreichende, dabei vorzüglich ausgestattete Ausgabe geboten und ein Gesamtregister in Aussicht gestellt, wie es bisher noch nicht versucht worden ist.

Görlitz. E. Stutzer.

Alfred Gercke und Eduard Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Dritter Band. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VIII u. 428 u. 16 S. Lex.-8. 9 *M*, geb. 10,50 *M*.

Nun liegt uns auch der dritte Band des wertvollen Werkes vor, von dem ich den ersten Band in dieser Zeitschrift 1910 S. 469 ff., den zweiten 1911 S. 229 ff. anzeigen und mit besonderer Anerkennung besprechen durfte. Er enthält die griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäronea von K. F. Lehmann-Haupt, die griechische seit Alexander und die römische bis zum Ende der Republik von K. J. Beloch, die römische Kaiserzeit von E. Kornemann, sodann die griechischen Staatsaltertümer von B. Keil und die römischen von K. J. Neumann.

Mit der Vorzeit und hier wieder mit der kretischen Kultur beginnend, führt uns die erste Abhandlung durch die verschiedenen Stufen der Entwickelung der griechischen Geschichte bis zum Ende des Zeitalters Philipps von Makedonien. An der Spitze stehen die einleitenden Worte: „Hauptziel der Altertumskunde ist die Erkenntnis der Wirkung und der Verbreitung der griechischen Kultur, die auch

Digitized by Google

der römischen zugrunde liegt und hauptsächlich durch deren Vermittlung auf die unsere lebendig fortwirkt. Mit der Betrachtung der einzelnen Kulturgebiete und Disziplinen hat die Gesamtgeschichte des Volkes und seiner Kultur Hand in Hand zu gehen und ihr in gewissem Sinne vorzuarbeiten. Aufgabe der Geschichte ist es, das Gewordene als Werdendes zu verstehen. Historisch geworden ist auch das Volkstum der Hellenen". Dementsprechend wird uns knapp, anschaulich, wohl in kleine Abschnitte gegliedert, auf 60 Seiten die Entwickelung des Hellenentums vorgeführt. Ungemein viel Wertvolles und Anregendes liegt in dem darauf folgenden 32 S. umfassenden Abschnitt „Quellen", dem die Übernahme des Alphabets und ein Abschnitt über die Elemente der mathematischen Chronologie im allgemeinen und der technischen Chronologie der Griechen eingefügt ist; auch möchte ich hinweisen auf die Betrachtung der ältesten Inschriften, der Numismatik und Metrologie, der Papyri und Ostraka. Am Schluß folgen die neueren Darstellungen der griechischen Geschichte, und daran schließen sich auf 25 S. ebenso reichhaltig und anregend die „Gesichtspunkte und Probleme". Ich führe kurz ein Beispiel an statt weiterer, auch für die folgenden Teile des Werkes. Nach der Schilderung der Schlacht bei Salamis auf S. 32 f. wird in den „Quellen" S. 85 dargelegt, wie uns in Aischylos' Persern eine zweite, Herodot mehr als ebenbürtige und trotz der Abweichungen auch von ihm benutzte wertvolle Quelle, der Bericht eines Mitkämpfers vorliegt, der aber auch nicht nur aus eigener Anschauung schöpft. Unter den „Problemen" wird eine Ansicht Belochs aus dem Jahre 1908 über die Lage von Psyttaleia, die eine völlige Veränderung der topographischen und strategischen Sachlage ergeben würde, eingehend besprochen und widerlegt.

Es folgt dann in großen Zügen die Darstellung der griechischen Geschichte von Alexander bis zur Schlacht bei Aktion mit einer Zusammenstellung und Prüfung der antiken Quellen und neueren Darstellungen sowie der Chronologie. Die „Gesichtspunkte und Probleme" enthalten eine wertvolle Erörterung über Wort- und Sachkritik und Interpretation der Quellen. Betont wird hier auch S. 153, daß die Erforschung der wirtschaftlichen Entwickelung eine der dringendsten Aufgaben der Altertumswissenschaft ist. Aus der römischen Geschichte bis zum Ende der Republik hebe ich heraus den Abschnitt über die Chronologie S. 194 ff. und unter den Problemen die Etruskerfrage und die Kritik der annalistischen Überlieferung, aus der römischen Kaiserzeit das reiche nichtliterarische Quellenmaterial der Inschriften, Papyri, Münzen und das sonstige archäologische (monumentale) Material (S. 257 ff.)

In den griechischen Staatsaltertümern wird in einer reich gegliederten übersichtlichen Disposition das einzelne entwickelt, dann die Quellen und neueren Forschungen besprochen, wobei besonders auch auf das im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift von mir besprochene Buch von v. Wilamowitz „Staat und Gesellschaft der Griechen"

Digitized by Google

hingewiesen wird, das eine gerechte Abwägung der Licht- und Schattenseiten des griechischen Staates in dem Rahmen des griechischen Kulturlebens erstrebt (S. 386). Dann folgt am Schluß noch eine Zusammenstellung der Literatur, wobei auf die vorher schon genannten Werke nur mit dem Verfassernamen zurückgewiesen wird. — Die römischen Staatsaltertümer beginnen mit dem Staatsrecht der Königszeit und führen uns, ebenfalls in einer wohlgegliederten Darstellung, in großen Zügen durch das der Republik und des Prinzipats bis zur dominatio des Diokletian, der den Grund zu dem neuen Staate legte, dessen Bau Konstantin der Große vollendete. Die „Quellen und Materialien" besprechen die antike Überlieferung und die moderne Forschung (hier 1. bis auf Niebuhr, 2. Niebuhr, 3. Rubino und seine Nachfolger, 4. Die Quellenkritik, 5. Mommsen, dessen Wirksamkeit und Bedeutung auf mehr denn zwei Seiten schön und vollständig dargelegt wird, 6. Rechtsquellen und Privatrecht).

Ich habe nur obenhin den Inhalt dieses so überaus reichhaltigen Bandes angeben können und nur Weniges ohne Wahl herausgegriffen, um an Beispielen auch etwas Spezielleres aus dem Inhalt zu bieten. Und wie umfassend wird überall, besonders bei den Quellen und Problemen, die Literatur bis in die neueste Zeit, nicht nur an Büchern, sondern auch an kleinen Abhandlungen, Artikeln in Zeitschriften usw. verzeichnet. Ja wer da noch einmal jung wäre und sich an der Hand dieses Wegweisers so recht mit Freude und Behagen in einzelne Fragen versenken könnte! Wie haben es unsere jüngeren Philologen doch so beneidenswert gut!

Nur bedaure ich, daß die ursprünglich für diesen Band noch geplante zusammenhängende Behandlung der Epigraphik, Papyrologie und Paläographie durch Prof. Keil nicht zur Ausführung gekommen ist, da sie doch in anderen Artikeln nur gestreift werden konnten; und heißt es doch auf S. 73 dieses Bandes ausdrücklich: „Eine dem deutschen Studenten ohne weiteres bequem zugängliche übersichtliche Einführung in die griechische Epigraphik fehlt". Vielleicht entschließen sich die Herausgeber bei einer neuen Auflage, diesen früher versprochenen Artikel noch anzufügen. Das auf 14 Seiten am Schluß dieses dritten Bandes für alle drei Bände gegebene Generalregister, das nur die Hauptstellen und gelegentliche Hinweise auf sonst leicht zu übersehende verstreute Bemerkungen enthält, genügt wohl im allgemeinen, doch wäre es erwünscht gewesen, wenn, wie ursprünglich beabsichtigt war, jedem einzelnen Band ein eingehenderes handliches Gesamtregister beigegeben worden wäre, das dem Benutzer die Möglichkeit bieten sollte, das örtlich Getrennte und doch sachlich Zusammenhängende rasch zu einer Einheit zusammenzuordnen. Freilich soll das Buch, besonders der erste erzählende Teil der Abhandlungen, als Besitz des Philologen gelesen und nicht bloß auf Bibliotheken nachgeschlagen werden; aber trotzdem wird sich mancher gern über Einzelheiten für ein Thema, das er sich zur Behandlung erwählt hat, durch ein eingehendes Register rasch orien-

Digitized by Google

tieren wollen. Daß ein Verzeichnis der emendierten oder ausführlicher erläuterten Stellen beigegeben ist, verdient Billigung.

Von den beiden ersten Bänden ist bereits eine zweite Auflage erschienen, ein Beweis für die Notwendigkeit, Bedeutung und Trefflichkeit des Werkes. Möge auch dieser 3. Band, für den wir den Verfassern herzlich danken, eben solche Anerkennung finden wie jene und nicht nur unseren Studenten für ihr Studium reiche Belehrung und Förderung bieten, sondern auch Lehrern, jüngeren und älteren, Genuß und Anregung zum Segen für ihren Unterricht! Und da ich meiner Besprechung der beiden ersten Bände zum Schluß je einen Merkspruch von den am Anfang des ersten Bandes verzeichneten angefügt habe, so schließe ich diese Besprechung mit dem für unsere jungen Freunde mahnenden und ermunternden Merkspruch von Mommsen aus seinem Nachruf auf O. Jahn: „Die sogenannte streng philologische Methode, das heißt einfach die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung".

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Theodor Gomperz, Hellenika. Eine Auswahl philologischer und philosophiegeschichtlicher kleiner Schriften. Erster Band. Mit 2 Figuren. Leipzig 1912, Veit & Comp. VI u. 451 S. 8. 12 ℳ.

Es ist ein erfrischendes und ungemein reichhaltiges Buch, das ich heute zu besprechen habe. Die vielen Hunderte von Stellen, die hier behandelt werden, könnten einem leicht auf die Nerven fallen, aber G. hat eine so graziöse Art, die Schäden der Überlieferung und die bisherigen Heilversuche dem Leser vor Augen zu führen und ihn die Heilung miterleben zu lassen, daß man in diesem Spiel der Kräfte einen Meister der Kritik erkennt und gern seiner Führung folgt. Und es ist wunderbar, nicht wenige von den hier vereinigten Arbeiten liegen weit zurück — die älteste ist aus dem Jahr 1856 —, viele von den Gegnern, mit welchen G. die Waffen gekreuzt hat, sind lange tot, aber der Eindruck, den die Lektüre noch heute hervorruft, ist so lebhaft, als ständen wir noch mitten in dem doch längst (meist zu G.s Gunsten) entschiedenen Streit. Ich wähle ein Beispiel: Die Aufnahme von Nr. 5 „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier" aus dem Jahr 1878 hätte G. im Vorwort gar nicht mit den Worten rechtfertigen zu brauchen „Diese 'kritische Manier', das heißt die Neigung zur Hyperkritik, ist zwar in dem dort behandelten Literaturgebiet seither in den Hintergrund getreten; allein ihr Reich ist zurzeit noch immer ein so ausgedehntes, daß wir Versuche, dieses einzudämmen, kaum als müßig oder entbehrlich betrachten können". Der Aufsatz spricht selbst für sich, und zwar eine so eindringliche Sprache, daß man je nach Belieben an ihm seine helle Freude haben oder demütig an seine eigene Brust schlagen wird.

Digitized by Google

Am meisten überrascht die Reichhaltigkeit des Gebotenen. Der erste Teil der Schrift (S. 1—162) enthält 10 Arbeiten „zur dramatischen Poesie der Griechen" und zwar: 1. Anzeige von H. Bonitz, Beiträge zur Erklärung des Sophokles. 2. Zu Euripides. 3. Zu den griechischen Tragikern. 4. Zu Menander. 5. Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier. 6. Zu Euripides Hippolyt. 7. Eine vermeintliche Tragödie des Euripides und ein Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer. 8. Skylla in der aristotelischen Poetik und die Kunstform des Dithyrambos. 9. Nachlese zu den Bruchstücken der griechischen Tragiker. 10. Ein griechisches Komödienbruchstück in dorischer Mundart. Der zweite Teil, „Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller" (S. 165—364), bringt 8 Aufsätze: 1. Zu den Fragmenten der Tragiker. 2. Zu Euripides. 3.—8. Varia aus den Jahren 1876—1906. Im dritten Teil, „Die älteste griechische Kurzschrift" (S. 367—448), handelt G. 1. „Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem aus der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts", woran sich schließen 2. „Neue Bemerkungen über den ältesten Entwurf einer griechischen Kurzschrift". Den Beschluß machen ein Anhang aus dem Jahr 1911 S. 449. 450, Nachträge S. 451, Berichtigungen S. 452.

In diesem weitgespannten Rahmen findet sich eine reiche Fülle trefflicher Besserungsvorschläge, die ebenso von erstaunlicher Belesenheit und gediegenstem Wissen als besonnenem Urteil und glänzender Kombinationsgabe zeugen. Wenn ich einige, die mir besonders gelungen scheinen, hervorhebe, z. B. S. 15 *ἱπποβάτας* (Iphig. Aul. 1058), S. 179 *πόνων καλῶν* (Soph. fr. 853), S. 195 *ὅ σε φυλακτέον* (Eur. fr. 846), S. 333 *τὴν ἡλικίαν ⟨ἀνήρ⟩* (Aristot. Metaph. I 5. 936 A, 29), S. 341 *σιωπηλὸς χόλος* (Eur. Medea 320), so möchte ich zugleich betonen, daß diese Fundgrube von den Herausgebern noch nicht ganz ausgeschöpft ist. — Ebenso verdienstlich ist die Rechtfertigung der Überlieferung an manchen Stellen gegen gewaltsame Änderungen z. B. S. 167 ff. *καὶ κλίνεταί τε* (Soph. fr. 235) gegen Meineke, Nauck und W. Dindorf.

Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten: Nr. 1 hätte meines Erachtens gekürzt werden können, Eigenes wird ja nur zu zwei Stellen, Soph. Phil. 825. 991 und 1387, vom Verf. gegeben. — Während sonst Zitate durch Zusätze oder Fußnoten modernen Anforderungen angepaßt werden, wird S. 417 Meisterhans Gramm. d. att. Inschr. in zweiter Auflage angeführt.

Die Ausstattung des Buches ist glänzend. Der Druck, dessen Schwierigkeiten man nicht verkennen darf, ist sehr sorgfältig, an Druckfehlern habe ich nur bemerkt S. 26 *πὰνυ*, S. 87 blieb statt blies, S. 171 Parasini, S. 183 *ὄδε* statt *ὅδε*, S. 191 *πει θειν*, S. 250 *ἐγ είρειν*, S. 255 *νομφικοὺς*.

Digitized by Google

2) Ausgewählte Tragödien des Euripides. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Zehntes Bändchen: Ion. Mit einer Tafel (Delphi). Leipzig-Berlin 1911, B. G. Teubner. IX u. 93 S. 8. 1,80 ℳ, geb. 2,20 ℳ.

Über die Brauchbarkeit des Ion zur Schullektüre bedarf es keiner langen Reden, und daß der unermüdliche Wecklein alles getan hat, um eine mustergültige Schulausgabe des Ion zu schaffen, wird wohl bei allen, die dieses Heft durchstudieren, der bleibende Eindruck sein.

Ich hoffe, die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen, wenn ich dem gelehrten Verf. zunächst einige Desiderata unterbreite. Eine Erklärung vermisse ich an folgenden Stellen: V. 101 *γλώσσης Δίας* (aus dem Munde des Zeus?), 567 *ἐς τέκν' εὐτυχεῖν*, 596 *τις εἶναι*, 602 *χρωμένων τε τῇ πόλει*, 746 *τοῦ δ' ἀπόντος οὐ κρατῶ*, 757 *μοῦσα*, 777 *στένειν*, 863 *πρὸς τίν' ἀγῶν' ἂν θείμεσθ'*, 1268 *πετραῖον ἅλμα*. — Für Schüler ungeeignet sind Ausdrücke wie canon Dawesianus (zu 955) und fallacia secundum dictionem (zu 1622). — S. VI Z. 12 v. o. muß es doch wohl Ion statt Xuthos heißen. — Nicht geschmackvoll ist 946 übersetzt *κᾆτ' ἐξέκλεψας πῶς Ἀπόλλωνος γάμους* mit „wie hast du die Schwangerschaft von Apollon heimlich weggebracht“ statt „wie hieltest du die Vereinigung mit Ap. geheim“. — *οἰκτειρω* ist 618 geschrieben statt *οἰκτίρω*. — 1202 muß hinter *γόνος* ein Komma stehen, *ποτοῦ τ' ἐγεύσατ'* bezieht sich auf die Taube. Oder soll etwa *ἣ δ' ἕζετ' . . εὐθύς* . . als Ursache und Folge zusammengehören?

Für falsch erklärt halte ich 256 *μεθῆκα τόξα* „ich werfe die Flinte ins Korn, d. i. ich will keine weiteren Vorwürfe erheben“ (die angezogene Stelle Aesch. Eum. 679 paßt ganz und gar nicht). Der alte Vergleich der angestrengten resp. ausruhenden Seele mit einem gespannten resp. schlaffen Bogen liegt hier vor, also „ich bin schlaff, matt geworden“ vgl. 745 *μὴ παρῇς κόπῳ*. — Zu 518 *χαίρομεν· σὺ δ' εὖ φρόνει γε καὶ δύ' ὄντ' ἓν πράξομεν* ist eine lange Anmerkung gegeben, aber die Hauptsache fehlt doch. Mit den Beispielen über Zusammenstellungen der Zahlbegriffe ist gar nichts anzufangen; was bedeutet denn der Vers und besonders *δύ' ὄντ' ἓν πράξομεν*? Nach dem Zusammenhang „sei vernünftig, halte Maß, wie ich es tue“. — 984 *τοὐμὸν κακίζεις· φέρε, σύ νυν βούλευέ τι* wird übersetzt „Du mißtraust meinem Mute: wohlan, so schaffe du Rat“. Es handelt sich hier um die Tötung des Ion, welche nach 980 die *ξιφηφόροι ὀπάονες*, nicht der Greis vollziehen soll; dieser bietet seine Mitwirkung erst 986 bei den *δόλια καὶ δραστήρια* Kreusas an. V. 984 ist also zu übersetzen „Du tadelst meinen Rat . .“.

Ausstattung und Druck ist gut, Druckfehler sind selten: v. 911 steht *οὐδὰν* (statt *αὐδάν*), 1580 *Οπλητες* fehlt Spiritus und Akzent.

Digitized by Google

3) Euripides Medea mit Scholien. Herausgegeben von Ernst Diehl. Bonn 1911, A. Marcus und E. Weber. 116 S. 8. 2,60 ℳ, geb. 3 ℳ.

Die von Hans Lietzmann herausgegebenen „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen“ sind mit dem vorliegenden Heft bis zum 89. Band gediehen. An der ganzen Sammlung ist E. Diehl in hervorragender Weise beteiligt; gleich erstaunlich ist seine Fruchtbarkeit (Band 26/28, 29/30, 33/34, 38/40, 56, 62, 69, 72, 80, 89 haben ihn zum Verf.) wie seine Vielseitigkeit. Wie weit liegen die Schriften, die er für den Leser so sauber herrichtet, von einander ab (z. B. Pompejanische Wandinschriften und Neue Bruchstücke von Archilochus, Alcäus, Sappho, Corinna, Pindar)!

Was die Medea betrifft, so ist für Euripides die Ausgabe von Murray, für die Scholien die von Schwartz zugrunde gelegt. Die Zugabe der Scholien ist dankenswert, weil sie viele Lesarten direkt bezeugen, so V. 5 *δέρας*, 94 *κατασκῆψαί τινα* usw. Bei V. 529 wird die seit Henri Weils dritter Auflage (Paris 1899) wohl allgemein wieder angenommene Vulgata: *σοὶ δ' ἔστι μὲν νοῦς λεπτός, ἀλλ' ἐπίφθονος λόγος διελθεῖν, ὡς Ἔρως σ' ἠνάγκασεν* wenigstens vom zweiten Scholiasten richtig erklärt.

Die Textgestaltung Diehls ist konservativ, was bei der vortrefflichen Überlieferung der Medea erklärlich ist. Natürlich wird man mit dieser Tendenz des Verf. durchaus einverstanden sein; aber wie, wenn ein Teil der Hss. dem andern Teil gegenüber steht? So schreibt Diehl V. 21. 22 nach B P und Σ Arist. nub. 81 *βοᾷ μὲν ὅρκους, ἀνακαλεῖ δὲ δεξιάς, πίστιν μεγίστην*, ich würde mit AVL[1]F vorziehen *δεξιᾶς πίστιν μεγίστην*. Wie, wenn der schlechten Überlieferung eine gute Konjektur gegenüber steht? So ist z. B. 502. 503 erst mit Weils Konjektur verständlich: *πότερα πρὸς πατρὸς δόμους, οὓς σοὶ προδοῦσα σὴν πάτραν ἀφικόμην*, Diehl gibt die Vulgata *καὶ πάτραν ἀφ.* Auch 118 würde ich mit Hermann schreiben [*ὡς*] *ὑπεραλγῶ*, 122 mit Brunck *τὸ δ' ἄρ'* statt *τὸ γάρ*, 134 mit Hermann *ἀλλά, γεραιά* statt *ἀλλ' ὦ γηραιά* usw. Bei 334 *πονοῦμεν ἡμεῖς κοὐ πόνων κεχρήμεθα* bin ich von der Erklärung der Scholien nicht befriedigt: *ἐγὼ γάρ εἰμι* ⟨*ἡ*⟩ (nach Schwartz, aber unnötig) *ἐν πόνοις οὖσα καὶ οὐκ ὀφείλω ἄλλους πόνους ἀναδέχεσθαι ἐφ' οἷς ἔχω. Ἄλλους* und *ἐφ' οἷς ἔχω* steht leider nicht bei Euripides; daher ist die Konjektur von Prinz *κάμπνοῶν κεχρ.* zum mindesten sehr beachtenswert.

Die adnotatio critica mußte selbstverständlich kurz gehalten werden, das liegt im Zweck dieser handlichen Ausgaben, wo alles Überflüssige und Entbehrliche auszuscheiden war. Dennoch vermisse ich ungern zu V. 798 Weils Konjektur *τί νιν* (*μοι* hss.) *ζῆν κέρδος*; während ich die Angabe zu V. 5 ‚*ἀριστέων* Wakefield' entbehren könnte.

Trotz dieser kleinen Ausstellungen erkläre ich gern, daß Diehls

Digitized by Google

Ausgabe ihrem eigentlichen Zweck, bei akademischen Vorlesungen und Übungen zugrunde gelegt zu werden, vorzüglich entspricht und auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient.

Die Ausstattung ist gut, der Druck sehr sorgfältig.

Liegnitz. Wilhelm Gemoll.

Friedrich der Große. I: Der Kronprinz. Von Max Hein. Mit 38 Abbildungen, darunter, einschließlich des Umschlagbildes, 8 in farbiger Wiedergabe. II: Der Siebenjährige Krieg. Von Walter von Bremen. Mit 29 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild (dazu eine Karte und 10 Schlachtenpläne). III: Die Friedensjahre. Von Max Hein. Mit 42 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Bielefeld und Leipzig 1912, Velhagen & Klasing. Je 34 S. gr. 8. je 0,60 *M*.

Es genügt eigentlich, Titel und Verleger dieser „Volksbücher" namhaft zu machen, um sie zu empfehlen. Doch mag noch ein kurzes Wort über ihre Eigenart hinzugefügt werden. In der großen Zahl der Schriften, die zur Feier des 200jährigen Geburtstages Friedrichs des Großen erschienen sind, werden diese Bücher kaum ihresgleichen finden. In knapper, gemeinverständlicher Darstellung wird alles Wesentliche über den Werdegang, die kriegerische und die Friedensarbeit des Königs erzählt und die anschauliche Schilderung durch eine Menge von Bildern belebt, die in der bunten Wiedergabe des ersten Heftes geradezu künstlerisch wirken. Einige, namentlich die Schlachtenbilder des zweiten Teiles, zeigen mehr, wie man in jener Zeit historische Malerei trieb, als daß sie uns eine lebendige Vorstellung des Dargestellten zu geben vermöchten; sie haben aber auch so ihren Wert. Jeder einzelne Teil ist in sich abgerundet und für sich käuflich; man darf hoffen, daß der geringe Preis viele veranlaßt, alle drei Hefte anzuschaffen; sie gehören in jede Volksbibliothek und vorzüglich in jede Primabibliothek. Soll eines der drei Hefte besonders hervorgehoben werden, so wäre es die meisterhafte Behandlung des Siebenjährigen Krieges durch den General von Bremen; was namentlich unsere Jugend von der Erinnerung an den großen König für ihr eigenes patriotisches Empfinden gewinnen soll, kann in so schlichter Sachlichkeit gar nicht eindringlicher gesagt werden.

Magdeburg. Anton Funck.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. 15. Jahrgang. 1911. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 301 S. großfolio. 20 *M*, geb. in Leinwand 24 *M*.

Dieser mit zahlreichen Kunstbeilagen und Abbildungen im Text ausgestattete 15. Band des Hohenzollern-Jahrbuches ist eine Festausgabe für den 200jährigen Geburtstag Friedrichs des Großen. Er ist ein Meisterstück, durchaus würdig des hohen Gedenktages und nach Inhalt und äußerer Er-

Digitized by Google

scheinungsform über alles Lob erhaben. Der verdienstvolle Herausgeber des Hohenzollernjahrbuches Paul Seidel hat deshalb begründete Ursache, eingangsweise „seinen Herren Mitarbeitern und ganz besonders auch den Herren Verlegern für die Bereitwilligkeit und Hingabe zu danken", mit der sie seine Bestrebungen unterstützt haben. Es vereinigt sich in diesem Band alles zur glücklichsten Entfaltung: ein Stoff, fast ausschließlich aus den zahlreichen Beziehungen zu Friedrich dem Großen zusammengefaßt, wie es einen schöneren zu rein historischer Betrachtung nicht gibt; dazu die ersten Schriftsteller der Zeit und die kunstverständigsten Illustratoren. Der Verlag, der schon lange zu den Zierden des deutschen Buchhandels gehört, hat sein bestes Können eingesetzt, um dem gediegenen Inhalt eine wahrhaft schöne und edle Form zu geben. Wie dieser Band das Herz eines jeden Gebildeten nur erfreuen kann, so wird er auch jeder Schulbibliothek, insbesondere auch jeder Gymnasialbibliothek zur höchsten Zierde gereichen. Wir können in Anbetracht des gegebenen Raumes hier nur einige Andeutungen über den reichen Inhalt geben.

Für unsere Gymnasien kommt in erster Linie der Eröffnungsaufsatz von Otto Hinze „Friedrich der Große — Stein — Bismarck" in Betracht. Wer die achtunggebietende Persönlichkeit Hintzes kennt, wird mit den größten Erwartungen an diesen Aufsatz herantreten. und er wird sich nicht enttäuscht finden.

Neben Friedrich dem Großen sind Stein und Bismarck zweifellos die beiden größten Staatsmänner deutscher Nation. Otto Hintze hat mit Scharfblick und Glück versucht, die Zusammenhänge und Gegensätze, die zwischen diesen Männern und ihren politischen Systemen bestehen, hervorzuheben und in ihrer Bedeutung für das politische Leben der Gegenwart abzuschätzen. Zwischen Friedrich dem Großen und Bismarck überwiegen offenbar die Zusammenhänge; zwischen diesen beiden und Stein überwiegen die Gegensätze; man kann sagen, daß Bismarck in wesentlichen Punkten wieder an die Traditionen der friderizianischen Politik angeknüpft hat, während die Ideen und Bestrebungen, die man auf Stein zurückführen kann, im Laufe der Zeit mehr in den Hintergrund getreten sind und entweder bloß als Unterströmung oder geradezu als Opposition sich geltend gemacht haben. Freilich ist das nur cum grano salis zu verstehen: es gibt auch Zusammenhänge zwischen Bismarck und Stein, wie es andererseits auch Gegensätze gibt zwischen Friedrich dem Großen und Bismarck. Die drei stehen, um ein Bismarcksches Wort zu gebrauchen, in einem triangulären Gegensatz zueinander; und dabei besteht zwischen ihnen doch zugleich auch ein großer historischer Zusammenhang. Unser heutiges politisches Leben beruht ja auf einer Synthese von Grundsätzen und Kräften, die teils dem friderizianischen, teils dem Steinschen System entsprungen sind: die große, schöpferische Synthese selbst war das Werk Bismarcks. Es kann aber kein Zweifel sein, namentlich soweit es sich um den preußischen Staat handelt, daß in dem Mischungsverhältnis dieser Synthese das friderizianische Element doch im großen und ganzen

Digitized by Google

das Steinsche überwiegt. Ob das ein Glück oder Unglück ist, das ist eine Frage, die jeder nach seiner Sinnesrichtung und seinem Parteistandpunkt so oder anders beantworten wird. Die Anhänger der friderizianisches Traditionen sind ja die Begründer der alten konservativen Partei gewesen; die Anhänger der Reformen Steins und Hardenbergs können als die Ahnherren der altliberalen Partei betrachtet werden, die freilich dann bald mehr und mehr radikal geworden ist, weil sie niemals zu vollem Einfluß auf die Regierung gelangte, sondern fast immer in der Opposition blieb. Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als könnte man Friedrich den Großen und Bismarck selbst kurzweg als konservativ, den Freiherrn von Stein als liberal abstempeln; diese Parteigegensätze haben sich erst in einem fortgeschrittenen entwickelteren Stadium der Staats- und Gesellschaftsverhältnisse gebildet, in die nicht nur Friedrich der Große, sondern auch Stein nicht mehr hineinreichte; und auch auf Bismarcks Staatskunst paßt ja bekanntlich keine der beiden Parteischablonen. Es sind nur gewisse Ideen, Tendenzen, Grundsätze, Regierungsmethoden, die den großen Staatsmännern mit einer oder der anderen von der politischen Parteien gemeinsam sind; und diese erschöpfen sich keineswegs in der inneren Politik, sondern sie umfassen vor allem auch die großen Fragen der europäischen Machtstellung und der nationalen Staatsbildung; Staatsraison und politische Moral, preußischer Partikularismus und deutsche Nationalpolitik großdeutsche oder kleindeutsche Richtung, persönliche Regierung des Monarchen oder Ministerregierung in größerem oder geringerem Umfange, ständischer Gesellschaftsgliedernug oder allgemeines Staatsbürgertum, Merkantilismus oder Ad. Smith, Schutz der nationalen Arbeit oder Freihandel, Staatssozialismus oder freies Spiel der wirtschaftlich-sozialen Kräfte — alle diese Schlagworte und Parteiprogramme und noch manche andere dazu spielen in mannigfachen Kombinationen in diese Zusammenhänge und Gegensätze hinein. Insbesondere in der auswärtigen Politik hat Bismarck mit vollem Bewußtsein an die Traditionen Friedrichs des Großen angeknüpft; aber auch seine Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik atmet, was ihm selbst nicht so klar zum Bewußtsein gekommen ist — friderizianischen Geist. Der übereinstimmende Grundzug ist dabei der, daß alle wirtschaftlichen und sozialen Probleme von dem beherrschenden Standpunkte der Staatsräson, der Machtpolitik aus angesehen und behandelt wurden. Es ist derselbe einheitliche politische Zug in dem Ganzen der Staatsverwaltung wie bei Friedrich dem Großen. Das tritt allerdings in voller Klarheit erst seit dem großen Umschwung von 1878 hervor, wo er sich dem Einfluß von Delbrück und Camphausen entzog und seine eigenen Wege ging. Das finanzielle Bedürfnis des Reichs hat bezeichnenderweise den ersten Anstoß zu der Umwandlung der Zolltarife gegeben; damit verband sich dann der Gedanke des Schutzes der nationalen Arbeit. Bismarck hat dieselbe Vorliebe wie Friedrich der Große für den Ausbau der indirekten Steuern und Zölle; das Motiv ist hier wie dort, daß sie die Staatsgewalt unabhängiger

Digitized by Google

machen und ihr die politischen Konzessionen ersparen, die mit der Einführung und Bewilligung neuer direkter Steuern verbunden zu sein pflegen. Auf derselben Linie liegt auch die Vorliebe für die großen Staatsbetriebe und Monopole; es sei nur an die Verstaatlichung der Eisenbahnen und an den Plan des Tabakmonopols erinnert. Eine gewisse Begünstigung der konservativen Grundbesitzerinteressen wird man nicht leugnen dürfen; die politische Bedeutung dieser Klasse in den späteren Jahren Bismarcks erinnert noch sehr an die Zeit Friedrichs des Großen. Aber wie Friedrich, so verbindet auch Bismarck das agrarische Interesse mit dem industriellen; auf der Vereinbarung beider beruht die neue Schutzzollpolitik, das moderne Gegenstück des alten friderizianischen Merkantilismus. Und wie Friedrich der Große, so hat auch Bismarck im Wirtschaftsleben hauptsächlich den Fortschritt im ganzen, die Steigerung der Produktion, die auch eine Steigerung der Staatskräfte bedeutet, im Auge; der Gesichtspunkt der sozialen Gerechtigkeit, des Schutzes der Schwachen, hat daneben mehr sekundäre Bedeutung; die Maßregeln, die zu diesem Zwecke ergriffen werden, sollen die Konkurrenzfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkt nicht beeinträchtigen; und sie sollen womöglich die Arbeitermassen zugleich in ein engeres Verhältnis zum Staate bringen, ihr Interesse mit dem Staatsinteresse verknüpfen. Daher die größere Neigung für die Versicherungsgesetzgebung als für den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetze. Es ist überall die Staatsräson, die dominiert und die dem Bismarckschen System wie dem Friedrichs des Großen einen Anflug von Sozialismus gibt. Wie einst der junge Goethe dem alten Fritz seine begeisterte Verehrung widmete, zu ihm aufblickend wie zu dem Polarstern der politischen Welt, so werden auch die Deutschen unserer Tage und aller Zukunft den Preußenkönig als einen ihrer nationalen Helden verehren dürfen; denn wenn er auch alles, was er getan hat, nicht im deutschen, sondern im preußischen Interesse tat zu einer Zeit, wo der nationale Gedanke noch nicht zündend in das deutsche Staatsleben gefallen war, so war es schließlich doch — rückblickend betrachtet — auch eine nationale Tat, daß er die Macht begründete, die sich hundert Jahre allein als fähig erwiesen hat, bei der Neubegründung des Deutschen Staates die Führung zu übernehmen. So lebt er fort nicht nur in der preußischen, sondern auch in der deutschen Geschichte: „Es wird die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn“.

Der Siebenjährige Krieg war für Preußen ein Kampf um die Behauptung seiner in den beiden ersten Schlesischen Kriegen errungenen, durch den mächtigen Bund seiner Feinde bedrohten Großmachtstellung, in politischem Sinne also ein Abwehrkrieg. Für Österreich handelte es sich dagegen in erster Linie um die Zurückeroberung Schlesiens, und darüber gingen die Pläne des Staatskanzlers Kaunitz noch hinaus, indem sie die völlige Niederwerfung und Zerstückelung dieses Staates ins Auge faßten, dessen Bestehen die Vorherrschaft Österreichs in Deutschland gefährdete. War der politische Zweck

Digitized by Google

des Krieges also auf preußischer Seite die Verteidigung der erworbenen Stellung, auf österreichischer Seite Zurückeroberung einer Provinz und Zertrümmerung der feindlichen Macht, mithin durchaus offensiver Art, so trägt die Kriegführung, mit der die Parteien ihre Ziele zu erreichen suchten, im Gegenteil auf preußischer Seite einen offensiven Charakter, während Österreichs Heere immer wieder in die Defensive zurückfallen. König Friedrich eröffnete den Kampf, als er seine Unvermeidlichkeit erkannte, mit einem Einfall in das Land des Feindes. In einem Kriege mit mehreren Fronten, wie er ihn zu führen hatte, bedurfte er gegen den einzelnen Gegner rascher Entscheidungen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, von der Überzahl seiner Feinde allmählich eingekreist und schließlich erdrückt zu werden. Er besaß aber auch nach den glänzenden Erfolgen seiner beiden ersten Kriege soviel Selbstvertrauen und war der Leistungsfähigkeit seines noch nie geschlagenen Heeres so gewiß, daß er hierin die Ermutigung fand, praktisch so zu handeln, wie es ihm die Betrachtung seiner Lage anriet. Hinzukam, daß sein persönliches Temperament ihn dazu aufforderte, selbst hinriß, schwierige strategische Lagen lieber durch Angriff zu lösen, wo er nur irgend eine Aussicht auf den Sieg zu sehen glaubte, als durch einen Nerven und Kräfte langsam zerreibenden Stellungs- und Manövrierkrieg. Auch als er sich nach drei Kriegsjahren in die strategische Verteidigung zurückgeworfen sah, hat er sie, wo immer möglich, taktisch offensiv geführt und dauernd den günstigen Zeitpunkt für den Übergang zum Angriffe erspäht. Kam dieser Zeitpunkt auch nur noch selten, so blieb der König doch bei seiner auch in der strategischen Verteidigung die Entscheidung suchenden Tendenz, getreu seiner schon vor dem Kriege gewonnenen Auffassung. Er handelte so nicht etwa aus theoretischen, seiner Zeit vorauseilenden Erwägungen, sondern aus triftigen praktischen Gründen. Die Eigenart seines Staates und seines Heeres mußten den König von Preußen bestimmen, auf die Entscheidung der Schlacht auszugehen. Seine Kriegsführung kennzeichnet sich als eine grundsätzlich die Entscheidung suchende und hat den Satz erkannt und bekannt: „On ne décide à la guerre que par des batailles". Diese Tatsache hat die neuere Forschung unverrückbar festgestellt. Sie hat es damit ermöglicht, den König richtiger zu würdigen als Clausewitz es konnte, der zudem unter dem frischen mächtigen Eindruck der napoleonischen Kriegsära stand, mehr den Unterschied als die Ähnlichkeit sah und den von den Zeitgenossen Friedrichs selbst lebhaft empfundenen Gegensatz zwischen seiner Strategie und derjenigen seiner Feinde, bei denen der Vernichtungsgedanke verblaßt war, nicht stark genug betonte (Curt Jany, Die Feldschlacht in den Kriegen Friedrichs des Großen).

Darüber, was die 46jährige Münzverwaltung Friedrichs des Großen geleistet hat, werden am schnellsten einige Zahlen orientieren. 1740—49 wurden in Preußen gemünzt im Durchschnitt jährlich: Gold für 70 000 Taler, Kurant für 150 000 Taler, Scheidemünze für 150 000 Taler. In den Jahren 1764—86 waren es dagegen im Durchschnitt

Digitized by Google

jährlich: Gold für 1½ Millionen Taler, Kurant für 2½ Millionen Taler, Scheidemünze für 1,8 Millionen Taler. Dieser Aufschwung ist nun weder einzig und allein infolge der wachsenden Macht des Staates, des wachsenden Handels und Verkehrs eingetreten, noch einzig und allein der trefflichen Münzverwaltung zuzuschreiben. Das verbesserte und vermehrte Münzwesen wäre zwar ohne den politischen Aufschwung Preußens nicht möglich gewesen, es war vielmehr eine notwendige Begleiterscheinung desselben. Aber daß der König beizeiten erkannte, daß und wie das Münzwesen dem steigenden Handel und der wachsenden Staatsmacht anzupassen war, und so verhütete, daß Staat und Bevölkerung in der monetären Dienstbarkeit des Auslandes blieben und immer weiter hineingerieten, darin liegt das Verdienst seiner Münzverwaltung (Friedrich Freiherr von Schrötter, Die Münzverwaltung Friedrichs des Großen).

Wenige Fürsten haben die geistige Bildung als Grundlage tüchtigen Könnens und wirksamen Schaffens höher eingeschätzt als Friedrich der Große. Im Gegensatz zu der heutigen Anschauung, die in die Zeit des Lernens und der Aneignung einer allgemeinen Bildung zum Teil schon die Vorbereitung für den späteren Beruf legt, stand er auf dem Standpunkte, daß man die Jugend in erster Linie arbeiten und denken lehren müsse. Dann werde sie den Anforderungen des Lebens an jeder Stelle gerecht werden können. „Was zur Aufklärung des Geistes, zur Vervollkommnung der Urteilskraft und zur Erweiterung der Sphäre der Kenntnisse dient, bildet gewiß Leute, die zu allen Fächern taugen", heißt es in der Lobrede auf Jordan. Allerdings haben heute die Bildungsmittel, die „instrumenta ingenii", einen solchen Umfang angenommen, daß sie alle anzuwenden ohne übergroße Belastung oder wirkungslose Zersplitterung nicht mehr möglich ist. Notgedrungen mußte man deswegen zu einer Spezialisierung der auf Beruf und Tätigkeit vorbereitenden Arbeit kommen. Als Harnack einmal unsere drei zur Vorbereitung für das Universitätsstudium gleichberechtigten höheren Lehranstalten mit den drei Ringen Lessings verglich und jedem seine Bedeutung zuerkannte, wählte er für sich den die humanistische Vorbildung symbolisierenden Reif. Friedrich der Große hatte noch keine Wahl. Ihm blieb daher auch die Zersplitterung und damit die für einen einigermaßen nach Universalität strebenden Menschen unvermeidliche Unbefriedigung erspart (Bogdan Krieger, Lektüre und Bibliotheken Friedrichs des Großen).

Die vorstehenden Proben aus dem reichen Inhalt des vorliegenden Bandes mögen genügen. Es mögen noch die bisher unerwähnten Beiträge angeführt werden: Seidel, Die Kinderbildnisse Friedrichs des Großen und seiner Brüder. Koser, Friedrichsfeier vor hundert Jahren. Volz, Zur Entstehungsgeschichte der „Histoire de la guerre de sept ans" Friedrichs des Großen. Von Caemmerer, Das erste Testament Friedrichs des Großen. Droysen, Friederike, Markgräfin von Ansbach, eine Schwester Friedrichs des Großen. Volz, Friedrich der Große und seine Leute. V. Landgräfin Karo-

Digitized by Google

line von Hessen-Darmstadt. VI. Der Oberstallmeister Graf Friedrich-Albrecht Schwerin. Seidel, Friedrich der Große als Bauherr. Koser, Zwei Gedichte Friedrichs des Großen in deutscher Übertragung. Schuster, Die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Askanien. — Miszellanen.

Wie auch die übrigen Bände des Hohenzollernjahrbuches, so bietet auch dieser neueste in seinen zahlreichen Illustrationen dem Lehrer ein vorzügliches Anschauungsmaterial. Die zahlreichen bildlichen Darstellungen Friedrichs des Großen werden das Ihre dazu beitragen, in unserer Jugend, dieser Hoffnung der künftigen Zeiten, das Größte zu erwecken, was wir nach Goethe an der Geschichte haben, den Enthusiasmus.

Besonders schön ist z. B. das große farbige Bild: „Friedrich der Große zur Besichtigung des ersten Bataillons Gardereiterei" nach dem Gemälde von Chodowiecki, oder: „Friedrich der Große mit seinem Gefolge und Gästen vom Manöver nach Hause reitend" nach dem Gemälde von Cuningham, oder das große Porträt Friedrichs des Großen nach dem Ölgemälde von Knobelsdorff. Auch zahlreiche Bilder von Örtlichkeiten, etwa in den Schaukästen der Klassenzimmer abwechselnd ausgestellt, werden den historischen Sinn der Schüler wecken und stärken; dahin gehört z. B. der „Blick in die Linden von der Schloßbrücke aus" nach einem Ölgemälde um 1780, der „Blick auf die Terrassen und das Schloß von Sanssouci" nach dem Gemälde von Ch. du Bois und das „Musikzimmer Friedrichs des Großen im Schloß Sanssouci". So gehe denn auch dieser Band des Hohenzollernjahrbuches hinaus in die Welt und entfache überall die Flamme patriotischer Begeisterung, der Liebe für König und Vaterland, für Kaiser und Reich!

Leipzig-Connewitz. Eduard Heydenreich.

---

1) Heinrich Kerp, Methodisches Lehrbuch einer begründend-vergleichenden Erdkunde. Band III: Die außereuropäischen Erdteile. Trier 1911, Fried. Val. Lintz. 390 S. 8. 4,40 *M*, geb. 5,20 *M*.

Heinrich Kerps Methodisches Lehrbuch einer begründend-vergleichenden Erdkunde, dessen dritter Band hier in 4. und 5. Auflage vorliegt, ist so allgemein bekannt, daß es nicht nötig erscheint, noch einmal seine Anlage und Darstellungsweise zu besprechen. Ein Buch dieser Art, das in sieben Jahren fünf Auflagen erlebt, bedarf keiner besonderen Empfehlung mehr. Es genügt hervorzuheben, daß, was bei einem erdkundlichen Lehrbuche immer wieder erforderlich ist, alle Angaben über Bevölkerung, Handel, Verkehr usw. sorgfältig geprüft und den neuesten Veröffentlichungen darüber entsprechend berichtigt sind. Einzelne Abschnitte haben eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Das ist besonders der Fall bei den Kapiteln, die Länder behandeln, welche wie die deutschen Kolonien, Algerien, Argentinien, Kanada in schneller Entwicklung begriffen sind. So er-

Digitized by Google

weist sich das Buch überall als ein sicherer und zuverlässiger Führer. Allen Lehrern der Erdkunde kann es für die Vorbereitung auf den Unterricht bestens empfohlen werden, aber auch die Schüler der oberen Klassen werden es gern und mit Nutzen lesen, weshalb es in alle Schülerbüchereien aufgenommen werden sollte.

2) Kurt Hucke, Geologische Ausflüge in der Mark Brandenburg. Mit 57 Abbildungen. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 155 S. 8. 2,60 ℳ, geb. 3,20 ℳ.

Weit verbreitet ist die Anschauung, daß im Norddeutschen Flachlande eine gründliche Unterweisung in der Geologie überhaupt nicht möglich sei. Das ist falsch. Um aber Geologie zu lehren oder zu lernen, ist es notwendig, auf Wanderungen durch eigene Anschauung und Beobachtung die Kräfte kennen zu lernen, welche die Erdoberfläche geschaffen haben und fortwährend an ihrer Umbildung arbeiten. Bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen ist es heute wohl möglich, alle die Orte der engeren Heimat, die geologisch von Interesse sind, verhältnismäßig leicht zu erreichen. Es kommt nur darauf an, diese Stellen zu kennen, damit die Wanderungen planmäßig und deshalb mit rechtem Erfolg unternommen werden können.

Für die Mark Brandenburg bietet das vorliegende Buch sich als Führer an, indem es nicht nur die genaue Lage der günstigen geologischen Aufschlüsse angibt, sondern vor allem auch eine treffliche Anleitung bietet, um das geologisch Wichtige an den betreffenden Stellen aufzufinden, richtig zu erkennen und zu verstehen. — Nach kurzer Anleitung zur praktischen Ausrüstung für geologische Ausflüge und zum verständigen Sammeln geeigneter Handstücke, Petrefakten usw. gibt der Verfasser zunächst einen Überblick über die geologische Entwicklung der Mark Brandenburg und der daselbst vorkommenden Bodenarten und Gesteine. Sodann läßt er uns auf 17 Exkursionen die verschiedenen geologischen Formationen kennen lernen, wobei naturgemäß die Tertiär- und Quartärbildungen besonders eingehend berücksichtigt werden. Zahlreiche gute, meist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers hergestellte Abbildungen beleben und veranschaulichen das Gesagte in vortrefflicher Weise. Das Buch ist so anregend und anziehend geschrieben, daß es für Lehrer und Schüler eine Lust sein muß, unter so vortrefflicher Führung persönlich und mit eigenen Augen das Tatsachenmaterial kennen zu lernen, das uns das Werden der Erdoberfläche verstehen lehrt. Bei der Auswahl und Zusammenstellung der Ausflüge ist auch auf landschaftlich schöne Punkte gebührend Rücksicht genommen, so daß auch der Sinn für Naturschönheit zu seinem Rechte kommt. Das Buch wird gewiß viele Freunde finden, die sich dadurch werden anregen lassen auch andere Wanderungen, die hier nicht beschrieben sind, selbständig zu unternehmen.

Treptow-Rega. K. Schlemmer.

Digitized by Google

Deutschlands Kolonien in achtzig farbenphotographischen Abbildungen nach eigenen Naturaufnahmen von R. Lohmeyer, Br. Marquard und Ed. Kiewning mit erläuterndem Text von W. Scheel. Berlin 1912, Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller & Hüttig. 160 S. 4. geb. 3,25 ℳ.

Die genannte Verlagsanstalt hat kürzlich eine Reihe von Künstlern in unsere Kolonien gesandt, um Farbenphotographien herstellen zu lassen, und 251 dieser direkten farbigen Naturaufnahmen in dem Prachtwerk „Die deutschen Kolonien" vereint. Da dieses Werk bei seinem naturgemäß sehr hohen Preise nur geringe Verbreitung finden kann, so haben sich die Verleger in dankenswerter Weise entschlossen, eine Auswahl der Bilder herauszugeben, um diesen Schatz weitesten Kreisen und vor allem der heranwachsenden Jugend des deutschen Volkes zugänglich zu machen. In der Tat wird man nicht leicht ein so schön und zugleich so naturwahr illustriertes Buch finden — ganz abgesehen von dem geradezu erstaunlich billigen Preise. Nur diese Art der Bilder vermag die Landschaft mit allen ihren Reizen des Lichts und der Farbe festzuhalten und das fremdartige Volksleben in all seiner Echtheit wiederzugeben. So ist es dem Herausgeber auch ermöglicht worden, fast alle Seiten der Landes- und Volkskunde unserer Kolonien zu veranschaulichen.

W. Scheel, dem wir schon zwei gute Aufsatzsammlungen, „Deutschlands Seegeltung" (Halle 1905) und „Deutsche Kolonien" (Berlin 1907), verdanken, behandelt nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung in acht Abschnitten die einzelnen Kolonien. Er berichtet zunächst über Erwerbung und Entwicklung des betreffenden Gebietes und schildert dann dessen Bodengestaltung und Bevölkerung; besonders hebt er auch die bisherige Produktion und die weiteren Produktionsmöglichkeiten in den verschiedenen Ländern hervor. Die Darstellung ist schlicht und sachlich, klar und anschaulich; sie benutzt die besten Quellen, vor allem auch die dem Reichstag vorgelegten Denkschriften, und wird häufig durch eingeflochtene Berichte von Augenzeugen belebt. Das Buch ist aufs wärmste zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der Ober- und Mittelklassen höherer Schulen zu empfehlen; nicht weniger ist es als Geschenk oder als Prämie geeignet, und auch für den Lehrer wird es sich als brauchbares Hilfsmittel erweisen. — Hoffen wir mit dem Herausgeber, daß dank dem schönen Werke „das Interesse für das überseeische Deutschland sich immer mehr ausbreiten und bei unserer Jugend besonders sich in tätige Mitwirkung und Mitarbeit auf dem Gebiete deutscher Kolonisation umsetzen wird".

Charlottenburg. Rudolf Wessely.

---

1) **Johann Schneider, Geometrie leicht gemacht! Ein Lehr- und Übungsbuch der Geometrie.** Mit 150 Figuren. Bamberg 1911, C. C. Buchners Verlag. II und 113 S., geb. 1,80 ℳ.

Der Verfasser verfolgt mit seinem Buch einen doppelten Zweck:

Digitized by Google

einerseits will er dem Schüler in ihm ein kurzes Repetitorium der Geometrie liefern und andererseits ein Übungsbuch, mit dessen Hilfe der Schüler leicht und sicher in den Geist der Mathematik einzudringen vermag.

Dem ersteren Zweck dient im wesentlichen das erste Kapitel, in dem die wichtigsten Sätze der Geometrie ohne Beweis, doch mit Erläuterungen des Inhaltes zusammengestellt sind. Der größte Teil des Buches ist der Lösung der zweiten Aufgabe, den Schüler in die mathematische Denk- und Arbeitsweise einzuführen, gewidmet. Um den Schüler mit dem Wesen des geometrischen Beweises bekannt zu machen und ihn zum selbständigen Beweisen von Lehrsätzen zu erziehen, stellt der Verfasser eine Reihe von allgemeinen Anweisungen und Regeln für das Beweisen zusammen und führt dem Schüler vollständige Beweise von 20 Lehrsätzen nach dem Euklidischen Schema als Musterbeispiele vor. In ähnlicher Weise verfährt er, um die Fähigkeit, Konstruktionsaufgaben zu lösen, zu wecken und auszubilden. Auch hier werden zuerst allgemeine Anleitungen gegeben und dann Aufgaben in mustergültiger Form gelöst. Und zwar werden im 4. Kapitel Dreieckskonstruktionen mit rein geometrischer Lösung, im 5. Kapitel Aufgaben mit algebraischer Analysis und im 6. Kapitel Verwandlungs- und Teilungsaufgaben behandelt. Weiteren Übungsstoff bringt der Anhang in Aufgaben, denen die Lösung nicht beigefügt ist.

Das Buch ist für den Schüler einer höheren Lehranstalt bestimmt, soll also den mündlichen Unterricht unterstützen und ergänzen. Wenn nun der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, die Erwartung hegt, daß der Schüler bei sorgfältiger Benutzung dieses Buches sich ohne Schwierigkeiten, ja fast spielend in den Geist der Mathematik hineinleben werde, so ist diese Erwartung nur unter der Voraussetzung berechtigt, daß der Schüler einen gediegenen Anfangsunterricht in der Geometrie genießt. Denn gerade zur Überwindung der Schwierigkeiten, die der geometrische Unterricht im Anfang für viele Schüler besitzt und die in erster Linie ihren Grund darin haben, daß oft nicht die nötige Rücksicht auf die Empfänglichkeit des jugendlichen Geistes genommen wird, daß das Tempo, in dem von der propädeutischen, ganz auf Anschauung beruhenden Behandlungsweise übergegangen wird zum wissenschaftlichen Betrieb ein schnelleres ist als dasjenige, in dem der Geist des Schülers sich entwickelt, wird dies Buch nicht sehr viel beitragen. Winke und Ratschläge wie die folgenden: „Um den eigentlichen Beweis zu führen, hat man in erster Linie alle Teile der Voraussetzung zu benützen, d. h. man nimmt eine Voraussetzung nach der anderen her und zieht aus derselben Schlüsse, die meist ganz einfacher Natur sind und die man sicherlich in jedem beliebigen Augenblick im Kopfe gegenwärtig hat“, oder „Bei einer überaus großen Zahl von geometrischen Beweisen kommt die Kongruenz der Dreiecke in Anwendung. Handelt es sich um die Kongruenz, so hat man nichts weiter zu tun als die drei Stücke zusammenzusuchen, in denen die fraglichen Dreiecke übereinstimmen“ werden wenig dazu beitragen,

Digitized by Google

einem Schüler, dem das Wesen eines Beweises noch verschlossen ist, der die Notwendigkeit eines solchen noch gar nicht einsieht, das Verständnis für das Euklidische Beweisschema zu erschließen. Dies wird nur ein Unterricht erzielen, der entsprechend den Forderungen der Reformbewegung einen Lehrgang einschlägt, der dem natürlichen Entwickelungsgang des jugendlichen Geistes angepaßt ist und der, wie Höfler in seiner Didaktik fordert, den künstlichen logischen Apparat nicht als etwas Starres, fertig Gegebenes von vornherein dem Schüler und dem Gegenstand aufnötigt, sondern den Schüler erst allmählich zum Verständnis vordringen läßt, daß und wie der jeweilige Stoff von selber nach einer strengen Form verlangt.

Das vorliegende Buch wird demnach dem Schüler die erste Einführung in den wissenschaftlichen Betrieb nicht wesentlich erleichtern, wird aber von demjenigen, der bereits die ersten Schwierigkeiten überwunden hat, mit Vorteil benutzt werden können; das Durcharbeiten des gut gewählten und meisterhaft bearbeiteten Übungsstoffes wird nicht wenig zur Erläuterung und Befestigung der Theorie beitragen und in wirksamer Weise zu selbständiger Tätigkeit anregen.

2) Richard Suppantschitsch, Lehrbuch der Geometrie. Trigonometrie und analytische Geometrie. Für die VI. bis VIII. Klasse der Gymnasien und Realgymnasien. Mit 176 Figuren im Text und 795 Fragen und Aufgaben. Wien 1912, F. Tempsky. 294 S. geb. 4 *K* 40 *h*.

Das vorliegende Lehrbuch der Geometrie, welches den Abschluß der für Gymnasien und Realgymnasien bestimmten Ausgabe des mathematischen Unterrichtswerkes von Suppantschitsch bildet, gehört zu den ausführlicher gehaltenen Lehrbüchern der Mathematik, in denen nicht bloß die Ergebnisse des Unterrichts in knapper Form dargestellt werden, sondern in denen auch die Gedankengänge, durch die jene Ergebnisse erzielt werden, ausführlich angegeben werden. Indessen erstreckt sich die ausführliche Darstellung in diesem Buche nicht in gleicher Weise auf alle seine Teile, ausführlich ist das Buch besonders an denjenigen Stellen, an denen es sich darum handelt, die Grundlage für das Verständnis eines neuen, bedeutsamen Begriffes oder auch einer neuen Betrachtungsweise zu legen. Eine weitere Eigentümlichkeit des Buches besteht darin, daß in dem hier entwickelten Lehrgang das Hauptgewicht darauf gelegt ist, den Schüler zu einem möglichst klaren Verständnis der grundlegenden Begriffe, Sätze oder Regeln zu bringen, dagegen der eigentliche Lehrstoff in weitgehender Weise beschnitten oder als Übungsstoff behandelt ist.

Die Einführung des Begriffes der trigonometrischen Funktion wird vorgenommen im Anschluß an eine bestimmte der Praxis entnommene Aufgabe und erfolgt derart, daß der Schüler von vornherein ihren Zweck klar und deutlich erkennt. Wie in den meisten Schulbüchern erfolgt die erste Definition der trigonometrischen Funktion

Digitized by Google

für Winkel des rechtwinkligen Dreiecks, und zwar erscheint hier als erste Funktion die Tangente. Der ersten Definition folgt diejenige für den Einheitskreis, zunächst nur für spitze Winkel. Bei der Betrachtung des Verlaufes der Funktionen wird ihr graphisches Bild verwertet. Die gewonnenen Beziehungen werden sofort zur Auflösung des rechtwinkligen und gleichschenkligen Dreiecks und des regulären Vielecks wie zur Lösung von Aufgaben aus der Praxis der Feldmeßkunst benutzt.

Die Behandlung der Aufgabe, den Inhalt eines Dreiecks, trigonometrisch auszudrücken, zeigt dem Schüler die Veranlassung und das Bedürfnis nach einer Erweiterung der bisherigen Definitionen und läßt ihn erkennen, aus welchem Grunde diese Erweiterung so und nicht anders erfolgt, so daß der Anschein jeglicher Willkürlichkeit vermieden wird. Die jetzt aufgestellten Definitionen erfolgen am Einheitskreis, bei den sich hieran anschließenden Betrachtungen werden die graphischen Darstellungen in ausgedehntem Maße ausgenützt. Die Ableitung der bekannten Relationen erfolgt meistens in der gebräuchlichen Weise, beschränkt sich aber, wie schon angedeutet, auf die wichtigsten Beziehungen.

Auch in dem vorletzten der Trigonometrie gewidmeten Abschnitt, die trigonometrische Auflösung des beliebigen Dreiecks betreffend, kommt die Eigentümlichkeit des Buches, das Hauptgewicht auf die Klarlegung der grundlegenden Gedanken zu legen, dadurch recht zur Geltung, daß hier nur die grundlegenden Formeln und Aufgaben, diese aber in Ausführlichkeit erörtert werden, dagegen die Behandlung der zahlreichen gekünstelten Aufgaben über Auflösung eines Dreiecks aus mittelbaren Bestimmungsstücken zugunsten von solchen Aufgaben, in denen die Trigonometrie auf andere Gebiete angewandt wird, beschränkt werden. Nähere Betrachtungen der trigonometrischen Funktionen und ihre Anwendungen zur Lösung von quadratischen Gleichungen wie zur Darstellung der komplexen Zahlen nebst geschichtlichen Bemerkungen beschließen den äußerst durchsichtigen, für den Schüler leicht verständlichen und geschickt entworfenen Lehrgang der Trigonometrie.

Nach denselben Grundsätzen wie die Trigonometrie ist auch die analytische Geometrie abgefaßt und hat eine strengere Behandlung erfahren als in den meisten Schulbüchern. Die Kegelschnitte sind entsprechend ihrer Bedeutung sowohl synthetisch als analytisch dargestellt.

Die dem theoretischen Lehrgang angehängten Aufgaben bilden ein reichhaltiges und wertvolles Übungsmaterial; sie sind in zwei Gruppen gegliedert, von denen diejenigen der zweiten Gruppe für Vorgeschrittene bestimmt sind. Innerhalb jeder Gruppe sind die Aufgaben nach den verschiedenen Abschnitten des Lehrganges geordnet, so daß die Benutzung dieser Sammlung recht bequem ist.

Das Buch ist für österreichische Gymnasien und Realgymnasien bestimmt, wird aber auch an reichsdeutschen Schulen mit Vorteil

Digitized by Google

benutzt werden können. Allen Lehrern, die ausführlich gehaltene Lehrbücher bevorzugen, sei es auf das wärmste empfohlen.

Belgard. Alb. Salow.

A. Thaer und R. Rouwolf, Rechenbuch für Vorschulen höherer Lehranstalten. 1. Heft: 83 S. 8. 0,80 ℳ. 2. Heft: 93 S. 8. 0,90 ℳ. 3. Heft: 100 S. 8. 1 ℳ. Breslau 1911, Ferdinand Hirt.

Durch dieses Rechenbuch für die Vorschule ist das neu von Thaer bearbeitete mathematische Unterrichtswerk von Kambly vollständig geworden. Es ist ebenso wie das hier angezeigte Rechenbuch für höhere Schulen von Thaer und Rouwolf neu bearbeitet, da die von Kambly herausgegebenen Lehrbücher kein Rechenbuch enthielten. Die Prinzipien, nach denen der Lehrgang durch die Aufgaben aufgebaut wird, erscheinen mir durchaus praktisch und geeignet, ausgezeichnete Erfolge bei den Anfängern zu erreichen. Die Verfasser wollen durch den Rechenunterricht in der Vorschule eine sichere Grundlage für den weiteren Unterricht schaffen, und sind überall bemüht, nach allen Seiten hin durch ihre Aufgaben die unerläßliche Sicherheit zu erreichen und unnötige Erweiterung des Pensums zu vermeiden; denn die Vorschule habe im Rechnen nicht nötig, das Sextapensum zu erledigen, sondern nur vorzubereiten. Dementsprechend sind größere Aufgaben durchaus vermieden, diese sollen erst in Sexta, wo die erreichte Fertigkeit es erlaubt, vorgelegt werden. Deshalb gehen auch die Verfasser ziemlich spät an die schriftliche Auflösung von Divisionsexempeln, die ja immerhin den kleinen Schülern die größte Schwierigkeit darzubieten imstande sind. Recht wertvoll finde ich die sehr häufig aufgestellten Reihenbildungen bei der Addition und der Subtraktion, die durch vorwärts und rückwärts Zählen mit verschiedenen Zahlen nicht nur große Fertigkeit in diesen Rechnungsarten, sondern auch eine gründliche Kenntnis von dem Aufbau des Zehnersystems bezwecken. Verhältnismäßig spät gehen die Verfasser zur schriftlichen Fixierung der Aufgaben und der Resultate über; das halte ich für gut, weil so ohne Beschäftigung der Hand das eigentliche Rechnen mehr zur Geltung kommt, natürlich aber unter Vorlegung der gedruckten Aufgabe. Nicht glücklich gewählt finde ich auch hier bei der Subtraktion: für 15—9 „von 9 bis 15", und noch weniger bei der Multiplikation für 20.3 „20 mit 3" zu sagen. Die Ausstattung der Hefte ist ganz vorzüglich.

Berlin. A. Kallius.

---

1) Georg Worgitzky, Lebensfragen aus der heimischen Pflanzenwelt. Biologische Probleme. Mit 15 schwarzen und 8 farbigen Tafeln sowie 70 Textfiguren. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VIII und 295 S. 8. geb. 7,80 ℳ.

Unsere Naturbetrachtung — so sagt der Verfasser im Vorwort — hat eine völlige Wandlung erfahren, sie steht allenthalben im Zeichen

Digitized by Google

der Biologie. Überall erheben wir die Frage nach dem Warum, nach den Beziehungen der Form zu den Bedingungen der Umgebung, nach dem Wesen und den Ursachen des Lebens. So leicht es verhältnismäßig bei tierischen Organismen gelingt, wenigstens für einige dieser Fragen eine Antwort zu finden, so spröde erweist sich hierin die Pflanze. Zwar atmet sie, nimmt Nahrung auf und wächst wie wir, um sich später zu vermehren und zu sterben wie wir; aber über diese äußerlichen Analogien hinaus treten uns tiefe Wesensunterschiede entgegen, die Einsicht und Verständnis erschweren und vielfach der Wissenschaft noch jede sichere Erklärung versagen. Den Naturfreund in solche Fragen einzuführen, ihn überhaupt auf ihr Vorhandensein und damit auf das wahrhaft Geheimnisvolle im Leben und Weben der Pflanzennatur hinzuweisen, ist die Aufgabe, die sich das vorliegende Buch gesteckt hat.

Und wie ist die Ausführung gelungen! In glänzenden und doch in jeder Beziehung sachlichen Schilderungen weiß der Verfasser in die allerverschiedensten biologischen Probleme einzuführen und seine Darlegungen durch prächtige Abbildungen zu erläutern. Gar viele Tatsachen deutet er uns, wenn er auch bei manchen Dingen sein Nichtwissen bekennt und zeigt, daß noch immer tausend Rätsel bestehen, die auch in Zukunft nur zum Teil eine Lösung werden finden können. Hier weist er auf die mangelnde Ortsbewegung der Pflanzen, die geringeren Kraftverbrauch hervorruft, als Grund der geringen Wärmeerzeugung hin. Dort erörtert er das Auftreten des Anthozyans, das wahrscheinlich nicht so sehr ein Mittel ist, Sonnenlicht in Wärme umzusetzen, als ein Anzeichen, ein Zwischenprodukt gesteigerter Atmung, also erhöhter Wärmebildung. An anderer Stelle zeigt er, daß die Blütenstände der Wolfsmilch einen Übergangszustand darstellen von den eingeschlechtigen Blütenständen der Windblütler zu den Zwitterblüten der insektenblütigen Pflanzen. Die Betrachtung der Kornrade führt zu interessanten Ausführungen über das Zusammenleben und die ursprüngliche Heimat dieser und anderer Pflanzen sowie über klimatische Änderungen. Das Zurückgehen der Wasserpest in Europa nach anfangs übermäßigem Wuchern wird erklärt mit dem Mangel der Auffrischung durch geschlechtliche Fortpflanzung; es kommen ja nur weibliche Exemplare dieser Pflanze hier vor. Die merkwürdige Bildsamkeit so mancher Pflanzen — Wasserpest, Löwenzahn — wird dargelegt. Sie bietet neue Rätsel, da beim Löwenzahn die geschlechtliche Fortpflanzung nur eine geringe Rolle spielt, vielmehr die zahllosen Samenanlagen sich meist ohne Befruchtung zu Keimlingen entwickeln.

Ein paar Kleinigkeiten sind mir aufgefallen. S. 44 steht: die eigenartige Stellung der Narbe (der Vinca minor) über den Staubbeuteln. Die Abbildung S. 43 zeigt aber die Narbe etwas tiefer stehend als die Beutel. S. 199 sind beim Laichkraut die Blüten als vorstäubend bezeichnet, nachdem eben gesagt ist: die eigene Ähre hat während der

Digitized by Google

Narbenreife noch keinen Pollen. Es muß natürlich nachstäubend heißen.

Das Werk ist nach Inhalt, Form und Ausstattung jedem Naturfreunde und ganz besonders dem Lehrer der Pflanzenkunde warm zu empfehlen.

2) H. Sellheim, Tiere des Waldes. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und zwei Tafeln. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. X und 182 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Gar viel weiß der Verfasser uns zu sagen von den Tieren des Waldes und ihrem Leben. Er spricht von allerlei Jagd im Sommer und im Winter, erzählt vom Schrei des Hirsches, von seinem Geweih und von dem seiner Verwandten. Er deutet Fährten und Spuren wie die Zeichen der Schädigung durch Insekten und andere Tiere. Gute Abbildungen unterstützen die fesselnden Schilderungen. Überall tritt der erfahrene Forstmann zutage. Er weiß den Standpunkt desselben dem Spaziergänger näher zu bringen und ihn zu verteidigen, wo beide in Konflikt geraten. Mit Recht tadelt er mancherlei Unart, die sich im Walde breit macht, mag sie aus Unkenntnis oder Unachtsamkeit entspringen. In erfreulicher Weise spricht er sich schon in der Einleitung scharf gegen die unvernünftige Ausrottung nur bedingt schädlicher Tiere aus, die, wie Marder und Wiesel, der übermäßigen Vermehrung von schlimmeren Schädlingen steuern, hält es sogar für falsch, so schädliche Tiere, wie Wanderfalk, Reiher, Kormoran, völlig abzuschießen, da mit ihnen manch prächtiges eigenartiges Bild dem Walde fehlen würde. Er ist ein Gegner der übertriebenen Waldpflege, die nur absolut gleichmäßige Bestände duldet, die jeden hohlen Stamm niederschlägt, wenn er auch als Brennholz kaum noch Wert hat, aber dem Höhlenbrüter die seltene Nistgelegenheit bietet. Solch Vorgehen, so glaubt er, dient nicht dem Vorteil des Waldes, in letzter Linie auch nicht dem Vorteil seines Besitzers.

Daß der Frosch (S. 97) als Amphibie (besser Amphibium) keine eigene Körperwärme hat, sie vielmehr nur aus der Umgebung empfängt, ist freilich nicht richtig. Auch der Körper der wechselwarmen Tiere erzeugt so viel Wärme, daß seine Temperatur sich über die der Umgebung um ein Geringes erhebt. Irrtümlich ist auch die Bezeichnung der Mundteile der weiblichen Stechmücke auf S. 98 in der Figur 46.

3) O. Janson, Skizzen und Schemata für den zoologisch-biologischen Unterricht. Zugleich zum Gebrauch für Studierende der Naturwissenschaften. Mit 75 mehrfarbigen Tafeln. Leipzig u. Berlin 1912, B. G. Teubner. IV u. 46 S. 8. In Mappe 10 ℳ.

Die Zoologie ist der Botanik gegenüber im biologischen Unterrichte insofern in großem Nachteil, als sie nur in den seltensten Fällen das Beobachtungsmaterial jedem der Schüler in die Hand geben kann.

Digitized by Google

Oft ist solches Material gar nicht zu beschaffen, und man ist mehr oder weniger auf Wandtafeln und Lichtbilder angewiesen. Da ist es besser, wenn der Lehrer es selbst versteht, das Bild vor den Augen der Schüler in einfacher Linienführung entstehen zu lassen und letztere es dann nachzuzeichnen versuchen. Daher hat der Verfasser auf 75 Tafeln Schemata und Skizzen zusammengestellt, die in wenigen charakteristischen Linien die Hauptsache scharf hervorheben und alles Nebensächliche fortlassen oder nur eben andeuten sollen. Der Gebrauch verschiedener Farben dient der Deutlichkeit und Übersichtlichkeit der Zeichnungen. Auf 46 Seiten ist eine kurze Erläuterung zu den Tafeln gegeben.

Die gut wiedergegebenen Skizzen sind eine ausgezeichnete Anleitung für das Zeichnen der zoologischen Objekte und können auch erfahreneren Lehrern bei der Vorbereitung gute Dienste leisten. Sie enthalten freilich so manches, das für die Schule kaum in Frage kommt, und bringen viele Einzelheiten, deren Behandlung wenigstens in den Unter- und Mittelklassen der höheren Schulen nicht möglich ist. Doch werden auch diese eingehenderen Skizzen der Absicht des Verfassers gemäß dem Studierenden der Naturwissenschaften viel Anregung und Nutzen bringen.

4) F. Wigand, Mikroskopisches Praktikum. Eine leicht faßliche Anleitung zur botanischen und zoologischen Mikroskopie. Mit zahlreichen Abbildungen. Godesberg-Bonn 1912, Naturwissenschaftlicher Verlag. 156 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Die Schrift enthält zuerst eine Beschreibung des Mikroskops und eine Anweisung zum Gebrauche desselben, dann eine Anleitung zur Herstellung von Präparaten, auch Dauerpräparaten, wobei Härtung, Färbetechnik u. dgl. in klarer Weise erläutert werden. Ein Verzeichnis der notwendigen Reagentien und Farbstoffe ist angefügt. Dann geht der Verfasser der Reihe nach ein auf die mikroskopische Untersuchung der Samenpflanzen, der Sporenpflanzen, der tierischen Gewebe und der niederen Tiere. Die Auswahl ist reichhaltig und praktisch getroffen, die Darstellung verständlich und durch brauchbare Abbildungen erläutert. Wünschenswert wäre wohl die Angabe der Vergrößerung bei jedem Bilde. Doch auch ohne diese ist das Büchlein wohl geeignet, dem Liebhaber mikroskopischer Naturstudien bei seinen Untersuchungen gute Dienste zu leisten. Der Stil läßt freilich öfters zu wünschen übrig. Ein Beispiel für viele: S. 144 lesen wir: *Hausgrille, Heimchen (Gryllus domesticus), in Backstuben, Mühlen oder an gemauerten Öfen und Herden alter Bauerhäuser und ist kleiner und zierlicher als die Feldgrille.* Solche Sätze dürften nicht vorkommen.

5) Gustav Schneider, Lehrbuch der Anthropologie. Nach vornehmlich physiologischen und hygienischen Gesichtspunkten bearbeitet und auf zahlreiche Aufgaben und Versuche, die sich zu Schülerübungen eignen, gegründet. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VI u. 178 S. 8. geh. 2,80 *M*.

Der Verfasser will die Lebenserscheinungen des Körpers in den Vordergrund stellen, läßt daher die Anatomie gegen die Physiologie

Digitized by Google

etwas zurücktreten. Die Stoffbewältigung soll unterstützt werden durch die Selbsttätigkeit der Schüler, so daß dem Gedanken des Arbeitsunterrichts in weitgehendem Maße Rechnung getragen wird. Um ein eigenes Experimentieren der Schüler zu erleichtern, beginnt das Buch mit der Behandlung der Nahrungsmittel und geht von ihnen auf die Wachstumserscheinungen über, denen mit verhältnismäßig einfachen Meßmethoden beizukommen ist. Obwohl die anzustellenden physikalischen und chemischen Untersuchungen nur die allerelementarsten Kenntnisse voraussetzen, sollen doch nicht alle gestellten Aufgaben im Anthropologieunterrichte erledigt werden. Auch die biologischen, sogar die physikalisch-chemischen Schülerübungen sollen gelegentlich der Anthropologie Dienste leisten.

Schon die allerersten Aufgaben, die das Buch stellt — das Durchschnittsgewicht der Menge des täglich verzehrten Brotes, der gesamten täglichen Nahrung mit Einschluß der Getränke soll bestimmt werden, usw. — sind nicht so leicht und bequem zu lösen, daß die Mehrzahl der Schüler damit fertig wird. Aufgabe 36: Stelle jedes Jahr an deinem Geburtstage deine Körperlänge, dein Gewicht usw. fest, erstreckt sich über eine so lange Zeit, daß schon daran die Ausführung scheitern muß. Ähnlich steht es mit anderen Dingen. Was geboten wird, ist stets interessant und anregend, und der Lehrer wird das Buch mit großem Vorteil benutzen. Für den Gebrauch des Schülers dagegen ist es weniger geeignet.

Seehausen i. A. M. Paepper.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. H. Rehm, Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 67 S. 1,60 M. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden Band IV Heft 1.)

2. K. Scheid, Vorbereitungsbuch für den Experimentalunterricht in Chemie. Mit 233 Figuren und zahlreichen Tabellen. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 620 S. Lex.-8. 13 M, geb. 14 M.

3. Der Schleier der Tanit, ein Kampf um Karthago. Nach Flauberts 'Salambô' für die reifere Jugend bearbeitet von August Niemann. Mit 4 Vollbildern von A. Rolof. Berlin, Verlag 'Berlin—Wien'. 360 S. geb. 5 M.

4. On the Terminology of Grammar being the Report of the joint Committee on grammatical Terminology. Revised 1911. London 1911, John Murray. 40 S. 6 *d*.

5. A. Tortori, Antologia di Poesie Italiane con note esplicative compilata. Lipsia 1911, B. G. Teubner. 178 S. kl. 8. geb. 3 M.

6. A. Waldeck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik nach den neuen Lehrplänen. Dritte, verbesserte Auflage. Halle a. S. 1911, Waisenhaus. VIII u. 224 S. 3,50 M.

7. O. Weise, Kurzer Abriß der Logik und Psychologie für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 30 S. 0,50 M.

8. Th. Ziehen, Das Verhältnis der Herbarthschen Psychologie zur physiologisch-experimentellen Psychologie. 2. Auflage. Berlin 1911, Reuther & Reichard. IV u. 88 S. 1,80 M.

9. Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland usw. herausgegeben von F. Klein.

a) E. Jahnke, Die Mathematik an Hochschulen für besondere Fachgebiete. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 55 S. gr. 8. kart. 1,80 M.

b) E. Timmering, Die kaufmännischen Aufgaben im mathematischen Unterricht der höheren Schulen. Mit 5 Figuren. Ebenda. 45 S. gr. 8. kart. 1,60 M.

c) J. Wirz, Der mathematische Unterricht an den höheren Knabenschulen sowie die Ausbildung der Lehramtskandidaten in Elsaß-Lothringen. Ebenda. 58 S. gr. 8. kart. 1,80 M.

d) A. Thaer, N. Geuther, A. Böttger, Der mathematische Unterricht in den Gymnasien und Realanstalten der Hansastädte, Mecklenburgs und Oldenburgs. Ebenda. 93 S. gr. 8. kart. 2 M.

Digitized by Google

10. Erlebtes und Erschautes. Herausgegeben von der freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. geb. 1,80 ℳ.

a) F. Etzin, Aus deutscher Ritterzeit. Götz von Berlichingen, Hans von Schweinichen, Eigene Berichte ihres Lebens und ihrer Taten. Die Herren von Zimmern. 221 S.

b) P. Schneider, Im Reiche der Azteken. Die Eroberung Mexikos durch Ferdinand Cortez nach den Berichten des Eroberers. 206 S.

c) W. F. Burr, Durch das tropische Südamerika. Aus Alexander von Humboldts Berichten über seine Reise in Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. 261 S.

d) G. Krügel, Aus dem großen Krieg. Schilderungen und Berichte von Augenzeugen. 198 S.

11. Photographien als Ansichtspostkarte. Verlag von Susanne Homann, Darmstadt, Bismarckstr. 21, Werkstätte für moderne Lichtbildkunst.

a) Urwaldriesen aus dem Reinhardswald bei Kassel. 2 ℳ.

b) Geographische Bilder aus der oberrheinischen Tiefebene und dem rheinischen Schiefergebirge. 2,50 ℳ.

c) Die oberrheinische Tiefebene (wirtschaftsgeographisch). 2,50 ℳ.

d) Das rheinische Schiefergebirge (wirtschaftsgeographisch). 2,50 ℳ.

12. J. Weidgen, Kritische Bemerkungen zu Sophokles. Progr. Kaiserin Augusta-Gymnasium in Coblenz 1911. 14 S.

13. G. Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Knaben. II. Teil: A. Übungsbuch. Mit 25 Abbildungen, 1 Karte und 1 Plan. Siebente Auflage. Wien 1911, F. Tempsky. VI u. 166 S. geb. 2,50 ℳ.

14. F. W. Wright, Studies in Menander. A Dissertation presented to the Faculty of Princeton University. Baltimore 1911. 109 S. Lex.-8.

15. Xenophons Kyrupädie, ins Deutsche übertragen und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von C. Wogte. Leipzig o. J., Philipp Reclam jun. 431 S. 1,20 ℳ.

16. F. Enriques, Fragen der Elementargeometrie. Aufsätze von Amaldi, Beroni usw. 1. Teil: Die Grundlagen der Geometrie. Mit 144 Figuren. Deutsche Ausgabe von H. Thieme. Leipzig 1911, B. G. Teubner. X u. 366 S. geb. 10 ℳ.

17. W. Erler, Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung. Zum Gebrauche in der Prima. 7. Auflage von M. Zacharias. Mit 31 Figuren. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 66 S. 1,50 ℳ.

18. H. Fehse, Englisches Lehrbuch. Erster Teil nach der direkten Methode. Fünfte Auflage. Mit 1 Münztafel, 1 Karte usw. Leipzig 1911, Rengersche Buchhandlung. IX u. 316 S. geb.

19. R. Geigel, Die Wärme. Mit 4 Tafeln und 32 Zeichnungen. Leipzig o. J., Philipp Reclam jun. 191 S. geb. (Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von S. Günther, 10. Band.)

20. A. Goethe, Die Alkestis des Euripides als Schullektüre. Progr. Marienstifts-Gymn. Stettin 1911. 17 S.

21. A. Ipfelkofer, Deutsches Lesebuch für die 6. Klasse der bayerischen Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Nürnberg 1911, Friedrich Korn. VIII u. 192 S. geb.

Digitized by Google

22. A. Kirchhoff, Schulgeographie, 21. Auflage von F. Lampe. Mit 40 Figuren. Halle a. S. 1911, Buchhandlung des Waisenhauses. VIII u. 379 S. geb. 3 ℳ.

23. K. Kuchtner, Vier Bücher an C. Herennius über die Redekunst. Ins Deutsche übertragen. München 1911, Eduard Pahls Verlag. 156 S.

24. H. F. Müller, Analyse der Schrift περὶ ὕψους. I. Progr. des Gymn. zu Blankenburg a. H. 1911. 39 S. (Leipzig, Gustav Fock.)

25. A. Rosikat, Individualität und Persönlichkeit. Ein Klärungsversuch. Leipzig 1911, Krüger & Co. 87 S. 1,20 ℳ.

26. O. Schroeder, Euripidis Cantica. Fragmento Grenfelliano adiecto digessit O. S. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1910. VI u. 196 S. 4 ℳ, geb. 4,40 ℳ.

27. Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Zweite Reihe. Zweite Auflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 142 S.

28. Shakespeare, The Merchant of Venice. Edited by F. W. Moorman with the Assistance of G. H. Sander. Leipzig 1911, B. G. Teubner. Text 90 S. Notes 56 S.

29. Carnegie, Empire of Business (Selections). Edited by H. C. A. Carpenter with the Assistance of H. Lindemann. Ebenda. Text 96 S. Notes 60 S.

30. A. Siegmund, Zur Kritik der Tragödie Octavia (Fortsetzung und Schluß). Progr. Böhm.-Leipa 1911. 31 S.

31. H. Souvageol, Petrarka in der deutschen Lyrik des XVII. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Literatur in Deutschland. Diss. Leipzig 1911. 85 S. gr. 8.

32. M. Tangl, Das Leben des Bischofs Benno II von Osnabrück von Norbert Abt von Iburg. Nach der neuen Ausgabe der Monumenta Germaniae in den Scriptores rerum Germanicarum übersetzt. (Band 91 der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.) Leipzig o. J., Dyk'sche Buchhandlung. XVIII u. 65 S. nebst 85 S. ausführliches Namen- und Sachregister zu Band 1—90.

33. F. Teetz, Aufgaben für mittlere und obere Klassen aus Uhlands Gedichten. 2 Teile in 2. Auflage. Leipzig 1911, W. Engelmann. 90 u. 110 S.

34. E. Ulbricht, Grundzüge der Geschichte des Mittelalters. Vierte Auflage von G. Rosenhagen. Meißen 1911, H. W. Schlimpert. XIII u. 164 S. geb.

35. H. Vogt, Geometrie und Ökonomie der Bienenzelle. Breslau 1911, Trewendt & Granier. 68 S. mit vielen Tafeln. 8. 3 ℳ.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Eine Streitschrift aus dem Jahre 1788 über den Wert der alten Sprachen.

Im XI. Band der „Berlinischen Monatsschrift“ vom Jahre 1788 befindet sich ein Aufsatz des Geheimen Kanzleisekretärs Rehberg aus Hannover, der die Überschrift trägt: „Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höheren Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentlichen Gelehrten allein überlassen werden?“

In den 123 Jahren, die seit dieser Frage verflossen sind, hat man die Antwort noch nicht gefunden, sondern der Kampf dafür und dagegen ist heute noch lebhafter als damals. Der Verfasser des Aufsatzes, Rehberg, erklärt sich für die Beibehaltung der alten Sprachen als Grundlage des Jugendunterrichts. Die Gründe, die er anführt, sind die üblichen, allmählich allbekannt gewordenen. Ihretwegen hat der Aufsatz kaum noch Wichtigkeit für uns; wohl aber ist er ein wichtiges Dokument für die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Er zeigt uns, aus welchen Beweggründen man damals gegen eine bedeutende Opposition das alte Gymnasium beibehielt und neu belebte.

Da die „Berlinische Monatsschrift“ vom Jahre 1788 nicht jedem, der sich dafür interessiert, zur Hand ist, möchte ich den Gedankengang des Aufsatzes wiedergeben und die wichtigsten Stellen wörtlich anführen; im Auszug würden die Gedanken Rehbergs viel von ihrem Reiz verlieren.

Zunächst läßt Rehberg seine Gegner zu Worte kommen, indem er sie die Ansichten aussprechen läßt, die er bekämpfen will. „Es ist eine wahre Pedanterei, sagen sie. Das ist, eine unzweckmäßige, mehr nach einer eingeschlichnen Vorschrift als nach dem wahren Bedürfnisse der Zeiten abgemessene, Gewohnheit, einen sehr beträchtlichen Theil der Jugendjahre, mit Erlernung nicht allein fremder, sondern sogar ausgestorbener Sprachen zuzubringen, deren Kenntnis im übrigen Leben so wenige Anwendung findet. Todte Worte beschäftigen unsre Jugend statt der Natur die uns umgiebt, welche die Neugier des verständigen Wesens zuerst reizt, und der Gegenstand seiner künftigen Wirksamkeit

Digitized by Google

sein wird. Bekanntschaft mit fremden Sitten, Gebräuchen, Verfassungen. Denkungsarten die nirgends mehr existieren, und nirgends mehr angewendet werden können, beschäftigen den Jüngling, statt der Kenntnis seiner Mitbürger, der Verfassung und Geschichte seines eignen Volkes, So wird er zu Hause als ein Fremdling erzogen, bis er selbst in die Reihe der Bürger eintritt, und mit einem für ganz andere Zeiten und Lagen gebildeten Kopfe anfängt, ganz schief zu handeln. Er entdeckt, daß er andrer Kenntnisse und ganz andrer Bildung bedarf, wenn es schon zu spät ist, sie zu erwerben". (S. 105/106.) Diese Gründe scheinen auf Rehberg immerhin einigen Eindruck gemacht zu haben, da er sie „ein sehr scheinbares Räsonnement" nennt.

Seine Polemik beginnt er mit der Überlegung, welchen Schichten der Bevölkerung überhaupt die klassische Bildung zu teil werden solle. Bürger und Bauer möchte er von einer höheren geistigen Bildung ausschließen. „Der größeste Haufen von Menschen ist zunächst dazu bestimmt, seinen eignen und andrer Unterhalt durch solche Beschäftigungen zu erwerben, die immer mechanisch bleiben, sie mögen auch noch so sehr verfeinert werden. Er muß also dieser Bestimmung, oder der Vorbereitung dazu, so frühe übergeben werden, als es die körperliche Ausbildung verstattet". (S. 107.) „Man wird also die Schulen für den Landmann und Bürger nach andern Zwekken einrichten, und in ihnen selbst die Kenntnisse, welche diesen Ständen mit den höhern gemein sind, nach einem andern Zuschnitte behandeln müssen, als in dem Unterrichte dieser letztern". (S. 108.)

Dann geht Rehberg dazu über, nachzuweisen, weshalb die obere Schicht des Volkes die Kenntnis der alten Sprache nicht entbehren könne. Zunächst spricht er von der Wichtigkeit der altsprachlichen Studien für die Religionswissenschaft.

„Unsere Religion ist in einem alten und fremden Volke zuerst gelehrt worden, und durch andere Völker, welche schon eigne und wissenschaftliche Bildung hatten, gegangen, ehe sie zu uns gekommen. Ohne Kenntniß der Sprachen, der Denkungsart, der Philolophie jener Völker, unter denen sie entstand, und durch deren Hände sie uns überliefert worden, ist also keine gründliche Kenntniß dieser Religion möglich. Eine solche gründliche Kenntniß können wir billig von jedem bestellten Lehrer verlangen. Wenn sein Beruf im gemeinen Leben sie nicht erfordert, und er sie auch nicht zu eigner Befriedigung nötig findet, so kann das Publikum sie ihm dennoch nicht erlassen". (S. 110/111.)

Darauf betont er die Wichtigkeit, welche das Lateinische für den Juristen hat.

„Unsere Rechte sind ganz auf Römisches Recht gegründet. Es ist nicht mehr die Frage: ob die alten Nationalrechte mit dem Römischen hätten vertauscht werden sollen. Dieses ist einmal da, und kann nicht eher verlassen werden, bis seine Stelle durch eine neue vollständige Gesetzgebung eingenommen wird: welche unendliche Schwierigkeiten zu überwinden hat". (S. 112.) „Eben so nothwendig als jene bleibt indessen fürs erste noch das Studium des römischen Rechts. Daß aber

Digitized by Google

eine gründliche Kenntniß desselben nicht allein aus dem Kompendium zu erhalten sei, sondern Bekanntschaft mit der Geschichte und den Begriffen der Römer erfordert, brauche ich wohl nicht zu beweisen. Und selbst die gewöhnlichste Kompendiumkenntniß ist nicht ohne eine gute Kenntniß der lateinischen Sprache möglich, da sich lateinische Begriffe nicht wohl anders als durch lateinische Sprache ausdrükken lassen". (S. 113.)

Rehberg gibt zu, daß für den Naturwissenschaftler und den Arzt die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen nicht eine ebenso unmittelbare Wichtigkeit besäße, weist aber auf die Schwierigkeiten, welche die Terminologie dem bereiten würde, der gar keine Kenntnisse in den alten Sprachen besitzt.

Nachdem Rehberg die einzelnen Berufsstände besprochen hat, versucht er einen andern Angriff zu entkräften, der bei uns allmählich gesiegt hat und zu der Errichtung der Realschulen geführt hat, nämlich den Vorwurf, daß das Gymnasium nicht genug praktisch verwertbare Kenntnisse vermittele. Er stellt die Ansichten seiner Gegner folgendermaßen dar. „Aber das giebt man allenfalls zu: für die Erlernung wissenschaftlicher Kenntnisse mag das Studium der alten Litteratur von dem größten Nutzen, ja unentbehrlich sein. Es scheint aber, als qualificire es sich eben dadurch nur zum Gegenstande des Unterrichts der eigentlichen Gelehrten, welche die Masse der Nationalkenntnisse vermehren und unterhalten sollen. Dahingegen ist bei weitem der größte Teil derer, welche man anitzt eine gelehrte Erziehung giebt, bestimmt jene Kenntnisse nur praktisch anzuwenden. Diesem größern Haufen ist nicht alles das nöthig, ja nicht einmal nützlich, was es für jene ist. In den allgemeinen Unterricht aber sollte nur Belehrung über Gegenstände aufgenommen werden, welche allgemein dem aufgeklärten Menschen interessant sind, und nicht bloß den Gelehrten. Man sollte also die sogenannten Realkenntnisse zu dem ersten und hauptsächlichsten Gegenstande des allgemeinen Unterrichts der höhern Stände machen, und den großen Haufen derer, die zu praktischen Geschäftsmännern bestimmt sind, von dem beschwerlichen Studium der alten Litteratur lossprechen". (S. 114/115.)

Hieran schließen sich Ausführungen über den Wert der formalen Bildung. Da gerade hierüber auch in unserer Zeit der Streit immer aufs neue entbrennt, und da es auch eine Frage von hervorragender Wichtigkeit ist, möchte ich die ganze Gedankenreihe wiedergeben.

„Denken ist überhaupt die Bestimmung des Menschen, nicht Wissen: man mag diese Bestimmung nehmen wie man will. Nicht allein die innere Würde des Menschen, auch die äußere Brauchbarkeit des Bürgers beruhet nicht auf der Masse der erworbenen Kenntnisse, sondern auf der Bildung der Denkkraft, durch welche er in den Stand gesetzt wird, seine Kenntnisse anzuwenden, und den Umständen gemäß zu handeln. Es ist also der gewöhnliche Gegensatz spekulativer und praktischer Köpfe nur in einem sehr eingeschränkten Sinne gegründet. Das Talent: allgemeine Wahrheiten in der Abstraktion

Digitized by Google

nicht nur einzusehen, sie zu verfolgen, zu entwickeln und vorzutragen, ist freilich sehr von dem Talente verschieden, das dazu erfordert wird, geschwind und sicher zu entscheiden, welche allgemeine Gesetze in vorliegenden Fällen Anwendung verstatten. Sie finden sich sogar nur sehr selten mit einander in einem Kopfe vereinigt. Es ist ein sehr gewöhnlicher Irthum nicht sowohl spekulativer Köpfe, als vielmehr praktischer, denen es an Theorie fehlt, und die fühlen, daß sie ihrer nicht entbehren können: daß man nur von dem gründlichen Studium der Theorie ausgehen dürfe, und wenn man diese vollständig im Kopfe habe, einer sichern Anwendung gewiß sein könne. Aber eben so wenig als die Theorie den Praktiker bildet, eben so wenig kann es sie entbehren. Die gründliche Einsicht und Geläufigkeit theoretischer Grundsätze ist es allein, welche dem Praktiker einen Faden giebt, um sich nicht in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu verlieren, unsichern und täuschenden Analogien zu folgen, und in beständige Widersprüche zu fallen. Wenige Kenntniß des Einzelnen, mit gründlicher Einsicht in den Zusammenhang desselben und in die Methode, ist unendlich mehr werth als die ausgebreitetste Kenntniß ohne Theorie. Denn die Einsicht in allgemeine Wahrheiten ist es eben, welche lehrt, einzelne Wahrheiten aufzusuchen und zu entdekken. Wenn man lieset, wie einige Schriftsteller, die auf Absonderung des gelehrten Standes von den praktischen Geschäftsmännern dringen, von den Wissenschaften reden; so sollte man glauben: die Theologie sei eine Formel, die eigener Prüfung gar wohl entbehren könnte; die praktische Rechtsgelehrsamkeit bestehe in der Fertigkeit, rechtliche Entscheidungen, die für alle möglichen Fälle vollkommen anpassend da liegen, in jeder Klagsache auszugeben; die Medicin sei ein Receptbuch, worin jedem Übel sein Mittel vorgeschrieben sei". (S. 116/117.)

„... Aber je weniger vom Menschen gefordert wird, desto weniger leistet er selbst von dem wenigen, was noch von ihm verlangt wird. (Von R. gesperrt gedruckt.) Und wer sollte die wenigen guten Köpfe aussuchen, die fähig sind, und die deswegen dazu bestimmt werden sollen, das höhere Ziel zu erreichen, das einem großen Haufen vorgestekkt werden muß, damit nur wenige darunter es erreichen? Wie mancher gute Kopf bildet sich aus, den man nicht dafür gehalten hätte".

„... Es ist überhaupt ein ganz falscher Grundsatz neuerer Erziehungsphilosophen, auf dem sie ein äußerst verderbliches und ganz irriges System gründen: daß Menschen bestimmen können und sollen, was aus dem Charakter und dem Kopfe eines jungen Menschen werden kann". (S. 119/120.)

„... Wenn nun die alte Litteratur die Grundlage unserer meisten wissenschaftlichen Kenntnisse ausmacht; so dürften wohl sehr wenige Ursache haben, sich die Zeit gereuen zu lassen, die sie in ihrer Jugend auf eine vernünftige Beschäftigung mit derselben verwandten. Täglich aber hat man Gelegenheit, von praktischen Geschäftsmännern, die sich über das ganz Gemeine nur etwas erheben wollen, klagen zu

Digitized by Google

hören, daß sie in dieser notwendigen Kenntniß der alten Sprachen versäumt worden. Die Frage über die Allgemeinheit des Studiums der alten Litteratur in den Schulen für höhere Stände heißt eigentlich so viel: Soll die Erziehung des großen Haufens dieser Stände darauf angelegt werden, jeden einigermaßen fähigen Kopf in den Stand zu setzen, sich nach dem Maße seiner Fähigkeiten in den Wissenschaften auszubilden, von denen er einige Kenntniß zu seinem Berufe nothwendig bedarf; oder sollen vielmehr dem unfähigsten Haufen, der gerade nur so viel zu lernen vermag, und zu lernen Lust hat, als er nothdürftig braucht, um durch die Welt zu kommen, sollen diesem zu Liebe die Mittel einer nur nach eigenen Kräften und Umständen zu bestimmenden wissenschaftlichen Ausbildung, dem größten Theile derer, die sich doch immer einigermaßen mit Wissenschaften beschäftigen müssen, entzogen werden? Denn, ich muß es wiederholen, diese beiden Klassen können nicht vom Erzieher abgesondert werden, sie sondern sich nach halb oder mehrenteils vollendetem Unterrichte von selbst ab". (S. 124/125.)

„Freilich ist die alte Litteratur und besonders das Studium der Sprachen, und derjenigen Schriftsteller, die in der Jugend am meisten gelesen werden, nur Vorbereitung. Allein sie ist nicht bloß eine sehr nothwendige Vorbereitung, sondern es würde auch zweckwidrig sein, die Jugend frühe sehr viel mit den Wissenschaften zu beschäftigen, welche nach der alten Einrichtung auf diese Vorbereitung folgen sollen". (S. 125.)

„. . . Es bedarf freilich der praktische Gelehrte eben so wohl der Kenntniß der Gegenstände, auf welche er seine Wissenschaften anwenden soll. Aber auch diese sogenannten Realkenntnisse sind nicht der allgemeinste angemessene Unterricht der Jugend. Es hängt dieses Alter nur zu sehr an der historischen Erlernung von tausend Dingen, die die Neugier eines Augenblicks befriedigen, und ohne die mühsame Anstrengung des Denkens, beschäftigen. Es ist daher weit eher zu besorgen, daß lebhafte junge Köpfe in die Sucht des Vielwissens verfallen, worunter die Bildung des Verstandes allemal leidet, als daß der entgegengesetzte Fehler zu befürchten sein sollte. Hingegen faßt ein gebildeter Verstand in späteren Jahren nicht nur geschwind alles, wovon er einsieht, daß er es brauchen kann; sondern es ist sehr nützlich, daß er vorher noch nichts davon gewußt habe. Alsdann rührt der neue Gegenstand der Erkenntniß plötzlich die Einbildungskraft und den Verstand, welche eine lange Bekanntschaft dafür ganz abgestumpft haben würde. Man hat eine große Menge Kenntnisse aus der Naturgeschichte und Technologie in neueren Zeiten häufig so sehr empfohlen. Die uns allenthalben umgebende Natur und die Werke der menschlichen Kunst, die wir täglich brauchen, kennen zu lernen, ist ein sehr scheinbarer Vorwand. Mancher wird den jungen Menschen belachenswerth finden, der die Pflanzen nicht von einander zu unterscheiden weiß, auf welche er tritt, und der nicht weiß, wie das Hemd gewebt ist, das er trägt: allein bei näherer

Digitized by Google

Beleuchtung dürfte man entdekken, daß es einen höheren Beruf giebt, als Alles zu kennen, was diesen einzelnen gerade nicht angeht, und zu wissen, was er gerade nicht brauchen kann und soll. Wer weder Arzt noch Landwirth werden will, für den giebt es im Allgemeinen wichtigere Kenntnisse als die Kenntniß der Kräuter; und was die Künste betrift, so ist gerade das der Vortheil bürgerlicher Verfassungen, daß ich den Fleiß meiner Mitbürger nutzen darf, um dadurch Zeit und Gelegenheit zu erhalten, meine Kräfte dagegen zu andern Theilen der Bedürfnisse der Gesellschaft zu bilden". (S. 126/127.)

Im Anschluß daran spricht Rehberg über den Wert des Sprachstudiums überhaupt. Die Gründe, die er anführt, bieten aber weder an sich, noch durch ihren Zusammenhang etwas Neues. Wohl aber verdienen seine Ausführungen über die sittliche Veredelung des Menschen noch beachtet zu werden.

Zur Klärung der sittlichen Begriffe hält er die Ethik des Aristoteles sehr geeignet.

„Es existirt auch wirklich kein einziges Buch, das in Ansehung des unendlichen Reichthums an richtig bestimmten philosophischen Begriffen mit der Moral des Aristoteles verglichen zu werden verdiente, welche einem einsichtsvollen Lehrer, mehr als irgend ein andres, Gelegenheit giebt, die Vorstellungen seines Schülers zu berichtigen und zu erweitern. Ja es existirt auch noch nicht einmal ein neueres Werk, in welches der ganze Reichthum des Aristoteles an sittlichen Begriffen vollkommen übertragen wäre". (S. 256/257.)

„. . . Wenige neuere Schriften werden das Gefühl sittlicher Vollkommenheit lebhafter erwekken als Antonin, als Xenophon, als verschiedene Gespräche des Plato: und für die Jugend dürften schwerlich zwekmäßigere gefunden werden als diese". (S. 257.)

„. . . Es werden gerade die genannten Schriftsteller freilich nicht allgemein in Deutschland gelesen; aber der Geist von sittlicher Größe, die eigentliche Art, über die menschliche Natur, die Rechte, Pflichten und Vollkommenheit des Menschen zu denken, welche jenen Schriftstellern einen so großen Vorzug für die sittliche Bildung des Menschen giebt, ist in die Werke aller guten alten Schriftsteller verwebt, und findet sich nur in sehr wenigen neueren Originalwerken". (S. 257.)

Sodann geht er auf andere Unterrichtsgebiete über. Es berührt uns ganz eigenartig, daß zu einer Zeit, als „Götz von Berlichingen" und „Die Räuber" schon erschienen waren, hier ein hochgebildeter Mann die Ansicht ausspricht, daß Deutschland keinen Nationaldichter mehr erwarten dürfe.

„Immer müssen wir Deutsche also zu Fremden unsere Zuflucht nehmen, wenn von allgemeiner Bildung der höheren Stände die Rede ist. Die Meisterstücke, die wir besitzen, leisten gerade dies nicht. Und wir dürfen nunmehr keine eigenen Dichter der Art mehr erwarten: Nationaldichter fürs allgemeine Interesse des Volks entstehen nie in den späteren Zeiten der sich vollendenden wissenschaftlichen Kultur.

Digitized by Google

In Deutschland, wo vielleicht niemals ein solches gemeinschaftliches Band existirt hat, welches ein allgemeines Nationalinteresse, eine Nationalgeschichte, Nationalvergnügen und einen Nationalunterricht hätte hervorbringen können, und wo dieses gemeinschaftliche Band immer schwächer wird, ist gar nicht daran zu denken". (S. 259.)

Darauf wendet sich Rehberg gegen die Meinung, als könne man durch Übersetzungen dasselbe erreichen wie durch das Studium der Originale.

„Es glauben zwar viele, daß alle Vortheile, welche die Bekanntschaft mit der alten Litteratur verschaft (sic!), beibehalten und dennoch dem großen Haufen in den höheren Ständen die mühsame Erlernung der alten Sprachen erspart werden könne, mit denen anitzt ein so beträchtlicher Theil der Jugendjahre zugebracht wird. Die Übersetzungen, deren wir von den mehrsten der vorzüglichen Werke der alten Litteratur sogar mehr als eine haben, sollen den Mangel dieser Kenntnis ersetzen, und nur einige wenige Gelehrte dafür sorgen, daß es nie an Übersetzungen fehle. Ich will aber nicht einmal erwähnen, wie weit selbst die besten Übersetzungen unter den Originalen sind. Immer hängt ihnen ein gewisser fremder Geschmack an, der treue Übersetzungen allemal hindern wird, allgemein geliebte Hausbücher zu werden: dahingegen dieselben Werke in ihrer eigenen Sprache den eigenthümlichen Reiz behalten, um dessentwillen sie gesucht und geliebt werden. Es wird immer Studium dazu gehören, sich mit der Lektüre eines so ganz verschiedenen Volkes bekannt zu machen; und wie viele werden dies der Mühe werth achten, um Übersetzungen zu lesen, die halb unsere Sprache und Begriffe, und halb ausländische Sitten und Gedanken enthalten, die uns nicht so interessiren wie etwa französische oder englische gleichzeitige. Dagegen versetzt die fremde Sprache mit einem Male unter das fremde Volk. Es ist daher ganz unleugbar, daß die Achtung für die alte Litteratur und Bekanntschaft mit ihren Werken nicht durch die Übersetzungen verbreitet werden können, sondern daß vielmehr Liebe zur alten Litteratur die Übersetzungen beliebt macht. Dem, der die alten Sprachen und die Werke der Alten liebt, ist es interessant, sie in lebende Sprachen übertragen zu sehen, den Reichthum beider Sprachen und den Werth ihrer Ausdrükke mit einander zu vergleichen, Begriffe dadurch berichtigt oder neu bestimmt zu sehen, daß sie aus einem fremden Ausdrukke in einen neuen übertragen werden: das Gefühl des Eigenthümlichen, das ihnen in den alten Sprachen anklebt, dringt aus jenen mit in die neuen hinüber: oder man hat auch diese oder ähnliche Werke ehemals in den alten Sprachen gelesen, den Genius derselben überhaupt kennen gelernt, sie sind aber nicht mehr so geläufig, daß man mit eben dem Vergnügen lesen könnte, und man zieht daher die Übersetzung vor. Andere lesen diese Übersetzungen, aus alter Vorliebe und Hochachtung gegen diese Schriftsteller, die sie in der Jugend bei der Erlernung alter Sprachen angenommen; und die Art der Vorstellungen und Ausdrükke ist ihnen im ganzen noch durch diese ehemaligen Beschäfti-

Digitized by Google

gungen mit den Grundsprachen einigermaßen geläufig. Sehr selten wird man hingegen finden, daß jemand an den Übersetzungen aus den Alten viel Gefallen finde, dem die Ursprache ganz fremd ist. Und wenn auch diese Übersetzungen viel gelesen werden, so werden sie doch nie so in den Unterricht verwebt werden können, als sie es durch das Studium der Originale sind. So lange also die alte Litteratur nicht entbehrt werden kann, so lange ist es auch nicht wohl gethan, die alten Sprachen aus dem allgemeinen Unterrichte zu verbannen. Und da ich aus den oben angeführten Gründen das Studium der Sprache und der Schriftsteller, die man zur Litteratur, im Gegensatze mit Wissenschaften, rechnet, für den angemessensten Gegenstand des Unterrichts der Jugend halte: so scheint mir kein großer Schade daraus zu entstehen, daß so viele Jahre der Jugend auf diese Beschäftigung verwandt werden. Und wenn auch nicht jeder, der diese Jahre mit diesen Studien zubringt, dazu bestimmt ist, sie unmittelbar anzuwenden, so wird er die Zeit doch nicht verloren achten dürfen, welche er auf die Erlernung ausgebildeter Sprachen und auf das Lesen der vorzüglichsten Schriftsteller gewandt hat. Mögen ihm diese Kenntnisse zu den Bedürfnissen der sinnlichen Welt nützlich oder überflüssig sein, — sie haben zu einem höheren Zwecke gewirkt, zu dem höchsten Zwecke jedes vernünftigen Wesens: den Kopf und das Herz zu bilden. Ein sehr auffallender Beweis der großen Achtung, welche die alte Litteratur in dieser Rücksicht verdient, ist dieser: daß sie nirgends mehr geschätzt wird, als in England. Und dieses ist gerade das Land, welches zur politischen und sittlichen Bildung die meisten Veranlassungen in seiner eigenen Verfassung enthält, die Kenntnis der alten Litteratur in Absicht auf Anwendbarkeit, seiner eigentümlichen Verfassung und Rechte wegen, am meisten entbehren kann, und dessen eigene Litteratur unter allen neuen die meiste Orginalität hat. Mancher Vornehme oder Reiche, der in seinem Leben gar keiner Kenntnisse eigentlich bedarf, erhält durch die Beschäftigung mit der alten Literatur in seiner Jugend einige allgemeine Kenntnisse und Bildung. Mancher Staatsbediente, selbst in hohen und angesehenen Posten, braucht zu seinem Geschäfte nur einen gemeinen Verstand und gar keine Kenntnisse, oder nur solche, welche sich allein durch Routine und im Amte selbst erlernen lassen. Wissenschaftliche Kenntnisse sind ihm überflüssig und die alte Litteratur völlig unbrauchbar. Mancher sinkt durch diese Geschäfte und durch die Erholung von maschinenmäßiger Arbeit vermittels eben so maschinenmäßigen Zeitvertreibs, des Kartenspiels, zu einer Maschine herab. Mancher andere Geist aber erhält sich in solcher Lage durch die frühere Bildung, die er einer gelehrten Erziehung und vorzüglich der Beschäftigung mit der alten Litteratur verdankt. Man verlacht häufig den alten Pedanten mit seinen lateinischen Sprüchen, die sein Gedächtnis früh faßte und aufbehielt; aber unser Zeitalter, das um einiger auffallenden Nachtheile willen so gern gleich verwirft, hat nichts an

Digitized by Google

die Stelle zu setzen gewußt, und es kann auch diese Stelle nicht durch unsere eigene Litteratur erfüllt werden".

Am Schlusse seines Aufsatzes führt Rehberg, um die Beibehaltung der alten Sprachen zu rechtfertigen, noch einen Grund an, der für die Standesanschauungen seiner Zeit charakteristisch ist.

„Ist es uns überhaupt vortheilhaft, daß durch die gelehrte Erziehung die höheren Stände vom großen Haufen abgesondert werden, daß durch die lateinischen Schulen der Grund zu dieser Absonderung früh gelegt, und daß nächstdem, das ganze Leben hindurch, ein allgemeines Vorurteil den Stand der Studierten, also der lateinisch Gelehrten, so weit über alle diejenigen erhebt, welche dieses Vorzuges entbehren?"

„Beim ersten Anblick werden die meisten Leser vielleicht dagegen entscheiden. Warum soll es nicht Männer geben können, die ohne diese Art von Kenntnissen einen sehr gebildeten Verstand und eine edle Denkungsart besitzen, die zu Geschäften durch natürliches Talent ausgezeichnet fähig sind, und durch eigene Erfahrung eine beßre Bildung erhielten, als alle Bildung durch Lehre jemals sein kann. Freilich, warum sollte das nicht? und es giebt deren. Ein bekannter Minister, der selbst bloß auf diesem Wege so hoch gestiegen, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Büchergelehrten, und hätte lieber nur jene Art von Männern gebraucht. Aber weil es Einzelne giebt: ist es deswegen der sichere Weg, die große Menge zu bilden, die sich zu den höheren Ständen rechnet? Und ist es unrecht, den Weg zur Bildung des menschlichen Geistes so hoch zu erheben, der am sichersten die meisten dahin führet? In den alten Staaten kannte man das freilich nicht; und doch auch in Rom mußte späterhin der Mann, der auf Erziehung und Bildung des Geistes Anspruch machte, griechisch gelehrt sein, weil Rom seine wissenschaftliche Kultur den Griechen verdankte. In jenen alten Staaten aber lag in dem allgemeinen Berufe des Bürgers der Antrieb, sich die Bildung zu verschaffen, die wir durch andere Einrichtungen erkünsteln müssen. Dort waren Geschichte des Staats, Rechte, selbst Kenntniß der Natur zum Behuf des Akkerbaues und anderer Gewerbe, Kenntniß der Sprache, um sich gut auszudrükken: allgemeines Interesse des Bürgers; weil jeder Bürger Veranlassung hatte, sie zu brauchen oder bei seines Gleichen Veranlassung dazu bemerkte. Unter uns lernt man alles das, um sich in einen höheren Stand zu heben. Dort lernte man so vieles, weil der allgemeine Beruf des Bürgers es mit sich brachte, wenn er die Rechte seines Standes in ihrem ganzen Umfange genießen wollte. Unsre eignen Nationalkenntnisse, unsre Geschichte, alte und neue Rechte, interessiren nur den unter uns, der diese Kenntnisse in dem besonderen Berufe seines künftigen Standes zu nutzen denkt. Die Veranlassungen zu einer wissenschaftlichen Bildung des Geistes, welche bei den Alten in den allgemeinen Verhältnissen des Menschen lagen, müssen wir also durch die Ehre des gelehrten Standes ersetzen. Es werden auf der einen Seite eine Menge von Menschen durch die ge-

Digitized by Google

lehrte Erziehung in der Bildung und den Kenntnissen zu den höheren Ständen hinauf gezogen, die den Vorzug einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung besitzen: auf der andern Seite werden die Vornehmern und Reichern, die gar keiner wissenschaftlichen Bildung bedürfen, und unter uns zu derselben in ihrem Stande nicht die Veranlassung und Reize finden, die der Grieche oder Römer hatte, durch den gemeinschaftlichen Inhalt des ersten Unterrichts mit dem Stande der Gelehrten näher verbunden. Vorzüglich in Deutschland setzt sich der Adel so gern, so weit über alle andre Stände, und verachtet so gern alle, die er nicht kennt und nicht braucht, daß jedes Mittel der Achtung gegen andere Stände wichtig wird; und dieses Mittel einer gemeinschaftlichen Beschäftigung in der Jugend, ist gewiß keines der geringsten, wenn es auch nur bei vielen eine unbestimmte Achtung gegen Männer erzeugt, die sich in eben dem auszeichnen, was sie selbst gleichfalls lernen mußten. Es ist also das Vorurtheil, das die Studirten über die Unstudirten erhebt, an sich sehr gut gegründet, wenn gleich ein großer Haufen Studirter nicht verdient, an jener Ehre Theil zu nehmen. Überhaupt entspringen dergleichen allgemeine Vorurtheile aus den allgemeinen auffallenden Verhältnissen der Menschen. Einzelne überleben ihre Veranlassungen, werden zu weit getrieben: sie beruhen aber im Ganzen auf guten Gründen, und bedürfen mehrentheils nur einer richtigen Bestimmung, ohne zu verdienen, daß sie ganz verworfen würden." (S. 271—274.)

Hildesheim. Georg Wand.

Der junge Uhland in seinen Briefen.

Zu stehn in frommer Eltern Pflege,
Welch schöner Segen für ein Kind!
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die vielen schwer zu finden sind.
Uhland („Sprüche").

Während wir den Briefwechsel Justinus Kerners, des innigsten Freundes Uhlands, schon seit dem Jahre 1897 in einer schönen Ausgabe besitzen, beginnt der Briefwechsel Uhlands erst jetzt der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Wir haben aber diese Verspätung, wenn wir sie so nennen dürfen, durchaus nicht zu bedauern, da uns der Briefwechsel jetzt um so vollständiger und dazu noch in durchaus mustergültiger Weise geboten wird. Wie die kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten, besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann in zwei Bänden (Stuttgart 1898, J. G. Cotta), und von Uhlands Tagebuch, herausgegeben von Julius Hartmann (zweite Auflage, Stuttgart 1898, J. G. Cotta), die Kenntnis von Uhlands Leben und Schaffen nicht wenig gefördert hat, so wird diese Kenntnis durch die Veröffentlichung des Briefwechsels[1]) noch um ein Bedeutendes gewinnen.

[1]) Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann. Erster Teil. Stuttgart 1911, J. G. Cotta. IX u. 470 S. 8.

Digitized by Google

Die in dem vorliegenden ersten Teil mitgeteilten Briefe beginnen mit einem von dem achtjährigen Knaben an den Vater gerichteten, in lateinischer Sprache abgefaßten Neujahrswunsch zu Neujahr 1795, werden aber erst häufiger vom Jahr 1807 an und reichen bis zum Ende des Jahres 1815, umfassen also, wenn wir von den paar Briefen aus der früheren Knabenzeit absehen, die zwei letzten Jahre von Uhlands Aufenthalt auf der Universität (1801—1808), die Zeit seiner Vorbereitung auf die juristische Doktorprüfung, seines Aufenthaltes in Paris (vom Mai 1810 bis Ende Januar 1811), seiner Anwaltspraxis in seiner Vaterstadt Tübingen, die ersten drei Jahre seines Aufenthaltes in Stuttgart (vom Ende des Jahres 1812 an). Von den Personen, mit denen er in dem genannten Zeitraum brieflich verkehrte, seien hier außer den Eltern, der Schwester und sonstigen Verwandten hauptsächlich genannt Justinus Kerner, den Uhland besonders in sein Herz geschlossen hatte, die Brüder August und Karl Mayer, von denen der erstere im Jahr 1812 in Rußland den Tod fand, der letztere Uhlands Biograph wurde, der Legationssekretär Kölle, Leo von Seckendorf, Herausgeber eines Musenalmanachs, Friedrich de la Motte Fouqué, dessen dichterische Leistungen den besonderen Beifall Uhlands fanden, Varnhagen von Ense, der im letzten Universitätsjahr Uhlands nach Tübingen gekommen und mit diesem durch Kerner bekannt geworden war, Graf von Löben, dessen „erste Begrüßung" Uhland „der Poesie verdankte" (S. 291), aus der Zeit nach dem Pariser Aufenthalt noch der Philologe Immanuel Bekker, zu dem sich Uhland durch das gemeinsame Interesse an altdeutschen Studien hingezogen fühlte, Freiherr von Wangenheim, in der Zeit des hier in Betracht kommenden Teiles des Briefwechsels Kurator der Universität Tübingen und Uhland besonders wohlwollend.

Wenn es wahr ist, daß der Jüngling der Vater des Mannes ist, so finden wir in dem jungen Uhland, wie er sich hier in seinen Briefen bis zu seinem 28. Lebensjahre zeigt, bereits all die Charaktereigenschaften, die uns Uhland als Menschen, Gelehrten, Patrioten und Politiker so wert und teuer machen: einen nüchternen, schlichten, geraden, der Phrase wie der Sucht nach Geistreichigkeit und genialer Überhebung über Sitte und Gesetz gleich abholden Sinn, zielbewußten Fleiß, strenges Pflichtgefühl, furchtlose Gerechtigkeits- und Freiheitsliebe, die sich bis zu zäher Hartnäckigkeit steigern konnte, tiefes Gemüt, das vor allem in seinem innigen Verkehr mit seinen Eltern und seiner Schwester, sowie mit seinen Freunden zutage tritt.

Als Beweis für seinen zähen Gerechtigkeitssinn führe ich nur an, daß der Siebenundzwanzigjährige, nur „durch den Drang der Überzeugung veranlaßt", „über einen wohl nicht unbedeutenden Gegenstand der württembergischen Kriminaljustiz", über einen Fall „zu extensiver Interpretation von Pönalsanktionen" bei dem Justizminister vorstellig wurde (S. 403 ff.), ohne Rücksicht darauf, ob er mit seiner Vorstellung Anstoß errege oder nicht, und sich ungefähr ein Jahr darauf in der gleichen Angelegenheit an einen Abgeordneten

Digitized by Google

der Ständeversammlung um Abhilfe wandte (S. 445), daß er ferner, weil es gegen seine Überzeugung gewesen wäre, „bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge“ — er meinte den Konflikt des Königs mit der Ständeversammlung — im Falle seiner Ernennung zum Prokurator dem König einen Eid zu schwören, lieber sein beim König eingereichtes Gesuch um Übertragung einer Prokuratorstelle zurücknahm und zusah, wie er sich „ohne weitere Beförderung ehrlich fortbringe“ (S. 448 ff.). Pflichtgetreu, wie er war, beschied er sich, trotzdem er sich dem Studium der Rechtswissenschaft nach seinem eigenen Geständnis gegen seines Herzens Drang gewidmet hatte (man vergleiche sein Gedicht „Die neue Muse“) und er auch später in seiner Rechtspraxis fand, daß Poesie und Advokätengeschäfte „übel zusammenstimmen“ (S. 290), mit dem Gedanken, daß, wenn er auch nicht „zum Advokaten geboren“ sei und es ihm „besonders an Talent zum Erwerb fehle“, „dieses nun einmal sein Beruf sei“ (S. 392), und einzelne Stellen in seinen Briefen berechtigen uns zu der Annahme, daß er, wie er sich auf diesen Beruf durch eifriges fachwissenschaftliches Studium auf der Universität vorbereitet hatte, nachher auch in der Praxis seinen Mann gestellt hat. Das Verhältnis zu seinen Eltern ist ein durchaus herzliches und offenes. Er unternimmt nichts, außer er hat vorher ihre Meinung eingeholt, und während seines Aufenthaltes in Stuttgart versäumt er selten zur Bescherung an Weihnachten oder an sonstigen Festtagen im Elternhaus sich einzufinden (S. 365), und ist er einmal verhindert zu kommen, so unterläßt er nicht, für das „Christkindle“, das ihn sehr erfreut hat, herzlich zu danken und zu bezeugen, daß ihm, wenn er von den Lebkuchen esse, immer Erinnerungen sogar aus seinen frühesten Jahren kämen (S. 365), und der Mutter zu berichten, daß ihm ihre „Seelen“ (schwäbisches Backwerk, ursprünglich für Allerseelen bestimmt) „vortrefflich geschmeckt“ haben (S. 362). Den Freunden ist er ein treuer und aufrichtiger Freund, der, wenn es nötig ist, auch mit dem Tadel nicht zurückhält. Besonders herzlich ist seine Freundschaft zu Kerner, und die an diesen gerichteten Briefe sind unter den Freundesbriefen auch die zahlreichsten. Immer ist er dem unpraktischen und zu Verstimmungen und Schwermut geneigten (S. 463, Kerners Briefwechsel I, S. 421), aber kindlich guten Freunde mit Rat und Aufmunterung zur Seite, z. B. bei der Herausgabe seines Musenalmanachs (S. 242 ff.), und als Kerner ihn einmal schalt, er sei ein Fisch, so stumm und so kalt wie ein Fisch (S. 346), so schrieb er ihm zurück (S. 349): „Du schiltst mich einen Fisch,

Wenn ich ein Fischlein wär',
Schwämm' ich zu Dir“.

Wie besorgt ist er für „Rickele“, die Gattin Kerners, als sie fern von dem Gatten ihrer Erholung wegen weilen muß, wie freudig begrüßt er die Geburt von Kerners Töchterchen mit dem Gedicht „Auf das Kind eines Dichters“: „Sei uns willkommen, Dichterkind!“ (S. 367, 392 f., 408, 410), und als das Kind später mit Zahnen ge-

Digitized by Google

plagt wird, da wünscht er „der kleinen Rosa Maria bald recht schöne, gesunde, weiße, gleiche Perlenzähne“ (S. 416, 419, 420). „Sie wissen nicht, wie sehr mich Freundesbriefe beglücken können“, schreibt er einmal an Varnhagens Schwester. So sehr war ihm Freundschaft Bedürfnis. Wie angenehm berühren uns in den sonst so ernst gehaltenen Briefen seine gelegentlich angebrachten Neckereien der weiblichen Eitelkeit der Schwester, des Teufelsglaubens Kerners (S. 200), Schilderungen komischer Situationen, z. B. seines Zusammentreffens mit einem komischen Kauz in Calw bei seiner Rückkehr aus Paris (S. 224), das köstliche „Schreiben eines von Zahnschmerz jämmerlich Gequälten, von aller Welt Verlassenen an seine weiland Freunde“ (S. 68 ff.). Im übrigen kennzeichnete die Mutter das Wesen ihres achtundzwanzigjährigen Sohnes einmal vortrefflich, wenn sie ihm schrieb (S. 430): „Ich thue zu viel, lege und sage meine Gesinnung zu offen an Tag und Du verschließst sie zu viel in Dich, ich gebe gern jedermann zu gute Wort, ohne die Absicht zu schmeicheln von weitem zu haben, und Du? Hast gern, wenn man Dir zuvor kommt, nicht jedermann ist so in näherer Berührung mit Deiner Denkungsart, wir [Deine Eltern] wissen sie zu würdigen, aber Fremde halten es vor Stolz, das nur bei Dir aus einer gewissen Selbständigkeit und Bewußtsein Deiner guten Absicht herrühren mag, aber so kommst eben nicht weiter und stoßst an“. Ähnlich urteilte Varnhagen im November 1808 über den Einundzwanzigjährigen (mitgeteilt in Gihr, Uhlands Leben, S. 61): „Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch Kerners Vermittlung, denn er ist der verschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen . . . Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet ab, was daraus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist er so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten und gesprächig machen noch weniger“.

Nicht minder wichtig als für die Kenntnis von Uhlands Eigenart ist dieser Teil des Briefwechsels für die Kenntnis seines äußeren Lebens, seiner dichterischen, wissenschaftlichen und seiner Berufstätigkeit, seiner Stellung zu den Fragen des öffentlichen Lebens. Sein Herz gehörte von Jugend auf der Dichtkunst und dem Studium des deutschen Altertums; Dichter und Forscher vereinigen sich in ihm mit fortschreitendem Alter zu einer einheitlichen künstlerischen Persönlichkeit, und ungefähr vom 27. Lebensjahr an gesellt sich zum Dichter und Forscher auch noch der leidenschaftliche Politiker. Schon bei dem Knaben zeigt sich die innige Verbindung von Dichtung und altdeutschen Studien. A. Schöll berichtet in seinen „Erinnerungen an L. Uhland“ (Gesammelte Aufsätze, S. 360 f.), Uhland habe ihm

Digitized by Google

erzählt, wie früh er von den Vorstellungen von Rittern und Ritterburgen so ganz eingenommen gewesen und, was er von Ritterbüchern und romantischen Geschichten erreichen konnte, so unersättlich gelesen habe, daß es seinen Eltern bedenklich geworden. Das kindliche Spiel mit solchen Dingen wandelte sich bald in ernste Beschäftigung mit altdeutschen Studien und wahrer Poesie, und im Jahr 1812 schrieb der Fünfundzwanzigjährige an den Grafen von Löben (S. 292): „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprüngliche deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lang entfremdet waren". Wie der siebenzehnjährige Jüngling einem Buchhändler den Auftrag gibt, bei der Versteigerung von Herders nachgelassener Bibliothek für ihn auf das Heldenbuch (wohl das altdeutsche) zu bieten (S. 4), so ist er während seiner ganzen Universitätszeit neben seinen juristischen Studien unermüdlich, nicht bloß nach alten deutschen Schriften, Gedichten und „Kunden" (Sagen, Märchen, Liedern, Gedichten), sondern auch nach solchen verwandter Völker zu forschen und seine Freunde aufzufordern, für ihn dasselbe zu tun. Er bedauert, daß zwischen uns und den Zeiten, wo solche Mären im Gang waren, „eine altkluge Periode" lag, „welche auf jene alten Kunden" mit Verachtung herabsah und sie der Vergessenheit überließ oder gar gewaltsam in dieselbe hinabstieß". „Um so ernster sollte man in unseren Tagen darauf denken, zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht bloß ursprünglich teutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen u. s. w., sowie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Geist des gotischen Rittertums hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet. Auch gehört manches hierher, was in teutschen und lateinischen Chroniken treuherzig als Geschichte erzählt wird und oft auch wirklich Geschichte ist oder doch eine historische Grundlage hat. Denn auch die Geschichte der alten Zeiten trägt einen romantischen Schein. Zwar zeigten sich in unseren Tagen mehrere Bearbeiter von Volksmärchen, es werden wohl auch diejenigen solcher Kunden, welche sich durch bessere Darstellung empfehlen, aus alten Schriften herausgegeben: allein könnte nicht noch mehr geschehen? Sollte nicht der Litterator, dem ein reicher Vorrat alter Schriften zu Gebote steht und der nicht selbst die Absicht hat, Kunden dieser Art poetisch zu bearbeiten, solche wenigstens, wo er sie antrifft, sammeln und den Dichtern seines Volkes anbieten? sollt' er es nicht tun, wenn auch diese Kunden, wie er sie in alten Büchern findet, keinen künstlerischen Wert haben, aber doch aus den Schlacken ein körniges Gold blicken lassen, das der Künstler bearbeiten könnte? Eine klare, den alten Büchern getreue oder doch noch lieber mit allen Umständen wörtlich daraus genommene Erzählung würde zu diesem Zwecke hinreichen, wenige Mühe kosten und für manchen von großem Werte sein. Auch mir wäre es sehr wichtig, wenn ich solche Kunden zu Gesichte bekommen oder Andeutungen erhalten könnte, in welchen alten oder neuen Büchern derlei zu finden sind.... (Gibt es eine Volks-

Digitized by Google

bibliothek oder Bibliothek von Volksromanen, und ist solche gehaltreich?) Überhaupt nehmen viele, besonders das gewöhnliche Lesepublikum, zu wenig darauf Rücksicht, daß man bei Wiederaufgrabung der verschütteten Vorwelt auch das hervorzuziehen habe, was zwar für sich ohne großen Wert ist, aber doch als Stück in der großen Ruine seinen Platz ausfüllt. So sind z. B. in dem werten Buche „Des Knaben Wunderhorn“ auch sehr mittelmäßige und unvollständige Lieder. Solche, die das Buch flüchtig durchblättern und solche einzelne Stücke lesen, rufen aus: was soll das? Dem aber, der in den ganzen Cyklus der altteutschen Poesie eingeweiht sein möchte, werden auch diese geringeren Reste nicht gleichgültig sein, sie werden ihm zur Erklärung der kostbareren und in Hinsicht auf das Ganze manchen Nutzen versprechen. Man rette lieber zu viel als zu wenig!“ So schrieb der neunzehnjährige Student in einem Brief an Seckendorf Ende 1806 (S. 14 ff.). In demselben Brief bedauert er, daß er in diesem Fache bisher so wenig habe wirken können, so sehr ihm das Studium der altteutschen Poesie am Herzen liege und so sehr er wünsche, sich in Verhältnisse versetzt zu sehen, wo auch er zur Wiederbelebung unserer poetischen Vorzeit sein Geringes beitragen könnte. Für die Mitteilung eines Gegenstandes, an dem er seine Kräfte auf angemessene Art üben könnte. wäre er dankbar. Der einzige Versuch, den er in diesem Fache gemacht habe, seien Bruchstücke aus dem Heldenbuche, und vielleicht würde er mehrere auf diese bearbeitet haben, wenn ihm nicht bekannt wäre, daß man neuerlich ein älteres und echtes Heldenbuch aufgefunden haben will. Kurz darauf (6. März 1807, S. 22 ff.) dankt er Seckendorf für dessen Belehrungen über das Heldenbuch. Dieses Heldenbuch in seiner echten Gestalt werde für seine künftige Bearbeitung um vieles leichter sein, da die Hälfte der Reime wegfalle und in dem größere Zwischenräume von einem Reime zum anderen sich weit ungezwungener diese oder jene Wendung nehmen lasse. Seiner Meinung nach sollten die Bemühungen der Literatoren sich zuerst und vorzüglich auf das Heldenbuch selbst und auf mit dem Heldenbuch und den Nibelungen verwandte Gedichte und Kunden richten, — Dietrich von Bern, den getreuen Eckart, den hörnernen Siegfried, König Etzel u. s. w. Diese umfaßten doch die älteste Heldenzeit, die echte Mythologie unserer und der mit ihr verwandten Nationen und seien wahrscheinlich originalmäßige Gedichte. Die Kunden von König Artus und seinen Rittern seien doch meist aus französischen Romanen bearbeitet und daher wohl dort echter zu finden. Ihm sei daher auch das lateinische Gedicht von Walther von Aquitanien wert, das doch wahrscheinlich auf einem altteutschen Originale beruhe, dessen Auffindung zu wünschen wäre. Besonders dürften die letzten Schicksale Dietrichs von Bern und seiner Helden sehr interessant sein. Ob die Kunde hiervon wohl erhalten sei? Ob das Gedicht über Herzog Friedrich von Schwaben teutsches Original sei oder nicht, sei ihm bis jetzt unbekannt, da er nur dürftige Notizen hierüber habe. Die Meistersinger-Periode, in der doch wohl viel echte Teutschheit

Digitized by Google

liege, sei ihm noch ein unbekanntes Feld. Hans Sachs und andere edle Meister kenne er nicht. Nach Wagenseil, den er besitze, möchte er sich kein Urteil bilden. Dann fährt der Briefschreiber fort: „Wenn Sie mich zum Bearbeiter altteutscher Gedichte tüchtig glauben, so trauen Sie mir vielleicht zu viel Fleiß und Geduld zu. Überdies haben solche Bearbeitungen, wie man sie jetzt geben kann, nur ephemeren Wert und sollen nur solchen haben. Denn je mehr das Publikum mit altteutscher Sprache und Art bekannt wird, desto echter kann man ihm die Denkmale der Urzeit überliefern. Wenn daher, will's Gott! das Publikum in zehn Jahren hierin um ein Merkliches vorgerückt ist, so kann man ihm schon den Originalen um vieles nähere Bearbeitungen in die Hände geben, als man jetzt wagen dürfte. Schon durch Tieck und andere Dichter ist dadurch Gutes gewirkt worden, daß sie alte Worte und Formen wenigstens in einem gewissen Kreise in Kurs gebracht. Neuere Dichter sollten auf diesem Wege mutig fortschreiten und sich mit der Sprache sowohl als der Mythologie und ganzen Poesie ihrer Väter mehr und mehr in traulichen Verkehr setzen. — O, daß erschiene die Zeit, da zwischen den sonnigen Bergen der alten und neuen teutschen Poesie, zwischen denen das Zeitalter der Unpoesie wie eine tiefe Kluft hinabdämmert, eine befreundende Brücke geschlagen und darauf ein frohes Hin- und Herwandeln lebendig würde!" . . . In demselben Brief weist er hin auf die Volksromane, die in Reutlingen gedruckt und durch Bänkelsänger, Bilderhändler u.s.w. herumgetragen würden. Es seien Genovefa, Heymonskinder, Fortunatus, Herzog Ernst, Magelone, Siegfried, Weise Meister, Eulenspiegel, Oktavianus u.s.w. „Genovefa ist mir teuer vor allen, die ich bis dahin gelesen. Es weht ein zarter, romantischer Geist darin. Eine nochmalige dramatische Bearbeitung dieser Stoffe würde zu wünschen sein. Tiecks Bearbeitung, so gute, schöne Szenen sie auch enthält, gefällt mir doch im ganzen nicht. Es scheint mir, als breitete er sich zu weit aus und versäumte darüber den Charakter der Genovefa, der doch wohl als der Hauptcharakter zu behandeln gewesen wäre und gewiß einer schönsten Entwicklung fähig ist. Golo erscheint bei Tieck weit interessanter als Genovefa. Im Fortunat dünkt mir die Tendenz des Ganzen zu wenig poetisch, ob ich gleich ein frisches Leben darin nicht verkenne". Auf einer Reise in die Schweiz, die er im Jahr 1807 unternahm, gelang es ihm, bei Meiringen „zwei gute altteutsche Balladen" aufzutreiben (S. 31). Am 28. Januar desselben Jahres schrieb er an Kölle in Paris (S. 20): „So wollt' ich Sie beschwören bei dem heiligen Mutternamen: Teutschland! gehen Sie in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie heraus, was vergraben liegt von Schätzen altteutscher Poesie! Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht, — wohlauf, ihr mannlichen Ritter! löset den Zauber! sie werden heißatmend erwachen, zurückwerfen die goldenen Locken, aufschlagen die blauen, träumenden Augen. Allein sehen Sie nicht ausschließlich auf teutsche Altertümer, achten Sie auch der romantischen Vorzeit Frankreichs! Ein Geist

Digitized by Google

des Rittertums waltete über ganz Europa." Er bittet den Freund, wo er in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finde, die einer poetischen Bearbeitung würdig sei, sie ihm mitzuteilen. „Wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoffe, an Mythologie." Er erkundigt sich in einer Nachschrift nach der Bibliothèque universelle de romans und sonstigen Büchern, worin alte romantische Sagen, eine epische Vorwelt für dramatische Bearbeitung verborgen lägen. Und in demselben Brief berichtet er, Tieck solle bei Brentano gewesen sein und ihm gesagt haben, er habe in Rom ein herrliches altteutsches Gedicht gefunden und abschreiben lassen, „das nur mit der Ilias zu vergleichen sei". In einem weiteren Brief (S. 32) ersucht er Kölle, aus dem Roman Lancelot du Lac, der auf der Pariser Bibliothek sein werde, diejenige Stelle abzuschreiben, welche die Liebeserklärung zwischen Lancelot und Ginevra enthalte. Zugleich erkundigt er sich bei ihm nach Sagen aus der Verwandtschaft der Nibelungen, die in der Gegend von Murrhardt [nordöstlich von Ludwigsburg] im Gange seien. Seckendorf schickte er in demselben Jahr Bodmers Sammlung der Minnesänger zurück und fügte hinzu (S. 58): „Sie hat mir sehr vieles Vergnügen gemacht. Man hat bei solchen Büchern, besonders das Angenehme, eine für den ersten Anblick rohe und verschiedene Masse sich nach und nach in die zarteste Schönheit auflösen zu sehen. So sehr ich aber den unbedingten Wert des besseren Teils dieser Sammlung anerkenne, so muß ich doch gestehen, daß unter den Resten des deutschen Altertums die alten Heldenlieder, welche sowohl der Geschichte als dem Geiste nach echt teutsch sind, für mich den meisten Reiz haben. Beiliegende Stelle aus dem Heldenbuche, welche ich taliter qualiter zu bearbeiten versucht habe, darf vielleicht den trefflichsten Produkten der Romantik beigezählt werden". Es sind die Bearbeitungen, die sich jetzt in der krit. Ausgabe von Uhlands Gedichten I S. 379 f. finden. Was den jungen Dichter und Forscher in diesen alten Kunden besonders anzog, verrät er in dem Briefe an Justinus Kerner vom 10. Juni 1809 (S. 124): „In den echtteutschen Sagen und Liedern freut mich besonders das Vorherrschen der Züge von treuer Genossenschaft unter Männern, vorzüglich auch der Herren- und Dienertreue". Er führt als Beispiele an die Sage vom treuen Eckart, die Genossenschaft zwischen Otnit und Wolfdieterich, das Verhältnis zwischen Dietrich von Bern und dem alten Hildebrand, zwischen Dietrich von Bern und seinen acht gefangenen Mannen, zwischen König Rother und seinen zwölf gefangenen Grafen.

Aber nicht bloß bearbeiten wollte er diese alten Stoffe. Sein eigenes Dichten wurzelt in ihnen, und auch jedem anderen deutschen Dichter empfiehlt er, sich recht tief in die Schriften und Dichtungen des deutschen Altertums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamm des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen. „Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt sich bei Goethe. Wie vertraut ist dieser mit echtteutschen Mythen, mit Volkspoesie u. s. w." (S. 108 in dem Brief an Carl Mayer vom 29. Januar 1809).

Digitized by Google

Könne der Dichter auch, meint er in dem oben zitierten Brief an Seckendorf aus dem Jahr 1806, die alten Kunden nicht immer brauchen, wie er sie in alten Schriften finde, „so könne er doch das körnige Gold bearbeiten, das aus den Schlacken blicke“. Zwischen Uhland und seinen Freunden herrschte in diesen Jahren ein reger Wetteifer in der Kunst zu dichten. Uhland insbesondere fühlte sich in diesen Jahren zu poetischem Schaffen angeregt. Eine große Zahl seiner Lieder und Balladen gehören dieser Zeit an. Gleich in einem der ersten Briefe (S. 6) teilt er Justinus Kerner sein herrliches Gedicht „Ich bin so hold den sanften Tagen“ mit. Die Aufmunterung, die er einige Jahre später in dem „Deutschen Dichterwald“ an die deutsche Jugend richtete:

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!“

gelten schon damals von ihm und seinen Freunden. Wir werden Zeugen eines lebhaften Gedankenaustausches über dichterische Pläne und literarische Unternehmungen, über eigene und fremde Leistungen, über theoretische Fragen auf dem Gebiete der Dichtkunst. Für ein „Sonntagsblatt“, das die jungen Freunde als Manuskript verfaßten und das ein gemeinschaftliches Spiel ihrer Jugendpoesie sein sollte und Gedichte, Aufsätze über Poesie, Satiren, Fragmente, Gespräche über verschiedene Gegenstände, musikalische Kompositionen, Karikaturen (besonders von Karl Mayer) enthielt (vgl. S. 21, 26, 58), schrieb Uhland einen Aufsatz „Über das Romantische“ (vgl. S. 34, mitgeteilt von Gihr, Uhlands Leben, S. 42 ff.). Der Aufsatz beweist, wie sehr der neunzehn- bis zwanzigjährige Jüngling bemüht war, sich auf dem Gebiet, für das er sich besonders berufen fühlte, auf dem Gebiete der Dichtkunst und der deutschen Altertumskunde, Klarheit zu verschaffen. Dies beweist schon sein Brief an Seckendorf vom 6. März 1807 (S. 27), worin er diesem klar mitteilt, er habe unlängst ein Blatt ausgearbeitet, das ganz der altteutschen Poesie geweiht sei. Es enthalte ein Bruchstück aus den Nibelungen.... In einem künftigen Blatte wolle er seine Ansicht über das Romantische zur Prüfung ausstellen. Über Romantik und Objektivität, zwei Worte, die jetzt so stark im Gange seien, wünsche er sehr auch seine (Seckendorfs) Ansicht kennen zu lernen, um die seinige damit zu vergleichen und vielleicht darnach zu berichtigen“. Über sein eigenes Dichten schreibt er an Kölle 28. Januar 1807: „Mein poetisches Leben ist jetzt ein Umherschweifen von einem Entwurfe zum andern, dringend fühl' ich dabei den Mangel an Stoff zu poetischer Bearbeitung. Meine Luftbilder zerstören sich untereinander. Ich kann mir kein größeres Glück denken als nach wohl entworfenem Plan in einer sich selbst gezogenen Grenze aus dem unendlichen Gebiete des Schönen und Großen der inneren und äußeren Welt Gestalten aller Art wie in einem Zauberkreis hervorzurufen. Ein Drama, ein Roman u. s. w., welch Entzücken muß es

Digitized by Google

sein, so was vollendet vor sich zu sehen! Ein höheres Leben, ein gestaltetes Gemüt! Festgegründet und ins Unendliche denkend!" (S. 21). Seine Gedichte nennt er in dem Briefe an Seckendorf vom 6. März 1807 (S. 14 ff.) lyrische Ergießungen eines jugendlichen Gemütes, die ersten Gefühle und Lebensansichten einer erwachsenden Seele, die erste Periode seiner Poesie, und fährt dann fort: „Sollte der Dichter alles darstellen dürfen, nur sich nicht? Die lyrische Poesie steht der Subjektivität offen. Aber selbst im Drama, dünkt mir, kann er sich selbst oder vielmehr seine idealisierte Indvidualität anführen, wenn er ihr nur Leben und Objektivität für andere zu geben weiß. Die meisten Erstlinge dramatischer Dichter sind auch von dieser Art. Freilich aber hat sich der Dichter dabei wohl zu hüten, daß nicht alle übrigen Personen nur verschiedene Modifikationen des Hauptcharakters werden. Will er sich selbst auftreten lassen, so wisse er sich auch von anderen zu unterscheiden". Immer wieder klagt der Zwanzigjährige über Mangel an Stoff zu poetischer Bearbeitung. „Der teutsche Dichter, dem es um die in richtigem Leben erscheinende Poesie zu tun ist, fühlt einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie (nicht in dem Sinne, in welchem man die nordische Götterlehre der Edda bei uns geltend machen wollte); er findet so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben und doch auf der anderen Seite das tiefste Leben der Seele zu objektiver Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen. Die griechischen Dramatiker hatten vor sich ihren Epiker, Shakespeare eine reiche Menge alter Lieder und romantischer Erzählungen; auch wir Teutsche stehen auf dem Punkte der dramatischen Kraft und suchen eine Vorwelt epischer Dichtungen".

Den größten Teil des Jahres 1910 und den Anfang des Jahres 1911 brachte Uhland in Paris zu, um nach dem Willen seines Vaters sich mit der französischen Rechtspraxis, besonders aber mit dem Code Napoléon bekannt zu machen. Aus seinen Briefen, besonders aus den an seine Eltern gerichteten, erfahren wir das Nähere über seine Erlebnisse auf der Reise, sein Leben in Paris, die Kosten seines Aufenthaltes, die Merkwürdigkeiten, Denkmäler, die er besichtigte, die Museen, die er besuchte, über Festlichkeiten, denen er beiwohnte, u. a. über das unglückselige Fest bei dem Fürsten von Schwarzenberg, bei dem infolge des Brandes des improvisierten Tanzsaales die Fürstin verbrannte (S. 183), über interessante Bekanntschaften, unter denen für ihn außer einem jungen französischen Gelehrten namens Roquefort, mit dem er viel auf der Bibliothek verkehrte (S. 210), der nachher so berühmte Philologe Immanuel Bekker wichtig wurde, der zu klassisch-philologischen Studien nach Paris gekommen, doch auch Interesse für die romanischen Sprachen und Literaturen hatte und bei dem Uhland das Spanische zu lernen anfing (S. 202). Einen großen Raum aber nehmen in seinen Briefen die Berichte über sein Studium altteutscher und altfranzösischer Poesie ein. Der große Reichtum der Pariser Bibliothek an altdeutschen und altfranzösischen Manu-

Digitized by Google

skripten hat es ihm angetan (S. 172). Am 15. Juni 1910 (S. 178) teilt er Kerner mit, daß er mehrere französische Volksromane (die Haimonskinder, Fortunat, Magelone, Genoveva, Histoire de Jean Paris, de Valentin et Orson) gefunden noch in ziemlich alter Sprache. „Zur vollständigen Kenntnis der Poesie des Mittelalters überhaupt und auch der teutschen insbesondere gehört durchaus das Studium der Manuskripte der hiesigen Bibliothek. Der Ritterromane ist hier die schwere Menge. Es ist ein, so viel ich weiß, noch sehr unbearbeitetes Feld: Die Vergleichung der teutschen Gedichte, die aus dem Französischen bearbeitet sind, mit ihren Originalien, Vergleichung der Minnelieder mit den Liedern der Provenzalen; zu sehen, was von Poesie schon in den Originalien lag, was durch teutschen Geist hinzu kam. Wenn ich nur den Tristan nach Müllers Ausgabe hier hätte! Die französischen Romane deuten wieder auf englische Urschriften hin". So eröffnen sich dem jungen Forscher höchst fruchtbare Ausblicke in das Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte. Auch fand er ein deutsches Manuskript des Iwain von Hartmann von der Aue, „das noch wenig bekannt zu sein scheint". Am 6. September (S. 195) teilt er Kerner mit, er habe auf der Bibliothek mehrere gute altfranzösische Stücke gefunden, die er wahrscheinlich übersetzen werde und bedauert, daß die Bibliothek den ganzen September und einen großen Teil des Oktober geschlossen sei. Am 18. Oktober (S. 200) schreibt er an denselben, er wünsche eine Sammlung altfranzösischer, etwa auch spanischer Dichtungen zustande zu bringen. Herbeigeschafft habe er mehreres, ausgearbeitet nur weniges, was vielleicht besser nach seiner Zurückkunft geschehe. Angefangen habe er die Bearbeitung (im Balladenton) eines nordfranzösischen Volksromans: La terrible et épouvantable vie de Robert le Diable. „Die Fabel ist trefflich und originell, überhaupt haben die nordfranzösischen Dichtungen einen eigenen finsteren Charakter; in Teutschland sind mehr nur die südfranzöisschen Volksromane bekannt, als Magelone, Melusine u.s.w., die von einem viel milderen Geiste beseelt sind als jene normännischen Sagen, in denen noch die ursprüngliche wilde Größe und Schauer des Nordens atmen. Der Teufel hat viel darin zu tun, wodurch sie sich Dir sehr empfehlen würden". An Fouqué schreibt er 22. Oktober (S. 203): „Gegenwärtig ist meine liebste Zeit, in der ich mich mit altfranzösischen Dichtungen beschäftige. Ich habe besonders eine Reihe normännischer Kunden von eigentümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige übersetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, habe ich in Balladenform zu bearbeiten begonnen (wohl Richard sans peur). Er wünscht überhaupt eine Sammlung von Übersetzungen und Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen zusammenzubringen. „Diejenigen Dichtungen nämlich, die mir in der Form, in welcher ich sie vorfinde, schon 'vollendet erscheinen, übersetz' ich getreu, andere, die durch unangemessene Einkleidung, besonders durch Weitschweifigkeit entstellt sind, such' ich zu bearbeiten; denn hier scheint mir die Treue darin zu bestehen, daß die lebendige Sage von

Digitized by Google

der schlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben wird, in dem sie unentstellt erscheint und frei sich bewegt". Das Abschreiben sei sehr mühsam und die Übersetzung in zweischlägigen Hanssachsischen Reimen, worin die meisten Erzählungen verfaßt seien, habe manche Schwierigkeit. „Eine größere Dichtung, König Wilhelm von England, die Ähnlichkeit mit' dem Oktavianus hat, aber in originellem Geiste aufgefaßt und durchgeführt ist, rein poetisch, kindlich phantastisch, wünschte ich sehr abgeschrieben zu haben, um sie nach meiner Zurückkunft übersetzen zu können. Ich weiß nicht, ob andere die Begeisterung teilen würden, zu der mich diese Gedichte hingerissen, und wenn ich so die schlichten Worte stundenlang abschreibe, werd' ich zuweilen selbst irre. Allein, wenn mir dann, dem Buche fern, die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandelt, wie ein Geist, der seinen Grabstein verläßt, dann kann ich nicht glauben, daß es nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, ja mein eigenes Dichten verschlungen hat". In einem Brief an Fouqué 10. Dezember (S. 213) klagt er, daß er in letzter Zeit wenig produziert habe. „Ich beschäftige mich hier mehr mit der Poesie der guten alten Zeit als mit eigener. Die altfranzösische Poesie ist herrlich, wenn man bis zu ihrem eigentlichen Kern dringt. . . . Man muß sich durch die lieblichen Fabliaux nicht abhalten lassen, bis zur eigentlichen Heldenpoesie vorzudringen, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheint, bald sich zu wahrem Epos gebildet hat und nach den verschiedenen Völkerstämmen verfolgt werden muß. Ich habe eine Reihe normännischer Kunden zusammengebracht, und ich bin jetzt mit den fränkischen von Karl dem Großen, seinen Pairs und ihren Geschlechtern beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyklus bilden, den ich nimmer ermessen kann, da ich nur noch kurze Zeit hier bleibe. Doch hoffe ich, daß meine Sammlung hinreichen werde, die Wichtigkeit dieses Teiles der Poesie des Mittelalters einleuchtender zu machen und vielleicht andere zu vollständigeren Arbeiten anzuregen. Ich werde nach meiner Zurückkunft das Gesammelte zu übersetzen und zu bearbeiten suchen, letzteres hauptsächlich nur durch Entkleidung der Sage von entstellendem Gewande. Da diese Arbeit von längerer Dauer sein dürfte, so lege ich vielleicht vorderhand einiges in Kerners Almanach nieder. Andere mögen dann urteilen, ob die alten Schriften mich nicht durch Zauber verblenden" (vgl. S. 217 an Kerner).

Im Januar 1811 kehrte Uhland in die Heimat zurück. Zwei Tage verweilte er in Straßburg. Er brachte sie, wie er im Mai desselben Jahres an Immanuel Bekker nach Paris schrieb (S. 465), fast einzig damit zu, „auf, durch und um das Münster zu wandeln und es in verschiedenen Fernen und zu verschiedenen Zeiten anzuschauen". Beachtenswert ist der Eindruck, den das mächtige Bauwerk auf ihn machte. „Die Vorderseite, die Brust des Gebäudes, bis dahin, wo der Turm aufsprießt und ein zweiter gleicher hätte aufsprießen sollen, war mir, besonders nachts und bei Glockenschall beinahe furchtbar,

Digitized by Google

der Turm selbst aber macht den Eindruck des Schmucken und Festlichen. Das Ungeheure der Maße verliert sich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung und in einer Durchsichtigkeit, die an die Varnhagenschen Ausschnitte erinnert. Man meint, der Wind sollte diesen Thurm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehen. Besonders zart erschien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche dieses Thurms macht ihn für jede Zeit geltend und spricht gewiß den modernsten wie den altertümlichen Sinn an. Wie schwerfällig erschien mir jeder ohne Vergleich kleinere Thurm, den ich nachher sah. Das Innere der Kirche hat durch die Vollständigkeit der gemalten Fenster, durch die dunkelblauen und dunkelroten Massen der Glasgemälde eine sehr ernste und feierliche Beleuchtung. Welch ein Unterschied von den gelben, hellvioletten und hellroten Scheiben neuerer Zeit! Das Dunkelblaue ist mir überall die bedeutendste Färbung im menschlichen Auge, in Gemälden, in der Poesie, wie bei Novalis. Gemalte Fenster scheinen mir einer christlichen Kirche wesentlich. Denn die Stätte ist nicht geschlossen, die Kirche ist unausgebaut, solange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche hinauszieht, solange nicht die Gottheit im Tempel selbst gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenster gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinauslasse, dafür aber allem Himmlischen zum Eingang diene; und diese Anforderung erfüllt nur das gemalte Fenster. Der Himmel hat sich bilderreich auf die Kirche gesenkt und kömmt dem anstrebenden Geiste aus allen Fenstern gedrängt entgegen. Davon nicht zu reden, daß durch das farblose Fenster außer dem fernen Himmel auch noch das Irdische, Dach und Schornstein, hereinblickt. Bei der sonstigen Vollständigkeit der Glasmalereien in der Straßburger Kirche fällt ein kleines Fenster mit weißen Scheiben, gerade über dem Hochaltar, um so unangenehmer auf. Es macht durch seine Nüchternheit den Eindruck, als wäre es zum Schornstein, zur Lüftung oder zu irgend einem andern weltlichen Gebrauche bestimmt. Man muß sich vor dem fremden Licht in die farbig dämmernden Seitengänge zurückziehen. Auf einer Galerie über dem Chor steht der Telegraph. Eine Windmühle fehlt noch". Nachdem Uhland in Karlsruhe bei seinem Oheim, dem Hofrat Hofer, eine Woche zugebracht hatte, „versenkte er sich beim schrecklichsten Unwetter in unseren Schwarzwald". Er besuchte Justinus Kerner in Wildbad und fand ihn „in völligem Strudel der Praxis" (S. 223). „Ungeachtet es die meiste Zeit regnete", berichtet er am 23. Februar an Karl Mayer über diesen Aufenthalt (S. 227), „waren wir doch recht gut beisammen. Wir hatten uns so vieles zu sagen, teilten uns unsere Papiere mit, setzten uns ins Bad, machten, wenn es möglich war, kleinere Spaziergänge an dem wilden Strome hin, machten uns mit der Redaktion des Almanachs zu schaffen". „Im Regen war ich bei Dir angekommen, in Schnee und Sturm verließ ich Dich", schrieb er wenige Tage nach seiner Abreise an Kerner (S. 224). Die Nagold

Digitized by Google

hatte die Straße überschwemmt, und er mußte am Berge hinklettern. Daß ihm bei dem Unwetter der Humor nicht ausgegangen war, zeigt die folgende Stelle in demselben Brief. „Welcher Wonnestrahl durchzuckte mich, als ich bei meiner Ankunft in Calw vernahm, daß diesen Abend Schauspiel seye. Ich sah die Organe des Gehirns von Kotzebue. Das Publikum war sehr zufrieden, und ich hörte die Bemerkung machen, daß sogar die schlechtern Schauspieler von bedeutendem Nutzen seyen, indem durch dieselben die Talente der bessern um so mehr herausgehoben würden. An der Abendtafel saß ein Mann, den ich gleich an dem freien Halt seiner Tabakspfeife für einen Mann von freierem Geiste erkannt hatte. Er sprach von literarischen Gegenständen, sogar von Schlegels spanischem Theater, von welchem er bemerkte, daß es in Franzband gebunden seye. Wieviel er übrigens aus dem von ihm gebundenen oder auch nur brochirten Büchern profitire, entwickelte er bald in einer Rede über den Selbstmord. Das Erschießen hielt er für sehr unsicher. Ehedessen seye er sehr für das Ertränken gewesen, woran ihn jedoch die moralische Rücksickt abgebracht, daß man dadurch Andere in Gefahr setze, welche, um zu retten, sich in den Strom wagen. In neuerer Zeit ziehe er das Herabspringen von einem hohen Thurme vor, wohlverstanden, daß man vorher genau nachsehe, ob Niemand unten vorübergehe. Das allersicherste sei jedoch, sich einen dreifachen Tod anzuthun, nämlich zuerst Gift zu nehmen (hiebei nahm er einen Schluck Wein), sodann sich zu erschießen und zwar hart am Ufer eines Stromes, so daß man in demselben fallen und nöthigen falls noch ertrinken müsse. Dieses ist alles wörtlich wahr". Heimgekehrt widmete er sich der advokatorischen Praxis. Diese Beschäftigung war ihm freilich durchaus nicht erfreulich. Schon wenige Tage nach seiner Heimkehr schreibt er an Karl Mayer (S. 228): „Seit acht Tagen bin ich wieder hier und fühle mich entsetzlich einsam. Es scheint mir, daß ich hier bleiben und seiner Zeit Prokurator werden werde; es ist mir, wie wenn ich in die Eiswüsten von Sibirien hineinliefe". Er fand seine Lage in Tübingen weder erweckend für Poesie noch günstig für literarische Arbeit. Es fehlte ihm an belebendem Umgang und an literarischen Hilfsmitteln (Brief an Bekker vom 7. Februar 1812). Er war zwar mit Advokatengeschäften nicht überhäuft, „hatte aber doch daran genug, um in anderen Arbeiten oft zur ungelegensten Zeit unterbrochen und auf lange Dauer abgezogen zu werden". So habe er, berichtet er Bekker in dem genannten Brief, vor einiger Zeit die Kriminaldefension einer Landstreicherin übernehmen müssen, welche eingestanden hatte, zwei ihrer Kinder ins Wasser geworfen zu haben, was ihm, mit einer damit verbundenen Reise, volle drei Wochen gekostet habe. Aber er habe dabei in einen Abgrund menschlichen Elends und Verderbens geschaut, daß er es sich zum Gewinn rechnen müßte, wenn er Tragödien schriebe. Doch setzte er sogleich hinzu, er habe kleinere Gedichte viele gemacht, und dasselbe berichtet er ungefähr um dieselbe Zeit auch Fouqué (S. 290), fügte freilich auch hier bei, zu Größerem fehle ihm, wenn auch nichts

Digitized by Google

anderes, doch Zeit und Ruhe. „Poesie und Advokatengeschäfte kommen übel zusammen“. Und so kam auch das geplante Märchenbuch des Königs von Frankreich nicht zustande. Über dieses schrieb er am 20. November 1812 (S. 332) an Fouqué: „Wenn es mir nicht an Zeit und Stimmung fehlte, würde ich eine Reihe altfranzösischer Dichtungen teils handschriftlicher, teils gedruckter, unter dem Titel „Märchenbuch des Königs von Frankreich“ übersetzen und bearbeiten. Bei einem großen Feste, das der König von Frankreich veranstaltet, hat sich, nach dem Tourniere und anderen rauschenden Vergnügungen, die Gesellschaft in einen Baumgarten verfügt. Aus allen Provinzen Frankreichs haben sich Ritter und Damen, Geistliche und Sänger versammelt. Der König bedenkt, wie er unter seinem Szepter so verschiedene Völkerstämme und eben damit ein buntes Märchenreich der mannigfaltigsten Nationalmythen vereinige. Um sich dieses zur lebendigsten Anschauung zu bringen, fordert er die Anwesenden auf, Märchen zu erzählen, und zwar sollte jeder eine seinem Stamm, seiner Heimat eigentümliche Kunde vortragen. So folgt nun eine Reihe fränkischer, normännischer, bretagnischer, provenzalischer, gascognischer und andere Erzählungen in Romanzen, welche durch angemessene Gespräche unter sich verbunden werden. Ein Kaplan des Königs schreibt in der Folge alles zusammen in einem Buche nieder, das mit Bildern ausgeschmückt, in der Schatzkammer zu Krone und Szepter niedergelegt und das Märchenbuch des Königs von Frankreich benannt wird“. Viel Zeit und Arbeit widmete er Kerners Musenalmanach, der dann im Jahre 1812 erschien (S. 238, 248 ff., 302, 322) und zu dem er selbst einige Gedichte, ein dramatisches Fragment und einiges Altfranzösische beisteuerte. Zugleich suchte er Beiträge für einen zweiten Almanach zu gewinnen, der dann unter dem Titel „Deutscher Dichterwald“ erschien (S. 264, 322 f., 350). Er bedauerte, daß er sich nicht ganz wissenschaftlichen Arbeiten widmen konnte. „Wenn ich irgend Muße und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder; im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar“ (Brief an Weckherlin vom 27. Juli 1812 S. 319). Zunächst setzte er seine altfranzösischen Studien fort. Er bedauert in einem Brief an Bekker (vom 2. Juni 1811), der ihm von Paris aus Abschriften aus dem Gedicht fils d'Aymon sandte (S. 258), daß das, was er an Epischem aus Paris mitgebracht habe und was zu übersetzen wäre, denn doch nichts Vollständiges sei, daß er auf das normännische Gedicht von Robert dem Teufel, das auch in Volksromanprosa aufgelöst in Paris feilgeboten werde, nicht früher aufmerksam wurde. Hatte er hinsichtlich der vollständigen von ihm abgeschriebenen Erzählungen lang nicht schlüssig werden können, ob er sie in den ermüdenden Hans Sachsischen Schlagreimen übersetzen oder zu einer Art von poetischem Dekameron verarbeiten solle, so hatte er sich jetzt zu letzterem ent-

Digitized by Google

schlossen, wie wir aus demselben Brief erfahren. Er ist in letzter Zeit auch auf bretonische Poesien aufmerksam geworden, „die sich durch eigentümliche Sentimentalität auszeichnen". Besonders bedauert er, die bretonischen Lais, die nicht bloß Romanzen, sondern auch Lieder meist traurigen Inhalts umfaßten, nicht näher kennen gelernt zu haben. Überhaupt wünscht er, daß man die lyrische Poesie der Nordfranzosen weniger vernachlässige, besonders in den Formen, die nicht von den Provenzalen entlehnt seien (Brief an Bekker 7. Februar 1811 S. 468). Auch Bekker „zog ein philologisches Interesse in diese Katakomben der französischen Litteratur", und wie Uhland von hier aus Licht erwartete über Entstehung und Ausbildung des Epos, so fand Bekker in den altfranzösischen Heldengedichten „ein unerwartet genaues Analogon für die Sprache des Homerus und des Dante sowohl dem Stoffe als der Behandlung nach" (Bekkers Brief an Uhland vom 1. März 1812 S. 288. Vgl. Uhland an Vornhagen vom 4. Mai 1812 S. 301 f.), und Uhland meinte in dem Brief an Bekker vom 7. Februar 1812 (S. 468 f.), ein umfassendes Studium der altfranzösischen Poesie müßte auch für die Kenntnis des Epos überhaupt von Bedeutung sein; wie ein epischer Cyklus sich bilde und sich zu immer größeren Kompositionen gestalte, wie solche Dichtungen in ihrer Zeit gelebt hätten u. s. f., dies könne vielleicht am französischen Epos, als dem jüngsten, dessen Stoff schon in eine historische Zeit falle, von welchem so viele Urkunden aus verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Formen vorhanden seien, am ehesten nachgewiesen und dadurch auch auf Homer und die Nibelungen, die als große Rätsel vor uns stünden, mancher Strahl geworfen werden. Am 20. Dezember 1810 (S. 210) hatte er von Paris aus an die Eltern geschrieben, er hoffe, aus seinen Bibliothek-Kollektaneen nach seiner Zurückkunft ein kleines Werk im Fache der altfranzösischen Literatur ausarbeiten zu können. Er vollendete jetzt die Schrift am 3. Mai 1812 (S. 301), und am folgenden Tag schrieb er an Varnhagen (S. 301), wenn die Schrift auch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen könne, dürfte sie doch vielleicht die Aufmerksamkeit der Gleichgesinnten auf einen bis dahin nicht gewürdigten Gegenstand ziehen. Da zu erwarten war, daß ein vom Pariser Institut auf eine Abhandlung über die altfranzösische Poesie gesetzter Preis eine Reihe von Schriften über dieses Thema hervorrufen werde, so ist er begierig zu erfahren, wie neben diesen Arbeiten die seinige bestehen werde, ist aber schon jetzt sicher, daß letztere nicht vernichtet werden könne, da sie auf eigene lebendige Anschauung gegründet sei. Die Abhandlung erschien noch im Jahr 1812 in Fouqués Zeitschrift „Die Musen" unter dem Titel „Über das altfranzösische Epos". Die fortgesetzten Studien, sowie das eigene dichterische Schaffen hatten dem Dichter und Forscher über das Wesen echt deutscher Dichtung und damit seiner eigenen volle Klarheit gebracht. Am 20. Januar 1812 (S. 340) schrieb er an Karl Mayer: „Gedichtet habe ich freilich hier noch nichts. Doch wird mir die Poesie in dieser äußeren Abgeschiedenheit von ihr gewissermaßen innerlich klarer und leben-

Digitized by Google

diger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall ist". Besonders wichtig ist aber in dieser Hinsicht der Brief, den er am 18. März 1812 (S. 292) an den Grafen von Löben richtete. Schon am 23. November 1811 (S. 271) hatte er Kerner über Löbens Roman „Arkadien" geschrieben: „Viel Schönes im einzelnen, im ganzen aber, nach meiner Ansicht, ein verfehltes Streben", und hinzugesetzt: „Wenn mehrere unter den neueren Dichtern sich einer einfacheren, nach Geist und Form echtdeutschen Poesie widmeten, so würden sie gewiß ein Höheres leisten als in den angeborgten Formen, wobei man das Gute oft bedauern muß, daß es nicht anderswo stehe". Ungefähr vier Monate darauf schrieb er dem Grafen (S. 291 f.), daß er ihm die gegenseitige Mitteilung ihrer Ansichten von der Poesie vorschlage, „nicht von dem Innersten der Poesie", denn darüber sei ja unter ihnen keine Meinungsverschiedenheit, sondern „über den Stoff, die Form, die Sprache oder was immer zur äußeren Erscheinung der Poesie gehört". „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprüngliche deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren; Ihre Poesie ist dem Süden zugewendet, nicht sowohl um selbst ausheimisch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unsern Boden zu verpflanzen. Mir kam es diesem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, sollte sie mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimischen Weisen zu gebrauchen, vaterländischer Natur und Sitte anzuhangen, mir unsere ältere Poesie, und zwar unter dieser wieder die wahrhaft deutsche, zum Vorbild zu nehmen. Ihnen stand es an, die Schäferwelt des Südens neu hervorzurufen, den Glanz und Reichtum der Bilder zu entfalten, den Schmuck der Worte umzulegen, die Melodie der südlichen Gedichtformen vernehmen zu lassen und unter den älteren deutschen Dichtern sich eben wieder an diejenigen anzuschließen, welche selbst südlichen Mustern gefolgt sind. Sie waren hierin konsequent, aber eben diesen Glanz der Bilder, diesen Schmuck der Worte, diesen Gebrauch der südlichen Formen nehme ich in Anspruch, um Ihre ganze Richtung anzufechten, so wie ich nunmehr von der meinigen schweige und sie Ihren Einsprüchen ausgestellt lasse. Die Schäfer des Südens können nach meinem Gefühl nur an Maientagen flüchtig über unsere Weide treiben, nimmermehr aber sich bei uns ansiedeln. Wir haben einmal keinen dauernden Frühling, und unsere kräftige Winterpoesie wollen wir niemals verleugnen. Darum hat mich auch in Ihrem Arkadien das Ritter- und Jägerleben ungleich mehr als die Schäferwelt angesprochen. Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüt das der deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichtum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um so höhere und rauschendere Wellen schlägt er. Das Gemüt aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. So, meine ich, könne es dem Deutschen begegnen, daß er den prunkhaften Styl der Gleichheit

Digitized by Google

des Tones noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht eben so stätig mitschreitet, und daß er andererseits die innigeren Regungen des Gemüts, mithin sein Eigenstes, unter dem äußeren Schmuck erdrücke. Es ist ein treffliches altes Sprüchwort: Schlicht Wort und gut Gemüt, Ist das ächte deutsche Lied. Die Trefflichkeit der südlichen Gedichtformen verkenne ich gewiß nicht, aber ich glaube, wir müssen dieselben ganz anders gebrauchen, als sie im Süden gebraucht werden. Die südlichen Sprachen sind etwas für sich, ein schöner Klang; die deutsche existiert nur durch den inwohnenden Geist. Darum existiert z. B. ein deutsches Sonett blos durch diejenigen Gegensätze, Aufgaben und Auflösungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen, und unser Sonett ist mehr malerisch als musikalisch. Hiedurch hört das einfache Gedicht Sonett bei uns gänzlich auf, ein leichtes Spiel zu seyn, es wird zum besonnensten Kunstwerk. Ohnedieß sind die mechanischen Schwierigkeiten unläugbar; Zwang aber und Seltsamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichtes auf, und so entziehen sich jene Gedichtformen bei uns dem allgemeinen Gebrauch; im Süden sind sie Blumen, bei uns Juwele. Sie werden in diesem Allem mein vielleicht egoistisches Bemühen erkannt haben, Sie von Ihrem Wege auf den meinigen zu locken. Ich fühle mit Freude, daß wir, wie zwei Alpströme, aus Eines Berges Schoß entsprungen sind; das aber tut mir leid, daß Sie nach Süden hinabströmen, während ich nach Norden". Erwähnung verdient hier noch eine Stelle aus einem Brief an Kerner, in der sich Uhland über das Leid, aber auch das Glück, das die Poesie dem Dichter bringt, ausspricht. Kerner, der sonst so humorvolle Dichter, hatte in einer bei ihm nicht selten eintretenden Niedergeschlagenheit einen Brief geschrieben, der den Empfänger durch die Stimmung, in der er geschrieben, betrübt hatte. Darauf antwortete Uhland am 8. Februar 1812 (S. 284) u. a.: „Wahrlich, Du willst Dich nicht aus dieser Niedergeschlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß Du allein der Traurige bist und daß jene Schmerzen Dir allein gehören. Welches edlere Gemüt kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat und ängstlich nach Brennstoff umherflackert und ihn aus den Höhen saugen will. Aber sie soll und wird nicht erlöschen, wie die Kirchenlampen in der Legende wird sie nächtlicherweise von den Engeln genährt. Warum sind die beschränktesten Menschen die zufriedensten und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntnis des höheren Lebens, die Poesie, fehlt, die das schale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten soll sie es, läutern, erheben; und kann sie es nicht immer, so läßt sie es fallen, wie der Adler die Schildkröte, und fliegt allein der Sonne zu. Das Treiben der Poesie ist mir gerade in Deinem letzten Briefe recht klar geworden. Was kann Dich so sehr gelähmt, so tief niedergeschlagen haben als Poesie und Liebe? Auf einmal aber sprichst und dichtest Du wieder von alten und neuen Bildern, die in Dir aufsteigen, voll Goldglanz und Rosenhelle. So gebiert die Poesie den Schmerz und der Schmerz

Digitized by Google

wieder die Poesie. Nein! laß uns nicht sterben! wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!"

„Wenn uns kein Handeln vergönnt ist". Welch eine Bitterkeit liegt in diesen Worten ausgesprochen! Schon sieben Monate, bevor er diese Worte schrieb, hatte Uhland in einem Brief an Karl Mayer (am 3. Juli 1811, S. 253) sein langes Schweigen entschuldigt. „Was mich abhielt, waren teils kleine Verhinderungen, teils eine geheime Scheu, Dir zu einer Zeit zu schreiben, wo die unseligen Ereignisse noch so erschütternd neu und die Gemüther so wenig gesammelt waren. Jetzt schreibe ich Dir nur eine Stelle aus den Wahlverwandtschaften ab: So setzen alle zusammen, jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre". Mit den unseligen Ereignissen, die die Bevölkerung des Schwabenlandes mit solch dumpfer Verzweiflung erfüllte, sind zunächst die Aushebungen für den drohenden Krieg mit Rußland gemeint, die sich auch auf die akademische Jugend erstreckten. Zwei Freunde Uhlands, August Mayer, der Bruder Karl Mayers, und Friedrich von Harpprecht, machten den Krieg mit, kehrten aber nicht wieder (S. 342, 351, 368). Aber diese Blutopfer, die dem korsischen Eroberer auch vom schwäbischen Lande fortwährend gebracht werden mußten, waren es nicht allein, was so schwer auf dem Volke lastete. Es litt fast noch mehr durch den Druck des absolutistisch-bureaukratischen Systems, nach dem der König Friedrich I. in Württemberg regierte, durch die Vielregiererei und Vielschreiberei, die Bevormundung, die Willkür, den Prunk und die Verschwendung des Hofes, gegen die es keine Hilfe gab, da der König am 30. Dezember 1805 die uralte Verfassung mit einem Federstrich beseitigt hatte. Uhland selbst hatte unter der Willkür der Bureaukratie zu leiden. Da sein Gesuch um eine Prokuratur bei dem Tübinger Tribunal „allergnädigst" abgeschlagen worden war und er daher auch keine Aussicht hatte, in Tübingen eine ordentliche Praxis zu erhalten (S. 328), so bewarb er sich um die Stelle eines Accessisten beim Justizministerium, und er erhielt sie, freilich ohne Bezahlung. Er hoffte, wenn er einige Jahre so unentgeltlich Dienst geleistet habe, eine Prokuratur zu erlangen, und man hatte ihm auch eine solche ausdrücklich versprochen. Mitte Dezember 1812 siedelte er nach Stuttgart über. Es würde hier zu weit führen, die Bemühungen Uhlands um eine feste Anstellung im Staatsdienste, seine wiederholten Vorstellungen und Beschwerden wegen der Verzögerung und der Ausflüchte seines Vorgesetzten, des Ministers von der Löhe, im einzelnen zu verfolgen (S. 358—426). Es genüge hier, die die einzelnen Etappen dieses Handels kurz mar kierende Anmerkung auf Seite 359 wiederzugeben: Vor dem 6. November 1813 äußerte der Minister gegen Uhland, daß er nun bald angestellt sein werde; am 18. Dezember 1813 ließ er Uhland eröffnen, er werde einen Antrag auf Anstellung mit Besoldung machen; am

Digitized by Google

29. März 1814 war die längst ausgefertigte Note an das Finanzministerium immer noch nicht abgegangen; daher sandte Uhland am 3. April sein Entlassungsgesuch an den Minister, der am 7. Mai ihm eröffnete, daß morgen das Anbringen abgehen soll; am 16. „Erklärung gegen den Minister, welche nicht ganz wohl aufgenommen wurde", und „Abschied vom Bureau". So war Uhland seit Mai 1814 wieder „simpler Advokat" (S. 378). Am 10. Mai schrieb er an seine Eltern (S. 378): „Es muß Ihnen freilich schmerzlich sein, daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Werth ich umso dankbarer erkenne, als sie mit so vieler Schonung gegen mich gebracht worden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird Mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige, ziemlich mühselige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Lage des Lebens erfahren haben, wie oft dasjenige, was äußerlich als ein hartes, ungerechtes Schicksal erschien, in der Wahrheit und im tieferen Grunde die weise Leitung einer gütigen Vorsehung war. So darf ich nun auch aussprechen, was ich bisher nie gegen Sie geäußert habe, daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen und nun vollends ein entschiedenes Anketten an dieselben mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. Nicht, als ob es mir unerträglich geworden wäre, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir von Natur fremd, ja widrig sind, oder als ob es mich zu sehr geschmerzt hätte, die Entwicklung sonstiger Fähigkeiten, die Gott in mich gelegt, gänzlich gehemmt zu sehen, — ich glaube, diese beiderlei Übelstände seit geraumer Zeit so ziemlich überwunden zu haben, und sehe wohl ein, daß man sich zuvörderst eine äußere Existenz gründen muß und in gegenwärtiger Zeit am wenigsten seinen Liebhabereien leben kann; allein in denjenigen Geschäftsverhältnissen, worein ich hier immer tiefer verwickelt werden sollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeschritten wäre, umso mehr an Seelenruhe und innerer Selbständigkeit verloren". Wir begreifen es, daß Uhland drei Wochen darauf an Karl Mayer schrieb (S. 388): „Nun atme ich wieder etwas freier". Freiherr von Wangenheim, damals Obertribunalpräsident und Kurator der Universität in Tübingen, der Uhland überaus wohl wollte (S. 277, 374), suchte Uhland an die Bibliothek zu bringen oder ihm eine Sekretärstelle zu verschaffen, damit er „daneben" Vorlesungen über Altdeutsches halten könne (S. 374, 360). Aber auch daraus wurde nichts. Uhland suchte Zerstreuung in der Schattengesellschaft, in die er unterdessen eingetreten war (S. 360), oder er folgte Einladungen befreundeter Familien[1]), und Sonntags ging er zuweilen nach dem benachbarten Feuerbach und Montags zurück. „Dies ist mir stets eine recht köstliche Erholung oder vielmehr Sammlung", schreibt er 20. Januar 1813 an Mayer (S. 340). Dichten und Erwerben waren wieder im Kampf miteinander.

[1]) So teilt er einmal seinen Eltern mit (S. 418): „Auf heute Mittag bin ich zu Rosers auf gepregelte Spatzen, mein Leibgericht, eingeladen".

Digitized by Google

Schon bei seiner Übersiedelung nach Stuttgart hatte er an Kerner geschrieben (18. Dezember 1812): „O Poesie! Professor Gaab sagte beim Abschied, jetzt heiße es bei mir: Musa, vale! Mein letztes Tübinger Gedicht habe ich hier beigelegt". Es war der „Taillefer". Es kamen ihm wohl „mancherlei Ideen zu Gedichten", aber „zur Ausführung fand er nicht Zeit und Ruhe" (S. 361). An Advokatengeschäften fehle es ihm gerade nicht, desto mehr an Leichtigkeit im Geschäft, und besonders sei er allzu sehr zerstreut, klagt er am 28. Juli 1814 (S. 401) in einem Brief an Karl Mayer. „Seit ich wieder die meiste Zeit zu Haus bin, locken mich immer alte und neue Phantasien von der Arbeit ab, und ich habe in dieser letzten Zeit wieder Verschiedenes gedichtet und entworfen, was dann freilich dem Erwerbe, der mir jetzt so nötig wäre, wenig zu Statten kommt". Noch mehr aber als der Zwiespalt zwischen Neigung und Berufspflicht waren die unseligen vaterländischen Verhältnisse an dieser Unruhe, die den Dichter nicht zum Schaffen kommen ließ, schuld. Und erst, als diese Verhältnisse eine Wendung zum Besseren genommen hatten, bekam seine Seele einen neuen Schwung. Endlich hatte sich gegen Ende des Jahres 1813 auch der König von Württemberg von Napoleon losgesagt und sich an die Allianz angeschlossen. Die Eltern Uhlands scheinen besorgt zu haben, daß bei der Einberufung von Söhnen der Honoratioren zum Kriegszug gegen Frankreich auch ihr Sohn werde einbezogen werden. Er wußte sie zu beruhigen, fügte aber in dem Briefe (vom 31. Dezember 1813, S. 366) die für seine damalige Stimmung so charakteristische Erklärung hinzu: „So wenig ich mich übrigens muthwilliger Weise aussetzen werde, so werde ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Krieges eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten Staaten Deutschlands, stattfindet und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unseres bisherigen schwächlichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf unsere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde".[1]) Und einige Wochen darauf (am 10. Februar 1814) sandte er Kerner einige auf die „große Zeitgeschichte" sich beziehende Lieder (vermutlich: An das Vaterland, Lied eines deutschen Sängers, Gesang und Krieg, Vorwärts) und begleitete sie mit den Worten, wenn er in seinem letzten

[1]) Am 18. Februar 1814 (S. 371) benachrichtigt er die Eltern, daß er in der von der Landvogtei am mittleren Neckar ausgeschickten Liste nicht stehe, und fügt ironisch hinzu: „Der Landsturm steht zwar auf dem Papier, wird Ihnen aber wenig Sorge machen; sogar wenn er jemals zusammenberufen würde, hat man dafür gesorgt, daß kein Unglück mit Gewehren geschehe".

Digitized by Google

Brief nichts Vaterländisches geschrieben und bloß ein unbedeutendes zeitloses Lied beigelegt habe, so solle er darum nicht glauben, daß die große Zeitgeschichte nicht auch ihm eine stolze Freude sei und, in anderer Hinsicht, sein Schmerz. Mit dem größten Interesse verfolgte er die Ereignisse und verfehlte nicht, die Eltern über sie von der Residenz aus zu unterrichten[1]), während die Eltern ihm von der Einquartierung in Tübingen berichten, z. B. daß der Kommandant der dort einquartierten Kosaken eine „Frauenzimmerschlittenfahrt", der er mit seinen Kosaken zufällig unterwegs begegnete und bei der sich auch Luisle, die Schwester Uhlands, befand, „mit seinen Kosaken mit der Pike bis nach Bühl (dem Ziele des Ausflugs) eskortierte, wo er sich sodann entfernte" (Brief des Vaters vom 20. Januar 1814, S. 368). Nicht ohne Stolz teilt der Sohn den Eltern mit, daß sich der württembergische Kronprinz bei Mömpelgard und bei Neu-Breisach tapfer gehalten habe (14. Februar 1814, S. 373), daß die Einnahme von Paris in Stuttgart mit Kanonendonner und Läuten aller Glocken verkündigt wurde, daß ein Herold durch die Straßen ritt und Bulletins auswarf, daß am Montag [Ostermontag] ein Kirchendankfest sei, wozu ja auch Professoren und Tribunalräthe hierher berufen seien (Brief vom 8. April 1814, S. 376), daß großer Jubel um das Palais des Kronprinzen herrschte, als er, spät abends vom französischen Feldzug zurückgekehrt, am 10. Juli in aller Frühe nach Ludwigsburg abreiste (Brief an die Eltern 10. Juli 1814, S. 399), daß Dannecker und Cotta nach Wien [auf den Kongreß] gereist seien, ersterer wegen eines zu errichtenden Denkmals auf die Leipziger Schlacht, letzterer, wie man sage, um aus Auftrag der übrigen Buchhändlerschaft wegen Aufhebung des Nachdrucks und anderer Buchhändlerangelegenheiten Versuche zu machen (Brief an die Eltern vom 23. September 1814, S. 411). Die Sympathien, die Uhland dem Kronprinzen entgegen bringt, stechen gewaltig ab vor der Abneigung gegen den König, aus der er kein Hehl macht. Vor allem widern ihn die Vorbereitungen an, die für die erwartete Ankunft des russischen Kaisers getroffen werden, und man liest zwischen den Zeilen die Schadenfreude, daß der hohe Herr immer wieder auf sich warten läßt. Am 6. und 8. Juli 1814 (S. 396) berichtet er den Eltern von einer sog. eingerichteten Jagd auf der Schlotwiese, „zu der schon geraume Zeit große Zurüstungen gemacht waren", daß sich die Ankunft des Kaisers immer wieder hinausziehe[2]), daß es bei seiner Ankunft „viel Spektakel mit Triumphbogen, Illuminationen, Maskenbällen u.s.w." geben werde. „Dabei werden die Frauen und Töchter derjenigen, die das Prädi-

[1]) Am 14. Februar 1814 schreibt er an sie (S. 373): „Die politischen Flugschriften, welche man auf unserem Museum in großer Menge antrifft, sind mir zum Teil eine sehr interessante Abendlektüre".

[2]) Er kam erst im Juni 1815 nach Stuttgart, nachdem man ihn von der Mitte des Jahres 1814 an erwartet hatte. Am 3. Dezember 1814 schreibt Uhland an seine Eltern: „Ich kann übrigens an dessen Ankunft immer nicht glauben, und wir haben ja schon früher einmal die Ehrenpforten hier vor dem Schlosse gesehen".

Digitized by Google

kat „von“ haben, in besonderen Zimmern speisen und werden dabei von Kammerherrn serviert. Die weniger Vornehmen bekommen aber auch freies Essen und Trinken. Mir wäre es am liebsten, es wäre alles schon vorbei oder würde gar nichts aus der Sache“. Er hat von Bekannten erfahren, daß „eine besondere Invitation an Luise, seine Schwester, ergangen ist“. „Wenn sie hierher kommt, so wird es mich sehr freuen, auch ohne den russischen Kaiser“. Wie der Besuch des russischen Kaisers, so verzögerte sich von Monat zu Monat die Rückkehr des Königs vom Wiener Kongreß (vergl. Uhlands Briefe an die Eltern vom 2., 23. Nov., 2. Dez. 1814 S. 415, 418, 419). Während die Zurüstungen für die Rückkehr des Königs vom Wiener Kongreß und den Besuch des russischen Kaisers fortgesetzt werden — Uhland berichtet am 2. Nov. S. 415, „daß auf der Sulitude schon seit geraumer Zeit ein großes Jagen eingerichtet werde“, und am 23. Nov. S. 418, daß dort 400 Schweine zum Abschießen und auch Schweine im Stuttgarter Stalle bereit gehalten werden —, verbot die Behörde die Feier der Erinnerung an die Leipziger Schlacht. Den 18. Oktober, schreibt Uhland an die Eltern am 2. Nov. (S. 415). wollten wir hier, wie es im ganzen übrigen Deutschland der Fall war, durch große Feuer auf der Feuerbacher Heide begehen, was aber durch Gensdarmerie zu Pferd und zu Fuß verhindert wurde. Auch in Heilbronn und Eßlingen ist nichts dergleichen gestattet worden. Unsere Feuer hätten namentlich mit dem auf dem Heilbronner Wartberg in Verbindung stehen sollen“. „Doch hat wenigstens Eins gebrannt“, fügt er der zweiten Mitteilung, die er 8 Tage darauf an Kerer gelangen ließ (S. 417), hinzu. In dem Brief an die Eltern fährt er fort: „Im Rheinischen Merkur soll bereits von der würdigen Feier des 18. Oktober in unserm Lande die Rede seyn“. S. 420 unseres Buches steht als Anmerkung: Im Rheinischen Merkur Nr. 138 berichtete ein Korrespondent „aus dem Württembergischen“ 18. Oktober 1814: Während jede Feier des heutigen und morgenden Tages verboten sei, werde auf kommenden Monat November, da der Kaiser von Rußland an unsern Hof kommen soll, „ein fürchterliches Jagen bei Heidenheim angekündigt, wo 10000 Bauern und Bürger aller Klassen und einige hundert Säue gehetzt werden sollen und das Land dafür eine halbe Million Unkosten tragen muß“.

War unter diesen Umständen ein ruhiges Schaffen sehr schwer, so war es fast unmöglich, als im folgenden Jahr (1815) die Verfassungsfrage die Gemüter aufs leidenschaftlichste erregte. Der König hatte am 30. Dezember 1805, am Tage vor der Königsproklamation, die altwürttembergische Verfassung, die sehr volkstümlich gewesen war und u. a. den Ständen das Recht verlieh, die Landesabgaben nicht bloß zu bewilligen, sondern auch selbst zu erheben, aufzubewahren und zur Verwendung für bestimmte Zwecke anzuweisen. Volle zehn Jahre währte diese verfassungslose Regierung. Die Steuern wurden willkürlich erhoben, ja infolge des

Digitized by Google

Prunkes und der Verschwendung des Hofes, der allein ein Drittel der Landeseinkünfte verbrauchte, erhöht, die Unabhängigkeit der Gerichte und damit der Schutz der persönlichen Freiheit mißachtet, die Presse gefesselt und damit jede Äußerung der öffentlichen Meinung unterdrückt. Als nun die Bundesakte, wie sie auf dem Wiener Kongreß festgesetzt worden war, bestimmte, daß in allen Staaten des deutschen Bundes ständische Verfassungen eingeführt werden sollten, verkündigte der König am 11. Januar 1815 seinen Entschluß dem Königreich neue angemessene Volksvertretung zu geben, und bald folgte ein Ausschreiben über die Zusammensetzung der neuen Ständekammer. Der Entwurf war nicht gerade unfreisinnig. Auch suchte er den seit 1803 neu hinzugekommenen Gebieten Rechnung zu tragen und sie in den württembergischen Staatsorganismus einzugliedern. Aber das vorausgegangene lange und harte Willkürregiment des Königs und dessen offenbar zum starrsten Despotismus neigende Natur erregte allenthalben Mißtrauen. Man fürchtete, daß auch diese scheinbar liberalen Zugeständnisse von einem solchen König im Geiste des Absolutismus ausgedeutet oder gänzlich bei gegebener Veranlassung zurückgenommen werden könnten. Denn diese neue Verfassung besaß nicht wie die altwürttembergische die Rechtskraft eines zwischen dem Landesherrn und den Ständen abgeschlossenen Vertrages, sondern vielmehr die Natur eines freien Geschenkes des Königs, das von diesem zu jeder Zeit zurückgenommen werden konnte. Man war allgemein gespannt, wie sich die Dinge entwickeln würden. Der Vater Uhland nennt „die Proklamation wegen der Landstände“ schon am Tage nach ihrer Veröffentlichung „äußerst merkwürdig“ (S. 424). Und am 18. Januar schreibt der Sohn an seinen Freund Karl Mayer: „Es scheint mir in meinen gegenwärtigen Verhältnissen die Zeit wahrhaft wie ein Traum, größtenteils wie ein banger. Sammlung zu heiterem Leben und zu ruhiger Poesie scheint mir nicht beschieden zu sein“. Während Freiherr von Wangenheim bei Cotta den Verlag seiner Gedichte vermittelte (S. 426 u. 428), hoffte er jetzt aus seiner unleidlichen Lage herauszukommen. „Bei der neuen Landschaft sollen außer den Sekretärsstellen auch zwei Registratorsstellen, wie man sagt mit gutem Gehalt, errichtet werden, wobei es vielleicht auch ein Unterkommen für mich geben könnte“, schreibt er am 15. Februar an die Eltern (S. 426), und einen Monat später teilt der Vater dem Sohne mit (S. 434), Freiherr von Wangenheim verspreche letzterem eine Menge Stimmen bei der Landschaft, und meint: „Es wäre doch schön, wenn nach Verfluß von 51 Jahren, wo dein Urgroßvater als Landschaft-Einnehmer und 18 Jahre nachher ein Großonkel als Landschaft-Registrator starb, nun der Urenkel und Petitneveu wieder das nämliche Brot erhielte“. Aber Vater und Sohn hatten vergebens gehofft. Da die Ständeversammlung die am 15. März vom König vorgelegte Verfassung ablehnte, so unterblieb auch die Anstellung von Beamten, also auch von Se-

Digitized by Google

kretären und Registratoren, und Abgeordnete besorgten freiwillig und unentgeltlich deren Geschäfte. Uhlands Stimmung wurde immer düsterer, so daß er seiner Mutter gegenüber die Befürchtung aussprach (Brief an die Mutter vom 22. Februar, S. 428), seinen Eltern und seiner Schwester etwas entfremdet zu erscheinen, wenn er an Mitteilungen großenteils aus dem Grunde sparsam sei, weil ihn die widrigen, unbestimmten Verhältnisse, worin er so lange her sich befinde, so wenig Erfreuliches mitteilen lasse. Dazu kam, daß „die Begebenheiten in Frankreich", wie er an die Eltern am 27. März schreibt (S. 437), ihn „Tag und Nacht quälten", und die Mutter scheint wirklich Angst gehabt zu haben, daß er seine alten Gedanken ins Feld zu ziehen wieder aufnehmen könnte. Denn sie schreibt ihm auf die Bemerkung, daß die Franzosen ihm keine Ruhe ließen, vier Tage darauf (S. 437): „Bleibe bei uns, das wäre mir sonst erschröcklich". Wir werden uns deswegen nicht wundern, daß die Mutter auf die Nachricht des Sohnes von dem in Aussicht stehenden Einzug der Alliierten in Paris und dem vergeblichen Fluchtversuch Napoleons von Rochefort aus (in den Briefen vom 7. und 21. Juli S. 446 f.), ihre Freude über die „Napoleonischen Nachrichten" ausdrückt. Ihr Sohn entwarf auf die Rückkehr der Kunstwerke von Paris verschiedene Sonette, konnte aber „gegenwärtig" nicht dazu kommen, etwas auszuführen (an Mayer 5. November S. 459). Über den Fortgang der Verfassungsfrage unterließ er nicht, die Eltern aufs genaueste zu unterrichten. Der König hatte die Stände auf den 15. März einberufen. Uhland meinte, es werde an diesem Tag „schwerlich viel herauskommen": schon das Comité[1]) „habe sich gut gehalten" und die Deputierten, „worunter man sehr achtbare Männer nennt, würden nicht gegen ihre Überzeugung schwören; man sage sogar, daß eine „Protestation" des Kronprinzen „gegen das neue Projekt eingekommen sei" (an die Eltern am 15. Februar S. 426). Am 15. März (S. 432), dem entscheidenden Tag, berichtet er, anknüpfend an seine am vorhergehenden Tage eingereichte Bewerbung um eine der Sekretärs- oder Registratorsstelle der „Landschaft", an die Eltern über die Ständeversammlung: „Freilich stand zu erwarten und war zu wünschen, daß es nicht sogleich zur Ersetzung dieser Stellen komme und die landschaftlichen Angelegenheiten zuvor noch eine ganz andere Wendung nehmen würden, was denn auch heute geschehen ist. Es wurde nämlich in der heutigen Ständeversammlung vom König, der mit großem Pomp aufgezogen kam, zuerst eine Rede gehalten und alsdann von einem Staatsrat die beabsichtigte Konstitution vorgelesen, welche sodann, nach Wiederabfahrt des Königs, von der Versammlung in Deliberation genommen wurde. Soeben, abends 8 Uhr, hat die Sitzung ein Ende genommen, und man erfährt als Resultat derselben, daß die Fürsten und mediatisierten Grafen alles Weitere auf

[1]) Wohl die Kommission, der die vom König am 16. Januar dem Staatsrat vorgelegten Grundzüge einer ständischen Verfassung zu weiterer Ausführung übergeben waren. Anmerkung S. 427.

Digitized by Google

die Entschließungen des Wiener Kongresses aussetzen und daß die adeligen Gutsbesitzer, mit Ausnahme begreiflich eines Einzigen (des königlichen Günstlings Grafen von Dillon), sowie die übrigen Deputierten unanimiter gegen die ihnen vorgelegte Konstitution zu protestieren und die alte württembergische Verfassung zu reklamieren beschlossen haben. Dieses erfreuliche Ereignis, verbunden mit der unerfreulichen Nachricht, daß Napoleon bereits vor Lyon stehe, hemmt natürlich den Fortgang der Verhandlungen, und die Versammlung wird ohne Zweifel vorderhand wieder auseinander gehen. Doch konnte begreiflich nur auf diese Art der Grund zu etwas Rechtem gelegt werden, und ich tröste mich damit gerne über die hinausgeschobene Ersetzung der landschaftlichen Stellen. Die Deputierten wurden bei ihrem Herausgehen von der Versammlung mit lautem Vivat begrüßt". Drei Tage darauf (S. 435) schreibt er seinem Freund Karl Mayer: „Man ist über das wackere Benehmen der Stände sehr erfreut. Diese inneren Angelegenheiten und die neu erwachten Stürme von außen lassen gegenwärtig die Gedanken wenig zur Ruhe kommen". Am 1. April (S. 438) teilt er den Eltern mit, daß in betreff der Landstände noch nichts Entscheidendes erfolgt sei; der König habe ihnen vorderhand bloß mitgeteilt, daß er eine Kommission zur Untersuchung und Organisation des Jagdwesens niedergesetzt habe[1]). Am 1. April will Uhland in Heilbronn an einem Bankett teilnehmen, das die Heilbronner ihrem Landvogt Bissingen zur Bezeugung ihrer Freude über sein patriotisches Benehmen beim Landtag gaben (an die Eltern, 11. April S. 439). Am 29. Mai erhalten die Eltern von ihm die Nachricht, mit den landschaftlichen Angelegenheiten stehe es schlecht; der König wolle nicht nachgeben; es müsse sich übrigens mit nächstem entscheiden. Am 28. Juli erfolgte die Vertagung der Stände. Fünf Tage darauf (S. 447 f.) meldet Uhland den Eltern: „Die Entscheidung der landschaftlichen Angelegenheiten ist nunmehr erfolgt. . . . Man wird die kräftigen und zweckmäßigen Adressen zu lesen bekommen, welche die Stände zuletzt an den König gerichtet. Der Abend des 26. war hier sehr erfreulich; es wurde den Ständen, welche bis Mitternacht zusammen blieben, eine Musik gebracht, wobei viele Vivats auf die Landstände, auf den Präsidenten, auf Bolley, Waldeck u. s. w., besonders aber auf die alte Verfassung mit großem Enthusiasmus gerufen wurden. Der König soll dies sehr übel aufgenommen, übrigens aber von der Polizeidirektion, die zur Verantwortung gezogen worden, die Versicherung erhalten haben, daß Sr. Königl. Majestät dabei mit keinem Worte gedacht worden sei. Die Sache ist jedoch noch keineswegs für abgemacht anzunehmen, sondern es werden nunmehr von allen Seiten Adressen um Herstellung der alten Verfassung und Wiedereinberufung der Stände einkommen. Die hiesige Bürgerschaft macht damit den Anfang, indem unter derselben bereits Unterschriften zu einer solchen Adresse gesammelt werden". Uhland ist überzeugt,

[1]) Am 7. April erfolgte Abstellung des Wildschadens. Anm. S. 438.

Digitized by Google

daß eine so gespannte Lage der öffentlichen Angelegenheiten, wie sie gegenwärtig im Lande herrsche, nicht von Dauer sein werde. Am 6. August (S. 449) schickt er an Karl Mayer eine Abschrift der Eingabe der Stuttgarter Bürger gegen die Vertagung der Stände, mit dem Bemerken, daß gegenwärtig noch die Unterschriften im ganzen mit gutem Erfolge gesammelt würden, daß nur Hofhandwerksleute und die Metzgerschaft nicht dazu geneigt sein sollen, daß der Konzipist nicht bekannt sei, daß die Eingabe an das Ministerium gerichtet sei, wiewohl nach seiner Ansicht die Einsendung an den König unmittelbar sicherer und wirksamer sein dürfte. Auch werde dieser Vorgang der Stuttgarter andere Städte und Oberamtsbezirke nicht abhalten können, einen anderen Weg einzuschlagen. Dem Vernehmen nach würden solche Eingaben von verschiedenen Orten her an Prokurator Feuerlein geschickt, der sie dann partienweise bloß unter Couvert an die Behörde abgehen lasse. Boley, sage man, sei in Marbach sehr festlich empfangen und von Jungfrauen bekränzt worden. Auch Uhland tat seine Gesinnung kund, wenn auch in besonderer Weise. Er hatte sich, ein Jahr vorher um eine Prokuratur beworben. Am 2. August (S. 447 f.) schrieb er in dieser Sache den Eltern: „Übrigens darf ich nicht verhehlen, daß, wenn ich heute zum Prokurator ernannt würde, ich von dieser Ernennung nicht einmal Gebrauch machen könnte, indem es durchaus meiner Überzeugung entgegen wäre, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge dem König einen Eid zu schwören. Ich muß daher einstweilen sehen, wie ich mich auch ohne weitere Beförderung hier oder anderswo ehrlich fortbringe“. Und noch in demselben Monat, am 23. August (S. 450), nahm er in einer an den König gerichteten Eingabe sein unter dem 8. Juni 1814 eingereichtes und unter dem 13. September desselben Jahres moniertes allerunterthänigstes Gesuch um allergnädigste Übertragung einer der erledigten Ober-Justiz-Prokuratur-Stellen allersubmissest zurück, mit der Begründung, „daß, nachdem ihm gleichwohl bis daher keinerlei allergn. Entschließung auf dasselbe zu Theil geworden sei, ihn „neuerlich eingetretene Umstände“ veranlaßten, solches für jetzt in derjenigen tiefsten Submission zurückzunehmen“. Durch ein Manifest vom 3. September wurden die Landstände auf den 15. Oktober einberufen. Darüber schreibt Uhland am 6. September (S. 452) an seine Eltern, daß man sich vom guten Willen des Königs vergeblich Hoffnung gemacht habe, zeige das neueste Manifest; dieses werde sehr üble Sensation machen. Graf Waldeck, der, wie uns die Anmerkung auf S. 452 belehrt, Oppositionsmitglied der Ständekammer und eben von einer Reise zum Freiherrn vom Stein zurückgekehrt war, habe den Tag vorher Hausarrest[1]) erhalten. Am 26. September (S. 454) teilt er Karl Mayer mit, es habe auch in Stuttgart Untersuchungen wegen der neuesten Eingabe des Magistrats und der deshalb von einer großen Zahl der angesehensten Bürger diesem persönlich überreichten Dankadresse ge-

[1]) Er wurde, wie dieselbe Anmerkung mitteilt, wegen der Aufregung des Volkes nach 24 Stunden wieder freigelassen.

Digitized by Google

geben, wegen des Erlasses an die Minister der Garanten[1]) für die altwürttembergische Verfassung sei von Feuerlein und Klüpfel[2]) durch das Landvogteiamt Erklärung verlangt worden, ob sie solche wirklich unterschrieben hätten. Feuerlein habe erklärt, daß er zwar keine Befugnis anerkenne, einzelne Mitglieder der Ständeversammlung über die Verhandlungen in dieser zur Rede zu stellen; da übrigens die Versammlung bisher ihren Beschlüssen gerade Publizität zu geben gesucht und er selbst jedem Privaten, der ihn über die Sache befragt, kein Geheimnis daraus gemacht, so nehme er keinen Anstand, auch hier die wahre Beschaffenheit der Sache anzugeben. Klüpfel habe geäußert, zu keiner Erklärung verbunden zu sein, und habe auch wirklich keine Auskunft gegeben. Mit wie leidenschaftlicher Teilnahme übrigens Uhland diese Vorgänge verfolgte, geht daraus hervor, daß er, wie er am 29. September S. 455 den Eltern schreibt, von einer Reise nach Gaildorf zu seinem Freunde Kerner bis zum 15. Oktober wieder zurück sein will, da auf diesen Tag die Stände einberufen waren. „Man sagt, der neue Stand der Dinge in Frankreich habe den König wieder nachgiebiger gemacht". Die Hoffnung, daß der König nachgeben werde, hält zunächst an. Am 15. Oktober traten die Stände zusammen. Und am folgenden Tag schreibt Uhland an die Eltern, daß heute wieder eine königliche Resolution in landständischen Angelegenheiten erfolgt sei, die, wie man sage, sehr günstig und für die nun zu beginnenden Verhandlungen förderlich sei. Bestimmtes habe er über den Inhalt nicht erfahren können. Ebenso teilt er ihnen am 1. November (S. 458) mit, die neueste Adresse der Landstände werde in der Allgemeinen Zeitung und auch besonders gedruckt erscheinen. Man spreche davon, mit welchem Grunde wisse er nicht, daß der König nun nachgeben werde. Freiherr von Wangenheim hatte Uhland geraten, sich den Landständen zu provisorischer Dienstleistung anzutragen. Dieser konnte sich aber nicht entschließen, „je wieder ein solches Verhältnis einzugehen, dessen Dauer und Erfolg sich nicht berechnen läßt" (in demselben Brief an die Eltern S. 454). Am 4. November ließ der König Minister und Staatsräte zu sich rufen; „man kennt aber das Resultat dieser Conferenz noch nicht", teilt am folgenden Tag Uhland Karl Mayer mit (S. 459). Wie sehr in dem Kampfe zwischen dem König und den Ständen das Selbstgefühl der Bevölkerung erstarkt war, zeigen die Vorkommnisse am 15. und 18. Oktober. Uhland berichtete darüber an Kerner am 14. November (S. 460): „Am 15. Oktober ging die ganze Stadt mit den wiederversammelten Landständen in die protestantische und dann in die katholische Kirche. Die Straßen waren gedrängt voll Menschen, die den Ständen ihre Teilnahme und Achtung bezeugten. Der 18. Oktober wurde durch ein Mittagsmahl auf der Silberburg von Bürgern und Einwohnern aller Stände und Klassen gefeiert. Der hiesige Repräsentant Klüpfel

[1]) Preußen, Hannover (England) und Dänemark.
[2]) Zwei Abgeordnete, letzterer Abgeordneter und Bürgermeister von Stuttgart.

Digitized by Google

war dazu geladen. Es wurden ihm Gedichte, worunter das hier beiliegende[1]) überreicht. Eins betraf zwei Kugeln vom Leipziger Schlachtfelde, welche vorgewiesen wurden. Ein Trupp von Kindern erschien, welche ein patriotisches Lied absangen, worein die ganze Versammlung als Chor einstimmte. Ein Heft der Alemannia[2]), worin unsere Landstände geschmäht sind, wurde feierlichst verbrannt. Späterhin erschien eine Deputation der Stände, die mit großem Jubel begrüßt wurde. An den Präsidenten, Fürsten Hohenlohe, ging eine Deputation der Gesellschaft ab, um ihm zu sagen, daß die Stuttgarter Bürgerschaft soeben auf sein Wohl getrunken habe. Es war eine herrliche Brüderlichkeit und Begeisterung. Auf dem Heimweg sah man ein schönes Feuer auf dem gegenüber liegenden Berge brennen". Am 15. November erfolgte, wie Uhland an demselben Tag den Eltern mitteilt (S. 462), die Resolution auf die letzten Eingaben der Stände. Damit sei allerdings ein Schritt geschehen, indem der König das Recht des alten Landes auf die alte Verfassung nicht länger zu bestreiten wisse; allein insofern zugleich wieder Vergleichsverhandlungen eröffnet werden sollten, um auch über die neuen Lande, und die Zusammenfassung des ganzen Landes unter eine gemeinschaftliche Verfassung ins Reine zu kommen, werde sich die Sache, auch wenn die Stände auf diese Unterhandlungen eingingen, abermals weiter hinausziehen.

Mit dieser Nachricht sind wir am Ende des ersten Bandes des Uhlandschen Briefwechsels angekommen. Der junge Mann, der im April des nächsten Jahres sein 29. Lebensjahr vollenden sollte, hatte, wie sich aus seinen brieflichen Äußerungen ergab, die Kämpfe um die württembergische Verfassung bis jetzt mit dem lebhaftesten Anteil verfolgt und stand ganz entschieden auf der Seite der Verteidiger des „alten, guten Rechts". Persönlich in die Kämpfe einzugreifen, war ihm noch versagt, da er nach den damaligen Gesetzen erst nach dem vollendeten dreißigsten Lebensjahr in den Landtag gewählt werden konnte. Aber schon hatte er begonnen, in seiner Art sich an dem Streit der Meinungen zu beteiligen. Bei der Oktoberfeier 1815 hatte er, wie soeben erwähnt wurde, in dem den ständischen Abgeordneten der Stadt Stuttgart gewidmeten Gedicht „Am 18. Oktober 1815" dem „heißen Herzensdanke", das das Volk seinen Vertretern schuldete, beredten Ausdruck gegeben, und er verfehlte nicht, durch eine Reihe weiterer Gedichte in den beiden folgenden Jahren die „Landschaft" und das Volk im Kampfe für das „alte, gute Recht" zu bestärken, bis endlich am 26. September 1819 unter dem Nachfolger des unterdessen verstorbenen Königs Friedrich eine Verfassung zustande kam, welcher auch Uhland, der in demselben Jahr als Abgeordneter von dem Amte Tübingen in den Landtag gewählt worden war, freudig zu-

---

[1]) Uhlands Gedicht: Am 18. Oktober 1815. Herrn Bürgermeister Klüpfel, ständischem Abgeordneten der Stadt Stuttgart.

[2]) Eine adelsfreundliche Zeitschrift „Für Recht u. Wahrheit". München 1815.

Digitized by Google

stimmte, da sie auf einem Vertrag zwischen der Krone und der Volksvertretung beruhte[1]), und er selbst hatte die Genugtuung, daß zur Feier des zustande gekommenen Verfassungswerkes am 29. Oktober im Stuttgarter Hoftheater sein Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben", gegeben wurde. In dem Prologe, der vor der Aufführung von einem Schauspieler vorgetragen wurde, feierte er den Fürsten, der, „vom eignen Geist bewegt", „hochherzig" seinem Volke die Hand reichte „zum freien Bund der Ordnung und des Rechts", die Rechte des Fürsten und des Volkes, die „verwoben sind, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen", und das Volk, das „für des Heiligtums Verteidigung freudig einsteht mit Gut und Blut". Doch davon wird uns der zweite Band des Briefwechsels wohl bald eingehendere Kunde geben. In der äußeren Lebensstellung Uhlands änderte sich nichts. Er hatte es verschmäht, irgend ein Amt anzunehmen, das ihm Verpflichtungen gegen den König vor der Herstellung eines geordneten Rechtszustandes auferlegt hätte, und in diesem Entschluß verharrte er zunächst. Der Fürst von Oettingen-Wallerstein, „der sich in den ständischen Angelegenheiten auszeichnete" und der „ein leidenschaftlicher Liebhaber altdeutscher Litteratur und Kunst" war und „eine große Sammlung alter Gemälde, Handschriften, Drucke u. s. w. besaß, war Uhland näher getreten und lud ihn ein, ihn auf Schloß Wallerstein zu besuchen (S. 462, Brief an die Eltern, 15. November 1815). Uhland folgte auch 1816 der Einladung (Tagebuch S. 184), und im folgenden Jahr trug ihm der Fürst eine Stelle als Bibliothekar an (Tagebuch S. 201 f.). Aber die Sache kam zu keinem Abschluß. Sehr angenehm mußte es Uhland sein, daß Cotta im Jahr 1815 seine Gedichte in Verlag nahm, daß Rückert gegen Ende desselben Jahres als Redakteur des Morgenblattes nach Stuttgart kam (S. 459 u. 461). Dagegen beraubte ihn die Versetzung Gustav Schwabs als Repetent an das Stift in Tübingen (S. 458) am Anfang des November 1815 des unmittelbaren Verkehrs mit diesem gleichstrebenden jungen Mann. Seine liebe Not hatte er mit einem anderen Freunde, mit Justinus Kerner, der wieder einmal an Schwermut und Lebensüberdruß litt, und in den ersten Tagen des Dezember 1815 von Gaildorf aus, wo er Arzt war, Uhland schrieb: „Wäre ich nur nicht selbst Arzt, es ginge alles besser . . . das Herz klopft an die Brust wie der Scheintode an den Sargdeckel . . . Du hast immer so wohlthätig auf mich gewirkt, Uhland! kannst Du mich nicht heilen?" (S. 463).

---

[1]) Uhland motivierte seine Abstimmung über die neue Verfassung so: „Der König hat seine Erklärung gegeben, wir geben die unsere. Ich kann Ja oder Nein sagen. Ich sage Ja! Mancher wird Manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechtes, der Vertrag. Nochmals Ja!" (Gihr, Uhlands Leben S. 186).

Offenburg in Baden. Ludwig Zürn.


Digitized by Google

Berichtigung

zu dem Artikel „Nachträgliches zu den Programmsünden von 1911" im Aprilheft 1912 dieser Zeitschrift S. 93.

Die dem Programm des Erfurter Realgymnasiums vom Jahre 1911 beigegebene Abhandlung trägt den Titel: „Aus dem Innenheim. Ein Beitrag zur deutschen Volkssitte und Volksmeinung" von G. Deile. Sie ist mit allen Ordnungszeichen versehen. Desgleichen das Programm selbst. Der Bericht: „Fünfundzwanzig Jahre unter königlich preußischer Schulverwaltung" vom Direktor, ist ein Teil des Programms selbst S. 3—6, wie sich jeder überzeugen kann, der sich die Mühe nimmt, das Programm aufzuschlagen. Eine besondere Angabe des Druckortes, der Jahreszahl und der Programmnummer war für ihn also weder nötig noch überhaupt am Platze. Von diesem Bericht wurden allerdings eine Anzahl Sonderabzüge für Privatgebrauch gemacht und davon sind aus Versehen eine Anzahl mit an die Zentralstelle geschickt worden. Ein solcher Sonderabzug scheint dem Referenten in die Hände gefallen zu sein.

Erfurt. Fr. Zauge.

Erklärung

meinen Artikel „Englisch und Französisch auf dem Gymnasium" betreffend (in dieser Zeitschrift, Aprilheft 1912).

Obwohl ich mich in diesem Artikel deutlich über meine Ansicht über das Gymnasium und über das ausgesprochen habe, was ich ihm wünsche, scheint mir doch — das geht mir aus Zusendungen und Unterhaltungen hervor — Zweifel entstanden zu sein. Infolgedessen sehe ich mich veranlaßt, kurz folgendes zu erklären. In meinem Artikel beabsichtige ich bloß, für eine den Forderungen der Gegenwart entsprechende Erweiterung des gymnasialen Lehrplanes einzutreten. Er hat nichts mit irgend einem Angriff auf das Gymnasium zu tun, da ich einen solchen gar nicht beabsichtige, der meiner eigenen Überzeugung zuwider wäre; so viel Idealismus für das klassische Altertum habe ich von meiner Reise an jene Stätten mitgebracht. Das Gymnasium muß Griechisch und Lateinisch pflegen, um die Verbindung nach rückwärts nicht zu verlieren, aber andererseits ist zu beachten: die Gymnasiasten von heute sind eben auch Menschen von heute und sollen doch, wenn sie ausgelernt haben, nicht in die Vergangenheit, sondern in eine sehr reale Gegenwart hineingestellt werden, sollen da ihren Mann stehen und in allen möglichen Sätteln gerecht sein. Dem Fährboot, das am Seile quer über den reißenden Strom geht, ist das G. vergleichbar. Nur wenn beide Enden des Seiles halten, hat die nur nach einer Richtung gehende Strömung keine Gewalt über dieses. Wie hier durch das Seil die beiden Ufer, so hängen durch das Gymnasium Vergangenheit und Gegenwart miteinander zusammen.

Der Seite 76 und 78 vorgeschlagene und wohl ausreichend begründete Plan nimmt den beiden altsprachlichen Fächern einige

Digitized by Google

Stunden. Was an Latein und Griechisch verbleibt, wahrt 1. dem Gymnasium noch völlig seine Eigenart und bringt es 2. in lebendigere Verbindung mit der Gegenwart. Wenn die Provinz Hannover seit einer Reihe von Jahren das Englische in ihren Gymnasien verbindlich gemacht hat — wohl nicht nur aus historischen Gründen —, ohne Französisch und Deutsch darunter leiden zu lassen, so erblicke ich hierin den ersten Schritt zur Verwirklichung meines Vorschlages, wohlwissend, daß erst in einem oder zwei Jahrzehnten der Lehrplan etwa so, wie ich es wünsche, ausgestaltet sein wird, hat es doch auch von der ersten Aufzeichnung der in meinem Artikel ausgesprochenen Gedanken an bis zu diesem ersten Schritt fast ein Jahrzehnt gedauert.

Ich betone also nochmals: Das Gymnasium muß Gymnasium bleiben. Daß es außerdem durch verbindliche Einführung auch des Englischen die Forderungen der Gegenwart erfüllt, halte ich für keine unmögliche Sache; daß es sie erfüllen muß, dafür habe ich aus älterer Zeit maßgebende Stimmen angeführt. Ich habe aber noch mehr gewichtige Stimmen auf meiner Seite, als mancher glauben mag. Unser in einem Gymnasium vorgebildeter Kaiser ist trotzdem ein durchaus moderner Mensch (Schulkonferenz von 1890; Deutsch!). Er ist trotz seiner klassischen Vorbildung sicher nicht der Ansicht, daß Griechisch und Lateinisch Lernen das einzige richtige Ziel in unserer praktisch-nüchternen Zeit ist. Hätte Se. Majestät sonst die Initiative ergriffen in dem großen Streit der höheren Schulen und die grundsätzliche Gleichberechtigung der drei neunklassigen höheren Lehranstalten ausgesprochen und durch königl. Kabinettsorder bestätigt (26. 11. 1900)?

Als Kaiser Wilhelm das tat, ist er sicher sich bewußt gewesen, daß und warum zwei toten Fremdsprachen zwei lebende Fremdsprachen das Gleichgewicht halten müssen. Gewiß ist's der Geist, der lebendig macht, und der Buchstabe, der tötet. Aber der tote Buchstabe wird, zum Leben erweckt, wenn man ihn mit neuem Inhalt durchtränkt. Längst nicht in dem Maße wie die heutigen Sprachen kann im Unterricht die tote Sprache lebendig gemacht werden. Wer gegenteiliger Meinung ist, verkennt völlig, was Leben heißt, was lebendiger Sprachunterricht bedeutet, von dem in Zürich 1910 Geheimrat Münch so zu Herzen gehend sprach. Die Formen des Lateinischen und Griechischen (inkl. Syntax) sind doch seit Jahrhunderten feststehend und erstarrt, die Formen (wieder im weitesten Sinne) der lebenden Sprachen sind Melodien vergleichbar, die endlos variiert werden können. Doch genug davon. Ich wollte weitere Stimmen erwähnen, die meine Behauptungen und Ansichten stützen. Oder ist es etwa eine von der meinigen abweichende Meinung, wenn der sächsische Minister von Schlieben einst ausrief: „Im alten liebgewordenen Gebäude, dem humanistischen Gymnasium, müssen wir die Fenster aufmachen, weit aufmachen, um die frische Luft der Gegenwart hereinzulassen“?, wenn i. J. 1900 Prof. Wagner (Halle) in Leipzig sagte: „Nach meiner Meinung muß die Vorbereitungsanstalt (der Univer-

Digitized by Google

sität) die Elemente der Bildung der Hauptsache nach enthalten, die in dem historisch gewordenen Ganzen unserer modernen nationalen Bildung enthalten sind, und dazu gehören, außer dem Nationalen selbst, das Altertum . . ., das Christentum und das Moderne, und darum muß diese Vorbereitungsanstalt so beschaffen sein, daß sie die beiden alten und die beiden modernen Sprachen enthält". Und, wie sagte doch, als im gleichen Jahre die Schulreformfrage zur Debatte stand, Prof. Dr. Banner (Frankfurt a. M.): „Ich achte den Bildungswert der alten Sprachen zu hoch, um sie irgendwie beeinträchtigen zu wollen, aber ich schätze die neuen Sprachen genügend, um ihnen eine angemessene Stellung in unsrem Schulorganismus zu gönnen".

Ich hoffe, daß vorstehende Zeilen genügen werden für den am Anfang dieser Erklärung ausgesprochenen Zweck, und daß ich so klar mich ausgedrückt habe, daß niemand mehr im Zweifel darüber sein kann, was ich dem Gymnasium im allgemeinen und den modernen Fremdsprachen am Gymnasium im besonderen wünsche.

Delmenhorst. M. Pflüger.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) K. Reissinger, Dokumente zur Geschichte der humanistischen Schulen im Gebiete der Bayerischen Pfalz. Zweiter Band. Band XLIX der „Monumenta Germaniae Paedagogica". Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 666 S. gr. 8. 17 ℳ

Dem von mir im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift angezeigten ersten Bande der „Dokumente zur Geschichte der humanistischen Schulen im Gebiete der Bayerischen Pfalz" ist nun der zweite Band gefolgt, der ebenfalls eine reiche Menge wertvollen Materials enthält. Es sind die Dokumente über die Schulen des Herzogtums Zweibrücken (S. 1—336) und kleinere Anstalten (S. 337—367), dann die über das reichsstädtische Gymnasium zu Speyer (S. 368—656).

Ich kann hier natürlich nur einiges herausgreifen, zunächst aus den Dokumenten über die Schulen im Herzogtum Zweibrücken. Die Kirchenordnung des Herzogs Wolfgang (1557) regelte u. a. auch das Trivialschulwesen und enthält somit die erste allgemeine Schulordnung im Herzogtum, begutachtet auch von Melanchthon und J. Marbach (Dok. 36). Dieser letztere gab im folgenden Jahre ein Gutachten über Einrichtung des Schulwesens ab, das grundlegend wurde für die Organisation der dortigen höheren Schulen (Dok. 38). Sodann lesen wir hier J. Sturms Schulordnung für Lauingen (1565), in lateinischer Sprache, die 1573 auch in Hornbach eingeführt wurde, nachdem Sturm persönlich die Anstalt visitiert hatte. Sie umfaßt 45 Seiten (Dok. 42). Ich hebe dann hervor das Gutachten J. M. Gesners über die Organisation des Zweibrücker Gymnasiums aus dem Jahre 1754, um das Herzog Christian IV. ihn gebeten hatte (Dok. 77), 12 Seiten umfassend. Ferner aus dem 2. Teil (Kleinere Anstalten) K. Fr. Bahrdts Plan zur Einrichtung des Philanthropins in Heidesheim (1776). Dieses seltene Schriftchen (Dok. 88) findet sich auf der Universitätsbibliothek zu Halle zusammen mit einer zweiten Veröffentlichung von 1777. Es wurde seinerzeit auch in französischer Sprache in der Schweiz und in Deutschland als Werbeblatt für die neue Anstalt verbreitet. Bahrdt war damals „Leiningen-Dagsbur-

Digitized by Google

gischer Konsistorialrat und erster Superintendent", vom Grafen durch ganz besonderes Vertrauen ausgezeichnet. Reissinger hat über dieses Philanthropin, die unter großem Gepränge erfolgte Eröffnung und das schon 1779 eingetretene Ende der Anstalt Band I S.70 ff.,ausführlich berichtet. Daß Bahrdt kein Gegner des Alkohols war, beweist die Bestimmung S. 352, daß die Pensionisten zum Mittagsmahl einen halben Schoppen „guten, ausgelegenen Wein" erhielten, nachmittags ein halb Maß „gutes, schmackhaftes und gesundes Bier", abends wieder ein Glas Bier. Mit der Anstalt war auch eine Gastwirtschaft verbunden, die von Lehrern und Schülern nur allzugern besucht wurde. So sah B. sich genötigt, schon nach einem Monat für die Lehrer Gesetze aufzustellen und feste Normen für die Disziplin zu geben (Dok. 89), worin er eine sehr scharfe Sprache führt. Aber die Lehrer waren schlecht und er selbst nicht Charakter genug, um die Anstalt mit Erfolg zu leiten. Er zog 1778 nach Halle, wo er 1792 als Gastwirt starb.

Wir haben in dem Buch eingehende Schulgesetze, die uns wertvolle Einblicke in das Leben und Treiben der Zeit geben und kulturgeschichtlich von Wert sind. So steht in Dok. 39, einer Instruktion für den Pädagogus und Präceptor IV. classis in Hornbach, unter den Vorschriften für den Präzeptor u. a.: „daß er sich auch der Würtßheuser, liederl. Gesellschafften, SPiel und dantz und was sonst leichtfertig sein mege vermeide. Item das er niemanden, der nit in das Closter gehöret hinein fürt zu sPielen zechen oder andere unnottige sachen zuverrichten" (S. 40); ferner: „Die so Ires Unfleiß oder petulantiae halben strefflich bekunden, soll er nit auß zorn mit Balcken, mit harrauffen, feusten oder Prügeln, sondern mit wortten oder meßig mit Rutten straffen" (S. 41). In den Schulgesetzen des Herzogs Johannes I. für Hornbach aus dem Jahr 1575 lesen wir (S. 124): „Von der Bächen, darin zu baden, von Häußern und Bäumen darauf zu steigen, und von den Gärten der Burger, etwaß darauß zu rauben, wie auch von allem frembden guth, sollen sie sich mit Begierd und Händen enthalten". In der Schulordnung von 1594, durch die das Speyerer Gymnasium in die Reihe der „großen Schulen" emporgehoben wurde und worin sehr beachtenswerte methodische Anleitungen und erzieherische Grundsätze enthalten sind, lesen wir im 2. Kap. (de moribus et disciplina) S. 396: „Das der gantz hauffe, advenientes Praeceptores, decenter, etiam nutu, et gestibus empfange, abeuntes Vero, honore et Reverentia prosequire, unnd was mehr dergleichen ist, welchs man nicht alles Legibus fassen kan, sundern desselben ein guten theil der praeceptorum vleiß gelassen und heimgegeben wurdt". In der Schulordnung von 1654 aber, einer „zeitgemäßen Weiterbildung" jener, heißt es (S. 441): „Demnach auch bißhero die Knaben mit großem ungestimb, gereusch, geschrey, und ohnzucht auß der Schul nicht anders alß die Sâw, ohne Einige Ordnung hauffenweiß gelauffen, lange Ständtlein mit muhtwilligem geschwätz halten, so wollen Wir, daß Sie nunmehr ordentlich, still und züchtig zu hauß heimbgehen, Wer darwieder befunden wirt, soll von dem heimblich bestelten Corycaeo aufgezeichnet, und wegen Seines Ver-

Digitized by Google

brechens mit der Straff angesehen werden". — „Schändtliche Haarlocken, weiber zöpf, und wunderliche gekräußte Haar (jetzt auch wieder modern!) soll Ihnen nicht gestattet, deßgleichen Dolchen, Schwerter, büchsen zuhaben und zutragen nicht zugelassen, vihlweniger in wührtßhäußer, verdächtliche Ohrter, bey tag oder bey nacht nachzugehen erlaubt werden, Wer hierüber befunden wirt, soll mit ruhten, mit dem Kerker oder sonst härter Straff angesehen werden".

Auf Lehrpläne, Lektionsverzeichnisse, Stundenpläne, methodische und didaktische Anweisungen, Visitationsberichte, die wichtige Mitteilungen enthalten, und auf den Fortschritt, der sich darin zeigt, kann ich hier nicht näher eingehen, sondern nur auf den geschichtlichen Teil des 1. Buches von Reissinger verweisen. Noch möchte ich aber die Abschnitte über Schülerarbeiten hervorheben, bemerkenswert zum Teil wegen der eigentümlichen Aufgaben und wegen der schlechten Leistungen der Schüler. So die Schülerarbeiten der Stadtschule zu Hornbach aus dem Jahre 1631, ebenso die lateinischen Prüfungsarbeiten von Zweibrücken 1709 und 1755 und die Probearbeiten beim Herbstexamen zu Meisenheim 1677. Interessant sind die hier mitgeteilten Schülerreden aus dem „Album Gymnasii" der Gymnasialbibliothek zu Speyer in hebräischer, lateinischer, griechischer, französischer und deutscher Sprache (S. 526 ff.), darunter auch eine deutsche „Oratio pro incolumitate Imperatoris Rom." (nämlich Karls VI.) aus dem Jahr 1738 in Alexandrinern. Die Conclusio beginnt mit den Worten:

Es leb der sechste Carl der Atlas vieler Staaten
der Adler welchen Ost und West mit Ehrforcht trägt
der unvergeßlich ist von seinen Helden-Thaten
den Tugend in Asbest und Marmor eingeprägt.

Eine deutsche Rede von 1763, „welche handelt von der Philologie", entwickelt besonders den Nutzen und die Notwendigkeit der Philologie in der Jurisprudenz (jetzt ganz zeitgemäß!). Gegen Ende des Conclusio heißt es: „Es bleibet allemahl ohne Zweifel, daß ein guter Humanist auch ein guter Jurist sey".

Am Anfang des Bandes haben wir auch hier (wie im 1. Band) eine Übersicht über die mitgeteilten Dokumente mit Angabe der Jahreszahlen, aus denen sie stammen, am Schluß auf 10 Seiten ein Personen- und Sachregister zu den beiden Bänden, durch das man Gewünschtes leicht auf- und zusammenfindet.

Doch genug! Auch dieser Band bietet uns des Wertvollen, Belehrenden und Interessanten viel. Wir danken dem Herausgeber für seine mühevolle, fleißige und schöne Arbeit.

2) **Joseph Kehreim, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden**, nebst Einleitung in die Rhetorik und Stilistik und Proben zu den Hauptgattungen der prosaischen Darstellung für höhere Lehranstalten. Nach dem Tode des Verfassers neu bearbeitet von Valentin Kehrein. Zwölfte, verbesserte Auflage. Paderborn 1912, F. Schöningh. XX u. 533 S. 8. 5,80 ℳ.

Ich freue mich, hier die 12. Auflage eines Buches anzeigen zu können, das mir von der 6. im Jahre 1876 erschienenen Auflage an

Digitized by Google

schon durch seine Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ein freundlicher Begleiter und Berater auf meiner Lehrerlaufbahn gewesen ist. In dem genannten Jahre starb der Verfasser, und sein Sohn, jetzt Professor am Kaiserin-Augusta-Gymnasium zu Koblenz, hat die nachfolgenden Auflagen besorgt. Das Buch ist viel gelobt und viel getadelt worden; so ist jetzt bereits vor 50 Jahren, 1862, die dritte Auflage in unserer Zeitschrift für d. Gymn.-Wesen S. 39 ff. einer scharfen Kritik unterzogen worden; und was in eben diesem Jahre L. Cholevius im Vorwort zur 2. Auflage seiner „Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen" sagte: „Wir stimmen in unserem Urteile über die Brauchbarkeit der Themata selten überein", das haben die Herausgeber unseres Buches reichlich erfahren. Jedenfalls haben sie all die Beurteilungen sorgfältig geprüft und verwertet und es sich angelegen sein lassen, es immer brauchbarer und auch noch reichhaltiger zu gestalten. Hatte es 1876 noch den bescheidenen Umfang von 338 S., so ist es jetzt um nahezu 200 S. gewachsen, brachte es damals 210 „Entwürfe", so enthält es deren jetzt 328. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen"; das gilt besonders auch von solchen Muster- und Aufgabensammlungen.

Für jüngere Kollegen, denen das Buch noch nicht bekannt ist, sei hier der Inhalt kurz angegeben. Die erste Abteilung S. 1—78 bildet eine Einleitung in die Rhetorik und Stilistik (worin ein gut Teil philosophischer Propädeutik enthalten ist) mit einer großen Anzahl schöner lehrreicher Beispiele. Auf S. 68 ff. haben wir in einem Anhang zum „Brief" eine Zusammenstellung der Titulatur, die, so geschmacklos sie zum Teil auch ist, doch nicht ganz entbehrt werden kann, und mit der die Schüler in der Hauptsache bekannt gemacht werden müssen, damit sie später bei gegebener Gelegenheit nicht ganz ratlos dastehen. Die zweite Abteilung von S. 79—196 enthält Musterproben zu den einzelnen Gattungen der prosaischen Darstellung von hervorragenden Persönlichkeiten und ist somit ein kleines „Lesebuch". Die dritte Abteilung bringt von S. 197—477 als Hauptteil die „Entwürfe" zu Aufsätzen und Reden. Ein Anhang dazu gibt dann noch Muster für die bekannteren Versmaße und im Anschluß daran metrische Übungen. Die vierte Abteilung enthält noch 216 Themata aus den verschiedenen in der 3. Abt. namhaft gemachten Gebieten zum Teil mit kurzen Richtlinien sowie Angaben von Stellen aus Schriftstellern und anderen Fundstätten zur Bearbeitung, dazu noch 15 Themata zu poetischer Ausführung. Dann kommen 48 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, teilweise mit kurzer Erklärung, Beschränkung usw. und Angabe von Parallelstellen und zum Schluß 92 Denksprüche, davon die ersten 24 in mittelhochdeutscher Form aus Freidank und Walther, die folgenden aus Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, J. Paul, Rückert, auch einige aus Augustin, Chrysostomus und Ambrosius. Daraus kann auch manches Thema entnommen werden. Das 14 Seiten umfassende Register der „Entwürfe" von Nr. 1 bis 328 und der in der Einleitung

Digitized by Google

§ 19 ff., sodann der „Proben“ in der II. Abteilung sowie der Themata in der IV. Abteilung ermöglicht es, unter den Stichwörtern, zumal manches Thema und mancher Entwurf unter mehreren Stichwörtern angeführt ist, leicht das Gewünschte zu finden.

Man sieht, wie außerordentlich reichhaltig das Buch ist. Es kann Lehrern des Deutschen in der mannigfaltigsten Weise Anregung und Stoff für ihren Unterricht, insbesondere auch Themata zur Bearbeitung für die Schüler liefern, zumal sie den verschiedensten Gebieten entnommen sind. Daß sich darunter auch religiöse Themata finden, ist nicht zu tadeln; auch sie haben ihre Berechtigung und ich freue mich des entschieden christlichen Standpunktes, den der Sohn vom Vater überkommen und treu bewahrt hat. Luther kommt freilich, da K. katholisch ist, in diesem Buche nicht vor; und für katholische Schulen ist es in erster Linie berechnet. Daraus erklärt sich auch manches andere.

Sollen nun aber die Schüler der oberen Klassen das Buch als ein Lernbuch in die Hand bekommen? Dann sind die Themata der „Entwürfe“ für sie zu schriftlicher Bearbeitung nicht zu brauchen, da sie dem Nachdenken und der Selbständigkeit der Schüler viel zu wenig, zum Teil gar keinen Raum mehr lassen würden. Aber der Lehrer kann Nutzen daraus ziehen, indem er die Themata auch der Entwürfe zur Bearbeitung gibt, nachdem er ihre Dispositionen sowie den dabei gebotenen Stoff nachgeprüft, nach Bedürfnis geändert und ergänzt hat. Denn es findet sich dazu manche Gelegenheit, und wir sind mit der Disposition eines andern selten ganz einverstanden. Die im Anhang S. 443 ff. gebotenen 15 Themata über Erziehung und Unterricht fallen größtenteils aus dem Rahmen einer Behandlung mit Schülern ganz heraus, enthalten aber treffliche pädagogische und didaktische Gesichtspunkte für den Lehrer. Der seltene Gebrauch der griechischen Sprache und die meistens den lateinischen Themen und Parallelstellen beigegebene deutsche Übersetzung ermöglicht eine Benutzung des Buches in allen höheren Lehranstalten und Lehrerseminarien.

Zum Schluß noch einige Einzelheiten, die mir aufgefallen sind und der Verbesserung bedürfen. S. 5 sind bei der „Form des Themas“ die früher getrennten Nummern 5 und 6 jetzt unter 5 so in eins zusammengelaufen, daß unter der direkten Frageform zwei Beispiele der indirekten Frage stehen. S. 320 steht auffallenderweise neben Iros auch Kodrus als ein Beispiel tiefster Armut. Auf derselben Seite soll es wohl statt „Schatzhäuser ausgegraben werden“ heißen „ausgeplündert werden“. Auf der folgenden Seite steht rarum statt rerum, wie ich an diesem Entwurf S. 320 f. auch sonst noch einiges auszusetzen habe. S. 323 steht der jetzt nicht mehr gebräuchliche Plural Furchten.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Karl Litzmann, Geländeübungen zur Förderung der Wehrkraft. Dem Bunde „Jungdeutschland“ gewidmet. Mit 2 Skizzen im Text. Berlin 1912, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 40 S. 8.

Die Jungdeutschlands-Idee, die sich die Erziehung der Jugend zu körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit in Haus- Beruf und öffentlichem Leben zum Ziel gesetzt hat, bricht sich immer mehr Bahn. Anfänglich übernahmen zumeist Offiziere die Leitung von Wehrkraftübungen, mehr und mehr befassen sich auch andre damit, besonders Lehrer. Da ist es denn sehr dankenswert und höchst erfreulich, daß der durch seine literarische Tätigkeit und nationale Gesinnung in weiten Kreisen bekannte General auf Grund seiner praktischen Erfahrungen in diesem kleinen, aber inhaltreichen und fesselnd geschriebenen Buch, das er bescheiden nur einen besserungsfähigen Versuch nennt, eine Reihe praktischer Winke, Ratschläge und Muster für solche Übungen zusammengestellt hat. Man merkt dem Verfasser Seite für Seite die jugendliche Begeisterung an, mit der er sich der nationalen Sache angenommen hat, und wird selbst wieder jung bei dem Gedanken, hier dem Vaterlande nützen zu können, mit der Jugend in der freien Gottesnatur für die nationale Sache tätig zu sein. „Wir brauchen Männer lebhaften Geistes, mit Phantasie begabt, die Herz für die Jugend haben und ohne persönlichen Ehrgeiz von ihr den Lohn ihrer Arbeit erwarten. Wie alt an Jahren und welchen Standes sie sind, tut nichts zur Sache“. An solchen Männern fehlt es gottlob nirgends, und so wird der Frfolg nicht ausbleiben, besonders wenn die Fingerzeige und Anregungen des Verf. befolgt werden.

Ich möchte für eine recht weite Verbreitung der Schrift, deren Ertrag für die Wehrkraftvereine des Bundes bestimmt ist, eine recht dringende Bitte einlegen.

2) Karl Muthesius, Schule und soziale Erziehung. München 1912, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. VI u. 124 S. 8. 2 *M*.

Der Verfasser hat einen Vortrag, den er auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Danzig 1911 gehalten hat, zu einem interessanten Buch verarbeitet, das frei von allen rein theoretischen Erörterungen die Ziele und Wege der sozialen Erziehung an Tatsachen und konkreten Einzelbildern veranschaulicht. Diese Bilder sind zum Teil recht trübe, besonders in dem ersten Kapitel, in dem gezeigt wird, wie wenig die Vorbedingungen für fruchtbare sozial-erzieherische Wirkungen der Schule schon erfüllt sind. Da wird so mancher Schaden aufgedeckt: die mangelhaften Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse der Schüler, die trotz Kinderschutzgesetzgebung fortbestehende Kinderarbeit, das mangelhafte Familienleben, die fortschreitende Differenzierung der Produktionsweise, die die Jugend anschauungsarm, tätigkeitsarm, gefühlsarm gemacht hat, die Gesamtorganisation unseres heutigen Schulwesens, die Kluft zwischen dem niederen und höheren Schulwesen, zwischen Volksschullehrern und Oberlehrern, die immer

Digitized by Google

noch bedrückte Lage und die mancherlei heute nicht mehr begründeten Abhängigkeitsverhältnisse des Volksschullehrers, die Rekrutierung des Volksschullehrerstandes u. a. mehr. Aber es fehlt nicht an Lichtblicken, wie das zweite Kapitel zeigt, das die Anfänge sozialpädagogischer Wirksamkeit schildert. Da wird hingewiesen auf die Festigung des Familiensinnes in der oberen Arbeiterschicht, auf die Fürsorgeerziehung, die Bemühungen, den Ernährungszustand und die allgemeinen gesundheitlichen Verhältnisse der Volksschüler zu bessern, auf die Fortbildungsschulen, die staatliche Jugendpflege, die Neuordnung des Mittelschulwesens und die ihr zukommende soziale Bedeutung usw. Sehr lesenswert ist das dritte Kapitel über die „Mittel der sozialen Schulerziehung". Erst werden die Fehler aufgewiesen, die teils in den Lehrplänen, teils in dem Lehrbetrieb, teils in der Dürftigkeit oder dem gänzlichen Mangel des Schullebens, teils auch in dem vorherrschenden Massenbetrieb liegen, dann aber im einzelnen eine Reihe von Mitteln gezeigt, die ganz im Sinne Kerschensteiners eine Neugestaltung des gesamten Unterrichts auf Grund der Arbeitsschule ermöglichen und so die Schule befähigen, den Schüler zu einer sittlich und sozial vertieften Berufsauffassung zu führen. Dazu gehören sozialpädagogisch gebildete Lehrer. Wie sich der Verf. die Vorbildung solcher Lehrer nicht bloß denkt, sondern wie er sie selber geleitet hat als Seminardirektor in Weimar, zeigt das nach meinem Dafürhalten interessanteste vierte Kapitel, in dem die hohe Auffassung des Verfassers vom Lehrerberufe und seine Begeisterung für ihn in schönster Weise hervorleuchtet. Aber trotz alledem, trotz des warmen Tones, auf den das Buch gestimmt ist, trotz der sozialen Gesinnung, die aus jeder Seite spricht, so ganz befriedigt und überzeugt wird man das Buch nicht aus der Hand legen, und auch das durchaus sachlich und vornehm gehaltene Nachwort, das sich gegen Baumgarten wendet, kann diese gemischten Gefühle, mit denen man von dem Buche scheidet, nicht zerstreuen. Es kommt ja auf den Standpunkt an, den man einnimmt, gewiß, man wird aber von den Bemerkungen gegen Baumgarten nicht überzeugt, kann nicht umhin, dem Verf. hinsichtlich der Bewertung der Lehrerbildung, des Strebens nach Zulassung zur Universität usw. zu großen Optimismus, hinsichtlich der Bedeutung der höheren Schulen und ihres Verhältnisses zur Volksschule eine gewisse Voreingenommenheit und Einseitigkeit vorzuwerfen.

Immerhin gestehe ich gern, daß die Freude an dem Buch doch größer und nachhaltiger als die hier und da auftretende Verstimmung ist; ich verdanke dem Buch, besonders auch den Anmerkungen am Schluß, manche neue Kenntnis und Anregung, und hoffe, daß das Buch recht vielen Kollegen in die Hände kommt, da es sich hier, wenn auch zunächst nur um die Volksschule, doch im Grunde um allgemeine pädagogische Fragen tiefernster Art handelt.

3) Die Schule der Zukunft. Vorträge von Ludwig Fulda, Gerhard Helmers, Wilhelm Ostwald, Wilhelm Bölsche, Joseph

Digitized by Google

Petzoldt, Gustav Wyneken, Johannes Tews, Alfred Klaar. Berlin-Schöneberg 1912, Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"). 102 S. 8.

Daß über Schulfragen aller Art von der Methode eines einzelnen Gegenstandes bis zur Organisation unseres Schulwesens überhaupt der gebildete Laie nachdenkt und sich ein Urteil zu bilden sucht, wird man nur mit Freude und Genugtuung begrüßen, anders aber wird die Sache, wenn sich dieses Urteil mit dem Anspruch auf allgemeine Anerkennung in die Öffentlichkeit drängt. Dann müßte man doch zum mindesten erwarten, daß diese offen ausgesprochenen Urteile auf Voraussetzungen und Tatsachen beruhen, die den wirklichen Verhältnissen entsprechen. Man kann aber bei aller Zurückhaltung nicht behaupten, daß dies bei den Vorträgen der acht in der Überschrift genannten Herren der Fall ist. Daß nur zwei von den acht Vortragenden praktische Schulmänner sind, ist keine genügende Entschuldigung. Natürlich wäre es falsch zu leugnen, daß in dem Buche eine Menge richtiger und vernünftiger Gedanken ausgesprochen wird. Wie sollte es auch anders sein? Nur sind diese Gedanken nicht gerade neu, sondern zum Teil schon verwirklicht, zum Teil, wie die Frage der Beschränkung der Klassenfrequenz, eine alte Forderung. So begegnet uns eine Reihe von Gedanken, die man als neu doch nur denen gegenüber ausgeben kann, die sich mit pädagogischen Fragen gar nicht oder nur höchst oberflächlich beschäftigt haben. Aus solchen Leuten aber scheint das Publikum hauptsächlich bestanden zu haben, das die acht Vorträge mit ihren vielfachen Übertreibungen, der Verkennung der wirklichen Schulverhältnisse und unerweisbaren Behauptungen und Verstiegenheiten an manchen besonders pointierten Stellen mit lebhaftem Beifall begleitete. Der Geschichtsunterricht besonders hat sich ja bis in die letzten Tage immer von neuem Angriffe gefallen lassen müssen. In den Chor der Tadler und Nörgler stimmt Fulda S. 9 mit ein, wenn er schreibt: „In einem Jahrhundert, wo man jedes Datum und jedes Faktum, sobald man es braucht, bequem in Büchern nachschlagen kann, wird die Vollpfropfung, die Überladung des Gedächtnisses noch immer als vorwiegende, ja, fast darf man sagen, als das einzige Bildungsmittel betrachtet". Ehe ein Mann wie Fulda das niederschrieb und aus der unwahren Voraussetzung als Resultat den Widerwillen gegen die Schule „feststellte", den man „bis an sein seliges Ende" behält, hätte er doch die Pflicht gehabt, sich in der wirklichen Schule und ihrem Betrieb ein wenig umzusehen, und er wäre bei geringer Mühe und nur ein wenig gutem Willen zu anderer Erkenntnis und anderen Folgerungen gekommen. Wie paßt zu Fuldas Äußerung die Anerkennung des Ministers im Abgeordnetenhause im vorigen Jahre, wonach „die Zeiten längst vorbei sind, wo man im Geschichtsunterricht nur Schlachtendaten lehrte. Der Geschichtsunterricht wird jetzt ganz anders erteilt: er knüpft an die wirtschaftlichen und kulturellen Vorgänge und an die Bedeutung, die die einzelnen geschichtlichen Vorkommnisse für die Kultur, für die Volksentwickelung gehabt haben". Und der S. 15 von Ostwald wieder mit Nachdruck er-

Digitized by Google

hobenen Forderung: „Mehr Staatsbürgerkunde in den Schulen“ stelle ich aus derselben Rede des Ministers die Worte entgegen, wonach das „tatsächlich schon geschieht“ und „vielleicht die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen ist, daß man darin zu weit geht“. Es ließe sich noch an anderen Beispielen zeigen, daß die Schule der Gegenwart doch anders aussieht, als sie von den Vorkämpfern der Schule der Zukunft ausgemalt wird. Ich kann hier nicht weiter auf die merkwürdigen Behauptungen und Schlußfolgerungen, wie sie sich in den Vorträgen finden, eingehen. Nur eine Bemerkung Ostwalds sei noch hervorgehoben. Er behauptet allen Ernstes, das Ziel des Gymnasiums, um dessentwillen „der größte Teil unserer heranwachsenden Jugend aus den höher gebildeten Schichten neun Jahre ihres Lebens geplagt wird“, sei die „Fähigkeit, ein reines und elegantes Latein fließend zu sprechen“, eine Fähigkeit von einer solchen Seltenheit, daß sie Vahlen in einem Nekrolog als etwas ganz Besonderes nachgerühmt wurde. Eine Kritik erübrigt sich. Genug, wir stellen überall das gleiche Ergebnis fest. In allen Vorträgen zeigt sich ein auffallender Mangel an Vertrautheit mit der Schule der Gegenwart, die alle als überlebt und reif zum Niederreißen betrachten, nur einer will an das Gegebene anknüpfen. Nun sollte man dann wenigstens positive Vorschläge erwarten, aber danach sucht man vergebens. Alle erschöpfen sich in unfruchtbarer Kritik. Die Schule der Zukunft tritt nirgends aus dem Nebel als ein greifbares Gebilde heraus. Vorerst also müssen wir uns noch gedulden. Wie lange noch? Solange aber keine positive Arbeit geliefert wird, kann man den Vorwurf nicht zurückhalten, daß das Vertrauen in unser Schulwesen nicht gestärkt, sondern untergraben wird. Aber das wollen ja die Leute vom Schlage Ostwalds. Dann sollten sie aber auch die Verantwortung für die Folgen ihrer Tätigkeit übernehmen.

4) Hermann Rohleder, Grundzüge der Sexualpädagogik für Ärzte, Pädagogen und Eltern mit einem Geleitwort von Martin Hartmann. Berlin 1912, Verlag von Fischers medizinischer Buchhandlung, H. Kornfeld. XV u. 118 S. 8. 2,50 ℳ.

Gestützt auf seine eigenen umfangreichen Erfahrungen und auf Grund von Statistiken anderer Ärzte entwirft der Verf., bekannt als Spezialarzt auf dem Gebiet der Sexualleiden, ein überaus trübes Bild von den sittlichen Zuständen unserer männlichen und weiblichen Jugend, ein Bild, das auch dem größten Optimisten zu denken gibt. R. folgert aus den so gekennzeichneten Zuständen die Notwendigkeit einer Sexualpädagogik und will nun zwar nicht ein allgemeines Lehrbuch der Sexualpädagogik schreiben — das ist zurzeit noch nicht möglich, — aber die Grundzüge darstellen, nach denen sich eine Sexualpädagogik ausbauen läßt. Der größte Teil der Lehrer und ganz besonders der Eltern ist, wie der Verf. zeigt, von der Notwendigkeit einer Sexualpädagogik meist noch nicht durchdrungen infolge völliger Unkenntnis der immensen Verbreitung der Onanie und der Geschlechtskrankheiten in unserer Jugend während der Schuljahre. Dieser Unkenntnis will das vorliegende Werkchen mit abhelfen und damit die

Digitized by Google

Notwendigkeit einer Sexualpädagogik den Ärzten, Lehrern und Eltern dartun, es will zeigen, wie nach dem Standpunkt der heutigen Pädagogik und Sexualwissenschaft und — zurzeit — noch ohne Mitwirkung der Behörden eine solche praktische Sexualpädagogik in Schule und Haus zu Nutz und Frommen für unsere Jugend gehandhabt werden könnte. Da die Schüler in zwei ganz verschiedenen Orten, im Elternhaus und in der Schule ihr Leben führen, muß die Sexualhygiene, wenn sie Erfolg haben soll, durch Eltern und Lehrer resp. Schularzt erfolgen, und zwar müssen Schule und Elternhaus auch hier zusammenarbeiten. Dann aber müssen Eltern wie Lehrer notwendigerweise erst selber mit den Gesetzen und Regeln des Geschlechtslebens und damit der sich daraus ergebenden Geschlechtshygiene und Erziehungskunde bekannt gemacht werden· Das kann bei den Eltern geschehen durch Belehrung, durch Schrift und Wort, d. h. durch Empfehlung guter Bücher zur Lektüre, durch den Hausarzt, durch sog. Elternabende, die sich auch für andere Erziehungszwecke als ersprießlich ergeben haben. Für die gesamte Lehrerschaft aber verlangt der Verfasser Einrichtung obligatorischer Kurse in der Sexualpädagogik und Sexualhygiene von Staatswegen an Lehrer- und Lehrerinnenseminaren sowie an den Universitäten. In einem besonderen Kapitel zeigt der Verf. ausführlich, wie er sich die Sexualpädagogik im Elternhause und in der Schule im einzelnen verwirklicht denkt. Natürlich kann es sich in der Hauptsache nur um prophylaktische Maßregeln handeln, durch sexuelle Belehrung, „sexuelle Diätetik“ durch vernünftige Ernährung, Bekleidung, Sport und Abhärtung, durch geistige Trainierung zur Willensstärke und gesunde Jugendlektüre. Dabei wird nachdrücklich auf die Gefährlichkeit des Alkoholgenusses und seine Beziehung zum menschlichen Sexualleben hingewiesen, und zwar nicht bloß für die Erwachsenen und die sexuell reife Jugend, sondern auch gerade für geschlechtsunreife Jugend. Denn während die Sexualpädagogik ein Hinausschieben des Sexuallebens so lange als möglich erstrebt, verhindert dies gerade der Alkohol. Für die Schulen macht der Verf. einen Unterschied zwischen Volks- und Bürgerschulen bis zum 14. Lebensjahre und den höheren Schulen vom 14.—20. Lebensjahre bis zum Abiturium. Die Kernfragen, um die es sich hier handelt, sind die: Was soll von seiten der Schule geschehen? Wann und wie soll es geschehen? So dankenswert und beachtenswert nun aber auch die Ratschläge des Verf. sind, man sieht doch gerade in diesem Kapitel, daß auch bei den Ärzten noch keineswegs Einigkeit herrscht, vor allem nicht über die wichtige Frage, wann die sexuelle Aufklärung erfolgen soll. E i n s aber drängt sich dem Leser mit furchtbarer Gewißheit auf, nämlich daß von seiten der Schule etwas geschehen muß, daß wir Lehrer mehr, weit mehr als bisher dieser Frage unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, und auch d a s ergibt sich aus mehr als einer Statistik, daß die Aufklärung und Ermahnung am Tage des Abituriums für einen großen Teil der Schüler zu spät kommt. Je eifriger sich das Interesse der Lehrer dieser Frage zuwendet, um so eher wird über viele Einzel-

Digitized by Google

heiten, die heute noch nicht geklärt sind, eine Klärung stattfinden. Denn über vieles haben die Pädagogon mitzureden, und man muß anerkennen, daß der Verf. mehrfach die Entscheidung den Pädagogen überläßt. Eine Befürchtung kann ich leider nicht unterdrücken: der Einfluß der Schule wird m. E. vom Verf. überschätzt, vielleicht auch von der bloßen Aufkärung zu viel erwartet. Aber sei dem wie ihm wolle, das Buch des Arztes gibt dem Erzieher viel zu denken.

5) Richard Foerster, Das Erbe der Antike. Festreden gehalten an der Universität Breslau. Breslau 1911. Verlag der Koebnerschen Buchhandlung (Barasch & Riesenfeld). 114 S. 8. 3 M.

Unter diesem Namen hat der Verf. aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums der Universität Breslau eine Anzahl Reden zusammengefaßt und neu herausgegeben, die er als Professor der Eloquenz zu Kaisers Geburtstag früher gehalten hat. Der Faden, der sich durch die getroffene Auswahl von Reden hindurchzieht, ist die Betonung des Einflusses, den die Antike in Literatur, Kunst und Glaubensvorstellungen auf die Nachwelt ausgeübt hat und noch immer ausübt. Daher der Titel: „Das Erbe der Antike“. Nur die letzte Rede: „Das Jahr 1807 und die Universität Breslau“ bewegt sich in einem andern, für die Geschichte der Universität bedeutungsvollen Kreise. Die Überschriften der 5 andern Reden heißen: „Eros“, „Iphigenie“, „Antiochia“, „Kaiser und Galiläer“, „Psyche“. Die Reden sind sämtlich schon früher veröffentlicht, aber in der Schlesischen Zeitung nicht allgemein bekannt geworden, es ist daher durchaus zu begrüßen, daß sie in der Buchausgabe einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden. Wie bei einem Professor der Eloquenz nicht anders zu erwarten, zeichnen sich die gedankenvollen und von dem Schwung begeisterter Vaterlandsliebe wie Liebe zum klassischen Altertum getragenen Reden durch eine überaus feine und flüssige Darstellung aus. Mit großer Geschicklichkeit weiß der Verf. von der Bedeutung des Tages ausgehend auf sein spezielles Thema überzugehen und dann zum Schluß wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen. Erstaunlich ist die Belesenheit des Verf.s, nicht bloß in der griechischen und römischen Literatur — das ist selbstverständlich —, sondern auch auf dem Gebiet der modernen Literatur; ob er die gegensätzlichen Urteile über den Charakter Julians Apostata von Gregor von Nazianz bis auf Gutzkow verfolgt oder die Lichtgestalt der Iphigenie auf ihrer Wanderung durch die Weltgeschichte oder eine jener Schöpfungen griechischen Glaubens und griechischer Kunst wie die Psyche auf ihrem Zuge durch die Jahrhunderte bis in unsere Tage begleitet, man folgt den Ausführungen des Verf. stets mit gleichem Interesse.

6) Wilhelm Jerusalem, Die Aufgaben des Lehrers an höheren Schulen. Erfahrungen und Wünsche. Zweite, neu verfaßte Auflage der Schrift: Die Aufgabe des Mittelschullehrers. Wien und Leipzig 1912, Wilhelm Braumüller. XII u. 392 S. 8. 9 M.

Digitized by Google

Der Verfasser, durch eine Reihe tüchtiger Arbeiten auf dem Gebiet der Pädagogik und Philosophie rühmlich bekannt, bietet uns in dem neuen Werke nichts weniger und nichts mehr als eine „Pädagogik" etwa in der Art von Matthias oder Münchs „Geist des Lehramts". Mehr als dreißigjährige Tätigkeit als Lehrer und als Dozent der Pädagogik an der Universität befähigen und berechtigen den Verf., seine reichen Erfahrungen und die Ergebnisse seines psychologischen und soziologischen Nachdenkens zu Nutz und Frommen anderer zu veröffentlichen und für seine gegenwärtigen und künftigen Kollegen zu verwerten, geleitet von dem Bestreben, den Lehrer von innen heraus zu kräftigen, seinem Wollen neue Impulse zuzuführen und auf diesem Wege, den der Verf. für den allein möglichen und wirksamen hält, an der so stürmisch geforderten Reform unseres höheren Schulwesens mitzuarbeiten. Dabei ist seine Kritik nirgends bloß negativ, er will nicht niederreißen, sondern von innen neu aufbauen. Sein Bestreben ist immer und überall auf das Positive, auf das Konkrete gerichtet. „Indem ich mich bemühe, den lebendigen Kräften in uns die Richtung zu geben, die dem hohen Ziele entgegenführt, treten von selbst die Irrwege zutage, die anderswohin weisen". Eigentümlich, aber höchst lehrreich und anziehend ist die soziologische Betrachtungsweise, die der Verf. auf die höheren Schulen und ihre Lehrer anwendet. Durch das ganze Buch hin zieht sich das Bestreben, die soziale Funktion der höheren Schule zum Bewußtsein zu bringen, und der interessanteste Abschnitt im ganzen Buch ist entschieden der dritte Teil des fünften Kapitels: „Der soziale Geist in der Schule", wo sich der Verf. bemüht zu zeigen, daß die Schule den sozialen Sinn zu entwickeln, das Pflichtbewußtsein zu wecken und womöglich durch Heranziehung der Schüler zu tätiger Mitarbeit sie an freiwillige Unterordnung zu gewöhnen und zur Verantwortung zu erziehen vermag. Aber auch bei der Untersuchung des Begriffs der allgemeinen Bildung wendet der Verf. die soziologische Betrachtungsweise an. Er rückt der Auffassung zu Leibe, als sei der Inhalt der allgemeinen Bildung eine enzyklopädische Sammlung von Kenntnissen; die Unhaltbarkeit und Unbrauchbarkeit dieser Auffassung ist freilich oft nachgewiesen. Von seinem soziologischen Standpunkte aus betrachtet ist ihm allgemeine Bildung harmonische Entfaltung aller im psycho-physischen Organismus des Menschen angelegten Funktionen. In bezug auf den Körper verlangt er „vor allem Herrschaft über den willkürlichen Bewegungsapparat, wodurch zugleich der Wille gekräftigt und die Entschlossenheit gesteigert wird; in geistiger Beziehung werden die drei Grundfunktionen des Bewußtseins durch wissenschaftliche, ästhetische und sozial-ethische Bildung zu höherer Entwickelung gebracht". Nachdem so das Lehrziel festgestellt ist, wird dann untersucht, was der Lehrer in wissenschaftlicher, didaktischer und sozial-ethischer Hinsicht zu leisten hat, damit das Ziel auch wirklich erreicht wird. Hier findet sich nun ein wesentlicher Unterschied von den meisten übrigen Handbüchern der Pädagogik. Diese wenden sich in der Regel an solche Leser, die die wissenschaftliche

Digitized by Google

Ausbildung schon vollendet haben und sich nunmehr dem praktischen Lehrberuf zuwenden. Der Verf. dagegen spricht zu Studenten, die noch in der wissenschaftlichen Ausbildung begriffen sind, und gibt eben im Hinblick auf ihren künftigen Lehrberuf eine Reihe von Ratschlägen für ihre Ausbildung noch auf der Universität. Dabei wird besonders energisch darauf hingewiesen, wie eindringende Beschäftigung mit Pädagogik und Psychologie für jeden Lehrer unerläßliche Pflicht ist. Bei uns in Preußen liegt es mit der Pädagogik auf der Universität bekanntlich noch sehr im argen. Was über die eigentliche Methodik der Fächer, über die Behandlung der Schüler, die Autorität des Lehrers usw. gesagt ist, berührt sich vielfach mit dem Inhalt von Büchern ähnlicher Richtung. Es muß anerkannt werden, daß der Verf. sein Bestreben, immer auf das Konkrete abzuzielen, erreicht hat. Überall finden wir eine Fülle brauchbarer Winke, Anregungen, Fingerzeige, Beispiele und Proben aus der eigenen langen Unterrichtstätigkeit des Verfassers. Hier und da ist das eine Beispiel nicht direkt für uns brauchbar, denn der Verf. ist Österreicher, gebraucht deshalb auch immer die in Österreich übliche Bezeichnung „Mittelschule", aber er berücksichtigt auch die Schulverhältnisse im Reich und es ist sein sehnlicher Wunsch, daß sein Buch auch in Deutschland gelesen wird. Es ist nur zu wünschen, daß des Verf. zuversichtliche Hoffnung nicht zu schanden wird. Aus dem Buch ist in der Tat manche Anregung zu schöpfen und vieles zu lernen.

Elbing. Paul Tietz.

---

1) Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhhunderts. I. Martin Luther und Thomas Murner. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Berlit. Sammlung Göschen. Zweite, verbesserte Auflage. 141 S. 0,80 *M*.

Entsprechend dem Zweck und Ziel der rührigen Verlagsbuchhandlung Göschen, in ihrer bekannten Sammlung in engem Rahmen und unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung zuverlässige Belehrung zu erteilen, gibt Verf. in einer gediegenen Auswahl eine Anzahl lesenswerter Literaturdenkmäler unseres Luther, des Begründers unserer neuen Literatur wie der neuhochdeutschen Schriftsprache mit guten, das Verständnis fördernden Einleitungen und Anmerkungen unter dem Text.

In einer einleitenden Betrachtung weist der Herausgeber nach, wie Luther eines der größten Sprachgenies gewesen ist, wie er sein Deutsch zu einer Sprache umbildete, die zum erstenmal allen Deutschen verständlich war. Ausgewählt sind von den Schriften Luthers: Vom rechten Dolmetschen. A. Eyn Sendbrieff von Dolmetschen 1530, worin Luther die Grundsätze darlegt, die ihn beim Dolmetschen, bei der Übersetzung der Bibel leiteten und die er durch treffende Beispiele zu erläutern versteht. B. Aus den Summarien über die Psalmen 1533. C. Über die Schwierigkeit des Dolmetschens. Eingehend bespricht er die Bibelübersetzung Luthers und ihre Vor-

Digitized by Google

läufer — schon um das Ende des 14. Jahrhunderts war eine solche vorhanden —, und zeigt, wie erst durch Luthers Bibelübersetzung die Versuche des 14. und 15. Jahrhunderts zum Abschluß gebracht wurden und eine lesbare, geläufige Verdeutschung entstand, weil erst die Kongenialität des Geistes und Gemütes eines Luther dazu kommen mußte, den echten Ton, den echten Geist des Originals wiederzugeben; seit vier Jahrhunderten ist keine Übersetzung imstande gewesen, diesem Buch auch nur entfernt den Rang streitig zu machen.

Wertvoll sind die Proben aus Luthers Übersetzung mit Gegenüberstellung der vorlutherischen Bibelübersetzung und der Vulgata. Von dem sonstigen Inhalt des empfehlenswerten Büchleins hebe ich noch den Abdruck von Luthers Schrift: An die Radherrn aller stedte 1524 hervor, mit ihrer Forderung, Gelehrtenschulen zu gründen und zu unterhalten, damit tüchtige Kräfte für die Kirche und das bürgerliche Gemeinwesen herangebildet würden. Auch eine Anzahl Briefe sind aufgenommen, desgleichen auch einige von seinen Tischreden, in denen der große Mann auch als Gatte und Vater und Freund so leibhaftig vor uns tritt wie nur noch in seinen Briefen.

Abschnitt 10 weist nach, wie Luther aus dem praktischen Bedürfnis seiner Kirche heraus Dichter, der Begründer des deutschen Kirchenliedes wurde; neu war der männliche Ton, der vor Luthers Kirchenliedern nie in der deutschen Lyrik erklungen war. — Ein besonderes Kapitel behandelt Thomas Murner, den derbsten Kämpen für die alte Kirche gegen die reformatorische Bewegung mit einigen Proben aus der Narrenbeschwörung und aus dem „großen lutherischen Narren".

Ich möchte dem Herausgeber empfehlen, bei einer Neuauflage des Büchleins der leichteren Lesbarkeit halber die lutherischen Schriftstücke in die heute übliche Schreibweise zu übertragen. Vielleicht entschließt er sich auch dazu, den seither unbekannten Bericht eines Augenzeugen über Luthers Tod, den der Lutherkalender für das Jahr 1911, herausgegeben von G. Buchwald, zum erstenmal gebracht hat — es ist die letzte Arbeit des Professors Späth in Philadelphia — als Anhang beizufügen. Er ist gegenüber der tendenziösen Lüge, die vielfach noch über Luthers Lebensende verbreitet wird, wertvoll und von großem Interesse.

2) O. F. Walzel, **Deutsche Romantik.** Zweite und dritte Auflage. Aus Natur- und Geisteswelt. Band 232. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 170 S. 1,25 *M.*

Was ist romantisch? Die Antwort des Verf. lautet: Waldeinsamkeit und Waldeszauber, der rauschende Mühlbach; die nächtliche Stille des deutschen Dorfes, Nachtwächterruf und plätschernde Brunnen; ein verfallener Palast mit verwildertem Garten, in dem Marmorstatuen verwittern und zerbröckeln, die Trümmer einer zerstörten Burg: alles, was Sehnsucht weckt, das eintönige Treiben des Alltags zu fliehen, ist romantisch. Die deutsche Romantik ist so reich

Digitized by Google

und so bunt, daß sie, je näher man sie betrachtet, in eine um so größere Fülle von gegensätzlichen Einzelerscheinungen zu zerfallen droht."

Die Absicht des Verf. ist es nun, in seinem auf hoher wissenschaftlicher Warte stehenden Buche ein Bild der gesamten Romantik in engem Rahmen zu geben und die Zusammenhänge, die zwischen den einzelnen Vertretern der Romantik bestehen, herauszuarbeiten.

Verf. hat sich selbst ausführlich in dem Jahresbericht für die neuere deutsche Literaturgeschichte Bd. 20, 1909, S. 959 ff. in dem Kapitel Romantik über den Aufbau seines Buches ausgesprochen.

Ich folge im großen und ganzen seinen Ausführungen, bemerke nur, daß in der vorliegenden neuen Bearbeitung eine kleine Änderung entstanden ist. Während der Verf. in der 1. Auflage länger bei den weltanschaulichen Grundlagen der Romantik als bei den Dichtungen verweilt, die aus romantischer Weltbetrachtung geschaffen worden sind, ist in der neuen Auflage das Verhältnis zugunsten der Dichtung verschoben, indem sie dort kürzte und hier ergänzte und einen ganzen Abschnitt, VII 2, Deutsche Sage und Geschichte in romantischer Dichtung, einschob.

Das zusammenhaltende Band sucht der Verf. bei den jugendlichen Gedankenkeimen der Vertreter der älteren romantischen Schule, bei der Frühromantik. Schon der einleitende Abschnitt, der die Vorgeschichte der Romantik, zunächst ihre Beziehungen zu Sturm und Drang, zu Friedr. Heinr. Jakobi und Herder prüft, legt das Hauptgewicht auf das Gedankliche und erkennt in dem Organismusbegriff, im Proteischen, in der Magie, in der Sehnsucht nach dem Absoluten die romantischen Charakterzüge. In den folgenden Kapiteln werden die Stufen der frühromantischen Theorie entwickelt, auf denen Friedrich Schlegel vom Klassizismus zur romantischen Ironie und, angeregt von Schleiermacher, im Wettkampf mit Schelling zu romantisch-monistischer Naturphilosophie emporsteigt. Es gibt hier der Verf. einen lesenswerten Überblick über die Entwicklung der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein besonderer Abschnitt umschreibt die Programme romantischer Ethik und Religion (Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher), ein anderer zeigt, wie durch Wackenroder und Tieck das Interesse für deutsches Mittelalter, für die Malerei, namentlich Albrecht Dürers und der italienischen Malerei vor Raffael, desgleichen für Musik, S. 89 ff., hinzukommt. Kapitel 6 behandelt den politischen und sozialen Um- und Aufschwung der Romantik, der den Gesichtskreis der Romantiker nach der einen Richtung ebenso verengt, wie er ihn nach der andern erweitert, der Kosmopolitismus, dem die Brüder Schlegel in ihren Anfängen noch gehuldigt, entwickelt sich zu nationalem Gefühl. Kapitel 7 behandelt die Dichtung der Frühromantik und der jüngeren Romantik, ihren Zusammenhang und ihren Gegensatz. Gerade die spätere Romantik hat der deutschen Literatur einen unschätzbaren Reichtum lyrischer Gedichte geschenkt. Mit Interesse habe ich des Verf.s Bemerkungen

Digitized by Google

über „Des Knaben Wunderhorn“ gelesen mit den Eingriffen der Herausgeber v. Arnim und Clemens Brentano, die selbst von Kennern für echte Volkslieder gehalten wurden.

Eingehend verbreitet sich der Verf. in VII 2 über deutsche Sage und Geschichte in romantischer Dichtung, deren Erzeugnisse nicht bloß auf dem Boden des deutschen Altertums erwachsen sind. Sie verlebendigen romanisches und maurisches Mittelalter, verlassen, indem sie zeitlich vorwärts schreiten, die Grenzen Europas und erzählen von exotischen Ländern, von edlen Wilden und von der Tücke des europäischen Auswanderers.

Abschnitt VII, 3 behandelt die romantische Ironie, die namentlich unter Heines Hand zu ihrer berechnetsten Wirkung gelangt, indem sie ihn zerstörungslustig vernichten läßt, was er selbst erbaut hat.

Zum Schluß spricht Verf. über die Naturphilosophie in der romantischen Dichtung, über die Nachtseite der Natur (H. v. Kleist), über das Lebensproblem in Drama und Roman, diesem Lieblingsgegenstand romantischen Sinnens und Strebens.

Ohne Zweifel ist es dem Verf. gelungen, Ordnung und Überblick in das Wirrsal zu bringen, zu dem besonders in letzter Zeit durch die Überfülle der Einzeluntersuchungen die deutsche Romantik geworden war.

Daß der Verf. die engste Fühlung mit der wissenschaftlichen Literatur über Romantik stets gewahrt hat, bezeugt jede Seite des inhaltreichen Buches.

Bensheim. Rudolf Glaser.

---

1) Ulrich Buurmann, Kurzer Wegweiser durch Goethes Faust. Bremen 1911, Rühle und Schlenker. 81 S. 8. 0,75 ℳ.

Die zum Privatstudium und für Lehrer gleich empfehlenswerte Arbeit gibt die Ergebnisse langjähriger Beschäftigung mit Goethes Faust in bündiger, klarer und gemeinverständlicher Form, ohne kritische Auseinandersetzungen, aber mit offensichtlicher Kenntnis der Faustliteratur. Auf die Einleitung (Idee und Zusammenhang von Goethes Faust) folgt die Erläuterung I. der Ankündigungsdichtungen (Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, Prolog im Himmel), II. der intellektuellen Szenen, III. der Lebensszenen in der „kleinen“, bürgerlichen Welt, IV. der Lebensszenen in der „großen Welt“ des Hoflebens, V. der Helenaszenen, VI. der Tatenszenen, VII. der Schluß-Läuterungsszene. — Die auf S. 27 geäußerte Ansicht, durch das Bündnis mit Mephistopheles werde Faust in gleicher Weise gerettet wie Tasso durch seine Anlehnung an Antonio, läßt sich schwerlich begründen.

2) Johann Georg Sprengel, Die neuere deutsche Dichtung in der Schule. Vortrag, gehalten im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. Main. Frankfurt a. M. 1911, Moritz Diesterweg. 88 S. 8. 1,20 ℳ.

Der bekannte Verfasser tritt hier, wie schon in früheren Veröffentlichungen, sehr nachdrücklich und in überzeugender Weise für die schul-

Digitized by Google

mäßige Behandlung der neueren und neuesten deutschen Literatur ein, woran es ja bisher, wenigstens am Gymnasium, zumeist gefehlt hat. Er stimmt also darin grundsätzlich überein mit Adolf Matthias, Alfred Biese, Otto Lyon, Theodor Herold, Walther Oehlke und anderen, die ja freilich im einzelnen in der Begrenzung und Auswahl des Stoffes sehr erheblich von einander abweichen dürften. Es fragt sich ja auch, wieweit der einzelne Lehrer die übliche Beschäftigung mit unseren Klassikern (z. B. mit Lessings Prosaschriften) zugunsten der sog. nachklassischen Dichtung zurücktreten lassen will oder in Hinsicht auf die Lehrpläne — zurücktreten lassen darf. Die sachverständige Auswahl, die Sprengel gibt und die natürlich nicht verbindlich sein soll, wird allen Lehrern des Deutschen, die in dieser Richtung Versuche machen wollen, sehr willkommen sein. — Die allgemeinen, grundlegenden Ausführungen, die die erste Hälfte der Schrift ausmachen, gehen in ihrer Ablehnung des altklassischen Bildungsideals doch wohl etwas zu weit. Ich möchte mich in dieser Hinsicht auf den Standpunkt stellen, den Rektor Prof. Dr. Möschel (Meißen) auf dem Deutschen Oberlehrertage zu Dresden, Ostern 1912, eingenommen hat: „Gerade dadurch, daß die Antike im humanistischen Gymnasium den Schüler die wirkenden Kräfte des Volkslebens in ihren einfachsten Gestaltungsformen kennen lehrt, erzieht sie ihn zum Gegenwartsmenschen, der sich in den verwickelteren und im Grunde doch gleichen Verhältnissen seiner Zeit und seines Volkes zurechtfindet“. Das schließt nicht aus, daß ich eine Vermehrung der Stundenzahl für das Deutsche (wenn es sein muß, auf Kosten der lateinischen Reifeprüfungsarbeit) für höchst wünschenswert halte, und ich hoffe, daß der neubegründete Deutsche Germanistenverband, den ja der geschätzte Verfasser mit ins Leben gerufen hat, auch in diesem Punkte das Seine tun wird.

3) E. Schönfelder, Aus altdeutscher Dichtung. Drittes Bändchen. Der Nibelunge nôt. Diesterwegs Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von E. Keller, 23. Band. Frankfurt a. M. u. Berlin 1911, Moritz Diesterweg. X u. 110 S. 8. geb. 1 ℳ.

Das Bändchen gibt den mdh. Text in zweckmäßiger Auswahl und Gliederung, in der Hauptsache nach Bartsch und der von ihm zugrunde gelegten St. Galler Handschrift. Voraus gehen ein Vorwort, das die Textbehandlung begründet, und Vorbemerkungen über Aussprache, Wortkunde und Versmaß. Auf den Text folgen Anmerkungen: I. zum Text, II. zum Verständnis der Sprache (Aus Lautlehre, Wortlehre, Fügungslehre), III. zu Sage und Lied. Den Beschluß bildet ein Anhang (Stücke aus dem „Lied von Atli“ dem „Hürnen Seyfrid“, dem Volksbuch vom gehörnten Siegfried, Wagners „Ring des Nibelungen“) und ein Wörterverzeichnis. Ich finde, daß diese Schulausgabe des Nibelungenliedes in jeder Hinsicht befriedigt und darum warm zu empfehlen ist.

4) W. Hawel, Goethe in seinen lyrischen Gedichten, Briefen und Aussprüchen sowie in „Dichtung und Wahrheit“. Handbuch für die unterrichtliche Behand-

Digitized by Google

lung Goethes und zum Selbststudium. Habelschwerdt 1911, Frankes Buchhandlung, J. Wolf. 361 S. 8. geb. 4,60 ℳ.

Die mit viel Liebe und Fleiß geschriebene Arbeit gibt eine Übersicht über Goethes Lyrik, die unter Verzicht auf philologischen Kleinkram die einzelnen Dichtungen als Widerschein bestimmter Erlebnisse und seelischer Erregungen erkennen läßt und ihren künstlerischen Wert erläutert. Daraus und unter Heranziehung der anderweitigen Quellen, die im Titel angegeben sind, erhalten wir ein Bild von der Entwickelung Goethes, das ja natürlich eine vollständige, alle Seiten seines Strebens und Wirkens berührende Lebensbeschreibung nicht ist und nicht sein will. Goethes Lyrik in diesem biographischen Zusammenhange zu behandeln, empfiehlt sich jedenfalls für alle Schulgattungen. Für Lehrerseminare, die sich mit Goethe nur etwa neun Wochen beschäftigen können, hat Verf. eine Methodik und Stoffverteilung entworfen (S. 3 bis 16). In dem Verzeichnis der „benutzten und empfehlenswerten Literatur" am Schlusse des Buches vermisse ich den Hinweis auf so manche gute Erläuterung Goethischer Gedichte, die in Fachzeitschriften und Programmbeilagen erschienen ist. Selbst wenn man annähme, daß das Buch nur für Lehrerseminare und zum Selbststudium bestimmt wäre, was ja nicht zutrifft, müßte es doch befremden, daß so alltägliche Fremdwörter wie Paroxysmus, Tiraden, restierend, Exkursionen, Operationen, Inkognito u. a. in Fußnoten erklärt werden. Das Verhältnis des siebzehnjährigen Studenten zu Kätchen Schönkopf, das Verf. selbst ein „durchaus unreifes" nennt, braucht kaum in den einzelnen Stufen seines Verlaufs verfolgt zu werden. — Druckfehler S. 40 und S. 74.

Brieg. Paul Geyer.

Wilhelm Bode, Der fröhliche Goethe. Berlin 1912, Mittler & Sohn. 384 S. 8. 3 ℳ.

Der Verfasser, der uns schon manchen schönen Beitrag zu Goethes besserem Verständnis bescherte, hat in einem geschmackvoll ausgestatteten Bande aus des Dichters Werken, aus Briefen und sonstigen Mitteilungen wohl alles zusammengestellt, was als witzig, heiter, launig gelten konnte. Ob er die Aufgabe glücklich gewählt hat, ob die mühevolle, überall von großer Sachkenntnis zeugende Sammeltätigkeit sich gelohnt hat, das ist vielleicht zu bezweifeln. Goethe war mehr ernst als fröhlich; er war nicht geistreich in dem Sinne der Franzosen oder wie Oscar Wilde, nicht in dem Sinne, daß sein Esprit mit dem bengalischen Feuer sprühender Blitze seine Umgebung entzückt hätte. Diese dekadente Nuance fehlte ihm; sein Genie verpuffte sich nicht in zahllosen kleinen Explosionen, sondern wie bei einem mächtigen Vulkane blieb die verhaltene Gewalt seines Feuers zumeist den Blicken der Außenwelt verborgen. So war Goethe kein Mann, mit dessen geistreichen Aussprüchen sich leicht ein Band füllen läßt. Und so hat sich Bode denn auch genötigt gesehen, allerhand minderwertige Anekdoten einzufügen, die zu Goethe nur eine ganz äußerliche Beziehung haben.

Digitized by Google

Die Seiten 365—376 z. B., auf denen von Freund Zelter allerhand Berliner Wortwitze und Verdrehungen berichtet werden, würden wir gern entbehren, zumal sie für unseren Geschmack doch wenig fröhlich sind und als Witze allzu vorsintflutlich klingen. Oder ist es wissenswert, daß Goethe am 27. August 1818 sich beinahe in Rotwein übernommen hat, da er meinte, es sei sein Geburtstag? Wenn jemand, der Goethe auch sonst schon kennt, nach des Tages Arbeit sich in leichter, angenehmer Unterhaltung mit dem Dichter beschäftigen will, so mag er zu dem Buche greifen. Zum Teil wird damit auch der von Bode selbst ausgesprochene Zweck der Sammlung erfüllt. Meint Bode dann aber, daß die unendlich Vielen, die noch kein Verhältnis zu unserm Dichter haben, erst den „fröhlichen Goethe" kennen lernen und durch ihn das Verständnis für den eigentlichen Goethe finden sollen, so befindet er sich da wohl in einer Täuschung. Ein Teil solcher Leser wird glauben, nun den Goethe hinreichend zu kennen, und sich dabei beruhigen, andere werden ein falsches Bild des Dichters bekommen und, wenn sie dann in seinen Werken nicht die Fortsetzung der lieb gewordenen Schnurrpfeifereien finden, diese ärgerlich beiseite legen. Wir meinen, die beste Einführung in Goethes Verständnis sind seine Werke, und denen, die dieses zu erreichen streben, raten wir dringend, sich lieber für 6 Mark die herrliche von Erich Schmidt besorgte Ausgabe von Goethes Werken in 6 Bänden zu erwerben, als 3 Mark auszugeben für einen Band, der im Grunde doch nur das Unwichtige, Nebensächliche enthält und in dem man von dem hohen Geiste des Dichterfürsten nur einen äußerst schwachen Hauch verspürt.

Münster i. W. Franz Hölscher.

Theodor Kipps, Humanismus und Rechtswissenschaft. Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 43 S. 8. 0,80 ℳ.

Eine tiefere wissenschaftliche Erfassung des Rechtes ist nur durch Versenken in seine Geschichte möglich. Und dieses wiederum läßt sich nur ermöglichen durch ein eifriges Studium der Quellen. Nun aber sind die wichtigsten Quellen in lateinischer und griechischer Sprache geschrieben, folglich muß der wissenschaftliche Jurist der lateinischen und griechischen Sprache kundig sein. Am besten erwirbt er sich diese Kenntnis immer noch auf dem humanistischen Gymnasium. Durch nebensächliche Kurse, die als Notbehelf eingerichtet worden sind und an der Universität als eine Last empfunden werden, ist eine hinlängliche Vertrautheit mit den alten Sprachen kaum zu erreichen. Diese Kurse werden mehr oder minder oberflächlich absolviert; sie werden dem Studenten auf der Universität die Zeit, die er für andere Dinge braucht, in unerwünschter Weise verkürzen. „Wer auf Übersetzungen verweist, untergräbt die Grundlage alles wissenschaftlichen Studiums, das Bewußtsein, daß es sich ziemt, die Wahr-

Digitized by Google

heit an der letzten zugänglichen Quelle zu suchen". — Gute Lateiner sind es, die der akademische Lehrer der Rechtswissenschaft sich als Hörer wünscht. Denn wirklich heimisch in den Quellen des römischen Rechtes wird sich nur der machen, der von Jugend auf mit der lateinischen Sprache groß geworden, in dessen allgemeiner Bildung der Geist der lateinischen Sprache und des römischen Wesens lebendig ist. „Übrigens ist auch zum Studium der Quellen des älteren deutschen Rechtes das Lateinische wichtig genug". Aber ebenso willkommen sind ihm tüchtige Griechen. Denn innerhalb und außerhalb, jenseit und diesseit des Justinianischen Rechtes, in den Novellen, Konstitutionen, den Pandekten: überall Griechisch. „Aber die Bedeutung des Griechischen für den Juristen erschöpft sich keineswegs in dem Gebiete der unmittelbaren Quellen des römischen Rechtes. Insofern das römische Recht aus dem griechischen geschöpft hat, ist die Kenntnis der griechischen Rechtsgeschichte Kenntnis der Vorgeschichte des römischen Rechtes. Insofern das römische Recht ein Zweig der römischen Kultur ist, und die römische Kultur die griechische in sich aufgesogen hat, insofern ist die Kenntnis griechischer Zustände und griechischen Geistes dem zu wünschen, der sich mit dem römischen Rechte beschäftigt"... „Vor allem aber ist die allgemeine Lehre von Staat und Recht und von den Staatsformen von der Gedankenwelt der Griechen untrennbar. Man kann sich in diese Materien nicht versenken, ohne überall auf die Gedanken des Plato, des Aristoteles zu stoßen".

Das etwa sind die Thesen, die der Verfasser eingehend erläutert und überzeugend begründet. Wir danken Herrn Kipp für seine beredte Verteidigung des humanistischen Gymnasiums. Wir danken ihm noch besonders für das persönliche Bekenntnis am Schluß seiner Ausführungen. Er nennt sich einen Mann, „der es tief beklagen würde, wenn wir uns von den Grundlagen unserer gesamten Kultur losreißen wollten: der aus seiner Jugend Tagen die dankbarsten Erinnerungen an das Gymnasium bewahrt und der zudem täglich Gelegenheit hat sich zu überzeugen, daß viele junge Leute ohne Überbürdung und ohne Feindseligkeit gegen die Schule in frischer, fröhlicher Arbeitsgemeinschaft mit ihren Lehrern im humanistischen Gymnasium aufwachsen, und wie dieses unvermindert die alte Kraft bewährt, den Geist zu stählen und zu schärfen und das zu lehren, worauf es im Leben am allermeisten ankommt: die schwere Kunst des Lernens!"

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Raphael Kühner, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. Zweite Auflage. Erster Band. Elementar-, Formen- u. Wortlehre. Neu bearbeitet von Friedrich Holzweissig. Hannover 1912, Hahnsche Buchhandlung. XVI u. 1127 S. gr. 8. 24 ℳ.

Im Jahre 1877 erschien die erste Auflage des hier vorliegenden ersten Teiles von Raphael Kühners Ausführlicher Grammatik; gerade seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hat wie für alle

Digitized by Google

Sprachen des indogermanischen Sprachstammes, so besonders für das Lateinische die Forschung neue Wege eingeschlagen und die erfolgreichste Tätigkeit entwickelt. Sollte das Werk, was es einst war, ein umfassendes Repertorium wieder werden, das den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft widerspiegelt, so mußte der Bearbeiter sich der Aufgabe unterziehen, die auf dem Gebiete der Lautgeschichte und Etymologie gewonnenen Resultate in sein Werk aufzunehmen. Danach mußte das Kühnersche Buch, wenn auch der Plan beibehalten werden konnte, doch in allen seinen einzelnen Teilen einer völligen Umarbeitung unterzogen werden; denn ein bloßes Nachtragen oder Ergänzen war nicht möglich. Und so ist denn wohl die Anlage in dieser Bearbeitung die gleiche geblieben, wie sie Kühner einst festgestellt hatte, aber das ganze Werk hat eine andere Gestalt bekommen; schon der äußere Umfang (1127 S. gegenüber 747 der 1. Aufl.) läßt dies erkennen; und wenn auch selbst die Paragrapheneinteilung, die Reihenfolge der Deklinationen — 3. 4. 5. 1. 2. — u. dgl. genau dieselbe ist wie in der 1. Auflage, so zeigt doch jeder Paragraph, ja jede Seite die bessernde, ergänzende, umgestaltende, ausführende Hand des seine schwierige und dankbare Aufgabe beherrschenden Bearbeiters. Holzweißig hat sich Skutschs Forderung (in Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert 1875—1900), daß „die klassischen Philologen sich von den Linguisten die grammatische Methode aneignen müssen“, zu eigen gemacht und die lateinische Sprache ihrem Laute und Wortbestande nach mit den verwandten Sprachen in Beziehung gesetzt. Die in Betracht kommenden Veröffentlichungen von Sommer, Seelmann, Stolz, Lindsay, Neue, Walde, Skutsch u. a. werden verwertet, die Quellen auch in den einzelnen Abschnitten stets mitgeteilt. Doch verfährt Holzw. durchaus selbständig und ordnet sich seinen Vorgängern nicht etwa unbedingt unter; so bringt er *finis* mit *findo* zusammen (S. 95) — Walde mit *figo*, *pernicies* mit *nocere* (S. 103) — Walde mit *necare*, er verwirft (S. 833) Waldes Ableitung von *rĕfert*; so sagt er S. 208 „*Attilius* häufiger und besser als *Atilius*“, Skutsch in Stowassers Wörterbuch umgekehrt. Diese Beispiele mögen zeigen, wie genau und gewissenhaft und zugleich selbständig der Bearbeiter auch in Einzelheiten verfährt. Mitunter läßt Holzweißig unentschieden, ob Corssen oder Kühner, Bopp oder Max Schmidt usw. recht hat.

Es ist dem Bearbeiter in seinem Werke darum zu tun, den gesamten Bestand der Sprache, soweit er gegenwärtig zuverlässig feststeht, darzustellen und die Einzelerscheinungen ihrem Ursprunge nach zu erklären und richtig zu registrieren; daher werden alle regelmäßigen und alle besonderen Erscheinungen der klassischen wie der vor- und nachklassischen und spätlateinischen Zeit aus dem Buch- wie Inschriftenmaterial herangezogen, und es ist erstaunlich, welche Masse von bezeichnenden Beispielen der Sammelfleiß des umsichtigen und scharfsinnigen Philologen hat zusammenfinden können. So ist das Buch ein Repertorium des Formenschatzes der lateinischen Sprache

Digitized by Google

geworden, und zwar nicht bloß in der Feststellung des Bestandes, sondern auch in der Darstellung der Entwicklung. Oft werden aus den romanischen Sprachen Rückschlüsse gemacht. Auch auf das Physiologische geht das Werk in der Lautlehre ein, noch mehr als es von Kühner geschehen war.

Die Abweichungen von Kühner bestehen vornehmlich in folgendem. Zunächst ist die am Anfange der 1. Auflage (S. 1—34) stehende „Kurze Übersicht der lateinischen Literatur“ nach Teuffels Geschichte der römischen Literatur einfach fortgelassen, da eine solche Zusammenfassung doch nicht imstande ist, über die Quellen und Hilfsmittel zur historischen Betrachtung der Sprache zu orientieren. Ferner sind die Paradigmen der Konjugationen in wesentlicher Beschränkung und zugleich in mehr übersichtlicher und wissenschaftlicher Weise gegeben. Eine vollständige Umarbeitung aber haben diejenigen Abschnitte der Lautlehre und Formenbildung erfahren, für die die wissenschaftliche Forschung seit Kühner ganz neue Erkenntnis eröffnet hat, so daß auf ganz neuer Grundlage aufgebaut werden mußte. Anderes ist übersichtlicher und systematischer dargestellt; dies erkennt man z. B., wenn man den § 191 „synkopierte Verbalformen“ bei Holzweißig und Kühner vergleicht. Weniger durchgreifend verändert, wenn auch ebenfalls gründlich durchgearbeitet, ergänzt, berichtigt, sind diejenigen Abschnitte, in denen das Lateinische als Einzelsprache behandelt ist, wie in der Wortbildungslehre, auch in den statistischen Zusammenstellungen, wie § 207 „Alphabetisches Verbalverzeichnis“. Syntaktisches ist absolut ausgeschlossen; daher sind auch die Präpositionen nicht nach den Kasus, die sie regieren, sondern alphabetisch geordnet und werden hier nur rein lautlich behandelt; ein gleiches gilt von den Konjunktionen. Auch die Substantiva mit verschiedener Bedeutung im Singular und Plural sind der Syntax vorbehalten. Nochmals mag betont werden, daß die Grammatik Kühner-Holzweißig durchweg historisch verfährt, in dieser zweiten Auflage noch mehr als in der ersten, nicht nur daß Laute und Formenerscheinungen ihrem Ursprunge und ihren Entwicklungsstufen nach betrachtet werden, sondern auch den Zitaten werden bei Schriftstellern sehr häufig, bei Inschriften regelmäßig Zeitangaben hinzugefügt, wie denn auch auf den Sprachgebrauch der einzelnen Schriftsteller durchweg Gewicht gelegt wird; gelegentlich heißt es z. B.: diese Genetivform seit Properz und Ovid gewöhnlich.

Wir möchten nun einige Einzelbemerkungen hinzufügen, zugleich mit Berichtigung der (wenigen) Druckversehen; wobei vorweg zu bemerken ist, daß der Druck mit außerordentlicher Sorgfalt überwacht worden ist, — bei einem Werke von dieser Art und von solchem Umfange eine ebenso wichtige wie mühsame Aufgabe. Die Stellenzitate, von denen der Berichterstatter gegen dreihundert verglichen hat, zeigen verhältnismäßig sehr wenig Versehen.

S. 13 Z. 23 v. o. ist zu lesen *robur* (st. *robus*). — S. 45 2. Absatz ist zu lesen *dipthongus* (st. *diphth.*); Verf. gibt selbst die Regel, daß

Digitized by Google

griechische Doppelaspirate im Lat. nur durch Aspirationszeichen beim zweiten Konsonanten bezeichnet werden (nach W. Schulzes Entdeckung, Orthographica, Marburg 1894). — S. 62 Z. 9 v. u. ist zu schreiben (*δαιϝήρ*) st. (*ʽδαϝηρ*) (nach Walde s. levir). — S. 127 Z. 11 v. o. *patĭna* (st. *patīna*). — S. 152 Z. 1 v. o. ist hinter *Verg.* hinzuzufügen *Aen.* — S. 157 Z. 13 v. u. *vŏcare* (st. vōcare). — S. 180 Z. 2 v. o. Quint. 1, 7, 20 (st. 1, 1, 20). — S. 226 Anm. 6. Die Regel über die Dehnung des Vokals vor gewissen Konsonantverbindungen (*gm*, *gn*, *nf*, *ns* usw.) war bestimmter herauszuarbeiten, wie dies von K. Heraeus in seiner Lat. Schulgrammatik (die mehr ist als Schulgrammatik) § 101 geschieht. — S. 261 vorl. Absatz ist zu lesen *Atlas* (st. *Altas*). — S. 267 Z. 2. v. u. steht: „coniunx — meist Gattin, s e l t e n Gattĕ Cic. Cael. 32, 78 und oft Dichter". Die angeführte Cicerostelle (cum s u o coninge ac fratre — gewiß mit Absicht gesagt) scheint in der Tat, abgesehen von Inschriften, die einzige klassische Prosastelle zu sein. — S. 315 Z. 3 v. u. ist zu schreiben *Cic.* Divin. usw. — S. 326 3a) steht, daß im klassischen Latein im Abl. Sing. i haben die Subst. auf ēs Gen. is, als Beispiel wird mit angeführt *nubi*. Der einzige Beleg scheint Lucr. 6, 145 zu sein, und da steht es in der Elision. Verf. hätte gleich hinzufügen sollen: d i c h t e r i s c h (wie in der Vorbemerkung zu § 70 steht und wie S. 330, 3 als Ausnahme anerkannt wird). S. 353 Z. 1 v. o. hätte als erstes Beispiel für Prosagebrauch nicht eine Stelle aus Terenz gebracht werden sollen, wenn auch die Sprache des Komikers vielfach der Prosa näher steht. — S. 399 unter *domi* steht ein falsches Zitat: Ter. Eun. 45, derselbe Fehler in der 1. Auflage; wohl versehentlich für das folgende Zitat 815, denn das ist = Eun. 4, 7, 45. — S. 401 unter *penus* wird Verg. Aen. 1, 703 (das Wort steht 704) als Beispiel für *penus* als femininum angeführt; an dieser Stelle ist aber aus *penum* das Geschlecht gar nicht zu erkennen; wohl aber sagt Servius z. d. St.: „sane dicimus et hic et haec et hoc penus, sed a masculino genere et feminino quarta est declinatio, a neutro tertia". — S. 413 Z. 6 v. o. hätte bei dem Zitat Cic. Divin. hinzugefügt werden sollen: Cic. als Dichter. — S. 437 Z. 15 v. o. ist zu lesen *athleta*. — S. 463 2. Abs. fehlt bei dem Zitat Ter. 411: *Ad.* — S. 468 b) steht zweimal *appelant.* — S. 473 ff. wären der Vollständigkeit halber folgende Abundantia hinzuzufügen: *acinus — um*, *antidotum — us*, *alabaster — um*, *caduceus — um*, *capulus — um*, *carrus — um*, *chirographus — um*, *commentarius — um*, *crystallus — um*, *dorsum — us* (s. S. 485), *medimnus — um*, *peplus — um*, *qualus — um*. — S. 482 unter *gener*: zu schreiben *Abl.* (st. Acc.). — S. 503 ff. sind in das Verzeichnis der Pluralia tantum noch aufzunehmen: *aestiva* (nachher steht *hiberna*) und *stativa*, *annales*, *balneae*, *cani*, *decimae*, *donaria*, *minutiae*, *pascua*, *scapulae*, *transtra*. — S. 520 a) Unter die Monoptota gehört genau genommen auch *frugi*, das Prisc. 11, 6, 24 homo frugi — „hoc est utilitati" — für einen Dativ hält. Verf. bringt es S. 547 als Adjektivum; als solches wird es ja allerdings regelmäßig gebraucht. — S. 520 2 a) fehlt unter den Verbalia auf *us*, die fast nur im Abl. Sing.

Digitized by Google

erscheinen: *affatu*. — S. 570 Z. 8 v. o. zu lesen *verberabilissimus* (st. *verberaliss.*). — S. 630 Anm. 3 a bringt eine Erklärung der Entstehung der lateinischen Zahlzeichen (z. T. Übernahme einzelner Zeichen des chalcidensischen Alphabets). Einfacher und natürlicher erscheint die Erklärung, die Goßrau Lat. Sprachlehre[2] § 127 gibt (ähnlich Schultz, Lat. Sprachl.). — S. 639 unter *sescenti* muß das Zitat aus Terenz heißen Phorm. 668 (st. 688). — S. 645 unter *singulus* muß das letzte Zitat aus Gellius heißen 19, 8, 5 (st. 9, 5). — S. 831 Abs. „Über das persönliche misereo“ usw. steht die Stelle der Syntax, auf die voraus verwiesen wird, S. 86, 7 (nicht 9). — S. 833—898 folgt ein schon von Kühner sorgfältig ausgearbeitetes, hier noch ergänztes Alphabetisches Verbalverzeichnis, dem sich bis S. 921 ein ebensolches Verzeichnis der Deponentia mit aktiven Nebenformen, der Aktiva, welche deponentiale Bedeutung annehmen, der Deponentia mit passiver Bedeutung und der deponentialen Passiva anschließt. Die Stellenbelege sind überaus zahlreich. Es werden alle eigentümlichen Verbalformen der klassischen wie vor- und nachklassischen Zeit gebracht, z. B. *habessit* u. ä., Formen, die Verf. nicht von dem Stammwort unmittelbar ableitet, sondern die er als eine Präsensstammbildung mit dem Bildungselemente -ssĕre annimmt (S. 791 a. E.). Sind die Formen schon früher besprochen, so bleiben sie ohne besondere Belege. So stehen z. B. bei *coepio* nur die Stammformen, weil das Wort S. 826 f. schon behandelt ist. — S. 845 unter *cumbo* kann die Bemerkung: „So nur die Komposita *ac-*, *con-*, *discumbo*“ Zweifel wecken; denn es gehen so auch die übrigen Komposita *dec. inc. occ. proc. rec. succ.* — S. 856 *futuo* hat ein Supinum; *fututus*, *defututus*, *off.*, *diff.*, auch *fututio* findet sich bei Catull. — S. 861 unter *lavis* Z. 9 steht die Stelle aus Lucrez 5. 950, nicht 959. — S. 868 unter *nico* ist zu lesen Pl. Truc. 2, 7, 63 st. 1, 63. — S. 906 st. *Fovillor* — *fovillare* ist zu lesen *foc.* — S. 913 Z. 3 v. o. steht das Zitat des Plin. 2, 9 (6). 45. — S. 918 unter *sortior*: als Beleg für das passivische *sortitus* bei Cicero ließ sich wohl eine andere als die verderbte Stelle ad Att. 4, 16, 6 finden. — Unter S. 942 3. („uneigentliche Interjektionen“) hätten auch *cedo*, *cette*, *sis*, *sultis*, *sodes* stehen sollen, die zwar, was das Lautliche betrifft, an andern Stellen schon erwähnt sind, aber hier der Vollständigkeit halber nicht fehlen durften. — S. 943 Die Bedeutung von *bat* wird durch die aus Charisius gegebene Erklärung nicht verständlich; besser hätte hier eine Stelle gestanden, wo es vorkommt, z. B. Pl. Pseud. 1, 3, 6 (235). — S. 958 6 a) ist zu lesen *pastillicare* (*pastillus*) st. *pastilicare* (*-um*). — S. 983. Bei den Femininen auf *-trix* hätte gleich auf den im ganzen seltenen Gebrauch aufmerksam gemacht werden sollen; *imperatrix* steht bei Ambrosius; an der einen Stelle bei Cicero (Cael. 67) ist es bitteres Scherzwort (= Feldherr im Unterrock). — S. 987 Z. 9 v. o. zu lesen *munusculum* (st. *man.*). — S. 992 Z. 2 v. u. *blandus* (st. *blancus*). — S. 1011 Z. 3 v. u. *cancellatim* (st. *cancel.*). — Die Verzeichnisse der Wurzelsubstantiva und der abgeleiteten Substantiva, der Wurzeladjektiva und der abgeleiteten Adjektiva (S. 960—1003) bringen eine überaus reich-

Digitized by Google

haltige Sammlung von Wörtern, bei denen die verschiedenartigen Bildungen durch eine Menge von Beispielen erläutert werden, wie denn überhaupt der ganze Abschnitt „Wortbildungslehre“ eingehend behandelt ist.

Der eigentlichen Grammatik, die mit diesem Kapitel abschließt, sind noch vier Anhänge beigegeben, Gegenstände betreffend, die man an gesonderter Stelle zu suchen gewohnt ist: 1. Römische Geldrechnung. 2. Bezeichnung der Bruchzahlen (bei der jedoch die Bezeichnung *duae partes* = $^2/_3$, *novem partes* = $^9/_{10}$ usw. fehlt). 3. Römischer Kalender. 4. Verzeichnis der bei den Alten vorkommenden Abkürzungen. Zwei Register, ein Sachverzeichnis (S. 1046—1063) und ein Laut- und Wortverzeichnis (S. 1064—1127) beschließen das reichhaltige Werk und erleichtern durch ihre Vollständigkeit seine Benutzung.

Wir glauben, daß die Kühnersche Grammatik, soweit sie hier in ihrer neuen Gestalt vorliegt, wieder den Platz unter den wissenschaftlichen Handbüchern einnehmen wird, der ihr bei ihrem ersten Erscheinen eingeräumt wurde; denn das Werk hat eine Bearbeitung erfahren, die in umfassender Weise die gesicherten Ergebnisse der Sprachwissenschaft verwertet, ohne sich selbst auf tastende Vermutungen einzulassen. Holzweißig hat dem Werke eine solche Gestalt gegeben, daß es wiederum ein Repertorium des gesamten Formenschatzes der lateinischen Sprache ist mit dem Nachweise des Ursprungs aller Erscheinungen. Was die äußere Ausstattung des Werkes betrifft, so entspricht sie in typographischer Hinsicht den Erwartungen, die man an die altbewährte Verlagshandlung zu stellen gewohnt ist. Wenn wir oben einige — übrigens durchweg unwesentliche — Ausstellungen machten, so kommen diese im Verhältnis zu dem Umfange des Buches und vollends zu seinem reichen und gediegenen Inhalte nicht in Betracht.

Hanau. O. Wackermann.

---

1) Goetz, M. Terenti Varronis rerum rusticarum libri tres. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXII. XVI u. 162 S. 8. 2 ℳ.

Die zweite Auflage der kleineren Ausgabe von Varros libri rerum rusticarum von H. Keil ist von Goetz besorgt. Aus der größeren hat er die Verbesserungen, die Keil dort schon vorgenommen hatte, jetzt in die kleinere herübergenommen. Bei der Begründung des Textes ist er oft von Keil abgewichen; er hat sich enger an die Überlieferung angeschlossen, eigene Konjekturen aber dabei fast ganz gemieden. Trotzdem ist die Ausgabe noch ganz das Werk Keils. Damit dies auch schon äußerlich zum Ausdruck komme, hat G. die Vorrede Keils wörtlich abdrucken lassen. Die Nachträge von G. aus der neueren Literatur und Änderungen im Text finden sich S. X—XVI zusammengestellt; namentlich sind wichtige kritische Beiträge von Leo, Reitzenstein, v. Wilamowitz, Norden u. a. verwertet.

Digitized by Google

I 2, 20 ist wohl mit den Handschriften nec nullae zu lesen. Über den volkstümlichen Gebrauch zweier Negationen, die sich nicht aufheben, handelt Keil zu I 2, 23; er findet sich bei Varro ziemlich häufig. Trotzdem hatte Keil I 2, 20 das nec getilgt. Goetz schreibt mit leichterer Änderung nec ullae; aber warum soll nec nullae nicht beibehalten werden? Keil hielt I 2, 20; III 2, 16; 10, 2 diese doppelte Negation nicht für zulässig; warum gerade hier nicht? An den letzten beiden Stellen folgt G. Keil. — I 2, 4 liest G. dicendum utique Italiam magis etiam fuisse opportunam ad colendum statt dicendum ibique Italiam, magis eam fuisse opp. ad col.; utique und etiam sind gute Konjekturen von Leo. — I 2, 5 em ibi tu K.; G. wieder mit Leo em ubi tu; und so oftmals.

Sehr dankenswert ist es, daß zu den Zitaten Varros die Stellen, aus denen sie stammen, angegeben sind; so zu I 2, 5 (Pacuvius 13 R.): 7 (Homer Il. 3, 184); an letzterer Stelle schaltet er mit Leo gut tritico zwischen aut und Argos ein. Auch spätere Verbesserungen von Keil selbst nimmt er auf, wie I 2, 8 in colendo. Kein Name findet sich in der adnotatio critica so häufig, wie der Keils.

Die treffliche Ausgabe hat in der neuen Bearbeitung von Goetz noch gewonnen.

2) Hosius, Sex. Propertii elegiarum libri IV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXI. XV u. 190 S. 8. 1,60 *M*.

Die neue Properzausgabe entspricht einem dringenden Bedürfnisse. Wer sich in den letzten Jahren mit diesem Dichter beschäftigen wollte, mußte die Oxforder Ausgabe von Phillimore vom Jahre 1901 benutzen. Hosius, der längst als ein hervorragender Kenner des Properz bekannt ist, namentlich durch einen Aufsatz über die geringeren Handschriften des Dichters im Rh. M. 46 (1891, nicht 1881, wie Phillimore in der praefatio seiner Ausgabe angibt), bietet in seiner kritischen Textausgabe, ähnlich wie der englische Herausgeber, vor allem eine zuverlässige Wiedergabe des cod. N., dem die geringeren Handschriften, darunter der von Postgate entdeckte cod. L. aus dem Jahre 1421, zur Seite stehen. Er nennt N., dessen große Ausgabe von Birt vom Jahre 1911 er noch nicht gekannt hat, optimum, non unicum testem memoriae Propertianae. Mit Recht hebt er das Verdienst von Baehrens um die Textkritik des Properz, das von Postgate, Housman und Phillimore heftig bestritten wurde, gebührend hervor. Aber während Baehrens den cod. N. dem 15. Jahrhundert zuschrieb, setzt ihn Hosius mit Keil, Plessis, Heinemann, Phillimore u. a. ins 12. Jahrhundert. Diesem oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts rechnet ihn auch Ullman, ein gründlicher Kenner lateinischer Inschriften, zu. Den wertvollen Aufsatz dieses amerikanischen Gelehrten über die geringeren Mss. des Properz in Class. Phil. 1911, 282 ff. hat Hosius leider nicht mehr verwerten können. Er würde dann wohl sein Urteil, das im allgemeinen mit dem Phillimores übereinstimmt, daß der cod. N. der einzige sei, der vor der Zeit der Humanisten und ihrer willkürlichen

Digitized by Google

Konjekturen liegt, etwas modifiziert haben. Nach Ullman gehört der cod. A, der leider nur bis II 1, 63 reicht, nicht dem 14. Jahrhundert an, sondern der Mitte des 13.; schon Phillimore hatte ihn für die einzige ältere Handschrift unter den geringeren gehalten. Er wird durch den cod. F, der aus A abstammt, ergänzt; somit ist auch F, den Hosius 1908 in Florenz verglichen hat, für die Kritik von besonderer Bedeutung. Ullman geht so weit, zu behaupten, daß alle unsere Properzhandschriften von N und A abstammen; A sei jene Handschrift des Petrarca, aus der alle die späteren codd. abgeschrieben wurden. Ähnlich urteilt Hosius S. X selbst und vor ihm bereits Phillimore und Baehrens. Völlig übereinstimmen Hosius und Ullman über die Wertlosigkeit der neu aufgefundenen Properzhandschriften, von denen ihre Entdecker, wie dies zu geschehen pflegt, sich ganz besonders viel versprechen. Es handelt sich um die Lausitzer Handschrift, über deren Vorkämpfer Birt sich Hosius sehr scharf ausspricht, und die Handschriften von Richmond (Journal of Phil. 1910); jedenfalls berücksichtigt sie Hosius nicht, und wohl nicht nur deshalb nicht, weil er sie zu spät kennen gelernt habe (de codicibus Richmondi sero cognitis mihi iudicium nondum constat, S. VIII).

Aus dem Meer der Properzkonjekturen, von dem Hosius mit Recht spricht, hat er eine gute Auswahl getroffen; nur zu viel Housman, von dem Phillimore schon mit Recht sagte, daß er den Properz umgedichtet habe. Hosius zählt 7300 Konjekturen auf 4010 Verse des Properz, 18 Ausgaben des Dichters und 250 Abhandlungen, ca. 1000 Umstellungen, 85mal Annahme einer Lücke, gegen 450 getilgte Verse, sehr interessante und lehrreiche Zahlen. Die Konjekturen zu IV 4, 55 zählt er Scherzes halber in einer Anmerkung auf; allein zu IV 11 gibt es etwa 360. Bei dieser Hochflut von Vermutungen und Verbesserungen hieße es Wasser ins Meer gießen, sagt er, wollte man noch neue hinzufügen. So ist sein Text denn durchaus konservativ, auf N begründet. Bisweilen schlägt er eine Konjektur in der adnotatio critica vor, aber er nimmt sie mißtrauisch nicht in den Text auf; so I 18, 27 ieiuni montes; I 17, 3 Cassiope est laeto. Willkommen ist die Zusammenstellung der Verse, in denen sich in den carm. epigraph. Anklänge an Properz finden, S. XIII. Ein reicher metrischer und grammatischer Index nach Art des von Vollmer in seiner Horazausgabe schließt das Werk ab. Vielleicht hätte noch ein index orthograph. hinzugefügt werden können; es findet sich manche Spur alter Orthographie, so Xersis II 1, 22; Pthii II 13, 38 (N pythii); II 34, 41 und III 17, 39 coturno, wie Phillimore richtig schreibt (wie hat N?); vielleicht auch millia I 12, 3. Von Eigennamen sind zu beachten Bellorophontei III 3, 2, Perithoum II 6, 18, Clytaemestra III 19, 19; IV 7, 57 (im Index Belleroph.; Pirith.; Phthii) und vor allem Philitas. v. Wilamowitz bemerkt in seinem Aufsatz 'Mimnermus und Properz' mit Recht, daß sich bisweilen in den Handschriften römischer Dichter griechische Eigennamen besonders rein erhalten haben. So finden wir hier II 34, 31; III 1, 1 Philitas; III 3, 52 Philitaea; und auch philippeis IV 6, 3

Digitized by Google

weist auf Philitaeis hin (vgl. Crönert Herm. 1902, 221). IV 11, 30 steht in N richtig locuntur.

Zum Schluß mögen einige Stellen besprochen werden. I 7, 16 liest er quo nolim nostros te violasse deos: quo findet sich schon in einer Hdschr., te violasse bei den Itali. — I 9, 12 ist das überlieferte lēvia beizubehalten; levia carmina sind elegische Gedichte, wie hirsutus vom epischen Dichter Ennius gebraucht wird IV 1, 61. Ähnlich bezeichnen mollis und durus den Gegensatz zwischen elegischer und epischer Poesie. — I 12, 9 liest Hosius mit N und Phillimore non me deus obruit? Hier dürfte doch wohl die vulgata nunc me deus obruit den Vorzug verdienen; nunc, das in Abkürzung leicht mit non verwechselt werden konnte, steht gut im Gegensatz zu olim V. 7. — I 14, 5 liest er mit Lachmann unde; aber das überlieferte omne ist beizuhalten. — Warum wird II 11, 6 nicht mit N_2 haec gelesen? Im index grammat. bringt er es mit einem fortasse; haec cinis ist des Wohllauts wegen vorzuziehen. — II 13, 25 liest er gut mit den mss. sat mea sit magnā; s. im index prosod. S. 184. — III 7, 22 ließe sich wohl das in N überlieferte qua mit der Erklärung von Vahlen halten; ebenso V. 42 soli. V. 29 liest er nach N ite, rates curvae, et leti texite causas, wo weniger der Hiatus auffällig ist als die Verbindung causas texere. — III 9, 44 ist das überlieferte dure poeta beizubehalten und von Kallimachos zu verstehen; daß sich II 34, 44 derselbe Ausdruck findet, spricht sicher nicht gegen die Richtigkeit der Lesart. v. Wilamowitz (Minmermus und Properz) billigt die alte Konjektur Coe poeta unter Hinweis auf III 1,1 und IV 6, 3 und bezieht es auf Philitas. Hosius liest kühn mit einem nescio quis: clare Philita. — III 11, 24 ist das überlieferte nec auch ohne weitere Konjektur (mitti V. 23) zu halten, wenn man es gleich ne — quidem faßt. — V. 51 ist das handschriftliche vada viel bezeichnender als die Konjektur vaga. — III 18, 21 ist hoc (N) = huc; über dieses hoc vgl. AflL. 7, 332 ff.; Vollmer Stat. silv. I 1, 94. — III 24, 4 nimmt er gut aus N das Fragezeichen hinter meis auf. — IV 3, 55 liest er nach N (Graucidos) mit Buecheler Craugidos. — IV 4, 32 ist das in DV überlieferte formosa dem famosa vorzuziehen; formosa oculis wird durch den Sinn und durch Tib. IV 13, 4 formosast oculis ulla puella meis empfohlen. — V. 47 potabitur stammt wohl von Ribbeck her. — IV 6, 75 ist potis (DV) mit Recht dem in N überlieferten positis vorgezogen. — V. 77 schreibt Hosius Sicambros, Phillimore Sycambros: was steht nun in N? — IV 11, 29 ist wohl mit den mss. per avita decora tropaei zu lesen. — V. 75 ist das Komma vor pater zu streichen; sonst würde sie ja den Gemahl mit pater anreden.

Die vortreffliche Ausgabe wird sich bald einbürgern.

3) A. Klotz, P. Papini Stati Silvae Krohni copiis usus iterum edidit. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXI. XCVI u. 220 S. 8. 2,40 ℳ.

Die neue Auflage der Silvae bringt im kritischen Apparat reichere Angaben über Konjekturen, nicht weil Kl. sie für besonders beachtens-

Digitized by Google

wert hält, sondern damit nicht bereits vorhandene und widerlegte immer wieder gemacht würden. Diese Begründung ist gewiß originell, aber nur zu sehr berechtigt. Kl. hat ferner hier und da kurze erklärende Bemerkungen eingeschaltet, so zu II 6, 95; 7, 8; 35; IV 8, 56; V 1, 213; 2, 60; 65; 3, 141; 5, 31 und oft, und endlich bringt er neu auf sechs Seiten eine Zusammenstellung aller Arbeiten über die Silvae, was sehr dankenswert ist. Die Ausgabe ist mit großer Sorgfalt angefertigt und wegen der neueren Beiträge zur Kritik und Erklärung der Silvae neben der vortrefflichen Ausgabe von Vollmer, auf der sie begründet ist, unentbehrlich. Vollmer war selbst später mehrfach von seinem Text abgewichen, so I 1, 25, wo er seine Konjektur discitur aufgegeben hat und der Überlieferung discit et folgt. Kl. ist noch konservativer in der Begründung des Textes als Vollmer; er hält z. B. I 1, 56 toto, während Vollmer ohne jede Bemerkung der vulgata tanto folgt. Gut schützt Kl. auch V. 103 das überlieferte Tarans durch ähnliche Formen wie Atlans Verg. A. 1, 741, elephans u. a., indem er zugleich auf Buecheler Lat. Decl. S. 5 verweist. — Zu I 2, 74 hatte Vollmer bemerkt, man erwarte statt quondam ein quando oder quoniam; Kl. behält das überlieferte quondam bei, zieht es aber nicht ungeschickt in die Parenthese: quondam tibi dulce. — I 2, 113 folgt Kl. der vulgata frontis honorem, das er dem überlieferten honores unter Hinweis auf II 1, 26 frontis honore vorzieht. Mit Recht hatte aber Vollmer hierzu bemerkt, daß hier frontis honor nicht das Haar sein könne; er änderte deshalb frontis in frondis. — I 2, 183 behält Kl. unter Annahme einer Ellipse des Verbums mit Helm und Postgate das überlieferte iugali bei, während Vollmer es in iugavi geändert hat; ferner V. 202 mit Sänger laboris. — Während noch Vollmer I 2, 252 ohne jede Bemerkung unter dem Text Philetas geschrieben hatte, nimmt Kl. unter Hinweis auf den bekannten Aufsatz von Crönert im Herm. 1902 S. 212 Philitas aus handschriftlichem philytes auf. Crönert gab als handschriftliche Lesart S. 221 noch philetes an. — Warum ist V. 276 nicht das überlieferte viriis beibehalten? — Nach I 4, 90 hat der Name Veleda in der Mitte ein kurzes e: captivaeque preces Veledae. Müllenhoff DA 4, 210 bemerkt zu Tac. Germ. I 8, daß Veleda die beste Schreibung des Namens nach der Überlieferung sei. Trotzdem findet man immer wieder Velaeda und hört Velēda aussprechen. — I 5, 10 ist mit den Hss. cyatos zu schreiben trotz κύαθος, wie coturnus trotz κόθορνος; so auch II 4, 9 mit den Hss. Phaetontia trotz Φαέθων. — I 5, 59 schreibt Kl. ohne jede Bemerkung dazu aedibus und ebenso Vollmer sedibus; was ist nun überliefert? — I 6, 82 werden die Worte Saturnalia principis und dominum von Vollmer durch die Interpunktion besser als Ausruf gekennzeichnet. — Richtig ist II 2, 37 wie I 4, 26 die Form Piplea nach den Handschriften eingesetzt, während Vollmer Pimplea schreibt; aber warum nicht auch V. 62 secuntur wie ecus in der Widmung des ersten Buches? — II 7, 54 ändert Kl. das überlieferte ac in at. Dies war nicht nötig, da atque öfter fast adversative Bedeutung hat, z. B. Cic. pro Arch. 7, 15; de off. III 25, 94; Hor.

Digitized by Google

epp. I 7, 2; ähnlich ac tamen für at tamen, so Cic. Verr. IV 24, 53 (dazu Madvig). — II 1, 230 ändert Kl. ille in illa und versteht darunter die Furie, die den Zerberus (dura fera) begleitet; aber wo findet sich sonst etwas Ähnliches? Wohl richtiger versteht Vollmer unter ille den Lethaeus ianitor, zu dem der Zerberus gehört. — IV 5, 9 interpungiert er mit Postgate nunc cuncta veris; frondibus annuis crinitur arbos, nunc volucrum etc. Dies halte ich für unrichtig, da so die Anaphora nunc-nunc zerstört wird.

Druckfehler sind in der sehr sorgfältigen Ausgabe selten; bemerkt habe ich II 3, 15 placida; 4, 34 amono.

4) Florilegium Latinum zusammengestellt von der philologischen Vereinigung des Königin Carola-Gymnasiums zu Leipzig. Heft III: Epik und Lyrik. Fabeln. 78 S. 1911. Heft IV: Rednerische Prosa und Inschriftliches. 64 S. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 8. Jedes Heft 0,60 ℳ.

Das 3. Heft bietet kleinere Abschnitte epischer und lyrischer Poesie und einige Fabeln. Zunächst kommen einzelne Stellen aus Lukrez, dann kleinere Gedichte des Catull. Auch hier sind natürlich die schönsten und lohnendsten von Brandt in seinen Eklogen vorweggenommen, so daß nur noch eine Nachlese möglich war. Doch finden sich noch einige lesenswerte Gedichte wie das schöne C. 7 quaeris, quot mihi basiationes, und das ergreifende C. 87 nulla potest mulier tantum se dicere amatam. Dasselbe gilt von Tibull, von dem nur ein volles Gedicht aufgenommen ist, das schwierige und schwülstige II 5. Um so mehr Lygdamus! Ziemlich reich ist die Auswahl aus Properz. Hier lesen wir unter anderen die köstliche Idylle I 3, an die sich bei Goethe mehrfach Anklänge finden; dann das Gedicht an Postumus, der seine Galla verlassen und in den Krieg gezogen ist (was soll hier V. 4 nec?) und die ähnliche Motive enthaltende Elegie Arethusa und Lycotas. Von Ovid sind einige Elegien der amores und Abschnitte aus den remedia amoris aufgenommen; ferner die Elegie Nux, sogar einige Priapea mit gefälligem Inhalt. Dann von Vergil einige Eklogen, eine Stelle aus den georgicis und drei Gedichte aus der appendix Vergiliana; ein Abschnitt aus der Elegie auf Maecenas und aus dem Aetna, dann ein paar Fabeln des Phaedrus schließen das Heft.

Alles ist geschickt ausgewählt. Wie hübsch liest sich die Abfertigung der Nörgler bei Phaedrus 4, 7. Ungern verzichtet man auf Ennius; hier hätte sich trotz Brandt noch manches Lesenswerte gefunden.

Das vierte Heft bringt rednerische Prosa und Inschriftliches. Hier sind zunächst einige Stellen von allgemeinem Interesse aus Ciceros rhetorischen Schriften zusammengestellt. Folgende Themata finden sich behandelt: zum Redner muß man geboren sein; die Bedeutung des Redners für den Staat; der Vortrag macht des Redners Glück; über Mnemotechnik; Vortrag und Gesten des Redners (aus Cicero de oratore, orator und Brutus, dem auctor ad Herennium, Valerius Maximus, Quintilian und Gellius); dann die Frage an plura eodem

Digitized by Google

tempore doceri prima aetas possit, eine auch heute viel erörterte pädagogische Streitfrage; ferner eine Kritik, die Tiro an einer Rede Catos übt; Reden aus Gellius, Livius und Justin. — Von Inschriftlichem wird ein Abschnitt aus der Rede des Kaisers Claudius über das ius honorum der Gallier geboten; auch einige Grabinschriften, zum Teil in metrischer Form.

Alles recht interessant und lesenswert, eine treffliche Auswahl! Aber für Schüler? Ich glaube, eher für Studenten.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

1) R. Freiherr v. Lichtenberg, Die ägäische Kultur (Wissenschaft und Bildung 83). Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 160 S. 8. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

Ob es schon jetzt an der Zeit ist, für ein größeres Publikum eine zusammenfassende Darstellung der ägäischen Kultur zu unternehmen, kann angesichts der Menge der noch nicht gelösten Probleme zunächst zweifelhaft erscheinen; andererseits aber muß man doch auch sagen, daß, wenn man damit warten wollte, bis auch nur über die wichtigsten Punkte Einigkeit erzielt oder bis z. B. das Rätsel der kretischen Schrift gelöst ist, im günstigsten Falle noch Jahrzehnte vergehen würden. Bei dem hohen allgemeinen Interesse aber, das diese Fragen bei allen Gebildeten gefunden haben — ein Interesse, das auch der Wissenschaft nicht selten wertvolle Beihilfe schafft —, ist es sicher wünschenswert, hin und wieder solche Zusammenstellungen zu versuchen, selbst auf die Gefahr hin, daß manches sich später ganz anders gestalten könnte. So wird das Publikum in den Stand gesetzt, die Berichte der Tageszeitungen über weitere Funde in einen vorläufigen größeren Zusammenhang einzuordnen. Zu verlangen ist nur, daß der Verfasser eines solchen Versuches bei allen noch strittigen Punkten darauf hinweise, daß es sich eben noch um Vermutungen handle, daß er nicht seine persönlichen Ansichten als sichere Forschungsergebnisse hinstelle, wenn sie von denen namhafter Forscher erheblich abweichen. Dieser Anforderung wird der sachkundige Verfasser der vorliegenden Schrift im wesentlichen gerecht; vielfach finden wir Äußerungen, wie ‚Freilich gibt es noch unendlich viele Fragen zu lösen, noch viel Licht in dunkle Stellen zu bringen‘ oder ‚aber gerade darüber herrscht unter den Gelehrten noch viel Streit‘, ‚Ich will aber gleich betonen, daß das Vermutungen sind . . . .‘, ‚Während freilich für viele andere (Fragen) es noch lange Zeit rastloser Arbeit benötigen wird, um sie ihrer Lösung näher zu bringen‘ usw. — Danach sind auch die nach den Forschungen von Hall, Fimmen und eigenen Untersuchungen hergestellten, sehr praktischen Zeittabellen zu beurteilen, ‚die es dem Leser ersparen, innerhalb der Abschnitte zu jedem einzelnen Punkte lange chronologische Erwägungen mit in den Kauf nehmen zu müssen‘. Hier und da hätte der Verf. vielleicht noch mehr Zurückhaltung üben können, aber man kann es ja schließlich verstehen, daß er nicht zu jeder Seite ein Fragezeichen setzen wollte; seine Leser sind durch die vielen Äuße-

Digitized by Google

rungen, wie sie oben angeführt sind, allmählich von selbst zu einer gewissen Skepsis erzogen. Ich denke hier besonders an die Mythenauffassung und an die Behandlung der Etruskerfrage, obschon ich in der letzteren persönlich geneigt bin, dem Verf. beizupflichten. Als Forschungsresultat bleibt vorläufig doch immer noch der alte Satz des Dionys von Halikarnaß bestehen: *οὐδενὶ ἄλλῳ ἔθνει ὁμόγλωσσον*. — Die Darstellung ist frisch und wird durch zahlreiche, gut ausgewählte Abbildungen unterstützt; so wird das Buch seinen Zweck gewiß erfüllen. — Zu den Ausführungen über die Verbindung der Philister mit Kreta mache ich auf den Vortrag aufmerksam, den G. F. Hill in der Sitzung der British Academy vom 20. März gehalten hat (s. Athenaeum 4405 S. 368), wo gezeigt ist, wie noch in der römischen Kaiserzeit die Münzen von Gaza deutlich auf diese Verbindung hinweisen. Zur Beziehung der Iberier zur ägäischen Kultur vergl. u. .. Berl. phil. Woch. 1911, Nr. 52 S. 1631 f. — S. 136 lies Rougé statt Rongé.

2) Wilhelm Süss, Aristophanes und die Nachwelt. (Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike gesammelt und herausgegeben von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski. Heft II/III). Leipzig 1911, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 226 S. gr. 8. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Als Wilhelm Süss in seiner eingehenden Besprechung von Curt Hilles Schrift ‚Die deutsche Komödie unter Einwirkung des Aristophanes' in der Berl. phil. Woch. 1908, Nr. 42 S. 1316 ff. eine Art von Programm aufstellte, in welcher Weise die Aufgabe, die Beurteilung des Aristophanes in verschiedenen Zeiten und seinen Einfluß auf die spätere Literatur darzustellen, gelöst werden könnte, da hatte man unwillkürlich den Eindruck, daß Süss selbst die geeignetste Persönlichkeit sein würde, die Ausführung dieser Arbeit in die Hand zu nehmen. Das ist nun erfeulicherweise in dem vorliegenden Buche geschehen, in dem der ungeheuer weitschichtige Stoff mit staunenswerter Sachkenntnis in fünf Abschnitten behandelt ist: I. Altertum; II. Renaissance und deutscher Humanismus; III. Frankreich im 16., 17. und 18. Jahrhundert; IV. Aufklärung und Sturm und Drang; V. Neuzeit; dazu kommt eine allgemein über die Ziele der Arbeit orientierende Einleitung, ferner etwas über 100 Anmerkungen wesentlich bibliographischer Art und ein Namenregister. — Der letzte Teil des Abschnittes V geht insofern etwas über den Rahmen des eigentlichen Themas hinaus, als hier ein höchst interessanter Versuch gemacht wird, im Anschluß an die Forschungsergebnisse neuerer Gelehrter, wie Poppelreuter, Zielinski, Körte, Bethe, ein Bild von der eigentlichen Wesensart der Aristophanischen Komödie zu liefern, und weiter, dem Zusammenhang des klassischen Lustspiels (Menander usw.) mit der altattischen Komödie nachzuspüren.

Das Hauptverdienst des Verf.s besteht darin, daß er die jeweilige Wertschätzung und die Nachahmungsversuche aus den jedesmal herrschenden literarischen Strömungen, besonders den ästhetischen Theorien, von Aristoteles an bis über Hegel hinaus, verstehen lehrt. Das

Digitized by Google

Buch bringt gewissermaßen die Beweise für die in der erwähnten Rezension aufgestellten Thesen. Man wird anerkennen dürfen, daß diese Beweisführung in allen wichtigen Punkten vollkommen gelungen ist. Da jene Rezension den meisten Lesern leicht zugänglich sein wird, so dürfte es sich erübrigen, hier noch einmal eine genauere Skizzierung vom Inhalte des Werkes zu geben. Wir wollen nur auf einige Punkte hinweisen, die von besonderem Interesse erscheinen. Wer sich für das ‚Sokratesproblem' interessiert, findet hier das ganze Material vorgelegt und kritisch beleuchtet, wie es bisher noch nirgends geschehen ist, natürlich nicht an einem Orte, sondern der Anordnung des Werkes entsprechend, an vielen Stellen. Leider gibt der ohnehin recht knappe Index darüber keine Auskunft, und im Grunde würde das auch nicht viel nützen, denn wer einen klaren Einblick in den Gegenstand gewinnen will, muß doch so ziemlich das Ganze durchstudieren. Von hohem Interesse ist es auch, wie hier gezeigt wird, daß und warum in verschiedenen Zeiten gerade der Plutos sich einer für uns zunächst unbegreiflichen Wertschätzung erfreute (s. u. a. S. 17, 23, 38, 53), dagegen den Romantikern und den Hegelianern platt und alltäglich erschien (S. 139). — Wahre Kabinettstücke feiner Charakteristik bieten die Abschnitte über Nicodemus Frischlin (S. 42 ff.) sowie die über die beiden Tanaquil Faber und die Madame Dacier (S. 83 ff.). Freunde des Racine werden mit Interesse lesen, was hier über die Plaideurs S. 80 gesagt ist; Theologen mache ich auf die Bemerkung S. 84 aufmerksam, daß Tanaquil Faber d. ä. im Kommentar zu Vers 105 der Ekklesiazusen ‚wohl als erster' auf die Tatsache hinwies, daß der *ἐπιούσιος ἄρτος* im Vaterunser nicht das ‚tägliche Brot', sondern das ‚Brot für morgen' ist. Dankenswert sind endlich die eingehenden Inhaltsangaben von Stücken, die sonst sehr schwer zugänglich sind, wie der ‚Néphélococygie' des Pierre Le Loyer (1578) S. 62 ff. und der drei merkwürdigen griechischen Komödien von Julius Richter S. 164 ff. — Von hohem Interesse ist schließlich das Urteil des Verfassers über Droysens Übersetzung S. 121 f., wo die Frage aufgeworfen wird, ob man nicht überhaupt für einzelne Partien von einer metrischen Übersetzung absehen müsse.

Daß die Untersuchung im wesentlichen auf das klassische Altertum, Frankreich und Deutschland beschränkt geblieben ist (England wird nur ganz beiläufig auf wenigen Seiten berücksichtigt), wird man dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, da schon die behandelten Gebiete die Beherrschung eines fast unübersehbaren Stoffes erforderten. Daß dabei eine absolute Vollständigkeit nicht erreicht ist, weiß der Verf. selbst, daß ihm aber irgend ein wichtiges Moment entgangen wäre, dessen Berücksichtigung das gegebene Bild wesentlich verschoben hätte, wird man nicht behaupten können.

Das Buch ist in einem glänzenden Stile geschrieben, hier und da vielleicht zu glänzend, geradezu gesucht und darum nicht immer leicht zu verstehen. Ich würde das nicht erwähnen, wenn das Werk nicht

Digitized by Google

einer Sammlung angehörte, die sich nicht nur an das philologische Fachpublikum wendet.

3) Hermann Deckinger, Die Darstellung der persönlichen Motive bei Aischylos und Sophokles. Ein Beitrag zur Technik der griechischen Tragödie. Leipzig 1911, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). VII u. 167 S. 8. 4,50 *M*.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, inwieweit und mit welchen Mitteln Aischylos und Sophokles dem Zuhörer die Motive der handelnden Personen verständlich machen. Euripides ist vorläufig ausgeschlossen; hoffentlich dehnt D. später einmal seine Untersuchungen auch auf ihn aus. — In der Einleitung unterscheidet der Verf. zunächst innere und äußere Motivierung; die erste hat die Gründe für den Inhalt des Handelns zu geben, die zweite die Gründe für das Auf- und Abtreten der Personen, also für die äußere Form ihrer Beteiligung an der Handlung; ferner unterscheidet er zwischen direkter und indirekter Motivierung, je nachdem die handelnde Person ihre Motive selbst ausspricht, oder ob andere das tun; schließlich analytische und synthetische Motivierung, je nachdem vom Entschlusse ausgegangen wird und in analytischer Darstellung die einzelnen Motive, die zu einem Zustandekommen mitgewirkt haben, vorgetragen werden, oder ob die Person auf dem Wege über die einzelnen Motive zum Entschluß gelangt. — Darauf werden die Stücke des Aischylos der Reihe nach untersucht, und es wird alsdann ein zusammenfassender Überblick über diesen Punkt der Äschyleischen Technik gegeben; in derselben Weise wird Sophokles behandelt und schließlich eine Vergleichung der Technik beider Dichter vorgenommen.

Die gründlich, umsichtig und mit selbständigem Urteil angestellte Untersuchung führt zu einer Reihe von interessanten Ergebnissen, von denen selbst die, welche für aufmerksame Leser der Stücke nicht neu sein sollten, doch, in diesen größeren Zusammenhang gerückt, ein neues Licht erhalten. Besonders verdienstlich ist die sorgfältige Verwertung der Motivangaben der Scholien, die hauptsächlich für einige Stücke des Sophokles von Bedeutung sind. — Auch sonst wirft die Arbeit manches Beachtenswerte ab, so nicht selten für die allgemeinere Beurteilung einzelner Stellen, für die Echtheitsfrage des Prometheus (S. 25), des Schlusses der Septem (S. 62), für die Chronologie der Stücke des Aischylos (u. a. S. 45), für die Charakteristik einzelner Personen, z. B. des Orest und der Klytaimestra in den Choephoren (S. 36). Daß der Verf. die Verse der Antigone 904 ff. dem Sophokles abspricht, wundert mich, da er sonst das rhetorische Element bei dem Dichter so richtig einschätzt; für die Echtheit hat sich u. a. auch Diels sehr energisch ausgesprochen. — S. 136 Z. 14 steht versehentlich Odysseus statt Aias, S. 141 Z. 8 Ödipus Koloneios statt Oid. Tyrannos.

Berlin. Franz Harder.

Digitized by Google

1) E. von Hoffmeister, Durch Armenien, eine Wanderung, und der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meer, eine militär-geographische Studie. VIII u. 252 Seiten mit 5 Vollbildern, 96 Abbildungen und 2 Kartenskizzen im Text sowie 2 Kartenbeilagen. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Tenbner. geb. 8 ℳ.

Seit seiner Chinafahrt 1900/01 hat den Generalleutnant z. D. von Hoffmeister die Wanderlust ergriffen und fast alljährlich mit großen Reisen in den Orient geführt. Die Ergebnisse der ersten Fahrten veröffentlichte er zunächst als einzelne Aufsätze in der „Deutschen Rundschau" und dann zusammengefaßt und erweitert in Buchform unter dem Titel „Aus Ost und Süd". Wanderungen und Stimmungen (Heidelberg 1907).

Weiter angelegt als alle vorhergehenden war die Reise, welche ihn vom Februar bis in den Mai 1908 aus der ägyptischen Oase Fayûm über Kairo—Damaskus durch Vorderasien nach Bagdad brachte, von wo er den Rückweg durch Mesopotamien und Kleinasien nach Konstantinopel nehmen mußte[1]).

Die letzte Wanderung galt endlich Armenien; sie schildert er in dem 1. Teile des mir zur Besprechung vorliegenden Buches. Daran schließt sich eine militär-geographische Studie: „Der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meer."

Mit offenem Auge für die großartige Landschaft und offenem Sinn für die Eigenart der Kulturzustände schildert er Armenien, das er von Südrußland her über Poti—Tiflis—Kars betritt. Nur natürlich ist es bei einem hohen Militär, daß ihn berühmte Schlachtfelder, die auf seinem Wege liegen, locken; ihrem Besuche verdanken wir die militärische Studie über die Schlachten um die Festung Kars im Jahre 1878 und den Rückzug des Marschalls Mukhtar Pascha auf Erzerum zu. Aber auch die Stätten der Andacht haben es ihm angetan, wie die Ruinen des armenischen Ani, der Stadt der „tausend Kirchen", und das griechische Höhlenkloster Sumela, die er auf dem weiteren Wege von Kars über Erzerum und Dschewizlik nach Trapezunt und Kerasunt aufgesucht hat.

Auf diesem letzten Abschnitte der Reise, von Köpriköi an, glaubt der Verfasser so ziemlich auf den Spuren der Zehntausend Griechen zu wandern, — außer auf der Strecke von Erzerum bis Baiburt, wo diese, um die höheren und beschwerlicheren westlichen Pässe des Kop Dagh und Dschedschen Dagh zu umgehen, den Weg nordwärts nach dem Tale des Harpasos (Chorok Su) einschlungen und von Ispir, wo das im Winter nicht überschreitbare Pontische Gebirge nördlich vorliegt, das Harpasostal aufwärts sich nach Gymnias (Baiburt) wandten, während Herr v. H. dem erheblich näheren alten Karawanenwege weiter über den 2400 m hohen Kop Dagh folgte.

[1]) Kairo-Bagdad-Konstantinopel. Wanderungen und Stimmungen von E. von Hoffmeister, Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. Geb. 8 ℳ. Mit 11 Vollbildern und 157 Abbildungen im Texte sowie 1 Kartenbeilage.

Digitized by Google

Schon auf der 1908 unternommenen Reise hatte v. H. große Strecken des Zuges der Zehntausend sowohl auf dem Hinwege, von Der es Sor bis Bagdad, wie auf dem Rückwege, von Bagdad bis Dschesire ibn Omar (Bezabde) kennen gelernt; nur das Land zwischen Dschesire und Köpriköi hat er noch nicht bereist. Die Kurdischen Berge in der von ihm für die Xenophonforschung beabsichtigten Richtung Dschesire—Bitlis—Erzerum zu überschreiten war ihm Mitte April 1908 der Schneeverhältnisse wegen nicht möglich gewesen.

Der Leser wird nun gern geneigt sein, für die letzte, durch den General selbst größtenteils begangenen Wegstrecke von Köpriköi an bis Trapezunt ihm als kundigem Führer sich anzuvertrauen, um so mehr, als sie der bisherigen Annahme entspricht und für den Winterübergang über die Pontischen Randgebirge kaum ein anderer Weg für ein so starkes Heer zu finden ist. Nicht ganz so sicher wird es ihm dagegen erscheinen, wenn v. H. für die vorangehende Strecke, ohne sich auf Autopsie stützen zu können, annimmt, die Zehntausend hätten vom Tale des Teleboas (Kara Su) bei Musch an in weiter Nordostausbiegung durch das Tal des oberen östlichen Euphratquellflusses (Murad Su) über Lîz, Melazgerd, Tutakha den Anschluß an die uralte Karawanenstraße Karakilissa—Köpriköi—Erzerum—Trapezunt erreicht; denn zwischen Musch und der Pasinebene, dem End- bzw. Anfangspunkte der im ganzen gesicherten Strecke des Zuges, haben wir für den Übergang über das dazwischen liegende Hochplateau von Zentral-Armenien in Xenophons hier etwas unbestimmtem Bericht kaum einen genügenden Anhaltspunkt; die „warme Quelle" (Anab. IV, 5, 15 ff.) kann als solcher nicht gelten, darin muß man v. H. (S. 237) recht geben. — Zwei anderen Forschern gegenüber, die hier insofern etwas im Vorteil zu sein scheinen, als sie ihre weiter westlich angenommenen Routen größtenteils selbst bereist haben, kann sich v. H. auf Anab. IV 5, 2 berufen, wo Xenophon sagt: „Von hier zogen sie drei Tage, fünfzehn Parasangen, ohne auf einen Ort zu stoßen, an den Euphrat, über den sie gingen und nur bis an den Nabel naß wurden, weil, wie es hieß, seine Quellen in der Nähe waren",[1]) und auch noch darauf, daß „bei seiner Annahme die Griechen seit ihrem Aufbruch aus dem Tal des Teleboas fast nur über flaches Land marschiert waren und, dem Euphrat nach seinen Quellen folgend, was sie ja wollten, hohe Gebirge umgangen hatten" (S. 240).

Um auch hier das letzte Wort zu sprechen, müßte freilich der Verfasser oder ein anderer ebenso kundiger Mann sämtliche in Vorschlag gebrachten Routen an Ort und Stelle auf ihre Wahrscheinlichkeit prüfen; aber wer kann sagen, ob auch dann nicht schließlich, bei der erwähnten Unbestimmtheit des Xenophontischen Berichtes, doch noch ein non liquet sich ergäbe?

---

[1]) Die gesperrt gedruckten Worte hat man als irrigen Schluß Xenophons betrachten wollen; der Wortlaut scheint mir aber gegen diese Ansicht zu sprechen. So leicht läßt sich diese der Annahme einer westlicheren Route unbequeme Stelle nicht beseitigen.

Digitized by Google

Jedenfalls wird aber der Lehrer des Griechischen und der Geschichte dem Verfasser dankbar sein, daß er in so manche Stelle eines vielgelesenen Autors Licht gebracht hat, und vor allem wird er wohltuend berührt werden durch die aufrichtige Bewunderung, die der General den strategischen und taktischen Leistungen des geborenen Feldherrn Xenophon zollt.

Könnte nicht der Verfasser den zweiten Teil seines Buches für unsere Jugend etwas umarbeiten, um das G. F. Hertzbergsche Werkchen zu ersetzen? Selbstverständlich müßte die Karte dann Bergzeichnung erhalten, und das Buch müßte mit Bildern ausgestattet werden, welche charakteristische Gegenden und Völkertypen dem Schüler vor Augen führten. Druck und Ausstattung sind gut, der Preis dem Gebotenen entsprechend.

2) Friedrich Koepp, Archäologie. 3 Bändchen: I. 109 S. mit 3 Abbildungen im Text und 8 Tafeln; II. 102 S. mit 10 Abbildungen im Text und 16 Tafeln; III. 131 S. mit 15 Abbildungen im Text und 16 Tafeln (Sammlung Göschen Nr. 538—540). Leipzig 1911, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, geb. je 0,80 ℳ.

F. Koepp versucht, in den mir zur Besprechung vorliegenden drei Bändchen etwas durchaus Neues zu geben. Im Unterschiede von den bekannten Büchern K. O. Müllers, B. Starks und K. Sittels, die den gesamten Stoff der Archäologie vor dem Leser ausbreiten, will er nur die Hauptaufgaben der Archäologie, „der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern des Altertums“, wie er sie in der Einleitung definiert, zur Darstellung bringen und an Beispielen veranschaulichen. Hätte der Raum es gestattet, so würde er am liebsten eine Art „Anthologie“ vorbildlicher archäologischer Arbeiten gegeben haben. Aber auch bei der durch den Umfang gebotenen Kürze hat er so oft als möglich die Darstellungen in den eigenen Worten der Autoren gegeben, wie die drei letzten Abschnitte zeigen, welche die Beschreibung, die Erklärung und die Zeitbestimmung der Denkmäler zum Gegenstande haben, während im ersten, die „Wiedergewinnung der Denkmäler“ behandelnden Abschnitte, diese Eigenart weniger hervortreten konnte.

Wenn auch das Buch in erster Linie für Studierende geschrieben ist und im wesentlichen Methodenlehre gibt, so bietet es doch dem Lehrer bequeme Auskunft über den augenblicklichen Stand der Forschung für eine Reihe von Denkmälern, die auch für die Schule wichtig sind. Als solche nenne ich z. B. das Heraion und den Zeustempel von Olympia, die Bauten auf den Hochburgen von Athen und Pergamon, die Gruppe der Tyrannenmörder, die Statue des Demosthenes, das Mosaikbild der Alexanderschlacht und das Schlachtbild des Alexandersarkophags von Sidon, das Proskenion der griechischen Theater. Die Musterarbeiten über diese und andere Probleme werden durch Pläne und Abbildungen hinreichend erläutert, soweit das kleine Format und, bei einigen Bildern, der zu dunkle Ton die Deutlichkeit nicht

Digitized by Google

beeinträchtigen. Von den Plänen ist der auf Tafel III des I. Bändchens nach H. Luckenbach gegebene „Plan des heiligen Bezirks von Delphi" von Hans Pomtow inzwischen durch den neuen, „nach den Ergebnissen von 1910" entworfenen Plan dieses ausgezeichneten Delphiforschers überholt worden. — Doch dem kann und wird der Verfasser jedenfalls in der neuen Auflage abhelfen, die ich dem sehr nützlichen Werkchen recht bald wünsche. Möchte es besonders unter den höheren Lehrern recht weite Verbreitung finden!

Berlin-Lichterfelde. Raimund Oehler.

---

1) Franz Cramer, Das römische Trier. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des römischen Rheinlandes. Mit 47 Abbildungen und einem Stadtplan. Gütersloh 1911, C. Bertelsmann (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von H. Hoffmann, 53. Heft). VIII u. 208 S. 2,40 *M*, geb. 3 *M*.

Franz Cramer hat zu der Gymnasial-Bibliothek schon das 46. Heft beigesteuert, das so lehrreiche „Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt" (von mir angezeigt in dieser Zeitschrift 1909 S. 538 ff.). Er hat sich jetzt, von dem Herausgeber der Bibliothek angeregt, entschlossen, die belebende Wirkung der römischen Kultur auf ein uns näher angehendes Land zu schildern, auf das Moselland. Dabei erwies sich der Stoff als so reichhaltig, daß es nicht möglich war, ihn innerhalb der herkömmlichen Grenzen dieser Hefte zu bewältigen, sollte anders er mit der wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt werden. Cramer hat deshalb die Darstellung in zwei Teile zerlegen müssen, von denen der erste, die damalige Geschichte der alten Kaiserstadt Trier, jetzt vorliegt, und auch er gehört zu den umfangreichsten Heften der Bibliothek. Das zweite zu erhoffende Buch — denn so muß man wohl eher sagen, als Heft — soll die Kultur der Umgegend unter römischem Einfluß besprechen, so daß also z. B. die bekannte Igeler Säule u. a. diesmal noch fehlt oder nur beiläufig berührt ist.

Cramer ist, wie das Titelblatt angibt, Mitglied der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, und zwar, wie das ganze Heft bezeugt, ein Mitglied, das mit dieser alten Geschichte auf das innigste vertraut ist. So ist ein Buch entstanden, an dem man seine reine Freude haben kann. Natürlich wird es in besonders hohem Grade anziehend sein für die Rheinländer, die vieles in der Darstellung Berührte mit eigenen Augen gesehen haben, aber es ist fesselnd und wichtig für jeden, der sich ein klares Bild machen will von geschichtlichen Zuständen, in denen sich die alte südliche Kulturwelt mit den jungen Völkern des Nordens berührt. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist hier in Trier, das ein Jahrhundert lang Sitz römischer Kaiser war, in dem die gallisch-römische Kultur ihre höchste Blüte entfaltete, besonders eifrig und erfolgreich gearbeitet; auch während der Arbeit an diesem Buch sind wichtige neue Funde ans Licht ge-

Digitized by Google

kommen (S. 49). Es ist aber Cramer zu danken, daß er sich dadurch nicht zu einem endlosen Warten auf einen etwaigen Abschluß der Entdeckungen hat bestimmen lassen; das Wichtigste liegt offenbar vor. Der Aufschwung dieser Forschungen in Trier läuft parallel der in dem Deutschen Reich so kräftig einsetzenden Beschäftigung mit dem Limes; die Ergebnisse sind vielleicht noch wichtiger, weil am Limes doch immerhin nur die Zustände der fernen Grenzstriche sich zeigen, während wir in Trier den eigentlichen Mittelpunkt der damaligen Kultur im gesicherten Hinterlande vor uns haben.

Der reiche Stoff ist in drei Abschnitte zerlegt: I. „Zur Geschichte von Stadt und Land", denn nur auf Grund dieser geschichtlichen Darstellung ist das folgende recht verständlich; II. „Wanderungen durch das römische Trier in der Gegenwart", der ausführlichste Teil des Buches, der besonders die Bauten und ihre Geschichte bis ins einzelste genau bespricht, in der Art, daß der Bericht über die allmählichen Veränderungen dieser Bauten zugleich immer weite kulturgeschichtliche Ausblicke auch in spätere Zeiten eröffnet; III. „Kulturbilder", in denen zunächst das glanzvolle Leben der mächtigen Kaiser und ihrer Umgebung geschildert wird, dann das damalige Bildungs- und Schulwesen, endlich die Entfaltung des Christentums an der Mosel und die vorhandenen christlichen Denkmäler. So werden alle Seiten der alten Kultur berührt. Das Ganze wird anschaulich durch gute Bilder und auch besonders durch höchst belehrende Grundrisse. Der Stadtplan, den der Titel erwähnt, zeigt übereinander gedruckt die Hauptstraßen des heutigen Trier und der römischen Stadtanlage, d. h. die mittelalterlich gewundenen Straßenzüge und die rechteckige und parallele römische Gründung.

Einzelnes herauszuheben ist kaum möglich. Cramer zeigt sich gleich vertraut mit der alten Literatur (besonders der Dichter Ausonius kommt viel zu Wort), mit den Schriften der Baukundigen, in denen die Ruinen bearbeitet und gedeutet sind, mit den Inschriften, den bildlichen Überresten der römischen Kunst, also besonders den Mosaiken, die zu Zeiten so zahlreich gefunden sind, daß man sie notgedrungen hat in der Erde liegen lassen müssen, den Skulpturen, den Gräbern und was sonst von Wichtigkeit ist. Mich hat am meisten die Baugeschichte angezogen. Bei manchen der großen Bauten ist ihr Zweck erst in recht später Zeit wieder erkannt, bei der Porta nigra in der Mitte des 19. Jahrhunderts, bei den Thermen sicher erst 1877, noch später bei dem Kaiserpalast. Hier war die Erkenntnis dadurch erschwert, daß ein Fenster des Palastes später, als die Erde ringsum durch Bauschutt aufgehöht war, zu einem Stadttor, der Porta alba, umgebildet war! Auch für die Erhaltung mancher dieser gewaltigen Schöpfungen ist ihre Geschichte entscheidend gewesen: man baute sie zu anderen Zwecken um; so die Porta nigra im 11. Jahrhundert zu einer Doppelkirche, d. h. einem Gebäude, das zwei Kirchen übereinander enthielt; ein Teil der Thermen-Trümmer war lange Zeit Sitz eines Adelsgeschlechtes, während umgekehrt der Dom entstanden

Digitized by Google

ist durch Umbau einer ursprünglich quadratischen Kaufhalle für Fleisch und andere Lebensmittel. Auch von dem Kaiserpalast, einer Ruine, die „ihresgleichen nicht hat nördlich wie südlich der Alpen", ist durch spätere Benutzung vieles gerettet.

Wir können von dem Buche nur scheiden mit Dank für das Gebotene und Hoffnung auf das Verheißene.

2) Heinrich Willemsen, Die Römerstädte in Südfrankreich. Streifzüge durch die Provincia Gallia Narbonensis. Mit 18 Bildern und einer Karte. Gütersloh 1911, C. Bertelsmann (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von H. Hoffmann, 54. Heft). 83 S. 1,60 M, geb. 210 M.

Das Heft ist, wie der Stoff ergibt, in mancher Beziehung der Darstellung Cramers verwandt. Auch hier haben wir eine tüchtige Arbeit, auf eigener Anschauung beruhend, durch mannigfache Studien gesichert. Man liest sie mit Vergnügen. Aber freilich erreicht sie doch nicht den Reiz des Cramerschen Buches. Bei Cramer ist es nur die eine Stadt, und in ihr werden wir allmählich heimisch; hier berühren wir eine ganze Anzahl von Städten, von den einzelnen ist oft nicht viel zu sagen, es wird eine hastige Wanderung, die wir machen. Cramer läßt uns doch viel tiefere geschichtliche Einblicke und weitere Ausblicke tun, als es hier möglich war. Ein besonders fesselndes Element in Cramers Darstellung ist die Geschichte der Entdeckung, das allmähliche Gewinnen der richtigen Deutung, hier erhalten wir im wesentlichen die Ergebnisse der Forschungen. Dort sind es, sozusagen, Erlebnisse, die wir mit dem Verfasser machen, hier ist es ein Wissen, das wir empfangen. Das soll kein Tadel sein für Willemsen, es liegt eben in der Natur der Sache. Denn im übrigen ist auch hier die Darstellung inhaltlich gediegen und in der Form fesselnd. Es fehlen auch keineswegs geschichtliche Ausblicke in die spätere Zeit. So werden die Stierkämpfe in der Arena von Arles erwähnt, die jährlichen Festvorstellungen der Comédie française im römischen Theater von Orange, die Bauten der römischen Päpste in Avignon mit der entschuldigenden Bemerkung: „Hier mag eine Abschweifung in die späteren Zeiten erlaubt sein", und manches andere. Der Verfasser hätte solche Abschweifungen weniger zu meiden brauchen. Am meisten fällt seine Scheu S. 54 ff. auf: er schildert höchst lebendig die Crau, das öde Steinfeld auf dem Wege von Arles nach Marseille, führt dabei auch die seltsamen Erklärungen des Altertums für die Entstehung dieser Wüstenlandschaft an, ohne anzudeuten, wie man heute die Sache ansieht.

Nach kurzer Einleitung über das Land folgt zuerst seine älteste Geschichte bis auf Cäsar, dann unter der Gesamtüberschrift „Die Kultur des Landes" eine Besprechung der wichtigsten Städte in der Reihenfolge von Norden nach Süden, wie ein Deutscher, der aus der Rheinebene kommt, sie durchzieht, entlang am Ufer der Rhone von Lugdunum und Vienna bis Massalia mit Abstechern zur Seite; dann wenden wir uns westlich nach Nemausus = Nîmes, wo der Verfasser

Digitized by Google

naturgemäß am längsten verweilt. Noch weiter westlich werden die Funde dürftig, so zunächst in Narbo, einst der Hauptstadt der Provinz mit blühendem Handel, der selbst Massalia überflügelte, dann aber in der Mitte des 2. Jahrhunderts durch einen Brand zerstört, wovon es sich nicht ganz wieder erholt hat. Von Römerbauten finden sich dort nur kümmerliche Reste, viele Säulen sind von den Arabern nach Cordova verschleppt. Endlich Tolosa, wo von monumentalen Bauten nichts erhalten ist, dafür viele Werke der Kleinkunst, auf die hier nicht weiter eingegangen wird. — Ein Schluß stellt noch einmal die wichtigsten allgemeinen Punkte zusammen: Der römische Geist offenbart sich in der Nützlichkeit der Bauten, der griechische in ihrer Formvollendung. Die Bevölkerung trägt auch heute noch durchaus griechischen Typus, mehr als in Süditalien oder Sizilien, mehr sogar als im heutigen Griechenland. In religiöser Beziehung hatte das Christentum besonders mit dem Kaiserkult zu tun, an dem man sehr hing, weil die Kaiser dem Lande Frieden und Gedeihen gebracht hatten. Usw.

Beigegeben ist eine Anzahl guter Abbildungen und eine Karte der Provincia Narbonensis, die freilich nur das Allernotwendigste verzeichnet. Man vermißt für die bedeutendsten Städte, ganz besonders für Marseille, einen genaueren Plan, wie ihn Cramer für Trier so schön darbietet.

Neustrelitz. Th. Becker.

Specimina codicum latinorum Vaticanorum. Collegerunt Franciscus Ehrle S. J. et Paulus Liebaert. (= Tabulae in usum scholarum editae sub cura Johannis Lietzmann 3) Bonnae: A. Marcus et E. Weber. Oxoniae: apud Parker et filium. Romae: Fridericus Pustet pontificius bibliopola. MCMXII. XXXVI S. Text und 50 Tafeln. fol.

Neben den allgemeinen Tafelwerken von Arndt-Tangl, Steffens und Ihm und der noch immer vielbenutzten Anleitung Wattenbachs zur Erlernung der lateinischen Paläographie gibt es auch spezielle Tafelwerke für das Studium eines enger umgrenzten Handschriftenkreises. So haben Thommen Schriftproben aus Baseler Handschriften des 14.—16. Jahrhunderts, Ficker und Winckelmann solche aus Straßburger Handschriften des 16., Schum solche aus Erfurter Handschriften des 9.—15., Clemen solche aus Briefen des 16. Jahrhunderts, Mentz Briefe und Aktenstücke der bedeutendsten Persönlichkeiten der Reformationszeit und Zangemeister und Wattenbach Handschriften in Majuskelschrift herausgegeben. Dazu kommen Werke über die sogenannten Nationalschriften. Ebenso gibt es paläographische Prachtwerke allgemeinen und speziellen Inhaltes. Neben die allgemeine Gesichtspunkte verfolgenden Monumenta palaeographica von Choust (München 1899 ff.) stellen sich die Monumenta palaeographica Vindobonensia (Denkmäler der Schreibkunst aus der Handschriftensammlung des Habsburg-Lothringischen Erzhauses seit 1910) und die Monumenta Poloniae palaeographica, Krakau seit 1907. Die Liste solcher

Digitized by Google

Arbeiten ließe sich leicht vermehren. Wenn demnach kein dringendes Bedürfnis nach einer neuen Sammlung vorlag, so kann doch die von Ehrle und Liebaert sauber und gut vorgelegte Einführung in das Studium Vatikanischer Handschriften mit Freude willkommen geheißen werden. Schon um des billigen Preises wegen. Denn sowohl die jetzt veraltete, auf Nachzeichnung beruhende Veröffentlichung von J. v. Pflugk-Harttung (Chartarum pontificum Romanorum specimina selecta, Stuttgart 1885—87) als auch das photographische Prachtwerk über die Regesten der Päpste seit Innozenz III. (Specimina palaeographica regestorum Romanorum pontificum ab Innocentio III ad Urbanum V, Rom 1888) sind sehr teuer. Dagegen ist das neueste Heft der von Lietzmann redigierten Tabulae in usum scholarum zu einem Preise erschienen, der, wie die praefatio rühmt, ab adulescentibus universis tirocinium in hisce studiis strenue ponentibus sine magno incommodo bezahlt werden kann.

Allerdings umfaßt das neue Werk, und das ist eine große Einseitigkeit, nur Buchschrift, aber keine Diplomschrift. Eine allgemeine Entwicklung der lateinischen Schrift kann also mit dieser Veröffentlichung nicht gelehrt werden. Dafür ist aber die Art der Veröffentlichung sowohl für das Selbststudium recht geschickt angelegt, als auch empfehlenswert für seminaristische Übungen an den Universitäten. Infolge der an den Rand der einzelnen Tafeln notierten Zeilennummern kann der Lehrer eine Einzelheit rasch finden lassen. Die beigegebenen literarischen Nachweise und Transskriptionen ermöglichen auch dem, der fern von einer größeren Bibliothek arbeiten muß, sich einzulesen. Mit Recht betonen die Herausgeber, es müsse nach geschickt ausgewählten Vorlagen das paläographische Studium non obiter et raptim sed plene ac certa via et ratione vorgenommen werden. Zu solchem löblichen Beginnen gewähren die von Ehrle und Liebaert veröffentlichten specimina codicum latinorum Vaticanorum eine brauchbare und nützliche Grundlage.

Leipzig-Connewitz. Eduard Heydenreich.

Neuere Memoirenliteratur für die Schule.

1. Aus einigen der besten französischen Memoirenwerke des 19. Jahrhunderts hat Prof. Gratacap eine für die oberste Stufe der höheren Schulen geeignete und empfehlenswerte Auswahl veröffentlicht: Les Mémoires du XIXe siècle (Leipzig 1912, Freytag. 182 S. 8. 1,70 M). Die gewählten Abschnitte beziehen sich auf politische und militärische Geschichte; sie sind interessant, charakteristisch, nicht zu kurz, beleben die Kenntnis wichtiger geschichtlicher Ereignisse, sind durch kurze Einleitungen und durch Anmerkungen in französischer Sprache sachkundig erklärt. Frau Rémusat gibt ein Porträt der physischen und moralischen Persönlichkeit Napoleons; Ségur schildert den Kampf bei Somo-Sierra; Marbot erzählt sein kühnes Reiterstück bei Eylau; einige Auszüge aus dem Mémorial von Las Cases lassen uns Napoleon von Rochefort nach Sankt Helena begleiten. Aus der Zeit der Restauration erzählt die Gräfin Boigne

Digitized by Google

den Einzug Ludwigs XVIII. in Paris, die Ermordung des Herzogs von Berry, den Tod Ludwigs und die Salbung Karls X. Der Kanzler Pasquier erklärt den Ausbruch der Julirevolution 1830; aus den Kriegen in Algier hören wir die Erstürmung von Zaatscha durch Marschall Canrobert. Guizot erzählt den Sturz seines Ministeriums und den Beginn der Februarrevolution 1848. General Barail führt uns zu einem Diner bei Napoleon III. und untersucht, wer die Verantwortung trägt für die Kriegserklärung 1870. Major Lamy berichtet über einen Zug in der Sahara 1891. — In den Anmerkungen findet sich eine veraltete Herleitung des Ausdruckes Chauvin.

2. Eine chronologisch geordnete Reihe von Bildern aus den Memoiren von Saint-Simon enthält das Buch: Mémoires du Duc de Saint-Simon, zusammengestellt von P. Fittig (Leipzig 1912, Freytag. 116 S. 8. 1,40 ℳ). Es ist empfehlenswert für Studierende, welche sich durch gut gewählte und erklärte Proben mit diesen Memoiren bekannt machen wollen. Für Schulen scheint es mir weniger empfehlenswert, weil, fürchte ich, die Schüler dem Inhalt nicht das richtige Interesse und Verständnis entgegenbringen werden.

3. Das Bändchen Mémorial de Sainte-Hélène, annoté par R. Sievers (Leipzig 1911, Freytag, 94 S. 8. 1 ℳ) bringt aus dem berühmten Mémorial von Las Cases Auszüge, welche uns das tägliche Leben des Kaisers in Longwood vor Augen führen, wo „au milieu des persécutions, Napoléon n'oppose que la sérénité, est plus grand, plus sacré, plus vénérable qu'il ne l'a été sur le trône". Die 28 Seiten Anmerkungen enthalten manche überflüssige Worterklärungen.

4. Von allen Memoiren sind ohne Zweifel diejenigen des Generals Marbot für die Schule am geeignetsten. Kein anderer zeigt uns so frisch, klar und anschaulich das Kriegsleben der napoleonischen Zeit und erzählt mit so dramatischer Lebendigkeit kühne Wagestücke, welche die Jugend besonders anziehen. Ich verzeichne deshalb hier die erschienenen Schulausgaben:

Marbot, Retraite de la Grande Armée et Bataille de Leipzig. Herausgegeben von A. Stange. Leipzig 1904, Renger. 87 S. 8. 1,10 ℳ.

Marbot, Gloire et Souvenirs d'un officier du Ier empire. Herausgegeben von K. Roeth. Glogau o. J., Flemming. 70 S. 8. 1,20 ℳ. (Enthält nur einige persönliche Wagestücke Marbots in Italien, bei Austerlitz, Eylau, Regensburg, Mölk.)

Marbot, Mémoires. Herausgegeben von G. Hanauer. Mit 5 Karten und 5 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1,40 ℳ. (Enthält den Feldzug von 1809.)

Marbot, Campagne de 1809. Herausgegeben von P. Steinbach. Mit 2 Plänen. Gotha 1903, Perthes. 127 S. 8. 1,50 ℳ.

Marbot, Mémoires. Herausgegeben von F. J. Wershoven. Trier 1908, Lintz. Bd. I: Sorèze, Gênes, Austerlitz, Iéna, Eylau, Tilsit. Mit 2 Abbildungen und 4 Karten. 92 S. 8. 1,10 ℳ. — Bd. II: Campagne de 1809, Bataille de Leipzig. Mit 3 Abbildungen und 3 Karten. 110 S. 8. 1,20 ℳ.

5. Schließlich sei aufmerksam gemacht auf das für französische Schulen herausgegebene Buch: Extraits de Mémoires historiques et militaires, par C. Guy. Paris 1899, Delagrave. 112 u. 252 S. 8. 2 ℳ. Es enthält Auszüge (leider meistens etwas zu kurz)

Digitized by Google

aus Memoiren und Geschichtswerken über die Zeit 1792—1897. Die ausführliche Einleitung ist eine Studie über die Entwicklung des französischen Heerwesens vom 14. Jahrhundert bis 1887.

Losheim (Bz. Trier). F. J. Wershoven.

Heinrich Spies, Das moderne England, Einführung in das Studium seiner Kultur, mit besonderem Hinblick auf einen Aufenthalt im Lande. Straßburg 1911, Trübner, XIV u. 352 S. 8. 4 *M*.

Das Lorenz Morsbach zugeeignete Buch will eine handliche Einführung in das moderne Kulturleben Englands bieten. Diesen Zweck kann es in bester Weise erfüllen. Die Angaben des Buches beruhen auf jahrelangen, persönlichen Beobachtungen und Informationen des Verf.s in England selbst und auf einer erstaunlich umfangreichen und eingehenden Benutzung von englischen und außerenglischen Bibliotheken, Zeitschriften, Realienbüchern und einzelnen Abhandlungen, die sich mit dem englischen Lande und seiner Kultur befassen. Aus der reichen Fülle des Inhalts möchte ich als besonders anregend und belehrend auf folgende Kapitel hinweisen: I. Das englische Volkstum und die einzelnen Gesellschaftsklassen; II. Die englische Sprache, ihre Bedeutung und Verbreitung; IV. England im Spiegel des Auslandes, mit dem Anhang: Deutschland und England in neuerer Zeit; VI. Verwaltung; VIII. Rechtswesen; IX. Landes- und Reichsverteidigung; XII. Erziehungs- und Unterrichtswesen; XVIII. Englische Bibliotheken und ihre Benutzung; XXI. Studienaufenthalt in England und XXII. Das Studium der Sprache. Spies hat die Themata seines Buches in knapper, aber doch klarer Form behandelt und wirft, wo es irgend angängig, einen kurzen historischen Blick auf die behandelten Zustände des modernen Englands. Bei diesem und jenem Kapitel des Buches, wie etwa bei den Kapiteln über ‚Die englische Kunst' (XIII) oder ‚Die englische Presse' (XIX), möchte man allerdings wohl wünschen, daß sich der Verf., da er ein gründlicher Kenner englischer Zustände ist, etwas ausführlicher geäußert hätte; vielleicht wird dieser Wunsch bei einer wahrscheinlich bald erfolgenden Neuauflage erfüllt werden. Zu allen Kapiteln hat der Verf. ‚Literaturnachweise' in großer Zahl hinzugefügt und durch ein ausführliches ‚Register' die Benutzung des Buches sehr erleichtert. So bildet das Buch von Spies eine erfreuliche Ergänzung zu dem an sich trefflichen und für jeden Englandfahrer fast unentbehrlichen ‚Great Britain' von Baedeker und kann jedem gebildeten Deutschen, der nach England hinüber geht, um die Sprache und Land und Leute drüben kennen zu lernen, sowohl zur Vorbereitung für die Reise wie auch zur Benutzung im Lande selbst aufs wärmste empfohlen werden. Nach meiner persönlichen Kenntnis von England erweist Spies sich bei allen Ratschlägen, die er in seinem Buche den Englandsbesuchern gibt, als ein Mann, der Land und Leute drüben genau beobachtet und — das englische Leben lieb gewonnen hat. Doch ist Spies keineswegs ein bloßer Englandsbewunderer. Wenn er

Digitized by Google

gelegentlich auf die starke Freiheitsliebe des Engländers neben seinem ausgesprochenen Nationalstolz hinweist, oder die vornehme Gastlichkeit des Engländers und seine uns Norddeutsche so angenehm berührende Bedächtigkeit und Zurückhaltung Fremden gegenüber betont, so versäumt er auch nicht, bei gegebener Veranlassung auf die Schatten hinzuweisen, die dem aufmerksamen Beobachter auf dem Bilde der sozialen Zustände Englands auf diesem oder jenem Gebiete in die Augen springen müssen, kurz, Spies hat sich redlich und erfolgreich bemüht, seine Urteile über englische Zustände, besonders bei den sich unwillkürlich einstellenden Vergleichen mit Zuständen seines Heimatlandes, immer gerecht abzuwägen. Das werden auch die englischen Kritiker an Spies anerkennen müssen und hätten daher auch Veranlassung, ihren Landsleuten dieses Buch zu empfehlen. Das wäre gewiß ganz im Sinne des Verf.s, der in der Vorrede die Hoffnung ausspricht, daß ‚sein Buch den Anstoß zu stärkerer und vertiefter Beschäftigung mit dem englischen Inselreich geben und dadurch zu gegenseitiger Verständigung beitragen möge'. Ich fürchte freilich, ‚das moderne England' von Spies wird leider trotz seines gediegenen Inhalts und trotz seiner gerechten Beurteilung englischer Zustände den gutgemeinten Zweck, zu einer Verständigung zwischen uns und den Engländern beizutragen, ebensowenig erfüllen, wie ihn die deutsch-englischen Verständigungskomitees und Friedensgesellschaften aller Art oder Schriften wie Lenschaus ‚England in deutscher Beleuchtung' und ähnliche bisher erfüllt haben. Gewiß, bei den Deutschen ist der Wille zur Verständigung da; leider aber fehlt er noch in der führenden Schicht unserer englischen Vettern. Es wird den Engländern gar zu schwer, uns Deutsche als gleichberechtigte Mitspieler im politischen und wirtschaftlichen Konzert der Kulturnationen anzuerkennen. Aber wie sich auch die Beziehungen der beiden Nationen in Zukunft zueinander gestalten mögen, eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache, des englischen Landes und der englischen Kultur wird uns Deutschen immer von größtem Nutzen sein, und daher ist ‚das moderne England' von Spies eine willkommene Gabe und wird ohne Zweifel bei uns auf das Studium der englischen Sprache und Kultur fördernd einwirken.

Landsberg a. W. Heinrich Truelsen.

---

1) Carl Klotzsch, Epirotische Geschichte bis zum Jahre 280 v. Chr. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 240 S. 8. 6 M.

Der hier behandelte Teil der Geschichte von Epirus ist für uns meist eine terra incognita; wir haben wenig Nachrichten von dieser interessanten Zeit, in der diese Nordvölker oft in so wichtiger Art in die griechische Geschichte eingreifen. Und da kann man dem Verf. die Anerkennung nicht versagen, daß er mit großem Aufwande von Fleiß bemüht gewesen ist, alles zusammenzutragen, was sich irgendwie über sein Thema finden ließ, und aus dem geringen Material möglichst

Digitized by Google

viel zu machen. Doch läßt sich auch nicht verkennen, daß sein Eifer ihn manchmal zu weit geführt hat. Er arbeitet zu häufig mit unbewiesenen Annahmen und Vermutungen, mit irrealen Bedingungssätzen und verfällt auch oft in unschöne Breite und phantastische Ausdrucksweise. Die sprachliche Darstellung hat manche Eigenheiten. Es finden sich auffällig zahlreiche Gedankenstriche; in einen Satz ist oft ein anderer eingeschaltet, in diesen zuweilen sogar ein dritter, sehr zur Erschwerung des Verständnisses. In den Text ist viel Griechisches eingeflochten, so daß der dieser Sprache Unkundige den Zusammenhang verliert. Unschön wirkt besonders die Vorliebe des Verf. für den sächsischen Genitiv. Hie und da läßt man sich diese Umstellung ja gefallen, aber zweimal, dreimal in einer Zeile, das ist doch zu viel. Geradezu irreführend für des Lesers Ohr ist aber die Form bei Wörtern auf „s", auf die Verf. es vor allem abgesehen hat; auf jeder Seite begegnen uns Ausdrücke wie: Alketas' Restituierung, Amyntas' Gattin, Tharyps' Verdienste, Dionys' Bundesgenossen, Pausanias' Sturz, Pyrrhus' Regierung. Auf S. 99 ff. steht konsequent Polyperchon für Polysperchon. Schließlich sei uoch bemerkt, daß die häufigen Unterbrechungen des Textes durch Zitate und Quellenangaben (S. 152 5 Mal!) sich auch nicht gut ausnehmen.

2) Walter Thoma, Repetitorium der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstaten. Berlin 1911, E. Ebering. 8. 64 S.

Im Gegensatz zu den unzähligen Geschichtstabellen, die vorwiegend chronologisch geordnet sind, wird hier der geschichtliche Lernstoff nach allgemeinen Gesichtspunkten (Weltmachtspolitik, Verfassungsleben, Wirtschaftsleben, Kolonialpolitik, Staatsformen usw.) gruppiert dargeboten. Die Auswahl des Stoffes, seine Anordnung, die Übersichtlichkeit im Druck sind im allgemeinen zu loben. Mag man auch bei einzelnen Punkten der Ansicht sein, daß das Büchlein zuviel Rücksicht auf den Lehrer, zu wenig auf den Schüler nimmt (es finden sich zahlreiche Ausdrücke, die dem Unkundigen nichts sagen, so z. B: S. 13 bei der deutschen Verfassung: „Stellung des Kaisers", S. 39, 1. „Die Eltern Luthers"), so muß man doch mit dem Verfasser wünschen, daß sein Repetitorium bei allen das Interesse an der Geschichte erhöhen und besonders dem Lehrer manchen Anhalt und manche Anregung geben möge.

Münster i. W. Franz Hölscher.

Mario Krammer, Quellen zur Geschichte der deutschen Königswahl und des Kurfürstenkollegs. Heft I: Zur Entwicklung der Königswahl vom X. bis zum XIII. Jahrhundert. X u. 96 S. 8. 1,80 ℳ. Heft II: Königswahl und Kurfürstenkolleg von Rudolf von Habsburg bis zur Goldenen Bulle. VII u. 160 S. 8. 2,20 ℳ. Leipzig u. Berlin 1911 bzw. 1912, B. G. Tenbner.

Die vorliegenden Hefte, ein Beitrag zu der von E. Brandenburg und G. Seeliger herausgegebenen Quellensammlung zur deutschen Ge-

Digitized by Google

schichte, enthalten das Material zur Geschichte der Königswahl und des Kurfürstenkollegs. Um es in möglichster Vollständigkeit darbieten zu können, hat der Herausgeber die im ganzen bis zur Goldenen Bulle reichenden Urkunden auf zwei Hefte verteilt in der Weise, daß die Doppelwahl des Jahres 1257 die Trennungslinie darstellt.

Die Veröffentlichung dieser Aktenstücke kommt einem von den Freunden geschichtlicher Studien oft schon empfundenen Bedürfnisse entgegen. Hat sich doch gerade in der jüngsten Zeit die Forschung wiederholt den mannigfachen Problemen zugewandt, die durch die Frage der Königswahl und des Kurfürstenkollegs gestellt werden.

Die bequeme und handliche Zusammenstellung dieser wichtigen Urkunden dient naturgemäß in erster Linie den Bedürfnissen des akademischen Unterrichts, vor allem den Übungen in den historischen Seminaren und Gesellschaften. Und für diesen Zweck ist die Veröffentlichung, deren genaueres Verständins durch kritische und sachliche Erläuterungen sowie durch Nachweise über die einschlägige Literatur gefördert wird, auch sehr wohl geeignet. Der hochbedeutsame, äußerst anziehende Stoff wird aber auch den Geschichtslehrer der oberen Klassen reizen. Denn er bietet ihm die willkommene Gelegenheit, durch Mitteilung entsprechender Proben seinen Unterricht zu beleben und zu vertiefen. Kurz, allen, die sich, sei es von Amtswegen oder aus Neigung, mit deutscher Geschichte beschäftigen, dürften die von Krammer mit Sachkenntnis und Geschick zusammengestellten Urkunden reiche Belehrung und fruchtbare Anregung bieten. Darum seien sie allen, die zu geschichtlichen Studien Fühlung haben, aufs beste empfohlen, zumal da Druck und Ausstattung sehr gefällig, der Preis aber sehr bescheiden ist.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

---

1) Siegmund Hellmann, Zehn Bücher Fränkischer Geschichte von Bischof Gregorius von Tours, übersetzt von Wilhelm von Giesebrecht. Vierte, vollkommen neubearbeitete Auflage. Band I. Leipzig 1911, Dycksche Buchhandlung. LVII u. 254 S. mit drei Stammtafeln. kl. 8. 5,50 ℳ, kart. 6 ℳ.

Die neubearbeitete Giesebrechtsche Übersetzung der Zehn Bücher Fränkischer Geschichte Gregors von Tours bildet den achten Band der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. In der Einleitung von Giesebrecht aus dem Jahre 1878, die Hellmann unverändert gelassen hat, wird hervorgehoben, daß das Buch die wichtigste Quelle für die Zeit der fränkischen Merowinger ist. Es folgt eine Lebensbeschreibung Gregors, die auf dem Studium seiner Werke beruht, dann eine Bestimmung über die Abfassungszeit des Buches, darauf die Besprechung der von Gregor benutzten Quellen. Zugleich wird darauf hingewiesen, daß er zwar die verschiedensten Dinge von geschichtlicher Wichtigkeit, aber unter dem streng kirchlichen Gesichtspunkt behandelt, wenn er sich auch bemüht, in unparteiischer Weise Geschichte zu schreiben. Auch auf die untergelaufenen Irrtümer wird aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Seine Wahrheitsliebe, meint Giesebrecht, ist mit Unrecht angezweifelt worden. Er erzählt einfach und natürlich; trotzdem läßt sein lateinischer Stil viel zu wünschen übrig. Die der Übersetzung beigegebenen Anmerkungen sind meist geschichtlichen Inhalts. Der Einleitung Giesebrechts fügt Hellmann die Bemerkung hinzu, daß die neue Ausgabe des Werkes in den monum. Germ. vom Jahre 1885 als Grundlage für die Übersetzung benutzt worden ist. „Gründliche Durcharbeitung und vor allem Erweiterung haben die Anmerkungen erfahren".

Der erste Band des Werkes, um das es sich hier handelt, enthält von den zehn Büchern nur vier, denen je eine Kapitelübersicht vorangeschickt wird. Das Werk beginnt mit dem Glaubensbekenntnis des Verf.s., dem daran liegt, „daß niemand, der dies liest, daran zweifele, daß ich rechtgläubig bin". Auf die Bibel und die Chroniken der Kirchenväter gestützt, beginnt Verf. sein Geschichtswerk mit Adam und Eva, Kain und Abel, kommt dann auf die Begründung des Christentums zu sprechen und geht über auf die Stellungnahme der römischen Kaiser zu der neuen Lehre und ihren Bekennern. Mit dem Streit um die Leiche des heiligen Martinus, Bischofs von Tours, schließt das erste Buch. Im zweiten erzählt er von den Christenverfolgungen in Gallien und führt die weltliche Geschichte bis zum Tode des Frankenkönigs Chlodowech. Die heilige und die Profangeschichte, mit Legenden und Wundern durchsetzt, zieht in bunter Reihe an dem Leser vorüber. In einer längeren Anmerkung (S. 109) nimmt der neue Herausgeber dazu Stellung, wann und unter welchen Umständen sich Chlodowech, wie er immer genannt wird, zum Christentum bekehrt habe, und scheint sich für das Jahr 496 zu entscheiden, ohne aber die Bekehrung mit der Alemannenschlacht in Verbindung zu bringen. Als Gegner der arianischen Westgoten bezeichnet Gregor diese mehrfach als feige. Chlodowechs Rechtgläubigkeit hebt Verf. wiederholt anerkennend hervor, verschweigt aber auch nicht seine Grausamkeit, Heimtücke und Herrschsucht. Im dritten Buche erzählt er von den Taten und Untaten der Söhne Chlodowechs, ihren Kriegen und Eroberungen und der Geschichte der heiligen Männer, die für den wahren Glauben gestritten und gelitten haben. Im vierten Buche wird die Geschichte der Franken und der Kirche in der geschilderten Weise bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts weitergeführt. Die Berechnung der Ereignisse findet statt nach Jahren der Welt. Wer sich für die fränkische Vorzeit interessiert und Quellenstudien machen will, wird sich mit Erfolg in das Studium des berühmten Werkes versenken können, das uns aus der Hand eines gründlichen Kenners der Zeit hier in deutscher und lesbarer Übersetzung geboten wird.

2) Emil Sadée, Römer und Germanen. I. Teil: Wanderungen und Angriffskriege der Germanen vom Kimbernzug bis zu Cäsars Tod, 113—44 v. Chr. Mit 16 Abbildungen im Text und 8 Karten. Berlin-Wilmersdorf 1911, Hermann Paetel. 157 S. kl. 8. geb. 2 ℳ. — II. Teil: Die Kriege der Römer und Germanen zur Zeit des Augustus und Tiberius, 44 v. Chr. bis 17 n. Chr.

Digitized by Google

Mit 60 Abbildungen im Text und 12 Karten. Berlin-Wilmersdorf 1911, Hermann Paetel. 221 S. kl. 8. geb. 2 *M*.

Die beiden Bücher bilden den 37. und 38. Band der Sammlung: Belehrende Unterhaltungsschriften, die Hans Vollmer seit einer Reihe von Jahren mit Erfolg herausgibt. Eine Fortsetzung der zweibändigen Darstellung ist bereits ins Auge gefaßt und, um das gleich hier zu sagen, wünschenswert. Die Bücher sind in erster Linie für Schüler und Schülerinnen der oberen Klassen höherer Lehranstalten geschrieben, wenden sich aber auch an erwachsene Leser und hoffen „vielleicht auch bei den Fachleuten auf Interesse und freundliche Aufnahme". Verf. hat sich also wie „Die beiden Musen" Klopstocks ein näheres und ein weiteres Ziel gesteckt. Das nähere Ziel wird offenbar durch den Großdruck, der die Bücher beherrscht, abgesteckt, das weitere durch den im Zuge des Textes mehrfach gebrauchten Kleindruck, der wissenschaftliche Fragen meist strategischer und kultureller Natur behandelt, und durch wenige Anmerkungen mit literarischen Nachweisen am Schlusse jedes Bändchens. Man merkt es der Darstellung sehr bald an, daß hier ein Kenner und gründlicher Bearbeiter des Stoffes zu uns redet. Für Leser, die sich eingehend mit dem gelehrten Beiwerk der Erzählung beschäftigen wollen, ist wohl in erster Linie der reichlich gebotene und sorgfältig behandelte Kartenbestand berechnet, wodurch die Möglichkeit eigenen Studiums der Dinge erleichtert wird. Die deutlichen und sauberen Abbildungen, die den Text begleiten, belehren über den Stand und die Art der Ausgrabungen, die Anlage römischer Lager und enthalten zahlreiche Gegenstände, die dem Dunkel der Erde entrissen worden sind, und außerdem manche Kaiser-, Feldherrn- und Kriegerporträts nach besten Mustern. Die Schlacht bei Arcey (I 114—127) nennt Verf. den Entscheidungskampf zwischen Cäsar und Ariovist i. J. 58 v. Chr., wobei er freilich annimmt, daß die Germanen auf der Flucht bis zum Rhein noch 75 km zurückzulegen hatten, während die Entfernung nach Caes. b. G. I 53 bloß 5000 römische Schritt, d. h. 7,5 km betrug. Arcey liegt etwa drei deutsche Meilen südw. von Belfort, nicht weit von dem heutigen Villersexel, der Stätte des Kampfes zwischen Werderschen und Bourbakischen Truppen am 9. Januar 1871. Deshalb kann Verf. auch die angenommene Gegend des Kampfes, der über die Herrschaft Galliens entschied, durch einen Kartenausschnitt aus dem Werke des Großen Generalstabs „Der deutsch-französische Krieg, 1870/71" veranschaulichen. Die Frage der Varusschlacht, die Verf. mit Recht ungelöst nennt, bespricht er in Kleindruck (II 102—106), neigt sich den Ausführungen Knokes zu und verlegt die Schlacht in die Gegend südlich von Osnabrück. Ebenso folgt er Knokes Untersuchungen für die Feldzüge des Germanikus, ohne sich jedoch darauf festzulegen.

Wie steht es mit dem Haupttext, der besonders für jugendliche Leser bestimmt ist? Die Darstellung ist frisch und anschaulich und entbehrt zugleich der wissenschaftlichen Grundlage nicht, ohne ins Gelehrtlangweilige zu verfallen und dadurch als bildende Unter-

Digitized by Google

haltungslektüre unmöglich zu werden. Einige Gedichte und zahlreiche wertvolle Abbildungen beleben in reizvoller Abwechselung den Gang der Erzählung. Dabei beschränkt sich Verf. nicht auf die politische Geschichte, sondern wirft auch Blicke auf die kulturellen Verhältnisse. An vergleichenden Hinweisen auf andere Persönlichkeiten und Örtlichkeiten, auf den in Frage stehenden ähnliche Entwicklungsperioden anderer Völker alter und neuer Zeit fehlt es nicht. Wie lebensvoll läßt Verf. vor dem Auge des Lesers die Gestalt des Ariovist, „der ersten germanischen Persönlichkeit“, entstehen. Er versteht es, wirkungsvolle Vorgänge hervorzuheben. Z. B. sagt er (I 102) von Cäsars Rede, die dieser an die Tribunen und Centurionen seines Heeres vor der Schlacht mit Ariovist hielt: „Es waren nicht Worte allein, die wirkten; die ganze magnetische Persönlichkeit des Mannes stand dahinter. So mag der Eindruck ähnlich gewesen sein, wie der jener berühmten Rede des Alten Fritz vor der Leuthener Schlacht“. Wiederholt bemerkt Verf. mit Recht, daß den Tacitus die örtlichen Einzelheiten, der Weg, den ein marschierendes Heer nahm, und anderes leider viel weniger interessierten, als die persönlichen Leistungen der führenden Männer, wodurch er uns vielfach den klaren Einblick in den Verlauf der Ereignisse erschwert. Mit der Verherrlichung des Arminius als eines genialen Führers von strategischem Geschick und als des ersten großen germanischen Staatsmannes, der deutscher Ungebundenheit und verderblicher Zwietracht gegenüber vergebens den nationalen Zusammenschluß anstrebte, endigt der zweite Band. Ältere Schüler höherer Lehranstalten werden gern und mit großem Nutzen in den Büchern lesen — und studieren.

3) K. Dove, Die deutschen Kolonien. II. Das Südseegebiet und Kiautschou. Mit 16 Tafeln und 1 lithographischen Karte. Leipzig 1911, Sammlung Göschen. 84 S. 0,80 *M*.

Dem ersten Bändchen, das von den deutschen Kolonien Togo und Kamerun handelt, läßt Dove jetzt das zweite folgen, das sich mit dem deutschen Südseegebiet und Kiautschou beschäftigt. Die Darstellung stützt sich auf die Forschertätigkeit besonders deutscher Gelehrten, zahlreicher Beamten und Privatleute, die in den Kolonien gearbeitet oder als erfahrene Reisende von ihren Beobachtungen Bericht erstattet haben. Für Handel und Verkehr, Ausfuhr und Einfuhr ist in den meisten Fällen das Jahr 1908 zugrunde gelegt, wenn auch einzelne Angaben sich bis in das Jahr 1909 hineinerstrecken. Das Buch ist zunächst für koloniale Kreise bestimmt. Aber auch andere Leser aus den Kreisen des gebildeten Publikums, ältere Schüler unserer höheren Lehranstalten eingeschlossen, werden das kleine Buch nach der Lektüre nicht ohne Befriedigung und mannigfache Anregung aus der Hand legen. Denn es ist die Arbeit eines sachverständigen Gelehrten, der seinen Stoff beherrscht, übersichtlich zu gruppieren und gemeinverständlich zu behandeln versteht. Eine Reihe guter Photographien und eine Hauptkarte mit mehreren Nebenkarten fördern das Verständnis. „Kaiser-Wilhelmland“ heißt der deutsche Anteil an Neu-

Digitized by Google

guinea im Text durchweg, auf den Karten aber „Kaiser-Wilhelmsland". „Wie sehr der Urwald (S. 16) auf Kaiser-Wilhelmland vorherrscht, ergibt sich aus der bekannten Äußerung, nach welcher ein in den Baumwipfeln lebendes Tier imstande sein würde, durch die ganze Insel zu wandern, ohne jemals den Boden zu berühren". Auf den hohen Wert der Phosphatausfuhr von der kleinen äquatorialen Insel Nauru, die erst i. J. 1907 begonnen und sich schon 1908 vervierfacht hat, wird gebührend aufmerksam gemacht. „Das einzige bis jetzt im deutschen Südseegebiet erscheinende Blatt ist die samoanische Zeitung". „Der Schiffsverkehr", heißt es von Kiautschou, „der auch eine regelmäßige Verbindung mit Japan gezeitigt hat, weist eine Steigerung auf" (S. 82). Ref. darf vielleicht hinzufügen, daß nach den neuesten Nachrichten die Einfuhr der Japaner i. J. 1910 so zugenommen hat, daß sie die deutsche überflügeln zu wollen scheint.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

Franz Bender, Illustrierte Geschichte der Stadt Köln. Mit 171 Abbildungen und einem Stadtplan aus dem Jahre 1571. Köln 1912, J. P. Bachem. VII u. 302 S. 8. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Wenn in den letzten Jahren der Schule die Pflicht, nach Kräften die staatsbürgerliche Erziehung und die bürgerkundliche Belehrung der Jugend zu fördern, wiederholt in Erinnerung gebracht und ans Herz gelegt wurde, so durfte sie mit Recht darauf hinweisen, daß sie in vielen Lehrstunden, besonders im Deutschen, in der Geschichte, Erdkunde und Naturgeschichte, auch im Gesang den Sinn und die Liebe für die Heimat, für das engere und weitere Vaterland wecke und pflege. Je reicher die geschichtliche Vergangenheit einer Stadt, je bedeutender ihre Entwicklung ist, desto größere Fülle von Anregungen bietet sie zur Pflanzung und Befruchtung zunächst des Lokalpatriotismus, des gesunden Wurzelstockes für das Edelreis staatsbürgerlichen Pflichtbewußtseins. Ist doch oft die Geschichte eines Ortes aufs innigste verknüpft mit der Geschichte des Vaterlandes und Staates. Die große Gedenkfeier, welche z. B. Breslau für das nächste Jahr geplant hat, wird nicht bloß das Gedächtnis an die Opferwilligkeit von Bürgern für ein Gemeinwesen erneuern, sondern zu einem eindrucksvollen Mahnwort an die Gegenwart und die kommenden Geschlechter werden, den Vorfahren in hingebender, gewissenhafter Betätigung staatsbürgerlicher Gesinnung nicht nachzustehen. „Auf der Einigkeit beruht die Macht", das wird das Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig dem deutschen Volke zurufen, wie vor sieben Jahrzehnten der hochsinnige „*Romantiker*" auf Preußens Thron bei der Grundsteinlegung zum Weiterbau des Kölner Domes (4. September 1842) verkündete: „Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft, der diese Tore baut". Von solchen Gedanken war offenbar der Verf. der vorliegenden Geschichte der Stadt Köln bei der Auswahl und Behandlung des ihm zu Gebote stehenden Stoffes beseelt. Er hat recht getan, nicht „einem kümmer-

Digitized by Google

lichen Lokalpatriotismus zu dienen", sondern seine Aufgabe tiefer zu fassen, „mit der Kenntnis der städtischen Geschichte die Liebe zu Vaterstadt und Vaterland zu fördern" (S. VII). Eine strengwissenschaftliche Stadtgeschichte der Königin des Rheins läßt sich nicht in den Rahmen eines Bandes pressen. Sie würde den Fachmann vielleicht, sicher nicht den großen Leserkreis der Gebildeten im allgemeinen, die Bürger und Freunde Kölns, nun gar nicht die Jugend befriedigen. Ganz anders wirkt auf die Allgemeinheit ein Buch volkstümlichen Gepräges, das einerseits den Forderungen der wissenschaftlichen Grundlage gerecht wird, anderseits mit pietätvoller Berücksichtigung der geschichtlichen und sagenhaften Traditionen des Stadtringes die notwendigen belehrenden Ausblicke in die Geschichte des Erzstiftes Köln und seiner mächtigen reichsfürstlichen Lenker sowie in die allgemeine deutsche Geschichte in geschickter Weise verbindet. Ohne dieses Überschreiten der Grenzen des Weichbildes wäre das Werk gar nicht echt „kölsch"; denn zum „kölsche Boor" gehört das „Rich" und Preis ihm, der so treu daran festhält! (vgl. S. 124). Wer sich eingehender mit der Geschichte der Stadt von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, mit ihrer Verfassung und Verwaltung in der Vorzeit, mit ihrem Handel, ihren Gewerben, dem Bildungswesen, dem Kunstleben, den Sagen, der Volkskunde, der Sprache beschäftigen will, findet im Anhang ein Verzeichnis der einschlägigen Spezialliteratur. Die Mehrheit der Leser aber wird sich mit dem reichen Inhalt des mit Bilderschmuck wohl ausgestatteten Buches vollkommen begnügen und daran sich erfreuen, da die Darstellung im ganzen anziehend, ich möchte sagen, von rheinischer, kölnischer Gemütlichkeit und echtem deutschen Biedersinn durchweht ist. Besonderes Interesse werden erregen die Abschnitte über das öffentliche und das häusliche Leben der Bürger in der einstigen Reichsstadt, das vom Regierungsbaumeister Dr. ing. Hans Vogts verfaßte Kapitel „Köln als Pflegestätte der Kunst" und der kleine Abriß über die „Kölner Mundart" (mit Sprachproben) von Rektor Heinrich Hack. Nicht ohne ein Gefühl schmerzlichen Bedauerns erfahren wir von ihm, daß auch die kölnische Mundart unter dem alles nivellierenden Einflusse der jetzigen raschen Kulturentwicklung von ihrem Charakter manches Wertvolle einbüßt. Da heißt es: „Halt faß do kölscher Boor"! Da ich nun ein „Philister" bin und gern „bei 'nem Röggelche mit Käs" und „enem" (?) „Gläsche Kölsch" sitze, darf ich auch „de Leut so nebenbei e bißche durch de Zähn ziehe". Darum mache ich darauf aufmerksam, daß S. 39 die Raute im Namenszug Karls die drei Buchstaben a, o und u enthält, a in der Form A; die Raute ist ein eckiges o, u ist V. Zu S. 123 „ununterbrochener Folge" muß ein „fast" gefügt werden. S. 143 ist „Boykott" und Herzog Alba ein Anachronismus. S. 94 Anm. korr. ecclesiae. — „Da ham' mer et jo, sühs' de, Niesche, se wollen uns ärm Lück kapott mache, — hann ich et nit gesaht?" — „Stell, halt de Muhl".

Münster i. W. S. P. Widmann.

Digitized by Google

1) **Walter Geisel, Betrachtung von Kunstwerken in Schule und Haus.** Zweite vermehrte Auflage. Glückstadt in Holstein 1912, Geisel. X u. 367 S. 8. 7,50 ℳ.

Wenn Goethe in bezug auf Kunstbetrachtung sagt: Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten, so trifft er ohne Zweifel den Kern der Frage. Es handelt sich also um das Sehen, Erkennen und Fühlen. Will man daher einen anderen zum Kunstverständnis anleiten und den Sinn für das Schöne in der Kunst in ihm wecken, so muß man ihn sehen und erkennen lehren und so bildend und läuternd auf sein künstlerisches Gefühl wirken.

Dieses Ziel hat sich Walter Geisel in dem vorliegenden Werke gesteckt. In der Form von Lehrproben und Beschreibungen behandelt er die hervorragendsten Kunstwerke älterer und neuerer Zeit, indem er die großen Meister Dürer, Rembrandt, Lionardo und Michelagniolo mit Recht in den Vordergrund stellt. Frei von aller Schablone weiß er, indem er stets der Art des Kunstwerks ebenso wie der Fassungskraft des Schülers Rechnung trägt, alle in Betracht kommenden Stoffe dem Verständnis der Jugend zu erschließen. Als erfahrener Pädagoge zeigt sich Verf. vor allem in der sicheren Handhabung der Methode: immer stellt er zunächts das Sachliche fest, um vor allem eine klare Erfassung des Inhaltlichen und, soweit es möglich ist, des Technischen zu vermitteln. Indem er dann, stufenweise weitergehend, das Verständnis für Stimmung, Ton, Farbenharmonie und Beleuchtung anbahnt, eröffnet er mit liebevoller Hingabe an den Gegenstand den tieferen Sinn, gleichsam die Seele künstlerischen Schaffens. Mit besonderem Geschick hat Verf., um seine Schüler in den Gefühlsgehalt zu versetzen, aus dem reichen Schatze der Dichtung geschöpft; unter Umständen genügt ihm ein Gedicht, um Charakter und Sphäre des Kunstwerks anzudeuten (S. 218). Nicht weniger dankenswert sind einige Beigaben biographischen und kunstgeschichtlichen Inhalts, z. B. die Lebensbeschreibung Lionardo da Vincis von Vasari und Mereschkowskis Aufsatz über Mona Lisa. Auch die Technik geht nicht leer aus. Die wichtigsten einschlägigen Fragen, wie Farbengebung, Beleuchtung, Linienführung, Perspektive und andere künstlerische Prinzipien werden in klarer, dem Verständins der Jugend angemessener Darstellung besprochen und durch geschickt gewählte Beispiele aus der Natur oder dem Leben erläutert.

Eine Bildersammlung selbst ist dem Buche nicht beigefügt, wohl aber gibt der Verf. am Schlusse in einem Verzeichnisse an, wo die behandelten Werke in guter Ausführung zu einem bescheidenen Preise — 25 Pf. bis 1 ℳ — zu haben sind.

Geisels Buch ist, um das Gesagte zusammenzufassen, in allen seinen Teilen mit gediegener Sachkenntnis und edler Begeisterung geschrieben; es ist ein genußreiches Buch, das allen, deren Aufgabe es ist, die jugendlichen Herzen in die Welt des Edlen und Schönen einzuführen, aufs beste empfohlen zu werden verdient. Prospekte mit Inhaltsan-

Digitized by Google

gabe und Probeseiten sind vom Verlag Geisel in Glückstadt (Holstein) kostenlos zu erhalten.

2) Wilhelm Waetzoldt, Einführung in die bildenden Künste. In zwei Teilen. 1. Teil: Text XII u. 351 S. gr. 8; 2. Teil: 194 Abbildungen. 116 S. gr. 8. Leipzig 1912, Ferdinand Hirt & Sohn. In zwei Leinenbänden. geb. 10 *M*.

Das vorliegende Buch wendet sich in erster Linie an die lernende Jugend, um sie in das Verständnis der bildenden Künste einzuführen.

Eigenartig ist vor allem die Gliederung des Stoffes. Während nämlich die bekannten Handbücher und Grundrisse die Kunstgeschichte nach Epochen eingeteilt zur Darstellung bringen, hat Verf. sein Buch nach den Künsten selbst gegliedert, indem er sie der Reihe nach — Architektur, Plastik, Malerei, Graphische Künste, Angewandte Künste — betrachtet. Er hat diesen Weg, wie er in der Vorrede bemerkt, eingeschlagen, weil es ihm, in seinem Streben nach Vollständigkeit und Klarheit der Begriffe, vor allem darauf ankommt, mit den Wegen und Zielen der künstlerischen Arbeit an sich vertraut zu machen.

Um seine Arbeitsmethode, soweit es im Rahmen einer kurzen Besprechung möglich ist, zu veranschaulichen, will ich auf ein Kapitel des inhaltreichen Buches etwas näher eingehen, auf die Behandlung der Plastik. Nach einer orientierenden Einleitung über die Beziehungen zwischen Plastik, Architektur, Malerei und graphischen Künsten bespricht Verf. im ersten Teile seiner Untersuchung die technischen Grundlagen und Grundbegriffe der Kunst, indem er die wichtigsten Herstellungswege plastischer Werke: das Formen in einer weichen Masse (Modellieren in Wachs, Ton und dergl.), das Schmieden und Hauen aus festem Material (Holz, Stein, Elfenbein) und das Gießen und Treiben in Metall schildert, auf die Frage der Farbigkeit und Farblosigkeit eingeht und Wesen und Bedeutung des Sockels behandelt. Zu den Aufgaben und Mitteln der plastischen Gestaltung — dem zweiten Teile seiner Betrachtung — sich wendend, bezeichnet er als die drei Grundprobleme des Plastikers: die Bewegungsdarstellung, die Gewandbehandlung und die Bedeutung von Licht und Schatten, Fragen, die für Freiplastik wie für Reliefplastik in gleicher Weise gelten. Die Erörterung dieser Probleme ist der ersten Hälfte des Kapitels, der Freiplastik, zugeteilt, während die Fragen der Mehransichtigkeit und Einansichtigkeit, der reliefmäßigen Rundplastik und das Wesen des Reliefs den Inhalt des zweiten Teils über „Reliefplastik" ausmachen. Der erste Teil bildet also gleichsam die Grundlegung des zweiten; denn erst der Einblick in den künstlerischen Schaffensprozeß weckt das Verständnis für die Aufgaben und Mittel plastischer Gestaltung.

Dies ungefähr sind die Richtlinien, nach denen Verf. auch die übrigen Künste — mutatis mutandis — behandelt hat.

Der Erläuterung des trefflichen Textes dient ein reichliches Abbildungsmaterial, welches im zweiten, nur aus technischen Rücksichten von dem ersten getrennten Bande wiedergegeben ist. Nach metho-

Digitized by Google

dischen Gesichtspunkten geordnet, mit vollendeter Technik nach den besten Quellen ausgeführt, sind die Abbildungen nicht nur eine Art begleitender Melodie, sondern tragen auch an ihrem Teile wesentlich dazu bei, das richtige Verständins künstlerischen Schaffens zu fördern. Auch lassen sie, da im Texte absichtlich nicht jedes dargestellte Objekt schulmäßig bis ins kleinste analysiert ist, dem Leser völlige Freiheit, auf die theoretischen Belehrungen des Buches in unbeeinflußter, selbständiger Betrachtung die Probe zu machen.

Waetzoldts Leistung, als Ganzes bewertet, läßt in allen einzelnen Teilen gediegenes technisches Wissen, gründliche Beherrschung des reichen Stoffes und feinsinniges ästhetisches Urteil in erfreulichster Weise erkennen. Allen, die unter sachkundiger Leitung mit den bildenden Künsten Fühlung suchen und einen erschöpfenden Überblick über ihr Gesamtgebiet gewinnen möchten, verdient also das vorliegende Buch angesichts seiner inneren und äußeren Vorzüge aufs wärmste empfohlen zu werden.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

H. Rebenstorff, Physkalisches Experimentierbuch. II. (Schluß-) Teil. Anleitung zum selbständigen Experimentieren für mittlere und reife Schüler. Mit 87 Abbildungen im Text. Dr. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek Nr. I. Berlin und Leipzig 1911, B. G. Teubner. 178 S. 8 geb. 3 ℳ.

An dieser Stelle zeigten wir den ersten Band des vortrefflichen Experimentierbuches an, das für jüngere Schüler bestimmt war. Das nun vorliegende zweite Bändchen setzt schon eine größere Reife und ein gewisses, wenn auch noch geringes Maß physikalischer Kenntnisse voraus. Aus allen Gebieten der Physik sind solche Versuche hier zusammengestellt, die sich mit verhältnismäßig geringen Kosten ausführen lassen, und für welche der Schüler die nötigen Apparate sich nach genauer Angabe selbst anfertigen kann und soll. Sie sind so eingehend dargestellt, daß sie nach den Ausführungen dieses Experimentierbuches durchaus verständlich werden und nur selten ein Nachlesen im Lehrbuche oder eine Anfrage an den Lehrer nötig machen. Besonders schätzenswert sind Experimente z. B. über Nebelbildungen, Jonenwirkungen, Polarisationserscheinungen, die im Unterricht oft nicht mit der wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt werden können. Aus welchem Gebiete aber auch die Versuche gewählt sein mögen, immer sind sie praktisch und wohl ausführbar, immer geeignet, den jungen Physikfreunden Anregung zum wissenschaftlichen Arbeiten und Denken und Freude am Erfolge zu verschaffen. Auch der erfahrene Physiklehrer findet hier manche praktische Winke, die im Falle der Not wertvoll werden können, und Hinweise auf Bequemlichkeiten in der Zusammenstellung und Anordnung der Apparate. Man ist erstaunt zu sehen, wie vielseitig und vorteilhaft die Verwendung dünner Bleiplatten zum Zwecke der Befestigung aller möglichen Apparatenteile ist. Für Schüler-Übungen, -Bibliotheken, -Prämien und als Geschenke

Digitized by Google

für Schüler der oberen Klassen sei dieses Bändchen zur Anschaffung empfohlen.

Berlin. R. Schiel.

---

1) **Karl Scheid, Chemisches Experimentierbuch.** erster Teil. Für mittlere Schüler. Dritte Auflage. Mit 77 Abbildungen im Text. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 14. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner, VI u. 198 S. 8. geb. 3 *M*.

Arbeitsunterricht ist heute die Losung. Und ganz besonders in den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften macht sich das Bestreben geltend, die Jugend durch eigene Erfahrung, durch selbständige Beobachtungen und Experimente ihr Wissen erwerben zu lassen. Doch manche Schwierigkeit stellt sich dem entgegen. Hier hindert die allzu große Frequenz der Klassen, dort mangelt es an Mitteln, die erforderlichen Apparate zu beschaffen. Dann wieder fehlt es an den nötigen Arbeitsplätzen in der Schule. Und doch ist es recht vielen Schülern eine Freude, sich selbständig in Experimenten allerlei Art zu betätigen. Gar mancher verwendet seine freie Zeit dazu, und gern wird ihm der freilich oft überlastete Lehrer der Naturwissenschaften dabei mit Rat und Tat zur Seite stehen. Als brauchbare Anleitung zur chemischen Privatarbeit der Schüler bietet sich das chemische Experimentierbuch von Scheid dar. Nur wenige Apparate setzt es voraus, sucht stets mit den einfachsten Hilfsmitteln auszukommen und nach Möglichkeit billige Substanzen zu benutzen. Mancherlei Gerätschaften lehrt es selbst herzustellen. Dabei führt es in große Gebiete der Chemie ein und gibt dem Schüler, der danach arbeitet, wertvolle Kenntnisse und eine bedeutende Fertigkeit im Experimentieren. Selbst einiges aus der qualitativen Analyse wird in einfachen Versuchen behandelt. Alle Experimente sind geschickt ausgewählt und verständlich beschrieben. Vor jeder Gefahr — die bei chemischen Experimenten nicht ganz ausgeschlossen ist — wird eindringlich gewarnt und auf jede mögliche Vorsichtsmaßregel hingewiesen. Daß manche Versuche gleich praktische Anwendung finden, ist ein Vorzug des Buches. Es kann warm empfohlen werden.

2) **Karl Radunz, Vom Einbaum zum Linienschiff.** Streifzüge auf dem Gebiete der Schiffahrt und des Seewesens. Für mittlere und reife Schüler. Mit 90 Abbildungen im Text. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 11. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. IV u. 198 S. 8. geb. 3 *M*.

Ein prächtiges Buch für unsere Jungen, wohl geeignet, ihr Interesse zu wecken und dauernd zu fesseln! Da lesen sie von den Fahrzeugen aller Zeiten und Völker, vom primitiven Einbaum und vom Triumph der menschlichen Geisteskraft, dem modernen Linienschiff. Sie bekommen Achtung vor der Technik schon der alten Wikinger. Ein Fahrzeug, wie das bei Gokstad in Norwegen gefundene Wikingerschiff könnte, so erklären norwegische Sachverständige, auch heut

Digitized by Google

zutage, namentlich was die Formen und Linien des Rumpfes betrifft, nicht besser oder vollkommener ausgeführt werden. Das Buch erzählt von der Schiffahrt mit Ruder, Segel und Dampf, wie von der Ausnutzung der Elektrizität in den neueren Schiffen, deren Zentralen größer sind als die Werke mancher Klein- und selbst Mittelstadt. Von vielem Ungemach wird berichtet, dem die Schiffsleute in früherer Zeit ausgesetzt waren. In engen, schlecht gelüfteten Räumen bei mangelhafter Verpflegung bedrohten sie Krankheit, Siechtum und Tod. Das ist anders geworden, aber die Schilderung eines Teilnehmers an der Seeschlacht bei Tsuschima zeigt, daß neue oft noch größere Schrecken die alten abgelöst haben.

Zahlreiche gute Abbildungen unterstützen das Verständnis. Aus einzelnen freilich, wie aus dem Längsschnitt der Parsons-Schiffsturbine, kann, da eine nähere Beschreibung fehlt, der Leser wenig entnehmen.

3) Paul Gräbner, Vegetationsschilderungen. Eine Einführung in die Lebensverhältnisse der Pflanzenvereine, namentlich in die morphologischen und blütenbiologischen Anpassungen. Für mittlere und reife Schüler. Mit 40 Abbildungen. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 12. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. IV u. 184 S. 8. geb. 3 ℳ.

Das Buch läßt überall den ausgezeichneten Forscher erkennen und bietet eine Fülle interessanten Stoffes. Ob aber dadurch unsere Jungen sich fesseln lassen — deren Begeisterung für die Botanik nicht so leicht zu erwecken ist wie für andere Zweige der Naturwissenschaft —, ist doch recht zweifelhaft. Dazu kommt, daß zwar der Eindruck der Schreibweise nicht so ungünstig ist, wie bei früher hier besprochenen Werken des Verfassers, daß aber Satzbau und Interpunktion immerhin noch manches zu wünschen übrig lassen. Geschmacklosigkeiten wie (S. 28): *um den auf diese fallenden Pollen auf die an ihrem Grunde stehenden Samenanlagen fallen zu lassen*, Übertreibungen des allerärgsten Leitfadenstils wie (S. 54): *Weiden(Blattform!)-röschen*, fast wörtliche Wiederholungen (S. 42 u. S. 45 über den Schneeball z. B.) finden sich oft genug. Und wenn wir S. 42, 43 lesen: *Während die Viburnum-Blüten wie auch die des Hartriegel (Corum sanguinea) (Kornelkirsche gelb im Frühling), durch die Blüten mit freien, nicht wie bei der vorhergehend genannten Gattung mit verwachsenen Blumenblättern, leicht zu unterscheiden, Honig produzieren, fehlt dieser den eigenartig riechenden Holunderarten*, so sind dieser und ähnliche Sätze sicher keine Muster für die jugendlichen Leser.

4) Konrad Günther, Einführung in die Tropenwelt. Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen eines Naturforschers auf Ceylon. Mit 107 Abbildungen und einer Karte von Ceylon. Leipzig 1911, Wilhelm Engelmann. XII u. 392 S. 8. geb. 4,80 ℳ.

Eine der schönsten Perlen im äquatorialen Gürtel der Erde ist Ceylon, sagt der Verfasser, und in glänzender Darstellung berichtet

Digitized by Google

er uns von seinen Pflanzen und Tieren, seinen Landschaften und Kulturen, seinen Bauten und Ruinen, seinen Bewohnern, ihrer Geschichte und ihren religiösen Anschauungen. Über die Schilderung Ceylons hinaus aber gibt das Buch ein abgerundetes und im einzelnen durchgearbeitetes Bild von der Tropenwelt überhaupt. Für weitere Studien wird in Anmerkungen auf eine reichhaltige Literatur hingewiesen. 107 Abbildungen unterstützen die Anschauung, durchweg photographische Aufnahmen. Die meisten sind außerordentlich scharf, andere lassen Einzelheiten weniger deutlich erkennen. Der Verfasser hat ein Polyskop, einen stereoskopischen Apparat, benutzt und bedauert, daß er seine Aufnahmen dem Leser nicht stereoskopisch vorführen kann. Der Urwald, so sagt er selbst, ist in einer gewöhnlichen Photographie oft nur eine schwarze Wand, erst in der stereoskopischen Aufnahme treten die Bäume vor- und hintereinander, vor allem aber enthüllt sich das Gewirr der Lianen. Es erscheint also wahrscheinlich, daß, wäre stereoskopische Betrachtung möglich, auch die minder klaren Bilder volle Deutlichkeit gewinnen würden. Auf die Abbildungen wird oft verwiesen. Da habe ich es wieder bei der Lektüre als Unbequemlichkeit empfunden, daß nur die Bildnummer, nicht die Seite angegeben ist. Ich mußte oft hin und her blättern, bis ich ein gesuchtes Bild fand.

Ähnlich als wie (S. 95), *ihre Riesenschirmen* (S. 170), *das Fleisch schmeckt etwas weichlich, einem Mangel* . . . (S. 57) sind Verstöße, die bei der Korrektur übersehen sind. Doch können solche Ausstellungen den Wert des interessanten Buches nicht herabsetzen.

Seehausen i. Altmark. M. Paepr**er**.

---

1) F. Ratzel, Über Naturschilderung. Mit 7 Bildern. Dritte Auflage. Volksausgabe. München und Berlin 1911, R. Oldenbourg. VIII u. 394 S. 12. 3 *M*.

Wer als Lehrer der Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes sich die hohe Aufgabe stellt, bei seinen Schülern Sinn für die Schönheit und Größe in der Natur zu wecken, der findet aufs beste und reichste Anregung und Belehrung in dem vorliegenden Werke. Eingehend und fesselnd behandelt es „Beschreibung und Schilderung, Wissenschaft und Kunst, das Schöne und Erhabene in der Natur", und unter „Zur Kunst der Naturschilderung" „das Beobachten, was lernt die Naturschilderung von der Poesie und Malerei, das Wort und das Bild". In der richtigen Erwägung, daß die Wissenschaft allein nicht zum wirklichen Verständnis des Wesens der Natur führen kann, zieht der Verfasser die Poesie und Kunst heran. „Durch Kunst zur Natur" ist sein Grundgedanke. Und damit streift er auch die moderne Forderung, die Schüler schon auf der Schule zum Kunstverständnis zu erziehen. Ganz besonders sei noch auf die Anmerkungen der einzelnen Abschnitte hingewiesen, in denen sich ein umfangreiches Literaturverzeichnis mit genauen Angaben vorfindet, und auf das Sachregister, das die Leitwörter des Textes und die Eigennamen der zahlreichen

Digitized by Google

Beispiele aus der Geographie und aus der Literatur- und Kunstgeschichte enthält.

2) R. H. Francé, Die Welt der Pflanze. Eine volkstümliche Botanik mit zahlreichen Abbildungen. Berlin-Wien 1912, Ullstein & Co. VIII u. 455 S. 8. 3 ℳ.

Wie Ratzel in seinem Buche „Über Naturschilderung", hat Francé sich bei der Abfassung des vorliegenden Werkes von dem Grundgedanken leiten lassen: „Durch Kunst zur Natur". Schon das eingehende Inhaltsverzeichnis der 20 Kapitel mit Überschriften wie „Tierwerdung der Pflanze, Unsichtbare Techniker, Das Blut, Die vier Sinne, Das Liebesleben der Pflanze, Selbsthilfe verlassener Blumen, Bettler, Würger und Mörder, Die Pflanze als Geschichtsschreiber, Lebende Edelsteine, Die Botanik der Hexenprozesse" versetzt den Leser in eine seltsame Spannung, die erst mit dem letzten Blatt zur Auslösung kommt. Wie jede Seite von neuem bestätigt, ist es dem Verfasser in hohem Maße gelungen, unter Heranziehung geschichtlicher, geographischer und naturwissenschaftlicher Tatsachen, unter Aufbietung aller Künste des Wortes und mit lebhaften Farben und neuen Formen der Darstellung die Welt der Pflanze in einer Weise zu schildern, daß der Leser des Werkes in ein lebendiges, wachsendes Verhältnis zu ihr gebracht wird. Das mit vielen Bildern versehene und mit reichem Schmuck verzierte Buch kostet nur 3 ℳ.

3) O. Schmeil, Einführung in die Tier- und Menschenkunde. Ein Hilfsbuch für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten und Mittelschulen. Mit 16 farbigen Tafeln und mit zahlreichen Textbildern. Erste Auflage. Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. X u. 260 S. 8. 2,50 ℳ.

Verfasser hat seine naturwissenschaftlichen Werke um das vorliegende mit der Absicht vermehrt, eine einbändige Ausgabe zu schaffen, die zwischen den Leitfäden und Grundrissen steht. Das neue Buch ist durch Kürzung aus dem Lehrbuch und Leitfaden hervorgegangen und daher auch im biologischen Sinne abgefaßt. Fernliegende Spekulationen sind vermieden, Systematik und Morphologie sind wieder zu ihrem Recht gekommen. Für die Stoffauswahl waren die amtlichen Bestimmungen maßgebend. Bemerkenswert ist die große Zahl von Textbildern neben 16 farbigen Tafeln.

4) H. Heimbach und A. Leißner, Lehrbuch der Botanik für höhere Schulen. Zweiter Band. Mit 293 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln in Farbendruck. Bielefeld und Leipzig 1910, Velhagen u. Klasing. V u. 252 S. 8.

Im Aufbau neu und eigenartig wie der erste Teil ist auch der vorliegende zweite Teil des Lehrbuches der Botanik. Er gliedert sich in Anatomie, Physiologie, Biologie, Wirtschaftsbotanik und Systematik. Besonders schätzenswert ist die ansprechend ausgearbeitete Wirtschaftsbotanik. Der Bildschmuck ist reich und schön. Möge das neue Werk sich recht viele Freunde erwerben.

Torgau. B. Lippold.

Digitized by Google

1) R. Pape, E. Kregenow, R. Thiede, W. Ruhnke, Lehrstoff für den Turnunterricht an höheren Lehranstalten nach Klassen geordnet. Zweite, veränderte Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 66 S. kart. 1 ℳ.

Wer vor die Aufgabe gestellt wird, für eine höhere Lehranstalt einen nach Klassen geordneten Turnlehrplan auszuarbeiten, dem kann die jetzt in zweiter Auflage vorliegende Verteilung des Lehrstoffs von großem Nutzen sein. Sie ist von den Verfassern auf Grund eigener Erfahrungen, die sie in langen Jahren als städtische Turnwarte und zugleich als Turnlehrer an Berliner höheren Lehranstalten gesammelt haben, zum erstenmal 1897 herausgegeben und jetzt sorgfältig nachgeprüft und überarbeitet worden. Die Einleitung der ersten Auflage ist fast unverändert geblieben, und man kann sich mit den darin aufgestellten Grundsätzen im allgemeinen einverstanden erklären. Neu aufgenommen sind Übungen für die Vorschule, die Haltungs- und die Gewandtheitsübungen. Von den Ordnungsübungen sind nur diejenigen beibehalten, die in einem geordneten Turnunterricht unumgänglich notwendig sind. Die volkstümlichen Übungen sind wesentlich erweitert und zu einer besonderen Gruppe vereinigt worden, so daß sich nunmehr der Lehrstoff in vier Gruppen gliedert: A. Ordnungsübungen, Freiübungen und Übungen mit Belastung, B. Geräteübungen, C. Volkstümliche Übungen, D. Spiele.

Was nun die Auswahl und Verteilung des Übungsstoffes anlangt, so wird vielleicht manchem Turnlehrer, besonders solchen, die an kleineren Anstalten unter günstigen Verhältnissen arbeiten, der für eine Klasse ausgewählte Stoff zu gering erscheinen. Aber die Verf. haben sich mit Absicht eine gewisse Beschränkung auferlegt, die hervorgegangen ist aus ihren eigenen Erfahrungen an den Berliner höheren Lehranstalten, wo die Zahl der von einem Lehrer zu unterrichtenden Schüler eine relativ hohe ist und wo vielfach sogar zwei Klassen von zwei Lehrern gleichzeitig Unterricht erhalten. Diesen erschwerenden Umständen ist bei der Auswahl und Anordnung des Stoffes Rücksicht getragen worden. Und an Anstalten von großer Schülerzahl, wo man unter gleich ungünstigen Verhältnissen Turnunterricht erteilen muß, reicht der Stoff, den die Verf. für die einzelnen Klassen aufgestellt haben, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, vollkommen aus, namentlich dann, wenn man sich von dem Gesichtspunkt leiten läßt, nur Übungen vorzunehmen, die jedesmal von der ganzen Klasse geleistet werden können.

Auf S. 14 unten sind in der vorletzten Zeile die Worte a) als Schluß — beim Druck abgesprungen.

2) H. Raydt und F. Eckardt, Das Wandern. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VI u. 183 S. 8. kart. 1,20 ℳ.

Kein Zweig der Leibesübungen hat in den letzten Jahren einen solchen Aufschwung genommen wie das Wandern, und dementsprechend zahlreich sind die literarischen Erscheinungen, die sich mit diesem

Digitized by Google

besonderen Gebiete befassen. Unter ihnen steht das vorliegende Buch, das den 7. Band der Kleinen Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele bildet, an erster Stelle. Das beweist schon äußerlich der überraschend schnelle Absatz der beiden ersten Auflagen. Die dritte Auflage hat infolge des starken Anwachsens des Materials gegen die früheren insofern eine Änderung erfahren, als alles, was veränderlich ist, wie Einzelunternehmungen, Namen und Zahlen, oder was noch im Werden begriffen ist, ausgeschieden wurde und hier nur das, was allgemein gültig ist und feststeht durch die Jahre, behandelt worden ist. Das veränderliche Material, dessen Erscheinen in kürzeren Zwischenräumen erforderlich ist, ist deshalb zu einem Deutschen Wanderjahrbuch zusammengestellt worden, dessen erste Ausgabe 1911 im gleichen Verlage erschienen ist. Das vorliegende Buch will eine Anleitung zu Wanderungen und Turnfahrten in Schule und Verein geben, und deshalb ist es in erster Linie für die Hand des Lehrers bzw. des Leiters von Wanderungen bestimmt. Aber auch jedem andern wird es von Nutzen sein, mag er es daheim als Vorbereitung für seine Wanderung oder auf der Wanderung selbst zu Rate ziehen. In fünf Hauptabschnitten werden Geschichte, Literatur, Wert und Zweck des Wanderns, dem Wandern entgegenstehende Schwierigkeiten und Hindernisse, sowie deren Beseitigung, Förderung des Wanderns kurz und anschaulich behandelt und zum Schluß treffliche Ratschläge für die Wanderung gegeben. Nimmt man dazu die 27 prächtigen Abbildungen im Text, so erfüllt das Buch nicht nur seinen Zweck, zum Wandern anzuleiten, sondern es weckt auch in dem Leser die Wanderlust. Und worüber könnten wir uns mehr freuen, als wenn „der echte germanische Wandersinn mit all seinen liebenswürdigen Eigenschaften wieder groß würde in Gottes schöner Welt!" Darum sei dies Büchlein zur Anschaffung aufs wärmste empfohlen.

3) H. Raydt, Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. 20. Jahrgang. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VIII u. 348 S. kart. 3 ℳ.

Der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele, der jetzt auf eine verdienstvolle zwanzigjährige Tätigkeit zurückblicken kann, hat von Anfang an den Zweck verfolgt, dem Vaterlande eine kräftige Generation zu schaffen und dem Heere in jedem Jahre ein körperlich und geistig gesundes und wehrhaftes Geschlecht zuzuführen. Um so bedeutsamer ist es, daß es ihm im verflossenen Jahre gelungen ist, auch die Heeresleitung für seine Sache zu gewinnen, wie das die im Mai erfolgte amtliche Einführung der Volks- und Jugendspiele in das Heer beweist. Und so ist denn das 20. Jahrbuch, das H. Raydt in Gemeinschaft mit den Vorsitzenden des Zentralausschusses E. von Schenckendorff und Prof. Dr. F. A. Schmidt herausgegeben hat, in der Hauptsache dieser besonderen Erziehung zur Wehrkraft gewidmet. Mit dem Jahnschen Worte: „Jeder Turner soll zum Wehrmann reifen, ohne verdrillt zu werden", das dem Jahr-

Digitized by Google

buch als Motto vorangestellt ist, wird der leitende Gesichtspunkt gegeben. Daher enthält gleich der erste Aufsatz über Nationale Erziehung durch Leibesübungen von E. von Schenckendorff eine Absage an die militärisch organisierten Jugendwehren; in treffenden Ausführungen weist Sch. nach, wie eine planmäßige körperliche Durchbildung unsrer Jugend durch Pflege der Leibesübungen aller Art unter hauptsächlicher Mitwirkung der Schulen und freien Vereinigungen die beste Vorbereitung für den Heeresdienst bildet, und er befindet sich dabei in völliger Übereinstimmung mit den Ansichten der Heeresverwaltung, wie die abgedruckten Urteile über seinen Aufsatz beweisen. Im gleichen Sinne behandelt der folgende Aufsatz von Major Kortegarn über die Jugendpflegebestrebungen und das Heer die engen Wechselbeziehungen zwischen Armee und Volk auf dem Gebiete der Leibesübungen. Dann begründet Oberstabsarzt Prof. Dr. Schwiening in seinem Aufsatz: „Was lehrt die Rekrutierungsstatistik hinsichtlich der körperlichen Ausbildung unsrer Jugend?“ die Notwendigkeit einer organisierten Jugendpflege in nationaler und sozial-hygienischer Hinsicht, während Regierungsrat Dominicus in seinem Vortrag über die Fürsorge für die schulentlassene Jugend die Mittel und Wege für eine Organisation der Jugendpflege darlegt. Mehr für die Praxis bestimmt sind die nun folgenden Abhandlungen: von Seminarlehrer Schäfer über Geländespiele, von Prof. du Bois-Reymond über das Rudern in bezug auf seine körperlichen und geistigen Einwirkungen, von Dr. E. Jaeger über die Bedeutung des Wintersports für die Gesundheit unsers Volkes. Etwas außerhalb des Rahmens fällt eine sehr lehrreiche Abhandlung von Prof. Goepel über einige Schwierigkeiten, die unter der deutschen studierenden Jugend dem Betriebe der Leibesübungen entgegenstehen.

Der übrige Teil des Jahrbuches enthält Berichte: so bringt Abschnitt II einen überaus wertvollen Bericht des Realschuldirektors Dr. Burgaß über die Literatur des Spiels und verwandter Leibesübungen im Jahre 1910; im Abschnitt III: „Aus der Tätigkeit des Zentralausschusses“ berichtet Raydt über die Fortschritte des Zentralausschusses, namentlich in der Förderung der Spielnachmittage, F. A. Schmidt über 20 Jahre Spielkurse, der Turnlehrer Kemnitz über einen Spielkursus in Schmalkalden, insbesondere für ländliche Spielleiter, Geh. Regierungsrat Dr. Hagen, der für die Jugend allzeit eifrige Landrat von Schmalkalden, über den staatlichen Wintersportkursus zur Ausbildung von Lehrern. Ebenso wie diese Berichte zeigen auch diejenigen im IV. und V. Abschnitt aus verschiedenen Gauen und Ländern über einzelne Veranstaltungen, unter denen die unter Leitung des Lehrers Zimpel ausgeführte Weimarfahrt der Frankfurter „Deutschherren“ d. h. Schüler der Deutschherren-Mittelschule am gelungensten erscheint, daß das Jahr 1910 der guten Sache des Zentralausschusses, der Förderung der Volks- und Jugendspiele und verwandter Leibesübungen in freier Luft ganz besonders erfreuliche Fortschritte gebracht hat. Und wenn hierbei die Wanderungen am meisten berücksichtigt sind, so hängt das mit der leitenden Idee des Jahrbuches aufs engste zu-

Digitized by Google

sammen; denn gerade das Wandern ist wohl als die beste mittelbare Vorbereitung für das Heer anzusehen. Erwähne ich dann noch die ausführlichen Mitteilungen im VI. und VII. Abschnitt über Spiel-Kurse und über den XI. Deutschen Kongreß für Volks- und Jugendspiele in Barmen, so kann man sich ein Bild von der Reichhaltigkeit dieses Jahrbuches machen, das außerdem noch zahlreiche treffliche Abbildungen im Text aufweist.

Und so kann ich nur wünschen, daß das Jahrbuch recht vielen Lesern in die Hände kommt, damit der guten Sache des Zentralausschusses immer mehr Helfer erstehen.

4) Eugen Doernberger, Jugendwandern. Zwei Vorträge. München 1911, Otto Gmelin. 36 S. 1,40 *M.*

Infolge einer Anregung der im Jahre 1911 in München gegründeten Vereinigung zur Förderung der Leibesübungen unter der Jugend hat der Verf., praktischer Arzt und zugleich Schularzt daselbst, zwei Vorträge über den Nutzen der Wanderungen gehalten, die er in einem Hefte unter obigem Titel vereinigt herausgegeben hat. Der erste Vortrag behandelt den Nutzen der Schülerwanderungen, der zweite beschränkt das gleiche Thema auf die volksschulentlassene Jugend. Man sieht, auch im Süden unseres Vaterlandes findet die Pflege der aus der Volksschule entlassenen Jugend ernste Beachtung.

In beiden Vorträgen betont der Verf., ausgehend von der Tatsache, daß der Prozentsatz der körperlich schwächlichen und kränklichen Schüler und Schülerinnen ein ziemlich hoher ist, aus dem Kreis der Möglichkeiten, die Jugend beiderlei Geschlechts wieder gesund und lebensfrisch zu machen, die Notwendigkeit des Wanderns. Er weist einleuchtend den Nutzen des Wanderns für die körperliche Entwicklung an der Hand vorgenommener Messungen und Wägungen nach und schließt daran treffliche Ratschläge vom ärztlichen Standpunkte, allgemeine, die von allen Wandernden, und besondere, die vom Führer zu beachten sind. Zum Schluß empfiehlt er, Organisationen zu schaffen, die insbesondere der volksschulentlassenen Jugend zur notwendigen körperlichen Kräftigung außer den Sonntagen nach werkstatt- bezw. geschäftsfreie Tage erwirken sollen.

Interessant ist eine als Nachtrag beigegebene Tabelle über die Beteiligung der Münchner Fortbildungsschüler des Schuljahres 1910/11 am Vereinsleben und an körperlichen Übungen.

Halle a. S. O. Reinecke.

Berichtigung.

S. 287 Z. 13 v. u. lies: Bernhart; letzte Z. l.: ursprünglich; S. 288 Z. 11 v. o. l.: Z. 5 v. o.; Z. 25 v. o. l.: ἠθικῆς, also. S. 289 Z. 8 v. o. l.: vergeistigtem.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Allgemeiner Beobachter. Halbmonatsschrift für alle Fragen des modernen Lebens. Hamburg 1, Alsterdamm 2. Jahrg. 1, Nr. 20.

2. L'Echo français, journal bi-mensuel. Stuttgart, W. Violet. 1912. Nr. 1.

3. The English Echo, a fortnightly paper. Ebenda. 1912. Nr. 1.

4. Hellauf. Illustrierte Monatsschrift zur Förderung der Enthaltsamkeit. Herausgegeben von Fr Schöll und A. Pfleiderer. Jahrg. 4, Nr. 1.

5. Sturm's Monatskorrespondenz für alle Wissensgebiete des öffentlichen Lebens. Jahrg. 1912, Nr. 1 u. 3.

6. Der Jungdeutschland-Bund. Bundes-Zeitschrift. Jahrg. 1, Nr. 1 (erscheint monatlich zweimal. Vierteljährlich 75 Pf., einzelne Nummer 15 Pf.

7. Juventus, ephemeris in usum iuventutis studiosae. Budapest VIII, Szentkirályi — u. 28.

8. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, herausgegeben von G. Kossinna. Würzburg, Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag). III S. 97—120. 255—278 (K. Schirmeisen, Buchstabenschrift, Lautwandel, Göttersage und Zeitrechnung).

9. Der ortograf, tseitšrift für lauttreue, natürliche rechtšraibuņ unt lateinšrift, sowi für reformen auf andern gebiten, herausgegeben von F. Mälis, šprachlehrer in neuštat (holštein). Jahrg. 3, Nr. 11.

10. *Παιδαγωγικὸν δελτίον, ἐκδιδόμενον ὑπὸ τοῦ ἐν Ἀθήναις ἑλληνικοῦ διδασκαλικοῦ συλλόγου. Τόμος πέμπτος τεῦχος τέταρτον, τόμος ἕκτος τεῦχος πρῶτ ν καὶ δεύτερον.*

11. Scriptor Latinus. Annus IX. Numerus 2 et 3.

12. Wissen ist Macht. Monatsschrift. Berlin, Heimat und Welt — Verlag, Wilhelm Weicher. 12 Hefte 3 *M*. Januar- und Februarheft 1912.

13. Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. Herausgegeben von Fr. Friedrich und P. Rühlmann. Jahrg. 2 (1912), Heft 1. Leipzig, B. G. Teubner. S. 1—72. Jährlich 6 Hefte, 6 *M*. Einzelne Hefte 1,50 *M*.

14. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1912, B. G. Teubner, geb. 1,12 *M*.

a) Schumburg, Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Für die Gebildeten aller Stände bearbeitet. Zweite Auflage mit 4 Figuren und 1 Tafel. 112 S.

Digitized by Google

b) A. Matthaei, Deutsche Baukunst im Mittelalter. Dritte Auflage mit zahlreichen Abbildungen und 2 Doppeltafeln. 164 S.

c) O. F. Walzel, Deutsche Romantik. Zweite und dritte umgearbeitete Auflage. 170 S.

d) J. L. Heiberg, Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum. Mit 2 Figuren. 102 S.

15. Velhagen & Klasings Sammlung französischer Schulausgaben, Ausgabe B mit Anmerkungen und einem Anhang, geb.

a) 180. Lfg. A. Aulard, Histoire politique de la révolution française. Herausgegeben von W. Kalbfleisch. 1910. IV u. 165 S. u. 35 S. 1,30 M.

b) 181. Lfg. L. Rousset, Histoire de la guerre Franco-allemande, im Auszuge herausgegeben von O. Leichsering. Mit 6 Karten. 1911. VI u. 122 S. u. 62 S. 1,20 M.

c) 182. Lfg. Mme G. Demoulin, Français illustres, im Auszuge herausgegeben von Fr. Schürmeyer. Mit 3 Karten und 6 Abbildungen. 1910. IV u. 172 S. u. 71 S. 1,60 M.

d) 183. Lfg. Mme E. de Pressensé, Petite mère, im Auszuge herausgegeben von Lehnert. 1911. V u. 133 S. u. 15 S. 1,10 M.

e) 184. Lfg. G. Nouvel, Pierre et Jacques ou l'école de la jeunesse, herausgegeben von Fr. Holl. Mit 15 Illustrationen und 1 Karte. 1911. VIII u. 167 S. u. 167 S. u. 57 S. 1,60 M.

f) 185. Lfg. Mme de Ségur, Mémoires d'un ane, herausgegeben von L. Meyn. 1912. VI u. 114 S. u. 12 S. 1 M.

g) 186. Lfg. H. Malin, Un collégien de Paris en 1870, herausgegeben von Fr. Weyel. Mit 1 Karte. 1911. VI u. 126 S. u. 25 S. 1,20 M.

h) 187. Lfg. J. Mairet, La petite princesse, herausgegeben von H Brandt. 1911. IV u. 94 S. u. 13 S. 0,90 M.

i) 188. Lfg. A. de Tocqueville, L'ancien régime et la révolution, im Auszuge herausgegeben von A. Wetzlar. 1912. VIII u. 120 S. u. 16 S. 1 M.

k) 189. Lfg. Französische Kriegsnovellen (Contes militaires), Erzählungen neuerer französischer Schriftsteller, herausgegeben von O. Glöde. Mit 5 Karten. 1912. XIV u. 114 S. u. 77 S. 1,30 M.

l) 190. Lfg. M. Maeterlinck, La vie des abeilles, herausgegeben von C. Th. Müller. Mit 1 Bildnis. 1912. VIII u. 80 S. u. 12 S. 0,80 M.

m) 191. Lfg. H. Taîne, Les origines de la France contemporaine. II: La révolution, herausgegeben von A. Wüllenweber. XXII u. 87 S. u. 44 S. 1,10 M.

16. Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, gebunden.

a) 124. Lfg. Fr. Günther, Lesebuch zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte. Erster Teil: Altertum und Mittelalter. 1909. VIII u. 119 S.

b) 125. Lfg. Das Nibelungenlied. Auswahl, herausgegeben von G. Guth. 1910. IV u. 70 S. 0,90 M.

c) 126. Lfg. Gedankenlyrik Goethes und Schillers. Auswahl, herausgegeben von J. Weichardt. 1910. VIII u. 152 S. 1,10 M.

d) 127. Lfg. Hebbel, Die Nibelungen, gekürzte Ausgabe, herausgegeben von H. Gaudig. 1910. XVI u. 160 S. 0,90 M.

Digitized by Google

e) 128. Lfg. Platos Gorgias. In Auswahl übersetzt, nebst einem Anhang aus dem Theätet, herausgegeben von Textor. 1911. XII u. 39 S. 0,50 M.

f) 129. Lfg. H. Jantzen, Die deutsche Romantik. Eine Auswahl. 1912. XVIII u. 161 S. 1,20 M.

g) 130. Lfg. Lessings Jugenddramen. Vom „Jungen Gelehrten" zum „Philotas". Bearbeitet von O. Kröhnert. Mit 2 Abbildungen. 1912. VI u. 160 S. 1,10 M.

h) 113. Lfg. Fichte. Schleiermacher. Auswahl aus ihren Schriften von O. Richter. Mit 2 Abbildungen. 1912. XII u. 193 S. 1,30 M.

i) 132. Lfg. P. Heyse, Andrea Delfin. Herausgegeben von J. Wychgram. 1912. XIII u. 93 S. 0,70 M.

k) 133. Lfg. O. Ludwig, Der Erbförster. Herausgegeben von H. Lebede. 1912. XI u. 109 S. 0,80 M.

l, m) 135., 136. Lfg. S. Lagerlöf, Legenden und Erzählungen. Herausgegeben von Töwe. 2 Bände. 1912. XIV u. 69 S. 0,70 M. XIV u. 86 S. 0,80 M.

17. Velhagen & Klasings Sammlung englischer Schulausgaben, Ausgabe B mit Anmerkungen in einem Anhang, geb.

a) 123. Lfg. Greater Britain, a sketch by M. H. Ferrars, auf Grund der Reform-Ausgabe herausgegeben von Fr. Schürmeyer. Mit 1 Karte. 1910. XVI u. 109 S. u. 49 S. 1,40 M.

b) 124. Lfg. Eminent Englishmen. Auswahl biographischer Skizzen, herausgegeben von Br. Herlet. Mit 1 Karte. 1910. V u. 127 S. u. 69 S. 1,40 M.

c) 125. Lfg. J. H. Fife, Merchant Enterprise in modern Times, herausgegeben von K. Beckmann. 1910. IV u. 97 S. u. 32 S. 1 M.

d) 126. Lfg. Eglish Historians, ausgewählte Abschnitte aus den Werken englischer Geschichtsschreiber, herausgegeben von A. Marquardsen. 1910. XII u. 91 S. u. 31 S. 1 M.

e) 128. Lfg. G. Eliot, Silas Marner the Weaver of Raveloe, herausgegeben von F. Meyer. 1901. VIII u. 122 S. u. 9 S. 1,10 M.

f) 129. Lfg. W. Besant, The History of London, herausgegeben von O. Hallbauer. Mit 10 Abbildungen u. 1 Karte. 1911. VIII u. 133 S. u. 56 S. 1,40 M.

g) 130. Lfg. Th. Hughes, Tom Brown's School-Days, herausgegeben von A. Schiller. Mit 4 Abbildungen. 1911. XXII u. 138 S. u. 37 S. 1,30 M.

h) 131. Lfg. B. S. Woolf, Litte Miss Prue, herausgegeben von M. Schirrmann. 1912. IV u. 140 S. u. 18 S. 1,10 M.

i) 132. Lfg. Ch. M. Mason, The Counties of England, herausgegeben von Fr. Strohmeyer. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. 1912. VI u. 149 S. u. 37 S. 1,30 M.

k) 133. Lfg. Collection of Tales and Sketches, herausgegeben von K. E. Reinle. IV. Bändchen. 1912. X u. 110 S. u. 31 S. 1,10 M.

l) 134. Lfg. W. James, Talks to Students on some of Life's Ideals, herausgegeben von B. Uhlemayr. 1912. VIII u. 59 S. u. 18 S. 0,80 M.

18. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1911—1912, Quelle & Meyer, geb. 1,25 M.

a) F. Stier-Somlo, Politik. 2. Auflage. VII u. 184 S.

b) Th. Bist, Kulturgeschichte Roms. 2. Aufl. 163 S.

c) E. Brandenburg, Die Deutsche Revolution 1848. VIII u. 133 S.

Digitized by Google

d) G. Steinhausen, Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. 160 S.
e) E. Posner, Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. 123 S.
f) P. Wagner, Grundfragen der Geologie. 140 S.
g) E. Meumann, Ästhetik der Gegenwart. Zweite Auflage. 180 S.
h) A. Dyroff, Einführung in die Psychologie. Zweite Auflage. 144 S.
i) M. Löhr, Einführung in das alte Testament. Mit 10 Abbildungen. 125 S.

19. Sammlung Göschen. Leipzig 1911/1912. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, geb. 0,80 ℳ.
a) J. Neuhaus, Schwedisch-deutsches Gesprächsbuch. 118 S.
b) J. Neuhaus, Schwedisches Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis des heutigen Schwedens. Mit Wörterverzeichnis. 120 S.
c) H. Miehe, Zellenlehre und Anatomie der Pflanzen. Mit 79 Abbildungen. 142 S.
d) M. Nordhausen, Morphologie und Organographie der Pflanzen. Mit 125 Abbildungen. 126 S.
e) A. Gercke, Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften. Zweites Bändchen. Dritte, umgearbeitete Auflage. 116 S.
f) G. Berlit, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. I: Martin Luther und Thomas Murner. Zweite, verbesserte Auflage. 141 S.
g) R. Brauns, Mineralogie. Mit 132 Abbildungen. Vierte Auflage. 142 S.
h) H. Stending, Griechische und römische Mythologie. Vierte Auflage. 156 S.
i) J. Klein, Chemie, anorganischer Teil. Fünfte Auflage. 170 S.
k) A. Sturm, Geschichte der Mathematik bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Mit 7 Figuren. Zweite Auflage. 155 S.
l) W. Migula, Pflanzenbiologie. Dritte Auflage. I: Allgemeine Biologie. Mit 45 Abbildungen. 127 S.
m) G. Lindau, Die Pilze. Eine Einführung in die Kenntnis ihrer Formenreihen. Mit 10 Figurengruppen. 128 S.

20. Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von J. Ziehen. Dresden, L. Ehlermann.
a) Nr. 75. Shakespeare, Hamlet. Übersetzung von A. W. Schlegel. Revidiert und mit Bemerkungen herausgegeben von H. Conrad. 200 S. geb.
b) Nr. 77. Shakespeare, Kaufmann von Venedig. Übersetzung von A. W. Schlegel. Revidiert und mit Anmerkungen herausgegeben von H. Conrad. 154 S. geb.

21. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig, B. G. Teubner.
a) Sophokles, König Odipus, übersetzt von J. M. Stowasser. XVIII u. 50 S. 0,50 ℳ.
b) Annette Freiin von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche. Fr. Helm, Die Marzipan-Lise. Herausgegeben von P. Pirker. XIII u. 70 S. 0,50 ℳ.
c) H. v. Kleist, Der zerbrochene Krug. Herausgegeben von H. Krauß. XII u. 59 S. 0,50 ℳ.

Digitized by Google

d) Z. Werner, Der vierundzwanzigste Februar. A. Müllner, Der neunundzwanzigste Februar. Herausgegeben von A. Koppitz. XVI u. 70 S. 0,50 M.

22. Sammlung Schubert. Leipzig, 1912. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

a) A. v. Flotow, Einleitung in die Astronomie. Mit 1 Figur. XIV u. 289 S. geb. 7 M.

b) H. Schubert, Niedere Analysis. Teil II: Funktionen, Reihen, Gleichungen. Mit 3 Figuren. 2. Auflage. V u. 215 S. geb. 3,80 M.

c) H. Wieleitner, Geschichte der Mathematik. Teil II: Von Cartesius bis zur Wende des 18. Jahrhunderts, 1. Hälfte: Arithmetik, Algebra, Analysis. Bearbeitet unter Benutzung des Nachlasses von A. v. Braunmühl. Mit 6 Figuren. V u. 251 S. geb.

22. Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1912, geb.

a) Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Herausgegeben von J. Lackner. 117 S. 0,75 M.

b) Tiecks Märchen. Herausgegeben von E. Hladny. 91 S.

c) Fr. Spielhagen, Hammer und Amboß. Herausgegeben von J. Pohl. 231 S. geb. 1,20 M.

23. Freytags französische Schriftsteller. Leipzig 1912, G. Freytag.

a) G. Boissier, Cicéron et ses amis, étude sur la société romaine du temps de César. Édition annotée par R. Ackermann. Avec 7 illustrations et 3 cartes. 116 S. geb. 1,20 M.

b) W. Shakespeare, The Winter's Tale. Herausgegeben von E. Penner. 154 S. geb. 1,50 M.

24. Freytags Sammlung englischer Schriftsteller. Leipzig 1912, G. Freytag. geb.

a) Ch. Dickens David Copperfield's Youth. Herausgegeben von J. Ellinger. Mit 1 Titelbild und 1 Abbildung. 182 S. 1,70 M.

b) Shakespeare, King Richard the Third. Herausgegeben von L. Wurth. Mit 1 Abbildung. 209 S. 1,80 M.

25. Hendschels Luginsland. Frankfurt a. M. 1911. Expedition von Hendschels Telegraph, M. Hendschel.

a) Heft 16: H. Biendl, Wien—Triest. 63 S. 1 M. (4 Karten, 1 Streckenprofil, 20 Abbildungen.)

b) Heft 18: R. Schwemer, Frankfurt a. M.—Basel. 53 S. 0,75 M. (4 K., 1 St., 20 Abb.)

c) Heft 19: A. Höfer, Frankfurt a. M.—Nancy. 45 S. 0,75 M. (3 K., 1 Str., 18 Abb.)

d) Heft 20 und 21: K. Schwarzlose, Wien—Belgrad (Bukarest)—Konstantinopel. Mit 6 (8) K., 1 Str., 49 (63) Abb. 1912. 123 u. 153 S. 2,50 M u. 3 M.

e) Heft 24: A. Herzog, München—Straßburg. 63 S. 0,75 M. (4 K., 1 Str., 21 Abb.)

f) Heft 25: H. Grimm, Straßburg—Paris. 60 S. 1,25 M. (4 K., 1 Str., 18 Abb.)

g) Heft 27: J. A. Lux, Dalmatien, österreichische Rieviera. 103 S. 2,50 M. (4 K., 65 Abb.)

26. A. Adler, Der Unterricht in der darstellenden Geometrie an den Realschulen und Realgymnasien. — E. Müller, desgleichen an den Technischen Hochschulen. Wien 1911. Alfred Hölder. 124 S. gr. 8.

27. Aristotelis De anima libri III. Recognovit

Digitized by Google

Guilelmus Biehl. Editio altera, curavit O. Apelt. Leipzig 1911. XVI u. 141 S. 2,20 ℳ, geb. 2,60 ℳ.

28. Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich. Heft 10. Der mathematische Unterricht an der Hochschule für Bodenkultur usw. von O. Simony, E. Kobald usw. Wien 1911, A. Hölder. 39 S.

29. W. Besant, Elisabethan London. Herausgegeben von M. Derby und W. Bohm. Leipzig 1911, B. G. Teubner. Text mit Illustrationen. 95 S. 0,60 ℳ. geb. 0,90 ℳ. Notes 56 S. 0,60 ℳ.

30. H. Boerner, Vorschule der Chemie und Mineralogie. Mit 89 Abbildungen. Vierte Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 88 S. gr. 8. 1,50 ℳ.

31. H. Bretschneider, Kurzgefaßte Französische Synonymik mit erläuternden Satzbeispielen. Fünfte Auflage. Leipzig 1910, Rengersche Buchhandlung. 31 S. kart.

32. Bulwer, The Last Days of Pompei, gekürzt herausgegeben von E. Oswald. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1912. 168 S. geb. 1,50 ℳ.

33. A. Daur, Die ästhetische Sinnlichkeit als Sehen und Hören im Erfassen dichterischer Gebilde. Leipzig 1911, Quelle und Meyer. 50 S. gr. 8. 1 ℳ.

34. R. Dietlein, W. Dietlein, Fr. Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Dritter Band, 8. Auflage von P. Polack und Fr. Polack. Leipzig 1912, B. G. Teubner. IV u. 708 S. 5,60 ℳ, geb. 7 ℳ.

35. H. Ditscheid, Die Heidenmission. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Mit Geleitwort von P. Acker und Alois Fürst zu Löwenstein. Cöln 1911, J. P. Bachem. 115 S. 1 ℳ.

36. Deutsche Balladen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ausgewählt von R. Wasserzieher. Münster i. W. 1911, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 256 S. geb. 1,40 ℳ.

37. J. Ellinger und A. J. P. Butler, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Leipzig 1912, G. Freytag. Teil I (für das I. und II. Unterrichtsjahr) mit 12 Abbildungen und 1 Münztafel. 202 S. geb. 2,50 ℳ. — Teil II (für das III. und IV. Unterrichtsjahr): An English Reader mit 49 Abbildungen und 5 Karten. 335 S. geb. 4 ℳ. — Teil III: A short English Syntax and Exercises. With an English-German and a German-English Glossary. 145 S. geb. 2 ℳ.

38. E. Engel, Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte. Ein Volksbuch. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. Sechste, durchgesehene Auflage. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1911. 375 S. geb. 4 ℳ.

39. E. Enzensperger, Alpenfahrten der Jugend. Erstes Buch: Im Wetterstein. München 1911, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 148 S. geb. 2 ℳ.

40. Epistulae privatae Graecae, quae in papyris aetatis Lagidarum servantur. Edidit St. Witkowski. Adiecta est tabula phototypica. Editis altera auctior. Lipsiae 1911, B. G. Teubner. XXVII u. 194 S. 3 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

41. E. Falch, Deutsche Göttergeschichte, der Jugend erzählt. Vierte Auflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VI u. 46 S. geb. 1,20 ℳ.

42. Die Familien-Geschichte. Genaue Anleitung zur Anlegung, Ordnung und Sammlung aller einschlägigen Urkunden nebst zahlreichen Vorlagen und Beiträgen zur Wappen- und Ahnenkunde

Digitized by Google

bürgerlicher Geschlechter. Herausgegeben von der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft Düsseldorf-Gerresheim. 12 S. 4 M.

43. Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau. Breslau 1912. 138 S. gr. 8. Inhalt: 3 Abhandlungen, darunter Wiedemann, Johann Gottlieb Schummel und die Rektorwahl am Gymnasium zu St. Elisabeth im Jahre 1809/10. Ein Beitrag zur Geschichte der großen preußischen Reformzeit S. 1—91.

44. Roy C. Flickinger, The Influence of Local Theatrical Conditions apon the Drama of the Greeks. 20 S. (S.-A. aus The Classical Journal VII [1911].)

45. S. Frankfurter, Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. 12. Heft. Mit 3 Abbildungen. Wien 1911, Carl Fromme. 120 S.

46. H. Giehrl, Der Offizier im Dienste der Jugendpflege. Vortrag. Berlin 1912, E. S. Mittler & Sohn. 23 S.

47. Graher's Leitfaden der Körperlehre und Tierkunde für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen bearbeitet von Th. Altschul und Fr. Werner. Mit 552 Abbildungen und 14 Farbendrucktafeln. Siebente Auflage. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1912. 217 S. geb. 4,70 M.

48. M. Greubel, Lehrproben oder Unterrichtslektionen zur Einführung in das Verständnis der Landkarten unter Benutzung von Greubels Lehrrelief. Zweite Auflage. Leipzig, Ludwig Julius Heymann. 45 S. 1,50 M.

49. R. Helm, Volkslatein. Lateinisches Übungsbuch zur ersten Einführung Erwachsener, insbesondere für volkstümliche Vortragskurse. Mit einem Vorwort von H. Diels. Vierte Auflage. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 46 S. u. IV Tabellen. 0,90 M.

50. J. J. Hoffmann, Grundlehren der Logik. Zweite Auflage. Wien und Leipzig 1912, Wilhelm Braumüller. IV u. 128 S. 2 Kr, geb. 2 Kr 40 h.

51. H. Janetscheck, Stammtafel zum Heroenzeitalter der Hellenen. Leipzig für Literatur, Kunst und Musik. Nebst 60 S. Text. 1,50 M, geb. 2,50 M.

52. O. Kaemmel, Das Zeitalter der Westmächte und der Weltpolitik seit 1871. Nachtrag zu den Grundzügen der neueren Geschichte. Meißen 1912, H. W. Schlimpert. 20 S. 0,30 M.

53. R. Knorr, Südgallische Terra-Sigillata-Gefäße von Rottweil. Mit 30 Tafeln. Stuttgart 1912, W. Kohlhammer. 50 S. 4 M.

54 M. Linnich, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geometrie. Für die Oberrealschul- und Realgymnasialkurse der Studienanstalten bearbeitet. Zweiter Teil. Teil II: Lehrstoff der Klasse III. Mit 114 Figuren. Leipzig 1912, G. Freytag. 184 S. geb. 2,50 M.

55. Mélanges de prose moderne (Histoire, philosophie, économie politique, voyages), publiés et annotés par H. Gassner. Leipzig 1912, G. Freytag. 117 S. geb. 1,20 M.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Beiträge zur Erklärung horazischer Oden. Zweite Reihe.

In der Beilage zum Salzwedler Jahresbericht von 1907 hatte ich den ersten Teil dieser Beiträge veröffentlicht; auf die dort gemachten Bemerkungen verweise ich, meine Auffassung der horazischen Odenpoesie ist dieselbe geblieben, insbesondere bin ich nach wie vor der Meinung, daß man die Oden des Dichters zu einem guten Teil als persönliche Äußerungen, als Gelegenheitsgedichte, als Persönlichkeitslyrik ansehen müsse. Zu einem vollen und allseitigen Verständnis würde man demnach ja freilich erst dann gelangen und den intimsten Gehalt der Oden am wahrsten und lebendigsten erst dann spüren können, wenn man überall den bestimmten Anlaß kennte, der sie hervorgerufen hat, den kennen wir aber meist nicht, man müßte denn Erzeugnisse der eigenen Phantasie wohlgemut für Wirklichkeit nehmen. Sodann ist doch recht sehr zu beachten, daß, wenn Horaz im Jahre 23 v. Chr. eine Sammlung seiner Lieder selbst veranstaltet und diese einem größeren Publikum zugänglich gemacht hat, er sich genötigt sah, sie in einer solchen Gestalt herauszugeben, daß sie diesem Publikum an und für sich, d. h. ohne Kenntnis der besonderen Veranlassung, im ganzen und großen verständlich waren und von ihm genossen werden konnten. Und an die Nachwelt hat er doch wohl auch gedacht.[1]) So mag er wohl damals hier und da Änderungen vorgenommen, beschnitten, gemildert oder gesteigert, allzu Persönliches und Intimes verschleiert[2]), d. h. um der Allgemeinheit willen

[1]) Vgl. Od. II 19; III 30. Natürlich durfte er das Zeitmilieu, die großen Zeitereignisse, hervorragende Persönlichkeiten usw. als bekannt voraussetzen. Wir modernen Leser sind allerdings, wo es sich um das volle Verständnis handelt, in einer ungünstigeren Lage als die Zeitgenossen des Dichters, weil manche diesen und auch der nächsten Folgezeit wohl bekannte Beziehungen uns dunkel sind. Und so sehr sich Horaz die Nachwelt als sein Publikum denkt, den allgemein römischen Standpunkt, römische Verhältnisse nimmt er natürlich als gegeben an. Auch in dieser Hinsicht gilt: dum Capitolium scandet cum tacita virgine pontifex (Od. III 30, 8 f.).

[2]) Eine Spur einer solchen Änderung scheint sich im Anfang von Od. II 19 zu verraten.

Digitized by Google

verallgemeinert haben[1]), so erklärt sich wohl auch z. T. der allgemeine rhetorisch-pathetische Einschlag, den man in seiner Odenpoesie beobachten kann, vielleicht auch lassen sich einzelne Inkongruenzen, die sich bei ihm finden, auf diese sozusagen doppelte Redaktion zurückführen. Jedenfalls konnte er so einer Wirkung auf die Allgemeinheit sicherer sein. Daß er aber eine solche Wirkung überhaupt gewünscht, daß er mit seinen Dichtungen bestimmte Zwecke verfolgt hat, ist bei einer Natur wie der seinigen nur natürlich, dazu war er zu sehr praktischer Römer, insbesondere z. B. zu sehr von dem Streben erfüllt, dem Augustus bei seinem Reformwerk an seinem Teile zu helfen. Er selbst erklärt ja Ars poet. 333 f.: aut prodesse volunt aut delectare poetae aut simul et iucunda et idonea dicere vitae! Diese Auffassung von den Zwecken der Dichtung wird ihn wohl bei der Schöpfung und Herausgabe seiner eigenen Lieder geleitet haben, d. h. er hat dabei ethische oder ästhetische oder beiderlei Wirkungen von ihnen erhofft. Manche Oden hat er nun von vornherein für sein Volk gedichtet, zu dessen Freude und Gewinn, manche aber waren zunächst rein persönlichen Absichten entsprungen; als ein Freund seiner Freunde hat er diesen aus der Fülle seiner Einsicht, seiner reifen Lebenserfahrung, seiner Güte mitgeteilt, sie mit der Schönheit seiner Dichtungen erfreut, er hat ihnen freundlichen Herzens geraten und geholfen und das bei der Schönheit der Form um so wirksamer. Aber diese Menschen waren doch wieder Kinder ihrer Zeit, die das Gepräge dieser an sich trugen; was er also ihnen gab, gab er allen, zumal es seinem zur Reflexion neigenden Wesen entsprach, Persönliches allgemein zu wenden, wie andererseits sein Takt und seine Urbanität es vermieden, Persönliches stark zu betonen und hervorzukehren.

War also ein Zweck der Sammlung aus dem Jahre 23 der, durch eine Reihe von Oden seine Zeit ethisch und ästhetisch zu beeinflussen, so müssen wir uns zum rechten Verständnis stets die geistige Signatur, die seelische Verfassung dieser Zeit gegenwärtig halten, müssen daran denken, was für ein Jahrhundert blutigster Kämpfe und gewaltiger Umwälzungen das damalige Geschlecht hinter sich hatte, was es an Jammer und Greueln erlebt und erlitten hatte, wie trotz des Friedensregiments des Augustus eine wirkliche, tiefgehende Beruhigung und Befriedigung der Gemüter nicht eingetreten war und nicht hatte eintreten können, vielmehr die Erinnerung an jene Schrecken in den Herzen nachzitterte, ferner wie noch immer Gefahren drohten und man seines Lebens, seines Eigentums, seines Glückes nicht sicher war, vielmehr Proskription, Konfiskation der Güter, kaiserliche Ungnade, Denunziation, Verbannung, Tod immer erwartet werden konnten. Diese Menschen waren durch das Geschehene aus dem Gleichmaß gerissen, konnten sich

[1]) Ob Horaz aber wohl alle seine Lieder so bearbeiten konnte, daß sie vor ein breites Publikum treten und diesem etwas bieten konnten? Auch darum (s. die oben genannte Abhandlung S. 10 Anm.) könnte man vermuten, daß wir in unseren 4 Büchern Oden nur eine Auswahl horazischer Gedichte vor uns haben.

Digitized by Google

nicht beherrschen, waren bald so, bald so gestimmt, man fiel von einem Extrem in das andere, das Gemüts- und Willensleben war eben ungesund. Einerseits herrschte geistige Ermattung und stumpfe Resignation, andererseits eine nervöse, aufreibende Unruhe, man kannte kein ruhiges Genießen des Guten, das man besaß, kein stilles, behagliches Hinnehmen eines freudvollen Augenblicks, man raffte hastig zusammen, gefiel sich in ungeheuerlichen Unternehmungen, in ausschweifenden Plänen, im Extremen und Absonderlichen, suchte Befriedigung der aufgepeitschten Nerven in ungemessenem Prunk der Lebensführung und in maßloser Genußsucht. Augustus erkannte das zerrüttende Zeitübel wohl, aber was er dagegen unternahm, blieb äußerlich und i. a. wirkungslos, die sittlichen Mächte gehorchen eben keinem noch so ernst und redlich gemeinten Machtgebot, die Heilung mußte eben von innen kommen, durch eine Umstimmung der Gemüter mit Hilfe großer geistiger Mächte. Die Religion nun hatte, veräußerlicht und erstarrt, wie sie damals war, keine umgestaltende Kraft mehr, Augustus hat sie vergebens in seinen Dienst zu ziehen versucht. So sollte die Kunst helfen, ästhetische Kultur! Und in deren Dienst stellte sich nun Horaz, er hat als ein Arzt seiner Zeit gesunden, hat umschaffen und an seinem Teile eine Wiedergeburt des öffentlichen Geistes herbeiführen, die gebildeten Schichten des Volkes von Innen fassen, sie zu erquicklicher, wieder an das Leben, an seinen Wert und an seine Schönheit glaubender Freude und so zu frischem Lebensmut bringen, er hat sie durch die Klarheit und Abgemessenheit seiner Gedanken gewinnen, insbesondere aber durch die Schönheit der poetischen Form erheben, erfreuen und veredeln wollen. Darum eben die zuweilen rücksichtslose Rücksicht auf die Schönheit, die oberstes Gesetz war, daher der vollendete Versbau, die Lieblichkeit der Rhythmen, das Ebenmaß der Gedanken, der wundervolle Klang und die plastische Schönheit des Ausdrucks, er wollte das künstlerische Empfinden fördern, Freude am Schönen wecken und so auch ethisch beeinflussen. Pflege des Schönen war Pflege eines Ideals, der verwilderte, unvornehme Sinn der Zeit sollte vornehm werden.[1]) So ist Horaz der Dichter seiner Zeit gewesen, und weil seine Gedichte sich in enge Beziehungen zu ihrem Geiste setzen, sind sie auch eine Fundgrube für die Kenntnis der Psychologie dieser Zeit.

Suchen wir nun von dem eben gekennzeichneten Standpunkt aus den Gehalt einiger Oden des zweiten Buches zu erfassen!

Zu II 3. Der Dellius dieser Ode war so ein Typus der Menschen dieser Zeit, in Extremen sich bewegend, bald maßloser Lust hingegeben, bald in dumpfer Trauer ermattet und erschlafft (iniqua mens in rebus arduis, in bonis insolens laetitia-seu maestus omni tempore, seu per dies festos beatus), das Glück nervös suchend, aber es suchend in der

[1]) Ausgesprochen hat Horaz selbst den Gedanken in der Römerode III 4; der Sinn dieser Ode ist: Begeisterung für die edle Kunst soll den Römern innewohnen; denn diese schützt vor Maßlosigkeit und Verwilderung.

Digitized by Google

Massenhaftigkeit äußerer Güter, die er in Hast und Gier erworben hat (saltus coempti, villa, domus, divitiae in altum exstructae) und ebenso äußerlich suchend in der Vornehmheit der Herkunft, auf die er sich viel zu Gute tat[1]), aber weil das die einzigen Werte waren, die er kannte, darum von dem quälenden Wunsch beherrscht, nur ja nicht einmal von diesen Gütern hinweg zu müssen. Wo war bei solchen Menschen Glück und Freude? Horaz will nun heilen, darum fordert er Gleichmaß, eine Mittellage der Stimmung, die Ruhe bringt; darum sucht er das männliche Bewußtsein zu wecken, der Tod ist nun einmal aller Menschen Teil, das deine, wie auch das meine, eben unser aller (V. 25—27: eodem cogimur, omnium, omnes, nos), ein Gedanke, der am Anfang des Gedichts steht (moriture) und in der Mitte und am Ende wiederkehrt, darum schleudert er ihm zweimal schonungslos das schneidende, aber einem solchen Menschen zur Gewinnung der Selbstbesinnung so notwendige cedes „Du mußt hinweg" entgegen, darum setzt er in scharfen Kontrast zu der Fülle des Reichtums das idyllische Genießen in einer friedlichen Natur und in behaglichen Lebensfreuden, wo die ruhelose Seele ausruhen kann: unter Bäumen, deren Gezweig sich zum Schatten doch vereint, an einem sprudelnden, munter dahinrauschenden Wasser, in der malerischen Schönheit eines sich schlängelnden Baches; hier unter Rosen und beim Wein in froher Gesellschaft einmal zur Ruhe und zum Genuß des Augenblicks kommen, das schafft Glück! Gerade die Bescheidenheit der hier empfohlenen Freuden ist ein wesentlicher Zug, und keineswegs ist das die Meinung des Dichters, daß nun Dellius so mit flores, rosae, unguenta und vina sein ganzes Leben hinbringen soll, das sind ja nur Bilder und Beispiele der Lebensfreude, der wirklichen, die man genießen soll. Es ist, meine ich, geradezu eine Verkennung des Dichters, wenn man meint, er predige an sich einen solchen leichten Lebensgenuß als ein absolutes Lebensideal; vielmehr wenn er ihn hier und anderswo rühmte, so geschah es, weil diese epikureische Weisheit eben für die Menschen dieser Zeit ein wirkliches Heilmittel war.

Zuweilen schon haben geschichtliche Überlieferungen Andeutungen des Horaz bestätigt. Von einem Dellius wird bekanntlich überliefert, daß er ein negotiator war, also wohl großen Reichtum besaß, und daß er den Spottnamen desultor bellorum civilium führte, also er ein unruhiger Kopf, ein hin- und herschwankender Mensch war. Beides paßt auf den Dellius unserer Ode. Für ihn hat der Dichter sie zunächst geschrieben — einzelnes klingt einigermaßen individuell! — im Jahre 23, aber für alle Dellii bstimmt, an denen eben kein Mangel war, so wenig, wie sie in unserer Zeit fehlen.

Zu II 10. Es wird von einem Licinius Murena aus der Zeit des Dichters berichtet, der ein unruhiger Mensch gewesen sein soll, ein

[1]) Vielleicht hat er sein Geschlecht wirklich auf einen Heros wie Inachus (V. 21) zurückgeführt, wie die kleine Ehrsucht der Zeit es liebte; auch Od. III 17 tritt uns ja ein solcher Narr entgegen.

Digitized by Google

hochstrebender Mann, der es bis zum Amtsgenossen des Augustus in dessen Konsulat brachte, aber einer, der sich nicht zu zügeln verstand und das nüchterne Maß in der Beurteilung des Erreichbaren verlor: er nahm an einer Verschwörung gegen den Kaiser teil und fiel durch Henkershand. Auf ihn würde die Ode passen mit ihrer Mahnung im Eingang, nicht „immer" auf das hohe Meer mit seinen Gefahren hinauszudrängen, und mit den stark gehäuften Beispielen von hohen und darum so unsicheren und gefährdeten Dingen: die schlanke Pinie wird am heftigsten geschüttelt, die ragenden Türme tun den schwersten Fall, der Blitz trifft gerade die höchsten Berge, und wenn die Ode mit der Mahnung schließt, bei allzu günstigem Winde die Segel zu reffen, so glaubt man wieder für Licinius eine solche Mahnung persönlichster Art zu hören. Aber wenn auch dieses Mannes Streben hoch, beängstigend hoch ging, er war dann doch — kein psychologischer Widerspruch eben gerade in diesen Zeiten! — auch wieder einer von denen, die unmittelbar nach dem kühnsten Streben, der stolzesten Zuversicht in das entgegengesetzte Extrem fielen, sowie die Lage schwierig wurde, verzweifelt und pessimistisch den Kopf hingen und sich dann nicht aufraffen konnten; darum in demselben Gedicht auch die Mahnung: rebus angustis animosus (voll Lebensmut) atque fortis (stark; ferre) appare!, darum auch die Empfehlung der mediocritas. Wir finden also auch hier wie in II 3 eine Empfehlung der mens aequa, nur nach der Seite des Willens, nicht wie dort nach der der Stimmung hin. Augenblicklich muß wohl Licinius niedergeschmettert sein und in übler Lage sich befinden, denn die Verse 16—20 enthalten deutlich einen aufmunternden Trost: Apollo spannt nicht immer den Bogen.[1]. Also der Dichter empfiehlt die Mttelstraße und nennt diese emphatisch golden, also das Allerbeste, ein Ideal. Wo bleibt aber bei solcher Philosophie das frische Streben, der Fortschritt? Würde diese Mittelstraße nicht geradeaus in das Land der Philister führen? Gebhardi zitiert in seinem Kommentar ein Wort des Grafen von Strachwitz, der die aurea mediocritas gar als „einen Deckmantel für Memmen und Schufte, als das Schlupfloch jeder feigen Blöße" bezeichnet! Indessen verurteilt Horaz hier keineswegs wagendes Streben überhaupt, er warnt aber (V. 2) vor einem semper altum urgere; sodann bedenke man, wie eben diese Zeit gerade nach allem, was sie erlebt hatte, des ruhigen Gleichmaßes, der Mittellinie bedurfte, um zu gesunden. Nicht zur Menschheit spricht hier der Dichter, sondern zu seinem Freunde Licinius und — die Ode ist ein Zeitgedicht! — zu den diesem ähnlichen Zeitgenossen; denn so mancher war damals wie Licinius bald himmelaufjauchzend, bald zu Tode betrübt und kannte nur

[1]) Liegt hier nur ein mythologisches Bild vor? Oder sollte etwa gar mit Apollo der Kaiser gemeint sein? Man kennt ja des Augustus Vorliebe für diesen Gott, ja gern ließ er sich mit ihm vergleichen! Seit Aktium stand Apollo als Schutzgott Roms und seines Fürsten in hohen Ehren.

Digitized by Google

ein aut-aut, das hohe Meer oder die Küste, den stolzen Palast oder die dürftige, drückende Hütte. Denen galt die Ode.

Zweierlei fällt übrigens an ihr auf, einmal die sich geradezu überstürzende Fülle des bildlichen Ausdrucks, da finden sich 10 mehr oder weniger ausgeführte Bilder in 24 Versen, ein Bild reiht sich fast unmittelbar an das andere, der Gedankenfortschritt selbst erfolgt nur in Bildern, ja für denselben Gedanken werden mehrere solcher verwendet. Woher kommt das? Will Horaz dringlich reden, gleichsam überreden? Soll die Fülle poetischer Mittel fertig bringen, was der einfache Ausdruck nicht vermochte? Durfte er zu Licinius, der wohl ein eigenwilliger, hochfahrender Mensch war, nicht geradezu, sondern eben nur in solchen Umschreibungen sprechen? — Oder aber spielt der Dichter etwas mit dem Gedanken? Dann würde dieser sermo luxurians der Ode freilich etwas Gekünsteltes haben, das Streben nach dem delectare würde das nach dem prodesse überwuchert haben. Man hat ja auch gelegentlich die Ode mehr ein Produkt des Kopfes als der Seele genannt! Am auffallendsten ist die 3. Strophe, in der 3 Bilder zum Ausdruck desselben Gedankens verwendet werden (saevius ventis agitatur ingens pinus et celsae graviore casu decidunt turres feriuntque summos fulgura montes), eines Gedankens, den Maecenas (bei Senec. Ep. 19, 9)[1]) in seiner koketten und gezierten Schreibart gesucht und geschraubt so wiedergibt: ipsa altitudo attenuat summa. Bezieht sich Horaz an unserer Stelle auf den Freund? Und wenn, zu welchem Zwecke? Liegt eine Courtoisie vor oder eine Rektifizierung, eine Art Belehrung, wie man den Gedanken poetisch ausdrücken könne? — Merkwürdig ist sodann, daß das von der See hergenommene Bild, das am Anfang der Ode antithetisch verwendet wird, überraschend am Ende im Gegensatz zu einem Bild anderer Art verwandt wird (rebus angustis animosus atque fortis appare, sapienter idem contrahes vento nimium secundo turgida vela). Das sieht wie Absicht aus. Wollte Horaz so eine künstlerische Geschlossenheit der Ode herstellen? Oder meinte er, auf Licinius gerade mit Bildern, die von der See entlehnt sind, wirken zu können? Und wenn das, warum?

Zu II 14. Sehen wir in Horaz nicht einen Dichter, der „Studien" verfaßt hat, die in poetischer Form philosophische Gemeinplätze ausführen, sondern einen, der sich persönlich an seine Freunde und an seine Zeit gewendet hat, dann ist auch diese Ode an Postumus einem persönlichen Anlaß entsprungen, und dann sagt sie uns mehr und anderes als die billige Weisheit: „Sterben müssen wir alle, darum genieße dein Leben!" Die damalige Menschheit, die soviel Schrecken gesehen hatte und so wenig innere Werte kannte, war von Furcht um

[1]) Auch sonst finden sich, wie es scheint, bei Horaz Anspielungen auf die Schriftstellerei des Maecenas. Eine Reminiszenz glaubten wir in Od. II 12 zu finden (s. Programm S. 5, Anm. 3), Od. II 18 bringt die Prometheussage in der von Maecenas geprägten Gestalt, an sein Symposion erinnert die Weinode III 21.

Digitized by Google

das Leben erfüllt, angstvoll klammerte man sich an das Dasein mit seinen Gütern, mit dem, was man hatte, töricht und eigensinnig, als ob es keinen Tod und kein Ende geben dürfte; ein furchtloses, aufrechtes, männliches Geschlecht konnte dabei nicht erstehen, und doch war ein solches für Rom, wenn es weiter bestehen sollte, sehr nötig. Der hier angeredete Postumus war nun einer von diesen vielen, ihn meint der Dichter zunächst (daher individuelle Züge!), aber in ihm als Typus die Zeit: wie der, so hing mancher[1]) so voller Angst am Leben, daß er in seiner Weise fromm wurde und Opfer auf Opfer darbrachte[2]), daß er sich vor jeder nur möglichen Gefahr voll ängstlicher Sorge hütete (daher diese dreifache Aufzählung von Gefahren in V. 13 ff.), daß er einem kindischen Aberglauben, dem Glauben an die angeblichen Schrecken der Unterwelt verfiel (daher die fünfte Strophe mit ihrer ausgeführten ironischen Schilderung der grauenvollen Stätte des Hades: Menschen von des Postumus Art malen sich in ihrem Grauen vor jener Welt mit erregter Phantasie solche Schrecken aus, die alten Ammenmärchen, die fabellae aniles, werden wieder lebendig und finden neuen und starken Glauben). Dem gegenüber hilft dann eben nichts anderes als das rücksichtslose: du mußt fort (visendus ater Cocytus . . . V. 21 ff.; linquenda tellus . . . V. 25 ff.), du mußt fort von allem, was du lieb hast. Horaz — sonst so liebenswürdig! — kann hier nicht schonen, darum die unbarmherzige Aufzählung (V. 21 f.) dessen, wovon der Mann fort muß: von seinem Feld, seinem Haus, seiner hübschen Gattin, von den mit eigener Hand gepflegten Bäumen, von diesen allen, setzt er mit schneidendem Lächeln hinzu, außer von dem düstern Todes- und Grabesbaum, der Cypresse! Doch unser Dichter ist kein Mann, der in der blutenden Wunde grausam wühlen kann, deshalb setzt er in wirksamstem Kontrast mit schalkhaftem Humor, wie er ihm eigen ist, weiter hinzu, „auch von deinen hinter hundert Riegeln verwahrten Weinen, die ein Erbe verschlemmen wird“, und darum schließt er mit dem Scherz von den stolzen Priesterdiners. — Die Ode lehrt also nicht: Genieße!, sondern sie ruft dem blassen Geschlecht zu: Weg mit der unmännlichen Todesfurcht! Die harte Wahrheit von der Unentrinnbarkeit des Todes erscheint aber in einem Gewande, das gerade hier sehr schön ist — immer sind die wohlklingenden Verse und der vollendete Ausdruck unserer Ode bewundert worden. — Die Kunst verschönt, so wird auch eine böse Wahrheit freundlicher.

Sollte es übrigens Zufall sein, daß unmittelbar vor unserer Ode gerade die steht, in der der Dichter mit lächelndem Antlitz erzählt, wie er

---

[1]) Ist vielleicht auch darum der Name Postumus zweimal gesetzt?

[2]) V. 5 ff.: non si trecenis, quotquot eunt dies, amice places inlacrimabilem Plutona tauris: der Indikativ eunt im konjunktivschen Konzessivsatz, wo man trotz quotquot doch den Konjunktiv erwarten sollte, deutet doch wohl an, daß es sich hier um einen realen (wenn auch um einen mit Ironie übertrieben dargestellten) Vorgang handelt.

Digitized by Google

fast von einem niederstürzenden Baume auf seinem Landgute erschlagen wäre, und zeigt, wie mannhaft er dem Tode gegenübersteht, und beweist, daß der Tod für ihn keine Schrecken haben kann, höchstens Gutes, weil er eben wirkliche Lebenswerte kennt (andere als Postumus und Genossen!). Gewiß hat Horaz in der Anordnung seiner Gedichte, wenigstens hier und da, gewisse Zwecke und Absichten verfolgt.

Zu II 16. Der Adressat Grosphus leidet auch an einer Zeitkrankheit, er ist nervös bis in die Fingerspitzen, friedlos (— curae laqueata circum tecta volantes V. 12 f.; miseri tumultus mentis V. 10 f.), nach vielem hastig jagend (quid brevi fortes iaculamur aevo multa? V. 17 f.), unruhig hin- und hergetrieben, um der Unruhe seiner Seele zu entrinnen (V. 18 f.; V. 21 ff.), vergeblich! patriae quis exul se quoque fugit? (V. 19 f.), Frieden (otium[1])) sich ersehnend und (ähnlich wie Dellius II 3) vermeinend, wenn er nur einen Riesenreichtum sein nennen könne (V. 33 ff.) und den Glanz höchster Ehren habe (V. 9), dann finde er diesen. Nein, meint der Dichter, das alles schafft nicht otium, sondern curae (Un- frieden), wohl aber ein bescheidenes, von Pietät und Freude am einfachen Besitz zeugendes Heim (V. 13 ff.), sodann die Weisheit, sich an die Welt nicht zu kehren (39 f.) und endlich ein Etwas an geistigem Genuß. Das weiß er selbst, darum nennt er sich selbst als Beispiel. Aber den Frieden seiner Seele findet er noch in einem Zweiten, was der nie zufriedenen Zeit freilich fehlt: er weiß, ein vollkommenes Glück darf man im Leben überhaupt nicht suchen (V. 27 f.: nihil est ab omni parte beatum), das ist der Sinn der Erwähnung des Tithonus und des Achill[2]), die doch sogar Götterlieblinge waren, irgendwo fehlt es überall, natürlich also auch bei ihm, dem Dichter, aber vielleicht wenigstens (forsan V. 31) wird er auf seine Weise das erreichen, was Leuten wie Grosphus mit ihrem Streben nach äußerlichen Lebenswerten ganz gewiß versagt ist.

Das Gedicht hat eine starke persönliche Note und weist ganz individuelle, auf Grosphus (V. 33ff.) und den Dichter selbst (V. 36 ff.) sich beziehende Züge auf, war also zunächst für den Freund bestimmt, um ihm zu raten und zu helfen, es konnte aber doch in die Sammlung des Jahres 23 aufgenommen werden, weil ebenso viele damals dem Grosphus ähnlich waren und Horaz selbst mit seinem Leben das von ihm empfohlene Lebensideal wirksam vertrat.

Zu II 18. Auch in dieser Ode spricht Horaz, wie in II 3 und II 14, von der Unabwendbarkeit des Todes, bei der es eine Torheit ist, Reichtümer anzuhäufen, höchsten Prunk und Glanz zu entfalten,

---

[1]) Das dreimal am Eingang der Ode wiederholte otium ist wie ein Schrei, der in der ganzen Welt innerhalb und außerhalb Roms, in Thracien, bei den Medern und im prunkvollen, vornehmen römischen Hause gehört wurde. Die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden war in krankhafter Weise gesteigert.

[2]) Beide werden als Beispiele genannt, sind aber an sich für den Gedanken wichtig. Die Mythologie dient mit ihren Bildern sehr häufig — recht deutlich Od. III 3 und III 4! — bei Horaz nicht als plastischer Schmuck, sondern als Träger des Gedankens (s. u. S. 512).

Digitized by Google

das Leben möglichst großartig zu gestalten, er tut es so häufig, weil er immer wieder Veranlassung fand, darauf hinzuweisen, und wieders tellt er zu solcher Art das eigene, auf anderer Grundlage ruhende Glück in Gegensatz. Aber das Gedicht bringt doch einen wesentlich neuen, sehr charakteristischen Zug. Weil das damalige Geschlecht den Tod so oft vor Augen gesehen hatte, weil so viele daher das Leben, das man hatte, genießen und auskosten wollten, sich in Ausartung und Überstürzung des Reichtums gefielen und à tout prix sich in schrankenlosen Besitz zu setzen bestrebt waren (V. 1—8; V. 18—28), so war Verrohung des Empfindens, brutale, rücksichtslose Selbstsucht die Folge, fühllos schritt man über den anderen hinweg. Das ist die eigentliche, ernste Predigt der Ode.

Die Ode hat keinen bestimmten Adressaten. Hat sie nie einen solchen gehabt? Auffallend ist nun das tu in V. 17, nicht an sich — der Dichter konnte ja einen aus der großen Menge derartiger Menschen herausgreifen —, aber auffallend wäre es, wenn er sich selbst zu dieser allgemeinen Person mit einer so persönlichen Bemerkung, wie sie die Verse 9 und 10 enthalten, in Gegensatz stellte. Nimmt man hinzu, daß die Verse 7—8, auch 20 und 21, vor allem aber 25 ff. reale Angaben zu enthalten scheinen, so drängt sich die Vermutung auf, daß die Ode ursprünglich doch an eine bestimmte Person gerichtet war, Horaz aber bei der Veröffentlichung des Jahres 23 den Namen mit Rücksicht auf die im V. 23 ff. berichtete herzlose Tat getilgt hat, um den Mann zu schonen.[1])

Dieses Ergebnis würde ja an sich nicht eben so sehr wichtig sein, — wenn es auch den persönlichen Zug in der Dichtung des Horaz bestätigte —, wohl aber würde man daraus erkennen, daß der Dichter nicht immer freundlich und versöhnlich gelächelt hat, sondern jemandem auch sehr unverblümt eine böse Wahrheit sagen konnte, wenn er — und das zeigt die Ode — von einem tiefen patriotischen Schmerz und starker sittlicher Entrüstung erfüllt war.

Zu II 17. Wieder ist Horaz in der Lage, einen Kranken heilen zu müssen, hier ist es sein mächtiger Freund Maecenas. Der war ein oft grilliger, weil hypochondrischer, von φιλοψυχία erfüllter Mensch, darin ein rechtes Kind seiner Zeit; auch ihm war, wie so vielen anderen, das Leben der Güter höchstes, der Tod der schlimmste aller Schrecken, und mit der Furcht vor dem Tode verbitterte er sich und anderen das Leben und peinigte sich und andere mit seinen krankhaften Klagen. Von dieser gequälten Stimmung will Horaz — das ist der Zweck der Ode — ihn befreien, und zwar sucht er ihn mit rechter Lebenszuversicht zu erfüllen. Darum gleich zu Anfang das innige Bekenntnis der Freundschaft, wie es sich herzlicher nie bei dem Dichter, selbst

[1]) Vielleicht stand, wenn unsere Vermutung richtig ist, der Name an der eine deutliche persönliche Beziehung enthaltenden, in der überlieferten Fassung aber nicht recht verständlichen Stelle V. 7—8: nec Laconicas mihi trahunt honestae purpuras clientae.


Digitized by Google

Od. I 3 Vergil gegenüber nicht ausgenommen, wiederfindet, und der Ausdruck der tiefen, ehrlichen Dankbarkeit gegen Maecenas, der seinem ganzen Sein und Leben Sicherheit und Schönheit gegeben hat (V. 4: mearum grande decus columenque rerum): auf den Höhen des Lebens steht ja der Mensch so oft einsam, da einen Freund zu finden ist selten. Dem Maecenas wird es nicht anders gegangen sein, so mußte ihm ein solches herzliches Freundeswort wohltun und ihn froh machen. Darum ferner die männliche Art, mit der Horaz von seinem eigenen einstigen Tode spricht (ibimus, ibimus, utcumque praecedes, supremum carpere iter comites parati V. 10 ff), das zweifache ibimus, sowie der Ausdruck carpere haben fast etwas Übermütiges, jedenfalls wer so spricht, für den hat der Tod keine Schrecken, und er stärkt so auch andere. Darum weiter der überzeugte und überzeugende Glaube, daß die Götter selbst ihm und dem Maecenas erst vor kurzem gezeigt haben, daß sie noch weiter zusammenleben sollten (V. 21 ff.): Menschen, die in Angst vor etwas schweben, sehen in derlei Dingen ja gern Zeichen und Winke der Götter. Darum endlich vor allem der nach dem gefühlswarmen Eingang des Gedichts doppelt wirksame, befreiende Humor, Humor ist ja das beste Lebenselixir. Da versichert der Dichter mit feierlichem Pathos: nicht die Chimaera mit ihrem Flammenhauch, nicht Gyas trotz seiner hundert Arme, notabene, fügt er schelmisch hinzu, wenn er sich (von der Last des Aetna) erheben sollte (si resurgat! Konjunctiv!) soll sie auseinanderreißen (divellet); da zieht er mit gutmütiger Ironie den der Astrologie gläubig ergebenen Maecenas ein wenig auf (V. 17—20: seu Libra seu me Scorpios adspicit formidolosus pars violentior natalis horae seu tyrannus Hesperiae Capricornus undae[1]): mir ist es gleich, ob rechts, ob links die Vögel fliegen; da argumentiert er übermütig: denke doch, Jupiter selbst hat sich deinetwegen gegen den impius Saturnus bemüht (refulgens) und hat die Fittiche der geflügelten Todesgottheit[2]) aufgehalten, als[3]) das Volk dir bei deinem Eintritt in das Theater immer wieder zujauchzte, mich haben gar 2 Götter, Mercurius und Faunus, behütet, Faunus, weil der Sturz des Baumes

[1]) formidolosus — vielleicht wie pars violentior und tyrannus Hesperiae undae ein Ausdruck, der aus den geheimen astrologischen Handbüchern entnommen war! — klingt sehr bombastisch, vielleicht entsprechend dem Stil astrologischer Weisheit, vielleicht auch den bekannten Bombast des Maecenas neckisch ironisierend.

[2]) volucris Fati tardavit alas V. 24 f. eigentlich eine Tautologie, aber vielleicht eine absichtlich angewandte Reminiscenz aus einer Schrift des Maecenas, der ja Schwulst liebte wie auch Personifikationen; daher ist Fati groß zu schreiben.

[3]) Das handschriftliche cum ist durchaus beizubehalten, ja nicht ist dafür mit Kießling cui zu lesen! Die Rettung aus Todesgefahr vollendete sich gleichsam damals in jenem frohen, stolzen und wohltuenden Augenblicke, als das Volk dem Maecenas zujauchzte und er an diesem Jubel die Liebe des Volkes merkte und so mit frischer Lebenskraft leiblich und seelisch erfüllt wurde.

Digitized by Google

auf meinem Landgut geschah, Mercurius, weil ich ja als ein Dichter zu den viri Mercuriales gehöre[1]), und endlich neckt er wieder schelmisch, wie es seine Art ist, mit untertäniger Verbeugung: (im übrigen vergesse ich den gewaltigen Unterschied zwischen dir und mir, zwischen uns beiden, die ich soeben als so eng verbunden bezeichnet habe, nicht): d u wirst (als der Reiche und Hochstehende) viele Schlachttiere (victim a s) und außerdem noch (que!) einen Tempel weihen, i c h werde (als armer Schlucker) ein — winziges Lämmchen schlachten[2]).

Wir dürfen wohl glauben, daß Horaz mit diesem aus der Tiefe der Empfindung und aus glücklichem Humor geborenen Gedicht es erreicht hat, die Geister selbstquälerischen Trübsinns aus der Seele des Freundes hinauszujagen und alle Grillen zu vertreiben, der frische Lebensmut, die ganze männliche Art des Dichters wird sich diesem mitgeteilt haben. Aber wie durfte Horaz die Ode in seine Sammlung aufnehmen? Trug sie denn nicht einen gar zu intimen Charakter? Und stellt er den mächtigen Maecenas nicht doch ein wenig vor der Öffentlichkeit bloß? Nun, zunächst konnte er damit gewiß auch manchen anderen dienen, Maecenas aber dachte wohl zu vorurteilslos, um sich verletzt zu fühlen, und endlich vollzog sich auch das persönliche Leben im Altertum mehr in der Öffentlichkeit als heutzutage, manches an persönlichen Dingen durfte man damals vor diese bringen, woran unser empfindlicheres Zeitalter Anstoß genommen hätte. — Übrigens findet sich die in der zweiten Strophe ausgesprochene Freundschaftsversicherung (A, te meae si partem animae rapit maturior vis, quid moror altera, nec carus aeque nec superstes integer?) ähnlich in der ersten Epode (V. 5 ff), aber geschraubt in der pointierten Antithesenform und der gesuchten Wortstellung (quid nos, quibus te vita si superstite iucunda, si contra, gravis?) während an unserer Stelle ein warmes und natürliches Gefühl spricht. Man sieht, welchen Fortschritt der Dichter in dem Ausdruck der Empfindung seitdem gemacht hatte!

Neben diese eben behandelten Oden, die anderen unmittelbar dienen wollten, stelle ich einige, die die persönliche Stimmung, das Eigenleben des Dichters im besonderen zum Inhalt haben. Sie waren ursprünglich wohl Selbstzweck, waren eine Aussprache des eigenen Herzens; wenn er sie im Jahre 23 mit veröffentlicht hat, so geschah es, weil ein Dichter von der Art des Horaz gern denen, die er sich als sein Publikum denkt, einen Einblick in sein Empfinden gewährt und sie so persönlich mit sich verbindet, und weil in solchen Gedichten der Herzschlag des Dichters am kräftigsten sich hören läßt, und sie so poetisch am vollendetsten und so am wirksamsten sein können.

[1]) So erklärt sich die an dieser Stelle (V. 28 ff.) bemängelte Verbindung der zwei Gottheiten ohne Schwierigkeit.

[2]) Nos feriemus feierliche Ausdrucksweise in schalkhaftem Kontrast zu humilis agna!

Digitized by Google

Zu II 6. Wie schon in der obenerwähnten Programmabhandlung (S. 10, Anm. 2) bemerkt ist, scheinen die Worte lasso (sc. mihi) maris et viarum zu verraten, daß die Ode unter dem noch frischen Eindruck der Ereignisse von Philippi und deren Folgen gedichtet ist und also aus den jüngeren Jahren des Dichters stammt. Für diese Annahme aber spricht nun auch ihr Empfindungsgehalt. Die Stimmung des Dichters ist hier m. E. elegisch, sie ist eine solche, wie sie einen jungen Menschen nach bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen überkommt, voll Weltschmerz, voll Sehnsucht nach Ruhe, und sei es die Ruhe des Grabes. War seine Seele nach alle dem, was er in und nach jenen sogenannten Freiheitskämpfen erlebt hatte, verbittert, verwundet und gequält, so mußte ihm das Bewußtsein, einen Freund voll aufopfernder Liebe und Treue zu besitzen, lindernder Balsam sein, und sein Septimius würde, dessen darf er gewiß sein, mit ihm zu den gefährlichsten und ödesten Stätten ziehen[1]), und der wird darum[2]) auch mit ihm dahin ziehen, wohin er sich sehnt. Und wohin sehnt er sich? Wieder für seinen Seelenzustand bezeichnend genug, nach solchen Orten, wo eine schöne und liebliche Natur erfreuend und beruhigend auf seine wunde Seele wirken kann[3]): in Tibur möchte er — ach, wäre das doch möglich (utinam!) — alt werden, doch nein, das wird ihm nicht vergönnt sein, wie sollte er, dem soviel fehlgeschlagen ist, an ein solches Glück noch glauben dürfen?[4]). Das werden die Parzen, die ihm nicht günstig sind, nicht zulassen, aber Tarent[5]) fordert ihn geradezu zu sich (postulant), und nun schwelgt er förmlich voll Empfindung in den Reizen der Natur dieser Stadt in einer Art von Verzückung, die sich nicht genug tun kann, sein Auge schweift von einem zum andern: da sieht er den lieblichen Fluß (d u l c e flumen, dulcis sagt er ja in seiner Weise, wenn ihm etwas von Herzen gefällt), Weiden, Olivenhaine, Grasfluren von honigsammelnden Bienen umsummt, Herden feinwolliger Schafe, Berghöhen, das Aulontal mit des Bacchus fruchtbaren Rebengeländen; hier gibt es einen langen Frühling, hier milde Winter...

---

[1]) Die in der ersten Strophe erwähnten Örtlichkeiten sind auch sonst gerade Beispiele des Fernen und Gefahrvollen.

[2]) Das ist der verbindende Gedanke zwischen der ersten Strophe und dem Folgenden.

[3]) Gerade bei Horaz finden wir merkwürdig viel Anklänge eines sentimentalischen Naturgefühls (vgl. die 2. und 16. Epode, Satiren II 6; Oden III 13 u. a. m.)

[4]) Das ist m. E. der Sinn der Worte: unde (Tibure) si Parcae prohibent iniquae! Wir spüren des Dichters krankhafte, zum Pessimismus geneigte, verdüsterte Stimmung!

[5]) Diese Stadt hat er vielleicht auf seiner verzweifelten Rückkehr von Philippi als ersten Hafen Italiens gesehen und liebgewonnen. Tarent ist ihm in seiner malerischen Schönheit vielleicht gerade damals als ein Ort des rechten Glücks erschienen (vgl. V. 21 unserer Ode: b e a t a e arces).

Digitized by Google

ja der Erdenwinkel[1]) lacht ihm, macht sein Herz fröhlich, ihn hat er in seiner reichen Schönheit in seine Seele aufgenommen. Hier also, so meint er gefühlsweich, will er mit dem Freunde leben, hier will er — sterben, hier wird — das stellt er sich mit einer Art wollüstigen Schmerzes vor — Septimius in stiller Trauer seine Asche mit schuldiger Träne netzen. — Wir sehen, auch der Gedanke an den Tod, beklagt von einem treuen Menschen, fehlt nicht; denn solche Gedanken sind eben jungen Menschen in solchen Stimmungen eigentümlich, und der Tod ist gerade hier schön, denn hier ist er zum Dichter geworden (vatis amici letzte Worte!).

Aus einer gewissen Gefühlsseligkeit heraus — Freundschaft, Natur, Poesie, Grabesruhe sind die anklingenden Motive! — hat Horaz, meinen wir, die Ode gedichtet, aber, wie das der Jugend auch eigen ist, ein wenig mit seinem Gemütszustand posierend — er bringt doch seine Stimmung in recht wohlklingende Verse, in eine feinciselierte Form! —, ein wenig rhetorisch (V. 6 und 7 das anaphorische sit), auch etwas pathetisch (V. 11 und 12: regnata Laconi rura Phalantho für das einfache Tarentum), dichterisch noch nicht recht ausgereift (der gelehrte, an sich zwecklose und eben nur den Vers füllende Zusatz zu Tibur „Argeo positum colono" verrät das).

Horaz hat wohl die Ode als eine schöne Aussprache seines Herzens und als ein inniges Bekenntnis seiner Freundschaft dem treuen Septimius zugeschickt, hat sie aber trotz des rein persönlichen Charakters und trotz der ihr anhaftenden Jugendlichkeit dem großen Publikum soviele Jahre später nicht vorenthalten wollen, weil doch echtes und wahres Gefühl aus ihr sprach, hier hatte ihn eben wirklich ein volles, von einer Empfindung volles Herz zum Dichter gemacht, so mußte die Ode auf alle Leser poetisch wirken.

Zu II 7. Wenn, wie wir schon bemerkt haben, in der Anordnung der Oden hier und da gewisse Absichten vorzuliegen scheinen, so ist es beachtenswert, daß dem eben besprochenen Gedicht, das nach unserem Dafürhalten in engen Beziehungen zu Philippi steht, ein solches unmittelbar folgt, in der jene Zeit direkt erwähnt wird. Die Stimmung dieser siebenten Ode scheint freilich eine ganz andere zu sein wie in der vorhergehenden. Pompejus, des Dichters Studienfreund, mit dem er manche frohe Stunde einst verlebt hat, sein Kriegskamerad von Philippi, mit dem er einst für die Freiheit geschwärmt hat, ist unerwartet nach Italien zurückgekehrt. Während Horaz schon lange daheim ist (er sagt von Pompejus longa militia fessus und darf selbst von eigenem dichterischen Lorbeer sprechen, den er besitze[2]), ist jener nach Philippi weiter über die brandenden Wogen des Bürgerkrieges geworfen worden, wohl immer noch von

[1]) Bezeichnenderweise nennt er Winkel den Ort in der Welt, in den er sich bis an sein Lebensende still zurückziehen möchte!

[2]) Laurus mea V. 19 ist doch eben wohl symbolisch zu verstehen.

Digitized by Google

schwärmerischer Freiheitsbegeisterung erfüllt. Nun, in der Freude des Wiedersehens nennt er ihn „meorum primus sodalium", jetzt „recepto amico" will er bacchischer Lust sich hingeben, ja noch unvernünftiger als die Edoner schwärmen, jetzt sei es süß zu rasen, Pompejus bezahle dem Jupiter das gelobte Opfermahl, er bette seinen von langem Kriegsdienst müden Leib unter des Dichters Lorbeer, er schone nicht die für ihn bestimmten Krüge, fülle die Becher bis an den Rand mit Vergessenheit bringendem (!) Massiker (oblivioso levia Massico ciboria exple V. 21 ff), gieße Salböle aus mächtigen Muscheln! Wer besorgt eiligst Kränze aus Eppich oder aus Myrte? Wer wird Präsident beim Trinken werden? — Merkt man nicht an diesen schnell sich aneinanderreihenden, zahlreichen (5!) Imperativen, an diesen kurzen Fragen, an dem Asyndeton in der vorletzten Strophe das Forzierte und Echauffierte in der Ausdrucksweise und also in der Stimmung des Dichters? Woher kommt das? Horaz sieht — das ist die vorausgesetzte Situation! — den Freund plötzlich vor sich, und da steht mit ihm das ganze Elend jener Zeit vor seiner Seele, die Träume, die er geträumt, die Schwärmereien, denen er sich hingegeben, und die bitteren Enttäuschungen, die er erfahren hatte. Wie bitter klingt es doch: cum fracta virtus et minaces turpe solum tetigere mento (V. 11 f) und tecum Philippos et celerem fugam sensi (V. 9)! In dem Scherz, den er von berühmten Mustern (Archiloches, Alcaeus, Anakreon) entlehnt, „relicta non bene parmula" spürt man das Gezwungene, die herbe Selbstironie, es scheint Dichterlos „parmam non bene relinquère" d. h. davonzulaufen, er mußte ja wohl zum Dichter bestimmt sein, der schnelle Mercurius, der Dichtergott, hat ihn, den Zagenden, in dichter Wolke gerettet, nun hat er seinen Lorbeerbaum, den des Dichters! Nein, der Freiheitssturm der Jugend, Philippi ist noch nicht vergessen, das Schmachgefühl jener Tage will beim Anblick des Freundes lebendig werden, daher oblivioso levia Massico ciboria exple! Darum bacchari und furere! Pompejus ist ja nun auch nach den Brausejahren der Ideale als ein Quiris (V. 4), als ein „ehrsamer Bürger", dem italischen Himmel wiedergeschenkt.

Ist diese Auffassung der Ode richtig, dann sehen wir, daß Horaz nicht so schnell mit den Idealen seiner Jugend gebrochen und noch nicht den Jammer von Philippi vergessen hat. Und das neue Regiment des Octavian hat wohl der Kopf gutgeheißen, aber sein Herz —und was ist ein Dichter ohne heißes Herz? — ließ sich nur langsam gewinnen. Man prüfe die Gedichte zum Lobe des Kaisers, die in der Sammlung des Jahres 23 sich finden, einen aus der Seele hervorbrechenden, wirklich poetischen Schwung, Wahrheit des Gefühls wird man kaum darin entdecken, aber wohl die große, tönende, frostige Phrase! (Vgl. Od. I 2; I 12; III 14; I 25; auch III 4). Man darf auch an I 37, das Siegeslied von Actium, erinnern. Der Dichter feiert hier des Kaisers Sieg über Cleopatra, macht aber diesen Preis im wesentlichen in einem Vergleich ab, der gezwungen genug ist (V. 17—20), Töne des Herzens findet er allein

Digitized by Google

für das „ungemeine Weib“. Das wird ganz anders in den späteren Jahren, anders in den Kaiseroden des 4. Buches, besonders in der fünften. Hier ist aufrichtige Dankbarkeit, herzliche Verehrung, ja Liebe für den Fürsten zu spüren, wenn er auch Ruhmeslieder auf den Kaiser, wenigstens solche, wie man sie einsichtslos von ihm verlangte (Od. IV 2), im Bewußtsein der Grenzen seines Könnens und — mit dem Takt des feinen, vornehm denkenden Mannes ablehnt. Sollte also wohl in der Ode II 7 in den Worten laurus mea mit ironischer Bitterkeit auf seine „Hofpoesie“ angespielt sein, unter der es sich ruhen (latus deponere) läßt? Sein Verkehr mit den vornehmen Kreisen, seine Stellung zum Hofe legten ihm freilich Opfer auf, dann entstanden wohl auch „operosa carmina“ (IV 2, 31). Haben wir mit unserer Vermutung recht, dann wäre diese siebente Ode ein Zeugnis für die innere Ehrlichkeit des Dichters und, wann er sie in die Sammlung des Jahres 23 aufnahm, auch für seine mutige Offenheit.

Zu II 19. Wir haben schon in der erwähnten Programmabhandlung S. 4 ff. zu Od. I 1 darauf hingewiesen, wie Horaz sich seines Dichterberufs nicht durchaus sicher war, aber doch Stunden schöpferischen Gestaltens erlebt hatte. Diese 19. Ode liefert einen weiteren Beleg dafür. Einen Fingerzeig für ihre richtige Auffassung geben, scheint mir, die beiden Stellen V 2: credite, posteri und V. 9 und V. 13 das zweimal, also nachdrücklich gesetzte fas. In V. 2 wendet er sich also an die Nachwelt und verlangt, daß sie (man beachte die Stellung von posteri!) ihm Glauben schenken soll für das, was er erlebt hat (vidi V. 2): er hat in einsamer Felsengegend den Bacchus selbst gesehen, wie er Nymphen und Satyrn Lieder lehrte, Bacchus, den Gott der leidenschaftlichen Poesie (vgl. Ep. II 7, 77; Od. III 25). Ohne Bild gesprochen heißt das doch wohl: Ich habe eine schöpferische Stunde gehabt. Und nun zittert sein Herz in einem nie gekannten Bangen (V. 5: recenti mens trepidat mea), aber auch des Gottes voll in stürmischer Freude (mens ... pleno Bacchi pectore turbidum laetatur V. 6 f.), es ist eben einer der Momente gewesen, wie er seliger, aber auch bangerregender nicht sein kann, wo die Dichterkraft so recht von innen heraus etwas vermocht hatte. Und weil es nun wirklich der Fall gewesen ist, daß er nicht bloß hübsche und geistreiche Gedanken in blanke Verse fassen, nicht bloß Werke eines reifen Kunstverstandes hervorbringen konnte, wo der reflektierende Fleiß das Feuer echter Empfindung ersetzte[1]), weil es geschehen ist, daß ihm ein Gott einmal zu sagen gab, was er fühlte, und es ihm urkräftig in schöner Form aus dem Herzen drang[2]), darum weiß er, daß er das Recht hat

[1]) Horaz war ja selbst ein vorurteilsloser Kritiker seiner Dichtungen und dachte von seiner Erfindungsgabe und dem Umfang seines dichterischen Könnens bescheiden (wenn er sich eben auch zuweilen zu stolzem Selbstgefühl erhob). Auch wir haben zuweilen bei ihm das Gefühl, daß wir eine mühsame Lyrik (operosa carmina) vor uns haben.

[2]) Es gibt ja in der Tat eine nicht kleine Anzahl von Oden unseres Dichters, die aus der Tiefe einer starken Empfindung hervorquellen und dichterischen Sinn unverfälscht zeigen, wirkliche Äußerungen einer

Digitized by Google

(fas!), selbst erhabene, göttliche Stoffe zu besingen (V. 9—16) und zwar als ein pervicax (V. 9), d. h. verzückt. Die Stimmung also, die ihn in jener poetischen Weihestunde gefaßt hatte, gibt er in dem ersten Teil der Ode wieder, aber in der Form eines wundersamen Erlebnisses[1]) und in Ausdrücken, die er der mythologischen Formensprache des Dionysoskults entlehnt[2]), die gehobene Stimmung, die Begeisterung, die Aufwühlung des ganzen Wesens paßte ja gut zu den Ausdrücken, die die Verzücktheit des Bacchuskultus wiedergeben. So hat er zwar selbst aus einer solchen Stunde die frohe Gewißheit erhalten, daß er wirklich ein Dichter sei, fand aber bei seinen Zeitgenossen nicht überall die Anerkennung, die er beanspruchen zu dürfen glaubte, man bestritt ihm, allerdings zum Teil aus Mißgunst, das wirkliche Dichtertalent, und nur langsam, wie wir wissen, und nicht ohne Widerstand drang er bei der Mitwelt durch (vgl. Od. II 20, 4: invidia maior; II 16,39: malignum volgus; und noch IV 3, 16: iam dente minus mordeor invido). So wandte er sich an die Nachwelt, d. h. er dichtete unsere Ode II 19 in eigener Sache!

Aber warum folgt in ihrem zweiten Teil, in den letzten 4 Strophen, ein Hymnus auf Bacchus? Dieser ist in enger Beziehung zu dem eben besprochenen ersten Teil (Strophe 1—4), auch allegorisch, so zu fassen, daß hier ein Hymnus auf die Macht der Poesie angestimmt wird. Gerade in solcher dichterischen Ergriffenheit, wie sie der erste Teil schildert, kommt es Horaz zum frohen, begeisterten Bewußtsein, welche Macht die Poesie hat, wie sie alles Harte und Starre beugt, die rohen, titanischen Kräfte unter sich zwingt, ja die Unterwelt, den Tod überwindet[3]).

Übrigens ist das in unserer Ode angeschlagene Motiv in Od. III 25 zum Preise des Augustus verwendet, aber der Schwung ist hier nur künstlich und anempfunden, man sieht eben (s. o. S. 510), wie schwer dem Dichter damals ein begeistertes Lied auf den Fürsten wurde, und wie er sich noch an einem in wirklicher Ergriffenheit angewandten Motiv zu erwärmen versuchen mußte.

Magdeburg. Otto Rößner.

---

von einer starken und echten Empfindung erglühten Seele und einer kraftvollen Phantasie.

[1]) Wie er zu demselben Zwecke auch Od. III 4, 5—8, ein ähnliches Mittel verwendet und in derselben Ode (V. 9—20) seine „poetische Sendung" in einer märchenhaften Begebenheit darstellt.

[2]) Wie etwa Böcklin seine mythologischen Wesen verwendet, nicht nur, um einem Ausdruck für das, was er empfand und deutlich machen wollte, zu gewinnen, sondern auch, um mit dem Ausdruck die diesem immanente Stimmung, die er erregen wollte, mitzuteilen. Dem römschen Lyriker war aber die Mythologie zum bildlichen Ausdruck seiner inneren Erlebnisse unentbehrlich (s. o. S. 504), zuweilen allein möglich, weil es an einer entsprechenden psychologischen Terminologie fehlte, er durfte aber in der Benutzung dieser Mythologie auf das Verständnis seines zeitgenössischen Publikums rechnen.

[3]) Wie ja auch Od. II 13, 29 ff. dargestellt ist, wie die Poesie Macht über die Unterwelt gewinnt.

Digitized by Google

Die Lage des Heiligtums des Juppiter Hammon nach Curtius.

Die Lage des Tempels des Juppiter Hammon, der, wie es nach Lucan 9, 511 ff. scheint, noch im ersten Jahrhundert n. Chr. bei den Römern wegen seiner Orakelsprüche ziemliches Ansehen genoß, steht durchaus fest: es ist die Siwah-Oase. Schwieriger aber gestaltet sich die Frage, wenn man berücksichtigt, was die alten Schriftsteller über die dem Tempel zunächst wohnenden Völker berichten. Insbesondere kommen bei Curtius die erklärenden Ausgaben zu einem *non liquet.* Doch dürften dessen Angaben durchaus nicht so undeutlich sein, wenn man nur nicht von den Alten bei geographischen Bestimmungen dieselbe Genauigkeit verlangt wie heutzutage, insbesondere sich auch daran erinnert, daß, wie H. Kiepert in seinem Lehrbuche der alten Geographie S. 10 betont, die Karten der Alten eine starke Verzerrung der Länderformen zeigten. Die Curtiustelle findet sich 4, 7, 18 und 19 und lautet in Stangls Ausgabe: *accolae sedis sunt ab oriente proximi Aethiopum. In meridiem versam Arabes spectant: Trogodytis cognomen est: horum regio usque ad rubrum mare excurrit. At qua vergit ad occidentem, alii Aethiopes colunt, quos Simuos vocant. A septentrione Nasamones sunt, gens Syrtica, navigiorum spoliis quaestuosa, quippe obsident litora et aestu destituta navigia notis sibi vadis occupant,* wovon die Handschriften nur ganz unerheblich abweichen.

Mit den östlich vom Tempelsitze wohnenden *Aethiopes* meint Curtius die Bewohner des südlich von Ägypten gelegenen Landes, also etwa des heutigen Abessinien, die nach unseren geographischen Kenntnissen allerdings als im Südosten wohnend bezeichnet werden müssen.

Bei der Bennenung des südlich vom Tempel des Juppiter Hammon wohnenden Volkes *Arabes Trogodytae* ist dem Curtius oder seinem Gewährsmanne eine Verwechselung begegnet. Ursprünglich stand wohl in der griechischen Quelle einfach *Trogodytae*, womit in ganz richtiger Weise in Erdhöhlen wohnende Völkerschaften Mittelafrikas südlich von der libyschen Wüste gemeint waren, die Strabo 17, 3, 7; Mela 1, 23 und Plinius 5, 43 und 45 erwähnen, wo sie mit den *Augilae* und *Garamantes* zusammen genannt werden. Da aber diese *Trogodytae* zu Curtius' Zeiten wenig bekannt waren, während gerade im ersten Jahrhundert n. Chr. wegen der manchfachen Forschungen über den Nil und Ägypten die im südöstlichen Ägypten am roten Meere wohnenden Trogodyten, die arabischer Abkunft waren, viel genannt werden, so ist es begreiflich, daß hier verkehrter Weise die *Trogodytae* auf die ägyptisch-arabischen Höhlenbewohner bezogen und geradezu *Arabes Trogodytae* eingesetzt wurden, wodurch allerdings die geographische Angabe des Curtius vollständig falsch werden und Kundigeren verwunderlich erscheinen mußte. Die Herausgeber hätten in den An-

Digitized by Google

merkungen bzw. in dem Verzeichnis der Eigennamen auf diesen Irrtum des Curtius aufmerksam machen sollen und nicht von dem südlich vom Hammontempel wohnenden Volke kurzweg angeben: in N.-O.-Afrika, wie Stangl es tut. Dieses Versehen des Curtius darf um so weniger auffallen, als ähnliche Irrtümer gerade bei geographischen Angaben uns bei den alten Historikern nicht selten begegnen, insbesondere auch bei Curtius. Ich erinnere nur an die Angaben betreffs der Lage der Ruinen von Lyrnesus und Thebe 3, 4, 10 und der Wohnsitze der Amazonen 6, 5, 24.

Im Westen wohnten dann nach der Stanglschen Angabe *alii Aethiopes, quos Simuos vocant.* An dieser Stelle liegt ein Schreibfehler der Hss. vor; für *Simuos* ist *Simos* zu schreiben, wie das bereits 1678 Le Tellier in der Ausgabe *ad usum Delphini* gezeigt hat. Man darf nicht vergessen, daß der Name Aethiopes durchaus nicht auf das südlich von Ägypten wohnende Volk beschränkt war, sondern die gesamten Völker Afrikas südlich von der libyschen Wüste vom indischen Ozean bis zum atlantischen umfaßte. Um von Homer zu schweigen, bei dem es Odyss. 1, 23—24 heißt: *Αἰθίοπας, τοὶ διχθὰ δεδαίαται ἔσχατοι ἀνδρῶν, Οἳ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἳ δ'ἀνιόντος,* erwähne ich nur Plinius 6, 197 *sita est Aethiopia ab oriente hiberno ad occidentem hibernum* und Servius ad Verg. Aen. 4, 481 *Aethiopiae duae sunt, una circa ortum solis, altera circa occasum in Mauretania* (vgl. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 222 ff.). Dem entsprechend begegnen uns bei den alten Schriftstellern *Aethiopes* teils mit dem Zusatze *qui ad Occidentem vergunt* (Plin. 5, 27; vgl. Verg. Aen. 4, 480 *Oceani finem iuxta solemque cadentem Ultimus Aethiopum locus est* und Serv. ad Verg. Aen. 6, 795 *Maurorum Aethiopia, ubi est Atlas*), teils mit dem Zusatze *Hesperii* (Strab. 2, 5, 15; 17, 3, 5. 7; Ptolem. 4, 8, 2; Mel. 3, 96; Plin. 6, 195, 197, 199, 8, 77). Zu diesen West-Aethiopen gehörten auch die hier genannten *stumpfnasigen* (*σιμοί*), die nach einer Angabe des Agatharchidas von Knidos erwähnt werden von Diodor. 3, 28, 1 *τούτων δὲ τῶν γενῶν τὰ μὲν πρὸς ἑσπέραν μέρη κατοικοῦσιν Αἰθίοπες οἱ προσαγορευόμενοι σιμοί,* Strab. 16, 4, 11 *πολεμοῦσι δὲ τούτοις οἱ σιμοὶ καλούμενοι Αἰθίοπες κέρασιν ὀρύγων ὅπλοις χρώμενοι,* Phot. S. 453, 24 (Müller, Geogr. Graec. min. I S. 147, 20) *ὅτι τῶν κυνηγῶν τούτων, οὓς οἱ Νομάδες ἀκαθάρτους καλεῖν εἰώθασι, τὰ μὲν πρὸς ἑσπέραν ἀπόσπασμα Αἰθιόπων νέμεται, οὓς καλοῦσι Σιμούς, τὰ δὲ πρὸς μεσημβρίαν οὐ μέγα ἔθνος, οἱ καλούμενοι Στρουθοφάγοι, οἳ ταύτας τέχνῃ καὶ δόλῳ καὶ ῥοπάλοις θηρεύοντες ἐκ τούτων βιοῦσι, σιτούμενοι μὲν τὰς σάρκας, ἐνδύσει δὲ καὶ στρωμνῇ τοῖς αὐτῶν χρώμενοι δέρμασι, πολεμούμενοι δὲ ὑπὸ τῶν Σιμῶν οὗτοι τοῖς τῶν ὀρύγων κέρασιν ὅπλοις χρῶνται, μεγάλοις καὶ τμητικοῖς οὖσιν.* Ob übrigens diese ‚*stumpfnasigen* Aethiopen wirklich Menschen waren, möchte ich bezweifeln. Wie ich schon in dem *Index nominum* meiner Textausgabe angegeben habe, halte ich sie für Gorillas und für identisch mit den

Digitized by Google

Wilden, die der Karthager Hanno bei seiner sogenannten Umsegelung Afrikas um das Jahr 500 v. Chr. an der Westküste Afrikas entdeckte, und von denen er keinen lebendig zu fangen imstande war, sondern nur die haarigen Bälge von drei erschlagenen Weibchen heimbrachte, die dann in Karthago im Tempel der Juno aufbewahrt wurden, wo sie bis zur Zerstörung der Stadt zu sehen waren, wie Plinius 6, 200 erzählt. Auch Keller (Antike Tierwelt S. 10) und Schmid (Zeitschr. f. d. Gymn. 1912 S. 1) halten diese Wilden Hannos für Gorillas. In ähnlicher Weise dürften wohl auch die meisten der im Innern Afrikas wohnenden Völker bei Mela und Plinius, wie die Satyri, Aegipanes, Cynocephali, Cynomolgi caninis capitibus, Himantopodes, Arthabatae quadrupedes ferarum modo vagi und vor allem die verwunderlichen gentes sine naribus, sine linguis, superiore labro orbae (Plin. 6, 187) zu erklären sein. Übrigens ist auch bei den *Aethiopes Simi* die Bezeichnung *westlich* nicht ganz genau, es sollte *südwestlich* heißen.

Ähnlich steht es mit der Angabe des nördlich von dem Hammontempel wohnenden Volkes, mit den wegen ihrer Strandräubereien berüchtigten Nasamones, von denen es auch bei dem Zeitgenossen des Curtius, bei Lucanus 9, 439 ff. heißt: *quas Nasamon, gens dura, legit, qui proxima ponto Nudus rura tenet, quem mundi barbara damnis Syrtis alit: nam littoreis populator harenis Imminet et nulla portus tangente carina Novit opes; sic cum toto commercia mundo Naufragiis Nasamones habent.* Diese wohnten *südlich* von der großen Syrte, also *westnordwestlich*, nicht *nördlich* von der Tempeloase.

Noch mache ich darauf aufmerksam, daß bei keinem der genannten Völker die Ausdrücke *finitimi*, *confines*, *attingere*, die Curtius sonst bei solchen Angaben anwendet, erscheinen; ganz begreiflich, da ja der Tempel der Juppiter Hammon mitten in der Wüste lag, so daß von einem richtigen Angrenzen oder wirklichen Nachbaren nicht gesprochen werden konnte.

Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß Diodor, dessen Darstellung sonst im ganzen mit der des Curtius übereinstimmt, hier erheblich von Curtius abweicht, obschon diese geographischen Angaben bei beiden Schriftstellern genau an derselben Stelle des Alexanderzuges nach der Ankunft in der Tempeloase und vor der Schilderung des Tempelbezirkes und seines Heiligtumes erscheinen. Die Worte lauten 17, 50, 2 **τὴν ἱερὰν τοῦ θεοῦ χώραν περιοικοῦσι κατὰ μὲν τὴν μεσημβρίαν καὶ δύσιν Αἰθίοπες, κατὰ δὲ τὴν ἄρκτον Λιβύων νομαδικὸν ἔθνος καὶ πρὸς τὴν μεσόγειον ἀνῆκον τὸ τῶν Νασαμώνων ὀνομαζόμενον ἔθνος.** Denn so ist mit Fischer nach den bessern Hss. *RXV* zu schreiben; *F* fügt verkehrt **τὸ** vor **πρὸς τὴν μεσόγειον** ein. Wie diese Verschiedenheit zu erklären ist, vermag ich nicht anzugeben; sicher sind die Angaben des Curtius umfänglicher und genauer.

Freienwalde a O. E. Hedicke.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) A. W. Hunzinger. **Das Wunder.** Eine dogmatisch-apologetische Studie. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. VIII u. 165 S. 8. 3 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

Im ersten Teile wird die Geschichte der Lehre vom Wunder behandelt. Bis in die Aufklärungszeit bildet sie zwar in der Theologie „ein unveräußerliches Element des christlichen Glaubens“, aber sie wird nur gelegentlich behandelt. Augustins einseitige Betrachtungsweise, die natürliche und übernatürliche Wirkungsweise Gottes nach Thomas von Aquino, wobei „die inneren geistlichen Wirkungen Gottes oder Christi“ ausdrücklich ausgeschlossen sind, sowie die Entgegensetzung von äußeren und inneren Wundern bei Luther werden kurz und klar beleuchtet. Sehr schön wird gezeigt, wie die einseitige rationale Auffassung des Wunderbegriffes, wie sie besonders auch bei den altprotestantischen Dogmatikern sich findet, schuld ist, daß das Wunder von Spinoza an bis auf die Gegenwart von der philosophischen, naturwissenschaftlichen und historischen Kritik aufs lebhafteste bekämpft wird. Die hervorragende Bedeutung Lessings und Schleiermachers für die Wunderfrage wird eingehend und klar gewürdigt. Der 2. Teil beschäftigt sich mit dem Wesen und der Bedeutung des Wunders und sucht nachzuweisen, daß das Wunder zu den Hauptsachen im Christentum gehört und als spezifische Erscheinungsform der göttlichen Offenbarung in den Mittelpunkt der christlichen Heilserfahrung gestellt werden muß. In dieser Zentralfrage unterscheidet der Verfasser im 3. Teile 4 Standpunkte in der Theologie, unter denen er Herrmanns bei weitem den Vorzug einräumt, da er die „Tatsache des inneren Lebens Jesu“ als den festen Punkt des Glaubens hinstellt, der von keiner Kritik zu erreichen ist. Hunzinger selbst geht aber noch weiter, indem er, ohne der Kritik ihre Rechte zu nehmen, die „substantiellen“, von dem inneren Leben Jesu nicht zu trennenden Tatsachen, Kreuzestod und Auferstehung, hinzufügt. In den letzten Abschnitten wird das Verhältnis des Wunderglaubens zur Natur- und Geschichtswissenschaft dargelegt. Gerade in diesen ist es nicht immer leicht, dem Gedankengange des Verfassers, der darauf hinausläuft, das Wunder als das „Aktuellwerden der göttlichen Heilsoffenbarung

Digitized by Google

an einem bestimmten Punkt in Raum und Zeit" zu erweisen, zu folgen. Doch ist überall zu erkennen, daß die Probleme scharf und sicher angefaßt werden, und die sorgfältige, ernste, ruhige und durchaus wissenschaftliche Art, wie ein positiver Theologe seine Gedanken über diese hochwichtige Frage vorführt, verdient allgemeines Interesse. Darum ist das vorliegende Buch, das sich durch einen glänzenden Stil auszeichnet, auch den Theologen zu empfehlen, die ihre Weltanschauung, Lebenserfahrung und wissenschaftliche Erkenntnis auf andere Wege führt.

2) G. Leuchtenberger, Schulandachten bei Beginn und Schluß der Schulabschnitte und bei besonderen Anlässen nebst einem Anhang: Morgenandachten. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. V u. 76 S. 8. geb. 2 ℳ.

Die vorliegende Sammlung enthält 4 Andachten zum Schulbeginn nach Ostern, je 4 für Schluß und Beginn der Schule vor und nach den Sommerferien, sowie vor und nach den Michaelisferien, je 4 zum Reformationsfest, Totenfest, zu Weihnachten, Neujahr und vor Ostern. 6 Andachten sind vom Verfasser bei Todesfällen von Kollegen gehalten worden. Die letzten 15 Morgenandachten haben keine besondere Beziehung. Die äußere Anlage ist im allgemeinen gleichartig. Nach einem Eingangswort wird ein Lied gesungen, darauf folgen Schriftstelle, Betrachtung dieser, die manchmal fehlt, Gebet, Lied. Vorkommnisse in Schule, Vaterland, Welt und Zeit sind fast ganz gemieden und dem Leiter der Andacht überlassen. Tiefer Ernst und Religiosität, die sich der hohen Verantwortung der anvertrauten Jugend gegenüber wohl bewußt ist, bilden den Grundton der eindrucksvollen Andachten. Sie sind durchaus geeignet, nach vielen Richtungen hin Anregungen zu geben und Gesichtspunkte zu bieten.

3) Schäfer und Krebs, Biblisches Lesebuch, 2 Teile, neubearbeitet und herausgegeben von H. Schuster und W. Lueken. Ausgabe C, sechzehnte Auflage. Der Neubearbeitung erste Auflage. Mit erläuternden Beilagen, Zeittafeln, Abbildungen und Karten. Frankfurt a. M. 1912, Moritz Diesterweg. Teil I: IV u. 571 S. Teil II: IV u. 356 S. (ausschl. d. Bilder u. Karten). gr.8. 1. Teil geb. 1,40 ℳ, 2. Teil geb. 1 ℳ.

Die vorliegende Auflage weist viele Fortschritte auf. Im Alten Testament, besonders in den Propheten, ist der Stoff bedeutend erweitert, und in der Textgestaltung ist zwar der Wortlaut der revidierten Lutherbibel zugrunde gelegt, doch einzelne Wörter und Wendungen sind dem Verständnis und der wissenschaftlichen Forschung mehr angepaßt. Mehrfach ist eine zweite Übersetzung in Anmerkung hinzugefügt, einzelne nicht ursprüngliche Stellen des Luthertextes sind in eckige Klammern gesetzt, während Stellen, die zugesetzt werden müssen, durch einfache Winkelmaße kenntlich gemacht sind. Das Verständnis des Textes ist durch erklärende Zusätze, Anmerkungen, ein alphabetisch geordnetes Register, Einteilung in Sinnabschnitte mit entsprechenden Überschriften und Randbemerkungen in recht

Digitized by Google

erfreulicher Weise erleichtert. Sehr schön sind die wissenschaftlich durchaus zuverlässigen Bilder aus Frohnmeyers und Benzingers Bilderatlas zur Bibelkunde (vgl. Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1906 S. 467 ff.), und auch die auf Greßmann zurückgehenden Zeittafeln erhöhen den Wert des Buches. Die neue Bearbeitung ist eine wissenschaftlich und pädagogisch höchst anerkennenswerte Leistung, und überall ist zu erkennen, daß sich die Herausgeber mit großer Liebe ihrer Aufgabe unterzogen haben. Auch die äußere Ausstattung verdient volles Lob.

Görlitz. A. Bienwald.

Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Friedrich Kropatscheck. I. Serie. 4. Heft: Das Johannesevangelium und die synoptischen Evangelien, von Fritz Barth. 6.—10. Tausend. 47 S. 8. 0,60 M. VII. Serie, 2. Heft: Das Evangelium von Jesus Christus, von Ludwig Ihmels. 6. Tausend. 46 S. 8. 0,60 M. — VII. Serie, 3. Heft: Worte Jesu, die nicht in der Bibel stehen, von Alfred Uckeley. 2. Tausend. 37 S. 8. 0,50 M. — VII. Serie, 4. Heft: Die Krankheit des Apostels Paulus, von Hermann Fischer. 2. Tausend. 28 S. 8. 0,50 M. — VII. Serie, 5. Heft: Das Aposteldekret, von Rudolf Steinmetz. 3. Tausend. 53 S. 8. 0,50 M. — VIII. Serie, 6. u. 7. Heft: Das apostolische Glaubensbekenntnis und das Neue Testament, von Johannes Kunze. 5. Tausend. 74 S. 8. 0,90 M. — Gr.-Lichterfelde-Berlin (Edwin Runge) 1911. Im Abonnement jedes Heft 0,40 M.

Die im apologetischen Sinne gehaltene Sammlung biblischer Streit- und Zeitfragen bringt durchweg Fragen, welche von den Gebildeten aller Schattierungen gewürdigt werden sollten. Heute ist es weder damit getan, den orthodoxen Standpunkt einfach zu behaupten, noch damit, einfach alles Traditionelle zu leugnen. Vielmehr muß jeder Teil seine Ansicht auch zu stützen verstehen und Einwürfe widerlegen können, wenn nicht unbeteiligte Dritte solche Streitfragen zu einem verwerflichen Urteil über beide Parteien benutzen sollen. Die Sammlung gibt zunächst den auf orthodoxem Standpunkt Stehenden das orthodoxe Rüstzeug an die Hand, aber auch die freier Gerichteten können daraus viel lernen und zur Revision ihrer eigenen Ansicht angeregt werden. Durchweg sind die Ergebnisse der neueren theologischen Wissenschaft herangezogen und verwertet, wie auch ausführlichere Literaturangaben für denjenigen zu Gebote stehen, welcher sich über irgend einen Punkt genauer informieren will. Die in vollständig edlem und leidenschaftslosem Ton gehaltenen Schriften fordern zur Selbstentscheidung und Stellungnahme auf, tragen also entschieden zur Förderung des religiösen Lebens in der heutigen vielfach so indifferenten Zeit bei. —

Digitized by Google

Serie I, Heft 4 war längere Zeit vergriffen. Da die johanneische Frage noch immer zu den umstrittensten gehört, so ist die Neuauflage ein Bedürfnis gewesen. Die gegen die Echtheit des Evangeliums gewöhnlich angeführten Gründe werden auf ihren Wert geprüft und dann die Besonderheit der johanneischen Darstellung hervorgehoben, um zu dem Resultat zu führen, daß der Verf. nicht „das Wunderbild eines göttlichen Wesens an die Stelle des geschichtlichen Jesus gesetzt, sondern das Bild Jesu von Nazareth mit den Zügen göttlicher Herrlichkeit beleuchtet hat, die er und seine Mitjünger an Jesus gesehen hatten". Der Verf. ist ein Augenzeuge gewesen. Auch in den Synoptikern sind Züge verarbeitet, die eine höhere Auffassung von Jesu Person verraten. — Serie VII, Heft 2 nimmt Stellung zu der Frage, ob es sich verlohne, auf das Evangelium von Jesus Christus ein religiöses Ideal aufzubauen und eine Zukunftshoffnung zu gründen. Indem der Verf. feststellt, daß die Kritik durchaus nicht aus dem N. T. einen regellosen Trümmerhaufen gemacht habe, sucht er nachzuweisen, daß in der Tat im Evangelium des N. T. eine frohe Botschaft liegt, die sowohl von den Aposteln wie von Jesus selbst bezeugt ist und in welcher Jesus im Mittelpunkte steht. Wer Gott sucht und die Erfahrung seines Unvermögens, sich zu Gott hinzufinden, macht, empfängt die göttliche Offenbarung, welche sich ihm als die Versöhnung darstellt, und damit den ersehnten Trost. Und dies ergibt sich aus allen Schriften des N. T.; denn ein Gegensatz z. B. zwischen Jesus und Paulus besteht nicht. — Serie VII, Heft 3 behandelt die sog. außerkanonischen Jesusworte. Nicht nur in apokryphen Evangelien und sonstigen außerbiblischen Schriften sind uns solche erhalten, sondern auch durch ägyptische Papyri, die man in den beiden letzten Jahrzehnten aufgefunden hat, ist manches Herrenwort überliefert. Der Verf. erklärt vieles davon als phantastische und tendenziöse Zusammenstellungen, erkennt aber an, daß auch in diesem Außerkanonischen manche gute Überlieferung stecken kann, die nur leider nicht in den Kanon aufgenommen wurde. — VII. Serie, Heft 4 geht auf die Frage nach der Krankheit des Apostels Paulus ein (Gal. 4 und II Kor. 12). Daß der Verf., welcher Professor der Medizin ist, nach den von Paulus selbst in allerdings dunkler Weise angegebenen Symptomen der Krankheit sich ein Urteil bilden kann, dürfte zweifellos sein. Er kommt zu dem auch schon von andern gefundenen Resultat, daß Paulus Epileptiker war. Auffallen mag es uns dann aber, daß er das im Glaubensleben des Apostels entscheidende Moment der Christuserscheinung bei Damaskus und ihrer eigentümlichen Begleitumstände **nicht** auf einen epileptischen Anfall zurückführt, da für ihn als einen Vertreter der positiven Anschauung damit das Wunder ausscheiden müßte. — VII. Serie, Heft 5 behandelt das so sehr umstrittene Aposteldekret (Act. 15, 23—29) in bezug auf Glaubwürdigkeit und Bedeutung. Man hat bisher immer angenommen, daß der Bericht der Apostelgeschichte unzuverlässig sei und deshalb als historische Quelle ausscheiden müsse, da allein die authentische Darstellung des

Digitized by Google

Paulus in Gal. 2 grundlegend sein könne, die aber von einer solchen Abmachung nichts erwähnt. Trotzdem scheint in den apostolischen Briefen mehrfach auf diese Bestimmungen angespielt zu sein, so daß sich vermuten läßt, daß es doch etwas Derartiges gegeben habe, das für das religiöse Leben der neutestamentlichen Gemeinden seine Bedeutung hatte. Andererseits aber läßt sich nicht verkennen, daß das Aposteldekret mit den im N. T. vertretenen sittlichen Anschauungen in Widerspruch steht. Die Lösung liegt darin, daß einige Handschriften eine Lesart bieten, nach welcher das Dekret nicht mehr lediglich Speiseregel mit angehängter Vorschrift über Unzucht ist, sondern als ausgesprochene Sittenregel betrachtet werden kann (Enthaltung von Götzenopfer, von Mord und von Unzucht). Nach diesem Gesichtspunkt betrachtet, hätte das Dekret keine Einschränkung für Paulus bedeutet, so daß er es in Gal. gar nicht zu erwähnen brauchte. In den Ausführungen wird noch besonders hervorgehoben, daß diese Sittenregel für die apostolische Zeit von großer Bedeutung war, und ferner, daß der neutestamentliche Kodex D, aus welchem die Erklärung abgeleitet wird, offenbar den ursprünglichen Text biete (gegen ℵ und B). — VII. Serie, Heft 6/7 geht auf die Bekenntnisfrage und die Stellung des Apostolikums in derselben ein. Die Frage ist zeitgemäß, da gerade über die verpflichtende Geltung des Apostolikums ein ziemlicher Streit vor noch nicht allzu langer Zeit geführt worden ist. Da Luther das Bekenntnis nicht etwa deshalb nur übernommen hat, weil es von den Aposteln herrühren sollte, vielmehr weil es ihm mit der Anschauung des N. T. übereinstimmte, so ist also vor allem diese Übereinstimmung näher zu beleuchten und zu prüfen, sowohl dogmatisch als geschichtlich. Verf. vertritt den Standpunkt, daß das Apostolikum durchaus kein „römisches" Symbol sei, sondern, auf das Taufbekenntnis zurückgehend, den gemeinsamen Standpunkt der alten katholischen Kirche vertrete; das Taufsymbol sei nicht antignostisch und spätestens um 130 bereits vorhanden, ja bereits in der paulinischen Heidenmission sei ein solches von der Art des altkirchlichen Apostolikums gebräuchlich gewesen, und im letzten Grunde gehe es auf den als Herrenwort angenommenen trinitarischen Taufbefehl Mtth. 28 zurück. Das Apostolikum sei demnach „apostolisch". Es stimme auch dermaßen mit den Anschauungen des N. T. überein, daß, wer das Apostolikum als „katholisch" abgeschafft wissen wolle, auch das ganze N. T. für „katholisch" erklären und deshalb verwerfen müsse.

Mülhausen i. E. E. Herr.

Evers und Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage von Walz und Kühne. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 6. Teil: Untersekunda. Ausgabe A. Ausgabe B: Für paritätische Anstalten. XII u. 316 S. 8. geb. 2,60 ℳ. — 7. Teil: Obersekunda. Ausgabe A. Ausgabe B: Für paritätische Anstalten. X u. 363 S. 8. geb. 2,80 ℳ.

Der Untersekunda-Teil, soweit ich gesehen, in beiden Ausgaben absolut gleich, dient sehr gut dem deutschen Unterrichte auf

Digitized by Google

dieser Stufe und bringt bei seiner Reichhaltigkeit manches darüber hinaus zur Anregung für Beschäftigung mit der deutschen Literatur und für andere Fächer (Geschichte, Geographie, Naturkunde). In der dichterischen Prosa und in der Poesie sind neben den alten Inventarstücken guter Sekundalesebücher erfreulicherweise zahlreiche für diese Stufe geeignete Sachen aus der Zeit nach Goethes Tode vertreten. Freytag, Storm, Keller, Raabe, Liliencron mit Prosawerken, Mörike, Hebbel, Keller, K. F. Meyer, Greif, Liliencron, G. Falke, Dehmel, Holz mit Gedichten werden Lehrern und Schülern in Untersekunda willkommen sein. Anderes nimmt man dafür mit in Kauf; man braucht ja z. B. Herbstgold von Avenarius oder Erwartung der Weihnacht von Otto Ernst nicht zu behandeln. Besonders hervorheben möchte ich im Prosateil den VI. Abschnitt, der Aufrufe (An mein Volk 1813. Kaiserproklamation 1871), Reden (Friedrich II. an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen) und Briefe bringt, im Poesieteil die gut ausgewählten 12 Volkslieder.

Beim Obersekunda-Teil kann ich mich auf meine Besprechung der ersten Auflage (Bd. LXI S. 320) beziehen und feststellen, daß alles Gute geblieben oder noch vermehrt ist. Verschiedene Unrichtigkeiten in der Einleitung sind jetzt beseitigt, zu meiner Freude ist bei den den nhd. Texten von der früher nebengedruckten nhd. Übertragung Abstand genommen worden. Sehr brauchbar ist das Stück aus der Edda in der Geringschen Übersetzung. Auch sonst ist der durch Fortfall der nhd. Übertragungen gewonnene Raum gut ausgenutzt. Die Proben aus dem Nibelungenliede sind fast verdoppelt, die Probe aus Gudrun ist umfangreicher, von den fehlenden Aventiuren sind die Überschriften gegeben. Aus Parzival ist ein längeres Stück gewählt worden. Die Anmerkungen könnten noch sparsamer sein (weshalb z. B. S. 21 arbeit = Mühe, Anstrengung. S. 35 bild (NB. wohl richtiger bilde) = Bild, Zeichen. S. 36 sit, site = Art, Sitte. S. 46 ein wunderkuene man = der (warum übrigens?) wunderkühne (!) Mann u. a. m. Ungern misse ich dagegen die Prosa von Opitz. Doch sind ja über die Schulbehandlung gerade dieser Epoche die pädagogischen Ansichten sehr verschieden. Die reichen Proben aus den modernen Dialekten sind im wesentlichen geblieben. Als Anh. III ist ein kurzes Wörterverzeichnis zu den mhd. Texten hinzugekommen.

Und nun noch einige prinzipielle Bemerkungen zu der Trennung in zwei Ausgaben. Sie betreffen nicht nur dieses Lesebuch.

Zunächst halte ich die Art der Trennung nicht für offen, und das sollte der Pädagoge immer sein. Bei Ausgabe B steht: für paritätische Anstalten, bei Ausgabe A nichts. Für welche Anstalten ist sie also bestimmt? Sodann ist die Trennung unlogisch. Einer Ausgabe für paritätische Anstalten müßten mindestens z w e i andere zur Seite stehen. Schließlich ist sie ungerecht, und zwar, wie man es nehmen will: entweder traut man den evangelischen Anstalten die nötige Toleranz zu, um ohne weiteres eine auch für katholische Anstalten bestimmte Ausgabe zu benutzen, den katholischen nicht, oder

Digitized by Google

aber man würdigt die katholischen Anstalten des Vorrechts einer besonderen Ausgabe, die evangelischen nicht.

Wie falsch aber die Trennung in eine paritätische und eine katholische Ausgabe (denn um eine solche handelt es sich offenbar) ist, mag eine kurze Betrachtung der Abweichungen zeigen. Im Poesieteile handelt es sich um 5 Stücke. Bei Walther ist „Ich sach mit minen ougen . . ., Ahi wie kristanliche . . . Sagt an, hêr Stoc . . . in der „nicht paritätischen" Ausgabe durch drei andere politische Gedichte ersetzt worden, von denen mindestens das erste „Philippes kunic" des geschichtlichen Zusammenhanges wegen auch in die „paritätische" gehörte. Aber warum enthält man diese Gedichte katholischen Schülern vor? Daß Walther gegen den Pabst polemisiert, wird man ihnen doch wohl nicht verschweigen wollen und können. Der Autorität der Kirche kann das so wenig und soviel schaden, wie ihr damals des deutschen Dichters Angriff geschadet hat. Welche Verwirrung aber entsteht, wenn z. B. ein Mitschüler, etwa von einer früher besuchten Schule her, die andere Ausgabe mitbringt und sich nun alles auf die ausgelassenen Lieder stürzt, die jetzt nicht von einem verständigen, vielleicht gar über den Parteien stehenden Lehrer interpretiert werden! Warum soll ferner nicht auch ein Katholik Huttens kerniges: „Von warheit will ich nimmer lan" lesen. Daß es Leute gegeben hat, die „kein Bann, kein Acht" zu „stillen schafft", erfährt er ja ohnedies aus der Geschichte, und aus der Verachtung Huttens gegen die Acht, eine Strafe des Reiches, fürchtet ja auch niemand Schaden für den zukünftigen Staatsbürger! Andererseits möchte ich das köstliche Gespräch St. Peters mit den Landsknechten auch den „paritätischen" Schülern zugänglich machen, selbst auf die Gefahr hin, daß die „katholischen" dann erführen, wie überschwenglich Hans Sachs „die Wittembergisch Nachtigall" begrüßt. Durch solche, wenn auch gegnerische, Stimmen lernt man eben die Zeit kennen und kann, wenn sie geschickt behandelt werden, in seiner abweichenden Überzeugung noch bestärkt werden. Wer sich die nötige Geschicklichkeit nicht zutraut, kann aber solche Stücke ganz unauffällig weglassen; denn auch sonst wird ja nicht das ganze Lesebuch durchgearbeitet. Dasselbe gilt auch von den Prosastücken. Von der Bedeutung der Lutherschen Bibelübersetzung für die deutsche Sprache muß gerade der Katholik im deutschen Unterrichte etwas erfahren, der andere kennt sie ja schon zur Genüge aus dem Religionsunterricht. Vielleicht nimmt man einen Abschnitt aus einem objektiv gehaltenen Werke, das kommt beiden Teilen zugute. Noch kleinlicher erscheinen mir die anderen Abweichungen, die aber wohl nur durch eine äußere Rücksicht bedingt waren, nämlich die Druckseiten im übrigen für beide Ausgaben gleich zu gestalten.

Auf diese Fragen bin ich etwas näher eingegangen, weil sie mir für die Lesebuchfrage, für den deutschen Unterricht und für die Einheit unserer Kultur, der dieser dient, von der größten Bedeutung zu sein scheinen. Den hier beschrittenen Weg halte ich nicht für den

Digitized by Google

richtigen, um Gegensätze auszugleichen, die unser Reich und Volk schwer schädigen. Die Persönlichkeit des Lehrers wird natürlich hier wie überall in der Pädagogik das meiste tun. Vielleicht denkt man einmal daran und ist nicht so freigebig mit dem Lehrauftrag für deutschen Unterricht in oberen Klassen, namentlich gegenüber Theologen, wenn diese nicht die nötigen Fachstudien durch ihre Universitätsprüfung nachgewiesen haben.

Kassel. Carl Heinze.

---

1) Bernhart Maydorn, Deutsche Sprachlehre. Viertes Heft: Metrik und Poetik. Frankfurt am Main und Berlin 1912, Moritz Diesterweg. 23 S. 8. geb. 0,40 ℳ.

Die Zusammenstellung bietet gerade so viel, wie Schüler oder Schülerinnen unbedingt wissen müssen. Über die dem Gegenstande von dem Verf. gezogenen Grenzen wird man nicht wesentlich hinausgehen können, sofern es sich um gedächtnismäßige Aneignung des Stoffes handelt. Die Gruppierung ist übersichtlich, und die Hauptbegriffe sind klar herausgearbeitet. Über einzelnes wird man vielleicht anders denken als der Verfasser. Schillers „Distichon" S. 13 ist wohl kein Xenion. Von „willkürlichem" Rhythmus sollte bei den dem Italienischen entnommenen Formen ohne weiteren Zusatz S. 15 nicht gesprochen werden (besser H. B. Rumpelt: die ursprünglich gewählte Weise muß bis zum Schlusse beibehalten werden); vgl. auch S. 17 beim Ghasel. Was dessen Eigenart ausmacht, ist nicht genügend hervorgehoben, nämlich der mit einem Innenreim verbundene gleiche Reim (Epiphora, S. 22), d. h. der reiche Reim nach dem Muster: Wort war — dort war. Bloße „Wiederholung" des in der ersten Zeile angeschlagenen Reimes liegt meist nicht vor. Und was die Poetik anlangt: warum sollen lyrische Ergüsse (S. 17) immer „kurz gefaßt" sein? Die Allegorie (S. 19) hat freilich auch etwas vom Rätsel, drängt aber nicht wie dieses zu beabsichtigter Lösung. Übrigens überläßt sie es uns, aus dem gezeichneten Bilde die dem Dichter vorschwebende, nicht ausgesprochene, Idee zu gewinnen. Dabei die Frage: Wie soll Z. 5 v. o. der Relativsatz grammatisch bezogen werden? Bezieht man ihn richtig, so würde das Rätsel sich damit begnügen müssen, eine nicht weiter bestimmte Abart der Allegorie zu sein. Bei der dramatischen Dichtung sind die Ausdrücke (3 b S. 21): Schicksalstragödie, Charakterdrama, Umweltdrama natürlich a potiori zu verstehen, und obendrein der erste, auf Schillers Braut von Messina angewandt, für den Schüler eine leere, ihn irreführende Vokabel (P. Dörwald, Aus der Praxis des deutschen Unterrichts in Prima, S. 156 ff.); selbst für Sophokles' Ödipus lasse ich ihn nur unter Einschränkung gelten (s. in dieser Zeitschr. 62. Jahrg. 1908, S. 258 f.). Bei den Tropen dürfte wohl auch der Antonomasie und der Synekdoche eine Stelle eingeräumt werden, und bei der Litotes ist die Erklärung, sie setze die Anschauung „unter die Wahrscheinlichkeit herunter", nicht durchsichtig. Als figura per contrarium significans (ἀντίφρασις

Digitized by Google

χωρὶς ὑποκρίσεως ἠθικῆς, also von der Ironie verschieden) berührt sie sich mit dem Euphemismus und bedeutet dem Angeredeten gegenüber eine captatio benevolentiae.

Das äußere Gewand des kleinen Heftes ist ansprechend.

2) Georg Stucke, Deutsche Wortsippen. Ein Blick in den Verwandtschaftszusammenhang des deutschen Wortschatzes. Ansbach 1912, Fr. Seybolds Buchhandlung. IV u. 306 S. gr. 8. geb. 4,80 *M*.

Die fleißige Arbeit will uns Lehrern, doch auch reiferen Schülern und den Gebildeten überhaupt ein zeitraubendes Nachschlagen in größeren Wörterbüchern ersparen und zugleich einen genügenden Einblick in die Verwandtschaftsbeziehungen der Wörter ermöglichen. Dadurch berührt sie sich z. B. mit Edwin Wilkes Deutscher Wortkunde, die unter andern Werken benutzt ist. Auch auf verwandte fremde Sprachen wird zurückgegriffen und daher Waldes etymologisches Lateinwörterbuch mehrfach bemüht. Zumal die Klarlegung des Bedeutungswandels liegt dem Vf. unter entsprechendem Vordringen zur Grundbedeutung der Wörter und Aufweisung der Begriffsübergänge am Herzen. Zur Gewinnung einer übersichtlichen Form der Darstellung sind die Linien überall möglichst kurz gezogen und das Ganze lexikalisch-alphabetisch angeordnet. Zusammengesetzte Wörter folgen dem Grundworte, es sei denn, daß für die Sippe das Bestimmungswort besonders bemerkenswert ist. Abgeleitete Wörter, die hinlänglich klar sind, werden nur summarisch aufgeführt. Geläufige Fremdwörter und verwandte englische oder französische Ausdrücke marschieren, wo es nottut, mit auf. Die den einzelnen Artikeln gegebenen Zahlen kehren im alphabetischen Wörterverzeichnis wieder, so daß man ein Nachschlagebuch der Wortverwandtschaft vor sich hat, das in das Leben der Sprache einführen und den Übergang vom sinnlichen Grundbegriffe der Wörter zum vergeistigten Wortinhalte kennzeichnen will. So fehlt es auch nicht an kulturellen Aufschlüssen.

Über die Zuverlässigkeit des Buches im einzelnen wird sich natürlich erst bei längerem Gebrauche urteilen lassen. Daß man es manchmal vergeblich zu Rate zieht, habe ich jetzt schon festzustellen Gelegenheit gehabt. Doch soll ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden, da es uns nur Blicke in das Leben der Sprache tun lassen will. Äußerlich ist es handlich und bequem.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

---

1) Karl Alt, Goethe und seine Zeit. [Wissenschaft und Bildung, Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens, herausgegeben von Paul Herre.] Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 155 S. geb. 1,25 *M*.

Fast gleichzeitig hat der rührige Verfasser, welcher die große Goethe-Ausgabe in Bongs Klassikerbibliothek höchst verdienstlich leitet und schon zu drei Vierteln fertig gestellt hat, zwei kleine Goethe-Biographien veröffentlicht, als Einleitung zum ersten Bande dieser

Digitized by Google

und nun hier in diesem Büchlein, das wir zur Auffrischung und Vertiefung jedem Lehrer der Prima empfehlen möchten. Beide unterscheiden sich wesentlich voneinander und zeigen wiederum, von wie verschiedenem Gesichtspunkte die immer aufs neue interessante Aufgabe angefaßt werden kann. Während Alt dort mehr biographisch verfährt und die Entwicklung des Dichters im Hinblick auf die Entstehung der einzelnen Werke verfolgt, stellt er hier in großen Umrissen Goethes Entwicklung im Zusammenhang mit den verschiedenen Geistesströmungen seiner Zeit dar.

„Goethes Persönlichkeit", sagt er, „wurzelt, so gewaltig ihre Wirkungen auf die Gegenwart noch sind, in einer Zeit, die vergangen ist. Nur eine Betrachtung Goethes im Zusammenhang mit seiner Zeit kann uns darüber belehren, was an ihm zeitlich bedingt ist, aber auch, wie er über seine Zeit hinausgewachsen ist. Kann eine solche Betrachtung auch nicht das Rätsel lösen, wie Goethe der geworden ist, der er war, so vermag sie doch seine Bedeutung in der Entwicklung unseres geistigen Lebens zu verdeutlichen und damit auch die Frage zu erklären, was Goethe uns heute unter vielfach veränderten Lebensbedingungen sein kann".

Schlicht und klar, wie er hier seine Aufgabe bezeichnet und sich das Ziel steckt, ist die Ausführung, und es ist nicht zu zweifeln, daß jeder sie mit Genuß lesen wird. Bei der Beurteilung der einzelnen Momente wird der Eingeweihte hier und da natürlich abweichen, aber er wird auch überall das reife Urteil würdigen.

Ich möchte hier nur zum Zeichen, daß ich die Arbeit mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen habe, auf zwei Punkte hinweisen.

Mit Recht würdigt der Verf., mehr als es u. E. sonst wohl geschehen ist, den Pietismus als den Erwecker der Gefühlswelt gegenüber der nüchternen Aufklärung. Aber daß aus dieser Verinnerlichung Klopstock, der erste Bahnbrecher der neuen Kunst, hervorgeht, vergißt er zu sagen, und die Art, wie er ihn Wieland anreiht, deckt die tiefsten Zusammenhänge nicht genügend auf. Auch scheint es mir anfechtbar, Klopstock Weltfremdheit zuzuschreiben.

Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die Ansicht sich nicht halten läßt, nach der Goethe schlechthin als Spinozist bezeichnet wird. Er verdankte dem Philosophen wohl manche Anregung, aber sein Gottesbegriff ist doch wesentlich anders als Spinozas. Wir freuen uns dieser Darlegung, glauben aber nicht, daß die Gebildeten, für die das Werkchen bestimmt ist, die Unterschiede klar genug erkennen werden. Goethe war u. E. im grunde immer Theist. Die oberflächliche Weltanschauung des Deismus seiner Zeit und seine tiefe Naturanschauung trieben ihn aber oft zu pantheistischer Weltauffassung, die seinen Geist mehr befriedigte als die deistische.

Alt sagt: Wenn man Goethes Pantheismus mit dem Spinozas in Zusammenhang bringt, so ist das nur halb richtig. Er war gewohnt wie sein Mahomet und Faust, Gott in der Natur zu schauen, sie war ihm ein beseeltes Ganzes von wirkenden Kräften, ein göttliches Kunst-

Digitized by Google

werk, während Spinozas Gott inhaltlos, qualitätlos gedacht ist. Goethe — und darin ist Herder mit ihm einig — deutet diese Anschauung in ästhetisch-dynamischem Sinne um. Sie stehen dabei Giordano Bruno und Shaftesbury näher als Spinoza. Naturerkenntnis war für Goethe Gotteserkenntnis, wenn er auch überzeugt blieb, daß die letzten Geheimnisse uns ewig verborgen bleiben.

2) **Franz Saran, Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur.** Halle a. S. 1911, Max Niemeyer. 2,40 *M.*

Es liegen uns drei neue Hefte, Band VI, VIII und IX vor und in ihnen fleißige, sorgfältige und förderliche Erstlingsarbeiten.

Von ihnen steht wohl die Untersuchung von Hans Schwartz über Friedrich Heinrich Jacobis „Allwill" (78 S.) den Interessen dieser Zeitschrift am wenigsten nahe. Aber der fast verschollene Roman, der unvollendet blieb, weil der Verfasser bald seine Ansichten wandelte, ist für die Erkenntnis der Sturm- und Drangperiode von Wert, weil er in Briefen ihre Ideen zur Darstellung bringt. Schwartz gibt eine genaue Charakteristik der Personen, geht den Beziehungen des Verfassers zu Goethe und dem Einfluß nach, den dieser auf ihn ausübte, und erweist, daß „Allwill' als Entwicklungsroman und in seinem Helden der junge Goethe gedacht war. So ist die Abhandlung ein Beitrag zum Verständnis jener so wichtigen Periode.

Auf wesentlich breitere Basis stellt sich die Untersuchung von Paul Hagenbring: Goethes Götz von Berlichingen, Erläuterung und literarische Würdigung, von der hier der I. Teil vorliegt, betitelt: Herder und die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771. 83 S.

Nach dem Vorwort stellt sich Aufgabe und Arbeitsplan des Verfassers folgendermaßen dar.

„Den Gedankengehalt des ‚Gottfried' soll die folgende Arbeit ermitteln und darstellen. Es sei im voraus bemerkt, daß sich Goethe im ‚Gottfried' mit den Zuständen des Deutschen Reiches im 18. Jahrhundert auseinandersetzt, indem er ein Geschichtsgemälde aus der Zeit um 1500 aufrollt. Die Auseinandersetzung erfolgt in Anlehnung an Herders geschichtsphilosophische Lehren.

Herder setzt die Entwicklung eines Volkes, ja der Menschheit überhaupt mit der des Individuums in Beziehung, scheidet sie in Lebensalter und charakterisiert sie dementsprechend. Bei unverkennbarer Vorliebe für die ersten Altersstufen sind aber für Herder dort der Naturzustand (das Kindesalter) und das Mittelalter (das Lebensalter der höchsten Manneskraft) nur Durchgangsperioden. Es ist unmöglich, sie wieder zum Leben zu erwecken: sie sind vorbei, historisch überwunden. Das Greisenalter des 17./18. Jahrhunderts, so wenig erfreulich es dem Geschichtsphilosophen ist, ist eben notwendig.

Digitized by Google

Mit dieser Erkenntnis überwand Herder die starke mittelalterliche Romantik der Zeit nach 1760. Diese und Herders Stellung zu ihr stellt der 1. Teil dieser Arbeit ausführlich dar.

Der vorher sehr romantisch gestimmte Goethe übernahm nun diese Erkenntnis von Herder und änderte danach seine Stellung zu der mittelalterlich-romantischen Strömung seiner Zeit. Der ‚Gottfried‘-‚Götz‘ ist der Ausdruck seiner neuen Einsichten .

So strömt in den ‚Gottfried‘ das reiche geistige Leben der Jahre vor 1771 hinein; der Gedankengehalt der Dichtung ist viel bedeutender als man (?) bisher annahm. Daß man ihn zum großen Teil übersah, erklärt sich daraus, daß man die Dichtung nur ungenügend zergliederte und erklärte. Deshalb werde ich in einem zweiten Teil eine erläuternde Zergliederung des ‚Gottfried‘ geben und auf Grund dieser den Gedankengehalt systematisch darlegen. Diese Zergliederung muß sehr eingehend sein, denn die Schwierigkeit des Verständnisses, der Reichtum an Gedanken im ‚Gottfried‘ verlangt gründliche und ausführliche Behandlung.“

Der 3. Teil wird sich endlich mit der bisherigen Literatur auseinandersetzen. Diese ist vielleicht umfangreicher als der Verfasser glaubt, wenn man daran denkt, daß im Jahre 1890 Dr. Otto Devrient den ‚Gottfried‘ für die Bühne einrichtete und im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin zur Aufführung brachte, leider ohne beim Publikum ausreichendes Verständnis zu finden. Seine interessante Bühnenbearbeitung ist bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen und damals mancherlei Tüchtiges über dies Erstlingsdrama Goethes in der Tagespresse gesagt worden. Das ist aber natürlich nun den Strom hinab.

In dem 1. Teile also, der hier vorliegt, verfolgt der Verfasser geschickt den Weg von der Hermann-Dichtung Schlegels bis zum „Gottfried“. Hübsch ist der Vergleich von Klopstocks Bardiet „Hermanns Schlacht“ (1769) mit Goethes Dichtung (1771). Weiter die Aufdeckung der Beziehungen zu Bodmers Wiedererweckung des Mittelalters und seiner nationalen wie dramatischen Ideen, die Schilderung der deutsch-nationalen Bestrebungen im Elsaß in den sechziger Jahren, endlich der Versuch nachzuweisen, daß der Gedankengehalt des „Gottfried“ von Herder abhängig ist. Das Ergebnis wird so formuliert:

„Vergegenwärtigen wir uns, welche Wirkung die geschichtsphilosophische Auffassung Herders, die wir eben auseinandergesetzt haben, auf die oben geschilderte romantische Bewegung bei Herder und Goethe und später bei dem literarischen Deutschland haben mußte! Herders oben analysierte Gedichte zeigen, wie tief er noch kurz vor seinem Straßburger Aufenthalt in romantischen Ideen befangen war. Jetzt sah er auf Grund seiner geschichtsphilosophischen Erkenntnis ein, daß eine Wiederbelebung mittelalterlicher Ideale nach dem Gange des Weltgeschehens aussichtslos war, daß man jene Ideale höchstens als wertvoll hinstellen könne. Unzweifelhaft gewann Herder jene Anschauung von den Lebensaltern der Völker im Verlaufe der Arbeit

Digitized by Google

an der Preisschrift über den Ursprung der Sprache, der ihm gerade in Straßburg leidenschaftlich beschäftigte. Damit war für ihn jegliche Romantik abgetan. Bedeutender war jedoch, daß er nun so gesinnt dem Straßburger romantischen Kreise, insonderheit Goethe gegenübertrat und mit überzeugender Skepsis die romantischen Ideale des Jünglings zerstörte. Daher offenbarte sich später — dies wird sich unten zeigen — der ‚Gottfried' zwar als eine Verherrlichung mittelalterlicher Kraft und Reinheit, in ihm stellt jedoch der reifere Dichter zugleich die Notwendigkeit dar, daß ein so geartetes Zeitalter einer Epoche des Verfalls weichen mußte, und schuf so die tragische Grundstimmung für den dramatischen Konflikt. So setzte Goethe die großartige Erkenntnis Herders, auf deren Prinzipien die moderne historische Betrachtungsweise ruht, fast unmittelbar nach ihrer Geburt in Dichtung um".

Otto Spieß, Die dramatische Handlung in Lessings „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm", ein Beitrag zur Technik des Dramas. Halle 1911, M. Niemeyer. 73 S. gr. 8. geb. 3 ℳ.

Auch Produkte der organischen Natur entziehen sich durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen strenger Schematisierung. Überall, wo Leben pulsiert und formgestaltend wirkt, gehen unsere Rechnungen nicht restlos auf. Wie viel weniger im Geistesleben, bei den Geschöpfen der Kunst. Wir suchen selbstverständlich unermüdlich die Gesetze in ihnen zu erkennen, aber wir müssen uns auch gegenwärtig halten, daß jeder Versuch ihrer Fixierung nur eine Annäherung bedeutet und nie eine adäquate, vollgültige Norm gibt.

Wenn Fr. Seiler den „Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie Lessings" (2. Auflage, Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung) in seiner scharfsinnigen und höchst beachtenswerten Abhandlung so gering anschlägt und nur noch wenige von den dort aufgestellten Richtlinien gelten lassen will, so liegt das einerseits in den eben angeführten Gründen, andererseits daran, daß Lessing seine Theorien oft mit allzu großer Sicherheit und Schärfe aufgestellt hat. Er wollte in Wahrheit gewiß nur Grundlinien ziehen und den Weg weisen, auf dem der moderne Ästhetiker gehen kann. Das Leben und die Entwicklung der dramatischen Kunst variieren und erweitern natürlich diese Gesetze. Es scheint doch aber so, und der Verfall des Dramas der Gegenwart bestätigt es, daß der dramatische Dichter gewisse Grundgesetze nicht durchbrechen darf, ohne sein Werk zu schädigen.

Sollten wir nun, wenn wir diese Richtlinien aus den Dramen selbst zu erkennen suchen, den allerwichtigsten Begriff der Handlung nach solchen modernen bzw. einigen älteren wie Shakespeares erweitern und umformen, oder genügt es, anzuerkennen, daß hier und da geniale Dichter sich über den strengen Begriff der Handlung kühn hinweggesetzt und doch wirksame Werke geschaffen haben? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, man wird aber nicht umhin können, sie mit den Primanern zu erörtern und sie an Beispielen zu beleuchten.

Digitized by Google

Erfreulich ist es zu sehen, daß auch auf der Universität dieser Punkt eingehender Erörterung gewürdigt wird und daß die Mitglieder der germanistischen Seminare zu neuen Einzeluntersuchungen über das Wesen der Handlung angeregt werden. Aus solchen Anregungen ist die Abhandlung von Spieß geflossen. Sie hat sich Lessings Dramen zum Gegenstand der Untersuchung gewählt, „weil dieser Dichter nun einmal der erste große deutsche Dramatiker ist, dessen Dramen nicht nur historischen Wert haben, sondern noch heute von der Bühne stark wirken". „Nathan" kommt wegen seiner loseren Gestaltung nicht in Betracht, „Minna von Barnhelm" zum Ausgangspunkt zu machen, „verbietet der Tadel, der seit Alters gerade ihre Handlung erfährt". „Emilia Galotti" aber ist ein anerkanntes Meisterwerk auch in technischer Hinsicht. Deshalb hat es der Verfasser zur Grundlage seiner Untersuchung gemacht. „Die hinreißende und niederschmetternde Wirkung, die diese Tragödie noch heute bei jeder Aufführung ausübt, beweist unmittelbar, daß sie technisch vorzüglich gebaut sein muß, denn ohne einwandfreie Führung der Handlung wäre solche Wirkung einfach unmöglich (?). Wenn überhaupt, hat also Lessing hier das Ideal erreicht, das ihm vorschwebte. Hier können wir es studieren, hier abstrahieren. Wenn wir es aus diesem Drama abgeleitet und begrifflich (?) formuliert haben, wollen wir daran sein früheres und technisch weniger vollkommenes Werk, die „Minna" kritisieren. Es wird sich zeigen, daß mit der angewandten Methode und ihren Begriffen die Fehler im Bau dieses Lustspiels, von denen bisher mehr im allgemeinen geredet wurde, als daß man sie exakt aufwies, unmittelbar aufgedeckt werden können".

Mit großer Sorgfalt ist „Emilia" zergliedert, nur auf die Verknüpfung der Fäden und Motive hin untersucht und im Anschluß daran Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit unter Vergleichung anderer Dramen behandelt. In letzterem Punkte könnte man einige Einwendungen machen; doch das ist nebensächlich. Im ganzen kommt natürlich Neues nicht heraus, auch nicht bei den mitgeteilten Auszügen aus Sarans Kolleg. Doch ist die exakte Methode und ihre graphische Darstellung interessant. Von Bedeutung ist Lessing gegenüber die klarere Herausstellung der Begriffe Handlung und Ziel.

Lessing hat zwar auch schon gesagt: „Die Handlung des Dramas muß außer der Absicht, die der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben". Aber er schied doch nicht klar genug die Absicht des Dichters von der des Helden oder des Gegenspiels. Sein Werk trägt eben an vielen Stellen deutlich die Spuren des Werdens. Er untersucht und formuliert, während er schreibt. Man denke nur daran, wie er φόβος terreur erst noch mit Schrecken, dann ohne weiteres mit Furcht übersetzt. Daher manche Unstimmigkeiten, die Seiler a. a. O. mit Recht hervorhebt.

Saran faßt die Sache so: Die Handlung ist das Geflecht der Hauptfäden, das, durch das Ziel bestimmt und zusammengehalten, lückenlos und in innerem Zusammenhang der Glieder vom

Digitized by Google

erregenden Moment bis zur Katastrophe läuft. Der innere Zusammenhang der Glieder ist vorhanden, wenn er überall logisch nach Grund und Folge aufgewiesen werden kann. — Das Handlungsziel ist das, worum sich der Kampf der Parteien dreht. Hier Gewinnung der Emilia.

Spieß sagt: Sarans Definition ist kürzer und auch klarer, weil sie als Kennzeichen statt des Aufsteigens eines Gefühls oder Willens das Sichtbarwerden des Zieles des Willens angibt. — Erst dadurch, daß Saran den rein technischen Zusammenhang aller Teile untersuchte und aus der Summe aller Begebenheiten, der „Fabel", ein lückenloses Geflecht von Fäden als deren Nervensystem herauspräparierte, wurde der Begriff der Behandlung im technischen Sinne von dem der „Fabel" losgelöst und beschränkt auf jenes lückenlose Geflecht von Fäden, die alle einem und demselben Ziele zustreben.

Widerspruch verdient, was Spieß S. 49 gegen Bellermanns Bestimmung der Tragödie sagt. Ist die Tragödie ein Drama, so muß sie alle wesentlichen Merkmale eines solchen haben. Dazu muß aber noch ein besonderes kommen, das sie zur Tragödie macht. Dies liegt nicht im Helden, sondern im Dichter. Gerade das von Spieß angeführte Beispiel (Tasso) zeigt dies deutlich. Legte der Dichter den Charakter des Helden so an, daß seine Überhebung größer war als die sänftigenden Einflüsse der Umgebung und die zügelnden Kräfte des eigenen Innern, so mußte ihn seine Leidenschaft ins Verderben reißen trotz bester Absichten und edelster Ziele (Wallenstein). Andernfalls konnte er den Kampf mit dem eigenen Ich siegreich durchfechten, wie es ja Goethe gerade gewollt hat. Ziel des Dichters und Ziel der Handlung wird also deutlich geschieden.

Eins scheint mir in Spieß' Arbeit durchweg zu wenig hervorgehoben: der Held, von dem die tragische Handlung ausgeht und der ihr Träger ist. Nach seiner Darstellung könnte man den Prinzen für den Helden der „Emilia" halten. Es muß hier unbedingt auf die ganz eigenartige Beschaffenheit dieser Tragödie hingewiesen werden, in der das Gegenspiel so stark entwickelt ist, daß es die Hauptheldin fast verdunkelt. Es ist hier nicht, wie Spieß will, der Kampf zweier Parteien um ein Mädchen dargestellt, wie es, äußerlich angesehen, wohl scheinen könnte, sondern der Kampf Emilias um ihre sittliche Reinheit, ein Kampf, in dem sie untergehend siegt. Nur die äußere Handlung hängt vom Gegenspiel ab. Unsere Teilnahme ruht auf dem Menschen, der den Kampf mit seiner Leidenschaft tapfer aufnimmt und durchführt. Das ist der wahre Sinn der Sache, und deshalb genügt es nicht, wie Saran und Spieß tun, „aus der Summe aller Begebenheiten ein lückenloses Geflecht von Fäden als deren Nervensystem herauszupräparieren". Das erinnert zu sehr an das Messer des Anatomen, unter dem der Geist entflieht, der dem Geflecht Leben gibt.

Indem der Verfasser nun seine scharfsinnige Methode auf Lessings „Minna" anwendet, kommt er zu folgendem Ergebnis:

Digitized by Google

1. Drei Handlungen sind in der „Minna" verflochten, von denen die erste, die Minna-Tellheim-Handlung, herrscht und die beiden anderen nicht zu voller, selbständiger Wirksamkeit kommen läßt. — Eine davon, die Franziska-Werner-Handlung, ist keine Zielhandlung, sondern eine Entwicklungshandlung (Entwicklung eines Gefühls).

2. Die herrschende Minna-Handlung hat zwei Ziele, die wechseln. Das zweite Ziel wird durch das Spiel mit dem Ringe sogar verdoppelt. Infolgedessen sind zwei (bzw. drei) erregende Momente vorhanden und verwirren den Zuschauer.

Zuletzt, dicht vor der Katastrophe verschiebt sich die Haupthandlung so, daß nicht Minna ihre Ziele, sondern Tellheim ein neu entstehendes verfolgt. Eine Art Tellheim-Drama löst das Minna-Drama auf einige Zeit ab.

3. Diese Zielwechsel treten im 4. Akt einer nach dem anderen ein. Obendrein beginnt dieser Akt mit einer Episode.

„Kein Wunder, daß gerade im wichtigen 4. Akt das Drama aus den Fugen zu gehen scheint und das Interesse lahmt".

Mir scheint daraus hervorzugehen, daß das Lustspiel ein loseres Gespinst der Fäden verträgt oder vielleicht sogar fordert als die Tragödie.

Berlin-Friedenau. Karl Kinzel.

W. Lexis, Fr. Paulsen †, G. Schöppa, A. Matthias, H. Gaudig, G. Kerschensteiner, W. v. Dyck, L. Pallat, K. Kraepelin, J. Lessing †, O. N. Witt, G. Göhler, P. Schlenther, K. Bücher, R. Pietschmann, F. Milkau, H. Diels, Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1912, B. G. Teubner. XIV u. 716 S. gr. 8, 18 ℳ, in Leinen geb. 20 ℳ.

In zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage liegt uns hier die erste Abteilung des 1. Teiles des großen Hinnebergschen Werkes vor, und zwar die Einleitung zum Gesamtwerk, die den Titel trägt: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Dementsprechend werden hier behandelt das Wesen der Kultur, das moderne Bildungswesen, die wichtigsten Bildungsmittel und die Organisation der Wissenschaft. Unter den Bildungsmitteln kommen zur Behandlung Schulen und Hochschulen, Museen, Ausstellungen, die Musik, das Theater, das Zeitungswesen, das Buch und die Bibliotheken. Der Abschnitt: Schulen und Hochschulen zerfällt dann in besondere Abhandlungen über das Volksschulwesen, das höhere Knaben- und das höhere Mädchenschulwesen, Fach- und Fortbildungsschulwesen, die geisteswissenschaftliche und andererseits die mathematische, naturwissenschaftliche und technische Hochschulausbildung. Die Abteilung: Museen zerfällt in besondere Arbeiten über Kunst- und Kunstgewerbemuseen, naturwissenschaftliche und technische Museen, die Abteilung über Ausstellungen in die Arbeiten 1. über Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen und 2. über naturwissenschaftlich-tech-

Digitized by Google

nische Ausstellungen. Zwei der Mitarbeiter an diesem Bande, Paulsen und Lessing, sind inzwischen gestorben. Erhebliche Erweiterungen haben erfahren besonders die Artikel über das Volksschulwesen, über die mathematische, naturwissenschaftliche und technische Hochschulausbildung und über das Zeitungswesen, und ganz neu hinzugekommen ist der Abschnitt über die technischen Museen. Im ganzen ist der Band um 45 Seiten gewachsen. An den beiden Monographien Paulsens über das moderne Bildungswesen und über die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung ist, zumal ihnen in der ersten Auflage reiche Anerkennung zuteil wurde, nichts geändert worden. Der Herausgeber sagt darüber: „Die Ausführungen Paulsens tragen so stark den Stempel seiner Persönlichkeit und sind so ganz aus einem Guß, daß es mir als ein Unrecht gegen ihren Verfasser erschienen wäre, sie von anderer Feder etwa „auf den Stand der Gegenwart bringen zu lassen".

Das Vorwort zu dem Gesamtwerk orientiert uns kurz über Zweck und Anlage dieser Enzyklopädie, deren einzelne bis jetzt erschienene Teile in der Kritik schon vielseitige Zustimmung gefunden haben. Zugeeignet ist das Werk unserem Kaiser, „dem erhabenen Schirmherrn deutscher Kulturarbeit", und vorangestellt sind die Worte von ihm bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften: „Wie die Naturwissenschaften im letzten Ziel den Untergrund alles Seins und Werdens zu erforschen trachten, so bleibt, wie es Goethe selbst ausgesprochen hat, „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Konflikt des Unglaubens und Glaubens" und, wie in seinem Sinne hinzuzufügen ist, die Betätigung Gottes am Menschengeschlecht.

Von der Fülle der geistigen Arbeit und dem Reichtum an speziellem Wissen und an großen Gesichtspunkten, die dieser Band bietet, auch nur einigermaßen ein Bild entwerfen zu wollen, ist unmöglich. Wie fesselnd und belehrend ist es für jeden Gebildeten, so von berufenster Seite über „die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart", über Wesen, Bedeutung und geschichtliche Entwicklung, sowie den gegenwärtigen Stand der wichtigsten Bildungsmittel belehrt und in einem Ausblick auf die Zukunft für weitere Aufgaben interessiert und gleichsam zur Mitarbeit aufgefordert zu werden. Für die Lehrer der höheren Lehranstalten sind von nächstem Interesse, schon wegen der Persönlichkeit der Verfasser, die beiden Abschnitte von Paulsen und über das höhere Knabenschulwesen von Matthias, aber auch die über die Kunstmuseen (Pallat), das Theater (Schlenther), das Buch (Pietschmann) und die Bibliotheken (Milkau), und aus dieser letzten Abhandlung wird auch der Verwalter einer Gymnasialbibliothek mancherlei Winke entnehmen können, vorab aus dem letzten 16 S. umfassenden Abschnitt: „Was zu erreichen bleibt". Wertvoll sind die allgemeinen und speziellen Literaturangaben am Schluß der einzelnen Aufsätze, wertvoll auch ganz besonders für diesen Band bei den vielen gegenseitigen Be-

Digitized by Google

ziehungen der Arbeiten das Register, das freilich in manchem noch genauer und vollständiger sein könnte. So fehlt bei dem Namen Althoff die Hauptstelle S. 622.

Paulsen sagt in seinem Nachruf für Fr. Althoff (Gesammelte Pädag. Abh., herausgegeben von Sprenger, S. 536): „Die von Prof. Hinneberg herausgegebene „Kultur der Gegenwart“, eine Art Enzyklopädie der Wissenschaften in knappen Monographien, die nicht so sehr auf die Darstellung der Tatsachen als der herrschenden Ideen geichtet ist, wäre ohne die lebendige Teilnahme Althoffs woh l nicht zustande gekommen. Ihr großer Wert scheint mir vor allem darin zu liegen, daß sie es dem Fachgelehrten möglich macht, sich über die in den Nachbargebieten aktuellen Fragen und Bestrebungen zu orientieren“. Gewiß liegt darin auch ein großer Wert des Werkes, aber nicht nur die „Fachgelehrten“ sollen daraus profitieren, sondern es soll, für den weiten Umkreis der Gebildeten bestimmt, in gemeinverständlicher Sprache unter steter Rücksichtnahme auf die Zusammenhänge der Gesamtkultur, ihren Werdegang, ihre Leistungen und Aufgaben die einzelnen Gebiete zu einem systematischen Aufbau zusammenfassen und, indem es so ein getreues Abbild unserer Zeit gibt, soweit wie möglich eine allgemeine Weltanschauung vermitteln und somit beitragen zu einer gründlichen und tiefgehenden Allgemeinbildung unserer „gebildeten Stände“. Wie wertvoll und bedeutungsvoll ist hierfür gerade der vorliegende erste Band! Wir danken außer dem Herausgeber und den Mitarbeitern auch Althoff noch für seine Mitwirkung an diesem Werk und handeln in seinem und Paulsens Sinn, wenn wir als Glieder des Oberlehrerstandes uns recht fleißig auch in diesen Band des Hinnebergschen Werkes versenken und den darin ruhenden Bildungsgehalt uns recht gründlich anzueignen suchen.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Berthold Maurenbrecher und Reinhold Wagner, Grundzüge der klassischen Philologie. Bd. III, 1. Abteilung: Geschichte der griechischen Literatur. 1. Hälfte: Die Literatur der klassischen Zeit von Reinhold Wagner. Stuttgart 1911, Wilhelm Violet. 352 S. 8. 5,50 ℳ.

Der hier vorliegende Einzelband eines umfangreichen Werkes ist bis jetzt ein Torso, denn er bricht mit S. 352 mitten im Texte des Abschnittes über „die ältesten Peripatetiker“ ab. Indessen läßt sich schon aus dem hier Gebotenen der Charakter des Ganzen erkennen. Das Ganze will nämlich dem Philologie Studierenden ein (nicht zu knappes) Kompendium seiner Wissenschaft bieten und auch dem in den alten Sprachen unterrichtenden Lehrer bei seinen Studien Hilfen und Fingerzeige geben. Das Gesamtwerk ist eine Neubearbeitung von Freunds Triennium philologicum. So gibt dieser Band nicht eine zusammenhängende und erschöpfende Darstellung der Literaturgeschichte mit eingehender wissenschaftlicher, kritischer, ästhetischer Würdigung der einzelnen sachlichen und individuellen Erscheinungen,

Digitized by Google

sondern er beschränkt sich auf (im ganzen nicht sehr ausführliche) biographische und meist ziemlich umfangreiche bibliographische Notizen (die durchweg zuverlässig zu sein scheinen). Verf. teilt, nachdem er im Eingange die vorhomerische Zeit besprochen hat, seinen Stoff, die Literatur der klassischen Zeit, in die Abschnitte A. Hellenische Periode (S. 51—178) und B. Attische Periode (S. 178—336), worauf S. 336 — 352 die Zeit Alexanders des Großen („Übergang") folgt. Innerhalb dieses durch die Zeiteinteilung gegebenen Rahmens wendet nun Verf. in der Behandlung und Gruppierung seines Stoffes die eidographische Methode an, d. h. er bespricht jede einzelne Gattung der Literatur für sich; unter A: Epische Dichtung, „Stimmungslyrik". Dramatische Dichtung, Anfänge der Prosa, Geschichtschreibung. Philosophie; unter B: Lyrische Dichtung im weitesten Sinne, Dramatische Dichtung, Epische Poesie, Geschichte und Erdkunde, Beredsamkeit, Philosophie. Die Gefahr der Wiederholung, die bei der eidographischen Methode nahe liegt, hat Verf. glücklich vermieden. Jeder Abschnitt, jeder der behandelten Schriftsteller ist in einer zusammenhängenden, Charakter wie Lebens- und Zeitverhältnisse zeichnenden Darstellung kurz, aber ausreichend besprochen, und dann folgen stets zahlreiche bibliographische Notizen in systematischer Ordnung und sehr übersichtlichem, in die Augen fallendem Druck. So besteht der größere Teil des Buches aus einer reichhaltigen Bibliographie. Und gleich der 1. Paragraph („Einleitende Bibliographie") bringt auf 28 Seiten ausschließlich eine solche: zusammenhängende Darstellungen, Nachschlagewerke und Jahresberichte, Sammelwerke, Übersetzungen, Untersuchungen von Bedeutung, die einzelnen Abteilungen wieder, wenn nötig, nach Disziplinen geordnet. In dem ganzen Buche werden der bibliographischen Notiz vielfach (in Klammern) ganz kurze Urteile beigefügt, wie „Hauptwerk", „manches veraltet", unter Pindar: „jetzt für den Text Hauptausgabe" u. dergl. Die literarischen Bemerkungen sind nicht planlos gesammelt, sondern es ist eine besonnene Auswahl getroffen und alles sorgfältig gruppiert. Von der ausländischen Literatur sind jedoch nur besonders wichtige Werke berücksichtigt worden. Hier und da vermißt man ein Werk. Unter „Homer" hätte angegeben werden können: Kiene, „Die Komposition der Ilias", ein Buch, in dem die Einheit der Dichtung verfochten wird, aber abgesehen davon wertvolle Einzelbetrachtungen (z. B. über die Gleichnisse, über Parallelismus und Kontrast) zu finden sind. Unter „Demosthenes" S. 308 hätte die Abhandlung des Dionys von Halikarnassos über die δεινότης des Dem. stehen müssen, auch die Übersetzung dieser Schrift von A. G. Becker Wolfenb. 1829 hätte Erwähnung verdient. Überhaupt scheinen die Redner etwas kürzer weggekommen zu sein, während z. B. Aichylos 5, Sophokles 6, Euripidas 8 Seiten bibliographischer Angaben aufweist. Unter „Nachwirkung des Isokrates" S. 300 muß ein Werk vermerkt werden, das Verf. bei Abfassung seines Buches vielleicht noch nicht kannte: Herm. Peter, Wahrheit und Kunst, Geschichtsschreibung und Plagiat, Leipz.-Berlin

Digitized by Google

1911, bes. S. 144 ff. und sonst. Zu S. 320 a. E. unter „Pöhlmann" wäre hinzuzufügen: „jetzt leicht zugänglich in: v. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart, München 1911", S. 1—117 („das Sokratesproblem"). Eine Bemerkung S. 267 Z. 8 v. u. ist mir nicht klar,,: Buch IV ff. in Auswahl verzettelt im Besitz von Otto Hoffmann, Breslau".

Im ganzen sind die bibliographischen Angaben reichlich, so daß der Anfänger wie der fortgeschrittene Philologe hinlängliche Auswahl hat, seine Studien zu fördern. Es sind übrigens nicht nur Büchertitel (mit gelegentlichem kurzem Urteil darüber) gegeben, sondern bezügliche Stellen aus wissenschaftlichen Zeitschriften, aus Pauly-Wissowa u. a. mit Angabe der Seitenzahl sind vermerkt.

So kann der vorliegende Halbband des umfangreichen Werkes den Studierenden der Philologie als bequemer Wegweiser dienen, aber auch dem Gymnasiallehrer bei Wiederholung oder Fortsetzung seiner Studien nützlich sein.

2) Raphael Kühner, Ausführliche Grammatik der Lateinischen Sprache. Zweiter Band. Satzlehre. Zweite Auflage in zwei Teilen. Neubearbeitet von Karl Stegmann. Erster Teil. Hannover 1912, Hahnsche Buchhandlung. XII u. 828 S. gr. 8. 18 ℳ.

Die Verlagsbuchhandlung hat unmittelbar nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des ersten Bandes von Kühners Ausführlicher Lateinischer Grammatik (bearbeitet von Holzweissig, von mir angezeigt in dieser Zeitschrift 1912 S. 446 ff.) auch den zweiten Band, die Satzlehre behandelnd, hinausgehen lassen. Zunächst liegt jetzt der erste Teil vor, der zweite ist für 1913 in Aussicht gestellt; in 6 Kapiteln umfaßt er die Syntax des einfachen Satzes: I. Lehre von der Kongruenz und Lehre vom Verbum finitum; II. Attributives Satzverhältnis; III. Objektives Satzverhältnis (Kasuslehre und Präpositionen); IV. Lehre vom Pronomen und vom Zahlwort; V. Lehre von den Partizipialien (Verbum infinitum); VI. Lehre vom Adverb. Daß auch hier der Bearbeiter sehr viel Neues hinzuzufügen gewußt hat, zeigt schon der äußere Umfang des Buches, das gegen die erste Auflage um 200 Seiten stärker geworden ist. Indessen sind auch hier, wie beim ersten Bande, die Einteilung und die Überschriften der Kapitel und Paragraphen fast genau dieselben geblieben wie in der 1. Auflage, und nur selten ist eine etwas andere Gruppierung gewählt; die Grundlage und das Gerüst des Werkes sollten eben dieselben bleiben. Kühner hatte nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend, den klassischen Sprachgebrauch zugrunde gelegt, bewegte sich jedenfalls vorwiegend in der Zeit von Plautus bis Tacitus. Im ganzen ist der Herausgeber, so sehr er auch das Beispielmaterial erweitert hat, auf diesem Standpunkte stehen geblieben, über Apulejus, wie er in der Vorrede selber sagt, ist er nur in gelegentlichen Andeutungen hinausgegangen, da er eine historische Grammatik nicht beabsichtigte. Damit ist keineswegs gesagt, daß sprachgeschichtliche Mitteilungen nicht gebracht werden, im Gegenteil sind sie recht häufig; auch nicht, daß von der späteren

Digitized by Google

(oder früheren) Literatur nicht die Rede sei, denn z. B. gleich auf S. 15 steht zu lesen: „*exslo* = *sum* erst bei Spät. wie Dracontius, Corippus"; und so werden die Juristen, die Kirchenväter und selbstverständlich die Grammatiker häufig zitiert, wie auch die Inschriften vielfach herangezogen werden. Es ist überhaupt kein Gebiet der Literatur und keine Periode der Sprache unberücksichtigt geblieben.

Kühners Grammatik war in den Jahren 1878 und 1879 erschienen. Seit dieser Zeit ist gerade auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Grammatik außerordentlich viel geleistet und viel Neues hinzugekommen; nicht nur, daß die verschiedensten Kapitel der Grammatik, vielfach der Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller eingehend und erfolgreich bearbeitet worden sind, sondern es hat auch das sprachliche Material, der Text der Schriftsteller vielfach Änderungen und Berichtigungen erfahren. Der Bearbeiter des vorliegenden Bandes hat die neuesten und zuverlässigsten Ausgaben mit der gesicherten und anerkannten Gestaltung des Textes zugrunde gelegt. Schon hierdurch war er vielfach nicht bloß zur Auswahl anderer Beispiele, sondern auch zu weiteren Änderungen genötigt, wenn Kühner seine Erklärungen oder Schlußfolgerungen auf veralteten Textangaben aufgebaut hatte. Somit ist eine große Anzahl von Stellen durch andere ersetzt, eine sehr große Anzahl neuer ist hinzugekommen. Oft wird hierbei, um den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller, auf den übrigens stets hingewiesen war, zu erhärten, die Summe sämtlicher Stellen (wie sie von den Forschern zusammengestellt ist) angeführt und zur Vergleichung angewandt.

Weitaus die meisten Stellen sind ausgeschrieben, oft ist dem entscheidenden Ausdruck eine geeignete deutsche Übersetzung hinzugefügt. Doch sei hierbei bemerkt, daß wir eine Bezugnahme auf das Deutsche, so oft sie auch in dem Buche vorkommt, noch an einer und der andern Stelle sonst gewünscht hätten. So erwartet man z. B. S. 72 (unter 3) zu dem sogen. generellen Plural der Eigennamen *Lycurgi* usw. eine Erklärung „Männer wie L.", *Catilinarum* „eines C."; eine deutsche Wiedergabe war auch zu erwarten S. 245 bei *iis dico litteris* (= „ich meine") und so wohl noch an anderen Stellen. Bei *bene, male emere, vendere* würde die wörtliche deutsche Übersetzung den Sinn der lateinischen Redensart vollständig decken. Doch mag in solchen Dingen immerhin subjektives Empfinden maßgebend sein. Anderseits wird nicht selten auf den abweichenden deutschen Sprachgebrauch hingewiesen, z. B. S. 238 „bei der Übersetzung von zuerst, zuletzt, allein muß man Vorsicht üben". Nicht minder wird auf das Griechische sehr häufig Bezug genommen mit steter Verweisung auf Kühner-Gerth.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß zahlreiche Paragraphen durchweg umgearbeitet sind, nicht wenige ganz andere Fassung erhalten haben; einzelne Paragraphen der 1. Auflage sind verschoben oder mit anderen zusammengearbeitet. Anderes ist ausgelassen als nicht zur Syntax, sondern vielmehr zur Formenlehre gehörig, z. B. Kühner

Digitized by Google

§ 20, 5: „Städtenamen teils in der griechischen Singularform, teils in der lateinischen Pluralform" (Mitylene Mitylenae u. a.), ausgelassen sind manche Beispiele, die als nicht dahin gehörig nachgewiesen sind, z. B. eine Anzahl Vergilstellen für das Perfektum (statt des gnomischen Aoristes) S. 133 u. a. Nicht selten setzt sich der Bearbeiter mit Kühner auseinander, sehr häufig wird dieser ausdrücklich berichtigt, oder es werden, auch wo Kühners Angabe beibehalten wird, anderer Forscher Ansichten daneben gestellt.

Bei der übergroßen Fülle des Stoffes, die der Bearbeiter, sowohl was Einzelfälle im Sprachgebrauch als auch was Beispiele betrifft, zu verarbeiten hatte, war von besonderer Wichtigkeit die Anordnung. Verfasser geht durchaus darauf aus, die Anordnung des Stoffes nach logischen Gesichtspunkten zu treffen, und nur ganz besondere Gründe bestimmen ihn davon abzuweichen. So bei der Kasuslehre. Schon Kühner hatte die sogenannte lokale Kasustheorie grundsätzlich abgelehnt; Stegmann folgt ihm hierin, auch er aber bringt den Genitiv, der eine besondere Stellung einnimmt und eigentlich in die Lehre vom attibutiven Satzverhältnisse gehört, bei der Behandlung neben die übrigen Kasus, damit die Kasuslehre nicht eine Zersplitterung erfährt; also aus praktischen Gründen, der Übersicht wegen wird die herkömmliche Einteilung beibehalten. In ähnlicher Weise ist beim Genitiv die herkömmliche Gruppierung und Bezeichnung der Arten des Gebrauchs beibehalten (gen. possessoris, auctoris, appositivus, subiectivus, obiectivus, partitivus); aber es wird ausdrücklich betont, daß der Kasus an sich keine dieser Kategorien vollständig zum Ausdrucke bringt. Der acc. c. inf. wird als Subjekt und als Objekt behandelt, aber (S. 700, 4) hervorgehoben, daß er, auch wo er als Subjekt erscheint, doch überall als ein O b j e k t u n s e r e s D e n k e n s aufzufassen ist. Was die Anordnung und Gruppierung der Stellen betrifft, so ist auch diese nach festen Gesichtspunkten, sei es sachlichen oder sprach- und literaturgeschichtlichen vorgenommen. Um die Darstellung durchsichtiger zu machen, werden mitunter Wörteraufzählung und Belegstellen voneinander getrennt; so sind S. 667 ff. („Der Infinitiv als Ergänzung unselbständiger Verben") in 6 Abteilungen (a—f) die Verba mitgeteilt, zu denen der Infinitiv treten kann, und in einer zweiten Reihe a—f folgen dann die Einzelbelege; ähnlich ist beim acc. c. inf. verfahren. Im allgemeinen sei noch bemerkt, daß Stegmann die wissenschaftliche Literatur mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit durchmustert hat; davon geben schon die Fußnoten, in denen er seine zahlreichen Gewährsmänner und ihre Spezialforschungen namhaft macht, Zeugnis. Ein vollständiges Verzeichnis der benutzten Schriften stellt er für den 2. Teil der Syntax in Aussicht.

Folgende Einzelheiten, die ich der Reihe nach aufführe, habe ich beim Durcharbeiten des Werkes mir angemerkt. Zu S. 20 (2) d): ob bei *tertium* consul das Adverb attributiv bei dem Substantiv steht, kann zweifelhaft erscheinen; es schwebt wohl ein zu ergänzendes *factus*

Digitized by Google

vor. — S. 30 Z. 1 v. o. ist zu schreiben (Caes. B. G.) 7, 5, 4. — S. 40 Z. 11 v. o. Das Zitat aus Gellius steht 4, 11, 13. — S. 62 Z. 14 v. u. ist zu schreiben Ter. Haut. 62 (st. 66). — S. 85 Z. 2 v. o. wird „*numina*" (Amoris) unter Beispielen des sogen. poetischen Plurals angeführt: der Römer muß aber hier wohl einen wirklichen Plural empfunden haben, denn Servius bemerkt z. d. St.: „notandum, unum deum plura habere numina". — S. 87 2. Z. 3 ist bei *Verg.* hinzuzufügen *Aen.* Indessen hätte dies Beispiel nicht herangezogen werden sollen, da der Vers dem Vergil von vielen nicht ohne Grund abgesprochen wird. — Auch S. 94 Z. 2 v. u. ist das Beispiel aus Caes. B. C. 3, 101, 6 nicht geeignet; denn da steht: „sua sponte naves conscenderunt et a terra solverunt", so daß *solvere* hier nicht unbedingt als Intransitivum anzusprechen ist. — S. 194 Z. 4 v. u. steht die Stelle bei Verg. Aen. 9, 42. — S. 215 Z. 8 v. o. sine ratione animi elatio steht nicht Cic. Tusc. 2, 13, sondern 4, 13; wohl aber stehen in jenem Paragraphen hierher passende Beispiele: ager sine cultura, sine doctrina animus. — S. 223 Z. 4 v. u. stehen die Cäsarstellen B. C. (nicht B. G.). — S. 248 Z. 3 v. u. In *nisi intus monstratum?* Hor. Sat. 2, 1, 53 das Partizip als Apposition zu dem vorhergegangenen Satze aufzufassen, dazu liegt kein zwingender Grund vor. — S. 261 unter *dolere* werden Stellen angeführt für das Gerundiv; es war wohl zu bemerken, daß dies die einzige Passivform dieses Verbums ist. — S. 281 Z. 14 v. o. vor 6, 288 fehlt Aen. — S. 286 unter a) Z. 5 ist zu lesen Hor. C. 1, 21, 11 (nicht 12, 11). — S. 298 unter *doctus* m. Abl. stehen die Zahlen 131, 168, 169, 237 beziehungslos. — S. 365 unter *movere* ist zu schreiben: Cic. Divin. 1, 77. — S. 399 Z. 2 v. u. ist zu lesen Caes. B. C. 3, 7, 2 (nicht B. G.). — S. 417 1. Absatz hätte hinter: „So besonders in nachklass. Sprache" hinzugefügt werden können: „namentlich die Geschichtschreiber"; doch scheint Tacitus die Häufung von drei untereinander abhängigen Genitiven zu meiden. — S. 420 Z. 3 v. u. Die Stelle Val. Max. 1, 8, ext. 8 lautet vollständiger: *saxo*, cui nomen erat Equi, so daß der Genitiv von einem zu ergänzenden saxum abhängen kann. — S. 428 Z. 4 v. u. wird Sall. Iug. 93, 4 quo cuncta gignentium natura fert als Beispiel für *cuncta* mit gen. part. angeführt; nicht zwingend; Kritz nimmt *gignentium natura* zusammen. — S. 441 Z. 11 v. o. ist zu lesen Tac. A. 15, 50 (st. 30). — S. 441 unter den Adjektiven der Fülle und des Mangels fehlt *secretus* (Lucr. 2, 843 corpora . . . secreta teporis sunt ac frigoris). — S. 554. Daß *subtus* fast nur Adverb und als solches nicht allzu ungewöhnlich ist, war zu vermerken. — S. 569 f) gegen Ende ist zu lesen: *in mores atque litteras*. — S. 574. Die ursprünglich adverbiale Bedeutung von *usque* wird nicht hervorgehoben. — S. 591. Unter den Kompositis von *ponere* fehlt *transponere* in c. acc.; wenn auch Tac. A. 2, 8 mit Unrecht hierher gezogen ist (obwohl es im Med. steht), so hat doch Justin. 23, 3, 8 *transponere in Italiam*, Gell. 4, 5, 3 *statuam in . . . locum transponi*, 12, 1, 18 *arborem in locum alium transpositam*. — S. 609 letzt. Absatz war in dem Beispiel Nep. 23, 12, 2 ein erklärender Zusatz für *suum-se-sibi* nötiger als in den folgenden Beispielen. —

Digitized by Google

S. 629 Anm. 17 war v o r *et ipse* der gute klassische Sprachgebrauch zu erwähnen. — S. 693 unter den Verbis voluntatis, die den acc. c. inf. zu sich nehmen können, hätte um der Vollständigkeit willen auch *exposco* stehen sollen; in der Schwurformel der fetiales heißt es bei Liv. 1, 32, 7: si ego iniuste impieque illos homines illasque res dedier mihi *exposco*. — Von den Adverbien, mit deren Betrachtung dieser Erste Teil der Satzlehre schließt, finden eingehende Behandlung die Modalitätsadverbien der Gewißheit und Bekräftigung (nē, profecto, vero, verum, certe, saltem, quidem usw., bei denen vorzugsweise die Stellung zu beachten ist) und der Ungewißheit (forsitan, fortasse u. a.), sowie die verneinenden Adverbien, während alle anderen Adverbia dem Lexikon überlassen bleiben.

Wenn in dem hier Gesagten Ausstellungen gemacht sind, so betreffen sie nur unwesentliche Einzelheiten; das Ganze des Werkes und das Ganze der einzelnen Kapitel darf als zuverlässig betrachtet werden; besonders möchte ich meinen Beifall zollen den Ausführungen über die Tempora und Modi (selbstverständlich steht, weil das Buch den e i n f a c h e n Satz zum Gegenstande hat, die Lehre von den Konjunktionen noch aus), sowie über die Partizipialien. Aber auch in allen anderen Abschnitten wird man sichere Auskunft und Belehrung finden; die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers hat ihn auch scheinbar entlegene Besonderheiten berücksichtigen, seine Umsicht ihn alle erreichbaren Resultate der Forschung heranziehen lassen. Wie zuverlässig die Stellenangaben in dem Buche sind, mag daraus hervorgehen, daß unter mehr als 150 Stellen, die der Berichterstatter nachgeprüft hat, nur jene wenigen, die oben angegeben sind, zu berichtigen waren. So wird das Buch, soweit es in diesem Teile vorliegt, wie einst der „alte“ Kühner, mit seiner vorwiegenden Berücksichtigung von Schulautoren zwar besonders dem Lehrer des Lateinischen wieder als beliebtes Nachschlagewerk und bewährter Führer dienen, aber bei seiner Vollständigkeit auch der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik Hilfe bieten.

H a n a u. O. W a c k e r m a n n.

G e b h a r d t, A l t s p r a c h l i c h e s U n t e r r i c h t s w e r k f ü r H a u s u n d S c h u l e. Erste Abteilung. II. Teil: Der Quintaner Dritte Auflage. Leipzig 1911, B. Liebisch. 167 S. 8. geb. 3 *M*. Schlüssel dazu 2 *M*.

Die Frage, wie der Schüler am natürlichsten befähigt wird, sich das seiner Klasse zugewiesene grammatische Pensum dergestalt restlos und gründlich anzueignen, daß einem erfolgreichen Fortschritt auf den folgenden Stufen keine nennenswerten Schwierigkeiten entgegentreten, verdient mit Recht die Beachtung, die ihr von allen beteiligten Kreisen unausgesetzt entgegengebracht wird. An vielfachen Versuchen, dieses schwierige Problem des altsprachlichen Unterrichts in befriedigender Weise zu lösen, hat es zu keiner Zeit gefehlt, ohne daß bis jetzt von einem durchschlagenden Erfolge gesprochen werden könnte:

Digitized by Google

macht doch jeder Lehrer, der im praktischen Unterrichtsbetriebe steht, immer von neuem wieder die Erfahrung, daß die glatte Abwicklung der eigenen Aufgabe dadurch aufgehalten wird, daß die Grundlage, auf der der weitere Aufbau des Gebäudes erfolgen soll, in bedenklicher Weise schwankt.

Einen neuen Weg, diesem Übelstande abzuhelfen und damit zugleich das Gefühl der Nichtbefriedigung, das aus ihm für alle Beteiligten resultiert, zu beseitigen, hat Oberlehrer Gebhardt mit seinen lateinischen Ergänzungsbüchern eingeschlagen, von denen die Abteilungen Sexta bis Obertertia vorliegen, während der für Untersekunda bestimmte Teil, der das ganze Werk abschließen soll, noch vor Ende des laufenden Jahres veröffentlicht werden wird.

Wie schon der Name besagt, hat der Verfasser nicht etwa die Absicht, mit seinen Darbietungen die Selbständigkeit der eingeführten Lehrbücher anzutasten oder diese gar zu verdrängen; er verfolgt mit ihnen lediglich den Zweck, die Schularbeit zu ergänzen, und zwar so, daß er dem Schüler die Möglichkeit gibt, das im Klassenunterricht Gelernte im Hause selbsttätig zu wiederholen und zu befestigen.

Gewiß ist es eine fundamentale Forderung der Pädagogik, den Schwerpunkt des Unterrichts in die Schule zu verlegen. Aber niemand wird in Abrede stellen, daß diese, wenn sie die ihr zugewiesene Aufgabe, und namentlich im Sprachunterricht, lösen soll, auf ein gewisses Maß häuslicher Arbeit nicht verzichten kann: wird doch auch der tüchtigste Lehlrer bei der Kürze der ihm zur Verfügung stehenden Zeit und der Ungleichartigkeit des Schülermaterials nur dann dem vorgesteckten Ziele nahe kommen, wenn er voraussetzen darf, daß die Befestigung und Vertiefung des Stoffes vom Hause nicht vernachlässigt wird. Nun bietet aber hier das bloße Aufsagen von Vokabeln und Regeln sowie die leider immer noch vielfach beliebte Paradigmenschreiberei keine Bürgschaft für ein wirkliches Erfassen des fremdsprachlichen Problems; denn der Schüler, selbst der fleißige und gewissenhafte, ist kaum imstande, das Gelernte selbsttätig anzuwenden, und auch von den Eltern sind die wenigsten in der Lage, ihren Söhnen in angemessener Weise zur Hand zu gehen. Hier nun setzt Gebhardt mit seinen Ergänzungsbüchern ein. Seine Methode besteht, um es kurz zu sagen, darin, daß er die Arbeit des Hauses nach denselben Grundsätzen regelt, von denen er sich während des Klassenunterrichts selbst leiten läßt. Wie er hier bemüht ist, das Wissen des Schülers durch ununterbrochene Übung allmählich in ein Können umzuwandeln, so wünscht er, da, wie allgemein zugegeben wird, die Schule allein dieses Resultat nicht zu erzielen vermag, auch die häusliche Tätigkeit dergestalt betrieben zu sehen, daß sie vorzugsweise in der Anwendung des Gelernten besteht. Zu diesem Zwecke löst er in seinen Ergänzungsbüchern das gesamte jeder Klasse zugewiesene Pensum in eine Reihe von Einzelübungen auf und wendet in ihnen die Frageform an. So überträgt er das in der Schule bewährte Verfahren aufs Haus und verschafft damit dem Lernendendie Möglichkeit, durch Beantwortung der gestellten Fragen die erwor-

Digitized by Google

benen Kenntnisse auch ohne die unmittelbare Mitwirkung des Lehrers zu festigen und zu vertiefen. Beigegeben ist jedem einzelnen Teile, der den Lateinunterricht der betreffenden Klasse während des ganzen Schuljahrs begleitet, ein Schlüssel, welcher die Lösung der gestellten Aufgabe enthält. Auf diese Weise wird erreicht, daß der Schüler, der auf sich selbst angewiesen ist, den Standpunkt seiner Kenntnisse nachprüfen kann, und zugleich erhalten auch diejenigen Eltern, die auf diesem Gebiete versagen, ein Mittel in die Hand, die Leistungen ihrer Kinder zu kontrollieren und wirksam zu fördern. Die Ergänzungsbücher sind von dem Verfasser, der Oberlehrer in Leipzig ist, wohl ursprünglich für sächsische Schulen bestimmt gewesen, können aber, da sie auf die in Preußen geltenden Bestimmungen zugeschnitten worden sind, neben den hier eingeführten Lehrbüchern ohne weiteres in Gebrauch genommen werden.

Der ‚Quintaner‘, der nach den angedeuteten Grundsätzen bearbeitet worden ist, enthält in 192 Einzelübungen das der Quinta durch die Lehrpläne zugewiesene Pensum. Innerhalb der Übungen beobachtet der Verfasser eine bestimmte Anordnnung. Unter A gibt er deutsche Formen, unter B zumeist lateinische Formen, Satzteile oder kleine Sätze; der Abschnitt C enthält Wiederholungen, der letzte Teil D Stücke zum Memorieren. Auswahl, Anordnung und Aufbau des Stoffes lassen auf jeder Seite des Buches den erfahrenen Methodiker erkennen. Unter Ausschaltung aller die geistige Fähigkeit des Quintaners übersteigenden Besonderheiten bietet der Verfasser nur das Wesentliche dar, dies aber in der denkbar größten Fülle und Abwechslung. Dabei wird nirgends der Fortschritt vom Leichten zum Schweren vermißt. Die zahlreichen Wiederholungsfragen dienen nicht nur der Befestigung der Kenntnisse, sondern sollen vor allem auch dem Schüler Gelegenheit geben, neue Vorstellungen selbsttätig aus den bereits vorhandenen zu entwickeln. Und was die unter D gebotenen kurzen Memorierstücke betrifft, so wird kein verständiger Lehrer in Abrede stellen, daß auch auf dieser Stufe schon das Auswendiglernen geschickt gewählter, leicht behaltbarer Sätzchen, in denen die Vielheit der grammatischen Erscheinungen auf das Typische zurückgeführt wird, von Nutzen ist. Die Bezeichnung der Quantität hat entsprechend der Eigenart des Werks sowohl in dem Buche selbst wie auch in dem beigegebenen Schlüssel die peinlichste Berücksichtigung gefunden, so daß, obwohl das lebendige Wort des Lehrers beim Lesen nicht verbessernd eingreifen kann, doch die Möglichkeit unrichtiger Betonung auf jeden Fall ausgeschlossen ist. Ein besonderer Vorzug des Buches besteht endlich darin, daß durch gelegentliche Einschaltung von Fragen, die auf die Form und den Inhalt der behandelten Übungssätze Bezug nehmen, die Anregung zu lateinischen Sprechversuchen gegeben wird, eine Übung, die wie keine andere geeignet ist, den Grad des erzielten Verständnisses festzustellen und beim Schüler zugleich die Freude am Besitze zu erhöhen.

Darf auf einen Übelstand aufmerksam gemacht werden, so sei

Digitized by Google

bemerkt, daß nach Ansicht des Referenten die Übersichtlichkeit des Übersetzungsstoffes hie und da durch zu reichlich gegebene Hilfen beeinträchtigt wird. Vielleicht läßt es sich auf irgendeine Weise ermöglichen, diese in einer späteren Auflage, die ja bei der ungewöhnlich schnellen Verbreitung des Buches nicht allzu lange auf sich warten lassen wird, auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so gelangen wir zu dem Ergebnis, daß der Verfasser die Idee, die ihm bei seiner Arbeit vorschwebte, in mustergültiger Weise verwirklicht hat. Seine Bücher mit ihrem überaus reichhaltigen, geschickt gruppierten und methodisch einfach und natürlich entwickelten Material bilden in der Tat eine wertvolle Ergänzung des Schulunterrichts und können daher jedermann als ein treffliches Hilfsmittel aufs wärmste empfohlen werden. Freilich gilt auch hier der Satz, daß ohne Fleiß kein Preis errungen werden kann. Wer aber mit Ausdauer und Anspannung diese Schatzkammer auszumünzen weiß, der kann auch gewiß sein, daß seinen Bemühungen reicher und lohnender Erfolg beschieden sein wird.

Kottbus. A. Rademann.

---

1) Arthur Ungnad, Hebräische Grammatik. Band I der Hilfsbücher für den hebräischen Unterricht. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII u. 201 S. gr. 8. 4 *M*.

2) Arthur Ungnad, Praktische Einführung in die Lektüre des Alten Testaments, Band II der Hilfsbücher für den hebräischen Unterricht. Tübingen 1912, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IV u. 63 S. gr. 8. 1,20 *M*.

1. Das Erscheinen dieser neuen hebräischen Grammatik wird vom Verfasser, Professor der orientalischen Philologie an der Universität Jena, damit begründet, daß in den sonstigen kleineren Lehrbüchern die Fassung der Regeln meist eine zu mechanische sei, die größeren dagegen es dem Lernenden ohne Hilfe eines tüchtigen Lehrers unmöglich machten, sich das Wesentliche herauszusuchen. Auch werde selbst in den umfangreicheren Grammatiken den Erfordernissen des gegenwärtigen Standpunkts der vergleichenden semitischen Sprachwissenschaft nicht genügend Rechnung getragen. So lerne der Anfänger zwar manchmal eine ziemliche Menge von Einzelheiten kennen, aber da ihm die grundlegenden sprachlichen Erscheinungen des Hebräischen unvollkommen oder in einer ihm unverständlichen Weise mitgeteilt würden, bleibe er auf das Auswendiglernen der Paradigmen und auf das Memorieren von Einzelheiten angewiesen, die nicht im Gedächtnis hafteten, und verliere bald jede Freude an einer Sprache, in deren Geist er nicht einzudringen vermöge. Die vorliegende Grammatik soll daher „den Studierenden auf Schritt und Tritt in die überall hervortretenden sprachlichen Erscheinungen, seien es Lautgesetze oder Analogiebildungen, einführen, so daß er selbst ein Urteil sich zu bilden lernt".

Was das Buch hiermit verspricht, das hält es auch, daran kann kein Zweifel sein. Die streng wissenschaftliche Darstellung des Stoffes, die, ohne in die verwandten semitischen Sprachen, insbesondere

Digitized by Google

das Arabische, hinüberzugreifen, die Formenbildung auf Grund der im Hebräischen waltenden Laut- und Tongesetze mit großer Sorgfalt entwickelt, die durchweg geübte Beschränkung auf das Wesentliche mit Ausschluß der zufälligen Besonderheiten erweisen sich als wohlgeeignet zur Einführung in das System der hebräischen Spracherscheinungen. Dabei ist die Sprache der Grammatik für den Anfänger verständlich, und die übersichtliche Stoffgliederung sowie die reichhaltigen Paradigmen, die den einzelnen Nominal- und Verbalbildungsklassen beigegeben sind (richtigerweise ohne Rücksicht auf das tatsächliche Vorkommen der einzelnen Formen), erhöhen die praktische Brauchbarkeit des Buches. Wie weit es im einzelnen den heutigen Standpunkt der hebräischen Sprachwissenschaft darstellt, darüber kann ich mit dem berufsmäßigen Vertreter der semitischen Philologie natürlich nicht rechten, in manchen Punkten steht es m. E. beispielsweise der Steuernagelschen hebräischen Grammatik hierin nach. Jedenfalls ist es für den „,Studierenden" ein vortreffliches Lehrbuch, auch, worauf der Verf. besonders hinweist, für das Selbststudium, für den Gebrauch an Gymnasien dagegen kann es neben so vortrefflichen Grammatiken wie der genannten Steuernagelschen nicht in Betracht kommen; verbindet diese doch mit wissenschaftlicher Schärfe in der Ableitung der Formen und der Formulierung der Bildungsgesetze den Vorzug der praktischen Verwendbarkeit für den Unterricht an höheren Schulen. Denn diese Eigenschaft geht dem Ungnadschen Buche ab, das trefflich geeignet ist, in die Sprachwissenschaft einzuführen, damit aber über die Bedürfnisse unserer Sekundaner und Primaner weit hinausgeht. Abgesehen von der nicht selten begegnenden Umwertung der dem Schüler geläufigen termini technici, die dem „gegenwärtigen Stande" der semitischen Sprachwissenschaft entsprechen mag, habe ich auch besonders die ständige Zurückführung der Formen auf das vorgeschichtliche Hebräisch im Auge. Auch ich bin von jeher gegen den mechanischen Betrieb des Hebräischen auf den Gymnasien eingetreten und habe stets betont, daß dieser Unterricht in wissenschaftlichem Geiste zu erteilen ist, indem die hebräischen Formen dem Schüler aus den Grundformen hergeleitet werden. Damit ist aber natürlich nicht gemeint, daß nun jede einzelne Form ständig auf die frühere Bildung zurückgeführt werden müßte, das würde zu einer unverantwortlichen Überlastung der Jugend führen, und sie würde dafür auch gar nicht zu haben sein; vielmehr ist dieses Heranziehen der Grundformen auf die Fälle zu beschränken, wo es dem Schüler das Verständnis der Formenbildung erleichtert. Ich verweise dieserhalb auf meinen Hebräischen Unterricht, eine Methodik für Gymnasien, Berlin 1910, besonders S. 23 ff. Müssen wir so das Buch für den Gymnasialunterricht ablehnen, so ist sein Studium doch dem Hebräischlehrer, auch zur Verbesserung der eigenen Unterrichtsmethode, dringend anzuempfehlen. So mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn im folgenden noch näher auf diese neue Grammatik eingegangen wird.

Digitized by Google

Das Buch gliedert sich in eine Einleitung, eine Lautlehre und eine Formenlehre; eine Syntax fehlt, vielmehr wird die Besprechung der wichtigsten syntaktischen Erscheinungen geeignetenorts in die Formenlehre eingeschoben, sehr zum Schaden vor allem der Satzlehre, die nicht zu ihrem Recht kommt, trotzdem sie doch ganz besonders wichtig ist für die Einführung in das Verständnis der hebräischen Sprache. In der Einleitung werden die Vokalzeichen als die Bezeichnungen der sieben „Klangfarben“ erklärt, demgemäß werden auch in dieser Grammatik *ŏ* und *ā* gleichmäßig als *å*, ebenso *ae* und *ĕ* als *ae* transkribiert. Die Lautlehre gibt eine sehr eingehende Entwicklung der Silbengesetze auf Grund der älteren Sprachform. Aus der Formenlehre sei folgendes angemerkt. Der Artikel הַ wird auf ursprüngliches *han* zurückgeführt, womit מָה aus *man* verglichen wird. Befremdend ist in § 132 die Erklärung: „Das Hebräische unterscheidet nur zwei Genera, die man etwa mit unserem Maskulinum und Femininum vergleichen kann“, ebenso § 139: „Die Pluralendungen *ôϑ* und *îm* waren ursprünglich Kollektiv- und Abstraktendungen (!), so erklärt sich ihre häufige Verwendung zur Bezeichnung von Abstrakten“, und § 140: „*ôϑ* und *îm* sind zunächst geschlechtslos“. Wenig glücklich erscheint mir die in § 151 vom Stat. constr. gegebene Erklärung. Offenbar unrichtig aber ist die Erklärung des im Sinne unseres Komparativs gebrauchten מִן bei Adjektiven als „von — aus betrachtet“, eine Bedeutung, die diese Präposition sogar bei Verben haben soll (§ 162). Beim Nomen, dessen Behandlung der des Verbs vorangeht, werden die „Veränderungen im Vokalismus der Nomina“ als Anhang I dargestellt. Hier wird in § 232 betreffs Bildungen wie בִּרְכַּיִם, שִׁמְשֵׁךְ usw. sehr richtig von einer „weitgehenden Verwirrung zwischen qaṭl- und qiṭl-Stämmen“ gesprochen, in § 254 heißt es, daß in עֲנִיִּים „*ijj* für *ij* eintritt“, in § 255 wird רֹצָה auf die Grundform *rôʿij* zurückgeführt, wie überhaupt diese Bildung nach U. „ursprünglich wohl nur da berechtigt war, wo altes *ija* (Akk.) vorlag“. § 260 wird אִישׁ als aus *'iwś* entstanden erklärt, trotz אִשָּׁה, das „nur scheinbar Femininum von אִישׁ ist“. In der Lehre vom Verbum spricht § 289 vorsichtig von einem „Zusammenhange der Afformative mit den Nominativen des Personalpronomens“. Was § 319 die Formen *k̤ʿeli* usw. sollen, bleibt mir unverständlich; als Grundformen für den Imperativ Qal werden *kuṭul* und *kibad* angesetzt, *kiʿeli* aber nicht aus *kuʿeli* hergeleitet, sondern als „durch den Einfluß des Imperfekts (Jussivs)“ entstanden erklärt. יֻתַּן und יֻקַּח werden § 327, wohl mit Recht, Reste des Qalpassivs genannt. § 330 werden wieder Unformen wie *k̤kåṭēl* gebildet, das für den Imperativ Nifal abgelehnt wird; die Erklärung der Entstehung des Nifalimperfekts ist übrigens kaum richtig. Sollte wirklich יִישַׁן, wie es § 381 heißt, aus *jiuśan* entstanden sein und nicht aus *jijśan*? Das Imperfekt von יָכֹל יוּכַל wird § 384 aus *juukal* „mit *u*-

Vokal im Präfix" erklärt. Bei den Verben ל״ה wird das ה der Imperfekte als „in *i*-Imperfekten mit auslautendem *a* (modus energicus) entstanden und dann auf alle Imperfekte übertragen" angesehen (§ 394 Anm.), bei den Verben ע״ע geht U. wieder von dreiradikaligen Stämmen aus und läßt *jasbubu* zu *jasubbu* usw. kontrahiert werden, mit mehr Recht werden die Verba ע״ו als triliteral behandelt, wobei ו als konsonantisches *u* *u̯* geschrieben wird.

Anstößig ist S. 16 med. die unrichtige deutsche Verbalform „streck — aus", auf S. 93 liegt ein Druckfehler in „Gebährende" vor, sonst ist der Druck anerkennenswert korrekt.

2. Die Praktische Einführung enthält 20 Lektionen, von denen schon die dritte mit der Erklärung des 1. Psalms einsetzt, nachdem in den beiden ersten Lektionen eine Anleitung zur Durcharbeitung des Alphabets und der anderen Elemente des Hebräischen sowie der allerwichtigsten Regeln über das Nomen, in der dritten über das Verb gegeben worden ist. U. denkt sich den Gebrauch dieser besonders für den Selbstunterricht bestimmten Einführung so, daß das Studium jeder Lektion eine Woche in Anspruch nimmt, so daß die gesamte hebräische Formenlehre in ziemlich einem Vierteljahre bewältigt wird. Dieses Schnelltempo können wir freilich auf den Gymnasien nicht nachmachen; wenn wir hier 1½ Jahre auf Erlernung und Einübung der Formenlehre rechnen, so dürfte dieser Ansatz noch ein günstiger sein, für Wiederholung und Durcharbeitung der Formenbildung, Erlernung der Hauptregeln der Syntax und das Bibellesen ist dann noch die gleiche Zeit notwendig. Darin ist freilich dem Verfasser recht zu geben, daß der Unterricht möglichst bald an die Bibellektüre heranführen sollte, meiner Meinung nach muß das bald nach Beginn des zweiten Schuljahres geschehen; so wichtig auch für den Elementarunterricht das Übersetzen deutscher Sätze ins Hebräische ist, so wird man diese Übung in Prima doch nicht mehr lange fortsetzen dürfen, will man nicht das Interesse an diesem Unterricht lähmen.

Daß die „Praktische Einführung" für den Gymnasialunterricht nicht verwertbar ist, dürfte nach dem Gesagten selbstverständlich sein.

Neubrandenburg. Paul Dörwald.

---

1) G. Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, unter Mitwirkung von J. Gebauer, P. Groebe. R. Kern, G. Koch, Th. Lenschau, P. Oswald, P. Pape, W. Reichart, W. Rosenfeld, W. Trockels. I. Teil für Quarta. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. IV u. 125 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

2) G. Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, unter Mitwirkung usw. II, 3. Teil für Untersekunda. Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. VIII u. 176 S. nebst Anhang. 8. geb. 1,20 ℳ.

3) G. Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, unter Mitwirkung usw. V. Teil für Oberprima. Von 1648 bis zur Gegenwart. Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. XII u. 251 S. nebst Stamm- u. Zeittafeln. 8. geb. 2,20 ℳ.

Da ich von dem Kochschen Lehrbuche die beiden Teile für Obersekunda und Unterprima in dieser Zeitschrift (1912 S. 140 ff.) schon

Digitized by Google

einer eingehenden Besprechung unterzogen habe, so kann ich diesmal hinsichtlich der allgemeinen Bemerkungen darauf verweisen; denn die dort gerühmten Vorzüge dürfen im großen ganzen auch den drei vorliegenden Teilen zugesprochen werden: Sorgfältige Benutzung der neuesten Forschungen, klare, leicht verständliche Darstellung, verständige Sichtung und Anordnung des Stoffes, gebührende Berücksichtigung der Bürgerkunde (für Untersekunda sogar noch in einem Anhang), sauberes Äußere, sorgfältiger Druck. Ganz besonders soll aber anerkannt werden, daß es dem Herausgeber gelungen ist, die Einzelarbeiten zu einem Werke zusammenzufügen, dem man die Verschiedenheit der Verfasser kaum anmerkt. So kann das Ganze als eine wertvolle Bereicherung der Hilfsmittel für den geschichtlichen Unterricht bezeichnet werden, und es ist anzunehmen, daß es bald einen Siegeszug durch die höheren Schulen antritt; sollte sich derselbe nicht so schnell vollziehen, wie es im Interesse der Sache liegt, so dürften daran einige Mängel bzw. Übertreibungen, die auch diesem Menschenwerke anhaften, die Schuld tragen.

Am besten hat mir das Buch für Untersekunda gefallen; damit die in einem kritischen Stadium der Entwicklung befindliche Jugend zu begeistern, sie fortzureißen zu einem warmen patriotischen Empfinden, sie auf den wahren Inhalt des Staates hinzuweisen und ein lebendiges Staatsbewußtsein in ihr zu erwecken, denke ich mir als eine herrliche, nicht allzu schwierige Aufgabe. Der ganze Aufbau, die vortreffliche Anordnung, vor allem aber der vorzüglich gelungene, von hoher vaterländischer Begeisterung getragene Ausdruck wirkt wahrhaft erquickend und kann seine Wirkung auf die Jugend nicht verfehlen. Mit Recht ist die Entwicklung Preußens in den Mittelpunkt gestellt und diese Entwicklung wieder in den engsten Zusammenhang gebracht mit den führenden Persönlichkeiten; ihr Denken und Fühlen, die Beweggründe für ihr Handeln werden uns durch zahlreiche eigene Aussprüche näher gebracht und dadurch der ganzen Darstellung ein so eigenartiger persönlicher Reiz verliehen, wie ich ihn noch in keinem geschichtlichen Lehrbuche gefunden habe. Wem das Verständnis für Preußens Bedeutung und die Größe seiner Fürsten nun noch nicht aufgeht, dem ist nicht zu helfen.

Auch die Darbietung des Quartanerbuches ist im ganzen angemessen und sucht sich dem Verständnis des eben in den eigentlichen Geschichtsunterricht eintretenden Jungen anzupassen; man darf die feste Zuversicht hegen, daß dadurch nicht nur die Aufmerksamkeit für die historische Bedeutung der alten Kulturvölker, besonders der Griechen und Römer, geweckt, sondern auch schon das Verständnis für die Gegenwart und ihre Einrichtungen angeregt wird. Ganz verständig ist es, schon in Quarta nicht nur von Hader und Krieg zu reden, sondern auch die Kulturgeschichte, natürlich in bescheidenen Grenzen, zu Worte kommen zu lassen. Darin scheint mir des Guten fast schon zu viel getan, besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wie die einzelnen ihr gewidmeten Abschnitte zeigen, in erster Linie für die

Digitized by Google

Zeit nach Alexander (S. 69), während in der politischen Geschichte die Diadochenkämpfe (S. 68) noch kürzer behandelt werden konnten. Sonst ist der Umfang beider Bücher, für IIb sowie für IV, wohl in der zur Verfügung stehenden Zeit zu bewältigen, unter der Voraussetzung, daß nicht alles eingehend in der Klasse besprochen, sondern einzelnes mehr kusorisch behandelt und zur häuslichen Lektüre aufgespart wird.

Auf weit größere Schwierigkeiten in der Erledigung des Pensums wird man bei dem für Oberprima bestimmten Buche stoßen; denn das zeigt einen Umfang, der gerade für diese Klasse die schwersten Bedenken erregt. Wenn man erwägt, was in Oberprima alles vom Geschichtsunterricht verlangt wird, wie hier nicht nur für geographische und kunstgeschichtliche Besprechungen, sondern auch für bürgerkundliche Zusammenfassungen eine ganze Reihe von Stunden auszuscheiden sind, und daß für das alles nicht viel mehr als drei Viertel des Schuljahres zur Verfügung stehen, so muß man diesem Buche gegenüber sagen: non possumus. Gewiß soll das Geschichtsbuch nicht nur Lernbuch, sondern auch Lesebuch sein, aber das muß doch eine Grenze haben, und es darf nicht versucht werden, zugunsten einer überwiegend kulturgeschichtlichen Behandlung dieses Unterrichtsgegenstandes in Prima die Entwicklung sämtlicher Wissenschaften und Lebensfragen bis beinahe in die kleinsten Einzelheiten dem Lehrbuche einverleiben zu wollen; denn es ist eine alte Erfahrung, daß, je mehr Stoff das Lehrbuch bietet, um so mehr die Behandlung in die Breite geht und in Einzelheiten sich verliert, — bei aller Vorsicht und Rücksichtnahme auf die Zeit. Und das mit vollem Rechte; denn es darf doch schließlich im Lehrbuche nichts unverstanden bleiben. Das würde aber der Fall sein, wenn man z. B. die philosophischen und theologischen Andeutungen oder die neuesten chemischen Entdeckungen dem Schüler ohne ausreichende Erklärung überlassen wollte. Wie das Buch jetzt ist, kann es fast allen Unterrichtsgegenständen — vielleicht außer Mathematik und den fremden Sprachen — zugrunde gelegt werden, eine Art Pandorabüchse, in die man nur hineinzugreifen braucht, um das für jede Wissenschaft, sei es auf technischem, sei es auf wirtschaftlichem, sei es auf politischem, sei es auf rein geistigem oder ästhetischem Gebiete, Geeignete herauszuholen. Um all diesen Anregungen auch nur einigermaßen nachzugehen, würde es mindestens einer täglichen Geschichtstunde bedürfen, und Lehrer von allumfassendem Wissen. Sonst ist ja der für diesen Band zugrunde liegende Gedanke, den schon auf der Mittelstufe behandelten Stoff, vielleicht mit einigen Änderungen und Erweiterungen, nicht einfach noch einmal zu bieten, sondern ihn unter größerer Betonung des kulturgeschichtlichen Elementes und der inneren Entwicklung nach neuen Gesichtspunkten zu ordnen und damit zugleich höhere Anforderungen an das Denken und Urteilen der Schüler zu stellen, durchaus zu billigen, und es muß genügen, für viele Dinge einfach auf die Behandlung in früheren Klassen hinzuweisen. Ob dazu auch die deutschen Einheitskriege

Digitized by Google

zu rechnen sind, die Verfasser mit geradezu erstaunlicher Kürze erledigt, wage ich zu bezweifeln; wenn irgendwo, so ist hier eine ausführlichere Darstellung am Platze, selbst auf die Gefahr hin, das noch einmal zu sagen, was schon im Buche für IIb gesagt war. Wie die Kulturgeschichte, so nimmt auch die Behandlung der außerdeutschen Geschichte einen zu breiten Raum ein, so breit, daß sich der Verf. selbst vor Wiederholungen nicht scheut (vgl. S. 84 Gustav III. von Schweden, in zwei verschiedenen Abschnitten); die außerdeutsche Geschichte soll doch für den Unterricht nur so weit herangezogen werden, als es zum Verständnis der deutschen nötig ist. Jedenfalls ist das Buch, dessen Verfassern ich wegen ihrer Vielseitigkeit und Weitsichtigkeit meine Bewunderung nicht versage, in der vorliegenden Fassung mehr ein Nachschlagebuch als der Praxis angepaßt; wollte man es dem Unterrichte zugrunde legen, so müßte man nach meinen jahrzehntelangen Erfahrungen sehr vieles übergehen, worüber Lehrer sowie Schüler ein gewisses Unbefriedigtsein empfinden würden.

Und nun noch einige Einzelheiten, über die sich ja nie völlige Übereinstimmung erzielen lassen wird; zunächst zum Pensum für Quarta. Theben war auch schon die Hauptstadt des mittleren Reiches (S. 1). — Cyrus wird bei Pasargadä beigesetzt, das allerdings nicht weit von Persepolis gelegen haben mag (S. 7). — Bei den Ausgrabungen Schliemanns war auch Dörpfeld zu nennen und außerdem zu erwähnen, daß Schliemann die Erforschung des homerischen Troja selbst nicht mehr erlebt hat (S. 10). — Nicht erst am Ende des 8. Jahrhundert traten griechische Stämme zu den Wettspielen in Olympia zusammen (S. 16), da wir schon von 776 die Aufzeichnungen der Sieger haben; wer weiß, wie lange der ersten Aufzeichnung schon Kämpfe vorausgingen. — Zur Einigung der Griechen selbst hat die delphische Amphiktyonie ebensowenig beigetragen wie andere gemeinsame Einrichtungen; denn zeitlebens sind die Griechen uneins geblieben (S. 16). Höchstens das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurde dadurch geweckt. — Die Periöken halte ich in ihrer großen Mehrzahl nicht für Dorer (S. 20). — Gegen das Zeugnis des Aristoteles, der beide nebeneinander mit verschiedenen Funktionen nennt, dürfen wir Solons Rat der 400 nicht mit dem Areopag identifizieren (S. 25). — Ganz unverständlich ist, daß die Ritter der 2. Klasse im Kriege zwar dem Staate zu Pferde dienten, in der Schlacht aber als Schwerbewaffnete gefochten haben sollen (S. 25). — Allzu großes Geschick zeigt Pausanias in den der Schlacht bei Platää vorhergehenden Tagen nicht (S. 39); woher sollte es auch kommen, hatte doch nie ein Grieche ein so großes Heer angeführt. Für Mardonius gab es aber gar keine günstigere Gelegenheit als die Griechen bei ihrem Stellungswechsel anzugreifen. — Die Motivierung des Friedensschlusses mit Sparta 446 ist unlogisch; nachdem schon vorher mit Persien Waffenruhe eingetreten war, war ja gar nicht mehr nach 2 Seiten zu kämpfen (S. 46). — Zur Zeit der Perikles gab es noch keine erhöhte Bühne (S. 48). — Wenn die Kunst mit Lysippus die Stufe der Vollendung erreicht, kann nicht

Digitized by Google

das dritte und zweite Jahrhundert ihren Höhepunkt bezeichnen (S. 69). — In der älteren römischen Geschichte war genauer zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden, z. B. beim Tode Coriolans und der ersten Sezession (S. 75 f.). — Markus Livius und Claudius Nero nebeneinander klingt wunderbar (S. 88); entweder Livius Salinator oder C. Claudius. — So sehr unbegreiflich finde ich es nicht, daß Hannibai nichts vom Abzuge des Nero merkt (S. 88). — Der Widerstand der Pergamener gegen die römische Einverleibung war alles andere als kurz (S. 93), er dauert mit großer Hartnäckigkeit bis 129. — Macedonien wurde 146 Provinz; das würde auch mit der kurz vorhergehenden Angabe im Text besser stimmen als 148 (S. 93). — Jugurtha bringt seine Vettern (S. 98 „Brüder") um, um in den Besitz des Reiches zu kommen. — Die Begriffe „Bürgerheer" und „Söldnerheer" dürften eigentlich bei der Reform des Marius nicht gegenübergestellt werden (S. 99); denn römische Bürger, allerdings besitzlos, sind auch die Söldner. Andere wurden doch in die Legionen nicht eingestellt. — Die Worte veni, vidi, vici schreibt Cäsar nicht an den Senat, sondern an einen Freund (S. 110). — Antonius war noch nicht tot, als Oktavian den Boden Ägyptens betrat (S. 116); beide kämpfen noch bei Alexandria miteinander. — Als Sitzungslokal des Senats kann die curia Hostilia in Anspruch genommen werden (S. 117). — Zwischen den Zahlen im Text und der Zeittafel herrscht keine Übereinstimmung: 479, 413, vorn umrahmt, fehlen hinten ganz; 102, vorn umrahmt, hinten mit gewöhnlichem Druck; vorn Provinzen Spanien 197 (S. 93), hinten 202. — An Druckfehlern erwähne ich: Zierrat (S. 10); nach wochenlangem, tatenlosen Harren (S. 39); Ptolemäier (S. 69); in Besitz haben, gefählich (S. 74); zweitätig statt tägig (S. 80); seemännich (S. 82); Pf, (S. 117), 37 Oktavian Kaiser (S. 125); eine Menge bewaffneten Römer (S. 71). — Nicht ganz geeignet scheinen mir für Quartaner Ausdrücke wie „Das Gebaren der Tyrannenstadt" (S. 48), „Theramenes, obwohl selber kein Heiliger" (S. 51), „Quartier geben" für „schonen" (S. 110). — Formen wie Senats und Senates, gerade und grade, Feldherrn und Feldherren nebeneinander sind möglichst zu vermeiden; richtiger ist achtmonatig statt -lich zur Bezeichnung der Dauer (S. 85), währenddessen statt in 2 Wörtern (S. 82), sämtliche überseeischen Besitzungen statt überseeische (S. 89); wiederholt fehlt ein Komma: um nicht zu fallen hatte er Gift genommen (S. 68); als Hannibal wegnahm und in dieser Not wandten sie sich (S. 82); darüber entstand ein Aufruhr und in diesem ward Tiberius erschlagen (S. 97); er sollte geächtet werden doch gelang es seinen Verwandten (S. 107). — Seltener vorkommende Wörter wie Ahriman, Roxane hätten eines Akzentes bedurft.

Nun zu Untersekunda. Friedrich hatte durchaus nicht das Bewußtsein des Siegers, als er das Schlachtfeld von Torgau verließ (S. 32). — Der Gedanke einer Teilung Polens wurde nicht zum ersten Male überhaupt von Friedrich geäußert (S. 37). — Frankreichs Eingreifen in den nordamerikanischen Krieg ist doch wohl weniger auf die

Digitized by Google

Begeisterung für die Menschenrechte als auf den Gegensatz zu England zurückzuführen (S. 48). — Das Wort après nous le déluge wird der Marquise von Pompadour zugeschrieben (S. 50). — Die Taille war nur eine, allerdings die wichtigste, der direkten Steuern; davon waren die privilegierten Stände frei, nicht von den direkten Steuern überhaupt (S. 50). — Die Korps von Lannes und Masséna sind französische Korps, die am 20. Mai Aspern und Eßling besetzten, nicht österreichische, wie die Schilderung vermuten läßt (S. 89). — S. 84 wird Warschau ein Großherzogtum, S. 90 Herzogtum genannt. — Zu der an York im August gegebenen Weisung, im Fall eines Rückzugs der Franzosen „über die Grenze" sich von diesen zu trennen, hätte noch hinzugefügt werden müssen, daß damit auch nicht entfernt auf eine Vereinbarung mit den Russen hingedeutet war. Vielmehr wiesen ihn auch die noch zu allerletzt aus Berlin eintreffenden Befehle auf die Franzosen als des Königs Alliierte hin; Tauroggen ist mithin Yorks eigne Tat (S. 97). — Bei der Verweigerung der repräsentativen Verfassung in Preußen konnte mildernd bemerkt werden, daß man nach dem Wiener Kongreß allerdings hier wichtigere Aufgaben zu erfüllen hatte mit der Vereinigung der verschiedenartigsten Landesteile zu einem Staatsganzen (S. 116). — Warum ist Lord Byron gesperrt gedruckt, Wilhelm Müller nicht (S. 121)? Ist jener vielleicht als Ausländer wichtiger für uns als dieser? — Es fehlt eine Angabe, warum das Berliner Volk am 18. März allmählich eine drohende Haltung annahm (S. 126). — Von der Revolution in Österreich 1848, von der Abdankung des Kaisers und Metternichs erfährt man kein Wort (vgl. S. 131). — Die Absage Friedrich Wilhelms am 3. April an Simson scheint mir völlig unzweideutig (S. 131). — Die Abtretung der hohenzollernschen Fürstentümer hätte durch ein Lob gekennzeichnet werden sollen (S. 132). — Beim italienischen Kriege 1859 war die Gründung des Roten Kreuzes zu erwähnen (S. 136). — Gegen die Dänen wurden 1864 nicht drei Armeekorps, sondern drei Korps aufgestellt (S. 146); das ist ein großer Unterschied, und Verfasser nennt ja selbst als 3. „Armeekorps" die preußische Gardedivision. — Sylt ist keine westfriesische, sondern eine nordfriesische Insel (S. 148).—Eine „Kriegserklärung" an Preußen fand 1866 nicht statt (S. 149); vielmehr lautete Österreichs Antrag auf Bundesexekution. — Zur 2. Armee gehört 1866 auch das 6. Korps; sonst kommen ja auch die 115 000 Mann nicht heraus. — An Truppen war Gablenz bei Trautenau dem General v. Bonin nicht überlegen, wohl aber bedeutend an Einsicht (S. 151). — Zwei sehr bedauerliche Versehen finden sich bei der Schilderung der Schlacht von Königgrätz, wo Fransecky mit den „Pommern" den ‚rechten" Flügel der 1. Armee innegehabt haben soll (S. 151). — Soll ‚jüngere' schwäbische Linie auf das Verhältnis zwischen Hechingen und Sigmaringen hinweisen, oder ist damit die schwäbische Linie überhaupt gegenüber der preußischen gemeint (S. 156)? Dann ist sie doch wohl die ältere zu nennen. — Das 2. und 6. Armeekorps kommen 1870 zur 2. Armee (S. 157; so auch S. 162). — Vom 10. Korps greift doch schließlich mehr als eine

Digitized by Google

Brigade am 16. August ein (S. 160). — Die Beschießung der Werke von Paris begann schon Ende 1870, der Stadt selbst allerdings erst am 5. Januar (S. 167). — Zu den Kosten der Krankenversicherung bezahlen die Arbeitnehmer ²/₃, die Arbeitgeber ¹/₃, nicht jeder die Hälfte (S. 172). — Inwieweit das starke Anwachsen der Sozialdemokratie auf das Sozialistengesetz zurückzuführen ist (S. 173), läßt sich schwer feststellen; angemessener scheint mir die Fassung: das Sozialistengesetz, das ein starkes Anwachsen der Sozialdemokratie nicht hatte verhindern können. — Nach andern dauerte die Schlacht bei Mukden nur 10 Tage, nicht 15 (S. 175). — Im bürgerkundlichen Anhang war das Reichskolonialamt an letzter Stelle anzuführen; bei den Zöllen; vermisse ich die Unterscheidung zwischen Schutz- und Finanzzöllen; die Dienstpflicht bei der Fahne dauert bei den berittenen Truppen 3 Jahre; beim Landsturm fehlen die Altersgrenzen (vom 17.—45. Jahre). — Druckfehler finden sich S. 52: der König griff ein, und berief; S. 79: Mülhausen i. Thür. (richtig mit „h" S. 73); S. 119: Julirevolution 1803; S. 122: mit seinem Vormund, den König von England; S. 123: Hambacher Fest 1822; S. 125: entgegenahm und Wehrgesetz von 1816 (richtig S. 117 und 140: 1814); S. 132: dèmolir; S. 133: Sakophag; S. 160: dem abziehenden Feinden; ebenda: blaßen (statt blasen). — Dem überwiegenden Gebrauch entspricht nicht: sämtliche Angeklagte (S. 2), sämtliche weltliche Beamte (S. 55), des alten Dessauer (S. 5; richtig Dessauers S. 12), Geschichtsschreiber (S. 51), Kriegsführung (S. 61), nach mehrstündigem heißem Kampfe (S. 152). — Beresina und ähnliche, seltener vorkommende Worte bedurften eines Tonzeichens.

Endlich zu Oberprima. Vom Generaldirektorium muß es wohl richtiger heißen „es zerfiel in 5 Departements" als „unter dies wurden 5 Departements gestellt" (S. 48). — Die Erhaltung des kurfürstlichen Heeres beruhte hauptsächlich auf der Kontribution, der direkten Steuer (S. 43). — Als Ergebnis der beiden ersten schlesischen Kriege war deutlich auf die Stellung Preußens als Großmacht hinzuweisen, was später (S. 78) ganz beiläufig geschieht, und auf die Frage des Dualismus in Deutschland (S. 67). — Wilhelm III. von England verdiente bei seiner Bedeutung noch andere Beiwörter als „kränklich" und „unliebenswürdig" (S. 87). — Der Inhalt des Testaments Ludwigs XIV. darf nicht als bekannt vorausgesetzt werden (S. 92). — Nicht Ulm bleibt nach 1803 freie Reichsstadt, sondern Nürnberg (S. 128). — Napoleon verlangt in der Charlottenburger Übereinkunft vom November 1806 die Auslieferung Preußens bis zur Weichsel (S. 134); wie kommt Verfasser gerade zum Bug? — War wirklich von Preußen 1809 etwas anderes als Neutralität zu erwarten? Sie war das einzig Richtige (S. 142). — Das Patent vom 18. März mit den Zugeständnissen des Königs fehlt; oder meint Verf. damit das unter dem 14. Bewilligte (S. 183)? — Verdruckt ist S. 11: Convenant (richtig S. 13 Covenant), S. 26 Z. 9 Vorteil statt Nachteil, S. 33: Otto VI. mit dem Pfeil, S. 55: Medizäer, S. 71: Josepf statt Josephs,

Digitized by Google

S. 91: Appenin, S. 92 oben: (§ 27) statt (§ 29 u. 31), ebenda: Herzog v. Orleans, Sohn der Liselotte übernimmt die Regentschaft, mit fehlendem Komma, ebenso S. 93: die Einnahmen bestanden aus der Taille einer Grundsteuer, und sonst, S. 99: Geschichtsschreibung (im nächsten Absatz richtig Geschichtschreiber). — Warum sind die Teile von Obersekunda an mit lateinischen Lettern gedruckt, die andern mit deutschen?

Also noch einmal: ein treffliches Werk, das sich, nach Beseitigung einiger Unebenheiten, unzweifelhaft seinen Platz an der Sonne erobern wird.

4) K. Woynar, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien, Realgymnasien und Reformrealgymnasien. Wien 1911, F. Tempsky. 263 S. gr. 8. geb. 4 *K*.

Bei der steigenden Bedeutung des Geschichtsunterrichts herrscht emsige Tätigkeit in der Herstellung dazu geeigneter Lehrbücher. Während für die reichsdeutschen Gymnasien schon eine ganze Reihe davon in dieser Zeitschrift in meist günstigem Sinne besprochen werden konnten, liegt mit der Ausgabe dieses Bandes nunmehr auch für die oberen Klassen der österreichischen Gymnasien ein nach modernen Grundsätzen gearbeitetes Lehrbuch der Geschichte abgeschlossen vor. Da sein Inhalt mit der Geschichte des Altertums sich auf neutralem Boden bewegt und nur vereinzelt bei Vergleichungen (z. B. Krone statt Mark, Attika achtmal so klein wie Niederösterreich S. 47, Lakonien nicht ganz so groß wie Österr.-Schlesien S. 66, die höchste Pyramide acht Meter höher als der Wiener Dom S. 16 u. a. m.) und bei der Schilderung der Vorgänge in den Alpenländern und an der Donau auf österreichische Verhältnisse Bezug nimmt, so könnte es ohne weiteres auch im Reiche dem Geschichtsunterricht in Obersekunda zugrunde gelegt werden. Es ist zu bedauern, daß es wegen der abweichenden Behandlung des Primastoffes nicht geschehen wird; denn der Verfasser versteht es mit großem Geschick, die Entwicklung der Kulturvölker des Altertums darzustellen und ihren Einfluß auf die moderne Kultur verständlich zu machen. Ohne Zweifel wird dieses Lehrbuch bei den Schülern keine Langeweile aufkommen lassen, vielmehr trotz der Schilderung so fernliegender Vorgänge, ihr lebhaftes Interesse wachhalten.

Klarheit, Lebendigkeit, Anschaulichkeit sind ein Hauptvorzug des Buches; durch einen meisterhaften Stil, durch eine ungezwungene und selbstverständlich erscheinende Verknüpfung der einzelnen, selbst der weniger wichtigen Ereignisse, durch eine organische Verbindung der kulturellen Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten mit der politischen Geschichte, durch eine überaus glückliche Vereinigung kollektivistischer und individualistischer Geschichtsauffassung, durch treffende Vergleiche antiker mit modernen Verhältnissen erscheint das ganze Werk harmonisch wie aus einem Gusse und kann ohne Übertreibung ein kleines Kunstwerk genannt werden.

Digitized by Google

Besonders gelungen ist die Behandlung der kulturellen Verhältnisse, insbesondere des Wirtschaftslebens, die teils mit großem Geschick in die allgemeine Geschichte hineingearbeitet, teils in selbständigen Abschnitten untergebracht sind. Ohne bei zuweilen allzu großer Ausführlichkeit aufdringlich zu erscheinen, geben sie völlige Klarheit, worin für uns die Hauptbedeutung der Völker des Altertums beruht, und bringen vor allem immer wieder Leben und Abwechslung in die Schilderung der ewigen blutigen Fehden. Wenn ich hier einen besonderen Glanzpunkt in der Darstellung hervorheben darf, so betrifft er die griechische Philosophie (S. 108 ff., S. 148 f.). Mit Recht geht Verfasser darauf ausführlicher ein; ist doch dabei Gelegenheit geboten, Streiflichter auf die moderne Weltanschauung fallen zu lassen und Fragen zu erörtern, die heute im Mittelpunkt des Interesses stehen und auch den Obersekundanern nicht ganz fern liegen. Noch besseren Gebrauch wird man freilich von diesen philosophischen Erörterungen in Prima machen bei der Lektüre eines Platon, eines Horaz, eines Cicero; wie kurz und doch so charakteristisch und treffend sind z. B. die Angaben über die epikureische und stoische Schule (S. 148). Um hierfür den nötigen Raum zu gewinnen, mußte aus der Kriegs- und politischen Geschichte manches unerwähnt bleiben, worauf man früher großen Wert legte (z. B. die einzelnen heiligen Kriege, die Kämpfe und Reibereien zwischen Athen und Sparta in den zwei Jahrzehnten vor dem Ausbruch des großen Krieges). Das ist kein Schade; denn wenn man hier nur die Hauptereignisse festhält, die der Entwicklung als festes Gerippe dienen, so ist das ausreichend, und die Kost wird schmackhafter.

Trotzdem nun der soziologischen Geschichtsauffassung ihr volles Recht eingeräumt wird und dementsprechend die politische und kulturelle Entwicklung eines Volkes in den engsten Zusammenhang mit äußeren Verhältnissen, z. B. auch mit der Beschaffenheit des Landes, gebracht wird, kommt auch die Persönlichkeit nicht zu kurz. Wo es sich um wirklich bedeutende Personen handelt, da stehen sie auch im Mittelpunkt, und unschwer läßt die Schilderung erkennen, welch reiche Lebensströme von ihnen ausgehen und wie sehr der Gang der Ereignisse von ihnen beeinflußt wird. Auch hier aber keine langatmigen Charakteristiken, sondern kurze, treffende Bemerkungen, wodurch das Wesentliche an den Persönlichkeiten in das hellste Licht gerückt wird; dazu weise ich beispielshalber hin auf Perikles, Sulla, Cäsar.

Ein wesentliches Merkmal für die Güte eines geschichtlichen Lehrbuches ist heutzutage seine Stellung zur Forderung bürgerkundlicher Unterweisung. Wenn jetzt mit Recht von der Mehrzahl der Pädagogen die Bürgerkunde als besonderes Unterrichtsfach aus der höheren Schule verbannt wird, so hat der Geschichtsunterricht um so mehr die Verpflichtung, es zu ersetzen und auf bürgerkundliche Besprechungen mehr als früher einzugehen. Das geschieht mit besonderem Erfolge beim Unterricht in der alten Geschichte, und dazu

muß das Lehrbuch zahlreiche Fingerzeige geben. Auch hierin genügt Woynar berechtigten Ansprüchen; nicht nur ist die ganze Darstellung von modernem, sehr zu Vergleichungen geneigtem Geiste durchtränkt, sondern durch mannigfache Schlagwörter wird auch der unlustige Lehrer immer wieder auf bürgerkundliche Besprechungen hingewiesen (z. B. S. 22 Außenhandel, Binnenhandel, S. 81 Konsulatswesen, S. 82 Grundsteuer, Zölle, S. 136 Bundesrat, Personalunion, föderale Union, S. 169 Staatsdomänen, S. 171 bürgerliche, Strafgesetzgebung, S. 176 aktives, passives Wahlrecht, S. 198 Aktiengesellschaften, S. 204 repräsentatives System, S. 224 Staatsrat, S. 225 Landtag, S. 259 Kataster u. a. m.).

Diesen großen Vorzügen gegenüber verschwinden einige dem Buche in der ersten Auflage noch anhaftende Mängel fast ganz; wenn ich sie doch erwähne, so geschieht das nicht aus Liebe zum Kritisieren, sondern um an seiner Vervollkommnung mitzuarbeiten. Zunächst wird hier und da am Ausdruck die letzte Feile vermißt: so lesen wir S. 78 Abs. 1: wir finden oft jonische, dorische und äolische Kolonien häufig nebeneinander; S. 117 Abs. 2: als er jetzt von Sizilien zurückgerufen wurde, verloren die Athener ....., denn Nikias, der jetzt die Leitung übernahm, ...; S. 123: er schuf die Truppe der sogenannten heiligen Schar; Epaminondas dagegen bildete in der sogenannten schiefen Schlachtordnung ...; S. 140 Abs. 2 u. S. 142 Abs. 2: titanische Aufgaben und der titanische Gedanke; S. 174 Abs. 4: die licinisch-sextinischen Gesetze (richtig S. 194 Abs. 4: sextisch): S. 238 Abs. 1: Thermen, die man ausstattete. Sie waren .... ausgestattet. Etwas schwerer als diese Geringfügigkeiten wiegen die über die Maßen oft vorkommenden Ausdrücke „der erstere“ und „der letztere“, wofür ich Belege nicht anführe, man findet sie fast auf jeder Seite; sie sind so leicht zu ersetzen und sollten bei ihrer Unschönheit möglichst vermieden werden; zu oft liest man auch „im großen und ganzen“ (z. B. S. 20, 48, 75, 80). Nicht ganz korrekt erscheinen Verbindungen folgender Art: die Skulpturarbeiten sind von einer überraschenden Naturwahrheit und hoher künstlerischer Vollendung (S. 18 Abs. 3); die Schrift sämtlicher europäischer Völker (S. 33 Abs. 3); manche ganz moderne Grundsätze (S. 113 Abs. 3); die Vertreter zweier verschiedener politischen Richtungen (S. 114 unten); die Besetzung mehrerer wichtiger Punkte (S. 116 Abs. 3); Begründer zweier entgegengesetzter Richtungen (S. 130 Abs. 4); da ist beim zweiten Adjektivum die schwache Form vorzuziehen. Zu vermeiden sind nebeneinander „Senates“ (S. 163 Abs. 1 u. 2) und „Senats“ (S. 164 Abs. 1), „Ansiedelung“ und „Ansiedlung“ (S. 154 Abs. 2 u. 3), „Jupiter“ (S. 158 oben) und „Juppiter“ (S. 160 oben), „Geschichtsschreiber“ (S. 142 Abs. 3) und „Geschichtschreiber“ (an zahlreichen Stellen). Ganz überflüssig ist das verbindende s in Worten wie „Zufluchtsstätte“ (S. 66 oben) und „arbeitsscheu“ (S. 236 Abs. 1); fremdartig klingt

Digitized by Google

dem reichsdeutschen Ohr „Mondesfinsternisse“ (S. 18); das Adjektivum von Pythagoras heißt „pythagoreisch“ (pythagoräisch S. 109 Abs. 2); die Präposition „binnen“ wird richtiger mit dem Dativ verbunden (S. 175 Abs. 4 binnen eines Menschenalters). Der Gebrauch des Fremdworts hätte vielleicht noch mehr eingeschränkt werden können (z. B. S. 31 Expansion, S. 43 Zeremoniell, S. 81 kommerziell (sehr beliebt), S. 72 Kodifikation, S. 86 Sympathien, S. 115 Cerealien, S. 119 Emigranten, Terrorismus, S. 122 Autonomieklausel, S. 150 Physiognomie, S. 162 Zeremonien, S. 191 Konkurrenz, S. 220 Prätendent, S. 238 raffiniert).

Bedenken erweckt der großе Umfang des Buches, der in dem einen Jahre der Obersekunda erledigt werden soll; das scheint nach meinen langjährigen Erfahrungen unmöglich, es muß also nach einer Kürzung gestrebt werden; die ist möglich in der Geschichte der orientalischen Völker sowie durch die Weglassung der römischen Kaisergeschichte, die ja auch auf deutschen Gymnasien zum Pensum der Prima gehört. Gewiß ist eine nicht zu kärgliche Darbietung der orientalischen Verhältnisse wünschenswert, in der ausführlichen Form aber, wie sie hier vorliegt, ist das unnötig. Mit Freuden habe ich Namen wie Champollion und Grotefend gefunden, aber die der Franzosen Botta und Layard (S. 20) sind für die Schule entbehrlich, während ich ein Wort über Hammurabi und sein Werk schmerzlich vermisse. Doch auch die griechisch-römische Geschichte bringt noch zu viel Detail, und zwar nicht nur die Kulturgeschichte, sondern auch die politische, obgleich hier beim ersten Blick die äußerste Grenze der Beschränkung schon erreicht zu sein schien; zur Kürzung geeignet halte ich z. B. die Schilderung vom Machtaufschwung Thebens sowie der Schlacht bei Leuktra (S. 122 ff.); und was S. 135 über die Haltung der Athener gegenüber Philipp gesagt ist, stand schon bei Demosthenes und Äschines (S. 126 f.); in der Kulturgeschichte sind besonders die Abschnitte mit der bildenden Kunst zu reich an Einzelheiten; wozu z. B. bei Lysippus (S. 129) die vier Bronzerosse auf der Markuskirche zu Venedig, oder bei der Malerei (S. 105) die Françoisvase? Das geht doch wohl über die Bedürfnisse der Schule hinaus, ebenso wie die Erwähnung der Geschichtswerke Manethos und des Berossos (S. 148).

Die Resultate moderner Forschung kommen, wie sich das für ein Schulbuch geziemt, in vorsichtiger Weise, oft mit einem bezüglichen Zusatz, zum Ausdruck; man kann der Auffassung des Verfassers im allgemeinen zustimmen; ergeben sich hier und da Abweichungen, so ist das kein Wunder bei einem so umfangreichen und weitabliegenden Stoffe; einige Beispiele dafür will ich anführen. Wenn Verfasser mit dem indogermanischen Volk, das in Lydien eine hohe Kultur entwickelt, die Lyder meint, so kann ich ihm darin nicht beistimmen, denn die waren wohl semitischer Abstammung, vom Euphrat her eingewandert (S. 38 Abs. 2). — Staaten von namhafterer Ausdehnung in der mykenischen Zeit im Gegensatz zu der späteren politischen Zersplitterung Griechenlands sind mir kaum bekannt:

Digitized by Google

Sparta und Athen repräsentieren vielmehr in der historischen Zeit die größten Einheiten, die Griechenland auf dem Gebiete der Staatenbildung erreicht hat (S. 56 Abs. 2). — So sehr gering war doch das äußere Abzeichen der olympischen Sieger nicht (S. 60 oben), da ihnen außer dem Ölbaumzweig in der Altis eine Statue, unter Umständen sogar mit Porträtähnlichkeit, verliehen wurde (vgl. S. 60 unten). — Als Schauplatz der olympischen Festspiele wird nicht ganz richtig die Altis genannt (S. 61 Abs. 2); die war doch nur der den Göttern geweihte Bezirk, während die Kämpfe außerhalb der Altis stattfanden. — Bei den Ausgrabungen in Olympia durfte der Name Curtius nicht fehlen (S. 61). — Daß die lykurgischen Einrichtungen die Veranlassung zu kriegerischen Unternehmungen der Spartaner gewesen seien (S. 69 Abs. 5), ist nur zum Teil richtig. — Es ist sehr zweifelhaft, ob Miltiades bei Marathon zuerst angriff (S. 83 Abs. 2); er hatte dazu gar keine Veranlassung, während die Perser allen Grund hatten, vor der Ankunft der Lacedämonier eine Entscheidung herbeizuführen. — Daß sich infolge von Marathon bei den Hellenen das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit mächtig gehoben habe (S. 83 Abs. 3), davon ist wenig zu merken; mit größter Mühe gelingt es erst Jahre nachher dem Themistokles, angesichts der neuen vom Osten drohenden Gefahr einen Bund zustandezubringen. — Als erste größere politische Einheit der Griechen ist der peloponnesische, nicht der delische Bund anzusehen, wenn dieser auch straffer organisiert war (S. 86 unten). — Unter Opisthodomos versteht man nicht die hintere Cella (S. 92 Abs. 1), sondern die dem Pronaos entsprechende Hinterhalle (vgl. Luckenbach I[8] S. 45). — Unverständlich klingt der Satz, daß sich Sparta nach der Niederwerfung Athens die Freiheit aller Hellenen zum Ziele gesetzt hatte; was das für eine Freiheit war, geht gleich aus den folgenden Worten über die Organisation der Regierung des neuen Bundes hervor (S. 119 Abs. 2). Überhaupt scheint mir die Politik Spartas in dieser Zeit vom Verfasser zu günstig beurteilt (vgl. dazu auch S. 121 Abs. 3). — Der Beweggrund für die Ermordung des Darius war doch wohl für Bessus, schneller fliehen zu können (S. 140). — Daß der Name Humanns bei Pergamon nicht erwähnt ist, scheint bedauerlich (S. 146). — Wenn die neuesten Untersuchungen zum Alexandermosaik (vgl. Neue Jahrb. f. d. kl. A. 1912, 3. H. S. 181 ff.) der Wirklichkeit entsprechen, dann ist auf diesem Bilde nicht mehr ein entscheidender Moment aus der Schlacht von Issus dargestellt (S. 147 Abs. 6), sondern eine Episode von der Flucht. — Die berühmte Straße über das Forum hieß sacra via, nicht via sacra, trotz Horaz (S. 153 Karte). — Das römische Rathaus (curia) befand sich nicht eigentlich auf dem Forum, sondern auf dem Comitium und wurde später als curia Julia auf die Grenze beider Plätze verlegt (S. 160). — In dem Mauerrest, der heute noch als servianisch in Rom gezeigt wird, ist nach den neueren Untersuchungen neben jüngerem Material auch solches aus der etruskischen Zeit vorhanden (Arch. Anz. 1908

Digitized by Google

S. 442 f.); demnach ist der Ausdruck „sogenannt" zu berichtigen (S. 160). — Von den überlieferten drei Auswanderungen der Plebejer ist mit einem „soll" nur die erste erwähnt (S. 170 Abs. 2); viel mehr Anspruch hätte darauf die dritte, die allein historisch beglaubigt ist. — Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß zu den alten Tributkomitien, die das Recht der Gesetzgebung im Jahre 287 an sich rissen, jemals Patrizier gehört haben (S. 173 Abs. 2); vielmehr hat es noch eine zweite Art von gemischten Tributkomitien gegeben, die aber nur für ganz untergeordnete Zwecke benutzt wurde; mit der Verlegung der Gesetzgebung in die rein plebejischen Tributkomitien gelangt allerdings die volle (S. 173 Abs. 2. Schluß) Demokratie zum Siege. — Die Verwaltung der römischen Provinzen wurde anfangs Prätoren übertragen, deren Zahl deshalb mit jeder Erwerbung vermehrt wurde, erst später Proprätoren (S. 184 Abs. 4). — Entsprechend dem vorangehenden L. Aemilius Paulus (so besser statt Paullus) mußte auch Gaius vor Terentius Varro mit C. abgekürzt werden; Verf. schreibt übrigens Cajus (S. 186 Abs. 2, S. 212 Abs. 2). — Von dem Ackergesetz des Tib. Gracchus sagt Verf., es hätte die Latifundien beseitigt, gleich darauf, es hätte den Bestand eines Großgrundbesitzes unangetastet gelassen (S. 200 Abs. 2); das steht nicht ganz im Einklang. — Die Bezeichnung der Teutonen als Kelten (S. 202 Abs. 3) gilt nicht als sicher; andere rechnen sie zu den Germanen. — Marius war nicht sechsmal hintereinander Konsul (S. 203 Abs. 2), sondern fünfmal, nämlich 107, 104—100, 86. — Aus Woynars Darstellung ist der wahre Grund für die Heeresreform des Marius nicht ersichtlich (S. 203 Abs. 2); er liegt in der Auflösung des Bauernstandes. — Dem großen Staatsmann Cäsar schwebte bei der Gewinnung Galliens wohl doch noch ein höheres Ziel vor als die beiden angegebenen egoistischen (S. 213 Abs. 2), nämlich der bessere Schutz Italiens gegen die Germanen. — Der bekannte Brief Cäsars mit den Worten „veni, vidi, vici" ist nicht an den Senat, sondern an einen Freund gerichtet (S. 217 Anm.). — Ägypten wurde 30 nicht römische Provinz (S. 222 Abs. 1), sondern Privatbesitz des Kaisers. — Die Verwaltung der Staatskasse fällt nicht schlechthin dem Senate zu (S. 224 Abs. 2), sondern nur das Aerarium; daneben gibt es als kaiserliche Staatskasse den Fiskus, während das Privatvermögen des Herrschers den Namen res privata hat. — Das erste Kaiserforum ist doch wohl das forum Caesaris (S. 228 oben). — Der Triumphbogen des Titus steht nicht mehr auf dem Forum (S. 238 Abs. 3), sondern in sacra via summa. — Der unselige Irrtum, daß im Amphitheater des Vespasian 80 000 Menschen Raum hatten, ist nicht auszurotten (S. 239 Abs. 2); nur einige 40 000 gingen hinein.

Der Druck könnte wohl für ein Schulbuch etwas größer sein; er ist aber sauber und das Papier gut; an Druckfehlern sind mir aufgefallen: v. Ch. statt Chr. (S. 13 Abs. 1 u. 2), 1 Knoten = 1 Seemeile = *185 km* statt 1,85 (S. 32 Anm.). Bundeskassa statt Kasse (S. 88 unten), des Streben statt das Streben (S. 109 Abs. 4), Pargamon-

Digitized by Google

museum (S. 146 Abs. 1), Attalige, perdamenisch (S. 191 Abs. 5), Senatherrschaft (S. 207 Abs. 2), Mühlhausen i. E. (S. 214 Abs. 3) statt Mülhausen, Diarchie (S. 223 Abs. 2), Comercium (S. 247 Abs. 3).

In der Verwendung des Kommas befolgt der Verf. ganz eigenartige Grundsätze, die mir nicht geläufig sind; man vgl. dazu folgende Beispiele: Die Befreiung erfolgt von Theben aus und nunmehr eröffneten die Pharaonen Eroberungszüge nach Asien (S. 13 Abs. 1); die Überschwemmungen wurden geregelt und die Getreidefelder trugen 200fache Frucht (S. 20 Abs. 1); wohl erkannte er, daß der Gegensatz . . unüberbrückbar war und, indem er . . . vorbereitete, führte er Athen auf die Höhe . . (S. 90 Abs. 2).

Die 91 in den Text verstreuten Abbildungen, denen sich am Ende noch einige farbige Tafeln zugesellen, sind im allgemeinen mit Verständnis ausgewählt, gehören aber nach meiner Auffassung und Erfahrung nicht in das Lehrbuch, sondern in möglichst großem Format in den Bilderatlas, der im Besitze jedes Schülers sein muß; nur so können sie ihrem Zwecke, die Schüler zum Sehen anzuleiten, dienen, nicht aber in der kleinen, oft undeutlichen Darstellung (vgl. z. B. 54 Girgenti) des Lehrbuches; als besten Atlas empfehle ich in dieser Beziehung den von Luckenbach, der ja auch dem Verf. nicht unbekannt ist.

In der Behandlung der Zahlen herrscht Unklarheit; nicht alle, die im Text stehen, finden sich am Rande (vgl. S. 85 Platää, S. 114 u. a.), manchmal sind sie nur am Rande (z. B. S. 87 Eurymedon 466), nicht selten fehlen wichtige im Text und am Rand (z. B. S. 84 f. Thermopylen und Salamis); auch gibt kein Kanon am Ende des Buches Aufschluß über die zu lernenden Zahlen.

Demnach haften dem Buche gewiß noch einzelne Mängel an, die in der nächsten Auflage zu verbessern sind, bei der großzügigen Anlage des Ganzen aber kann man darüber gern hinwegsehen und dem trefflichen Werke einen recht großen Wirkungskreis wünschen; mit seiner Hilfe wird der Unterricht in der alten Geschichte eine wesentliche Vertiefung erfahren.

Zerbst. G. Reinhardt.

Hubert Gillot und Gustav Krüger, Dictionnaire systématique français-allemaud, französisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Ausgabe für Deutsche. I. Band. 1. Abteilung. Dresden und Leipzig 1912, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. (H. Ehlers). IV u. 638 S, gr, 8. 8 *M*.

Ein deutscher und ein französischer Gelehrter, die vor Jahren ihre Muttersprachen miteinander ausgetauscht hatten, haben sich zusammengetan, um dieses groß angelegte *Dictionnaire systématique* zu schaffen. Der Deutsche ist als Lehrer an der Königl. Preußischen Kriegsakademie und als Lektor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg in weiten Kreisen wohl bekannt, während der Franzose

Digitized by Google

als Lektor an der Straßburger Universität wirkt. — Bis jetzt ist die erste Abteilung des ersten Bandes erschienen, die zweite, noch umfangreichere Abteilung dieses Bandes kommt im August 1912 heraus und ist dem Referenten durch die Güte des Verlegers schon jetzt zugänglich geworden. Um die Mitte des Jahres 1913 wird mit dem gleichfalls aus zwei Abteilungen bestehenden zweiten Bande das Werk vollständig vorliegen.

Mit Recht heißt es in der Einführung, daß dem Gebotenen weder an Umfang noch an Zuverlässigkeit irgend eine der bestehenden französisch-deutschen Sammlungen von nach Stoffen geordneten Wörtern und Redensarten an die Seite gestellt werden kann. Dieses Werk verdient daher jedem, der eine umfassende Kenntnis des Französischen erstrebt, besonders den Lehrern dieser Sprache empfohlen zu werden.

Ein beträchtlicher Teil des Stoffes ist leider in den sehr zahlreichen, rein äußerlich auch schon im Druck nicht gerade übersichtlichen Anmerkungen aufgespeichert worden, die oft mehr als die Hälfte der 48 Zeilen zählenden Seite einnehmen. Der eigentliche Text sinkt zu wiederholten Malen auf 8 und weniger, ja bis auf 3 und 2 Zeilen herunter. Dieser Übelstand, der sich besonders auf den ersten 200 Seiten bemerkbar macht, läßt später allmählich nach. Für eine neue Auflage empfiehlt es sich, den größten Teil dieser wertvollen und lehrreichen Anmerkungen in den Text selbst hineinzuarbeiten. Viele Redensarten dürften dabei an eine andere Stelle rücken, wo man sie eher suchen und finden würde. Jetzt werden bei der Beschreibung des menschlichen Körpers zahlreiche bildliche Wendungen aufgezählt, in denen zwar Körperteile dem Namen nach vorkommen, aber kaum oder gar nicht mehr in das Bewußtsein des Sprechenden treten. So gibt, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, gleich auf S. 1 die Anmerkung zu *le haut du corps* der Oberkörper Redensarten wie *cette idée prend corps dans mon esprit*, *ce vin a du corps*, *il l'a fait à son corps défendant*, *il s'est jeté à corps perdu dans la politique*.

An Druckfehlern und anderen Versehen ist zu verbessern: Man tilge den Zirkumflex über *a* in *chalet* S. 641 und in *bateleur* S. 1256; über *o* in *zone* S. 1248; über *u* in *déjeuner* S. 174 zweimal, S. 709 zweimal, S. 767 dreimal, und in *égout* S. 1217 zweimal und S. 1250 zweimal, das dritte Mal, wo das Wort S. 1250 vorkommt, ist es richtig gedruckt. — S. 696—701 steht *siège* in den Seitenüberschriften und im Texte mehr als ein Dutzendmal mit *é*. — Trotz *résonner* sollte *résonance* S. 369 nur ein *n* haben, ebenso *panetière* S. 706; *appelés* S. 724 Anm. 1 und *appeler* S. 798 sollten nur ein *l* haben, *haras* S. 1312 nur ein *r*. — S. 1255 müßte *carrousel* stehen, nicht *r* — *ss*. Dagegen muß *bouillotte* S. 721 zwei *t*, und *conditionnelle* S. 1015 zwei *n* bekommen. —Je zwei Bindestriche sind zu streichen in *pot à eau* S. 717, *pelle à feu* S. 723, *peu à peu* S. 730, *hôtel de ville* S. 1256, *salle à manger* S. 687 zweimal, S. 703, S. 741. — Je ein Bindestrich ist zu tilgen in *à demi fermées* S. 10, *à demi pleine* S. 882, *saule pleureur* S. 567, *dites là* S. 844 Anm., *faux bond* S. 982.

Digitized by Google

S. 344 steht *ray-onne*, S. 369 *voy-elles*. Wörter wie *payer*, *royal*, *fuyons* haben zwar zwei Silben, werden aber trotzdem nicht in der Mitte gebrochen, wenigstens nicht in guten in Frankreich selbst hergestellten Drucken. In französischen Texten, die in Deutschland, England, Amerika gedruckt sind, begegnet man freilich dieser Trennung immer wieder, die unzulässig ist, da das *y* in gleicher Weise beiden Silben angehört. — Wörter wie *aiguilles* S. 791, *brouillés* S. 972 sind nach dem ersten *l* zu brechen.

S. 45 *le caecum* hat nicht verschlungenes o e, sondern verschlungenes *a e* (also æ nicht *œ*, in großen Buchstaben *Æ* nicht *Œ*), das in deutschen Officinen allerdings meistens fehlt. — S. 643 füge man *étages en encorbellement* hinzu. — S. 645 *la maison commence à monter*, nicht *se monter*. — S. 658 sollte neben *sauter une marche* das sehr gebräuchliche *enjamber* nicht fehlen. — S. 664 gibt es wirklich ein Wort *clarteux*? — S. 666 muß gesagt werden, daß nicht jedes S p r e c h z i m m e r *parloir*, nicht jeder S p e i s e s a a l *réfectoire* heißt. — S. 56 Anm. 2 und S. 350 wird *écervelé* richtiger verdeutscht als S. 451. — S. 751 *chat échaudé craint l'eau froide*, nicht *chaude*. — Man lese S. 710 *fond* ohne *s* am Ende; S. 726 *la cendre*, nicht *le*; S. 853 *le buisson*, nicht *la*; S. 729 *calfeutrer* nicht —*lef*—. S. 737 Anm. 4 *état* behält den *accent aigu* über *e*, auch wenn es mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben wird. — S. 770 *blanchiment*, nicht *ie*. — S. 906 *casse-noisette* und S. 1029 *plier bagage*, die beiden Substantiva ohne *s* am Ende. — S. 1021 *s'acquitter* mit *c*. — S. 1047 *Quine*; *Quinterne* existiert nicht. — S. 1070 und 1071 der zwölfsilbige Vers lautet *La parole est d'argent, et le silence d'or*, das *et* darf nicht fehlen. — S. 1090 *il n'est pire sourd*, nicht *il n'y a*. — S. 1310 *Aliboron*, nicht *Ha*—. — S. 805 *la clef est après la porte* gilt als vulgär und fehlerhaft. — S. 863 Das provenzalische Gericht *aïoli*, nicht *ayoli*, wird gerade ohne Butter, mit Olivenöl bereitet. — S. 869 S c h n i t t l a u c h heißt in Paris *civette*. — S. 874 Das kleine Gebäck, das man in Paris als *brioche* verzehrt, ist nimmermehr eine S t o l l e. — Die U n t e r g r u n d b a h n heißt in Paris *métro*, kein Mensch sagt *métropolitain*, auch die Zeitungen schreiben ausschließlich *métro*. — S. 869 *Ceylan*, nicht — *on*. — S. 869 und 908 füge man *un soupçon de lait* hinzu. — S. 871 man sagt *un fruit frais cueilli*, *des cerises fraiches cueillies*, nicht *fraîchement*. — S. 931 fehlt das sehr gebräuchliche *mêlez-vous de vos affaires!* — S. 1091 die beiden Versuche den Ausspruch *le moi est haïssable* zu verdeutschen sind mißglückt. Der Urheber dieses Wortes, Pascal, sollte genannt werden; ebenso war S. 1137 anzugeben, daß die Worte *tout flatteur vit aux dépens de celui qui l'écoute* von La Fontaine stammen. — S. 1176 *appariées*, nicht *appairées*. — S. 1204 *captation*, nicht *capitation*, das auch existiert, aber einen anderen Sinn hat. Gerade darum wirkt dieser Druckfehler so irreführend, wie auch fast alle, die hier erwähnt worden sind. Solche Fehler, bei denen das nicht der Fall ist, sind ungefährlich, und der Leser wird sie stillschweigend verbessern. — S. 1201 füge man die bekannte Frage *de qui portez-vous le deuil?* hinzu. — S. 1206 Lyon ist von Marseille überflügelt worden

Digitized by Google

und nimmt schon seit einer Reihe von Jahren nur noch die dritte Stelle unter Frankreichs Städten ein. — S. 1232 *l'école des arts et métiers*, nicht *d'arts*. — S. 1233 herrscht eine sehr große Verschwendung großer Anfangsbuchstaben. — S. 1265 *demi-ration*, nicht *demie — ration*.

Die Franzosen drucken die kleinen Zahlen bis 10, ja meistens bis 20, gewöhnlich ganz aus. Die Deutschen machen es ebenso, zum mindesten bis 10. Hier dagegen herrscht im deutschen und im französischen Text ein beständiges Schwanken zwischen den ausgeschriebenen Wörtern und den Zahlzeichen.

Steglitz. Ernst Weber.

Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. 1—5. Leipzig und Berlin 1911 (1—3) und 1912 (4—5). B. G. Teubner.

1) Paul Rühlmann, Die Idee der staatsbürgerlichen Erziehung in der Schweiz. 70 S. 8. 1 *M*.
2) Christen Gröndahl, Staatsbürgerliche Erziehung in Dänemark. 49 S. 8. 0,60 *M*.
3) Paul Oßwald, Die staatsbürgerliche Erziehung in den Niederlanden. 46 S. 8. 0,60 *M*.
4) J. B. Seidenberger, Staatsbürgerliche Erziehung im Geschichtsunterricht der höheren Schulen. VII. u. 79 S. 8. 1,60 *M*.
5) Heinrich Wolf, Staatsbürgerliche Erziehung auf den höheren Schulen. 45 S. 8. 1 *M*.

Die sehr verdienstvolle Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung schrieb vor einigen Jahren für drei verschiedene Reihen von Broschüren je zwei Preise aus. Die erste Reihe sollte erörtern, welche Möglichkeiten und Wege eine bestimmte Schulgattung für die staatsbürgerliche Erziehung biete, und praktische Vorschläge über die Gestaltung des Lehrplans bei Berücksichtigung des staatsbürgerlichen Unterrichts machen; die beiden anderen Reihen sollten — die eine mit Zugrundelegung der Vorbildung durch höhere Schulen, durch Volksschulen die andere — praktische Beispiele der staatsbürgerlichen Belehrung über wichtige Gebiete und Fragen des öffentlichen Lebens geben, und zwar zunächst, aber keineswegs ausschließlich, für die heranwachsende Jugend. Diesem Preisausschreiben verdanken die oben unter 4 und 5 angeführten Schriften ihre Entstehung. Sie gehören beide der ersten Reihe an und sind mit dem ersten und zweiten Preise gekrönt worden. Seitdem sind, wie hier gleich bemerkt werden mag, drei weitere Preisschriften (Heft 6—8 der Schriften der „Vereinigung") erschienen, von denen je eine der staatsbürgerlichen Erziehung an Lehrerseminaren und an Volksschulen gilt, während die dritte ein praktisches Beispiel staatsbürgerlicher Belehrung bietet.

Die „Vereinigung" gibt aber auch abgesehen von den Preisarbeiten in fortlaufender Reihe Schriften heraus, die den Zweck haben, „die staatsbürgerliche Bildung im deutschen Volk zu fördern und insbesondre auf die Erziehung seiner Jugend zum Verständnis der Grundlagen

Digitized by Google

unseres staatlichen Lebens und zur Erweckung vaterländischen Pflichtbewußtseins zu wirken". Zu diesem gehören die drei zuerst erschienenen Hefte, die nicht minder trefflich sind als die preisgekrönten. Sie behandeln die in gar mancher Hinsicht vorbildliche staatsbürgerliche Bildung und Erziehung in der Schweiz, in Dänemark und in den Niederlanden. Alle drei Verfasser haben die Verhältnisse im Lande selbst studiert, beherrschen ihren Stoff vollständig und verstehen es dabei meisterhaft, den Ton trockener Gelehrsamkeit zu meiden und uns in lebendiger und zum Herzen gehender Sprache die Dinge zu schildern.

Die Schriften bringen uns reichen Stoff und gewiß nicht wenigen sehr viel Neues: denn es ist erstaunlich, wie unbekannt auch sehr gebildete Leute oft mit Verhältnissen unserer Nachbarländer sind, die doch für deren ganzes Sein und Wesen die größte Bedeutung haben und ohne deren Kenntnis Charakter und Volksseele gar nicht zu verstehen sind. Gewiß wird mit Recht oft darüber geklagt, daß der Deutsche die Neigung hat, das Ausländische zu überschätzen und sich das Fremde wahl- und kritiklos anzueignen; aber ebenso schlimm ist es, in übertriebener nationaler Eitelkeit die Augen vor dem vielen Besseren zu schließen, daß sich draußen — natürlich neben ebensoviel weniger Gutem — findet. Und von solchen Dingen wissen uns Rühlmann. Gröndahl und Oßwald doch recht viel zu erzählen; in der bewußten staatsbürgerlichen Erziehung sind wir jedenfalls noch weit hinter den drei genannten Staaten zurück.

Mit beredten Worten schildert uns Rühlmann, was die Schweizer Schulen aller Art — in den unteren Klassen sind sie für alle Stände gemeinsam — für die staatsbürgerliche Erziehung tun; wie auf allen Schulstufen und in allen Schulgattungen die heimatliche Kultur die wesentliche Bildungsgrundlage ausmacht und der Gedanke der staatsbürgerlichen Erziehung in viel höherem Maße als bei uns Unterrichtsprinzip ist (S. 9); mit welchem Eifer und welcher Hingebung die Lehrer, die akademisch gebildeten ebenso wie die trefflich unterrichteten Volksschullehrer, die „trotz aller parteipolitischen Färbungen die treuesten Hüter und Pfleger des Schweizer Gedankens, der Idee der Eidgenossenschaft" sind (S. 33) — das gilt selbst für die zahlreichen Sozialdemokraten —, zum Wohle des Vaterlands für die staatsbürgerliche Ausbildung der Jugend sorgen. Wir erfahren weiter, wie auch das ganz eigenartige Schweizer Vereinsleben der staatsbürgerlichen Erziehung dient: „Die zahlreichen kommunalen, kantonalen eidgenössischen Vereine sind die beste praktische Schulung für die staatliche Geschäftsführung. An der Verantwortlichkeit für eine Gemeinschaft entzündet sich am ersten die Flamme des politischen Verantwortlichkeitsgefühls: das hat ja Kerschensteiner unwiderleglich dargetan; es ist dies auch ein Teil von Gottfried Kellers Gedankengängen" (S. 43). Wir sind von der vorbismarckischen Zeit her noch immer gewohnt, über das politische Treiben in Schützen- und Sängervereinen zu spötteln: was die Schweiz in ihnen leistet, verdient diesen Spott gewiß nicht. Auch auf das Schweizer Kriegs-

Digitized by Google

wesen sollten wir nicht mit hochmütiger Geringschätzung herabsehen. So wenig — was ganz selbstverständlich ist — das Schweizer Milizsystem für unsere Verhältnisse passen würde, so trefflich hat es sich doch dort bewährt. Voll Bewunderung berichtet uns Rühlmann (S. 50 ff.) von der großen Militärfreude der Schweizer, die er überall beobachtet hat, „im Volksleben, in der Schule, in den Vereinen, bei den Festlichkeiten"; „bei den Aushebungen ist die Schweizer Jungmannschaft erfüllt von dem brennenden Wunsche Soldat zu werden". Und diese Schweizer Miliz ist eine bewußte Trägerin staatsbürgerlicher Erziehung. Schule und Heer sind in eine enge und sehr glückliche Verbindung gebracht vor allem durch zwei Einrichtungen, die Rühlmann als vorbildlich bezeichnet (S. 53): durch den militärischen Vorunterricht und durch die Rekrutenprüfung. Der militärische Vorunterricht, der die gefährliche Lücke zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Eintritt ins Heer glücklich ausfüllt, ist seit 1898 eingeführt und 1906 neu geregelt worden. Es wird in freiwilligen Kursen einesteils als „turnerischer Vorunterricht", andernteils als „bewaffneter Vorunterricht" (Ausbildung im Turnen und im Schießen), endlich in freiwilligen Schießkursen, „Kursen für Jungschützen", unentgeltlich erteilt und erfreut sich sehr starker Teilnahme. Von sehr großem Wert für Heer und Schule und somit für den Staat überhaupt ist ferner die seit 1874 eingeführte Rekrutenprüfung, eine der Schweiz eigentümliche Einrichtung, über die uns Rühlmann viel Interessantes zu berichten weiß (S. 55 ff.). Er stellt sie so hoch, daß er meint, auch das Deutsche Reich könne durch ihre Einführung — in Frankreich wird sie schon erwogen — „nur gewinnen: Heer, Schule und vor allem der Staat" (S. 66).

In Dänemark, wohin uns Gröndahl führt, nehmen besonders die hochentwickelten Volksschulen unser Interesse in Anspruch. Hier sind sie es, die „in geradezu vorbildlicher Weise die gefährliche Lücke zwischen Schule und Dienstzeit schließen" (S. 13). Ihre Anziehungskraft ist so stark, daß auch Schleswig-Holstein sich endlich hat entschließen müssen, solche Hochschulen zu schaffen, um zu verhindern, daß alljährlich viele hundert junge Leute beiderlei Geschlechts aus Nordschleswig nach dänischen Volksschulen ziehen und damit dauernd für das Deutschtum verloren gehen. Gröndahl schildert dann die mächtige Wirkung, die der Volksgesang in Dänemark für die Gesunderhaltung des Volkstums und für die Stärkung des Nationalsinns hat: „er ist der wichtigste Bundesgenosse im Kampf gegen das Niedrige und Gemeine, wie gegen vaterlandslose Gesinnung". In gleicher Richtung wirken die religiösen und nationalen Vorträge, die von Volksrednern in den sehr zahlreichen Vortragshäusern für alle Schichten der Bevölkerung unter großem Andrang gehalten werden, weiter der Freiwillige Knabenverband („Frivilligt Drenge Forbund") mit seinem Ziel, durch körperliche Übungen aller Art, durch Vorträge, Gesang und Musik „dänische Knaben, christliche Knaben, frische Knaben zu schaffen". —

Digitized by Google

Theoretischer Unterricht in der Bürgerkunde ist nur für Mittel- und höhere Schulen vorgeschrieben: er soll möglichst mit dem Geschichtsunterricht verbunden werden, dem in den drei oberen Klassen der drei verschiedenen Linien des Gymnasium 3—3—4 Stunden zugewiesen sind. Als besonders praktisch hebt Gröndahl dabei hervor, daß in Dänemark nur zwei allgemein verbreitete, wirklich gute Lehrbücher der Bürgerkunde dem Unterricht zugrunde gelegt werden; bei uns dagegen, meint er, gäbe es Bürgerkunden in Menge, aber nur dürftige praktische Ansätze. Trotzdem sind auch in Dänemark „vaterländische Kreise mit dem Erreichten hinsichtlich der staatsbürgerlichen Unterweisung nicht zufrieden", erklären vielmehr „Unterweisung in der Vaterlandsliebe" für eine „unabweisbare Notwendigkeit" (S. 45). Diese Forderung geht ohne Zweifel viel zu weit: etwas gans anderes ist es, wenn Münch, woran hier erinnert sein mag, im ersten seiner „Vermischten Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen" die Vaterlandsliebe als Ziel des erziehenden Unterrichts hinstellt. So scheint auch Gröndahl im wesentlichen zu denken. — Mit Recht warnt er vor direkter Übertragung der dänischen Einrichtungen, meint aber — und auch das mit Recht —, wir sollten von den Dänen annehmen, was in ihrer Volkskultur edel und gut ist. Am Schluß stellt er eine ganze Reihe von Forderungen auf (S. 47 ff), von denen freilich manche vielen als zu weitgehend erscheinen werden. Besonders erwähne ich dabei, daß er — ganz in Übereinstimmung mit der jetzt bei uns in Deutschland siegreich vordringenden Bewegung — „zur Hebung der körperlichen und seelischen Gesundheit unserer Jugend" die Errichtung von Jugendwehren als sehr wichtiges Mittel vorschlägt.

Aus Paul Oßwalds „Staatsbürgerlicher Erziehung in den Niederlanden" erfahren wir, daß dort wohl in den Wiederholungskursen der niederen Schulen, in den Bürgerschulen und den Höheren Bürgerschulen, die unseren Ober-Realschulen entsprechen, staatsbürgerlicher Unterricht je nach dem Fassungsvermögen der Schüler erteilt wird, daß er dagegen auf den Gymnasien seit 1878 „wegen Überbürdung der Schüler und aus Zeitmangel" wieder verbannt ist. Die Schuld daran, meint Oßwald (S. 14), „trägt vor allem das vollständige Vorherrschen der klassischen Sprachen, deren Vertreter sich jeder Reform, selbst der geringsten Beschränkung ihrer Unterrichtsfächer energisch widersetzen". Das hat schlimme Folgen gehabt. Die Zahl der Gymnasien betrug in den Niederlanden im Jahre 1907 30, die Zahl ihrer Schüler 2108; dagegen gab es 74 höhere Bürgerschulen (Ober-Realschulen) mit 10 273 Schülern[1]). Auch in den Seminaren gibt es keine staatsbürgerliche Unterweisung. Für die staatsbürgerliche Erziehung sind besonders wichtig die Königlich-Niederländische „Weerbaarheids-Vereeniging" und der Verein „Volksweerbaarheid": beide — und neben ihnen auch andere Vereinigungen ähnlicher Art — wollen

[1]) Dazu stimmt, was Gröndahl S. 29 erzählt.

Digitized by Google

besonders durch gemeinsame körperliche Ausbildung staatsbürgerliche Gesinnung wecken. Das suchen die beiden genannten Vereinigungen, die vom Staate Schutz und Unterstützung genießen, dadurch zu erreichen, daß sie die jungen Leute (meist Schüler von Gymnasien und höheren Bürgerschulen, die mindestens 15 Jahre alt sein müssen) während der Ferienzeit ungefähr 14 Tage in einem Zeltlager zum Turnen und Spielen, zu Wanderungen und Radausflügen, zum Baden, zum Scheibenschießen und zu Felddienstübungen vereinigen; daneben wird durch Vorträge und Zeitschriften aller Art auch für den Geist gesorgt.

Den letzten Abschnitt seines Buches überschreibt Oßwald „Zusammenfassung und Ergebnisse für Deutschland". Hier kommt er auf die sehr wichtige Frage zu sprechen, ob die Bürgerkunde bei uns als Unterrichtsprinzip, wie es in der Schweiz der Fall ist (Rühlmann S. 9 u.) oder in der Form systematischen Unterrichts eingeführt werden solle. Er entscheidet sich, wie es die Niederländer auch getan haben, für das zweite und schlägt — auch hier im Anschluß an die Einrichtungen der Niederlande — vor, an den deutschen neunklassigen Anstalten „zusammen für Bürgerkunde und Geschichte in Ober- und Unterrpima im ganzen 9 Stunden" zu verwenden; „ob dabei neue Unterrichtsfächer eingerichtet oder die Zahl der Geschichtsstunden entsprechend vermehrt werden, bleibt am besten den einzelnen Schulen überlassen, wenn nur stets die systematische Unterweisung gesichert wird. Ebenso kann die Verteilung von 4 oder 5 Stunden auf Unter- oder Oberprima verschieden, je nach dem Charakter der Schulgattung, geregelt werden" (S. 34—35). So wird denn hier mit Entschiedenheit — meiner Ansicht nach mit vollem Recht — die Forderung ausgesprochen, daß die Zahl der Geschichtsstunden, wenn die Bürgerkunde nicht gesondert von ihr behandelt werden soll, vermehrt werden muß, eine Forderung, die auch Gröndahl (S. 31 u.) stellt und der auch Rühlmann — wenn er das auch nicht geradezu ausspricht — zustimmt. Da nun zum Unterricht in der Bürgerkunde tüchtige Lehrer notwendig sind, so verlangt Oßwald ferner Aufnahme der Bürgerkunde als Prüfungsfach in die Prüfungsordnung für das höhere Schulamt (S. 36). „Man darf sich", meint er, „nicht durch die vielen selbstbewußten Stimmen:„ „Wir haben das alles schon lange im Geschichtsunterricht eingeführt" " darin irre machen lassen, welche großen und umfassenden Stoffgebiete die Bürgerkunde behandeln muß, und daß nur eine gründliche Vorbildung und genügende Unterrichtszeit einen dauernden Erfolg verbürgen kann" (S. 37—38). Mit einer kurzen Schilderung der segensreichen Folgen, die der staatsbürgerliche Unterricht in den Niederlanden gehabt hat, vor allem auch in bezug auf die Mauserung der Sozialdemokratie, schließt das Buch.

Mag man den Forderungen der drei Verfasser, von denen besonders Rühlmann und Gröndahl stark das Nationale in der Erziehung betonen, zustimmen oder sie — zum Teil wenigstens — für zu weitgehend halten: sie alle entspringen warmer Liebe zu unserm Volk

Digitized by Google

und sind der Beachtung wert; denn was hier empfohlen wird, ist wenn auch unter anderen Verhältnissen, als sie bei uns herrschen — bereits erprobt und hat reiche Früchte getragen.

Ganz anderer Art als die drei ersten Hefte sind das vierte (Seidenberger) und fünfte (Wolf). Beide wollen in Erfüllung der von der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" gestellten oben erwähnten Aufgabe darlegen, welche Möglichkeit und Wege die höheren Schulen für die staatsbürgerliche Erziehung bieten. Das tun sie beide in anregender und gründlicher Weise. Beide behandeln zunächst nur den staatsbürgerlichen Unterricht, wollen ihn aber so gegeben wissen, daß er nicht nur der Anhäufung von Kenntnissen, sondern der staatsbürgerlichen Erziehung dient; beide lehnen auch die Einführung eines besonderen Unterrichtgegenstandes ab und wollen zum Träger der staatsbürgerlichen Unterweisung nicht nur den von vielem unnötigen Ballast zu befreienden Geschichtsunterricht, den Seidenberger aber (S. IV o.) in Verbindung mit dem Deutschen weit mehr als Wolf in den Vordergrund rückt, sondern auch die anderen Unterrichtsgegenstände machen.

Seidenberger, dessen „Bürgerkunde in Lehrproben für den Schulunterricht" ich früher in dieser Zeitschrift (LXVI. Jahrgang, S. 518 ff.) angezeigt habe, geht bei seinen Ausführungen vom Geschichtsunterricht der Real- und Ober-Realschulen aus, behandelt aber, da er von der alten Geschichte ganz absieht (S. IV ff.), nur die Lehraufgaben der Tertien, der Untersekunda und der Prima; der gleiche Stoff und die gleiche Methode seien, meint er, auch für die übrigen höheren Schulgattungen verwendbar. Damit hat er bis zu einem gewissen Grade recht, aber vor allem an den Gymnasien kann die Geschichte des Altertums doch sehr wohl, was er für die Realschulen ablehnt, dem staatsbürgerlichen Unterricht dienstbar gemacht werden und muß es sogar.

Das Buch zerfällt in vier große Abschnitte: „Mittelalter", „Vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn der französischen Revolution". „Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart" und „Die großen Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit". Die einzelnen Unterabteilungen (beim Mittelalter z. B.: Verleihung der deutschen Königsgewalt, Stellung des Königs, Heerdienst, Lehnswesen, Hörigkeit der Bauern, Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Rechtspflege usw.) sollen an dem Platz, an den sie chronologisch gehören, im Anschluß an das eingeführte Lehrbuch durchgenommen, dann aber sollen „am Ende eines größeren Abschnitts — — diese Teile zu einem Ganzen gefügt, d. h. zusammenfassende Wiederholungen nach bestimmten staatsbürgerlichen Gesichtspunkten vorgenommen werden" (S. V). Die Anordnung ist wohl durchdacht und im ganzen recht geschickt durchgeführt; nur gibt der Verfasser auch hier, wie in seiner Bürgerkunde, sehr oft viel zu viel, auch für die Oberklassen (ich führe aufs Geratewohl an z. B. Nr. 18a und b; Nr. 23A; Nr. 39; Nr. 44B, wo die Jahrgehälter der Mitglieder des Tribunats, des Gesetzgebenden Körpers und des Senats angegeben werden, Nr. 51A, b; Nr. 55d; Nr. 71 und 72,

Digitized by Google

wo sogar die Bedingungen des Preisausschreibens beim Lokomotivenwettbewerb zu Rainhill vom 6. Oktober 1829 uns nicht erlassen werden, usw.). Auch in der Anführung von Quellenstellen (vgl. z. B. Nr. 7, C, 2 auf S. 13) und Dichterzitaten tut Seidenberger des Guten zu viel. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß er auch hier wieder (Nr. 52C, „Stimmungsbild") wie in seiner Bürgerkunde eine schöne Stelle aus Treitschkes Deutscher Geschichte (Bd. 4, S. 379), nur wenig und nicht glücklich umgeändert, als aus einem Jubiläumsartikel der Darmstädter Zeitung: „Fünfundsiebenzig Jahre Zollverein" stammend anführt, ohne die Entlehnung anzugeben. Dieser Jubiläumsartikel scheint dem Verfasser doch sehr am Herzen zu liegen!

Von Irrtümern und Ungenauigkeiten, an denen es nicht fehlt, hebe ich nur einge hervor: auf S. 9 steht unter B: „Ernennung der Bischöfe durch den Papst seit Gregor VII." Das ist sehr sonderbar ausgedrückt, wenn auch wohl das Richtige gemeint ist. Was bei Nr. 10c über den Verfall der Hanse gesagt wird, genügt nach Dietrich Schäfers Darlegungen längst nicht mehr. In Nr. 13A finden sich die in mehr als einer Beziehung sehr anfechtbaren Worte: „Bürgermeister und Rat, erst vom Bischof ernannt, dann vom Bischof unabhängig und aus den vornehmen Geschlechtern gewählt" — gab es denn überhaupt nur bischöfliche Städte? Unrichtig ist es ferner, wenn auf S. 44 o. kurzweg behauptet wird: „Das Edikt vom 9. Oktober 1807 hebt die Erbuntertänigkeit der Bauern auf. Der Bauer erhält sein seitheriges (so!) Lehnsgut als Eigentum. Damit fallen auch die Frondienste weg". Die Zurückweisung des Artikels 1 der Menschenrechte „Die Menschen werden frei geboren und gleich an Rechten" durch den Satz: „Daß die Menschen frei geboren werden, kann man füglich bezweifeln, denn ein Kind ist wirklich recht unfrei und hilflos" (S. 36 u.) ist sehr naiv. Recht merkwürdig muten auch Behauptungen an wie die folgende (S. 14 o.): „Bei einer so schwierigen Materie (dergleichen völlig überflüssige Fremdworte sind leider ziemlich häufig; vgl. S. 67: „Edison, früher newspaper-boy") wie das Gerichtswesen tritt der Lehrer am besten zurück und überläßt dem Dichter das Wort". Nicht weniger befremdend ist es, wenn der Verfasser auf S. 69 nach Anführung der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 fortfährt: „Ahnt der Schüler den tieferen Zusammenhang dieser Kundgebungen, gut; darüber reden würde ich nicht, aber sie auswendig lernen lassen, vielleicht erwacht dann in stiller Stunde oder im tosenden Kampf im Manne das Verständnis". Ziemlich häufig sind die Stellen, wo der Verfasser sehr geringschätzig über den üblichen Geschichtsunterricht urteilt und deutlich durchblicken läßt, daß erst bei seiner Art und Weise des Unterrichts Erfolg erzielt werden könne: vgl. S. 9—10: „Das Lehnswesen — — — bleibt den Schülern in der Regel fremd — ich pflege das so zu machen"; S. 11—12: „So dargestellt wird die Hörigkeit dem Schüler verständlich, während uns bei dem Worte „an die Scholle gebunden", „hörig", „leibeigen" nur leicht (so!) eine Gänsehaut überläuft". Hierher gehören auch so manche Ausführungen des Nachworts (S. 73 o.), zu

Digitized by Google

dem mir noch einige Bemerkungen gestattet sein mögen. Es enthält wie das ganze Buch viel Richtiges und Gesundes, reizt aber auch in vielem zum Widerspruch. Mit den Vorschlägen, die Seidenberger darin für die an und für sich gewiß sehr wünschenswerte Beschneidung des Stoffes macht, geht er zu weit (S. 74): „Arnulf von Kärnthen, Ludwig das Kind und Konrad I. werden gestrichen"; ebenso werden Otto II., Otto III., Heinrich III. und Heinrich V. „nur erwähnt"; „von Friedrich II. bleibt nur der Kreuzzug und der Kreuzzugskonflikt". Anderseits will der Verfasser, wie schon erwähnt, viel zu viel bürgerkundlichen Stoff eingeführt wissen: es ist ganz derselbe Fehler, den auch seine Bürgerkunde zeigt. Durch eine so eingehende Behandlung, wie er sie vorschlägt, würde das Interesse des Schülers nicht geweckt, sondern eher getötet werden. Nur wenige werden ihm auch beistimmen, wenn er für den deutschen Unterricht selbst zu schriftlicher Behandlung Aufgaben gestellt haben will wie die folgende: „Was versteht man unter Preßfreiheit und Zensur, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit?"; „Erkläre mir die Worte Vetorecht, Petitionsrecht, Initiative, Zensur, Pairsschub, die deutschen Worte Standesherr, Standesamt, Landtag, Kammer, Gegenzeichnung!"

Druckfehler: S. 12, Z. 20 „Seine" statt seine; S. 24, Z. 17 v. u. „wurden" statt „wurde"; S. 43, Z. 4 v. u. ist hinter „doch", auf S. 75, Z. 1 v. u. hinter „Worte", auf S. 76, Z. 1 ebenfalls hinter „Worte" das Komma zu streichen.

Trotz aller vorgebrachten Bedenken bin ich doch der Meinung, daß das frisch und mit starker Anteilnahme geschriebene Buch bei dem vielen Guten, das es bringt, die Beachtung aller Fachlehrer verdient: es kann, so sehr man auch im einzelnen anderer Ansicht sein mag, jedem Geschichtslehrer recht gute Dienste leisten.

Den ersten Preis aber hätte ich für meine Person dem Verfasser des 5. Heftes, Heinrich Wolf, verliehen, obwohl er — vielleicht gerade auch deshalb mit, weil er — viel weniger Stoff bietet: 45 Seiten gegen 79. Wolf bezeichnet das Streben nach Vollständigkeit in der Darbietung bürgerkundlichen Stoffes mit Recht als eine große Gefahr (S. 5 u.) und warnt davor, „die jungen Leute systematisch, in einer bestimmten Reihenfolge, über alle öffentlichen Einrichtungen und Verhältnisse genau zu unterrichten (S. 6 o.). „Nicht auf totes Wissen, sondern auf lebendiges Wollen kommt es an", sagt er sehr richtig und weiter: „Alle Vorträge und Aufsätze, alle Verfügungen und Verordnungen sind wertlos, solange nicht der gesamte Unterricht eine staatsbürgerliche Erziehung ist". Wolf stellt also im Gegensatz zu der Anschauung Oßwalds (s. o.) eine Forderung, die, wie wir gesehen haben, in der Schweiz bereits verwirklicht ist und deren Erfüllung auch bei uns dringend wünschenswert erscheint.

Im Unterschied von Seidenberger knüpft Wolf bei seinen Ausführungen an den Lehrplan vor allem der Gymnasien an und behandelt zunächst den Geschichtsunterricht in den Mittelklassen, von Quarta

Digitized by Google

bis Untersekunda (S. 10 ff.), indem er dabei immer zwischen dem für die betreffende Stufe geeigneten historischen Stoff, der dazu gehörigen „Geschichtsgeographie“ und den nötigen staatsbürgerlichen Belehrungen, die er im scharfen Gegensatz zu Seidenberger auch der Geschichte des Altertums sehr geschickt abzugewinnen weiß, in wohl durchdachter und ansprechender Weise scheidet und dabei mit weiser Beschränkung klar und scharf das Wichtigste hervorzuheben versteht. Den Geschichtsunterricht in den Oberklassen, zu dem er dann übergeht (S. 16 ff.), will er von Grund aus umgestaltet wissen: „Es kann und darf hier nicht unsere Aufgabe sein, der Reihe nach die historischen Begebenheiten hintereinander noch einmal durchzunehmen. Vielmehr muß der Lehrer ein bestimmtes Wissen voraussetzen bzw. auffrischen und kurz zusammenstellen; die Hauptsache aber ist die planmäßige und systematische Erziehung der jungen Leute zur Mitarbeit, zum politischen Denken“ (S. 16). Hier kann ich ihm nicht immer zustimmen, z. B. nicht wenn er meint, es sei durchaus verkehrt, die Geschichte vom Beginn des Mittelalters an bis auf unsere Tage zeitlich zu zerschneiden und die Zeit bis 1648 der Unterprima, die spätere der Oberprima zuzuweisen. Vielmehr solle „man die Geschichte vom Untergang der alten Welt bis zur Gegenwart als ein zusammenhängendes Ganzes behandeln und nur die verschiedenen Seiten der Entwicklung teils der Unterprima, teils der Oberprima übertragen“. Meiner Meinung nach würde man dann erst recht zerschneiden, was zusammengehört. Wolf verfährt nun seinem Grundsatz folgend so, daß er als Stoff der Unterprima „das Ringen zwischen Universalismus und Nationalismus, den Kampf zwischen Staat und Kirche, zwischen Germanen und Romanen und die Verteilung der Welt“ wählt (S. 22) und nach diesem Gesichtspunkt die ganze Geschichte bis zur Gegenwart in dieser Klasse behandelt. Das Thema für die Oberprima ist dann der „Staat“. Nacheinander behandelt er „Ursprung und Wesen des Staates“, „Aufgaben des Staates“, „Staatsformen und Staatsverfassungen“, „den Staat und seine Teile, Zentralisation und Dezentralisation“, „Staat und Gesellschaft, Freiheit und Gleichheit“. Dabei gibt er im einzelnen eine Fülle trefflicher Anregungen, immer in der frischen, entschiedenen, mitunter etwas allzu einseitigen und kampfeslustigen Weise, die ja aus seiner von ultramontaner Seite bekanntlich sehr stark angefochtenen, aber doch in vieler Hinsicht trefflichen „Angewandten Geschichte“ bekannt ist.

Im letzten Teil des Buches behandelt er die anderen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf die staatsbürgerliche Unterweisung: das Deutsche — dabei gibt er eine große Anzahl von zum Teil sehr guten Aufsatzthemen —, das Lateinische und Griechische („wer die griechische und lateinische Lektüre nicht als politische Vorschule benutzt, der begeht eine Sünde wider den heiligen Geist“ S. 37), das Französische und Englische, die Erdkunde und auch die Mathematik.

Einige allgemeine Bemerkungen schließen das Ganze ab. Sie sind sehr charakteristisch für den Verfasser und seine idealistische,

Digitized by Google

kampfesfrohe, durch und durch vaterländische, manchmal wohl etwas zu „alldeutsche“ Gesinnung. „Statt staatsbürgerliche (so!) Erziehung“, heißt es S. 43, „sollte man deutschnationale und soziale Erziehung fordern. Nicht darauf kommt es in erster Linie an, daß unsere Jugend über den Staat und seine Einrichtungen, über die Verfassung und das Wahlrecht unterrichtet ist, sondern daß sie über das deutsche Volk Bescheid weiß und ein starkes, stolzes Nationalbewußtsein besitzt“. — Zwei starke Hemmungen einer gesunden staatsbürgerlichen Erziehung gibt es nach Wolf vor allem zu überwinden: den falschen Klassizismus, der zur toten Formel und zum Dogma werden läßt, was große Männer aller Zeiten gesagt und gedacht haben, und nicht bedenkt, daß „der herrliche starke Bau, den die heldenhaften Vorfahren uns hinterlassen haben, bald zusammenbrechen wird, wenn wir nicht ständig ausbauen, um- und neubauen“ (S. 44), und die ungerechten Ansprüche der Kirche, die aus Rücksicht auf die Konfession so oft das Nationalbewußtsein schädigt.

Es ist, wie aus allem Gesagten hervorgeht, kein kühler, wissenschaftlicher, objektiver Geist, der aus diesem Buche spricht: aber gerade das hat bei einem derartigen Werke seinen großen Wert. Der Lehrer, der sich von Wolfs Darlegungen leiten, von seinem Geiste anregen läßt, läuft nicht Gefahr, seine Schüler durch Einpauken einer Menge staatsbürgerlicher Kenntnisse zu langweilen; er wird vielmehr leicht lebhaftes Interesse in ihnen erregen und sie mit fortreißen können. Daß freilich ein Mann von solchem Temperament, der es gar nicht liebt, ausgetretenen Gleisen zu folgen, nicht selten über die Schnur haut, versteht sich von selbt. Auch vor Ketzereien scheut er nicht nicht zurück, so wenn er gleich in der Einleitung (S. 4) kühn den Satz aufstellt: „Politik gehört in die Schule“, wobei er allerdings vor Parteipolitik und Parteistreit ausdrücklich warnt; ferner wenn er meint, daß bei der Wahl der deutschen Lektüre die Rücksicht auf die poetische Schönheit und den künstlerischen Wert durchaus zurücktreten müsse vor dem Inhalt (S. 35 u.), und wenn er auf S. 38 u., wo er mit großem Recht auf die Gefahr hinweist, die in den Forderungen der Spezialisten in den einzelnen Fächern liegt, die Behauptung aufstellt: „Wir müssen zu einer stärkeren Betonung der politischen Geographie zurückkehren: nur die engste Verbindung von Geschichts- und Geographieunterricht kann Frucht bringen“.

Auf S. 21, Z. 13 steht Griechen statt Gracchen.

Alles in allem: Wolf hat uns ein gewiß etwas einseitiges, aber durch die Art seiner Stoffauswahl und seiner Darstellung sehr anregendes und trotz mancher Ausstellungen sehr erfreuliches Buch geschenkt.

6) Adolf Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie. Fünfte, durchgesehene Auflage. Jena 1911, Gustav Fischer. XII u. 574 S. 8. geb. 5 *M*.

Damaschkes treffliche Geschichte der Nationalökonomie verdankt ihre Entstehung dem ihrem Verfasser oft geäußerten Wunsch nach einem nicht zu umfangreichen Werk, „das die wirtschaftlichen Theorien

Digitized by Google

und Bewegungen in einer Weise darstellt, daß man es auch ohne fachwissenschaftliche Vorbildung verstehen kann". Ein solches Werk war in der Tat eine dringende Notwendigkeit. Denn noch immer fehlt es selbst in sonst gebildeten Kreisen sehr an nationalökonomischen Kenntnissen — und doch werden diese von Tag zu Tag notwendiger. So hat denn Damaschke dieses Buch zur ersten Einführung geschrieben „nicht für Volkswirtschaftler von Fach, sondern für Männer und Frauen aller Berufe, die sich auf einem Gebiete unterrichten wollen, aus dessen Kenntnis allein ein zutreffendes Urteil über unsere Zeit und ihre Aufgaben gewonnen werden kann" (S. VI).

Im Jahre 1904 erschien das Buch zum ersten Male; jetzt liegt schon die fünfte, gegen die erste um weit über das Doppelte erweiterte Auflage vor. Dieser schöne Erfolg ist sehr wohl verdient. Mit großem Geschick hat Damaschke es verstanden, einfach, klar und fesselnd die Dinge darzulegen; überall bemüht er sich, gerecht zu urteilen, und auch da, wo er so gefährliche Lehren, wie die des Kommunismus und des Anarchismus entwickelt, vermeidet er es, die Meinung der Gegner, was doch so oft geschieht, verzerrt darzustellen und ihnen falsche Beweggründe unterzuschieben.

Nach einem kurzen einleitenden Kapitel: „Von den Aufgaben der Nationalökonomie" behandelt er, mit Hammurabis Gesetzbuch — das er zu früh, um 2500, ansetzt — beginnend, das Altertum, das Mittelalter, weiter das Zeitalter des Merkantilismus, die Physiokraten, die liberale Schule, das nationale System, den Kommunismus, die Anarchisten und endlich die Bodenreform. Überall bleibt der Verfasser weit entfernt vom Ton trockener Gelehrsamkeit; frisch und lebendig schildert er uns die wirtschaftlichen Zustände aller Zeiten und das Streben der großen Männer, die ihnen ihr Gepräge gaben. Zahllos sind dabei die von ihm angeführten, meist trefflich zur Belehrung und Erklärung geeigneten Stellen aus alten und neuen Schriftstellern, aus Gesetzen, Weistümern, Stadtrechten, Urkunden, Zunftordnungen, Predigten, Briefen, Reden, Denkschriften, Beschlüssen aller Zeiten und aller Arten: der Verfasser zeigt eine ganz außerordentliche Belesenheit und eine erstaunliche Kenntnis auch von allerlei Einzelheiten, die oft genug ein scharfes Licht auf die Zustände der betreffenden Zeit werfen. Trefflich versteht er es, die einzelnen Persönlichkeiten, ihre Art und ihr Wirken uns nahe zu bringen. Solon und Kleisthenes, Agis und Kleomenes, die Gracchen und so manche römische Kaiser, Kirchenväter und Päpste, Fürsten und Bischöfe des Mittelalters, Thomas von Aquino und Luther, der Große Kurfürst und seine Nachfolger, Colbert und Law, Quesnay und Adam Smith, Turgot und Mirabeau, Justus Möser und Fichte, Malthus und Ricardo, Lasalle und Cobden, List und Adolf Wagner, Fournier und Owen, Marx und Engels, Bebel und Liebknecht: sie alle — und noch viele andere mit ihnen — ziehen in heller Beleuchtung an uns vorüber. Doch unterläßt es der Verfasser — trotz mancher Vorwürfe — mit Recht, in falschem Streben nach Vollständigkeit alle auch nur einiger-

Digitized by Google

maßen bekannten Nationalökonomen anzuführen; weise beschränkt sich das Buch vielmehr „auf solche Menschen, deren Lehren über die Wände der Schule hinaus Bewegungen ausgelöst haben, die für die lebendige Gegenwart noch etwas bedeuten" (S. VII). Die aber schildert er, Friedrich List z. B. (S. 322 ff.), oft geradezu meisterhaft. Bemerken möchte ich dabei, daß die nationalökonomische Tätigkeit Bismarcks, dessen Rede über sein Verhältnis zu Lasalle und zum Staatssozialismus eine erfreuliche Bereicherung der neuen Auflage bildet, wohl noch mehr als es geschieht, hervorgehoben werden könnte.

Bei der ungeheuren Fülle des Stoffs ist es nicht wunderbar, daß mancher Irrtum, manche Ungenauigkeit mit unterläuft; einer strengen historischen Kritik halten so manche Einzelheiten, die der Verfasser mitteilt — das betrifft besonders auch die Geschichte des Altertums — nicht stand. Aber die Hauptsache erkennt er immer klar, den Geist der Männer und der Zeiten, die sie beherrschen, erfaßt er scharf, und so fallen jene Irrtümer nicht schwer ins Gewicht.

Das letzte Kapitel, auf das das ganze Buch gewissermaßen hindeutet, insofern als in ihm die Bodenfrage eine sehr große Rolle spielt, beschäftigt sich mit der Bodenreform. Ihre Anhänger, deren Zahl rasch immer mehr steigt, sehen bekanntlich eine sehr wichtige Quelle menschlichen Elends darin, daß der Grund und Boden, der doch für alle da sein sollte, in die Hände verhältnismäßig weniger Leute gekommen und zum Gegenstand wüster Spekulation geworden ist. Darum wollen die Bodenreformer, daß die Grundrente, die von der Gesamtheit der schaffenden Menschen erzeugt wird und nicht das Ergebnis der Tätigkeit der einzelnen, zufälligen Eigentümer des Grundes und Bodens ist, auch der Gesamtheit zugänglich gemacht werde. Sie wollen auf diese Weise das Elend auf Erden, vor allem das Wohnungselend, mildern und so Kraft und Gesundheit des Volkes heben.

Mit beredten Worten schildert der Verfasser uns die kleinen Anfänge der Bewegung im England des 18. Jahrhunderts und verfolgt ihre Fortschritte dort und in anderen Ländern. Vor allem preist er mit Recht das Verdienst Henry Georges (1839—1897), der nicht nur in den Vereinigten Staaten, seiner Heimat, sondern auch in Großbritannien und in Australien mit reichstem Erfolg für die Sache der Bodenreform gewirkt und gestritten und in ihrem Dienst das Buch geschrieben hat, das „wohl von allen nationalökonomischen Schriften die weiteste Verbreitung gefunden hat" (S. 489): Progress and Poverty.[1]) Der Schluß des Buches gilt dem Bunde Deutscher Bodenreformer, an dessen Spitze der Verfasser selbst mit bewunderungswürdiger Umsicht und mit siegender Tatkraft dafür kämpft, daß der „Boden, diese Grundlage aller nationaler Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte be-

[1]) Schon vor Jahren auch in Reclams Universalbibliothek in Übersetzung von D. Haek erschienen.

Digitized by Google

fördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht" (S. 542).

Auch die, die diesem offiziellen Programm des Bodenreformerbunds nicht zustimmen und entweder auf einem völlig anderen Standpunkt stehen als der Verfasser oder doch in so manchen Punkten anderer Ansicht sind, wird das Buch, das bei seinen großen Vorzügen die weiteste Verbreitung verdient, fesseln, anregen und fördern; nicht wenige wird es auch überzeugen und gewinnen, — und dazu ist es wohl in erster Linie bestimmt. Es dient der großen Aufgabe, „unserem deutschen Volke ins Bewußtsein und ins Recht hinein zu hämmern die Wahrheit, daß der deutsche Boden etwas anderes ist, als eine Ware, die Menschenarbeit hervorbringt, und daß in der Gestaltung unseres Bodenrechts ein Stück Entscheidung über Aufgang und Niedergang unseres deutschen Volkes liegt!" (S. 558).

Ausstattung und Druck sind sehr gut; das beigegebene Namenverzeichnis ist zuverlässig; aufgefallen ist mir hier nur, daß auf S. 560, Spalte 2, Z. 22 487 statt 478 steht.

Berlin. Rudolf Lange.

W. Lietzmann, Stoff und Methode des Rechenunterrichts in Deutschland. Ein Literarturbericht. Mit einem Einführungswort von F. Klein und 20 Figuren im Text. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 125 S. 8. 3 M.

Die hier vorliegende Abhandlung gehört zu den Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland, die veranlaßt sind durch die internationale, mathematische Unterrichtskommission und von F. Klein in Göttingen herausgegeben worden. In der Einführung hebt der Herausgeber hervor, daß mit diesem Hefte eine neue Seite dieser Unternehmung hervortritt, nämlich die Berichterstattung über unser elementares Unterrichtswesen, verfaßt von akademisch gebildeten Mathematikern in Zusammenarbeit mit Elementarlehrern. Auf die bloße Tatsache des Zusammenarbeitens sei das größte Gewicht zu legen. „Bestand doch seither zwischen unseren Elementarbetrieben und der akademischen Wissenschaft eine sozusagen unüberschreitbare Kluft. Gewiß nicht zum Vorteil des Unterrichts, der von einer einheitlichen Gesamtauffassung getragen sein sollte. Noch weniger zum Vorteil unseres Volkes, das verlangen muß, daß die verschiedenen Schichten des Lehrstandes unbeschadet aller sozialen Abstufungen durch ein Gefühl der Solidarität ideell zusammengeschlossen seien!" Das sind sehr zu beherzigende Worte ganz besonders für die Rechenlehrer. Für alle Schüler, die aus der Elementarschule, zu der ja auch die Vorschulen der höheren Schulen gehören, in die höheren Schulen übertreten, muß durchaus der Rechenunterricht so erteilt werden, daß sie später nicht „umzulernen" brauchen. Ich habe oft hier und an andern Stellen meine Beobachtungen über den geringen Zusammenhang zwischen dem Elementarbetriebe und

Digitized by Google

der akademischen Wissenschaft geäußert und darauf aufmerksam gemacht, wie dadurch den Schülern das Lernen unnötigerweise erschwert wird. Ich freue mich daher sehr über die jetzt geplante Zusammenarbeit, die sicherlich dazu beitragen wird, dem Lehrer das Unterrichten und dem Schüler das Lernen leichter zu machen.

Der Verfasser gibt nun in seiner Abhandlung eine Zusammenstellung des Unterrichtsmaterials und der Methoden bei dem Unterricht, wie sie in den gebräuchlichsten Rechenbüchern zur Darstellung gebracht sind und wie er sie auf einer Unterrichtsreise, auf der es ihm ermöglicht wurde, dem mathematischen Unterrichte an den verschiedensten Schulen Preußens beizuwohnen, kennen gelernt hat. Die Abfassung dieser Abhandlung hat also ein großes Maß von Arbeit und Mühe erfordert. Die Zusammenstellung selbst berücksichtigt den ganzen Umfang des Rechenunterrichts; mit großer Sorgfalt sind namentlich die wichtigeren Punkte der Methodik behandelt und die verschiedenen Ansichten über die Bearbeitung des Stoffes dargestellt. Ich bin der Überzeugung, daß jeder Rechenlehrer, der diese Abhandlung durchstudiert, darin manche Anregung zur Verbesserung seines Unterrichts finden wird, und teile die Hoffnung des Verfassers, daß der Rechenunterricht auf diese Weise nicht nur eine Förderung, sondern eine so sehr notwendige Vereinheitlichung erfahren wird.

Berlin. A. Kallius.

Philipp Hampp, Liederbuch für Schulen. Mit besonderer Berücksichtigung der Einführung in das Treffsingen auf Grundlage der Kadenzdreiklänge. I. Teil. Vierte unveränderte Auflage. 120 S. 0,50 ℳ. 2. Teil. Große Ausgabe. 193 S. 1,20 ℳ. München, R. Oldenbourg.

Die beiden Bücher würden auf unseren höheren Schulen dem Gesangunterricht in den unteren und mittleren Klassen dienen können. Sie sind, wie der Verfasser es selbst bezeugt, aus der Praxis erwachsen, und die innige Verbindung, die zwischen dem theoretischen Lehrteile und dem praktischen Liederteile besteht, kann die Einführung der Schüler in die Notenkunde und das Treffsingen nur erleichtern. Die Auswahl der weltlichen und geistlichen Lieder ist gut und erstreckt sich erfreulicherweise auch auf Gesangstücke neuerer Zeit von C. Löwe, Brahms u. a. Das erweckt bei unsern Schülern Lust und Liebe und gibt ihnen einen unverlierbaren Schatz für das ganze Leben mit. Wir bezweifeln nicht, daß das vorliegende Lehrbuch sich brauchbar erweisen wird. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Hamm i. W. H. Eickhoff.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

Mitteilungen des Ferdinand von Richthofen-Tages 1911. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 78 S. fol. geb. 2,60 ℳ. Inhalt: O. Schlüter, Zur Einführung; E. Tiessen, Das südwestliche China; Fr. Frech, Die geologische Entwicklung Chinas; M. Groll, Aus der Werkstatt der Kartographen; O. Baschin, Ferdinand Freiherr von Richthofen als preußischer Staatsbeamter.

1. A. Möbusz, Lehrbuch der internationalen Hilfssprache Esperanto. Kurzer und leichtfaßlicher Lehrgang zum Selbstunterricht. Lübeck 1912, Gebrüder Borchers. VI u. 58 S. 0,75 ℳ.

2. P. Natorp, Philosophie, ihr Problem und ihre Probleme. Einführung in den kritischen Idealismus. Göttingen 1911, Vandenhoeck & Ruprecht. IV u. 172 S. 2,40 ℳ.

3. F. Niebergall, Person und Persönlichkeit. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 170 S. geb. 4 ℳ.

4. J. K. Niedlich, Fridericus rex, du mein König und Held! Ein Ring Gedichte. Breslau 1912, Wilhelm Gottlieb Korn. 37 S. gr. 8. 1 ℳ.

5. A. Persi Flacci saturae. Edidit atque prolegomenis, interpretatione Belgica, commentario instruxit J. van Wageningen. Groningae 1911, P. Noordhoff. Pars prior: LXIII u. 48 S. 3 ℳ. Pars altera: 129 S. 3 ℳ.

6. J. Repke, Pantheistischer und theistischer Monismus. (Biblische Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten, herausgegeben von Fr. Kropatschek, Serie 7, Heft 8.) Groß-Lichterfelde-Berlin 1912, Edwin Runge. 38 S. 0,50 ℳ, im Abonnement 0,40 ℳ.

7. H. Rühl, Geheimnisse und Lösungen. Verschiedene Anwendungen der Gedächtniskunst. 1. Heft. Darmstadt 1911, Verlag von Heinrich Rühl, Teichhausstr. 15. 31 S. 1 ℳ.

8. C. Schilling und H. Meldau, Der mathematische Unterricht an den deutschen Navigationsschulen. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 82 S. kart. 2 ℳ.

9. A. Schülke, Aufgaben-Sammlung aus der reinen und angewandten Mathematik. Erster Teil: für die mittleren Klassen. Zweite Auflage mit 10 Figuren. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VIII u. 195 S. 2,20 ℳ.

10. K. Smalian, Grundzüge der Tierkunde für höhere Lehranstalten. Ausgabe A für Realanstalten. Mit 458 Abbildungen und 33 Farbentafeln. Dritte Auflage. Leipzig 1912, G. Freytag. 363 S. geb. 4,50 ℳ.

Digitized by Google

11. Spencer's Social Statics. (Chapter XXX, General Considerations.) Herausgegeben von Ch. F. Allan und R. Besser. Text mit Porträt von H. Spencer. 79 S. 0,60 ℳ, geb. 0,80 ℳ. Notes mit einer Illustrationstafel 0,50 ℳ. Leipzig 1912.

12. K. Storch, Modellschiffbau. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 21 S. und 4 Tafeln. 1 ℳ.

13. S. E. Stout, The Governors of Moesia. Diss. Princeton 1911. 97 S. gr. 8.

14. P. Tesch, Jugendland. Ausgabe A. Neue deutsche Fibel für höhere Schulen. Für den Unterricht im Sprechen, Lesen und Schreiben. Bielefeld 1911, Velhagen & Klasing. IV u. 96 S. 0,60 ℳ.

15. Thiergen-Hamann, English Anthology. (Authors from the 14th Century to the present day.) With 26 illustrations and a map. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VIII u. 402 S. geb.

16. Der Verband deutscher Schulgeographen eine Notwendigkeit unserer Zeit! Ein Aufruf mit eingehender Begründung von Johanna Becker usw. Gotha 1912, Justus Perthes. 34 S. gr. 8.

17. Violets Sammlung von Sprachplatten-Texten zum Unterricht mit Hilfe der Sprechmaschine. Englisch, erstes Heft. Stuttgart o. J, Wilhelm Violet. XVI u. 144 S. 1 ℳ. Französisch 112 S. 0,75 ℳ.

18. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Abteilung 5: Goethe. Bearbeitet von G. Frick. Fünfte, völlig neugestaltete Auflage von C. Credener. Leipzig 1912, B. G. Teubner. IV u. 312 S. 3,40 ℳ, geb. 4,40 ℳ.

19. Wielands Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Siebenter Band: S. Mauermann, Verserzählungen, Gedichte und Prosaschriften. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 484 S. 9 ℳ.

20. E. Wolff, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Vortrag. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, R. Schwartz. 40 S.

20. R. Wünsch, Aus einem griechischen Zauberpapyrus. Bonn 1911, A. Marcus u. E. Weber. 31 S. 0,70 ℳ.

21. Xenia Nicolaitana. Festschrift zur Feier des 400 jährigen Bestehens der Nikolaischule in Leipzig, herausgegeben von O. Dähnhardt. Mit 19 Figuren. Leipzig 1912, B. G. Teubner. V u. 259 S. 8 ℳ, geb. 10 ℳ.

22. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von Fr. Frisch. Jahrg. 8, Nr. 4—6.

23. Th. Ziegler, Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung, 5. Auflage. Leipzig 1912, G. I. Göschen'sche Verlagshandlung. VIII u. 402 S. 4,20 ℳ, geb. 5,20 ℳ.

24. Th. Ziegler, Der deutsche Student, 11. u. 12. Auflage. Ebenda. 293 S. geb. 3,50 ℳ.

25. J. Ziehen, Volkserziehung und Schulreform. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 26 S. Lex. 8. 0,80 ℳ.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Dareios' Zug gegen die Skythen im Lichte des russischen Krieges von 1812.

Historischer Sinn ist die Krönung des Geschichtsunterrichts. Er wird angebahnt durch allmählich sich weitenden und vertiefenden Einblick in das geschichtliche Werden, durch die Erkenntnis, wie Strömungen, von geeigneten Trägern erfaßt, oder Ideen, von bedeutenden Persönlichkeiten in die Welt gesetzt, hier nachdrücklich durchgeführt und weise verwirklicht, dort wohl versucht, aber wegen unzulänglicher Kräfte und Mittel oder infolge von Fehlgriffen oder durch unüberwindliche Widerstände zu Fall gebracht worden sind. Diese Einsicht stellt sich am vollkommensten da ein, wo die geschichtlichen Entwickelungsreihen nicht allein in ihrem eigenen Verlauf verfolgt werden, sondern wo vergleichbare Vorgänge und Verhältnisse aus alter und neuer Zeit unserer vaterländischen Geschichte, sowie aus den nichtdeutschen Gebieten, soweit sie in den Schulrahmen hineingehören, auch nebeneinander gestellt und nach Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten betrachtet werden. Dürften wir irgend an eine Verstärkung des Geschichtsunterrichts auf der oberen Stufe denken, so würden wir keineswegs darauf bedacht sein, den Wissensstoff zu vermehren, sondern ihn noch besser zu verarbeiten und geistig zu durchdringen. Großen Vergleichswert haben allerdings manchmal auch Stoffe, die jetzt gewöhnlich nur kurz im Vorbeigehen abgemacht werden, so z. B. der Skythenzug des Dareios nach Herodots viertem Buch, zumal in diesem Jahre, wo die Erinnerung an Napoleons I. russischen Krieg von 1812 sich zum hundertsten Male jährt.

Beide Unternehmungen schießen übers Ziel hinaus, in ungemessene Weiten, beide tragen ein sehr persönliches Gepräge, nicht nur weil die Herrscher persönlich an der Spitze ihrer Heere stehen, sondern auch weil in beiden Fällen eine gewisse Eigenwilligkeit mit im Spiele ist. Die Bedeutung für die allgemeine Weltgeschichte ist nun bei dem russischen Feldzuge größer, insofern als er einen wesentlichen Teil von dem Ganzen bildet, was Napoleon überhaupt gewollt hat, und dann den Umschwung

Digitized by Google

zur Befreiung Europas von der Fremdherrschaft bewirkt, während der Zug des Dareios gegen die Skythen im Jahre 515 v. Chr. nach der landläufigen Auffassung ein wohlverdienter Mißerfolg der Herrscherlaune ist, der, nahe an der Peripherie der griechischen Welt sich abspielend, von den Hellenen des Mutterlandes kaum beachtet sein würde, wenn er nicht die Unterwerfung Thrakiens zum Nachspiel gehabt hätte und nicht durch das persönliche Mittelglied Histiaios von Milet das Vorspiel zu den Perserkriegen geworden wäre. Ob es wirklich so ist, bleibt einer weiteren Prüfung vorbehalten.

Die strategischen Voraussetzungen waren für Napoleon 1812 ungleich günstiger, denn seine allgemeine Operationsbasis war das gefügige Mitteleuropa, die engere das geknebelte Preußen: Dareios mußte, nachdem er den Bosporos überschritten hatte, erst Thrakien bis zum Istros (Donau) erobern, um ein europäisches Stützgebiet gegen die Skythen zu gewinnen. Darum sollte man meinen, der Feldzug wäre zweckmäßiger von der Nordküste des Schwarzen Meeres aus unternommen, da die griechischen Kolonien dort, bereits zur Blüte gelangt, einen kürzeren Weg zum Ziel ermöglichten, eine schnellere Rückkehr und eine bessere Verpflegung verbürgten. Welch herrlichen Ausgangspunkt hätte dem Perserkönige z. B. das reiche Olbia unweit des heutigen Nikolajew dargeboten, wie bequem hätte ihn ein Marsch am Hypanis (Bug) hinauf ins Herz des Skythenlandes geführt! Der Gedanke schien um so näher zu liegen, als gerade Milet, dessen Tyrannos unter persischer Oberhoheit Histiaios war, an der Küste des Schwarzen Meeres die meisten Tochterstädte hatte. Aber Histiaios wußte wohl, warum er Dareios nicht gegen jene griechischen Pflanzstädte losließ, sondern sie im Gegenteil geflissentlich vor der Störung ihrer Handelsbeziehungen zum Hinterlande bewahrte. Vermutlich spiegelt sich in den Übertreibungen der pontischen Hellenen, denen Herodotos die Kunde vom Skythenzuge verdankte, deren Schadenfreude über des Perserkönigs Erfolglosigkeit oder wenigstens das Wohlgefühl wider, welches sie darob empfanden, daß nach jenem Zuge an den bisherigen Handelsverhältnissen nichts geändert war. Oder sagte sich der König, daß dazu die aufgebotene ionische Schiffsmannschaft nicht zu gebrauchen war, daß sie sich ebenso gesträubt haben würde, gegen ihre eigenen Landsleute am Schwarzen Meere zu ziehen, wie die Phönizier sich von Kambyses nicht gegen die stammverwandten Karthager hatten benutzen lassen? (Herod. III 19: ***Φοίνικες δὲ οὐκ ἔφασαν ποιήσειν ταῦτα· ὁρκίοισί τε γὰρ μεγάλοισι ἐνδεδέσθαι, καὶ οὐκ ἂν ποιέειν ὅσια ἐπὶ τοὺς παῖδας τοὺς ἑαυτῶν στρατευόμενοι***).

Beidemal, 515 v. Chr. und 1812 n. Chr., gingen die Rüstungen ins Ungeheure. Napoleon hatte aus allen unterworfenen Ländern, selbst Spanien und Portugal nicht ausgenommen, obwohl die gärende Pyrenäenhalbinsel ihm seit 1808 schwere Sorgen bereitete, so viele Krieger aller Truppengattungen ausgehoben, daß die Zahl nachweislich nicht viel hinter einer halben Million zurückblieb, ein Heer, das erst

Digitized by Google

die Millionenheere der Gegenwart übertreffen. Er hatte es eben mit einem Gegner zu tun, der ebenfalls über bedeutende, wenn auch nicht ebenbürtige, Truppenmassen verfügte. Gelang es ihm, den Feind vorn in seinem Lande durch die Übermacht zu erdrücken und den Kaiser von Rußland unter seinen Willen zu beugen, so hatte gerade die Größe des Heeres die erwünschte Wirkung gehabt, ohne die Ernährung unmöglich zu machen.

Dareios' Plan war, abgesehen davon, daß bei einem durchschlagenden Erfolge dennoch der zu erwartende Gewinn kärglich war, im Hinblick auf Land und Volk der Skythen von vornherein zu groß angelegt. 700 000 Mann (Herod. IV 87: *τούτων μυριάδες ἐξηριθμήθησαν χωρὶς τοῦ ναυτικοῦ ἑβδομήκοντα σὺν ἱππεῦσι, νέες δὲ ἑξακόσιαι συνελέχθησαν*) waren dort weniger wert, als wenn man für die Myriaden Tausende einsetzen könnte. Delbrück nimmt uns sogleich beim Wort, denn es käme so im wesentlichen darauf hinaus, was er schon 1887 in seinen Perser- und Burgunderkriegen und neuerdings in der Berliner Festrede am 27. Januar 1912 über Geist und Masse in der Geschichte angestrebt hat. Die vergleichende Methode ist entschieden zu billigen, namentlich auch das Ausgehen von späteren und statistisch zuverlässigen Größen: aber es sind andererseits auch die Unterschiede zwischen antiken und modernen, zwischen groß- und kleinstaatlichen, zwischen asiatischen und europäischen Verhältnissen gebührend zu berücksichtigen. Ist es denn wahrscheinlich, daß die Perserkönige in den Kriegen gegen Griechenland nicht die mehr als fünfzigfache Größe ihres Reiches und die gewaltige Menschenmasse Vorderasiens sich zunutze gemacht haben sollten, da doch in der morgenländischen Geschichte alles aufs Massenhafte geht? Und haben nicht in unsern Tagen die Engländer schließlich mit einer zehnfachen Übermacht die Buren bekämpft? Auch überbietet Ktesias, den man gern als persische Gegenkontrolle ausspielen möchte, die Zahlenangabe Herodots noch um 100 000, wiewohl die persische Seite keinen Grund hatte, das verfehlte Unternehmen eines Dareios noch grausiger erscheinen zu lassen, als es nach herodotischem Maßstabe schon war. Übrigens kommt es bei allen derartigen Angaben auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht an, wenn man bedenkt, daß nach dem ausdrücklich überlieferten Verfahren des Xerxes (Herod. VII 60) die Heerscharen nicht gezählt, sondern gemessen wurden.

Aus der Unterhaltsfrage ist gleichfalls kein zwingender Gegenbeweis herzuleiten. Wenn Napoleons anerkennenswerte Vorbereitungen zu dem russischen Kriege, namentlich seine erstaunliche wirtschaftliche Regelung auf allen Gebieten des Heerwesens doch schon kurze Zeit, nachdem er den Niemen und die Weichsel überschritten hatte, sich als unzulänglich erwiesen und bald ganz versagten; wenn Moltke mit mehreren Eisenbahnlinien und allen Mitteln der Neuzeit 1870/71 seine liebe Not hatte, die deutschen Heere auf französischem Boden mit der nötigen Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versorgen; wenn das schwere Geschütz der deutschen

Digitized by Google

Festungsartillerie so langsam an Paris herankam, daß Bismarck (Gedanken und Erinnerungen II S. 109 ff.) von heftigen diplomatischen Sorgen gepeinigt wurde, bis endlich nach Weihnachten der Mont Avron beschossen werden konnte, so ist damit noch keineswegs der skythische Feldzug als unausführbar erwiesen. Freilich widerrät des Dareios Bruder Artabanos den Zug schon in Susa mit dem Hinweis auf die eigenartigen Schwierigkeiten (Herod. IV 83: **καταλέγων τῶν Σκυθέων τὴν ἀπορίην**), noch deutlicher stellt ihm Koës aus Mitylene, als er im Begriff ist, in das Skythenland selbst einzurücken, dessen Ungastlichkeit vor Augen (Herod. IV 97: **ὦ βασιλεῦ, ἐπὶ γῆν γὰρ μέλλεις στρατεύεσθαι, τῆς οὔτε ἀρηρομένον φανήσεται οὐδὲν οὔτε πόλις οἰκεομένη**), und Herodotos läßt durchblicken, daß Dareios aus Beschränktheit oder Eigenwillen gegen alle guten Ratschläge taub gewesen sei. Allein die an einfache Nahrung gewöhnten Perser, mit ihren leichten Bogen und in lockerem Verbande in Feindesland vordringend, sind nicht zu vergleichen mit den aus höherem Kulturleben plötzlich ins Biwak versetzten Soldaten der Neuzeit, und die persischen Pferde fanden im Gegensatz zu unserer an Kraftfutter gewöhnten Kavallerie in den skythischen Steppen selbst dann noch ausreichendes Futter, wenn die Bewohner weite Strecken planmäßig verwüstet hatten. — Trotzdem bleibt es dabei, daß *der große Apparat der Perser zu einem Skythenkriege ebenso verfehlt, wie der französische den Umständen angemessen* war.

Des Königs Dareios Eifer sticht zunächst vorteilhaft ab gegen Napoleons Zögern, das schon vielen Zeitgenossen rätselhaft vorgekommen ist. Zwar hatte dieser alles so meisterhaft geordnet, daß die einzelnen Heeresteile, aus allen Ländern des südwestlichen und des mittleren Europa nach der russischen Grenze heranrückend, sogar in dem überfüllten Preußen sich nicht gegenseitig hemmten, sondern gewissermaßen schon dem bekannten Moltke'schen Grundsatz gemäß neben oder nach einander ihre Plätze fanden, ohne unterwegs irgendwo zusammenzugeraten; aber persönlich schien er sich vorläufig um nichts zu bekümmern, blieb bis zum 9. Mai 1812 in Paris und trat dann mit seiner Gemahlin Marie Luise und mit großem Gefolge, wie in tiefem Frieden, seine prunkvollste Reise an, die in Dresden vom 17. Mai bis zum Ende des Monats den Gipfel erreichte und die Erfurter Festtage von 1808 in bezug auf den Glanz Napoleons und die Erniedrigung des deutschen Volkes noch in Schatten stellte. Erst am 21. Juni erfolgte der Aufruf zum Kriege gegen Rußland. Somit waren zwei Monate verloren, die, rechtzeitig benutzt, dem Kaiser Napoleon und seinem Heere wahrscheinlich die russischen Eis- und Schneefelder hätten ersparen können. Schwerlich ist dies verhängnisvolle Säumen auf ein Nachlassen der Spannkraft zurückzuführen; denn diese hat Napoleon in dem unglückseligen Feldzuge und nachher noch auf eine unheimliche Spitze getrieben. Vielmehr bannte ihn wohl das von Glanz eingehüllte und unter äußerer Ruhe künstlich verhohlene

Digitized by Google

Grauen vor dem Sprung ins Dunkle und vor dem endlosen Kriegsschauplatz, vielmehr wiegte er sich immer noch in dem Wahne, daß seine hinter dem festlichen Vordergrunde nie rastenden Verhandlungen den Kaiser ohne Krieg nachgiebig machen würden.

Dareios hingegen zeigte sich so rasch und tatkräftig, wie er kurz vorher die „Lüge in den Provinzen“, d. h. die Empörung Babylons und die anderen Aufstände, niedergeworfen hatte. Nur einmal machte er einen kleinen Abstecher unkriegerischer Art, nämlich zum Anschauen des Schwarzen Meeres an der Bosporosmündung. Was aber sonst Zeitverschwendung scheinen könnte, das Errichten von zwei Säulen, die in Keilschrift und in griechischer Sprache seine Heerscharen verzeichneten (Herod. IV 87: *ἐνταμὼν γράμματα ἐς τὴν μὲν [στήλην] Ἀσσύρια, ἐς δὲ τὴν Ἑλληνικά, ἔθνεα πάντα, ὅσα περ ἦγε*), die glänzende Heerschau am Bosporus, die der Brückenerbauer Mandrokles später im Heratempel seiner Heimatinsel Samos künstlerisch verewigte (Herod. IV 88), ferner die stolze Inschrift, die er an den Quellen des thrakischen Flusses Tearos auf einer Säule anbringen ließ (Herod. IV 91: *ἐπ' αὐτὰς ἀπίκετο ἐλαύνων ἐπὶ Σκύθας στρατὸν ἀνὴρ ἄριστός τε καὶ κάλλιστος πάντων ἀνθρώπων, Δαρεῖος ὁ Ὑστάσπεος, Περσέων τε καὶ πάσης τῆς ἠπείρου βασιλεύς*), und weiterhin im Odrysenlande der große Steinhaufe, in dem jeder Stein einen persischen Krieger bedeutete, der ihn auf Königs Geheiß herbeigetragen hatte (Herod. IV 92: *ἀποδέξας χωρίον τῇ στρατιῇ ἐκέλευε πάντα ἄνδρα λίθον ἕνα παρεξιόντα τιθέναι ἐς τὸ ἀποδεδεγμένον τοῦτο χωρίον*): dies alles versteht sich im militärischen Sinne und war überdies wohl geeignet, den benachbarten Volksstämmen auch nach dem Abzug der Perser heilsamen Respekt vor der persischen Macht einzuflößen. In frischem Marsche durchzog der König das thrakische Land, unterwarf die Odrysen und Geten und schreckte die anderen Stämme dermaßen, daß sie sich ohne Gegenwehr ergaben.

Bis an den Istros bzw. an den Niemen hat also alles Hand und Fuß. Aber da begingen beide Herrscher eine Unterlassungssünde. Napoleon hatte nach dem Frieden zu Tilsit 1807 das Herzogtum Warschau geschaffen, und die Polen erwarteten in ihm 1812 ihren Befreier vom russischen Joch, mit der Hoffnung, er werde nun das Werk vollenden und das alte Königreich Polen wiederherstellen. Die Kanonengrüße, das Glockengeläut, kurz, alle Formen des polnischen Jubels riefen jedoch in Napoleons Herzen keinen Widerhall hervor, weil er, selber zwar ein Kind der Revolution, aber seit 1804 kaiserlicher Gewaltherrscher, solchen Ausbrüchen volkstümlicher Begeisterung abhold war. Daher brachte er das von den Polen so heiß begehrte Erlösungswort nicht über die Lippen, das ihm wohl das ganze Gebiet bis an die Düna und den Dnjepr ohne weiteres zu Füßen gelegt und womöglich die im russischen Heere dienenden Polen fahnenflüchtig gemacht haben würde.

Und was lag für Dareios näher, als die Flotte, die das Landheer so leicht über den Istros gesetzt hatte, zu demselben Zweck bei den

Digitized by Google

Flüssen des Skythenlandes, Hypanis (Bug), Borysthenes (Dnjepr) oder gar Tanais (Don) zu verwenden, zumal da die Perser nicht das reine Flußwasser des Gottes Ahuramazda hindurchwatend, auch wo dies möglich war, verunreinigen durften? In Wirklichkeit ließ er sie untätig an der Donau zurück, und es fehlte nicht viel, so hätte er die Schiffbrücke abbrechen und die Flottenmannschaften dem ohnehin schon zu großen Landheere folgen lassen, ohne zu bedenken, daß ein gesicherter Übergang für den Rückzug wohl noch nötiger war, als zum Einfall in Feindesland. Wir geraten hiermit schon in die lange Reihe von Verkehrtheiten hinein, die das ganze weitere Unternehmen begleiten.

Kaum hatte der König auf Koës' Rat seinen ersten Befehl, die Brücke abzubrechen, zurückgenommen und die Jonier zu Wächtern bestimmt, da beging er eine andere Torheit, indem er die Frist zu knapp bemaß. Sechzig Tage sollten sie seiner Rückkehr harren und dann ruhig nach Hause fahren. Wer bürgte denn dafür, daß sich alles in so kurzer Zeit erledigen ließ, da doch soeben Koës richtig auf die eigentliche Skythengefahr aufmerksam gemacht hatte, auf die Unmöglichkeit, den Feinden in ihrem Lande beizukommen? (Herod. IV 97: *οὐ γὰρ ἔδεισά κω, μὴ ἑσσωθέωμεν ὑπὸ Σκυθέων μάχῃ, ἀλλὰ μᾶλλον, μὴ οὐ δυνάμενοί σφεας εὑρεῖν πάθωμέν τι ἀλεόμενοι*). Oder wollte er auf den Rückweg über die Donau verzichten und, unaufhaltsam vordringend, das ganze Gebiet um die Nordküste des Schwarzen Meeres erobern und östlich vom Pontos oder wohl gar östlich um das Kaspische Meer herum nach Persien zurückkehren? Das wäre ungefähr so, als wenn Napoleon den russischen Feldzug 1812 unternommen hätte, um über Rußland und die unabsehbaren Steppen zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee hinweg seinen Todfeind England in Ostindien anzugreifen.

Den Verlauf des Skythenzuges nach Herodotos im einzelnen zu betrachten, ist der Mühe wert, wenn man sich auch mitunter eines Lächelns nicht erwehren kann. In der Einsicht, daß sie allein den Persern nicht widerstehen können, wenden sich die Skythen hilfesuchend an ihre Nachbarn, die Taurier, Agathyrsen, Neurer, Androphagen, Melanchlänen, Geloner, Budiner und Sauromaten, und stellen ihnen mit einem diplomatischen Geschick, das den Russen 1812 Ehre gemacht hätte, die Persergefahr als eine gemeinsame vor Augen (Herod. IV 118: *ἥκει γὰρ ὁ Πέρσης οὐδέν τι μᾶλλον ἐπ' ἡμέας ἢ οὐ καὶ ἐπ' ὑμέας, οὐδέ οἱ καταχρήσει ἡμέας καταστρεψαμένῳ ὑμέων ἀπέχεσθαι*). Doch nur die Geloner, Budiner und Sauromaten werden für das Bündnis gewonnen, die anderen entziehen sich ihm mit echtgriechisch gefärbtem Sondergeist. Nur falls der Perserkönig in ihr eigenes Land eindringen sollte, werden sie sich zur Wehr setzen; einstweilen mögen die Skythen selber ausbaden, was ihre Altvorderen durch den Einfall ins Persergebiet ihnen eingebrockt haben. Also 515 bewußte Vergeltung für 633 v. Chr. Kein Zweifel: Herodotos hat sich die allgemeine Lage vergegenwärtigt und pragmatisierend

Digitized by Google

für die Verhandlungen der Völkerschaften, die teilweise, z. B. die Androphagen, schon im Namen ihre tiefe Kulturstufe verraten, das Modell von den Griechen seiner Zeit hergenommen.

Wie die angegriffenen Skythen und Russen sich dem Eindringling gegenüber zu verhalten hätten, war nach der Natur ihres Landes beinahe selbstverständlich. Unser Gneisenau empfahl denn auch den Russen in einer Denkschrift, die er am 2. Juni 1812 von Riga aus an den Kaiser Alexander schickte, vor Napoleon immer zurückzuweichen, zuvor aber alle Lebensmittel mitzunehmen oder unbrauchbar zurückzulassen, auch die Wirtschaftsgebäude, Mühlen und Magazine zu zerstören. Im Gegensatz dazu gedachte Alexander und sein Kriegsminister Barclay de Tolly den Feind nahe an der Westgrenze abzuwehren, und sie bequemten sich erst zu dem Rückzugsgedanken des Generalstabschefs Phull, als die Nachricht eintraf, Österreich habe mit Napoleon ein Bündnis geschlossen. Bald erbitterte das Zurückweichen die russischen Soldaten so sehr, daß Alexander den Feldherrn Barclay de Tolly durch Kutusow ersetzen mußte.

Die Skythen treffen von Anfang an das Richtige. Sie sehen planmäßig vom Kampf im offenen Felde ab, bringen ihre Weiber und Kinder auf Wagen nordwärts in Sicherheit, treiben zugleich das Vieh weg, soweit sie es nicht unmittelbar nötig haben, verschütten die Brunnen und Quellen und verheeren die Nahrungsmittel auf dem Felde, bevor die Perser eintreffen. Immer einen Tagemarsch voraus, ziehen sie sich unaufhaltsam östlich bis über den Tanais zurück, durch das Gebiet der Sauromaten und der Budiner bis zu der Wüste, die sich sieben Tagemärsche weit erstreckt. Da erst unterbricht Dareios die treuherzige Verfolgung und fängt an, acht große Bauwerke aufzuführen, läßt sie jedoch halbvollendet liegen, um nunmehr in westlicher Richtung die Skythen aufs neue zu verfolgen. In einem weiten nördlichen Bogen locken ihn diese zu den Nachbarn, die ihnen den Beistand versagt haben, lenken darauf selber wieder ins eigene Land und verteilen fortan die Rollen so, daß der eine Häuptling die an der Istrosbrücke weilenden Jonier zum Abfall bewegen, der andere die Perser, wie die Kosaken Napoleon auf dem Rückzuge, nach Belieben anfallen, zugleich aber absichtlich Herden opfernd, sie durch solche Scheinerfolge aufhalten sollen, damit sie in immer größere Schwierigkeiten verwickelt werden. Nach Herodotos sind also durchweg die Skythen tonangebend, Dareios muß stets nach ihrer Pfeife tanzen, bis er, über die Maßen genasführt, endlich unverrichteter Sache an die Heimkehr denkt.

Auch Napoleon ist es nicht möglich gewesen, seinen Feldzugsplan so durchzuführen, wie er ihn wohldurchdacht mitbrachte. Er vermochte weder die russischen Heere gleich anfangs einzeln zu schlagen noch weiter rückwärts ihre Vereinigung zu verhindern; noch weniger konnte er die Hindernisse überwinden, die ihm die Unkultur Rußlands und das Klima entgegenstellten. Aber er war immer ein ganzer Mann, mochte er nun den Übergang über die russischen Flüsse leiten oder

Digitized by Google

den Schlachtplan für Smolensk und Borodino entwerfen oder auf dem Rückzuge von Moskau mit den Russen und den Elementen zugleich im verzweifelten Kampfe liegen. Es ist wohl kaum unter den härtesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die alten Assyrierkönige, sowie Attila und Tschingis Chan mit eingerechnet, einer zu finden, der es an Tatkraft und an Stärke der Nerven dem unsäglichen Jammer gegenüber Napoleon gleichgetan hätte. Stets dieselbe Klarheit des Geistes, stets dieselbe Ruhe trotz innerer Glut und furchtbarster Erfahrungen!

Man vergleiche hiermit den König Dareios auf dem Skythenzuge. Hach Herodots Darstellung hat niemals ein einfältigerer Herrscher an der Spitze eines Heeres gestanden, als Dareios, der entweder überhaupt auf keinen ersprießlichen Gedanken kommt oder, wo er einmal etwas vorbringt, bald von diesem, bald von jenem Vernünftigeren aus seinem Gefolge eines Besseren belehrt werden muß. Gerade da, wo die Öde am größten ist (Herod. IV 123: *ἡ δὲ ἔρημος αὕτη ὑπὸ οὐδαμῶν νέμεται ἀνδρῶν*), will er zeitraubende Bauten aufführen lassen. Wäre es nicht ganz unmöglich, seine Krieger dort auch nur wenige Tage zu ernähren, so würde man die Idee an sich nicht so ungereimt finden. Hat doch Alexander der Große auch am äußersten Ende seines indischen Feldzuges turmhohe Altäre erbauen lassen (Arrian. V 29: *δώδεκα βωμοὺς κατασκευάζειν προστάττει, ὕψος μὲν κατὰ τοὺς μεγίστους πύργους, εὖρος δὲ μείζονας ἔτι ἢ κατὰ πύργους, χαριστήρια τοῖς θεοῖς τοῖς ἐς τοσόνδε ἀγαγοῦσιν αὐτὸν νικῶντα καὶ μνημεῖα τῶν αὑτοῦ πόνων*): warum sollte dem denkmalsfrohen Dareios, wie ihn Duncker nennt, nicht ein ähnlicher Gedanke gekommen sein? Wahrscheinlich haben aber jene Trümmer, die noch zu Herodots Zeit vorhanden waren, nichts mit Dareios zu tun und sind nur von seinen Gewährsmännern in diese märchenhafte Beziehung zu ihm gesetzt. Naiv mutet es auch an, wenn Dareios zuletzt den König Idanthyrsos durch ein Machtwort zum Stehen bringen will. Nach den ersten Tagen der vergeblichen Verfolgung hätte die Wahl zwischen standhafter Gegenwehr und Unterwerfung (Herod. IV 126: *παυσάμενος τοῦ δρόμου δεσπότῃ τῷ σῷ δῶρα φέρων γῆν τε καὶ ὕδωρ ἐλθὲ ἐς λόγους*) Sinn gehabt; nach dem langen, vergeblichen Kriegenspielen durch alle Gebiete der Skythen und ihrer Nachbarn klingt die Alternative lächerlich und verhallt nutzlos, wie das „Steh doch wieder still!" des Goethe'schen Zauberlehrlings. Natürlich lehnen die Skythen beide Forderungen ab, und die richtige Deutung ihrer Geschenke Vogel, Maus, Frosch und Pfeile trifft wieder nicht der kindlich optimistische Dareios, sondern Gobryas: „Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und zum Himmel auffliegt, oder Mäuse und euch unter der Erde verkriecht, oder Frösche und in die Sümpfe springt, werdet ihr, von unsern Geschossen getroffen, nicht wieder heimkehren".

Nachdem der König sich zu dieser Auffassung bekehrt und demgemäß an die Rückkehr gedacht hat, gibt ihm derselbe Gobryas

Digitized by Google

einen zwar rücksichtslosen, aber praktischen Wink. Er soll in der Nacht alle, die den Strapazen nicht mehr gewachsen sind, bei der gewöhnlichen Anzahl Lagerfeuer zurücklassen und durch großen Lärm den Schein bei den Skythen erwecken, als ob das Perserheer selbst noch an Ort und Stelle wäre. Am andern Morgen merken die Verbündeten, daß Dareios mit dem schlagfertigen Heere abgezogen ist, und langen, weil sie ortskundig Richtwege einschlagen, eher bei den griechischen Brückenwächtern an. Und hier bedienen sich die Skythen noch einmal einer mehr hellenischen als skythischen Feinheit. Um die Jonier zu gewinnen, halten sie ihnen als Köder vor, daß sie mit einem Schlage die Freiheit erlangen könnten, und nachher, als sie ihren Zweck nicht erreicht haben, fällen sie das ethische Doppelurteil, als freie Männer betrachtet, seien die Jonier die jämmerlichsten Kreaturen von der Welt, als Sklaven dagegen wegen ihrer Treue zu loben.

An der Hand von Napoleons Adjutanten Ségur, von dem russischen Generalquartiermeister von Toll, von dem General Clausewitz, der den Feldzug in russischen Diensten mitmachte, und anderen Teilnehmern können wir das beiderseitige Verhalten der kriegführenden Parteien während der halbjährigen Dauer nach Zeit und Ort genau beobachten. Ihre Angaben über Gewinn und Verlust ergänzen oder kontrollieren sich gegenseitig, wobei besonders die Urteile von Clausewitz schwer wiegen wegen des Scharfblicks, durch den sich seine militärischen Schriften überhaupt auszeichnen, und wegen seiner natürlichen Sachlichkeit, zu welcher er als Nichtrusse und Nichtfranzose fähig ist.

Wie lange Dareios im Skythenlande verweilt hat, ist aus dem herodotischen Bericht nicht zu ersehen. Aus dem Munde der Skythen erfahren wir nur, daß die den Brückenwächtern aufgegebene Frist von 60 Tagen abgelaufen ist (Herod. IV 136: *ἄνδρες Ἴωνες, αἵ τε ἡμέραι ὑμῖν τοῦ ἀριθμοῦ διοίχηνται, καὶ οὐ ποιέετε δίκαια ἔτι παραμένοντες*). Ferner verlautet nichts Bestimmtes über die Jahreszeit, auf die namentlich in Steppen außerordentlich viel ankommt. Desto freier schaltet Herodotos über die Ortsverhältnisse. Er läßt die Perser am Gängelbande der Skythen fast alle Länder und Völker zwischen Karpaten und Ural durchziehen, die er in demselben vierten Buche geographisch und ethnographisch behandelt hat, unbeirrt durch die Entfernungen, die ihn hätten stutzig machen müssen. Die Strecke vom Istros bis zum Borysthenes berechnet er IV 101 auf 10 Tagemärsche, die folgende vom Borysthenes bis zur Maeotis [zum Asowschen Meere] schätzt er ebensoweit: es waren demnach die 60 Tage ungefähr schon verbraucht auf dem einfachen Marsch vom Istros zum Tanais und wieder zurück, zuzüglich des freiwilligen und unfreiwilligen Aufenthalts, der in Feindesland ganz natürlich ist und von Herodotos ausdrücklich bezeugt wird. Kam nun noch der weit ausholende Nordbogen hinzu, so nahm der Zug mindestens so viel Zeit in Anspruch, wie Napoleon zum russischen Kriege nötig gehabt hat. Denn Herodotos läßt, in Ermangelung bestimmter Anhaltspunkte,

Digitized by Google

seiner Einbildungskraft in dem unbegrenzten Raume so sehr die Zügel schießen, daß man sich beinahe wundern muß, wenn er die Perser nicht auch durch jenes nördliche Land geführt hat, wo unablässig fallende Federn, wie die Skythen erzählen, Ausblick und Fortbewegung hemmen, eine angebliche Naturerscheinung, die er IV 31 richtig als Schneegestöber erklärt. Das wäre ein grausiges Seitenstück geworden zu dem Schneewetter, von dem Napoleons Heer am 4. bis 9. November 1812 heimgesucht wurde.

Nach Herodots verschwiegener Annahme ist der Zug von Dareios offenbar in den besten Sommermonaten abgemacht worden; denn anderenfalls würden wir unterwegs vereiste Flüsse und andere Merkmale des skythischen Winters erwarten dem Kima entsprechend, das er selber IV 28 also beschreibt: *Δυσχείμερος δὲ αὕτη ἡ καταλεχθεῖσα πᾶσα χώρη οὕτω δή τί ἐστι, ἔνθα τοὺς μὲν ὀκτὼ τῶν μηνῶν ἀφόρητος οἷος γίγνεται κρυμός, ἐν τοῖσι ὕδωρ ἐκχέας πηλὸν οὐ ποιήσεις, πῦρ δὲ ἀνακαίων ποιήσεις πηλόν . . . οὕτω τοὺς ὀκτὼ μῆνας διατελέει χειμὼν ἐών, τοὺς δ' ἐπιλοίπους τέσσερας ψύχεα αὐτόθι ἐστί*). Nichts von alledem. Weder Kälte erinnert an die Winterleiden, die Napoleons Heer seit Oktober 1812 auszustehen hatte, noch Hitze an die unerträglichen Juli- und Augustgrade, unter denen Tausende von Napoleons Kriegern zusammenbrachen und die Pferde haufenweise eingingen, so daß ihm schon der Vormarsch vom Niemen bis zum Dnjepr 100 000 Mann kostete. Die weiteren furchtbaren Abgänge, wie sie das Vorrücken gegen Smolensk und Moskau infolge von Kämpfen und Entbehrungen mit sich brachte, lassen sich zahlenmäßig nachweisen; ebenso die Verluste, welche das aus Moskau am 18. Oktober zu spät abziehende Heer von etwa 100 000 Mann durch Hunger, Erschöpfung, Schnee, Kälte und Kämpfe mit den Russen erlitt, bis schließlich jede Ordnung aufhörte und Napoleon am 6. Dezember 1812 die kümmerlichen Reste seines Halbmillionenheeres ihrem Schicksal überließ, von denen ganz wenige einzelne über die russische Westgrenze zurückkamen.

Wo steht in Herodots Erzählung eine Verlustliste? Wo wird bestätigt, daß seine eigenen Angaben über Klima, Öde und Mangel an Lebensmitteln und die an Dareios gerichteten Warnungen sich erfahrungsmäßig zutreffend erwiesen haben, oder daß die Skythen den Zweck ihrer absichtlichen Landverwüstung, die Truppen des Dareios auszuhungern, erreicht haben? Keine Antwort auf diese wichtige Frage, nicht einmal einige wenige ausgeprägte Pinselstriche zur Notlage, die Herodotos sonst so anschaulich zu schildern weiß. Läßt er doch auf dem Äthiopenzuge des Kambyses, nachdem alles Getreide und Zugvieh aufgezehrt ist, die Mannschaften aus Not geradezu Kannibalen werden (Herod. III 25: *οἱ δὲ στρατιῶται, ἕως μέν τι εἶχον ἐκ τῆς γῆς λαμβάνειν, ποιηφαγέοντες διέζωον, ἐπεὶ δὲ ἐς τὴν ψάμμον ἀπίκοντο, δεινὸν ἔργον αὐτῶν τινες ἐργάσαντο· ἐκ δεκάδος γὰρ ἕνα σφέων αὐτῶν ἀποκληρώσαντες κατέφαγον*). Daß Kambyses unter solchem Hochdruck von dem Unternehmen

abläßt, ist natürlich; wenn aber Dareios IV 134 auf Rückkehr drängt, weil die Skythen, nahe bei ihm zum Kampfe geordnet, einen unschuldigen Hasen verfolgen und Dareios darin eine unerhörte Geringschätzung sieht, so ist das einfach eine Jagdgeschichte. Wären die Perser im Skythenlande wirklich so arg bedrängt gewesen, so hätte der Schriftsteller, dem die grellsten Farben zu Gebote stehen, sicher auch hier lebhaft gemalt.

Wie der Druck Gegendruck erzeugt, das zeigen die Befreiungskriege von 1813 bis 1815. Von Moskau schlägt das Pendel bis nach Paris zurück; soviel Tausende, wie kurz vorher unter Napoleon nach Rußland gezogen sind, fluten in entgegengesetzter Richtung gegen ihn nach Frankreich hinein. Wie matt erscheinen dagegen nach dem Feldzuge des Dareios die skythischen Vorstöße über die Donau hinaus, wie unbedeutend die Regungen einiger thrakischen Stämme! Wäre darüber viel zu berichten gewesen, so hätte es Herodotos am Ende des Skythenzuges passend angebracht. Und was enthält das Schlußkapitel IV 144 tatsächlich? Nichts von Skythenerfolgen, wohl aber den weiteren Eroberungsplan des Königs gegen Thrakien, wo er den Feldherrn Megabazos mit 80 000 Mann zurückläßt (Herod. IV 143: *Δαρεῖος . . . . αὐτὸν [Μεγάβαζον] ὑπέλιπε στρατηγὸν ἔχοντα τῆς στρατιῆς τῆς ἑωυτοῦ ὀκτὼ μυριάδας* und 144: *οὗτος δὴ ὢν τότε ὁ Μεγάβαζος στρατηγὸς λειφθεὶς ἐν τῇ χώρῃ Ἑλλησποντίων τοὺς μὴ μηδίζοντας κατεστρέφετο*). Das sieht nicht so aus, als wenn die Skythen den Persern erfolgreich auf den Fersen gewesen wären, oder als wenn jene zurückgelassene Truppe des Megabazos als spärlicher Rest des Perserheeres betrachtet werden müßte.

Die beiden nachträglichen Andeutungen bei Herodotos VI 40 und VI 84 verfangen nicht. Denn beide Geschehnisse, die Flucht des Miltiades aus dem Chersones und die skythische Gesandtschaft in Sparta, werden von ihm gewohnheitsmäßig auf des Dareios Skythenzug bezogen, finden aber, wenn überhaupt, erst zwei Jahrzehnte später statt. Außerdem ist die zweite Stelle VI 84 ganz anekdotenhaft und soll nur begründen, auf welche Weise der Spartanerkönig dem Säuferwahnsinn verfallen sei. Wer lacht nicht, wenn eine skythische Gesandtschaft, von der Kleomenes den Wein ungemischt trinken gelernt hat, mit dem hochpolitischen Plane nach Sparta gekommen sein soll, die Spartaner müßten von Ephesos aus gegen Persien anrücken, unterdessen wollten die Skythen östlich um das Schwarze Meer herum über den Phasis in Medien einfallen: eine Kombination, wie sie 400 Jahre später von derselben Stelle aus Mithridates mit Sertorius, der gleichzeitig in Spanien stand, gegen Rom zu vereinbaren beabsichtigt hat? Eine solche Virtuosität wird niemand den damaligen Skythen zutrauen noch auch den Spartanern ein so weitsichtiges Kriegsunternehmen unter Kleomenes, der das Hilfegesuch des Aristagoras für die aufständischen Jonier im Jahre 500 v. Chr. mit dessen persönlicher Ausweisung beantwortete.

Fassen wir alles zusammen, so bleibt, nachdem wir aus dem

Digitized by Google

vierten Buche die an sich recht anregenden Berichte über die Völkerschaften, ferner die Anekdoten und das große Phantasiegebilde Herodots ausgesondert haben, wenig brauchbarer Stoff übrig. Wir kommen vielmehr unwillkürlich dahin, den bescheideneren Angaben Strabons zu folgen, der das ganze Unternehmen des Dareios auf das Land zwischen Istros und Tyras [Dnjestr] beschränkt, also auf den westlichsten Teil der Steppe (Strabon S. 305: *Μεταξὺ δὲ τῆς Ποντικῆς θαλάττης τῆς ἀπὸ Ἴστρου ἐπὶ Τύραν καὶ ἡ τῶν Γετῶν ἐρημία πρόκειται πεδιὰς πᾶσα καὶ ἄνυδρος, ἐν ᾗ Δαρεῖος ἀποληφθεὶς ὁ Ὑστάσπεω καθ' ὃν καιρὸν διέβη τὸν Ἴστρον ἐπὶ τοὺς Σκύθας, ἐκινδύνευσε πανστρατιᾷ δίψῃ διαλυθῆναι· συνῆκε δ' ὀψὲ καὶ ἀνέστρεψε*). Nun ist auch klar, warum weder bei Strabon noch bei Ktesias noch bei dem ausführlichen Herodotos von weiteren Flußübergängen die Rede ist.

Wenn das Unternehmen zusammenschrumpft, so wird auch die Frage nach der Absicht von selbst wieder mit aufgerollt. Napoleons Ziel im Jahre 1812 ist unverkennbar. Hatte er 1808 auf der Fürstenversammlung zu Erfurt sich mit der westlichen Hälfte Europas begnügt und seinem Freunde Alexander I. mit der andern Hälfte geschmeichelt, so konnte sich dieser in den folgenden Jahren mehr und mehr davon überzeugen, daß Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht sich anders zu ihm stellte. Rußland unter sein Joch zu beugen und Englands Handel durch die Kontinentalsperre gänzlich zu vernichten, um dem tödlich gehaßten Inselreich, dem er zur See nichts anhaben konnte, so den Garaus zu machen, dazu sollte ihm der russische Feldzug dienen, dazu opferte er die Völker Europas seinem Ehrgeiz; und es wäre vielleicht nach seinem Wunsche verlaufen, wenn er mit seinen überlegenen Truppen die feindlichen Streitkräfte bald hätte niederringen können. Daß er es nicht rechtzeitig erzwingen und dann, nach Moskau hinstierend, sich nicht entschließen konnte, auf dem gut bevölkerten polnischen Gebiete geduldig zu warten, bis das folgende Jahr ihm zur Vollendung des Werkes wieder bessere Umstände gewährte, das war sein Verderben, daß er auf dem Rückzuge, den er als solchen zuerst in der Richtung auf Kaluga zu verschleiern suchte, aus Rücksicht auf Regengüsse, auf Schnee und auf die nunmehr überlegenen Truppen der Russen zu derselben Hauptstraße zurückkehren mußte, die der Hinmarsch im Sommer schon ausgezehrt hatte, das vollendete den Untergang seines Heeres.

Dareios war besonnener und kehrte rechtzeitig um, ja er war, wenn nicht alles trügt, von Anfang an vernünftiger, als es auf den ersten Blick scheint. Sagen wir es nur frei heraus: der Skythenzug ist uns unter den Händen zerronnen; dafür öffnet sich eine westliche Fernsicht auf die hellenische Welt, der Skythenzug verwandelt sich in ein Stück Vorspiel zu den griechischen Perserkriegen.

Digitized by Google

Herodotos verkündet freilich an der Spitze seines vierten Buches den Rachezug als Selbstzweck (Herod. IV 1: *ἐπεθύμησε ὁ Δαρεῖος τίσασθαι Σκύθας, ὅτι ἐκεῖνοι πρότεροι ἐσβαλόντες ἐς τὴν Μηδικὴν καὶ νικήσαντες μάχῃ τοὺς ἀντιευμένους ὑπῆρξαν ἀδικίας*). Er meint damit die Heimsuchung, welche die Skythenschwärme 643 v. Chr. über Vorderasien verhängt hatten, etwa so, als wenn wir Friedrich den Großen im Siebenjährigen Kriege oder Wilhelm I. 1870/71 auffassen als den Rächer, den der Große Kurfürst nach dem Frieden zu St. Germain en Laye mit dem bekannten Vergilverse „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“ ersehnt haben soll. Aber wenn Dareios sich wirklich als Rächer der medischen Herrscher ansah, war es dann nicht töricht, die Unbilden der Völkerflut, die sich um das Kaspische Meer herum über Vorderasien ergossen hatte, durch einen Feldzug am Nordwestrand des Schwarzen Meeres vergelten zu wollen? Herodotos huldigt hier seinem religiössittlichen Gefühl und bringt in gewohnter Weise Übermut und dessen Züchtigung in ursächlichen Zusammenhang, wenn auch Zeit und Ort dagegen sprechen.

Den Gedanken an S k y t h e n - und G r i e c h e n p o l i t i k läßt er unter starkem Einschlag weiblichen Einflusses auftauchen in einer vertraulichen Unterredung zwischen Dareios und seiner Hauptfrau Atossa, der hochdenkenden Tochter des Kyros, die später, als Xerxes gegen Griechenland zog, die Regentschaft in Susa führte und in Aischylos' Persern die Hauptrolle spielt. Sie stachelt bald nach der Thronbesteigung den Ehrgeiz ihres Gatten an, um damit zugleich ihrer eigenen Eitelkeit und Herrschsucht zu dienen. Sie hält ihm vor, er habe als junger König die Pflicht, sich durch Großtaten in den Augen der Perser als Mann zu erweisen, als würdigen Nachfolger seiner beiden Vorgänger, und außerdem mittels eines Krieges innerpolitische Gefahren nach außen abzulenken (Herod. III 134: *καὶ ἵνα σφέων Πέρσαι ἐπίστωνται ἄνδρα εἶναι τὸν προεστεῶτα, καὶ ἵνα τρίβωνται πολέμῳ μηδὲ σχολὴν ἄγοντες ἐπιβουλεύωσί τοι*). Gleichzeitig wiegt sie sich in der Wonne, demnächst von spartanischen, argivischen, attischen und korinthischen Dienerinnen umgeben zu sein. Dieses Gespräch beruht auf der herodotischen Anschauung, als ob der Regierungsantritt und die ersten Jahre des Königs Dareios viel ruhiger gewesen seien, als es geschichtlich der Fall war, als ob er, nachdem der Magier Gaumata beseitigt war, einfach in das warme Nest, das ihm Kyros und Kambyses bereitet hatten, sich habe hineinsetzen können (Herod. III 88: *Δαρεῖός τε δὴ ὁ Ὑστάσπεος βασιλεὺς ἀπεδέδεκτο, καί οἱ ἦσαν ἐν τῇ Ἀσίῃ πάντες κατήκοοι πλὴν Ἀεσβίων, Κύρου τε καταστρεψαμένου καὶ ὕστερον αὖτις Καμβύσεω . . . . δυνάμιός τε πάντα οἱ ἐπιμ πλέατο*). Herodotos hat ja die Inschrift von Behistun auf einer Felswand in Medien nicht gesehen und sich ihren Inhalt nicht so, wie in Ägypten die Hieroglyphen, von Keilschriftdolmetschern entziffern lassen können, sonst würde er der Atossa nicht in den Mund gelegt haben, daß der König sich dem Volke als Mann zeigen müsse. Wer, wie Dareios nach dem inschriftlichen

Digitized by Google

Zeugnis in Wort und Bild, das Reich in völliger Auflösung hatte übernehmen müssen, wer neun Aufrührer, die in ihren Landschaften zu Herrschern erhoben waren, niedergeschlagen hatte, wer in 19 Schlachten das Eroberungswerk von Kyros in konzentrierter Form wiederholt hatte, der stand bereits als Held da und genoß namentlich dann königliches Ansehen, wenn er sich als Organisator bewährte, dem Staate eine feste Verwaltungsform gab und die Abgaben der einzelnen Landesteile bestimmt regelte nach genau abgegrenzten Steuerbezirken (Herod. III 89: *ἐν Πέρσῃσι ἀρχὰς κατεστήσατο εἴκοσι, τὰς αὐτοὶ καλέουσι σατραπηίας· καταστήσας δὲ τὰς ἀρχὰς καὶ ἄρχοντας ἐπιστήσας ἐπετάξατο φόρους οἱ προσιέναι κατὰ ἔθνεα*). Nehmen wir hinzu, daß nach dem Ausweis derselben Inschrift Dareios die alte Zendreligion Zarathustras mit ihren kulturfördernden, praktischen Vorschriften in reinerer Form zur Staatsreligion erhoben hat, ungefähr so, als wenn Karl V. es über sich gewonnen hätte, als deutscher Kaiser zur Reformation überzutreten; schätzen wir es gebührend ein, daß Dareios als König von Ahuramazdas Gnaden auf diesem Grunde das ganze Gebäude neu aufgeführt hat, das vollkommenste orientalische Staatswesen, dessen Vorzüge Xenophon nicht bloß in der idealisierenden Kyrupaideia, sondern auch in der Anabasis aus eigener Anschauung, und zwar während des Verfalls, noch mit Recht rühmt, so begreifen wir es um so weniger, wie ein so verständiger Herrscher als Tölpel ersten Ranges sich auf den Besitz des Skythenlandes versteift haben soll.

Zwar lehrt die Geschichte, daß bedeutende Herrscher und Staatsmänner durchaus nicht immer in der auswärtigen und in der inneren Politik gleiche Treffer haben. Aber je tiefer man hineinschaut, desto mehr gewinnt Dareios. In der erwähnten Gardinenpredigt Herod. III 134 will der König zuerst die Skythen bekriegen; natürlich, weil der Schriftsteller ja in der uns schon bekannten fixen Idee der Rache befangen ist. Indessen wird der Gedanke sofort verdrängt zugunsten des Angriffs auf Griechenland. Und der König besteht nun nicht mehr auf seinem ursprünglichen Vorhaben, sondern pflichtet seiner Gattin sogleich bei und bereitet das Unternehmen gegen die Griechen unter der Führung des Arztes Demokedes vor (Herod. III 134: *ὦ γύναι, ἐπεὶ τοίνυν τοι δοκέει τῆς Ἑλλάδος ἡμέας πρῶτα ἀποπειρᾶσθαι, κατασκόπους μοι δοκέει Περσέων πρῶτον ἄμεινον εἶναι ὁμοῦ τούτῳ, τῷ σὺ λέγεις, πέμψαι ἐς αὐτούς . . . καὶ ἔπειτα ἐξεπιστάμενος ἐπ' αὐτοὺς τρέψομαι*).

Die Rolle der Atossa darf nicht auffallen. Herodotos folgt hier ganz der bei den Griechen verbreiteten Ansicht. Atossa hielten sie allgemein für die hetzende Anstifterin der Kriegszüge gegen Griechenland. So war ja im Juli 1870 auch die Kaiserin Eugenie nach dem bekannten Kreusler'schen Volksliede diejenige, die ins Feuer hineinblies, während sich später herausgestellt hat, daß sie bei den entscheidenden Beratungen, die der französischen Kriegserklärung vorhergingen, gar nicht oder nur stumm zugegen gewesen ist, aber freilich den Krieg für notwendig erachtet hat, um die innerpolitischen Gefahren

Digitized by Google

nach außen abzuleiten und der Dynastie Napoleons III. die Herrschaft zu retten. Sie wurde, wie der Kaiser, von der Kriegspartei fortgerissen. Napoleon I. gab keinem weiblichen und keinem volkstümlichen Einflusse Raum; ihn 1812 in Rußland eindringen zu lassen, das bewirkte seine persönliche Unersättlichkeit allein. Dareios hatte weder weibliche Winke noch einen Wechsel nötig; denn die Politik war ihm von den beiden ersten Achämeniden vorgezeichnet.

Kyros hatte sich nicht darauf beschränkt, alle Völkerstämme des Hochlandes Iran zu vereinigen, sondern er hatte schon 548 den Lyderkönig Kroisos niedergeworfen und das lydische Reich samt den griechischen Städten an Kleinasiens Westküste, ehe ihm das näher liegende Neubabylonien 538 als reife Frucht in den Schoß fiel, in den persischen Verband hineingezogen, damit Persien, das in seinem Kernlande Iran von dem eigenen Meere, dem persischen Meerbusen, durch die Natur abgeschlossen war und von dem allgemeinen Kulturbecken des Mittelländischen Meeres so weit entfernt lag, wenigstens mittelbar an den Erträgnissen des Ägäischen Meeres wirtschaftlich teilnehmen könnte. Und wie sehr es sich verlohnte, den langen kriegerischen Arm und die abgabenheischende Hand nach Kleinasien auszustrecken, das ersieht man aus den jährlichen Steuerbeträgen bei Herod. III 90, die unter Kyros und Kambyses geschenkweise entrichtet worden waren, von Dareios dagegen in bestimmte amtliche Sätze umgewandelt wurden (Herod. III 89: *ἐπὶ γὰρ Κύρου ἄρχοντος καὶ αὖτις Καμβύσεω ἦν καθεστηκὸς οὐδὲν φόρου πέρι, ἀλλὰ δῶρα ἀγίνεον. Διὰ δέ ταύτην τὴν ἐπίταξιν τοῦ φόρου καὶ παραπλήσια ταύτῃ ἄλλα λέγουσι Πέρσαι, ὡς Δαρεῖος ἦν κάπηλος .... ὅτι ἐκαπήλευε πάντα τὰ πράγματα*). Je mehr Sinn und Verständnis aber der „Krämerkönig“ Dareios für ein wohlgeordnetes Geldwesen und für reichliche Staatseinkünfte hatte, desto näher lag ihm der Gedanke, das ganze Handels- und Verkehrsgebiet des Ägäischen Meeres mit den hüben und drüben wohnenden gewerbfleißigen Griechen den persischen Interessen dienstbar zu machen. Ihm standen auch nicht einmal ethnologische Hindernisse gegenüber. Kyros hatte seinerzeit unbedenklich Semiten und das bunte Gemisch der Völkerbrücke Kleinasien mit seinen arischen Iraniern verbunden; Kambyses fügte die hamitischen Ägypter hinzu; Dareios hingegen brauchte die griechischen Bestandteile seines Reiches nur zu vermehren, ohne eine neue Nationalität hinzuzugewinnen. Wenn irgendwo, so war es am Ägäischen Meere klar, daß das Meer kein Trennungs-, sondern ein Verbindungsmittel des Verkehrs bildete, da der Inselreichtum der alten und ängstlichen Schiffahrt die denkbar günstigsten Vorbedingungen darbot. Mit einem Worte, wäre es Dareios geglückt, das europäische Griechenland zu unterwerfen, so würde man dies nicht ein neues Überschreiten der natürlichen Grenzen nennen können, nachdem man derartige Schritte von Kyros und Kambyses vorher in den Kauf genommen hat. Und das um Griechenland erweiterte Perserreich hätte an den jenseits wohnenden nichtgriechischen Völker-

Digitized by Google

schaften Europas natürlichere Grenzen erhalten, als an der Westküste Kleinasiens, wo ein künstlicher Schnitt quer durch die Hellenenwelt hindurchging.

In der Tat wurde denn auch diese Linie bald überschritten. Der persischen Besichtigungsreise unter Demokedes haben wir bereits gedacht. Es galt, unter kundiger Führung eines Griechen einen allgemeinen Überblick über die Hellenenwelt zu gewinnen (Herod. III 135/136: [*Δαρεῖος*] *καλέσας Περσέων ἄνδρας δοκίμους πεντεκαίδεκα ἐνετέλλετό σφι ἑπομένους Δημοκήδει διεξελθεῖν τὰ παραθαλάσσια τῆς Ἑλλάδος .... παρεσκευασμένοι δὲ πάντα ἔπλεον ἐς τὴν Ἑλλάδα, προσίσχοντες δὲ αὐτῆς τὰ παραθαλάσσια ἐθηεῦντο καὶ ἀπεγράφοντο, ἐς ὃ τὰ πολλὰ αὐτῆς καὶ ὀνομαστὰ θεησάμενοι ἀπίκοντο τῆς Ἰταλίας ἐς Τάραντα*). Es folgten bald Angriffe auf verschiedene Inseln, die der Westküste von Kleinasien vorgelagert sind. Weiterhin lenkte Aristagoras von Milet den Satrapen in Sardes, Artaphernes, den Bruder des Königs, auf die Kykladen, von denen Herodotos V 30 bezeugt, daß bis dahin noch keine von ihnen den Persern unterworfen gewesen sei. Beglaubigt werden diese Fortschritte des Dareios durch die Inschrift von Persepolis, in der neben den Joniern des Festlandes Jonier des Meeres als Untertanen genannt sind.

Hand in Hand mit diesem allmählich vorbereiteten Frontangriff zur See ging ein Umgehungsplan über das thrakische Festland, der für die Perser besonders aussichtsvoll zu sein schien. Ähnliche Absichten und Hoffnungen hegte Napoleon, als er 1812 vor und in dem russischen Kriege die Flankennachbarn Rußlands, die Türkei und Schweden, als Bundesgenossen umwerben ließ. Da sich beides zerschlug, war er allein auf seinen Frontangriff angewiesen, während Dareios gerade die seitliche Annäherung an den Feind am planmäßigsten betrieb. Schon in der Unterredung mit Atossa legt Dareios Gewicht darauf, daß der beabsichtigte Feldzug über eine Brücke von Asien nach Europa gehen solle (Herod. III 134: *ζεύξας γέφυραν ἐκ τῆσδε τῆς ἠπείρου ἐς τὴν ἑτέρην ἤπειρον*). Ferner betont Herodotos bei der Aufgabe des Megabazos, Thrakien zu unterwerfen, den ausdrücklichen Auftrag des Königs (Herod. V 2: *ὡς δὲ ἐχειρώθη ἡ Πέρινθος, ἤλαυνε Μεγάβαζος τὸν στρατὸν διὰ τῆς Θρηίκης, πᾶσαν πόλιν καὶ πᾶν ἔθνος τῶν ταύτῃ οἰκημένων ἡμερούμενος βασιλέϊ. Ταῦτα γάρ οἱ ἐνετέταλτο ἐκ Δαρείου Θρηίκην καταστρέφεσθαι*), bei der Verpflanzung der Paionen aus ihren thrakischen Wohnsitzen nach Asien sogar zweimal.

Ganz glatt ist es freilich nicht gegangen. Als Megabazos von Makedonien Erde und Wasser forderte, beugte sich zwar der König, aber auf Anstiften des Thronfolgers wurden alle sieben Gesandten der Perser getötet. Durch unlautere Mittel wehrte dieser mit genauer Not die schlimmsten Folgen der Untat ab, jedoch haben wir keinen Grund, an dem schließlichen Erfolg des Megabazos und seines Nachfolgers Otanes zu zweifeln, wie er aus den Steuerlisten hervorgeht (Herod. III 96: *προϊόντος μέντοι τοῦ χρόνου καὶ ἀπὸ νήσων*

Digitized by Google

προσήει ἄλλος φόρος καὶ τῶν ἐν τῇ Εὐρώπῃ μέχρι Θεσσαλίης οἰκημένων). Bestätigt wird es durch das Besitztum des Histiaios, das als Geschenk des Dareios sehr weit nach Westen vorgeschoben war. Es ist wahr, Histiaios hatte gut gewählt. Herodotos (V 23) und Thukydides (IV 108) rühmen einmütig die Fülle von Schiffbauholz und edlen Metallen in jener Strymongegend, Herodotos außerdem die zahlreiche griechische und nichtgriechische Bevölkerung. Den triftigsten Tatsachenbeweis aber liefert später die jüngste athenische Kolonie Amphipolis, die in anderthalb Jahrzehnten sich zu unvergleichlicher Blüte entfaltete und im Peloponnesischen Kriege als Kern des athenischen Kolonialbesitzes von dem Spartaner Brasidas aufs Korn genommen wurde. Wie hätte Histiaios dieses wertvolle Stück Land, diesen fetten Bissen für die Umwohnenden, gegen Griechen und Barbaren schützen können, wenn nicht die persische Macht bis dahin reichte, Histiaios, der als Tyrannos von Milet und als perserfreundlicher Retter der Istrosbrücke naturgemäß bei den benachbarten Griechen verrufen war? Nachher scheint die alte Liebe zu seinen Landsleuten wieder erwacht zu sein; denn aus der Verdächtigung bei dem König Dareios läßt Megabazos besonders deutlich herausklingen, daß Histiaios niemals wieder mit Griechen in Berührung kommen dürfe.

Man sieht, nicht erst die 20 Schiffe, welche die Athener, und nicht die fünf Schiffe, welche die Eretrier den aufständischen Joniern angeboten hatten, haben die Perserkriege verursacht; nicht der theatralische Pfeilschuß des Dareios darf uns blenden noch auch die Erzählung von dem abgeschmackten Zuruf „Herr, gedenke der Athener!“ (Herod. V 105: [Δαρεῖον] προστάξαι ἑνὶ τῶν θεραπευόντων δεῖπνου προκειμένου αὐτῷ ἐς τρὶς ἑκάστοτε εἰπεῖν· δέσποτα, μέμνεο τῶν Ἀθηναίων). Nein, der Gesamtplan stammte folgerichtig aus den ersten Regierungsjahren des Königs Dareios und wurde planmäßig mit langer Hand ins Werk gesetzt, und zwar so, daß der Hauptangriff auf das europäische Griechenland dem persischen Wesen entsprechend auf der zeitig gesicherten Landbrücke Thrakien und Makedonien erfolgen sollte. Zur vollen Sicherheit gehörte aber auch, daß die wilden Stämme jenseits des Istros nicht wagten, die persische Macht auf dem Marsche nach Griechenland in der rechten Flanke oder im Rücken zu bedrohen. Der Skythenzug war demnach eine Diversion, ein vorübergehender Seitenhieb, ohne Selbstzweck, lediglich zur Deckung des Hauptunternehmens gedacht und ausgeführt.

Dareios hat die Ehre, einen Nachahmer zu haben, der in der Geschichte eine der ersten Stellen einnimmt. Cäsar setzte bekanntlich zweimal, 55 und 54 v. Chr., nach Britannien über, um die keltischen Fäden, die über den Kanal hin und her liefen, abzuschneiden (Caes. bell. Gall. IV 20: [Caesar] in Britanniam proficisci contendit, quod omnibus fere Gallicis bellis hostibus nostris inde subministrata auxilia intellegebat); ebenso zweimal, 55 und 53 v. Chr., über den Rhein, um den Germanen ihre Einfälle zu verleiden (Caes. bell. Gall. IV 16:

Digitized by Google

cum videret [Caesar] Germanos tam facile impelli, ut in Galliam venirent, suis quoque rebus eos timere voluit, cum intellegerent et posse et audere populi Romani exercitum Rhenum transire). Beide Unternehmungen bezweckten keine Eroberung des jenseitigen Landes, sondern nur Einschüchterung der dortigen Bevölkerung; und Caesars Rheinübergänge ähneln dem Skythenzuge auch insofern, als er gleichfalls umkehrte, ohne viel oder ohne überhaupt etwas Greifbares erreicht zu haben. Damit aber namentlich der zweite Übergang, in Ermangelung von kriegerischen Erfolgen, auf seine Leser in Rom keinen schlechten Eindruck machte, überklebte er die Lücke mit Kulturbildern nach mündlichen Erzählungen von der Art herodotischer Skythengeschichten. Um zu verhüten, daß die Feinde über die Brücke kämen, brach man in beiden Fällen ein gut Stück von ihr an dem feindlichen Ufer ab (Herod. IV 139: *τῆς μὲν γεφύρας λύειν τὰ κατὰ τοὺς Σκύθας ἐόντα, λύειν δὲ ὅσον τὸ τόξευμα ἐξικνέεται, ἵνα . . . . οἱ Σκύθαι μὴ πειρῴατο βιώμενοι καὶ βουλόμενοι διαβῆναι τὸν Ἴστρον κατὰ τὴν γέφυραν*).

Es ist nicht zufällig, daß zuletzt, als wir die Absichten des Dareios ausführlich behandelten, dem Thema zuwider die Vergleiche mit Napoleon I. immer spärlicher geworden sind. Der russische Feldzug von 1812 war in den Augen Napoleons eine Hauptaufgabe ersten Ranges, der Skythenzug sollte nur als Hilfsunternehmen das Gelingen des Hauptwerkes gewährleisten. Wer indes immer noch nicht von der herodotischen Überschätzung überzeugt ist, der lese zum Schluß, wie der Schriftsteller, nachdem er fast das ganze vierte Buch mit skythischem Inhalt gefüllt hat, im fünften sich selber den Boden entzieht mit dem Urteil V 9: *Τὸ δὲ πρὸς βορέω τῆς χώρης ἔτι ταύτης* [Thrakiens] *οὐδεὶς ἔχει φράσαι τὸ ἀτρεκές, οἵτινές εἰσι ἄνθρωποι οἰκέοντες αὐτήν, ἀλλὰ τά πέρην ἤδη τοῦ Ἴστρου ἔρημος χώρη φαίνεται ἐοῦσα καὶ ἄπειρος*, und ersehe aus diesem Beispiel, daß man die Berichte unter die allgemein weltgeschichtliche Lupe nehmen muß, wenn man den Nichtgriechen nicht dasselbe Unrecht zufügen will, welches den Gegnern des Volkes Israel unter der einseitigen Beleuchtung des Alten Testaments widerfährt.

Clausthal i. Harz. A. Wittneben.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) Karl Fahrion, Philosophie als Weltanschauung Stuttgart 1911, Max Kielmann. 95 S. 8. 1,80 *M*.

Verf. betont zuerst den großen Unterschied der alten und neueren Philosophie. Jene ging von der gegebenen Welt aus und forschte nach dem wahren Sein, die neuere beginnt mit dem Zweifel daran, ob es überhaupt ein von der menschlichen Vorstellung verschiedenes Sein gebe; sie will ergründen, inwieweit überhaupt eine Erkenntnis möglich sei. So könne sich denn eine abschließende Anschauung in der Gegenwart nur gründen auf der Erkenntnis der Grenzen unseres Wissens. Verf. will nun die philosophischen Probleme untersuchen, die auch für die Gegenwart noch maßgebend sind, und will an ihnen zeigen, „daß die Fragen nach dem Wesen des Seins und Denkens von Anfang an einen Widerspruch in sich enthalten, den die Philosophie zu lösen sucht, dessen Lösung aber allein in der Erkenntnis seines Ursprungs liegt". Der erste einführende Abschnitt gibt eine kurze Übersicht über die Entwickelung des philosophischen Problems vom Altertum bis auf die neuere Zeit. Der zweite kritisiert das Verhältnis des Denkens zum Sein. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Begriffen ist ein Gegensatz zweier unvereinbarer Betrachtungen, aber kein realer Gegensatz zwischen Sein und Denken, Gegenstand und Vorstellung. Hinsichtlich des Ursprungs der Erkenntnis habe man eine doppelte Ableitung in der Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten versucht. Man mußte erkennen, daß ein Teil dessen, was wir an den Gegenständen wahrnehmen, nicht vom Objekt gewirkt wird, sondern (wie die Farben und Töne, Wärme und Kälte) subjektive Empfindungen sind, denen kein gleiches oder ähnliches Sein in der Außenwelt entspricht. Aber dabei gibt es doch auch einen äußeren Vorgang, der dafür mitwirkt; das sind die Schwingungen des Äthers oder der Luft. Nur die Form, nicht der Inhalt der Empfindung stamme aus dem Subjekt. Unsere Art, die Gegenstände aufzufassen, ist von der Beschaffenheit unserer Sinneswerkzeuge bedingt. Bei der philosophischen Betrachtung lasse sich, so führt Verf. aus, ein doppelter Ursprung der Erkenntnis nicht festhalten; der Gegen-

Digitized by Google

satz von subjektiv und objektiv beruhe nur auf einer doppelten Betrachtung. Der Gegensatz zwischen Vorstellung und Gegenstand sei in das menschliche Bewußtsein hineinverlegt. Man habe nun auf einmal zwei Arten oder Stufen des Bewußtseins, nämlich die allein gegebene Empfindung und das erst nachträglich entstandene Gegenstandsbewußtsein. — Die Auseinandersetzungen des Verf. über diese Punkte erscheinen auf den ersten Anblick etwas abstrakt; wenn sich aber der Leser erst in sie vertieft hat, dann werden sie ihm durchaus klar sein, und er wird sie durch seine eigene Erfahrung, wenn er auf sie nur genauer achten will, bestätigt finden. Und das ist ja wohl der beste Erfolg, den man von einer solchen philosophischen Darstellung erwarten kann. — Im folgenden Abschnitt kommt Verf. nun zu dem Wesen des Seins. In der Lehre der Philosophen spiegle sich nur die doppelte Betrachtung wieder, der Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand. Dieser Gegensatz führe zur Annahme eines übersinnlichen und zur Verwertung des sinnlichen Seins. Man brauche deshalb kein drittes, höheres Vermögen im Menschen anzunehmen als das Vermögen des Übersinnlichen. Auch heute noch komme bei allen Versuchen, die Natur zu erklären, derselbe Gegensatz zum Vorschein; der Gegensatz zwischen Sein und Denken sei aufs neue hervorgetreten in dem Streit über das Verhältnis von Kraft und Stoff, Energie und Materie. In der Materie könne man das wahre Wesen der Dinge nicht erblicken. Materie und Energie seien nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen derselben Wirklichkeit.

Im folgenden Abschnitt wird die Frage erörtert: „Was ist das, was in uns denkt, fühlt und wahrnimmt? Was ist das Wesen des Geistes und in welchem Verhältnis steht er zum Körper?“ Es ergibt sich hier, daß die geistigen Erscheinungen an die körperlichen gebunden sind; daß sie von ihnen abhängen und ihrerseits Wirkungen auf den Körper ausüben. Dies ist eine Gewißheit, der man sich nicht verschließen kann. Man komme aber nicht zur Beantwortung der Frage, wie es komme, daß die beiden Arten von Vorgängen, die doch völlig voneinander verschieden sind, den gleichen Ablauf haben und nebeneinander hergehen.

Was Verf. bisher ausgeführt hat, unternimmt er nun in dem letzten Buchabschnitt an den Lehren der Trugvertreter der neueren Philosophie seit Locke zu prüfen, nämlich an den Lehren Berkeleys, Humes, Kants und seiner Nachfolger, und zwar kommen dabei die einzelnen Systeme nicht als Ganzes in Betracht, sondern nur nach der Stellung, die sie zu der Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein einnehmen. So erledigt Verf. hier sein Thema; hier kommen die Weltanschauungen der wichtigsten Philosophen der neueren Zeit über jene wichtige Frage zur Geltung. Auf einzelnes wollen wir hier nicht näher eingehen. Das gedankenreiche Büchlein ist wohl geeignet, einen zum ernsteren Nachdenken neigenden Leser über ein wichtiges Gebiet der Gedankenwelt zu orientieren, das ihn interessieren muß. Wenn nun auch, wie wir vorhin andeuteten, die Darstellung auch

Digitized by Google

nicht gerade ganz leicht ist, so muß man zugeben, daß Verf. nach seinem Vorsatz (S. 2) „die Sprache des gemeinen Menschenverstandes und der schlichten Überlegung" gebraucht. Die oft unbestimmten und schwer verständlichen Fachausdrücke wollte er vermeiden und hat er vermieden.

Weiteren Kreisen Gebildeter, an die sich Verf. in seinem Büchlein wendet, wird dieses eine Quelle erfreulicher Erkenntnis und Belehrung sein.

2) M. Jahn, Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch herausgegeben unter Mitwirkung von K. Heilmann. Mit 46 Figuren und Abbildungen. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1911, Dürr'sche Buchhandlung. XII u. 574 S. 8. 8 ℳ.

Die dritte Auflage des vorliegenden Buches war im Jahre 1901 erschienen. Der Unterzeichnete hatte sie damals in der Monatschrift für höhere Schulen angezeigt. Jetzt ist das Werk bereits in sechster Auflage herausgegeben: ein Beweis dafür, welchen Beifall es gefunden haben muß. Und dieser Beifall ist durchaus begründet. Trotzdem die neuere Zeit, die sich viel und gern mit pädagogischen Fragen beschäftigt und gerade auf den vom Verf. bearbeiteten Gebieten so manches Werk gezeitigt hat, hat Jahns Buch sich der besonderen Wertschätzung sicherlich nicht allein der Lehrerwelt zu erfreuen gehabt, was der schnelle Verbrauch der fünften, im Jahre 1907 erschienenen Auflage deutlich bezeugt. Nach einer vier Abschnitte umfassenden Einleitung (die Aufgabe der Psychologie; Physiologie, Psychophysik, Psychologie; Quellen und Hilfsmittel der Psychologie; die pädagogische Psychologie) kommt Verf. zu dem Gegenstande selbst, zu dem namentlich der vierte Teil der Einleitung hinüberführt. Wir finden hier eine Gliederung in fünf Abschnitte. Der erste behandelt das Sinnesleben unter Berücksichtigung der Hauptlehren der Psychophysik, der zweite das Vorstellungsleben innerhalb des psychischen Mechanismus, der dritte die höheren, den Mechanismus überschreitenden Bewußtseinsweisen; der vierte die Psychologie des Willens und die Willensbildung; der fünfte theoretische Sätze über das Wesen und die Entwicklung der Seele.

Wir durchwandern, wie diese Übersicht zeigt, das ganze Gebiet der Psychologie von ihren physischen Grundlagen bis zu der Entwicklung des Geisteslebens hinauf; wir sehen auch an einer Reihe von Abbildungen die verschiedensten Sinnesvorgänge vergegenwärtigt, was viel zur Anschaulichkeit beiträgt; die ganze Darstellung der psychologischen Vorgänge erfolgt nun aber durchweg von pädagogischen Gesichtspunkten aus. Und es ist ja von vornherein klar, in welcher engen Beziehung die Pädagogik mit der Psychologie steht. Bewegt sich doch die Pädagogik immer auf psychologischem Gebiete; kann man doch überhaupt nicht erziehen, ohne psychologisch auf den Menschen einzuwirken. Hierüber äußert sich Verf. in dem vierten

Digitized by Google

Abschnitt der Einleitung: Die pädagogische Psychologie; er sagt hier mit Recht: „Zu der Erkenntnis des seelischen Lebens des Kindes und dessen, was man über die Art und Weise wie über die Gesetze der Entwicklung dieses Lebens bis jetzt erforscht hat, kann den Erzieher nur die Psychologie führen. Diese Wissenschaft wird deshalb als die Grundlage der Erziehungs- und Unterrichtslehre oder der Pädagogik angesehen". Diese Worte des Verf. kennzeichnen wohl am besten die Tendenz seines Werkes. Allerdings ist die experimentelle Psychologie nach seiner in demselben Abschnitt dargelegten Ansicht weniger in Betracht zu ziehen, die, wenn sie auch zur Aufklärung psychischer Tatsachen von einem gewissen Vorteil sein kann, mit ihrem Experiment an den Kern des seelischen Lebens nicht herankommen kann; auch seien die Untersuchungen bis jetzt in der Hauptsache nur auf Nebensächliches gerichtet und hätten die geistige Entwicklung in ihrem wahren Wesen nicht getroffen.

Und nun die Durchführung der vorhin bezeichneten Haupt- und Grundgedanken des Buches; sie ist sehr eingehend und genau, dazu in einer leichtverständlichen Sprache. Wir sind überzeugt, daß ein gründliches Studium des Jahnschen Werkes dem Erzieher und Lehrer großen Vorteil bringen wird. Er kann sich vermöge ihrer in alle Regungen der Seele des Zöglings sehr gut hineinversetzen und sie für seine pädagogischen Einwirkungen trefflich verwerten. Zumal für den angehenden und jungen Pädagogen ist eine gründliche psychologische Vorbildung durchaus notwendig; wie soll er dazu kommen, wenn er sich nicht an der Hand eines solchen Buches einmal beschäftigt? Für Lehrerseminare und für die Kandidaten des höheren Lehramts in den mit höheren Lehranstalten verbundenen pädagogischen Seminarien ist das Buch sehr zu empfehlen. Wir können nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß die vorliegende sechste Auflage des gehaltvollen Werkes ebenso schnell wie die fünfte verbraucht werden möge.

3) O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 41. Bändchen. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig 1911, B. G. Teubner. 136 S. 8. geb. 1,25 ℳ.

Das Büchlein hat in einer verhältnismäßig kurzen Zeit, in neun Jahren, fünf Auflagen erlebt. Es ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die der jetzt in Bonn, damals in Würzburg wirkende Verfasser im Ferienkurs für Lehrer 1901 zu Würzburg gehalten hat. Vielfach geäußerten Wünschen entsprechend, hat er diese dann der Öffentlichkeit übergeben und so weiteren Kreisen ein vortreffliches Hilfsmittel geboten, durch das sie sich in leichtfaßlicher Weise mit den wichtigsten Richtungen der neueren Philosophie bekannt machen können. Das ist um so dankenswerter, weil das Interesse für philosophische Probleme und Fragen sichtlich im Steigen begriffen ist. Wir haben schon früher auf das gehaltvolle Werkchen hingewiesen und seine Vorzüge hervorgehoben, vor allem seine Klarheit und Über-

Digitized by Google

sichtlichkeit. Nach einer das Verhältnis der Philosophie zu den Einzelwissenschaften darlegenden und eine Charakteristik der vier Hauptrichtungen enthaltenden Einleitung, die einer allgemeinen Orientierung dient, werden eben jene vier Richtungen in ihren Grundzügen dargestellt, und zwar an der Entwicklung der Ideen ihrer Hauptvertreter. Die neueren Auflagen enthalten die inzwischen notwendig gewordenen Ergänzungen; der Standpunkt und Gedankengang des Verf.s hat keine Linderung erlitten. Zur genaueren Kennzeichnung des Verfahrens und der Darstellung des Verf.s bemerken wir noch folgendes. Bei der Besprechung der einzelnen Philosophen sind ihre wichtigsten einschlägigen Schriften nicht nur angegeben, sondern auch ihrem Inhalte nach charakterisiert. Überdies werden überall ähnliche Erscheinungen, und zwar nicht nur deutscher, sondern auch ausländischer philosophischer Schriftsteller herangezogen und so Parallelen gezogen, die das Verständnis zu vertiefen sehr geeignet sind. — Aus allem Gesagten ergibt sich, wie reichhaltig das Schriftchen ist. Es kommt dem Bildungsbedürfnis weiterer Kreise entgegen und bietet ihnen eine äußerst willkommene Gelegenheit, einen Einblick in die sich gegenwärtig auf dem Gebiete der Philosophie geltend machenden Strömungen zu gewinnen. Ganz besonders geeignet erscheint es für angehende Lehrer und für Studierende; bei ihnen muß man eine Bekanntschaft mit den wichtigsten philosophischen Richtungen erwarten. Es genügt nicht, wenn sie sich mit der philosophischen Propädeutik, d. h. mit den Hauptgesetzen der Psychologie und Logik vertraut gemacht haben; sie sollten alle bis zu einem gewissen Grade philosophisch durchgebildet sein. Und dazu gehört auch das, was Kulpes treffliches Buch bietet. So sei es denn aufs angelegentlichste auch zu diesem Zwecke empfohlen.

Köslin. R. Jonas (†).

Friedrich Paulsens gesammelte Pädagogische Abhandlungen. Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Spranger. Stuttgart und Berlin 1912, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. XXXV u. 711 S. 8. 9 ℳ, in Leinwand geb. 10,50 ℳ, in besserem Einbande 11,50 ℳ.

Die bedeutendste Lebensarbeit Friedrich Paulsens ruht auf seiner pädagogischen Tätigkeit. Auf diesem Gebiete hat er sich als der hervorragendste Führer der ganzen neuen Bewegung erwiesen. Diese Erwägung hat den Herausgeber veranlaßt, aus dem vorhandenen sehr reichhaltigen Material von zerstreut erschienenen Abhandlungen und Aufsätzen die pädagogischen zu sammeln und gesondert herauszugeben. Als Anordnungsprinzip hat er die chronologische Reihenfolge gewählt. Der sachliche Zusammenhang ist von ihm in der Einleitung in lichtvoller Weise gegeben. Dabei hat er zugleich einige Ergänzungen aus nicht abgedrucktem Material, so auch aus dem II. Teil der Lebenserinnerungen eingefügt, deren Mitteilung er der Witwe Paulsens verdankt, die in Steglitz lebt. Auch von Freunden und Schülern

Digitized by Google

Paulsens ist der Herausgeber mit Rat und Tat so unterstützt worden, daß er das vorliegende Buch — in großer Bescheidenheit — als „gemeinschaftliches Werk“ bezeichnet. Er nennt unter seinen Helfern an erster Stelle den Ministerialdirektor Dr. Schmidt und an zweiter den Sohn Rudolf Paulsen. Jedenfalls enthält die umfangreiche Einleitung, die nach seiner Bezeichnung nur „dem Leser als Führer durch die chronologische Folge der Aufsätze dienen soll“, eine ausgezeichnete Übersicht über die Entwicklung der pädagogischen Anschauungen Paulsens und eine wertvolle Charakteristik seiner segensreichen Wirksamkeit auf diesem Gebiet. Wenngleich Friedrich Paulsen alle Zweige des Erziehungswesens in seinen Abhandlungen berührt hat, die Universität, die höheren Schulen und das Volksschulwesen, so hat er sich doch am eingehendsten dem höheren Schulwesen gewidmet und hier als „Haupt der ganzen Epoche“ aufklärend und leitend gewirkt. Herr Professor Spranger hat mit Recht in der Einleitung erklärt, es treffe das Hauptgebiet der Wirksamkeit Paulsens, wenn man ihn „den getreuen Eckart der höheren Schulen, ihrer Lehrer wie ihrer Schüler, genannt hat“. In richtiger Wertschätzung und aufrichtiger Dankbarkeit haben die Lehrer der höheren Schulen diesem ihrem väterlichen „Förderer und Schützer“ im Jahre 1911 auf dem Fichteberg in Steglitz ein Denkmal errichtet. (Vergl. 65. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 775.)

Daher beginnt der Herausgeber in der Einleitung seine Darlegung auch mit dem Anfang der pädagogischen Dozententätigkeit Paulsens im Jahre 1877 an der Berliner Universität. Zunächst ging Paulsen von der Überzeugung aus, daß die beiden alten Sprachen die Grundlage aller Bildung seien. Durch seine eingehende Beschäftigung mit der Geschichte des gelehrten Unterrichts trat aber allmählich in seiner Anschauung ein Umschwung ein. Offen hat er dieser geänderten Anschauung namentlich im letzten Kapitel seines umfangreichen Werkes Ausdruck gegeben, das im Jahre 1885 unter dem Titel Geschichte des gelehrten Unterrichts auf deutschen Schulen und Universitäten erschienen ist. Er sprach sich gegen den lateinischen Aufsatz, gegen die Resultate des griechischen Unterrichts, sowie überhaupt gegen das Gymnasialmonopol aus und entfachte dadurch zunächst einen „Sturm der Entrüstung“ bei den klassischen Philologen. Einen weiteren Schritt tat Paulsen auf der Deputiertenversammlung der Realschulmänner 1889 in dem Vortrag „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung“, mit dem der Herausgeber die vorliegende Sammlung eröffnet. Hier führte Paulsen offen aus, daß die Realschule dem alten klassischen Gymnasium als modernes Gymnasium zur Seite treten solle, um jenes vielleicht dereinst ganz zu ersetzen. In einem zweiten Vortrag vor der Deligiertenversammlung des Realschulvereins im Jahre 1893 hat er auch der Oberrealschule die gleichen Rechte mit den beiden gymnasialen Lehranstalten zuerkannt. Ganz in diesem Sinne Paulsens hat die Schulkonferenz von 1900 die Berechtigungsfrage entschieden und dementsprechend trat „die Gleichwertigkeit der drei Formen der höheren Schule“ mit den neuen Lehrplänen von 1901 für Preußen in Kraft.

Digitized by Google

Als Pausen seine Hauptziele erreicht sah, hat er darauf im einzelnen, wo er vorher einen zu sehr gewagten Schritt vorwärts getan, sich maßvoller Beschränkung befleißigt. In der Schlußbetrachtung seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts (2. Aufl., II. Bd., S. 635), hatte er kühn eine allmähliche Überführung der alten Gymnasien in die neuen Formen prophezeit. Dies ist die einzige Prophezeiung Paulsens, die sich bis jetzt nicht verwirklicht hat und die schon von ihm selbst aufgegeben ist. Ja der Herausgeber betont mit Entschiedenheit, „daß die humanistischen Tendenzen Paulsens, die die Kampfstellung früher in den Hintergrund gedrängt hatte, nun auch in einem wachsenden Verständnis für das Recht des alten Gymnasiums zutage treten". Die Überspannung des realistischen Prinzips wurde von ihm jetzt entschieden abgewiesen. So haben zwar die Anschauungen Paulsens in diesem Punkte eine Einschränkung erfahren. Aber mit klarem, weitschauendem Blick hat er seine großen reformatorischen Gedanken, die anfangs von den strengen Philologen als ketzerisch verworfen wurden, in rastloser Tätigkeit zur Durchführung gebracht. Da dies das wichtigste Lebenswerk Paulsens ist, so hat der Berichterstatter im Anschluß an die Ausführungen des Herausgebers diesen leitenden Gedanken der pädagogischen Abhandlungen hier näher zum Ausdruck bringen wollen.

Aber Paulsen hat nicht nur die neue Organisation der höheren Schulen schaffen helfen, er hat auch ganz besonders für die Lehrer gewirkt. „Er war der Professor der deutschen Oberlehrer und wollte es sein". Zur Hebung dieses Standes ist er sowohl für seine idealen Aufgaben als auch für die Förderung der äußeren Stellung dieses Berufes sehr wirksam eingetreten. Aber er hat auch den Lehrern hohe Aufgaben ans Herz gelegt. „Für den Lehrerstand ist niemand zu gut und niemand bringt zuviel mit". „Der Gymnasiallehrer bedarf für diese Aufgabe eines Maßes von Selbstbeherrschung und gewissenhafter Pflichttreue, von Festigkeit und Elastizität, wie es von wenig anderen Berufen gefordert wird". „Die Bildung des Gymnasiallehrers muß universeller, umfassender sein, als sie für den bloßen Gelehrten, für den eigentlichen Wissenschaftstechniker erforderlich ist". So hat Paulsen in seinem Vortrag auf dem 1. Deutschen Oberlehrertag in Darmstadt 1904 gesprochen. Er betont dort auch, daß der Gymnasiallehrer als Staatsbeamter zunächst Lehrer und Erzieher der Jugend sei, daß er aber neben seiner Pflichtarbeit für die Schule sich wissenschaftlicher Tätigkeit widmen soll. „Seine Gesamtstellung in der Gesellschaft wird durch seine Stellung in der gelehrten Welt wesentlich bedingt sein". Gewissermaßen als Vorbedingung hierfür fordert Paulsen Verringerung der Zahl der Pflichtstunden, Innehaltung der festgesetzten Schülerzahl, Verkleinerung der Anstalten und allgemein mehr Freiheit. Dem Berichterstatter will es scheinen, daß in Preußen die Stellung der Direktoren, die doch hervorragende Stützen der höheren Schulen sind, namentlich in der neueren Zeit mehr als dienlich geschwächt worden ist.

Digitized by Google

Der zweitgrößte Teil der in dem vorliegenden Buche vereinigten Aufsätze beschäftigt sich mit den Universitäten, nur ein geringer mit der Volksschule. Auf diese, die auch viel Anregung bieten, will der Berichterstatter in dieser Zeitschrift für das Gymnasialwesen nur kurz hindeuten. Dagegen kann er nicht umhin, auf die im vorliegenden Buche abgedruckten Aufsätze Paulsens hier besonders hinzuweisen, die allgemein-pädagogische Fragen eingehend behandeln. Von diesen verdient seine 1908 erschienene Abhandlung „die Notwendigkeit einer Neugestaltung der Abiturientenprüfung“ (S. 650—666) eine besondere Berücksichtigung. Er wünscht mit Sachkenntnis eine Neugestaltung der Prüfungsordnung von 1901. Namentlich fordert er eine größere Freiheit für die Schüler und für die Lehrer. Die Schüler sollen unter den Fächern des Unterrichts für die Reifeprüfung „in einigem Umfange“ das Recht der Ablehnung erhalten. Dem Berichterstatter erscheint das der Kommission gewährte Recht der Kompensation richtiger als das dem Schüler zu gewährende Recht der Ablehnung, weil der Schüler sonst das Recht erhielte, ein Fach von Anfang an vollständig zu vernachlässigen. Völlig zuzustimmen vermag der Berichterstatter dagegen der zweiten Forderung Paulsens: Änderung der Stellung des Schulrats, die bei der Reifeprüfung, wie Paulsen hervorhebt, eine wahrhaft exorbitante ist. Er schildert die Stellung des Schulrats und des Lehrerkollegiums folgendermaßen: „Gegenwärtig ist ihr Verhältnis bei der Prüfung dies, daß der Schulrat als staatlicher Kommissarius der eigentliche Examinator ist, der zwar der Lehrer als der ausführenden Organe sich bedient, der aber in letzter Instanz die Entscheidung in der Hand hat. Er stellt (bzw. wählt) die schriftlichen Aufgaben, er wählt, wenn ihm gutdünkt, die zu übersetzenden Schriftsteller, er prüft die einzelnen Arbeiten und verändert nach seinem Ermessen die Zensuren, er greift in die mündliche Prüfung nach Gefallen ein und hält endlich bei der Abstimmung über jeden einzelnen das Veto in den Händen“. Paulsen weist dabei zum Vergleich auf die Selbständigkeit der Ärzte in ihren Attesten und der Amtsrichter in ihren Urteilen hin und wünscht eine Einschränkung der Befugnisse des Schulrats bei dieser Prüfung. Ein nicht angesagter und nicht vorbereiteter Besuch biete viel bessere Gelegenheit als der große Gerichtstag des Abiturientenexamens, bei dem die Lehrer zugleich Verhörer und Verhörte, die Schüler aufgeregt und ermüdet seien. Sehr beherzigenswert ist auch der von Paulsen ebendort empfohlene Vorschlag von W. Münch (in der zweiten Auflage seiner Zukunftspädagogik), wie in Frankreich Inspekteurs généraux für die großen Fachgebiete der höheren Schulen zu ernennen. Die Erhöhung der Aufgaben des Schulrats in der neuesten Zeit zum Zwecke der einheitlichen Entwicklung des Unterrichts an den ihm unterstellten Anstalten wird schon deshalb den daran sich knüpfenden Hoffnungen nicht völlig entsprechen, weil der Schulrat nicht in allen Gegenständen Fachmann ist. Fachmännisch geschulte und erprobte Revisoren für die ein-

Digitized by Google

zelnen Fächer der höheren Schulen den Wünschen von Münch und Paulsen entsprechend sind weit mehr vorzuziehen, und zwar ganz besonders in den Gegenständen, in welchen der betr. Schulrat nicht Fachmann ist. Dazu ist nach dieser Richtung bereits ein guter Anfang gemacht. Für evangelische und katholische Religion, für Turnen und Zeichnen gibt es bereits derartige Revisoren, die sehr viel Anregung gewähren; auch werden in den fremden Sprachen die schriftlichen Abiturientenarbeiten bisweilen zu einer besonderen Revision eingefordert.

Der Berichterstatter muß es sich versagen, alle weiteren in dem vorliegenden Buche abgedruckten pädagogischen Abhandlungen Paulsens — im ganzen 49 — hier zu erwähnen und über sie zu berichten. Jedenfalls haben alle seine Anschauungen bereits sehr segensreich gewirkt und werden auch in Zukunft eine hohe Bedeutung behalten. Herr Professor Spranger hat sich mit der Sammlung und Herausgabe der früher zerstreuten pädagogischen Abhandlungen, sowie durch seine gut orientierende Einleitung ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben. Am Schluß des Werkes ist eine übersichtliche Bibliographie der Schriften Paulsens in 365 Nummern hinzugefügt, die auf Grund der Sammlung in seinem Nachlaß aufgestellt und von Arthur Pieper ergänzt ist. Das Buch verdient sehr warme Empfehlung.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) W. Stoewer. Katalog einer Lehrerbibliothek für höhere Lehranstalten. Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage des Katalogs der Handbibliothek für höhere Schulen der Deutschen Unterrichtsausstellung auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. Unter Mitwirkung mehrerer Kollegen herausgegeben. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 100 S. 8. geb. 2,50 ℳ.

Der Katalog der „Handbibliothek für höhere Schulen“, welche einen Teil der Deutschen Unterrichts-Ausstellung auf der Weltausstellung in Brüssel 1910 bildete, war schon vor Schluß der Ausstellung vergriffen, ein Beweis für das Interesse, das gerade diesem Teil der Ausstellung entgegengebracht wurde, und für die Anerkennung, die er verdientermaßen gefunden. Zahlreiche Nachfragen bewogen die Weidmannsche Buchhandlung, eine zweite Auflage erscheinen zu lassen. Dabei kam den Bearbeitern ein Vorteil zugute: sie hatten jetzt größere Freiheit und brauchten die Zahl der Bücher nicht mehr nach dem in Brüssel zur Verfügung stehenden Platze zu berechnen. Infolgedessen ist, abgesehen von den Neuerscheinungen des letzten Jahres, manches wertvolle ältere Werk hinzugekommen. Freilich galt es auch eine andere Gefahr zu vermeiden: die Zahl durfte nicht zu sehr anschwellen; es sollte sich auch jetzt noch nur um eine Art Grundstock einer Bibliothek handeln. Und die Auswahl der Bücher blieb auch jetzt mehr oder minder subjektiv; denn eine Objektivität ist hier schlechthin etwas Unmögliches. Darum erscheint es nicht angebracht, persönliche

Digitized by Google

Ansichten und Wünsche hier irgendwie zum Ausdruck zu bringen. Als Ganzes betrachtet ist die Zusammenstellung ein Meisterwerk und erfüllt ihren Zweck vollauf; der Katalog ist in der Tat, was er sein will, ein Ratgeber und Wegweiser, wonach eine brauchbare Lehrerbibliothek eingerichtet und erweitert werden kann. Anerkennung verdient insbesondere auch die Übersichtlichkeit der Anordnung, und es ist dringend zu wünschen, daß alle Anstalten den Bestand ihrer Bibliothek auf Grund dieses Kataloges, wo es nötig ist, ergänzen, besonders aber, daß neugegründeten Anstalten die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, die zur Einrichtung dieser Musterbibliothek gehören. Ich fürchte, es werden nicht viele Anstalten in zehn Jahren 15 000 ℳ für die Bibliothek zur Verwendung haben.

2) Fritz Johannesson, Was sollen unsere Jungen lesen? Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Unter Mitwirkung von Arthur Gebhard, Paul Johannesson, Felix Lampe, Walter Schoenichen und anderen herausgegeben. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 279 S. 8. geb. 3,50 ℳ.

Das Buch verdankt seine Entstehung ebenso wie das vorige der Ausstellung in Brüssel. Im Auftrage des Ministeriums hatte der Herausgeber für die Deutsche Unterrichts-Ausstellung eine Schülerbibliothek für höhere Lehreranstalten zusammengestellt, die sich während der ganzen Zeit der Ausstellung der größten Beachtung erfreute. Das Verzeichnis der Bücherei, für deren dauernde Erhaltung und Nutzbarmachung nach dem Schluß der Ausstellung viele Stimmen laut wurden, war noch vor dem Schluß der Ausstellung vergriffen. Mit der erneuten Herausgabe hat der Bearbeiter der deutschen Jugend und dem deutschen Vaterlande einen überaus dankenswerten Dienst geleistet. Die vielen Veränderungen, die sich das Buch hat gefallen lassen müssen, haben seinen Wert nur erhöht. Es ist in allen Teilen gründlich gesichtet und in einigen erheblich vermehrt worden. Einzelne Abteilungen sind neu hinzugekommen. Sie enthalten Bücher für das frühe Kindesalter und aus der katholischen Jugendliteratur. Wo es dienlich erschien, sind den Büchertiteln kennzeichnende Bemerkungen beigegeben. Die Einleitung, die sich im Ausstellungskatalog mit nur wenigen Seiten begnügen mußte, legt nun in aller Ausführlichkeit auf 70 Seiten die Grundsätze dar, nach denen die Auswahl getroffen wurde. Diese Ausführungen verdienen die aufmerksamste Beachtung aller Kollegen, gleichgültig, ob sie eine Schülerbibliothek verwalten oder nicht. Bei der Auswahl hat ein kleiner Stab von Mitarbeitern seine Erfahrungen und seinen Rat zur Verfügung gestellt.

In seiner neuen, erweiterten Gestalt ist das Verzeichnis über seine ursprüngliche Bestimmung hinausgewachsen, es will fortan mehr sein, als es bisher gewesen ist. Es will fortan nicht allein bei der Begründung oder der Ausgestaltung von Schülerbüchereien Hilfe leisten. Es möchte vielmehr im weitesten Sinne ein Berater bei der Wahl der

Digitized by Google

Lektüre für die Söhne unserer gebildeten Stände werden. Es wendet sich darum vor allem an die Mütter und Väter, die bemüht sind, ihre Lieblinge vor dem Bösen zu hüten und des Guten teilhaftig werden zu lassen, es wendet sich an die Lehrer, die nicht bloß Vermittler des Wissens sein, sondern auch das geistige und sittliche Wachstum ihrer Zöglinge über die Schulstunde hinaus fördern wollen, es wendet sich aber endlich auch an die ehrenfesten Vertreter des deutschen Buchhandels, die das Vertrauen ihrer Kundschaft durch gewissenhaften und sachkundigen Rat zu rechtfertigen wünschen. Möge das Buch diesen gewissenhaften und sachkundigen Rat recht, recht vielen erteilen!

Der Druck ist klar und deutlich, und auch sonst hat die Verlagsbuchhandlung alles getan, um die äußere Ausstattung würdig zu gestalten, ohne den Preis dadurch in die Höhe zu schrauben.

3) Otto Lipmann und William Stern, Forschung und Unterricht in der Jugendkunde. Im Auftrage des Ausschusses für Jugendkunde herausgegeben. 1. Teil. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VI u. 42 S. 12°. 1,20 ℳ.

Dies erste Heft der Arbeiten des Bundes für Schulreform (Allgemeinen Deutschen Verbandes für Erziehungs- und Unterrichtswesen) bietet eine Übersicht aller derjenigen Unternehmungen, die gegenwärtig der Jugend**kunde** gewidmet sind. Die Zusammenstellung ist nach Ländern geordnet, beginnend mit Deutschland. Dann folgt das Ausland, wobei es verwunderlich ist, daß von europäischen Staaten Dänemark und Norwegen außer Betracht bleiben; von den amerikanischen werden außer den Vereinigten Staaten nur Argentinien und Chile berücksichtigt, von sonstigen außereuropäischen nur Japan. Bei jedem Staat wird unterschieden zwischen Zeitschriften, Vereinen und Gesellschaften, Instituten und Kongressen. Bei der Rubrik Deutschland tritt noch hinzu: „Sammlungen von Monographien" und „Vorlesungen und Übungen an deutschen Universitäten 1900". Anspruch auf Vollständigkeit erheben die Verfasser aus mehreren Gründen nicht. Aber aus der Übersicht erhellt die Masse der Veranstaltungen aller Art auf diesem wichtigen Gebiet. Auf den zweiten Teil des Buches, der unter dem Titel „Kritisches und Programmatisches" Arbeiten über die Beschaffenheit und Desiderate des jugendkundlichen Unterrichts an Universitäten und Seminaren, sowie über die Errichtung von Instituten für Jugendkunde und die unter ihnen zu begründende Arbeitsgemeinschaft bringen soll, wird man gespannt sein dürfen.

4) Fritz Pistorius, Von Jungen, die werden. Neue Geschichten vom Dr. Fuchs. Zweite Auflage. Berlin 1910, Trowitzsch u. Sohn. 235 S. 8. geh. 2,40 ℳ, stilvoll geb. 3 ℳ

Das Buch ist ganz in der Art geschrieben wie des Verfassers früheres Werk: „Dr. Fuchs und seine Tertia". Es enthält eine Reihe einfacher, kleiner Geschichten, wie sie im Schulleben tagtäglich vorkommen, aber diesen frisch und fröhlich, humor- und liebevoll ge-

Digitized by Google

schriebenen Erzählungen weiß der Verf. doch immer eine erziehliche, oft tiefernste Seite abzugewinnen. Dieser Dr. Fuchs, der seine unbändigen Jungen so geschickt freundlich und ernst zugleich zu nehmen weiß, ohne jedesmal bei einer Unart oder einem Überschäumen jugendlicher Kraft und Betätigungslust gleich in Wut oder Jähzorn zu geraten, aber auch frei ist von jener heute so oft als höchste pädagogische Weisheit gepriesenen, in Wirklichkeit oft übelangebrachten übergroßen Nachsicht und Schwäche, die vor jeder Strafe, auch da, wo sie unbedingt nötig ist, zurückschreckt, ist ein Prachtkerl von Lehrer, beneidenswert wegen seines feinen Verständnisses für die Flegeljahre seiner Klasse, beneidenswert wegen des feinen Taktes in der Behandlung der Jungen nach jeder Richtung hin, beneidenswert endlich und am meisten wegen des echten Humors, den er besitzt und in allen möglichen Situationen beweist, die ein Lehrer ohne Humor zweifellos verdirbt, nicht bloß zum Schaden seiner Schüler, sondern auch zu seinem eigenen Schaden. Denn wie viel leichter erschließen sich doch die Herzen der Schüler — und nicht bloß dieser — dem Lehrer, der über wirklichen, echten Humor verfügt? Welche fröhliche, heitere Stimmung weiß Dr. Fuchs in die Unterrichtsstunden hineinzutragen? Das ist die Grundstimmung, die die erziehlichen und wissenschaftlichen Früchte zur Reife bringt. Mag man immerhin nicht mit allem, was Dr. Fuchs tut und redet, einverstanden sein, — er redet zu viel, ich meine in den Stunden; aber das ist ein Fehler, der sich hoffentlich mit den Jahren ändert — ein ganzer Lehrer bleibt Dr. Fuchs doch, eben weil er Humor hat. Und darum wird das Buch nicht bloß Schülern, sondern auch Lehrern Freude machen.

Aber auch für die Eltern ist das Buch geschrieben. Nicht daß der Vater hier an seine eigenen Tertianerstreiche und Sorgen erinnert wird, nein Vater und Mutter sehen hier in einen Spiegel und werden bei ernster Selbstprüfung in dem einen oder anderen der gekennzeichneten Elternpaare sich selber erkennen und zugeben müssen, daß sie diesen oder jenen vom Verf. gerügten Fehler selber begangen haben — zum Schaden der Erziehung ihres eigenen Sprößlings. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, kann also das Buch viel Gutes stiften. Darum sollten es die Kollegen nicht bloß selber lesen, sondern auch nach Kräften empfehlen.

5) Hans Hoffmann, Anschauen und Darstellen, das pädagogische Problem unserer Tage, mit praktischen Vorschlägen für den ersten Unterricht. Gießen 1911, Emil Roth. IV u. 62 S. 8. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Die kleine pädagogische Reformschrift handelt von der Umgestaltung des ersten Unterrichts und ist darum in erster Linie für Volksschullehrer wichtig. Aber Männer wie Wetekamp beweisen, wie groß das Interesse für den ersten Unterricht auch in den Kreisen der höheren Lehrer ist. Mit Wetekamp stimmt der Verf., der sich zunächst mit den Reformvorschlägen, die schon gemacht sind, theoretisch

Digitized by Google

auseinandersetzt, auch anfangs vielfach überein, zeigt dann aber, über ihn hinausgehend, wie nach seiner Meinung der systematische Unterricht auf Grund des Anschauungs- und Darstellungsprinzips praktisch erteilt werden muß. Der Verf. betont, wie wichtig die Inanspruchnahme der Selbsttätigkeit der Schüler bei der Einführung in die Welt der Buchstaben und Zahlen ist, und entwirft einen Plan, mit einfachen Mitteln und unter Benutzung des körperlichen und geistigen Betätigungsdranges die Jugend die Formen erfassen zu lassen und diese einzuüben, das Spiel mit dem Ernst zu verbinden zwecks Entwickelung der hier notwendigen Fertigkeiten. Im Rechnen ist H. für Fingerrechnen, dessen Vorzüge er begründet, und hat zur Fortsetzung des Fingerrechensystems eine Rechenmaschine erfunden, die übersichtlicher ist als die sonst verwendeten und die Aufgabe wie das Resultat konkret als geschlossenes Bild vor sich zu sehen ermöglicht.

Elbing. Paul Tietz.

---

1) Herder als Faust. Eine Untersuchung von Günther Jacoby. Leipzig 1911, Felix Meiner. 485 S. 8. 7,50 *M*.

Ich muß gestehen, daß ich an das umfangreiche Buch mit innerem Widerstreben herangegangen bin. Zwar ist von dem Verf. schon ein fast ebenso großes Werk über Herders und Kants Ästhetik erschienen, aber ich glaubte es hier mit der kühnen Hypothese eines jungen Gelehrten zu tun zu haben, der durch das Überraschende seiner These Aufsehen erregen wollte. Man ist ja überhaupt geneigt anzunehmen, das Leben Goethes sei so allseitig und gründlich erforscht, daß erheblich neue Gesichtspunkte nicht mehr zu finden wären, besonders sein „Faust" spotte nunmehr des tieferen Eindringens in seine Geheimnisse. Aber ich bin angenehm enttäuscht worden. Das dickleibige, freilich etwas breit angelegte, aber gründliche und klar geschriebene Buch hat mich Seite für Seite mehr in seinen Bann gezogen und endlich überwunden. Ich konnte mich schließlich der Fülle der Belege und der Wucht der Zeugnisse nicht mehr widersetzen. Goethes „Faust" enthält so viel von Herder, von seinem persönlichen inneren Leben, seinen Stimmungen und Erfahrungen, seinen wissenschaftlichen und ethischen Anschauungen wie auch von seinen eigenen in Briefen, Dichtungen und Darlegungen bezeugten Worten, daß man einen ganz engen Zusammenhang beider zugeben muß. Natürlich des „Faust" nur bis zum Grethchen-Drama und vielleicht einiger späterer Szenen, deren frühere Konzeption der Verf. aus ebensolchen Berührungen annehmen zu müssen glaubt.

Ob man wirklich so weit gehen darf, zu sagen, Faust sei Herder, ist schließlich unwesentlich, das ist vielleicht letzten Endes Temperamentsache. Da jedes äußere Zeugnis dafür fehlt, jede, auch die leiseste Andeutung, daß Goethe etwas derartiges beabsichtigt habe, daß er eine Nachzeichnung des in den 70er Jahren von ihm heiß geliebten und verehrten Mannes gewollt, so möchte man zunächst an den Thesen festhalten: Faust ist Faust, und Faust ist Goethe, der Stürmer und

Digitized by Google

Dränger, und nur annehmen, daß sich Goethe damals so in das Wesen und Denken Herders vertieft, eine solche Kongenialität in ihm gefunden, sich so viel von seinen Gedanken und Worten zu eigen gemacht habe, weil er in ihnen seinen eigenen Lebensgehalt wiederfand, — daß dadurch diese Berührungen genügend zu erklären sind. Aber allerdings sind sie so groß und so eng, daß man hier vor einer rätselhaften Erscheinung steht und oft nicht umhin kann, beabsichtigte Identität anzunehmen.

Der Verf. ist Philosoph, und von dieser Seite aus ist er auch wohl an das Problem herangegangen. Aber er bietet hier literarhistorisch-philologische Forschung, und zwar als einen Teil einer größeren Arbeit, die Herders Einwirkung auf Goethe im allgemeinen behandeln soll. Man darf ihr mit Interesse entgegensehen, da der Verf. sich als gründlichen Kenner Herders gezeigt hat. Daß wir es nicht mit einem Philologen zu tun haben, bezeugt manche allzukühne Behauptung und Schlußfolgerung, auch die merkwürdige Art zu zitieren; z. B. statt D. u. W. (Hempel) druckt er jedesmal in extenso: Goethes Werke, Hempel-Ausgabe Bd. 21 oder Goethes Werke, Weimarer Ausgabe Abt. usw. Nicht selten vermißt man auch genaue Datierung von Briefen oder anderen Äußerungen, wo sie für die Beurteilung der Abhängigkeit nicht zu entbehren ist. Ungenau ist auch der oft wiederkehrende Ausdruck, daß „Faust" damals (1771—72) geschrieben wurde u. dgl.

Der Weg, den der Verf. eingeschlagen hat, ist folgender. Er zeigt zuerst auf etwa 35 Seiten, wie Herder sich zur Zeit der Entstehung des „Faust" im Urteil Goethes darstellt. Merkwürdigerweise spricht Jacoby nie vom „Urfaust", geht auch nicht auf ihn ein, obwohl das doch sehr nahe gelegen hätte. Er ist eben der Meinung, daß schon in den 70er Jahren im Entwurf viel mehr bereit lag (der „Grundbestand des heutigen ersten Teiles", S. 47), als damals ausgeführt wurde.

Die eigentliche Untersuchung behandelt dann, nachdem so die Unterlagen geschaffen worden, Abschnitt für Abschnitt, fast Vers für Vers: Faust im mitternächtlichen Selbstgespräch, Faust und Wagner, Faust und Mephisto, Mephisto und der Schüler und das Glaubensbekenntnis Faust, indem überall die Parallelen aus Herder abgedruckt werden. Ein Beispiel mag das Verfahren und die Innigkeit der Beziehungen kennzeichnen. Ich citiere S. 88 aus „Fausts mitternächtlichem Selbstgespräch":

Noch wichtiger sind die Lebensbekenntnisse in der anderen Dichtung Herders „Mein Schicksal". Höchst merkwürdig, wie wir hier von Herder erfahren, daß er während der ganzen Jugendzeit von faustisch nächtlichen Erregungen seines Binnenlebens erfüllt gewesen sei, daß er sich

„unterm Klange der Nacht inne ward, daß ihm Schaur
mächtig ewig ins Innere klang!
Daß ihm Leben und Tod, Schlummer und Auferstehn,
Freud und Wonne des Lebens ihm

Digitized by Google

hoher Göttergedank und der zerfließenden
Seele Fülle, wie Wandeltraum
hindurch schwebet! Daß ihm seine Erlesenen
stets im Wetter vorüber gehn!
Stets aus dunklem Gewölk Blitze! Die
[weckenden
Väterstimmen ihm mitternachts
kommen, reden und hin wandeln in Mitter-
Dunkel". [nachts

Man vergleiche zu dieser, sowie zu der Schilderung in den folgenden Gedichten, die Stimmung vor der Erdgeisterscheinung im „Faust":

Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rote Strahlen
Mir um das Haupt — es weht
Ein Schauer vom Gewölb herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All meine Sinnen sich erwühlen!

Dazu die Bühnenanweisung: „Es zuckt eine rötliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme".

Die seelische Stimmung und die äußeren Begleiterscheinungen, die die Geistererscheinung im „Faust" vorbereiten und unter denen sie sich vollzieht, sind bis ins einzelne in Herders Jugendgedichten vorgebildet. Das wird aus dem Vergleiche ersichtlich. Faust: „Es wölkt sich über mir." Herder: die Geister erscheinen „aus dunklem Gewölk", oder wie es in dem Gedichte „Genius der Zukunft" heißt: „zerreißen das Gewölk". Sie gehen „im Wetter" vorüber und wandeln hin „in Mitternachts Dunkel". Faust: „Es zucken rote Strahlen mir um das Haupt", Herder: „Blitze" strahlen aus dem Gewölk, oder im „Genius der Zukunft": die Geister zerreißen das Gewölk „mit Schwerterblitzen". Faust: „Es weht ein Schauer vom Gewölb herab und faßt mich an". Herder: es klingt „Schauer" ihm „mächtig ewig ins Innere". Und wie dieser Schauer bei Goethe vom Gewölbe herab „weht", so „wehen" in Herders „Genius der Zukunft" die Geister „im Blick durch die sieben Himmel und schwingen sich herab". Endlich, Faust: „Zu neuen Gefühlen all meine Sinnen sich erwühlen!" Und Herder: „Freud und Wonne des Lebens, hoher Göttergedanke und der zerfließenden Seele Fülle" durchschwebt den Schauenden; und im „Genius der Zukunft" offenbart sich ein „Zauberspiegel" der Seele.

Zugleich ist das Gedicht „Mein Schicksal" aber auch durch den Gehalt seiner Geistererscheinung wichtig. Die engen Kreise, die dem

Digitized by Google

Schutzgeiste Herders gezogen schienen, erweitern sich. Nicht nur die sittliche Lebensführung, sondern hohe Göttergedanken und der zerfließenden Seele Fülle, Leben und Tod, Schlummer und Auferstehn, Freud und Wonne des Lebens: das ist der Inhalt der geheimnisvollen nächtlichen Schau Herders und die Botschaft seiner „Väterstimmen" um Mitternacht. Welchen Inhalts im einzelnen jene Erlebnisse nächtlicher Schau und die Göttergedanken und der zerfließenden Seele Fülle für Herder waren, das werden wir aus den folgenden Untersuchungen erfahren. Es war eben das, was der Erdgeist im „Faust" andeutend verrät.

Ebenso überraschend ist Jacobys Nachweis des folgenden Zusammenhanges. Faust sagt:

> Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
> An denen Himmel und Erde hängt,
> Dahin die welke Brust sich drängt.

Der Ausdruck „Brüste" ist hier aufallend und unvermittelt. Wie kommt Goethe auf ihn? — Aus Herders Worten gewinnen wir Licht. Er sagt in der Abhandlung vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele (Suphan VIII 171): „Ich schäme mich nicht, an den Brüsten dieser großen Mutter Natur nur als ein Kind zu saugen". Der Zusammenhang ist merkwürdig, aber er ist nicht zufällig, sagt Jacoby: denn dies, der ursprüngliche Quell des Naturlebens und hierin der Quell des eigenen Lebens, dies ist es, was Bücherwissen nicht erschließen kann, wo „trockenes Sinnen" umsonst ist, wo „Syllogismen mich nichts lehren". Da muß ich „fühlen", „empfinden" und „ahnden". Da „wehet" mich der große Geist der Natur an, der Weltgeist des Makrokosmoszeichens, der Erdgeist. Darum sucht Faust jene Geister. Er sehnt sich wie Herder nach „den Brüsten dieser großen Mutter Natur"; er sehnt sich nach den Quellen des Lebens.

> „Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
> Ach! nach des Lebens Quelle hin".

„Die Natur.... kann als eine Mutter mit vielen Brüsten noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?" schreibt Herder in der zweiten Sammlung der Fragmente vom Jahre 1767 (Suphan I 349).

Nach dem Verf. hat also Goethe ganz bewußt, immer in Anlehnung an Herders Anschauungen und Aussprüche, in den ersten Auftritten Herder als Faust in der Einsamkeit seines Umgangs mit sich selbst, im Gespräch mit Wagner in seiner öffentlichen Wirksamkeit, in seinem Kampf gegen die aufklärerischen schulwissenschaftlichen Meinungen seiner Zeit, und ebenso in Fausts Gespräch mit Mephisto und dessen Unterhaltung mit dem Schüler nur Herders Ideen dargestellt.

Digitized by Google

Im siebenten Abschnitt faßt nun der Verf. u. d. T. „Das Gefühl und die Lehre Herders vom Menschen“ seine Untersuchung zusammen und kommt zu dem Ergebnis: „Es ist wundersam“, schreibt Herder in der Plastik, „wie selten uns nur ein Mensch erscheint, und wie noch seltner Mensch einen Menschen umfasset und ihn so lieb gewinnt, daß er ihn mit sich trage und ihn der Ewigkeit gäbe“. Dieser seltene Fall ist im Faust verwirklicht. Goethe sah in Herder zur Zeit der Faustentstehung eine Entfaltung jenes Wesens, dem sein eigenes Sein zustrebte. Man darf gestrost sagen: er wirklich gewann Herder so lieb, daß er ihn mit sich trug und der Ewigkeit gab. Goethes Faust ist, wenn man es so ausdrücken will, der Niederschlag einer geistigen und seelischen Abrechnung mit dem Wesen Herders, wie Goethe es zum Ewigkeitsbilde verklärt in sich trug als der Jünger und als vergötternder Freund.

Das Wesen Herders in goethescher Verklärung stellt Faust in einem einzigen großen Erlebnis dar. Dieses Erlebnis liegt verborgen in allen jenen mannigfaltigen Anspielungen des Schauspiels, die auf die Lehre Herders vom Gefühl hinweisen. Die Lehre vom Gefühl war bei Herder in der Tat nichts weniger als ein verstandesmäßiger Einfall. Sie war der Ausdruck eines ureignen seelischen Innewerdens. Dieses Innewerden will Goethe darstellen als das Wesen des Faust: das Wesen Herders. Darstellen in all den verschiedenen Ausgestaltungen, die das Gefühl als treibende Macht bei Herder, hier in der Einsamkeit mit sich selbst, dort im Wissenschaftskampfe und wiederum in volks- und staatswissenschaftlicher Betätigung teils wirklich erreicht hatte, teils nach Herders Lebensplane in Zukunft noch zu erreichen strebte.

Indem Jacoby also Herders Lehre vom Gefühl und Wesen des Menschen darstellt, geht er noch einmal dem Gedankengang des ganzen „Faust“ nach und stellt ihn unter das neugewonnene Licht.

Im letzten Abschnitt wird endlich allzukühn darzutun versucht, daß den eigentlichen Anstoß zu Goethes Dichtung weniger die „löschpapiernen Volksbücher“ und heruntergekommenen Budenspiele“ gegeben haben als Lessings „Faust.“ Herder brachte vermutlich aus Hamburg Lessings Faustplan mit, der schon seelische Motive enthielt. Diese füllte Herder mit seinen Ideen, indem er mit seinen eigenen Geistergedichten die Faust- und Geistergedanken Lessings erläuterte und erweiterte. Jacoby weist hier auf eine Briefstelle Herders hin, die in dieser Hinsicht eine merkwürdige Bedeutung gewinnt.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, die Bedeutung dieses anregenden, auch mit genauen Registern versehenen Buches hervorzuheben.

2) Goethes Faust. Eine Analyse der Dichtung von Wilhelm Büchner. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 128 S. 8. 2 *M*.

Der Verf., welcher 1908 „Fauststudien“ über die drei ersten Akte des 2. Teils veröffentlicht hat, ist hier ausgegangen von Erwägungen über den Widerspruch zwischen Äußerungen Mephistos in der Vertragsszene und seinem folgenden Monolog, jenen Widerspruch, den Kuno

Digitized by Google

Fischer so stark betont und Minor das große Fragezeichen genannt hat, und der um so auffälliger ist, weil ihn, genau besehen, schon das Faustfragment von 1790 enthält. „Bei dem Versuch, eine Meinung darüber auszusprechen, sah ich mich genötigt, weiter und weiter zu greifen, da die Probleme in dem einst als zusammenhanglos verschrieenen Werk unlösbar verkettet sind, und so ist aus der Einzeluntersuchung schließlich eine systematische Darstellung des Ganzen geworden. Die Dichtung wird darin als ein Organismus betrachtet, in dem alle Teile auf einander hinweisen und zum ganzen zwecken".

Die Arbeit zeichnet sich durch ruhige, klare Darlegung und nüchterne Erfassung der Ideen aus. Sie beginnt mit einer Charakteristik des Mephistopheles, deren Ergebnis folgendes ist: „Sieht man von der mythologischen Einkleidung ab, so handelt es sich in der Dichtung um die Frage, ob Faust sich zu einer Persönlichkeit entwickelt, die uns zeigt, daß es der Mühe wert ist, ein Mensch zu sein, oder ob er an seinen Fehlern und Torheiten zugrunde geht. Indem Goethe diesem Gedanken mit der Faustsage zu verschmelzen suchte, entstanden Schwierigkeiten, die nicht leicht zu beseitigen waren und auch nicht völlig beseitigt sind".

Diese Schwierigkeiten werden im 2. Abschnitt betrachtet. Die Gliederung der Handlung (3. Abschnitt) wird an ein Schema angeknüpft, das sich unter Goethes Faustpapieren gefunden hat, das sogen. 1. Paralipomenon, dessen Facsimile wir bei Witkowski Band I S. 377 finden. Büchner legt es so aus: „Im ersten Teil erwartet Faust Lebensgenuß von außen. Seine Person ist ihm dabei die Hauptsache. Die Außenwelt soll nur geben. Durch Einwirkung auf andere sucht er Befriedigung am Kaiserhofe (Tatengenuß nach außen). 'Genuß mit Bewußtsein — Schönheit' weist auf die 'Helena' hin. 'Schöpfungsgenuß von innen' fühlt Faust in den letzten Szenen bei der Eindämmung des Meeres".

„Das Spiel des Mephisto" (ihm ist der größte Teil der Arbeit gewidmet) macht die Erklärung natürlich die größte Schwierigkeit, und auch Büchner vermag es nicht überall völlig zu durchschauen. Hier spiegeln sich eben die Geheimnisse im Kopfe jedes Erklärers anders. Aber wir folgen gern den Darlegungen, die hier geboten werden, vertiefen und erweitern unser Verständnis und halten mit Widersprüchen im einzelnen zugunsten des Ganzen, Wohldurchdachten zurück.

Berlin. Karl Kinzel.

Arthur Preuß, Griechische Hausübungen (mit Schlüssel) zum Selbststudium. I. Pensum der Untertertia. Leipzig 1911, Dr. Seele & Co. III, IV und 85 u. 53 S. 8. 2,50 ℳ.

Das Verständnis für die Literatur eines fremden Volkes und der Genuß an der Lektüre wird durch die Sicherheit bedingt, mit der der Leser die grammatischen Formen erkennt und die Mittel beherrscht, die dem fremden Volke für die Darstellung seiner Gedanken zur Verfügung stehen. Kenntnis der Flexion und der Syntax des Nomens und des Verbs wird aber nur durch fortgesetztes ausreichendes Übersetzen aus der fremden Sprache und in sie erworben.

Digitized by Google

Das oben genannte Buch will für die Kenntnis des Griechischen den in U. III zu legenden Grund befestigen helfen. Der Verfasser bietet im Anschluß an die Übungsbücher von Gerth und Eichler für die einzelnen Paragraphen der Grammatik hinreichend Beispiele, zunächst einzelne Formen, dann in bestimmten Zwischenräumen auch Einzelsätze, wobei mit der Wiederholung des früher geübten Stoffes die Einübung des neuen zweckmäßig verbunden wird. Damit der Lernende auch ohne Hilfe eines Lehrers diese Übungen anstellen kann, ist dem Buche ein Schlüssel beigegeben.

In einer Neuauflage sind folgende Mängel zu beseitigen. S. 10 Stck. 24 S. 20; Tod, du bringst den bittern Trauern ein schönes Ende. S. 11 Stck. 25 S. 24: ein schwieriges Unglück. S. 27: die Lehrer führen die Seelen der Jünglinge zur schönen Tugend. S. 12, Stck. 27 S. 4: die schwierige Tyrannis. S. 7: wenigen Zwisten. S. 24, Stck. 53 b S. 12: den sehr kurzen Gewinnen. S. 20 Stck. 46 S. 6: in der Insel der Kreter waren wohl habende Städte; S. 24 (Stck. 53 b S. 9 heißt es ohne ein in Klammern zugesetztes ἐν richtig „auf der Insel".) S. 28 Stck. 60 S. 10: er ist eurer nicht uneingedenk.

Unverständlich ist es, daß S. 14, Stck. 33 bei der Übersetzung der Wendung „wider Willen . . . . ." , die viermal gebraucht wird, nur das erste und vierte Mal durch den Zusatz gen. vor einem Fehler gewarnt wird.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Hermann Peter, Wahrheit und Kunst. Geschichtschreibung und Plagiat im klassischen Altertum. Berlin-Leipzig 1911, B. G. Teubner. XII u. 490 S. 8. 12 ℳ.

Mit dem etwas viel umfassenden und unbestimmten Titel kündigt Verf. ein Werk an, das in gründlicher Weise ein wichtiges Gebiet der Literaturgeschichte behandelt, nämlich die Geschichtschreibung im klassischen Altertum, und zwar von einem bestimmten Gesichtspunkte aus, unter steter Berücksichtigung der Frage: Wieweit beruht das von dem Geschichtschreiber Mitgeteilte auf Wahrheit, und wie kommt der Autor dazu, von der Wahrheit abzuweichen? — Verf. ist auf dem Gebiete der antiken Historiographie, insonderheit der römischen wohl bewandert und hat sich durch grundlegende Werke einen Namen gemacht. So ist es interessant, sich unter bewährter Führung unter einem bestimmten Gesichtspunkte über das ganze Gebiet der antiken Historiographie zu orientieren. Es ist nicht alles neu, was Verf. vorbringt, auch der Hauptgedanke nicht, der durch das Buch zieht. Denn schon Ivo Bruns (Das literarische Porträt 1896) hatte gezeigt, daß die alten Historiker von feststehenden Stilgesetzen beeinflußt waren. Auch der Einfluß des Isokrates auf die Entwicklung der Prosa steht längst fest, seitdem man erkannt hat, daß dieser Meister der Redekunst keineswegs der Typus des kraftlosen Schönredners ist, als der er früher vielfach angesehen wurde, sondern der

Digitized by Google

erste hellenische Publizist. Aber Verf. weist in diesem Buche im einzelnen nach, daß die Historiographie durchweg unter der Wirkung der Rhetorik stand; und des Isokrates maßgebenden und nachhaltigen Einfluß läßt uns Verf. noch bei späten Nachfahren wahrnehmen. Indem er nun die Entwicklung der Geschichtschreibung aus dem geistigen Leben derer, für die sie bestimmt ist, herzuleiten sucht, beschäftigt er sich teils mit Geschichte, teils mit Literaturgeschichte; und wenn sein Werk auch keinem dieser Lehrgebiete ganz angehört, so bringt es doch zweifellos besonders zu dem letzteren wertvolle und bedeutsame Ergänzungen; denn jeder einzelne nur einigermaßen wichtige und erweislich Einfluß übende Vertreter der in Betracht gezogenen Literaturgattung wird auch rein literargeschichtlich eingehend gewürdigt. Sein Thema, warum die Geschichtschreibung des Altertums die Forderungen der Wahrheit so häufig mißachtete, verfolgt Verf. von den ersten Anfängen an bis ins Mittelalter.

Gleich aus dem ersten der 14 Kapitel, in die der Stoff eingeteilt ist, wird die allgemeine Grundlage ersichtlich, auf der Verf. seine Gedanken aufbaut; es ist überschrieben: *Die Entwicklung der Religion und Ethik zum Kultus des Schönen in Griechenland.* Es geht davon aus, daß der Wahrheitssinn bei den Griechen wohl vorhanden war, aber früh abnahm, weshalb für das bürgerliche Leben eine besondere Bekräftigung der Wahrheit, der Eid, nötig wurde. Die Phantasie des griechischen Volkes hatte mehr Lust an schöner Erzählung als an der nackten Wahrheit, — dies ein Gedanke, der oft in dem Buche wiederkehrt. Wesentlich unter dem Einflusse des Dramas wird das Ethische mehr und mehr zum Schönen und Guten, ohne daß hierfür (selbst von den Philosophen nicht) eine klare Begriffsbestimmung aufgestellt wird.

In dieses Reich des Schönen traten die Sophisten ein (2. Kap.: *Sophistik und Rhetorik. Isokrates*) und wurden seine Propheten. Nicht die Wahrheit war ihnen Zweck, sondern das πείθειν oder πιθανῶς λέγειν; und die Gefälligkeit und Schönheit ihres Vortrages tat überall ihre Wirkung. Da erfolgte die Weiterbildung der formalen Schönheit der Rede durch Isokrates, der auch die Bildsamkeit der attischen Sprache zum Bewußtsein brachte; ihm weist Verf. mit Recht einen tief und nachhaltig wirkenden Einfluß auf die Entwicklung der antiken Prosa zu, und er weiß es an verschiedenen Stellen wohl zu begründen, wenn er sagt, daß seit Isokrates auch in der Geschichtschreibung Kunst in die Darstellung gelegt wurde, die bei den meisten das Hauptgewicht erhielt.

Nachdem in diesen beiden vorbereitenden Kapiteln mehr allgemeine Verhältnisse dargelegt sind, suchen die folgenden „die Versündigung der Kunst an der Wahrheit" den griechischen und römischen Schriftstellern nachzuweisen; denn auch diese letzteren sind nicht freizusprechen, so sehr die Römer in tiefem Empfinden den Griechen nachstanden. Schon ehe in Athen die Freude am schönen Schein die Oberhand gewann, war bei dem ionischen Stamme in Kleinasien

Digitized by Google

die Lust an fesselnder Darstellung von Geschehenem oder Erlebtem, mochte es auch noch so wunderbar klingen, lebendig geworden; diese betätigte sich in der *Logographie*, als deren Begründer Hekataios von Milet zu gelten hat. Wenn Verf. neben dieser in demselben Kapitel die *Alexandrographie* bespricht, so hat das seinen Grund darin, daß durch die erstere Geschichte und Dichtung bei den Griechen für die Welt des Orients unlöslich verbunden, das lesende Publikum also für die Lektüre der Taten Alexanders des Großen besonders empfänglich war; beide haben somit etwas Gleichartiges. Schon *Kallisthenes*, der für die Alexandrographie Grundlage ist, hat dem Zeitgeschmack, der Ausschmückung der Ereignisse erwartete, Rechnung getragen; nur wenige suchten die einfache Wahrheit zu retten, bis *Arrian* die Scheidung zwischen Geschichtschreibung und Unterhaltungsliteratur vollzog. Verf. sagt (S. 78): „In der Darstellung der Taten Alexanders spiegelt sich im beschränkten Kreise die Entwicklung wider, welche die gesamte Historiographie des klassischen Altertums genommen hat", — Beeinflussung der Form durch die Rhetorik, der Stoffauswahl durch die Phantasie.

In einem besonderen Kapitel (dem 4.: *Die vorisokratische Geschichtschreibung in Athen*; *Herodot u. Thukydides*) wird nun die schon vorher in Athen anders geförderte Geschichtschreibung behandelt. Auch *Herodot* hat Lust am Erzählen, aber sein Zweck ist nicht die ἡδονή seiner Hörer und Leser, sondern die Überlieferung an die Nachwelt, und deshalb heißt er seit Cicero mit Recht *pater historiae.* Und wenn er die Athener in helles, allzu helles Licht setzt, so sieht er eben Athen und seine Vergangenheit mit den Augen der Athener; das ist nicht Unwahrhaftigkeit, sondern höchstens ἀκρισία. Vorzüge und Mängel des Herodot werden eingehend besprochen, sein Stil knapp aber treffend geschildert. Gleich eingehend wird *Thukydides* behandelt, der, im Gegensatze zu Herodot, alles rücksichtslos über Bord wirft, was nicht unmittelbar auf sein Endziel hinführt; und seine Beschränkung auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum zeigt die Klarheit, mit der er sich seine Aufgabe stellte. Verf. betont seine Wahrheitsliebe, seine Kritik gegen die Quellen, seine Chronologie (um die Herodot unbekümmert war), seine Darstellungskunst und widmet eine besondere Betrachtung seinen Reden, die zuerst von Thukydides als notwendiger Bestandteil der antiken Geschichtschreibung verwandt werden. — An die Betrachtung dieses größten griechischen Geschichtschreibers wird die des weit kleineren Xenophon angeschlossen; auch er wird literargeschichtlich eingehend gewürdigt, die Entstehung seines Werkes, das vielfach den Eindruck einer Materialiensammlung macht, untersucht. An die Besprechung seiner Hellenika knüpft Verf. die der Hellenika von Oxyrhynchos, der 2 größeren, 1906 gefundenen Bruchstücke, die Jahre 396 und 395 betreffend; v. Wilamowitz, Ed. Meyer, Busolt wollen sie dem Theopomp zuweisen, wogegen sich Verf. besonders auf Grund des Vergleiches mit den Fragmenten dieses Geschichtschreibers entschieden ausspricht.

Digitized by Google

Von den Schülern des Isokrates, dessen wirksame Rhetorik Nacheiferung weckte, sind besonders *Ephoros* und *Theopomp* zu nennen (5. Kap.), deren gewandte Rede zur Folge hatte, daß Herodot, Thukydides und Xenophon lange Zeit verdunkelt wurden. Sie stehen beide auf dem Standpunkte ihres Lehrmeisters Isokrates, so daß sie sich des Unterschiedes von Prunkrede (oder ἐγκώμιον) und Geschichte nicht klar bewußt geworden sind. Die Macht der Rhetorik war so bedeutend, daß auch die Wissenschaftlichkeit des Aristoteles nicht die Oberhand behalten konnte; im Geschmack des Lesepublikums, der φιλήκοοι, trug Isokrates den Sieg über Aristoteles davon; das zeigt sich auch bei dem bedeutendsten, Timaios.

Der erste griechische Historiker, von dessen Werke uns seit Thukydides und Xenophon wieder ein größerer Teil erhalten ist, ist *Polybios*. Er hält es für seine Pflicht die Macht der Rhetorik zu brechen, und er konnte sich seiner Wahrhaftigkeit mit Recht rühmen. Und doch vermag Verf. nachzuweisen, daß auch ihm der Blick durch die Macht der Verhältnisse getrübt ist, daß er sich von Verallgemeinerung und einseitiger Übertreibung, die seit Isokrates Mode geworden war, nicht ganz frei gehalten hat. Eine kürzere Besprechung widmet Verf. dann dem 'maximus stoicorum', dem *Poseidonios*, dem die Römer nicht gerecht zu werden wußten, und dem *Strabon*, der gleichfalls als Gegner des rhetorisch aufgeputzten Stiles bekannt ist.

Die Betrachtung der Stoa bildet die Überleitung zur Besprechung der römischen Geschichtschreibung, deren Anfänge und Weiterbildung auf Grund der griechischen Theorie im 8. u. 9. Kapitel behandelt werden. Wie die Nobilität das Bestreben hatte, durch die *imagines* der Welt den Ruhm des Geschlechts vor Augen zu stellen, so hatte der einzelne für sich den Wunsch nach Verherrlichung. Dadurch kam in Rom die Autobiographie in die Literatur, für die Verf. eine Reihe von Vertretern namhaft zu machen vermag, bis sich verschiedene Geschlechter der Bedeutung der Geschichtschreibung bewußt wurden und in ihr bis auf die ältesten Zeiten zurückgingen, in denen die vermeintliche oder wirkliche Begründung ihres Ruhmes lag.

Neben einer universalistischen Richtung, die auch vielfach voreingenommen war, entwickelt sich jetzt auch die Behandlung der *Zeitgeschichte*, deren bedeutendstes Erzeugnis *Cäsars Kommentarien* sind. Beide behandeln ohne jedes Haschen nach theatralischer Wirkung und ohne jeden rhetorischen Aufputz, aber mit bestimmter Tendenz Cäsars Tätigkeit: im einen will er den Vorwurf der Eroberungslust und der Treulosigkeit gegen Feinde zurückweisen, im anderen Pompejus allein die Schuld am Kriege zuschieben. Interessant ist die Darstellung des Verfassers von *Ciceros* Theorie der Historiographie, der auf der einen Seite als Vorzug des Annalisten anerkennt *non esse mendacem*, auf der andern aber fordert, daß durch *temporum varietates fortunaeque vicissitudines* der Leser gefesselt werden müsse, — der vielseitige und aufnahmefähige Jünger griechischer Bildung.

Besonders ansprechend sind die Ausführungen des 10. Kapitels:

Digitized by Google

Die Höhe der römischen Geschichtschreibung: *Sallust*, *Livius*, *Tacitus*, das in nicht zu umfangreicher Weise, aber anschaulich die drei Großen charakterisiert. Sie haben gemeinsam, daß keiner die Unwahrheit hat sagen wollen — an Sallust rühmte Augustinus die *nobilitata veritas* —, daß keiner der landläufigen Sitte, für angenehme Unterhaltung zu sorgen, folgen wollte; und doch stand des Sallust Urteil unter dem Einflusse seiner Umgebung, machte den Livius sein nationales Selbstgefühl ungerecht gegen die Feinde, konnte Tacitus sich von einem Parteistandpunkte nicht freimachen; gerade des Tacitus Glaubwürdigkeit, wenn er auch zugleich Dichter und Rhetor war, wird richtig eingeschätzt und die mit Thukydides in Parallele gestellte bedeutsame Persönlichkeit anschaulich vor unser Auge geführt. Ungünstigen Einfluß auf die Geschichtschreibung übte natürlich der Cäsarismus aus, und so ist *C. Velleius* nicht objektiv, er gibt uns aber die offizielle Auffassung des Kaiserhofes über die neue Zeit und den neuen Staat, ist auch dadurch interessant, daß er, der 50jährige Kriegsmann, sich der Rhetorik nicht entziehen kann.

Unter dem Kosmopoliten Hadrian übernahmen wieder Griechen die Führung in der römischen Geschichtschreibung. Der Zeit nach der erste ist der Jude *Josephus*, bei dem „sich höfische Schmeichelei und Rhetorik vereint, um ohne Scheu die Wahrheit über ein sogar in frischer Erinnerung stehendes Ereignis zu fälschen". Den Biographien des *Plutarch*, der den Leser zu fesseln und zum Denken anzuregen wußte, hat das Fehlen gründlicher Wissenschaftlichkeit und des Suchens nach Wahrheit nicht geschadet. *Appianos* hat mit seiner politischen Denkweise jedenfalls dem Tacitus näher gestanden als dem Velleius, aber die auf Übertreibung gerichtete Rhetorik erreichte mit ihm ihren Höhepunkt. Frei von Schmeichelei und in einfacherer Form hielt *Arrian* sein Werk, konnte aber den Unfug der Höflinge nicht Einhalt tun. *Cassius Dios* römische Geschichte, die für den griechisch sprechenden Osten dieselbe Bedeutung gewann wie Livius für den lateinischen Westen, ist nur in dem Teil, der die Geschichte s e i n e r Z e i t behandelt, mit Bewußtsein wahrheitsgemäß geschrieben. Der geborene Grieche *Ammianus Marcellinus*, der Fortsetzer des Werkes des Tacitus, hat den ernsten Willen, wahr zu sein.

In der *Kaiserbiographie* (12. Kap.) geht für lange Zeit die gesamte lateinische Geschichtschreibung in Rom auf; aber die Parteilichkeit der senatorischen Überlieferung hat auch *Sueton* nicht erkannt, wenn auch seine persönliche Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel zu ziehen ist. Schamlose Mißachtung der Wahrheit aber zeigen die späteren Kaiserbiographen, wie die *scriptores historiae Augustae*. Besser verfuhren die Epitomatoren und Verfasser von Breviarien wie Florus, Ertropius.

Eine kurze Betrachtung erfordert noch das 13. Kapitel, das *Plagiat?* überschrieben ist. Es bringt zunächst eine drastische Bestätigungen der früheren Ausführungen, wie die Trübung des Wahrheitsbegriffes sich vollzog, so daß der Philosoph Seneca die sämtlichen rhetorischen Historiker als eine *mendax natio* abfertigt. Dann kommt

Digitized by Google

Verf. auf die Benutzung, oder vielmehr Ausnutzung der Vorgänger zu sprechen; und da ist es charakteristisch für die Anschauung des Altertums, daß man auch bei weitgehender Benutzung anderer den Vorwurf unehrenhaften Handelns gegen den Historiker nicht erhob, dieser selbst nicht die Empfindung einer literarischen Unehrlichkeit hatte. Es überwog eben auch hier das Bedürfnis, in möglichst glatter Form und ohne Unterbrechung seinen Vortrag durchzuführen. Wohl verdachte man es aber einem Historiker, sofern er vorwiegend Sammler war, wenn er seine Autoren nicht nannte; und als Unterschlagung betrachtete man es, wenn jemand das Eigentum eines anderen ohne dessen Willen gar unter eigenem Namen veröffentlichte. Vieles also, was wir heute mit dem Namen Plagiat brandmarken, wurde im Altertum anstandslos getan und hingenommen.

Im Schulßkapitel — *Abschluß* — betont Verf. zunächst, daß mit dem Christentume sich die Wahrheit siegreich erhob, erörtert die Umstände, welche vornehmlich die Erhaltung der alten Literatur bedingten und hebt nochmals den Unterschied zwischen der antiken und der jetzigen Geschichtschreibung hervor: jene hat, seitdem sie in die Bahn der Rhetroik geriet, den Blick immer nach außen und nach vorwärts auf den eigenen Ruhm gerichtet, dem Zeitgeschmacke dienend; diese will ohne jedes Vorurteil die Grundlagen der Überlieferung untersuchen und ehrlich und rücksichtslos das, was sie als Wahrheit erkannt hat, zum Ausdrucke bringen.

Die von uns hier dargelegten Hauptgedanken des Peterschen Werkes lassen erkennen, welch reichen Ertrag dieses der Wissenschaft bietet. Das Buch ist von Wichtigkeit für die Bewertung unserer Quellen zur alten Geschichte, an denen eine ebenso besonnenene wie scharfe Kritik geübt wird, oft recht ins Einzelne eindringend. Ein großer Wert steckt auch in den zahlreichen Anmerkungen, die oft eine Einzelfrage abtun und in denen ein reiches literarisches Material verwertet ist. Die S. 474—480 angefügte 'Zeittafel' umfaßt das gesamte Gebiet der antiken geschichtlichen Literatur von 1795 v. Chr. „Beginn der Königstafeln bei Hellanikos" bis 959 „Kaiser Konstantinos Porphyrogennetos †". Das Register (S. 481—490) mit seinen treffenden Stichwörtern erleichtert eine bequeme Benutzung des Werkes. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Die Drucklegung ist mit außerordentlicher Sorgfalt überwacht, so daß nur ganz vereinzelt ein Versehen begegnet. S. 37 Z. 3 v. o. muß es heißen „im *Osten*" (st. „im Westen"); S. 49 Anm. 5 steht „Peiraios"; S. 81 Z. 12 v. o. ist wohl zu lesen: „um einen Zweifel über das Alter des Herakleskultes z u h e b e n"; S. 153 Z. 3 v. u. ist zu lesen ἦθος ἁπλοῦν: die Brüder Grimm haben sich nicht „G e brüder" genannt (S. 102 Z. 18); im Register unter „Eid" steht „asse*n*torisch". Insonderheit für die Zitate hat eine große Anzahl von Stichproben Zuverlässigkeit ergeben.

H a n a u. O. W a c k e r m a n n.

Digitized by Google

1) Karl A. Scholl, Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Vierte, ministeriell genehmigte Auflage. Würzburg 1911, Bucher. VI u. 176 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Das Buch enthält 108 zusammenhängende Übungsstücke, die, nach der Vorrede zur 1. Auflage, zum größten Teil nach französischen Texten frei bearbeitet sind und eine Menge Beispiele für den betreffenden Abschnitt der Grammatik enthalten. Die meisten Stücke sind geschichtlichen Inhalts, einige behandeln Stoffe aus dem heutigen Alltagsleben, der Geographie oder Technik. Obwohl die Übungsaufgaben im Hinblick auf die Grammatik stilisiert sind, lesen sie sich doch auch als deutsche Stücke ganz gut. Sie sind auch dem Inhalt nach einwandfrei; nur hätte gerade im ersten Stücke der deutsch-französische Krieg so abgefaßt werden müssen, daß er als Bericht eines Franzosen, und nicht eines Deutschen, aufzufassen wäre. Die Stücke sind nicht zu schwer für die Schüler der Mittelklassen und Oberklassen der realen Anstalten. Vokabeln sind den Stücken in ausreichender Zahl beigegeben. Der Druck ist gut. Wer also Stoff zu Übungen über die französische Formenlehre und die Hauptgesetze der Syntax sucht, der sei auf das Buch von Scholl verwiesen.

2) Curt Schaefer, Französische Sprachlehre für sechs- und siebenstufige Lehranstalten und zum Privatgebrauch. Berlin 1911, Winckelmann & Söhne. VIII u. 155 S. 8. 1,60 ℳ. geb. 2,20 ℳ.

Die vorliegende 'französische Sprachlehre' ist eine Sonderausgabe der Grammatik des III. Teiles von Schäfers Lehrgang für den französischen Unterricht und bildet mit Teil I und II des genannten Lehrgangs den Abschluß eines für sechs- und siebenstufige Schulen, wie Realschulen und höhere Mädchenschulen, passenden Unterrichtswerkes. Die 'Sprachlehre' behandelt im 1. Teile kurz Laut und Schrift, im 2. Teil die Formenlehre des Verbs, im 3. die Formenlehre und Syntax der übrigen Wortarten und im 4. Teile die Syntax des Verbs. Hinzugefügt ist noch ein 'Repetitorium', d. h. eine gedrängte Zusammenstellung des Allerwichtigsten aus der Formenlehre und Syntax. Solche kurze Zusammenstellung zum Zweck der Wiederholung ist recht brauchbar. Überhaupt zeichnet sich die Sprachlehre von Schaefer durch übersichtliche und praktische Anordnung des Lehrstoffs vor vielen anderen französischen Grammatiken vorteilhaft aus. In dem Schaeferschen Lehrbuch sind die Seiten fast durchweg durch einen senkrechten Strich in zwei gleiche Hälften geteilt; auf der linken Halbseite stehen die französischen Beispiele, und zwar ohne deutsche Übersetzung, und auf der rechten die aus den Beispielen abzuleitenden Regeln. Diese Einrichtung erleichtert unbedingt ein hauptsächlich induktives Lehrverfahren im grammatischen Unterricht. Schaefer verwendet noch andere graphische Hilfen als diesen Teilstrich; so benutzt er mehrere parallele Linien und horizontale, von vertikalen durchschnittene Linien, um bei der Lehre vom Tempus ein bestimmtes zeitliches Verhältnis zweier

Digitized by Google

Tätigkeiten zueinander zu versinnbildlichen. Ich habe in meiner Schulpraxis ähnliche graphische Hilfen öfters mit Nutzen angewandt. Die Regeln der Sprachlehre sind im allgemeinen kurz und klar, die Beispiele nach Form und Inhalt passend. Vielleicht könnten die einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Kapiteln der Syntax noch vereinfacht werden. Über die Grundsätze, nach denen die sogenannten unregelmäßigen französischen Verben zu gruppieren sind, wird wohl noch lange unter den Grammatikern gestritten werden; es führen eben viele Wege nach Rom. Schaefer gruppiert die Verben anders als Plötz und Boerner, aber auch seine Anordnung ist brauchbar und sprachgeschichtlich wohl zu begründen. Aus welchem Grunde Schaefer aber auch von der bei Plötz und den meisten Grammatikern üblichen alphabetischen Anordnung der Komposita und Beispielverben (§ 10 bis § 22) abweicht und bei der Gegenüberstellung bleibt, sehe ich nicht ein. Für eine Neuauflage würde ich eine alphabetische Ordnung empfehlen, auch würde ich dann eine nochmalige Sichtung unter den Kompositis vornehmen; es sind wohl noch einige überflüssige darunter.

Zur Einübung der Regeln der Sprachlehre bietet Schaefer im IV. Teil seines 'Lehrgangs' guten und reichlichen Übungsstoff.

Die 'Sprachlehre' von Schäfer ist eine sorgfältige, wissenschaftliche Arbeit; ich empfehle sie meinen neusprachlichen Kollegen zur besonderen Beachtung.

3) Ernst Gropp und Emil Hausknecht, Auswahl englischer Gedichte (Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Reihe B. Band 11). 50.—60. Tausend. Leipzig 1911, Rengersche Buchhandlung. XI u. 299 S. 8. 2,20 *M*.

Unter unsern neusprachlichen Schulbüchern gibt es wenige, die bei ihren schnell aufeinanderfolgenden Auflagen so günstig aufgenommen worden sind und eine so weite Verbreitung in den deutschen höheren Schulen gefunden haben wie die von Gropp und Hausknecht herausgegebenen Sammlungen französischer und englischer Gedichte. Die englische Gedichtsammlung, die '*Auswahl englischer Gedichte*', liegt mir in der neuesten Ausgabe von 1911 vor. Sie bietet unsern Schülern in chronologischer Anordnung vortreffliche Proben aus der englischen Dichtung der vier letzten Jahrhunderte; auch berücksichtigt sie die amerikanische und selbst die australische Dichtung in englischer Sprache. Wenn ich die vorliegende Auflage von 1911 mit früheren vergleiche — ich habe gerade die 8. vom Jahre 1900 zur Hand —, so kann ich feststellen, daß sich die 'bessernde Hand' der Herausgeber erfreulicherweise nicht in einer bloßen Vermehrung des Stoffes bemerkbar macht, wie das bei Neuauflagen von Schulbüchern leider öfters vorkommt, bis diese dann das für Schulbücher zulässige Maß weit überschreiten. Es befinden sich in der neuesten Auflage zwar mehrere neue Proben englischer Dichtung, aber die Verfasser haben auch verschiedene Gedichte der älteren Auflagen, solche natürlich, die ihnen

Digitized by Google

poetisch minder wertvoll erschienen, an Stelle der neu aufgenommenen Gedichte gestrichen. So ist die 'Auswahl' an Umfang nicht so sehr gewachsen. In der vorliegenden Ausgabe ist u. a. einiges bei Shakespeare Moore, Shelley und Mackay gestrichen worden, während Thackeray mit 3 Gedichten ganz weggelassen ist. Auch die Proben amerikanischer und australischer Dichtung sind gesichtet worden. Eine vermehrte Zahl von Proben finden wir u. a. bei Burns und vor allem bei Byron. Im allgemeinen kann die Kritik sich wohl mit den Streichungen und dem Ersatz dafür einverstanden erklären. Daß bei Lord Byron einige Schilderungen aus dem romantischen 'Siege of Corinth', einem trefflichen Zeitgemälde, das sich, nebenbei bemerkt, auch recht gut zur Lektüre in der Prima des Gymnasiums eignet, in die neue Auflage aufgenommen worden sind, ist nur zu loben. Vielleicht wird mancher Lehrer oder Leser im Hinblick auf Heines Belsazar Byrons 'Vision of Belshazzar' vermissen; auch hätte mancher wohl bei Moore gerne, in Erinnerung an seine eigene Schulzeit, die stimmungsvollen 'Evening Bells' gesehen; indessen fehlt es in der Sammlung nicht an zahlreichen guten Proben reiner Stimmungslyrik. Aber sicher werden es viele Leser der Sammlung mit mir bedauern, daß die Proben aus der Shakespeareschen Dichtung in der vorliegenden Ausgabe in verminderter Zahl erscheinen. Es fehlen u. a. 'On Mercy' (Merch. of V.), 'Soliloquy on Sleep' (Henry IV) und Marc Anthonys Rede auf dem Forum. Diese gedankenreichen und für Shakespeare charakteristischen Proben dürften, scheint mir, in einer Neuauflage nicht fehlen. Es sind die genannten Proben doch in sich abgeschlossene Darstellungen eines bestimmten Themas, so daß es nicht als störend in Betracht kommen kann, daß es sich hier um Bruchstücke von 'Dramen' handelt. Einige erläuternde Bemerkungen vom Lehrer führen den Schülern leicht die Lage vor Augen, aus der jene Worte Shakespeares herausgeboren sind. Es wäre wohl zu empfehlen, die gestrichenen Shakespeareschen Dichtungen wieder aufzunehmen. — Daß Rudyard Kipling aus der Sammlung ausgeschlossen worden ist, kann ich nur gutheißen. Man wäre in der Prima wohl versucht, den Schülern bei Gelegenheit eine Probe von der gehässigen Poesie Kiplings — und seine Abfertigung durch Wildenbruch — vorzuführen; „seine unflätigen Verunglimpfungen der Deutschen“ machen ihn in der Tat, wie die Herausgeber zu meiner Freude in der Vorrede schreiben, „der Ehre verlustig, der deutschen Schuljugend als Muster zu dienen“. — Was Gropp und Hausknecht an Gedichten in ihre 'Auswahl' aufgenommen haben, ist, vom ethischen und ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, wirklich ein kostbarerer Schatz an wahren Perlen lyrischer und epischer Dichtung; diese Gedichte können als eine wertvolle Ergänzung der geschichtlichen und dramatischen Lektüre im Englischen dienen. Die der 'Auswahl' beigegeben und für den Schulunterricht sehr brauchbaren 'Nachrichten über die Verfasser' der Dichtungen sind von den Herausgebern bei Neuauflagen sorgfältig durchgesehen und berichtigt und so sehr zuverlässig geworden. Vielleicht wäre auch für diese biographischen Bemerkungen eine chronologische

Digitized by Google

statt der alphabetischen Reihenfolge vorzuziehen. Oder man könnte, wenn ich noch einen Wunsch für die kommenden Auflagen aussprechen dürfte, den jetzigen biographischen Bemerkungen eine ganz kurzgefaßte chronologische Aufzählung der Dichter nach den Dichtungsarten und unter Annahme von drei oder vier Epochen englischer Dichtung hinzufügen oder auch die biographischen Bemerkungen im Anhang so umarbeiten. Dann würde die 'Auswahl' eine bessere Übersicht über die Geschichte der englischen Literatur enthalten als das Inhaltsverzeichnis gewährt, und man weiß, welches Verlangen gerade die besten Schüler unserer Oberklassen nach solcher 'geschichtlichen Übersicht' bekunden. Der Druck der 'Auswahl' ist gut und die Ausstattung ansprechend.

So ist denn aus der 'Auswahl englischer Gedichte von Gropp und Hausknecht' im Laufe der fünfundzwanzig Jahre, die seit dem ersten Erscheinen verflossen sind, durch sorgfältige Verbesserungen ein Buch entstanden, daß sich sicherlich noch lange einen hervorragenden Platz unter den Werken der englischen Schulbuchliteratur behaupten und ein ehrendes Zeugnis für das pädagogische Geschick der Herausgeber bilden wird. Ich kann die 'Auswahl' für den englischen Unterricht aufs beste empfehlen. In erster Linie kommen hierbei wohl die Mittelklassen und die Oberklassen unserer Realanstalten in Betracht; den gymnasialen Anstalten fehlt es ja leider noch durchaus an Zeit für eine ausgiebige Benutzung solcher englischen Gedichtsammlung. Ja es wäre wohl zu wünschen, daß in allen unseren höheren Schulen für die Benutzung solcher trefflichen Gedichtsammlung wie der vorliegenden noch mehr Zeit zur Verfügung stände, als tatsächlich der Fall ist; dann würde das Interesse für die englische Sprache und Literatur unter unsern Schülern gewiß noch wachsen. Indessen nehmen auch jetzt schon sicher viele von unsern Schülern ihren 'Gropp und Hausknecht' ins Leben mit hinaus, um sich noch in reiferen Jahren an den schönen englischen Dichtungen zu erfreuen, zu deren Verständnis sie einst in der Schule angeleitet worden sind.

Landsberg a. W. Heinrich Truelsen.

Maurice Maeterlinck, La Vie des Abeilles. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von C. Th. Müller (Neumünster). Bielefeld und Leipzig 1912, Velhagen & Klasing. 80 S. 0,80 ℳ.

Dieses Bändchen ist ohne Zweifel eine wertvolle Bereicherung unserer Klassenlektüre. Maeterlincks Bienenbuch ist aus Erlebnissen erwachsen; seit 20 Jahren praktischer Bienenzüchter, sucht er auch als Dichter und Philosoph in die Kleinwelt dieses geflügelten Staatswesens einzudringen, in dem ihm die Gerechtigkeit in fundamentaler Weise vorhanden zu sein scheint. Er läßt uns in diesem Buche miterleben alle Wunder des Bienenstocks, alle seine Unbegreiflichkeiten: Wollust, Tod, Grausamkeit und einen Opfermut ohne gleichen. Es ist wunderbar, wie er als Beobachter und Experimentator sachlich und getreu in herrlicher Sprache uns das Leben der Bienen in seinen

Digitized by Google

Hauptstationen schildert: l'Essaim (S. 10—43 der Schulausgabe), la Fondation de la Cité (S. 44—61), les Jeunes Reines (S. 62—70), le Vol Nuptial (S. 71—72), le Massacre des Mâles (S. 73—80). Das Eingangskapitel führt den Titel Au Seuil de la Ruche (S. 1—9). Ein Vergleich mit der Originalausgabe zeigt, daß der Herausgeber an manchen Stellen wesentlich gekürzt hat, besonders den Abschnitt Le Vol Nuptial, wo M. uns die feinsten Gedanken seines Buches schenkt. Die Kürzungen sind jedoch vollauf berechtigt und in so geschickter Weise vorgenommen, daß der Zusammenhang lückenlos erhalten ist. Was das Buch zur Klassenlektüre geeignet macht, ist die Sprache, die von leuchtender, dichterischer Kraft ist, sowie die Fülle philosophischer Gedanken, die der Dichter in diesem Buche, das den Höhepunkt seines geistigen Schaffens bedeutet, eingestreut hat. Ebenso wie in seinen anderen philosophischen Essays ist M. auch in diesem Werke ein wunderbarer Wecker, er führt uns tiefer in uns selbst „auf die elysäischen Gefilde des Denkens, wo jede Befriedigung Verjüngung und Entwicklung ist", und er lehrt, daß nichts „dem Geist gesünder ist, als die Trunkenheiten und Wollüste der Wißbegierde, des Begreifens und der Bewunderung".

Mit der Einleitung des Herausgebers bin ich nicht ganz einverstanden. Es wäre doch entsprechend der Bedeutung Maeterlincks angebracht gewesen, den Entwicklungsgang des Dichters, oder wenigstens den Grundgedanken[1]) seiner Dramen oder philosophischen Schriften aufzudecken, vor allem auch anzudeuten, auf welchem geistigen Weg Maeterlinck dazu kam, sein Buch über die Bienen zu schreiben. Auch stören zwei Druckfehler. Es muß heißen Princesse Maleine, (nicht Madeleine) und Joyzelle (nicht Soyrelle). — Kommentar (12 S.) und Wörterbuch (43 S. Preis ℳ 0,30) sind gewissenhaft gearbeitet. Nur der Genauigkeit halber seien hier einige Kleinigkeiten verzeichnet. Die Quellenangabe Larousse fehlt hinter Pline l'Ancien und Lubbock. Die Erklärung „font la barbe" könnte, wenn die Vermutung des Hsgb.s auch richtig ist, präziser gefaßt werden, etwa: Les apiculteurs disent que les abeilles „font la barbe", quand elles, s'accrochent les unes aux autres à l'extérieur de la ruche. La ruche semble alors avoir une barbe. — Das Wörterbuch gibt zunächst die Grundbedeutung des Wortes, leitet hieraus die im Lesestoff vorkommenden notwendigsten Bedeutungen ab und weist somit dem Schüler die Wege, selb-

[1]) Wir sind willenlos gegenüber höheren Mächten. Wir leben ein vorausbestimmtes Schicksal, und dieses ist immer Unglück. Es ist „dem Lächeln, dem Frieden und dem Leben feind". Nur der Tod kann uns von all dem Unglück erlösen. In seinen philosophischen Schriften sucht M. sich von seinen fatalistischen Ideen loszureißen. Er hofft durch Vertiefung in die eigene Seele dem Schicksal Trotz zu bieten und gewinnt dadurch die Lebensfreude, rückhaltlose Betätigung aller Kräfte, die in uns schlummern und nur geweckt werden müssen. Er ringt sich zu der Erkenntnis durch, daß der Wert des Lebens nicht mehr im Entsagen liegt (eine Gefahr, die der Mysticismus in sich barg), sondern in der gesteigerten Handlung der Seele, in ideal gerichteter rastloser Tätigkeit.

Digitized by Google

ständig in den Sinn des Textes einzudringen. Bei einigen Wörtern vermißt man jedoch noch die Grundbedeutung, z. B. bei éclater (platzen), expliquer (auseinandersetzen), rassurer (wieder sicher machen), aîné (erstgeboren), déborder (am Rande überfließen). Unrichtig ist amour, f. statt amour m. (in der Einzahl), sowie die Aussprache von oeufs. Die Aussprache von sculpteur hätte beigefügt werden können, da der Schüler erfahrungsgemäß das Wort falsch ausspricht. Da die Herausgeber der Sammlung darauf bestehen — mit Unrecht —, daß das Wörterbuch alle Vokabeln bringt (selbst père und mère finden sich), so fehlen quelconque, lin, droit (adj.), étang, fleuve und village. Ich kann diese Ausgabe warm empfehlen.

Neumünster. F. W. Bernhardt.

1) J. E. Pichon, Leçons pratiques de vocabulaire, de syntaxe et de lecture littéraire. Avec de nombreuses illustrations et un appendice: Les modes et les temps des verbes français. Freiburg (Baden) 1912, Bielefelds Verlag. 270 S. 8. 3,50 ℳ.

Nach einem Elementarbuche nach der direkten Methode ohne Benutzung der Muttersprache im Buche und ohne angebliche Benutzung der Muttersprache auch im Unterricht glaubte der Verf. ursprünglich — nachdem auf obige Weise der Wortschatz siebenjähriger französischer Kinder erworben sei — auf ein weiteres Hilfsbuch verzichten zu können und den fremdländischen Schülern einfach die in Frankreich gebräuchlichen Lese- und Übungsbücher in die Hand geben zu dürfen. Doch hat ihm die Erfahrung gezeigt, daß man den fremdländischen Schülern doch noch etwas anderes — mehr und weniger — bieten müsse; mehr Wörter der Umgangssprache und weniger technische Ausdrücke, mehr Syntax und weniger Elementargrammatik. Die Frucht dieser Erfahrung ist vorliegendes Buch.

In diesem wird zunächst der Wortschatz nach Gruppen geordnet vervollständigt (homme, parenté, magasin, construction d'une maison, intérieur de la maison, histoire du pain, boucherie, marché aux légumes, verger, aux halles, volaille, boissons, restaurant, maladie et mort, homme moral, Paris, rue, voyages, postes et télégraphe, enseignement, montagne, ferme, industrie, verre, livre, Beaux Arts, littérature et musique, armée, administration) nach direkter Methode, ohne Zuziehung der Muttersprache, allerdings unterstützt durch Bilder. Aber, ich muß sagen, auch diese numerierten Bilder des Buches sind ebensowenig eindeutig, wie die Wandbilder. Und was hilft z. B. die Abbildung der Artischocke dem Schüler, der noch nie eine solche gesehen hat? Ebenso kann die Definition oder die etymologische Erklärung — meiner Meinung nach — ohne Hinzuziehung der Muttersprache in vielen Fällen ein vollständig klares Verständnis nicht verbürgen. Der Lehrer — wenn auch nicht notwendigerweise das Buch — wird doch oft die Muttersprache zu Hilfe nehmen müssen.

Digitized by Google

Den Vokabeln folgt jedesmal ein (natürlich französisches) Übungsstück, in dem der betreffende Wortschatz verwertet ist. An dieses schließen sich (französische) Fragen in bezug auf das Lesestück und den verwerteten Wortschatz; daran andere grammatische Fragen, deren Beantwortung dem Lesestück entnommen werden soll, so daß der Schüler sich schließlich seine Grammatik selbst zusammenstellt.

Dann folgen Aufgaben zur selbständigen Abfassung einer kleinen Abhandlung, ebenfalls im Anschluß an Vokabular und Übungsstück, z. T. unter erweiternder Zuhilfenahme eigener Beobachtung und Erfahrung.

Daran schließt sich ein weiteres Lesestück, dieses nicht vom Verf. gebildet, sondern französischen Schriftstellern entnommen, vom Verf. bezeichnet als texte littéraire; es soll dies eine Vorbereitung auf spätere selbständige Lektüre französischer Schriftsteller sein. Auch daran schließen sich Fragen zur mündlichen Beantwortung, grammatische Beobachtungen und schriftliche Übungen..

Der ganze Aufbau des Werkes ist zweckmäßig und planmäßig durchdacht und erregt Lust, es selbst im Unterricht zu gebrauchen, vorausgesetzt allerdings, daß die Zahl der Schüler einer Klasse recht gering und die Zahl der zur Verfügung stehenden Stunden recht groß ist.

Ein Anhang behandelt den Gebrauch der Modi und Zeiten. Bei der Abfassung der Regeln, die dem Verf. selbst neu erscheinen, hat er weniger an die Theorie als an die Praxis gedacht; besonders für die sog. unregelmäßigen Verba hofft er dadurch einer sonst beobachteten Abneigung der Schüler vorgebeugt zu haben.

2) Alexander Werner, Gymnastique du vocabulaire français (französisch-deutsches Wörterverzeichnis). Hilfsbuch zum Gebrauch für die oberen Klassen der Mittelschulen. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag, 1912. 231 S. 8. 2,60 ℳ.

Die Vokabeln sind nach vier Materien geordnet: en famille, en ville, à la campagne, la nature. Jedem Vokabelabschnitt geht ein questionnaire voran, das nicht — wie sonst üblich — auf ein vorhergehendes Lesestück ähnlichen Inhalts zurückgreift, sondern sich nach den persönlichen Verhältnissen der Schüler erkundigt und bei diesen eine ganze Menge von Kenntnissen voraussetzt, zu deren Erinnerung und Anwendung allerdings das Vokabular manche Beihilfe gibt, oder auch genaueres Nachdenken und Überlegen erfordert, dem der Lehrer wohl oft wird zu Hilfe kommen müssen.

Durch dieses Fehlen eines vorhergehenden Lesestückes bekommt der Verkehr des Lehrers mit dem Schüler (freilich durch Vermittelung des Buches) etwas Frisches und eine Lebendigkeit, die einem wohl Lust machen könnte, den Sprachunterricht auf diese Weise fruchtbar zu gestalten.

Digitized by Google

Wenn die Fragen durchgearbeitet und die Vokabeln angeeignet sind, und man dann ohne Hilfe des Vokabulars das Stück noch einmal bearbeitet, indem die Antwort auf die gedruckten Fragen ohne Verlesen dieser gleich vom Schüler gegeben wird, so ist das kein bloßes Vokabelabfragen, sondern eine erfreuliche Selbsttätigkeit des Schülers, dessen Antworten dann zusammen eine kleine Abhandlung bilden; und diese kann zuletzt — bei geschlossenem Buche — zu einem kleinen zusammenhängenden Vortrage werden.

3) Eugen Wolter, Grammatik der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 215 S. 8. 1,80 ℳ.

Die grammatische Regel bedarf zu ihrer Ergänzung und Unterstützung des Beispiels. Deshalb hat der Verf. dem Beispiele besonders in der Satzlehre einen möglichst weiten Raum gegönnt. Eine Scheidung von Formen und Satzlehre ist geflissentlich unterlassen worden, da die Form stets in syntaktischem Zusammenhange zu üben ist.

Bei der Konjugation fehlt leider die Hervorhebung der Grundformen, durch welche die regelmäßige und besonders die unregelmäßige Konjugation so sehr erleichtert wird; demgemäß fehlt auch die Unterscheidung zwischen einfach-unregelmäßigen und anomalen Verben.

Praktisch ist die Hinzufügung eines alphabetischen Verzeichnisses aller unregelmäßigen Verba.

4) Eugen Wolter, Französisch in Laut und Schrift. Ein Lehrbuch für höhere Schulen. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. XV u. 291 S. 8. 2,40 ℳ.

Dieses Buch bietet den sprachlichen Übungsstoff für Obertertia und Sekunda der Gymnasien und Realgymnasien oder für Quarta bis Untersekunda der lateinlosen Schulen. Die Übungsstücke schließen sich eng den Lesestücken an; beide sind absichtlich räumlich getrennt worden. Um die Wendungen der Umgangssprache möglichst häufig vorzuführen, sind viele Lesestücke in der Form des Zwiegesprächs abgefaßt.

Ein Sonderheft enthält eine Präparation zu den Lese- und Übungsstücken, sowie ein alphabetisches Wörterbuch zu den Gedichten und zu dem Abschnitt „Stoffe zu mündlichen Übungen". Diese letzteren zeigen die Titel: la France, les chemins de fer français; la ville, la rue, la maison; manière de demander son chemin; l'empire d'Allemagne; l'école; l'écriture; un bâtiment scolaire; notre maison et notre appartement; curriculum vitae.

Tilsit. Otto Josupeit.

Mariéton, La Terre provençale. Herausgegeben von H. Weiske. Leipzig 1910, Gerhard. VIII u. 144 S. 8. 1,70 ℳ. Wörterbuch 0,50 ℳ.

La Terre provençale von Mariéton wird manchem Besucher der Provence bekannt sein. Der Verfasser, ein Vorkämpfer der Feliber,

Digitized by Google

berichtet darin über seine 1888—89 unternommenen Fahrten nach den Hauptorten der Provence, von Orange und Avignon bis zur Camargue, Marseille, Cannes, Monaco. Das Buch bietet aber mehr, als der bescheidene Untertitel „Journal de route" vermuten läßt; es sind nicht leichte feuilletonistische Plaudereien, sondern gehaltvolle, mit Begeisterung geschriebene Schilderungen von Land und Leuten mit einer Fülle von Bemerkungen und Anspielungen über Altertümer, Geschichte und Sage des Landes. Der Bestrebungen der Félibres und ihres Meisters Mistral wird mit Vorliebe gedacht, und die Schilderung des „centre du félibrige" gehört mit derjenigen der Riviera zu den schönsten Kapiteln.

Weiske, der Übersetzer von Mistrals Calendau und von Charloun Rieus Gedichten, hat auf 116 Seiten etwa ein Drittel des Originals gegeben. Die Anmerkungen dazu sind zuverlässig und bekunden genaue Kenntnis der Provence und der neuprovenzalischen Literatur. Einige Abbildungen wären sehr erwünscht gewesen. Die Ausstattung ist gut. Der Preis ist, wie auch bei anderen Bändchen der Gerhardschen Sammlung, etwas hoch. Das Buch ist Studierenden und jungen Lehrern der neueren Sprachen sehr zu empfehlen. Für Schüler bietet es manche Schwierigkeiten, aber eine gute Gymnasialprima wird es mit Interesse lesen und viel sachliche Belehrung daraus schöpfen, besonders wenn der Lehrer die Provence aus eigener Anschauung kennt und auch Abbildungen der wichtigsten Örtlichkeiten, Bauwerke usw. vorzeigen kann.

Losheim (Bez. Trier). F. J. Wershoven.

Ernst Grohne, die Hausnamen und Hauszeichen, ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen. Von der philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Göttingen 1912, Vandenhoeck & Ruprecht. 214 S. 8. 6 ℳ.

Was bisher für die Geschichte der Hausnamen und Hauszeichen geleistet worden ist, geschah durchaus im Anschluß an lokalhistorische Darstellungen, so in besonderen Schriften namentlich für Erfurt, Straßburg, Wien und Basel. Ferner ist meist der angeführte Stoff zu wenig systematisch gesichtet. Denn wer an die Sitte der Hausnamen zuerst herantritt, ist erstaunt über den unübersehbaren Reichtum, der um so überraschender wirkt im Gegensatz zu der geringen Zahl der jetzt noch vorhandenen Hauszeichen. Daher hat man sich meist damit begnügt, das lokale Auftreten der Hausnamen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen zu konstatieren. Im Gegensatz dazu geht Grohne darauf aus, eine unter straffen Gesichtspunkten stehende Geschichte der Sitte der Hausnamen zu geben. Er betrachtet zu diesem Zwecke die verschiedenen Städte nebeneinander, um den einzelnen Fall zum typischen zu erheben. Er tut das „an der Hand aller ihm zugänglichen gedruckten städtischen Urkundensammlungen, Chroniken, Städtebeschreibungen und historischen Topographien für das gesamte deutsche Sprachgebiet". Dabei ist er bemüht, die „streng

Digitized by Google

geschichtliche Untersuchung der Gesamterscheinungen durchaus der Betrachtung der Specifica überzuordnen". Er beschränkt sich im großen und ganzen auf die Frühzeit, weil hier der überall selbständig emporwachsende Brauch, die Häuser zu benennen, die größte Originalität und das ausgeprägteste Heimatkolorit aufweist.

Den Stoff gliedert er in die Hauptabschnitte 1. Entstehung der Hausnamen S. 3; 2. Verbreitung S. 86; 3. Einwirkung auf die Bildung der Familiennamen S. 113; 4. Einwirkung auf die Gassennamen S. 157; 5. Das Verschwinden der Hausnamen und die Einführung der Hausnummern S. 162. Ein Anhang von S. 180 ab enthält eine sachlich geordnete Übersicht der Erfurter Hausnamen aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

1. Die ältesten Hausnamen beruhen auf natürlichen Kennzeichen des Hauses oder Grundstücks. Sie werden von der Allgemeinheit gefunden und gegeben. Grohne nennt sie natürliche im Gegensatz zu den künstlichen, die auf ein Hauszeichen zurückgehen, das der Besitzer mit der Absicht am Hause anbringt, um dieses danach zu benennen. Solche natürliche Hausnamen sind: domus quae dicitur undern Nuspawm Wien 1374, Peter zum Birboume Frankfurt 1332, Burchardus ad Rosam Basel 1261, domus quae dicitur Tylia Cöln 1205, zem Rosengarten Basel 1321, Dietricus dictus zum Brunnen Basel 1280. Oder das Haus wird nach einem Teil der Stadtflur genannt: in domo dicta ad Forum Ferri Cöln 1315, zu der Ecken Worms 1345, Sylmannus ad Saccum Cöln 1320; „Sack" ist eine häufige städtische Lokalbenennung als Bezeichnung für eine Sackgasse. Zum Vogelsang ist eine häufige Hausbezeichnung. Ursprünglich ist es ein ländlicher Flurname, der sich im ganzen deutschen Sprachgebiet oft findet. Er bezeichnet ein buschiges Gelände, das den Singvögeln guten Unterschlupf bietet. Aber auch in den Städten ist die Bezeichnung ziemlich früh zu finden, denn auch hier gab es Gärten, unbebaute und mit Buschwerk bedeckte Stellen: Seyboth zu dem Vogelsang Straßburg 1326, Conradus de cantu volucrum Mainz 1285, Burchardus dictus Vogelsang 1257.

Viele Hausnamen gehen auf eine bauliche Besonderheit zurück: domus quae dicitur Turris Cöln 1164, Wernherus de alta domo Mainz 1209, zum steinern Erker Zürich 1470. Der rote Turm, der sich in vielen Städten findet, entstammt der Gerichtssymbolik. Wahrscheinlich wurde auf ihm bei hochnotpeinlichen Gerichtssitzungen eine rote Fahne gehißt. Eine frühe und große Verbreitung fand der Hausname zum Spiegel. Es war wohl außen am Hause ein wirklicher Glasspiegel als Schmuck angebracht.

Andere Namen kennzeichnen das Haus nach dem darin geübten Gewerbe und Beruf, nach dem Handwerk, dem Handwerker oder dem Handwerkszeug: zu den Mulleren Worms 1308, zu dem Becherer Straßburg 1296, zum Isenmengere Frankfurt 1321, zum Pflug Basel 1382, zum Slegel Worms

Digitized by Google

1345. Namentlich benennen auch die gewerblichen Zünfte ihr Haus nach einem Handwerkssymbol: zum Widder die Metzger in Zürich. Bei den Schenken pflegt man einen Kranz oder Busch herauszustecken und sie heißen danach z. B. zem grinen Kranz Freiburg 1460.

Der christliche Ideenkreis hat außerordentlich befruchtend auf die Hausnamenbildung eingewirkt: zum Engel Mainz 1340, zu Jerusalem Worms 1374 (etwa in Erinnerung an eine Wallfahrt des Besitzers nach der heiligen Stadt), zu dem Cardinal Worms 1374, zum Lämmlein Freiburg 1565. Deutsches Haus heißen die Sitze des Deutschritterordens, zum Tempel steht gewiß zum Templerorden in Beziehung. Unter den heiligen drei Königen, die sich häufig als Hausbezeichnung finden, z. B. ad tres Reges Mainz 1322, ist wieder der Mohrenkönig besonders volkstümlich geworden. Das hat wohl zur Verbreitung der später so oft vorkommenden Hausnamen zum Mohren oder zum Mohrenkopf besonders beigetragen. Neben Himmelreich und Paradies ist sehr verbreitet die Hölle, z. B. in der Hell Nürnberg 1434. Auch als Flurname ist Hölle häufig. „Die historische wie psychologische Motivierung dieses Namens als Flurname liegt im Dunkeln".

Aber man nennt auch das Haus nach dem Namen des Hausbesitzers: zum Humbrecht Mainz 1249, Wernher zum Gelphrad Mainz 1304, zum Richter Volkmar Mainz 1300. Eingewanderte heißen nach ihrer Heimat und nach ihnen nun wieder ihr Haus: zum Ebirnheimer Mainz 1305, zum Nersteiner Mainz 1310. Auch den unveränderten Ortsnamen übertrug man auf das Haus: domus quae dicitur Poleheim Cöln 1200, domus quae dicitur Hemmenrode Cöln 1200, prope domum quae vocatur Düsseldorp Cöln 1253. Personennamen werden auch von persönlichen Sonderlichkeiten des Hausbewohners gebildet, und auch diese Namen werden zu Hausnamen: domus quae nominatur Bart Cöln 1200, zum roden Gottschalk Mainz 1398, zur langen Nasen Straßburg 1345, Kaspar Kropf zum Kropf Freiburg 1460. Hatte dann das Haus einmal einen solchen Namen, so erhielt nun auch ein neuer Bewohner oft seinen Personennamen danach, auch wenn er jene Eigenschaft nicht hatte; sie war bereits zu einer festen Bezeichnung des Hauses geworden. Ich unterlasse es, hier weitere Beispiele anzuführen; denn das ganze Heer der Personennamen kann auf diesem Wege nun auch zu Hausnamen werden. In bezug auf Personennamen verweise ich noch auf mein Buch: A. Bähnisch, Die deutschen Personennamen, Teubner 1910 (Aus Natur und Geisteswelt 296).

Die meisten der bisher erwähnten Hausnamen (mit Ausnahme der Personennamen) boten ein Bild dar, und es war natürlich, daß sie nach Verbildlichung strebten. Dieser Tendenz hat nun das Wappenwesen in hohem Maße Vorschub geleistet. Die Entstehung der Wappen

Digitized by Google

fällt etwa mit dem Beginn der Hausnamen zusammen, um 1150. Man bringt den Wappenschild außen am Hause an, so wie jede Ritterburg über dem Tor das Wappen des Burgherrn trägt. Ein Zeichen heraldischen Einflusses bei den Hauszeichen sind vor allem die Farbenbenennungen, andererseits bezeichnet der Hausname zum Schild im allgemeinen ein schwer zu beschreibendes Hauswappen. Solche von Wappen abgeleitete Hausnamen sind de aurea ove Mainz 1300, ad clipeum Cöln 1238, zum roten Lewen Straßburg 1311, zu dem guldenen Sternen Straßburg 1360, zum halben Rad Erfurt. Diese Wappen nun kommen dem Streben nach Verbildlichung, unter dem alle Hausnamen stehen, in besonderem Maße entgegen, und auch die andern Hauszeichen erhalten infolgedessen, wenn sie sich einigermaßen dazu eignen, bildliche Form und werden außen am Hause angebracht. Somit ist die Heraldik die jüngste und wichtigste Wurzel für die Entstehung der Hausnamensitte.

2. Die Hausnamen finden sich in allen mittelalterlichen Großstädten Ober-, West- und Mitteldeutschlands etwa seit 1200: das ist dieselbe Zeit, in der die eigentliche Blüte des mittelalterlichen Städtewesens beginnt. In Cöln finden sie sich schon 1150, auf der ganzen Linie der rheinischen Großstädte Cöln, Mainz, Würzburg, Worms, Speier, Basel ungefähr gleichzeitig um 1200. Etwas später begegnen wir ihnen in andern Städten, z. B. Braunschweig, Erfurt, Nürnberg, Regensburg. In Lübeck treten sie schon im 14. Jahrhundert auf, in Breslau seit 1400, in Leipzig seit 1420. Die Linie Lübeck, Magdeburg, Leipzig, Breslau bezeichnet die nordöstliche Grenze desjenigen Teils von Deutschland, in dem sie häufiger sind, darüber hinaus sind sie selten. Aber auch westlich von dieser Linie gibt es Städte, wo sie nicht häufig sind, z. B. Hamburg, Bremen, selten sind sie auch in Schwaben.

In Niederdeutschland herrscht statt des Hausnamens die Hausmarke vor, dazu bestimmt, das Eigentum zu bezeichnen, z. B. den im Walde gefällten Baum.

Den ältesten Hausnamen der Städte ähnlich sind die ländlichen Hofnamen, die gewöhnlich nach Flurbezeichnungen gebildet sind. So heißt das Vaterhaus des Thomas Platter an der Platten, das Haus von Roseggers Vater, dem Waldbauer, der Waldhof (vgl. auch Bähnisch, Personennamen S. 58—67).

3. Diese Hausnamen haben nun wieder auf die Bildung der Familiennamen eingewirkt, um so mehr, als gerade in der Zeit der Entstehung der Hausnamen auch auf dem Gebiete der Personennamen tiefgehende Umwandlungen und Neubildungen stattfinden. So findet sich in Cöln 1400 ein Heinrich van dem Birnbaum, Joh. vam Eighorn 1401, Conr. de Penna 1273, Herm. de Vulpe (Voess) 1330, L. van der Gans 1340, Kath. vam Hirze 1444, Henr. de Irregane 1300, Fritze zum Rosenkrantz Mainz 1386, Conr. dict. zum Slegel Mainz 1345. Allmählich

Digitized by Google

fällt die Präposition weg: Joh. Birboum Cöln 1290, Hilg. Kessel 1451, Julius Pflug Mainz 1552, Conrad Vogelsang 1332, Joh. Swan Worms 1387, H. Schlegel Basel 1500.

Der Einfluß der Hausnamen auf die Bildung der jüdischen Familiennamen ist sehr groß gewesen, von dem Hause zum roten Schilde in Frankfurt heißt die Familie Rotschild.

4. Auf Hausnamen gehen endlich zahlreiche Gassennamen zurück. Die Straße heißt nach einem besonders bekannten Hause, so in Cöln die Hahnen-, Blumen-, Sternenstraße.

5. Sollte man ein Haus nach seinem Zeichen finden, so mußte es so angebracht sein, daß man es schon in einiger Entfernung sah. So werden die Hauszeichen nicht angemalt, sondern an einer Stange „ausgehängt", und das Straßenbild bekommt dadurch ein buntes, farbenfröhliches Aussehen. Dann ist der Hausname wichtig für das Rechtsleben. Da amtliche Straßennamen noch nicht vorhanden sind, so wird in Urkunden das Haus am sichersten nach seinem Namen und denen der benachbarten Häuser bezeichnet: das hus zum Walbrecht, an dem hus zu Rodenburg, andersit an dem hus zu Spiegelberg Worms 1380. Deshalb wird in Cöln 1437 bestimmt, daß jede Änderung des Hausnamens im „Schrein", dem Häuserverzeichnis, vermerkt werden muß.

Die Sitte kommt etwa 1700 zum Stillstand. Die Hausnummern werden eingeführt, zunächst im Westen nach dem Vorbilde von Frankreich, das schon etwas früher von den Namen zu Nummern übergegangen ist, so in Frankfurt 1760, in Freiburg i. B. 1770, in Breslau vollständig erst 1823.

Das vorliegende Buch ist sehr wertvoll und ein wichtiges Hilfsmittel für jeden, der sich mit dem Gebiet der Namen beschäftigt. Es stellt einerseits die Sitte der Hausnamen für ganz Deutschland dar, indem es die Nachrichten für die verschiedenen Städte vergleichend zusammenstellt, andererseits geht es überall gründlich und genau auf die Einzelheiten ein und gibt so eine Übersicht des gesamten Bestandes. Ich habe geglaubt, durch eine Inhaltsübersicht am besten ein Bild von dem reichen Stoff zu geben, den es enthält, und habe mich dabei, soweit als möglich, auch an die Worte des Verfassers angeschlossen.

Kreuzburg O.-Schl. Alfred Bähnisch.

---

1) Max Schilling, Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten bearbeitet. Vierte, verbesserte und erweiterte Auflage. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 575 S. 8. 6,80 ℳ.

Die vorliegende Auflage des geschätzten Quellenbuches, die neun Jahre nach der dritten Auflage erschienen ist, darf mit Recht eine verbesserte und erweiterte genannt werden. So haben z. B. die längeren und schwierigeren Texte eine weitere Gliederung, die erklärenden Fußnoten eine sorgfältige Durchsicht und teilweise eine Vermehrung erfahren. Eine Verbesserung glaubt der Verfasser auch darin zu erblicken, daß an vielen Stellen auf innere Beziehungen zwischen ver-

Digitized by Google

schiedenen Texten hingewiesen wird. Auch sind manche Verbesserungen in den Überschriften vorgenommen, ferner sind fünf Nummern gestrichen und mehrere gekürzt. Erweitert ist das Buch durch Zufügung von neun Nummern nach den Ereignissen von 1870/71, mit denen die vorige Auflage abschloß. Neu aufgenommen sind ferner neunzehn Nummern, und auch innerhalb der bisher mitgeteilten Abschnitte sind neue Stücke zugefügt.

Über die Auswahl des darzubietenden Stoffes im einzelnen können die Ansichten sehr geteilt sein, im allgemeinen wird aber gelten müssen, daß nur ein für den Geschichtsunterricht in den oberen Klassen wesentlicher und wertvoller Stoff aufgenommen wird, dieser aber auch nicht fehlen darf. Zu umfangreiche Stücke müssen für den Unterricht gekürzt werden, damit das Interesse der Schüler nicht erlahmt und nicht zuviel Zeit dem Unterricht entzogen wird. Daß von diesem Gesichtspunkte aus auch bei dem besprochenen, sehr anerkennenswerten Buche noch die bessernde Hand weiter walten kann, dürfte nicht zu bestreiten sein. So könnten in einem „Quellenbuch zur Geschichte" wohl manche von den abgedruckten Gedichten fehlen. Vgl. Nr. 21, 23, 25, 26, 40, 41, 54, 55. Dafür müßte die Zeit nach 1871, die nur neun Nummern erhalten hat, im Verhältnis zu der reichen Ausstattung fürherer Perioden erheblich mehr berücksichtigt werden.

Der Verfasser spricht in der Einleitung auch kurz über den Zweck und die Aufgaben des Geschichtsunterrichts, worin man ihm im allgemeinen beistimmen kann. Jedoch überschätzt er den Zweck seines Buches in folgenden Worten: „Indem das Quellenbuch das geschichtliche Interesse beleben und kräftigen will, verfolgt es einen höheren praktischen Zweck: die Erziehung zu deutschem Nationalbewußtsein". Es behält aber sein Buch den wichtigen Zweck, „eine durch kraftvolle Züge belebte Anschauung für bedeutsame Abschnitte der Geschichte zu gewähren". (Vgl. Lehrpläne von 1901 S. 31.) Dieser Zweck ist in dem vorliegenden Buche voll erreicht, wodurch ihm eine hohe Wertschätzung und große Verbreitung auch für die Zukunft gesichert ist.

2) Joseph Vaders, Grundriß der Geschichte. Zunächst im Anschlusse an Welters Lehrbuch der Weltgeschichte suzammengestellt. I. Teil: Geschichte des Altertums. 18. Auflage. 44 S. II. Teil: Geschichte des Mittelalters. 18. u. 19. Auflage. S. 44 III. Teil: Geschichte der neueren Zeit bis 1740. 17. Auflage. 43 S. IV. Teil: Geschichte der neueren Zeit seit 1740. 15. Auflage. 47 S. Münster i. W. 1911 und 1912, Aschendorffsche Buchhandlung. 8. Je 40 Pf.

In dem vorliegenden Grundriß der Geschichte ist der Stoff kurz zusammengefaßt und zugleich unter Verwendung verschiedenen Druckes recht übersichtlich gegliedert. Der Verfasser hat sich, wie er in der Einleitung sagt, „in erster Linie an das altbewährte Lehrbuch der Geschichte von Welter angeschlossen, weil ihm dieses Buch durch langjährigen Gebrauch besonders lieb geworden ist". Der Grundriß

Digitized by Google

ist in erster Linie für die mittleren Klassen bestimmt. Jedoch hofft der Verfasser, daß er auch den Schülern der oberen Klassen gute Dienste leisten kann, besonders solchen, die ihn in den mittleren Klassen benutzt haben. Er setzt voraus, daß die Schüler schon in den mittleren Klassen neben diesem kurzen Grundriß noch ein ausführlicheres Lehrbuch in der Hand haben. Hinsichtlich der Auswahl der Zahlen bemerkt er, daß nicht alle im Grundriß vorkommenden Zahlen „für die Dauer dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollen". Wenn er vielleicht zu viele Zahlen aufgenommen haben sollte, so sei „es immer leichter, eine überflüssig scheinende Zahl zu streichen, als sie nachträglich hinzuzufügen".

Dem Berichterstatter scheint der vorliegende Grundriß so ausführlich zu sein, daß für die mittleren Klassen daneben ein besonderes Lehrbuch überflüssig wird. Einzelnes könnte auch noch im Grundriß gestrichen oder gekürzt werden. Von den Jahreszahlen könnten besonders in der alten und mittleren Geschichte viele beseitigt werden. Die Geschichte der Israeliten darf ganz dem Religionsunterricht überlassen werden, wo sie eingehend behandelt wird. Die Kriege nach dem Tode Alexanders des Großen, der lamische, Diadochenkrieg, die Teilreiche, Macedonien und Griechenland, Ägypten unter den Ptolemäern, Syrien unter den Seleuciden müssen für die Quarta viel kürzer dargestellt werden. Ebenso ist im I. Teil die römische Kaisergeschichte zu eingehend behandelt. Namentlich könnte in der Geschichte des Mittelalters manches fehlen, so z. B. folgende genaue Angaben über den Ort des Todes: Thankmar fällt in der Petrikirche (II S. 16), Berengar stirbt in der Gefangenschaft in Bamberg (II, S. 17), Otto III. stirbt in Paterno (bei Rom), Heinrich II. stirbt auf der Burg Grona bei Göttingen (II S. 18), Konrad II. stirbt in Utrecht (S. 19), Heinrich III. stirbt auf der Burg Bodfeld bei Goslar (II S. 20). Ferner ist nach der Meinung des Berichterstatters im III. Teil, d. i. im Pensum der Obertertia, die Geschichte der außerdeutschen Staaten zu ausführlich behandelt. Dafür müßte die Geschichte von Friedrich Wilhelm I. bedeutend erweitert und vertieft werden. Daß dieser König bereits die Hörigkeit auf den Domänen abgeschafft habe, ist zuviel gesagt, zu wenig dagegen, daß er die Gewerbetätigkeit nur 1. durch das Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen und 2. durch einen Einfuhrzoll (Schutzzoll) für fremde Erzeugnisse gefördert habe. Auch finden wir diese Förderung des Merkantilsystems bereits unter dem Großen Kurfürsten. Für Ackerbau und Gewerbe hat dieser hervorragende Volkswirt sehr viel getan. Zu erwähnen wäre die Kolonisation (Salzburger), Austrocknung von Brüchen, seine Musterwirtschaft, Tuchfabrikation in der Mark, Umwandlung der Lehen in Allode, ferner namentlich Generaldirektorium und Oberrechenkammer. Die Auswahl des Stoffes im IV. für die Untersekunda bestimmten Bändchen hat dem Berichterstatter im allgemeinen recht zugesagt. Nur wünschte er auch hier noch eine kleine Einschränkung der Zahlen und der Geschichte der außerdeutschen Staaten, namentlich da, wo die deutsche Geschichte in jene nicht eingreift.

Digitized by Google

Überhaupt muß für den Geschichtsunterricht immer mehr der Grundsatz zur Durchführung gelangen, daß der zu lernende Stoff namentlich in den weniger wichtigen Abschnitten der früheren Zeit wesentlich beschränkt, dagegen in den wichtigen Teilen der preußischen Geschichte seit dem Großen Kurfürsten zum Verständnis der Gegenwart recht eingehend behandelt und vertieft wird. Die größere Einschränkung wird besonders für die Geschichte des Mittelalters, die Kriegsgeschichte und die Jahreszahlen gelten dürfen. Auch ist der Berichterstatter in seiner langen Erfahrung als Geschichtslehrer immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß die ausführlichen Lehrbücher für den Geschichtsunterricht nicht zweckmäßig sind. Die genauere Darstellung hat der Lehrer in seinem Vortrag zu geben. Der gedruckte Leitfaden soll ein Lehrbuch für den Schüler sein, das ihm durch eine kurze und möglichst übersichtliche Zusammenstellung das Lernen und Wiederholen erleichtert. Am zweckmäßigsten dürfte die richtige Mitte zwischen der Tabelle und dem Lehrbuch sein.

Nach der Ansicht des Berichterstatters hat der Verfasser des vorliegenden Grundrisses im allgemeinen diese richtige Mitte getroffen und durch eine sehr klare und übersichtliche Gruppierung ein recht geeignetes Lehrbuch für den Schüler geschaffen. Falls er die erwähnten Mängel beseitigen und vielleicht auch von der Anlehnung an Welter etwas absehen wollte, was bei der sicher zu erwartenden neuen Auflage ohne zu große Schwierigkeit möglich wäre, würde sein empfehlenswerter Grundriß an Brauchbarkeit noch gewinnen.

Berlin-Steglitz. R. Petersdorff.

---

1) Fischer-Geistbeck, Stufenatlas für höhere Lehranstalten. In drei Stufen. I. Unterstufe. II u. 30 S. 1,30 *M*. II. Mittelstufe. IV u. 54 S. 2,20 *M*. III. Oberstufe. VI u. 106 S. 5,50 *M*. Bielefeld und Leipzig, 1912, Velhagen u. Klasing.

2) Heinrich Fischer, Einheitsatlas. 81 Haupt- und 52 Nebenkarten auf 57 Kartenseiten nebst einer Heimatkarte. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage des „Schulatlas für Anfangsunterricht und Mittelstufen." Ebenda. geb. 2 *M*.

Ein erhebliches Bedenken gegen den Stufenatlas liegt n seinem Preise, der sich für alle drei Teile in Summa auf 9 *M* beäuft. Danach würde ein Obersekundaner, der sich die „Oberstufe" anzuschaffen hätte, im Jahre seines Eintrittes in die Klasse — am Beispiel irgend eines beliebigen Realgymnasiums berechnet — für neue Bücher, falls er sie nicht auf dem beliebten Wege des privaten Eigenhandels erwirbt, insgesamt rund 38 *M* auszugeben haben, ungerechnet die Wörterbücher und was er sonst an anderen aus früheren

Digitized by Google

Klassen mitbringt. Maßhalten ist auch in dieser Richtung gut. Abgesehen von diesem äußeren Einwande, sprechen viele Vorzüge für das neue Atlaswerk. Nach Möglichkeit ist der Wechsel der Maßstäbe unter ähnlichen Flächenbedingungen vermieden; die Herausgeber haben nicht ohne Erfolg das Ziel angestrebt, das physische und das politische Element auf demselben Blatte durch farbige Grenzlinien zu vereinen, und nur bei verwickelteren Grenzverhältnissen sind besondere Darstellungen, dann meistens als Eckkärtchen und in Flächenüberdruck angefügt, und die politischen Farben sind durch den Atlas hin die gleichen. Die für die Bodenbedeckung bestimmten Zeichen sind gut gewählt und deutlich, deutlich auch und groß die Namen, nach meinem Geschmacke freilich zu groß, denn sie stören doch bei schwierigen Bodenverhältnissen, so im Hochgebirge, die Lesbarkeit des Terrains, das durchweg in dunkleren Gebirgsfarben und unter starker Generalisierung, überwiegend mit kräftigem Stichel bearbeitet ist. Löblich ist das Anbringen mancher anderen kleinen Beihilfen, so der Größe der Ein-, Zwei-, Fünf- oder Zehngradfelder, der Richtungspfeile und Ziele für die am Rande der Karte abbrechenden Bahnlinien, manchmal mit Angaben der Entfernungen bis nach jenen Zielen, ferner von Orten, die jenseit der Karte unter dem gleichen Breitengrade liegen — alles dieses am Rande der Karte. Kurz, die Karten zeigen, daß praktische Schulmänner an ihnen gearbeitet haben. Es ist auch hervorzuheben, daß das „Deutschtum", in diesem Falle die Darstellung der Verbreitung der Deutschen über Europa und die Erde, der Handelsbeziehungen unseres Vaterlandes usw. angemessen gepflegt worden ist.

Vor allem aber wird das Werk den Nachweis zu liefern haben, daß es mit Recht den Titel führt, der die Eigenart seines Wesens bezeichnen soll. Es ist ihm das insofern gelungen, als die II. Stufe durch 16 Blätter mit vergleichender wissenschaftlicher Zusammenstellung und viele Eckkärtchen erweitert, in den Hauptkarten die Gegenstände und die Legende zweckmäßig vermehrt worden sind, wogegen der dritte Band gegenüber dem zweiten in erheblich bedeutendere Höhen hinaufschnellt, so hoch, daß bei dem jetzigen Geographieunterricht seine Karten schwerlich alle ausgenutzt werden können und wohl mehr das ausdrücken sollen, was den Verfassern als Ziel der künftigen Unterrichtsbemessung vorschwebt, für das beide an anderen Stellen eine rührige Tätigkeit entwickelt haben. Die Frage drängt sich auf: Ist nicht eine von den 3 Stufen entbehrlich? Fischer hat selbst eine Antwort darauf gegeben durch seinen Einheitsatlas, der die beiden ersten Stufen vereinigen soll, aber die Antwort stellt sich als nicht recht befriedigend heraus, insofern er im wesentlichen geeignet ist, der zweiten Stufe zu dienen, während die Vereinfachung vermißt wird, die von dem I. Bande des Hauptwerkes erreicht wird. Ein anderer Schnitt, der die Mittelstufe mit der Oberstufe vereinigte, würde als zweckmäßiger erscheinen als jene Zweiteilung, andernfalls ist der dreistufige Atlas erheblich vorzuziehen.

Digitized by Google

Nun noch etliche Einzelheiten. In drei Bänden ist auch ein Ausflug ins Geschichtliche vorgenommen durch eine Karte des alten Palästina. Hier ist die Unterscheidung von hebräischen und griechisch-römischen Namen durch den Druck nicht recht gelungen, die Ansetzung der Ortslagen im alten Jerusalem ist nicht ganz zweifellos, und der Kühnheit, die Golgatha nordwärts von Bezetha, ungefähr an die Stelle der „Königsgräber", bringt, vermag ich nicht zu folgen. Eine zweite geschichtliche Karte weist Marschlinien und Schlachtpläne der deutschen Einigungskriege auf. Die Verfasser versprechen sich besonders viel von den Blättern mit „typischen Boden- und Besiedlungsformen" und meinen, sie würden für sich selbst reden: ich fürchte aber, sie tun es nicht, und der Lehrer wird recht viel zu reden haben, um das Verständnis dieser mit einer Fülle an roten Vielecken bedeckten Zeichnungen zu erschließen, die bei diesem Maßstabe eine Plage für das Auge sind. Sie tragen zwar die Bahnen, welche die heutige Ortsdichte haben schaffen helfen, oder aber von ihr geschaffen worden sind, hingegen fehlen die Straßen, deren Lauf bei der weitaus größeren Zahl der Siedlungsformen das entscheidende Wort gesprochen hat. Die Bände tragen zwar alle die gleiche Jahreszahl, sind aber offenbar, wie das ja auch kaum anders möglich ist, nacheinander entstanden, was sich aus dem Umstande ergibt, daß manche kartographische Eintragungen in den Bänden verschiedenen Zeitpunkten entsprechen, bis sie dann im letzten auf den der Gegenwart am nächsten liegenden kommen. Die neueste Grenze von Kamerun ist in allen Ländern nachgetragen, aber der Techniker hat dabei nicht gerade eine glückliche Hand gehabt, bis die Sache dann im III. Bande richtig wird. Am schlechtesten ist dabei der bekannte Eckpunkt Wesso am Sanga gefahren, der sozusagen wider besseres Wissen französisch geblieben ist; hier hat er das Schicksal zwischen französischer und deutscher Farbe zu wechseln. Unrichtig ist in allen Bänden die Mekkabahn dargestellt, denn zunächst ist sie nur bis Medina vollendet, und dann soll ihre geplante Fortsetzung nach Mekka ganz anders laufen als in den Karten zu lesen steht. Ferner hätten sich die Verfasser über die Schreibweise der Namen einigen müssen. Hier sieht es z. B. so aus, als ob der eine ein Freund des *K* ist, während der andere *C* vorzieht, s. *K*al*k*utta und *C*al*c*utta, woraus dann der Stecher den drolligen Kompromiß *K*al*c*utta in III 82 geschaffen hat. So steht es auch mit dem Bindestriche. Doch genug damit. Es soll nicht der Anschein erweckt werden, als ob die mühevolle, fleißige Arbeit der Verfasser Wesentliches versäumt hätte.

Hannover-Linden. E. Oehlmann.

---

1) B. Plüß, Unsere Wasserpflanzen. Übersicht und Beschreibung unserer höheren Wasser-, Sumpf- und Moorgewächse. Mit 142 Bildern. Freiburg i. Br. 1911, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 116 S. 12. geb. 2 ℳ.

Wie die anderen Plüßschen Büchlein ist auch das vorliegende praktisch eingerichtet und wird dem Naturfreund die leichte Be-

Digitized by Google

stimmung der Wasserpflanzen ermöglichen, wobei unter den Wasserpflanzen auch die Sumpf- und Moorgewächse einbegriffen sind. Kleine Tafeln mit brauchbaren Abbildungen führen in die Morphologie, soweit nötig, ein. Leidlich deutliche Bilder der Pflanzen unterstützen bei der Bestimmung. Auf absolute wissenschaftliche Korrektheit ist kein Gewicht gelegt. Unterschiede wie zwischen *gesägt* und *gezähnt* werden nicht gemacht, und der Begriff *unechte Dolde* (*Scheindolde*, *Trugdolde*) ist wissenschaftlich so nicht haltbar, genügt aber dem praktischen Gebrauche.

Allgemeine Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten der Wasserpflanzen in Bau und Leben werden das Interesse der Benutzer erwecken. Ein Verzeichnis der Aquariumspflanzen und ein Register sind gut verwendbare Zugaben.

2) G. E. F. Schulz, Anleitung zu photographischen Naturaufnahmen. Für mittlere und reife Schüler. Mit 41 eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers und einem Vierfarbendruck. (Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek, Nr. 9.) Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. VI u. 204 S. 8. geb. 3 ℳ.

Das Büchlein ist mit großer Begeisterung für die Kunst der Photographie geschrieben, wie gleich die Einleitung erkennen läßt. Deshalb ist es überall interessant zu lesen, auch für den, der nicht selbst photographiert. Zeigt es doch, wie bei dem Versuche, die Naturobjekte zu photographieren, in Hülle und Fülle interessante biologische und sonstige naturkundliche Beobachtungen gemacht werden können, wenn man Geduld hat. Geduld freilich predigt der Verfasser auf jeder Seite. Im übrigen gibt er praktische Winke für Anschaffungen, gute Anleitungen für das, was photographiert werden kann, und wertvolle Hinweise auf die Art, wie den einzelnen Naturobjekten nahezukommen ist. Daß er dabei auch vor falschen Natururkunden warnt, bei denen etwa gefangene Tiere an beliebiger Stelle als freie oder halbflügge Vögel als flügge photographiert sind, sei ihm als besonders verdienstlich angerechnet. Gute Abbildungen zieren das Werk und geben einen Beweis für die Kunst des Verfassers, Naturobjekte lebenswahr zu photographieren. Der Stil gibt den Ton der gewöhnlichen Unterhaltung, so daß manche Nachlässigkeiten, auch des Satzbaus, damit vielleicht entschuldigt werden können. Aber soweit dürfte es doch nicht gehen, daß auf S. 74 gesagt wird: *Wir wollen auf weitere Arbeit verzichten und nach Hause* machen.

Trotz dieser kleinen Ausstellungen ist das Buch allen Interessenten warm zu empfehlen.

3) Pokornys Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten, bearbeitet von W. Schönichen. Mit 48 Farbendrucktafeln und 356 Textabbildungen. Unter Berücksichtigung biologischer Gesichtspunkte gänzlich umgearbeitete dreiundzwanzigste Auflage. Leipzig 1912, G. Freytag. 254 S. 8. geb. 4,50 ℳ.

Das Buch zeigt in der neuen Gestalt überall die geschickte Hand des bekannten Bearbeiters. In Inhalt und Form ist es den Bedürfnissen

Digitized by Google

der Schule angepaßt. Kurze praktische Tabellen weisen auf wichtige Unterscheidungsmerkmale verwandter Arten hin. Gute Abbildungen und eine große Zahl von farbigen Tafeln unterstützen die Anschauung und werden sich bei Vergleichen und bei den Wiederholungen nützlich erweisen. Trachtenbilder besonders von Bäumen bieten eine erfreuliche Bereicherung des Anschauungsstoffes. Einige praktische, leicht ausführbare Versuche sind am Anfange des Werkes beschrieben. Sie dienen dem Verständnisse der Einrichtungen des Pflanzenkörpers. Familien, Ordnungen und Klassen werden nach Besprechung der Einzelpflanzen kurz und treffend charakterisiert. Eine Bestimmungstabelle für Gattungen ist brauchbar, benutzt aber leider das Linnésche System, das dazu besonders durchgenommen werden muß. Für die Bestimmung der Arten ist keine besondere Tabelle vorhanden. Die ausländischen Nutzpflanzen hätten z. T. etwas eingehender besprochen werden können. Ihre Behandlung pflegt bei den Schülern reges Interesse zu erwecken.

Im einzelnen ist mir wenig aufgefallen. Ich will nur erwähnen, daß (S. 68) die Frucht der Erbse aus zwei Hülsen bestehen soll. S. 72 findet sich richtig: die Frucht (der Schmetterlingsblütler) ist eine Hülse.

Seehausen in der Altmark. M. Paeprer.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich veränderte und neubearbeitete Auflage. Annähernd 100000 Artikel und Verweisungen auf 1520 Seiten Text mit 1220 Abbildungen auf 80 Illustrationstafeln (davon 7 Farbendrucktafeln), 32 Haupt- und 40 Nebenkarten, 35 selbständigen Textbeilagen und 30 statistischen Übersichten. 2 Bände in Halbleder geb. zu je 11 ℳ. Erster Band VI u. 768 S. Der zweite erscheint im Herbst d. J.

Um den Bedürfnissen derer zu dienen, denen auch das „Kleine Konversations-Lexikon" nicht so leicht erschwinglich ist, hat sich der Verlag zu einer Neuherausgabe seines im Jahre 1893 zum letzten Male erschienenen „Handlexikons des allgemeinen Wissens" entschlossen, von dem allerdings nichts als der Titel übernommen ist. Sonst ist alles andere an dem Werke völlig neu: Format, Ausstattung und der Plan, nach dem es ausgearbeitet wurde.

Die Aufgabe, das Dargebotene wirklich erschöpfend zu gestalten, konnte nur durch eine übersichtliche Anordnung der einzelnen Gegenstände gelöst werden, indem das zu einem einheitlichen Thema Gehörige in systematisch gegliederten Übersichtsartikeln zusammengestellt und alles zum Verständnis Notwendige an derselben Stelle vereint wurde.

Alle Angaben entsprechen dem neuesten Stand der Dinge und auch die jüngsten Fortschritte der Geisteswissenschaften werden zum Ausdruck gebracht. Die Illustrationen sind vorzüglich.

2. Gesundheitsbüchlein. Gemeinfaßliche Anleitung zur Gesundheitspflege. Bearbeitet vom Kaiserlichen Gesundheitsamte, 15. Auflage. Berlin 1912, J. Springer. X u. 279 S. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

3. Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, 21. Jahrgang 1912. Leipzig, B. G. Teubner. 290 S. kart. 3 ℳ.

4. Der Jungdeutschland-Bund. Bundes-Zeitschrift. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Jahrg. 1, Nr. 3 u. 4. Erscheint monatlich zweimal. Vierteljährlich 0,75 ℳ, einzelne Nummern 0,15 ℳ.

5. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1912, B. G. Teubner. geb. 1,25 ℳ.

a) P. Natorp, Pestalozzi, sein Leben und seine Ideen. Zweite Auflage, mit 1 Bildnis und 1 Brief-Faksimile. IV u. 140 S.

b) G. Braun, Das Ostseegebiet. Mit 21 Abbildungen und 1 Karte. 108 S.

c) A. Heilborn, Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Dritte Auflage mit vielen Abbildungen und Karten. IV u. 180 S.

Digitized by Google

d) J. Kromayer, Roms Kampf um die Weltherrschaft. Mit 4 Karten. 74 S.

e) Chr. Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben. Dritte Auflage von H. Reinlein, 3. Auflage. VI u. 133 S.

f) L. Burgerstein, Schulhygiene, 3. Auflage mit 43 Figuren. IV u. 143 S.

g) J. von Negelein, Germanische Mythologie, 2. Auflage. IV u. 126 S.

h) P. Hensel, Rousseau, 2. Auflage mit einem Bildnisse Rousseaus. VI u. 100 S.

i) A. W. Unger, Wie ein Buch entsteht, 3. Auflage mit 8 Tafeln und 26 Abbildungen. VI u. 122 S.

k) R. Chormatz, Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert, I: Bis zum Sturze Metternichs. V u. 132 S.

l) H. Jantzen, Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. Mit 37 Abbildungen. IV u. 97 S.

m) R. Börnstein, Einleitung in die Experimentalphysik, Gleichgewicht und Bewegung. Mit 90 Abbildungen. IV u. 118 S.

6. Sammlung Göschen. Leipzig 1912, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. geb. 0,80 M.

a) W. Rein, Pädagogik im Grundriß. Fünfte Auflage. 136 S.

b) O. Th. Bürkler, Aufgabensammlung zur Analytischen Geometrie der Ebene. Mit 31 Figuren. Zweite Auflage. 175 S.

c) W. Staerk, Die Entstehung des Alten Testaments. Zweite Auflage. 144 S.

d) A. Hansen, Pflanzenphysiologie. Mit 43 Abbildungen. 154 S.

e) M. Rose, Einleitung in die Funktionentheorie (Theorie der komplexen Zahlenreihen). Mit 10 Figuren. 139 S.

f) H. Legband, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. II: Prosa. 160 S.

g) A. Drews, Geschichte der Philosophie. VI: Die Philosophen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. 120 S.

h—k) M. Hoernes, Kultur der Urzeit. I: Steinzeit (Die vormetallischen Zeiten. Ältere und jüngere Steinzeit Europas. Gleichartige Kulturen in anderen Erdteilen). Mit 41 Bildergruppen und 1 Titelbild. 147 S. — II: Bronzezeit (Die ältesten Zeiten der Metallbenutzung. Kupfer- und Bronzezeit in Europa, im Orient und in Amerika). Mit 37 Bildergruppen. 128 S. — III: Eisenzeit (Hallstatt- und La Tène-Periode in Europa. Das erste Auftreten des Eisens in den anderen Weltteilen). Mit 35 Bildergruppen. 120 S.

7. Wissenschaft und Bildung. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. geb. 1,25 M.

a) A. Messer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. VII u. 136 S.

b) A. Marcuse, Himmelskunde. Mit 24 Abbildungen. 135 S.

c) L. Milch, Deutschlands Bodenschätze, I: Kohlen und Salze. IV u. 151 S.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Teiresias im König Ödipus des Sophokles.

Über den Teiresias der Sophokleischen Schicksalstragödie hat neuerdings E. Bruhn (in der von ihm besorgten 11. Aufl. der Schneidewin-Nauckschen Ausgabe des Ödipus, Einl. S. 31) eine Ansicht ausgesprochen, die um so bemerkenswerter ist, als sie das gerade Gegenteil der bisherigen Auffassung vom Charakter dieser Person darstellt. Bisher meinte man, in der bekannten Szene, V. 300—462, werde der Seher zu seinen Enthüllungen getrieben, weil er durch die Beschuldigungen des Königs gereizt werde; Bruhn ist umgekehrt der Ansicht: der Seher reizt in berechnender Absicht den Zorn des Königs, in der Gewißheit, daß er aus dem Kampfe mit ihm als Sieger hervorgehen wird. Als die Wurzel seines Verhaltens sieht Bruhn einen lange genährten Haß an; der stolze Seher hat es dem Könige nie vergeben, daß sich bei der Deutung des Sphinxrätsels die *τέχνη* des Ödipus der des Teiresias überlegen gezeigt hat. Für diese Ansicht kann sich Bruhn auf die eigenen Worte des Königs berufen; Ödipus spricht tatsächlich die Vermutung aus, daß der Seher aus Neid handle (380/81). Wichtiger aber ist, und das ist für Bruhn das Entscheidende in dieser Frage: Teiresias bekennt schließlich selbst (447), daß er gekommen war, alles zu enthüllen. Danach, so schließt Bruhn, beruhen die anfänglichen Ausflüchte des Sehers auf Unwahrheit.

Nun ist zwar die Ansicht des Ödipus, Teiresias handle aus Neid, in des Königs Munde ein vortreffliches Argument, geeignet, den Seher zu diskreditieren und damit von sich abzuwehren. Aber sie ist objektiv unrichtig. Denn das ganze Kalkül, das auf ihr aufgebaut ist — Kreon und Teiresias haben gegen Ödipus ein Komplott geschmiedet, der eine aus Herrschbegier, der andere aus Neid —, wird im Drama als haltlos erwiesen; damit fällt auch das Motiv, Neid des Sehers, für diesen Zusammenhang weg, und das Zeugnis des Königs scheidet für unsere Frage aus.

Dann könnte das Motiv trotzdem vorhanden, nur in anderer Richtung wirksam sein. Wenn auch Teiresias an einem Komplott gegen den König nicht beteiligt ist, so könnte sich doch sein Neid

Digitized by Google

als Ziel setzen, gelegentlich seiner jetzigen Enthüllungen seinen Rachedurst zu befriedigen; eben diese Idee hat ja Bruhn ausgeführt. Man sehe sie einmal auf ihre Konsequenzen hin an.

Der Seher weiß, daß der König durch seine Enthüllungen zerbrochen, daß er der Unglücklichste aller Sterblichen werden muß. Aber das rührt ihn nicht, er muß sein Opfer, das ihm doch nicht entgehen kann, noch in berechnender Weise reizen. Mit dieser Rachsucht gegen einen ohnehin tief Unglücklichen würde Teiresias tief unter das Mittelmaß menschlichen Empfindens heruntersinken. Es müßten ferner seine anfänglichen Weigerungen zu reden Heuchelei, seine Behauptung, der König habe ihn, wider seinen eigenen Willen, zum Reden gezwungen, eine Erzlüge sein. Wie sieht dann der Mann aus, der in demselben Gespräch wiederholt erklärt: 'Ich trage die Kraft der Wahrheit in mir' (356, 369)? Wie sieht dann der Mann aus, den sich der untrügliche Gott zum Diener und Werkzeug seines Wissens erkoren hat? Dieser Seher zerbricht und geht in Rauch auf. Und das in einem Drama, das ausgesprochenermaßen die Göttersprüche gegen Zweifel und Unglauben verteidigt und in glänzender Weise zu Ehren bringt! Es ist unmöglich, daß die Göttersprüche erhoben werden, wenn ihr Künder sich vor Göttern und Menschen erniedrigt: der neidische, rachsüchtige, heuchlerische Teiserias widerspricht der Rolle eines Sehers, zumal in diesem Drama.

In anderer Weise ist der Versuch, den Widerspruch zwischen den ursprünglichen Äußerungen des Sehers und seiner späteren zu lösen, in der Ausgabe von Wolf-Bellermann gemacht. 'Man muß annehmen', so heißt es dort (zu 316 f.), 'daß Teiresias entschlossen war, um des Gemeinwohles willen das Geheimnis zu enthüllen, das er bis dahin aus Achtung vor dem Retter des Landes verschwiegen. Aber unter dem Eindruck der Persönlichkeit des Königs, nach der von tiefer Ehrfurcht gegen ihn und den Gott sowie von reinstem Eifer für die Stadt eingegebenen Anrede kann er es nicht über sich gewinnen'.

Nun ist aber Teiresias schon ganz verzagt, als er ankommt (ὡς ἄθυμος εἰσελήλυθας! 319), noch ehe der König ein Wort geäußert hat. Das spricht nicht dafür, daß er mit einem Entschluß gekommen ist. Der Gedanke an das Staatswohl aber, an die Befreiung der Stadt von der Pest, verbleicht überhaupt im Drama von da an, wo das Schicksal an Ödipus herantritt (durch des Teiresias Enthüllungen), und für den Seher ist dieser Moment bereits gegeben, als er durch die Ladung des Königs und den Ruf des Gottes erkennt, daß Ödipus' Geschick sich erfüllen wird. Deshalb geht er auch auf dessen wiederholten Appell an seine Vaterlandsliebe gar nicht ein, sondern weist immer nur auf des Königs Leid hin und sein eigenes. Und wenn er die Bitte aller schroff zurückweist mit den Worten: 'Ihr alle seid ja nicht gescheit' (328), so sieht man, daß der Gedanke, er stifte mit seinen Enthüllungen irgendwelchen Nutzen, ihm ganz fern liegt. Sein ganzes Auftreten, von seinem Kommen bis zu seinem Gehen, zeigt einen und denselben Zug, eine größere Neigung zum Ausweichen als zum

Digitized by Google

positiven Handeln. Kaum hat der König gesprochen, da ächzt und stöhnt er, bereut gekommen zu sein, will nach Hause, setzt allen Vorstellungen eine immer hartnäckigere Weigerung entgegen. Und als er nun wirklich Enthüllungen macht, handelt er nicht aus bewußtem Wollen heraus, sondern im Affekt, und legt demgemäß die Verantwortung für seine Mitteilungen dem Könige auf, dem er bedeutet: 'Du hast mich wider meinen Willen zum Sprechen getrieben' (358). Das müßte eine bewußte Umkehrung der Tatsachen, müßte eine Lüge sein, wenn er jemals den Entschluß zu sprechen gehabt hätte. Das einzige, wozu er sich entschlossen hat, ist das, daß er überhaupt hingekommen ist, nicht aus irgendwelcher innern Nötigung, sondern aus dem äußern Grunde, weil der König ihn geladen hat: 'Ich wäre nicht gekommen', sagt er ihm, 'wenn du mich nicht gerufen hättest' (432). Diese Passivität, die sein ganzes Handeln und Reden zeigt, ist auch erklärlich bei der furchtbar schweren Lage, die er, als der allein Wissende, zunächst allein zu tragen hat, und sie entspricht seinem Greisentum, mit dem er, trotz aller seiner Zornesausbrüche, dem selbstbewußten, kraftvollen, vorwärts drängenden Herrschertum des Ödipus gegenüber in Wirklichkeit der Geschobene bleibt.

Wenn er nun den Entschluß zu sprechen nicht gehabt hat und in Konsequenz davon sich so lange zu sprechen weigerte, als er nur irgend konnte, so kann sein späteres Wort, er sei zum Sprechen hergekommen, nicht wahr sein. Aber während sein negierendes Verhalten, seine Ausweichversuche und Weigerungen, alles das, worin er sich als *ἄκων* zeigt, eine ganze Kette ineinander greifender Glieder darstellen, tritt jene andere Äußerung nur momentan und erst in letzter Minute auf. Das legt die Vermutung nahe, daß sie auch weiter nichts ist als ein momentaner, vom Augenblicke erzeugter Einfall. In der höchsten Erregung, in die ihn die letzten Worte, der Abschiedsfußtritt des Königs, versetzt haben, ist er leicht geneigt zu vergessen, daß er bei seinem Kommen nicht so unerschrocken (*οὐ τὸ σὸν δείσας πρόσωπον* 447) und nicht so mitleidslos war, wie er jetzt ist. Ödipus hat ihm schließlich mit kalter Verachtung bedeutet, sein Hiersein sei störend und lästig. Das war das Ärgste, was ihm, dem einzig Sehenden unter lauter Blinden, gesagt werden konnte. Wenn jetzt Teiresias replizierte: 'Erst will ich noch sagen, was mein Hiersein für Sinn und Wert hat', so hätte er ganz recht. Er schießt aber über das Ziel hinaus, wenn er sich äußert: 'Erst will ich noch das sagen, dessentwegen ich hergekommen bin'. Denn um dessentwillen, was er jetzt folgen läßt, kann er, von allem andern, schon Gesagten, abgesehen, gar nicht gekommen sein. Man versetze ihn nur in die Lage, in der er bei seinem Kommen tatsächlich war. Nach dem Gebot des Königs und des Gottes — alles Wesentliche haben ihm die königlichen Boten mitgeteilt, vgl. z. B. 449 — hatte er keine andere Aufgabe zu lösen, als den Mörder des Laios zu nennen, und auch als er bereits gekommen ist, wird ihm vom Könige nur diese Aufgabe gestellt. Das war ihm, wenn man so sagen darf, von Amts wegen vorgeschrieben; da die Pflicht, den

Digitized by Google

verdienten, allgemein beliebten, ja bewunderten König als Mörder anzuklagen, schon an sich schwer zu erfüllen war, konnte er auch aus menschlichen Gründen über diese Anklage gar nicht hinausgehen. Demgemäß beschränkt er sich auch, als seine Zunge gelöst ist, zunächst auf diese Aufgabe; er bezeichnet den Ödipus zuerst, vieldeutiger und unklarer, als den Schänder des Landes, weiterhin erst deutlich als Mörder. Alles weitere aber, was er von jetzt an (366 ff.) über die Ehe und das Schicksal des Ödipus andeutet, sagt er nicht mit Zweckbewußtsein, sondern weil das Rad seines Zornes schon zu sehr in Bewegung ist. Andernfalls würde er die ihm gestellte Aufgabe überschreiten und, vom Standpunkte des Dramas gesehen, eigenmächtig dessen Problem verschieben. Das tut der Dichter, dessen Recht es auch ist, indem er jetzt, mit dem Weiterreden des Teiresias, sein Stück von den Vorstufen: Wie wird das Land von der Pest befreit? Wer ist der Mörder des Laios? an die Frage heranführt: Welches ist das Geschick des Ödipus? Und diese Verschiebung ist innerlich motiviert durch die Handlung, durch den auch seinerseits wieder motivierten Zorn des Teiresias, aber nicht durch dessen Absicht und Willen herbeigeführt. Die Schlußprophezeiung des Teiresias also, diese grausame, Vergangenheit und Zukunft des Ödipus in allen Einzelheiten beleuchtende Weissagung, ist bedingt, ist nur möglich durch die Entwicklung, die die Szene genommen hat; erst sein Streit mit dem Könige hat den Seher so mitleidslos gemacht, wie er jetzt ist. Diesen Gang der Dinge konnte Teiresias natürlich nicht voraussehen; denn das gehört nicht zum Seherwissen, sondern zur Kleinheit des Tages und den Zufälligkeiten der Stunde. Wenn er also seine Schlußprophezeiung als schon ursprünglich beabsichtigt hinstellt, so redet er, ohne es zu merken, aus der Erfahrung der hinter ihm liegenden Szene heraus, er projiziert unwillkürlich das Zweckbewußtsein, das er augenblicklich hat, auf die Zeit seines Kommens; bei der Erregung, in der er ist, ist dieser Irrtum erklärlich.

Der Fehler, den man bei dieser Deutung in den Kauf nehmen muß, ist natürlich auf Rechnung des Dichters zu setzen, der die lebendige, ganz aus Affekt und Aktion bestehende Szene nur schaffen konnte, wenn er sie mit der Leidenschaftlichkeit, die er seinen Gestalten gab, selbst durchlebte; und daß er das getan hat, dafür zeugt gerade dieser Fehler. Er wird vom Leben hundertemal, in viel stärkerer Form, begangen, und so ist er auch einem Darsteller des Lebens zu verzeihen.

Breslau. Paul Hoppe.

Die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für den künftigen Juristen.

Im Juliheft der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" veröffentlicht der Jenenser Oberlandesgerichtspräsident V. Börngen den 1. Teil eines Vortrags über „Die Ausbildung

der Juristen", den er im Juni d. J. im staats- und rechtswissenschaftlichen Fortbildungskursus der Thüringer Universitätsstadt gehalten hat. Auch für denjenigen, der in vielen Punkten eine andere Ansicht als B. vertritt, sind seine Ausführungen beachtenswert infolge der Ruhe und Unparteilichkeit, mit der er seinem Thema gerecht zu werden sucht. Denn das Bemühen, die Frage der juristischen Ausbildung sine ira et studio zu behandeln, wird bei B. auch der anerkennen müssen, der als überzeugter Anhänger des Humanismus seine Anschauungen vom Wert oder Unwert der gymnasialen Bildung für den künftigen Juristen nicht teilt.

Trotz der geistvollen Ausführungen der juristischen Dozenten Kipp und Heymann, die sich erst unlängst für die große Bedeutung, die das Griechische gerade auch für den Juristen habe, ausgesprochen hatten, steht B., der von den Ausführungen der beiden Gelehrten nicht überzeugt zu sein erklärt, dem griechischen Unterricht ablehnend gegenüber. Wohl erkennt er den großen Bildungswert, den die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum biete, durchaus an, aber doch meint er — wenn auch nach seinem eigenen Eingeständnis „nicht leichten Herzens" — sich dahin entscheiden zu müssen, daß das Erlernen einer alten Sprache, des Lateinischen, genüge, da ihre Schwestersprache für den Juristen, den er vor allem zum Praktiker ausgebildet wissen will, belanglos sei. Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, erschöpfend darzulegen, wie gerade auch die Beschäftigung mit der griechischen Geschichte und Literatur geeignet sein kann, den Sekundaner und Primaner in die Grundbegriffe aller Staats- und Rechtslehre einzuführen; es soll auch nicht weiter die Frage erörtert werden, ob nicht vielleicht doch noch wertvoller als eine von B. mehr oder weniger geforderte juristische Propädeutik eine allgemeine Bildung ist, wie sie das humanistische Gymnasium in der Geschlossenheit seines Lehrziels unstreitig zu geben vermag, — das abgegriffene Wort „allgemeine Bildung" allerdings nicht im trivialen Sprachgebrauch verstanden, sondern in der Deutung, die ihm Cauer in feinsinniger Weise gegeben hat: nicht Bildung in allen Dingen, wohl aber Bildung zu allen Dingen.

Doch bietet dem Gymnasiasten, der sich später für das juristische Studium entscheidet, der griechische Unterricht wirklich nichts, was abgesehen von seiner allgemeinen Bedeutung für seinen erwählten Beruf von Wichtigkeit ist? Ich verstehe dabei unter griechischem Unterricht nicht nur die Beschäftigung mit den Schriftwerken des griechischen Altertums, sondern auch die der Geschichte Griechenlands gewidmeten Lehrstunden. Zweifellos lassen sich bei der Besprechung der in ihrer großartigen Einfachheit so klaren und deshalb für das jugendliche Verständnis besonders geeigneten Verfassungen eines Lykurg, Solon und Kleisthenes, ebenso beim Eingehen auf die athenische Demokratie unter Perikles und die politischen Zustände zur Zeit des Demosthenes die Elemente einer Staatslehre in so faßlicher Art darlegen, wie es bei unmittelbarer Behandlung der viel

Digitized by Google

komplizierteren modernen Verhältnisse nicht der Fall sein könnte. Aber auch die Lektüre der griechischen Schriftsteller selbst bietet mannigfache Gelegenheit, Punkte zu berühren, die besonders für den späteren Juristen von Bedeutung sind. Wie bei der griechischen Geschichte sei auf die Fülle des Stoffes, der sich auch hier bietet, ebenfalls nur hingedeutet. Wer mit seinen Schülern Platons Protagoras liest, wird mit Notwendigkeit daraufgeführt, über den Zweck zu sprechen, den jede Strafe verfolgt, und wird ohne große Schwierigkeiten die Begriffe und Bezeichnungen der Vergeltungs-, der Besserungs- und der Abschreckungstheorie finden lassen. Bildet Lysias den Stoff der Lektüre, muß man auf attische Gerichtsverhältnisse eingehen; daß sich daraus in mancher Hinsicht ein Vergleich mit modernen Zuständen ergibt, wird eine selbstverständliche Folge sein. Eine große Rolle spielt heute die Frage der Laiengerichte: sowohl der geschichtliche Unterricht wie die Lektüre muß die Schüler mit der Einrichtung der athenischen ἡλιαία bekannt machen und legt eine Erörterung sehr nahe, was wohl der Grundgedanke bei dem Heranziehen von Laien zu richterlicher Entscheidung sei und welche Vorteile und Nachteile mit solcher Einrichtung verbunden sein müssen.

Vielleicht lassen diese kurzen Hinweise auf einen großen und fruchtbaren Stoff auch schon in ihrem geringen Umfang erkennen, daß das Griechische, abgesehen von dem gewaltigen allgemeinen Bildungswert, den ja auch B. an ihm anerkennt, gerade auch für den zukünftigen Juristen durchaus nicht belanglos ist. B. ist trotz der immer wieder anzuerkennenden Ruhe seines Urteils hierin wohl ebenso wenig gerecht, als wenn er im Laufe seiner Darlegungen ausruft: „Warum erfährt der Jüngling auf dem Gymnasium vom römischen Recht so gut wie garnichts?“ Es müßte ein seltsamer Lateinunterricht — die Geschichte des Volkes auch wieder eingeschlossen — sein, der nicht bei unzähligen Gelegenheiten auf die Römer als das klassische Volk des Rechts hinwiese und diese Behauptung auch durch Einzelheiten belegte. Römische Geschichte kann in den Oberklassen nicht gelehrt werden, ohne daß man auf das Recht des römischen Volkes immer wieder eingeht, einzelne Gesetze in ihrer Bedeutung bespricht und auch hier überall Parallelen zur Neuzeit zieht. Die Besprechung des römischen Beamtenwesens muß notwendigerweise mit wichtigen rechtlichen Institutionen dieses Volkes bekannt machen, die eine Geltung weit über den Kreis jener Zeit hinaus haben; so wird man, wenn man vom Amt des Prätors spricht, selbstverständlich auch auf die prätorischen Edikte und den bedeutungsvollen Unterschied der iurisdictio voluntaria und der iurisdictio contentiosa kommen. Und die lateinische Lektüre? Es erscheint fast überflüssig zu erwähnen, inwiefern gerade der von B. gering eingeschätzte Cicero in seinem Sinn zu verwerten ist, und zwar nicht nur beim Lesen seiner gerichtlichen Reden, sondern auch einer rhetorischen Schrift wie De oratore, aus der sich mehr als einer der vielen von dem römischen Juristen genannten Rechtsfälle in fruchtbarer Weise behandeln läßt.

Digitized by Google

Der lateinisch-griechische Unterricht des Gymnasiums ist für den jungen Mann, der sich dem Rechtsstudium widmet, von Bedeutung, — auch in dem Zweig der Wissenschaft, mit dem der künftige Richter auf der Universität wohl noch immer nicht genügend in Berührung kommt, der Volkswirtschaft. Daß wir hier ein Gebiet haben, in dem viele Gebildete, auch viele Richter, die der Beruf mit allen Schichten des Volks zusammenführt, recht wenig bewandert sind, ist leider trotz der Wichtigkeit des Gegenstandes eine unbestreitbare Tatsache. Und B. hat Recht, wenn er auf dem Gymnasium neben der Volkswirtschaft des Altertums eine starke Beachtung der Volkswirtschaft der Neuzeit verlangt. Gibt man hier auch willig zu, daß vielleicht nicht überall im altgeschichtlichen Unterricht das geleistet ist, was zu leisten war, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß gerade wieder die Geschichte des klassischen Altertums in ihrer großartigen Einfachheit uns die Möglichkeit gibt, von einer Besprechung seiner volkswirtschaftlichen Verhältnisse aus das Verständnis für die soziale Entwickelung unserer Zeit zu wecken. Daß gerade das griechisch-römische Altertum, in dem wir die abgeschlossenen Kulturen zweier hervorragender Staatswesen in ihrem Aufblühen und Vergehen beobachten können, auch für das Begreifen der sozialen Nöte der Gegenwart ein vortrefflicher Lehrmeister sein kann, das lehrt uns das Buch eines mitten in den wirtschaftlichen Kämpfen der Jetztzeit stehenden Mannes wie Adolf Damaschke, der in seinem Werke „Die Bodenreform" nicht nur häufig Parallelen aus der Geschichte der römischen und griechischen Volkswirtschaft zieht, sondern, um die Zustände unserer Tage verständlich zu machen, den beiden klassischen Völkern eigene Kapitel widmet.

Und nun zum Schluß noch ein Punkt, in dem nach B.s Ansicht das humanistische Gymnasium nicht die Forderungen der Zeit erfüllt. Lebhaft führt er darüber Klage, „daß noch jetzt ein so großer Teil der Jugend in den juristischen Prüfungen ein Deutsch schreibt, das nicht den Namen eines Deutsch verdient, sondern ein lateinisch-deutsches Kauderwelsch ist und wie eine schlechte Übersetzung aus dem Lateinischen klingt". Dürfen wir diesen Worten Unrecht geben? Wohl insofern, als wir behaupten können, daß das in den zitierten Worten ausgesprochene Urteil in dem weiten Umfang, wie B. es gelten lassen will, in Wirklichkeit wohl doch nicht zutrifft. Denn wenn auch zugegeben werden muß, daß Stilunsicherheit und Stilungewandheit auch bei denen, die die Hochschule besucht haben, eine leider nicht ganz seltene Erscheinung ist, so geht es sicherlich doch zu weit, dafür lediglich die Lektüre der alten Klassiker verantwortlich zu machen. Aber freilich, die Mahnung können alle, die altsprachlichen Unterricht erteilen, immer wieder beherzigen, daß nämlich die Lektüre griechischer und römischer Meister in letzter Linie stets auch der Pflege der Muttersprache zugute kommen soll. In wie hohem Maße das möglich ist, beweist Cauers Buch von der „Kunst des Übersetzens", das jeder Altphilologe kennen gelernt haben müßte. Schon Cicero nennt in De oratore das Übersetzen aus Fremdsprachen als eins der wirksamsten

Digitized by Google

Mittel, um den eigenen Stil zu bilden; was er ausgeführt hat, gilt auch noch für unsere Tage. Um hier Gutes zu erreichen, muß man schon in der Sexta beginnen und so manchem Ausdruck, dem man wohl im Vokabelverzeichnis des Übungsbuches, sonst aber im Leben kaum wieder begegnet, zu Leibe rücken und durch wirklich in der Gegenwart gebräuchliche Wendungen ersetzen. Jeder, der diesem Punkt seine Aufmerksamkeit schenkt, wird finden, daß in manchem unserer lateinischen Elementarbücher in dieser Beziehung noch zu bessern ist. An ihnen liegt z. T. die Schuld, daß in den höheren Klassen der Lehrer bei der Lektüre mit Ausdrücken zu kämpfen hat, die nicht allein unschön, sondern auch sinnwidrig sind. Gerade aber auch in dieser Hinsicht werde für die Oberklassen schon auf der Unterstufe vorgearbeitet, damit die Schüler dann weiter angehalten werden können, in ihren Übersetzungen ein einwandfreies Deutsch zu geben, und so die Fertigkeit im Gebrauch der Muttersprache nicht nur bei dem künftigen Juristen, sondern überhaupt bei jedem, der das humanistische Gymnasium absolvieren will, gerade durch dieses Übersetzen gefördert werde.

Neuruppin. Walter Isleib.

Zur Abwehr.

In dem kürzlich erschienenen 2. Teile des 3. Bandes der „Antiken Schlachtfelder" Kromayers nimmt Veith auf meine Abhandlungen über das römische Heerwesen Bezug, obwohl sie ihm allem Anschein nach nur zum Teil bekannt waren. Die unausbleibliche Folge sind Mißverständnisse und Irrtümer. So behauptet er auf Seite 694, daß ich den Chok in der römischen Taktik „geleugnet" hätte, und daß „meine Theorie", nämlich die Schließung der Manipelintervalle des ersten Treffens vor dem Beginne des Gefechts durch Abstandnehmen mich „konsequenterweise bis zu dieser kriegsgeschichtlichen Blasphemie führen mußte". Tatsächlich habe ich in der von Veith zitierten Abhandlung „Gefechtstellung und Taktik der Manipulare" im Philologus 1910 S. 359 ff. nur gesagt, daß der Chok die reguläre, das heißt die erste und wichtigste Aufgabe des Kampfes der Legionare zur Zeit der Manipularstellung nicht gewesen sein kann (S. 363), und daß „nicht in dem Chok einer phalangitischen Schlachtordnung, sondern im statarischen Kampf unter fortlaufendem Wechsel von Treffen und Gliedern das Geheimnis der Überlegenheit des Manipulars" zu suchen sei (S. 374). Daß der Chok dabei gänzlich außer Kurs gesetzt war, habe ich nicht gesagt, und das gibt Veith im Hinweis auf die S. 368 von mir erwähnten Beispiele schließlich auch wieder zu. Und ist denn der in meinem Aufsatz: „Das reguläre Gefecht der Manipulare" in der Zeitschrift für das Gymnasilawesen 1910 S. 90 ff. behandelte Angriff der Triarier etwas anderes als der Chok? Und habe ich den letzteren ebenda S. 394 nicht ausdrücklich auch den vorderen Treffen

zugeschrieben? Ferner ist es mir gar nicht eingefallen zu glauben, geschweige denn zu behaupten, daß der Chok unmittelbar aus der gelockerten Gefechtslinie hätte unternommen werden können, vielmehr habe ich S. 396 unter Berufung auf Vegetius I 26 mich für das Eindoppeln der geraden und Aufschließen der hinteren Glieder einschließlich des zweiten Treffens ausgesprochen. Das alles ist Veith entgangen; sonst würde er auch die Bemerkung, ich hätte nur „gefühlt, daß der Chok in der lockeren Formation undurchführbar" sei, unterlassen und sich schwerlich damit aufgehalten haben, in extenso die Folgen zu schildern, welche unfehlbar eintreten müßten, „wenn die rückwärtigen Glieder auch nur einen Augenblick versucht hätten, nach vorne zu drücken". Dagegen ist an sich kaum etwas einzuwenden, ja ich würde mich gewiß ebenso oder ähnlich geäußert haben, wenn ich mir die nutzlose Mühe gegeben hätte, darüber nachzudenken. Auch daß dann „die komplizierten Vorgänge der Einzel-Glieder- und gar Treffenablösung niemals durchführbar" gewesen wären, und der Centurio, der zwar nicht „unsterblich", aber wie jeder Mensch zu ersetzen war, in das Chaos Ordnung zu bringen, keines Falles vermocht hätte, ist selbstverständlich. Desgleichen darf man den Satz: „Ganz dieselben Folgen mußten aber auch eintreten, wenn es dem massierten Gegner nur einen Augenblick einfiel, seinerseits den Chok zu versuchen" ohne weiteres unterschreiben. Aber wozu das alles? Wie konnte Veith mir nur die Torheit zutrauen, an Selbstverständlichem zu zweifeln? Und nach diesem Kampf mit Windmühlen verkündet er in gesperrtem Druck: „Das ist der vernichtendste Beweis gegen die Theorie Steinwenders, daß seine Formation nicht nur nicht imstande war, den Chok zu führen, sondern auch ebenso außerstande, ihn auszuhalten". Über den Wert oder vielmehr Unwert dieser These brauche ich nach dem Gesagten kein Wort zu verlieren. Andere Irrtümer, wie die S. 696 mir vorgeworfenen 4 Glieder, statt deren, da von 6000 Mann starken Legionen die Rede ist, nach meinem in der Abhandlung über den Quincunx im Philologus 1909 S. 260 ff. begründeten Vorschlage 6 genannt werden mußten, und die S. 695 A 2 den Leser überraschende Bemerkung, daß der kurze römische gladius und, man höre und staune, das scutum mit seinem Buckel zum Chok besser geeignete Waffen gewesen wären als die Sarisse, seien nur nebenbei erwähnt. Aber die mir zur Last gelegte „kriegsgeschichtliche Blasphemie" weise ich mit allem Nachdruck zurück. Ich habe weder behauptet, daß der Chok dem Manipularsystem völlig „fremd" war, noch daß er in der gelockerten Gefechtslinie ausführbar gewesen sei, sondern in beiden Fällen das Gegenteil.

Danzig. Th. Steinwender.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Paul Schwartz, Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen. Dritter Band. Band L der „Monumenta Germaniae Paedagogica". Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 648 S. gr. 8. 16,80 ℳ.

Der dritte Band ist den beiden ersten, die ich in diesem Jahrgang der Zeitschrift für das Gymn.-Wesen S. 22 ff. angezeigt habe, bald nachgefolgt und ist noch umfangreicher als jene. In dem vorausgedruckten „Schlußwort" verteidigt sich der Herausgeber gegen meine Bemerkung, er sei ein entschiedener Gegner der Reifeprüfung und kein Freund der klassischen Studien. Aber „der Ton macht die Musik". Wer die Ansichten und Äußerungen von Gegnern der Reifeprüfung zu einem so düstern und abschreckenden Gesamtbild verschmilzt, ohne sich dagegen zu erklären und dem gegenüber die Vorteile dieser Prüfung hervorzuheben, den muß man für einen Gegner halten; und wer sagt, daß der „Zeitgeist" (in dieser Ausdehnung für die damalige Zeit nicht richtig!) entschieden dem gründlichen Studium der alten Sprachen abhold gewesen sei und mehr Geschmack gefunden habe an den Früchten, die man von des Lebens grünem Baum brechen konnte, als an dem Inhalt der „altklassischen Konservenbüchsen" (S. 68), und wer bei der Besprechung des Geschichtsunterrichts der damaligen Zeit erörtert (S. 34 f.), wie tief die deutschen Gelehrten damals sich erniedrigt hätten durch die übertriebene Bewunderung des Griechentums und es fertig gebracht hätten, einen so zweifelhaften Charakter wie Themistokles und einen so genialen Lump wie Alkibiades als Helden auszuschreien, ohne den Wert und die Bedeutung des Neuhumanismus für unsere ganze kulturelle Entwickelung und seinen Einfluß auf die großen deutschen Dichter und Denker auch nur mit einem Wort zu erwähnen, — den kann ich keinen Freund der altklassischen Studien nennen. Der Tatbestand war nur objektiv für jene Zeit zu schildern und aus ihr zu erklären. Man vergleiche übrigens den wertvollen Aufsatz von Robert von Pöhlmann „Die Geschichte der Griechen und das 19. Jahrhundert" in dessen gesam-

Digitized by Google

melten Abhandlungen „Aus Altertum und Gegenwart“ (München 1911, Beck. N. F.) S. 277 ff.

Es werden in diesem Band behandelt die Gelehrtenschulen im Herzogtum Magdeburg; dem Fürstentum Halberstadt, dem Eichsfeld und Erfurt, der Grafschaft Mark und Cleve, den Grafschaften Lingen und Tecklenburg, dem Fürstentum Minden und der Grafschaft Ravensberg, in Ostfriesland und schließlich den fränkischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth. Auch diese Abschnitte zeigen uns wie Band 1 von Abschn. IV an und Band 2 die Schulen an der Arbeit, und ich darf im allgemeinen auf das verweisen, was ich darüber in der Besprechung der beiden ersten Bände gesagt habe. Weiter, als es im folgenden geschehen, auf interessante und wertvolle Einzelheiten dieses Bandes einzugehen, dazu fehlt leider der Raum. Man muß vor allem bei einer Schule, die für einen ein besonderes Interesse hat, die Einzelheiten aus Geschichte, Verordnungen, Lehrplan, Bemerkungen der Lehrer über den von ihnen erteilten Unterricht, Revisionsberichten, Reifeprüfungen mit Verzeichnissen der Abiturienten lesen, um so ein anschauliches Bild von dem Zustand und den Erfolgen zu gewinnen. — Bei Erteilung oder Versagung des Reifezeugnisses walteten alle möglichen Rücksichten. Einer erhielt das Reifezeugnis, weil das seinem Vater widerfahrene Unglück des Brandes seinen Abgang auf die Universität notwendig machte (S. 65), bei einem anderen machten häusliche Umstände sein früheres Abgehen nötig (S. 91), einer wurde für unreif erklärt, weil er nicht wie ein anderer Kameralwissenschaft, sondern Theologie studieren wollte (S. 120) usw. Über die Aufsicht bei der schriftlichen Prüfung heißt es S. 37: „Die Inspektoren der lat. Schule beobachteten von früh um 7 Uhr an die Schüler so lange bis sie fertig waren. Es hat auch das Direktorium eine Aufsicht geführt, und Herr Professor Wolf bemühte sich selbst deshalb heraus. Die Feierlichkeit der Sache mag dazu beigetragen haben, daß man in diesen Ausarbeitungen die Ängstlichkeit, womit sie entworfen, wohl merken kann“. Ein Abiturient, „der sich vorzüglich im Geschmack und allen denen Kenntnissen auszeichnete, die zur schönen Literatur gehören“, fügte als „Beilage“ noch Gedichte von sich bei, die hier mitgeteilt werden (S. 132). Übersetzungen aus Dichtern lieferten manche in Versen, wofür eine Probe S. 163 mitgeteilt wird. Oft kehrt die Bemerkung wieder: „Da die Zeit bereits verflossen war, so wurde die Prüfung beschlossen“. Direktor Nonne in Duisburg, ein „geschickter denkender Kopf“, lehrte Universalgrammatik, worüber er in einem Programm 1799 berichtete (S. 228 f.). Konrektor Hügell an der Ratsschule zu Aschersleben berichtet aus seiner Lehrtätigkeit (S. 130): „Zur Übung des Verstandes und Gedächtnisses wird alle Monat ein deutsches Gedicht diktiert, so daß der Sinn und die Worte desselben untereinander geworfen werden. Dieses verunstaltete Gedicht bringt der Schüler nach der ihm gegebenen Versart zu Hause wieder in Ordnung und muß es dann nach vorhergegangener Verbesserung

Digitized by Google

auswendig lernen, wozu auch noch andere Aufsätze gebraucht und in der Klasse deklamiert werden, um den Anstand dabei zu verbessern". Bei Darlegung von Mängeln der inneren Einrichtung am Gymnasium in Heiligenstadt heißt es (S. 211): „Wird bei dieser Anstalt die Lehrstelle einer Klasse vakant, so können die Schüler dieser Klasse interimistisch gar nicht beschäftigt werden; die ganze Klasse feiert also bis zur Wiederbesetzung viele Monate hindurch, weil ihr der Lehrer sämtlicher Wissenschaften fehlt". S. 365 ist über die schlechte Lage der Lehrer u. a. berichtet: „Das so nötige Ansehen der Lehrer leidet sowohl bei dem weniger aufgeklärten Teil des Publikums als insonderheit bei denen ihnen untergebenen jungen Leuten, wenn sie sich auch nicht einmal mit demjenigen Anstande, der ihrem Amte und der Würde desselben angemessen ist, öffentlich zeigen können, ohne durch unverkennbare Merkmale der Dürftigkeit beschämt zu werden". In betreff der Aufnahmeprüfung an Universitäten berichtet Direktor Snethlage in Hamm (S. 221): „Das Examen auf Universitäten, dem sich die jungen Leute, welche von keiner Prüfungskommission ein Zeugnis der Reife oder Nichtreife erhalten haben, unterwerfen müssen, ist ganz unbedeutend und so gut als gar keins; denn selbst die unwissendsten Leute, wie mir bekannt ist, werden angenommen und nicht abgewiesen".

Abschnitt XIX bringt als wertvolle und bedeutsame Ergänzung zu den vorhergehenden 15 Abschnitten die Belege für die Tätigkeit der Behörden, besonders des Oberschulkollegiums. Sie zeigen uns den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit der dieses Kollegium die Ergebnisse der Reifeprüfungen an den Gymnasien verfolgte, zu Änderungen und Besserungen mahnte, und wie erfolgreich es so darauf hinarbeitet, die Ergebnisse des Unterrichts allseitig zu heben und die Anstalten auf gleiche Höhe zu bringen. Es ragen hier durch Zahl und Gediegenheit hervor die Entwürfe zu Bescheiden von Meierotto und ganz besonders von Gedike, und es ist sehr interessant, die Tätigkeit dieser beiden Schulmänner im Oberschulkollegium eingehender kennen zu lernen.

In Verbindung mit der Reifeprüfung steht auch die Prüfung der Kantonpflichtigen als Vorprüfung einer bestimmten Klasse von Schülern, die im Abschnitt XX, und die Prüfung der Novizen an den Universitäten, die in Abschn. XXI behandelt ist, nebst Proben und Mitteilungen aus solchen Prüfungen.

Den Schluß bildet ein sehr eingehendes, meist zwei- oder dreispaltiges Register von 49 Seiten zu den drei Bänden, in dem uns nebst Allgemeinem besonders die Einzelheiten über Unterrichtsbetrieb und Lehrgegenstände, Schriftsteller sowie beim Unterricht gebrauchte Bücher und Werke, danach in einem Personenregister die Fürsten, Beamte usw., die Mitglieder des Oberschulkollegiums, die Lehrer und all die Schüler und Novizen, die in dem Werke vorkommen, namhaft gemacht werden, wozu dann noch ein Ortsregister hinzukommt. Da wird unter den Schülern mancher einen Ahnen

Digitized by Google

finden, der hoffentlich mit Ehren genannt wird, und nicht wie der Abiturient Dammann S. 143, dessen Arbeiten sehr ungünstig beurteilt werden und über dessen Prüfung der Kgl. Kommissar Kleffel schreibt: „Examinatus hat seine schriftlichen Arbeiten alle in meinem Hause, um in der Schule nicht Störung zu machen, so wie sie ihm jedesmal aufgegeben wurden, sogleich verfertigt, so daß aller Verdacht fremder Beihilfe so ganz wegfällt". Sein Name fehlt glücklicherweise im Register.

Es schließt sich dieser Band den beiden vorhergehenden würdig an, und die drei Bände zusammen bilden einen sehr bedeutsamen Beitrag zu den Mon. Germ. paed., wofür wir dem Herausgeber zu aufrichtigem Dank verpflichtet sind. Gern hätten wir noch mehr aus dem wertvollen Aktenmaterial entgegengenommen, aus dem Schw. noch einen vierten Band hätte füllen können, und fühlen mit ihm, wenn er, auf drei Bände beschränkt, sagt: „So habe ich schweren Herzens manches Stück ausmerzen und auch auf Kosten der Übersichtlichkeit Raum gewinnen müssen".

Kassel. Fr. Heußner.

Erziehung und Unterricht. Grundzüge einer praktischen Pädagogik von Rudolf Lehmann. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage von „Erziehung und Erzieher". Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 454 S. 9 M.

Über die 1. Auflage des Werkes hat sich O. Weißenfels in dieser Zeitschrift 1901 S. 532—539 mit seiner bekannten Klarheit und seinem wohl erwogenen und überlegenen Urteil ausgesprochen. Er berichtete genau über den Inhalt und hob die Vorzüge der Darstellung hervor, hielt aber auch mit seinen Bedenken über die Auffassung des Unterrichts in den alten Sprachen nicht zurück. Er betonte mit Recht stärker als Lehmann die idealen Ziele der höheren Schule, aber er vertrat vielleicht zu sehr den Standpunkt der älteren Generation, die Schule und Leben sorgsamer auseinander hielt, als es für die Jugend unserer Tage wohl heilsam ist.

Lehmann ist auf der Bahn, die er vor 10 Jahren betrat, fortgeschritten. Die neuen Aufgaben, welche er, der frühere Berliner Gymnasiallehrer, mit der Übernahme des Lehramts an der Akademie in Posen zu lösen hatte, die nunmehr pflichtmäßige Durcharbeitung aller Ideen, welche in dieser Zeit die lebhafte Bewegung um die Schule hervorgerufen, endlich ein wiederholter Aufenthalt in Amerika, der ihn veranlaßte, sich „mit dem Ganzen eines nationalen Schulwesens" eingehend zu beschäftigen, — das alles hat den Blick des Verfassers geschärft und sein Urteil erweitert und vertieft. Dies ist dem Buche nach allen Seiten zustatten gekommen. Überall berührt die einfache, ruhige, klare Darstellung wohltuend und ebenso das besonnen abwägende und milde Urteil. Es treten uns keine große, neue Gedanken, keine Anregungen zu neuen Bahnen und grundstürzenden Umwälzungen entgegen, aber überall scharfe Prüfung des Vorhandenen und zusammen-

Digitized by Google

fassende Beurteilung des allgemeinen Besitzes vom idealen Standpunkte aus; überall Stellungnahme zu den neusten Fragen und Ereignissen, und zwar im Gegensatz zu solchen Geistern wie Key und Gurlitt. Man mag zu den einzelnen Fragen stehen, wie man will, man wird zugestehen müssen, es ist ein erfreuliches Buch, das unbedingt von jedem jüngen Lehrer und Erzieher, aber auch von den alten durchgedacht werden und auch in den Händen gebildeter Eltern sein sollte. Denn hier findet man Anregungen, all diese wichtigen Fragen, die eigentlich immer im Fluß sind, durchzuprüfen und mit den eigenen Erfahrungen zu vergleichen. Aus diesen möchte ich mir erlauben, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Der erste, allgemeine Teil über Erziehung und Gewöhnung behandelt die Möglichkeit der Erziehung, das Ziel derselben, Gewöhnung und Erziehung, das Heim und die Gewöhnung, Erziehung und Erzieher. In dem ersten Kapitel muß der Verf. natürlich die Bahn freimachen, muß zeigen, daß Erziehung möglich und notwendig ist und daß die hemmenden Kräfte zu beseitigen oder doch wenigstens zu beeinflussen sind. Was hier über Vererbung gesagt wird, ist sehr hübsch, schlicht und klar und sicher geeignet, die Furcht vor diesem Gespenst zu mindern. Zweierlei hätte vielleicht noch hervorgehoben werden können. Einmal ist das Vererbte in den Anlagen eine Mischung aus väterlichen und mütterlichen Kräften, und diese Mischung ergibt das neue Individuum, in dem außerdem noch eigene geistige Kräfte wohnen, die es in gewissem Maße zu freier Selbstbestimmung befähigen. Hierzu kommen dann als viertes Element die Einwirkungen von außen, denen es unterworfen ist, z. T. ohne, z. T. aber doch auch mit der Freiheit, ihnen Raum zu gewähren oder sie abzulehnen. Der rein deterministische und materialistische Standpunkt ist dabei natürlich auch nach Lehmanns Ansicht abzulehnen.

Was nun ferner das praktische Leben angeht, so braucht man nicht Lehrer zu sein und damit im Besitz reicherer und umfassenderer Erfahrung, sondern nur Vater mehrerer Kinder, um aus der Anschauung bezeugen zu können, wie verschieden die Kinder derselben Eltern, unter denselben äußeren Verhältnissen gezeugt und erzogen, in den meisten Fällen sind. Dies offenbart uns den großen Reichtum der Natur und schränkt die Lehre von der Vererbung erheblich ein.

Was das „Ziel der Erziehung“ (2. Kapitel) angeht, so bin ich nicht ganz mit dem einverstanden, was hier über den Religions-Unterricht gesagt ist. Ich glaube nicht, daß, wie Lehmann S. 35 sagt, das religiöse Leben in unseren Tagen und zumal im Protestantismus im Rückgang ist. Es scheint mir vielmehr ein lebhaftes Interesse an der religiösen Frage, ein starkes Gottsuchen überall hervorzutreten und der Kampf um den Glaubensinhalt in der Kirche aufs lebhafteste entbrannt zu sein. Ist das so, und man hört es oft von den Primanern und liest es in ihren Lebensläufen, dann muß es auch Aufgabe der Schule sein, besonders der höheren, die Schüler zu befähigen, an diesem Lebenskampfe (denn es handelt sich um die wertvollsten Güter) teil-

Digitized by Google

zunehmen, für sich eine Stellung in ihm zu nehmen und eine echt evangelische, d. h. selbständige Aneignung dieser Güter zu suchen.

Lehmann erkennt doch selbst S. 361 an: „Die junge Seele sucht nach Klarheit in dem Gewirr, nach festen Normen in dem Wechsel der Stimmungen und Willensbestrebungen, welche dieses entscheidendste Übergangsalter erfüllen. In dieser Lage nun greift der Jüngling naturgemäß umher in dem geistigen Rüstzeug, das ihm Unterricht und eigene Beschäftigung zuführen, und sucht hier die Waffen, die ihm Klarheit erkämpfen sollen. Mancher findet in der Religion den Hort, den er braucht; aber den meisten gerät gerade auf dieser Entwicklungsstufe auch die religiöse Überzeugung ins Wanken und bedarf der Stütze von außen, wenn sie nicht für immer verloren gehen soll".

Soll denn also gerade hier der Unterricht versagen, der dazu berufen ist, in diesen Dingen klärend und fördernd einzugreifen? Mit Recht hebt Lehmann hervor: „Das Interesse der jungen Leute wendet sich zumeist Problemen zu, auf welche die Philosophie eine Antwort oder wenigstens eine befriedigende Antwort nicht hat: die uralten Probleme der Metaphysik, die in den Worten: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit gipfeln, sind es auch heute noch, welche das metaphysische Bedürfnis der Jugend immer aufs neue hervorrufen". Die Religion aber hat darauf eine befriedigende Antwort, sonst wäre sie nicht Religion.

Der Religionsunterricht muß also die Schüler in die großen, für die innere Befriedigung entscheidenden Fragen einführen, indem er sie auf der Oberstufe mit den verschiedenen Weltanschauungen, ihren Vorzügen und Mängeln bekannt macht, um sie später zu einem selbständigen Urteil zu befähigen und sie nicht ratlos in das Gewirr der Tagesmeinungen hinausziehen zu lassen. So wird der Lehrer mit ihnen also über Deismus und Pantheismus, Materialismus und Idealismus, Monismus, Agnostizismus und Pessimismus sprechen und diesen den Theismus gegenüberstellen; er wird sie über die entscheidenden Probleme der Naturwissenschaft und Naturphilosophie orientieren, über die Welträtsel und Grenzen des Naturerkennens, um sie mit dem nötigen Material auszurüsten und zu eigenem Urteil über Dinge zu befähigen, von denen unsere Tagespresse voll ist und die in zahllosen öffentlichen Vorträgen und Schriften erörtert werden. Wenn der Religionslehrer dies tut, also orientiert und anregt, dann kann er doch seine schöne Aufgabe erfüllen, kann manchem Jüngling in der Not helfen und zugleich für Erneuerung des religiösen Lebens überhaupt wirken. Denn es können von ihm wesentliche Anregungen auf das neue Geschlecht ausgehen, und er braucht nicht zu warten, bis „aus dem Innenleben der religiösen Gemeinschaft selber eine solche Wiederbelebung, sofern sie überhaupt möglich ist, hervorgeht", wie Lehmann sagt.

Dazu gehört aber, 1) daß wir Religionslehrer heranbilden, vielleicht in besonderen Abteilungen der Oberlehrer-Seminare, die dazu befähigt sind und die Mühe nicht scheuen, sich diese hierzu erforderliche wissenschaftliche Durchbildung, philosophische, theologische und naturwissenschaftliche, zu erwerben; 2) nur solche Religionslehrer in unsern

Digitized by Google

höheren Schulen verwenden, die von aufrichtigem Wollen erfüllt sind, in dem bezeichneten Sinne anregend auf die Schüler zu wirken. Lehrer, welche die größere Zeit in Prima darauf verwenden, Kirchengeschichte vorzutragen und die Schüler in alle scholastischen und dogmatischen Streitigkeiten der alten Kirche einzuweihen, können wir nicht brauchen. Hierin bin ich ganz andrer Meinung als Lehmann, der (S. 327) wünscht, daß „der Religionslehrer seine Aufgabe wesentlich als eine geschichtliche auffaßt und, wie er in den unteren Klassen die biblische Geschichte verständlich macht und einprägt, so in den oberen den Schülern vor allem das Verständnis dafür zu eröffnen sucht, welche Mächte in der Geschichte der Kirche und der religiösen Dogmen die wirksamen gewesen sind".

Gewiß ist auch dies eine Aufgabe. Der Schüler muß die geistigen Kämpfe in seiner Kirche kennen lernen, muß den Eindruck gewinnen, daß Kirchengeschichte Geistesgeschichte ist, aber der Kern der Sache ist das nicht. Nur ein Teil dieser Kämpfe interessiert den modernen Menschen, der weitaus größte gehört den Theologen und der Universität. Wer ihn den Schülern vorträgt, weckt nicht Interesse und religiöses Leben, sondern tötet es. Wir brauchen Religionslehrer, die selbst lebendig im Leben der Gegenwart stehen, an den religiösen Kämpfen innerlich Anteil nehmen und imstande und willens sind, ihre Schüler in das, was not ist, einzuführen und sie zur lebendigen Anteilnahme zu bewegen. Der Schüler muß zu der Erkenntnis kommen, daß nicht bloß die lateinische und griechische, die deutsche und Geschichtsstunde ideale Güter übermitteln wollen, sondern auch, alle ergänzend und womöglich überstrahlend, die Religionsstunde, weil nur wahre Religiosität den inneren Frieden und die Versöhnung mit Gott und Welt schafft, den stärksten Antrieb zur Überwindung der sittlichen Schwäche gewährt und zur Entwicklung einer kraftvollen Persönlichkeit führt.

Diesen Anschauungen entsprechend kann ich also auch dem allgemeinen Bildungsziele nicht ohne Einschränkung zustimmen, das im 2. Teil S. 169 ff. aufgestellt wird. Denn „Sicherheit des sittlichen Urteils, Charakterstärke und Willenskraft", welche Lehmann zu den Zielen der Volksschule, und damit der Schule überhaupt, rechnet, können m. E. den religiösen Faktor nicht entbehren. Es muß die Grundaufgabe jeder Schule sein, eine Weltanschauung zu begründen, welche in den Stürmen und Wechselfällen des Lebens standhält und nicht einseitig und ausschließlich im Diesseits wurzelt. Daß damit notwendig eine „Einseitigkeit des religiösen Prinzips verbunden sein muß", ist natürlich abzulehnen. Auch eine gute „staatsbürgerliche Erziehung" kann im Prinzip die religiöse Unterlage nicht entbehren. Wenn der Verfasser sagt (S. 171), „daß die charaktervolle Tüchtigkeit, welche das Leben des ganzen Menschen gestalten soll, unter Umständen gerade zur Stütze für seine religiöse Überzeugung und Gesinnung werden kann", so kehrt er das Verhältnis geradezu um. Wenn er demgegenüber auf die religionslose amerikanische Schule verweist, so muß man dagegen geltend machen, daß der historische Boden, dem beide Schularten entsprossen sind, wesentlich verschieden ist und daß die

Digitized by Google

deutschen Staaten vorläufig wenigstens noch ein begründetes Interesse daran haben müssen, den geschichtlich gegebenen und seit der Reformation so erfolgreichen Standpunkt nicht aufzugeben, sondern den Religionsunterricht unsern Schulen zu erhalten.

Für den gemeinsamen Besuch der Volksschule tritt Lehmann warm ein. Das ist von seinem idealen Standpunkt vollkommen begreiflich. Eine solche gemeinsame Jugendbildung gehört nun einmal zu den Forderungen, die in der Idee überaus verlockend erscheinen, die sich aber nur schwer mit der Wirklichkeit versöhnen lassen. Selbst wenn sie für die Kinder der einfacheren Leute erheblich fördersam sein sollte, die Eltern höherer Stände werden schwerlich je darin ihr Ideal sehen. Denn sie werden immer für ihre Kinder sittlichen Schaden fürchten. Die bis dahin meist vor dem Umgange mit gleichaltrigen andrer Sphären ängstlich Behüteten sollen mit dem 6. Lebensjahre einem Umgang wahllos ausgesetzt werden, dessen Ton und Formen sie nicht verstehen und den abzuwehren ihnen die Kraft fehlt, sollen Vorstellungen in sich auf- und Redewendungen annehmen, die in ihrem Hause verpönt sind. Das würde sicher ihr Gleichgewicht stören und durch den Widerstand ihrer Familie einmal einen schädlichen Gegensatz zwischen Haus und Schule in die jungen Gemüter pflanzen, andrerseits den Gegensatz zwischen den Bildungs-Sphären eher verschärfen als mildern.

Sehr erfreulich ist, was der Verfasser über die Ausbildung des Gedächtnisses (S. 273) sagt: „Man kann keineswegs behaupten, daß das mechanische Gedächtnis in unsern heutigen Schulen zu stark in Anspruch genommen würde. Im Gegenteil: es könnte darin nach mancher Richtung ohne Schaden mehr geschehen. Gewiß sind die Bemühungen anzuerkennen, die darauf ausgehen, das Gedächtnis der Schüler von den zahllosen überflüssigen Einzelheiten zu befreien, mit denen der Sprach- und Geschichts-, auch der Religionsunterricht früherer Zeit sie zu belasten pflegte. Faßt man aber andererseits den ungemeinen Wert ins Auge, den ein gut ausgebildetes mechanisches Gedächtnis für das ganze Leben und jede Art von Studien hat, hält man sich die Tatsache gegenwärtig, daß mehr als die anderen geistigen Fähigkeiten gerade das Gedächtnis der Übung bedürftig ist, so wird man gewiß zugeben, daß eine wohlmeinende Pädagogik gerade in diesem Punkte mit der Schonung der Kräfte der Jugend auch zu weit gehen kann". Lehmann meint natürlich: zu weit gegangen ist und noch immer zu weit geht. Daß die Leistungen der Schüler im allgemeinen in allen Gegenständen zurückgehen — und darin herrscht doch wohl Übereinstimmung —, beruht sicher zum nicht geringen Teil auf der mangelhaften Übung des Gedächtnisses. Man ist eben infolge des törichten Geredes von der Überbürdung dieser Kraft, das ein Schiboleth moderner Erziehungskunst war und leider noch ist, viel zu weit gegangen und hat damit sehr geschadet. Man frage nur unsre Primaner nach deutschen Gedichten und andren Schätzen ihres Gedächtnisses, und man wird erschrecken, wie wenig sie als dauernden Besitz ins Leben mitnehmen.

Digitized by Google

Bei der mangelhaften Übung haftet natürlich auch das Wenige nicht, das man ihrer Kraft zugemutet hat.

Die deutschen Aufsätze möchte Lehmann ganz und gar in die Schule verlegen, ebenso andre Arbeiten, die bisher zu Hause angefertigt werden, um den Schülern oberer Klassen Zeit zu geben, „sich ihrem Lieblingsgebiete in fortlaufender häuslicher Tätigkeit zu widmen und auf diese Weise größere und umfassendere Arbeiten zustande zu bringen, die ihren persönlichen Neigungen entsprechen und ihre individuellen Anlagen fördern“. Dadurch hofft er, wieder mehr wissenschaftlichen Sinn in der Jugend zu wecken und die Klagen der Universitätslehrer über den Mangel dessen zu stillen. Aus langer Praxis heraus habe ich dagegen mehrere Bedenken. Einmal gibt es immer nur ganz wenige Schüler, welche solche Lieblingsgebiete haben und durch sie zu größerem Ausarbeiten angeregt werden. Auch ist es mir zweifelhaft, ob die Schulzeit für solche Sonderausbildung individueller Neigungen geeignet ist; ihre Aufgabe ist es doch gerade, eine allgemeine Durchbildung des ganzen Geistes zu schaffen. Dann aber ist es, was die Verlegung aller Aufsätze in die Schule angeht, nicht jedes Schülers Gabe, zu extemporieren. Mancher braucht größere Ruhe und Sammlung, und der häusliche Aufsatz gibt ihm ja gerade Gelegenheit zu freierer Betätigung. Der Lehrer des Deutschen untersuche also, wo solche Lieblingsbeschäftigungen vorhanden sind[1]) und wirklich ernsthaft betrieben werden, und falls sie sich irgendwie in den Rahmen des Unterrichts einfügen lassen, da gebe er dem Schüler unter Erlaß andrer Arbeiten Gelegenheit, in einem Vortrag oder Aufsatz sich zu betätigen. Allen Schülern aber mache er, etwa 8 Tage vor Ablieferung eines häuslichen Aufsatzes, einen Nachmittag ganz arbeitsfrei, damit er ausschließlich der deutschen Ausarbeitung gewidmet werden kann. Häusliche und Klassenaufsätze müssen wechseln, damit beides geübt und allen Gaben Rechnung getragen wird.

Sehr erfreulich ist, was Lehmann über den philosophisch-propädentischen Unterricht sagt. Seine Forderung, ihm wöchentlich zwei Stunden zu widmen, geht freilich zu weit. Eine Stunde in der Woche ein Halbjahr hindurch würde vielleicht genügen, um die Schüler in die Logik und Psychologie einzuführen, und da gegenwärtig auch dazu die Zeit fehlt, weil wir nicht wissen, welchem Gegenstande wir sie entziehen sollen, so müssen diese Dinge zum größten Teil in den deutschen Stunden bei Gelegenheit der Einführung in die Aufsatz-

[1]) Auf eine schriftlich zu beantwortende Umfrage bei 40 Gymnasial-Primanern des Sommersemesters 1912 geben 10 an, daß sie keine besondre Lieblingsbeschäftigung (von kleinen Liebhabereien und Interessen abgesehen) hätten, 7 nannten Sport, 10 Musik und sonstige Kunst. Unter den übrigen 13 nannten 2 Religionswissenschaft, 6 Naturwissenschaft, 3 Geschichte und Geographie, 1 neuere Sprachen, 1 Zeichnen und Malerei. Soll man wirklich um der wenigen willen die häusliche, so unumgänglich notwendige Arbeit in den Schuldisciplinen beschränken, in denen ohnehin schon nicht viel geleistet wird? Und würde das wirklich zur Mehrung des wissenschaftlichen Sinnes beitragen?

Digitized by Google

lehre gegeben werden. Auch der klassische und der Religionsunterricht werden Veranlassung haben, darauf einzugehen. Freilich wird all dies vom Vorhandensein geeigneter und entsprechend vorgebildeter Persönlichkeiten abhängen, welche diesen Unterricht erteilen können. Die Universität möge in einem eigens dazu bestimmten Kursus Gelegenheit dazu bieten, und unsre Prüfungsvorschriften mögen anordnen, daß der Kandidat, welcher die Fakultas im Deutschen für die erste Stufe begehrt, dementsprechende Kenntnisse nachweise. Dies muß genügen, solange Lehmanns Wunsch nach eigenen Lehrstunden und Lehrern in diesem Gegenstande nicht in Erfüllung gehen kann.

Aber es muß dann auch gefordert und erwartet werden, daß der Prüfende den Kandidaten eben nach den Dingen fragt, für die er in einem Oberlehrer-Examen Kenntnisse nachzuweisen hat, die also mit seinem künftigen Lehrberuf, hier also mit einer wirklichen Propädeutik in der Philosophie in Beziehung stehen. Lehmann klagt darüber (S. 433 ff.), daß die Philosophie allmählich aus ihrer allgemeinen Aufgabe verdrängt und zu einer speziellen Fachwissenschaft geworden sei, die man demgemäß aus dem Doktor-Examen und der Oberlehrer-Prüfung zu verdrängen suche. Dem entspricht es denn auch, daß der Kandidat des höheren Schulamts, welcher eine Fakultas in der philosophischen Propädeutik begehrt, oft nach den schwierigsten Problemen der experimentellen Psychologie und ähnlichem gefragt wird, also nach Spezialitäten einer Fachwissenschaft, die mit seiner späteren Lehraufgabe nichts zu tun haben. Die Folge davon ist, daß sich nur recht selten Kandidaten um diese Lehrbefähigung bewerben, welche viel Vorbereitung erfordert und auf der Schule für wenig oder nichts geachtet wird. Hier könnte aber wohl durch angemessene Vorschriften Wandel geschaffen und die philosophische Vorbildung unsrer Deutsch-Lehrer gefördert werden.

Auch sonst sagt der Verfasser über deren Ausbildung beherzigenswerte Worte. Er tadelt, daß die Behandlung der deutschen Literatur auf den Universitäten allzu einseitig philologisch und literarhistorisch sei. „In das sachlich aesthetische Verständnis der Dichtungen, in die Kunst der Interpretation, wie die klassische Philologie sie vor 100 Jahren durch ihre größten Vertreter ausgebildet hat, werden unsre Germanisten auf den meisten Universitäten überhaupt nicht eingeführt. Jedenfalls nicht, soweit die neuere und besonders die klassische Dichtung in Betracht kommt. Es handelt sich nicht etwa um Lehrproben für den deutschen Unterricht. Wer als Student Goethische und Schillersche Dichtungen wissenschaftlich und kunstmäßig verstehen und erklären gelernt hat, dem darf man die notwendige Vereinfachung der Methode für die Praxis des Unterrichts schon überlassen. Wenn aber unsre künftigen Lehrer des Deutschen niemals eine solche Erklärung zu hören bekommen, ja wenn ihnen die Gesichtspunkte einer kunstmäßigen Erklärung überhaupt fernbleiben, weil diese durch die an sich berechtigten, aber einseitigen Ziele biographisch-historischer Forschung völlig verdrängt sind, woher sollen sie dann

Digitized by Google

die Fähigkeit zu einer fruchtbaren, Leben und Verständnis schaffenden Behandlung schöpfen?"

Dieser Mangel hängt natürlich mit der Einseitigkeit der Lehrweise in der philosophischen Fakultät überhaupt zusammen. Gewiß steht die wissenschaftliche Ausbildung der Studenten obenan. Sie in die Methode wissenschaftlicher Forschung einzuführen und zu selbständiger Arbeit anzuregen und auszurüsten ist die vornehmste Aufgabe der Hochschule. Aber nicht die einzige. Sie darf unbedingt nicht aus dem Auge lassen, daß sie zugleich junge Staatsbeamte auf ihren Beruf vorzubereiten hat. Nur ganz ausnahmsweise besteht dieser in Übernahme eines akademischen Lehramts, und auch dem Universitätsprofessor ist es durchaus heilsam, wenn er seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf eine möglichst breite Basis gestellt, ja womöglich das Oberlehrer-Examen bestanden hat. Am besten wäre es für seine Lehrtätigkeit gewiß, wenn er einige Jahre an einem Gymnasium tätig gewesen wäre, damit er aus der Praxis wüßte, welche Anforderungen dieses Amt an seine Vertreter stellt, und er danach in etwas seine Ausbildung der Oberlehrer einrichten könnte. Unbedingt müßte auf der Universität nach dem rein wissenschaftlicher Arbeit gewidmeten Triennium der Studenten ein Jahr breiterer Vorbereitung auf den Beruf folgen. Privatdozenten und außerordentliche Professoren müßten sich dieser lohnenden Aufgabe in eigens dazu geschaffenen Übungen widmen, dann würden unsre Kandidaten besser und sicherer vorbereitet in das Examen kommen, als es jetzt meist der Fall ist.

Über die Verhältnisse der gegenwärtigen höheren Schulen urteilt Lehmann nicht günstig, und mit Recht. Er sagt: „Nach der preußischen Schulreform vom Jahre 1882, welche den lateinischen Unterricht auf den Realgymnasien verstärkte, zeigten sich hüben und drüben ganz gleiche Verhältnisse, Überbürdung der Schüler, Zersplitterung der Kräfte, daher Verflachung und Mangel an Erfolg, namentlich im Sprachunterricht. Aber auch jetzt noch gibt es selbst unter den Vertretern und Verteidigern des Realgymnasiums nur wenige, die nicht bereitwillig zugeben, daß sein Lehrplan der Verbesserung und namentlich der Vereinfachung dringend bedarf.

„So also liegen die Dinge jetzt bei uns: drei Formen der höheren Schule stehen nebeneinander. Die eine — äußerlich immer noch die vorherrschende — hat ihre Stellung nur dadurch zu behaupten vermocht, daß sie neuen Bildungselementen einen breiteren Raum gewährt, als es sich mit ihrer inneren Eigenart und ihren eigentlichen Zielen verträgt. Die andre wieder erscheint allzu einseitig praktisch und modern. Die dritte endlich sucht zwischen beiden zu vermitteln, verfällt aber dabei noch entschiedener als die erste in die Gefahr, ihre Kräfte zu zersplittern und ihre Ziele zu verfehlen.

„Es ist einleuchtend: keine dieser drei Schulen entspricht so, wie sie ist, vollständig den Zielen und Aufgaben unserer nationalen Bildung; keine genügt den vielfältig gesteigerten Ansprüchen einer allseitigen Kultur. Daher ist es begreiflich, daß die entschiedensten

Digitized by Google

und charaktervollsten Vorkämpfer des Humanismus zu der geschlossenen Form des älteren Gymnasiums zurückstreben, während die Vertreter naturwissenschaftlicher Bildung ihrerseits nach weiterer Ausdehnung des realistischen Unterrichts streben und so der alte Gegensatz sich zu erneuern droht".

Die Vorschläge, welche der Verfasser zur Überwindung dieser Mängel in einer Reformschule macht, muß man in seinem feinen und interessanten Buche selbst nachlesen.

Berlin. Karl Kinzel.

Julius Ziehen, Volkserzieher. Lebensbilder aus der Geschichte der Volkserziehung. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. VIII u. 144 S. gr. 8. 3,40 *M*, geb. 3,80 *M*.

Das vorliegende Werk liegt in dem Gedankenkreise der von dem geschätzten Verfasser, dem Frankfurter Stadtrat Ziehen, bereits früher veröffentlichten Schriften „Über den Gedanken der Gründung eines Reichsschulmuseums" (1902), „Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen" (1903), „Über Volkserziehung im deutsch-nationalen Sinne" (1905; vgl. auch des Verf. Vortrag „Volkserziehung und Schulreform", abgedruckt in den „Neuen Jahrb. f. Phil. u. Päd." 1912, II 1 ff.). Es will beitragen zum Ausbau einer allgemeinen Volkserziehungswissenschaft, welche die verschiedenen Gebiete der Kulturpolitik unter einheitlichem Gesichtspunkt betrachten und scheinbar entgegengesetzte Lebensgebiete, wie Heerwesen und Kirche, Rechtspflege und Volkserholung, Familienleben und Berufsdasein in ihrer Beziehung zur Volkskultur und Volkswohlfahrt durchforschen und mit ordnendem Geiste betrachten soll. Aber es stellt noch keine Theorien, noch kein System dieser neuen Wissenschaft auf, sondern gibt zunächst nur eine zwanglose Reihe von biographischen Skizzen bedeutender Persönlichkeiten aus verschiedenen Zeiten, Ländern und Lebenssphären, von Kaisern bis zu den schlichten Männern eigener Kraft. Der Lebensgang, das Lebenswerk und die meist bahnbrechenden, zuweilen freilich auch verfehlten Ideen solcher typischen Volkserzieher werden vom Verf. in mustergiltig klarer, scharf gegliederter Darstellung, die man mit wachsendem Interesse liest, geschildert. Die Auswahl ist naturgemäß eine subjektive, aber doch, wie eine Inhaltsangabe andeuten wird, planmäßige, wohlüberlegte. Folgende 23 Lebensbilder werden geboten: Lykurg (der Gedanke staatlicher Erziehung und Verpflichtung aller Bürger zu volkserzieherischer Arbeit), Perikles (freie Entfaltung vielseitig befruchteter Kräfte im Gegensatz zu Lykurg; demokratischer Volkserziehungsplan; Volkserziehung durch geistige und künstlerische Volkskultur), Augustus (wohlgemeinte Volkserziehung durch Gesetzgebung, besonders durch Sittengesetze, aber erfolglos, auch weil das gute Beispiel von oben, die Selbsterziehung, fehlt), Justinian (Rechtsordnung), Karl der Große (Begründung einer neuen Volkskultur, die nach Zusammenbruch der antiken Welt die Formgebung des klassischen Altertums wiederauf-

Digitized by Google

nimmt und der mittelalterlichen Kultur das Gepräge gibt; die Kirche als Hauptträgerin der Volkserziehung und schulmäßigen Bildung), Calvin (Vertreter eines gutgemeinten, aber zu engherzigen und zu strengen Erziehungssystems), Hugo Grotius (Begründung der Völkerrechtswissenschaft, Milderung der Kriegführung; Versuch einer religiösen Einigung der Konfessionen), Herzog Ernst der Fromme von Gotha (Neubau seines Staates; Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes: Organisation des Volksschulunterrichts, der Volkswohlfahrt, u. a. des Armenwesens, der Gesundheitspolizei, Luxusgesetze), Friedrich Wilhelm I. (ein Genie selbstloser, zielbewußter Arbeit am Volkswohl: Erziehung zum Verständnis für die Forderungen des Staatswohls und der Staatsidee, zur Sparsamkeit und bescheidenen Lebensführung; Schulung des preußischen Beamtentums; Förderung von Handel und Gewerbe, Kirche und Schule; Organisation des Volksschulwesens als Staatsaufgabe und der Simultanschule), Benjamin Franklin (ein Mann eigener Kraft, Autodidakt, Beispiel eines sich in den Dienst der allgemeinen Wohlfahrt stellenden Bildungsdranges; Erziehung zur Teilnahme am öffentlichen Leben), Joh. Friedr. Oberlin (Kulturmissionar des elsässischen Steintals, Gründung der Kleinkinderschule), Adamantios Korais (geb. 1748 in Smyrna, leitet die innere Wiedergeburt seines Volkes), Karl Friedr. Zelter (musikalische Volkskultur, Musik als Kulturmacht: Pflege des deutschen Liedes, Gründung der ersten „Liedertafel“ und Anstoß zur Gründung deutscher Gesangvereine, die auch Träger des deutschen Einheitsgedankens werden; 1865 erstes Bundessängerfest), Ludwig von Vincke (westfälischer Oberpräsident, fördert die Selbstverwaltung, zieht alle Stände und Volkskreise zur sozialen Arbeit heran, hebt das Volksschulwesen, organisiert die Wohltätigkeitsanstalten), Ignaz Heinrich von Wessenberg (tritt als katholischer Priester für religiöse Kultur und religiöse Einigung ein), Ernst Wilhelm Arnoldi (fördert als Kaufmann in Gotha die kulturelle Bedeutung des Kaufmannsstandes, die Heranbildung des kaufmännischen Nachwuchses, gründet eine Handelsschule, baut das Feuer- und Lebensversicherungswesen auf Gegenseitigkeit aus, vertritt den Gedanken der Selbsthilfe durch korporativen Zusammenschluß), Friedrich List (furchtloser württembergischer Kämpfer für politischen und wirtschaftlichen Fortschritt: Wert der Eisenbahn, Bedeutung des nationalen Systems der politischen Ökonomie), Karl Mez (badischer Fabrikant, sieht in der Industrie ein Mittel zu menschlichem Glück und Wohlsein, legt mustergiltige Wohlfahrtseinrichtungen in seinen Fabriken an, macht seine Arbeiter zu geschäftlichen Teilhabern), Joh. Heinr. Wichern (kirchliche Fürsorgebestrebungen, innere Mission, Gründung des „Rauhen Hauses“; Fürsorgeproblem; Gefangenenfürsorge), Herm. Schulze-Delitzsch (Begründer des Genossenschaftsgedankens, Selbsthilfe durch wirtschaftliche Organisationen für den Kleinbürger- und Handwerkerstand, Vorschuß- und Kreditvereine, Genossenschafts-

Digitized by Google

banken, Genossenschaftsgesetzgebung), Adolph Kolping (Fürsorge für alleinstehende junge Leute, Gründung katholischer Gesellenvereine), Henri Dunant (Genfer Konvention), Heinr. von Treitschke (Verfechter des deutschen Einheitsgedankens mit preußischer Hegemonie; politische Erziehung der Nation; die Geschichte als Lehrmeisterin für nationale Volkserziehung). — Aus dieser kurzen Übersicht ergeben sich von selbst die Probleme des vom Verfasser gedachten großzügigen Volkserziehungsplans. Das Buch ist eine Quelle vielseitigster Anregung und reichster Belehrung für die schwebenden Fragen der Volkserziehung und sozialen Fürsorge und bietet in seinen Anmerkungen, welche im Anhange die einschlägige Fachliteratur zu den Biographien enthalten, die Möglichkeit zu eigenen eingehenderen Studien. Diese können in Gestalt von Schülervorträgen oder wahlfreien größeren Primanerarbeiten dem Geschichtsunterricht und der Bürgerkunde zugute kommen. Daher sei das Buch den Lehrer-, Schüler-, Volks- und Vereinsbibliotheken und auch als Prämie für reifere Schüler recht warm empfohlen.

Berlin-Wilmersdorf. Arnold Zehme.

---

1) Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende, in Verbindung mit Gerhard Ficker in Kiel, Heinrich Hermelink in Thekla bei Leipzig, Erwin Preuschen in Hirschhorn, Horst Stephan in Marburg herausgegeben von Gustav Krüger. Erster Teil: Das Altertum, bearbeitet von E. Preuschen und G. Krüger. 1911. XIV u. 295 S. — Dritter Teil: Reformation und Gegenreformation, bearbeitet von H. Hermelink. 1911. XIII u. 328 S. — Vierter Teil: Die Neuzeit, bearbeitet von H. Stephan. 1909. XII u. 300 S. Jeder Teil gr. 8. 5 *M*, geb. 6 *M*. Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wir haben gerade in den letzten Jahren mehrere gute Lehrbücher und Grundrisse der Kirchengeschichte begrüßen können, unter denen die aus obengenanntem Verlag hervorgegangenen nicht an letzter Stelle zu nennen sind. Ihnen tritt nun hier ein Handbuch an die Seite, das in verschiedener Hinsicht Bedürfnissen entgegenkommt. Es soll sowohl als Grundlage für Vorlesungen dienen als auch Studierenden die Durcharbeitung und Aneignung des im Kolleg Gehörten erleichtern. Ein solches Handbuch kann sich natürlich nicht auf das beschränken, was in der Vorlesung notwendig vorkommen muß, sondern es wird den Stoff in einer solchen Umgrenzung, wenn auch formell gedrängt zusammengefaßt, bieten, daß einerseits eine Auswahl des Wichtigsten getroffen werden kann, andererseits Gelegenheit gegeben ist, besonders markanten Zusammenhängen näher nachzugehen, den Stoff zu durchdenken und zu durchdringen. Das Handbuch bietet also auf alle Fälle mehr, als was etwa im Examen verlangt wird. Damit gewinnt es aber zugleich eine ausgedehntere Bedeutung und ein viel umfassenderes Wirkungsgebiet. Nicht nur gebildete Laien werden es mit Nutzen lesen können, sofern sie über dies oder jenes näheren Aufschluß haben wollen. Vor allem leistet es dem, der auf höheren

Digitized by Google

Schulen in Kirchengeschichte unterrichten soll, wertvolle Dienste, da man in diesem Unterricht ebenfalls nicht nur das parat haben kann, was den Schülern zu bieten ist, sondern über eine ganze Menge Punkte, die damit in Zusammenhang stehen oder es erläutern, orientiert sein muß, um auf alle vorkommenden Einwürfe und Fragen gefaßt zu sein. Gerade in diesen Kreisen wird das Handbuch mit Freude begrüßt werden, da dasjenige, das man gewöhnlich zu Rate zog, das bekannte Kurtzsche Lehrbuch, doch allerhand Mängel aufweist. In objektivster Weise will das neue Werk den wissenschaftlichen Bestrebungen dienen. Es ist modern angelegt, indem es in möglichst vielen Querschnitten scharf begrenzte Bilder des Gleichzeitigen zu geben sucht, und doch hütet es sich vor einer Übertreibung dieses Prinzipes. Es ist auch insofern ein Neues, als es so wenig wie nur möglich die bereits vorhandenen Handbücher heranzieht, also selbständig vorgeht. Man hat ihm wohl zum Vorwurf gemacht, daß es sich in der technischen Anlage an Kurtz anschließt und wie dieser Hauptdarstellung und ausführliche Anmerkungen unterscheidet, die auch äußerlich wie bei Kurtz durch größeren und kleineren Druck gekennzeichnet werden. Wir wüßten aber in der Tat nicht, weshalb wir uns damit nicht einverstanden erklären sollten. Bei Kurtz hat man es allerdings getadelt, daß die Hauptdarstellung nur abgerissene Gedanken bietet und man zum Verständnis auf das Studium der Anmerkungen angewiesen ist. Hier aber ist die Hauptdarstellung auch wirklich eine Darstellung, die für sich und abgerundet besteht, die durch die Anmerkungen aber vertieft wird. Bei jedem Paragraphen kann man darauf die Probe machen, und deshalb haben wir an der Anlage des Werkes nichts auszusetzen. Ein Vorteil ist der genaue Literaturnachweis am Kopfe jedes Paragraphen und bei den Anmerkungen. Wissenschaftlich Arbeitende werden es den Verfassern danken, daß sie sich mit der Zusammenstellung der betreffenden Angaben solche Mühe gegeben haben. Auch ist es sehr anzuerkennen, daß Fremdwörter, soweit sie entbehrlich waren, vermieden worden sind.

Das Werk, das auf 2 Bände in je 2 Teilen berechnet ist, liegt noch nicht vollständig vor. Zuerst erschien der vierte Teil, die Neuzeit. Das schwierig zu behandelnde und oft recht stiefmütterlich behandelte Gebiet ist in einer offenen und ansprechenden Art so erörtert, daß allen religiösen und theologischen Richtungen Gerechtigkeit widerfährt. Hierauf kam der dritte Teil heraus, der die große Epoche der Reformation und Gegenreformation schildert und die Bedeutung ihrer machtvollen Persönlichkeiten für das persönliche religiöse Leben und die Entwicklung moderner Bestrebungen ins helle Licht setzt. Der zuletzt erschienene erste Teil, das Altertum behandelnd, stellt sich den früheren würdig an die Seite. Das viele Neue, das die wissenschaftliche Forschung gerade für die älteste Zeit beigebracht hat, ist durchweg verwertet und beurteilt. Nun fehlt nur noch Teil 2, der das Mittelalter umfassen soll. Nach seinem Erscheinen wird ein Werk fertig sein, das in die Hand eines jeden, der den neuesten Stand

Digitized by Google

der kirchengeschichtlichen Wissenschaft kennen lernen und ein Verständnis für die Entwicklung der Grundlagen unseres heutigen religiösen Denkens und Empfindens gewinnen will, getrost gelegt werden kann.

2) H. v. Schubert, Staat und Kirche in den arianischen Königreichen und im Reiche Chlodwigs. Mit Exkursen über das älteste Eigenkirchenwesen. Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift, Bd. 26. München und Berlin 1912, R. Oldenbourg. XIV u. 199 S. 8. kart. 6 *M*.

Die mit ausgezeichneter Sachkenntnis und weitester Benutzung des Quellenmaterials verfaßte Arbeit, welche als Weiterbildung eines Vortrags über das älteste germanische Christentum [Tübingen (Siebeck) 1909], an welchen sich Kontroversen verschiedener Art geknüpft hatten, erscheint, geht des näheren auf die Rolle ein, welche der Arianismus bei der Entwicklung eines römisch-katholischen Eigenkirchenwesens unter den germanischen Völkerschaften gespielt hat. Es wird bestritten, daß da, wo römisch-katholisches Christentum angenommen wurde, der Arianismus in jeder Hinsicht ausgerottet worden ist, auch in kirchenrechtlicher Hinsicht. Daß der Arianismus allein die Quelle des Eigenkirchenwesens sei, kann natürlich nicht behauptet werden; denn hier spielen auch schon vorchristliche Momente eine Rolle. Aber daß er nicht nur historisch, sondern auch kirchenrechtlich eine Vorstufe des germanischen Christentums darstellt und sein Einfluß nicht geleugnet werden kann, macht der Verf. sehr wahrscheinlich, wenn er auch selbst gesteht, daß man nicht ganz über das Hypothetische hinwegkommen könne. In erster Linie kommt die Entwicklung, die das Eigenkirchenwesen bei den Franken genommen hat, in Betracht. Zur Unterstützung seiner Ansicht untersucht der Verf. zuerst das Verhältnis von Staat und Kirche in den arianischen Reichen (S. 37—132) und dann im Reiche Chlodwigs (S. 132—187). Für den ersten Teil ist das Schwergewicht gelegt auf das Verhältnis von Königtum und Klerus bei den Westgoten und Burgundern, dann auch bei den Ostgoten und schließlich bei den Vandalen, weil lediglich diese Völkerschaften auf das vordringende Reich Chlodwigs Einfluß in dem fraglichen Sinne ausüben konnten; dabei ist nicht in erster Linie die Zeit des Übertritts, sondern die der gefestigten selbständigen Reiche in Erwägung gezogen, was etwa auf die Zeit um 490 zutrifft. Die Führung auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete haben die Westgoten gehabt. Als ihre Scharen, bereits Christen, auf römischem Gebiet angesiedelt wurden, waren sie ein Fremdkörper, sowohl im Staate wie in der Reichskirche, und letzteres trat dann noch mehr in die Erscheinung, als die Orthodoxie den Arianismus staatlich lahmlegte. Ihr christliches Religionswesen nahm eine Sonderstellung ein, die schon Wulfila geschaffen hatte; wir können hier von einer Stammeskirche reden, die mit dem ganzen Volkstum innig verschmolzen war; denn wäre dies nicht der Fall gewesen, dann hätte das geordnete Religionswesen ein Ende gehabt, sobald sich das Volk wieder auf die

Digitized by Google

Wanderung machte, was aber tatsächlich nicht zutrifft. Vom Staate war diese Stammeskirche insofern abhängig, als sowohl Volk wie Stammesfürstentum einen Einfluß auf Ernennung der Priester und Bischöfe beanspruchten; denn das unter Stammesfürsten als Richtern stehende Volk und Staat waren identisch. Als in Alarich das Stammeskönigtum erneuert wurde, da wird sich dieses seinen Einfluß auf die Kirche im ebengenannten Sinne gewahrt haben. Der Verf., der diese Position vor allem gegen den Kirchenrechtslehrer Stutz verteidigt, gibt zu, daß man sich hier vielfach auf dem Gebiete der Vermutung bewegt. Immerhin macht die gesamte germanische Eigenart eine solche Entwicklung wohl möglich. Es bestätigt sich aber auch der von dem Verf. vertretene Standpunkt, wenn man die Zeit der selbständigen arianischen Reiche auf gallischem Boden ins Auge faßt, bei dem das germanische Volkstum sich erst recht zu einem Ganzen mit dem germanischen Christentum verschmolzen hatte. Verf. untersucht, wieder zumeist in Widerstreit mit Stutz, die spärlichen Quellen und kommt zu dem Ergebnis, daß infolge der sich immer höher ausbildenden Macht des Königtums die nationale Kirche in immer größere Abhängigkeit vom König kam, daß der arianische Bischof von diesem ebensogut ernannt wurde wie ein Königsbeamter, und daß sich keine Beweise für eine Selbständigkeit und ein Selbsgefühl des arianischen Klerus gegenüber dem Herrscher finden lassen. Ein indirekter Beweis für diese Ansicht kann nun auch darin liegen, daß sich nach Bildung germanisch-katholischer Landeskirchen eine Nachwirkung der Stellung des Königs zur arianischen Kirche auch in seinem Verhältnis zur nunmehr katholischen Kirche verfolgen läßt. Verf. weist dies für die Ostgoten in Italien, Burgunder, Westgoten (seit 589) und Langobarden nach. Dogma und Kultus war katholisch geworden; aber die kirchliche Verfassung, speziell hinsichtlich des Verhältnisses von Krone und Hierarchie, blieb arianischen Grundsätzen treu. An dieser Stelle fügt Verf. nun einen Exkurs über das Eigenkirchenwesen bei den Langobarden und Bayern ein, in dem er gegen Stutz die These verteidigt, daß „das arianische auf römischem Boden entstandene Eigenkirchenwesen der geschichtliche Hebel für die Entstehung des katholischen gewesen ist". Unter den Gedanken der Nachwirkung des Arianismus stellt der Verf. nun auch das Verhältnis von Staat und Kirche, Königtum und Klerus unter Chlodwig. Die von diesem gegründete fränkische Landeskirche ist eine vom König durchaus abhängige Staatskirche; die Synode zu Orléans 511 erkennt dessen Recht auf Berufung der Kleriker ausdrücklich an, und bei Besetzung der Bischofsstellen hat er, wie sich nachweisen läßt, seinen Einfluß geltend gemacht. Unter Chlodwigs Nachfolgern hat sich darin nichts geändert, nur daß auch die Kirche jetzt mehr ihre Auffassung geltend machte, woraus mancher Konflikt bei Besetzung von Bistümern entstand. Woher rühren nun diese von Chlodwig und seinen Nachfolgern vertretenen Rechtsanschauungen her? Keinesfalls sind sie eine direkte Fortführung römischer Grundsätze, da wir von einem Vorbehalt des

Digitized by Google

römischen Kaisertums bei Besetzung der Bischofsstellen und beim Eintritt in den Klerus nichts wissen. Vielmehr wird man, wenn man nach „Verfassungsgebilden, die in seinem (Chlodwigs) Gesichtskreis lagen und also auf ihn wirken konnten, nach der verwandtesten Erscheinung“ sucht, unbedingt auf die arianische Staats- und Stammeskirche hingewiesen, die er gerade bekämpfte. Ließ Chlodwig doch auch das Breviarium Alaricianum, das nach arianischen Gesichtspunkten verfaßt war, im eroberten Westgotenreich in Geltung bleiben, so daß es auf die kirchenrechtliche Entwicklung im fränkischen Reiche einwirkte. War ferner doch der Arianismus in seiner eigenen Familie vertreten! Wenn er auch diesen an sich bekämpfte, so nahm er doch das, was politisch für ihn wertvoll war, von ihm an; er mußte seine Herrschaftsbedürfnisse und Rechtsauffassungen, die durch seine Entwicklung bedingt waren, mit dem neuen christlichen Kirchenwesen in einer politisch und rechtlich brauchbaren Art vereinigen, und in den arianischen Nachbarreichen fand er solche Formen vor. Damit erscheint also der Arianismus, der von der Kirche ausgeschieden wurde, unter einem ganz besonderen Gesichtspunkt. Er ist nicht nur eine Episode, sondern er schließt in sich die Germanisierung des abendländischen Kirchentums und ist deshalb ein wichtiges Glied der kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Entwicklung. Der Verf. wird kaum allgemeine Anerkennung seiner auf den ersten Blick auffallenden Behauptungen finden; aber wir müssen doch zugeben, daß er uns die Entwicklung, wie er sie annimmt, als durchaus möglich darstellt, womit also der Germanismus im Kirchenrecht nicht erst mit den Karolingern, sondern bereits mit den arianischen Reichen der Völkerwanderungszeit begänne. Es ist jedenfalls wertvoll, wenn sich jeder, der mit Kirchengeschichte zu tun hat, auch mit diesen Fragen beschäftigt und darin Stellung zu nehmen sucht.

3) F. Wiegand, Dogmengeschichte der alten Kirche. (Evangelisch-theologische Bibliothek, herausgegeben von B. Bess.) Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. VIII u. 141 S. 8. 3 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

Von positiver Seite ist die Evangelisch-theologische Bibliothek ins Leben gerufen worden, die ihrer Bestimmung nach handliche, die gesamte Theologie umfassende Grundrisse bieten soll, die in übersichtlicher und lesbarer Form alles das bringen, „was jeder Studierende der Theologie im Examen, jeder Religionslehrer zur Vorbereitung seines Unterrichts, jeder Gebildete zur Weiterbildung und Vertiefung seiner religiösen Kenntnisse braucht“. Was bis jetzt erschienen ist, läßt erkennen, daß man nicht zu viel versprochen hat. Die Einleitung ins Alte Testament, die zuerst veröffentlicht wurde, hat auch in Kreisen anderer theologischer Richtung Anklang gefunden, da die Hauptprobleme recht klar herausgearbeitet sind. Auch der nunmehr erschienenen Dogmengeschichte der alten Kirche kann man die Anerkennung nicht versagen, daß sie ein brauchbares Buch ist. Nicht nur Anhaltspunkte für Vorlesungen wollte der Verf. geben, sondern die Resultate der dogmengeschichtlichen Forschung auch solchen Lesern

Digitized by Google

zugänglich machen, die „das lebhafte Verlangen haben, die dogmengeschichtliche Entwicklung im Zusammenhang zu überblicken, die aber nicht deshalb gleich den Mut finden, zu einem der großen Lehrbücher zu greifen". Ihnen soll der Grundriß ein Wegweiser sein zu ausführlicheren Darstellungen. Auch solche können das Buch benutzen, denen die theologische Vorbildung ermangelt, weil der Verf. sich bemüht, nicht zu wissenschaftlich zu reden. Der vorliegende Teil behandelt die Dogmengeschichte der alten Kirche, die insofern das interessanteste Stück der Disziplin darstellt, als sich hier die Anfänge und das Werden der grundlegenden Dogmen vollziehen. Sehr instruktiv sind zunächst die Abschnitte über die geschichtlichen Voraussetzungen (Heidnische Philosophie und Religiosität, das Judentum, Jesus und die urchristliche Verkündigung), in denen die christliche Lehrbildung zum Teil unbewußt wurzelt. Ein erster Abschnitt beschäftigt sich dann mit der Vorgeschichte des Dogmas in der alten Kirche, welche die drei ersten Jahrhunderte umfaßt. Der zweite Abschnitt behandelt die Entstehung des Dogmas auf dem Boden der griechischen Kirche, wo der Schwerpunkt in der Christologie liegt. Der dritte Abschnitt redet von der Entwicklung des altkirchlichen Dogmas im Abendlande, deren Kernpunkt die Feststellung des Verhältnisses von Sünde und Gnade bildet. Zur besseren Aneignung eines Überblickes ist erst die Gesamtentwicklung zusammenhängend geschildert und sind dann Einzelausführungen angegliedert, die sich durch kleineren Druck abheben. Zur Orientierung über die dogmengeschichtlichen Fragen der alten Kirche, die immer noch auch in der Neuzeit nachwirken, kann das Buch wohl dienen.

4) Conrad von Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte. Zweite Auflage in 2 Bänden. Band 1 (5 Lieferungen) Bonn 1911, Marcus u. Weber. VIII u. 420 S. 8. 2 ℳ die Lfg.

Im Religionsunterricht der oberen Klassen höherer Schulen wird vielfach mit der Erörterung systematischer Fragen im Anschluß an die Entwicklung des Religionsbegriffs auch ein Abriß der allgemeinen Religionsgeschichte verbunden sein. Infolgedessen muß sich der Unterrichtende auch für dieses Gebiet auf dem Laufenden halten. Denn gerade die religionsgeschichtliche Forschung hat in den letzten Dezennien gewaltige Fortschritte gemacht, entsprechend dem Material, das neu erschlossen worden ist. Da ist es von Vorteil, eine Darstellung zu besitzen, die den gesamten Stoff behandelt und ihn doch dermaßen auswählt und beschränkt, daß über der Fülle nicht der Blick auf den Zusammenhang verloren geht. Diesen Grundgedanken wird das Orellische Werk gerecht. Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem die erste Auflage erschien, und heute ist das Bedürfnis nach einer objektiven, nicht idealisierenden und persönliche Vorurteile ausscheidenden Religionsgeschichte größer als je, da der Wert der durch die Religionsforschung vermittelten Erkenntnisse immer mehr gewürdigt wird. Nun erscheint die zweite Auflage, diesmal aus praktischen Gründen in zwei Bände zerlegt, und der erste Band ist jetzt

Digitized by Google

vollständig geworden. Da die erste Auflage an dieser Stelle nicht angezeigt wurde, die Kenntnis des Werkes aber für den Religionslehrer unerläßlich ist, so wollen wir auf seinen Inhalt und seine Anlage näher eingehen. Ein großer Vorteil des Buches ist, daß es auch den Bedürfnissen eines weiteren Leserkreises Rechnung trägt. In erster Linie soll es ja ein Buch für Studierende und Geistliche sein; aber es ist so gehalten, daß jeder Gebildete daraus ein anschauliches Bild der einzelnen Religionen gewinnen, sich ein historisches Verständnis von ihnen aneignen und so zu einer unparteiischen Beurteilung ihres Wertes oder Unwertes gelangen kann. So hat das Buch seine besondere Bedeutung. Größere und ausführlichere Bearbeitungen der Religionsgeschichte, die lediglich der Wissenschaft dienen sollen, werden dadurch in gewisser Weise sogar ergänzt, wenn jene auch viel mehr Apparat an Literaturangaben und kritischen Erörterungen aufweisen. Der erste Band des Werkes behandelt zunächst grundlegende Fragen. Neben der Entwicklung des Begriffs und Wesens der Religion im allgemeinen hat hier der Abschnitt über die Wechselbeziehungen zwischen Religion und Kultur vor allem Wert. Auch wird hier der Einteilungsgrund der Religionen untersucht. Verf. weist alle Methoden ab, die nicht den geschichtlichen Zusammenhang in den Vordergrund stellen; „das Lebensbild der einzelnen Religion muß vor uns entstehen und wachsen, so zwar, daß sie in die Gruppe eingereiht erscheint, mit welcher sie geschichtlich vom selben Stamme erwachsen ist“ (S. 17). So teilt er nach Völkerfamilien ein, und nach der Begründung des Verf. können wir dieser Einteilung die Berechtigung nicht absprechen, obgleich Rez. eine Einteilung nach Religionsstufen, wie sie von andern vorgezogen wird, ebenso berechtigt erscheint. Nach diesen Erörterungen trägt der Band dann die Religionen der Turanischen Gruppe, der Hamitischen und endlich der Semitischen Familie vor. Die Turanische Gruppe ist an die Spitze gestellt, weil in ihr die chinesische Religion den Hauptpunkt bildet und diese in ihrer altchinesischen Form einen primitiven Charakter zeigt. Die Religionen der übrigen turanischen Völker schließen sich daran ungezwungen an, weil diese Völker mit den Chinesen mehr oder weniger verwandt sind; die japanische Religion mußte, entsprechend der neueren Bedeutung des Inselreiches, ausführlicher gegeben werden. Von der Hamitischen Familie sind uns eigentlich nur die Ägypter näher bekannt; ihre Religion ist selbstverständlich sehr genau behandelt. Eine eingehende Betrachtung finden in der semitischen Religionsfamilie naturgemäß die Religionen der Babylonier und Assyrier, aber auch die der Phönizier, Kanaaniter, Aramäer, Ammoniter usw. und die altarabische werden, soweit unsere Kenntnisse davon reichen, möglichst genau berücksichtigt. Die Religion Israels gehört eigentlich ausführlich in eine Religionsgeschichte hinein, ist aber vom Verf. nur in einem Überblick gegeben, weil sie eine besondere theologische Disziplin umfaßt. Auch der Islam, als teilweise auf jüdischer und altarabischer Grundlage ruhend, gehört hierher, und ihm widmet

Digitized by Google

das Buch auch eine sehr eingehende Betrachtung. Das Christentum, das ebenfalls nur gestreift wird, weil es in der christlichen Theologie eine gesonderte Darstellung erfährt, wäre am besten nur als Anhang zur Religion Israels untergebracht worden, nicht als besonderes Kapitel. Und der Manichäismus wie Mandäismus, die beide in die Kirchengeschichte gehören, hätten ebenfalls nur anhangsweise vorkommen sollen (bei der persischen Religion). Dies sind Ausstellungen, die sich leicht beseitigen lassen. Der erste Band hat sein besonderes Namen- und Sachregister und Autorenverzeichnis. Band 2, der ebenfalls auf 5 Lieferungen berechnet ist, wird die indogermanische Religionsfamilie umfassen und dann die Religionen der Eingeborenen Afrikas und Amerikas, des Südseegebietes, Australiens usw. Am Schlusse sollen die Probleme der Allgemeinheit, des Ursprungs und der Entwicklung der Religion kurz beleuchtet werden. Hoffentlich wird auch dieser Band bald vollständig. Es wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß für die Lieferungsausgabe eine Originaleinbanddecke (Halbfranz) in schlicht-vornehmer Ausstattung hergestellt ist, welche zu einem billigen Preise bezogen werden kann.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

---

1) Luthers Werke in Auswahl, unter Mitwirkung von A. Leitzmann, herausgegeben von O. Clemen. Erster Band. Bonn 1912, A. Marcus und E. Weber. IV u. 512 S. 8. geb. 5 ℳ.

Diese neue Ausgabe „soll in erster Linie eine Studentenausgabe sein und zu Seminarübungen und zum Selbststudium für junge und alte Studenten dienen". Die Auswahl ist wohl überlegt, indem wir Luther kennen lernen, wie er auf den verschiedensten Gebieten bahnbrechend geworden ist. Die Ausgabe ist rein historisch orientiert. Dieser Band beginnt mit den 95 Thesen und endet mit der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. „Bei den deutschen Schriften ist der Originaldruck diplomatisch getreu reproduziert worden. Nur ganz offenbare Druckfehler sind verbessert worden; jedoch ist dann immer die Lesart des Originaldrucks in den Anmerkungen zu finden". Wenn auch diese Art der Darbietung dem Studierenden anfangs Schwierigkeiten bereitet, so wird doch der Lohn für seine Bemühungen nicht ausbleiben, indem er immer mehr in die sprachschöpferische Kunst Luthers eindringt. Die möglichst kurz gefaßten Einleitungen geben nur die notwendigsten Voraussetzungen für das Verständnis. Die Ausgabe schließt sich an die Weimarer an, ohne ganz auf Selbständigkeit zu verzichten. Am Rande sind die Seiten der Erlanger und Weimarer Ausgabe angegeben.

Die neue Ausgabe entspricht durchaus dem beabsichtigten Zwecke.

2) F. A. B. Nitzsch, Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Dritte Auflage, bearbeitet von H. Stephan. Zweiter Teil. (Schluß des Werkes.) Tübingen 1912, J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.) Beide Teile zusammen XXIV u. 750 S. 8. 13 ℳ.

Wie der erste Teil, der die dogmatische Prinzipienlehre enthält (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1911 S. 780), so wird auch der

Digitized by Google

vorliegende zweite, der die spezielle Dogmatik behandelt, freundliche Aufnahme finden. Auch hier hat es der Verfasser gut verstanden, unter möglichster Schonung der ursprünglichen Anlage — die systematischen Ausführungen sind nur formell geändert — das Buch den Anforderungen der Gegenwart entsprechend zu gestalten. Dabei geht Stephan von der richtigen Erkenntnis aus, daß die Dogmatik nicht eine Zusammenstellung fertiger Formeln ist, „sondern ein beständiges Ringen um Verständnis und Darstellung des christlichen Glaubens". Mit Recht betont der gelehrte Bearbeiter, daß unsere Zeit den zahllosen Subjektivismen gegenüber solcher zusammenfassender Bücher dringend bedarf. Möge das mit gründlichem Fleiße und dogmatischem Verständnis bearbeitete Werk die wohlverdiente Anerkennung finden!

3) K. Voelker und H. L. Strack, Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen. Mit erläuternden Beilagen und Karten. Fünfzehnte Auflage. Ausgabe C. Neubearbeitet von H. L. Strack. Neues Testament. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 324 S. 8. geb. 1 ℳ.

Dieselben allgemein gebilligten Grundsätze, die bei der neuen Ausgabe des *Alten* Testamentes angewandt worden sind, haben den Verfasser auch beim *Neuen* Testament geleitet. Vor allen Dingen ist zwar der Luthertext der revidierten Ausgabe zugrunde gelegt, doch sind wirkliche Übersetzungsfehler verbessert, und der moderne Sprachgebrauch ist etwas mehr berücksichtigt worden, aber nur soweit, als dadurch die Feierlichkeit der biblischen Redeweise nicht beeinträchtigt wird. Die Ausgabe gibt das Neue Testament *vollständig* wieder; nur wenige Worte mußten wegbleiben. Man sieht deutlich, wie der Verfasser bestrebt ist, das bewährte Buch den Bedürfnissen der Schule immer mehr anzupassen.

4) A. Reukauf und E. Heyn, Biblische Geschichten mit Bildern von Schnorr v. Carolsfeld und R. Schmauk. Leipzig 1912, Ernst Wunderlich. V u. 118 S. 8. 0,80 ℳ, geb. 1,20 ℳ, mit einer Karte von Palästina 10 *Pf.* mehr.

Die Vorzüge der Religionsbücher von Reukauf und Heyn sind genugsam bekannt (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1908 S. 248). Neu sind an dieser Ausgabe, die sich auch durch die äußere Ausstattung auszeichnet, besonders die Bilder. Zur Ausgabe von 1907 ist am Schluß noch eine recht passende Auswahl von Gebeten hinzugekommen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Jul. A. Wentzel, Am Liederquell der Völker. Die klassische Lyrik der Weltliteratur. Ausgewählt von J. A. W. 1. bis 8. Tausend. Leipzig 1912, R. Voigtländer. 310 S. 1,80 ℳ.

2) H. Lorenz, H. Raydt, R. Rößger, Von allen Zweigen. Sammlung deutscher Gedichte. Ausgewählt von H. L. usw. Zweite, verbesserte Auflage. 10. bis 14. Tausend. Leipzig 1912, R. Voigtländer. 302 S. 1,80 ℳ.

Digitized by Google

3) **I. Loewenberg, Vom goldnen Überfluß.** Eine Auswahl aus neuern deutschen Dichtern für Schule und Haus. Im Auftrage und unter Mitwirkung der Literarischen Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben von I. L. 121. bis 130. Tausend. Leipzig 1912, R. Voigtländer. 320 S. 8. 1,80 *M*.

Drei Gedichtbücher, tadellos nach Papier und Druck und in geschmackvollem Einband und Umschlag zu so billigem Preise verlegt zu haben, gereicht der Buchhandlung von R. Voigtländer zu hohem Lobe. Das erste von ihnen ist eine neue Erscheinung und verlangt deshalb eingehendere Betrachtung. Es enthält Übersetzungen klassischer lyrischer Gedichte aus der Weltliteratur bis zum Jahre 1850, bei deren Auswahl den Herausgeber wohl die zweibändige Weltgeschichte der Literatur von O t t o H a u s e r geleitet hat, auf die als zuverlässige Beraterin er in der Vorrede den Leser hinweist. Die Fähigkeit, Dichtungen aus fremden Sprachen nachzubilden, besitzt wohl keine Sprache in dem Maße wie die deutsche, und auch die Neigung zu dieser Tätigkeit ist von jeher bei den Deutschen groß gewesen; denn

> ,Nie war gegen das Ausland
> Ein ander Land gerecht wie du!'

sagt Klopstock mit Recht von seinem Vaterlande auch in der Hinsicht, daß es das Gute und Schöne in fremden Literaturen immer willig anerkannte und deshalb den Volksgenossen zugänglich zu machen strebte. So finden sich denn auch in dieser Sammlung von Übersetzungen Arbeiten von mehr als 80 Übertragern, deren Namen meist guten Klang haben. Freilich muß man ja viele dieser Leistungen hinsichtlich ihrer Treue ohne Prüfung hinnehmen; denn wer wäre aller der Sprachen so kundig, daß er selber eine solche Prüfung in jedem Fall anstellen könnte? Wahrscheinlich ist hierzu auch der Herausgeber nicht fähig und muß sich von seinem Gefühl sagen lassen, ob der Übersetzer bei seinen Lesern denselben Eindruck hervorruft wie der Originaldichter bei seinen Landsleuten, oder er muß sich ohne weiteres auf das Ansehen des Übersetzers verlassen. Das letzte Verfahren ist leicht und verantwortungslos, das erste schwierig und verantwortungsvoll, aber auch verdienstlich. Schwierig ist auch die Auswahl, wenn sie allen Anforderungen genügen soll. Der Herausgeber unserer Sammlung hat, ,die reine, gefühlsmäßige Empfindungslyrik' darbieten wollen, und sein Wunsch war, daß ,aus dem Zusammenspiel der in ihren eigensten Lauten sprechenden Dichter der lyrische Charakter des einzelnen Volkes hervorgehen sollte'. Es kam ihm also nicht sowohl darauf an, die Dichter durch seine Auswahl dem Leser nahe zu bringen, als vielmehr Bilder vom Fühlen der Völker zu geben, denen die Dichter angehören. Ob er dies Ziel völlig erreicht hat, will ich dahingestellt sein lassen; immerhin ist schon ein solcher Versuch anerkennenswert. Die Vollkommenheit muß schon an der Beschränkung des Raumes scheitern. Soviel über das Ganze. — Unter vier Überschriften: I. Im

Digitized by Google

fernen Osten, II. Romanische Laute, III. Germanische Brüder, IV. Bunte Reihe, hinter denen eine ganz kurze literarische Übersicht über die Dichter einige Auskunft erteilt, sind in 28 Unterabteilungen, die gleichfalls zum Teil mit literarischen Einleitungen versehen sind, lyrische Gedichte aller möglichen fremdsprachlichen Völker dargeboten. In den chinesischen und japanischen Gedichten erschwert häufig Mangel an Erklärungen fremder Namen und Verhältnisse das Verständnis, wie z. B. S. 8, 10, 12, 20, 22, 25. Bei den Hebräischen Melodien nimmt es Wunder, daß die Bibelstellen alle nach der Lutherschen Übersetzung gegeben sind, die bekanntlich nicht immer treu und klar ist. Auf S. 40 scheint bei der Korrektur der mangelnde Reim Kappe: Lappen übersehen zu sein; ebenso S. 57: Elefanten: schwanken. Unter den Liedern der Provenzalischen Troubadours vermisse ich Paul Heyse als Übersetzer; in der Einleitung zu den Liedern aus ‚Italia' hätte wohl die Dante-Übersetzung von König Johann von Sachsen (Philalethes) erwähnt werden müssen. Der Dichter des ersten Liedes auf S. 99 heißt meines Wissens Poliziano; auch auf S. 305 ist der Name falsch angegeben. Im zweiten Gedicht auf S. 99 muß das erste Wort der vierten Zeile ‚der' lauten. Die Überschriften S. 111: Fern im Süd das schöne Spanien, S. 134: La France, S. 170: Merry old England, S. 207: Unter dem Sternenbanner klingen gesucht. Von den englischen Dichtern hätte ich gern Burns, von den französischen Béranger reichlicher vertreten gesehen, womöglich in den trefflichen, leider zu wenig bekannten Übersetzungen von G. Legerlotz, der auch andere der aufgenommenen Gedichte meisterhaft und streng im Versmaß der Urschrift übersetzt hat. — Der Nutzen, den die höheren Schulen von Gedichtsammlungen, wie es die vorliegende ist, haben können, liegt auf der Hand. Der Lehrer kann die Gedichte aus fremden Sprachen nicht selten zum Vergleiche mit deutschen oder solchen aus anderen Fremdsprachen heranziehen, um auf die Übereinstimmung vieler zur Dichtung anregenden Gefühle bei allen Völkern hinzuweisen, oder er kann fremdsprachliche Gedichte nach dem Lesen und Erklären durch Vorlesen einer guten dichterischen Übersetzung um so wirksamer machen. Beiden Zwecken kann das vorliegende Buch dienen, dem zweiten besonders im französischen und englischen Unterrichte, da manche der in Übersetzung dargebotenen Gedichte sich auch in den gebräuchlichen französischen und englischen Gedichtsammlungen finden. Auch kann das Buch Schülern und Schülerinnen empfohlen werden, die einen Einblick in den Hauptinhalt der lyrischen Dichtung der heute lebenden Völker gewinnen wollen. In dieser Hinsicht wird seine geschmackvolle Ausstattung und seine Wohlfeilheit seiner Verbreitung förderlich sein.

Die Gedichtsammlungen Von allen Zweigen und Vom goldnen Überfluß sind, wie schon die Auflagezahlen beweisen (10. bis 14. Tausend, 111. bis 130. Tausend), weit verbreitet. Die erstere kündigt sich als zweite, verbesserte Auflage an; in der Tat weist sie der ersten Auflage gegenüber manche Veränderung auf, indem

Digitized by Google

in dieser manche Dichter und Dichtungen weggefallen sind, die in jener vorhanden waren, und andererseits in dieser manche neuen Dichter und Dichtungen sich finden. Jedem Leser bei einer solchen Auswahl es recht zu machen, ist unmöglich; es genügt schon, wenn das Ausgewählte billigen Anforderungen entspricht. Das läßt sich von der vorliegenden Sammlung durchaus behaupten, namentlich wenn man annehmen darf, daß auch sie, wie es auf dem Titelblatte der ersten Auflage ausdrücklich bemerkt war, als dritter Teil zu einem Schullesebuche für mittlere Klassen gedacht ist, was ja nicht ausschließt, daß sie den abgegangenen Schüler auch ins bürgerliche Leben begleiten kann. Vortrefflich scheint mir die Anordnung der Gedichte und die Überschriften der Ober- und Unterteile, die alle dazu geeignet sind, die rechte Stimmung für den Genuß der Gedichte zu erregen. Um aller dieser äußeren und inneren Vorzüge willen verdient das Buch weiteste Verbreitung. Von Druckfehlern habe ich nur zwei bemerkt: in der ersten Zeile von Nr. 205 muß es Unser statt 'Unsrer' heißen, und auf Seite 301 ist Friedrich Rückerts letzter Wohnsitz fälschlich Neuseß statt Neuses genannt.

Noch weniger als die eben besprochene Sammlung bedarf das Buch 'Vom goldnen Überfluß' einer besonderen Empfehlung. Ausgehend von durchaus richtigen und bei erfahrenen Jugendbildnern wohl allgemein anerkannten Grundsätzen hat der Herausgeber J. Löwenberg diese Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus hergestellt und damit ein in weiten Kreisen gefühltes Bedürfnis befriedigt. Nach ihren Geburtsjahren geordnet ziehen 45 Dichter und Dichterinnen von Annette von Droste-Hülshoff an bis zu Agnes Miegel mit ihren schönsten lyrischen und lyrisch-epischen Erzeugnissen an uns vorüber. Wenige Zeilen geben als Einleitung die wichtigsten Zahlen und Tatsachen aus dem Leben der Schöpfer dieser Gedichte sowie die Titel der Werke an, denen diese Proben entnommen sind. Nur als Proben sollen die Gedichte angesehen werden; der Herausgeber wollte, wie er in der Vorrede zur ersten Auflage sagt, vor allem auf die großen Lyriker des 19. Jahrhunderts hinweisen, damit schon unsere Kinder erkennen: 'Hier müßt ihr einst weitergraben, hier könnt ihr Schätze heben'. Wenn die Herausgeber der beiden letztgenannten Sammlungen auch weiterhin auf deren Vervollkommnung bedacht sind, wie bisher, so läßt sich erwarten, daß diese Bücher auf lange Zeit hinaus ihren Zweck erfüllen, der Jugend in der Schule zu dienen und sie aus ihr hinaus ins Leben zu begleiten.

Quedlinburg. P. Schwarz.

Karl Tumlirz, Poetik. I. Teil. Die Sprache der Dichtkunst. Der Lehre von den Tropen und Figuren desselben Verfassers sechste, durchgesehene Auflage. Wien und Leipzig 1912, F. Tempsky und G. Freytag. 162 S. gr. 8. geb. 2,20 *M*.

Das in mehreren Auflagen bewährte Buch handelt nach einigen beachtenswerten Ausführungen über die dichterische Sprache im all-

Digitized by Google

gemeinen und über die künstlichen Ausdrucksmittel der Poesie von den Tropen und Figuren, dem Rhythmus des deutschen Versbaus und von der Metrik im engeren Sinne des Wortes. Hier werden Versmaß, Verstakt (Fuß), Vers und Strophe gründlich beleuchtet. So kommt neben der inneren Gestaltung der dichterischen Rede die Lehre von ihren äußeren Formen zu ihrem Rechte. Nach wie vor nimmt man mit Befriedigung wahr, daß neuere Forschungen berücksichtigt sind und für die Gymnasialschüler an geeigneten Stellen auf die antike Metrik zurückgegriffen wird. Daß außer der Tonstärke der Silben auch ihre Zeitdauer eine Rolle spielt, wird, wie billig, hervorgehoben, dsgl. die von E. Brücke in seinen maßgebenden Untersuchungen nachgewiesene Taktgleichheit, in der H. Paul das Grundprinzip der deutschen Rhythmik sieht. Besonders wichtig sind diejenigen Erörterungen, die das Verhältnis zwischen Rhythmus und Vortrag (Versakzent und Vortragston) zu regeln suchen und die Begriffe: versetzte und schwebende Betonung klar legen. Denn „durch den Vortrag gelangt der Sinn und die Gefühlstiefe der Dichtung zur vollen Geltung, und durch den dadurch bedingten Wechsel der Akzente erhält der an sich einförmige Rhythmus erst Leben, Bewegung und Ausdruck" (S. 99). Ist es doch wohl sicher, daß auch die Alten „sich in der Kunst des Vortrags nicht durch eine metrische Schablone, sondern durch die tiefere Erfassung des Gedankens leiten ließen" (Christ). Bei dem Doppeltakte (nach Sievers' Lehre vom dipodischen Bau mancher Verse, § 152) hätte auf den iambischen Trimeter der Griechen verwiesen werden können, mag man sich für die Wahl der Perkussion von Caesius Bassus oder von unserer Taktiermethode leiten lassen. Zur Erhärtung der Gleichwertigkeit, nicht Gleichheit der Takte im altdeutschen Verse ist dieser besonders eingehend behandelt unter Heranziehung ahd. und mhd. Musterbeispiele (wo es freilich bei der Gudrunstrophe § 216 — vgl. § 196 — den Schülern überlassen ist zu bemerken, daß Zeile 3 und 4 weiblich reimen).

Für Lernende bietet das Buch, wie mir scheint, des Guten etwas viel. Ihretwegen aber ist es durchaus auf empirischer Grundlage gehalten, so daß es von ästhetischen und psychologischen Theorien, von denen andere sich heutzutage für die Schuljugend so viel versprechen, Umgang nimmt. Ich kann dem Verfasser darin nur beipflichten, daß zu solchen Betrachtungen eine höhere, fast philosophische Erkenntnis erforderlich ist. Eben das Schulmäßige aber, das dem Buche anhaftet, macht es m. E. für uns Lehrer recht geeignet. Übrigens beschäftigt sich mit der „psychologischen Begründung des poetischen Genusses" der mir noch nicht zur Verfügung stehende dritte Band des Werkes; sein zweiter ist dem Wesen und der Technik der einzelnen Dichtungsarten, gleichfalls in empirischer Behandlung, gewidmet. Allgemeine Gesichtspunkte des künstlerischen Schaffens gibt, wie gesagt, auch vorliegende „Sprache der Dichtkunst" in den ersten 24 Paragraphen. Einen kurzen Grundriß der in ihr entwickelten Verslehre als Anhang der „deutschen Sprachlehre für Mittelschulen" desselben Verfassers habe ich schon

Digitized by Google

im 60. Jahrgang dieser Zeitschrift, 1906, S. 712, willkommen geheißen. Daß in der ausführlicheren Übersicht etliche antike Strophen Platz gefunden haben, ist zumal um der Lektüre Klopstockscher Oden willen freudig zu begrüßen. Auf 160 Seiten ist der umfangreiche Stoff in einer Weise verarbeitet, die das Buch als äußerst nützlich erscheinen läßt. Durch Druck und Ausstattung hat man der Schonung der Augen Rechnung getragen.

Berlin-Pankow. Paul Wetzel.

Friedrich Kluge, Wortforschung und Wortgeschichte. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. 183 S. 3,60 ℳ, geb. 4 ℳ.

Während die in demselben Verlage erschienene Schrift Fr. Kluges „Unser Deutsch" meist die Sprachen einzelner Stände behandelt, sind in der vorliegenden fast durchweg einzelne Worte zum Gegenstande der Erörterung gewählt worden; nur der letzte Aufsatz „über unser ältestes Christentum" bietet eine zusammenfassende Auseinandersetzung über eine Anzahl christlicher Ausdrücke, die durch gotische Vermittelung unserer Sprache zugeführt worden sind. Von den fünfzehn Abschnitten sind fünf neu (über *Kater* und *Katzenjammer*, *Sauregurkenzeit*, *burschikos*, *anheimeln* und *Umwelt*), die übrigen waren schon früher einmal veröffentlicht teils in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung (*Kneipe*, *Philister*, *Heimweh*, *Mastkorb*, *Teerjacke*, *Badener* oder *Badenser?*), teils in der Zeitschrift für deutsche Philologie (*Aar*), in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins (*Bittsteller*), in den „Bunten Blättern" (*Salamander*) und in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (*unser ältestes Christentum*). Doch erscheinen sie verschiedentlich erweitert durch Ergänzungen und Nachträge, die entweder von Kluge selbst herrühren oder von anderen Gelehrten wie Borst, Ladendorf, Jeitteles, von Bahder auf Kluges Anregung gegeben worden sind.

Alle Aufsätze verdienen weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Wir sind daher dem Verfasser zu großem Danke verpflichtet dafür, daß er sich entschlossen hat, die an so verschiedenen Stellen abgedruckten Abhandlungen zu sammeln. Wer Kluges sonstige Arbeiten kennt, weiß, daß er hier nicht trockene Zusammenstellungen zu erwarten hat, sondern lebendige und fesselnde Auseinandersetzungen, die zum Nachdenken anregen, wortkundliche Erörterungen oft mit bedeutsamem kulturgeschichtlichem Hintergrunde. Theoretische Betrachtungen sind ferngehalten, da nach Kluges Ansicht die Einzelbehandlung von Fragen der Wortkunde leichter und überzeugender zur theoretischen Erfassung der Aufgaben führt. In einigen Fällen wird die Wortbildung stärker betont und ausführlicher besprochen, so bei *Badener* oder *Badenser?*, *burschikos* und *anheimeln*, meist aber die Bedeutungsentwickelung verfolgt und eine Wortgeschichte gegeben.

Digitized by Google

Die bedeutsamsten Abhandlungen sind die über *Heimweh*, *Philister*, *Kneipe*, *Salamander* und *unser ältestes Christentum*. Sie bilden gedankenreiche, tiefgründige Studien, die über die Entstehung und die Heimat wichtiger Wörter aufklären — so wird *Heimweh* als schweizerisch, *Kneipe* als obersächsisch, *Kirche*, *Pfaffe* u. a. als gotisch erwiesen — sowie über ihre allmähliche Verbreitung im Schrifttum und in den einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes belehren. Ab und zu werden auch lautgeschichtliche Vorgänge aufgehellt, namentlich in dem Abschnitt über unser ältestes Christentum, wo unter Hinweis auf Namen wie *Etzel* (= Attila) u. a. als frühester Termin der zweiten Lautverschiebung die Zeit um die Mitte des fünften Jahrhunderts angesetzt wird (S. 171 f.) und auffällige unverschobene Lautformen in den Salzburger Güterverzeichnissen des Bischofs Arno (um 790) durch die Annahme gotischen Einflusses erklärt werden (S. 175 f.). Kurz, das Buch bietet eine solche Fülle fesselnden und belehrenden Stoffes, daß es allen Freunden der Wortkunde dringend empfohlen werden kann, um so mehr, als es in leicht lesbarem, flüssigem Stile geschrieben ist.

Eisenberg, S. A. O. Weise.

Friedrich von der Leyen, Deutsches Sagenbuch. Zweiter Teil: Die deutschen Heldensagen. München 1912, C. H. Beck'sche Buchhandlung, Oskar Beck. VIII u. 352 S. 8. geb. 3,50 ℳ, in Halbpergament 5 ℳ.

Von dem deutschen Sagenbuch, welches von der Leyen in Verbindung mit anderen herausgibt, sind der 1. und 2. Teil, in denen der Hrsg. die Götter und Göttersagen der Germanen und die deutschen Heldensagen darstellt, und der 4. Teil, in dem Friedrich Ranke die deutschen Volkssagen schildert, erschienen. Der dritte soll die deutschen Sagen des Mittelalters bringen. Jeder der vier Teile bildet eine Einheit für sich und ist einzeln käuflich. Die bis jetzt fertig gestellten drei Bände erfüllen das Ziel, das sich das ganze Werk gesteckt hat: zugleich ein gutes Volksbuch zu sein und den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden. Sie sind wohl geeignet, das Interesse und Verständnis für den uns überlieferten kostbaren Schatz der heimischen Sage zu fördern und zu vertiefen und Liebe zur deutschen Heimat zu erwecken. Das von dem bekannten Verlage gut ausgestattete, preiswerte Werk ist zur Anschaffung für Schüler- und Volksbibliotheken sowie zu Prämienzwecken warm zu empfehlen. Der vorliegende 2. Teil erörtert die Anfänge, die Entwickelung, den Schauplatz und den geschichtlichen Hintergrund der deutschen Heldensage und geht dann näher ein auf die Sagen von England und Dänemark (Beowulf, Wermund und Uffe, Hagbard und Signe, Starkad, Hrolf), auf die nordischen Sagen (die Halfdansöhne, Amleth, Ermanarich, Wieland, Helgi), auf das deutsche Mittelalter (Walther und Hildegund, Rother, Wolf-Dietrich, Dietrich, Hilde-Gudrun), zuletzt auf die Nibelungensage in nordischer und deutscher Fassung. Die Erzählung der Sagen schließt sich wie bei anderen ähnlichen Werken, mit Recht

Digitized by Google

an Grimm, Uhland, W. Hertz u. a. an. Der wissenschaftliche Apparat ist in den Anmerkungen zusammengestellt. Der Hrsg. ist sich bei Erklärung der Sagen der Schwierigkeit in der Lösung der Probleme wohlbewußt und geht zuweilen seine eigenen Wege, zeigt aber stets ein vorsichtiges Urteil und lehnt hinsichtlich seiner Ansichten eine Gewähr auf Richtigkeit bescheiden ab. Anregend für die Lektüre der Heldenlieder ist die ästhetische Würdigung ihrer Größe und Tragik.

Berlin-Wilmersdorf. Arnold Zehme.

---

1) E. Diehl, Inscriptiones Latinae. Bounae 1912, Marcus et Weber. XXXIX u. 50 S. IV. Tabulae in usum scholarum editae sub cura Johannis Lietzmann. 6 ℳ.

Diehl, dem wir schon Ausgaben altlateinischer, vulgärlateinischer, lateinisch-christlicher und pompejanischer Inschriften verdanken, bietet uns in diesem Band der bekannten Sammlung von Lietzmann eine Auswahl von Nachbildungen lateinischer Inschriften von den ältesten Zeiten an bis tief in das Mittelalter hinein. Unermüdlich tätig auf dem ihm vertrauten Gebiete, hat er hier auf 50 Tafeln in geschickter Zusammenstellung photographische Wiedergaben besonders interessanter Inschriften vereinigt. Das Werk beginnt mit dem sogenannten lapis Romuli vom forum Romanum, bietet dann in chronologischer Reihenfolge altlateinische Inschriften, so die vom Grabdenkmal des L. Cornelius Scipio Barbatus, des Konsuls v. J. 298 v. Chr., das SC de Bacchanalibus v. J. 186 v. Chr., die berühmte Inschrift der ludi saeculares v. J. 17 v. Chr. mit der Erwähnung des Horaz, pompejanische Wandinschriften sowie, namentlich reich vertreten, Grabinschriften aus älterer und christlicher Zeit.

Das Buch ist eine willkommene Ergänzung zu der Sammlung des CIL, der Auswahl von Dessau, der carmina epigraphica von Buecheler und anderer Werke. Es bringt zugleich eine Zusammenstellung der üblichsten Abkürzungen, ferner einen vergleichenden Hinweis auf die Inschriften des CIL, die altlateinschen Inschriften von Ritschl und die christlichen von Rossi und erleichtert so in jeder Weise das Studium. Diehl hat die mühevolle Aufgabe, die er sich gestellt, mit Geschick, Sachkenntnis und großem Fleiß durchgeführt und verdient unseren Dank in reichem Maße.

2) Irene Nye, Sentence Connection, illustrated chiefly from Livy. 1912. X u. 141 S. 8.

Die Doktordissertation der gelehrten Dame von der Yale University handelt von der Satzverbindung bei Livius in derselben Weise, wie 1911 Mendell über die Satzverknüpfung bei Tacitus geschrieben hat. Die Beispiele sind namentlich den Büchern 1 und 21—23 des Livius entnommen nach dem Text der Ausgabe von Weißenborn-H. J. Müller. Nur koordinierte Sätze kommen in Betracht, nur vier Bücher des Livius, und doch 147 Seiten! Welch' ein Bienenfleiß,

Digitized by Google

mit dem der Stoff zusammengetragen ist. Allein aus Livius werden über 4000 Sätze verwertet. Aus wieviel Büchern hat die Verfasserin nicht geschöpft! Zitiert werden, um nur einige deutsche Quellen zu nennen, Brugmann Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Fr. Kern Die deutsche Satzlehre, Wunderlich Die Partikeln als Satzbindemittel, Sütterlin Die deutsche Sprache der Gegenwart, Paul Prinzipien der Sprachgeschichte, der Thesaurus Linguae Latinae, Nägelsbach Lateinische Stilistik, Kluge Etymologisches Wörterbuch u. a. Dazu französische, englische und amerikanische Quellen.

Die Satzverbindung beruht, so führt die Verfasserin aus, namentlich auf zwei Prinzipien, dem der Verknüpfung durch Begriffe, die für sich keinen vollen Sinn geben (through incompleteness), und dem der Wiederholung (through repetition). Zu ersterem gehören Konjunktionen wie et, at, sed, ergo, aut, nam u. a., die alle für sich unverständlich sind und ihren Sinn erst aus dem Zusammenhang der Gedanken gewinnen; ferner Adverbia wie hic, ibi, tum, tandem, nondum, nunc, ante, mox, procul, prope, potius, magis; Pronomina wie hic, is, qui; Substantiva wie res, pars u. ä. Wiederholung zeigt sich namentlich in der Anaphora und in korrelativen Konjunktionen (simul-simul, modo-modo, et-et, vel-vel); oft genügt aber auch ein Wort, den Inhalt des voraufgehenden Satzes zu wiederholen, oder das Tempus, der Modus des Verbs.

Dementsprechnd handelt die Verfasserin im ersten Kapitel von der Satzverbindung durch Worte, die für sich keinen vollen Sinn haben, und zwar zunächst von den Konjunktionen. Wenn hier profecto durch even so erklärt wird (p. 52), so trifft dies nicht ganz den Sinn des Wortes: fingerent (Alpes) altiores Pyrenaei iugis; nullas profecto terras caelum contingere heißt nicht 'mögen die Alpen höher sein als die Pyrenäen, selbst so (even so) reicht kein Gebirge an den Himmel heran', sondern durch profecto wird es als eine Tatsache (pro facto) hingestellt, daß kein Gebirge bis in den Himmel reicht. — Wir erfahren, daß in 250 Sätzen is in 160 Fällen substantivisch steht, und zwar in 98 rückbezüglich auf ein vorangehendes Wort, in 61 Beispielen auf den allgemeinen Inhalt des voraufgehenden Satzes; in 91 Sätzen steht es adjektivisch. Ferner statistische Angaben über hic, qui (S. 61); ille, se, suus usw. Dann folgen Pronominaladverbia wie hic, ubi; ferner temporale und lokale Adverbia wie tum, nuper, ante, prope; Substantiva und Verba, alles durch eine Fülle von Beispielen belegt. — Das zweite Kapitel handelt ebenso ausführlich von der Satzverbindung durch Wiederholung. In langer Reihe ziehen Beispiele verschiedener Art der Anaphora vorüber; auch hier schließen statistische Angaben die Untersuchung ab, so S. 114. Der Ausführung über Satzverbindung folgen ein paar Bemerkungen über die ähnliche Verbindung der Bücher des Livius und über die Einteilung dieser Bücher in Gruppen von je fünf. Endlich wird an einigen Kapiteln des Livius die vielfach wechselnde Art der Satzverknüpfung nachgewiesen.

Digitized by Google

Die Arbeit ist mehr eine sprachphilosophische Studie, als daß sie etwa für die Kritik oder Erklärung des Livius zu bestimmten Ergebnissen führte. Nahe liegt die Frage, warum die Untersuchung auf Livius beschränkt ist. Würde etwa die Durchforschung des ciceronianischen Sprachgebrauches in den Reden zu wesentlich anderen Resultaten führen? Ich glaube, kaum.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

B. Berendes, Anleitung zum Konstruieren in Lehre und Beispiel. Paderborn 1912, Ferdinand Schöningh. 46 S. 8. 0,80 ℳ.

Wenn der Verfasser des vorliegenden Büchelchens im Vorwort erklärt, daß die von den Lehrplänen im lateinischen Unterricht der unteren und mittleren Klassen so eindringlich geforderten Konstruktionsübungen an die Geduld und das didaktische Geschick des Lehrers der Sexta besonders hohe Anforderungen stellen, so kann er sicher sein, daß er sich hierbei mit allen Berufsgenossen, die diesen grundlegenden Unterricht jemals zu erteilen gehabt haben, in Übereinstimmung weiß.

Nicht minder bereitwillig wird man dem Verfasser das Zugeständnis machen, daß der Schüler nur dann zu einer gewissen Sicherheit in der Satzanalyse gelangt, wenn er auf die Befestigung und Vertiefung des im Unterricht Gehörten und Geübten auch einen Teil der häuslichen Arbeitszeit zu verwenden sich bemüht.

Diese ergänzende Tätigkeit wird nach der Ansicht von Berendes durch besondere Konstruktionsvorlagen, die dem Schüler neben dem Lesebuche in die Hand zu geben sind, am natürlichsten angeregt und am wirksamsten gefördert. Wie er diese Vorlagen gestaltet und verwendet wissen will, zeigt er in der zur Besprechung anstehenden Schrift.

Seine bei Schöningh in Paderborn erschienene 'Anleitung zum Konstruieren in Lehre und Beispiel' zerfällt in zwei Teile. In dem ersten, dem propädeutischen, behandelt er auf 10 Seiten in ausführlicher Darstellung die Lehre von den Satzteilen; im zweiten gibt er eine reichliche Anzahl deutscher und lateinischer der 'Vorschule' von Führer entlehnter Sätze und weist an ihnen nach, auf welche Weise dem Schüler der Einblick in die syntaktische Zusammengehörigkeit der Wörter und Formen zu eröffnen ist. In einem Anhang beschäftigt er sich mit der Aussprache lateinischer Wörter, mit der Wortstellung und dem Gebrauche einiger lateinischer Pronomina, Dinge, die zwar auch im Anfangsunterricht nicht unerwähnt bleiben dürfen, mit den sonstigen Ausführungen des Verfassers aber in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen.

Legt man sich die Frage vor, ob Berendes mit seiner Veröffentlichung einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt, so kann ich ein solches, soweit es sich wenigstens um den ersten Teil handelt, für meine Person nicht anerkennen, da das dort Gebotene

Digitized by Google

bei dem angehenden Lateiner, besonders wenn er von der Vorschule in die Hauptanstalt übergetreten ist, in der Hauptsache als bereits bekannt vorausgesetzt werden muß. Ein Schüler, der Subjekt, Prädikat und Objekt nicht zu unterscheiden vermag oder in die Geheimnisse der deutschen Deklination und Konjugation erst durch den Lateinlehrer der Sexta eingeweiht werden muß, ist für diese Klassenstufe nicht reif. Jedenfalls aber darf der Lateinunterricht, wenn er sich auch anfangs vielfach mit dem in der Muttersprache deckt, seiner eigentlichen Aufgabe nicht so lange entzogen werden, wie der Verfasser es zuzulassen scheint. Man beginne vielmehr, schon aus psychologischen Gründen, von der ersten lateinischen Unterrichtsstunde an mit dem Neuen, und zwar sofort mit dem Satz, ohne sich erst aus allzugroßer Gewissenhaftigkeit mit der systematischen Darbietung von Dingen zu befassen, zu deren Wiederholung und Befestigung der Gang des Unterrichts ganz von selbst die passendste Handhabe gibt.

Was den zweiten Teil betrifft, der die im ersten behandelte Lehre von den Satzteilen durch ausgeführte Konstruktionsaufgaben erläutert, so stellt er ohne Zweifel der Gründlichkeit und dem methodischen Geschick des Verfassers das denkbar beste Zeugnis aus. Trotz dieser Vorzüge glaube ich aber nicht, daß das dort Gebotene in den Kreisen der Anfänger, für die es zunächst bestimmt ist, allzugroße Berücksichtigung finden wird. Sicherlich erschließt sich dem angehenden Lateiner ein trefflicher Einblick in die Wortformen und ihre Beziehungen zueinander, wenn er unter der zielbewußten Leitung des Lehrers nach der von dem Verfasser geübten Methode mit der Satzanalyse vertraut gemacht wird. Aber es heißt doch wohl die Kraft und die Gewissenhaftigkeit des Schülers in diesem Alter überschätzen, wenn man von ihm erwartet, daß er selbständig Übungen im Konstruieren an einer ihm fremden Vorlage anstellen werde. Wie bereits oben zugegeben, hat auch der Sextaner schon die Pflicht, das ihm im Unterricht Gebotene zu Hause weiter zu verarbeiten; doch ist kaum anzunehmen, daß er zu diesem Zwecke zu einem besonderen Buche greift. Das Natürlichste ist, daß er auf Bekanntes zurückgeht und sich den Gang der Entwicklung an den bereits behandelten Sätzen des ihm vertrauten Lesebuches ins Bewußtsein zurückzurufen versucht. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch der eine oder andere dem Rate des Lehrers folgt und nach der ‚Anleitung‘ repetiert. Ihrer allgemeinen Verbreitung aber, die der Verfasser und mit ihm alle, die ohne ein derartiges Hilfsmittel nicht auszukommen meinen, für erstrebenswert halten müssen, dürfte schon deshalb eine Schranke gezogen sein, weil von der Behörde kaum zu erwarten ist, daß sie neben der Grammatik und dem Lesebuche auch noch der Einführung eines dritten Buches für den lateinischen Elementarunterricht zustimmen wird.

Nach dem Gesagten ergibt sich, daß das Schriftchen von Berendes, so sorgsam es auch im einzelnen gearbeitet ist, in den Kreisen, an die er sich zunächst mit ihm wendet, kaum auf die erhoffte Berücksichtigung zu rechnen hat. Ja es erscheint sogar fraglich, ob der Ver-

Digitized by Google

fasser, der in zweiter Linie erwartet, daß auch ältere Schüler, deren Vorbildung zu wünschen übrig läßt, zu seinen Vorlagen greifen werden, in dieser Hinsicht nicht zu optimistisch denkt. Dagegen bin ich überzeugt, daß das Büchlein dem jungen Lehrer die ersprießlichsten Dienste leisten wird: zeigt es doch in durchaus praktischer Weise an zahlreichen Beispielen, die wohl keinen in Betracht kommenden Fall unberücksichtigt lassen, wie er sich mit begründeter Aussicht auf Erfolg die Technik der Konstruktionsübungen zu eigen machen kann.

Kottbus. A. Rademann.

Paul Dörwald, Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichts. Sonderausgabe aus Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen". München 1912, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 193 S. gr. 8. 2,80 ℳ, in Leinwand geb. 3,50 ℳ.

Nachdem die Dettweilersche Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichts in dem Baumeisterschen Handbuch ergriffen ist, hat Direktor Dörwald eine Neubearbeitung dieses Teiles übernommen. Er ist dafür eine besonders geeignete Persönlichkeit, da er durch seine Arbeiten gerade auf diesem Gebiet schon rühmlich bekannt ist und ihm eine langjährige Praxis des griechischen Unterrichts auf allen Stufen des Gymnasiums zu Gebote steht. Und so ist das ein ganz besonderer Vorzug dieses Buches, daß es, ganz aus der Praxis gewachsen, auf gesichertem Boden steht, in allem das Erreichbare und von dem Verf. selbst Erprobte zeigt und sich von allen utopischen Ideen freihält. Hat er aber die Forderung einmal etwas hochgestimmt, wie bei den Anforderungen an die Übersetzung der Schriftsteller S. 55, so fügt er doch einschränkend hinzu: „Was die Schule erreichen kann, ist, dem Ideal sich einigermaßen zu nähern, im Auge muß es jedenfalls behalten werden". Dabei ist er durchdrungen von der Bedeutung des Griechischen für die Ziele der Gymnasialbildung, sucht seinen reichen Bildungsgehalt klar zu legen und die Wege zu zeigen, auf denen dieser Unterricht zur rechten erziehlichen Wirkung gelangen kann. Im allgemeinen entspricht der Kreis der für die Schule ausgewählten Klassiker nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung durch D. dem für das humanistische Gymnasium durch eine langjährige Tradition festgestellten und festgehaltenen Kanon (S. 33). Bei diesen Schriftwerken wird dann im einzelnen in vortrefflicher Weise ihr Bildungswert aufgezeigt und die Methode der Erschließung dieses Bildungsgehaltes im Unterricht dargelegt.

Nach einem allgemeinen Teil über die geschichtliche Entwickelung des griechischen Unterrichts, den Bildungswert des Griechischen, das Lehrverfahren und den Lehrer, die Auswahl und Behandlung des Lesestoffs, das Übersetzen der Schriftsteller sowie die sprachliche Aufgabe und die schriftlichen Übungen folgt in einem besonderen Teil 1. die sprachliche Aufgabe

Digitized by Google

nach den Klassen Untertertia bis Obersekunda und 2. die Schriftstellerlektüre nach den Klassen von Obertertia an bis zur Reifeprüfung. Ob man in der Didaktik und Methodik in allen Einzelheiten mit dem Verf. übereinstimmt oder nicht, kann hier nicht Gegenstand der Erörterung sein; jedenfalls ist das Buch so verständig und einsichtsvoll abgefaßt und bietet eine so unendlich reiche Menge von didaktischen und methodischen Winken und Lehren, daß es dem jüngeren Lehrer ein rechtes Vademecum für den griechischen Unterricht sein kann, aber auch der ältere, im Schulamt schon gereifte, ja ergraute Lehrer wird noch eine vielseitige Anregung und eine Menge belehrender Einzelheiten daraus gewinnen und dadurch gefesselt werden. Sehr genau bis ins einzelne sind dargelegt die grammatischen Pausen der einzelnen Klassen sowie die Auswahl für die Xenophon- und Homerlektüre, und schön finde ich besonders die ästhetische Würdigung der homerischen Poesie S. 114 und 179 ff., eine reiche Fundgrube für den Unterricht. Die Winke für die Homerübersetzung (S. 59) erinnerten mich an die Worte, welche Voß im Jahre 1787 an Gleim schrieb: „Homer ist wie in der Erfindung, die den Übersetzer nichts angeht, so in der Darstellung das höchste Ideal, bis auf die feinsten Grazien des Ausdrucks, der Wortfolge, des Periodenbaus, des Klangs und der Bewegung. Je näher ihm, desto vortrefflicher. Ihn übertreffen zu wollen, ist die Frechheit des gefallenen Engels, es zu wähnen, seine Verfinsterung". Zu S. 38 möchte ich bemerken, daß die Lektüre von Klopstocks Messias m. E. erst nach Prima gehört; die Obersekundaner haben dafür noch nicht das richtige Verständnis. Man vgl. dazu einen Aufsatz zur Einführung in Klopstocks Messias in den „Lehrproben und Lehrgängen". Bei der Besprechung der Übung im Konstruieren schwieriger Satzgefüge und den S. 56 f. angeführten Beispielen hätte ich auf den Wert der Verwendung graphischer Mittel zur Erleichterung der Übersicht hingewiesen. Beispiele bieten die „Lehrproben und Lehrgänge".

Die Literaturangaben im Text und unter den einzelnen Abschnitten, die besonders Bücher und Aufsätze enthalten, die in diaktischer Hinsicht irgendwie von Bedeutung sind, und die bis zu den neuesten Erscheinungen fortgeführt wurden, werden dem Lehrer des Griechischen willkommen sein. Zahlreich sind u. a. die Hinweise auf Arbeiten in den schon genannten „Lehrproben und Lehrgängen", zu denen der Verf. selbst wertvolle Beiträge geliefert hat. Über den sachlichen Inhalt orientiert ja die vorausgedruckte Inhaltsübersicht und die daraus sich wiederholenden Überschriften über den einzelnen Seiten genügend; aber ein Namensverzeichnis der in dem Werk vorkommenden Verfasser von Schriften, Abhandlungen usw. in der Weise wie es auch die neue Auflage der theoretischen Pädagogik von Toischer aus demselben Handbuch der Erziehungslehre, in Verbindung mit einem Sachregister enthält, wäre wünschenswert gewesen, daß manche in dem Buch genannte wertvolle Monographien mehr zur Geltung und allgemeiner Kenntnis kommen würden.

Digitized by Google

So mögen uns denn in reicher Anzahl Lehrer zur Verfügung stehen, wie sie D. S. 27 ff. zeichnet und verlangt und durch sie, gefördert durch dieses Buch, von neuem sich erweisen der unersetzliche Wert des Griechischen für die Erziehung der Jugend, unter ihrer Leitung die griechischen Klassiker „das geschichtliche Urteil der Schüler entwickeln, stets bürgerliche Gesinnung in sie pflegen, eine begründete ethische Denkweise ihnen vermitteln, den philosophischen Sinn in ihnen wecken und ihr Verständnis für das Schöne und ihre Freude an ihnen nähren, also den Grund zu echter Bildung in ihnen legen" (S. 12), und möge, indem das Griechische die Kämpfe siegreich der Zeit überwindet, die Hoffnung Paulsens in Erfüllung gehen: „Im Griechischen muß das von der Last der Allseitigkeit und des Lateinschreibens befreite Gymnasium des 20. Jahrhunderts seine Kraft und seine Eigentümlichkeit, seine Freude und seinen Stolz haben". Dazu helfe auch Dörwalds treffliches Buch!

Kassel. Fr. Heußner.

Carl Bruch, Die Tragödien des Sophokles. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt. Neue Ausgabe mit Einleitung und Erläuterungen von H. F. Müller. Heidelberg 1912, C. Winters Universitäts-Buchhandlung. LI u. 380 S. 8.

Um zu prüfen, wie sich die Neubearbeitung von H. F. Müller zu der altbewährten Sophoklesübersetzung von Bruch verhält, habe ich Antigone in beiden Bearbeitungen verglichen. Im allgemeinen muß ich sagen, daß sich bei Müller viele wirkliche Verbesserungen finden, ich verweise z. B. auf V. 621, 766/67, 791/92, 799, 838/42, 855/56/59. Besonders möchte ich auf die größere Frische und Lebendigkeit bei Müller aufmerksam machen, man vergleiche z. B. Bruch 963 „grauses Schrein", 983 „das grause Menschenblut", 1030 „grausig banntest" mit Müller: „heisres Schrein, das frische Menschenblut, schmachvoll banntest."

Aber auch von Müller gilt: est, ubi peccat. Sporadisch setzt er in den Chorliedern Akzente, natürlich um das Lesen zu erleichtern: wenn aber v. 360 lautet „nur vór dem Tod und vór dem Grab stéht er machtlos", so sieht man zu der Hervorhebung der Präposition vor den beiden Substantiven weder einen metrischen noch logischen Grund; übrigens ist V. 348 źähmt gedruckt, während der Akzent sonst auf dem Vokal steht. — Für Druckfehler möchte ich halten V. 114 Schilder, V. 916 Sie aus edlem Geschlecht, welchem in Goldströmen Zeus das wonnige Pfand heimlicher Glut liebend geschenkt. — V. 1166 würde ich die Stellung „vor mir noch" vorziehen, desgl. 832 „ich soll nicht leben und soll nicht sterben". — V. 193 „mit den Söhnen Ödipus" ist hart. — 790 „wandeln die letzten weg", Bruch hat „wandern", in „wandeln" liegt der Nebensinn des Behaglichen. — Ungleich behandelt ist V. 262 „von der dunklen Tat" und 762 „des dunklen Schattenreichs" neben 578 „den dunkeln Meersand"; vgl. 43 unsers Bruders Leib, 49 unsers Vaters Tod neben 187

des teuren Vaterlands. — Genauere Übersetzung wäre öfters zu wünschen z. B. 531 „du lauerst in süßen Nächten auf rosiger Mägdlein Wangen“ für *μαλακαῖς παρειαῖς νεάνιδος ἐννυχεύεις*, ließ sich Müller etwa durch Horaz IV 13 verleiten . . virentis . . Chiae pulchris excubat in genis? Vgl. auch 899/902. — V. 789 *ὁρᾶτ'* halte ich nicht für Imperativ. — Nach 1265 fehlt ein Vers (*ἐγὼ γάρ σ' ἐγὼ ἔκανον, ὤ μελεός*). — 902/3 ist dem Chorführer gegeben, 904/5 dem Kreon (Bruch mit Muff Antigone und Chorführer).

Dankenswert sind die Beigaben, zunächst S. VII—LI Einleitung: I. Ursprung und Wesen der Tragödie, II. Leben und Persönlichkeit des Sophokles, III. Die einzelnen Tragödien: 1. Aus dem homerisch-argivischen Sagenkreise (Aias, Elektra, Philoktetes), 2. Aus der Heraklessage (die Trachinierinnen), 3. Aus dem thebanischen Sagenkreise (Antigone, König Ödipus, Ödipus auf Kolonos). Die Anmerkungen sind neu durchgesehen und vermehrt, sie stehen übrigens nicht mehr wie bei Bruch unter dem Text, sondern dahinter (S. 369—377). Der kleine metrische Anhang (S. 378—380) wird manchem willkommen sein.

Die Verlagsbuchhandlung bezeichnet in dem Vorwort Müllers Übersetzung „nicht als einen, sondern den deutschen Sophokles“. Das kann ich nicht unterschreiben; aber ein recht guter Sophokles ist es auf alle Fälle.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

G. Marseille und O. F. Schmidt, Englische Grammatik. Marburg 1912, Elwert. XLVIII u. 128 S. 8. 1,75 ℳ, geb. 2 ℳ.

Dieses Buch ist auf dem Philologentag zu Frankfurt a. M. als bemerkenswerte Neuerscheinung von Prof. Förster-Leipzig empfohlen worden. In der zweckmäßigen Vergleichung mit dem Französischen und Deutschen, in der historischen Orientierung, namentlich zur Erklärung syntaktischer Erscheinungen und in der besonderen Berücksichtigung des einführenden Unterrichts liegen die Hauptvorzüge des Buches. Ein Übungsbuch soll folgen.

Schloß Bischofstein bei Lengenfeld a. Stein (Eichsfeld).
Fritz Deubner.

Friedrich der Große, Drei politische Schriften. Bismarck, Vier Reden zur äußeren Politik. Leipzig, ohne Jahr, Insel-Verlag. Zwei Bändchen. kl. 8. 76 u. 89 S. geb. je 0,50 ℳ.

Umwandlung der ‘Lernschule’ in eine ‘Arbeitsschule’ — dies bekannte Schlagwort hat in manchen Kreisen unzweifelhaft Verwirrung angerichtet, weil es zu der irrigen Ansicht verführen kann, bisher hätte es noch keine richtige Arbeitsschule gegeben und fortan käme es nicht mehr auf das Lernen an; in solcher Ansicht bestärkt dann das Zusammendrängen des Unterrichts in Kurzstunden auf

Digitized by Google

den Vormittag nicht nur in Großstädten, wo es gerechtfertigt ist, sondern auch in andern Orten, wo die Maßregel nur deshalb eingeführt wird, damit man nicht als rückständig gilt. Es haben ja allerdings einsichtige Reformer von Anfang an betont: für die höheren Lehranstalten bedeutet der Gedanke der Arbeitsschule möglichste Selbstbetätigung der Schüler und Erweckung der Arbeitsfreudigkeit. Wer sollte nicht mit voller Überzeugung und mit allen Kräften diesen — übrigens gar nicht neuen — Weg einschlagen und beständig weiter verfolgen! Dabei können nun im Geschichtsunterrichte die beiden Bändchen aus dem rühmlich bekannten Insel-Verlage treffliche Dienste leisten.

Das erste enthält folgende drei politischen Schriften Friedrichs des Großen: Fürstenspiegel (1744), Essai über die Regierungsformen und die Pflichten der Könige (1777), Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatenkörpers (1738); die Übersetzung erfolgte nach dem Text in der großen dreißigbändigen Ausgabe der Oeuvres von 1846 ff. Ein von Karl Zuchardt verfaßtes Nachwort gibt auf drei Seiten das Wichtigste über den Anlaß und die Absicht der drei Schriften sowie über ihre Entstehungszeit. S. 75 Zeile 8 von unten muß es statt 11 heißen 19; das ist das einzige, was mir in diesem Nachworte aufgefallen ist.

Die vier Reden Bismarcks fallen sämtlich in die Zeit nach 1871 und betreffen vor allem die Beziehungen zu England, Frankreich und Rußland. Am bekanntesten sind die Reden vom 19. Februar 1878 („ehrlicher Makler" nennt sich der Kanzler darin) und vom 6. Februar 1888 (mit dem stolzen Worte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt"). Die beiden andern sind am 12. Mai 1871 und am 2. März 1885 gehalten; jene bezieht sich auf die Friedensverhandlungen mit Frankreich, diese auf einen Nachtragsetat für Besoldung von Kolonialbeamten und Herstellung von Dienstgebäuden. Eine Nachbemerkung enthält kurze Angaben über die Anlässe zu den Reden. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, Fremdwörter zu erklären, namentlich lateinische (z. B. obiter S. 15 und prima facie S. 32)? Denn die Lateinlosigkeit auf höheren Lehranstalten greift ja immer weiter um sich, wovon die Hochschullehrer ein trauriges Lied zu singen wissen.

Wie kann nun die anfangs von mir betonte Selbstbetätigung der Schüler gefördert werden? Ich teile meine Erfahrungen darüber mit. Den Inhalt der einen und der andern Schrift — die zweite ist besonders geeignet — oder Rede berichtet ein Primaner vom Katheder aus etwa 10 Minuten lang (andere denken über Zeit und Ort vielleicht anders) möglichst frei, ohne daß sein Vortrag vom Lehrer unterbrochen wird. Sitzt der Schüler wieder auf seinem Platze, so frage ich zunächst im allgemeinen, ob jemand etwas aufgefallen ist; die Mitschüler, die sich während des Berichts kurze Bemerkungen aufschreiben dürfen, bringen dann mitunter einiges zur Sprache, was inhaltlich und formell — jede Stunde ist ja eine deutsche! — die ganze Klasse fördert, nament-

Digitized by Google

lich in dem Falle, wenn nicht nur der eine Vortragende, sondern auch andere, womöglich fast alle, den betreffenden Abschnitt vor der Stunde durchlesen. Erreichen läßt sich das bei so wohlfeilen Hilfsmitteln, auch wenn sie nicht amtlich eingeführt werden können, schon eher als bei einem teuren Quellenlesebuche, das zumeist nur für die Bibliothek höchstens in zwei bis drei Exemplaren angeschafft und aus Mangel an Zeit nicht viel benutzt wird. — Jenen beiden angemessen ausgestatteten Bändchen ist weite Verbreitung dringend zu wünschen.

Görlitz. E. Stutzer.

Martin Schanz, Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Zweiter Teil: Die römische Litteratur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian. Erste Hälfte: Die augustische Zeit. Dritte, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit alphabetischem Register. (Handbuch von I. von Müller VIII 2, 1). München 1911, C. H. Beck'sche Buchhandlung. Oskar Beck. 10 + 604 S. Lex. 8. 10 ℳ, in Halbfranz geb. 12 ℳ.

Im Jahre 1892 brachte der 2. Teil vom 8. Bande des 'Handbuchs' die Literatur vom J. 30 v. Chr. bis 117 n. Chr. für 8 ℳ auf 476 Seiten; davon nahm die Augusteische[1]) Zeit 235 S. ein (§. 206—356). Dieser Abschnitt des Stoffs bildete in der 2. Auflage (1899) eine selbständig ausgegebene 1. Hälfte des 2. Teils, die 372 S. enthielt und 7 ℳ kostete. Jetzt haben wir 582 Seiten Text (S. 585—604 geben das Register), und der Preis für die Darstellung dieses Abschnitts hat wieder um 3 ℳ steigen müssen. Um zu sichern, daß gerade dieser, den Gymnasiallehrer besonders angehende Teil des Riesenwerkes als wirkliches 'Handbuch' recht vielen mit seiner Belehrung, Förderung und Anregung zur Hand sein und bleiben kann, ist dringend zu wünschen, daß Umfang und Preis von der nächsten Auflage an wieder etwas abnehmen.

Möglichkeiten, zu der strafferen Art des ersten Entwurfs umzukehren, liegen vor. Ob das Monum. Ancyr., das doch wohl 'rein praktische, keine künstlerische Zwecke' verfolgt (Schanz[1] § 1), in der Literaturgeschichte, bei der es ein Ansehen der Person nicht gibt, mehr als Erwähnung verdient, darf man fragen; Sch. widmet ihm einen besonderen Paragraphen, der jetzt vier Seiten einnimmt, zweimal soviel wie in der 1. Aufl. — Die klein gedruckten Zusätze zu dem Paragraphen über den 'Einfluß des Augustus auf die Litteratur' beginnen mit dem Satze 'Leben und Regierung des K. A. zu schildern, ist Aufgabe der Geschichte', aber darauf folgen jetzt 44 Zeilen mit rein historischen Literaturangaben zum Teil ganz speziellen Inhalts; wie mir scheint, waren nur aus den allgemeinen Schriften über A. (z. B. aus Gardthausen) die auf das Thema bezüglichen bedeutsamen Stellen anzugeben und in den folgenden Absatz 'die Litteratur unter A.' ein-

---

[1]) Die Form des Beiworts ist in der 2. Auflage geändert. Für den Haupttitel empfiehlt sich die Berichtigung: Geschichte der lateinischen Literatur.

Digitized by Google

zuordnen. — Statt der Erörterung einer fremden abgelehnten Ansicht, deren Gründe auch ein so selbständiger und unparteiischer Gelehrter wie Sch. in dem hier gezogenen verhältnismäßig engen Rahmen weder erschöpfend noch in der ursprünglichen Beleuchtung und Verbindung wiederzugeben vermag, kann manchmal bloße Angabe der Ansicht und der Fundstätte nicht nur genügen, sondern sogar gerechter und, was noch wichtiger ist, für die wissenschaftliche Forschung anregender und ersprießlicher sein. Bei der Darlegung einer eigenen Ansicht, die außer polemischer Erörterung eine eingehende Argumentation erfordert, besteht in solchem Buche die Gefahr, daß der Verfasser entweder durch eine nicht ausreichend deutliche Begründung sich selbst Unrecht tut oder daß er durch ausführliche Begründung den Rahmen sprengt; zur Entlastung des 'Handbuchs' von solchem Stoff sollte auch Sch. die Zeitschriften benutzen. Was Sch. z. B. S. 169 in 7 Zeilen über Hor. c. IV 8 vorträgt, ist weder dazu geeignet, einen in die Probleme Eingeweihten zu überzeugen, noch dazu genügend, einen nicht Eingeweihten darüber zu orientieren; denn dieser könnte glauben, daß die von Sch. angeführten Argumente neu wären, während sie längst und entschieden bestritten werden. — Von dem, was der in der 1. Aufl. (die zweite kenne ich nur aus Rezensionen) noch nicht enthaltene § 320ª auf drei Bogen dieses großen Formates (S. 369—416) unter der Aufschrift 'Rückblick auf die Poesie der augustischen Zeit' darbietet, gehört, da man als 'Rückblick' einen überschauenden und zusammenfassenden Abschluß erwartet und nicht eine ergänzende oder vertiefende Repetition, ein Teil in den einleitenden, Prosa und Poesie umfassenden § 206 'Litterarische Strömung der augustischen Zeit'; ein andrer Teil gehört in den einleitenden § 269 über 'die Liebeselegie'; ein anderer Teil trägt Einzelheiten (gelegentlich auch eine berichtigende Abweichung) nach, die man bei den vorhergehenden Paragraphen über die einzelnen Dichter erwarten dürfte, so daß man, um Belehrung über eine Frage zu finden, sich ja nicht mit den Paragraphen begnügen darf, die das Inhaltsverzeichnis angibt, sondern außerdem unbedingt im Register nachschlagen muß; ein Teil von dem, was jener Paragraph sagt, ist Wiederholung des in den vorhergehenden Paragraphen Gesagten, zum Teil mit denselben Worten. — Auch in den Literaturnachweisen, die durch umsichtige und unparteiische Auswahl ein zweckmäßiges und zuverlässiges Hilfsmittel bilden, läßt sich doch wohl einzelnes als veraltet oder unbedeutend streichen, z. B. S. 224 die Schrift von Spohn 'de Tibulli vita et carminibus' und S. 259 die von Bonafous 'de Properti amoribus et poesi' (vgl. Wochenschr. für kl. Phil. 1895 Sp. 1093). Der 13 Zeilen von S. 143 einnehmende Einfall von Némethy, in Vergils Catal. stecke eine 17. Epode des Horaz, ist längst abgetan (s. meinen Vergilbericht 1910 S. 209) und durfte füglich der verdienten Vergessenheit anheimfallen. Ziemlich viel Raum ließe sich ersparen durch Abkürzung der Titel von Zeitschriften, die der Herausgeber für alle Bände seines 'Handbuchs' gleichmäßig festsetzen sollte, etwa nach dem Muster von Otto Gruppes Gr. Mythologie. Muß, wo jeder Jahrgang außer dem

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis vorn auch ein Register hinten hat, auch die Seite immer angegeben werden? Muß außer der Jahreszahl auch die Zahl des Bandes genannt werden? Die Literatur zur Erläuterung der Oden des Horaz (S. 150—152: zu c. I—III, S. 169: zu c. IV, S. 172: zu c. I—IV; die drei Abschnitte würden übrigens besser an der letzten Stelle, in § 261, vereint) füllt im ganzen, schlecht gerechnet, drei Seiten bei kleinem und engem Druck: sollte nicht gerade bei Autoren, über die wir so vollständige, regelmäßige und anerkannte Jahresberichte haben und erhalten wie über Horaz und Livius, für einen erheblichen Teil dieser Angaben, besonders auch für die weniger wichtigen Adhandlungen, die von Nachfolgern angeführt und benutzt sind, ein allgemeiner Hinweis auf die Jahresberichte genügen können, die doch kein Forscher außer acht lassen darf?

Auf den Vergilabschnitt (S. 32—133) bin ich im JB. 1912 S. 299 ff. eingegangen. Hier begnüge ich mich, von dem, was ich im übrigen bei Durchsicht von Schanz' Darstellung der Poesie dieser Zeit (die Prosa nimmt nur S. 416—582 ein) bemerkt habe, Einzelnes zur Erwägung zu stellen. S. 137 wird die richtige Bezeichnung für das Gut des Horaz gelehrt, aber S. 19 und 390 wird 'Sabinum' gebraucht. S. 138 ist bei sat. I 9 nicht beachtet, daß auch hier eine falsche Vorstellung von Maecenas und seinem Kreise berichtigt wird. Was über sat. I 1 ebenda in der Anmerkung behauptet wird, es sei 'dem Dichter nicht gelungen, eine völlige Einheit der Gedanken herzustellen', ist bedenklich; und die folgenden Bemerkungen genügen schon darum nicht dazu, diesen Tadel zu rechtfertigen, weil 'avarus' sich mit unserem 'habsüchtig' nicht deckt. Das Problem der Satire ist für eine solche angehängte Bemerkung zu schwer und zu weitläufig, weil es auch mit textkritischen Fragen zusammenhängt. Es paßt auch nicht in diese Recension; aber ich möchte doch gelegentlich bekennen: wenn ich mich als schlichter Leser, ohne Erinnerung an popularphilosophische τόποι (die ja der junge Horaz im Unterrichte seiner Zeit immerhin in sich aufgenommen haben mag), diesem sermo zu folgen bemühe, habe ich nicht den Eindruck, einen ersten Versuch seiner Art vor mir zu haben, sondern ich glaube, daß Horaz hiermit ein Musterstück der Gattung zur Einleitung des vor der Veröffentlichung stehenden Buches schaffen wollte; allerdings hat er — nach meinem Empfinden — eben in diesem Streben es nicht genügend vermieden, der Manier zu verfallen. — Die Annahme, daß sat. II nicht für sich, sondern mit einer zweiten Ausgabe von sat. I zusammen publiziert sein dürfte, ist durch Abweisung der Gründe L. Müllers (S. 139) noch nicht erledigt (vgl. des Unterz. Studien über die Liederbücher des H. S. 131). — Wenn es S. 141 von der 2. und 16. Epode heißt, beide seien 'Idyllen', allein in der einen sei durch den Schluß, in der anderen durch den Eingang 'der jambische Charakter einigermaßen gewahrt', so ist damit das Leitmotiv des konzipierenden Dichters zur Nebensache gestempelt. Daß die S. 142 so bestimmt gegebene Datierung der 16. Epode nichts weniger als unbestritten ist (vgl. JB. des

Digitized by Google

Phil. Vereins 1909 S. 136 f.), hätte zur Orientierung des studierenden Benutzers wenigstens angedeutet werden sollen. S. 151 hätte ich zu c. I 20 gern S. 150 ff. meiner 'Studien' auch citiert gesehen. Gegen meinen Versuch ('Studien' S. 10), die Entstehung von c. IV 8 zu erklären 'durch die Annahme, daß Horaz die Ode nicht in poietischem Impulse als Gelegenheitsgedicht für Censorinus geschaffen, sondern ... eben für diese Stelle des Buches mühsam komponiert hat' richtet sich Sch. S. 169 mit der Bemerkung: 'man darf doch nicht annehmen, daß er Gedichte geschrieben hat, um eine Pentade zu erhalten.' Warum darf man nicht, in diesem, dem vierten Buche? Schanz sagt S. 395 von Prop. IV 7: 'diese Elegie wurde wahrscheinlich als Pendant zu der folgenden (4,8) gedichtet'. Ich sehe — mutatis mutandis — keinen wesentlichen Unterschied in diesen Versuchen, die Konzeption zu motivieren, und meine, was an jener Stelle recht ist, sollte an dieser billig sein. S. 173 ist der Ausdruck, in c. IV 8 sei die Interpolation 'zweifellos' (S. 174: 'nicht zweifelhaft') nicht viel anders als irreführend (vgl. auch 'Studien' S. 146 f. und 180 ff.). Sch. nimmt nach meinem Urteil die Widerlegung der Gegner der lex Meineke, unter denen Keller und Häußner nicht einmal genannt werden (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1909, Sp. 1036), viel zu leicht. S. 177 (oder in § 213 'der Kreis des Maecenas') könnte für die interessante Frage nach dem Verhältnisse zwischen Horaz und Properz hingewiesen werden auf das, was Schanz S. 243 und 260 (vgl. auch S. 376) angibt und anführt (vgl. auch Wochenschr. f. kl. Phil. 1896 Sp. 831). — In der 1. Anm. S. 232, oder S. 235 unter der Literatur zu Lygdamus, hätte vielleicht auch auf Wochenschr. f. kl. Phil. 1898 Sp. 350 ff. hingewiesen werden können. Meine Hypothese über die Entstehung des Panegyricus Tib. IV 1 nennt Schanz S. 236 kurzweg 'haltlos'; von den Schwierigkeiten, die ich durch sie zu erklären mich bemüht habe, hat er nur eine angegeben (und nicht erklärt). Wenn er, was ich wohl begreife, nicht alle meine Anhaltspunkte bezeichnen mochte, war es, wie mir scheint, richtiger, gar keinen anzugeben und dem Leser anheimzugeben, ob er an der angeführten Stelle die volle Beweisführung im Zusammenhang einzusehen noch bei so vernichtendem Urteil für der Mühe wert erachtet oder nicht. S. 239 erörtert Schanz die Frage, ob Tib. IV 7 zu 2—6 oder zu 8—12 gehört; gegen das Argument, daß IV 7, wenn es zu den Sulpicialiedern gehörte, nach dem 12. stehen müßte, da es dieses zur Voraussetzung habe, sagt er: 'daß dieser Schluß hinfällig ist, geht daraus hervor, daß der Elegienkranz des Nachdichters den Sulpicialiedern vorausgeschickt ist, obwohl dieselben auch hier die Voraussetzung bilden'. Ich weiß nicht, wer dem in der Tat entscheidenden Argument, das die überlieferte Stelle von IV 7 bildet, die Fassung gegeben hat, gegen die Sch. mit dem Worte 'Voraussetzung' einen blendenden Streich führt; aber ich vermute doch, daß der Betreffende diesen Ausdruck zur Bezeichnung des Verhältnisses von IV 7 zu 12 nicht in dem Sinne gemeint hat, in dem ihn Sch. verwendet, sondern in dem Sinne, daß dem Gedicht IV 7, wenn es zu 8—12

Digitized by Google

gehören soll, wegen seiner inhaltlichen Situation die Stelle hinter 12 gebührt: das eine Mal handelt es sich um inhaltliche Voraussetzung und Motivierung des Geschehnisses, das andere Mal um literarische Voraussetzung und Vorlage des Gedichtes! Wer nicht behauptet hat, daß der Sammler IV 7, wenn es zu 8—12 gehören sollte, wegen des Datums der Abfassung hätte hinter 12 stellen müssen, kann offenbar nicht durch den Hinweis auf die Tatsache widerlegt werden, daß der Sammler die zweite und dritte der vier im IV. Buch vereinigten Gruppen nicht nach der Chronologie der Abfassung angeordnet hat. Das sachlich innerhalb einer von 7—12 gebildeten Gruppe 7 hinter 12 gehören würde, scheint auch Sch. zu empfinden; ich schließe das aus dem 'auch' der oben angeführten Stelle und aus seinen weiteren Worten. Er fährt nämlich fort: 'Für die Anordnung der lyrischen Gedichte kommen chronologische Gesichtspunkte nicht in Betracht; der Elegienkranz des Nachdichters wurde an die Spitze gesetzt, weil durch den selben Sulpicia dem Leser in prächtiger Weise vorgeführt wurde; das Jubelgedicht 7 leitete als *τηλαυγὲς πρόσωπον* die Sulpicialieder ein'. Der erste Teil dieses Satzes behauptet mit seiner stricten Negation offenbar zu viel und beweist darum nichts; was den zweiten Teil betrifft, so gestehe ich, nicht daran glauben zu können, daß der Sammler und Herausgeber dieses literarischen Nachlasses von dem Motiv geleitet wurde, Sulpicia in prächtiger Weise vorzuführen, und ich verharre für die äußere Anordnung der Gruppen des Buches bei der äußerlichen Erklärung, die ich schon in meinen Prolegomena vorgeschlagen habe. Endlich das Schlagwort *τηλαυγὲς πρόσωπον* (das der am wenigsten als Argument gebrauchen sollte, nach dessen Ansicht 'chronologische Gesichtspunkte' überhaupt nicht in Betracht kommen können) ist nur da am Platze, wo es gilt, zu erklären, daß ein Dichter bei der Ordnung der Gedichte zur Herausgabe im Buche das chronologisch letzte oder doch ein späteres Stück der Sammlung an die vorderste Stelle gesetzt hat; dabei ist selbstverständlich erforderlich und tatsächlich überall erfüllt, daß dieses Stück mit Rücksicht auf die beabsichtigte Stelle konzipiert oder durch Inhalt und Situation für die einleitende Stelle geeignet sein muß. Das ist hier nicht der Fall; das angebliche *πρόσωπον* hebt mit *tandem* an, und h i n t e r seinem 'venit amor' würden die Stücke 10 und 12 Sinn und Bedeutung in kläglicher Weise verlieren. Ich habe in meinem A. T. S. 16 die Streitfrage so formuliert: wer annimmt, daß der Sammler IV 7 in Beziehung zu 8—12 gedacht hat, muß die Frage beantworten, warum wir es tatsächlich nicht hinter diesen, sondern hinter 2—6 überliefert vorfinden. Ich glaube feststellen zu dürfen, daß auch Sch. eine annehmbare Antwort nicht gegeben hat, und verweise zum Abschluß auf meine (von Sch. nicht angeführten) Bemerkungen in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1906 Sp. 1152.[1]) Endlich

[1]) Die von F. Leo in den Gött. Gel. Anz. 1898 S. 47 verteidigte Ansicht, daß IV 7 zu den vorhergehenden Gedichten als Abschluß gehört, vertritt jetzt auch R. Reitzenstein in der schönen und lehrreichen Abhandlung 'Zur Sprache der lateinischen Erotik' S. 32 (Heidelberg 1912).

Digitized by Google

sei bei Tibull noch ein kleiner Nachtrag gestattet zu den Abhandlungen, die Sch. S. 242 über die Handschriften angibt. Über den Vatic. werden berichtigende oder ergänzende Angaben gemacht in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1906 Sp. 1146 und 1909 Sp. 1173, über den Ambr. ebenda 1909 Sp. 1173. 1175. — An Lachmanns gewaltsamer Zerlegung von Prop. II hält Schanz S. 246 noch immer fest; ich glaube, wenn man die Worte 'tres libelli' in ihrem Zusammenhange unbefangen betrachtet, erklären sie sich, ohne daß man eine Hypothese durch eine daraufgetürmte zu stützen braucht (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1896 Sp. 828 ff. und 1909 Sp. 1368; auch S. 352 meines A. T.). Bei der Frage, ob auch Prop. II sich nur mit der Cynthialiebe befaßt, ist vielleicht ein Hinweis[1]) auf Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1069 nicht ganz ohne Nutzen (S. 253); auch S. 254, wo Sch. gesonderte Herausgabe der drei ersten Bücher des Properz annimmt, wäre ein Hinweis auf die Vertreter einer Gesamtausgabe von I—III doch wünschenswert. — S. 275 scheint mir zur Kennzeichnung von Némethys Ausgabe der Amores Ovids, deren Titel (und Inhalt) nicht genau angegeben wird, Hinweis auf eine Rezension nötig zu sein (Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1059). S. 322 spricht Sch. von 'berechtigtem Dichterstolz' des Ovid im Epilog der Metamorphosen: nach S. 401 tritt das Gefühl des Nachruhms ebenda 'in fast aufdringlicher Weise' hervor. — S. 379 Anm. 8 fehlt unter den 'recusationes' (s. H. Lucas in der Festschrift für J. Vahlen) Hor. c. I 6; S. 381 hat die Anmerkung, die zur folgenden Seite gehört, den Hinweis auf Prop. II 34 verdrängt. S. 391 ist die Rede von dem Familienleben der Naturvölker, 'in dem die mit reicher Mitgift ausgestattete Frau nicht den Mann beherrscht'; das klingt, als ob Horaz dort, wo 'dos est magna parentium virtus', eine 'dotata uxor' der römischen Art annähme: die Negation trifft mit dem ganzen Satze auch das *dotata*, das als causales Praedicativum zu *regit* gehört. S. 393 sollte für Cassius Parmensis, der in der Anm. nachgetragen wird, lieber auf § 267 S. 198 zurückgewiesen werden als auf § 282 (vgl. über ihn auch S. 397 f. meines A. T.). S. 416 steht 'mit Recht hat H. erkannt' statt 'richtig.'

Auf die letzte Elegie des Properz kommt Sch. im 'Rückblick' auf S. 395 (in 20 Zeilen) zurück. In dem Abschnitt über Properz S. 256 (10 Zeilen) hat er dieselbe als 'Trauerlied auf die Cornelia' bezeichnet und gesagt: 'sie spricht selbst aus dem Grabe und bittet den Gatten, vom Jammern abzulassen, da der Tod ja unerbittlich sei. Der beste Trost, den sie spenden kann, ist ihr schuldloses Leben, das ihr ein Recht auf ein gutes Los in der Unterwelt gibt; ruhig kann sie daher ihre letzten Mahnungen an die Hinterbliebenen richten'. Darnach wäre die Elegie wohl eher ein Trostgedicht für den Gatten zu nennen. Die zweite Erörterung desselben Gedichtes, nach der es 'als Trostgedicht komponiert' ist, scheint mir auch nicht geeignet, dem Leser eine klare Vorstellung vom Ursprung und Wesen dieses Kunstwerks zu geben. Wir lesen (ich führe so viel an, um gelegentlich das Verhältnis der Ab-

[1]) Vergl. jetzt auch Reitzenstein a. a. O. S. 3. 15. 33.

Digitized by Google

schnitte des vorliegenden Buches zueinander vor Augen zu führen): 'Cornelia selbst erscheint ihrem Gatten Paulus und sucht ihn von seinem Schmerz abzubringen; von der Unterwelt gebe es nun einmal keine Rückkehr. Der Dichter sieht aber nicht in dem Trost die Hauptsache seines Gedichts, sondern in der Schilderung des ungeheueren Verlustes, der Paulus' Haus durch den Hingang der Gattin und Mutter getroffen hat; es soll die edle und treubesorgte Cornelia geschildert werden. Um diese Aufgabe der C. selbst zuzuweisen, fingiert der Dichter, sie stehe vor dem Richterstuhl des Aeacus und lege Rechenschaft über ihr Leben ab. Sie kann für sich geltend machen, daß sie ... sei. Properz will nun aber auch das zarte Verhältnis der Dahingeschiedenen zu ihrer Familie dartun, er fällt daher aus der Rolle und läßt Cornelia vergessen, daß sie vor Aeacus steht. Nachdem sie in äußerst zarter Weise ihre Fürsorge für die Familie dargetan .... hat, kehrt sie wieder zur Situation zurück und meint, daß ihr durch ihre Tugend ein glückliches Geschick beschieden sei.'

Mir scheint, hier geschieht dem Dichter Unrecht; ich glaube auch nicht, daß, wie es in einem Properzkommentar heißt, solche 'Unklarheit' hier 'Absicht des Dichters gewesen sein muß'. Da es sich um die (nach Schanz S. 256 'etwas übertreibend') sogenannte Königin der Elegien handelt, ist der geneigte Leser vielleicht so freundlich, den Text vorzunehmen (am besten den Vahlens) und ohne Rücksicht auf die ihm bekannten Abhandlungen über Komposition und Situation das Werk des Dichters, wie es sich darbietet, unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Ich empfinde als Grundstimmung, von der des Dichters Mund übergeht, weder die Trauer über den Tod noch die Teilnahme mit den Hinterbliebenen, weder die Absicht der Klage noch die des Trostes noch die einer würdigenden Schilderung. Das ursprüngliche Motiv der dichterischen Konzeption sehe ich in dem energischen Gefühl der Bewunderung für die hohe und herrliche Persönlichkeit, in dem Versinken des Gemüts in die Erinnerung an das edle und harmonische Leben der hohen Frau und an ihren schönen und seligen Tod. Sie steht so lebendig vor dem Auge des Dichters; in Haltung und Rede offenbart sich ihr Wesen. Im Reiche der Prosa erbaut uns eine Rede über den Toten; in die Welt der Dichtung erhoben, sehen und hören wir die Tote selbst. Properz läßt, wie in seinem Epigramm I 21 den toten Gallus, den Schatten (V. 18) der Cornelia sprechen; die Seelen bleiben ja nach frommem Glauben im Verkehr mit der Oberwelt (V.84: ubi secreto nostra ad simulacra loqueris, ut responsurae singula verba iace). Cornelia ist hinter der 'ianua nigra' im Bereiche der 'infernae leges', sie hat dem Fährmann ihren Obolus gegeben (V. 2—8); sie steht am Ufer des unterweltlichen Gewässers (V. 15 f. 6). Im Begriff, den Nachen zu besteigen (erst V. 70, unmittelbar vor ihren, dadurch motivierten Abschiedsworten V. 73 ff., heißt es 'cymba solvitur'; erst am Schluß V. 102 ist sie auf der Fahrt: 'ossa vehantur'), fühlt sie sich gehemmt, als würde sie zurückgerufen, und weiß, was es ist, das sie bedrückt: nachdem unter Trauerklängen die Leiche eingeäschert und die teuren Reste,

Digitized by Google

in feierlichem Zuge (exsequiae: V. 98; vgl. V. 71 'triumphus') vom Gatten, den Bildern der hohen Ahnen und den Söhnen geleitet (V. 9—12), im Familiengrabe beigesetzt sind (V. 1. 14), verweilt Paullus weinend noch immer, als wollte er (V. 2 'panditur') ihr nach eindringen durch die dunkle Pforte und den unerbittlichen Fürsten durch die Kraft der Rede rühren, oder als könnte die Dahingegangene (V. 8 'obserat') wieder aus dem Grabe hervorgehen (V. 2—8). Aber das ist ja versagt. Was weilt er noch? Alle 'iusta' sind ja getan: *ἔργῳ μὲν ἡμῖν ἥδε ἔχει τὰ προσήκοντα αὐτῇ, ὧν τυχοῦσα πορεύεται τὴν εἱμαρμένην πορείαν, προπεμφθεῖσα κοινῇ μὲν ὑπὸ τῆς πόλεως* (vgl. V. 57 'urbis querellis' und V. 72 'libera fama': libera = nicht mehr gebunden durch Rücksicht auf erwiesene oder erhoffte Gunst), *ἰδίᾳ δὲ ὑπὸ τῶν οἰκείων* (vgl. V. 11 f. 57—60. 70. 98 f), *λόγῳ δὲ δὴ τὸν λειπόμενον κόσμον ἀποδοῦναι χρή· δεῖ δὴ τοιούτου τινὸς λόγου.* Soll diese Matrone ohne solemnis laudatio bleiben? Da tritt der Dichter ein und schafft sie ihr für alle Zeit, in seiner Weise: nicht in der Form der laudatio durch einen anderen noch auch in der einer eigenen defensio. Denn Cornelia bleibt in der Situation, die Properz so klar und bestimmt am Eingang des Gedichtes exponiert. Er läßt sie n i c h t vor den Richterstuhl des Aeacus treten: diese Annahme wird schon durch den Wortlaut V. 19 's i q u i s iudex sedet Aeacus' ausgeschlossen; wie der unantastbare Konjunctiv *adsideant* V. 21 beweist und die Form *loquar* (die ich für den Conj. halte) V. 27 bestätigt (so daß das formelhafte 'si fallo' nicht dagegen aufkommen kann), steht und spricht Cornelia jetzt nicht vor den Richtern der Unterwelt. In der angeblichen Rechenschaft apostrophiert sie Roma und Africa, Perseus und seinen Besieger, Claudia und Aemilia, aber nirgends den Gerichtshof. Genau so wie bisher (V. 1. 5 f.), redet sie zu Paulus V. 35; und genau wie zu ihm, zu ihrer Mutter und zu ihren Kindern (V. 55. 63. 67); genau so spricht sie des weiteren zu dem Gatten (V. 73—84) und zu den Kindern (V. 85—96); offenbar betrachtet sie alle diese als gleicher Weise und am selben Orte anwesend und ihre Worte vernehmend. Und wie sie die Tränen des Gatten wahrnimmt, deren Übermaß ihre Ruhe zu stören droht (V. 1), so sind ihr wahrnehmbar die Tränen der Mutter, die Klagen der ganzen Bürgerschaft und die Schmerzesäußerungen ihres Oberhauptes (V. 57—60). Alle hier am Grabe versammelten Leidtragenden, der engere und der weitere Kreis, sind ihre Leumundszeugen durch die Trauer um den Verlust (laudor — term. techn., vgl. Rothstein — lacrimis querellisque, defensa et gemitu ossa mea); Leumundszeugen in demselben Sinne sind ihr auch die Volksmengen, die als Zuschauer am Leichenzuge teilnehmen (V. 71 f. 'laudat libera fama'). Das also ist der Kreis, in dem unser Dichter Cornelia von Anfang an und jedenfalls bis V. 96 mit Gedanken und Worten weilen und wirken läßt, während sie vor dem Nachen steht und ihn besteigt (V. 70); nirgends wird ein Abbruch dieser Vorstellung bezeichnet. Wie aber bringt es der Dichter dahin, daß Cornelia selbst vor diesem Forum, vor Wissenden größtenteils, vor Schmerzerfüllten, alles das aussagen kann, was den Inhalt von V. 29

Digitized by Google

bis 72 bildet? Wir erhalten da in gedrängten, doch bezeichnenden Zügen eine Geschichte der edlen Frau. Die Einteilung 'schönes Leben — schöner Tod' und die Untereinteilung 'Vorfahren und Elternhaus — eignes Leben' sind durch den Anlaß für jede Grabesrede von selbst gegeben. Und doch ist nichts schematisch. Jeder Satz, jeder Ausdruck ist feinsinnig gewählt für dieses Publikum von viri vere Romani und matronae Romanae und andererseits seelenkundig der Frau nachempfunden und wie herauswachsend aus dem Wesen eines Weibes, aus der Art einer römischen Matrone. Für sie reicht der erste Abschnitt der Lebensgeschichte (V. 29—44) bis zu den 'facibus maritis', der zweite umfaßt das Leben 'inter utramque facem' (V. 45—56). Der dritte Teil dieses Haupt- und Mittelstücks (V. 57—72: umrahmt durch die Worte *laudor* und *laudat*, wie der zweite durch *mutata* und *mutatum* und ähnlich der erste durch *tropaea* und *exuviis*) zeigt die Freude der Frau über die trotz des frühen Todes (den die vorhergehenden Klagen andeuten) wohlverdienten vestis honores, darinnen ihre Leiche ausgestellt worden war; auf die Worte an die Söhne (die der Mutter Herzenskinder sind wie die Töchter des Vaters) folgt zunächst, zugleich als Wegweiser für jene, die Erinnerung an die Ehre, die der eigenen Sippe der Frau durch den Bruder, den avunculus der Söhne, zu teil geworden ist (von Umstellung oder gar Streichung des Distichons 65 f. darf keine Rede sein). So besteht dieses Mittelstück des Ganzen aus (8 + 6) + 8 Distichen; und damit man das nicht für ein Spiel des Zufalls erkläre, sei gleich bemerkt, daß der folgende Teil des Ganzen, die adhortatio (vgl. die mandata IV 7, 71) an Gatten und Kinder (V. 73—84. 85—96; die folgenden Verse, auf die wir noch kommen, stehen jedenfalls für sich), aus (3 + 3) + (3 + 3) Distichen besteht, daß ferner der vorhergehende Teil (V. 1—14. 15—28) aus 7 + 7 Distichen besteht: im ganzen eben die, gebundene und doch nicht unfreie, Kompositionsart, auf die ich bei den augusteischen Dichtern schon vielfach hingewiesen habe und so auch bei Properz (IV 6: S. 334 meines A. T.). Doch dies nebenher; zurück zur Hauptsache: wir müssen noch erforschen, wie das so verstandene Mittelstück mit dem ersten Hauptteil zusammenhängt, wie es aus dessen zweitem Unterteil herauswächst. Was in dem Hauptteil steht, sind gewiß alles Gedanken, die den Leidtragenden durch die Seele ziehen, deren Aussprache sie erheben und trösten muß; wie aber kommen diese in den Mund der Cornelia? Sie hat damit begonnen, Einhalt zu gebieten der fassungslosen Trauer über den nach der Auffassung des Paullus zu frühen Tod (vgl. V. 95), den die Parcen über sie, die Gattin eines Paullus, die Tochter hoher Ahnen, die Mutter edler Söhne (in V. 11 f. werden die Grundtöne des Hauptteils im voraus angeschlagen), in Ungnaden verhängt haben. Solche Trauer ist ergebnislos für ihn (vgl. Rothstein zu *sic* V. 9), und sie ist unangemessen im Hinblick auf sie selbst: immatura licet, tamen huc non noxia veni (vgl. Rothstein zu V. 15). So darf sie von dem gerechten Gott der Unterwelt ein gnädiges Los erbitten und erwarten; und wenn es hier unten ein förmliches Gerichtsverfahren gibt, darf sie es stolz herausfordern und erwarten, daß

die Verhandlung über sie stattfindet unter den feierlichsten Veranstaltungen: die Scene, die der Elegiker mit den herkömmlichen Bildern ausstaffiert, bleibt eventuell und hat noch keine actuelle Bedeutung. Dann, vor diesem eventuell gebildeten Forum, will sie seiner Zeit sprechen; sie selbst: eines Fürsprechers bedarf sie nicht im Bewußtsein ihres tugendreichen Lebens auf Erden, in dem sie allen Pflichten und Anforderungen ihrer hohen Geburt und hohen Stellung gerecht geworden ist. Dessen wird sie sich in vollem Umfange (vgl. V. 11 f.) bewußt durch die Anregung, die der Gedanke an ein etwa vorhandenes Totengericht bietet; und den ganzen Inhalt dieses stolzen Selbstbewußtseins bringt die hochadlige Römerin — zur Begründung des *ipsa* und des *non noxia*, das die Klagen des Gatten einschränken sollte — jetzt hier zum Ausdruck, vor einem gleichgestellten und gleichgesinnten, verständnisvollen consessus, vor den Augenzeugen und Gefährten ihres Lebensganges auf Erden. Hier bedarf es in Wahrheit für sie keiner streitigen Verhandlung über Für und Wider; andererseits müßte sie ja nicht römisches Blut in den Adern haben, wenn sie nicht das Ganze als actio, ihre Äußerung — die ja tatsächlich für eine laudatio eintritt — nicht als oratio betrachten und behandeln sollte. Aber auch nach der Darlegung ihrer causa unter Aufruf von testes braucht sie hier nicht demütig abzuwarten, was wohl die mythischen iudices Graeculi zu solchem Lebensideal sagen werden (vgl. V. 48); das Urteil ist ja schon gesprochen durch die libera fama des populus Romanus mit seinem princeps, und sie braucht sich zum Schluß nur darauf zu berufen. 'Roma locuta, causa finita' gilt hier; es bedarf keines Wortes mehr, daß die inventio des ritterlichen (Rothstein S. VII) und nationalen (IV 1. 2. 4. 6. 9. 10) Dichters seiner Heldin einzig würdig ist. So folgen als natürlicher Abgesang (sie wird ja nach diesem Leben noch weiter wirken: cura spirat V. 74) die letzten mandata der Gattin und Mutter; und damit: peroratum est. Doch nein! Ehe dies Wort über die Lippen der Römerin kommt, ἐντροπαλίζεται; noch ein allerletzter Blick der Mutter: das Glück ihres Lebens ist gekrönt dadurch, daß sie kein Kind durch den Tod verloren hat, daß eine Schar hoffnungsvoller Sprößlinge an ihrem Grabe steht (vgl. Rothstein zu V. 97). Καὶ ὑμεῖς μὲν νῦν ὀλοφυράμενοι ἄπιτε (es ist schwer begreiflich, daß man die 'f l e n t e s testes' in dem 'intento foro' V. 22 oder in den V. 37 ff. citierten und apostrophierten Schatten der Vorfahren gesucht hat statt in V. 57 ff.), während das Grabgewölbe geschlossen wird und ich eintrete in das unterirdische Leben, in dem ich nun ungestört ausruhe und durch Totenfeier und Grabesehren den gerechten Dank empfange. Überirdischer Lohn steht mir zu; so habe ich es mir wohl verdient (durch mich: *merendo*, nicht *iudicum quorundam sententiis;* die potentiale Form *sim* ruft als Litotes den Hörer auf, seinerseits 'sum' als sicher zu vernehmen), daß der jetzt abstoßende Nachen mich (nam gemina est sedes turpem sortita per amnem turbaque diversa remigat omnis aqua: IV 7, 55 ff.) hinträgt zu den Gefilden hoher Ahnen. Mit dem schrillen Ton vom unerbittlichen Tod hat die Symphonie eingesetzt; als letzter Akkord aber braust 'bene habet' (vgl. 'mihi cymba

volenti solvitur' V. 69), und er wird nachklingen. An solchem Grabe verstummt die Klage des Herzens; der Geist erhebt sich zum Danke für das, was der Tote genossen und getan hat und wirken wird durch die Erben seines unsterblichen Wesens. — Darf ich wohl den geduldigen Leser bitten, sie mit mir nun noch einmal von Anfang bis Ende im Zusammenhang zu lesen, die wirkliche Königin der Elegien?

Aus dem 'Rückblick auf die Poesie der augustischen Zeit' § 320a, der mir mehr ein selbständiges, aus dem Vollen frei schöpfendes Colleg als ein Rückblick auf die im Buche vorhergehenden Abschnitte zu sein scheint, möchte ich noch mancherlei Einzelheiten herausgreifen und zur Diskussion stellen. Aber es würde zu weit führen; darum beschränke ich mich auf zwei Bemerkungen. Der Abschnitt enthält (S. 374—8) eine höchst beachtenswerte Erörterung über die literarischen Beziehungen der Dichter untereinander: 'selbstverständlich befruchten sich auch die Autoren gegenseitig in bezug auf den Inhalt und die Form der Darstellung' (S. 377). Das ist ein erheblicher, für Verständnis und Würdigung der Werke reichen Ertrag versprechender Fortschritt gegen das noch vor 10 Jahren tonangebende Dogma. Ich entsinne mich aus persönlichem Erlebnis (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1898 Sp. 222) noch besonders gut der Zeit, wo man sich als ein Ketzer oder Dilettant betrachten mußte, wenn man glaubte, daß bei Berührungen zwischen zwei zur selben Zeit am selben Ort demselben literarischen Kreise angehörenden Dichtern noch eine andere Erklärung möglich und schulgerecht sein könne als die durch beiderseitig selbständige Benutzung eines griechischen Originals, das vielfach eben aus jener Berührung erst durch Hypothese zu konstruieren war.[1]) — Auf S. 378—416 behandelt Schanz im 'Rückblick' die einzelnen Dichtungsgattungen der Reihe nach: 1. die epische Poesie; 2. das Lehrgedicht; 3. die Satire; 4. die romantische und idyllische Poesie; 5. die Elegie; 6. das Epigramm; 7. der poetische Brief; 8. die jambische und lyrische Poesie; 9. die dramatische Poesie. Man kann sich wohl schon nach dieser Übersicht vorstellen, wie vielfach Sachliches und Persönliches aus der einen Rubrik in eine oder mehrere andere übergreifen muß. Es ist wirklich nötig, sich von der Fächerei unserer literaturgeschichtlichen Registraturmethode zu emanzipieren, wenn man das literarische Strömen einer lebensvollen Periode lebendig überschauen und als geistiges Leben darstellen will. Möchte Schanz sich entschließen, in diesem Sinne den Abschnitt umzuarbeiten für die nächste Auflage; der folgenden zu dienen, nicht die vorliegende zu meistern, ist ja der Zweck aller unserer Bemerkungen.

Zehlendorf (Berlin). Heinz Belling.

---

[1]) Vergl. F. Jacoby im Rhein. Mus. 1909 S. 617[2]. 626[1]; 1910 S. 38[2]. 85[1] (in dem Aufsatz über 'Tibulls erste Elegie').

Digitized by Google

Sörgel, Bilder und Betrachtungen aus allerlei Zeiten. 55 Übungsstücke zur Wiederholung der lateinischen Syntax für Schüler der mittleren Gymnasialklassen. Berlin-Stuttgart-Leipzig 1912, Kohlhammer. XII u. 79 S. 8. 1,50 ℳ. — Übersetzung 39 S. 0,80 ℳ.

Die Übungsstücke, die sämtlich aus dem Unterricht hervor gegangen sind, sollen 'reparaturbedürftigen Lateinern' eine Wiederholung des grammatisch-stilistischen Pensums der U II und O II ermöglichen. Sie behandeln die Tempus- und Moduslehre, den Ersatz deutscher Substantiva durch Sätze, den Periodenbau und den Gebrauch der Substantiva, Adjektiva und Pronomina in kleinen Stücken, die von leichteren Aufgaben zu schwierigeren aufsteigen, unter stetem Hinweis auf den phraseologischen Anhang und die lateinische Grammatik von Landgraf; leider nur auf diese, so daß für Norddeutschland, wo andere Grammatiken im Gebrauch sind, das Buch nur schwer verwendbar ist. Der Schüler kann diese Wiederholungen ohne Nach hilfestunden selbst anstellen, da die in einem besonderen Hefte erschienene Übersetzung der Aufgaben ihm die Möglichkeit bietet, die gemachten Fehler zu verbessern. An solchen Übungsbüchern fehlt es bekanntlich; bisher war man fast ausschließlich auf das Buch von Knauth angewiesen, das ziemlich hohe Anforderungen stellt. Das Latein der Übersetzung ist freilich nicht immer einwandfrei und bisweilen etwas holperig; vgl. z. B. im 2. Stück das in drei Zeilen vier Mal wiederholte iam, St. 22 mirus visus obiectus est obsidentibus; St. 26 stat orbis terrarum, St. 40 enim an vierter Stelle, St. 41 imperatorem adipisci, bello gerendo copiis Germanicis, St. 49 horrida erunt, quae consequentur, St. 54 gravi plaga perculsus u. a. Auch im phraseologischen Anhang erregt manches Anstoß, z. B. verba habere c. alquo Worte an jemand richten, perspicue constitutum habeo ich bin mir ganz klar, res sunt desperatae die Lage ist hoffnungslos. Auch merkt man oft gar zu sehr die Absicht des Verfassers, grammatische Regeln anzubringen.

Der Inhalt der Stücke behandelt 'in deutschem Deutsch', bisweilen sogar im Dialekt, kann man hinzufügen (St. 1 vornen), Stoffe aus dem griechisch-römischen Altertum und daneben ganz moderne Ereignisse; auch sind deutsche Gedichte verwendet. So erzählt gleich das erste Stück von einer großen Feuersbrunst in Sendling-München, St. 7, 8 u. 26 geben den Inhalt der Bürgschaft und des Grafen von Habsburg von Schiller, St. 11, 25, 34 die Geschichte vom blinden König, vom Schenk von Limburg und von des Sängers Fluch von Uhland wieder, andere behandeln die Sage von den Weibern von Weinsberg, erzählen von Heinrich dem Vogelsteller, von Wallenstein und Gustav Adolf, vom Kriege 1870/71, von Napoleon I.; noch aktueller ist die Erwähnung der Zerstörung eines Zeppelin; ferner Briefe aus der Sommerfrische im Allgäu. Da gilt es dann, moderne Begriffe lateinisch auszudrücken, so das Zweirad birota, Pech haben (calamitas), das Luftschiff navis aerivaga. Offenbar will der Verfasser dadurch das Interesse der Schüler wecken; jedenfalls werden sie ihm lebhaft

Digitized by Google

zustimmen, wenn er ausruft (S. 27): 'wie süß ist es doch zu leben, ohne daß man sich um lateinische und griechische Grammatik zu kümmern hat'.

Das Buch, das offenbar mit Lust und Liebe und pädagogischem Geschick ausgearbeitet ist, entspricht dem Zweck, dem es gewidmet ist.

Nikolassee bei Berlin. K. P. Schulze.

---

1) W. Bruchhausen, Der richtige Gebrauch der Zeitwörter. Ein Nachschlagebuch für ihre Fallforderung und ihre Biegung (Konjugation) unter Hinweis auf zu vermeidende (so!) Modewörter. Halle a. d. S. 1912, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. IV u. 81 S. 8. 1 ℳ.

Bei dem Titel des Büchleins halte ich aus bekanntem Grunde (Heintze, Sprachhort S. 632) eine Änderung in der grammatischen Fügung „für im höchsten Grade wünschenswert". Im übrigen hätte der Verfasser es nicht geschrieben, wenn sich nicht in den deutschen Grammatiken der Übelstand geltend machte, daß nicht bei jedem Zeitwort genau angegeben wird, welchen Fall es bei sich hat. Mich dünkt es freilich nicht beklagenswert, daß wir uns auch auf unser Sprachgefühl verlassen müssen; wem es abgeht, der wird sich der Bruchhausenschen Zusammenstellung mit Vorteil bedienen. Wo ein Schwanken im Sprachgebrauche statthat, kann man uns nicht an eine feste Regel binden wollen. Bei „kosten" bezeichnet auch der Verfasser den vierten Fall nur als den, der den Vorzug vor dem dritten verdiene. Heintze entscheidet mit Angabe eines Grundes, der sich hören läßt, gerade umgekehrt. Die im Vorworte stehende Anweisung, einen Begriff, der durch einfaches Zeitwort wiedergegeben werden könne, nicht in Haupt- und Zeitwort zu spalten, ist wohl am Platze, wie man überhaupt dem Kanzlisten bezüglich seines Stiles schärfer auf die Finger sehen möge, als oft geschieht. Wenn man aber nach Bruchhausen eine Behauptung durchaus nur soll berichtigen, dagegen nicht richtigstellen können, weil man wohl eine Uhr (eigentlich vielmehr ihre Zeiger), nicht aber eine Behauptung stellen könne, so heißt das den Begriff von „stellen" schulmeisterlich einschränken. Es würde zu merkwürdigen Folgerungen führen (vgl. Zeugen stellen), wollte man mit Bruchhausen eine solche Behauptung im Ernste „aufstellen".

Die kurzen Vorbemerkungen sind nicht übel, und im Wörterverzeichnis wird auf sie in einer Weise zurückgegriffen, daß dadurch das Nachdenken des Lesers angeregt wird. Warum wird aber ausdrücklich: jemandem etwas abbeißen, jemandem etwas abweichen (loslösen) vorgeführt? Der Fall: jemandem etwas geben liegt doch anders. „Ändere mir das Kleid!" kann zweierlei bedeuten. „Nach einer Sache an fragen" ist eine mir nicht geläufige Wendung. Umgekehrt ist: jemanden oder etwas krönen wohl selbstverständlich; der Schüler aber, der mich vor Jahren fragte, ob ein Unternehmen von oder mit Erfolg gekrönt werde, würde bei Bruchhausen vergeblich Auskunft zu erhalten suchen. Man nimmt auch jemand nicht bloß in sein Haus, sondern auch in seinem Hause auf. So läßt die Über-

Digitized by Google

sicht noch manche Ergänzung zu; immerhin ist sie, wenigstens für solche, die im deutschen Sprachgebrauche noch nicht fest sind, ganz verdienstlich.

2) Alfred M. Schmidt, Kunsterziehung und Gedichtbehandlung im Unterrichte. Zweiter Band. Erläuterungen deutscher Dichtungen für Schule und Haus nebst Lehrbeispielen. Zweite Hälfte. Leipzig 1912, Verlag von Julius Klinkhardt. VIII u. 292 S. Gr. 8. geb. 5 ℳ.

Wie ich über das Werk im ganzen denke, darüber habe ich mich bei der Besprechung des ersten Bandes im 65. Jahrgange dieser Zeitschrift (1911) S. 797 ff. ausgelassen. Zum Teil stehen der Verfasser und ich auf einem toto caelo verschiedenen Standpunkt. Jedenfalls aber ist es wertvoll, den dort gebotenen allgemeinen Ausführungen nunmehr die Einzelbehandlung der Gedichte folgen zu sehen. Beiden Hälften des zweiten Bandes ist eine Reihe von Lehrbeispielen beigegeben. An ihnen will der Verfasser zeigen, wie es gemacht werden kann, nach seiner Auffassung wohl sogar gemacht werden soll, damit auch für die Praxis der neue Weg sich als gangbar erweise, der ihm zum Segen des Unterrichts erforderlich zu sein scheint. Es sind solche Gedichte ausgewählt, in denen Naturbetrachtungen vorwiegen, Naturstimmungen in jenem weiteren Sinne, daß wir den Menschen in der Natur belauschen. Mancherlei ist aufgenommen, was man in anderen Büchern nicht findet. Die Dichtungen sind in der ersten Hälfte des zweiten Bandes, auf die mir hier näher einzugehen nicht obliegt, nach den Gesichtspunkten gruppiert: Lenz (mit Ostern), Mai (mit Pfingsten), Sommer, Stille und Natureinsamkeit, Tagesläufe, Wandern, so daß zum Teil die Bedürfnisse der jüngeren und der älteren Schüler voneinander geschieden werden. Der dritten bis siebenten „Motivgruppe" gilt ein kurzes Schlußkapitel „zum Aufsatzunterrichte". Denn aus der Freude am Genießen ergibt sich allmählich, so heißt es, eine vertiefte Auffassung des Genusses. Bloßer Wiedergabe des Inhaltes redet Schmidt dabei nicht das Wort; auf Stimmung und Darstellungsform kommt es ihm an: der Stoff selbst könne mannigfaltig gestaltet werden. Dabei seien Altersstufe und Schulgattung ins Auge zu fassen. So ergeben sich Erzählung, Schilderung, Beschreibung. Auch Charakteristik, Vergleichung, Abhandlung werden angebahnt, und dabei wird auf die Wichtigkeit der Briefform hingewiesen. Der Verfasser steckt hier das Ziel wieder recht hoch; denn es soll bei dieser Gelegenheit „dem Kinde gezeigt werden, nach welchen Seiten hin die veränderte Form das Gefühls- und Vorstellungsleben des Hörers andersartig beeinflußt". Man hat überall unwillkürlich den Eindruck, daß der Schulmann, der hier seine Stimme erhebt, in der glücklichen, nicht jedem beschiedenen Lage ist, mit hervorragend begabten Schülermengen zu arbeiten. Freilich leitet ihn der Gedanke, daß man oft die Befähigung der Kinder auf diesem Gebiete nicht genügend erkannt habe, und wenn er jungen Lehrern ein sapere aude zuruft, so mag man sich das, bleibt es in den rechten Grenzen, gefallen lassen.

Nimmt des zweiten Bandes erste Hälfte insbesondere auf den

Digitized by Google

Betrieb in der Volksschule Rücksicht, so ist die zweite Hälfte, nach dem Titel zu schließen, absichtlich allgemeiner gehalten, im übrigen jedoch nach ihrer Anlage der ersten gleich. Die Überschriften lauten: Wald, Wasser, Morgen, Abend und Nacht, Herbst, Weihnacht und Winter, deutsches Land. Es mag dabei erwähnt sein, daß von Schmidts „Einführung in die Ästhetik der deutschen Dichtung", dem Handbuch für Schüler höherer Lehranstalten, eine Ausgabe A erschienen ist, die die Lehrerbildungsanstalten ausschließt, für deren Anerkennung als höherer Schulen ein weiteres Werk des Verfassers eintritt. Die mir zur Besprechung vorliegende zweite Hälfte des zweiten Bandes soll die Behandlung der Naturmotive zu Ende führen, deren Beleuchtung übrigens in Altenburg, Rudolstadt und Bunzlau weniger schwierig sein mag als in einer Großstadt. Sie betrifft bei Schmidt die stofflichen und künstlerischen Eigenschaften der einzelnen Gedichte. Eine „schulfertige" Form ist dabei nicht immer beabsichtigt; denn dem Verfasser schwebt hier als Benutzer des Buches ein pädagogisch bereits geschulter Lehrer vor, der sich klar darüber ist, „wie der Stoff speziell auf die zu unterrichtende Klasse eingestellt wird". Um seinetwillen ist diesmal der Umfang der Besprechungen erfreulicherweise eingeschränkt worden, und an Stelle langer Ausführungen sind mehrfach nur kurze Einzelwinke getreten. Mit sorgfältiger Überlegung ist darauf Bedacht genommen, spätere Nummern durch vorhergehende inhaltlich vorzubereiten, und für die feiner Empfindenden unter den Schülern sind dieser oder jener „poetischen Feierstunde" auch etliche Sachen zugewiesen worden, die eigentlich nicht mehr innerhalb der Unterrichtsgrenzen liegen. Auch Mundartliches kommt zu seinem Rechte.

Der denkende und gewissenhafte Lehrer wird ein Buch wie das Schmidtsche, wenn auch mit geteilten Gefühlen, so doch nicht ungern unter sein Tagesrüstzeug aufnehmen, um an rechter Stelle den rechten Gebrauch davon zu machen. Wohltuend wirkt ohne Zweifel des Verfassers Begeisterung für seinen Gegenstand, die uns auf jeder Seite des mit staunenswertem Fleiße gearbeiteten Werkes entgegenleuchtet. Zumal die Lehrbeispiele zu Goethe, Schiller, Körner, Mörike, Freiligrath, Reinick, Prutz, Keller werden jedem etwas zu sagen haben.

Berlin-Pankow. Paul Wetzel.

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit etwa 2000 Abbildungen im Text, über 500 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Karten. Vierte vollständig neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von O. zur Straßen. Band VII, Die Vögel, zweiter Band. Neubearbeitung von William Marschall (†), vollendet von F. Hempelmann und O. zur Straßen. Mit 83 Abbildungen im Text und 39 Tafeln von R. Kretschmer, Ch. Kröner, W. Kühnert, G. Mützel, A. Reichert, F. Specht, C. Sterry, A. Wagner und 11 Tafeln nach Photographien. Leipzig und Wien, 1911 Bibliographisches Institut. 8. In Halbleder gebunden 12 ℳ.

Rasch ist dem ersten Bande der neuen Auflage von Brehms Tierleben ein zweiter gefolgt, der als siebenter Band des Gesamtwerkes

Digitized by Google

die Ordnungen der Steißhühner, Hühnervögel, Kranichvögel, Regenpfeifervögel und Kuckucksvögel behandelt. Auch dieser Band zeigt überall eine sorgfältige Bearbeitung und völlige Umgestaltung nach denselben Richtlinien wie der sechste. Mit großem Interesse sehen wir, wie auf die neuen Forschungen ein System der Vögel sich aufbaut, das nach gemeinsamen anatomischen Merkmalen Schlammläufer, Möwenvögel, Flughühner und Taubenvögel jetzt zu einer Ordnung der Regenpfeifervögel zusammenfaßt. Prächtige Schilderungen des Vogellebens erfreuen den Leser, desgleichen mancherlei Erzählungen von der Jagd, z. B. auf Haselhuhn und Auerhahn, wenn auch die Jagdgeschichten gegen die früheren Auflagen etwas in den Hintergrund treten. Vieles Neue ist eingeschoben. So lesen wir von wenig beobachteten Sonderbarkeiten in der Geschichte der Fortpflanzung und besonders des Nestbaus des Teichhühnchens. Daß der zur Ernährung der Jungen im Kropfe der Tauben gebildete Stoff der Milch der Säugetiere ähnlich zusammengesetzt sei, wird jetzt bestritten. Die Orientierungsfähigkeit der Brieftauben wird nach Thauzins dadurch zu erklären versucht, daß diese Vögel auf eine uns noch nicht näher begreifliche Weise durch magnetische Ströme, Kraftlinien oder ähnliches geleitet werden. Gerade darum seien sie auf eine gewisse Nähe des Erdbodens angewiesen und werde die Leistungsfähigkeit der Brieftauben in hohem Maße durch das Wetter beeinflußt. Neben der Felsentaube und dem Bankivahuhn sind auch der Haustaube und dem Haushuhn längere Abschnitte gewidmet, ihre Rassen eingehend beschrieben und durch prächtige Farbentafeln dargestellt. Das ist sicher eine Verbesserung.

Die Abbildungen sind zum großen Teile neu und durchweg vorzüglich. Wie anders stellt sich uns z. B. die Dolchstichtaube dar auf der neuen Farbentafel als auf dem alten Schwarzbilde! Auch die 11 Tafeln nach Photographien und die Eiertafel sind, wie die entsprechenden im sechsten Bande, eine wesentliche Bereicherung des Werkes.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paeprer.

Ausstellung.

In den Räumen der Deutschen Unterrichts-Ausstellung (Berlin N. 24, Friedrichstraße 126), befindet sich z. Zt. eine Sonderausstellung „Dekorative Schrift“, welche 4 Abteilungen umfaßt: 1. Dekorative Schriften von Künstlern, 2. Dekorative Schriften aus dem Schreib- und Zeichenunterricht, 3. Schreiblehrbücher früherer Zeit, 4. Schreibgeräte. Die Ausstellung ist wochentäglich von 4—6 Uhr unentgeltlich geöffnet. Führungen finden statt: Sonnabend, 9. November, nachm. 6—7 Uhr; Sonntag, 17. November, vorm. 11—12 Uhr; Sonnabend, 30. November, 6—7 Uhr; Sonntag, 8. Dezember, vorm. 11—12 Uhr; Montag, 30. Dezember, nachm. 6—7 Uhr.

Digitized by Google

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Quellen. Bücher zur Freude und zur Förderung. Herausgegeben von H. Wolgast. Verlag der Jugendblätter (C. Schnell) in München. Je geb. 0,25 ℳ.

a) Gudrun, Bericht von L. Uhland, und 9 Abenteuer, übersetzt von K. Simrock. 80 S.

b) Ernst von Schwaben von L. Uhland. 72 S.

c) Eines Knaben Kriegserlebnisse 1806—1814. Aus den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von W. v. Kügelgen. 80 S.

d) Wallenstein von Schiller. Erster Teil 127 S. Zweiter Teil 128 S.

2. F. Barth, Die Bedeutung des Johannesevangeliums für das Geistesleben der Gegenwart. Gr.-Lichterfelde-Berlin 1912, Edwin Runge. 21 S. 0,50 ℳ.

3. A. Jirku, Die jüdische Gemeinde von Elephantine und ihre Beziehungen zum Alten Testament. Ebenda. 32 S. 0,50 ℳ.

4. O. Boerner und A. Roedel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe G für Gymnasien und Realgymnasien. I. Teil, 2. Auflage. Leipzig 1912, B. G. Teubner. XII u. 234 S. geb. 2,60 ℳ.

5. P. Cauer, Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichtes, 3. Auflage. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 227 S. geb. 5 ℳ.

6. C. Cury und O. Boerner, Histoire de la littérature française à l'usage des étudiants hors de France, 2. Ausgabe. Leipzig 1912, B. G. Teubner. XII u. 400 S. geb. 5 ℳ.

7. G. Eliot, The Sad Fortunes of the Rev. Amos Barton, herausgegeben von M. Gallandi. Leipzig 1912, G. Freytag. 107 S. geb. 1,20 ℳ.

8. W. Fries, Die Ordnung für die Prüfung, für die praktische Ausbildung und die Anstellung der Kandidaten des höheren Lehramts in Preußen, 6. Auflage. Halle a. S. 1912, Buchhandlung des Waisenhauses. VI u. 91 S. 1,20 ℳ, kart. 1,45 ℳ.

9. H. Gomperz, Sophistik und Rhetorik. Das Bildungsideal des εὖ λέγειν in seinem Verhältnis zur Philosophie. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VI u. 291 S. 10 ℳ, geb. 12 ℳ.

Digitized by Google

10. J. Gotthelf, Elsi, die seltsame Magd. Die Frau Pfarrerin, herausgegeben von R. Latzke. Leipzig 1912, G. Freytag. 103 S. geb. 0,85 ℳ.

11. J. Gotthelf, Die schwarze Spinne, herausgegeben von R. Latzke. Ebenda. 116 S. 0,85 ℳ.

12. R. Herold, Was verdanken wir dem Deutschen Reiche? Kaisergeburtstagsrede. Halle a. S. 1912, Buchhandlung des Waisenhauses. 30 S. 0,50 ℳ.

13. J. Hoffmann, Katholische Kirchengeschichte für Gymnasien usw., 4. und 5. Auflage. München 1911, R. Oldenbourg. VIII u. 148 S. geb. 1,10 ℳ.

14. B. Hoffmann, Mathematische Himmelskunde und niedere Geodäsie an den höheren Schulen. Mit 9 Figuren. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 68 S. Lex. 8. kart. 2 ℳ.

15. O. Jesperson, Elementarbuch der Phonetki Leipzig 1912, B. G. Teubner. VI u. 187 S. 2,60 ℳ, geb. 3 ℳ.

16. Kommentar zur Auswahl englischer Gedichte von E. Gropp und E. Hausknecht, 3. Auflage. Leipzig 1912, Rengersche Buchhandlung. VI u. 96 S. geb. 1 ℳ.

17. R. Kötzschke, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. Mit 4 Flurkarten. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VIII u. 142 S. kart. 2 ℳ.

18. E. Krebs, Abrégé de l'histoire de la littérature française, 3. und 4. Auflage. Leipzig 1912, B. G. Teubner. VI u. 76 S. 0,90 ℳ.

19. A. Kühne und K. Vorwerk, Deutsches Lesebuch für Vorschulen I, Ausgabe A (2. Schuljahr), 2. Auflage. Leipzig 1912. B. G. Teubner. XII u. 194 u. 31 S. geb. 2 ℳ. — II, Ausgabe A (3. Schuljahr), 2. Auflage. Ebenda. VIII u. 230 u. 56 S. geb. 2,25 ℳ. — II, Ausgabe A für Brandenburg, 2. Auflage. VIII u. 230 S. u. 56 u. 32 S. geb. 2,50 ℳ.

20. U. Lindelöf, Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache. Leipzig 1912, B. G. Teubner. V u. 141 S. 2 ℳ, geb. 2,40 ℳ.

21. H. Lullies, Landeskunde von Ost- und Westpreußen, 7. Auflage. Mit 43 Abbildungen. Breslau 1912, Ferdinand Hirt. 80 S. 0,80 ℳ.

22. K. Kirchner, Landeskunde der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, 5. Auflage von U. Hackbusch. Mit 22 Abbildungen. Ebenda. 40 S. 0,65 ℳ.

23. K. Le Maire, Katholische Kirchengeschichte, neu bearbeitet von A. Meckes, 5. Auflage. München 1912, R. Oldenbourg. VII u. 157 S. geb. 1,75 ℳ.

24. Mitteilungen aus dem Frankfurter Schulmuseum, herausgegeben von O. Liermann und W. Dienstbach. Jahrg. 1, Heft 1 und 2. (Frankfurt a. M., Benjamin Auffarth.)

25. Petronii Saturae et libri Priapeorum, rec. Fr. Buecheler, 5. editionem curavit W. Heraeus. Adiectae sunt Varronis et Senecae saturae similesque reliquiae. Berolini 1912 apud Weidmannos. IV u. 282 S. 3,40 ℳ.

Digitized by Google

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Der Gedanke der staatsbürgerlichen Bildung und die Schulkonferenz vom Dezember 1890*).

In der Schulkonferenz über Fragen des höheren Unterrichts, die vom 4. bis 17. Dezember 1890 in Berlin stattfand, ist es der Kaiser gewesen, der die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung zur Diskussion stellte, indem er entschieden für seine Idee, die Schule zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie heranzuziehen, eintrat. In der Eröffnungssitzung führte er u. a. aus[1]): „Wenn die Schule das getan hätte, was von ihr zu verlangen ist — und Ich kann zu Ihnen als Eingeweihter sprechen, denn ich habe auch auf dem Gymnasium[2]) gesessen und weiß, wie es da zugeht, so hätte sie von vornherein von selber das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernehmen müssen. Die Lehrerkollegien hätten alle mit einander die Sache fest ergreifen und die heranwachsende Generation so instruieren müssen, daß diejenigen jungen Leute, die mit Mir etwa gleichaltrig sind, also von etwa 30 Jahren, von selbst bereits das Material bilden würden, mit dem Ich im Staate arbeiten könnte, um der Bewegung schneller Herr zu werden. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Der letzte Moment, wo unsere Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwicklung maßgebend gewesen ist, ist in den Jahren 1864, 1866—1870 gewesen. Da waren die preußischen Schulen, die preußischen Lehrerkollegien Träger des Einheitsgedankens, der überall gepredigt wurde. Jeder Abiturient, der aus der Schule herauskam und als Einjähriger eintrat oder ins Leben hinausging, Alles war einig in dem einen Punkte:

---

*) Der Aufsatz wurde der Redaktion zur Verfügung gestellt aus dem gerade erscheinenden Buche von Prof. Dr. A. Messer: „Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung, historisch und systematisch betrachtet“ (Leipzig, O. Nemnich, geb. 5,10 ℳ). Die Schrift wurde von der Universität Straßburg mit dem Lamey-Preis ausgezeichnet.

[1]) „Verhandlungen“ S. 71 ff.

[2]) Prinz Wilhelm war Herbst 1874 in die Ober-Sekunda des Kasseler Gymnasiums eingetreten; die Reifeprüfung legte er Januar 1877 ab.

Digitized by Google

das Deutsche Reich wird wieder aufgerichtet und Elsaß-Lothringen wiedergewonnen. Mit dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört. Das Reich ist geeint, wir haben, was wir erreichen wollten, und dabei ist die Sache stehen geblieben. Jetzt mußte die Schule, von der neu gewonnenen Basis ausgehend, die Jugend anfeuern und ihr klar machen, daß das neue Staatswesen dazu da wäre, um erhalten zu werden. Davon ist nichts zu merken gewesen, und jetzt schon entwickeln sich in der kurzen Zeit, seit der das Reich besteht, zentrifugale Tendenzen — Ich kann das gewiß genau beurteilen, weil Ich oben stehe und an Mich alle solche Fragen herantreten. Der Grund ist in der Erziehung der Jugend zu suchen; wo fehlt es da? Da fehlt es allerdings an manchen Stellen. Der Hauptgrund ist, daß seit dem Jahre 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen haben und hauptsächlich auf den Lernstoff, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt haben, aber nicht auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des Lebens . . ."

Als weiteren Mangel des Gymnasiums hob der Kaiser hervor, daß es ihm vor allem „an der nationalen Basis" fehle. „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer" . . . . „Aber vor allen Dingen müssen wir in der vaterländischen Geschichte Bescheid wissen. Der Große Kurfürst war zu meiner Schulzeit nur eine nebelhafte Erscheinung; der Siebenjährige Krieg lag bereits außerhalb aller Betrachtung, und die Geschichte schloß mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, mit der französischen Revolution. Die Freiheitskriege, die das Wichtigste sind für den jungen Staatsbürger, wurden nicht durchgenommen" . . . . „Das ist aber gerade das punctum saliens. Warum werden denn unsere jungen Leute verführt? Warum tauchen soviele unklare, konfuse Weltverbesserer auf? Warum wird immer an unserer Regierung herumgenörgelt und auf das Ausland verwiesen? Weil die jungen Leute nicht wissen, wie unsere Zustände sich entwickelt haben und daß die Wurzeln in dem Zeitalter der französischen Revolution liegen. Und darum bin Ich der festen Überzeugung, daß, wenn wir diesen Übergang aus der französischen Revolution in das 19. Jahrhundert in einfacher, objektiver Weise in den Grundzügen den jungen Leuten klar machen, so bekommen sie ein anderes Verständnis für die heutigen Fragen, wie sie es bisher hatten. Sie sind dann imstande, auf der Universität durch die ergänzenden Vorlesungen, die sie dann hören, ihr Wissen weiter zu verbessern und zu vergrößern."

Dies Eingreifen des Kaisers stimmte nicht zu den Absichten, die dem Minister von Goßler bei der Berufung und Zusammensetzung der Konferenz vorgeschwebt hatten. Die Freunde des bestehenden Gymnasiums waren entschieden bevorzugt: es waren etwa 27 unter 43 stimmberechtigten Mitgliedern[1]). Es scheint, daß der Minister

[1]) Vgl. A. Messer, Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preußischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901 (1901) S. 116.

Digitized by Google

nicht sowohl eine tiefergreifende Umbildung des höheren Schulwesens wünschte, vielmehr hoffte er, daß die Beschlüsse der Versammlung seine Ablehnung einschneidender Reformen vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen würden. Auch die Mehrheit der Versammlung sah ihre Aufgabe darin, das humanistische Gymnasium in seiner inneren Verfassung und in seiner bevorzugten Ausstattung mit „Berechtigungen" zu erhalten und vor den Angriffen seiner Gegner zu schützen[1]).

Angesichts des entschiedenen Auftretens des Kaisers zeigte sich nun doch die konservativ gesinnte Majorität der Versammlung zu Zugeständnissen bereit, wenn man auch von dem Bestehenden so viel als möglich zu retten suchte. So kam es, daß die Beschlüsse der Versammlung vielfach in jene mittlere Richtung fielen, die unter den damaligen pädagogischen Parteien durh den „Einheitsschulverein" vertreten wurde[2]). Dieser war 1886 durch Ferdinand Hornemann, Oberlehrer in Hannover, begründet worden. Er erstrebte die Verschmelzung von Gymnasium und Realgymnasium zu einer „einheitlichen höheren Schule", in der die modernen Bildungselemente eine weitergehende Berücksichtigung finden sollten als in dem humanistischen Gymnasium, wie es tatsächlich war.

Vertreten war diese Richtung in der Dezemberkonferenz außer durch Hornemann durch zwei sehr angesehene Pädagogen, den Direktor der Frankeschen Stiftungen Otto Frick in Halle († 1892) und den Gymnasialdirektor und Professor der Pädagogik Hermann Schiller in Gießen († 1902). Der letztere führte auf der Konferenz aus[3]), er habe an seiner Anstalt schon seit Jahren zwei Hauptforderungen des Kaisers verwirklicht: einmal habe er den Unterricht in der Geschichte bis zur Gegenwart fortgeführt, sodann Belehrungen über wirtschaftliche und soziale Fragen damit verknüpft. Auch habe er in einem Aufsatz von 1889 über die neueste Geschichte vorgeschlagen, bei deren Behandlung Gruppen zu bilden von 1815 bis zur Gegenwart, z. B. Störungen des europäischen Gleichgewichts, Bestrebungen nach nationaler Einheit, Handel und Industrie usw. Solche Geschichtsgruppen könnten gar nicht anders schließen als mit einem Ausblick auf die Gegenwart. Er habe für diese Unterweisungen 14 bis 18 Lehrstunden verwandt, ohne dabei Hausarbeit zu fordern. Es sei in der Hauptsache auch Mitarbeit der Schüler, auf eine Zusammenfassung und Ergänzung ihres früher erworbenen geschichtlichen Wissens angekommen. „Ich habe dabei keine bewußte Richtung auf Patriotismus, keine politische Tendenz verfolgt, ich hoffe aber trotzdem, daß die Schüler durch die gesamten Tatsachen, die von ihnen im Unterricht vorgefunden wurden, ihr Vaterland lieben gelernt haben, daß sie, wie das in einem monarchischen Staate natürlich ist, den Segen einer starken Monarchie empfunden, daß sie endlich die Einsicht

[1]) Vgl. Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl., II (1897), S. 591.
[2]) Vgl. Messer, a. a. O., S. 99 ff.
[3]) „Verhandlungen" S. 428 f.

Digitized by Google

und den Antrieb gewonnen haben, daß man die Nächstenliebe nicht bloß im Munde führen soll." Auch die Belehrung über unsere sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse lasse ich innerhalb des Geschichtsunterrichts erteilen, „auch ohne Erhöhung der Stundenzahl und ohne Vermehrung der Lehrgegenstände". Schiller wies dabei hin: auf seinen 1888 in der „Zeitschrift für Gymnasialwesen" (42. Jahrg. S. 401 ff.) erschienenen Aufsatz: „Bedarf es eines besonderen neuen Unterrichtsgegenstandes, um den Schülern höherer Lehranstalten die Kenntnisse der staatlichen Einrichtungen ihres Vaterlandes zu sichern?" Er hatte darin diese Frage verneint und an einer Fülle treffend gewählter Beispiele gezeigt, wie die Kenntnis politischer, wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse (gerade durch den Vergleich älterer Zustände mit den gegenwärtigen) im Geschichtsunterricht erworben werden könnten. Der Aufsatz dieses erfahrenen Schulmannes gehört bis auf den heutigen Tag zu dem Besten, was über unsere Frage geschrieben worden ist. Schiller betonte auf der Konferenz auch mit Recht, diese Unterweisungen, wenn anders sie anschaulich und elementar gehalten seien, überstiegen durchaus nicht die Fassungsgabe älterer Schüler. Oder glaube man, daß sie kurz darauf als Studenten hochpolitische Vorlesungen verstehen würdnn?

Während so dieser Befürworter einer Modernisierung des Gymnasiums bereitwillig auf die kaiserliche Anregung einging, zeigten sich die konservativ Gesinnten wesentlich zurückhaltender. Ihr geistreicher Wortführer war der Kölner Gymnasialdirektor Oskar Jäger, der Verfasser einer vielgelesenen Weltgeschichte und trefflicher pädagogischer Schriften[1]). Als warmherziger Vertreter der „klassischen" Bildung glaubt er auch der eingehenden Beschäftigung mit der alten Geschichte den größten Wert für die staatsbürgerliche Bildung der Jugend zusprechen zu müssen. Auf Grund vierzigjähriger Lehrtätigkeit (besonders in der Geschichte) erklärt er[2]): „Ich habe gefunden, daß diese Unterrichtsstunden in alter Geschichte (für Sekundaner), auf dem Gymnasium wenigstens, ganz außerordentlich wirksame Stunden gewesen sind. Sie haben sich mit Leichtigkeit ergänzt durch die lateinische und griechische Quellenlektion, den ergänzenden lateinischen und griechischen grammatischen Unterricht nicht zu vergessen. Die Schüler haben die alte Geschichte, weil sie zugleich auf die Quellen zurückgingen, weit intensiver und besser verstehen gelernt als irgendeinen Teil der späteren Geschichte, und sie haben durch diesen zweijährigen Kursus in der alten Geschichte, verbunden mit der Lektüre der Quellen, den Grund gelegt zu historischem Verständnis überhaupt; und wenn man jetzt auf gewisse Erscheinungen der Gegenwart im historischen Unterricht zu kommen uns auferlegt und nachdrücklich uns auf dieses Moment hinweist, wenn man von uns verlangt,

---

[1]) Erwähnt sei sein von köstlichem Humor durchwehtes Büchlein „Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament" (1883) und „Lehrkunst und Lehrhandwerk" (1897).

[2]) „Verhandlungen" S. 391 f.

Digitized by Google

daß man nicht griechische und römische, sondern deutsche Jünglinge erziehen solle, wohlan! hier in diesem Unterricht in der alten Geschichte ist der Grund gelegt worden zu einem intensiven Verstehen der Gegenwart, soweit 16—18 jährige Jünglinge überhaupt verwickelte politische und soziale Phänomene der Gegenwart zu verstehen imstande sind." Und noch ein anderes Bedenken äußert er gegenüber den Forderungen des Kaisers. Nicht bis zur Gegenwart, sondern nicht weiter als bis zum Jahre 1871 möchte er den Geschichtsunterricht fortgeführt wissen. „Denn hier ist ein wirklicher Abschluß, hier ist sozusagen trockenes, anbaufähiges, historisches Land. Was von 1871 bis auf den heutigen Tag liegt, ist Gegenwart, Politik, aktive Politik, und diese möchte ich von unseren Schulen nach wie vor fernhalten. Die Geschichte gleicht einem großen Strom, unaufhörlich setzt derselbe an seiner Mündung Landmassen ab; aber man kann diese Landmassen nicht sofort in wirtschaftlichen Anbau nehmen, man muß erst warten, bis sie trocken sind. So ist es mit historischem Stoffe auch. Was bis 1871 liegt, ist von der Parteien Haß und Gunst weniger verwirrt, als was seitdem fällt und jetzt geschieht, das ist selbstverständlich; und wir müssen strenge darauf halten, daß wir die Geschichte unseren Schülern auch wirklich als Geschichte geben, daß keine Leidenschaft der Tagesfragen den Lehrer verwirrt und ihm die Ruhe trübt, mit der aller Unterricht und vor allem geschichtlicher Unterricht gegeben werden muß"[1]).

Ein anderes konservativ gesinntes Mitglied der Konferenz, der Redakteur der „Kreuzzeitung" Kropatscheck erklärte[2]): „Ich habe wie die Herren von Treitschke und von Sybel ein gewisses Bedenken gegen eine allzu große Ausdehnung des Geschichtsunterrichts auf den höheren Schulen. Der Knabe muß sich diesen Lehrgegenständen gegenüber mehr rezeptiv verhalten; er kann mit diesem Stoff sehr

---

[1]) Allein schon diese freimütige Kritik der kaiserlichen Vorschläge zeigt, wie einseitig und übelwollend die Kritik ist, die Lily Braun („Memoiren einer Sozialistin", München 1909, S. 459 f.) an der Konferenz übt. Sie schreibt darin an eine Freundin: „Du kannst Dir denken, wie es mich z. B. begeisterte als der ‚neue Herr' in der Schulreform die Initiative ergriff, und welche Hoffnungen ich an die Konferenz knüpfte. Und dann stellte ihr S. M. keine andere Aufgabe, als die Schule in ein Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie zu verwandeln und blindwütigen Hurrapatriotismus noch mehr als bisher zu verbreiten. Natürlich bestand die Antwort der zusammengerufenen ‚Führer der Jugend' in devotester Verbeugung vor dem allerhöchsten Willen, und befriedigt von dem ‚Erfolge' des ‚offenen' Gedankenaustausches schloß S. M. die Versammlung mit einer Verbeugung seinerseits vor der Kirche." — Man beachte auch, daß Schiller (der der Anregung des Kaisers nicht aus Schmeichelei sondern auf Grund seiner — schon vorher geäußerten — theoretischen Ansichten und praktischen Erfahrungen zustimmte) gleichfalls eine offene Bekämpfung der Sozialdemokratie widerriet. Übrigens hat — wie wir sehen werden — der Kaiser in seiner Schlußrede erklärt, daß er seine Vorschläge nicht in diesem Sinne aufgefaßt wissen wolle.

[2]) „Verhandlungen" S. 394.

Digitized by Google

viel weniger als mit anderem Lehrstoff selbständig arbeiten, er muß einfach aufnehmen, was ihm vom Lehrer überliefert wird"[1]).

Der Pastor von Bodelschwingh endlich erwartete nicht sowohl von einer humanistischen und geschichtlichen als von einer christlichen Bildung die innere Kraft für die Jugend, die sozialdemokratischen Ideen zu überwinden[2]). „Ich bin kühn genug zu behaupten, daß in der ernsten Stunde, in der wir stehen, eine Schulreform auf keinem Gebiet so nötig ist als auf dem Gebiete des christlichen Fundaments unserer Schulen. Sollen dieselben die hohe Aufgabe erfüllen, welche unser Kaiser uns soeben vorgezeichnet hat, und den dunklen Fluten der Sozialdemokratie einen kräftigen Damm entgegensetzen, so müssen sie selbst einen ganz anderen Boden unter den Füßen haben, sonst werden sie von dem Strom mit weggespült."

Diesen Gedanken machte sich auch der Kaiser in seiner Schlußansprache zu eigen, indem er ausführte[3]): „Ich werde selbstverständlich als preußischer König wie als summus episcopus Meiner Kirche es Meine heiligste Pflicht sein lassen, dafür zu sorgen, daß das religiöse Gefühl und der Funke christlichen Geistes in der Schule gepflegt und gemehrt werde. Möge die Schule die Kirche achten und ehren, und möge die Kirche ihrerseits der Schule beistehen und ihr bei ihren Aufgaben weiter wirken helfen; dann werden Wir zusammen imstande sein, die Jugend zu den Anforderungen Unseres modernen Staatslebens heranzubilden." Im weiteren Verlauf seiner Ansprache verlas der Kaiser einige Sätze aus einem Artikel des „Hannoverschen Couriers" vom 14. 12. 90 (überschrieben „Mißverständnisse"): „Daß dem Lehrer in der Darstellung der Verhältnisse einer unerfreulichen Vergangenheit die größte Freiheit verstattet werden muß, ist selbstverständlich; ebenso selbstverständlich aber ist es, daß nur derjenige zum Lehrer unserer Jugend berufen ist, der treu und aus voller Überzeugung auf dem Boden der Monarchie und der Verfassung steht. Ein Anhänger radikaler Utopien ist als Lehrer der Jugend ebensowenig zu brauchen wie in den Geschäftsstuben der Staatsverwaltung. Der Lehrer ist nach seinen Rechten und nach seinen Pflichten in erster Linie Beamter des Staates, und zwar des bestehenden Staates. In einer lebhaften Betätigung dieser seiner Stellung und seiner Aufgabe würde der Lehrer zum großen Teil wenigstens auch schon das geleistet haben, was von ihm verlangt wird, um die Jugend tüchtig zu machen zum Widerstand gegen alle umstürzlerischen Bestrebungen. Was weiter dazu gehört, eine rege Pflege der Charakterbildung, des selbständigen Denkens und Urteilens, soll heute unerörtert bleiben, ebenso, inwieweit unsere

---

[1]) Durch geschicktes Lehrverfahren kann freilich auch im Geschichtsunterricht der Schüler zur Mitarbeit und damit zu geistiger Aktivität herangezogen werden. Gerade der staatsbürgerliche Unterricht mit seiner Vergleichung älterer und moderner Zustände ist dazu geeignet, wie das auch Schiller in dem erwähnten Aufsatz gezeigt hat.

[2]) „Verhandlungen" S. 641.

[3]) „Verhandlungen" S. 440 f.

Digitized by Google

Lehrerschaft der hier skizzierten Aufgabe schon jetzt nachkommt Davon ein ander Mal. Aber daran kann doch im Ernst niemand denken, daß die Lehren der Sozialdemokratie in der Schule im einzelnen erörtert und etwa durch autoritäre Äußerungen oder in freier Diskussion widerlegt werden sollen. Wer zu einem klaren Verständnis von dem Wesen des Staates, von dem Werden und den Fortschritten unseres Staates durchgedrungen ist, der wird imstande sein, das Ungereimte, das Verwerfliche und Gefährliche der sozialdemokratischen Theorie und Praxis zu durchschauen, der wird es als seine Pflicht erkennen, mannhaft seinen Platz in den Reihen derer zu behaupten, welche unsern Staat gegen feindliche Angriffe wie von Außen, so im Innern, verteidigen. Der Staatsverwaltung höchste Aufgabe bleibt es, durch verständnisvolles Entgegenkommen auf dem Gebiet der öffentlichen Wohlfahrt und Freiheit sich die Sympathien aller gemäßigten und einsichtsvollen Elemente dauernd zu erhalten." Der Kaiser fügte hinzu: „Der Mann, der das geschrieben, hat Mich verstanden, und Ich bin ihm dankbar, daß er in weitern Kreisen des Volkes diese Ansicht zu verbreiten gesucht hat."

Unter den Beschlüssen der Konferenz findet sich nur einer, der sich auf unsere Frage bezieht. Er lautet[1]): „Eine eingehendere Behandlung der neueren vaterländischen Geschichte ist bei richtiger Begrenzung des sonstigen Geschichtsstoffes ohne Vermehrung der bisher dem Geschichtsunterricht zugewiesenen Stundenzahl zu erreichen."

Weit mehr zeigt sich die Wirkung der kaiserlichen Anregungen in den preußischen Lehrplänen von 1892[2]), die bisher (mit einigen Abänderungen) für die höheren Schulen Preußens maßgebend geblieben sind.

Bei der Bestimmung des Lehrziels für den deutschen Unterricht wird hier die Belebung des vaterländischen Sinnes, insbsondere durch Einführung in die germanische Sagenwelt und in die Meisterwerke der nationalen Literatur gefordert[3]).

Für den Geschichtsunterricht der Unter-Sekunda wird vorgeschrieben: „Im Anschluß an die vaterländische Geschichte und die Lebensbilder der einzelnen Herrscher vergleichende Berücksichtigung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung bis 1888 unter besonderer Hervorhebung der Verdienste der Hohenzollern, insbesondere um die Hebung des Bauern-, Bürger- und Arbeiterstandes[4])."

Für Ober-Prima wird bestimmt: „Im Anschluß an die Lebensbilder der verschiedenen Herrscher zusammenfassende Belehrungen wie in Unter-Sekunda, dem Verständnis der höheren Stufe entsprechend vertieft".

---

[1]) „Verhandlungen" S. 796.

[2]) „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen", Berlin 1892 (auch im Zentralblatt f. d. ges. Unterr. Verw. 1892, S. 199 ff.).

[3]) a. a. O. S. 15 und 20.

[4]) a. a. O. S. 73.

Digitized by Google

Von besonderem Interesse sind auch die „methodischen Bemerkungen“ über diesen Unterricht. Es heißt da[1]): „Besonders sicheren Takt und große Umsicht in der Auswahl und Behandlung des einschlägigen Stoffes erheischt die für Unter-Sekunda und Ober-Prima geforderte Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart. Je mehr hierbei jede Tendenz vermieden, vielmehr der gesamte Unterricht von ethischem und geschichtlichem Geist durchdrungen und gegenüber den sozialen Forderungen der Jetztzeit auf die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses der Stände untereinander und der Lage des arbeitenden Standes insbesondere in objektiver Darstellung hingewiesen, der stetige Fortschritt zur Besserung und die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen aufgezeigt wird: um so eher wird bei dem gesunden Sinn unserer Jugend es gelingen, dieselbe zu einem Urteil über das Verhängnisvolle gewisser sozialer Bestrebungen der Gegenwart zu befähigen. Indem an der Hand der Geschichte die sozialpolitischen Maßnahmen der europäischen Kulturstaaten in den beiden letzten Jahrhunderten vor Augen geführt werden, ist der Übergang zur Darstellung der Verdienste unseres Herrscherhauses auf diesem Gebiete bis in die neueste Zeit herab von selbst gegeben.“

In den Kreisen der Lehrer begegneten die Anregungen des Kaisers meist kühler Aufnahme, ja mannigfachem Widerstand. Fast während des ganzen Jahrhunderts war ja in der Pädagogik die Ansicht herrschend gewesen, die Jugend müsse von der Gegenwart und ihren Fragen und Kämpfen möglichst ferngehalten werden. Nirgends aber pflegt die Macht der Beharrung stärker zu sein als in der Praxis der Schule. Dazu kam, daß liberal Gesinnte fürchteten, den Lehrern solle eine gewisse Gesinnungssklaverei auferlegt werden. So herrschte auf den Direktorenversammlungen der Provinzen Ost- und Westpreußen und der Rheinprovinz, die 1893 über unsere Fragen zu verhandeln hatten, im allgemeinen „frostige Korrektheit“[2]). Besonders lebhaft im Sinne der kaiserlichen Anregung trat fast nur der Direktor des Marienburger Gymnasiums Martens ein. Die Pflege historischen und politischen Sinns gilt ihm als wichtigste Aufgabe des Geschichtsunterrichts; besonders hat er „das Staatsbewußtsein als die allbeherrschende verantwortungsvolle Pflicht gegen den Staat zu lehren und zum unverlierbaren Besitztum des einzelnen zu machen“. Die Versammlung erkannte die Pflege des historischen Sinns als pädagogische Aufgabe an, ersetzte aber die Begriffe „politischer Sinn“ und „Staatsbewußtsein“ durch den altgewohnten und durchaus nicht gleichwertigen Begriff der „Vaterlandsliebe“.

Stürmischer verliefen die Verhandlungen auf dem ersten Historikertag am 5.—7. April zu München. Martens fand hier leidenschaft-

[1]) a. a. O. S. 77.

[2]) Rühlmann, „Politische Bildung“ 1908, S. 108 ff., der auch für das Folgende zu vergleichen ist.

Digitized by Google

lichen Widerspruch. Besonders der liberale Universitätsprofessor Georg Kaufmann (Breslau) trat gegen ihn auf. Wenn es auch wegen der allgemeinen Erregung zu keiner Beschlußfassung kam, so war doch das Ergebnis der Verhandlung gleichbedeutend mit einer glatten Ablehnung des Versuchs einer politischen Unterweisung in der Schule[1]). Auf dem folgenden Historikerkongreß in Leipzig umging man diplomatisch die ganze Angelegenheit.

In der pädagogischen Literatur der 90er Jahre bemerkt man starke Wirkungen der Anregung des Kaisers und der dadurch veranlaßten Verfügungen des preußischen Ministeriums. Einesteils erörterte man die Berechtigung, die Aufgaben und die Methode der politischen und wirtschaftlichen Unterweisung, andernteils erschienen zahlreiche Lehr- und Hilfsbücher dafür sowohl für Lehrer, als auch für Schüler, manche auch, bei denen es nicht recht klar war, für wen sie eigentlich bestimmt seien. Vieles, was damals schnellfertig auf den Markt geworfen wurde, beruhte lediglich auf Buchhändlerspekulation und war wenig wertvoll, aber auch einzelne tüchtige Arbeiten sind darunter, die sich dauernd als brauchbar erwiesen[2]).

Was die Unterrichtspraxis betrifft, so darf man wohl annehmen, daß hier die Verfügungen der Behörden, unterstützt durch die amtlichen Revisionen, nicht ohne Wirkung geblieben sind. Man bestrebte sich, den Geschichtsunterricht bis 1871 oder gar bis zur Gegenwart fortzuführen, auch ihn mehr zur politischen und wirtschaftlich-sozialen Bildung auszunutzen[3]). Die neueren Geschichtslehrbücher lassen diese Wandlung ebenfalls erkennen.

Gießen. August Messer.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht.

Die Frage, wieviel wir unsern Primanern von der Literatur des 19. Jahrhunderts nahe bringen können und müssen und wie wir das am besten machen, ist oft behandelt worden, aber zu einer leidlichen Übereinstimmung ist man noch nicht gekommen. Zwar darüber ist man wohl im allgemeinen einig, daß man unsere Schüler nicht in Un-

---

[1]) Vgl. „Bericht über die erste Vers. deutscher Historiker", von Lossen, München (Rieger), G. Kaufmann, Hum. Gymnas. 1893. III, 51—58. O. Lorenz, „Grenzboten" 52, II, 356—63.

[2]) Kritische Besprechungen dieser Schriften findet man — von anderen pädagogischen Zeitschriften abgesehen — in den betr. Jahrgängen von Rethwisch's Jahresberichten. Das Wertvollste verzeichnet Neubauer in Rein, Enzykl. Handb. der Pädagogik VI, 879.

[3]) So urteilt auch Rühlmann, a. a. O. S. 112, und W. Lexis, „Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich" II, (1907), S. 119 schreibt: „Während der Geschichtsunterricht früher einen universalhistorischen . . . Charakter getragen hat, sind in den letzten Jahrzehnten einerseits der nationale, andererseits der soziale Gesichtspunkt die herrschenden geworden".

Digitized by Google

kenntnis darüber lassen dürfe. Das bezeugen alle neueren Lesebücher, ja man muß bedauerlicher Weise oft sehen, wie die Neuerer hier weit über das Ziel hinausschießen, indem sie nicht nur das gute Alte zurückdrängen, um dem oft minder guten Neuen Raum zu schaffen und dadurch recht modern zu erscheinen, sondern indem sie auch die allerjüngsten Dichterlinge berücksichtigen, ohne auf deren Persönlichkeiten und Gesamtwerk zu achten. Letzteres aber muß unbedingt für die Schule ins Auge gefaßt werden. Wir wollen unsern Schülern doch auch unter den Dichtern, die sie schätzen und lieben sollen, möglichst nur Menschen vorführen, deren Wesen und Werk sie dessen wert macht. Der einseitig ästhetische Standpunkt kann hier nicht maßgebend sein. Wo es sich um die Jugend handelt, da müssen unbedingt auch ethische Werte in Betracht kommen, und nur das in jeder Hinsicht Hervorragende des 19. Jahrhunderts soll ihr in der Schule übermittelt werden.

Hierzu aber sehe ich, wenigstens was den eigentlichen Schulunterricht angeht, nur zwei Wege, nämlich den deutschen Aufsatz und die Vorträge, und was die Privatlektüre anbetrifft, eine sorgfältig unter diesem Gesichtspunkt ausgewählte Klassenbibliothek.

Freilich, wenn man auch in jedem Halbjahr einen Aufsatz über ein Werk oder einen Dichter des 19. Jahrhunderts machen läßt, so ist das noch nicht gar viel. Aber die Vorträge dienen dazu, die Vorstellungen und Kenntnisse zu erweitern und zugleich den Neigungen der Schüler Rechnung zu tragen. Sie müssen möglichst eine Einheit bilden, also in U I etwa erzählende Prosa des 19. Jahrhunderts, in O I Drama oder Lyrik behandeln, worüber die Klasse entscheiden mag. Der Lehrer stellt ein Programm auf, und die Schüler wählen. Ein begabterer bietet eine Einleitung, in der er unter Anleitung des Lehrers eine Übersicht über die Schulen und Strömungen gibt. Am Schluß faßt der Lehrer dies zusammen und gibt Ausblicke und Weisungen. Nach jedem Vortrag wird festgestellt, wer das besprochene Werk schon kannte. Wer es noch nicht kennt, muß es als desideratum in seinem Taschenbuch vermerken und wird zu seiner Lesung verpflichtet.

Ich habe dies auf langer Übung Beruhende vorausgeschickt, weil ich in dem neuen trefflichen Buche von Deckelmann[1]) ähnliche Ansichten ausgesprochen finde. Auch er tritt energisch für die Berücksichtigung der Literatur des 19. Jahrhunderts im Unterricht der drei Oberklassen ein und verweist sie vornehmlich in die häusliche Lektüre unter Anleitung und Kontrolle des Lehrers, da er der Behandlung der klassischen Literatur nichts abbrechen will. Er macht aber daneben auch noch auf die „literarischen und dramatischen Schülervereine", literarische Zirkel oder Abende, Deklamatorien und deutsche Sonderkurse aufmerksam als auf Mittel, die Kenntnis der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts zu fördern, und berichtet von

---

[1]) Heinrich Deckelmann, Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht. Eine Einführung in die Lektüre. Berlin, Weidmann. VIII u. 320 S. 8° geb. 5 M.

Digitized by Google

seinen Erfolgen in dieser Hinsicht in anregender Weise. Auch er hält die Behandlung im Unterricht bei dem Mangel an Zeit für sehr schwierig und nur bei weiser Stoffbeschränkung und vereinfachter Methode für möglich. Gerade in dieser Beziehung aber muß man sein Buch mit Vorsicht aufnehmen. Denn so gern ich es auch in den Händen der Primaner sehen möchte — und ich werde es ihnen unbedingt in die Hand geben —, so muß man doch hervorheben, daß es zu viel gibt, daß sich der Verf. hier und da zu sehr vertieft hat (Hebbel sind 50, Ludwig 26 große Druckseiten gewidmet), daß er zu feine und schwierige Probleme (Impressionismus, Symbolismus u. a.) zu eingehend behandelt hat und auf allzu neue und schwankende Gestalten wie Hans Bartsch (9 Seiten) eingegangen ist, während C. F. Meyer und G. Keller — um nur das Wichtigste zu nennen — ganz fehlen.

Das Buch wird wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften, der tiefgründigen Unterweisungen und Anregungen sicher viele Auflagen erleben. Vielleicht unterzieht sich der Verf. der Mühe, es gleichmäßiger zu gestalten, nicht einiges im Depeschenstil, anderes in allzu breiter Ausführung (Inhaltsangaben) zu geben, und nun wirklich das, und nur das heranzuziehen, was für die Primaner fruchtbar zu machen und nötig ist. Ob dazu Tiecks „Blonder Eckbert", „Der Runenberg", Novalis' „Ofterdingen", Fouqués „Undine", Brentanos „Kasperle" und E. Th. A. Hoffmanns, des künstlich modernisierten „Goldener Topf", dem er im ganzen 26 Druckseiten widmet, gehören, ist mehr als zweifelhaft. Gewiß, ausgezeichnet für unsere Schulamtskandidaten, aber Primaner wird man dafür schwerlich erwärmen.

Auch an dem von ihm aufgestellten Plan habe ich einiges auszusetzen. Zunächst verstehe ich die S. 9 gegebene Stoffverteilung nicht recht. Wo ist Götz und Egmont, wo Wallenstein und Jungfrau? Tut der Lehrer nicht recht, an die Besprechung der „Jungfrau" im letzten Schulsemester einen Exkurs über die Romantik zu knüpfen wie an die doch unbedingt notwendige Behandlung von „Kabale und Liebe" einen Ausblick auf den Naturalismus der 90er Jahre? Der „Prinz von Homburg" gehört m. E. unbedingt in die Klasse, etwa nach O II. Aber auf dieser Stufe neben den alten Nibelungen noch Hebbels Tragödie zu behandeln, ist doch sehr bedenklich. Es wird den Sekundanern schon schwer, die deutsche und die nordische Sage auseinander zu halten. Daneben aber noch dies Drama, das würde Verwirrung in den Köpfen anrichten. Hier muß man sich vor dem zuviel unbedingt hüten und auf reinliche, klare Bilder halten. In Prima dagegen, wo die Schüler vom alten Epos schon etwas abgerückt sind, wird eine Erweiterung ihrer Kenntnis an der Hand des Dramas förderlich sein. Ludwigs und Hebbels dramatische Forschungen sind wohl im ganzen zu schwer (S. 11). Und sollen wir wirklich Hebbels „Maria Magdalene" und Ibsens „Wenn Wir Toten erwachen" heranziehen? Wir müssen doch auf die meist ach so kleinen Köpfe der Primaner Rücksicht nehmen. Non multa!

Digitized by Google

Der Verf. ist für größere Bewegungsfreiheit im Aufsatz, einmal dadurch, daß mehrere Themata zur Auswahl gestellt, aber auch so, daß die Schüler sich selbst eine Aufgabe stellen, die ihnen liegt und an ihre Lieblingsbeschäftigungen anknüpft. Das letztere müßte mit größter Vorsicht und nach genauer Rücksprache mit dem Lehrer geschehen. Die Gefahr liegt zu nahe, daß der Schüler alte Arbeiten oder unkontrollierbare Quellen benutzt. Das erstere kann gewiß unbedenklich von Zeit zu Zeit geschehen. Doch scheint es mir in den meisten Fällen erforderlich, daß das Thema aus dem Unterricht selbst erwächst und allen Schülern Gelegenheit gibt und sie nötigt, Gedanken zu entwickeln, die durch die Besprechungen des Lehrers vorbereitet sind.

Was der Verf. über die Behandlung der Dichtungen im Unterricht sagt, verdient vollen Beifall. Den Schülern die Gedankenwelt zu erschließen und sie zur Freude an der Poesie heranzuführen, sind die vornehmsten Ziele. Bedenklich scheint es mir aber, sich nur auf die beiden Blüteperioden zu beschränken. Es ist dem Verf. unbedingt zuzustimmen, wenn er sagt: „Literatur, d. i. Lektüre der Dichtung, kann an sich schon Wirkung erzielen, aber in höchstem Maße erst, wenn die Dichtung in einem größeren Zusammenhange, dem Entwicklungsgange des Dichters oder der literarischen Bewegung, gesehen wird.“ Wenn das aber so ist, dann können wir doch an der Entwicklung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert nicht ganz vorübergehen, wenn wir die Entfaltung der neuen Blütezeit ins rechte Licht stellen wollen.

Der allgemeinen Einleitung folgen nun im einzelnen über Lyrik, Prosa und Drama des 19. Jahrhunderts wichtige, tiefgreifende Erörterungen, Winke für den Lehrer, Hinweise auf notwendige und schätzenswerte Literatur zur Vorbereitung und zum Studium besonders für die jungen Kollegen, welche in dieser Hinsicht von den Universitäten meist wenig oder nichts mitbringen, und kurze Anweisungen für die Behandlung der Dichtungen. Hier finden die Seminare der höheren Lehrer ausgezeichnetes Material. Vieles geht allerdings zu sehr ins einzelne. Wo wären wir wohl imstande, die Schüler so, wie hier angegeben, in das Wesen der Lyrik — z. B. durch Charakterisierung und Klassifizierung der Metaphern — einzuführen? Damit verfielen wir ja wieder in den alten Fehler, durch Zerpflücken der Blume ihre Schönheit genießen zu wollen. So hat es der Verf. natürlich auch nicht gemeint. Er will wohl nur zeigen, wie man sich der Schönheit bewußt wird, um hier und da den Schülern einen Verständnis eröffnenden und vertiefenden Wink geben zu können. Im allgemeinen wird es wohl genügen, sie auf die Anschaulichkeit der Poesie zu verweisen, auf die Kunst, Bilder vor unsere Seele zu zaubern und durch sie Stimmungen zu wecken. Die Kunstmittel im einzelnen zu zergliedern, fehlt die Zeit und fällt auch aus dem Rahmen der Schule.

Unter demselben Gesichtspunkt ist auch die ausführliche Darstellung des Impressionismus zu betrachten, die dazu dient, auf Liliencron vorzubereiten. Ich glaube, daß man ihn auch ohne dies verstehen kann. Die gebotenen trefflichen Ausführungen über seine Dichtungen

Digitized by Google

beweisen es. Eine schärfere kritische Äußerung darüber, daß er jede erotische Ausschweifung in den Bereich seiner Versifizierung zieht, wäre am Platze gewesen. Eine Gesamtausgabe seiner Gedichte — er hat eben leider alles drucken lassen — kann den Primanern nicht in die Hände gegeben werden. Der Lehrer wird natürlich aus den einleitenden Kapiteln über Impressionismus seinen Nutzen ziehen; ebenso aus dem über Symbolismus, dessen typischer Vertreter dem Verf. Dehmel ist. Mit Recht sagt er aber, daß es ihm zweifelhaft ist, ob dieser dem Verständnis der reiferen Jugend sich erschließt. In meiner langen Praxis hat nur einmal ein Primaner nach eigener Wahl über ihn einen Vortrag mit Proben gehalten, und zwar nach der vom Verf. erwähnten, vom Dichter selbst gemachten Auswahl. Ich fügte einige weitere Proben hinzu. Die Klasse lehnte ihn aber einstimmig ab. Sein schwankendes Wesen, seine gebrochene Gestalt, seine ganze Gesinnung machen es mir unmöglich, die Primaner in seine Dichtungen einzuführen. Auch Hoffmannsthal halte ich im Gegensatz zum Verfasser nicht für geeigneter und ergiebiger. Diese müde Symbolik ist nichts für unsere Jugend. Wie wenige unserer Primaner könnten wir überhaupt da hineinführen! und wäre die Mühe wirklich ein Gewinn?

Auch Frenssen überschätzt der Verf., wenn er ihn zu denen rechnet, die unserm Volk ein Führer sind in dieser neuen Zeit. Bis zu „Hilligenlei" haben dies manche von Frenssen gehofft, wenn auch der Widerspruch gegen seine Bedeutung schon nach dem „Jörn Uhl" bei vielen urteilsfähigen Leuten sehr stark war. „Hilligenlei" aber hat bewiesen, daß in seinem Wesen ein unheilbarer Bruch ist, der ihn für unsere Jugend gefährlich macht. — Von Hans Bartsch ist schon oben gesprochen.

Von den Dramatikern sind Kleists „Prinz von Homburg", Grillparzers „Ahnfrau" und „Goldenes Vließ", Hebbels „Herodes", „Agnes Bernauer" und „Nibelungen", Ludwigs „Erbförster" und „Makkabäer", endlich als Beispiel des Naturalismus Hauptmanns „Weber" besprochen.

Hebbel steht dem Verf. oben an. Seiner Theorie der Tragik hat er die ausführlichste Darstellung gewidmet. Es ist aber zweifelhaft, ob ein Durchschnittsprimaner daraus völlige Klarheit gewinnen wird, obwohl in den gründlichen Erörterungen über „Agnes Bernauer" und in der Zusammenfassung am Schluß des Abschnitts aller Scharfsinn aufgewendet worden ist. Es wird sich trotz alledem nicht verkennen lassen, daß die erkünstelte und ertüftelte Tragik Hebbels dem Verständnis der Jugend schwer zugänglich ist und daß sie selbst in dem (außer den Nibelungen) einzig für sie passenden Drama „Agnes Bernauer" für die Lösung der dort behandelten Konflikte nicht zu gewinnen ist. Aber daß wir versuchen müssen, sie in diese Gedankenreihen einzuführen, ist außer Frage. Gelegenheit dazu bietet sich am besten bei der Besprechung und Lesung der „Hamburgischen Dramaturgie".

Wir haben in Deckelmanns Werk ein Buch von großem Wert,

Digitized by Google

das unbedingt in die Hand jedes Deutsch-Lehrers gelangen muß und ihm eine Fülle von Anregung geben wird. Hier ist endlich zugleich ein praktischer Wegweiser zur Lösung der schwierigen Frage, wie wir unsere Schüler auf der Oberstufe der höheren Schulen in die Literatur des 19. Jahrhunderts einführen können. Es wird sicher vielen ein Anstoß werden, neue Versuche in dieser Richtung zu machen und ihnen Veranlassung geben, in unsern Fachzeitschriften über ihre Methoden und Erfolge zu berichten.

Berlin C. Karl Kinzel.

Die Anfänge der Kultur.

Ein Stück platonischer Geschichtsphilosophie.

Das Hauptproblem im Leben der Völker ist nach Platon der Staat. Der ideale Staat, den Platon in seiner 'Politeia' schildert, ist die Verwirklichung der Idee des Guten. Wie aber sind Gesetze und Verfassungen entstanden? Sind sie das Werk eines Gottes oder eines Menschen, des Zeus oder Apollon oder des Minos und Rhadamanthys? Das ist die Frage, die Platon in einem besondern Werke über die Gesetze (*Νόμοι*) behandelt. Die Darstellung hat die Form eines Gespräches, das die Vertreter dreier Staaten, Kreta, Lakedaimon und Athen in der Weise führen, daß sie sich von partikularistischen Vorurteilen freihalten und zugleich die Eigenart eines jeden Staates berücksichtigen. Ort des Gespräches ist die Insel Kreta, deren Geschichte nach den neuesten Ausgrabungen bis in das fünfte Jahrtausend zurückreicht, in eine Vorzeit, als in Knosos das sogenannte Labyrinth, die Königsburg des Minos stand. Die drei Unterredner, die als Gesetzgebungskommission für eine auf Kreta neu zu gründende Stadt gedacht sind, gehen von Knosos gemächlich den schattigen Weg, der unter prächtigen Bäumen zu einer Grotte, dem Heiligtume des Zeus, führt. Die Zeit des Gespräches ist ein Tag kurz vor der Sommersonnenwende. Die Behandlung ist des Gegenstandes würdig. Beachtenswert sind nächst der schönen Einleitung vor allem die kulturgeschichtlichen Betrachtungen im dritten und vierten Buche.

Die allgemeine Frage, die der Athener, der jüngste der drei Greise, aufwirft, öffnet sogleich den Blick auf einen unendlichen Zeitraum von Myriaden von Jahren, auf Tausende von verschiedenen Städten und Staaten in verschiedenen Gegenden und auf tausendfache Veränderungen kleinerer Gemeinschaften in größere und schlechterer in bessere oder umgekehrt. Aus diesem beständigen Wechsel des Werdens und Vergehens ergibt sich der Grund der Entstehung staatlicher Gemeinwesen. Alte Sagen erzählten von Überschwemmungen, Seuchen und andern verheerenden Ereignissen. Einmal kam aber wohl eine solche Überschwemmung, daß nur wenige dem Verderben entrannen, einige bergbewohnende Hirten, 'winzige Lebensfunken des Menschengeschlechts'. Es verschwanden die Städte, die in den Ebenen am Meere gelegen waren, und allerlei Gerät und Werkzeug, alles, was Kunst und

Wissenschaft hervorgebracht, war dahin. Die großen Meister der Erfindungen und Entdeckungen, Daidalos, Orpheus, Palamedes, Marsyas und Olympos, Amphion u. a., dazu der göttliche Wohltäter Epimenides, mußten in tausend und abertausend Jahren alles neu schaffen. Zunächst sahen sich die Menschen umgeben von tausendfachen Schrecken der Einsamkeit. Land gab es genug für sie, aber nur spärliche Reste von Rinder- und Ziegenherden, und nichts erinnerte sie mehr an Staat, Verfassung und Gesetzgebung. Städte, Verfassungen, Künste, Gesetze, vieles Böse, aber auch vieles Gute sollte sich im Laufe der Zeit erst wieder entwickeln.

Von den Berggipfeln in die Ebenen hinabzusteigen, hielt nachbebende Furcht alle Überlebenden zurück. Da ihrer nicht viele waren, so freuten sie sich, wenn sie einander sahen, und da sie die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle nicht kannten, so verkehrten sie in Frieden und Freundschaft mit einander. Sie führten keine Kriege, denn was sie zur Nahrung, Kleidung und Wohnung brauchten, war reichlich vorhanden, und wenn auch ohne Eisengeräte, waren sie doch durch Bildnerei und Weberei vor Not geschützt. Und da sie weder Gold noch Silber hatten, gab es unter ihnen auch keinen Gegensatz von Reich und Arm, weder Übermut und Ungerechtigkeit noch Eifersucht und Neid. Sie waren gut, weil sie einfältigen Herzens waren. Als schön oder häßlich, das heißt als gut oder schlecht sahen sie an, was sie so nennen hörten, und da sie das, was man ihnen über Götter und Menschen sagte, für wahr hielten, konnten sie auch den Gedanken einer Lüge nicht fassen. Und so waren sie denn viele Geschlechter hindurch weniger gewitzigt und überhaupt rechtschaffener als das Geschlecht vor der großen Flut und als die Menschen einer späteren Zeit, die sich auf Krieg und Streit und Ungerechtigkeit aller Art verstanden.

Von Gesetzen und einem Gesetzgeber wird in diesem Zeitalter, das auch die Schrift noch nicht kannte, keine Rede sein können. Man ließ sich leiten von der Sitte und den sogenannten väterlichen Gesetzen. Eine Art Verfassung entstand mit der Herrschaft der Dynastie, wie Platon sagt, die nach Homer die Kyklopen ausübten, ein jeder über sein Haus und Geschlecht. Solche Patronomie oder Patriarchie, wie sie auch später noch bei Griechen und Barbaren bestand, hält Platon für die gerechteste aller Königsherrschaften. Aus dem Einzelhause ward dann, als die Menschen sich, gleich den Vögeln, zusammenscharten und tiefer an den Berghängen größere Städte mit Schutzmauern gegen wilde Tiere, anlegten, ein einziges, großes Gesamthaus. In den einzelnen Städten führten die Väter und Ernährer und die Ältesten verschiedene Sitten und Gebräuche ein, die sich vererbten auf Kind und Kindeskind. Es wurden Gemeinderäte gewählt, die den Führern des Volkes die Grundzüge der Gesetzgebung wiesen, und zur Wahl einer Herrschaft der Besten oder eines Königs aufforderten. Alle Arten von Verfassungen und Staaten aber entwickelten sich in den Städten, die, wie Ilion, auf einem Hügel in einer weiten, schönen Ebene gelegen waren,

Digitized by Google

bevölkert von Menschen, die von der großen Flut nichts mehr wußten und sich furchtlos auch auf das Meer hinaus wagten. Volkreichere Staaten begannen einander zu bekriegen. Die Achäer zogen vor Ilion, und während der zehnjährigen Belagerung brachen in der Heimat Unruhen aus. Die heimkehrenden Krieger wurden von dem jüngeren Geschlechte übel empfangen, getötet oder vertrieben. So die Achäer, die unter Dorieus auswanderten und neue Städte gründeten.

Es kam auch zu einem friedlichen Bunde dreier Königreiche, Argos, Messene und Lakedaimon, mit der Verpflichtung zu Schutz und Trutz und einheitlicher Verfassung. Wollte einer der drei Staaten die gemeinsamen Gesetze abschaffen, dann sollten die beiden andern es verhindern. Die neue Staatsordnung, die vierte, ließ sich nicht auf die Dauer durchführen. Denen, die eine allgemeine Besitzänderung und Aufhebung der Schuldhaft forderten, traten andere entgegen, die den Gesetzgeber beschworen, Unverrückbares nicht zu verrücken (μὴ κινεῖν ἀκίνητα, non movere non movenda, J. Bekker). Zu innerem Frieden kam es im Widerstreit der Interessen nicht. Glanz und Macht konnten den Dreibund trotz kriegerischer Tüchtigkeit nicht erhalten. Die Menschen wünschen sich gemeiniglich das, was sie für ein Glück halten. Aber es geht nun einmal nicht alles in der Welt nach unserm Willen! Die Grundlage des Staates ist Liebe und Eintracht, ist Freiheit, ist vor allem Einsicht. Das erkannten die dorischen Könige nicht, und darum ist ihre Herrlichkeit so rasch vergangen. Doch wird anerkannt, wie das durch göttliche Vorsehung geschaffene Doppelkönigtum in Sparta sich von Eidbruch und Selbstsucht frei hielt, auch durch die Gerusie und die Ephoren verfassungsgemäß beschränkt war, und an dem Kampfe gegen die Perser haben die Lakedaimonier sich rühmlich beteiligt, während Argos sich untätig verhielt, und die Messenier ihre dorischen Stammesbrüder an der Verteidigung des Vaterlandes zu verhindern suchten.

Im Leben des Einzelnen und des Staates bedarf es der Einsicht, der Erkenntnis der Ursachen, die das Entstehen und Vergehen bewirken. Eine Herrschaft geht an ihren eigenen Fehlern zugrunde. Das lehrt die persische und die athenische Geschichte. Die Alleinherrschaft, die der große König Kyros und sein Nachfolger Dareios mit Maß ausgeübt, wurde mißbraucht von den Erben ihrer Macht, die im Palaste ohne die richtige Erziehung aufwuchsen und, verleitet durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit, nicht lernten, sich an Widerspruch und Tadel zu gewöhnen. Anders in Sparta, wo weder Geburt noch Besitz ein Vorrecht gewährte. Denn eine Auszeichnung hat nur dann Sinn, wenn sie der Einsicht gilt, überhaupt den geistigen Eigenschaften, die höheren Wert haben als die körperlichen und materiellen Güter. Wie aber in Persien die freien Männer, an deren Spitze Kyros stand, zu Sklaven wurden, so artete in Athen die Freiheit in Zügellosigkeit aus. Einst hatte der Zensus den Zugang zu den Ämtern bedingt. Vor allem hielt ein gebieterisches Ehr- und Schamgefühl jeden einzelnen in Schranken, und die gemeinsame Not des Krieges

Digitized by Google

gegen die Perser einigte die Bürgerschaft. Jetzt brach die alte Titanennatur wieder hervor, die von Unterordnung unter die Obrigkeit und die Gesetze, von Gehorsam gegen Vater und Mutter, Achtung vor dem Alter, Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht nichts hören wollte. In der Staatsregierung kommt es also darauf an, in jeder Beziehung die rechte Mitte zu halten.

Wenn die Gründung einer Polis — das Wort bedeutete zugleich Stadt und Staat — beabsichtigt ist, so hat zunächst eine Vertreterschaft von etwa zehn Männern die Wahl des Ortes für die neue Kolonie vorzunehmen. Am passendsten ist eine menschenleere, in früherer Zeit aber schon einmal bewohnte Gegend, die das Nötige zum Lebensunterhalt bietet, nicht allzunahe am Meere, um die Aus- und Einfuhr nicht überhandnehmen zu lassen, die alte Tapferkeit in der Landschlacht zu erhalten und feindliche Angriffe leicht abzuwehren. Doch kommt es nicht darauf allein an, daß Menschen gerettet werden und leben, sondern daß sie so gut als möglich werden und bleiben ihr Leben lang. Kolonisten sollten sich niederlassen gleich dem Bienenschwarme als Freunde, die von Freunden kommen. In einer schwierigen Lage ist der Gesetzgeber, der, je nachdem die Ansiedler aus einer oder mehreren Städten kommen, entweder neue Gesetze für alle einführen oder die verschiedenen Elemente mit demselben Geiste erfüllen soll. Eine Aufgabe, die nur die Besten mit Gottes Hilfe, der allein der rechte Gesetzgeber ist, lösen werden. Der Augenblick ist da, wenn die E i n s i c h t des Gesetzgebers zusammentrifft mit der M a c h t des Alleinherrschers, der jung, von gutem Gedächtnis und rascher Fassungskraft, männlich und hochgesinnt sein muß. Selten genug ist eine solche Vereinigung von Rede- und Herrschgewalt, dann aber um so wirksamer und segensreicher[1]). Die Verfassungsformen nun, die man gewöhnlich unterschied, waren: Demokratie, Oligarchie, Aristokratie und Königtum. Aber keine von ihnen stellte nach Platons Meinung eine Politeia im eigentlichen Sinne, eine Staatsgemeinschaft freier Bürger dar. Der lakedaimonische Staat hatte von allen vier Verfassungsarten etwas an sich, aber in einer jeden von ihnen suchte ein Teil der Bürgerschaft die übrigen zu knechten. Die rechte Politeia müßte den Namen des Gottes führen, der in Wahrheit den Menschen gebietet, die mit Vernunft begabt sind. Die Sage erzählt von der Herrschaft des Kronos, lange vor den oben geschilderten Siedlungsgemeinschaften, und von dem seligen Leben der Menschen, denen alles reichlich und von selbst zufiel. Die menschliche Natur vermag sich — das war es, was der Gott erkannte — nicht aus eigner Kraft von Übermut und Ungerechtigkeit frei zu halten. Darum setzte er, aus Liebe zu den Menschen, göttliche Wesen als Herren über sie, die sie führen und leiten sollten, wie der Hirt die Herde führt und leitet, in Frieden und Ehrfurcht und aller Gerechtigkeit. Ein Staat, den nicht Gott, sondern irgend ein Mensch lenkt, kann dem Verderben nicht entgehen.

[1]) Platon dachte dabei wohl an den jungen Dion von Syrakus, für den diese Worte geschrieben scheinen.

Digitized by Google

Ein Leben, wie unter Kronos, als die Gottessöhne über die Menschenkinder herrschten, muß das Vorbild für den einzelnen und die Gesamtheit sein. Was unsterblich in uns ist, das muß unser Leitstern sein im Haus und in der Gemeinde, und was die Vernunft gebietet, das sei Gesetz. Wo Leidenschaften und Begierden herrschen, wo ein einzelner oder eine demokratische oder oligarchische Partei das Gesetz mit Füßen tritt, da gibt es keine Rettung.

Bedenklich erschien vor allem die neue Lehre (die Platon auch im Gorgias und in der Politeia bekämpft), es gebe soviel verschiedene Arten von Gesetzen, als es Verfassungen gebe, der Zweck der Gesetzgebung sei nicht etwa die Entscheidung über Krieg und Frieden oder die Gerechtigkeit im allgemeinen, sondern die Aufrechterhaltung der einmal bestehenden Verfassung, und der natürliche Begriff der Gerechtigkeit sei der Vorteil des Stärkeren. Tatsächlich waren es allerdings von jeher die Machthaber, die in Fällen von Zuwiderhandlung entschieden, was Recht oder Unrecht sei, mochte nun das Volk oder ein andrer Teil der Bürgerschaft oder ein Tyrann regieren und Gesetze geben. Um so mehr tat es not, einen andern Maßstab dafür zu finden, wer herrschen sollte und über wen, die Eltern über die Kinder, die Älteren über die Jüngeren, die Stammesgenossen über die Stammfremden usw., die einen den andern hinderlich, so daß sie nur mit Gewalt in Ordnung zu halten waren, oder eine wirkliche Verfassung mit rechtschaffenen Gesetzen zum Wohle des Ganzen, nicht um Entzweiungen statt Verfassungen zu stiften. Die Staatsämter sollen nicht nach Reichtum, Körperkraft und Größe oder Vornehmheit des Geschlechtes vergeben werden, nein, wer Sieger ist im Dienste der Gesetze, der soll die höchste Stellung einnehmen, der zweite die zweite usw. Die Herrschenden sollen Diener der Gesetze sein! Wo das Gesetz zum Werkzeug wird und keine Geltung hat, da steht Unheil bevor. Ist aber das Gesetz Herr über die Herrschenden, und sind die Herrschenden die Sklaven der Gesetze, dann erscheint das Heil und alles Gute, was die Götter den Staaten verleihen. Den versammelten Ansiedlern der neuen Stadtgemeinde aber verkündet der Gesetzgeber: 'Ihr Männer! Der Gott, der nach dem alten Spruche Anfang, Ende und Mitte alles Seienden in seiner Hand hält, geht den geraden Weg, der allein Waltende (ἐπιτροπεύων μόνος?). Ihm folgt die Göttin des Rechts, die Rächerin aller Übertretungen der göttlichen Gesetze, und wer glücklich werden will, folgt ihr in Demut getreu. Wer aber hoffärtig ist, stolz auf Reichtum, Ehren oder schöne Gestalt, und aus jugendlichem Unverstande entbrennt in Übermut, in dem Wahne, keines Herrn und Führers zu bedürfen, vielmehr andern ein Führer sein zu können, der bleibt verlassen von Gott. Er treibt mit andern seinesgleichen sein unstätes Wesen, scheint auch manchem wirklich etwas zu sein, nach kurzer Zeit aber muß er büßen, indem er sich und sein Haus und den Staat zugrunde richtet'.

Was hat nun der Verständige zu tun, um Gott wohlgefällig

Digitized by Google

zu sein und denen sich zuzählen zu können, die Gott dienen. Er handle nach dem alten Spruche: das Gleiche ist dem Gleichen lieb, der Maßhaltende dem, der das Maß selbst ist. Aller Dinge Maß aber ist Gott und nicht hier oder da irgendein Mensch, wie man, sagt Platon, behauptet. Der Verständige ist Gott angenehm, denn er ist ihm ähnlich, der Maßlose und Unvernünftige ist ihm unähnlich und fremd. Nichts Schöneres weiß sich der Gute, als den Göttern zu opfern, ihnen zu nahen mit Gebeten, Weihgeschenken und aller Dienstwilligkeit. Schlecht ist, wer nicht rein ist an seiner Seele. Von dem Unreinen nimmt kein Mensch und nimmt kein Gott Geschenke an. Nächst den Göttern allen soll man die Eltern ehren. Ihnen soll man die erste und größte, die älteste aller Schulden abtragen, die Schuld des Dankes, ihnen all ihre Liebe, Geduld und Fürsorge für unser leibliches und geistiges Wohl reichlich und täglich vergelten durch Ehrerbietung, Freundlichkeit und Sanftmut ihr ganzes Leben lang, eingedenk der Nemesis, der Botin der Dike, nach ihrem Tode aber sie so bestatten, wie es sich gebührt, nicht prunkvoll, aber auch nicht zurückbleibend hinter dem, was die Vorfahren für das Andenken ihrer Eltern getan. Sind endlich die Pflichten gegen Kinder und Verwandte, Freunde und Mitbürger wohl bedacht, dann mag jedermann hoffen, der Verheißung des Hesiodos gemäß den Preis der Tugend zu erringen. Mit dem Hinweis auf gute und schlechte Ärzte (vgl. Thuk. 6, 16) schließen die Grundzüge der Gesetzgebung.

Die platonische 'Genesis' ist die Lehre von der Entstehung des Staates, beruhend auf dem Glauben an die Macht des Guten in der Welt. Platon unterscheidet zwei Perioden, ein Menschengeschlecht vor und ein anderes nach einer großen Flut. Das ältere Geschlecht durchlebte jene unendlich ferne Zeit der Anfänge, des unbewußten Wechsels von Gut und Böse, den schon vor Platon Homeros und Mimnermos erkannt und sinnig mit dem Grünen und Welken der Blätter verglichen haben. Das spätere Geschlecht, genügsam und unschuldig, brachte es nicht zu wirklicher Schlechtigkeit, aber auch nicht zu wirklicher Rechtschaffenheit. Erst bei zunehmender Bevölkerung, als der Staat gleichsam 'ein Haus mit vielen Wohnungen' war, als die Menschen sich auch in den Ebenen und an den Meeresküsten ansiedelten, und Städte und Verfassungen aller Art neu entstanden, gelangte man allmählich zu tieferer Einsicht in das Wesen der Gesetze und ihr inneres Verhältnis zum Leben und Gedeihen des Staates überhaupt. Verband sich mit dieser Erkenntnis der Wille zur Macht und zur Gottähnlichkeit, führte das Wissen des Guten und Bösen zur Ehrung der Götter (oder des Gottes) und der Eltern, dann war, dank der Wendung, die mit der Sintflut eintrat, für die Zukunft des Gesetzesstaates im vollsten Sinne des Wortes der Grund gelegt, zum Heile der Gesamtheit. So erscheinen die beiden höheren Mächte, Religion und Kultur, im Geiste des großen 'Heiden' Platon innig mit einander verbunden.

Digitized by Google

An der Selbständigkeit der platonischen Geschichtsphilosophie ist nicht zu zweifeln. Altgriechische Sagen waren es, die von den Anfängen der Zivilisation berichteten, von der Erkenntnis des Guten und Bösen, von Städtegründung, von Wohnung, Nahrung und Kleidung, von den ersten Meistern der Musik, von der Erfindung der Schmiedekunst usw. In der Beantwortung dieser und anderer Kulturfragen unterscheiden sich in beachtenswerter Weise die biblische und die platonische Genesis von einander. Die Hauptfrage ist auf beiden Seiten die nach dem Erwerb und dem Werte der Güter der Kultur[1]. Die Bekleidung erscheint in der biblischen Genesis als die nächste Folge des Sündenfalles. Die Erzählung von den zwei Bäumen im Paradiese besagt, daß den Menschen nur Erkenntnis dessen geworden sei, was ihnen gut sei oder schade, aber nicht die Unsterblichkeit, gegen die bekanntlich auch sonst in alttestamentlichen Schriften eifrig polemisiert wird. Es geht ein pessimistischer Zug durch die ganze Darstellung. Die Sintflut wird in der kanonischen Genesis ebenso wie in dem Buche der Jubiläen wirklich zur Sündflut. Dem gegenüber erscheint als Grundsatz der Schilderung, die Platon entworfen hat, der Optimismus. Jedenfalls haben Platons Gesetze hauptsächlich wegen der universal-idealen Auffassung, die aus den Betrachtungen über die religiös-sittlichen Kräfte der Menschheit spricht, weithin gewirkt. Vor allem aus diesem Werke erklärt sich die Vorliebe für Platon, durch die sich Origenes von andern Kirchenschriftstellern unterscheidet, besonders in seinem wesentlich im Original leider nicht mehr erhaltenen Werke 'über die Anfänge'. In der späteren Lehre vom 'Gottesstaate' und in dem rein praktischen Grundsatze, 'Suum cuique dare, neminem laedere, honeste vivere', ist das, was nach Platon zusammengehört, streng geschieden. Im Vergleich mit Augustinus und Justinianus weisen Platons 'Gesetze' deutlich auf eine höhere Einheit hin, die offenbar auf der auch schon überwiegend monotheistischen Lehre des Pythagoras beruht.

Zur Schullektüre gehört der im Vorstehenden besprochene Teil der 'Gesetze' leider noch nicht. Es gibt aber kaum etwas Lehrreicheres und Interessanteres in der griechischen Literatur, als diese weit über die Grenzen von Attika, ja von Griechenland hinausschauende, im höchsten Sinne hellenistische Geschichtsphilosophie. Sie ist ebenso verkannt worden, wie die Religionsphilosophie im 'Buche der Weisheit'. Daß die Sprache Platons hier den Stempel der Schwierigkeit an der Stirn trage[1]), ist ein Vorurteil, das sich durch den objektiv erbrachten Gegenbeweis aus der Praxis der Abiturientenprüfung leicht entkräften läßt. Auch ein gedruckter Kommentar ist zur rascheren Einführung nicht von Nöten, wenn der Lehrer erst extemporieren — natürlich mit den nötigen Hilfen — und dann gründlich repetieren läßt, auch in der fremden Sprache. Die Übung im Übersetzen darf nicht zur ἐπίπονος ἄσκησις

---

[1]) Vgl. Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels, 2. Ausg. S. 318 f.

werden. Hauptsache ist die Aneignung des Inhaltes.[1]) Der Gegenstand ist es, der das Verständnis erleichtert, und die Behandlung ist gerade hier bei Platon, ich möchte sagen natürlicher, frei von der Dialektik, die in andern Werken, in der Apologie wie in der Politeia, dem Phaidon, Gorgias und Protagoras, vom Kriton und ähnlichem nicht zu reden, zuweilen den Leser ermüdet. Beschränkt man sich auf den Kern des Ganzen, so gibt es keine bessere Einführung in die Welt der platonischen Ideale, keinen schlagenderen Beweis der Überlegenheit des Philosophen über die Sophisten, vor allem über Protagoras, als die 'Gesetze'.[2]) Die Bücher I und II, auch V müssen hinter Phaidon oder Politeia unbedingt zurückstehen. Daß sich mit der stimmungsvollen Einleitung ursprünglich die Fülle der Bilder und Gedanken in Buch III und IV verband, leuchtet auch Schülern ein, die das Staatsideal des Perikles kennen und an einem andern Werke auch gern lernen werden, einen Fluß ohne Notbrücke selbst zu durchschwimmen. Für den Unterricht im Griechischen ist, zumal in unserer Zeit, das Beste aus Platons unsterblichen Werken gerade gut genug. Dazu gehören die *Νόμοι* in der hier empfohlenen, nach meiner Erfahrung wirklich nicht so schweren Auswahl für unsere Gymnasialprima, in der bei angemessener Bewegungsfreiheit noch viel Schönes gelesen werden kann, werden Lehrer und Schüler sich unmittelbar mit einander wohl erfreuen mögen.

Jena. K. Lincke.

Intervallierte oder ungebrochene Gefechtslinie?

Die Gründe, welche Veith in seinem Aufsatz über „Die Taktik der Kohortenlegion" in der Klio 1907 S. 303 ff. für die frontalen Gefechtsintervalle und gegen die ungebrochene Linie geltend macht, beziehen sich, wie er selbst erklärt, auch auf das Manipularsystem und müssen daher bei einer Darstellung des letzteren berücksichtigt werden.

Es sind in der Hauptsache folgende:

---

[1]) Worte des Herrn Rezensenten des von Dr. B. von Hagen und mir herausgegebenen Buches 'Hellenismus' (Klassikerausgaben der griechischen Philosophie, Heft VI, Halle 1911, Waisenhaus, B.) LXVI 1912) S. 113 f. dieser Zeitschrift. Zu der entgegengesetzten Ansicht bekannte sich mir vor kurzem Herr Prof. Dr. Woltjer in Amsterdam, Mitglied der Königl. Prüfungskommission für höhere Schulen in Holland. Vgl. jetzt auch W. Nestle, Korrespnndenzblatt für die höheren Schulen Württembergs, 1912, S. 407 ff. G. Schneider, Lesebuch aus Aristoteles, S. 4: 'Wenn damit, daß dem Schüler zuerst der Inhalt eines Abschnittes vorgeführt wird, von dem üblichen Gange abgewichen wird, so ist dies eine Ausnahme, die wohl begründet ist.

[2]) Hohen Wert für die Erklärung des Inhaltes der reichen Sprache der allgemeinen Ausführungen Platons über die Gesetze haben neben C. Ritters Werken jetzt auch O. Apels 'Platonische Aufsätze' (S. 168 ff.).

Digitized by Google

1. Nach seiner Ansicht (S. 307) hätte die einbrechende Abteilung es nicht nur mit einem, sondern mit drei Gegnern zu tun gehabt, und der Umstand, daß „zwei davon eventuell bereits frontal beschäftigt waren, fiel bei der relativen Tiefe aller Abteilungen, wie sie eben die Intervalltaktik voraussetzt, wenig ins Gewicht“. Dagegen ist zu bemerken, daß die relative Tiefe mit guten Gründen bestritten wird, und das Intervall der Gefechtslinie doch erst zu beweisen war. Nehmen wir es aber als tatsächlich vorhanden an, so begab sich der einbrechende Gegner fraglos in Gefahr, aber diejenige, welche dem anderen Teil drohte, war größer. Man stelle sich auch nur die Verwirrung vor, welche der Feind durch sein plötzliches Erscheinen zwischen zwei Schlachthaufen verursachen mußte, denen das „signa sequi“ und „ordines servare“ oberstes Gesetz war. Daher warnt Vegetius I 26: „necesse est autem statim metu universa confundi, si intercisa acie ad dimicantium terga hostis accesserit.“ Und die Furcht, welche bei solchem Anlaß der Mannschaft sich zu bemeistern pflegte, wird noch zur Zeit der Kohortenstellung offen zugegeben, so bei Caesar im Bellum gallicum V 15, das heißt an derselben Stelle, durch die Veith seine Ansicht zu stützen sucht. Da erfahren wir, daß die Legionare, als gallische Reiter zwischen zwei Schlachthaufen durchbrachen, „novo genere pugnae perterriti“ gewesen wären, und Delbrück „Geschichte der Kriegskunst“ I S. 275 erinnert an eine Stelle in Xenophons Anabasis IV 8, wo geschildert wird, wie schon die bloße Besorgnis vor dem Eindringen des Gegners Mutlosigkeit verursachte. Trotzdem wird die Auffassung Veiths von Kromeyer „Antike Schlachtfelder“ III S. 301 gebilligt, da es genügt habe, wenn die hinteren Glieder durch eine entsprechende Wendung dem Feinde die Stirn boten. Indessen, welches wäre dann in Wirklichkeit der Verlauf des Kampfes gewesen? Nun, der Mann auf der Ecke hätte dem konzentrischen Angriff von vorn und von der Seite gewiß nicht standgehalten; alsdann hätte der ihm zunächst Stehende daran glauben müssen, und so weiter. Der Rest des ersten Gliedes aber würde, durch das Getümmel in der Flanke und schließlich auch im Rücken beunruhigt, alle Widerstandskraft verloren und fraglos den Rückzug angetreten haben, wobei er die hinter ihm stehenden Kombattanten mit sich fortriß. Denn auf die leichtbewaffneten und wenig kriegserfahrenen Veliten war dann kein Verlaß, und das zweite Treffen stand nicht nahe genug, um der Gefahr sofort und unablässig zu begegnen. Von seinem Platze aus aber hätte es mit dem Schwert den Gegner nicht erreicht, und das Pilum konnte, falls die Entfernung den Wurf noch gestattete, in dem Getümmel ebensowohl den Freund wie den Feind treffen. Die größere Beweglichkeit in der Intervallformation soll nicht bestritten werden; daraus folgt jedoch keineswegs, daß die Römer zu jener Zeit ihr Rechnung getragen haben.

2. Des weiteren (S. 312) hält Autor es für unmöglich, daß die ungebrochene Linie auf ein vom Flügel gegebenes Signal, ohne zu zerreißen und sich zu verschieben, avanciert wäre. Einen Beweis

Digitized by Google

dafür hat er jedoch nicht erbracht; denn das Beispiel aus Cäsars Bellum civile III 99, wonach bei Pharsalus die Legionare auf der ganzen Front liefen, und bevor sie den Feind erreicht hatten, stehen blieben, um Atem zu holen, kann ebenso gut gegen seine Ansicht geltend gemacht werden. Man denke auch an den mit Unrecht beanstandeten Sturmanlauf der Athener bei Marathon. Was hier einer schwerfälligen Phalanx möglich war, das sollte die locker gestellte Gefechtslinie römischer Krieger auf nur mäßige Entfernung nicht vermocht haben? Denn in der Regel war es bis zur Schlachtordnung des Feindes nicht weit, und vollends wurde nur eine ganz kurze Strecke gelaufen. Ging dabei dennoch die Gliederrichtung stellenweise verloren, so war das kein großes Unglück; die etwa Zurückgebliebenen kamen, da es sich nur um ein paar Schritte handelte, schon nach, für die Wahrung der Rottenabstände aber dürfte der jedem Manipel voranschreitende Feldzeichenträger verantwortlich gewesen sein. Die selbstverständliche Voraussetzung freilich ist gangbares Gelände, ein solches aber wurde grundsätzlich zum Kampfplatz gewählt. (S. hierüber Stoffel: „Histoire de Jules César“ II S. 340 und Livius XX 18, der den Legionar deshalb als „campestris“ bezeichnet.) Wo das nicht anging, war für die ungebrochene Linie allerdings die Gefahr des Zerreißens gegeben, weshalb Vegetius III 20 davor warnt und zutreffenden Falles, also ausnahmsweise eine andere Formation empfiehlt.

3. Auch irrt Autor gewiß, wenn er (S. 332) meint, es sei „ganz ausgeschlossen, daß eine so lange Linie“ auf die Dauer mehrerer Stunden „in einem heftigen Nahkampfe ihren Zusammenhang bewahrt“. Wozu hatte man denn die vielen Zenturionen im ersten Gliede, die Fahnenträger und Signalbläser hinter der Front, und weshalb waren auch die Legionare selbst auf das „signa sequi“ und „ordines servare“ sorgsam geschult und verpflichtet?

4. Ferner (S. 214) beruft Veith sich auf den, wie er glaubt, „eminent offensiven Charakter“ der römischen Taktik und die „detaillierte Ausnutzung des Terrains“. Ersterer soll aus sämtlichen Quellen hervorgehen, während doch die zweifellos wichtigste, Vegetius III 14 das genaue Gegenteil lehrt: „Hi (die beiden vorderen Treffen) enim ad vicem muri nec cedere nec sequi aliquando cogendi sunt, ne ordines turbent, sed venientes adversarios excipere et stando pugnandoque repellere vel fugare.“ Offensiv ist eben nur der concursus vor dem Beginn des Handgemenges; alsdann hielten sich Angriff und Abwehr die Wage, und den Gegner nach errungenem Siege zu verfolgen, war dem schweren Fußvolk untersagt (Veget. II 17; vgl. III 14). Wo trotzdem davon die Rede ist, kann es sich mithin nur um ein Nachdrängen auf kurze Entfernung unter Wahrung der bisherigen Abstände in Reihe und Glied handeln als letzten Teil der statarischen Schlacht. Die Verfolgung weiteren Sinnes dagegen lag den Leichtbewaffneten und den Reitern ob. Auch darüber äußert sich Vegetius an der genannten Stelle in einer jedes Mißverständnis ausschließenden Weise: „si hostes fugasset, non sequebatur gravis

Digitized by Google

armatura, ne aciem suam ordinationemque turbaret et ad dispersos recurrentes hostes incompositos obprimerent, sed levis armatura cum . . . . . equitibus fugientes sequebatur inimicos." Von der Ausnutzung des Geländes aber während des Gefechts ist in der älteren Zeit nur äußerst selten die Rede, und auch dann nicht in dem von Veith angesprochenen Maße. Übrigens widerspricht Autor sich selbst, wenn er in dem von ihm verfaßten 2. Teile des 3. Bandes von Kromayers „Antiken Schlachtfeldern" p. 604 mit Bezug auf Narragara ein kupiertes Gelände als „nirgend auch nur annähernd von der Art wie die Heere Roms sie für eine „bataille rangée" brauchten und wünschten", bezeichnet. Die als Beleg angeführte Stelle bei Polybius XV 20 besagt doch nur, daß auf unebenem Terrain die Legionare der Phalanx gegenüber im Vorteil waren. Wenn aber durch Ungleichheiten des Erdbodens entstandene Lücken das Schicksal der Schlacht in Frage stellten, wie konnte dann die Unterbrechung der Gefechtslinie durch zahlreiche Zwischenräume für zweckmäßig gehalten werden?

5. Schließlich entbehren die von Veith genannten Quellen (S. 307), da nirgend unzweideutig von dem Kampfe der Schwerbewaffneten die Rede ist, sondern wahrscheinlich überall nur von der Zeit, wo die Lücken des ersten Treffens ohnehin noch offen standen, der Beweiskraft, während andererseits die ungebrochene Gefechtslinie wohl bezeugt ist, so insbesondere durch Vegetius III 14 und 15, der bei drei Fuß Rottenabstand auf die Front von 1666 Mann 1000 Passus gleich 2000 Schritt rechnet und einer Schlachtordnung von sechs Gliedern der nämlichen Länge 9996 Kombattanten zuschreibt. Wo bleibt da also noch Raum für die Intervalle? Ebenso schließen sich bei Vegetius II 15 die Kohorten unmittelbar aneinander: „Huic (primae) cohors secunda conjungitur" und darauf: „Huic (tertiae) annectitur quarta." Andere Beweisstellen findet man in meiner Abhandlung: „Der Quincunx etc." im Philologus 1907 S. 262 ff. Die einzige Stelle, die für Veiths Ansicht zu sprechen scheint und von ihm auch so gedeutet wird, findet sich bei Polybius XV 15: *„οὔσης γὰρ δυσδιασπάστου τῆς Ῥωμαίων τάξεως καὶ δυνάμεως τοῦ ἄννρα συνέβη καὶ καθόλου καὶ κατὰ μέρη μάχεσθαι πρὸς πάσας τὰς ἐπιφανείας διὰ τῆς μιᾶς ἐκτάξεως ἀεὶ τῶν ἔγγιστα τῷ δεινῷ σημαιῶν συνεπιστρεφουσῶν πρὸς τὸ δεόμενον."* Sie läßt jedoch in ihrer nicht durchaus klaren Fassung auch eine andere Deutung zu, da unter den *μέρη* sehr wohl die Treffen verstanden werden können. Dann wäre die römische Schlachtordnung *δυσδιάσπαστος* nicht, wie Veith und nach ihm Kromayer glauben, wegen der Gefechtsintervalle, sondern wegen der drei hintereinander stehenden Staffeln; denn zwiefach reißt nicht und dreifach noch weniger. Die *ἐπιφάνειαι* aber wären Front, Flanken und Rücken der gesamten Schlachtordnung, wo die Triarier sowohl die vorderen Treffen im Falle der Not aufzunehmen als auch im Kehrt etwaige Angriffe der feindlichen Reiter abzuweisen haben. Unter den *σημαῖαι* endlich würde man nicht einzelne Manipel verstehen, sondern, was mit dem *σὺν* in *συνεπιστρεφουσῶν* angedeutet sein möchte, die

Digitized by Google

ganze Reihe oder doch einen größeren Teil der Schlachthaufen einer oder mehrerer Staffeln, mit anderen Worten die gegenseitige Unterstützung, von welcher Polybius spricht, wäre nicht auf die Manipel, sondern auf die Treffen zu beziehen. Es ist doch wohl auch kein Zufall, daß er seinen Exkurs unmittelbar nach dem Bericht über die Schlacht bei Narragara einschaltet, wo geschildert wird, wie Scipio die Prinziper und Triarier „πυκνώσας ἐφ᾽ ἑκάτερον τὸ κέρας" in die Verlängerung des ersten Treffens führte, nebenbei gesagt ein neuer Beweis für die ungebrochene Gefechtslinie. Denn wie sollten nun die Hastaten, ihres ganzen Rückhalts beraubt, mit frontbreiten Lücken dem Feinde gegenübergestanden haben? Und daß auch die Prinziper und Triarier beim Aufmarschieren ihre Intervalle geschlossen haben, bezeugt das Wort „πυκνώσας". Ebenso dürfen wir dann auch die von Veith hier nicht erwähnte, aber als Motto der Abhandlung vorangeschickte Stelle bei Livius IX 19: „romana acies distinctior ex pluribus partibus constans, facilis partienti, quacunque opus esset, facilis jungenti" auffassen, zumal da unter den „plures partes" schwerlich die 120 Manipel eines konsularischen Heeres gemeint sein könnten. Tatsächlich ist in der Zeit des Manipularsystems immer nur von den Treffen die Rede, so namentlich bei Livius VII 23; VIII 8 und 10; IX 32 und 39; X 14 und 29; Polybius XIV 8; XV 14; XVIII 26. Bisweilen greift wohl auch eine komplette Legion oder ein aus etlichen Kohorten bestehender Teil derselben helfend ein wie bei Livius XXVII 2; 12; 48 vgl. 41; Polybius XI 16; daß aber Manipel der nämlichen Staffel sich während des Gefechts gegenseitig unterstützt hätten, ist weder direkt überliefert, noch geht es aus einem der zahlreichen Schlachtberichte mittelbar hervor. Wozu würde das auch geführt haben? Nehmen wir an, es sei überhaupt möglich gewesen, was ich bestreite, da im Handgemenge jeder vollauf mit sich selbst zu tun hat, so müßte der die Hilfe leistende Schlachthaufe doch seine ursprüngliche Stellung verlassen und sich rechts oder links wenden, wodurch die von Veith behaupteten Gefechtsintervalle sich hier geschlossen und dort verdoppelt hätten, das heißt die ganze Schlachtordnung würde aus den Fugen gegangen und gerade das eingetreten sein, weshalb Autor den Angriff in ungebrochener Linie verwirft. Daß dann der Feind in die weit geöffneten Lücken eingedrungen wäre und dann jedenfalls nicht „mit drei Gegnern" zu schaffen gehabt hätte, versteht sich von selbst. Nach allem kann ich dem abschließenden Urteil Veiths: „So wäre denn unsere Diskussion zu einem nach jeder Richtung hin klaren und erschöpfenden Resultate gelangt", obwohl auch Kromayer a. a. O. S. 257 ff. dafür eintritt, hinsichtlich der in Rede stehenden Frage nicht beistimmen; es muß vielmehr bei der ungebrochenen Gefechtslinie sein Bewenden haben.

Nachtrag.

In dem mittlerweile erschienenen 2. Teil des 3. Bandes von Kromayers „Antiken Schlachtfeldern" behauptet Veith auf Seite 701:

Digitized by Google

„Wir haben eine stattliche Reihe von Quellenstellen, welche die Existenz der Intervalle in verschiedenen Stadien der Schlacht bezeugen, und nicht eine Stelle, die ihre angeblich notwendige Schließung für den Kampf in was immer für einer Weise auch nur andeuten würde." Da dieser Satz lediglich eine Wiederholung der von uns soeben widerlegten Ansicht ist, so dürfen wir ihn füglich übergehen, nicht aber die auf Seite 692, wie Veith bemerkt, „zum drittenmal" gestellte Frage: „Wozu das ganze Intervallsystem, wenn es im wichtigsten Moment, im Kampfe aufgegeben werden mußte?" Veith würde nicht nötig gehabt haben, sie auch nur einmal aufzuwerfen, wenn er meine Abhandlung: „Der Quincunx im römischen Heere zur Zeit der Manipularstellung" im Philologus 1909 S. 260 ff., die ihm, da er sie auf Seite 693 A 1 zitiert, bekannt war, aufmerksam gelesen hätte. Hier ist die Erklärung, wie folgt, gegeben. Das Manipularsystem war nur der Rahmen, aus dem die Gefechtsordnung engeren Sinnes entwickelt wurde. Wie wollte man, mit einer dreifachen, Tausende von Schritt langen Reihenkolonne quer über das Feld ziehend, in die bezeichnete Gefechtslinie einrücken, ohne daß der einschließlich der Intervalle auf fünf, nach anderen sogar auf sechs Fuß zu bemessende Rottenabstand verloren ging? Das Manöver war nur ausführbar, wenn in geschlossenen Abteilungen marschiert und erst in der Gefechtslinie gelockert wurde. Daß man nachher in dieser Formation sich der feindlichen Schlachtordnung näherte, ist kein Widerspruch; denn es handelte sich dabei um eine relativ kurze Strecke, und die Bewegung vollzog sich unter den Feldzeichen geradeaus. Ferner brauchte man die Intervalle für den Rückzug der Veliten, die selbstverständlich in größter Eile herankamen und, ohne Störungen zu verursachen, mit ihren 3 Fuß breiten Schilden unmöglich durch die im Lichten höchstens ebenso breiten Rottenabstände laufen konnten. Nur im zweiten und dritten Treffen blieben die Intervalle der besseren Übersichtlichkeit und der Kommunikation halber, vielleicht auch um eine Abzweigung für besondere Fälle zu erleichtern, einstweilen, das heißt bis zu ihrem eventuellen Eintritt in den Kampf geöffnet.

Danzig. Th. Steinwender.

Digitized by Google

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) Georg Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VIII u. 62 S. 8. 1 ℳ.
2) Georg Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VIII u. 95 S. 8. 1,20 ℳ.
3) Georg Kerschensteiner, Charakterbegriff und Charaktererziehung. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. X u. 207 S. 2,40 ℳ.

Drei neue Bücher von Kerschensteiner auf einmal! Das bedeutet in der pädagogischen Literatur unleugbar ein Ereignis. Mag der berühmte Münchener Schulorganisator noch vielfach unverstanden sein und verkannt werden, mag man ihm auch vielfach noch mit vornehmer Geringschätzung begegnen, die Bedeutung des Mannes und seiner Gedanken in der pädagogischen Welt läßt sich nicht wegleugnen, und man kommt heute als Lehrer und Erzieher, gleichviel an welcher Anstalt man tätig ist, nicht mehr um seine Gedanken und Pläne herum, man muß sich mit ihnen irgendwie abfinden und zu ihnen Stellung nehmen, und wer sich in seine Gedankenwelt ernstlich vertieft, wird von der Geschlossenheit und Folgerichtigkeit der Gedanken gepackt und überzeugt. Das muß recht vielen so ergangen sein. Sonst läge der „Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung" nicht schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit in zweiter Auflage vor. Die Schrift ist erst im LXIV. Jahrgang dieser Zeitschrift (Heft 11) besprochen worden. Da die zweite Auflage keine wesentlichen Änderungen enthält, sondern nur einige Verbesserungen und kleine Ergänzungen, kann ich mich hier kurz fassen und mich unter Hinweis auf die frühere Anzeige mit einer erneuten herzlichen Empfehlung begnügen. Es ist sehr zu wünschen, daß sich möglichst alle Standesgenossen mit den Gedanken Kerschensteiners vertraut machen.

War schon die Untersuchung über den „Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung" in Anbetracht der vielfach herrschenden Unklarheiten und Verwechselungen, die der Sache nur schadeten, nötig und nützlich, so ist die zweite Schrift, die Erörterung über den „Begriff der

Digitized by Google

Arbeitsschule" noch viel nötiger und nützlicher. Denn die mannigfachen pädagogischen und methodischen Verirrungen, die das Schlagwort der Arbeitsschule in Theorie und Praxis hervorgerufen hat, haben deutlich gezeigt, wie äußerlich und mechanisch man den Geist der Arbeitsschule erfaßte und wieviele unklare und bedenkliche Vorstellungen ganz unwillkürlich mit dem Begriff der Arbeitsschule verquickt wurden. Diesen Verirrungen und Verwirrungen, die weit gefährlicher werden als die Sünden der Buchschule, wollte K. ein Ende machen durch die vorliegende Untersuchung, die der Verf. selber m. E. mit recht weit ausführlicher und strenger nennt als die frühere in einem Kapitel des früher erschienenen Werkes „die Grundfragen der Schulorganisation" (3. Aufl., Leipz., Teubner 1912).

Aus dem Zwecke aller Erziehung überhaupt, brauchbare Staatsbürger zu erziehen, ergeben sich für K. die Aufgaben der Schule, aus den Aufgaben folgt die Organisation der Schule überhaupt und demgemäß auch der sog. „Arbeitsschule". Er unterscheidet drei klare und bestimmt gezeichnete Aufgaben, die jeder öffentlichen Schule zugewiesen sind und die zugleich den ganzen Zweck der Erziehung umfassen, nämlich 1. die Aufgabe der Berufsbildung oder doch deren Vorbereitung; 2. die Aufgabe der Versittlichung der Berufsbildung; 3. die Aufgabe der Versittlichung des Gemeinwesens, innerhalb dessen der Beruf auszuüben ist. Aus der ersten Aufgabe ergibt sich mit Notwendigkeit für die Organisation der Volksschule die Forderung des fachlichen, systematisch sich entwickelnden Arbeitsunterrichts, zumal auch die geistige Entwicklung der Massen mangels frühzeitiger hervorragender intellektueller Begabung unweigerlich auf den Boden der Erziehung durch manuelle Arbeit gestellt werden muß. „Je inniger die Entwickelung der geistigen Fertigkeiten mit der Entwicklung der manuellen Fertigkeiten im Fachunterricht assoziert werden kann, desto glücklicher ist die Organisation der Volksschule, desto besser entwickeln sich auch die Fähigkeiten." Dann erörtert K. in einem sehr lehrreichen Kapitel die Methoden der Arbeitsschule, einer Organisation der Schule, der die Charakterbildung über alles geht, die mit einem Minimum von Wissenstoff zufrieden, „ein Maximum von Fertigkeiten und Arbeitfreude im Dienste staatsbürgerlicher Gesinnung auslösen will," die durch manuelle Arbeit die logische Denkfähigkeit ausbilden helfen soll. K. hat nicht das Gefühl, ein revolutionärer Neuerer zu sein, da er nur uralten pädagogischen Forderungen zum Siege verhelfen will, und um zu zeigen, daß seine Gedanken keine leeren Phantasiegebilde sind, sondern etwas praktisch Durchführbares, ja Durchgeführtes, daß all das Gute, was uns die bisherige Schule gegeben hat, reichlich Platz findet im Rahmen der zukünftigen Entwicklung, daß also von einem Bruch mit der Vergangenheit keine Rede sein kann, zeigt er uns in einem Anhang, wie die Arbeitsschule in München in der gesamten Fortbildungsschule und in den obersten Klassen der Volksschule systematisch durchgeführt ist.

Das dritte Werk über den „Charakterbegriff und die Charaktererziehung" bildet mit den beiden andern insofern ein Ganzes, als das eine

Digitized by Google

mit Notwendigkeit aus den andern hervorgewachsen ist und die Ergebnisse der dritten Untersuchung auch für die beiden andern von Bedeutung sind. Diese Untersuchung erschien K. notwendig, weil das Wort „Charaktererziehung" so gut wie das der „Arbeitsschule" und der „staatsbürgerlichen Erziehung zu einem vieldeutigen Schlachtrufe geworden ist, der zu vielerlei Verirrungen und Kontroversen geführt hat, weil das Problem des psychologischen Charakters immer nur vorübergehend behandelt wird und endlich die eigentlichen Wurzeln der Charakteranlage nicht oder wenigstens nicht genügend erkannt sind. Es handelt sich für K. darum, zu untersuchen, „welcher Komplex von psychischen Kräften als Anlage vorhanden sein muß, damit überhaupt der Charakter sich e n t w i c k e l n — nicht bilden (das ist eine falsche Bezeichnung!) — kann. „Weiter handelt es sich darum, aus der Erkenntnis dieses Kräftekomplexes heraus Richtlinien zu gewinnen, an welche sich sowohl die Familienerziehung als die Schulerziehung und endlich auch die Selbsterziehung zu halten hat, damit die Charaktererziehung mit Erfolg in Angriff genommen werden kann."

K. geht von der Bedeutung des Wortes Charakter aus und hält die scharfe Scheidung des „intelligiblen" und „biologischen" Charakters für nötig, um das Wesen des intelligiblen Charakters und seiner Grundwurzeln eingehend zu studieren. Da aber intelligibler und biologischer Charakter zusammen die „Grundlagen für jene Wesensäußerung geben, die wir gewöhnlich mit dem Wort I n d i v i d u a l i t ä t schlechthin bezeichnen, so untersucht K. erst die Entwicklung des Individualitätsbegriffes bei Schleiermacher und einigen neueren Psychologen wie Bahnsen, Ribot, Sigwart und Fouillée. Dann erörtert er den Begriff des intelligiblen Charakters und dessen vier Wurzeln, die Willensstärke, die Urteilsklarheit, die Feinfühlbarkeit und Aufwühlbarkeit, wobei man sich vielleicht über die beiden letzten Ausdrücke etwas wundert; wer aber selber nachliest, wird gerade hier eine Reihe interessanter Beobachtungen und Bemerkungen finden. Dann erst wird vom Wesen der Charaktererziehung überhaupt gehandelt und gezeigt, wie wir wohl für die Gestaltung einzelner Kräfte eine Anzahl von brauchbaren Methoden entwickelt haben, aber für die Entwicklung des eigentlichen Charakters, „dieses so komplizierten Gebildes, uns heute noch vor allem die rechtzeitige Erkenntnis der individuellen Gestaltsqualität fehlt." Sicher aber ist, daß die Erziehung zum wirklichen Charakter am ehesten gelingt, wenn der Betätigung des Zöglings schon vom Beginne der Erziehung an vernünftige Freiheit gegeben ist, und daß bei weitem nicht alle Menschen zu einem zuverlässigen Charakter erzogen werden können. Es kommt aber darauf an, eine möglichst große Zahl von Charakteren zu erziehen. Dazu kann die Familienerziehung erhebliches leisten, wenn diese Erziehung einen charaktervollen Menschen von gesunden Menschenverstand und guter Beobachtungsgabe in die Hand gegeben ist. Schwieriger liegen die Verhältnisse, wenn es sich darum handelt, den Charakter durch die öffentliche Schule zu entwickeln; am schwierigsten gestaltet sich die Lösung des Problems bei der sogenannten

Digitized by Google

Selbsterziehung. Von der besseren Erkenntnis der Bedeutung eines festen, sittlichen Charakters nicht bloß für die Gesamtheit, sondern auch für den einzelnen erwartet K. eine allgemeine Benutzung des Mittels der Arbeitsgemeinschaft in den Schulorganisationen. „Dann werden wir mehr Menschen haben, die nicht bloß wissen, was ein Charakter ist, sondern selbst einen solchen besitzen", gleichviel in welchem politischen, religiösen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Lager sie stehen. „Glücklich ein Land, das in jedem Lager ein Maximum von charaktervollen Menschen hat."

Soviel über den Inhalt der drei Bücher. Es ist schwer, den einen oder andern Gedanken herauszugreifen, da alles so fest in sich geschlossen ist und aus dem Zusammenhang herausgerissene Teile keinen Einblick in das Ganze gewähren. Man muß sich schon die Mühe machen, die Bücher selber zu lesen, sie verdienen es.

4) Ferdinand Schmidt-Gründler, Eine gesunde Jugend: ein wehrkräftiges Volk. Ein Vorschlag zur Reform der körperlichen Erziehung unserer Jugend. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. IV u. 83 S. 8. 1,40 M.

Der Verf., Oberlehrer a. D. und Dr. med. will, ohne Anklagen nach der einen oder andern Seite zu erheben, in rein sachlicher Weise bestehende Mißstände aufdecken und Mittel zu ihrer Abhilfe vorschlagen. An solchen Vorschlägen fehlt es nun ganz und gar nicht, ihre Zahl ist übergroß. Das weiß der Verf., und er hat sich darum auch nur schwer entschlossen mit seinem Vorschlage zur Neugestaltung der körperlichen Erziehung unserer Jugend hervorzutreten, nur darum, weil die Übelstände, die es zu beseitigen gilt, so schwerwiegend, ja so unerträglich sind, daß es unserer Jugend und dem Vaterlande gegenüber geradezu unverantwortlich wäre zu schweigen. Und er bemüht sich, nicht nur Verbesserungsvorschläge zu machen, sondern auch ihre Durchführbarkeit darzutun. Und wie lauten die Vorschläge? Ich muß gestehen, ich habe bei der Lektüre des Buches trotz mancher interessanten Einzelheit eine große Enttäuschung erlebt. Die Hauptsache ist die, der Verf. verlangt angesichts der durchaus ungenügenden Gesundheit unserer Jugend, namentlich in den höheren Gesellschaftsklassen die Erhöhung der wöchentlich für die Leibesübungen angesetzten Stunden auf sechs. Davon sollen dem Gerätturnen und den Freiübungen nur zwei, den Dauerübungen in der Form von Spielen, Rudern, Schwimmen, Wandern usw. vier Wochenstunden eingeräumt werden. Daß der Verf. sich gegen alle Sportfexereien und Rekordjägerei wendet und bei den Dauerübungen alle Übertreibungen des Spiel- und Sportlebens vermieden wissen will, ist ja höchst anerkennenswert, aber glaubt er denn wirklich, daß mit sechs Wochenstunden statt mit drei eine Gesundung der Jugend, die er im Auge hat, erreicht wird? Die Jugend, die ich kenne, turnt, spielt, rodelt, schwimmt usw. wöchentlich mehr als sechs Stunden, freilich nicht unter Aufsicht des Lehrers. Aber muß denn alles von der Schule aus angeordnet und geleitet werden? Ist das nicht in erster

Digitized by Google

Linie Sache der Eltern? Die Jungen spielen und turnen viel freier, wenn kein Lehrer dabei ist, und den Drückebergern ist mit der doppelten Anzahl von Stunden auch nicht geholfen. Was sonst noch gesagt wird von der Lage der wissenschaftlichen und technischen Stunden, die tunlichst" auf den Vormittag zu verlegen sind, damit alle Nachmittage für den „Gymnastikunterricht" zur Verfügung stehen, von der Verteilung der sechs Gymnastikstunden in der Form von 6×1 oder $4 \times 1^1/_2$ oder 3×2, von der Befreiung vom gymnastischen Unterricht nur auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses, von der Vornahme des Turnens im Freien auch im Winter, von der Freiheit, die den Schülern in der Wahl der Art der Leibesübungen, von der Fürsorge des Staates und der Gemeinden für die Beschaffung der nötigen Spiel-, Ruder- und Badeplätze usw., ist wirklich z. T. so wenig unbekannt, z. T. so wenig weltumstürzend, daß es die Notwendigkeit eines neuen Buches über diese „Neuordnung" nicht begründen kann. Wir haben dergleichen schon öfter gelesen und ebensooft zurückgewiesen. Im Durchschnitt ist unsere Jugend auch — Gott sei Dank — gesunder, als sie vielfach gemacht wird. In der Kleinstadt braucht sie die sechs Turnstunden nicht, und in der Großstadt ist damit auch nicht geholfen.

Elbing. Paul Tietz.

G. Warneck, Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Vierzehnte, verbesserte Auflage. Gütersloh 1912, C. Bertelsmann. XIV u. 236 S. 8. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ

In neuerer Zeit bricht sich die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß in der Schule, in der Volksschule wie auch in den höheren Lehranstalten, mehr Missionskunde getrieben werden muß. Wäre es schon früher geschehen, würde man jetzt in den gebildeten Kreisen, wie es vielfach der Fall ist, der Mission nicht feindlich oder wenigstens gleichgültig gegenüberstehen. Besonders seit Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist, sollte jeder Deutsche wissen, daß die Besitzergreifung von den fremden Ländern ohne die Pionierarbeit der Missionare „ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen wäre" (vgl. S. 203). Das vorliegende Buch, das zum ersten Male 1887 von dem hervorragendsten Kenner der Mission, jetzt vom Sohne des Verewigten herausgegeben wurde, enthält das Notwendigste für den Unterricht in kürzester, klarster und anschaulichster Form. Die Art und Weise, wie die Missionskunde mit der biblischen Geschichte, mit Katechismus und Erdkunde verbunden wird, ist sehr geschickt, und man versteht es leicht, wenn der heimgegangene Verfasser in der Vorrede zur ersten Ausgabe sagt: „Schularbeit ist meine alte Liebe, und alte Liebe rostet nicht." Leider muß man aus vollem Herzen beistimmen, wenn auf die Hindernisse hingewiesen wird, die der Mission von vielen Namenchristen und modernen Schriftgelehrten bereitet werden (S. 37), und wenn dem christlichen Europa und Amerika ihre Sünden dem dunkeln Erdteile gegenüber eindringlich vorgehalten werden (S. 147). Recht dankenswert sind die Schilderungen einzelner

Digitized by Google

Missionserlebnisse und der Abschnitt, der von den deutschen Kolonien handelt. In diesem wird auch mit Recht auf die Verdienste hingewiesen, die sich die Mission im letzten großen Aufstande erworben hat (S. 214).

Möge das längst bewährte, treffliche Buch sich immer weiter verbreiten und die Liebe zur Mission fördern!

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 25. Band: Walther von Aquitanien. Von Franz Linnig. 4. Auflage. Paderborn 1912, Ferd. Schöningh. 154 S. 8. 1,50 ℳ.

Daß die schöne Linnigsche Übertragung des Heldengesanges von Walther Starkfaust in neuem Gewande erscheint, ist zu begrüßen. Die 4. Auflage gibt zunächst das Lied selbst, dazu unten auf der Seite ganz verständige Anmerkungen. Daran schließt sich eine kurze Weiterdichtung Linnigs: Walthers Heimkehr. Die folgenden „Erläuterungen zu den einzelnen Gesängen" sind für den Schüler zu ausführlich, enthalten manches, was allzu bekannt ist, und könnten auch aus sonstigen Gründen gelegentlich umgearbeitet werden. So dürften Sätze wie: „Die Gemahlin, d. i. die Mutter seines ältesten Sohnes, hieß Kreka..." doch nicht vorkommen. Und wenn es S. 135 am Schlusse heißt, der Griffel sträubt sich, die weiteren Heldentaten Walthers zu berichten, so ist da doch der Ausdruck und der Gedanke schief. In der folgenden „Entwicklung und Verbreitung der Walthersage" bietet das Büchlein dann noch manches Interessante, so über Bruchstücke von andern Waltherliedern und über Walthers Auftreten in andern deutschen und nordischen Heldengesängen, die seinen Wert beträchtlich erhöhen.

2) Aschendorffs Sammlung auserlesener Darstellungen aus Kunst und Wissenschaft. 4. Bändchen. Auswahl geschichtlicher Charakterbilder. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Martin Mertens. Münster 1912, Aschendorffsche Buchhandlung. 235 S. 8. 1,50 ℳ.

Der Herausgeber meint mit Recht, daß das, was unsere deutschen Lesebücher an geschichtlichen Darstellungen bringen, nicht ausreicht, um dem Schüler einigermaßen ein Bild der historischen Literatur zu geben. Besonders aber kann das dort Gebotene nicht genügen, damit der Schüler daraus Ergänzung und Vertiefung dessen schöpfe, was ihm in der Geschichtsstunde vorgetragen wird. So gibt hier Mertens der Schule ein besonderes geschichtliches Lesebuch, welches der Schüler der oberen Klassen unter Anleitung des Fachlehrers zu Hause durchlesen, auch durcharbeiten soll. Das Buch enthält 45 Aufsätze von fast ebenso viel Verfassern, von W. von Humboldt bis auf den Fürsten Bismarck, überall die Auswahl so getroffen, daß fast jeder unserer großen Historiker zu Worte kommt, und daß kein wichtiges Gebiet des geschichtlichen Unterrichts unberührt bleibt. Die auf den letzten 25 Seiten gegebenen Erläuterungen historisch-politischer Ausdrücke und kurzen Angaben über die Verfasser werden besonders

Digitized by Google

dem Schüler erwünscht sein. Alles in allem also ein Buch, von dem jeder Geschichtslehrer wünschen wird, daß alle seine Schüler es besitzen.

3) Novellen der Romantiker (E. T. A. Hoffmann, J. v. Eichendorff. L. Tieck). Mit einer entwicklungsgeschichtlichen Skizze und Einleitungen herausgegeben von Oswald Floeck. Kempten u. München 1912, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 272 S. 8. 1 ℳ.

Da in letzter Zeit die Vorliebe für die Romantik sich sehr verbreitet hat, so war es wohl angebracht, daß die Köselsche Sammlung uns eine Auswahl aus den sonst viel zu wenig bekannten und gelesenen Novellen der ersten Kräfte jener Dichterschule bot. Die Einleitung, die auf 67 Seiten über die Entwicklung der Novelle spricht, ist zu breit und zu eingehend; da werden Schriftsteller und Werke behandelt, die man heute nicht mehr zu kennen braucht. Die meisten Leser werden sie wohl überschlagen, zumal sie auch erschreckend eng gedruckt ist. Auch die besondere Einleitung, die jeder Novelle gegeben ist, hat weniger Wert, enthält sie doch in der Hauptsache nur eine gedrängte Inhaltsangabe. Das Wesentliche sind dann die Novellen selbst. Hoffmanns Meister Johannes Wacht, eine prächtige Charakterschilderung, gibt uns leider kein rechtes Bild von dem Teufels-Hoffmann, der nichts so liebte, als grausig Spukhaftes und grell Realistisches genial durcheinander zu mischen. Daß von Eichendorff „Das Schloß Dürande" und von Tieck „Des Lebens Überfluß" gewählt worden sind, läßt sich verstehen, da sie die Eigenart ihrer Verfasser wohl wiedergeben und auch heute noch gut lesbar sind. Zu bedauern ist nur, daß nicht auch Kleist und etwa Brentano zu Worte kommen. Abkürzung der Einleitungen hätte gewiß Raum dafür geboten.

4) Drei Erzählungen von Gottfried Keller (Frau Regel Amrain und ihr Jüngster — Kleider machen Leute — Dietegen). Schulausgabe, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Hermann Binder. Stuttgart und Berlin 1912, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 242 S. 8. 1,50 ℳ.

Wie schwer wurde es uns Älteren in unserer Jugend gemacht, wenn wir an den in der Schule gebotenen Dichtern unsern Durst nicht löschen konnten und gern tiefer in die Literatur eindringen mochten! Helle Freude bringt es zu sehen, wie schön und leicht es heute die Jugend hat. Von allen Seiten wird ihr das Schöne bequem erreichbar gemacht. So haben wir hier in der Cottaschen Schulausgabe drei wunderliebliche Dichtungen von G. Keller, einem der allerbesten unter unsern Erzählern. Was soll man von der Auswahl sagen? Man bedauert nur, daß die gerechten Kammacher und Romeo und Julia etwa nicht auch noch in dem schön ausgestatteten Bändchen Platz finden konnten. Die Einleitung, Kellers Leben und Werke behandelnd, hätte ich für die Schüler kürzer gewünscht, die erläuternden Anmerkungen am Schluß sind recht verständig und zweckentsprechend.

Münster W. Franz Hölscher.

Digitized by Google

1) Otto Lyon, Deutsche Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache. Fünfte, verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig 1912, Sammlung Göschen. 151 S. 0,80 ℳ.

2) Julius Sahr, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. III: Von Brant bis Rollenhagen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1912, Sammlung Göschen. 159 S. 0,80 ℳ.

Die vorliegende fünfte Auflage des beim Unterricht und Selbststudium schon längst erprobten kleinen Lehrbuches der deutschen Sprache von O. Lyon nennt sich mit Recht verbessert. Denn zunächst ist ein neuer Abschnitt hinzugekommen: über die Wortstellung im Haupt- und Nebensatze (§ 65). Ferner enthält das Kapitel über die Geschichte der deutschen Sprache wesentliche Neuerungen: es ist darin manches, z. B. die Lautverschiebung, übersichtlicher dargestellt, eine Übersicht über die wichtigsten Veränderungen der Vokale hinzugefügt (S. 140 ff.), ein Überblick über die beiden Hauptzweige der indogermanischen Sprachen, den europäischen und den asiatischen, gegeben (S. 134 f.) u. a. Auch die Literaturangaben im Vorwort erscheinen wesentlich vermehrt, etwa um das Doppelte. Dabei werden allerdings zwei Bücher O. Behaghels in älteren Auflagen genannt: die „Geschichte der deutschen Sprache" hat 1912 die dritte, die „Deutsche Sprache" 1911 die fünfte Auflage erlebt. Da der Druck etwas enger geworden ist, hat die Seitenzahl nicht zugenommen. Ob der inzwischen verstorbene Verfasser die Neuauflage noch selbst vorbereitet hat oder ob sie von einem anderen besorgt worden ist, wird nicht gesagt.

Die Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts sind in der Göschenschen Sammlung auf drei Bändchen verteilt, von denen das erste Martin Luther und Thomas Murner, das zweite Hans Sachs und das dritte, vorliegende Sebastian Brant, Ulrich von Hutten, Johann Fischart sowie das Tierepos (Reinke de Vos) und die Tierfabel (Burkhard Waldis, Erasmus Alberus und Georg Rollenhagen) behandelt. Der Verfasser des dritten hat alles getan, um das Verständnis von Schriften zu erleichtern, die nach Inhalt und Form von den Werken unserer Zeit bedeutend abweichen. Überall finden wir kurze Lebensbeschreibungen und Würdigungen der geistigen Eigenart des betreffenden Dichters vorausgeschickt, die Stücke selbst aber sind mit Geschick ausgewählt und reichlich mit Fußnoten versehen, in denen man hinlänglichen Aufschluß über die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten finden kann. Dabei wird gebührend darauf Rücksicht genommen, ob etwas noch in den Mundarten der Gegenwart fortlebt, z. B. im glückhaften Schiff von Fischart „daß es sah wie am Gestad ein Wald" (sah = aussah wie im jetzigen volkstümlichen Ausdruck). Hin und wieder hätte durch das Zurückgehen auf das Grundwort die Bedeutungsentwicklung aufgehellt werden können, z. B. bei Polizei (S. 55) = Staatsverfassung durch den Hinweis auf griech. politeia. Staatsverfassung (vgl. Politik), ebenso durch Anführung ähnlicher

Digitized by Google

Beispiele, z. B. Seite 63: auf der stätt, sogleich (vgl. auf der Stelle). Ab und zu konnte auch eine Bemerkung durch eine notwendiger erscheinende andere ersetzt werden, z. B. Seite 56: „im Brachmonat der zwanzigste Tag". Hier war es nicht so wichtig zu erwähnen, daß dies ein Mittwoch war, als daß der 20. Juni unmittelbar vor dem längsten Tage im Jahre vorausgeht, so daß es also früh um 2 Uhr bei Aufbruch der Schiffahrtsgenossen bereits hell war. Doch sollen diese Kleinigkeiten den Wert des sonst so trefflichen Bändchens nicht beeinträchtigen; es wird trotz dieser kleinen Mängel seinen Zweck vollauf erfüllen.

Eisenberg, S.-A. Oskar Weise.

W. Havers Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen. Straßburg i. Els. 1911, Trübner. XIX u. 335 S. 8. 11 *M*.

Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, besteht in der Untersuchung des von ihm so genannten *Dativus sympatheticus*, d. h. des Dativs, für den auch ein Genitiv eintreten kann: z. B. steht neben der Ausdrucksweise *er durchbohrte dem Feinde das Herz* die andere *er durchbohrte das Herz des Feindes*, wobei die erstere wärmer, teilnehmender klingt als die letztere, nur das Besitzverhältnis angebende. Auch sonst legt Havers Gewicht auf die ergänzende Beiziehung der miteinander in Wettbewerb tretenden Wendungen, wie: *er schlägt dem Manne das Haupt ab*; *er schlägt das Haupt des Mannes ab*; *er schlägt das Haupt von dem Manne ab*; *er enthauptet den Mann.* Im einzelnen werden 6 Kategorien unterschieden je nach der Beziehung des Verbalbegriffs I. auf den L e i b des Menschen, ein Hauptgebiet für den sympathetischen Dativ, weil hier die lebenswichtigsten Interessen berührt werden. II. auf die S e e l e des Menschen, III. auf alle zum Besitz des Menschen gehörigen Personen und Gegenstände. IV. auf Objekte des zu Verben Gebens und Wegnehmens. V. auf Fälle von Beziehungen der Menschen zueinander. VI. auf Ausdrücke der Bewegung mit Wechsel von dativischer und lokativischer Fügung. Ferner ist auch zu beachten der Unterschied von Pronomen und Nomen, von transitivem und intransitivem Verb (Nhd. allgemein: *er schnitt ihm die Locke ab*, aber nur dem Dichter erlaubt: *ihm glänzte die Locke silberweiß*), endlich die Voran- oder Nachstellung des Dativs bzw. Genitives. Wir können im folgenden nur einen sehr dürftigen Auszug aus der Fülle des Buches geben und werden uns dabei im wesentlichen auf das Griechische, Lateinische und Germanische beschränken.

Im Altindischen waren nach Havers *me*, *te* ursprünglich rein dativisch und nahmen erst allmählich auch genitivische Bedeutung an. So sind auch **μοι**, **τοι**, **οἱ** im Griechischen nicht von Anfang an als Lokative, Genitive uud Dative, sondern nur als Dative anzusetzen: **Κλῦθί μοι** *K* 278 ist nicht dasselbe wie *μευ*, sondern heißt: 'schenke mir Gehör; höre mir zulieb' o. ä. Wie im Indogermanischen, so wird in der Hauptsache auch bei Homer nur das Personalpronomen im

Digitized by Google

Sympatheticus gebraucht, während bei den übrigen Pronomina, bei Substantiven, und Partizipien die possessive Ausdrucksweise herrscht. Regelrecht sind somit Fügungen wie τ, 256 f. ἡμῖν δ' αὖτε κατεκλάσθη φίλον ἦτορ δεισάντων oder K, 484 f. θυμός δέ μοι ἔσσυται ἤδη ἠδ' ἄλλων ἑτάρων; erst später erfolgten Ausgleichungen nach beiden Seiten, indem einesteils das persönliche Pronomen den Genitiv der nicht pronominalen Satzbestandteile annahm, so Δ 174 σέο δ' ὀστέα πύσει, ἄρουρα κειμένου und überhaupt in den jüngeren teilen des Epos, anderseits dabei die letzteren den Dativ der persönlichen Pronomina zuließen, so Ψ 46,4 μοι ὄσσε ... παπταίνεται εἰροράωντι. Setzt man den Dativ des persönlichen Pronomens μοι, was bei dem naiven Egoismus des Menschen, zumal des urwüchsigen, viel für sich hat, als Keimzelle der ganzen Erscheinung an und läßt sich daran τοι und hieran wiederum in etwas weiterem Abstande οἱ anschließen, so wird man folgerichtig von da aus zuerst zu den übrigen Pronomina (bes. Demonstrativa) weitergehen. Die Brücke von diesem zum Nomen werden die ihnen recht nahestehenden Eigennamen gebildet haben. Mit diesen verbinden sich sodann leicht die Verwandtschaftswörter, und schließlich werden wir so zu den erst bei Thukydides in größerer Anzahl hervortenden Appellativen geführt. Noch bei Herodot ist der Wandel nicht stark in die Augen fallend; charakteristisch für ihn ist die lokale Ausdrucksweise bei den Verben des Wegnehmens. Merkwürdig ist es, daß nicht bloß der Dativ, sondern auch der ihn vertretende und gegenüber dem hom. οἱ und σφι(ν) stark ausgebreitete Genitiv des Pronomens αὐτός bei Personen vor, bei Tieren und leblosen Gegenständen hinter dem Regens stehen. Eine ganz außerordentliche Vorliebe für den Sympatheticus beweist Hippokrates, bei dem sich hierin wohl ein Ionismus ausspricht. Die Tragiker zeigen eine fortlaufende Abnahme des Dativs zugunsten des Genitivs; sie beschränken ihn im wesentlichen auf das Pronomen, und schließlich tritt er fast nur in lyrischen Stellen auf. Diese Entwicklung setzt sich bei Aristophanes fort, der sich jedoch darin von den Tragikern abhebt, daß daß bei ihm im Personalpronomen der Genitiv vorschlägt und das Possessivum zurücktritt. Herondas weicht von Aristophanes wenig ab; ein Jonismus ist wohl die Stellung τό μευ αἷμα. Im volkstümlichen Attischen ist u. a. nach Ausweis der Fluchtafeln der Sympatheticus sehr selten; sein häufigeres Auftreten in der Literatur, z. B. bei Plato und Xenophon, dürfte literarischer Jonismus sein, die Koine bei Polybios, in den Papyri, in den Inschriften, im N. T. verschmäht ihn; der Gen. im letzteren ist nicht als Hebraismus, wohl aber der Dativ auf den Fluchtafeln des 3. Jahrh. n. Chr. aus Karthago als Latinismus zu erklären. Jedoch scheint der Sympatheticus, wenngleich formell abgestorben, doch funktionell nachzuwirken in Stellungen wie bei Chariton ἐλείβετο δὲ αὐτῆς τὰ δάκρυα κατὰ τῶν παρειῶν.

Für das Lateinische hat Havers folgendes ermittelt: im Gegensatz zu dem einförmigen Genitiv der attischen Komödie finden wir

Digitized by Google

bei Plautus und Terenz einen ausgedehnten Wechsel beider Kasus, wobei der Dativ überwiegt, und zwar so, daß zwar die Pronomina bevorzugt werden, aber auch schon das Nomen stark hervortritt. Besonders zu erwähnen ist die Verbindung des Dativus des Pronomens der 1. Person Sing. mit einem Verwandtschaftsnamen wie in *mi fili*, das genau einem *ὦ τέκνον μοι*, jedoch unter Voranstellung des Pronomens, entspricht. In scharfem Gegensatz hierzu befindet sich die klassische Prosa, für die, zumal für Cicero, der Dativ einen familiären Beiklang hatte und wo die possessive Form durchaus vorherrscht. Die augusteischen Dichter dagegen lieben wieder den Dativ, der bei Tibull zur Mode wird, so daß er *unius, cuius* geradezu verdrängt. Sie stehen hier auf dem Boden der Volkssprache, die an dem alten Dativ festhielt, wie zwar nicht der in der Syntax weit mehr mit Cicero zusammengehende Petron, wohl aber u. a. Vegetius und Muscio nebst den Fluchinschriften aus Karthago zeigen. Im Spätlateinischen und Romanischen setzt sich der Zwiespalt zwischen Schrift- und Volkssprache fort: jene, vertreten z. B. durch Gregor von Tours, vermeidet den Dativ, diese hält ihn fest.

Das Germanische endlich zählt zu seinen Verehrern. Das Gotische kennt den Wechsel zwischen ihm und dem Genitiv, und zwar verwendet Ulfilas den Dativ ausgiebiger wie der hierin weniger deutschschreibende Luther. Im Nordgermanischen spielt er eine große Rolle beim Pronomen, aber auch beim Nomen. Innerhalb des Westgermanischen tritt er im Altenglischen weit mehr zutage als im Mittel- und Neuenglischen, wo die nüchternen possessiven Fügungen siegen. Das Deutsche zeigt im Althochdeutschen und Altsächsischen eine sehr lebhafte Vorliebe für den Dativ, und zwar besonders beim Pronomen, das Neuhochdeutsche dann auch beim Nomen. Es gleicht hierin der lateinischen Umgangssprache, während das Griechische mehr die Einschränkung auf das Pronomen festhält. Im übrigen spielt die Stilgattung mit herein: die Umgangssprache und die Dichtung, innerhalb des Dramas die lyrischen Stellen, schätzen den gemütvolleren Dativ höher als die kühle Prosa. Auch Rücksichten des Wohlklangs und schließlich Einwirkungen fremder Sprachen sind nicht abzulehnen. Bei starker Entwicklung des sympathetischen Dativs konnte er auch adnominal verwendet werden.

Hiermit müssen wir abbrechen. Was wir angeführt haben, genügt, um dem Leser zu zeigen, daß Havers Buch als eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der vergleichenden Syntax anzusprechen ist. Er beherrscht in seltener Weise die verschiedensten indogermanischen Idiome und die Methoden ihrer sprachwissenschaftlichen Behandlung. Seine Arbeit zeichnet sich aus durch gediegene Gründlichkeit und Sorgfalt, ebenso wie durch scharfsinnige Kombination. Daß der Konstruktion trotzdem viel Hypothetisches anhaftet, ist bei diesem Gegenstande unvermeidlich; auf andere Punkte hat Debrunner in der D. L. Z. hingewiesen, so darauf, daß die Betonung mehr gewertet sein könnte, daß die Ausbreitung des Sympatheticus ihre Grenze finde

Digitized by Google

an leblosen Gegenständen, daß das Verhältnis zu den verwandten Dativen (ethicus, auctoris, commodi, relationis) klarer beleuchtet werden dürfte, daß μοι, τοι möglicherweise von Anfang an, also schon im Epos, mehr nur konventionelle Stilmittel, die eigentlich jonischen Formen aber μευ, τευ gewesen seien u. a. m. All dies u. ä. kann unserem Urteil keinen Abbruch tun, daß wir uns freuen dürfen, von dem jungen Strassburger Gelehrten mit einer so vorzüglichen und vielversprechenden Anfangsleistung beschenkt worden zu sein.

Hannover. Hans Meltzer.

Aias, Tragödie des Sophokles, übersetzt von Ludwig Bellermann. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 118 S. 8. geb. 2,20 ℳ.

Bellermann hat seiner Übersetzung ein Vorwort vorausgeschickt, worin 1. über das Drama (bis S. 17), 2. die Übersetzung (bis S. 50) gehandelt wird. Dort wird nachgewiesen, daß der Aias ein festgegliedertes einheitliches Kunstwerk von hoher allgemein menschlicher Bedeutung ist, hier werden die Grundsätze erörtert, wie die Übertragung eines griechischen Dramas ins Deutsche beschaffen sein soll. Beide Teile sind ebenso fesselnd als belehrend. B. hält an dem Grundsatz fest, daß die Übersetzung auch in der metrischen Form der Urschrift möglichst nahe kommen soll. Für die Dialogpartien ist deshalb der Trimeter beibehalten, auch die Rhythmen der lyrischen Partien sind so genau, als es in der deutschen Sprache möglich ist, nach gebildet. Eine kleine Hilfe für den Leser ist es dabei, daß durchweg die mit Auftakt (Thesis) anlautenden Verse gegen die mit voller Betonung (Arsis) beginnenden im Druck nach links ausgerückt sind.

Auch darüber, wie weit eine Übersetzung treu sein solle, äußert sich das Vorwort. „Es ist von selbst klar, daß bei einer Übertragung, die ihrerseits Poesie sein will, von Wörtlichkeit der Wiedergabe keine Rede sein kann“ (S. 43). Übersetzer im wahren Sinne kann nach Wilamowitz (Vorwort zum Hippolyt) nur der heißen, „der es wagen kann, des Dichters Gedanken, Empfindungen, Stimmungen frei aus sich zu geben, weil er sie ganz in sich aufgenommen hat.“ In diesem Sinne ist Bs. Übersetzung wirklich ein Kunstwerk und wohl geeignet, dem des Griechischen unkundigen Leser eine Ahnung von der Macht und Herrlichkeit des Originals zu geben. Darum wollen wir nicht schmähen, wenn er einmal etwas frei übersetzt wie z. B. 822, 895. 1046. — Matt ist seine Sprache fast nie, denn 1198 bildet wirklich eine Ausnahme. — Hätten sich Genitive wie 621 „Sank durch die frevelnden Söhne Atreus“ und 1191 „Unselige Schmach dem Volk Hellas“ nicht vermeiden lassen?

Abgeschmackt wäre es zu fordern, daß der Übersetzer genau Vers für Vers des Originals wiedergeben soll: wenn Deutlichkeit oder Nachdruck es fordern, wird er die Anzahl der Verse vermehren; wenn ein Wort oder Teil der Verses unwesentlich oder der Wirkung nach-

teilig erscheint, wird er das Original kürzen. B. hat beides nicht häufig getan, so sind z. B. 581, 582 in 3 Versen wiedergegeben, 784—786 in 2 Verse, 894, 895 in einen Vers zusammengezogen. Mit dem Übersetzer stimme ich aber nicht überein, wenn 573 *μήτε λυμεὼν ἐμός* ausgelassen ist. Aias nimmt nach λ 554 seinen Groll gegen Odysseus in die Unterwelt mit, und wenn er in seiner letzten Rede (V. 838 ff.) nur den Atriden flucht, muß hier wenigstens Odysseus erwähnt werden. Auch die Auslassung der V. 1360,61 billige ich nicht: *σκληρὰν ἐπαινεῖν οὐ φιλῶ ψυχὴν ἐγώ* ist kein unwichtiges Moment für die Umstimmung des Agamemnon. Vollends 1295—97 können wir gar nicht entbehren, da sind nicht „mythologische Anspielungen, die für das Ganze keine Bedeutung haben" (S. 46) drin, sondern die kretische Mutter Agamemnons ist ein Pendant zu der troischen Mutter des Teukros, und die Worte des Tenkros *μητέρ', ἣ φύσει μὲν ἦν βασίλεια, Λαομέδοντος* (101. 2) und *ἀριστεὺς ἐξ ἀριστέοιν δυοῖν βλαστών* (1304. 5) erhalten eine ganz andere Wucht, wenn die Schmach der Kreterin vorher nicht unterdrückt wird.

Druckfehler sind selten, wie S. 103 ein ehlrich Grab. Auch S. 109 „Dir, du o heil'ge Stadt Athen" ist wohl ein Druckfehler.

Druck und Ausstattung ist gut.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

1) Paul Dombey. From the Novel 'Dombey and Son' by Charles Dickens für den Schulgebrauch herausgegeben von Johanna Bube. Mit 4 Abbildungen. Leipzig 1913, G. Freytag. 172 S. 8. 1,50 ℳ.

Durch eine geschickte Kürzung hat die Herausgeberin aus dem umfangreichen Roman 'Dombey and Son' eine besonders für die Mittel- und Oberklassen höherer Mädchenschulen geeignete Lektüre geschaffen. In einigen Teilen ist diese Lektüre freilich, wie es bei den meisten der bisherigen Schulausgaben Dickenscher Werke der Fall ist, sprachlich und inhaltlich recht schwer, und die häufigen reflektierenden Gedankengänge des Dichters, seine bilderreiche Sprache und seine Neigung zur Hyperbel und Ironie in der Schilderung der Charaktere und gesellschaftlichen Zustände bedingen ein anfangs langsames Vorgehen in der Schule. Aber solche langsame und schwierige Arbeit bringt dem Schüler auch Gewinn an sprachlichem Verständnis und Einsicht in dichterische Arbeit und vermittelt auch auf die beste Art Bekanntschaft mit der Lebensweise der mittleren Schichten des englischen Bürgertums. — Eine kurze, übersichtliche 'Einleitung' über das Leben und Wirken von Charles Dickens nach Steedmans 'English Men of Letters', gute sprachliche und sachliche Anmerkungen in beschränkter Zahl erhöhen den Wert des empfehlenswerten Buches. Bei einer Neuauflage dieser Schulausgabe sollte Verf. die unschöne Mischung von Englisch und Deutsch in dem Titel des Buches vermeiden. —

Digitized by Google

2) Mark Twain, The Prince and the Pauper. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Rudolf Richter. Ebenda 1913. 159 S. 8. 1,50 ℳ.

Das Buch, The Prince and the Pauper, das Mark Twain dem 'young people of all ages' gewidmet hat, enthält eine romantische, ziemlich spannend geschriebene Erzählung aus dem England des 16. Jahrhunderts. Es handelt sich in der Hauptsache um eine Art Verwechselungsgeschichte. Eduard, der junge Prinz von Wales, der Sohn Heinrichs VIII., vertauscht aus Sehnsucht nach der goldenen Freiheit der Kinder des Volkes sein prächtiges Gewand mit der ärmlichen Kleidung des gleichaltrigen Bettlersohnes Tom Canty und erlebt in seiner Bettlerkleidung, teils im buntbewegten Leben Londons, teils in der ländlichen Umgebung dieser Stadt die traurigsten und wunderbarsten Schicksale. Der literarische Wert dieses Werkes ist, wie der Wert der oft überschätzten Erzählungen Mark Twains überhaupt, m. E. nicht sehr hoch; aber gegen den Inhalt der vorliegenden Erzählung ist in erzieherischer Hinsicht nichts einzuwenden. Diese Erzählung kann daher als eine für das Knabenalter der O III oder U II passende Lektüre empfohlen werden und eignet sich auch wegen der darin enthaltenen kulturgeschichtlichen Schilderungen des englischen Lebens zur Privatlektüre für die Schüler der Oberklassen unserer Realgymnasien und Oberrealschulen. Etwas beeinträchtigt wird die Brauchbarkeit des Werkes als Schullektüre, fürchte ich, durch die zahlreichen, heutzutage meist veralteten Wortformen und Redewendungen des Textes. Der Herausgeber hat sie zwar in einem Anhang zusammengestellt und gut erläutert; immerhin wäre es ratsam, das Werk bei einer Neuauflage um einige Stellen mit volkstümlicher, veralteter Redeweise zu kürzen.

3) A. Baltzer, Die schönsten Sonette von W. Shakespeare, übersetzt und erläutert. Wismar, 1910, Selbstverlag. 49 S. 8. 0,80 ℳ.

Der Titel des Buches ist irreführend. Baltzer bietet uns in seiner Schrift nicht die Übersetzung einer Anzahl Shakespearescher Sonette mit beifolgenden Erläuterungen, sondern einen Versuch, das Halbdunkel aufzuhellen, das diese Sonette immer noch umgibt, und hat mit seinen kritischen Untersuchungen die von ihm übersetzten Sonette — 35 an der Zahl — zu einem organischen Ganzen verbunden. Die Schrift zerfällt in folgende sechs Abschnitte: I. Das Sonett als Kunstform; II. Die Sonette als Quelle für Shakespeares Leben; III. Beziehen sich die Sonette auf Shakespeares Eheleben? IV. Wer war die „dunkle Dame"? Ist Shakespeares Frau gemeint? V. Der Adressat der Sonette. VI. Das Freundschaftsideal der Sonette. Ähnlichkeit mit den philosophischen Gedichten Schillers. — Es steckt ein redlicher Fleiß in dem kleinen Werke. Am anziehendsten ist die Behandlung der Abschnitte I bis IV; Baltzer kommt darin zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß sich in den Sonetten wohl „Spuren finden lassen, die auf das persönliche Leben des Dichters hindeuten" und „daß gerade die schönsten und am tiefsten empfundenen Sonette der Sammlung

Digitized by Google

entstanden sind als dichterischer Niederschlag seiner jungen Ehe", die übrigens, nach B., keineswegs eine unglückliche gewesen sein kann. Weiter vermutet B., daß die „dunkle Dame" der letzten 28 Sonette „niemand anders als Shakespeares Frau sei". Die Schlüsse und Vermutungen, zu denen der Verfasser durch eine eingehende und liebevolle Betrachtung der Sonette gelangt, werden im allgemeinen in recht vorsichtiger und bescheidener Weise vorgetragen und verdienen die Beachtung der Shakespeareforscher.

Es ist schade, daß das Werk als Ganzes durch die wenig gelungene Übersetzung der von B. als die schönsten ausgesuchten und besprochenen Sonette Einbuße erleidet. B. hätte seinen Untersuchungen lieber die Sonette im Urtext oder die gute deutsche Übersetzung von W. Jordan oder Fr. Bodenstedt zugrunde legen sollen. Wenn auch die Kritik bei der Beurteilung der Form einer poetischen Übertragung, in Anbetracht der in der Sache liegenden großen Schwierigkeit, noch so nachsichtig sein will, so muß sie doch Reime wie: dann — sodann, zieht — nit (= nicht) (19), nur — flor (31), gebraut — verraucht (39), und viele andere von ähnlicher lautlicher Ungenauigkeit als sehr bedenklich hinstellen. Verse wie die folgenden:

'Nur immer zu: denn nun versteh ich, Kind,
Die Sehn'den liebst du — aber ich bin blind', (31)

oder solche:

'So unbewundert— stirbst in der Blüte schon
Du, wenn du dein Haus nicht beglückt durch einen Sohn' (38)

sind doch sehr ungelenk und poesielos; aber Verse folgender Art:

'Dann schwör' ich: Venus selbst war schwarz so sehr,
Doch dein, ja dein Schwarz ist und bleibt meine liebste Kouleur' (31)

dürfen als deutsche Wiedergabe eines Shakespeareschen Textes in einer ernstgemeinten deutschen Abhandlung über Shakespearesche Dichtung einfach gar nicht vorkommen.

Landsberg a. W. Heinrich Truelsen.

---

1) Adolf Bär, Methodisches Handbuch der deutschen Geschichte. Teil III: Ottonen und Salier. Gotha 1910, E. F. Thienemann. I u. 203 S. 8. 2,80 ℳ, geb. 3,30 ℳ.

Durch die Besprechung der beiden ersten Bände in dieser Zeitschrift LXII Jahrg. S. 657 ff. habe ich schon das Interesse für das Bärsche Buch zu wecken versucht. Auch dieser dritte Band kann den Geschichtslehrern, besonders den jüngeren, empfohlen werden, aber den Vorbehalt muß ich wieder aussprechen, daß der dargebotene Stoff erst nach erheblicher Sichtung in der Schule dargeboten werden kann. Der Verfasser geht nicht selten sehr ins Einzelne. Man braucht nur auf die Aufzählung aller slavischen Stämme auf S. 2 zu verweisen; es sind nicht weniger als 30. Manches derartige, wie z. B. die Statistik der fremdsprachlichen Volkselemente im heutigen Deutschen Reich, ist ja für den Lehrer ganz interessant, hat aber wenig oder gar keinen Wert für die Schule. Andererseits gibt Bär auch im 3. Teile, ja in

Digitized by Google

diesem noch mehr als in den beiden ersten Teilen keine ununterbrochene Geschichtserzählung, sondern nur einzelne Ausschnitte aus der Geschichte, deren Verbindung gerade im 3. Teile nur ganz oberflächlich hergestellt ist. Er will nur das Typische, das für die Entwickelung besonders Wichtige bringen. Natürlich werden da betreffs seiner Auswahl die Ansichten sehr auseinandergehen, zumal Bär für gewisse Materien eine ausgesprochene Vorliebe hat.

Wie ungleich der Stoff behandelt ist, kann man daraus ersehen, daß Heinrichs IV. Regierung fast ein Viertel des ganzen Bandes umfaßt, und dabei ist seine vormundschaftliche Regierung kaum berührt, obwohl sie doch durch das bedenkliche Verhalten Annos und Adalberts gegenüber den Vorgängen in Italien so folgenschwer für die Entwickelung der päpstlichen Macht wurde. So wird manches für die Schule Wichtige übergangen.

Öfter noch als in den früheren Teilen läßt Bär in diesem die Quellen selbst reden. Er tut das aber nicht kritiklos, leitet sogar hier und da (z. B. S. 28) ganz verständig den Leser zu kritischer Betrachtung der Quellen. Immerhin hätte manches ohne Schaden wegbleiben können, wie z. B. die süßliche Schilderung der Werbung Heinrichs I. um Mathilde aus deren älteren Lebensbeschreibung. Wenig ansprechend ist auch die Motivierung für Heinrichs zweite Heirat, die offenbar auf Thietmars von Merseburg Darstellung fußt. Dadurch daß nun der Geschichtserzählung noch Ausführungen, Betrachtungen und zusammenfassende Überblicke (die oft recht gut sind, wie z. B. S. 147 bis 148) beigefügt werden, wird nicht selten eine recht umständliche Breite herbeigeführt, wie z. B. S. 20—21 und 124—126, an welchen Stellen auch wieder die schon früher von mir gerügte Gedankenleserei in Blüte steht. Hierbei und auch sonst mitunter werden mutmaßliche Motive mit völliger Bestimmtheit wie unzweifelhafte Tatsachen hingestellt. Es ist aber hier anzuerkennen, daß mancher lehrreiche Wink abfällt und daß meistens nicht ohne Geschick verfahren wird. Überhaupt sind viele Partien des Buches vortrefflich, so z. B. die Darstellung, wie Otto I. in die italienischen Verhältnisse hineingezogen wurde und welche Folgen daraus entsprangen.

Ähnlich wie in den vorhergehenden Teilen stellt der Verfasser auch im dritten oft die Ansichten unserer Historiker nebeneinander, und in der verständigen Auswahl dieser guten Gedanken der historischen Meister sehe ich einen Hauptvorzug der Bärschen Arbeit. Im dritten Band hält sich Bär hauptsächlich an Giesebrecht, Ranke, Lamprecht, Nitzsch, Hauck, Prutz und Harnack, aus deren Werken er kurze Bemerkungen und Urteile, zuweilen auch längere Abschnitte mitteilt. Es ist einleuchtend, daß solche Zusammen- und Gegenüberstellungen interessant und lehrreich sind. Immer kann man freilich dem Verfasser bei seiner Auswahl nicht zustimmen, so z. B. nicht, wenn er zur Beurteilung der Canossaszene Haucks und Walther Schultzes Meinungen vorträgt.

Auch am dritten Teile ist anerkennenswert, daß Bärs Haupt-

Digitized by Google

streben darauf hinausgeht, das Verständnis der Geschichte zu vertiefen; auch in ihm wird der bürgerkundliche Stoff in Verbindung mit der Geschichte gebracht, so daß das Buch zuweilen fast den Charakter einer sogen. Bürgerkunde annimmt. Überhaupt wird die Gegenwart zum Vergleich mit den früheren Verhältnissen gern herangezogen, wie z. B. bei dem Papstwahldekret Nikolaus' II. die heutigen Formen der Papstwahl. Freilich sind zuweilen die Vergleiche etwas urgiert, trivial oder wenigstens überflüssig. Jedoch ist der Versuch, das Verständnis der Gegenwart durch solche Vergleiche zu fördern, jedenfalls anerkennenswert, und meistens sind sie auch in der Tat durchaus zweckentsprechend, so z. B. wenn Bär die Wichtigkeit der Regierung Heinrichs I. betont und darauf hinweist, daß damals die Eigenart des deutschen Staates entstand, die in den Grundzügen bis in die Gegenwart dieselbe geblieben ist. Leider wird dies in vielen Geschichtsdarstellungen nicht nach Gebühr hervorgehoben. Hier ist der Vergleich der damaligen staatlichen Verhältnisse mit unserer gegenwärtigen Reichsverfassung durchaus am Platze, ja geboten. Er hätte selbst bei Bär noch ausführlicher gestaltet werden können. Ich vermisse unter anderem den bezeichnenden Ausdruck „föderativer Charakter des Reiches". Auch der Gegensatz des von Heinrich I. neugegründeten Reiches gegen das — wenigstens in der Idee — stets einheitliche ostfränkische Erbreich, das ja wie ein Privatbesitz oft geteilt wurde, hätte klargestellt werden sollen. Den heutigen Unitariern und den Nörgelern an Bismarcks Schöpfung gegenüber ist es angezeigt, die historische Begründung der bundesstaatlichen Form unseres Reiches zu betonen. In diesem Zusammenhang erscheint auch die heutige Sonderstellung Bayerns in milderem Licht, reicht sie doch bis in die Tage Heinrichs I. zurück.

Wenn ich im folgenden mancherlei anführe, was ich anders sehen möchte, und auf einige Irrtümer aufmerksam mache, so liegt es mir fern, das interessante und empfehlenswerte Werk herabzusetzen, ich möchte vielmehr damit nur ein Scherflein zu seiner Vervollkommnung bei späteren Auflagen beitragen.

S. 37 wird aus Eickens Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung der Satz zitiert „Die Befestigung und Ausdehnung der göttlichen Autorität der Kirche und die Wiederherstellung der universalen Herrschaft des Reiches waren die beiden Pole, um welche sich die deutsche Geschichte von Otto I. bis zu dem Staufen Friedrich II. bewegte". Gewiß kann man dieser Anschauung eine gewisse Berechtigung zuerkennen — ist es aber richtig, wenn Bär dazu bemerkt: Nach diesen beiden Zielen hin muß also der Stoff von uns ausgewählt werden? Ich will davon absehen, daß der Verfasser Bd. III, S. 18 schon einen anderen Grundsatz für die Stoffauswahl aufgestellt hat, und frage nur: Ist wirklich die Befestigung und Ausdehnung der göttlichen Autorität der Kirche für die deutsche Geschichte ein wichtigerer Gesichtspunkt als die großartige Regermanisierung des Ostens, und ist das Streben nach Universalherrschaft mit Recht mehr in den

Digitized by Google

Vordergrund der Betrachtung zu stellen als die Entwicklung der innerstaatlichen Verhältnisse, der volkswirtschaftlichen, politischen und geistigen Zustände in unserer Nation? Es ist tröstlich, daß der Verfasser dem aufgestellten Prinzip nicht allzu treu geblieben ist.

Mehrmals wird auf die nachteiligen Folgen der „Kaiserpolitik" hingewiesen. Es sollte doch mehr, als geschehen ist, ihre Notwendigkeit hervorgehoben werden. Nur einmal ist sie angedeutet. Gegenüber der Bemerkung auf S. 93, daß alle Könige und Kaiser von Otto I. an die kirchliche Reformbewegung gefördert hätten, ist zu bemerken, daß dies von Konrad II. nicht gesagt werden kann, dagegen hätte nicht verschwiegen werden dürfen, daß Heinrich III. durch seine zu eifrige Begünstigung der Bewegung den Grund zur Schwächung der kaiserlichen Macht gelegt hat. S. 113 heißt es „Verbot der Simonie: völlig berechtigt". Das ist doch nicht ohne weiteres zuzugeben. Der Begriff der Simonie war ein sehr dehnbarer. In Kardinal Humberts Schrift „Gegen die Simonisten" wurde sogar jede Investitur Geistlicher durch Laienhand als Simonie gebrandmarkt. Aber selbst davon abgesehen, so sehen meines Erachtens mit Recht namhafte Historiker die Abgaben des neu eingesetzten Bischofs, die doch als Simonie gelten, als eine vollkommen berechtigte herkömmliche Steuer an den König an. S. 105 muß es statt Viktor III. Viktor II. heißen, S. 90 ist für die Niederlage Ottos II. südlich von Cotrone erstlich das Jahr falsch angegeben, es muß heißen 982, sodann ist die Angabe unrichtig, daß der Kaiser „von den verbundenen Sarazenen und Griechen geschlagen" sei. In einem Bund standen Araber und Oströmer nicht.[1]) Die Erklärung der Rolandsäulen als Weiterbildungen der Marktkreuze ist zu apodiktisch hingestellt, Bär hätte lieber, wie er es bei der Deutung des Wortes Weichbild getan hat, die verschiedenen Ansichten nebeneinanderstellen sollen.

Der Inhalt des dritten Bandes ist folgendermaßen gegliedert: § 41. Die Slaven in Deutschland, § 42. Heinrich I., § 43 Otto I., § 44 Von Otto I. bis zu Heinrich IV., § 45 Heinrich IV. und Gregor VII. § 46 Fortschritte in der Urproduktion: Salzgewinnung und Bergbau. § 47 Handwerk, § 48 Handel und Stadt; Namenverzeichnis und Sachverzeichnis.

Eigenartig sind die drei letzten Paragraphen (§ 46—48). Sie sind von dem belesenen Verfasser aus einer großen Zahl von einschlägigen Werken sehr fleißig zusammengestellt. Es sind die Werke von Below, K. Breysig, Förstmann, Heil, K. Hegel, M. Heyne, v. Inama-Sternegg, Keutgen, Lamprecht, B. v. Maurer, Rietschel, Schmoller und Sohm. Sie werden von Bär selbst angeführt, wie er ja seine Quellen immer ehrlich angibt, selbst bei den Sprichwörtern, Volksliedern und Märchen, die er wieder nach seiner Vorliebe — nicht immer ganz begründet — heranzieht. Einzelne Abschnitte würden sich recht gut zum Lesen in

[1]) Ob Griechen bei dem Überfalle beteiligt waren, scheint mir überhaupt zweifelhaft zu sein.

Digitized by Google

der deutschen Stunde eignen, manches aber geht entschieden über das Bedürfnis der Schule hinaus. Doch will ich gern anerkennen, daß die meisten Ausführungen, die übrigens sonst mehr oder weniger Platz in unseren Bürgerkunden finden, sehr hübsch und lehrreich sind. Eingehend ist vornehmlich die Entwicklung des für den Verkauf produzierenden Handwerks, des Münzwesens, des Handels und des städtischen Wesens geschildert. Daß bei dem Zollwesen aber auf mehr als vier Seiten Tarife angegeben werden, ist wirklich wunderlich.

Die Sprache ist im allgemeinen korrekt und ansprechend. Aufgefallen ist mir S. 110 der Satz „Hier erscheint die weltliche Herrschaft als solche wie die Äußerung eines widergöttlichen Prinzips" und auf S. 149 der transitive Gebrauch des Verbums verdunsten.

Im Vorwort erklärt Bär schon, zur Fortführung des Unternehmens der Hilfe von Mitarbeitern zu bedürfen, und vom Verlage höre ich, daß solche gefunden sind. Hoffentlich wird die Einheitlichkeit des Werkes dadurch nicht zu sehr leiden.

2) Karl Hampe, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer (Bibliothek der Geschichtswissenschaft von Erich Brandenburg). Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. VI u. 294 S. 4,40 ℳ.

Nachdem die Ende 1908 erschienene Auflage der Hampeschen deutschen Kaisergeschichte rasch vergriffen war, ist ihr im Mai 1912 die vielfach veränderte zweite gefolgt; und diese günstige Aufnahme hat das Buch verdient. Überall imponiert das besonnene Urteil des Verfassers, überall hat man das Gefühl, daß man einen klugen, vorurteilslosen Führer an ihm hat, überall steht er über seinem Stoffe und beherrscht ihn. Sodann versteht Hampe, die Klippe zu umfahren, durch zu viel Einzelheiten — in dem Vorworte nennt er es unnützen Ballast — und durch die umständliche Darlegung der Streitpunkte[1]) die Weiterführung der Erzählung zu stören und uns zu ermüden. Man vergleiche z. B. die kurze und doch so vortrefflich orientierende Nebeneinanderstellung der verschiedenen Beurteilungen Heinrichs IV. und Gregors VII.

Ich möchte Hampes Richtung eine konservative nennen: er hält sich an die Quellen und ist allen Spekulationen und Phantastereien abhold, annehmbare Hypothesen weist er nicht ab, betont aber ihren problematischen Wert. Bezeichnend für sein vorsichtiges Urteil und für seine konservative Art ist z. B. (S. 161) die Darstellung der oft bestrittenen Zusammenkunft Barbarossas mit Heinrich dem Löwen vor dem Kampf bei Legnano. Auch den Fußfall des Kaisers hält er nicht für unwahrscheinlich. Hampe will nicht blenden, er hascht nicht

[1]) In der späteren staufischen Zeit sind hier und da (z. B. S. 192—93, 201—202, 219—220) Streitpunkte weitläufiger erörtert, doch geschieht dies in besonderen Anmerkungen, so daß die Einheitlichkeit der Darstellung nicht gestört wird.


Digitized by Google

nach Effekt, er will uns die Wirklichkeit zeigen, wie sie sich seinem forschenden Blick entschleiert. Und gerade deshalb wohl — weil nichts Fremdes, Modernes hineingeklügelt wird — treten uns die Gestalten unserer Kaiser und aller, die eine politische Rolle spielten, deutlicher, faßbarer entgegen als bei den meisten anderen Geschichtschreibern.

Interessant und anregend sind auch die gelegentlichen Ausblicke auf die Folgen der vorgeführten Begebenheiten. Wie klar und übersichtlich wird z. B. der Investiturstreit in seiner Entwicklung und in seinen Konsequenzen dargestellt, besonders das Wormser Konkordat und seine Wirkung auf die politischen Verhältnisse in Deutschland und in Italien!

Eine ganz hervorragende Gabe besitzt Hampe in der Charakterschilderung. Charakteristiken wie die Konrads II., Heinrichs III., Gregors VII., Heinrichs IV., Bernhards von Clairvaux, des „jahrzehntelang ungekrönten Herrschers von Europa", Konrads III. und vieler anderer sind Meisterstücke voller Leben und Wahrheit. Nur einen Widerspruch muß ich in der Charakteristik Rainalds von Dassel konstatieren. Mit der Bemerkung, daß dieser einflußreiche Mann eine der glänzendsten Erscheinungen der gesamten deutschen Geschichte gewesen sei, stehen die weiteren Ausführungen nicht im Einklang. Dies übermäßige Lob fordert unwillkürlich zum Vergleich Rainalds mit Bismarck heraus, und da tritt sofort der große Abstand zutage. An Mut und Energie ist ja Rainald Bismarck ebenbürtig, aber in welchem Kontraste steht seine stürmische, rücksichtslose Politik zu der Besonnenheit Bismarcks! Es fragt sich wirklich, ob Barbarossa im ganzen nicht besser gefahren wäre, wenn er sich nicht von Rainald hätte drängen lassen. Auch Innocenz den III. scheint mir Lindner richtiger zu beurteilen, wenn er seine diplomatische Geschicklichkeit nicht so hoch einschätzt wie Hampe.

Wenn ich im übrigen etwas auszusetzen habe, so ist es die zu summarische Schilderung der letzten Regierungszeit Heinrichs III. Konrad II. und Heinrich III. sind überhaupt knapper behandelt als Heinrich IV. und die Hohenstaufen. Heinrichs III. Herausforderung des französischen Königs wird in diesem Zusammenhange gar nicht erwähnt, und diese wenn auch romantische, so damals sicherlich imponierende Handlung des Kaisers scheint doch eine nicht unbedeutende Einwirkung auf die Unterwerfung des lothringischen Herzogs ausgeübt zu haben. Auch die Aufdeckung der voraufgegangenen Fürstenverschwörung durch Welf III. vermisse ich ungern. Diese ganz niederträchtige Verschwörung gibt ein typisches Bild für die damalige politische und moralische Verwilderung und für die Schwierigkeiten, mit denen die deutsche Kaisermacht zu kämpfen hatte. Im allgemeinen beschränkt sich Hampe auf das für die Entwickelung besonders Wichtige und übergeht deshalb hier und da manches, was ich im Unterricht nicht gern entbehren möchte, weil es auf Herz und Phantasie Eindruck macht und zur Charakterisierung der Menschen und Zeiten geeignet ist, wie die erwähnte Enthüllung der Fürstenverschwörung oder Ludwigs

Digitized by Google

des Springers Verhaftung auf Heinrichs V. Hochzeit und seine darauffolgende Gefangensetzung auf dem Giebichenstein. Auch kriegerische Ereignisse wie die Schlacht an dem Welfesholze oder die bei Legnano werden ganz summarisch abgemacht.

Wohltuend tritt Hampes besonnenes Urteil auch in der Auffassung der vielgedeuteten und so leidenschaftlich umstrittenen Canossaszene hervor. Wenn H. dabei aber sagt, „die lächerlichen neueren Versuche, den Vorgang zu einem glänzenden Triumph Heinrichs aufzubauschen“, verdienten keine wissenschaftliche Beachtung, so hätte doch vielleicht eine Ausnahme von diesem sonst gewiß zutreffenden Standpunkt betreffs der Monographie Dammanns[1]) gemacht werden können. Sehr richtig dagegen ist die Bemerkung, „andererseits wäre es verkehrt, den Vorgang, bei dem starke Gemütserschütterungen hüben und drüben mitwirkten, ausschließlich als rein politisches Rechenkunststück hinzustellen“. „In Gregor trug nach dreitägigem, schwerem Kampf der Priester... schließlich den Sieg davon, aber freilich erst, nachdem der Politiker sich hinreichend gesichert zu haben glaubte“.

Wenn in einigen Punkten, z. B. in der Auffassung der Zugeständnisse, die Gregor Heinrich dem IV. bei Lösung vom Banne machte, Hampe im Gegensatz zu der Mehrheit der neueren Historiker steht, so wird man hier wie überall in ähnlichen Fällen jedenfalls dem Verfasser einräumen müssen, daß er vorurteilslos, nüchtern und eindringend die Frage untersucht und unbeirrt durch Autoritäten seine Überzeugung zum Ausdruck bringt. Im ganzen scheint mir Hampes Urteil über die Canossafrage, über Heinrich IV. und Gregor VII zutreffender als das Urteil W. Schultzes und Haucks zu sein, dagegen werden wohl wenige seiner Auffassung der Szene bei der Krönung Heinrichs V. zustimmen. Den Sturm der Entrüstung seitens der Bischöfe mußte doch sicherlich der kluge Heinrich V. voraussehen, und so wird es doch wohl dabei bleiben, daß er die bekannte Erklärung zu dem Zwecke abgab, das Odium des Vortrages mit Paschalis II. von sich ab und auf diesen zu wälzen.

Auch in der Beurteilung Friedrichs II. wird Hampe nicht auf allseitige Zustimmung rechnen können. Man wird ja freilich wohl niemals über diesen komplizierten Charakter zu sicherem Urteile gelangen. Er ist mit Ludwig XIV. und mit seinem Namensvetter Friedrich dem II. von Preußen verglichen worden, aber er gleicht beiden doch recht wenig. Wie sehr er hinter Friedrich dem Großen zurücksteht, hat Alfred Dove nachgewiesen. Jedenfalls war der Hohenstaufe Friedrich II. weder ein großer Feldherr noch ein großer Diplomat. Dieses zu sein, hinderte ihn schon seine Leidenschaftlichkeit. Trotzdem bleibt er eine der interessantesten Gestalten der Weltgeschichte, der erste moderne Mensch auf dem Throne, wie ihn Jakob Burkhardt

---

[1]) Die Beweisführung Dammanns in seiner Schrift (Der Sieg H.' IV in Kanossa) ist zwar wenig geschickt, teilw. naiv, teilw. gekünstelt, es wird aber auch hier wieder deutlich, wie manches in der Überlieferung unklar ist.



nicht unpassend genannt hat, obwohl Hampe diese Bezeichnung nicht recht gelten lassen will. Er stellt ihn aber selbst als Vorläufer der Renaissancebewegung hin. Packend führt Hampe uns sein tragisches Geschick vor die Augen, das furchtbare Unglück, das ihn doch nicht zu brechen vermag! Und darauf beruht des Staufers Größe, und hierin gleicht er doch auch dem Großen König.

Wie vieles wäre noch in dem schönen Buche zu rühmen, z. B. die vorzügliche Schilderung der ganzen Zeit Konrads III., die prächtige Zeichnung des herrlichen Friedrich I., die interessante Behandlung der Schuldfrage Peters von Vinea, der man trotz Dante und der abweichenden Darstellung aller neueren Historiker gewiß zustimmen wird. Doch es könnte fast ungerecht erscheinen, einzelnes hervorzuheben, da das Ganze unser Lob verdient. Überall sehen wir dieselbe Sachlichkeit, dieselbe Unparteilichkeit, das maßvolle Urteil. Wie tritt das auch in der Beurteilung der Staufer und Welfen hervor! Beiden wird er gerecht, beider Vorzüge wie beider Mängel erkennt er richtig. Und mit beiden fühlen wir und bedauern von Herzen, daß zwei so tüchtige Geschlechter zum Unheile Deutschlands sich gegenseitig befehden mußten. Mitfühlen, mitleben läßt uns überhaupt Hampe alles, was er erzählt; auch derjenige, der genau orientiert ist, wird trotzdem von seiner Darstellung gefesselt werden.

Nicht geringer als des Verfassers Objektivität und Darstellungsgeschick ist sein weiter politischer Blick, seine staatsmännische Auffassung anzuschlagen. Man vergleiche nur die Schilderung von Heinrichs VI. Machtstellung und den Kampf Friedrichs II. gegen das Papsttum. Anschaulich und klar werden auch schwierigere staatsrechtliche Fragen behandelt, wie z. B. die Regalienfrage in Italien und die roncalischen Beschlüsse mit ihren Folgen. Mit Recht, will es mir scheinen, werden ein paarmal die einseitigen Auffassungen Nitzschs und Lamprechts abgewiesen, während Giesebrecht wiederholt wieder zu Ehren kommt. Dabei sei als ein besonderer Vorzug des Buches hervorgehoben, wie alle wichtigeren Streitfragen behandelt werden. Kaum anderswo wird man das finden. Wie fleißig sich Hampe dabei umgesehen hat, beweisen die vielen zitierten Monographien und Dissertationen.

Beiden Hauptabschnitten des Werkes, der Zeit der Salier und der Zeit der Hohenstaufen, oder wie H. sagt der Staufer, sind Bemerkungen über die Geschichtsquellen vorausgeschickt, die manchem willkommen sein werden, den Schluß des Buches macht ein ausführliches Register der Orts- und Personennamen.

Im Gegensatz zu der nachlässigen Behandlung unserer Muttersprache, wie sie leider bei einigen unserer Historiker neuerdings aufgekommen ist — ich erinnere nur an die Verunzierung unserer Sprache durch die massenhafte Anwendung der Fremdwörter bei Lamprecht und an die stilistischen Verrenkungen Heycks —, finden wir bei Hampe ein klares, schönes Deutsch. Nur weniges ist mir aufgefallen, das besser sein könnte, so z. B. die eigenartigen Wortbildungen Kanonen-

Digitized by Google

sammlung (für Sammlung kanonischer Schriften!) S. 7 und Kardinalat S. 130. Stilistisch nachlässig ist das Deutsch in den Anmerkungen S. 133 A. 1 und S. 135 A. 1.

Die Ausstattung des Buches ist tadellos.

In Summa: ich kenne kein Werk, welches das so oft verkannte Mittelalter, das tapfere Ringen unserer heldenhaften Kaiser mit den Herrschaftsansprüchen der mächtigen Kirche, mit der Hydra der deutschen Zwietracht und einem auffallend feindseligen Schicksal, welches uns das so wechselreiche tragische Geschick unseres deutschen Volkes lebensvoller, wahrheitsgetreuer und herzbewegender vor unserem geistigen Auge erstehen läßt als Hampes schönes Buch. Jedem Geschichtslehrer an unseren höheren Schulen, ja jedem Kollegen sei seine anregende und belehrende Lektüre aufs wärmste empfohlen.

Sangerhausen. Julius Froboese.

---

1) Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Achte Auflage unter Mitwirkung von Ernst Baasch, Adolf Bachmann, Paul Bailleu, Ernst Bernheim, Bernhard Beß, Franz Bliemetzrieder, Erich Brandenburg, Karl Brandi, Harry Bresslau, Werner Deetjen, August Fournier, Heinrich Friedjung, Richard Galle, Martin Haß, Albert Hauck, Karl Heldmann, Sigmund Hellmann, Paul Herre, Adolf Hofmeister, Robert Holtzmann, Moritz Hoernes, Karl Jacob, Curt Jany, Paul Kautzsch, Albert Kleinclauß, Friedrich Köpp, Karl Koetschau, Rudolf Kötzschke, Karl Mirbt, Rudolf Much, Kurt Perels, Friedrich Philippi, Georg Friedrich Preuß, Felix Rachfahl, Oswald Redlich, Hugo Riemann, Ludwig Schmidt, Gerhard Seeliger, Walter Stein, Georg Steinhausen, Karl Uhlirz, Georg Berthold Volz herausgegeben von Paul Herre. Leipzig 1912, K. F. Koehler. XX u. 1290 S. gr. 8. 28 ℳ.

Die achte Auflage der rühmlichst bekannten Quellenkunde von Dahlmann-Waitz umfaßt 13 380 Nummern, von denen viele wieder aus einer stattlichen Anzahl von Unternummern bestehen — alle diese Nummern wohlgeordnet und durch ein ausführliches Register leicht zugänglich gemacht. Damit ist ihr hoher Wert für die geschichtswissenschaftliche Forschung ausgesprochen. Gegenüber der 7. Auflage, die vor 6, bezw. 7jähriger Frist erschien, bietet die erste Auflage 3000 Nummern mehr. Während für die letzte Auflage nur 5 Mitarbeiter tätig waren, sind an der vorliegenden 42 beteiligt. Dieser größeren Arbeitsteilung ist es zu verdanken, daß der einzelne Anteil sehr viel intensiver bearbeitet werden konnte und daß sich unter der Hand der Spezialisten Streichungen, Kürzungen und Zusammenziehungen ermöglichen ließen, die im Sinne der Raumgewinnung dringend geboten waren. Vor allem ist die Mitwirkung einer solchen Anzahl von Fachmännern ersten Ranges der Qualität der Zusammenstellung zugute gekommen.

Infolge der entgegenkommenden und verständnisvollen Mitwirkung des Verlages und der Druckerei ist es dem Herausgeber ge-



lungen, die Drucklegung des umfangreichen und technisch schwierigen Werkes in acht Monaten zu erledigen. Es wurde auf diese Weise vermieden, daß die zuerst gedruckten Abschnitte schon Monate veraltet waren ehe das Buch erschien; für diese Bearbeitung konnte also, im Gegensatz zur siebenten Auflage, von einem zeitlich ausgleichenden Ergänzungsbande abgesehen werden. Der eigentliche Termin, bis zu dem die Literatur nachgearbeitet wurde, ist die Wende 1910/1911, doch war es dank der großen Beschleunigung der Drucklegung möglich, die Hauptliteratur, d. h. wichtige selbständige Werke bis nahe an den Zeitpunkt des Erscheinens noch im Satze zu berücksichtigen, so daß die Quellenkunde diesmal fast unveraltet und im wesentlichen bis an den gleichen Zeitpunkt, Frühjahr 1912, geführt hinausgehen konnte.

Nicht um zu mäkeln, sondern um einen Beitrag zur neunten Auflage zu geben, die von dieser vortrefflichen Quellenkunde nicht allzulange auf sich warten lassen wird, gibt Referent hier einige Ergänzungen: Mich. Toll, Die deutsche Nationalkirche S. Maria dell'Anima in Neapel. Freiburg i. Br., 1909. Die Ausgabe des liber confraternitatis b. Mariae de Anima Teutonicorum de urbe (Romae 1875, bei Dahlmann-Waitz-Herre Nr. 6955), die eine Zusammenstellung der in die Brüderschaft bei der Kirche A. Maria dell' Anima zu Rom aufgenommenen Deutschen enthält, ist sehr fehlerhaft. Die lokalhistorischen Kenner werden aber die für sie in Betracht kommenden Namen doch herausfinden: für Preußen hat H. Freytag in der Westdeutschen Zeitschrift 42, S. 68—87, für die Rheinlande und Westfalen J. Evelt in der Monatsschr. f. rhein.-westfälische Geschichtsforschung 3. Bd., S. 415—437 eine solche Zusammenstellung gemacht. Neben Mazzatinti Nr. 367 konnte auf Kehr, Das Archivwesen Italiens, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Jhrg. 1901 und auf Faraglia in der enciclopedia giuridica italiana I, 3, 750 ff. und in dem Artikel „archivi di stato" („digesto italiano" IV 524) hingewiesen werden. So gut wie das Grimmenser Stammbuch von Fraustadt (Nr. 670) war auch das Afraner-Album von Kreißig (Meißen 1876) und das Pförtner-Stammbuch von Hoffmann (1893, dazu Nachträge) anzuführen. Bei den Zeitschriften der Provinz Sachsen fehlen die 11 Jahrgänge der Mühlhäuser Geschichtsblätter. Die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte gibt nicht nur halbjährig ihre „Mitteilungen", sondern auch monatlich die „Familiengeschichtlichen Blätter" heraus (stehen gegenwärtig im 10. Jahrgang). Betreffs französischer Bibliotheken, welche Material zur deutschen Geschichte enthalten, wird Nr. 485 lediglich G. Huet, Catalogue des manuscrits Allemands de la Bibliothèque Nationale Paris 1895 genannt. Ein Verzeichnis aller gedruckten Handschriftenkataloge gibt L. Delisle, Catalogue des manuscrits français Tome V 1902, p. XIV ff. und in der Bibliothèque de l'école des chartes LXIV (1903) S. 69 ff. Vgl. dazu R. Knipping, Niederrheinische Archivalien in der Nationalbibliothek und dem Nationalarchiv in Paris Leipzig 1904. Ferner vermisse ich: Bingner, Literatur über das Großherzotum Baden in allen seinen

Digitized by Google

staatlichen Beziehungen 1750 bis 1854 (Karlsruhe 1854). — Rich. Pick, Aus dem Aachener Stadtarchiv. I. Verpflichtungsurkunden städtischer Beamten. II. Fehdebriefe (Bonn 1887/88). — P. Clauswitz, Berlinisches Stadtbuch (Berlin 1883). — Oncken, Die ältesten Lehnregister der Grafen von Oldenburg und Oldenburg-Bruchhausen (Oldenburg 1893). — Bei einem so weit ausgreifendem Werke, wie bei Dahlmann-Waitz-Herre wird der eine unschwer diese, der andere jene Einzelheit vermissen. Wer jemals dergleichen bibliographische Arbeiten geleistet hat, weiß, daß absolute Vollständigkeit in dieser Richtung ausgeschlossen ist. Es würde sehr unbillig sein, hieraus einen Vorwurf abzuleiten. Etwas grundlegend Wichtiges habe ich im vorliegenden Buche nicht vermißt. Dasselbe will auch erschöpfende Bibliographien für Einzelgebiete keineswegs ersetzen. Die Nachweise z. B. über Kirchenbücher umfassen bei Dahlmann-Waitz-Herre nur etwa ein Fünftel von dem, was ich in meiner Familiengeschichtlichen Quellenkunde (Leipzig 1909) nachgewiesen habe. Süddeutschland scheint verhältnismäßig am unvollständigsten auch noch in der neuesten Bearbeitung des Dahlmann-Waitz vertreten zu sein. Es fehlen z. B. Wachter, F., General-Personal-Schematismus der Erzdiözese Bamberg. Eine Beigabe zum Jubeljahre der Bistumsgründung. Mit Hilfe der Gesamt-Diözesen-Geistlichkeit zusammengestellt. Bamberg 1908. — Niber, Eman., Die Edelmannsfreiheit in Bayern. Landshut 1808. — Schellerer, O., Die Rechtsmäßigkeit des gegenwärtig in Bayern immatrikulierten Adels. Würzburg 1871. — Karl Heinrich Rittm. v. Lang, Das Adelsbuch des Königreichs Bayern 1815; ders., Supplement zum Adelsbuch des Kgr. Bayern 1820. — Seyler, Gust. A., Adelsbuch des Königr. Bayern (1820—1875). Nach amtlichen Quellen im Anschluß an das gleich betitelte Werk des Ritters K. H. v. Lang. Nürnberg 1877. Dieses Werk ist um so dankenswerter, als O. T. v. Hefner bei seiner Bearbeitung des bayer. Adels im Siebmacherschen Wappenbuch gerade diejenige Quelle, welche die besten Grundlagen für das Werk geliefert hätte, das bayerische Regierungsblatt, nicht benutzte. — Wölckern, M. C. W. v., Beschreibung aller Wappen der fürstl. gräfl. u. adlichen jetzt lebenden Familien im Kgr. Baiern. Nürnberg 1831 flg. 4 Bände.

Die mit allen Ehren geleistete Arbeit ist eine so umfangreiche, daß Referent es ganz natürlich findet, wenn Herre im Vorwort erklärt, mit Erfüllung dieser seiner Tätigkeit sei „eine Bergeslast" von ihm gewälzt; Mühe und Entsagung seien die unvermeidlichen Begleiter der neuen Bearbeitung gewesen. Mit Recht aber finden die Bearbeiter für „das große dargebrachte Opfer" Trost in dem Bewußtsein, „der deutschen geschichtswissenschaftlichen Forschung viel begehrte Helfer und Diener zu sein". Diese neueste, achte Auflage sollte in keiner Gymnasialbibliothek fehlen.

Digitized by Google

2) Deutsche Schrifttafeln des IX. bis XVI. Jahrhunderts aus Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München, herausgegeben von Erich Petzet und Otto Glauning. II. Abteilung. Mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler des XI. bis XIV. Jahrhunderts. München 1911, Carl Kuhn. 8 ℳ, geb. 9 ℳ.

Das vorliegende Heft enthält Tafel XVI bis mit XXX des Gesamtwerkes. Wie das erste, die althochdeutschen Schriftdenkmäler des 9. bis 11. Jahrhunderts behandelnde Heft, bietet auch das zweite über die mittelhochdeutschen Denkmäler getreuere Bilder der Handschriften, als sie M. Enneccerus in seinen Ältesten deutschen Sprachdenkmälern gab. Die beigegebenen Umschriften der Texte in den jetzt gewöhnlichen Typen, literargeschichtliche Notizen mit den nötigen bibliographischen Nachweisungen und Erläuterungen der Schreibweise, wobei auf die charakteristischen Eigenheiten aufmerksam gemacht wird, machen die Veröffentlichung auch für diejenigen, die der Anleitung eines Lehrers entbehren, leicht benutzbar. Die technische Ausführung der Reproduktion ist vorzüglich. Die beigesetzten Ziffern am Rande der einzelnen Tafeln ermöglichen es dem Lehrer, beim paläographischen Unterricht rasch etwas finden zu lassen.

Allerdings ist der Auswahl des Werkes, soweit sie sich bisher übersehen läßt, eine große Einseitigkeit eigen. Der literaturgeschichtliche Standpunkt ist überall maßgebend gewesen. Demgemäß erhalten wir auch lediglich Buchschrift, keine Diplomschrift. In den beiden bisherigen Heften kommt noch eine zweite große Einseitigkeit hinzu: Niederdeutsches Sprachgebiet ist bis jetzt nicht verarbeitet. Und doch ist z. B. das Mittelniederdeutsche der für die Archive von Nord- und Mitteldeutschland wichtigste Dialekt. Hoffentlich bringen die weiteren Hefte in den genannten Richtungen Nachträge.

Für den Gymnasialunterricht empfiehlt sich aus dem 2. Heft vor allem Tafel XIX, die eine Seite der Windberger Interlinearversion der Psalmen nach dem cod. germ. 17 bietet Dieser enthält neben einem Kalendarium und verschiedenen lateinischen Gebeten und Lobgesängen die Psalmen nach der Vulgata mit einer wörtlichen deutschen Übersetzung zwischen den Zeilen. Diese Übersetzung ist öfters durch Beifügung mehrerer Synonyme und Erläuterungen erweitert und ist eines der lehrreichsten Denkmäler des geistigen Unterrichts im XII. Jahrhundert. Die dargebotene Tafel zeigt auch Randbemerkungen und rote Initialen. Das Faksimile aus der Handschrift A des Nibelungenliedes (Tafel 29) ist nicht nur wegen des Inhaltes interessant, sondern bietet auch ein getreues Bild alter Pergamenthandschriften überhaupt: Löcher im Schreibstoff und mannigfache Beschmutzung sind ebenso deutlich wiedergegeben wie die Liniierung und die Gestalten der einzelnen Buchstaben. Überhaupt eignet sich das Werk von Petzet und Glauning in hohem Maße dazu, als anregendes Anschauungsmittel zu dienen.

Leipzig-Connewitz. Eduard Heydenreich.

Digitized by Google

1) G. Lorenz, Kartenunterlagen für geschichtliche Skizzen. III. Heft für die Geschichte der neueren Zeit. Leipzig 1911, Wagner & Debes. 10 Bl. gr. 4. 0,60 ℳ.
2) G. Lorenz, Kartenunterlagen für geschichtliche Skizzen. IV. Heft für die Geschichte der neuesten Zeit. Leipzig 1912, Wagner & Debes. 10 Bl. gr. 4. 0,60 ℳ.

Bei der immer mehr steigenden Bedeutung des Geschichtsunterrichts und bei den infolgedessen noch zunehmenden Forderungen an denselben, ist es kein Wunder, wenn jetzt Aufgaben bei ihm in den Vordergrund gerückt sind, die auch früher durchaus nicht ganz vernachlässigt wurden, nun aber mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt zu werden wünschen, die das, was früher das Wesentlichste in diesem Unterrichte war, allmählich ganz zurückzudrängen drohen. Und doch sollte man sich hüten, die äußere Geschichte eines Volkes, besonders die Kriegsgeschichte, allzu geringschätzig zu betrachten; sie wird immer ihren hohen erziehlichen Wert behalten, nur ein kraft- und saftloser Geschichtsunterricht wäre es, wollte man die begeisterungsfähigen Herzen der heranwachsenden Jugend in der Hauptsache nur mit Kulturgeschichte abspeisen; vielmehr verdient die Kriegsgeschichte für immer einen hervorragenden Platz im Unterricht.

Um nun ihren Inhalt recht verständlich zu machen und dem Gedächtnis möglichst dauernd einzuprägen, muß man immer wieder neue Mittel und Wege ersinnen. Diesem Zwecke kommen die Geschichtsatlanten schon lange entgegen, indem sie neben größeren, allgemein orientierenden Karten auch eine Menge Nebenkarten enthalten, die die Entwicklung einzelner kriegerischen Ereignisse gleichsam plastisch vor Augen führen, indem die Truppenzüge und Heeresaufstellungen mit verschiedenen Farben unter Berücksichtigung des Geländes eingezeichnet sind. Einen weiteren Schritt auf dieser Bahn bedeutete die Herausgabe von Kartenwerken, die aus lauter Skizzen zu den wichtigeren Ereignissen der Weltgeschichte bestanden; als bekanntestes erwähne ich das von Rothert, von dem ich auch die kleine Ausgabe, 30 Karten zur deutschen Geschichte enthaltend, im Unterricht als wohl erprobt gefunden habe; damit kann man sich leicht wie über die Schlacht im Teutoburger Walde oder über die Kreuzzüge, so auch über den Feldzug von 1866 oder den deutsch-französischen Krieg orientieren.

Noch einen Schritt weiter geht das vorliegende Werk, das zunächst mit Heft III u. IV Kartenunterlagen für geschichtliche Skizzen der Neuzeit seit den großen Entdeckungen geben will. Es sind nur geographische Karten einzelner Länder oder einzelner Landesteile, die erst von dem Schüler selbst mit historischem Inhalt gefüllt werden sollen; das ist unzweifelhaft ein geeignetes Mittel, das Interesse und die Aufmerksamkeit der Schüler zu erregen, ihre Selbsttätigkeit zu fördern und den geschichtlichen Vorgängen einen festen Halt im Gedächtnis zu verschaffen. Denn während dort im Atlas oder bei Rothert

Digitized by Google

die Skizze schon fertig ist und nur in Gedanken reproduziert wird, entsteht sie hier erst durch die Hand des Schülers, der seine Einzeichnungen mit bestimmten, in der Gebrauchsanweisung angegebenen Zeichen macht. Natürlich können in dieser eingehenden Weise nur die wichtigeren geschichtlichen Vorgänge behandelt werden; dazu sind ausersehen für Heft III: Entdeckungsreisen, Schmalkaldischer Krieg, Dreißigjähriger Krieg (2 Karten), Der Große Kurfürst gegen die Schweden, Karls XII. Feldzug und Ritt nach Stralsund, Der Österreichische Erbfolgekrieg (2 Karten) und der Siebenjährige Krieg (zwei Karten); für Heft IV: Napoleons Zug nach Ägypten, Napoleons Feldzüge gegen Österreich, gegen Preußen, gegen Rußland, Die Deutschen Freiheitskriege (3 Karten), Der Schleswig-Holsteinsche Krieg, Der Deutsche Bruderkrieg, Der Deutsch-Französische Krieg. Im großen und ganzen erkläre ich mich mit dieser Auswahl einverstanden, nur Karls XII. Feldzug und Ritt nach Stralsund, sowie Napoleons Feldzug nach Ägypten und Rußland halte ich nicht für zweckmäßig gewählt, diese beiden besonders wegen der Einfachheit des Schauplatzes, wo es nicht so viel einzuprägen gibt, daß es einer selbstentworfenen Skizze bedürfte, und Karl XII. ist für die deutsche Geschichte zu unbedeutend; die Bezeichnungen „Österreichischer Erbfolgekrieg" und „Deutscher Bruderkrieg" lehne ich ab; dafür schlage ich, unter Ausschaltung der unwichtigen Tätigkeit Karls von Lothringen, vor „1. und 2. Schlesischer Krieg" und „Krieg von 1866". — Die Kartenunterlagen sind nun nach meiner Auffassung im Verhältnis zu dem Kriege oder dem Kriegsabschnitt, zu dessen Aufnahme sie dienen sollen, vielfach zu ausgedehnt und mit zu viel Namen versehen: wozu bedarf es z. B. für den Feldzug von 1806 in Thüringen und 1807 in Ostpreußen einer ausführlichen Einzeichnung von Schlesien (IV, 3)? Oder was soll für den Frühjahrsfeldzug von 1813 eine Karte, die nicht nur ganz Deutschland umfaßt, sondern bis tief nach Ungarn und den Alpen hin sich erstreckt (IV, 5)? Für den Schleswig-Holsteinschen Krieg hätte die Bezeichnung der Nord- und Ostseeküste und des nördlich davon gelegenen Kriegsschauplatzes genügt. Noch verwirrender aber und die Übersicht hemmend wirken die zahllosen Namen, die dem Schauplatze beigegeben sind; da hätte sich Verfasser auf die wichtigsten beschränken sollen, dann wäre Raum geschaffen für eine deutlichere Einzeichnung der kriegerischen Unternehmungen; zum mindesten war hierfür kleinerer Druck anzuwenden; vermißt habe ich übrigens unter den vielen Namen z. B. Auerstedt und Ratkau (IV, 3), die doch gewiß zu den bemerkenswerten gehören; klar treten dagegen die Bodenerhebungen hervor, was ja besonders wichtig ist, um den Gang mancher Operationen zu verstehen.

Wie und wo sollen denn nun die Kartenunterlagen Verwendung finden? Hinsichtlich des Wie bin ich der Ansicht, daß sie in erster Linie der häuslichen Betätigung zu dienen haben, indem die Schüler das, was sie in der Schule gehört und auf der Wandkarte und dem Atlas gesehen haben, zu Hause in der Skizze zur Darstellung

Digitized by Google

bringen; damit das mit einem gewissen Ernste und nicht oberflächlich geschieht, müssen die Hefte eingefordert und vom Lehrer durchgesehen werden; dabei ist nicht ausgeschlossen, auch noch den einen oder den andern Schüler die Skizze an der Wandtafel wiederholen zu lassen, um zu sehen, wie weit der Inhalt geistiger Besitz geworden ist. Eine zweite Benutzung kann dann noch zu sogenannten Kartenextemporalien stattfinden, wozu auch im Buchhandel Einzelkarten abgegeben werden. Für welche Stufe aber kommen die Kartenunterlagen in Betracht? In der Hauptsache für die mittleren Klassen, besonders für Tertia; hier ist dem Pensum entsprechend Zeit genug, um eine größere Anzahl Partien aus der Kriegsgeschichte eingehend zu behandeln; seltener wird das schon in Untersekunda geschehen können und noch seltener in den oberen Klassen; hier treten eben andere Aufgaben des Geschichtsunterrichts mehr und mehr in den Vordergrund, und nur noch auf wenige typische Beispiele kriegerischen Inhalts kann genauer eingegangen werden; immerhin wird auch hier gelegentlich eine Schlacht oder ein Feldzug eingezeichnet werden können, und zwar doch wohl vorwiegend als Kartenextemporale, wie ja auch für die geographischen Wiederholungen in den oberen Klassen Kartenskizzen als Klassenarbeiten besonders zu empfehlen sind.

Wie nun diese Kartenvorlagen, von einigen unbedeutenden Mängeln abgesehen, als brauchbares Hilfsmittel zur Vertiefung des Geschichtsunterrichts anzusehen sind, so dürfte ihre Benutzung auch von hohem praktischen Wert für das spätere Leben des Schülers sein, indem er dadurch zum Kartenlesen erzogen wird; ich empfehle sie also warm für den Unterricht und sehe voll Erwartung dem Erscheinen von Heft I u. II mit Altertum und Mittelalter entgegen.

3) M. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. Ausgabe B. Für Mittelschulen und verwandte Anstalten bearbeitet unter Mitwirkung von W. Bernhard. In zwei Teilen. Freiburg 1911, Herdersche Verlagshandlung. gr. 8.

I. Teil: Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. VIII u. 162 S. geb. 2,20 ℳ.

II. Teil: Deutsche Geschichte vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart. IV u. 163—336 S. geb. 2,20 ℳ.

Seitdem das Mertenssche Hilfsbuch für den deutschen Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten wegen seiner Gediegenheit auch an zahlreichen Mittelschulen und verwandten Anstalten benutzt wurde, stellte sich allmählich das Bedürfnis heraus, den Stoff für diese Schulen etwas zu kürzen und den Ausdruck hier und da noch klarer und einfacher zu gestalten; so ist es zu der vorliegenden Ausgabe B gekommen, die in zwei Teilen von fast gleichem Umfange die ganze deutsche Geschichte bis in die neueste Zeit behandelt.

Es ist kein Wunder, wenn dieses Hilfsbuch mehr und mehr an Boden gewinnt und andere Bücher verdrängt, denn es besitzt eine

Digitized by Google

Reihe von Vorzügen, die in solcher Fülle kaum bei einem andern Lehrbuche nachweisbar sein dürften. In erster Linie ist der Ausdruck und die ganze Darstellung von einer Klarheit und Durchsichtigkeit, wie man sie jedem Lehrbuche wünschen möchte; da werden die schwierigsten Vorgänge in der Geschichte auch für den verständlich, der kein großes Interesse oder ein nur langsames Auffassungsvermögen besitzt; Fremdwörter und eigenartige Ausdrücke und Redensarten, wie sie in der Geschichte nicht selten vorkommen, werden nicht ganz vermieden, aber doch so deutlich erklärt und umschrieben, daß keine Unklarheit bleibt; und über dem Ganzen liegt eine Frische und ein Hauch patriotischen Empfindens, der, ohne aufdringlich zu werden, nicht ohne Wirkung auf den Leser bleiben kann, sondern auch in dem stumpfsinnigsten einen Funken wenigstens der gleichen Gottesgabe entzünden muß. So wird der Leser auch in weniger interessanten Abschnitten mit fortgerissen und empfindet keine Langeweile. Überaus anregend wirkt dabei auch das Bestreben, alte Einrichtungen und Gebräuche mit modernen Gewohnheiten in Zusammenhang zu bringen, wie z. B. die rote Halsbinde der Kantonisten des Soldatenkönigs mit den bunten Bändern, womit sich die heutigen Gestellungspflichtigen schmücken. — Zur Klarheit des Ausdrucks dient endlich, daß selteneren Wörtern Akzente und Quantitäten beigegeben sind, z. B. Poltáwa, Strálsund, Sádowa, Mogontiăcum; soll es aber wirklich Alĭso heißen?

Ein zweiter großer Vorzug ist die eingehende Disposition des Stoffes, die die Übersicht erleichtert und die Einprägung begünstigt; gruppiert aber wird der Stoff um die Persönlichkeit der deutschen Kaiser bzw. der preußischen Könige; sie stehen im Mittelpunkt der Erzählung, unter ihrer Leitung spielen sich die Ereignisse ab, auch die der außerdeutschen Geschichte, soweit sie zum Verständnis herangezogen werden mußten; ebenso werden die zuständlichen Erscheinungen, zum Teil wenigstens, mit den leitenden Persönlichkeiten in Verbindung gebracht, seltener am Ende gewisser Perioden in besonderen Abschnitten. So sollte es in jedem Geschichtsunterricht, aber auch in jedem Lehrbuch sein: trotz aller Bedeutung, die der zuständlichen Geschichte zukommt, muß sie vor der Persönlichkeit zurückweichen; nichts ist unfruchtbarer, noch dazu für die Jugend von 13—15 Jahren, als ein unpersönlicher Geschichtsunterricht. — Zur Belebung und zur Vertiefung ebenso wie zu inniger Verknüpfung mit einem andern wichtigen Lehrgegenstande, dem Deutschen, dienen zahlreiche Hinweise auf dichterische Behandlung einzelner Ereignisse, ja Anführung einzelner Dichterstellen selbst.

Bewundernswert ist die Sicherheit, mit der der Verfasser das weite Gebiet der deutschen Geschichte beherrscht: zwar geht er vielfach, dem Zwecke des Buches entsprechend, über schwierige Vorgänge kurz hinweg, ohne dazu besonders Stellung zu nehmen; anderseits zwingt gerade die Kürze wiederholt zu einer

Digitized by Google

klaren, unzweifelhaften Entscheidung, und die erfolgt in der Regel auf Grund der neuesten Forschungen und mit Hilfe eines verständigen Urteils; infolgedessen kann man dem Verfasser fast immer beistimmen und einen offenbaren Irrtum kaum nachweisen.

Der Forderung bürgerkundlicher Belehrung, die im weiteren Sinne schon immer im Geschichtsunterricht geübt wurde, jetzt aber noch mit besonderen Aufgaben bedacht ist, an deren Lösung man alle möglichen Hoffnungen knüpft, kommt das Lehrbuch in hohem Maße entgegen, nicht nur durch die ganze Art der Darstellung, die auch den weniger gefühlvollen Knaben für die Größe und die Bedeutung seines Vaterlandes empfänglich machen und damit Vaterlandsliebe und Verantwortlichkeitsgefühl erwecken muß, sondern auch im besonderen durch eine eingehende, durchaus verständnisvolle Darlegung der Staatseinrichtungen und durch Vergleiche, die Verfasser auch schon in der älteren deutschen Geschichte anbringt (z. B. S. 31 Freizügigkeit, Domänen, S. 32 Kontrollversammlung).

Abbildungen sind dem Buche mit Recht nicht beigegeben; dafür gibt es jetzt genug besondere Hilfsmittel, die dem Unterricht auch in der Mittelschule zur Verfügung stehen; vor allem müssen dazu Beispiele für die Baustile gehören, sonst dürften nackte Textausdrücke, wie Renaissance, Barock, Rokoko, leere Worte bleiben.

Am Ende des Ganzen findet sich eine Zeittafel, welche die schon am Rande als lernenswert stehenden Zahlen mit ausgeführtem Text wiederholt; sie scheint zur Wiederholung wohl geeignet. Als Anhang kommen dann noch zwölf Abschnitte, z. B. mit Übersichten über die deutschen Kaiser und die Hohenzollern, mit Wahlsprüchen der preußischen Könige, mit dem Aufbau des preußischen Staates, die ebenfalls ganz praktisch und zweckdienlich erscheinen.

Einige Wünsche bleiben natürlich auch hier noch zu erfüllen. Marbod wird nirgends erwähnt; er darf neben Armin nicht fehlen (S. 12). — Zu erklären waren auch Ausdrücke wie „Grundholden", „Schultheiß" (S. 31) und „Krümper" (S. 249). — Auch Wallensteins zweiter Oberbefehl war nicht unumschränkt (S. 152; vgl. dazu Histor. Zeitschr. Bd. 97 S. 241). — „Siebter" für „siebenter" ist weniger gebräuchlich (S. 163). — Zum nördlichen Teil der Geroschen Mark, woraus nach seinem Tode die Nordmark wurde, gehörte nicht nur der heute Altmark genannte Teil auf dem linken Elbufer, ihr größerer Teil lag vielmehr auf dem rechten Ufer (S. 163). — Daß Waldemar ein gefährlicher Betrüger war (S. 166), steht doch nicht unumstößlich fest. — Den Erwerber der 9. Kurwürde Ernst August v. Braunschweig-Lüneburg zu nennen (S. 194), ist nicht üblich, er war Herzog v. Hannover. — Beim Tode der Königin Luise fehlt die Angabe des Tages (S. 255); das durfte um so weniger geschehen, als später bei der Kriegserklärung Frankreichs 1870 und bei der Erneuerung des Eisernen Kreuzes darauf hingewiesen wird (S. 293). — Wenn York wirklich für abgesetzt erklärt wurde (S. 254), so war das nur Spiegelfechterei; an ihn ist eine solche Mitteilung nicht ergangen (vgl. Busch, Marburger Akademische Reden,

Digitized by Google

Nr. 26, S. 19). — König Wilhelm war schon am 1. Juli in Gitschin (S. 288). — Bei Königgrätz kämpften nicht nur fünf preußische Korps gegen die acht österreichischen (S. 289); in den Kampf kamen außer der Elbarmee, die aus 1½ Korps, und der ersten Armee, die aus 3 Korps bestand, von der kronprinzlichen Armee das ganze Gardekorps, beide Divisionen des 6. Korps und schließlich auch noch Teile des 1. Korps. — S. 292 fehlt die wichtige Angabe, daß König Wilhelm auch noch einen Entschuldigungsbrief an Napoleon schreiben sollte. — Als besonderer Vorzug der Deutschen 1870 war die Einheit im Oberbefehl zu erwähnen, die den Franzosen anfänglich abging (S. 294). — Gewiß geht die erste persönliche Äußerung nach dem Kulturkampfe von Leo XIII. aus, indem er dem Kaiser seine Erwählung anzeigt mit dem Ausdruck des Bedauerns über die wenig guten Beziehungen zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhl; das war aber auch alles, im übrigen mußte nun Preußen Zugeständnisse machen, deren erstes ja die Verabschiedung Falks war (S. 315). — In der Zeittafel S. 324 darf Hardenberg neben Stein und Scharnhorst nicht als Reformer fehlen. —

Doch das alles sind Kleinigkeiten, die das Buch nicht herabsetzen sollen; sein hoher Wert ist unanfechtbar, und zweifellos kann mit seiner Hilfe Tüchtiges im Geschichtsunterricht geleistet werden.

Zerbst. G. Reinhardt.

Robert von Pöhlmann, Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band XV u. 610 S. Zweiter Band XII u. 644 S. 8. München 1912, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). geh. 26 ℳ, geb. 30 ℳ.

Als im Jahre 1893 Pöhlmanns epochemachendes Werk in 1. Auflage erschien (der 2. Bd. 1901), wurde es von der Kritik als eine der bedeutendsten Arbeiten begrüßt, die die Altertumskunde seit langen Jahren aufzuweisen hatte, nicht zum wenigsten deshalb, weil hier der erfolgreiche Versuch unternommen wurde, den Wert der Überlieferung des Altertums für die Beurteilung gleicher oder ähnlicher Probleme in der Gegenwart in helles Licht zu stellen. So war das Werk in der Zeit des lebhaftesten Kampfes um das „Dogma vom klassischen Altertum" von aktueller Bedeutung. Das Bleibende aber in dem Werke besteht darin, daß ein Forscher, ausgerüstet mit dem ganzen philologischen, historischen und philosophischen Rüstzeug und wohlbewandert in allen sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Fragen und der Literatur über solche, es unternommen hat, die gesamte soziale Frage im Altertum im Zusammenhange mit allen historischen Erscheinungen zu bearbeiten. Verf. hat sich von der herkömmlichen Einteilung der Antiquitäten vollkommen ferngehalten; er will eben die bürgerliche Gesellschaft des klassischen Altertums als Ganzes behandeln. In der ersten Auflage hatte er seinem Werke den Titel gegeben „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus".

Digitized by Google

Da aber nicht bloß die geschichtlichen Momente, in denen sozialistische Bestrebungen in die Erscheinung traten, mitgeteilt werden, sondern die bewegenden Ideen, die, wenn auch oft verhüllt, lebendig blieben und je und je hervortraten, aufgesucht und in ihren Äußerungen, und namentlich wie sie in der Theorie und in der Literatur erscheinen, besprochen werden, so ist für die neue Auflage der Titel gewählt, der dem tatsächlichen Inhalte entspricht.

In zwei Büchern behandelt das zweibändige Werk „Die soziale Frage in der antiken Welt": I. Buch „Hellas", II. Buch „Rom und das römische Reich". Jedoch sind die zwei Bücher auch in dieser 2. Auflage sehr ungleichmäßig auf die beiden Bände verteilt. Das erste, „Hellas", umfaßt den ganzen 1. Band und reicht im zweiten bis S. 411, das zweite, „Rom", umfaßt den Rest dieses letzteren von S. 415 bis S. 644, wobei von S. 587 an ein siebentes Kapitel „Das Christentum", neu hinzugekommen ist, das in der 1. Auflage fehlte und da auch von der Kritik vermißt wurde. So ist es ein verhältnismäßig kleiner Raum, auf dem die sozialen Zustände Roms behandelt werden. Aber einmal ist die Dürftigkeit der Tradition größer als bei den griechischen Verhältnissen — auf den Nachweis ihrer oft schier unglaublichen Einseitigkeit läßt sich Verf. trotzdem recht tief ein —, und dann konnte doch, nachdem die sozialen und wirtschaftlichen Zustände von Griechenland eingehend behandelt waren, bei oft analogen allgemeinen Verhältnissen eine Wiederholung der Besprechung unterbleiben, wie denn auch nicht selten auf das im ersten Buche Ausgeführte verwiesen wird.

Der erste Band enthält die ersten drei Kapitel des 1. Buches. Kap. I bespricht den Kommunismus älterer Gesellschaftsstufen. Schon aus dem homerischen Epos ergibt sich, daß größerer privater Grundbesitz aus dem gemeinsam benutzten Lande ausgeschieden war; und die günstigen wie die ungünstigen Folgen machten sich frühzeitig fühlbar, so daß schon um die Wende des 7. und 6. Jahrhunderts eine soziale Frage zutage tritt. Ein frühzeitiges Beispiel eines kommunistischen Staatswesens ist der in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entstandene Staat der Liparer; doch bestand dieser „Raub- und Kriegskommunismus" nicht sehr lange; jedenfalls lassen sich von ihm keine Rückschlüsse auf die allgemeine Entwicklung der Dinge in Hellas machen. Auch das Institut der Syssitien in Sparta und Kreta sind nicht Überbleibsel einer kommunistischen Wirtschaft patriarchalischer Familiengruppen, sondern sie sind ein Ausfluß der Lebensbedingungen des Staates, der alles für seine Zwecke und seinen Schutz zusammenfaßt, wie auch die Eigentumsbeschränkungen des spartanischen Agrarrechtes keinen andern Sinn haben als eben den, die Lebensbedingungen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu sichern. Da Verf. den sozialistischen Ideen nachgeht, so bespricht er auch die besonders seit dem 4. Jahrhundert in Sparta hervortretende Neigung, die kommunistischen und sozialpolitischen Ideale an das lykurgische Sparta anzuknüpfen,

Digitized by Google

wobei den Wünschen der Zeit die Tradition zu Hilfe kommen sollte, die nun gerade zu diesem Zwecke umgestaltet wurde; er nennt dies „den Sozialstaat der Legende". Hierbei wird auch die Lehre vom Naturzustande, „das sozialistische Naturrecht", in Betracht gezogen, ein Idealzustand, wie er von Plato geschildert wird. Besonders philosophierten über dies Naturrecht die Stoiker, die in Sparta die Vorzüge der besten Verfassungsarten vereinigt sahen.

Am bedeutendsten und am umfangreichsten ist in diesem Bande das zweite Kapitel (S. 143—523), die soziale Demokratie, die in ihrer Entwicklung von den ersten Anfängen (der Stadtstaat, der in seiner Enge und Beschränkung die meisten Reibungsflächen bot, ist die Geburtsstätte des Sozialismus) über die verschiedenen, sich ablösenden Phasen (das Erwachen der Masse, die Ausbildung des Kapitalismus mit dem Gegensatze von Kapital und Arbeit, dem Antagonismus zwischen arm und reich, die mehr und mehr hervortretende Forderung der Gleichheit) bis zur sozialen Revolution, insonderheit in Sparta, wo das Königtum eine Zeitlang sozial ist, und dem „Bankerott der sozialen Demokratie" behandelt wird. Ein besonders ansprechender Abschnitt in diesem Kapitel behandelt „Das Wunschland in Fabel und Komödie" (S. 376—404). Es ist historisch und psychologisch begründet, daß Hesiods Lied „weiteste Verbreitung gewann bei den emporstrebenden Bauer- und Bürgerschaften der fortgeschrittenen Kantone der hellenischen Welt", während es in Sparta, wo die ritterliche Aristokratie trotz aller gegen sie gerichteten Anstürme fortbestand, kaum Eingang fand. Und „die dramatische Dichtung des perikleischen Athens — das Lustspiel, ja gelegentlich auch die Tragödie — war unerschöpflich in immer neuen Erfindungen, die Herrlichkeit des paradiesischen Wunschlandes den entzückten Hörern vorzuführen" (S. 383); nicht bloß die poetische Satire der „Ekklesiazusen" des Aristophanes wird hier zur Beleuchtung des Sozialismus und Kommunismus herangezogen, sondern mit Umsicht und Sorgfalt geht Verf. allen Spuren nach, die sich, wenn auch noch so vereinzelt, in den erhaltenen Fragmenten der älteren und mittleren Komödie zerstreut finden; in ihr erhalten die populärsten Ideale der Zeit Gestalt und Leben. Die Verheißungen der Bürgerin Praxagora in Ar. Ekkl. stimmen in gar manchem genau mit Bebel („die Frau") und mit Lassalle überein. Aber der Demos, die Masse, ist unersättlich; und eine große Anzahl von Szenen aus der politischen Komödie zieht Verf. heran, um dies zu erweisen. Sind dies auch keine geschichtlichen Tatsachen, so zeigt sich darin doch der Geist des athenischen Volkes. Für die bedrückten Massen hatte Solon zum guten Teil seine Gesetze gegeben. Auch die athenische Reichspolitik des Perikles war wesentlich Wohlfahrtspolitik im Interesse des Demos. Aber gerade hierdurch kamen dem einzelnen mehr und mehr seine Ansprüche an den Staat, nicht seine Pflichten gegen ihn zum Bewußtsein. Zugleich erwachte der Kampf der Gattung gegen das sich über das allgemeine Niveau erhebende Individuum („Perikles-Kleon, diese Namen versinnbildlichen

Digitized by Google

die verhängnisvolle Wendung für alle Zeiten!"). Fort und fort bleibt die Ungleichheit in bezug auf den Besitz das treibende Motiv immer wieder sich erneuernder Revolutionen. Pöhlmann sagt ausdrücklich: „Der Proletarier der späteren Jahrhunderte der griechischen Geschichte ist der geborene Revolutionär". Der doktrinäre Sozialismus vermag Heilung nicht zu schaffen; denn bis auf den heutigen Tag bildet bei ihm die Idealisierung der Menschennatur das *πρῶτον ψεῦδος*.

Dieses umfangreiche, zweite Kapitel des 1. Bandes hat in dieser Auflage seine richtige Stelle im Zusammenhange des Ganzen bekommen, während es in der 1. Auflage erst im 2. Bande folgte, wo man es eigentlich nicht mehr erwartete. — Das folgende dritte Kapitel (S. 523—610) beschäftigt sich mit der Reaktion der philosophischen Staats- und Gesellschaftstheorie. Plato und Aristoteles richten ihre Angriffe nicht bloß auf Auswüchse, sondern kritisieren die geschichtlich gewordenen Grundlagen der Gesellschaftsordnung; beide fordern, daß der Vermehrung der Gütererzeugung eine Grenze zu setzen ist, daß der Staat den unverhältnismäßigen Reichtum wie die unverhältnismäßige Armut verhindern muß. Noch entschiedener tritt gegen den Kapitalismus die Ethik der Kyniker ein; Diogenes sagt: „in einem reichen Staate wie in einem reichen Hause kann die Tugend nicht wohnen". Überraschend ist es, wie nahe und wie vielfach sich die hellenische Kritik des bestehenden Wirtschaftslebens mit der modernen berühren. Wenn z. B. einer der größten Rechtslehrer der Neuzeit, Ihering, dem Staate das Recht zuweist gegen das Überhandnehmen der Trusts einzuschreiten, so ist das nichts anderes, als wenn Aristoteles vom Staate fordert, unverhältnismäßigen Reichtum zu verhindern. Von demselben Aristoteles, der die noch von Plato gehegte Illusion über die allheilende Kraft des Kommunismus abwirft und die sittliche Unvollkommenheit der Menschennatur betont, „könnte der moderne Sozialismus in seiner ökonomischen Einseitigkeit unendlich viel lernen, freilich auf die Gefahr hin, daß seine Illusionen über die Massenmoral im Zukunftsstaate zerstieben wie Seifenblasen". Mit diesen ernsten Worten schließt der Verfasser den ersten Band seines tiefgründigen Werkes ab.

Der umfangreichste und wichtigste Abschnitt des zweiten Bandes, soweit dieser noch mit den griechischen Verhältnissen sich befaßt, ist überschrieben Organisationspläne zum Aufbau einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung" (in der ersten Auflage das dritte und Haupt-Kapitel des ersten Bandes). Während im ersten Bande schon im Zusammenhange des Gedankenganges (S. 546—559) die „platonische Kritik" der geschichtlichen Staats- und Gesellschaftsordnung" in den Hauptzügen skizziert war, wird hier in ausführlicher Weise (nach einer kurzen einleitenden Betrachtung des „Staatsideals des Phaleas von Chlacedon") Platos Lehre vom Staat entwickelt, und es werden die im ersten Bande gebrachten Mitteilungen erweitert und vertieft. Nicht mit Unrecht hatte die Kritik (O. Schulthess) diesen Abschnitt schon in der ersten

Digitized by Google

Auflage als eine höchst wichtige Bereicherung der Plato-Literatur bezeichnet, indem Verfasser nicht, wie gewöhnlich, in philosophischer und philologischer Weise, sondern vom Standpunkt des Historikers und Sozialpolitikers aus seinen Gegenstand betrachtet. Er gibt eine ebenso eingehende wie klare Analyse der Gedanken Platos in ihrem systematischen Aufbau und behandelt erst den Vernunftsstaat in der *πολιτεία*, sodann den „zweitbesten" Staat in den *νόμοι*. In der Besprechung des ersteren fesselt besonders der Abschnitt, in dem Verf. von der Stellung des Staates zu dem dritten Stande spricht und die Annahme, daß Platos Idealstaat nur die Regierenden, die Hüter der Gesetze berücksichtige, die Erwerbsstände durchaus sich selbst überlasse (Hegel, Zeller) oder daß Plato aus Mangel an Interesse es vergessen habe, über die Einzelheiten jener Regierungsweise sich zu äußern (Gomperz), widerlegt. Daß diese Lücke in Platos System nicht vorhanden ist, die ihm allerdings schon Aristoteles zum Vorwurfe machte weist Verf. einleuchtend nach, indem er nicht nur einzelne Spuren andeutet, sondern auch darlegt, daß die aus solcher Auffassung von selbst sich ergebenden Folgerungen Plato in unlösliche Widersprüche verwickeln würden, abgesehen davon daß in den „Gesetzen" diese „Lücke" nicht vorhanden ist. Aber auch „gerade im platonischen Vernunftsstaate gibt die wirtschaftliche Arbeit dem freien Bürger seine Ehre". Wenn Plato übrigens über die Masse schroff sich äußert, so tut er es nicht aus hochmütiger Mißachtung, sondern aus den Erfahrungen heraus, die er mit der Gesinnung der Masse gemacht hat, und hierin begegnet er sich, wie Verf. betont, mit manchen Neueren, Dichtern wie Philosophen und Politikern; Verf. erinnert an Schiller und Goethe, an Rousseau, Mirabeau u. a. Gar manches für die Gegenwart wahrhaft Vorbildliche vermag v. Pöhlmann herauszufinden, ohne daß er die Irrtümer oder Utopien Platos verschweigt. Auch wie Plato sich die Verwirklichung seines Vernunftsstaates denkt, wird besprochen. An die Abhandlungen über Plato schließt sich ein kürzerer Abschnitt über das aristotelische Staatsideal, das viel Gemeinsames hat mit dem platonischen. Von beiden Philosophen wird Individualismus und Sozialismus so aufgelöst, daß sie beide ineinander übergehen, d. h. der Einzelne wird selbst durch die vollste Betätigung für das Ganze am glücklichsten. Auch Aristoteles beabsichtigt also nicht, wie man gesagt hat, einen Sozialismus in dem Sinne, wie er heute verstanden wird, der das Individuum der Gemeinschaft opfert, sondern sein Grundsatz ist: was für den Staat das beste ist, ist zugleich das beste für den Einzelnen, und umgekehrt. Wie das freilich im einzelnen möglich ist, wird uns in dem Fragment, das uns des Aristoteles Staatsideal überliefert, nicht gesagt. — In einem kurzen fünften Kapitel (S. 340—345) wird von dem sozialen Weltstaat des Stifters der Stoa gehandelt, der, so wenig wir davon wissen, doch in die Kette sozialphilosophischer Gedankensysteme sich als ein bedeutsames Glied einfügt, sofern Zeno, über die Grenzen des politischen Gemeinwesens hinausgreifend, die Idee des „sozialen Menschheitsstaates"

Digitized by Google

aufstellt. — In dem Schlußkapitel der Staatsroman wird uns vorgeführt, wie in der Verkörperung der gesellschaftlichen Ideale die Phantasie des Einzelnen frei waltete und auch die soziale Philosophie (gleich der Dichtung in der Komödie, mit der Verf. in der 1. Auflage diesen Abschnitt zusammengestellt hatte) ihr Wunderland schuf: 1. Die Atlantis des Plato; 2. Theopomps „meropisches Land" und Hekataios' „kimmerische Stadt"; 3. die „heilige Chronik" des Euhemeros; 4. der Sonnenstaat des Jambulos. Es ist angemessener, daß diese Erzeugnisse der Phantasie gewissermaßen als Anhang gebracht werden; in der 1. Auflage stand der Abschnitt „die soziale Utopie im Gewande der Dichtung" am Anfange des zweiten Bandes.

Der Rest des Bandes (S. 415 bis zu Ende) bringt das zweite Buch des ganzen Werkes: Rom und das römische Reich. Von den Anfängen des Staates an wird uns der agrarische Kommunismus vorgeführt, bis mit dem Umsichgreifen des Kapitalismus die soziale Bewegung einsetzt, die „Armut zum sozialen Selbstbewußtsein erwacht". Daß hier der katilinarischen Bewegung besonders eingehende Betrachtung gewidmet wird, ist natürlich, ebenso, daß an Ciceros Darstellung scharfe Kritik geübt wird. „An dem Beispiel dieses hochbegabten Geistes", sagt Verf. S. 454, „zeigt sich recht deutlich die Wahrheit der alten Erfahrung, daß keiner Wissenschaft so viele Klippen drohen wie der der sozialen Ökonomik, daß nirgends der Mensch so interessiert urteilt wie hier, nirgends soviel übertrieben und gelogen wird wie in sozialökonomischen Debatten". In der Auffassung der katilinarischen Verschwörung hat nach des Verfassers Urteil auch Mommsen sich das von Cicero und Sallust gestaltete Bild fast ganz und gar zu eigen gemacht (S. 476 Anm. 1). Es sind nicht Phantasien oder haltlose Hypothesen, die uns hier geboten werden, sondern man wird den Schlußfolgerungen und Kombinationen v. Pöhlmanns beipflichten müssen, wird ihm Recht geben, wenn er sagt, daß in den Catilinarien neben der berechtigten Entrüstung über das verbrecherische Attentat viel tendenziöse Übertreibung, viel einseitige Befangenheit, auch rhetorisches Phrasentum sich breit macht. — Weiterhin geht Verf. den Spuren nach von den Einwirkungen, die die plutokratisch-proletarische Spaltung auf das Denken und Empfinden des Volkes ausgeübt hat, soweit sich diese Spuren wenigstens mittelbar noch in der historischen Literatur, bei Livius und Dionys, erkennen lassen, und nicht etwa bloß für die spätere Zeit, sondern auch für das ältere Rom, für das sich die spätere Literatur ein besonderes Bild des sozialen Kampfes ausgemalt hat, ein Bild, wie es den Empfindungen der Gegenwart der Schreiber entsprach, wo die soziale Demagogie die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung erschütterte. Wenn auch in romantischem Optimismus manche Utopien sich äußerten (Seneca unter Nero, der Neuplatoniker Plotin unter Gallienus), so verschärften sich doch die politischen, sozialen und ökonomischen Mißstände von Geschlecht zu Geschlecht.

Den Abschluß des II. Buches bildet das in dieser Auflage voll-

Digitized by Google

ständig neu hinzugekommene siebente Kapitel: das Christentum (S. 587—644). Wenn Verf. diesen Gegenstand im Zusammenhange mit der sozialen Frage behandelt (wie es schon der Vollständigkeit halber geschehen muß), so macht er das Christentum keineswegs zu einer rein sozialen Bewegung; aber er spricht, das Wort anderer aufnehmend, von dem „Messias der Proletarier", der den Liebeskommunismus predigte. „Der Standpunkt Jesu", sagt er S. 599, „bedeutet eine grundsätzlich feindliche Stellung nicht bloß gegen den extremen Kapitalismus, sondern gegen den „seelenbetörenden" Wohlstand an sich, den man nach seiner Ansicht nicht erwerben kann, ohne an der Seele Schaden zu nehmen". Die diesen Standpunkt vertretenden Wortführer des Christentums, Tertullian, Johannes Chrysostomus, Basilius u. a. werden herangezogen und gewürdigt, von denen der Gedanke der Gleichheit und Gemeinschaft der Kinder Gottes sehr früh auf das ökonomische Gebiet übertragen wurde; und es ist erklärlich, daß z. B. die armen christlichen Bauern, Proletarier und Sklaven Afrikas auf Grund des christlichen Gleichheitsprinzips dieselben radikalen Forderungen stellten wie einst die attischen Feldarbeiter in der Zeit Solons.

So durchwandelt Verf. die Gebiete und die Perioden der antiken Welt bis zu ihrem Untergange, um den Spuren des Sozialismus nachzugehen, um zu zeigen, was in ihm zu allen Zeiten an Nichtigkeiten oder wirklichen Werten gewesen ist. An zahllosen Stellen wird auf moderne Verhältnisse Bezug genommen, auf die Lehren und Forderungen der Sozialdemokratie unserer Tage hingewiesen, gerade um an der Hand der abgeschlossen vorliegenden Geschichte der alten Völker das Unmögliche, das Utopische zu erweisen; nicht selten werden sozialdemokratische Theoretiker wie Kautsky, Marx u. a. ad absurdum geführt. Dabei ist das Werk jedoch nichts weniger als eine Tendenzschrift, wenn es Antikes und Modernes vergleicht. Verfasser hat ja schon in früheren Schriften Altertum und Gegenwart nebeneinandergestellt und die Bedeutung dargetan, die die Antike für alle Zeiten hat. Und so führt er uns in lichtvoller Weise jene bedeutsame Entwicklungsphase der Kulturmenschheit vor Augen, „für die recht eigentlich das Wort Dahlmanns von den „bevorzugten" Epochen der Geschichte gilt, die für alle künftigen Geschlechter eine Fülle von Mahnung, Warnung und Lehre enthalten" (Vorwort S. VIII). Möge das gehaltvolle, wissenschaftlich tief gegründete Werk recht viel denkende Leser finden.

Hanau. O. Wackermann.

---

1) Voigtländers Quellenbücher. Band 1. Friedrich Schulze, Die ersten deutschen Eisenbahnen Nürnberg—Fürth und Leipzig—Dresden. 64 S. mit 19 Abbildungen 0,60 ℳ. Band 2. Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. 98 S. mit 2 Kärtchen und einer Skizze 0,80 ℳ. Band 3. Th. Meyer-Steineg, Cornelius Celsus über Grundfragen der Medizin 82 S.

Digitized by Google

0,70 ℳ. Band 4. Friedrich Schulze, Ausgewählte Briefe des Feldmarschalls Leberecht von Blücher 80 S. mit Bildnis. 0,60 ℳ. Band 5. Theodor Leutwein, Die Kämpfe mit Hendrik Witboi 1894 und Witbois Ende. 69 S. mit einem Bildnis und 2 Karten 0,60 ℳ. Band 6. Otto von Guericke, Die Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Stadt Magdeburg am 10./20. Mai 1631. Nach der Ausgabe von Friedrich Wilhelm Hoffmann neu herausgegeben von Horst Kohl. 83 S. mit einer Ansicht der Belagerung nach einem alten Stiche und einem Plane 0,70 ℳ. Band 9. Horst Kohl, Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Erster Teil: Der deutsch-dänische Krieg 1864. 82 S. 0,70 ℳ. Band 10. Horst Kohl, Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Zweiter Teil: Der deutsche Krieg 1866. 144 S. 1 ℳ. Band 11. Hans Philipp, Pomponius Mela, Geographie des Erdkreises Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von H. Ph. Erster Teil: Mittelmeerländer. 91 S. mit einer Karte und zwei Abbildungen. 0,70 ℳ. Band 12. Robert Mayer über die Erhaltung der Kraft. Vier Abhandlungen, neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Albert Neuburger. 128 S. 0,90 ℳ.

Unter dem Titel „Quellenbücher“ läßt der in der pädagogischen Welt vorteilhaft bekannte Verlag R. Voigtländer-Leipzig seit kurzem eine Sammlung wohlfeiler Ausgaben erscheinen, die es dem Leser ermöglichen, unmittelbar aus den Quellen, sei es literarischen, sei es bildlichen zu schöpfen. Ihrem Inhalte nach erstrecken sich die Veröffentlichungen auf die verschiedensten Gebiete des Wissens, ihrer Natur nach sind sie teils Neudrucke urkundlicher oder literarischer Quellenwerke, teils bildliche Urkunden mit begleitendem Text, teils quellenmäßige Darstellungen erster Hand. Zehn Bändchen dieser „Quellenbücher“ liegen zur Besprechung vor; sie lassen, glaube ich, hinreichend erkennen, wie die Leitgedanken des Unternehmens verwicklicht worden sind.

Im ersten Bändchen vermittelt uns Friedrich Schulze einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte des Eisenbahnwesens, indem er uns auf Grund zahlreicher Quellenstücke über den Werdegang der beiden ersten deutschen Eisenbahnen, der Linien Nürnberg—Fürth und Leipzig—Dresden belehrt. Von besonderem Werte sind unter diesen die Gutachten des Mannes, der den Eisenbahngedanken in Deutschland wirklich populär gemacht hat, des genialen Volkswirts Friedrich List. Auch die Presse, vor allem die Augsburger Allgemeine Zeitung, das Stuttgarter Morgenblatt und das Leipziger Tageblatt kommen zu Worte und ermöglichen es dem Leser, sich ein Urteil über die technischen Dinge, die Geldfragen und die Baugeschichte im allgemeinen zu bilden. Zur Erläuterung des Textes hat der Herausgeber eine Anzahl Abbildungen beigegeben, die sich auf die Entwicklung der Lokomotive beziehen, uns die Formen der Wagen veranschaulichen und unter anderm uns die Eröffnung der Strecke Leipzig—Althen miterleben lassen.

Band 2, ein Neudruck der vom Großen Generalstab im Jahre 1885 veröffentlichten Schrift: Brandenburg-Preußen an der Westküste

Digitized by Google

von Afrika 1681—1721, macht uns eingehend und anschaulich mit den kolonialen Unternehmungen des Großen Kurfürsten bekannt, insbesondere mit der Geschichte der Kolonie und Festung Groß-Friedrichsburg und des Kastells Arguin. Immer aus den Quellen schöpfend, die sich aus authentischen Urkunden wie Instruktionen, Schiffsjournalen, Gefechtsberichten zusammensetzen, sind wir in der Lage, die Ereignisse, die sich vor 200 Jahren an der Küste von Afrika zutrugen, mitzuerleben, als wenn sie sich heute abspielten. Die jugendlichen Leser werden sich für Charaktere wie Kapitän Wynen und Jan Cuny begeistern, die ihren „treugemeinten" Eid ritterlich gehalten und sich um die Ehre der preußischen Flagge hervorragend verdient gemacht haben. Allen aber muß es klar werden, daß in erster Linie eine leistungsfähige Flotte die Grundlage und unentbehrliche Stütze aller überseeischen Unternehmungen ist. Dieser Erkenntnis wird und kann sich unsere „meeresfrohe und flottenfrohe Zeit" nicht verschließen.

Der Herausgeber des dritten Bändchens gewährt uns einen lehrreichen Einblick in den Stand der Medizin um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr., indem er uns in sinngemäßer und gewandter Übersetzung die beiden ersten Bücher der Schrift des Cornelius Celsus über Grundfragen der Medizin darbietet. Das erste Buch enthält, im Anschluß an eine kurze Geschichte der Medizin bei den Griechen, Verhaltungsmaßregeln für Gesunde und Kranke (Diätetik und Prophylaktik); das zweite handelt über Anzeichen und Symptome der Krankheiten (Semeiotik). Mit gesundem Sinn und in einfacher, reiner Sprache geschrieben, mutet uns das Werk des gelehrten Römers in manchen Partien ganz modern an, wenn auch die ärztlichen Vorschriften naturgemäß für Bewohner südlicherer Gegenden bestimmt sind. Gefördert wird das Verständnis der Schrift, die mit Recht eine der klarsten Quellen des Wissens zu den Grundfragen der Heilkunde genannt wird, durch eine knappe, aber gehaltvolle Einleitung, in der sich der Herausgeber über die Heilkunde und ihre Vertreter im alten Rom in leichtverständlicher und anregender Darstellung äußert.

Die großen Zeiten unseres Volkes, seine Ruhmes- und Ehrentage, bilden den Gegenstand einer Reihe von Bänden, die uns an der Hand brieflicher Aufzeichnungen nicht nur die denkwürdigen Ereignisse der Vergangenheit gleichsam unmittelbar erleben lassen, sondern uns auch die Personen selbst, die an hervorragender Stelle an den Ereignissen beteiligt gewesen sind, in ihren charakteristischen Zügen lebendig vor die Seele zaubern. Als wertvolle Urkunden zur Beurteilung und Schätzung Blüchers begrüßen wir die von Friedrich Schulze in Band 4 zusammengestellte Auswahl von Briefen aus dem ganzen Leben des Marschalls. Sie bietet uns ein abgerundetes Charakterbild des einzigartigen Mannes, in welchem weniger der blinde Draufgänger mit seiner ‚hahnebüchenen" Orthographie als vielmehr der edle Mensch mit der heiligen Vaterlandsliebe im Herzen, der treue Freund, der liebende Gatte und der zärtlich besorgte Vater zu Worte kommt.

Digitized by Google

Wertvolles Material zur neueren deutschen Geschichte enthalten die Bändchen 9 und 10, die unter dem Titel: Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer von Horst Kohl herausgegeben sind. Der erste Teil, dem deutsch-dänischen Kriege gewidmet, ist mit einem einführenden Texte versehen, der über die verwickelte schleswig-holsteinsche Frage aufklärt und in kurzer Fassung einen Überblick über die kriegerischen Ereignisse bietet. Der zweite Teil, das Bändchen vom deutschen Kriege 1866, vermittelt uns ein anschauliches Bild von den Tatsachen dieses denkwürdigen Jahres. Auch hier hat der Herausgeber dafür Sorge getragen, daß der Leser in sachgemäßer, gemeinverständlicher Darstellung mit den Szenen, die dem „großen Expositionsakt zum Drama" vorausgehen, bekannt gemacht wird. In beiden Veröffentlichungen aber liegt der Schwerpunkt in dem reichen urkundlichen Material. Sachgemäß ausgewählte Schriftstücke: Briefe, u. a. von König Wilhelm, König Johann von Sachsen, Bismarck, Moltke, Roon, Berichte, Ansprachen, Armeebefehle, Proklamationen belehren uns unmittelbar über die Ereignisse und fördern die Vertiefung geschichtlicher Kenntnisse. Unter dem Eindruck überwältigender Tatsachen niedergeschrieben, wirken diese lebensvollen Zeugnisse berufener Gewährsmänner vor allem durch Anschaulichkeit und Frische. Zugleich aber sind sie eine nie versiegende lautere Quelle, aus der die deutsche Jugend nationale Gesinnung und opferwillige Hingabe an das Vaterland schöpfen kann.

Auch Band 5 erschließt uns eine historische Quelle ersten Ranges: Theodor Leutwein, Generalmajor und Gouverneur a. D., berichtet über die Kämpfe mit Hendrik Witboi 1894 und Witbois Ende. Seine von frischem, echt soldatischem Geiste erfüllte Darstellung macht uns nicht nur mit den unendlich schwierigen Kämpfen — u. a. mit den Gefechten in der Naukluft — bekannt, die zur Niederwerfung des afrikanischen Gegners führten, sondern auch mit den diplomatischen Verhandlungen, welche in Form eines regen Briefwechsels den Kämpfen vorausgingen. Hendrik Witboi erscheint uns als der letzte Nationalheros einer dem Untergange geweihten Rasse, der durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen das mächtige Deutsche Reich ebenso wie durch sein zehnjähriges treues Festhalten an unserer Sache, seinen Namen mit der Geschichte des Schutzgebietes untrennbar verbunden hat. Der lehrreichen kleinen Schrift, einem Auszuge aus des Verfassers größerem Werke: „Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Westafrika", sind ein Bildnis des „kleinen Kapitäns" und zwei Übersichtskarten beigefügt.

Sehr erfreulich ist es auch, daß wir in Band 6 eine authentische Schilderung der Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Stadt Magdeburg am 10.—20. Mai 1631, aus der Feder Otto von Guerickes, nach der Ausgabe von Friedrich Wilhelm Hoffmann neuherausgegeben von Horst Kohl, besitzen. Als Ratmann und Bauherr, später als Bürgermeister von Magdeburg inmitten des öffentlichen Lebens stehend

Digitized by Google

und an der Leitung der Geschäfte in hervorragender Weise beteiligt, war er, wie kein anderer, berufen, von jener furchtbaren Katastrophe kommenden Geschlechtern Kunde zu geben. Seine Darstellung leidet zwar an einer gewissen Einförmigkeit und Schwerfälligkeit, wie sie übrigens den Erzeugnissen jener Zeit durchweg anhaftet, macht aber in ihrer ungeschminkten Natürlichkeit in allen Stücken den Eindruck größter Zuverlässigkeit und Treue, so daß wir es dem Verfasser gern glauben, wenn er sagt: „Dieses ist der rechte, wahre Verlauf mit der Eroberung dieser guten Stadt Magdeburg, welchen sich niemand, da anders die Wahrheit soll berichtet werden, kann lassen zuwider sein.“ Wilkommene Zugaben sind eine Ansicht der Belagerung nach einem alten Stiche und ein Plan des Geländes.

Freunde erdkundlicher Studien werden dem Verlage dafür dankbar sein, daß er unter seine Quellenbücher als Band 11 des Pomponius Mela Geographie des Erdkreises aufgenommen hat, das erste Werk dieser Art, welches wir aus dem Altertum besitzen. Sein Zweck scheint gewesen zu sein, in einem gefällig und mit lebhaften Farben ausgearbeiteten Abriß alles das zusammenzustellen, was allgemein als wissenswürdig und namentlich zum Verständnis der Dichter und Mythographen zweckdienlich gelten kann. Denn auch auf die Argonautenfahrt, die Irrfahrten des Odysseus, die Nilquellen und andere Probleme kommt der Verfasser zu sprechen. Von diesem Werke legt uns H. Philipp Buch 1 und 2, enthaltend die Mittelmeerländer, in einer sorgfältigen, fließenden Übersetzung vor, die ebenso dem Wortlaute des oft recht unsicheren Textes wie dem Geiste der Muttersprache Rechnung trägt. Besonderen Wert verleihen dieser neuen Übersetzung — die letzte Übersetzung erschien, nebenbeibemerkt, 1774 bzw. 1815 — die zahlreichen gelehrten Anmerkungen zum Texte, die von gründlicher Sachkenntnis Zeugnis ablegen und dem Fachmanne wie dem Laien eine Fülle fruchtbarer Anregungen bieten. Auch eine vom Verfasser selbst entworfene Karte fördert das genauere Verständnis des Textes.

Das letzte der zur Besprechung vorliegenden Quellenbücher — Band 12 — bringt uns vier Abhandlungen des genialen Heilbronner Arztes Robert Mayer, dem wir die Erkenntnis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft verdanken. Albert Neuburger hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, Mayers nahezu vergessene Abhandlungen mit einigen Kürzungen herauszugeben und sie mit zwei einführenden Aufsätzen, die den Lebensgang des Gelehrten und eine Würdigung des Gesetzes zum Inhalt haben, sowie mit sachgemäßen Erläuterungen auszustatten. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist das wichtigste Gesetz aller Zeiten genannt worden, weil kein anderes ihm an einschneidender Bedeutung für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften, der Medizin, der Technik und vieler anderer Zweige gleichkommt. Seinem Entdecker aber erwuchs aus seiner wissenschaftlichen Großtat der Kummer seines Lebens, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Die vorliegende Veröffentlichung der Abhandlungen

Digitized by Google

verdient also nicht nur wegen ihres Inhalts und ihrer Bedeutung für die gesamte Menschheit, sondern auch als eine Ehrenrettung das Interesse aller Gebildeten in hohem Maße.

Aus dem Gesagten ergibt sich also ohne Zweifel, daß es dem Verlage gelungen ist, sehr tüchtige Kräfte für sein Unternehmen zu gewinnen. Nach dem Stande der jüngsten Forschungen bearbeitet, können die Quellenbücher den weitgehendsten Ansprüchen genügen. Sie sind vor allem für den Geschichtslehrer zur Belebung des Unterrichts und zum eigenen Studium trefflich zu verwenden; sie wollen und können aber auch sonst zur Vertiefung eigener Kenntnisse wie zur Freude an gediegener und doch spannender Leseunterhaltung in hervorragender Weise dienen. Bei geschmackvollster Ausstattung sind die Preise äußerst niedrig gestellt Das Bändchen kostet in der Regel weniger als eine Mark, so daß auch bei bescheidenen Mitteln die Anschaffung möglich ist.

2) Karl Weule, Leitfaden der Völkerkunde. Mit einem Bilderatlas von 120 Tafeln (mehr als 800 Einzeldarstellungen) und einer Karte der Verbreitung der Menschenrassen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1912. VIII u. 152 S. in Großoktav. 4,50 ℳ.

Die Völkerkunde ist zwar eine noch junge, aber für die Erkenntnis unserer gesamten Kulturentwicklung äußerst wichtige Wissenschaft. Die völkerkundliche Literatur weist indes zur Zeit nur wenige Werke auf, die es auch dem Laien ermöglichen, sich schnell und zuverlässig über die wesentlichsten Tatsachen und Probleme dieser Wissenschaft zu orientieren. Vor allem ist es die studierende Jugend, die ein großes Interesse für die Dinge in der Fremde, für das Leben und Treiben der Völker weit draußen auf dem Erdenrunde hat. Karl Weules Leitfaden, ein vom Bibliographischen Institute hübsch ausgestatteter Band in Großoktav mit trefflichen Abbildungen, darf also von vornherein schon um der Sache willen freundlicher Aufnahme gewiß sein.

Der Verfasser schlägt, um sein Ziel, die Einführung in die Völkerkunde, zu erreichen, den einzig richtigen Weg ein, indem er Text und Bild Hand in Hand gehen läßt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über Aufgaben, Grundlagen und Einteilung der Völkerkunde sowie über die Rasseneinteilung der Menschheit verbreitet sich der Verfasser ausführlich über die einzelnen Rassen, nach den Erdteilen geordnet. Die Betrachtungsweise ist teils eine geschichtliche, teils eine geographische. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die Natur oft stärker ist als der Mensch und ihm die Kulturform aufzwingt, welche die beste Anpassung an den betreffenden Lebensraum darstellt. Im übrigen ist der Inhalt des Buches äußerst vielgestaltig: wir finden Angaben über Aussehen, Gerätschaften, Waffen, Trachten, Wohnhäuser, Industrie und künstlerische Erzeugnisse, über wirtschaftliche, soziale und religiöse Verhältnisse, kurz über alle Formen, in denen sich das Leben betätigt. An diese Betrachtung der Rassen im einzelnen schließt sich eine vergleichende Völkerkunde an, welche die Ergebnisse der

Digitized by Google

Forschung in ein System zu bringen sucht. In diesem Teile behandelt der Verfasser Anfang und Urformen der menschlichen Gesellschaft und Wirtschaft, den stofflichen (Technik, Feuer, Waffen usw.) und zuletzt den geistigen Kulturbesitz (Sprache, Schrift, Kunst, Spiel, Religion und Totenbestattung).

Zu diesem gehaltvollen, lehrreichen Texte, der sich durch gewandte, lebendige Darstellung auszeichnet, bildet ein würdiges Gegenstück das außerordentlich reichhaltige und vorzüglich ausgewählte Bildermaterial: 120 Tafeln und mehr als 800 Abbildungen, dazu eine Karte der Verbreitung der Menschenrassen. Sehr wertvoll ist auch das Literaturverzeichnis, S. 149—152; wer auf völkerkundlichem Gebiete weiterarbeiten will, findet hier einen durchaus zuverlässigen Wegweiser.

Weules Buch verdient also allen, die sich für Fragen der Völkerkunde interessieren, angelegentlich empfohlen zu werden. In erster Linie dürfte es aber dem Lehrer, der den geographischen und geschichtlichen Unterricht zu erteilen hat, mannigfache und fruchtbare Anregungen bieten.

3) Karl Lorenz, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien. Dritter Hauptteil. Die Ausgestaltung der europäischen Kultur und deren Verbreitung über den Erdball (die Neuzeit). München. Verlag von R. Oldenbourg, 1912. VII u. 263 u. XV S. 8. geb. 2,50 ℳ.

Mit vorliegendem dritten Hauptteile bringt K. Lorenz sein Lehrbuch der Geschichte, dessen Leitsätze und Ziele wir in dieser Zeitschrift des öfteren — LXIV Jahrg. S. 663. 664 und LXV Jahrg. S. 511. 512 — mit Worten der Anerkennung besprochen haben, zum Abschluß.

Der reiche Stoff mit seiner überwältigenden Fülle wichtiger Erscheinungen ist in der Weise gegliedert, daß, nach einigen einleitenden Betrachtungen über die Vorboten der Neuzeit, an erster Stelle das Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und der großen Religionskämpfe dargestellt wird; an zweiter folgt das Zeitalter des Absolutismus, an dritter das der Revolution. Das Zeitalter der konstitutionellen, nationalen, sozialen und internationalen Bewegungen bildet als vierter Abschnitt den Abschluß des Ganzen.

Wie in den früheren Teilen, so ist auch in dem vorliegenden die genetische Methode streng durchgeführt, so daß der innere Zusammenhang der Ereignisse immer klar und deutlich hervortritt. Der politischen, auch der sogenannten Kriegsgeschichte, wird mit kluger Berechnung des Raumes — der außerdeutschen und außereuropäischen in kurzem Überblick — Rechnung getragen. Die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse dagegen treten, wie es in der Natur der Sache begründet ist, in diesem Teil in den Vordergrund. Ihre Behandlung beansprucht vielleicht einen größeren Raum, als es in gleichartigen Lehrbüchern für gewöhnlich der Fall ist, da auch Kunst und Literatur zum Teil sehr eingehend gewürdigt sind. Bedenkt man aber, daß das Lehrbuch auch über den Unterricht hinaus Anregung und Belehrung bieten soll, so wird man gegen diese Ausführlichkeit füglich

Digitized by Google

nichts einwenden können. Es kommt noch hinzu, daß gerade Bayerns Könige auf diesen Gebieten sich segensreich betätigt und sogar führende Stellungen eingenommen haben. Überhaupt geht das Lehrbuch, in erster Linie für bayrische Anstalten bestimmt, mit liebevoller Hingabe auf die Verhältnisse der bayrischen Geschichte ein. Das ist an sich gut und notwendig. Der kerndeutschen Gesinnung seiner Könige werden Worte warmer Anerkennung gewidmet, und in den Wahlspruch: Gute Bayern, gute Deutsche allewege! klingt die von echt nationalem Empfinden durchdrungene Betrachtung aus.

Beigegeben sind dem Lehrbuche mehrere Stammtafeln und eine Zeittafel. In einem besonderen Anhange werden die kulturgeschichtlichen Grundbegriffe, wie in den früheren Teilen, sachgemäß erläutert und zusammengestellt.

Wenn dem Verfasser vor allem am Herzen liegt, Lust und Liebe zu historischen Studien zu erwecken und historisches Verständnis anzubahnen, so muß man zugeben, daß Mittel und Wege, dieses Ziel zu erreichen, glücklich gewählt sind. Auch dieser Teil des Lehrbuchs verdient also, ebenso wie seine Vorgänger, allen Fachgenossen angelegentlich empfohlen zu werden.

Druck und Ausstattung sind von bekannter Güte.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

Kloß und Bassenge, Staatskunde für die höheren Schulen Sachsens. Zweite Auflage. Karlsruhe i. B. 1912, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. II u. 136 S. 1,50 ℳ.

Ein wohlgemeintes Buch, das bereits nach zwei Jahren in zweiter, nur wenig veränderter Auflage erscheinen konnte. Wem der Begriff der Bürgerkunde sich erschöpft mit der Kenntnis der äußeren Einrichtungen des Staates, der findet hier ein reiches und gut geordnetes Material. Als Nachschlagebuch für den Schüler neben dem Unterricht des Lehrers ist es ganz gewiß zu empfehlen. Manches könnte vielleicht knapper gefaßt sein, dies und jenes erscheint entbehrlich, aber dergleichen Ansichten beruhen schließlich auf rein subjektiver Grundlage, und im großen und ganzen ist das Buch für seine Zwecke recht brauchbar. Auch der kleine Abriß am Schlusse über die Geschichte der Nationalökonomie ist dankenswert, nur befremdet hier das dem Kathedersozialismus gespendete Lob etwas. Es wird nicht wenige Historiker geben, denen das Urteil der Verfasser über ihn unverständlich ist. Nach der Ansicht des Referenten dürfte es sich empfehlen, die der Nationalökonomie angehörigen Partien des Buches noch zu erweitern, selbst wenn dies auf Kosten des rein statistischen Materials geschehen müßte. Auch ein kurzer Abriß über die Geschichte der Staatslehre, etwa im Anschlusse an den letzten Abschnitt, würde mit Dank begrüßt werden.

Die Auffassung von dem Begriff der Bürgerkunde, welche die Verfasser in ihrem Buche vertreten, bedeutet gewiß einen wertvollen Fortschritt über die heute noch vielfach bestehende Praxis des Unter-

Digitized by Google

richts hinaus. Sollen wir uns dabei beruhigen? Hat nicht vielmehr die höhere Schule die Pflicht, den jungen Männern, die sie ins Leben hinaussendet, auch eine gewisse allgemeine Gesetzeskenntnis mit auf den Weg zu geben? Gehört sie nicht ebensogut zur Staatsbürgerkunde? Oder soll der heutige Zustand erhalten bleiben, der es dem Leben überläßt, auf der tabula rasa seine zuweilen recht kostspieligen Einträge zu machen?

Leipzig. P. Vetter.

Fritz Braun, Landeskunde der Provinz Westpreußen. Sammlung Göschen Nr. 570. Leipzig 1912, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 108 S. 0,80 ℳ.

Die Sammlung Göschen, die uns schon eine stattliche Reihe prächtiger Bändchen beschert hat, ist durch diese Landeskunde der Provinz Westpreußen um ein vortreffliches Werk bereichert worden. Auf engem Raume werden uns hier die hydrographischen, orographischen und klimatischen Verhältnisse der Provinz, ihre Pflanzen- und Tierwelt, die geschichtliche Entwickelung des Landes, ihre Bewohner, das Wirtschaftsleben und die Verkehrswege, die Ortskunde und das Geistesleben der Provinz vor Augen geführt, alles kurz und knapp, aber klar und übersichtlich in lebendiger, flüssiger Sprache, die überall den spröden Stoff zu meistern versteht und die Gefahr einer trockenen Aufzählung glücklich vermeidet. Die Anschaulichkeit wird erhöht durch eine Reihe von Skizzen, die dem Text beigegeben sind, sowie durch eine Karte der Provinz. Den Hauptschmuck des Bändchens aber bilden am Schluß 16 Tafeln mit herrlichen Bildern nach Originalaufnahmen, die wahrhaft künstlerisch zu nennen sind und auch dem, der die Provinz nicht kennt, eine Ahnung zu erwecken vermögen von den Schönheiten dieser wenig gekannten Provinz. Und doch sind es nur Proben, aber es ist sehr dankenswert, daß diese Proben nicht bloß der durch ihre Bauten und die landschaftlichen Reize der Umgebung bekannten Provinzialhauptstadt entnommen sind, das Auge des Naturfreundes hat landschaftliche Schönheit überall, am Flußufer, auf der Heide, am Strande, im Dorf entdeckt. Möge dieses Bändchen dazu beitragen, dem viel verkannten, weil wenig gekannten Osten mehr Freunde zu gewinnen! Der Ostmärker wird an dem Buch seine helle Freude haben.

Elbing. Paul Tietz.

Hölzels geographische Charakter-Bilder für Schule und Haus. Herausgegeben unter pädagogischer und wissenschaftlicher Leitung und Mitwirkung vieler namhafter Fachmänner. Nr. 44—46. Dazu eine Textbeilage von F. Umlauft, G. Merzbacher und R. v. Lendenfeld. 26 S. Wien, Ed. Hölzel, o. J. (1912). Preis jedes Bildes, unaufgespannt: 4 ℳ, auf starken Deckel gespannt: 5 ℳ. Preis des Textheftes zu allen drei Bildern: 1,40 ℳ.

Von Hölzels geographischen Charakterbildern sind drei neue Nummern erschienen:

Digitized by Google

Nr. 44. Gibraltar. Nach eigenen Aufnahmen gemalt vom akademischen Maler R. Reschreiter in München. Erläuternder Text von Regierungsrat Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien.

Nr. 45. Der Elbrus im Kaukasus. Nach einer Photographie und Angaben von Prof. Dr. Gottfried Merzbacher in München gemalt von Reschreiter. Text von Merzbacher.

Nr. 46. Die australischen Alpen. Nach einer Photographie und Angaben von Prof. Dr. Robert von Lendenfeld in Prag gemalt von Reschreiter. Text von Lendenfeld.

Die Bilder sind vortrefflich.

Gibraltar ist von Norden über die flache Landenge hinweg aufgenommen, so daß im Hintergrunde die afrikanische Küste sichtbar ist. Die Landschaft weist Nachmittagsbeleuchtung auf. Der Steilabsturz des Felsens nach Osten und Norden hat infolgedessen dunkelviolette Färbung und erhält dadurch noch stärkere Wirkung. Die sanftere Lehne der Westseite erscheint dagegen in hellem Licht. Unten zeigt sich die Stadt: sie schmiegt sich an den Berg, gleitet an ihm herab bis zum Meere und scheint sich in den langgestreckten Panzern der englischen Flotte noch weit in die Bucht von Algesiras fortzusetzen. Die eigentümliche Farbe des Mittelmeeres ist besonders gut getroffen.

Im zweiten Bilde sieht man über eine reich mit Gras und Blumen geschmückte Terrasse auf ein mächtiges Massiv, das von zwei tief eingeschnittenen Tälern begrenzt wird. Rechts unten über dem gletschergespeisten Wildwasser steht ein dichter Gebirgswald. Nach oben zu löst er sich in Reihen und Gruppen auf, die mühsam emporklimmen. Größere Ausdauer als der Wald zeigen die grünen Matten. Endlich bleiben auch sie zurück, und es erscheint der nackte Fels. Über dem Ganzen aber thronen, majestätisch in den freien, blauen Himmelsraum aufragend, die beiden Eispyramiden des Elbrus.

Sehr eigenartig ist das Bild der australischen Alpen. Von den heiteren Mienen der Mittelmeerlandschaft, von der drohenden Gewalt des Hochgebirges keine Spur. Im Vordergrunge einige Klippen, sonst überall nur abgerundete Kuppen, mit Schneestreifen verziert. Ein beherrschender Bergriese fehlt, aber dafür macht die ungeheure Öde und Weite einen höchst bedeutenden Eindruck.

In der Textbeilage gibt F. Umlauft eine außerordentlich interessante länderkundliche Beschreibung von Gibraltar. Ebenso schildert R. von Lendenfeld in sehr anziehender Form die australischen Alpen und erzählt besonders von seinen Reisen in dem Gebirge, auf denen er den höchsten Gipfel feststellte und ihm den Namen Townsendberg gab.

Wesentlich anders als die Genannten hat der dritte Verfasser, G. Merzbacher, seine Aufgabe aufgefaßt, was sich schon dadurch kundtut, daß er eine „Literaturliste" hinzufügt. Er bietet, wie es scheint, zu viel an gründlichster Spezialforschung. Dem Lehrer mag sein Aufsatz willkommen sein, wenn er sich mit dem Thema eingehender beschäftigen will; aber „für Schule und Haus" — so heißt es doch auf dem Titelblatt — eignet sich der Artikel weniger. Hätte der ge-

Digitized by Google

lehrte Verfasser seine geologischen Ausführungen etwas beschränkt, so würde es durchaus nicht „über den Rahmen dieser Skizze hinausgegangen sein", wenn er auch einiges über „Vegetation, Kultur des Bodens, Art der Besiedelung, Kulturzustand der Bewohner" usw. gebracht hätte.

Kolberg in Pommern. Hermann Klaje.

---

1) W. M. Davis und G. Braun, Grundzüge der Physiogeographie. Auf Grund von William Morris Davis „Physical Geography" neu bearbeitet. Mit 126 Abbildungen im Text und auf einer Tafel. Leipzig 1911, B. G. Teubner. XII u. 322 S. 8. geb. 6,60 ℳ.

„Die Entwicklung der Geographie der Wissenschaft von der Erde als Wohnsitz der Menschen — verlangt als Grundlage die Kenntnis seiner natürlichen Umgebung, die Physiogeographie. Kein wahres Verständnis der Gesamtwissenschaft läßt sich ohne Kenntnis der letzteren erwerben." Diese beiden Sätze der Verf. enthalten das Programm des Buches, das aus dem in englischer Sprache bereits 1898 in Boston erschienenen Werk des uns auch als Austauschprofessor bekannt gewordenen W. M. Davis herausgewachsen ist in der Weise, daß Braun das Buch für deutsche Verhältnisse den Forstschritten der Wissenschaft entsprechend und gründlich umgestaltete. So dürfen wir die vorliegende Physiogeographie als ein neues Werk beider Verfasser und insbesondere als eine praktische und wertvolle Gabe für den Gebrauch in den Oberklassen höherer Schulen und in den ersten Universitätsstudien-Semestern dankbar annehmen. Die Nachweise der Literatur und der Karten hinter jedem Abschnitt machen es ebenso wie das bequeme Format dem Fachmann auf Wanderungen willkommen, der jetzt auch die deutschen, französischen, russischen und italienischen Werke neben der englischen Literatur der Ausgabe von 1898 berücksichtigt findet.

In 13 zusammengedrängten Kapiteln finden der Mensch und die Erde, die Erdkugel, die Lufthülle der Erde, das Meer, das Land, die Darstellung von Landformen, Ebenen und Plateaus, Berge und Gebirge, die Vulkane, Flüsse und Täler, der Schutt des Landes, die Landformen des ariden und nivalen Klimas, endlich die Küsten eine anschauliche, interessante Darstellung.

Es verdient die höchste Anerkennung, daß die Verfasser in dem knapp gehaltenen „Elementarbuche", wie sie ihr Werk bescheiden nennen, die physiogeographischen Tatsachen nach ihren Ursachen und in ihren Wirkungen uns so klar vor Augen rücken.

Ihr Ziel, das Auge daran zu gewöhnen, die natürlichen Zustände der Erde als die leitenden Einflüsse für die Entwickelung der Menschheit anzusehen, haben sie trefflich erreicht.

Die Zahl der Abbildungen ist gegenüber der englischen Ausgabe verringert, nur die Diagramme scheinen unvermindert geblieben. Zu begrüßen ist, daß die Beispiele mehr aus Europa und besonders aus Deutschland gewählt sind. Selbstverständlich werden die Fuß-

Digitized by Google

maße durch das metrische System, die Fahrenheitgrade durch Zentigrade ersetzt. Wertvoll erscheint die Darstellung und Begründung der Fachausdrücke der physischen Geographie, auch die Gegenüberstellung der deutschen und englischen termini technici. Das nützliche Buch wird zahlreiche Leser finden.

2) Fischer-Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe für Schulen mit einer Wochenstunde. 3. Teil: Lehrstoff der Untertertia. Mit 4 Farbentafeln und 44 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 78 S. kart. 0,75 ℳ. 4. Teil: Lehrstoff der Obertertia. Mit 2 Farbentafeln und 34 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 54 S. kart. 0,60 ℳ. 5. Teil: Untersekunda. Mit 16 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 51 S. kart. 0,50 ℳ. 6. Teil: Lehrstoff der Oberstufe (O II—O I). Mit 69 Abbildungen, Diagrammen und Kärtchen. 132 S. kart. 0,90 ℳ. Berlin und München 1912, R. Oldenbourg.

Die gekürzte Ausgabe des bekannten und gefälligen Werkes steht noch mehr als die Ausgabe für zwei Wochenstunden auf anthropogeographischem Standpunkt. Sie legt im wesentlichen Gewicht auf die Beziehungen des Menschen zu der Scholle, auf der er wohnt, und betrachtet die Erdoberfläche fast nur als Wohnsitz des Menschengeschlechts. Dieser in Fischer-Geistbecks Buche eingenommene Standpunkt Karl Ritters steht in ausgesprochenem Gegensatz zu dem Standpunkt der oben besprochenen Physiogeographie von Davis und Braun. Von diesen beiden Autoren werden alle menschlichen Beziehungen erdkundlichen Inhalts, so der Einfluß des geologischen Baues auf die Gestaltung des Oberflächenreliefs, der Einfluß des letzteren auf klimatische Faktoren, die Bedeutung dieser wiederum für die Pflanzenwelt und die Tierverbreitung zu einem Gesamtbilde verarbeitet. Fischer-Geistbeck drängt diese geographischen Faktoren in den Hintergrund. Sollte aber auch für die Schulgeographie der Standpunkt Alexander von Humboldts nicht dem Karl Ritters gleichwertig sein? Man denke an die Charakteristik Humboldts durch Hettner: „Nie bleibt ihm eine Tatsache isoliert. Er geht stets vergleichend und kombinierend vor. Eine bestimmte Naturerscheinung einer bestimmten Örtlichkeit steht ihm immer in Verbindung mit den andern Naturerscheinungen derselben Örtlichkeit. Auf diese Weise erkennt er den ursächlichen Zusammenhang von Boden, Bewässerung, Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt, Ansiedlungs- und Wirtschaftsweise, Lebensgewohnheiten und Gesittung der Menschen."

Auf diesem Humboldtschen Standpunkt steht Fischer in seiner „Methodik des Unterrichts in der Erdkunde" S. 46 durchaus: „Gegenstand der geistigen Arbeit ist hier die Erdoberfläche mit dem auf ihr sich abspielenden und durch ihre Gestalt wie durch ihre Stellung im Weltenraum bedingten Wirken der leblosen und belebten Kräfte, einschließlich der im Menschenleben tätigen." Auch Geistbeck räumt in einem Aufsatz „Systematik und Induktion im geographischen

Digitized by Google

Unterricht" (Pädagogium XVII, Heft 2 u. 3) der Anthropogeographie keine so ausgesprochen bevorzugte Stellung ein. Er verlangt: „Gewinnung von klaren und richtigen Anschauungen der Erdräume, selbsttätiges und denkendes Erfassen der Natur eines Landes, insbesondere der kausalen Wechselbeziehungen der geographischen Erscheinungen der Erdoberfläche, stete Durchdringung von Empirie und Abstraktion."

Wenn nun in der praktischen Anwendung auf das Lehrbuch der Rittersche Standpunkt, vervollständigt durch die geographische Schule Fr. Ratzels, fast ausschließlich zur Geltung gebracht ist, so liegt gerade in dieser, sagen wir einmal, Einseitigkeit, der starke Reiz des Buches, dem sich niemand wird entziehen können. Fischer-Geistbeck ist schlechthin das anthropogeographische unter den erdkundlichen Schulbüchern. Man lese z. B. Heft 4, S. 43 Abs. 2 die Zahl und Namen der Künstler, Dichter und Denker die Thüringen, Sachsen und Schlesien hervorgebracht haben. Da finden Gustav Freytag, Otto Ludwig, Brehm, Roßmässler, Paul Gerhard, Rudolf Baumbach, Ludwig Richter, Sebastian Bach, G. H. Händel, Robert Schumann, Richard Wagner, Luther, Lessing, Leibniz und Fichte Erwähnung. Aber das alles für Obertertianer?

Daß die in früheren Besprechungen der verschiedensten Zeitschriften sehr verschieden gewürdigten fettgedruckten Leitsätze im 4. Heft zurücktreten, ist nach der Meinung des Ref. ein entschiedener Vorzug gerade dieses Heftes. Der Lehrer wird dadurch in der selbstständigen Entwicklung des Lehrstoffes weniger gebunden. Überhaupt gefällt das 4. Heft dem Ref. am besten. In ihm tritt auch der Humboldtsche Standpunkt weniger zurück als in den anderen Heften. In Heft 5 scheint die natürliche Geographie entschieden zu kurz gekommen zu sein. Ob die Untersekundaner die geographischen Einzeltatsachen, auf die hier zugunsten großzügiger Charakterisierungen Verzicht geleistet wird, von der Quarta her noch wissen werden und können? Sollten diese Tatsachen allein durch den Atlas zur festen Grundlage für die allgemeine geographische Würdigung der europäischen Länder gemacht werden können, ohne daß die sichere Anschauung Schaden leidet?

Die Einzelangaben des Buches bedürfen hier und dort einer Nachprüfung. Im 5. Heft z. B. sind dem Ref. bei Stichproben einige zweifelhafte und unrichtige Stellen aufgefallen, die leicht bei einer späteren Auflage geändert werden können. S. 6. Welchen Wert hat die unbeweisbare Behauptung, daß Spanien zur Zeit der Römerherrschaft wohl an 40 Millionen Einwohner gehabt habe? In demselben Absatz ist die Angabe unrichtig, Spanien sei nächst Schweden Deutschlands bedeutendster Erzlieferant. 1910 lieferte uns Spanien für reichlich 10 Millionen Mark mehr Erze als Schweden, 71,7 gegenüber 60,7 Millionen Mark, 1911 82,1 gegenüber 64,9.

S. 10. Beim Handel Italiens ist die Reihenfolge der Handelsgüter falsch und verursacht ein irreführendes Bild. Italien ist für

Digitized by Google

uns kein Hauptlieferant von Wein. Dieser wurde 1910 als Faßwein für 5,4 Millionen M. und in gemosteten Trauben 1910 nur für 4,7 Millionen M. in Deutschland eingeführt, 1911 für 3,8 Millionen M. Faßwein. Die an 5. Stelle genannte Seide gehört dagegen mit 105,9 Millionen M. allein für Rohseide (dazu für 6,6 Mill. M. an verarbeiteter Seide) bei weitem an die 1. Stelle, an die 2. Südfrüchte, an die 3. Hanf, an die 4. Marmor, dann folgen Eier, Kleesaat, Schwefel, Asphalt, Wein und Öl.

S. 21. Southampton kann wohl nicht als Hauptstation der englischen Postdampfer bezeichnet werden. Liverpool ist der Hauptausgangspunkt der großen Dampferlinien und Queenstown-Cork derjenige der Schnelldampfer. Beiden Plätzen gegenüber tritt Southampton stark zurück. Für unsere deutschen Postdampfer ist allerdings Southampton Hauptstation.

S. 29. „Nicht weniger als die Hälfte des österreichischen Staatsgebietes gehört den Alpen an.“ Selbst wenn man Krain nicht zu den Karst-, sondern zu den Alpenländern rechnet, ferner unberechtigterweise den beträchtlichen nicht alpinen Teil von Ober- und Niederösterreich den Alpenländern zuweisen will, kommen nur 110 000 qkm auf die österreichischen Alpenländer, 190 000 auf die übrigen Kronländer. Tatsächlich entfällt noch nicht ein Drittel Österreichs auf die alpinen Gebiete. Ebenda ist auch die Angabe, daß in dem österreichischen Alpenanteil die Bevölkerungsdichte nur 30 Einwohner auf 1 qkm betrage, irrig. Die Zahl stimmt nur für Salzburg. Sie erhebt sich in allen übrigen Alpenländern teilweise bedeutend, in Steiermark auf 64, in Oberösterreich auf 71, in Niederösterreich (Wien) auf 178.

Daß Fischer-Geistbecks wertvolles Buch auch durch eine klare, treffliche Sprache sich auszeichnet, ist nicht sein geringster und ein besonders gewinnender Vorzug.

3) Emil Zimmermann, Unsere Kolonien. Unter Mitwirkung hervorragender Afrikaner herausgegeben. Mit zahlreichen Abbildungen und sechs mehrfarbigen Karten. Berlin-Wien 1912, Ullstein & Co. X u. 430 S. 8. geb. 3 *M*.

Das Buch will ein Volksbuch im weitesten Sinne des Wortes sein, und das ist es auch in der Tat. Es hat die wissenschaftliche koloniale Literatur gut zusammengearbeitet und sie so den weiten Kreisen der weniger Gebildeten mit Verständnis und Geschmack zugänglich gemacht. Es ermöglicht einem jeden, sich für einen äußerst geringen Preis ein freilich auf billigem Papier, aber dafür besonders groß, klar und mit entsprechendem Zeilenabstand gedrucktes Werk zu erwerben, das über die Geschichte und die heutigen geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse unserer Kolonien in erfreulicher Weise Auskunft gibt, sich interessant liest und eine abgerundete Vorstellung von unseren Kolonien und dem Leben und Treiben in ihnen

Digitized by Google

gibt. Ein besonderer Vorzug besteht darin, daß neben dem Herausgeber, der Auslandsdeutschland aus eigener Erfahrung kennt, Forscher und Reisende zu Worte kommen, die uns spannend schildern, was sie mit geschultem Auge sahen. Solche Wiedergaben individueller Eindrücke der Reisenden, wie z. B. Herzog Adolf Friedrichs zu Mecklenburg Besuch bei Sultan Mosinga S. 88 ff., wirken reizvoll. Das Buch kann der reiferen Jugend der höheren Schulen durchaus empfohlen werden.

Daß die Illustrierung des Buches äußerst reich ist und die neuesten photographischen Aufnahmen — auch viele der von Dr. Lohmeyer für den „Kolonialkriegerdank" veranstalteten — benutzt hat, verdient alle Anerkennung, wenn auch manche Klischees infolge der Massenauflage eine Erneuerung verdient hätten. Die Kartenbeilagen sind Übersichtskarten der Kolonien, die als Nebenkarte immer ein deutsches Land zum Vergleich bringen.

Hannover. A. Rohrmann.

Karl Schmalz, Schul-Mathematik in Tabellen. Disposition und Repetitorium. Mit 98 Figuren im Text. Halle a. d. Saale 1912, Buchhandlung des Waisenhauses. 36 S. 0,75 ℳ.

Die vorliegende Zusammenstellung der Hauptsätze und Formeln der Schulmathematik unterscheidet sich nicht unwesentlich von anderen Übersichten und Formelsammlungen. Dieser Auszug, der etwa die Mitte zwischen Lehrbuch und Formelsammlung hält, soll nicht nur eine geordnete, übersichtliche Zusammenstellung der Resultate sein, sondern soll gleichzeitig ein Überblick über das System, ein übersichtliches und getreues Bild der Entwickelung und des Aufbaues der Schulmathematik sein und soll dem Schüler für die Wiederholung nicht nur die Formeln und Sätze bieten, sondern auch ihr Entstehen und ihre Ableitung angeben.

Für den Aufbau der Mathematik hat der Verfasser die Grundsätze der sogenannten organischen Entwickelung der Schulmathematik befolgt, wie sie von Professor Schindler in seinen 1883 und 1898 erschienenenen Büchern: „Die Elemente der Planimetrie in ihrer organischen Entwickelung" und „Das natürliche System der Elemente der Geometrie, der Normal-Unterrichtsgegenstand für unsere höheren Schulen" niedergelegt sind. Organisch entwickeln heißt hier: Von der Wahrnehmung her aus dem Stoff Frage und Antwort herauswachsen und sich zu sachlicher Anordnung auskristallisieren lassen: man begegnet zuerst einfachen Gebilden, später immer komplizierteren Gebildekombinationen, untersucht, wie sie sich gegenseitig verhalten und formuliert schließlich das Herausgefundene als Satz und Aufgabe.

Der Versuch, dem nach solchen Grundsätzen aufgebauten induktivgenetischen Lehrgang einen anschaulichen knappen Ausdruck zu

Digitized by Google

geben, dürfte als gelungen zu bezeichnen sein. Bei einer in der Prima vorgenommenen zusammenfassenden Rückschau auf den erledigten Lehrstoff und einem wiederholenden Aufbau des ganzen mathematischen Lehrganges wird der Schüler die Tabellen mit Vorteil benutzen können.

Belgard (Pers.). Alb. Salow.

---

1) G. Noodt, Mathematische Experimentiermappe für den geometrischen Anfangsunterricht. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 4 M.

Der in dieser Veröffentlichung verwirklichte Gedanke kann als ein sehr glücklicher bezeichnet werden. Die Vereinigung von Übung der Handfertigkeit, von Ausbildung des Anschauungsvermögens und von Anleitung zu selbständigem Auffinden geometrischer Wahrheiten, die es darbietet, macht das Werk zu einem sehr schätzenswerten Hilfsmittel bei dem geometrischen Anfangsunterricht, sofern er nach „modernen Grundsätzen" erteilt wird. Das Ganze setzt sich zusammen aus einer Anzahl von Tafeln (9), einem 44 Seiten starken Leitfaden zur Experimentiermappe und verschiedenartigen Hilfsmitteln, wie Papptafeln, Ösen und Punzen zur Herstellung beweglicher Verbindungen zwichen den Teilen der Figuren. Die Tafeln bieten zu einem Teil Netze für die Herstellung einfacher Körper, zum anderen die Unterlagen für die Anfertigung von Modellen, die zur Entdeckung und Verifikation gewisser geometrischer Sätze dienen sollen, eines Kreiswinkelmodells (Satz vom Zentri- und Peripherie winkel), eines Kreisberührnungsmodells (Übergang der Sekante in die Tangente) eines Kreismittelpunktmodells (eingeschriebener Kreis), eines Kreisumhüllungsmodelles (Satz vom Sehnen- und Tagentenwinkel), eines Modells für die Demontration der Sätze von Gegenwinkeln usw. an parallelen Linien (Parallelenapparat), endlich von Scheiben, durch deren Drehung, die Entstehung von Kugel, Kugelkappe und Kugelzone aufgezeigt wird. Der Leitfaden soll den Schüler gleichfalls anleiten, selbständig sich erste geometrische Kenntnisse durch 'Experimentieren' zu verschaffen. Nach diesem Gesichtspunkte, nicht nach dem der Systematik, ist die Auswahl der Hinweise getroffen und auch die ‚Fusion' planimetrischer und stereometrischer Betrachtungen.

Ganz gewiß wird eine solche Beschäftigung mit den Anfangsgründen der Geometrie gute Früchte zeitigen können, falls die Selbständigkeit der Schüler vom Lehrer überwacht und, möglich leise und unmerklich, geleitet wird. Leider ist der Preis der Mappe so hoch gesetzt worden, daß die Verwendung im Klassenunterricht wohl ausgeschlossen ist. Aber als Schulprämie kann sie — oder als Weihnachtsgeschenk dem Elternhause empfohlen, kann sie trotzdem an mancher Stelle Nutzen und Freude bereiten. Und der Lehrer der Quarta wird gern von ihrer Eigenart Kenntnis nehmen, auch, vielleicht in vergrößertem Maßstabe, die Modelle verwenden.

Digitized by Google

2) Mathematische Bibliothek, hrsgb. von W. Lietzmann und A. Witting. I. E. Löffler, Ziffern und Ziffernsysteme der Kulturvölker in alter und neuer Zeit. IV u. 93 S. — II. H. Wieleitner, Der Begriff der Zahl. IV u. 66 S. — III. W. Lietzmann, Der pythagoreische Lehrsatz. IV u. 72 S. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. kart. je 0,80 *M*.

Wie Noodts Experimentiermappe auf der Unterstufe des mathemathischen Unterrichts als ein wertvolles Hilfsmittel erscheint, um die selbständige Beschäftigung der Schüler anzuregen und in die richtige Bahn zu lenken, so kann das Unternehmen von Lietzmann und Witting als ein ähnliches für die Oberstufe bezeichnet werden. W. Lietzmann hat vor nicht langer Zeit im „Pädagogischen Archiv" (52. Bd., S. 690 ff.) den Gedanken einer „mathematisch-naturwissenschaftlichen Schülerbibliothek" erörtert, und schon manches Jahr früher hat der als Provinzialschulrat in Magdeburg verstorbene Professor Paul Kramer über „Mathematischen Lesestoff für die Prima der Realgymnasien" Worte gesprochen, die fast als das Programm der vorliegenden Sammlung erscheinen. „Ein beschränktes Gebiet gründlich durchforschen ist leichter als ein großes Land flüchtig. Wir wollen auch in der Mathemathik nicht totes Wissen, sondern lebendiges Können." Er fordert zusammenhägenden mathematischen Lehrstoff' an Stelle der zusammenhanglosen Übungsaufgaben, und verlangt von den Abhandlungen, welche zu Lesestoffen gewählt werden, daß sie als natürliche Erweiterungen des Schullehrstoffes unmittelbar an diesen sich anschließen und eine angemessene Kürze haben.

Jedenfalls genügen die drei bisher ausgegebenen Hefte den Ansprüchen Kramers. Über Ziffern und Ziffernsysteme, über den Begriff der Zahl sich eingehender zu unterrichten, als in der Unterrichtsstunde die zugemessene Zeit gestattet, mag jedem Schüler der Oberstufe, der für Mathematik sich interessiert, naheliegen. Nach einer Einleitung über Wesen und Bedeutung der Ziffernschrift werden die Ziffernsysteme der Babylonier und Assyrer, der Ägypter, der Griechen und Römer, der Semiten und Inder, der Chinesen und Japaner dargestellt und ein Schlußkapitel bietet eine vergleichende Übersicht über die Prinzipien der Ziffernschrift. — Den Begriff der Zahl in seiner logischen und historischen Entwicklung stellt H. Wieleitner im zweiten Hefte dar. Bildet auch dieser Gegenstand als „Wiederholender Aufbau des arithmetischen Lehrgangs" ein festes Kapitel des Lehrplans, dem die Schüler meist großes Interesse entgegentragen, so wird eine von der Darstellung im Unterricht vielleicht etwas abweichende Behandlungsweise sie gerade hier zu erneuter selbständiger Durcharbeitung anregen. Und dasselbe läßt sich von dem Inhalt des 3. Heftes annehmen. Wenn nach einigen Mitteilungen aus der Geschichte des pythagoreischen Lehrsatzes zunächst Zerlegungsbeweise gegeben werden, dann dessen Stellung im Euklidischen System, ferner sein Verhältnis zur Ähnlichkeitsbehandelt wird, so wird damit für verschiedene Altersstufen Geeignetes dargeboten. Die letzten Abschnitte, die pythagoreische Zahlen und das

Digitized by Google

Fermatsche Problem zum Gegenstand haben, bieten auch für die Oberstufe noch Stoff zu selbständiger Aneignung.

Mögen die folgenden Hefte gleich passende Themata und gleich zweckmäßige Behandlung vorführen. Dann wird das neue Unternehmen gewiß für die mathematische Bildung nützlich werden.

3) Ernst Schultz, Elemente der ebenen Geometrie auf funktionaler Grundlage. Berlin 1912, Otto Salle. IV u. 116 S. 8. 1,40 ℳ, geb. 1,80 ℳ.

Der Verfasser hat im 15. Jahrg. der „Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften" mit dem Titel „Das Funktionale in der Geometrie" die Grundgedanken ausgesprochen, deren weitere Ausführung er in dem neuen Werke vorlegt. Wer die erste Abhandlung nicht kennt, wird aus dem vorliegenden Buche vielleicht nicht darüber klar werden, was der Verfasser mit dem Zusatz „auf funktionaler Grundlage" meint. Es erscheint zunächst als eine ziemlich in den hergebrachten Gleisen verlaufende Darstellung des elementargeometrischen Lehrstoffes der höheren Schulen, mit dem Unterschiede vielleicht, daß der Wortlaut der Lehrsätze am Ende des sie behandelnden Absatzes steht, die Behandlung selbst dagegen mit einer Frage eingeleitet wird. Übrigens scheinen weder Stoffauswahl, noch Stoffanordnung, noch endlich die Art der Ableitung und Darstellung etwas Neues zu bieten. Erst die Einsicht in die oben angeführte Abhandlung belehrt darüber, welche Gründe dem Verfasser die Veröffentlichung als notwendig erscheinen ließen. Er sagt dort: „Das funktionale Denken in der Geometrie wird gefördert, wenn die Schüler erzogen werden, aus der Veränderlichkeit der betreffenden Größen an den Figuren Eigenschaften abzuleiten, die in den Lehrsätzen wiedergegeben werden." Er erläutert diesen Gedanken dann durch die Darstellung seiner Behandlung des Begriffs der Parallelität, des Satzes vom Zentri- und Peripheriewinkel, der beide Fälle des Sehnen-Tangentwinkels, der Inhaltsberechnung des Trapezes, des Zusammenhanges zwischen dem verallgemeinerten und dem eigentlichen Pythagoras. So vorgetragen, mögen seine Ausführungen wohl an manchen Stellen nützlich gewirkt haben, indem sie einen Anfänger darauf hinführten, das vorgetragene Verfahren einzuschlagen, auch an anderen Stellen, als bei den in der Abhandlung gegebenen Beispielen. An sich freilich liegt das Verfahren so auf der Hand, daß es gewiß schon vielfach gehandhabt worden ist, auch ehe die Reformbewegung im mathematischen Unterricht es besonders empfahl. — In dem neubearbeiteten Lehrbuch aber tritt es doch nicht klar genug hervor; es ist eben nicht allenthalben mit Nutzen anwendbar, daher auch eigentlich nur an den schon in der Abhandlung erörterten Stellen benutzt. So dankenswert es war, an dem letzten Orte die Gelegenheiten zusammenzustellen und herauszuheben, so wenig ersprießlich erscheint doch der Versuch einer neuen Lehrbuchgestaltung auf dieser Grundlage.

Digitized by Google

4) Chr. Schmehl, Lehrbuch der ebenen Trigonometrie für höhere Lehranstalten. VI u. 152 S. — Lehrbuch der Stereometrie für höhere Lehranstalten. Gießen 1912, Verlag von Emil Roth. VI u. 160 S. Je 2 *M*, geb. 2,50 *M*.

Der Feder Chr. Schmehls verdankt die Lehrerschaft für den mathematischen Unterricht schon manches gediegene Hilfsmittel, und und die beiden neuen Veröffentlichungen schließen sich den früheren würdig an. Es sind außerordentlich klare, präzise und ausführliche Darstellungen des Schullehrstoffs der beiden Disziplinen. Durch die sauberen, korrekten Figuren und durch die Übersichtlichkeit des Drucks, z. B. die Hervorhebung der Lehrsätze und wichtiger Bemerkungen durch fette Lettern, wird die Brauchbarkeit noch erhöht. Nicht weniger durch die zahlreichen, den einzelnen Abschnitten angefügten, sehr verschiedenartigen Übungsaufgaben. Freilich stehen beide Bücher völlig auf konservativem Standpunkt. Die Reformbewegung im mathematischen Unterricht findet in ihnen gar keine Berücksichtigung. So haben denn auch noch solche Teile des Lehrpensums eine sehr ausführlichere Behandlung gefunden, die durch die Forderungen der Reformer vielfach mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt wurden. Namentlich ist das in der Trigonometrie sichtbar, die in den letzten Paragraphen eine Reihe von Aufgaben behandelt und zur Lösung stellt, deren Schwierigkeit jetzt meist dazu führt, daß sie im Unterricht übergangen werden zugunsten anderer in die Schulaufgabe übernommener Gebiete. Aus diesem Umstande soll den beiden Lehrbüchern aber kein Vorwurf gemacht werden. Es ist ja nicht unbedingt nötig, daß mathemathischer Unterricht allüberall nach den modernen Gesichtspunkten erteilt wird. Auch nach der alten Art kann Tüchtiges geleistet werden. Der Berichterstatter, der sich als Anhänger der modernen Methode betrachtet, hat doch mit Vergnügen gerade diese Teile durchgesehen.

Die Verlagshandlung verspricht das demnächstige Erscheinen noch weiterer Bände, eines Lehrbuches der sphaerischen Trigonometrie und eines solchen der Elemente der analytischen Geometrie der Ebene, von demselben Verfasser. Möchten sie es nicht zu lange auf sich warten lassen.

5) H. E. Timerding, Die Infinitesimalrechnung auf der Schule. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. 26 S. 1,80 *M*.

Wer den Inhalt dieses Heftchens aus dem Munde des Verfassers in von liebenswürdigem Humor gewürzter Rede kennen gelernt hat, wird der Berliner mathematischen Gesellschaft dankbar sein, die ihm zu diesem Genuß verhalf. Er wird jetzt das Gehörte gern noch einmal lesen und weiter empfehlen, weil auch die Lektüre fesselnd und erfreulich ist. Einsichtig stellt der Verfasser fest, wie verschieden die Aufgabe des Lehrers an einer höheren Schule von der des Hochschullebens ist, wenn jeder von ihm einen Schüler in die Anfangsgründe

Digitized by Google

der Infinitesimalrechnung einführen soll, was dem einen wohl anstehe, was dem andern nicht erlaubt sei, wie freilich auch er gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfe. („Wie die Schule dem Inhalt nach nicht die höchste Stufe erreichen kann, so dringt sie auch der Methode nach zur völligen Exaktheit nicht vor. Man wird das im strengen theoretischen Sinne auch nicht fordern können, um so energischer ist aber darauf zu dringen, daß trotzdem alles Falsche, Unklare und Unehrliche nach Möglichkeit vermieden wird", S. 12.) — Es werden ferner verschieden weite Ausdehnungen charakterisiert, die der Behandlung der Infinitesimalrechnung je nach der Art der Lehranstalt zugestanden werden können, am Gymnasium fast eine Beschränkung auf die Aufstellung der Infinitesimalbegriffe, unter Verzicht auf die Übung in ihrer praktischen Handhabung, an den Realanstalten je nachdem etwa ein Heranführen an die Leistungen des 17. Jahrhunderts. Eine große Zahl treffender Einzelbemerkungen macht das Studium der kleinen Schrift zu einer wahren Freude. Nur eine besonders aktuelle sei hier angeführt. Der Verfasser spricht davon, daß von der modernen exakten Begründung der Infinitesimalrechnung in der Schule „sozusagen nur ein populärer Anzug gegeben werden könne." Aber ihr wohne doch eine große erzieherische Wirkung bei, sofern sie lehre, in der Mathematik nichts als selbstverständlich hinzunehmen, weil es die Anschauung zeigt. In der Berufung auf die Anschauung liegt eine Verführung zur Oberflächlichkeit, die am wirksamsten bekämpft wird, wenn man wenigstens an einzelnen Punkten bis zur vollen logischen Durchbildung vordringt! Den Schluß der Ausführungen bildet eine Charakteristik für den Unterricht in der Schule bzw. die Vorbereitung für ihn geeigneter Bücher.

6) J. Milthaler, Niedere Analysis zum Unterricht und zum Selbststudium. Berlin 1912, Otto Salle. VIII u. 112 S. 8. 1,60 *M*, geb. 2 *M*.

Der Verfasser bietet, aus dem eigenen Unterricht erwachsen, eine Zusammenstellung dessen, was er aus der Differential- und Integralrechnung wie aus der Reihenlehre als Gegenstand des Unterrichts an höhern realistischen Lehranstalten behandelt. Es ist ein ziemlich reichliches Maß, und er gesteht selbst zu, daß es kaum mit einer Schülergeneration werde bewältigt werden können. Indessen ist der Stoff so eingeteilt und dargestellt, daß die einzelnen Kapitel auch ohne völlige Durcharbeitung alles dessen, was ihnen vorangeht, verständlich bleiben. Sehr eingehend und sorgfältig sind vor allem zwei Gebiete dargestellt, die Grenzwerte und die Konvergenzmerkmale unendlicher Reihen, eine verständige, durchaus sachgemäße Beschränkung hat die Behandlung der Integralrechnung erfahren, geschickt und übersichtlich ist das erste Kapitel bearbeitet, die graphische Darstellung der Funktionen.

Trotzdem der Verfasser betont, daß es kaum möglich sei, auf einem so durchgearbeiteten Gebiet etwas Neues zu bieten, findet man doch in der Verknüpfung der einzelnen Betrachtungen immer noch

Digitized by Google

manches Anmutende, das man für die eigene Benutzung sich anmerkt. So z. B. werden vielleicht eine Anzahl der Verdeutschungen, die der Verfasser anwendet, sich durchsetzen. (Hochwert = Maximum, Tiefwert = Minimum, Streifende = Tangente, Konstante = Beständige, Koeffizient = Vorzahl.) Von Druckfehlern ist das Buch wohl frei, die Figuren sind z. T. ja etwas urwüchsig, genügen aber den Anforderungen. Auf S. 73 würde der Berichterstatter eine Reihe nicht als Summe, sondern als Aufeinanderfolge einer Anzahl gesetzmäßig gebildeter Glieder definieren.

Berlin-Pankow. Max Nath.

---

1) H. Böttger, Physik. Zum Gebrauch bei physikalischen Vorlesungen in höheren Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Erster Band: Mechanik, Wärmelehre, Akustik. Mit 843 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig, 1912, Fr. Vieweg & Sohn. XIII u. 983 S. 8. 15 ℳ, geb. 16,50 ℳ.

Das große Fr. Schoedlersche Werk „Das Buch der Natur“ umfaßte bisher die Botanik, die Chemie nebst Mineralogie und Geologie und die Astronomie und wird nun um weitere Bände vermehrt, die das Gebiet der Physik behandeln. Der ausgezeichnete, zu früh verstorbene Direktor B. Schwalbe, der an diesem Unternehmen tätigen Anteil hatte, beabsichtigte, die Physik selbst zu bearbeiten, und zwar in dem Sinne, daß dieser neue Teil des Schoedlerschen Werkes in erster Linie für reifere Schüler höherer Lehranstalten, die ein besonderes Interesse für Physik zeigen, bestimmt sein und ihnen während der letzten Schuljahre sowie während der ersten Zeit ihres akademischen Studiums neben dem Unterrichte und den Vorlesungen als Ratgeber dienen sollte. Der Verfasser, der seinerzeit mit Schwalbe über diesen Gegenstand verhandelt hat, unternimmt jetzt die Durchführung dieses Planes. Sowohl die Experimentalphysik als die theoretischen Entwickelungen werden hier in sehr eingehender und umfassender Weise behandelt, wie es bei dem großen Umfange des Werkes zu erwarten ist. Die Darstellung ist durchaus zweckmäßig, klar und zuverlässig, die Ausstattung des Buches befriedigt alle berechtigten Anforderungen. So würde das Werk sich für die Zwecke, die dem Verfasser vorgeschwebt haben, in hohem Grade eignen. Da ein zweiter, voraussichtlich umfangreicher Band dem ersten demnächst folgen wird, wird der Preis des Gesamtwerkes leider so hoch sein, daß seine Verbreitung in Schülerkreisen dadurch wesentlich beschränkt werden muß. Zur Anschaffung für Lehrer- und Schülerbibliotheken wird das verdienstvolle Werk jedenfalls in Betracht kommen.

2) Joseph Plassmann, Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1911—12. Siebenundzwanzigster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben. Mit 37 Abbildungen. Freiburg i. B. 1912, Herdersche Verlagsbuchhandlung. XVI u. 452 S. 8. geb. 7,50 ℳ.

Wer sich einen zusammenfassenden Überblick über die bedeutenderen Arbeiten des letzten Jahres auf dem gewaltigen Gebiete

Digitized by Google

der Naturwissenschaften in bequemer Weise verschaffen will, wird sich mit Vorteil dieses Jahrbuches bedienen können. In kurzen Notizen, interessanten Artikeln und klargeschriebenen Abhandlungen, die nur selten den Umfang von vier Seiten überschreiten, wird das praktisch Brauchbare und das wissenschaftlich Bedeutende unter Angabe der Quellen in vortrefflicher Darstellung behandelt. Die Arbeiten beziehen sich auf die neuesten Forschungsergebnisse aus dem Gebiete der Physik, Chemie, Astronomie, Meteorologie, Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Mineralogie und Geologie, Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Gesundheitslehre und Heilkunde und die Technik, einschließlich der Luftschiffahrt. Den Schluß bildet eine genaue Übersicht über die Himmelserscheinungen für Mitteleuropa und das Jahr 1912, ein Totenbuch für 1911 und ein Personen- und Sachregister, welches wesentlich zur Orientierung in dem überaus reichhaltigen Inhalte des Jahrbuches dienen wird. Das Werk ist in klarem Drucke auf gutem Papier hergestellt und wird in dauerhaftem Leinenbande geliefert.

3) O. Hahn, Chemisches Experimentierbuch. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk, herausgegeben von H. Höller und G. Ulmer. Mit 79 Abbildungen. Leipzig 1911, Meyer & Quelle. 165 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Chemische Schülerübungen werden an Gymnasien einstweilen noch nicht veranstaltet. Trotzdem ist das vorliegende Buch aus doppeltem Grunde des Interesses der naturwissenschaftlichen Lehrer dieser Anstalten würdig. Das Experimentierbuch eignet sich zunächst durch praktische Auswahl und sorgfältige Darstellung einfacher chemischer Versuche als Handbuch für die private Tätigkeit jüngerer Schüler, die Interesse und ernstliches Wollen für eigenes Arbeiten besitzen. Da für die Auswahl der Experimente Erfahrungen maßgebend gewesen sind, welche der Verfasser während mehrerer Jahre in den Schülerübungen verschiedener Klassen gesammelt hat, so wird das Büchlein auch für den chemischen Unterricht manche willkommene Hilfe und Anregung bieten. Zur genaueren Beurteilung dieses Experimentierbuches sei darauf hingewiesen, daß bei der Auswahl der zur Verwendung kommenden Chemikalien auf billige und bequeme Beschaffung, bei ihrer Verwendung auf Sparsamkeit, bei der Benutzung von Apparaten auf leichte Herstellbarkeit ein besonderes Gewicht gelegt wurde, daß für die anzuschaffenden Gegenstände und Materialien die Preise hinzugefügt und bei der Auswahl meistens solche Versuche ausgeschlossen wurden, die durch Walten eines unglücklichen Zufalls ernsten Schaden herbeiführen können. Der letztere Gesichtspunkt ist nicht überall entscheidend gewesen, konnte es auch nicht gut sein, wenn man nicht gerade auf sehr lehrreiche Experimente verzichten wollte. Läßt man aber Versuche zu, welche unter Umständen erhebliche Beschädigungen zur Folge haben können, so muß man mit allem Nachdruck bei der Beschreibung jedes Versuches auf die Möglichkeit von Gefahren hin-

Digitized by Google

weisen und die Mittel angeben, durch welche man ihnen mit Sicherheit begegnen kann. Das ist hier nicht überall geschehen, z. B. bei dem Versuche mit Calciumcarbid. Daß auch eine Reihe von interessanten Experimenten aus der organischen Chemie herangezogen ist, dürfte dem Buche noch mehr zur Anerkennung verhelfen.

4) W. Gothan, Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk, herausgegeben von K. Höller und G. Ulmer. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1912, Quelle & Meyer. 184 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Die Paläobotanik hat sich als Zweig der Paläontologie stark entwickelt. Größere Lehrbücher, die diesen Gegenstand behandeln, gibt es wohl, aber keines, das dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft im Zusammenhange gerecht wird. So kann dieses Büchlein, das die neuesten Ergebnisse der Spezialliteratur verwertet, als willkommene Ergänzung jener dienen. Aber auch Leser, die von geologischen oder botanischen Studien aus auf paläophytische Gebiete geführt werden, können in dem vorliegenden Büchlein eine nützliche allgemeine Orientierung erlangen. Die von 92 Abbildungen untersützte Darstellung kommt dem Verständnisse weiter Kreise möglichst entgegen. Nach einer allgemeinen Belehrung über geologische Formationen werden wahre und scheinbare pflanzliche Versteinerungen besprochen, wird die Vorgeschichte der Algen, Pilze und Moose, der farnartigen Gewächse, der schachtelhalmartigen, der bärlappigen, der cykadeenartigen Gewächse, der Gingkobäume, der Coniferen und der bedecktsamigen Pflanzen geschildert, zum Schluß werden Fragen der vorweltlichen Pflanzengeographie und der vorweltlichen Klimata in großen Zügen behandelt.

Da es an populären Darstellungen dieses Gebietes mangelt, wird das Buch allen denen willkommen sein, die ohne Spezialstudium einen allgemeinen Überblick über den augenblicklichen Stand dieser Wissenschaft gewinnen wollen.

5) R. Börnstein, Einleitung in die Experimentalphysik. Gleichgewicht und Bewegung. Gemeinverständlich dargestellt. Aus Natur und Geisteswelt. 371. Bändchen. Mit 90 Abbildungen. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 118 S. 8. In Leinwd. geb. 1,25 ℳ.

Der vorliegende Band aus der Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen, die unter dem Namen „Aus Natur und Geisteswelt" bekannt sind, gibt den Inhalt von sechs Vorträgen wieder, welche von dem Verfasser auf Veranlassung des Vereins für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern vor Zuhörern des Handwerkerstandes gehalten wurden.

Das behandelte Gebiet deckt sich etwa mit dem für den physikalischen Unterricht auf der Unterstufe unserer höheren Lehranstalten bestimmten. Die Form des mündlichen Vortrages ist beibehalten, durch ihn sucht der Verf. an der Hand genau beschriebener,

Digitized by Google

allgemein bekannter Versuche die abstrakten Gesetze anschaulich zu machen. Lehrer werden wohl kaum etwas Neues aus diesem Buche entnehmen können. Für unerfahrene Leser wäre an manchen Stellen eine sorgfältigere Durchsicht der Darstellung am Platze gewesen, um etwaigen Mißverständnissen entgegenzutreten, welche durch den Ausdruck veranlaßt werden könnten.

6) J. B. Messerschmitt, Physik der Gestirne. Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Siegmund Günther. XIII. Band. Nr. 5451—5453 der Universal-Bibliothek. Mit 4 farbigen und 9 schwarzen Tafeln und 21 Zeichnungen im Text. Leipzig 1912. Philipp Reclam jun. 195 S. 16°. Geh. 0,60 ℳ, geb. 1 ℳ, in Leder 1,75 ℳ, in Pergament 1,75 ℳ.

Der größte Teil dieses vortrefflichen kleinen Werkes ist von dem nunmehr verstorbenen Prof. Messerschmitt bearbeitet worden, und nur der letzte, den veränderlichen Sternen gewidmete Abschnitt hat einen andern, ebenso fachkundigen Verfasser, Prof. Wirtz in Straßburg i. E. Der Inhalt ist mit Rücksicht auf den Umfang des Buches sehr reichhaltig zu nennen, die Darstellung ist allgemein verständlich und dem Verständnis der Schüler unserer Oberklassen angemessen. Historische Bemerkungen und gelegentliche Hinweise auf die Bedeutung der besprochenen Entdeckungen machen die Lektüre dieses schon durch den Stoff interessanten Buches um so genußreicher. Die beigegebenen Tafeln sind recht gut ausgeführt. Da die Physik der Gestirne die zuverlässigsten und neuesten Angaben über den gegenwärtigen Stand der Forschung bietet, wird sie als Ergänzung zu unsern physikalischen Lehrbüchern vielen willkommen sein.

Berlin. R. Schiel.

Jos. Krists Anfangsgründe der Naturlehre für die dritte Klasse und das erste Semester der vierten Klasse der Gymnasien. Einundzwanzigste Auflage. Nach dem neuen Lehrplan der Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 20. März 1909 bearbeitet von Karl Bruno. Mit 218 Holzschnitten. Wien und Leipzig 1911, Wilhelm Braumüller. 216 S. 8. 3 K.

Der an österreichischen Schulen viel benutzte Grundriß ist für das dritte Schuljahr und die erste Hälfte des vierten Schuljahres in einem achtjährigen Gymnasialkursus, also für Schüler bestimmt, die etwa im Alter unserer Quartaner und Tertianer stehen. Nach einer Einleitung über Ausdehnung der Körper, Teilbarkeit und Aggregatzustände werden die Schwere, die Wärme, der Magnetismus, die Elektrizität, der Schall, das Licht, die Erscheinungen am Himmel (mathematische Geographie), Gleichgewicht und Bewegung, die Flüssigkeiten und die Gase behandelt.

Der Inhalt des gedrängt geschriebenen Buches ist also ziemlich reichhaltig und stellt an die Aufnahmefähigkeit der Knaben in drei Halbjahren nicht zu geringe Anforderungen. Andererseits wird den

Digitized by Google

Lernenden ihre Aufgabe vielfach mit großem Geschick erleichtert. Die Betrachtungen gehen von bekannten Beobachtungen und leicht zu übersehenden Versuchen aus und knüpfen immer wieder an die Erfahrung an; nur der Abschnitt über Mechanik hat etwas mehr theoretischen Charakter. Die Gesetze sind fast durchgängig knapp und scharf gefaßt, übrigens durch den Druck hervorgehoben, während Folgerungen, Beispiele und geschichtliche Mitteilungen im Drucke gegen den laufenden Text zurücktreten. Die Abbildungen sind gut und recht zweckmäßig; auch Papier und Schrift verdienen eine gute Note.

Indem ich mich nun zu Einzelheiten wende, bemerke ich, daß manche darunter nicht dem besprochenen Buche eigentümlich, sondern in Schullehrbüchern der Physik ziemlich häufig sind.

S. 2. Daß die Kleiderstoffe den Bewegungen des menschlichen Körpers nachgeben, ist nicht ihrer Elastizität, sondern ihrer Biegsamkeit zuzuschreiben. S. 5. Nachdem erwähnt ist, daß eine an dem einen Ende beschwerte Schnur die Namen Bleilot, Lot, Senkel oder Senkblei führt, dürfte es sich empfehlen, nicht zwischen *senkrecht* (*normal*) und *lotrecht* zu unterscheiden, sondern zwischen *rechtwinklig* und *lot- oder senkrecht*. S. 7. Die Ausdrucksweise: die Luft ist 773 *mal leichter als* das Wasser, scheint mir unstatthaft. Das Wort *mal* deutet einen Multiplikator, aber nicht einen Divisor an. Wenn jemand von einem Stoffe sagen wollte, er sei e i n m a l leichter oder zweimal leichter als Wasser, so würde er gar nicht verstanden oder sehr leicht mißverstanden werden. Auch bei Vervielfältigung ist der Komparativ mindestens zweideutig und deshalb meines Erachtens zu vermeiden. Unter einer Zahl, die *einmal größer als* eine andere ist, versteht man nach dem Sprachgebrauch eine *doppelt so große* Zahl. Was unter einer *zwei-, drei- oder viermal größeren* Zahl zu verstehen sei, ist nicht sicher. Auf S. 195 steht: ein zylindrischer Körper sinkt *zwei-, drei-, viermal tiefer* ein, wenn die Dichte der Flüssigkeit *zwei-, drei-, viermal kleiner* ist, dagegen auf S. 204 richtig: wird eine Gasmasse auf $^1/_2$, $^1/_3$ . . . ihres ursprünglichen Rauminhaltes zusammengedrückt, so ist ihre Dichte dann *zwei-* beziehungsweise *dreimal so groß*. S. 14. Kann man an einem starren Körper, nämlich einem heißen Eisenstück *sich verbrühen?* In Norddeutschland sicher nicht. S. 26. Den Kondensator einer Dampfmaschine als einen Raum zu bezeichnen, der kaltes Wasser enthält, genügt nach meiner Meinung nicht; vielmehr ist wesentlich, daß sowohl die Luft, als das Kühl- und Kondensationswasser immer wieder aus dem Kondensator entfernt werden; durch die Verbindung mit dem l u f t l e e r e n Kondensator wird der Dampf in demjenigen Teile des Zylinders zur Kondensation genötigt, der jeweilig nicht durch den Schieber mit dem Kessel in Verbindung steht. S. 33. Daß die Tragkraft eines Magnets durch Abreißen des Ankers geschwächt werde, gilt heute als Vorurteil. Auffällig ist, daß das vorliegende Buch die magnetischen Kraftlinien gänzlich unerwähnt läßt. Auch wenn man später bei der Anziehung und Abstoßung elek-

Digitized by Google

trischer Ströme und bei der Induktion auf die Kraftlinien verzichten will, so geben sie doch für die Verteilung der magnetischen Kraft eine unersetzliche Anschauung und für die Inklination die einfachste Erklärung. Der auf S. 33 abgebildete Versuch wird darum nicht überflüssig. S. 33. Warum immer wieder Holundermark? Kugeln aus Sonnenrosenmark von 2 bis 3 cm Durchmesser sind sehr leicht und lassen sich mit geringer Mühe vermittelst einer Säge, eines Rasiermessers und einer Feile herstellen. Für längere Stäbchen, z. B. für die Schenkel eines Elektroskops, dessen Bewegungen von der ganzen Klasse ohne Anwendung des Projektionsapparates wirklich gesehen werden sollen, sei bei dieser Gelegenheit Binsenmark empfohlen, das man der Länge nach mit einem feinen Silberdraht durchzieht. S. 59. Zur Erklärung und Einprägung der Bezeichnungen *Anode* und *Kathode* nützt wenig, wenn nur *ἀνά* = *aufwärts* und *κατά* = *abwärts* angeführt werden; dagegen bleibt die Bedeutung im Gedächtnis des Gymnasiasten sicherer haften, wenn er an *ἄνοδος* = *ἀνάβασις* = *Einmarsch* und *κάϑοδος* = *Rückkehr* erinnert wird und ihm die Übersetzungen *Eintrittsstelle* und *Austritt* (des positiven Stromes) wahlweise zu benutzen freigestellt wird. Warum übrigens im Buche die griechischen Wörter bald in griechischer, bald in lateinischer Schrift gedruckt sind, ist mir nicht verständlich. S. 60. Bei der Aufzählung galvanischer Elemente fehlen die Braunsteinelemente, die der Schüler so häufig aus dem Haushalte kennt. S. 61 ist der Satz: *Der Strom allein stellt eine allseits frei bewegliche Nadel senkrecht auf seine eigene Richtung* nicht unbedenklich, weil es rechtwinklig zu einer Richtung unzählig viele Richtungen gibt; ich bemerke aber ausdrücklich, daß im Buche unmittelbar vorher die Regel vollständig angeführt ist. S. 62. Ist es nötig, Eisen im Gegensatz zu Stahl ausdrücklich als *weiches* Eisen zu bezeichnen? Da das chemisch reine Eisen bekanntlich leicht biegsam ist, so könnte man versucht sein, dieses unter weichem Eisen zu verstehen. S. 64. Den Morse'schen Apparat würde ich vorziehen *Schreibtelegraph* zu nennen, den Namen *Drucktelegraph* aber für den Hughes'schen Typendruckapparat aufsparen. Die beiden Teile des Telegraphen würde ich nicht *Zeichengeber* und *Zeichenbringer* sondern lieber *Sender* oder *Schlüssel* und *Empfänger* nennen. S. 68. Das Telephonieren mit zwei Telephonen anstatt mit Mikrophon und Telephon hat wohl nur noch geschichtliche Bedeutung. S. 82. Das menschliche Ohr würde ich nicht in das äußere, innere und eigentliche innere Ohr, sondern in das *äußere Ohr*, *Mittelohr* und *innere Ohr* teilen. S. 95. Für *geometrisches* Bild, wie das Buch hat, ist vielfach der Name *virtuelles* oder *imaginäres* Bild gebräuchlicher. S. 100. Die Definition einer optischen Linse als eines durchsichtigen Körpers, der von *mindestens einer* Kugelfläche begrenzt ist, scheint mir nicht einwandfrei, ebensowenig die darauf folgenden einer bikonvexen und einer bikonkaven Linse, wo es *je einer* statt *einer* Kugelfläche heißen möchte. Die Linse ist nach meiner Auffassung immer von zwei Kugelhauben begrenzt; es ist nur ein Spezialfall, wenn eine der Kugeln

Digitized by Google

durch eine Ebene ersetzt wird. S. 106. Der Ausdruck *Schuber* wird in Norddeutschland nicht verstanden. Warum nicht *Schieber* wie S. 25 bei der Dampfmaschine? S. 112. Statt der veralteten Wunderscheibe ist das viel verbreitete Lebensrad (Zoetrop) wohl erwähnenswerter. S. 123. Vielleicht empfiehlt sich, statt von der *Senkrechten auf den Horizont* kurz von der *Lotlinie* zu sprechen. S. 123. Eine Drehung um die Weltachse *von Osten gegen Westen* ist zweideutig; lieber wäre mir *von Osten über Süd nach Westen* (oder über oben). S. 165. Der Ausdruck *Bewegungszwang* läßt Mißdeutung zu durch den Gedanken an zwangläufige Bewegungen. Auch scheint mir besser, die Definition des Bewegungszustandes in das Beharrungsgesetz S. 137 mit aufzunehmen. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß die Geschwindigkeit eines Körpers ein Besitz ist, von dessen Herkunft wir häufig, z. B. bei den Gestirnen, nichts wissen, und daß eine Kraft entweder Beschleunigung hervorbringt wie beim Fall, oder Richtungsänderung wie die Zentralkraft. Dann wird auch S. 163 für den Versuch über den Fall einer Münze und eines Blattes Papier die Erklärung schärfer gefaßt werden können: Der Luftwiderstand als Kraft erteilt bei gleicher Angriffsfläche demjenigen Körper die größere (negative) Beschleunigung, der die kleinere Masse hat. S. 181. Soll die Tropfenform eine selbständige Gestalt genannt werden angesichts der Gestaltsveränderungen eines sich loslösenden und herabfallenden Tropfens?

Soweit meine Bemerkungen. Ich räume ein, daß sie manches Subjektive enthalten mögen, und betone, daß sie den vielen Vorzügen des Buches nicht zu nahe treten sollen. Es wird Lehrern an reichsdeutschen Gymnasien immer Genuß und Nutzen bringen, sich mit österreichischen Schulbüchern bekannt zu machen; an Anschaulichkeit und Frische der Darstellung stehen sie häufig hinter den im Reich eingeführten Büchern mindestens nicht zurück.

Zittau i. Sa. R. Lamprecht.

---

1) Karl Kräpelin, Einführung in die Biologie. Zum Gebrauch an höheren Schulen und zum Selbstunterricht. Dritte verbesserte Auflage des Leitfadens für den biologischen Unterricht. Mit 344 Abbildungen im Text, einer schwarzen Tafel sowie 4 Tafeln und 2 Karten in Buntdruck. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VIII u. 356 S. 8. geb. 4,80 ℳ.

Nicht ein methodisches Lehrbuch liegt hier vor, dem Lehrer wird vielmehr völlige Freiheit in der Behandlung des Stoffes gelassen. Der Schüler aber findet in guter und klarer Darstellung wieder, was in der Klasse erarbeitet worden ist. Das Buch enthält im Anschluß an die Meeraner Vorschläge so viel, wie etwa in fünf Semestern mit je zwei Wochenstunden von den Schülern der Oberklassen bewältigt werden kann.

Nach noch nicht fünf Jahren ist die dritte Auflage erschienen. Schon daraus geht hervor, daß der Verfasser auf dem richtigen Wege

Digitized by Google

ist. Die neue Auflage bringt einige Änderungen gegen die zweite. Besonders die vergleichend anatomische Übersicht des Tierreichs ist, wie die Vorrede ergibt, vielfach umgearbeitet worden. Ferner mußte der letzte Abschnitt — Der Mensch als Objekt der Naturbetrachtung — vor allem im prähistorischen Teil den neueren Ergebnissen der Wissenschaft angepaßt werden. Auch ist die Zahl der Abbildungen in mäßigem Umfange vermehrt worden.

Inhalt, Form, Abbildungen sowie die äußere Ausstattung sind gut.

2) Max Sassenfeld, Aus dem Luftmeer. Meteorologische Beobachtungen für mittlere und reife Schüler. Mit 40 Abbildungen. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 17. Leipzig u. Berlin 1912, B. G. Teubner. IV u. 183 S. 8. geb. 3 ℳ.

Nicht die außerordentlichen und seltenen Naturerscheinungen will der Verfasser in erster Linie schildern. Vielmehr lenkt er vor allem die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Dinge, die sich alltäglich im Reiche der Luft abspielen. Er lehrt diese zu beobachten und leitet an zu einfachen instrumentalen Messungen und ihrer Verarbeitung. Gerade solche selbständigen Messungen aber, die regelmäßig durchgeführt werden, sind besonders wertvoll. Sie geben immer neue Anregung, fördern das Verständnis und ermöglichen ein eigenes Urteil über Wert und Inhalt der Wettervorhersage.

Der Schüler findet vieles, was ihm aus dem physikalisch-meteorologischen Unterrichte schon bekannt ist. Doch kann er seine Kenntnisse nach allen Richtungen erweitern und lernt sie durch praktische Anwendung zu vertiefen. Manches wird eingehender gedeutet als in den gebräuchlichen Lehrbüchern, so die auffällige Erscheinung, daß beim Regenbogen oft Farben fehlen, andererseits aber Wiederholungen von Farben und Farbenreihen zu sehen sind.

Möge das gut geschriebene Buch recht weite Verbreitung finden!

3) Georg Ulmer, Unsere Wasserinsekten. Mit 119 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Leipzig 1912, Quelle u. Meyer. III u. 165 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Ein ausgezeichnetes Buch, fesselnd und interessant geschrieben für jedermann, nicht nur für die Jugend. Es bringt in der Einleitung praktische Winke für Fang und Aufzucht der Wasserinsekten, für Einrichtung einer Sammlung, Herstellung mikroskopischer Präparate u. dgl. Es beschreibt dann eine große Zahl von Wasserinsekten nach Bau, Entwickelung und Lebensweise, ohne freilich irgendwie die Fülle des Stoffes erschöpfen zu können. An zahlreichen Stellen weist es darauf hin, wieviel noch zu erforschen ist, und gibt Ratschläge und Anregung, durch eigene Beobachtung solche Lücken auszufüllen. Das Buch, das neben seinen sonstigen Vorzügen auch noch außerordentlich billig ist, sollte in keiner Schülerbibliothek, in der Büchersammlung keines Naturfreundes fehlen.

Digitized by Google

4) F. Höck, Unsere Frühlingspflanzen. Anleitung zur Beobachtung und zum Sammeln unserer Frühjahrsgewächse. Für jüngere und mittlere Schüler. Mit 76 Abbildungen im Text. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 16. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. VI u. 180 S. 8. geb. 3 ℳ.

Das erste Grün des Frühlings erweckt nicht nur die Freude des Gärtners und Landmannes, so schreibt der Verfasser, sondern auch die Aufmerksamkeit der Menschen, die von der Entwicklung der Pflanzen keinen unmittelbaren Vorteil haben. Sie freuen sich über die ersten Blüten und werden angeregt, die Entwicklung der Pflanzen kennen zu lernen. Sie dabei zu führen ist das Buch geschrieben. Daß es die Frühlingspflanzen behandelt, hat noch einen anderen Grund: Am Anfang des Jahres, im Vorfrühling, ist die Zahl der blühenden Pflanzen übersehbar, und es ist möglich alle kennen zu lernen. Später, im Erstfrühling und noch mehr im Vollfrühling, wird ihre Zahl zu groß. Der Verfasser kann daher aus dieser Zeit nicht mehr jede einzelne Art besprechen, lehrt nur Verwandschaftsgruppen erkennen, den Einfluß des Standortes auf die Pflanzen verstehen und eine ganze Reihe von Fragen an die verschiedenen Gewächse stellen und beantworten.

Die Darstellung ist klar und wird durch gute Abbildungen erläutert. Kleine brauchbare Tabellen zur Unterscheidung der verschiedenen Arten sind an vielen Stellen eingeschoben. Eine kurze Anleitung zum Sammeln und Aufbewahren der Pflanzen, sowie eine Übersicht über die Verwandschaftsverhältnisse der deutschen Frühlingspflanzen schließt das Buch. Durch ein Nachschlageverzeichnis wird die Benutzung erleichtert.

5) P. Degener, Lebensweise und Organisation. Eine Einführung in die Biologie der wirbellosen Tiere. Mit 154 Abbildungen. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. X u. 288 S. 8. geb. 6 ℳ.

In die Biologie will der Verfasser einführen und greift dazu von den einfachsten Lebenswesen zu komplizierteren aufsteigend einen oder einige Repräsentanten aus den großen Hauptstämmen der wirbellosen Tiere heraus, die sich jeder zu eigener Beobachtung aus der einheimischen Tierwelt leicht zu verschaffen vermag. Denn die eigene Beobachtung ist für jedes Naturstudium unerläßlich und kann durch ein Buch niemals ersetzt werden. Nur leiten soll das Buch bei den Beobachtungen, und zwar soll diese Leitung ein Tier in seiner besonderen Beschaffenheit nicht isoliert betrachten, sondern unter Vergleich mit verwandten Tieren und im Hinblick auf seine Entstehung und Lebensführung sein stammesgeschichtliches Gewordensein verständlich zu machen suchen. Man erkennt dabei, daß jedes Organ, sowie die Gesamtheit der Organe eines Tieres der Ausdruck einer lebenserhaltenden oder doch nützlichen Funktion ist. Der Organismus erscheint so als Lebendes und zugleich als Mittel zum Leben, und zwar nicht zur Lebensführung schlechthin, sondern zu einer ganz bestimmten, die er in seiner Gestalt widerspiegelt. Nicht bloße zufällige Variationen, von denen die nützlichen im Kampfe ums Dasein erhalten blieben, glaubt der

Digitized by Google

Verfasser zur Erklärung heranziehen zu dürfen. Zufall müßte sich auf Zufall häufen, um die wundervoll zweckmäßigen Tierleiber zu schaffen; ein Glück ohne Grenzen und Maß müßte der lebendigen Natur zur Seite gestanden haben, um sie zu erhalten und fortzubilden. Degering erkennt vielmehr dem Tier die Fähigkeit zur Anpassung, zur Selbstgestaltung nach Maßgabe seiner Bedürfnisse zu, und von diesem Standpunkte aus hat er das vorliegende Buch geschrieben.

Das Werk ist nach Inhalt und Form gut und kann jedem, der sich mit Biologie beschäftigen will, empfohlen werden. Einige kleine stilistische Unebenheiten, z. B. der Satz S. 67: welche den Eindruck kleiner Zellen machen und auch sind, können an diesem Urteile nichts ändern.

6) Em. Gscheidlen, An der Werkbank. Anleitung zur Handfertigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Herstellung physikalischer Apparate. Für mittlere und reife Schüler. Mit 120 Figuren im Text und 44 Tafeln. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 13. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 60 S. 4. geb. 4 ℳ.

In froher Erinnerung an eigene bastlerische Tätigkeit will der Verfasser Schülern, die nicht in der Lage sind, die Hilfe eines Lehrers der Handfertigkeit in Anspruch zu nehmen, bei der Anfertigung von allerlei Apparaten mit Rat und Anregung zur Seite stehen. Er denkt dabei im allgemeinen an ältere Schüler, doch werden auch Schüler der Mittelklassen eine große Zahl der Entwürfe zur Ausführung bringen können. Das Buch gibt Winke für Wahl und Ausstattung eines zur Werkstatt geeigneten Raumes, beschreibt wünschenswerte Werkzeuge allerlei Art, behandelt Beschaffung und Eigenschaften des zu verwendenden Materials und bringt gute Anleitung zur Bearbeitung der verschiedenartigsten Rohstoffe. Daß ein Raum, wie er als wünschenswert hingestellt wird, daß die Fülle der Werkzeuge, die beschrieben werden, oft einem Schüler zu Gebote stehen, ist freilich unwahrscheinlich. Doch fordert der Verfasser als unbedingt nötig nur eine bescheidene Zahl von Geräten und lehrt auch mit einer weniger günstigen Örtlichkeit auszukommen. Der Zufall aber bringt es bisweilen mit sich, daß auch einzelne vollkommenere und kostspieligere Werkzeuge zur Verfügung stehen, und darum erschien ihre Beschreibung notwendig. Den Schluß bildet eine große Zahl von Entwürfen mit kurzer Beschreibung, freilich nicht dazu bestimmt, nun gerade so ausgeführt zu werden, aber als Anregung gedacht zu eigenen Entwürfen, die je nach dem zufällig zu Gebote stehenden Material zu modeln sind. Vielleicht darum sind die Beschreibungen so kurz gehalten. Ich meine trotzdem, daß größere Ausführlichkeit besser wäre. Eine ganze Zahl von den Entwürfen wird so nur von besonders geübten Schülern verstanden werden.

Ein Preisverzeichnis von allerlei Werkzeugen wird dem angehenden Bastler gute Dienste leisten.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paepre r.

Digitized by Google

Georg Rolle, Gesänge für Gymnasien u. höhere Lehranstalten. Neubearbeitung des Buches von Sering auf Grund der preuß. Lehrpläne. Band 1 für die Vorschule und die unteren Klassen (Ersatz für Sering op. 105 Heft 1 u. 2 und op. 115 Heft 1 und 2). Lahr (Baden). Druck und Verlag von M. Schauenburg 1912, 207 S. 8. 1,60 ℳ.

Der neue Herausgeber der Sering'schen Sammlung hat verständiger Weise die verschiedenen Hefte derselben in ein handliches Büchlein zusammengearbeitet, das zweifellos gute Dienste tun wird. Über die Methodik seines Unterrichts spricht er sich eingehend in der Vorrede aus, und wir können die dort entwickelten Grundsätze nur billigen. Der Verfasser wünscht, daß an den gesungenen Liedern selbst „rythmische und tonische Verhältnisse, Stufen und Dreiklangstonfolgen erörtert und geübt werden, ohne daß man zu lediglich theoretischen Übungen zu greifen brauchte. Durchaus nicht immer sind letztere zu unterlassen, aber sie sollten nach Möglichkeit eingeschränkt werden". Diese gesunde Methodik wird bei allen Praktikern nur Zustimmung finden. Nach unserer Erfahrung wird so die Frage der Einführung unserer Schüler in die notwendigsten Kenntnisse der musikalischen Theorie am leichtesten gelöst.

Das schöne geistliche Volkslied könnte noch etwas stärker in der Sammlung herangezogen werden und dafür einige weltliche Lieder ausfallen. Den Choral hat der Verfasser mit Recht nicht berücksichtigt. Weihnachtslieder sind stark vertreten, weniger Lieder für die übrigen Festzeiten. Das weltliche Volkslied kommt ausgiebig zu seinem Rechte. Wir setzen voraus, daß, wie der Verfasser sagt, der Unterricht auch in den Klassen Quarta und Tertia fortgesetzt wird und dann noch eine Anzahl von Volksliedern dem Schüler bekannt wird, die in dem vorliegenden Buche nicht enthalten sind, z. B. Ännchen von Tharau. Aus der Jugendzeit, Bekränzt mit Laub, Es hatten drei Gesellen, Ich schieß den Hirsch, Im Krug zum grünen Kranze u. a. m. Jeder Lehrer, der das vorliegende auf durchaus gesunden Prinzipien auferbaute und unsere besten Volkslieder enthaltende Buch gebraucht, wird zweifellos im Unterricht die besten Erfahrungen damit machen.

Hamm i. W. Herm. Eickhoff.

Druckfehlerberichtigung

zum Artikel Dörwald, Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichts (S. 682):

ergriffen statt vergriffen, Pausen statt Pensen, einen Aufsatz statt meinen A., wurden statt sind, daß statt zumal... Monogr. auf diese Weise mehr..., stets bürgerliche Gesinnung pflegen statt stats bürgerliche Ges. ... pflanzen, ihrer statt ihm, siegreich der Zeit statt der Zeit siegreich, (Preis 2,80 statt 2,50 ℳ).

Digitized by Google

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Philologischer Verein zu Berlin.

Die 7. Sitzung des Jahres 1911 am 18. September wurde vom Vorsitzenden mit Worten des Gedenkens an die durch ein Bootsunglück in Warnemünde am 1. August ums Leben gekommenen Mitglieder Prof. Dr. Friedrich Mie und Dr. Walter Rensch eröffnet. Es folgte ein Vortrag des Herrn Kranz: Zur Farbenlehre der Griechen. Der Vortragende besprach die drei wichtigsten voraristotelischen Farbenlehren, die des Empedokles, Demokrit und Platon, und zeigte, daß die erste, auf der Praxis der Maler beruhende von Demokrit durch eine sehr künstliche, nur auf Theorie begründete ersetzt worden ist, gegen die wiederum Platon im Timaios polemisiert. Die Ergebnisse werden in einer besonderen Veröffentlichung ausführlicher behandelt werden.

Die 8. Sitzung (am 16. Oktober) begann mit einem Vortrage des Herrn Max Pieper: Plutarchs Schrift de Iside et Osiride im Lichte der ägyptischen Quellen.

Diese interessante Schrift Plutarchs, früher über alle Maßen geschätzt (so besonders von Heinrich Brugsch), wird heute etwas vernachlässigt. Bei vorsichtiger Benutzung hat sie für die Erkenntnis der ägyptischen Religion noch immer ihren außerordentlichen Wert.

Zu unterscheiden ist bei Plutarch das, was er überliefert, von seinen ziemlich zahlreichen Erklärungsversuchen.

Das von Plutarch Überlieferte, aus den verschiedensten Quellen geschöpft, trägt bisweilen durchaus unägyptische Züge, so z. B. die Geschichte von der Isis als Wärterin des Kindes des Malkandros von Byblos, die lebhaft an die Geschichte von Demeter und Demophon und ebenso an die Sage von Theseus und dem kleinen Achilles erinnert. Oft aber hat er sehr gute ägyptische Überlieferung, die sich zum Teil erst neuerdings hat nachweisen lassen, z. B. die Geschichte von dem Brettspiel zwischen Hermes und Selene und der Entstehung der 5 Epagomenen des ägyptischen Jahres, die zu dem wenigen stimmt, was wir darüber aus ägyptischen Quellen wissen. Auch die Bemerkung über die ägyptischen Krieger, die einen Käfer im Wappen führen, hat einen richtigen Kern. Freilich sind in dem, was Plutarch erzählt, fast jedesmal einige Züge, die den mit ägyptischer Religion Vertrauten etwas sonderbar anmuten.

Wie weit die Haupterzählung von Isis und Osiris wirklich altägyptisch ist, wird sich mit unserm heutigen Material niemals nachweisen lassen; griechische oder andere Bestandteile sind auf jeden Fall darin enthalten.

Digitized by Google

Wie diese wunderliche Mischung zu erklären ist, muß zukünftiger Forschung vorbehalten bleiben; ebenso, woher die Erklärungsversuche Plutarchs stammen. Auch hierin ist noch wenig Sicheres zutage gefördert.

Darauf sprach Herr *Corßen* über *die Doppelverse in Euripides' Medea.*

In der 9. Sitzung vom 13. November interpretierte Herr *Bardt* den *Pliniusbrief* VIII 14. Es ergab sich die seltsame Tatsache, daß ein Staatsmann, der zahllosen Abstimmungen im Gericht und im Senat beigewohnt und viele selbst geleitet hat, die Notwendigkeit der Zweigliedrigkeit der Abstimmungsfrage verkennt und die Trennung von der Frage über „schuldig oder nicht" von der Frage nach der Strafe nicht für nötig hält, während der lebhafte Widerspruch der Senatoren gegen des Plinius Auffassung und die Analogie des Geschworenengerichts trotz unserer mangelhaften Kenntnis der Formen des Senatsgerichts beweist, daß die Römer logisch und historisch diese Fragen geradeso ansahen wie wir. Die Begründung der verkehrten Ansicht des Plinius fällt natürlich mangelhaft aus, und wir können unschwer erraten, wie die Antwort des Juristen, den Plinius über seine Meinung zur Sache in dem Briefe befragt, ausgefallen sein wird. Der Irrtum wird sich daraus erklären, daß einmal der Mensch gern glaubt, was er wünscht, sodann daraus, daß in Plinius stärker als der Staatsmann der Redner ist, der aus der Rhetorenschule gewöhnt war, sich gelegentlich über Anforderungen der Logik und des Rechts leichten Sinnes hinwegzusetzen, wie eine Stelle des Gellius anzudeuten scheint, die auf das rhetorische Handbuch des älteren Plinius zurückgehen könnte, das dem jüngeren natürlich bekannt war. Hierauf gab Herr *Hubert* einige *Beiträge zum Texte der Symposiaka Plutarchs.* 627 D führte er das γλυκείων der Handschriften auf γλυκεῖ zurück, emendierte durch leichte Änderungen 723 E, 652 C, 693 A, 665 E, 621 B, 733 D, 692 D, 698 B (τοῦ πλεύμονος ⟨μὴ⟩ λείου) und hielt die Überlieferung 666 B, 642 C, 683 D. Zum Schluß sprach Herr *Mutschmann* über *zwei Fragmente der Vorsokratiker*, die bei Sextus Empiricus erhalten sind. Eine genauere Kenntnis der Überlieferung als sie Bekker hatte erschließt uns das Verständnis korrupter Stellen. Dies hauptsächlich bei Parmenides B 1 Diels. Der vielbehandelte Vers 3 ist im Laurent. 85, 19 (vgl. Diels Vorsokr.² S. 707) folgendermaßen überliefert:

δαίμονος, ἣ κατὰ πάντ' ἄστη φέρει εἰδότα φῶτα.

Die Auffassung der ganzen Stelle wird dadurch total verändert: die Reise des Dichters ist *keine* Himmelfahrt, sondern geht durch die Städte der Menschen d. h. die bewohnte Welt nach Osten, dem Aufgang der Sonne zu. — Empedokles B 137 Diels ist Vers 3 nach der besten Überlieferung zu lesen λισσόμενον θύοντες.

Am Stiftungsfeste (16. Dezember) behandelte Herr *Otte* das Thema: *Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis?* Er verneinte die aufgeworfene Frage, indem er ausführte: 1. Im 7. Kapitel des 8. Buches der Politik (1341^b 32 ff.) werde allein von der musikalischen Katharsis gesprochen, dagegen sei vom Theater und von der Tragödie hier gar keine Rede; 2. die οἰκεία ἡδονή der Tragödie habe mit der κάθαρσις nichts zu tun, sondern solle nach

Arist. Poetik 1453^{b} 11 f. durch die künstlerische Gestaltung eines gegebenen oder gefundenen Stoffes erzeugt werden; 3. in der Definition der Tragödie 1449^{b} 24 ff. sei mit der κάθαρσις τῶν παθημάτων etwas ganz anderes gemeint als man bisher immer angenommen habe: die bisherigen Deutungen, vor allem auch die Bernayssche, könnten nicht gehalten werden; παθημάτων könne sich nicht auf ἔλεος und φόβος beziehen, πάθημα bedeute hier nicht 'Leidenschaft', und die ganzen Worte bezeichneten nicht eine Wirkung der Tragödie. Die Stelle sei fehlerhaft überliefert, vielleicht sei πραγμάτων statt μαθημάτων zu lesen (παθημάτων sei Konjektur!), aber auch wenn man παθημάτων halte, dürften die Worte nur so erklärt werden, daß sie eine Anweisung enthalten, wie der Dichter den μῦθος zu gestalten habe; περαίνουσα sei nicht mit τραγῳδία, sondern mit μίμησις zu verbinden, so daß sich ergebe: die Tragödie ist diejenige künstlerische Gestaltung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Geschehnisse (oder leidvollen Vorgänge) zustande bringt.

Der Vortrag ist in erweiterter Form bei Weidmann im Druck erschienen.

Die erste Sitzung des 43. Vereinsjahres fand am 15. Januar 1912 statt. Nach einer Begrüßung der Mitglieder durch den Vorsitzenden sprach Herr Malten über Ursprung, Wesen und Verbreitung des Hephaistos. Der Vortragende legte dar, wie ganz im Gegensatz zu den raren Hephaistosspuren im griechischen Mutterlande der Kult des Gottes in Kleinasien, zumal den lykisch-karischen Gegenden, und den Kleinasien vorgelagerten, ursprünglich von einer karischen Bevölkerung bewohnten Inseln ein äußerst reger war. Das kleinasiatische Material, aus Münzen und Inschriften zusammengetragen, ergab gegen fünfzig verschiedene Orte, in denen der Gott in irgendeiner Form erscheint. Besonders häufig tritt Hephaistos im lykischen Olympos auf, wo seit Jahrhunderten ein Erdfeuer auf den Hephaesti montes lodert, und ebenso erscheint der Gott wieder an dem Erdfeuer auf dem Mosychlos in Lemnos. Der Ursprung des Gottes ist von diesen Erdfeuern nicht zu trennen; die Erdflamme ist die Erscheinungsform des Gottes, der ursprünglich durchaus Elementarwesen ist. Für die Nationalität des Gottes ergibt das neue Material, daß er den Kleinasiaten zugehört und erst allmählich, auf den Inseln, von den Griechen rezipiert wurde. Das homerische Epos entwurzelte den Gott und übertrug ihn und seine Esse auf den Olymp, doch bewahrte es in der Sage von dem Sturz auf Lemnos die Erinnerung an den ursprünglichen Zusammenhang des Gottes mit irdischen Stätten. Ausführliche Darlegung bei P.-W. VIII 311 ff. und im Archäol. Jahrb. XXVII 1912.

Die zweite Sitzung am 12. Februar brachte zwei Vorträge des Herrn Busse. Herr Busse sprach zuerst über die Ansetzung der Lebenszeit des Sophisten Protagoras, indem er sich gegen Gomperz (Gr. D. I^{3} 353) wandte und ausführte, daß Gomperz schon in der Kennzeichnung des Anklägers Pythodoros als Reiterführer geirrt und offenbar den Sohn des Polyzelos und den des Epizelos verwechselt habe. Aber auch in der Polemik gegen das Jahr 411 als Todesjahr des Sophisten sei G. auf falschem Wege. Denn die Vierhundert haben

Digitized by Google

tatsächlich nach Thuc. VIII 70 mehrere verbannt, andere ins Gefängnis geworfen oder getötet, natürlich auf Ratsbeschluß, nicht auf Grund eines Urteils des Heliastengerichts. Auch die Stelle in Platons Protag. (317 C), die eine lächerliche Übertreibung des Sophisten enthalte, spreche nicht gegen 481 als Geburtsjahr, ebensowenig der ehrenvolle Auftrag, für die Kolonie Thurioi 444 die Staatsverfassung zu entwerfen. Andererseits sei es unmöglich, die Nachricht, daß Euripides im Palamedes (415) auf Sokrates' Tod angespielt habe, auf Protagoras zu beziehen, der ja überhaupt nicht getötet ist, sondern seinen Tod in den Wellen gefunden habe. Vielleicht steckt in dieser Überlieferung der richtige Kern, daß die Athener bei einer Wiederaufführung des Palamedes durch die Stelle an Sokrates erinnert und mit Reue erfüllt wurden. Als Todesjahr des Protagoras sei 411 gesichert, einmal durch die Tatsache, daß der Ankläger einer der Vierhundert war, dann durch die Angabe, daß Euripides im Ixion (aufgeführt 410—8) auf Protagoras' Tod hingewiesen habe. Somit habe Protagoras von 481/80—411 gelebt und seine Lehrtätigkeit 451 begonnen (Plat. Meno 91 D).

In einem zweiten Vortrage behandelte Herr Busse das erste Stasimon in der Antigone, das trotz der Erklärungsversuche von Wilh. Schmid, Zielinski und anderen nicht in einem organischen Zusammenhang mit der Handlung zu stehen und den Ursprung einer äußeren Anregung zu verdanken scheine. Um zur Quelle zu gelangen, wird das Lied mit dem Mythos des Protagoras verglichen und festgestellt, daß Blaß (Fleckeisens Jahrb. 1897) wohl recht habe mit der Annahme, daß sowohl Protagoras, von dem Plato die Gedanken übernommen, als auch Sophokles aus derselben Quelle geschöpft haben. Doch sei diese kein orphisches Gedicht, sondern das Werk des Philosophen Archelaos, des Schülers des Anaxagoras, der nicht nur eine eklektische Theorie über den Urstoff aufgestellt, sondern auch über die Entwicklung des Menschengeschlechts, die Gründung von Städten, Erfindung der Kunstfertigkeiten, Aufstellung von Gesetzen gehandelt und auch mit ethischen Fragen sich beschäftigt, ja die Nomostheorie aufgestellt habe (Diels, Vorsokr.[3] S. 323). Er sei der Lehrer des Sokrates, mit dem zusammen er am samischen Kriege teilnahm, und der Freund des Sophokles gewesen. Wahrscheinlich befand er sich in der Begleitung des Dichters, als dieser mit einem Flottengeschwader (Thuc. I 116; Ion von Chios fr. 1) nach Chios und Lesbos fuhr und mit dem befreundeten Dichter Ion zusammentraf. Archelaos war selbst auch Dichter und gehörte zum Freundeskreise Kimons. Die von ihm entwickelten neuen Ideen über den Kulturfortschritt der Menschheit sind es wahrscheinlich gewesen, die Sophokles zu dem schönen Preislied angeregt haben.

Die dritte Sitzung am 11. März hatte einen Vortrag des Herrn Friedländer zum Gegenstande: Prometheus — Pandora und die Weltalter bei Hesiod. Das Iapetidenstemma der Theogonie verarbeitet vier Prometheusgeschichten, die Opferätiologie, die „Heilbringersage“ des Feuerraubes, die Strafe und die Sendung des Weibes. Alle diese Geschichten sind vorhesiodisch, was bei der vierten schon die kurze Einführung (513/4) ergibt. Daß Hesiod an ihnen geändert hat, zeigt die tendenziöse Umgestaltung bei dem Streit in Mekone. Dem systematisierenden Denker gehören auch min-

Digitized by Google

destens zum Teil die kausalen Verknüpfungen. Hesiod hat diese Geschichten in den Erga (47 ff.) mit deutlichem Anschluß an die Theogonie noch einmal verwendet, zu ganz anderem Zweck: um das Dasein von Mühsal und Arbeit (πόνος) auf Erden zu erklären. Neu ist insbesondere der Name Pandora und das Motiv des Vorratsgefäßes, das sie öffnet. Beides hat H. nicht etwa in der Theogonie weggelassen, sondern in den Erga hinzugesetzt. Das ergibt sich schon aus kleinen Rissen: 1. Das Weib hat in den Erga eine Doppelstellung, einmal als „schönes Übel" (57/8) das Prototyp der Weiber überhaupt zu sein, wie in der Theogonie (585 ff.), dann aber das Faß zu öffnen und die Übel herauszulassen. 2. Man erwartet, daß das Vorratsgefäß einheitlichen Inhalt habe, wie die Fässer des Zeus bei Homer (κακῶν ἕτερος δὲ ἑάων Ω 527/8), während hier die Übel, die sich dann unter den Menschen verbreiten, eingeschlossen sind mit der Hoffnung, die den Menschen durch das Zuschlagen des Deckels entzogen wird, also ein Gut sein muß. Entscheidender aber ist, daß sowohl der Name Pandora als auch das Motiv des Pithos unabhängig vorkommen. Pandora ist ein Name der Erdgöttin (Hipponax, Aristophanes, Grammatikerzeugnisse). Warum Hesiod das „Weib" nachträglich so genannt hat, ist nicht sicher. Möglich wäre, daß schon vorher Prometheus oder auch Epimetheus (der vorhesiodisch ist, also allegorisierende Poesie vor Hesiod beweist) die Erdgöttin Pandora zur Gemahlin gehabt hätte. Deukalion, der erste Mensch, heißt Sohn des Prometheus und der Pandora (Hes. fr. 2), Pyrrha Tochter des Epimetheus und der Pandora (Apollodor), und auf der Vase im Journ. of Hell. Stud. XXI T. 1 steigt P. aus der Erde zu Epimetheus empor. Sicherer ist über die Einfügung des Pithos-Motivs zu urteilen. Daß es ursprünglich selbständig war, unverbunden mit dem „Weibe" oder „Pandora", beweist besonders die Notiz bei Philodem (π. εὐσεβ. 130), nach „einigen" habe Epimetheus das Faß geöffnet, und die Fabel 58 des Babrios. Hier steht das Faß bei „dem Menschen", alle Güter enthaltend. Er öffnet es aus Neugier, die Güter fliegen davon, die Hoffnung bleibt als einziges Gut den Menschen erhalten (ähnliche Vorstellung Theognis 1135 ff.). Hesiod hat dies bewußt umgestaltet und mit den andern Geschichten verknüpft. (Dieser Abschnitt präzisiert die Ausführungen in Philol. Untersuch. XIX 39 ff.)

Der Mythos von den Weltaltern soll gleichfalls das Dasein des πόνος „historisch" erklären. Die 5 Geschlechter bilden eine einheitlich absteigende Entwicklung, auch das dritte ist gegenüber dem zweiten geringer (144). Nur das vierte ist ausdrücklich herausgehoben (158). Ein Nebenzweck ist die Dämonologie. Sie geht insofern der Zusammenhang des ganzen Gedichts nahe an, als diejenigen, die bei Lebzeiten das goldene Geschlecht bilden, später die drei(ßig)tausend Dämonen sind, die über Recht und Unrecht auf Erden wachen (123—5 ∾ 253—5). Die Analyse lehrt, daß das vierte Geschlecht, weil es die absteigende Reihe unterbricht und keinen Metallnamen hat, nicht der ursprünglichen Konzeption angehören kann. Aber auch das dritte weist über diese hinaus, da ersichtlich die Vorstellung von dem Bronzezeitalter, das unserer Eisenzeit vorhergeht (150/1), hier maßgebend ist. Daraus ergibt sich eine gewisse Wahrscheinlichkeit für einen vorhesiodischen Zustand der Sage, der nur 3 Geschlechter gekannt hätte, Gold, Silber, Eisen,

Digitized by Google

und der entwickelt worden wäre aus dem noch ursprünglicheren Gegensatz der goldenen Zeit und der schlimmen Gegenwart. Diese dreigliedrige Form läßt sich jetzt nachweisen, seitdem das Prooemium zu Babrios, das in der bisher bekannten Fassung die 5 Geschlechter in genauem Anschluß an Hesiod aufzählte, in ursprünglicher Form gefunden worden ist (Papyrus Bouriant bei Croenert, Kolotes und Menedemos 160: *γενεὴ δικαίων ἦν τὸ πρῶτον ἀνθρώπων, ὦ Βράγχε τέκνον, ἣν καλοῦσι χρυσείην. μεθ' ἣν γενέσθαι φασὶν ἀργυρῆν ἄλλην. τρίτη δ'ἀπ' αὐτῶν ἐσμὲν ἡ σιδηρείη*). Diese Dichtung von der fortschreitenden Verderbnis des Menschengeschlechts aus dem goldenen durch das silberne ins eiserne Zeitalter hat Hesiod übernommen und erweitert, wobei ihn insbesondere „historische" Erwägungen auf die Fünfzahl führten. (Dieser Abschnitt richtet sich z. T. gegen die Ausführungen Eduard Meyers im Genethliakon 1910.)

Daß Babrios gleich zwei ursprüngliche, von Hesiod umgestaltete Sagen bewahrt hat, festigt das Ergebnis. Dafür, daß solche Geschichten vom Ursprung des Menschengeschlechts sich, auch ohne den Weg über Hesiod zu nehmen, bis in späte Zeit erhalten haben können, gibt die schöne Fabel vom Kräutlein Unsterblichkeit, das den Menschen verloren geht, einen Beweis. Obgleich Hesiod sie nicht aufgenommen hat, ist sie gewiß nicht jünger als die andern Geschichten, da sie bei Ibykos, Deinolochos und Sophokles vorkam. Uns ist sie nur bei Nikander Ther. 343 ff. m. Schol. und bei Älian Nat. An. VI 51 überliefert.

In der vierten Sitzung am 22. April besprach Herr Kranz die Parodie der Phönissen und der Aulischen Iphigenie. Der Vortragende behandelte zunächst die auffallend ähnliche Form der beiden Parodoi, die aus je zwei, auch im metrischen Bau sehr verwandten Liedern bestehen, und leitete dieses Kompositionsschema aus einer bei Euripides häufig vortretenden Neigung ab, ältere Liedformen (in diesem Falle Äschyleische) wieder aufleben zu lassen. Schon hierdurch gewinnt man für die Echtheit des zweiten, sehr angefochtenen Teiles der Parodos der Iphigenie ein wirksames Argument.

Ein solcher Archaismus zeigt sich auch in der Einführung der phönikischen Frauen als Chor, die nur verständlich wird, wenn man hierin einen Anschluß an die Phönissen des Phrynichus sieht, den die Übereinstimmung der ersten Verse beider Parodoi (Phryn. fr. 9 Nauck ~ Eur. Phoen. 202—204) außer Zweifel setzt. Euripides aber hat sein Vorbild dadurch zu übertrumpfen gesucht, daß er die von den Agenoriden geschenkten Hierodulen nicht aus Phönikien selbst, sondern aus Karthago über Theben nach Delphi kommen läßt, wie die Interpretation der Verse 208—213 in Verbindung mit Troerinnen 220—222 ergibt. Dann muß er sich Karthago auf einer Insel liegend vorgestellt haben, wozu ihn gerade die Erwähnung der Insel Arados in seiner Vorlage und die Insellage von Tyrus, der Mutterstadt Karthagos, geführt haben kann.

Bei der Interpretation der zweiten Parodos kam es darauf an, die künstlerischen Absichten des Dichters zu erklären, der auch hier ein Stück alter Poesie, den homerischen Schiffskatalog, wieder auffrischt. Er setzt ihn in den Stil seiner Zeit um. Das zeigt sich ebenso in der sorgfältigen Ausmalung des Details der Beschreibungen (z. B. V. 216 ff.,

Digitized by Google

239—241, 249—252) wie in den starken Abweichungen in den Zahl- und Namenangaben von Homer, bei denen sich meistens künstlerische Absicht, zuweilen aber auch Rücksicht auf das Interesse des athenischen Publikums, nachweisen läßt.

In der fünften Sitzung am 20. Mai kam Herr Corßen auf den Vortrag der letzten Sitzung zurück und äußerte Bedenken gegen die Annahme, daß Euripides Karthago als Heimat der Phönissen gedacht habe. Er suchte aus dem Stück selbst wie aus allgemeinen Gründen nachzuweisen, daß Euripides die Phönissen aus Tyros kommen läßt.

Dann ging er zu einem zweiten Gegenstande über, Barathron und Kaiadas, und versuchte zu zeigen, daß beides künstlich zum Zweck der Todesstrafe aufgeführte Gefängnisse gewesen seien. Es wird demnächst ein Aufsatz von ihm über den Gegenstand erscheinen.

In der sechsten Sitzung am 17. Juni sprach Herr Meister über die Castores. Die Bezeichnung der Dioskuren als *Castores* ist mit dem elliptischen Dual des Altindischen (*mitrā* = Mitra und Varuna) nicht verwandt, sondern ist erst seit der Kaiserzeit nachweisbar und hat vermutlich im Zusammenhang mit Ausdrücken wie *reges* = rex et regina, *patres* = pater et mater, *fratres* = frater et soror, die durch entsprechende griechische Ausdrücke gestützt wurden, in die Sprache Eingang gefunden.

Darauf gab Herr Maas einige Bemerkungen zu den neugefundenen Fragmenten der Demen des Eupolis. (S. Berliner Philolog. Wochenschr. 1912, Nr. 27.)

Die siebente Sitzung am 16. September begann mit einem Vortrage des Herrn Hubert: Zu Ciceros Rede pro M. Tullio. Die Rede wurde unter Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse (§ 14) ins Jahr 71 gesetzt. Die Art, wie Cicero die Argumentation des Gegners wiedergibt und angeblich entkräftet, wurde dargelegt und kritisiert. Aus dem Gedankenfortschritt schien sich die Nötigung zu ergeben, die auf je einem Blatt erhaltenen Stücke §§ 47—51 und §§ 53—56 ihre Stelle tauschen zu lassen.

Als zweiter Redner sprach Herr Bardt über Plinius epist. VIII 10,3: 'neque enim tu ardentius pronepotes quam ego liberos cupio, quibus videor a meo tuoque latere pronum ad honores iter et audita latius nomina et non subitas imagines relicturus'. Plinius scheint seinen Söhnen dreierlei zu verheißen als Erbschaft von Fabatus und sich, das dritte non subitas imagines kann nur heißen: alten (Amts)adel; aber Fabatus hat gar keinen Adel zu vererben, und Plinius nur einen sehr neubackenen; das *et* ist zu streichen, dann stellt Plinius zweierlei in Aussicht, nicht aber Adel, der doch nur ein neubackener sein würde; sehr höflich, denn er setzt das herab, was wohl er zu vergeben hat, nicht aber Fabatus.

Zum Schluß besprach Herr Maas das Oxyrh. Pap. VIII publizierte Fragment eines attischen Satyrspiels. (S. Berliner Philolog. Wochenschr. 1912, Nr. 45.)

In der achten Sitzung am 14. Oktober gab Herr Norden eine Analyse des in seiner Deutung sehr umstrittenen Logion ev. Matth. 11, 25—30. Durch Vergleich mit mehreren Abschnitten des Buches Jesus Sirach sowie mit Stellen hermetischer Schriften suchte der Vor-

Digitized by Google

tragende nachzuweisen, daß dieses Logion eine christliche Redaktion viel älterer theosophisch-mystischer Traktate sei. Durch diese Annahme finden auch gewisse Unstimmigkeiten in der Fassung bei Matthäus ihre Erklärung: sie waren die Folge der Herübernahme von Motiven und ihrer Anpassung an einen neuen Stoff.

Der Vortrag wird demnächst in einem Buche des Vortragenden erscheinen.

Herr Maas behandelte sodann die ersten sechs Verse der „Antigone“. In v. 4 ist nach ihm zu lesen: — *οὐδ' Ἄτης ἄτερ* —. Dieser die Aufzählung der Übel grammatisch unterbrechende, aber logisch beherrschende Zusatz (vgl. Formeln wie *οὐκ ἄνευ θεῶν τινος, οὐκ ὅτερ Ζηνός O* 292) gibt die Erklärung (*γάρ*) für die in v. 2 (wo *ὅτι* mit Boeckh zu verstehen ist) einbegriffene Behauptung, daß all dies Unheil von Zeus stammt (dessen Tochter Ate ist, *T* 91, Aesch. Choeph. 382). — Von Früheren kommt Fr. H. Bothe, Sophokles 1806, dieser Deutung am nächsten.

Die neunte Sitzung am 11. November begann mit einem Vortrage des Herrn Corßen: Der Mythos von der Geburt des Dionysos in Euripides' Bakchen.

Nach ihm sprach Herr Friedländer über die Entwicklung des Chores in der nacheuripideischen Tragödie.

Wir wissen jetzt, daß sich der Komödienchor bis in die Zeit der *Νέα* erhalten hat. Von der Handlung war er freilich gelöst und nur zuweilen noch durch eine typische Form der Ankündigung mit dem Stück verbunden (zuletzt Leo Plautin. Forsch.[2] 227). Soll man nun bei einem Menanderstück den Chor während der ganzen Aufführung anwesend denken, bloß damit er den Zwischenakt ausfülle? Man wird zwar das Gegenteil nicht streng beweisen können, doch scheint es natürlicher, wenn der Chor nach jedem Aktschluß von neuem auftrat. Ob immer in derselben farblosen Rolle eines nicht genauer charakterisierten *κῶμος*, ob überhaupt immer in einer durch das ganze Stück durchgeführten einheitlichen Rolle, bleibt vorläufig ungewiß.

In der Tragödie hatte sich aus euripideischen Ansätzen bei Agathon und dessen Nachfolgern das Chorlied ganz von der Handlung gelöst und war zum *ἐμβόλιμον* geworden. Diese Darlegung des Aristoteles wird veranschaulicht durch das Papyrusfragment aus der „Medea des Neophron“ (Philol. LXX 498), wo ganz wie in der Komödie der Vermerk *χοροῦ* das Chorlied ersetzt. Die Anrede Medeas an den Chor (*'φίλαι γυναῖκες . . .'*) lehrt, daß dieser während der Handlung zugegen war. — Wie sich die Entwicklung weiter vollzog, läßt sich auf griechischem Boden nicht ausmachen, wenngleich die „Exodos“ des hellenistischen Juden Ezechiel (Susemihl, Alex. Lit. II 653) schwerlich einen ständigen Chor vertrug. Die Reste der römischen Tragödie, so viel Nacheuripideisches auch darin ist, geben doch weder ein klares noch ein einheitliches Bild. So bleibt Seneca. Er hat für den Vortrag, nicht für die Aufführung gedichtet; aber seine Stücke zeigen in Technik und Inhalt neben Benutzung der klassischen Tragödie auch Zusammenhang mit dem späteren griechischen Drama (Leo Rh. M. LII). Denkbar ist es, daß in solcher Vortragsdramatik die Bühnenrealität schwindet; denkbar,

Digitized by Google

daß sich Formen ausbilden, die nur im Vortrag möglich sind (so ist der Ortswechsel in den „Phönissen“ zu verstehen); kaum denkbar, daß positiv aufführungsgemäße Züge neu hereinkommen, die nicht auf wirkliche Bühnenvorbilder zurückgingen. Solche Züge also sind mit Wahrscheinlichkeit für die Entwicklung der griechischen Vorbilder auszunutzen.

Senecas Chortechnik ist uneinheitlich. In den Troades ist der Chor Person, in der Phaedra ist er anwesend wie bei Euripides und stellt nach jedem „Gesang“ in der alten typischen Form die „Auftretenden“ vor. — Völlig abweichend ist der Hercules furens. Wenn im zweiten Lied der Chor nichts von dem Donnerzeichen weiß, das Hercules soeben (520 ff.) aus der Unterwelt gegeben hat, so ist das schon merkwürdig, läßt aber noch keine Schlüsse zu. Entscheidend ist erst dies: Am Ende des dritten Akts bricht Theseus seinen Bericht kurz ab mit den Worten (827): *densa sed laeto venit clamore turba frontibus laurum gerens magnique meritas Herculis laudes canit.* Dann „singt“ der Chor sein Preislied. Wenn der Chor ausdrücklich als neuauftretend begrüßt wird, wozu ja nicht die mindeste Nötigung vorlag, so ist es ganz sicher, daß der Dichter ihn während des vorhergehenden Akts nicht anwesend dachte. Es wird ja nicht die Anwesenheit ignoriert, sondern die Abwesenheit vorausgesetzt. Das vierte Zwischenaktslied beweist nach keiner Seite, in den Dialog greift der Chor nirgends ein, braucht also nirgends anwesend gedacht zu werden. Seneca setzt mithin, wie es scheint, als selbstverständlich bekannt folgende Bühnentechnik voraus: der Chor ist während der Akte nicht zugegen und tritt nur auf, um ein ἐμβόλιμον zu singen, wo er dann angekündigt werden kann (wie 827) oder auch nicht. Noch mag erwähnt werden, daß die Ankündigung in 827 vielleicht nicht zufällig an die Ankündigung des Komos in der Περικειρομένη, dem Δὶς ἐξαπατῶν usw. erinnert. — Medea. Die 3 ersten Chorlieder entscheiden nichts, aber der Chor hat nirgends an dem Dialog teil. Im ersten Zwischenakt ist er besonders charakterisiert als Sänger des Hymenäus. Im vierten Akt ist die große Beschwörungsszene, auf die das vierte Chorlied keinen Bezug nimmt. Am Anfang des fünften Akts ist der Chor noch anwesend gedacht, um nach alter Bühnentechnik den Bericht des Boten anzunehmen. Seine Frage: '*in illis* (*scil. donis*) *esse quis potuit dolus?*' (882) ist ganz unsinnig für jemand, der kurz vorher zugegen war, als Medea in die Geschenke den Feuerzauber fügte (817 ff.). Also sieht der Dichter den Chor auch hier neu aufziehn, und dazu passen gut die Eingangsworte des Chorlieds 849 ff. Die Inkonsequenz in der Chortechnik, daß jetzt wenigstens zu Anfang des fünften Akts der Chor „auf der Bühne“ ist, weil der Dichter ihn braucht, darf nicht verschleiert, aber auch nicht als Gegenbeweis verwandt werden. — Thyestes. Der zweite Akt bereitet in dem Gespräch zwischen Atreus und dem Satelles den heimtückischen Plan gegen Thyestes vor. Dann beginnt der Chor (336): *Tandem regia nobilis . . . . fratrum composuit minas.* Diese Worte, die die Handlung für die Vorstellung der Hörer ein Stück weiterführen, haben nur dann einen Sinn, wenn der Chor im zweiten Akt nicht anwesend war. Der Dichter setzt vielmehr voraus, „das Volk“ habe von der anscheinenden Versöhnung erfahren, so daß zwischen Akt II und Chorlied II eigentlich ein kleiner Zeitabstand liegt. Jedenfalls kommt der Chor mit 336 „auf die Bühne“,

Digitized by Google

und daß er während des zweiten Aktes abwesend gedacht war, bestätigt sich im dritten ἐμβόλιμον. Denn wer von dem Plan des Atreus gehört hatte, konnte unmöglich die Versöhnung (im Akt III) für echt nehmen, also nicht sagen, was der Chor 546 ff. sagt.

Resultat. Seneca, der eine einheitliche Chortechnik nicht hat, setzt als selbstverständlich gegebene Formen für die Verwendung des Chors außer der „klassischen" Weise noch eine ganz andere voraus: daß der Chor nach jedem Akt auftritt (angekündigt oder nicht), um sein ἐμβόλιμον zu singen, und dann wieder abzieht. Diese Chortechnik würde auf der Entwicklungslinie liegen, die von Euripides über Agathon geht. Sie würde ihre Analogie vermutlich in der Νέα haben, eine Analogie, die sich vielleicht bis in die Form der Ankündigung des Chors erstreckt. — Die neue Erkenntnis mit der Bühnenfrage in Zusammenhang zu bringen wird besser vermieden. Doch sieht man, daß der aus Seneca zu erschließende hellenistische Chor gut denkbar ist, auch wenn man an Vitruv und nicht an Dörpfeld glaubt.

Die 43. Stiftungsfeier am 14. Dezember mußte mit der Trauerkunde von dem Tode des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. H. J. Müller eröffnet werden, der den Verein fast 30 Jahre lang, von Ostern 1878 bis zum 21. Oktober 1907, geleitet hatte und dann aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten und Ehrenvorsitzender geworden war. Ihm im Tode gefolgt ist Geh. Legationsrat Dr. Otto Lüders, einer der Mitbegründer des Vereins, der am 28. November in Athen starb, wo er früher Lehrer und Erzieher des Kronprinzen Konstantin, später deutscher Generalkonsul gewesen ist.

Den Festvortrag hielt Herr Corßen über die Sibylle von Cumä.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

ACHTUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1912.

Digitized by Google

INHALT.

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Digitized by Google

1.

Livius.

Von den in meinen Jahresberichten besprochenen Livius-Ausgaben und auf den Schriftsteller bezüglichen Schriften sind nachträglich anderweitig Rezensionen erschienen. Ich stelle hier zusammen, was mir bekannt geworden ist.

T. Livi libri I. II. XXI. XXII von A. Zingerle, 7. Auflage (P. Meyer, Berl. phil. WS. 1911 Sp. 318). — T. Livius, Buch I. XXI. XXII (Text) von W. Soltau (P. Meyer, Berl. phil. WS. 1911 Sp. 380). — T. Livius, Präparation zu Buch I, von W. Soltau, 3. Auflage (P. Meyer, Berl. phil. WS. 1911 Sp. 380). — T. Livi ab urbe condita liber IX. Edited with introduction and notes by T. Nicklin. Oxford 1910, Clarendon Press. 170 S.; vgl. P. Hanen, Rev. de l'instr. publ. en Belgique 1910 S. 388. — T. Livi book IX by W. B. Anderson; vgl. P. Meyer, Berl. phil. WS. 1911 Sp. 318. — Chrestomathie aus Livius, herausgegeben von Golling (R. Bitschofsky, Zeitschr. f. d. österr. G. 1911 S. 221—223). — T. Livi periochae omnium librorum etc., edidit Rossbach (A. M. A. Schmidt, DLZ. 1911 Sp. 1187; E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1911 Sp. 682—684; F. Walter, Bl. f. d. Gymnasialschulwesen 1911 S. 56; P. Lejay, Rev. de phil. XXXV S. 226 f.). — G. M. Edwards, Horatius and other stories adopted from Livy (P. Meyer, Berl. phil. WS. 1911 Sp. 380). — M. Hodermann, Livius in deutscher Heeressprache (P. Meyer, Berl. phil. WS. 1911 Sp. 380). — Lehmann, Zur Geschichte der Barkiden II, Hasdrubals Marschziele im Metaurus-Feldzuge (F. Reuss, WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 1391—1393; N. Vulić, Klio XI S. 384—387). — Steele, Temporal Clauses in Livy (J. Golling, Zeitschr. f. d. österr. G. 1910 S. 1027).

I. Ausgaben.

1) T. Livi ab urbe condita libri I et II. K potřebě školní vydal Robert Novák. Druhé vydání. V Praze 1911, Nákladem J. Otty. VIII u. 120 S.
2) T. Livi ab urbe condita libri XXI et XXII. K potřebě školní vydal Robert Novák. Druhé vydání. V Praze 1911, Nákladem J. Otty. 111 S.

Die neue Ausgabe von Nr. 1 und 2 erscheint nach 21 resp. 20 Jahren (vgl. JB. 1891 S. 161—163 und 1892 S. 6—10). Sie ist von der ersten Auflage dadurch verschieden, daß dem ersten Heft (Nr. 1) ein Úvod beigegeben ist in böhmischer Sprache (1. Římské dějepisectví před Liviem; 2. O Liviově životě a činnosti literárn) und daß die Adnotatio critica in beiden Heften (sie ist in lateinischer Sprache

Digitized by Google

gegeben) nicht, wie ehemals, die Abweichungen von A. Zingerle resp. A. Luchs, sondern von Weißenborn—H. J. Müller enthält und dadurch etwas kürzer geworden ist.

Wenn ein Mann, wie R. Novák, dessen Beiträge zur Kritik von Jahr zu Jahr sicherer und belangreicher geworden sind, da er den ganzen Livius wer weiß wie oft durchgearbeitet hat und den Sprachgebrauch auch in Kleinigkeiten mit Sicherheit überblickt, nach so langer Zeit eine neue Ausgabe herstellt, so läßt sich erwarten, daß er seine Ansichten über die Lesarten des Schriftstellers von neuem geprüft und in der neuen Ausgabe nur Lesungen gegeben hat, von deren Richtigkeit er fest überzeugt war. Das ist hier geschehen[1]), und somit erhebt

---

[1]) Ich gebe im Folgenden eine Übersicht über die vom Hsgb. selbst herrührenden Lesarten, von denen einzelne schon in der ersten Auflage vorhanden waren.

1, 3, 3 *porrectae in dorso urbis* eingeklammert. — 5, 6 *eo* statt *eodem.* — 14, 4 *prope se* eingeklammert. — 14, 9 *quique cum eo erant* mit der Bemerkung: in archetypo videtur fuisse: *quique cum eo visi erant.* — 15, 1 *animi* mit Punkt dahinter. — 18, 3 *in Sabinos* ⟨*adlata esset*⟩? — 19, 2 *adsuesci.* — 19, 6 *desuntque* ⟨*aliquot*⟩ *dies.* — 25, 7 *populi Albane.* — 25, 9 ⟨*esse*⟩ *solet.* — 25, 10 ⟨*in eum ruebat*⟩, *nec procul.* — 28, 4 *hesterno id proelio.* — 28, 10 *concitati* mit Punkt dahinter. — 28, 10 ⟨*sunt*⟩, *lacerum.* — 33, 5 *primum* vor *vincit* gestrichen. — 35, 6 fort. *haud dubia.* — 39, 1 *in conspectu multorum* fuisse suspicor. — 40, 2 *filiis duobus .. stirpis, inpensius* ohne *iis.* — 40, 2 *indignatio.* — 40, 5 *specie rixae* ⟨*certantes*⟩ *inter se.* — 41, 6 *factum est* ⟨*regem mortuum esse*⟩, *conploratione.* — 43, 9 *struerent* statt *ferrent.* — 46, 6 *ignavia* statt *audacia.* — 46, 7 *contendere*; *cum impari iunctis clanguescendum esse.* — 54, 9 *aut in exilium acti sunt* eingeklammert. — 56, 2 *se* (hinter *gravabatur*) non videtur genuinum. — 58, 5 fortasse *velut* ⟨*mentis quoque*⟩ *victrix libido*: cf. § 9; 3, 14, 2.

2, 4, 2 umgestellt *memoria vetustate.* — 5, 4 *firma* statt *firmaque.* — 7, 11 *libertas* spurium videtur. — 9, 11 ⟨*aedes*⟩ *Vicae*; cf. 3, 63, 7; 6, 20, 13. — 11, 2 *sinerent.* — 14, 2 *bona hostiliter vendendi* eingeklammert. — 14, 4 *fuisset* statt *esset.* — 15, 3 *ea esse vota omnium, eam voluntatem.* — 16, 4 *eius* ⟨statt *belli*⟩ fuisse puto. — 19, 5 *ex* (vor *acie*) videtur spurium. — 21, 4 ⟨*rationem*⟩ *inplicant.* — 21, 4 *quos* ⟨*fuerint*⟩. — 21, 4 fort. *dicere* statt *digerere.* — 21, 6 *coeptae* (statt *coepere*) desidero. — 24, 5 *aut* vor *plebi* gestrichen. — 28, 2 *delatam* ⟨*agitare et senatum*⟩ *consulere.* — 28, 9 *prope* vor *convolavere* gestrichen. — 31, 2 *ordinibus* ⟨*porrectis*⟩; cf. 33, 8, 14. — 31, 11 *causa* fortasse spurium. — 33, 2 *auctorem,* ⟨*constat*⟩. — 38, 2 *Volscorum* ⟨*commemoravit et*⟩; cf. 34, 17, 7; 45, 12, 5. — 40, 1 fortasse *parum* ⟨*constans*⟩ *invenio.* — 40, 3 *est* hinter *Coriolano* gestrichen. — 45, 1 *interea* statt *praeterea.* — 45, 2 *periculo* ⟨*a pugna*⟩. — 47, 6 *in* vor *ipsum* gestrichen. — 51, 5 ⟨*eo*⟩ *maior.* — 56, 8 *ipse* mihi suspectum. — 56, 14 *concitatae multitudinis* eingeklammert. — 65, 3 *in terra.*

21, 3, 1 *quin Hannibal* ⟨*successurus esset*; *nam*⟩; in den Hss. steht *Hannibal* hinter *iuvenis.* — 5, 3 zu *iungendoque* ist vielleicht *earum agro* hinzuzufügen. — 6, 3 *qui* statt *quibus.* — 10, 9 *pugnaverunt* statt *vicerunt.* — 10, 9 *iudex* ⟨*decernens*⟩. — 10, 12 *foederis* ⟨*existimo*⟩. — 22, 14 *ad* ⟨*praesidium*⟩ *tuendae*; cf. 21, 23, 3. — 29, 6 *erat* statt *foret.* — 32, 5 *exercitu.* — 35, 2 *incursabant.* — 36, 7 *via lubrica* eingeklammert; invectum videtur ex c. 35, 12. — 37, 5 *inferiora* ⟨*amoenas*⟩ — 38, 4 *adfluxisse magis.* — 39, 7 *sicut* suspicor, cum *sicut* (*ut*) .. *ita* Livius alibi dicat; *sicuti* ex *inter*

Digitized by Google

diese neue Ausgabe den Anspruch, von jedem neuen Bearbeiter dieser Bücher aufs genaueste berücksichtigt zu werden.

Druckfehler: I (S. 119): 25, 7 l. 24, 7; 9 l. 25, 9; II (S. 120): 9, 11 l. 7, 11; 21, 6 *coeptae* ist 21, 4; 44, 6 *quattuorque*] ed. vet.; XXI (S. 110): 2, 3 l. 2, 2; ⟨24, 2⟩ *Iliberrim*; ⟨35, 3⟩ *praecipitesque*; 37, 5 *amoenas*; 39, 1 l. 39, 7; ⟨50, 10 *sese* inclus.⟩; ⟨52, 2⟩ *et minutis*; (S. 111) 58, 9 l. 58, 10; XXII: ⟨35, 4⟩ *adversandum*.

3) T. Livi ab urbe condita liber II. Für den Schulgebrauch erklärt von Moritz Müller. Zweite, verbesserte Auflage von Wilhelm Heraeus. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. III u. 160 S. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Die neue Auflage erscheint nach 32 Jahren (s. JB. 1879 S. 133—139). Sie ist nicht mehr vom Verfasser hergestellt worden, der, kaum in den Ruhestand getreten, das Zeitliche segnen mußte. Der neue Herausgeber hat den eigentümlichen Charakter der Ausgabe gewahrt und in den erklärenden Anmerkungen das Hauptgewicht auf das Sprachlich-Grammatische gelegt, wie es bisher der Fall war. Daher sind die Angaben im Kommentar vor allem revidiert, berichtigt und vervollständigt worden. Was ich über diesen früher gesagt habe (s. JB. 1875 S. 145 und 1879 S. 138), wiederhole ich auch jetzt als

---

adsumpsit. — 44, 3 *maior⟨que⟩*. — 46, 4 *⟨ap⟩propinquantium* ex usu Liviano. — 49, 7 *belli ⟨iuberent⟩*. — 49, 7 *faceret. ⟨obtemperatum iis est⟩ perque*. — 49, 8 *classem, ⟨dispositi⟩*. — 49, 10 *⟨signum⟩ datum*. — 50, 10 *sese* gestrichen. — 52, 2 *et minutis ⟨corporis viribus territus⟩ trahi*; cf. 27, 28, 2. 44, 5. — 52, 9 *cunctantem ⟨vident⟩*; cf. 1, 58, 4; 8, 28, 4; 33, 23, 3; 38, 48, 12; 43, 22, 8. — 52, 11 *certamen, ⟨infestis animis dimicarunt. multi utrimque cceiderunt⟩. maior tamen hostium ⟨numerus, penes⟩ Romanos*. — 53, 11 *Poenus* spurium videtur. — 57, 4 *⟨ibi⟩, id quod*. — 58, 9 *sese ⟨incipiebant corpora⟩* movere. — 63, 3 *inviso*.

22, 3, 3 *inter Faesulas* ordine verborum Liviano. — 3, 7 *per mediam Italiam*. — 4, 4 *coeptum* suspicor. — 11, 5 *veniret, ⟨restitit⟩*. — 13, 4 *⟨viderent, ut⟩ promissa*. — 15, 6 *Numidas ⟨conspexit⟩*. — 16, 8 fortasse *⟨sub⟩ noctem*. — 17, 2 *ad vivum imaque*. — 19, 4 *⟨in⟩ naves*; ego *in* supplevi et *ad* transposui ante *stationem*. — 20, 7 *praelecta*. — 23, 3 *dixerim* eingeklammert. — 26, 1 *ut* statt *utrum*. — 27, 11 *se* vor *quoque* gestrichen. — 30, 4 *mihique et exercitibus*. — 31, 10 *iam ⟨altera⟩*; cf. 23, 33, 4. — 32, 3 *adeoque ⟨in artum⟩*; cf. 23, 27, 7; 26, 17, 5. 20, 8; 32, 10, 2. — 32, 3 *abeundum ⟨fore⟩*. — 37, 10 *responsum ⟨legatis⟩ regis*. — 37, 12 *se* hinter *ei* gestrichen. — 38, 4 *aut petendi* hinter *sumendi* gestrichen. — 39, 4 *hostis ⟨te⟩*. — 39, 6 fortasse *causa tibi*. — 39, 10 *etiam ratio*. — 39, 13 fortasse *a patria*. — 39, 16 *quidem* für *quideme*. — 42, 12 *primum, ⟨deinde conlegae⟩ maiestatem solvisset*. — 44, 7 *temeraria ⟨esset, eorum⟩*. — 50, 2 *ut iis* statt *utilis*. — 51, 3 *tempore*. — 52, 2 *omnibus*; pro *ab* scripsi *a* et hoc ante *flumine* collocavi; cf. c. 59, 7, ubi *ad* transponendum fuit. — 53, 5 *esse rem publicam* ordine verborum Liviano. — 53, 10 *deseram, ⟨ita neque vos eam⟩ neque*. — 55, 3 *sicut* puto. — 55, 7 *curent, ⟨a quibus⟩*. — 57, 2 *conpertae et ⟨damnatae⟩*; cf. 30, 39, 7. — 58, 7 *si forte ⟨senatus⟩*. — 60, 25 *utiles. ⟨eos dignos censeam⟩, quos redimam?* — 60, 26 *castraque* für *et castra*.

Digitized by Google

meine Ansicht, doch muß ich ausdrücklich anerkennen, daß, wie schon M. Müller in der neuen Auflage der Ausgabe von Buch I getan hatte, so besonders W. Heraeus systematisch zu Werke gegangen ist und alle kritischen Bemerkungen in den Anhang I verwiesen hat. Der Kommentar ist ganz vortrefflich, aber für unsere lernende Schuljugend zu umfangreich, mehr für angehende Studenten geeignet; junge Lehrer haben in ihm eine Fundgrube für das Studium des Livianischen Sprachgebrauchs.

Aufgefallen ist mir, daß aus der ersten Auflage die Abkürzung der Worte in den Lemmata beibehalten ist und daß in den Anmerkungen zuweilen mehrere Paragraphen zusammengefaßt sind. Beides ist hinderlich. Ebenso ist die Ordnungslosigkeit der Zitate, auf die ich JB. 1889 S. 6 hingewiesen habe, noch nicht gänzlich gehoben, obgleich der neue Herausgeber hierauf geachtet hat. Im einzelnen bemerke ich, daß zu 7, 9 Z. 4 v. u. es 32, 26, 16 st. 31, 26, 16 heißen muß und daß zu 12, 4 das Zitat „*ante* 24, 32, 5" zweimal gegeben wird. — 17, 6 ist der Cäsarstelle die Paragraphenzahl hinzuzufügen. — 40, 5 wird zitiert 6, 24, 8 *ad preces a certamine versi*; es heißt aber dort: *ab imperio totus ad preces versus*. — 45, 10 steht *quin* nicht nach *abstinent*, sondern nach *aegre abstinent*. — 51, 1—3 die Anwendung von „derselbe" im Sinne eines Demonstrativ- oder Personalpronomens ist zu widerraten. — Ebendort wird die Lage des Tempels der Spes wohl nicht richtig angegeben. Er war nach 21, 62, 4 an dem forum olitorium vor der porta Carmentalis; s. Becker 1, 601 f. — 60, 1—3 ist 33, 25, 8 *effecit*, nicht *effeceral* zu schreiben. — 64, 10—11 *canere* steht „z. B." zweimal.

Der kritische Anhang (I) gibt Auskunft über die gewählten Lesarten und bezeichnet mit einem Stern diejenigen Stellen, wo die Ausgabe von der Weißenbornschen abweicht[1]). Er ist stark um-

---

[1]) Es sind folgende: 5, 4 *iam* statt *tam* nach Gr. — 6, 2 *ne se ortum ⟨e Tuscis⟩* nach M. Müller, der sehr fein *ne se ortum e Tus⟨cis, eius⟩dem sanguinis* in der Textausgabe drucken ließ; vielleicht ist *⟨ex Etruscis⟩* vorzuziehen nach 9, 1. — 8, 3 *tum demum* nach Alschefski. — 9, 6 in *publicum omni ⟨suscepto⟩ sumptu* nach Clericus' Vorgang, der *suscepto* hinter *sumptu* einsetzte. — 9, 6 *educarent* nach jüng. Hss., da Liv. zwar *educare* und *educere* ohne Bedeutungsunterschied, letzteres jedoch nur im Passiv gebraucht. — 10, 11 *ita sic armatus* nach den Hss., wobei *sic armatus = sic ut erat armatus* sein soll und geschützt wird durch Cic. Sex. Rosc. 71: *non sic nudos in flumen deicere* „so nackt, wie sie sind". — 11, 9 *Valerium* st. *Lucretium* nach Glareanus; „es liegt wohl ein Irrtum des Livius selbst vor". — 12, 2 *eundem populum* nach den Hss. — 12, 16 *ut cuiusque ceciderit primi* nach Madvig, näml. *sors*. — 13, 11 *fuit posita* nach den Hss.; da die Überlieferung über die Statue der Cloelia schwankt, ist kein Grund zur Streichung des *fuit* vorhanden. — 15, 4 *velit* nach H. J. Müller. — 18, 2 *Sabini* st. *Latini* nach jüng. Hss. — 23, 14 *curia* st. *tandem curia* nach Wesenberg; die Wiederholung von *tandem* sei auffallend. — 24, 5 *praeverti* st. *praeverti se* nach M. Hertz; das überlieferte *praevertisse* ist durch das kurz vorhergehende *intervenisse* entstanden. — 28, 2 *delatam* nach den Hss.; *consulere rem = rem referre et sententias rogare* „eine Sache zur Beratung stellen, darüber

Digitized by Google

gearbeitet und ergänzt. Ganz neu sind hinzugefügt: die Bemerkung zu 5, 4 ***iam*****; zu der Lesart 6, 2** *ortum ⟨e Tuscis⟩*; **zu 9, 6** ***educarent*****; zu 11, 9** *consurgit*; **zu 15, 4** *velit*; **zu 18, 2** *Sabini*; **zu 23, 14** ***curia*** **ohne** *tandem* **davor; zu 30, 1** *sententiam ⟨eam⟩*; **zu 33, 2** *Sicinium fuisse, seditionis auctorem, ⟨constat⟩*; **zu 33, 7** *urbis ⟨parte⟩ facta*; **zu 38, 2** *orationem ⟨habuit⟩* **ohne Lücke hinter** *Volscorum*; **zu 39, 3** *Mugillam*; **zur Streichung von** *perveneras* **40, 7; zu 40, 8** *sum*; **zur Umstellung der Worte 41, 9; zu 48, 6** *quam ⟨dum⟩*; **zu 58, 2** *Maecilium.*

Druckfehler: 9, 1 fehlt der Akzent auf *Πορσηνας*. — 15, 4 *vellet* st. *vellit.* S. 142 Z. 3 v. u. schr. „*dubiem* M = *dubiúm*"). — 41, 9 ist der Stern zu tilgen. — 46, 4 *cadit* und 46, 4 *insigni* müssen die Plätze tauschen. — 49, 4 schr. „kriegs-".

Der sprachliche und erklärende Anhang (II) enthält neu eine Auseinandersetzung zu 6, 4 über die Verwendung von *ac* vor Gutturalen; über 9, 6 *educarent*; 15, 2 Stellen zu *delecti* mit Genitiv; 16, 9 Konstruktion von *temperare*; über 18, 6 *consulares*; über 19, 6 *permittere equos*; über 23, 15 *flecti-frangi*; über 26, 1 Partizipialadjektive auf *-bundus*; über 28, 6 *escendere in tribunal*, über 33, 7 die Anhängung von *que, ve, ne* an Wörter, die mit kurzem *e* endigen (besonders ausführlich); über 35, 7 die Stellung *multis saepe*; über 35, 7 *exacerbare*; über 36, 2 *iret, nuntiaret*; über 41, 9 *in itus* und *ingenitus*; über 42, 8 *eodem tenore*; über 44, 1 *procedit res*; 48, 2 *verum est*; 48, 12 *memor eius*; 49, 9 *finis* im Sing.; 49, 9 *quamquam* correctivum; 50, 2 *victoriam reportare ab, de, ex aliquo* spätlateinisch; 50, 7 *orbem volvere*; 55, 5 Ver-

---

abstimmen lassen", in dieser Bedeutung mit Akk. der Sache nur hier bei Livius, auch sonst nur selten. — 30, 1 *putabant sententiam ⟨eam⟩* nach W. Heraeus; M. Müller vermutete *putabant esse eam.* — 31, 4 *et ** colonia deducta* nach M. Müller; Ausfall eines Ortsnamens, da sonst eine Tautologie vorliegt. — 33, 2 *Sicinium fuisse, seditionis auctorem, ⟨constat⟩* nach R. Novák. — 33, 7 *proxima urbis ⟨parte⟩* nach W. Heraeus statt des von der zweiten Hand in F gebotenen, wohl ebenso guten *proxima ⟨parte⟩ urbis.* „Wahrscheinlich stand in der Urhandschrift *proxima urbis patefacta*", wovon man den Grund nicht erkennt. — 36, 6 bloß *somno* nach den Hss. — 38, 2 *orationem ⟨habuit⟩, exorsus* ohne Lücke hinter *Volscorum* nach W. Heraeus. Vielleicht sei mehr als *habuit* ausgefallen, etwa *in contionis modum ⟨circumfusa turba talem* (oder Ähnl.) *habuit⟩ orationem.* — 39, 3 *Mugillam* st. *novella* nach IGr. — 39, 4 *Labicos* nach alt. Ausg. — 40, 8 *sim* nach den Hss. außer M; „zugegeben, angenommen, ich sei wirklich . .". — 44, 6 *quattuorque* st. *novemque* nach alt. Ausg.; Verwechslung von IV und IX. — 45, 1 *praeterea* nach den Hss. „mit überschüssigem *praeterea*"; es wird auf 3, 40, 5 *cum aliud, praeterquam de quo rettulissent, decemviri dicere prohiberent* verwiesen und auf 24, 47, 8 *nihil praeterea cum consule pacti, quam ut . . emitteretur praesidium.* Nur das zweite Beispiel hat Ähnlichkeit; aber hier ist *nihil praeterea = nihil aliud.* — 46, 4 *abiit* nach den Hss. — 48, 6 *quam ⟨dum⟩* nach Harant. — 49, 4 *sperneres* nach Madvig. — 58, 2 *Maecilium* nach M. Hertz. — 58, 5 *inpedierint* nach Rhenanus. — Bei der nächsten Auflage der Weißenbornschen Ausgabe wird an den meisten dieser Stellen Übereinstimmung in den Laa. hergestellt werden.

Digitized by Google

teilung von *inquit* und Personenname; 55, 9 *exercere inimicitias*; 55, 10 *vocare patres*; 58, 5 Paronomasien; 65, 3 *figere aliquid in terra*; 65, 5 *exsuperare*.

Zu 1, 1 *bello ac pace* findet sich auch 27, 5, 5; *in bello .. in pace* auch 1, 27, 2. — 1, 4 gehört 22, 4, 6 zu *conspectus*, und 33, 11, 7 ist statt 33, 4, 7 zu schreiben. — S. 148 Z. 4 v. o. schr. 4, 38, 4. — S. 150 Z. 7 v. o. füge hinzu 27, 15, 10. — S. 151 Z. 5 v. o. zu 2) füge hinzu 25, 9, 2; zu 3) 25, 23, 5. — 63, 3 hat Mg. *coacti ad bellum* in der 2. Auflage seiner Ausgabe nicht mehr.

Zu Buch II gehört auch:

4) H. Richards, Varia Latina. The Classical Quaterly V p. 102.

Verf. findet, daß Livius 2, 5, 2 das zweimalige *fuit* so nahe hintereinander nicht gesetzt haben würde; für das erstere würde er zweifellos *qui .. fuerat* gesagt haben. Er fragt, ob nicht für das spätere *fuit* vielleicht *fit* zu schreiben sei, ein historisches Präsens, wie kurz vorher *res integra refertur*.

5) T. Livii ab urbe condita liber XXI. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von Franz Luterbacher. Neunte, verbesserte Auflage. Gotha 1911, F. A. Perthes. Erste Abteilung: Text. IV u. 57 S. 8. Zweite Abteilung: Kommentar. 97 S. 8. 1,20 M.

„Text und Anmerkungen wurden von neuem durchgesehen, einige problematische Erklärungen getilgt und dafür ein klarer Text hergestellt“ (Vorwort)[1]. Die Ausgabe unterscheidet sich von der achten Auflage nur wenig. Der kritische Anhang gibt in kürzester Form die Abweichungen von der Luchsschen Bearbeitung. 22, 4 vermißt man die La. der guten Hss. C^2 M (die ebenso wie C^3, nicht C^2, *tu* in der dritten Silbe von *maritimam* haben), desgleichen 31, 7. — 39, 4 ist die La. *volens .. veniebat* in den jüngeren Hss. erhalten. — 52, 7

---

[1]) Andere Lesarten sind an folgenden Stellen aufgenommen: 1, 2 *inter se, sed* nach M. — 3, 6 *ne quando* nach Ml. — 10, 2 *optimatium* statt *audientium* nach eigener Vermutung. — 19, 9 *Saguntinos, qui id fecerunt* umgestellt nach eig. Verm. — 32, 7 *itinera* für *cetera* nach eig. Verm. — 38, 9 schreibt der Hsgb. *⟨nomen⟩ montibus his .. norunt .. a deo* nach eig. Verm. — 46, 9 *invaserunt, ⟨et Gallorum equitum⟩* hinzugesetzt nach eig. Verm., um das folgende *alius* verständlich zu machen. — 49, 7 *tribunique ⟨qui⟩ ... intenderent. ante omnia* .. mit jüng. Hss. — 52, 9 *et collega* (P: *cū collegam*) nach eig. Verm. — 56, 8 *quod reliquum ex magna clade* (P *parte*) nach eig. Verm. — 59, 10 *Placentiam* statt *Lucam* mit der Erklärung: „es ist kaum glaublich, daß Livius wissentlich *Lucam* geschrieben habe, da Sempronius mit seinen Truppen nach 63, 1. 15 in Placentia blieb. Luca (jetzt Lucca) lag südlich von den Apenninen im Tale des Auser, der bei Pisa in den Arno mündete. Der 200 km lange Weg dorthin ging von Placentia ostwärts gegen Parma, dann durch das Tal des Tarus aufwärts zu dem 1040 m hohen Paß la Cisa (oder von Pontremoli) und durch das Tal des Macra über Luna hinunter“.

Digitized by Google

ist *obutilia* korr. aus *obiutilia* La. von P¹ (nicht P²). — Druckfehler im Anhang: 19, 9 Z. 10 *quid* statt *qui*; 46, 7 (statt 46, 6).

6) Des Titus Livius römische Geschichte seit Gründung der Stadt. Auswahl aus der dritten Dekade. Auf Grund der Ausgabe von Franz Fügner neubearbeitet von Johannes Teufer. Text mit 4 Karten. Leipzig 1911, B. G. Teubner. VIII u. 306 S. 8. geb. 2,20 ℳ.

7) Des Titus Livius römische Geschichte seit Gründung der Stadt. Auswahl aus der dritten Dekade. Auf Grund der Ausgabe von Franz Fügner neubearbeitet von Johannes Teufer. Kommentar. 1. Heft: Buch XXI—XXIII. IV u. 132 S. 8. geb. 1,20 ℳ. 2. Heft: Buch XXIV—XXX. III u. 153 S. 8. geb. 1,40 ℳ. Leipzig 1911, B. G. Teubner.

Eine ernste, mit Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis ausgeführte Arbeit. Grundsätzlich beibehalten ist der in gleichem Verlage erschienene Fügnersche Text, doch wurden in ihm teils Auslassungen, teils Hinzufügungen vorgenommen. Abschnitt II „Hasdrubal und Hannibal in Spanien", Abschn. III „Hannibal erobert Sagunt", Abschn. XX „Belagerung Kapuas", Abschn. XXIV „Scipio in Sizilien" und Abschn. XXXII „Schlacht bei Zama" wurden gekürzt, Abschn. VII „Schlacht am Trebia" und Abschn. XVIII a „Vernichtung der königlichen Familie in Syrakus" ganz weggelassen. Dahingegen sind außer mehreren Erweiterungen hinzugefügt: Abschn. XV „Die Siegesbotschaft von Kannä in Karthago", Abschn. XVIII „Die Konsulwahl fürs Jahr 214: Beitrag zur Charakteristik des Q. Fabius Maximus", Abschn. XXIVa „Scipios Besuch bei Syphax", Abschn. XXXVII „Hannibals Flucht zu Antiochus" und Abschn. XXXVIII „Die Aufhebung der lex Oppia (eine Frauenbewegung in Rom): Beitrag zur Charakteristik des M. Porcius Cato". [Ausgelassen wurde 21, 5, 5—17; 11, 5—15, 2; 53, 7—57, 4; 24, Kap. 21—26; 26, Kap. 4, 6; 29, Kap. 1; 30, 34, 3—13. Neu aufgenommen wurde: 22, 10, 8. 9; 23, 11, 7—14, 4; 24, 7, 11—9, 11; 27, Kap. 39—40, 7; 28, Kap. 17—18; 30, Kap. 7; 33, 45, 6—49, 7; 34, Kap. 1—8, 3.] Mit diesen Änderungen kann man sich einverstanden erklären, nur scheint es mir bedauerlich zu sein, daß die Schlacht an der Trebia nun gar nicht erwähnt wird, da doch der Eindruck, der durch sie in Rom hervorgebracht wurde, ein so tiefer und nachhaltiger war (21, 57, 1—2). Ich kann mir denken, daß die Ausmerzung wegen Livius' konfuser Darstellung am Schlusse der Schlachtschilderung erfolgt ist; aber das hätte durch Weglassung von 21, 56, 8—9 und Streichung von *recto itinere* in § 3 erreicht werden können, da die Schlacht natürlich auf dem linken Flußufer angesetzt werden muß. Die Hinzufügung des Abschnittes XXXVIII ist vielleicht im Hinblick auf das Lesepublikum für das der Verf. seine Ausgabe bestimmt hat, erfolgt, auch ist die Persönlichkeit des alten Cato gewiß auch für Mädchen interessant. Ganz notwendig dagegen ist der Abschnitt XXXVII „Hannibals Flucht zu Antiochus", damit Hannibals Anwesenheit in Asien motiviert wird.

Digitized by Google

Wie die gebotene Auswahl der Stücke die Zustimmung der Fachgenossen finden wird, so hat der Verf. seine Revision auch im einzelnen auf die Lesarten des Textes ausgedehnt und ist mehrfach zu der von den Hss. überlieferten Schreibweise zurückgekehrt (z. B. 21, 2, 3 *flore aetatis* **statt** *robore aetatis*, **21, 39, 4** *unam* **statt** *quandam* **usw.; im ganzen sind es 28 Stellen, an denen die La. der Hss. wiederhergestellt ist). Nur an drei Stellen stimme ich nicht bei: Ich glaube, daß es 26, 13, 4** *eandem* **statt** *eam* **und 26, 45, 9** *averterent* **statt** *verterent* **heißen muß und ebenso daß 26, 13, 5 Fügner recht hat, wenn er** *iamne* **statt** *iam e* **schrieb. Angesichts der Tatsache, daß Livius** *excedere* **mit dem bloßen Ablativ über 80 mal gebraucht hat, dagegen mit** *ex* **und dem Ablativ nur an 5 Stellen, von denen an dreien die Präposi ion mit handschriftlicher Unterstützung ausgelassen wird, können wir wohl von einem ausgeprägten Sprachgebrauche reden, dem hier Fügner durch die leichte Änderung** *iamne* **statt** *iam e* **aufgeholfen hat. R. Novák streicht die Präposition überall.**

Entsprechend den Auslassungen und Hinzufügungen sind die verbindenden Inhaltsangaben, die Erklärungen im Kommentar, das am Schlusse des Textbandes stehende Namenverzeichnis und die beigegebenen Karten revidiert und ergänzt worden. Es findet sich in dem Textbande rein gar nichts, das einer Verwendung der Ausgabe auch in Knabenschulen irgend im Wege stände.

Am oberen Rande fehlt „VII" vor „Sühnung von Wunderzeichen".

Im Kommentar sind die grammatisch-stilistischen Regeln sowie die Anleitungen zum Übersetzen etwas eingeschränkt, dagegen ist unter N eine besondere Anleitung, daß betonte Begriffe durch die Stellung hervorgehoben werden, hinzugefügt. Auch der Kommentar selbst hat öfter eine kürzere Fassung erhalten. Eine von Fügner abweichende, richtigere, Erklärung ist an 11 Stellen gegeben.

8) T. Livi ab urbe condita libri. W. Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. Fünfter Band. Zweites Heft. Buch XXVI. Fünfte Auflage. Berlin 1911. Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 160 S. 8. 2 ℳ. — Vgl. W. Soltau, WS. f. klass. Phil. 1911 Sp. 1364 f.

Obgleich der Zeitraum, der zwischen dieser und der vorhergehenden vierten Auflage liegt, ziemlich groß ist (31 Jahre), so sind doch die Beiträge zur Verbesserung des Textes nur spärlich gewesen. Aber es gab zweifelhafte Stellen genug, die eine ernste Betrachtung notwendig machten, wie ja auch A. Luchs in seiner kleinen Ausgabe (Berolini 1889 apud Weidmannos) sich vielfach für andere Lesarten entschieden hat als früher. Daher ist der Text mehrfach umgestaltet worden[1]). Es steht zu hoffen, daß mit der Veränderung des Wort-

---

[1]) Abweichungen von der kleineren Ausgabe von A. Luchs (in den Klammern die Lesart von Luchs): 2, 7 *duxisset* nach Luchs (*fe*

lautes des Te xtes ein vorläufiger Abschluß gewonnen ist und der Text in Übereinstimmung mit den neuesten Ausgaben nun diejenige Form gefunden hat, die er vor der Hand behalten kann.

Den Anhang habe ich nach A. Luchs gestaltet, dessen meisterhafte Kollation des Puteaneus den abweichenden Angaben bei den anderen Herausgebern ein Ziel gesetzt hat.

Druckfehler im Anhang zu 39, 5 l. *effecit*, zu 40, 17 *ac rapinas*, zu 51, 12 zweimal *imposuisse*.

---

duxisse P), 2, 12 *non stetisse* nach ς (*esse* ⟨*cessisse*⟩ nach Alschefski, vielleicht ⟨*non stet*⟩*isse* Ml.), 3, 4 *non inexplorato* nach Ml. und R. Novák (*non agmine inexplorato P*), 5, 8 ⟨*Q.*⟩ *Fulvius* nach Ml. (*Fulvius P*), 5, 8 vielleicht ⟨*in*⟩ *via* Ml., 6, 8 *qui*⟨*dam, qui*⟩ nach Luchs (*qui P*), 7, 6 *audenda agendaque* nach Wesenberg (*agenda audendaque* nach Alschefski, *audendaque P*), 9, 2 *biduom* nach Ml. (*biduo P*), 11, 10 *spoliatio* nach Wölfflin (*populatio P*, vielleicht *peculatio* Ml.), 13, 4 *eandem* nach Ml. (*eam P*), 13, 5 *iamne* nach F. Fügner (*iam e* P), 13, 15 *in carcerem conditus expirem* nach W. Heraeus (*in carcere expirem* nach M. Müller, *in carcerem P*), 13, 19 *mortem est. ipsi* nach Luchs (*mortem et ipsi P*), 15, 3 ⟨*aut*⟩ *municipiorum* nach Ml. und C. Schenkl ([*municipiorum*] nach Mg., *municipiorum P*), 16, 2 vielleicht *deligatus* ⟨*clamitaret*⟩, 16, 2 *vociferabatur* nach ς (*vociferaretur* nach Harant, *vociferatur P*), 16, 3 vielleicht ⟨*i*⟩ *lictor* Ml., 19, 4 *visas* vielleicht zu streichen: Ml., 20, 6 vielleicht *Saguntiam* oder *Seguntiam* Ml., 22, 8 *arserint* nach Alschefski (***asserint P*, vielleicht *capta sint* Ml.), 22, 13 vielleicht *M. Marcellum* [*Claudium*] Ml., 23, 1 *Volso* nach ed. Aldina (*Vulso* nach Sigonius, *ualens P*), 24, 11 *Corcyra* nach Sabellicus (*corcyrae P*), 25, 5 ⟨*ubi maxi*⟩*me* nach Ml., (*ubi* nach Luchs, *me P*), 25, 8 ⟨*eius spiritus*⟩ nach R. Novák (⟨*spiritus*⟩ nach F. Friedersdorff, fehlt in *P*), 25, 11 *supra* nach Ad. Schmidt (*super P*), 26, 4 ⟨*ibi*⟩ *litterae* nach Luchs (*litterae P*), 26, 8 vielleicht *a M. Cornelio prope* Ml., 27, 2 vielleicht ⟨*veteres*⟩ *et quinque argentariae* Ml., 27, 11 vielleicht *eo*⟨*dem*⟩ *animo* Ml., 28, 9 vielleicht ist *est* hinter *dimittere* zu streichen Ml., 29, 10 *adversa* ⟨*omnia secundae*⟩ nach M. Müller (*adversa* ⟨*omnia haud adversae*⟩ nach O. Riemann, *adversae P*), 30, 11 *templo* nach Σ^1 (*extemplo* P^2, *ettemplo* P^1), 34, 7 *fuissent* nach Wesenberg (*fuisset P*), 35, 8 *expediendamque* nach R. Novák (*et expediendam* nach Alschefski, *expediendam P*), 36, 11 vielleicht *inter prima* Ml., 38, 4 *quam* ⟨*malum*⟩ nach M. Müller (*quam clades* nach Luchs, *quam P*), 39, 12 *hostilem* nach Luchs (*hostem P*), 39, 13 *mare* nach Forchhammer (*mari P*), 39, 17 vielleicht *conglobati male tuerentur* oder *male tuerentur conglobati* Ml., 39, 23 *Romanis* ⟨*terra, Tarentinis*⟩ *victoribus mari* nach Luchs (*Romanis victoribus terra, Tarentinis mari* nach ed. Mediolanensis 1505, *Romanis uictoribus mari P*), 40, 10 *visa* ⟨*esset*⟩ nach einem Schüler von Siesbye (*uisa P*), 40, 17 *rapinas* nach R. Novák (*rapinam P*), 41, 8 *obliterari* nach *P* (*oblitterari* nach ed. vet.), 45, 9 *averterent* nach Wßb. u. a. (*uerterent P*), 46, 1 vielleicht ⟨*oppidani sub*⟩*euntis* Ml., 47, 9 vielleicht *naves onerariae ad* Ml., 49, 5 *Arinem* nach ς (*Arinen PΣ*), 51, 8 vielleicht bloß ⟨*ac navalibus*⟩ Ml., 51, 9 *qua quassati erant, muris* nach Crévier (*quae quassata erant muri* Σ^1; *qua quassauerant muri* P^1, *quassauerant murus* P^2).

Digitized by Google

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

9) **R. S. Conway and W. C. F. Walters, Restorations and Emendations in Livy I—V. The Classical Quaterly 1910, Heft 4, S. 267—276. 1911, Heft 1, S. 1—16.**

Die Verfasser, die eine Livius-Ausgabe für die Bibliotheca Classica Oxoniensis vorbereiten und zu diesem Zwecke umfassende Handschriften-Studien angestellt haben, geben hier einige „Wiederherstellungen und Verbesserungen“ zu den ersten Büchern des Schriftstellers. Die Versuche zeichnen sich durch scharfes Erfassen des Sinnes aus; die Heilungsversuche sind mitunter etwas gewaltsam.

1, 7, 13 schreiben sie *ne extis eorum sollemnium*, weil eine Reihe von Hss. *eo* vor *sollemnium* haben. 'what the sense requires'. — 2, 5 *adiciendae* mit allen Hss. — 14, 9 *quique* ⟨*avehi*⟩ *cum eo visi erant* mit Beispielen, die beweisen, daß Livius das Verb *avehi* gebraucht hat. Die La. ist nicht schlechter als die übrigen zu der Stelle geäußerten Vermutungen, nur ist es merkwürdig, daß sie „wegzureiten geschienen hatten“, wofür es wohl eher „fliehen“ heißen sollte. — 24, 5 *pura* nach Postgate. — 24, 8 *tum ille Diespiter populum* .. wie Hertz, was möglich ist. Aber *ferito* ist 2. Person, wie sich aus dem folgenden *potes pollesque* ergibt. — 25, 10 wird nach Postgate geschrieben: *nec* ⟨*ipse*⟩ *procul aberat.* Ich zweifle gleich den Verfassern an der Richtigkeit der Überlieferung, aber mit dem Einschub von *ipse* wird meines Erachtens die Schwierigkeit nicht gehoben. — 27, 1 wird *fuerit*, wie die Hss. haben, gut verteidigt durch Hinweis auf 7, 4, 4. — 32, 12 stellen die Verfasser mit Mg. um: *praeustam sanguineam.* — 37, 1 *pleraque ratibus inpacta sublicisque* mit Gr. — 41, 7 entscheiden sich die Verfasser für Streichung des *cum* nach *tum* und für Beibehaltung des *ut* vor *vivere.* — 43, 11 *primae classis centuriae peditum vocabantur*; *ibi si variaret — quod raro incidebat — secundae classis* (sc. *centuriae vocabantur*), *nec* .. *descenderunt.* — 46, 9 wird *Arruns Tarquinius et Tullia minor* gestrichen und eventuell ⟨*vidui*⟩ vor *iunguntur* eingefügt. — 59, 5 wird geschrieben: *inde patre* (i. e. Lucretio) *praeside* (oder *ad praesidium*) *relicto Collatiae* [*ad por as*] *custodibusque datis.*

2, 6, 2 schreiben die Verfasser *ne* ⟨*ex*⟩ *se ortum*: aber *se* wird besser als Akkusativ genommen wegen des folgenden *eiusdem sanguinis.* Es ist wohl zu lesen: *ne se ortum* ⟨*ex Etruscis*⟩ (oder ⟨*e Tuscis*⟩), wie 9, 1. — 9, 4 *Romae* ⟨*tutum*⟩. *tum* . . . weil DL hinter *romae* noch *jateretur* haben: ein Wort scheint also hinter *Romae* überliefert zu sein. — 10, 4 wird die Tilgung von *pontem* empfohlen (nach WBb.), wie 12, 3 die von *servientem.* — 32, 10 *nec dentes quae* ⟨*os acciperet*⟩ *conficerent* (oder *conficerent quae* ⟨*os acciperet*⟩, weil *quae* oder *que* hinter *dentes* überliefert ist. — 34, 3 *sed quaesitum in Sicilia* nach Aldus (*Sicilia* mit den Hss. F und O). — 36, 6 *deorum cura* (oder *ea cura*) *admonuit.* — 38, 2 *exorsus 'ut omnia', inquit, 'obliviscamini alia, veteres populi Romani iniurias cladesque gentis Volscorum, hodiernam hanc* . . .' — 39, 3 *inde*

Digitized by Google

in Latinam viam transversis limitibus transgressus werden hinter *inde Lavinium recepit* gestellt (nach Niebuhr). — 40, 8 *sed ego mihi miserius nihil iam pati nec tibi turpius ⟨us⟩quam possum nec ut sum miserrima . . .* — 41, 9 werden die Worte *in animis hominum* mit Vielhaber gestrichen. — 43, 5 *ducendus Fabio in Aequos, Furio datur in Veientes. ⟨in Veientes⟩ nihil dignum memoria gestum [est]; et in Aequis quidem Fabio aliquanto plus negotii . . .* — 65, 5 *ut obtinentes locum ⟨vim pro⟩ vi reerebant*; vgl. 3, 13, 4. —

3, 14, 6 werden die Worte *nec cetera modo . . . insequentem annum* hinter *lex elusa est* gestellt und *incommoda* beibehalten. — 25, 6 *ex eo foedere.* — 26, 12 *imperium nimium.* — 37, 7 vielleicht *qua quid cupitum* oder besser *⟨qua⟩ quidquid cupitum*, was dann ein poetisches Zitat sei (etwa *qua quidquid cupitur mox potentioris est*; vgl. Lucr. 1, 289 . — 39, 5 *eadem* und dies wird hinter *quem* gestellt (*quem eadem laturum in tot privatis?*). — 40, 11 *ceterum—nonne enim maiore cura . . rei tantae auferri? —sibi placere.* — 50, 10 *insecutis [que] qui Appium.* — 54, 11 *avunculum Verginiae.* — 67, 1 *in contionem in conspectum vestrum processi* unter Kombinierung der Überlieferung in den Nicomachischen Hss. und in V; vgl. 5, 46, 2. — 72, 6 wird *Scaptius* mit dem cod. Oxoniensis gestrichen.

4, 2, 3 *seditionem* (oder *ideo seditionem*) *singulis universisque semper honori fuisse . finem ergo non fieri nec futuram . . .*; § 10 *concessum esse*; *reminiscerentur, quam maiestatem . . tradituri essent vel quem ad modum plebs gloriari posset se auctiorem ampliоremque esse* (aus § 4). *finem non fieri posse, si in eadem civitate tribuni plebis et patres essent.* — 6, 2 *parum utiliter ⟨alter⟩ in praesens.* — 7, 10 *⟨suffectis⟩ his consulibus* und dann § 11 *suffectis iis consulibus* (so die Hss.) vor *praetermissa nomina consulum horum* gestrichen; Gr. hat Ähnliches hergestellt. — 8, 2 *regimen, senatui equitumque centuriis decoris dedecorisque discrimen, publicorum ius privatorumque locorum, vectigalia populi Romani sub nutu atque arbitrio eius magistratus essent.* — 9, 9 *expertium.* — 11, 6 *qui praeter minime populare ministerium cum agro adsignando sociis . . suum iudicasset, plebem offendissent.* — 16, 2 *L. Minucius bove ⟨et statua⟩ aurata.* — 20, 8 *qui si in ea sit error* und weiterhin *undecimo.* — 24, 5 wird *magna parte* beibehalten. — 30, 12 *dilatae sunt. nihil dignum dictu actum his consulibus. secuti eos consules A. Cornelius Cossus, T. Quinctius Poenus iterum* (aus § 4 hierhin gestellt). *tunc quoque . .* — 43, 4 *praeter duos urbanos [quaestores] ⟨ut crearentur alii⟩ quaestores duo, qui consulibus . . .*, wozu Skutsch bemerkt, daß das erste *quaestores* bleiben könne; dergleichen Wiederholungen seien für die Gesetzessprache charakteristisch. Also *praeter duos urbanos quaestores ⟨ut crearentur alii quaestores⟩, qui consulibus . .* — 43, 5 werden die Worte *ius sissent adaequari* (Hss.: *usi sunt adaeque*) entfernt. — 57, 6 wird angenommen, daß *eius* vor *eumque induentibus* ausgefallen sei, was Skutsch unnötig findet. — 58, 9 *et ⟨Ecetras⟩.* — 60, 3 *tam id laetum patribus nec prosperum civibus universis, quam ipsi crederent.*

Digitized by Google

5, 2, 8 die Verfasser scheiden die Worte *quod tribuni militum in plebe Romana regnum exercerent* aus. — 13, 12 streichen sie ebenso die Worte *palantibus velut tuti forent*, wie gewöhnlich mit Mg. gelesen wird. — 17, 8 wird vorgeschlagen *maxima iam in parte*, und das folgende *Gallos* wird eliminiert. — 24, 8 *partem plebis, partem senatus habitando destinabant, duasque urbes .. posse.* — 25, 4 *contionabatur.* — 26, 7 wird *trifariam* für *triarii* wieder geschrieben; vgl. 3, 22, 7. — 30, 4 wird *principes* geschrieben und *patrum* gestrichen, doch auch *principes .. patrum* zugelassen. — 31, 4 *quod ⟨persequi⟩ perseverantior cedentes [in fuga] fuit.* — 34, 8 wird *saltusque Duriae* zur Erwägung gestellt. — 36, 10 *ne penes ipsos culpa esset cladis forte acceptae* sei zu erklären = *si forte clades accepta esset*, wobei *forte* auch zu *ne* gehören soll. — 38, 6 statt des harten *ratis* sei möglich *enim*. — 39, 11 *cultum eorum* = *cultum sacrorum publicorum.* — 46, 2 *Gabino cinctu ⟨incinctus⟩*; vgl. 8, 9, 9; 10, 7, 3. Gut. — 52, 1 wird *monumenta* wiederhergestellt. — 54, 3 werden die Worte *quam meae calamitatis* getilgt (*iniuriae vestrae meminisse iuvat*), und *minus* sei = *non plus.* Auch 22, 9, 2 *minus* 'seems the right reading'. — 54, 4 schreiben die Verfasser *mari* nach Alschefski, zweifeln aber *ad commoditates* an. — 54, 6 vermuten sie ⟨*haec*⟩ *expertis* und erklären das hinter *expertis* stehende *latos* für ein Glossem = *vel tos*, durch das ausgedrückt werde, daß für *expertis* auch *expertos* gelesen werden könne.

III. Sprachliches usw.

10) F. W. Shipley, The Vatican Codex of Livy's third decade and its signatures. The Classical Quaterly 1910, 4. Heft, S. 277—281.

Verfasser gibt Ergänzungen und Verbesserungen zu dem, was W. C. F. Walters über den Liv uskodex Vat. Reg. 762 gesagt hat (The Class. Quat. 1910 S. 91—92); s. WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 881. Zwei der dort genannten Schreiber heißen nicht Gyslarx und Luxidemaris, sondern Gyslarus und Landemarus; s. JB. 1910 S. 20.

11) Transactions and Proceedings of the American Philological Association. Vol. XXXIX (1908).

Eine Abhandlung von W. B. Anderson über Livius' Buch IX ist nach R. Helm in DLZ. 1911 Sp. 2458 bemüht, die Benutzung poetischer Werke zu eruieren, sucht die sophistische Deklamation über Alexander den Großen (Kap. 17—19) als eine in das Geschichtswerk übernommene Jugendübung aus der Rhetorenschule zu erweisen und erörtert ein paar Stellen kritisch.

12) R. B. Steele, Conditional Statements in Livy. Leipzig 1910, Brockhaus Sort. 61 S. gr. 8. 2 ℳ.

13) R. B. Steele, Case Usage in Livy. I. The Genitive. Leipzig 1910, Brockhaus Sort. 58 S. gr. 8. 2 ℳ.

Die erstgenannte Abhandlung bespricht die Bedingungssätze der direkten und indirekten Rede, sodann *si* = „ob etwa" oder „für den

Digitized by Google

Fall daß" nach Verben des Erwartens, Versuchens usw., handelt von den vergleichenden Bedingungssätzen mit *ac si*, *quasi* usw., von den Konzessivsätzen mit *quamquam*, *etsi*, *etiamsi*, *quamvis*, *modo* und *dummodo* u. ä.

Nach H. Blase, WS. f. klass. Phil. 1911 S. 679—682 gibt die Schrift eine reichliche Stellensammlung. Die Beispiele sind in manchen Rubriken vollständig aufgezählt und die Stellenangabe ist zuverlässig. Die Arbeit kann also als eine dankenswerte Statistik bezeichnet werden. Aber die Spezialliteratur scheint der Verf. überhaupt nicht zu kennen. Hätte er z. B. von Blases Programm „Studien und Kritiken zur lateinischen Syntax I" (Mainz 1904) Kenntnis gehabt, so hätte er wohl schwerlich so rein äußerlich seine Beispiele nach der Tempus- und Modusform nebeneinander gestellt, ohne die oft sehr starken Unterschiede der Bedeutung hervorzuheben. Dies zeigt Blase an einer Reihe von Beispielen und macht zahlreiche, „längst nicht erschöpfte" Ausstellungen, wonach „dem Berichterstatter Steeles Schrift nur einen gewissen Wert als Stoffsammlung beanspruchen zu können scheint, darüber hinaus aber nicht den geringsten Fortschritt gebracht zu haben".

Die zweite Abhandlung gibt eine umfassende Stellensammlung.

14) In The Classical Review XXV (1911)

S. 104—106 weist R. L. Dunbabin auf Verse bei Livius hin und auf Stellen, die durch Wortumstellung leicht in Versform gebracht werden können. Ebenda S. 109 schreibt G. M. Hirst bei Liv. 23, 16, 12 *aries* statt *acies*.

15) W. Soltau, Die Diktatorenjahre. Phil. 1910, Bd. LXIX (N. F. XXIII) S. 551—565.

Verf. erweist, daß die vier Jahre „sine consulibus", die in den Kapitolinischen Fasten jetzt als Diktatorenjahre gelten (421, 430, 445, 453), als Jahre stets in der Konsulnliste standen. Ihre Existenz könne sogar noch in der annalistischen Erzählung, welche die Ereignisse in ihnen mit einem anderen Jahr zusammenfaßte, nachgewiesen werden. Sie wurden um des chronologischen Ausgleichs willen, d. h. um die Zahl der Konsulatsjahre mit derjenigen der Kalenderjahre zu gleichen und um die Amtsjahrliste dadurch als Grundlage der Stadtchronik brauchbar zu machen, in den Annales maximi übergangen. Dagegen wurde in den Fasten jedesmal ein annus notiert. Diese Jahre wurden staatsrechtlich als Annexa des nebenstehenden Konsulatsjahres angesehen und wurden nur bei der Summierung der Amtsjahre mitgerechnet, bei einer natürlichen Zählung nach Kalenderjahren ausgelassen.

16) J. Fuchs, Die Schlacht am Trasimenischen See und die Methode der Schlachtfelderforschung. Mit zwei Karten. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1911 S. 97—135.

Der Verf. polemisiert gegen die Fixierung des Schlachtfeldes und die Methode von J. Kromayer (s. JB. 1910 S. 27 f.). Er war schon

Digitized by Google

auf der Philologenversammlung in Graz, wo Kromayer diesen Vortrag zuerst gehalten hat, dessen Ausführungen entgegengetreten und entwickelt nun in extenso seine gegenteilige Ansicht. Er bleibt gleich Reuß im wesentlichen bei den alten Ansätzen.

Für Kromayer trat dann wieder P. Groebe ein, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1911 S. 590—600. „Nicht als Gegner Kromayers, aber mit starken Zweifeln an der Richtigkeit seiner Ansicht betrat ich die Ebene von Tuoro; mit der festen Überzeugung, daß die Römer zwischen Passignano und Montecolognola überfallen und vernichtet wurden, habe ich sie verlassen". „Die Kromayerschen Karten und Bilder reichen nicht aus, die herrschende Ansicht zu widerlegen. Wer nur die Karte sieht, wird immer geneigt sein, das Schlachtfeld in der Ebene von Tuoro zu suchen; wer bei Montecolognola gestanden ... hat, dem wird der Plan Hannibals und seine Ausführung bis in die letzten Einzelheiten klar".

17) A. Grégoire. L'étude du Latin et du Grec. École d'observation et de raisonnement. Revue de l'instruction publique en Belgique 1911 (Band 54) S. 73—86.

S. 75—83 wird eine unpräparierte Übersetzung von Liv. 21, 34. 1—5 den Schülern einer Klasse (ellen'est pas brillante, il s'en faut de beaucoup) aufgegeben und unter Fragen und Antworten, unter Einhilfen und Belehrungen des Lehrers zustande gebracht.

Berlin. H. J. Müller.

Digitized by Google

Caesar.

I. Handschriften.

1) T. Rice Holmes, A Collation of Codex Lovaniensis. (The Classical Quarterly. Vol. V (1911). No. 3. S. 137—162.)

Seinen großen Verdiensten um Caesar hat Rice Holmes ein neues hinzugefügt durch die Kollation der ältesten von den Caesar-Handschriften, die sich im Britischen Museum befinden (Add. MSS. 10 084). Über diese Handschrift bemerkt Oudendorp i. J. 1736 folgendes: „Lovaniensis e societate Jesu, qui olim Laevini Torrentii fuerat, et a Cl. J. Lipsio, qui Torrentianum vocat, collatus ad Ed. Plantinianam: unde varias lectiones descripsit Marquardus Gudius. Dein eiusdem codicis collationem instituit Illustrissimus Nicolaus Heinsius ad Ed. Parisinam; et ex eo Celeberrimus Jacobus Perizonius ad Ed. Elzevirianam una cum Heinsianis emendationibus, et alii viri docti ad Edd. alias. Hic codex est sexcentorum, vel plurium, ut putant, annorum". Diese Handschrift schien längere Zeit verschwunden zu sein. Wiederaufgefunden wurde sie von Emile Châtelain, der im Jahre 1892 in der siebenten Lieferung seiner Paléographie Latine den Schluß des zweiten und den Anfang des dritten Buches des Bell. Gall. in getreuer Nachbildung (Heliogravure) veröffentlichte, allerdings wohl ohne zu wissen, daß er hier den alten, verloren geglaubten cod. Lovaniensis vor sich hatte. Erkannt wurde die Identität dieser Hs. des Brit. Museums mit dem verloren geglaubten Lovaniensis etwa i. J. 1894 von Alfred Holder, der den betreffenden Teil der Handschrift für seine Ausgabe des B. Civ. und, wie es scheint, alle Stellen, in denen keltische Namen vorkommen, für seinen alt-celtischen Sprachschatz kollationierte. Für die Fortsetzungen des B. Civ., d. h. das Bell. Alex. und das B. Afr. bis Cap. 33, wurde die Handschrift von Renatus du Pontet durchgesehen und die wichtigeren Abweichungen in seiner 1901 erschienenen Ausgabe des B. Civ. und der Fortsetzer Caesars verwertet. Es fehlte also noch eine Kollation des B. Gall., und diese Arbeit hat T. Rice Holmes im Jahre 1910 ausgeführt, und zwar mit der größten Sorgfalt: er hat die acht Bücher des B. G. ganz genau mit meiner kritischen Ausgabe von 1894 verglichen und sämtliche Abweichungen, auch die geringsten, aufgezeichnet. Auf meinen Wunsch hat er sich dann zur Veröffentlichung seiner Kollation entschlossen, und um seiner Sache ganz sicher zu sein und eine ganz zuverlässige

Digitized by Google

Kollation zu liefern, hat er die Handschrift zum zweitenmal von Anfang bis zum Ende des achten Buches verglichen.

Das Ergebnis dieser zweimaligen Vergleichung liegt uns nun in der oben angegebenen Nummer der Classical Quarterly vor. Die Hs. enthält das B. Gall. von I 6, 3 (*populum Romanum viderentur* — die ersten Kapitel sind von einer späteren Hand ergänzt), ferner das ganze B. Civ. und B. Alexandr. und vom B. Afric. die ersten 33 Kapitel. Im B. Civ. und den Fortsetzungen stimmt die Hs. so sehr mit dem Cod. Ashburnham. überein, daß sie Holder mit Recht als einen Zwillingsbruder des Ashb. bezeichnet hat. In dem B. Gall. dagegen steht sie in keinem näheren Verhältnis zu diesem. Sie gehört allerdings zu derselben Familie wie der Parisinus I und der Romanus — und zu dieser Klasse gehört ja im allgemeinen auch der Ashburnh. —, aber sie hat keine von den besonderen Eigentümlichkeiten dieser Hs.

Wir haben in dem Lovaniensis, der aus dem 11. Jahrhundert stammt, eine der älteren Hss., die freilich, wenn man die derselben Familie angehörenden, den Paris. I. und den Romanus (Vatic. 3864) kennt, nichts wesentlich Neues bietet; aber wir können nun doch über den Stammvater dieser drei (oder wenn man den Ashb. dazu nimmt, vier) Hss. besser und richtiger urteilen. Geheilt wird wohl durch eine dem Lovaniensis eigentümliche Lesart keine einzige kranke Stelle unserer Commentarii. In der Regel stimmt der Lovaniensis mit α überein, und wo die beiden Familien der Klasse α auseinandergehen, mit der in meiner Ausgabe mit φ bezeichneten; ganz selten mit der Klasse β (an etwa 30 Stellen) oder mit der einen Familie von β (mit π zehnmal und mit ϱ zweimal). Diese Übereinstimmung mit β oder der einen Familie von β findet nur in ganz unwesentlichen Dingen statt oder in Dingen, in denen auch die Hss. derselben Klasse nicht selten auseinandergehen, z. B. *hi(s)* und *ii(s)*, *consilio* und *concilio*, *vincla* und *vincula*, *ut* und *uti*, *consueverant* und *consuerant* u. ä.

Holmes hat lange nicht alle Abweichungen, die er sich notiert hatte, in seine in der englischen Zeitschrift veröffentlichte Kollation aufgenommen, und mit Recht. Z. B. hat er, da es sich nicht um eine ganz alte Hs. handelt, orthographische Dinge im allgemeinen nicht angegeben, wie *colloco*, *anchora*, *ditio*, *praelium*, *caeteri*, ebenso kleine Versehen des Schreibers, wie Wiederholungen desselben Wortes, Irrtümer, die der Schreiber selber verbessert hat, die Schreibung der Pränomina und Zahlen und Ähnliches. Um dem Benutzer seiner Kollation die Arbeit zu erleichtern, hat Holmes ferner bei jeder Abweichung der Hs. von meinem Text angegeben, mit welchen bekannten Hss. der Lovaniensis in jedem einzelnen Falle übereinstimmt, so daß man sofort übersehen kann, welche Lesarten dieser Hs. eigentümlich sind.

Diese eigentümlichen Lesarten unserer Hs. sind zum größten Teil wertlos: sie sind fast sämtlich auf Flüchtigkeit des Schreibers zurückzuführen. Oft sind Worte umgestellt oder ausgelassen oder durch synonyme ersetzt; Silben und Buchstaben sind nicht selten

Digitized by Google

ausgelassen oder verwechselt, kurz Schreibfehler und Versehen der verschiedensten Art finden sich in Unmenge. Umstellungen einzelner Wörter finden sich z. B. im ersten Buch an 18 Stellen, im zweiten an 16, in allen acht Büchern an mehr als 180. Ausgelassen sind ein oder mehrere Worte (abweichend von **allen** anderen Hss.) im ersten Buch 25 mal, im ganzen B. Gall. 136 mal. Darunter sind einige größere Auslassungen, wie V 1, 6 (*eo cum venisset, civitatibus milites imperat certumque in locum convenire iubet*) oder VI 20, 1 und 43, 4 und VII 69, 7 und VIII 38, 2. Manchmal erkennt man, wodurch das Versehen veranlaßt ist, wie VII 69, 7, wo nach dem Worte *ponebantur* folgende Worte ausgefallen sind: *ne qua subito eruptio fieret*; *haec eadem noctu excubitoribus ac firmis praesidiis tenebantur*; manchmal ist kein besonderer Grund für den Ausfall zu erkennen. — Zusätze sind verhältnismäßig selten, z. B. ist I 37, 1 hinter *Haec* ein *autem* von dem Schreiber zugesetzt, I 40, 5 ein *esse* hinter *meritus*. — Gleichwertige Formen und Wörter sind nicht selten an die Stelle der in allen anderen Hss. stehenden getreten; z. B. steht gelegentlich *antea* statt *ante*, *gratia* st. *causa*, *solet* st. *consuevit*, *tunc* st. *tum*, *acie instructa* st. *acie instituta*, *secum ducere* st. *secum habere*, *equitibus* st. *equitatui*, *subditos* st. *subiectos* usw.

Großen Wert, das ergibt sich schon aus dem bisher Gesagten, hat die Hs. nicht. Daß sie insofern nützlich ist, als man nun mit größerer Sicherheit über die gemeinschaftliche Quelle der Familie φ urteilen kann, wurde schon bemerkt; ob sie sonst noch Wert hat, ist schwer zu sagen. Allerdings werden durch sie einige Konjekturen, die von älteren und neueren Gelehrten gemacht worden sind und ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden haben, bestätigt. So fehlt I 25, 7 das von Mommsen jedenfalls mit Recht gestrichene *conversa*, ebenso I 33, 2 das von mir für unmöglich erklärte *in* (vor *dicione*), desgleichen V 20, 1 das von Ciacconius getilgte *Galliam*. Ferner kann man II 35, 1 in dem *quae*, welches die Hs. statt des *qui* der übrigen Hss. der α-Klasse bietet, eine Bestätigung der jedenfalls richtigen Konjektur Sauppes finden, der statt des in allen Hss. stehenden *legati* vorschlägt *legationes*; und so könnte man noch an einigen anderen Stellen eine nur in dieser Hs. erhaltene ursprüngliche Lesart sehen. Ich glaube freilich, daß hier nur durch Flüchtigkeit des Schreibers zufällig das Richtige entstanden ist. Richtig kann ja an sich noch manche dieser Hs. eigentümliche Lesart sein, z. B. I 14, 6 die Auslassung des *esse* vor *facturum*, die mit dem gewöhnlichen Gebrauch Caesars stimmt, oder I 22, 2 das Fehlen des auffallenden *a* (vor *Gallicis armis*); aber ein Tilgen dieser Wörter nur aus dem Grunde, weil sie in einer Hs. fehlen, würde ein Fehler sein. Die Hs. stammt aus derselben Quelle, wie so viele andere, und da wir aus dem Zusammenstimmen aller dieser mit Sicherheit sagen können, was in diesen und unendlich vielen anderen Fällen die Urhandschrift gehabt hat, kann die Auslassung solcher Wörter in unserer Hs. nur auf einem Versehen beruhen, und man darf nicht behaupten, daß in ihr allein das Echte aus uralter Zeit erhalten sei.

Digitized by Google

Auf jeden Fall aber hat sich Holmes ein Verdienst erworben durch die Kollationierung der Hs. und durch die Veröffentlichung seiner Kollation. Ich bin ihm noch zu besonderem Dank verpflichtet, da er ursprünglich seine Kollation nur in meinem persönlichen Interesse angefertigt hatte. Dank verdient er auch deshalb, weil er bei jeder Lesart des Lovaniensis angegeben hat, ob die betreffende Lesart nur in dem Lov. sich findet oder ob sie ihm mit anderen Hss. oder Hss.-Klassen oder -Familien gemeinsam ist. Daß er dabei hie und da eine Kleinigkeit übersehen hat, ist, da es sich um 2—3000 Lesarten handelt, verzeihlich. Übersehen ist z. B., daß I 53, 1 *neque* die Lesart von α ist, daß II 35, 1 *quae* auch in $B^2\beta$ sich findet, daß III 28, 1 *adduxit* nicht in X, sondern in α steht, daß V 9, 1 *et* (st. *ei*) in allen Hss. sich findet, daß VII 14, 8 *impedimentisne* nicht bloß die Lesart von β, sondern die aller Hss. ist. In einigen Fällen liegt hier wohl ein Schreib- oder Druckfehler vor, der sich auch bei der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, wie sie der Verf. in allen seinen Arbeiten zeigt, nicht ganz vermeiden läßt.

Druckfehler sind auch S. 138 Z. 10 I 40, 19 (st. I 41, 4?), ebendort Z. 16 I 19, 2 (st. II 19, 2), auch wohl Z. 9 derselben Seite *Suevi* (st. *Suebi*), S. 149 (zu V 58, 4) *a* (st. α), S. 151 (zu VI 29, 1) *hominis* (st. *homines*), S. 153 (zu VII 9, 6) X st. χ.

Mit der schwierigen Handschriftenfrage befaßt sich ein Artikel des Rheinischen Museums:

2) Alfred Klotz, Die Caesarüberlieferung. (Rhein. Museum f. Philol. N. F. LXIV S. 224—234.)

Klotz sucht zu beweisen, daß der von AHolder aufgestellte und von den meisten (auch von mir) als richtig angesehene Stammbaum der wichtigsten Caesar-Handschriften zu ändern sei. Bisher nahm man an, daß von einem gemeinsamen Stammvater (X) die zwei Hauptklassen (α und β) abstammten; daß α wieder in zwei Familien sich gespalten (φ und χ), ebenso β (in π und ϱ), und daß auf χ die Hss. *A* und *Q*, auf φ *B*, *M*, *S* zurückgingen, auf π *a* und *f*, auf ϱ *h* und *l*, also

X

α — β

φ — χ — π — ϱ

BMS — *AQ* — *af* — *hl*.

Klotz sucht, anknüpfend an Küblers Ansicht, zu erweisen, daß die gemeinsame Quelle aller Caesar-Handschriften ein Exemplar von β sei; α sei dadurch entstanden, daß Lesarten aus einer anderen alten Caesar-Handschrift in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Iulius Celsus und Flavius Licerius Firminus Lupicinus, einem Neffen des Ennodius, in dies Exemplar von β eingetragen seien. Klotz sucht dies daraus zu erweisen, daß an einer Anzahl Stellen die Lesarten

Digitized by Google

von *α* sich nur durch die Annahme erklären lassen, Lesarten einer anderen Hs. seien übergeschrieben oder an den Rand geschrieben gewesen und dann in den Text geraten.

An sich ist es ja sehr wohl möglich, daß die Urhandschrift der Klasse *α* auf diese Weise entstanden ist. Doch sehen wir uns die Beweisführung etwas genauer an. Die Stellen, die der Verf. anführt als Beweis dafür, daß *α* durch übergeschriebene, aus einer anderen alten Hs. stammende und in den Text von *β* eingetragene Lesarten entstanden sei, sind nicht sämtlich beweiskräftig. Gleich die erste von ihm herangezogene Stelle läßt sich anders erklären. IV 22, 3 (*navibus circiter LXXX onerariis coactis*) hat *β LXXX*, *α* dagegen *octingentis octoginta*. Klotz bemerkt dazu: „*α* hat also neben der Lesart von *β* eine Variante (*octingentis*), die anderswoher stammt. Daß diese Variante falsch ist, bedarf keiner längeren Darlegung. Denn für den Transport von zwei Legionen ist die Zahl von 800 Schiffen viel zu groß. Aber gerade deswegen ist *octingentis* als eine handschriftliche Variante zu betrachten. Also ist *α* hier = *β* + x". Ich meine, die Entstehung der Lesart von *α* läßt sich auch folgendermaßen erklären: in der Vorlage stand *LXXX*; durch ein Versehen (wohl einen Schreibfehler) löste der Abschreiber das Zahlzeichen durch *octingentis* auf, bemerkte aber seinen Irrtum sofort und setzte das richtige *octoginta* dazu; er vergaß, sein *octingentis* zu tilgen, oder die Berichtigung seines Irrtums war nicht deutlich, und so geriet dieses *octingentis* neben *octoginta* in die aus jener Hs. (*α*) stammenden Hss.

Bei der zweiten Stelle, die K. anführt (VII 46, 1), dürfte seine Erklärung das Rechte treffen: die Lesart *CC* in *β* ist wohl auf ein undeutlich geschriebenes *ꝏ* in der Vorlage zurückzuführen; und wenn hier wirklich *mille* und nicht *MCC* die echte Lesart ist, wäre seine Ansicht als richtig erwiesen, daß (wenigstens in dem vorliegenden Falle) *β* zugrunde gelegen und die Lesart von *α* dadurch entstanden wäre, daß über diese (etwas verderbte) Lesart von *β* aus einer anderen alten, besseren Hs. die richtige Lesart (*mille*) übergeschrieben wäre und dann diese richtige n e b e n der falschen in die Abschriften gekommen wäre. Möglich ist freilich auch hier, daß in *α* die richtige Lesart erhalten (*MCC*) und in *β* durch Flüchtigkeit des ersten Schreibers das *M* ausgefallen ist. Daß in der Urhandschrift von *α mille* wahrscheinlich *mille* und nicht *M* geschrieben war, beweist m. E. nichts oder nicht viel. Der Schreiber dieses Archetypus von *α* liebte es, Abkürzungen seiner Vorlage aufzulösen; und Zahlzeichen n e b e n ausgeschriebenen Zahlen sind in den Hss. nicht selten.

Mit der weiteren Erklärung der Entstehung von Doppellesarten in *α* dürfte Klotz im allgemeinen recht haben, daß also III 13, 9 *rei* über *relictae* übergeschrieben war, um anzudeuten, es sei *reiectae* zu lesen st. *relictae*, und daß durch Mißverständnis des ersten Abschreibers in den Archetypus der *α*-Hss. *rei relictae* kam. Ebenso wird seine Erklärung der Entstehung von *concertaturum* und *concertaturum tenturum* VI 5, 3 richtig sein, desgleichen die von *auleurcos* VII 4, 6,

2*

Digitized by Google

von *perspiceretur* VII 36, 4, von *dedistineat* VII 37, 3 und von *longe amplius* VIII 36, 1. An einzelnen dieser Stellen kann man allerdings auch annehmen, daß der Schreiber der Urhandschrift von α sich verschrieben hatte und seinen Irrtum berichtigte, aber nicht in so klarer Weise, daß die folgenden Abschreiber seine Absicht richtig verstanden hätten. Dies scheint mir der Fall zu sein VII 23, 3 und 58, 3, wohl auch VIII 30, 1. VII 23, 3 glaube ich nicht, daß *coagminatis* (was ja gar kein Wort ist) eine aus einem anderen Codex entnommene Lesart ist, sondern es ist höchst wahrscheinlich ein Schreibfehler, der von dem Schreiber sofort bemerkt und durch *coagmentatis* verbessert wurde. Ebenso ist wohl VII 58, 3 *silua* ein durch das übergeschriebene und an falsche Stelle geratene richtige *insula* verbesserter Schreibfehler. Daß VIII 30, 1 *duobus* eine Variante zu *quinque* oder umgekehrt *quinque* eine Variante zu *duobus* ist, darf man als sicher ansehen. In älteren Hss., z. B. dem Ashburnham., findet man wiederholt *quinque* durch *.u.* gegeben und dies ist mehrmals mit *.II.* verwechselt worden. Es sollte also jedenfalls die eine Lesart, mag dies nun *duobus* oder *quinque* gewesen sein, durch die andere über- oder an den Rand geschriebene berichtigt werden. Aber II 8, 3 ist das neben *castigatus* stehende *castratus* sicherlich nicht eine aus einer alten Hs. beigeschriebene und in den Text geratene Variante, sondern wohl nur ein aus Übermut, als ein schlechter Witz, beigeschriebenes Wort. Mit II 23, 4 (*castris* am Rande nachgetragen) hat Klotz wahrscheinlich, mit III 7, 1 (*inita*) vielleicht recht, auch wohl darin, daß III 9, 7 *in concluso mari atque in apertissimo Oceano* zu lesen ist.

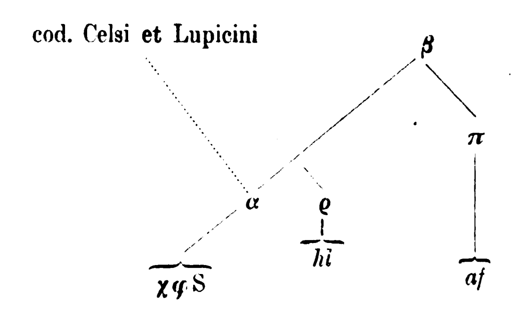
Wie man aber auch über diese Stellen urteilt, die Möglichkeit wird man zugeben müssen, daß, wie Kl. meint, die Urhandschrift von β oder ein Vorfahr dieses Codex zugrunde gelegen hat, und daß in diesen an einer ganzen Anzahl von Stellen Lesarten aus einer anderen Hs. oder anderen Hss. eingetragen worden sind, und daß so die Entstehung einer ganzen Anzahl von Lesarten in α zu erklären ist. Ob man aber mit dieser Erklärung überall durchkommt, bedarf doch noch einer gründlichen Untersuchung. Ein gemeinsames altes Exemplar, das entweder α oder β näher stand, ist auf jeden Fall anzunehmen, in das eine sehr große Zahl von abweichenden Lesarten aus anderen Hss. eingetragen waren. Daß dieses Exemplar β näher stand, ist möglich, für manche Stellen sicher. Übrigens liegen in dem Texte von α nicht bloß Varianten einer alten Hs. vor, sondern sicher auch eine ganze Anzahl Verbesserungsversuche der Herren Celsus und Lupicinus. So sind die vielen unmöglichen *ab* st. *a* sicher unglückliche Besserungsversuche eines dieser Herren.

Nachträglich möchte ich noch bemerken, daß eine Stelle, die Klotz anders erklärt, ganz gut mit seiner Hauptthese in Einklang gebracht werden kann, nämlich VII 28, 6. Klotz schließt sich hier, wie ich es in meiner Ausgabe 1894 getan habe, der an sich recht annehmbaren Konjektur von Menge an. Ich glaube jetzt mit RSydow, daß die Lesart aller Hss. beizubehalten ist und nur das nur in α er-

Digitized by Google

haltene *silentio* mit dem nur in β erhaltenen *sic* zu verbinden ist: *quos ille . . . silentio sic ex fuga excepit veritus, ne qua . . . seditio oreretur, ut . . . disparandos deducendosque ad suos curaret.* Daß *ut* von *sic* etwas weit entfernt ist, tut nichts: das kommt öfter vor, z. B. V 44, 14; VI 41, 3; VII 17, 5; 30, 4. — Auch I 46, 4 wird man die überlieferte Lesart aller Hss. mit einer ganz kleinen Änderung beibehalten können: man braucht nur mit Kleist *fecisse* statt des in den Hss. stehenden *fecissent* zu schreiben.

Möglich ist also, daß der Stammbaum unserer Caesar-Handschriften so aussieht, wie Klotz annimmt:



Recht hat K. auch mit seiner Bemerkung, daß öfter die echte, ursprüngliche Lesart in der einen Familie von β, namentlich in π, erhalten sei. Jedenfalls verdient seine These eine sorgfältige, eingehende Prüfung.

II. Ausgaben.

1. Text.

Ein neuer Text ist meines Wissens nach den im letzten Jahresbericht besprochenen nicht erschienen.

2. Kommentare.

3) Iulii Caesaris commentarii de bello civili. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von Rudolf Menge. I. Bändchen: Buch I und II, und II. Bändchen: Buch III. Zweite Abteilung: Kommentar. Zweite, verbesserte Auflage. Gotha 1903, Friedrich Andreas Perthes. 97 u. 50 S. 8. Text und Kommentar zusammen 1,90 und 1,25 *M*.

In dem ersten Bändchen gibt der Verf. zunächst eine geschichtliche Einleitung, die auf S. 3—10 in sechs Kapiteln behandelt: „I. Cäsars Leben bis zu seinem Abgange nach Gallien; II. Gallien bis zur Ankunft Cäsars; III. Der Gallische Krieg; IV. Der Bürgerkrieg; V. Cäsars letzte Jahre; VI. Cäsar als Schriftsteller". — Dann folgt auf S. 11—19 „Das römische Kriegswesen nach Cäsar". Drittens (auf S. 20—31) ein von Prof. Dr. Jürgen Lübbert in Halle verfaßter

Digitized by Google

Abschnitt: „Der Kriegsschauplatz", zu dem ein drei Seiten einnehmendes Geographisches Register gehört; endlich fünftens ein vier Seiten umfassender Abschnitt „Stilistisches". Der daran sich anschließende Kommentar zum ersten Buch füllt S. 39—79, der zum zweiten Buch S. 80—97; der zum dritten Buch S. 3—50.

Die beigegebenen einleitenden Abschnitte sind praktisch und bieten dem Schüler bei aller Kürze das Notwendige. Der eigentliche Kommentar ist ähnlich dem weit verbreiteten und allgemein bekannten desselben Verf.s zum Gallischen Kriege, bietet aber, da er für ältere und fortgeschrittene Schüler bestimmt ist, sprachlich etwas weniger und zum Teil etwas andersartige Hilfen als jener, sachlich, wie es für das Bellum Civile nötig ist, etwas mehr.

Über viele Stellen kann man bekanntlich sehr verschiedener Ansicht sein; über manche ist der Verf. inzwischen wahrscheinlich selbst anderer Ansicht geworden. Sehr zweifelhaft erscheint mir z. B., daß 1, 6, 7 mit privati Pompejus gemeint sein soll. Nach des Verf.s eigener Erklärung zu c. 2, 1 durfte er als Prokonsul das Weichbild der Stadt nicht betreten, und nach c. 2, 1 (*aberat*) und nach 3, 1 (*evocantur*) hat er es schwerlich betreten. — Zu c. 16, 1 ist bemerkt: „*expulso Lentulo* ist gleichwertig mit 'nachdem er Asculum genommen hatte'. Aber 15, 3 wird erzählt, daß Lentulus auf die bloße Nachricht von Caesars Annäherung Asculum verließ.

1, 17, 3 findet man im Kommentar: „*partes* verbinde mit *urbis*". Das ist wegen der Stellung des Wortes *urbis* (*certas cuique partes ad custodiam urbis attribuit*) ganz unwahrscheinlich. — c. 64, 2 (*ne labori suo neu periculo parceret*) wird *parcere* erklärt oder vielmehr übersetzt „Rücksicht nehmen"; warum nicht lieber „ersparen"? — c. 78, 1 ist die von Menge aufgenommene Lesart *dierum XVII* unmöglich (s. den krit. Anh. zu der 11. Auflage von Kraner-Hofmann); daher ist natürlich auch die Bemerkung in dem Kommentar zu ändern. — 3, 2, 3 dürfte die Anmerkung („Diese 15 000 Legionssoldaten stellten nämlich nach Kap. 6, 2 den Bestand von sieben Legionen dar") schwerlich das Richtige treffen. S. die Anm. zu c. 3, 2, 3 und zu 3, 6, 2 bei Kraner-Hofmann 11. Auflage. — Bei der Bemerkung zu 3, 15, 4 („Felle übers Verdeck gespannt . ., unter denen man Schatten suchte") ist übersehen, daß es sich hier um Dezember oder Januar handelt, eine Zeit, in der man auch in jenen Gegenden nicht Schatten zu suchen braucht. — Zu 3, 23, 1 heißt es: „eine kleine Insel, im Altertum Pharos, jetzt St. André genannt". Aber die Insel Pharos ist doch höchst wahrscheinlich die, die jetzt Faro heißt. Übrigens heißt die von Caesar erwähnte Insel jetzt nicht St. André, sondern S. Andrea. — Daß die Erklärung zu 3, 30, 1 („secundum eas] Sie waren ihnen nachmarschiert") nicht haltbar ist, ergibt sich aus den folgenden Paragraphen desselben Kapitels.

Wie schon oben eine Erklärung als unhaltbar bezeichnet werden mußte, weil eine unrichtige Lesart zugrunde gelegt war, so noch an mehreren Stellen. — Zu 1, 34, 1 ist mit Recht gesagt: „*Corfinio* kann

Digitized by Google

nicht zu *captum* konstruiert werden"; nur muß man hinzufügen: „aber wegen der Wortstellung auch nicht zu *dimiserat*"; daraus folgt, daß man mit HJMüller *Corfinio* in *Corfinii* ändern muß.

Kleine Versehen finden sich in der Einleitung S. 22, wo gesagt ist, Massilia liege etwa 30 km östlich von der Mündung der Rhone, während es in Wirklichkeit wenigstens 40 km davon liegt. — Auch Genūsus im Geographischen Register ist wohl ein Irrtum; wenigstens heißt der Fluß bei Lucan zweimal (V 462 und 465) Genŭsus. — 3, 2, 3 steht: „*deminuere* in Abgang bringen = wegraffen"; aber das kann es m. E. niemals bedeuten; es heißt „verringern". Entweder muß man also *magnum* (vor *numerum*) streichen, oder man muß für *deminuere* (oder für *magnum*) ein anderes Wort einsetzen. — Zu 3, 101, 1 ist der Begriff „in der Nähe" sehr weit gefaßt; denn Vibo liegt 70—80 km von der sizilischen Meerenge. — Auf einem Irrtum beruht auch die Angabe (3, 103, 2), der junge Ptolomaeus sei erst zehn Jahre alt gewesen: er war etwa 13 Jahr alt. — Die Anmerkung zu 3, 13, 3 würde ich streichen. Zu *perterrito etiam tum exercitu* ist nämlich bemerkt: „Auch jetzt noch bestürzt zu sein, hatte das Heer keinen Grund, da es ja bei dem Wettlaufe nach Dyrrachium gesiegt hatte". Oft genug sind ja doch Menschen bestürzt, auch wenn sie keinen Grund dazu haben, und wenn jemand aus irgend einem Grunde in Angst und Bestürzung geraten ist, dauert die Bestürzung oft noch lange fort, auch wenn er eingesehen hat, daß kein Grund mehr dazu vorliegt.

Einzelne Bemerkungen wird der Schüler nicht verstehen oder für selbstverständlich halten, wie die zu 3, 13, 5: „praeoccupato itinere] Freilich nicht von Caesar war die Straße vorweg besetzt worden". Der Verf. hat diese Bemerkung wahrscheinlich nur deshalb gemacht, weil nach dem gewöhnlichen Gebrauch (auch Caesars) die Worte: *Caesar praeoccupato itinere .. finem properandi facit* bedeuten würden: nachdem Caesar d e Straße vorweg besetzt hatte. Es würde sich vielleicht empfehlen hinzuzusetzen: wie man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch erwarten könnte. — Bei 3, 37, 6: „ad ... ordines] Wenn sich die Legionen in Reih' und Glied geordnet hatten, waren sie für Reiterei unbesiegbar" ist übersehen, daß es sich hier nicht um einen Kampf von Reiterei und Fußvolk handelt, sondern um einen Kampf zwischen zwei Reiterabteilungen.

Hie und da scheint mir noch eine Bemerkung wünschenswert, z. B. zu 1, 5, 1 eine Erklärung, was mit *extremum ius* gemeint sein mag, oder zu der Form *haec* 1, 56, 3, oder zu 3, 1, 2 *his rebus* (wo doch nur von einer *res* die Rede ist), oder zu dem Singular *erat* (3, 7, 1), obwohl mehrere Personen Subjekt sind.

Druckfehler finden sich nur in geringer Zahl. Zu 1, 2, 3 ist *55* (st. *53*) übersehen; 1, 4, 2 *52* (st. *82*); 2, 16, 1 *quo* (st. *qua*); ib. § 2 *circummunire* (st. *circummuniri*); 3, 2, 3 *1500* (st. *15 000*); 3, 21, 4 *54* (st. *52*) und noch einige Kleinigkeiten.

Im allgemeinen aber ist der Kommentar ebenso wie der Text durchaus zu empfehlen.

Digitized by Google

4) Des C. Julius Caesar Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg. Herausgegeben von Franz Fügner. Kommentar. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. IV u. 152 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

Der Text dieser Ausgabe ist im Jahre 1909 in zweiter Auflage erschienen und in dem letzten Jahresbericht besprochen worden. Der Kommentar liegt noch nicht in zweiter Auflage vor. Dem eigentlichen Kommentar gehen zwei Kapitel voraus, deren erstes die Überschrift trägt: „Anleitung zum Übersetzen", das zweite: „Grammatisch-stilistische Regeln". Der Inhalt dieser beiden Kapitel ist ähnlich dem der bekannten Anleitung zum Übersetzen, die RMenge seiner Ausgabe des B. Gall. vorausgeschickt hat, und dem Abschnitt, den derselbe Gelehrte seinem Kommentar zum B. Civ. beigegeben hat, unter der Bezeichnung „Stilistisches". Beide Abschnitte des Kommentars werden sich als nützlich erweisen, wenn die Lehrer derjenigen Anstalten, an denen die Fügnersche Ausgabe und der vorliegende Kommentar eingeführt sind, der Erwartung des Verf.s entsprechend sie mit den Schülern durcharbeiten.

Der eigentliche Kommentar umfaßt S. 15—152. Im allgemeinen wird man ihn als angemessen und für die Schüler nützlich bezeichnen dürfen. Im einzelnen freilich ist ziemlich viel auszusetzen, und bei einer neuen Auflage wird nicht weniges zu bessern sein.

Um mit einigen Äußerlichkeiten zu beginnen, so sind zu vermeiden Verweisungen auf Stellen, in denen der Schüler weiter nichts findet, als eine Verweisung auf eine andere Stelle. Z. B. heißt es zu 2, 42, 2: „integri hier unverwundet, s. zu 41, 6". Sucht der Schüler diese Stelle, so findet er: „integri s. zu 5, 2". — Zu 3, 8, 3 findet man: „deterreri sperans s. zu II 27, 2". Dort steht: „sentire speramus, wegen des inf. praes. s. zu I 8, 3". Derartige Verweisungen finden sich nicht so ganz selten. Das heißt doch die Jungen an der Nase herumführen, und sie sind das beste Mittel, ihnen das Aufschlagen solcher Stellen recht gründlich abzugewöhnen.

Oft aber findet der Schüler auch nichts Brauchbares an der Stelle, auf die er verwiesen wird. In der Anmerkung zu 1, 13, 1 wird z. B. auf eine Anmerkung zu 8, 1 verwiesen. Aber c. 13 handelt es sich um *convenire ad aliquem*, c. 8 um *convenire aliquem*. Doch in diesem Falle könnte man die unpassende Verweisung noch mit pädagogischen Gründen zu rechtfertigen suchen: in anderen Fällen aber ist auch das nicht möglich. Z. B. ist zu 3, 13, 3 wegen *subire casum* verwiesen auf 2, 41, 6. Dort steht: „casum subire sich dem Kampfe aussetzen". Aber das paßt ja für 3, 13, 3 gar nicht; denn dort heißt es *iurat, se eum non deserturum eundemque casum subiturum, quemcumque ei fortuna tribuisset.* Auch derartige Verweisungen trifft man öfter.

Ferner sind Druck- oder Schreibfehler bei den Verweisungen gar nicht selten. So liest man gleich auf der ersten Seite des Kommentars: „tribunorum, die Namen s. § 7". Aber das erste Kapitel des B. Civ. hat gar nicht 7 Paragraphen; gemeint ist c. 2 § 7. — Z.

Digitized by Google

2, 26, 2 bemerkt Fügner: „in conspectu s. zu 23, 4". Aber zu 23, 4 hat er überhaupt gar keine Anmerkung. Was er gemeint hat, weiß ich nicht; vielleicht 1, 70, 4; aber darauf kann kein Mensch verfallen. — Zu 3, 8, 2 ist bemerkt: „officio praepositus erat s. zu 57, 4"; es muß aber heißen zu 5, 4. Ähnliche Versehen sind nicht selten.

Auch andere Beweise von Flüchtigkeit finden sich, z. B. zu 1, 4, 3: „adulatio P. die Kriecherei gegen P."; im Texte steht aber *adulatio potentium*! — Zu 3, 66, 6 ist bemerkt: „sine periculo vertritt ein Adj.". Es muß heißen: vertritt ein Adverb; denn der Text lautet: *quo liberius ac sine periculo milites aquarentur.*

Manche Bemerkung verstehe ich nicht, z. B. die zu 1, 2, 4: „fere verb. mit sequebatur". Der Text lautet: *M. Rufus, qui sententiam Calidii paucis fere mutatis verbis sequebatur.* — Unklar ist auch die Bemerkung zu 1, 5, 1: „turbate (nur hier vorkommend) verwirrt, ohne Ordnung". Turbate ist allerdings sehr selten, aber es findet sich wenigstens noch einmal bei Tertullian. Das „nur hier" mußte also irgendwie beschränkt werden. — Unverständlich ist in demselben Paragraphen der Satz: „extremum ius... das Grundrecht der persönlichen Unverletzlichkeit, das sie jetzt durch ihren Einspruch ausübten". — Unverständlich ist mir auch 1, 11, 4: „ab Arimino, die Präp. bezeichnet die Marschrichtung". Sollte die Präp. nicht, wie sonst bei Städtenamen, die Umgegend einer Stadt bezeichnen?

Manche Übersetzung ist ungeschickt. So 1, 9, 2 (*doluisse se, quod... erepto semenstri imperio in urbem retraheretur*) die Übersetzung: indem man ihn zurückschleppen wolle; oder 1, 63, 3: magna multitudine circumfusa da sie in großer Menge umherschwärmten (st. sie umschwärmten).

Manche Bemerkung ist sehr überflüssig, wie zu 1, 58, 3: „remigibus v. remex". Ja wovon denn sonst? Oder zu 1, 61, 1: „per pontem, rein örtlich zu verstehen, wie 45, 7 per oppidum".

Aber nicht Weniges ist auch geradezu unrichtig. Hier nur eine kleine Auswahl! 1, 4, 4: „in gratiam redire cum aliquo sich wieder in Gunst setzen bei jdm.". Es bedeutet natürlich „sich wieder aussöhnen mit jd.". — 1, 8, 3: „studium Eifer, Leidenschaft, mit *iracundiam* zusammen nach R. 41 seinen leidenschaftlichen Groll". Hätte der Verf. etwas langsamer und sorgfältiger gearbeitet, so hätte er sicher gesehen, daß hier von einem „Hendiadys" nicht die Rede sein kann, da der Text lautet: *Caesarem quoque pro sua dignitate debere et studium et iracundiam suam rei publicae dimittere*: et — et schließt die Annahme eines Hendiadys unbedingt aus. — Ein ganz bedenklicher Irrtum (oder eine arge Flüchtigkeit) liegt vor 1, 37, 1 in der Bemerkung: „longius weiter ab, im innern Gallien bei den Häduern". Die Legionen, die beim Ausbruch des Bürgerkrieges noch in Gallien gestanden hatten, hatte Caesar längst aus dem Lande herausgezogen. — 1, 85, 9 soll probati bedeuten „entschuldigt,

Digitized by Google

dispensiert"; das ist aber unmöglich. — 2, 2, 3 liest man: „h a c, abl. instr., unter dessen Schutze"; es bedeutet aber doch sicher, wie gewöhnlich, „auf diesem Wege, hier". — 2, 4, 4 steht folgendes: „e x t e r r e r e hier nicht erschrecken, sondern aufrütteln (zu neuen Hoffnungen und neuem Wagen)". Das kann e x t e r r e r e nun und nimmermehr bedeuten. — 2, 31, 8: „i u d i c i u m f a c i o u n a c u m a l i q u o = consentio cum aliquo stimme überein mit jdm.". Ganz unmöglich! — 3, 22, 1 heißt es: „i u s s u a t q u e i m p e r i o im Auftrage und unter dem Oberbefehl". Daß das unrichtig ist, erkennt man sofort, wenn man die Stelle ansieht. — 3, 27, 1: „l i c u i t = potuit". Videre licuit = videre potuit?! — 3, 78, 5: „d e p o s i t i s s. § 1, näml. in Orikum". Aber in § 1 steht ja deutlich, daß er die Verwundeten in Apollonia unterbrachte.

Der Druck hätte sorgfältiger überwacht werden können. Selbst recht störende Druckfehler finden sich an nicht wenigen Stellen. Da Lehrer von ihren Schülern Sorgfalt und Genauigkeit verlangen, und mit Recht, müssen sie selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Zu 1, 30, 5 findet man die Übersetzung: „mit diesen R i c h t u n g e n war er ziemlich fertig, als er.. erfuhr". Gemeint sind jedenfalls R ü s t u n g e n. — 1, 41, 4 steht: „i n o p e r e f a c i e n d o bei den Schanzen". Es soll heißen: „bei dem Schanzen". — 2, 18, 4: „ein modius = 87, 5 l.". Ein verrücktes Komma stiftet hier Unheil; es ist zu lesen: 8, 75 l.

Doch genug der Einzelheiten! Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß bei einer neuen Auflage das Ganze einer sehr sorgfältigen Durchsicht und Prüfung unterzogen werden muß.

5) C a e s a r s B ü r g e r k r i e g. Zum Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von H. K l e i s t. K o m m e n t a r. Bielefeld und Leipzig 1904, Velhagen & Klasing. 86 S. 8. geb. 0,90 *M*.

Der Text dieser Ausgabe ist in dem letzten Jahresbericht besprochen worden. Der vorliegende Kommentar ist für Schüler bestimmt, die wenigstens drei Halbjahre das Bellum Gallicum gelesen haben und „mit der Sprache und Ausdrucksweise des Schriftstellers näher vertraut" sind, und für solche dürfte er ausreichen. „Um seinen Umfang möglichst zu beschränken, sind das erste Buch ganz, aber von den beiden anderen Büchern nur diejenigen Abschnitte kommentiert worden, die erfahrungsmäßig am meisten gelesen werden und auch in den amtlichen Lehrplänen besonders herausgehoben sind", d. h. der Kommentar zum zweiten Buch beschränkt sich auf Erklärung der Kapitel 23—44, der zum dritten auf Kapitel 41—112.

Aufgefallen ist mir bei der Durchsicht folgendes. Der Ausdruck ist in ganz vereinzelten Fällen nicht ganz klar; z. B. zu 1, 5, 2 heißt es: „in der Nacht des 7. Januar"; soll sich der Schüler dabei die Nacht zum 7. oder die Nacht vom 7. zum 8. Januar denken? — Ungenau ist die Erklärung zu 1, 15, 1 p r a e f e c t u r a e: „praefecturae hießen diejenigen italischen Städte, die zwar volles Bürgerrecht, aber nicht

Digitized by Google

eigene Gerichtsbarkeit besaßen. Ihnen wurde von Rom aus alljährlich ein praefectus iuri dicundo geschickt". Hier war wenigstens der Zusatz zu machen: „in früheren Zeiten". — Einzelne Bemerkungen und Übersetzungen sind wenig geschickt, so zu 1, 76, 5: „rem.. redegit] brachte die Lage wieder auf den früheren Kriegsfuß", oder zu 3, 79, 4: „elatius inflatiusque] mit weit größerer Übertreibung und Aufbauschung, als es der Wirklichkeit entsprach". Entspricht denn eine Übertreibung und Aufbauschung jemals der Wirklichkeit?

Einige Angaben muß man als sehr zweifelhaft bezeichnen. So die Aufzählung der Legionen, die Pompejus als paratas bezeichnet (Anm. zu 1, 6, 2). Der Verf. fühlt dies selbst; denn er sagt: „Freilich klingt es prahlerisch, wenn er alle diese Truppen jetzt schon *paratas* (schlagfertig) nennt". — Ähnlich steht es mit der Bemerkung zu 2, 23, 1 duas legiones ex quattuor. Vgl. meine Anmerkung zu dieser Stelle. — Zu den Worten (2, 26, 1): „*Curio... universi exercitus conclamatione imperator appellatur*" bemerkt Kleist: „Cäsar tadelt offenbar diese übereilte Ehrenerweisung". Ich vermag in der einfachen Erzählung einer Tatsache einen Tadel nicht zu entdecken. — 2, 32, 13 heißt es zu den Worten Africi belli praeiudicia: „Gemeint sind die bisherigen Schlappen der Pompejaner in Afrika, die eine Vorentscheidung des ganzen Krieges sind, insofern sie im voraus ein Urteil über seinen Ausgang gestatten". Aber die Worte Africi belli praeiudicia sind jedenfalls als Apposition zu den vorhergehenden (Corfiniensem ignominiam, Italiae fugam, Hispaniarum deditionem) zu fassen; sonst würde *sequimini* nicht passen. — 3, 45, 6 läßt sich der Plural *legiones* nicht als Prahlerei erklären; ich habe nachgewiesen, daß der Singular notwendig ist. — 3, 79, 4 beweist das Imperf. avertebat nicht, daß „der Abfall von Caesar noch nicht geschehen war", sondern es soll jedenfalls besagen, daß der Abfall der civitates noch fortdauerte.

Erregten an den zuletzt besprochenen Stellen die Erklärungen des Herausgebers große Bedenken, so wird man einige andere Erklärungen als unrichtig bezeichnen dürfen. So kann animi confirmatio (1, 21, 1) nicht bedeuten „Bestärkung in ihrer bisherigen festen Gesinnung"; denn sie hatten ja ihre bisherige feste Gesinnung aufgegeben und wollten sämtlich zu Caesar übergehen. — 1, 58, 1 kann impetus excipere nicht bedeuten „Angriffe durch schnelles und geschicktes Ausweichen parieren"; es könnte nur heißen „Angriffen standhalten". — 3, 65, 1. 2 werden die Worte *iam Pompeiani... appropinquabant... et M. Antonius... cernebatur* erklärt: „schon näherten sich die Pompejaner, da wurde Antonius gesehen". Da müßte aber wenigstens das Perfektum (*visus est*) stehen.

Doch derartige Versehen sind außerordentlich selten. Was der Verf. bietet, ist fast durchgehends zuverlässig und sorgfältig. Auch der Druck ist, wie sichs für ein Schulbuch gebührt, sehr korrekt. Nur ganz selten stößt man auf einen Schreibfehler. 3, 58, 5 ist *consumptum* zugesetzt und *omnibus locis* an eine falsche Stelle geraten.

Digitized by Google

Auch 3, 110, 5. 6 liegt wohl ein Schreibversehen vor: statt 51 muß es heißen 50.

6) C. Iulii Caesaris Bellum Gallicum. Herausgegeben von Haellingk zu Schwelm. II. Kommentar. Dritte Auflage. Münster i. W. 1909, Aschendorff. 296 S. 8. kart. 2 ℳ.

Um denjenigen, die Haellingks Caesar-Kommentar noch nicht kennen, eine Vorstellung von der Beschaffenheit dieses „Kommentars" zu geben, lasse ich hier einen Paragraphen aus einem der ersten Kapitel und einen aus einem späteren Abschnitt abdrucken.

Die Erklärung zu dem ersten Paragraphen vom dritten Kapitel des ersten Buches lautet folgendermaßen: „adducti ... permoti s. 2, 1 inductus. — res = Gründe. — auctoritas Einfluß. — pertinere ad (vgl. 1, 3) = nötig sein zu. — ad proficiscendum zum Ausziehen = zum Auszuge. — comparare beschaffen. — quam maximus möglichst groß. — coemere aufkaufen. — sementes facere Aussaaten machen = Land bestellen; wie muß dann quam maximas übersetzt werden? — suppetere reichlich vorhanden sein = (aus)reichen. — copia frumenti Getreidevorrat. — in itinere unterwegs. — proximae (s. 1, 3) civitates = Nachbarstaaten. — pacem et amicitiam confirmare (sichern) = Frieden und Freundschaft schließen".

Verwiesen ist an drei Stellen auf eine frühere Bemerkung. 2, 1 inductus steht „regni cupiditate inductus, a) von Herrschsucht verführt (verleitet, getrieben), b) aus, infolge, voll Herrschsucht. Im Lat. ist a), i. D. b) bevorzugt". — 1, 3 (zu pertinere ad) ist bemerkt: „pertinere ad sich erstrecken auf = dienen zu". — 1, 3 (zu proximae) heißt es: „proximus = benachbart, Nachbar".

Zu VII 25, 1 werden folgende Bemerkungen gemacht und den Schülern folgende Hilfen geboten: „cum während. — locus Punkt. — consumpta (= vergangen) iam reliqua parte (Rest) noctis übersetze als parenthetischen Hauptsatz = „schon war es Tag geworden". — redintegrari (Dat.) sich wieder erneuen = von neuem beleben (Akk.). — eo magis quod = zumal (da). — plutei die Brustwehren (an den römischen Türmen). — apertos = Ungedeckte (römische Soldaten) = Soldaten ohne Deckung. — animadvertebant nach videbant i. D. überflüssig. — adire vorgehen. — non facile I 11, 4. — que i. D. 'aber' oder 'während'. — ipsi (Galli) = ihrerseits, von den Ihren. — (recentes defessis) succedere (V 16, 3) = ablösen. — positum esse in III 14, 8. — vestigium temporis Zeitpunkt, Augenblick. — inspectantibus nobis = vor unseren Augen. — memoria dignum „etwas Merkwürdiges" (visum i. D. überflüssig) nimm als Subjekt zu accidit".

Die Stellen, auf die verwiesen wird, bringen folgende Hilfen. I 11, 4 steht: „non facile = nur schwer, nur mit Mühe". —

Digitized by Google

V 16, 3 findet der Suchende: „s u c c e d e r e (I 25, 6) nachrücken, treten“. — III 14, 8: „p o s i t u m e s s e i n = consistere in § 7 (beruhen auf, abhängen von)“.

Man sieht, der Kommentar hält sich im siebenten Buch etwa auf derselben Höhe, wie im ersten. Nach dem Vorwort zum Textbande sind „die Beihilfen des Kommentars für nachdenkende 12 bis 14 jährige Tertianer, die ihn von Anfang der Cäsarlektüre an benutzen, berechnet“. Ich meine, diese Beihilfen sind fast sämtlich so beschaffen, daß die Schüler, die diesen Kommentar von Anfang an benutzen, sich das eigene Nachdenken abgewöhnen und daß in ihnen jede Selbsttätigkeit ertötet wird: es ist die reine Eselsbrücke und kann denjenigen Lehrern und denjenigen Anstalten warm empfohlen werden, die es als ihre Aufgabe ansehen, ihren Schülern von klein auf selbständiges Denken recht gründlich abzugewöhnen und die Neigung dazu ein für allemal zu ersticken.

Wie ein Kommentar aussehen muß, in dem den Schülern sehr reichliche Übersetzungshilfen geboten werden, aber so, daß diese doch zum Nachdenken und zur Selbsttätigkeit angeleitet werden, kann der Verfasser, der es doch jedenfalls gut mit den Schülern meint, aus den bekannten Kommentaren von RMenge lernen, ebenso aus dem gleich zu besprechenden von Fügner-Micha.

Zur Vergleichung gebe ich zu VII 25, 1 den Kommentar von Rudolf Menge, der mir allerdings nur in der zweiten Auflage vorliegt, und den von Fügner-Micha.

RMenge: „*pluteos turrium*] Die Brustwehren oben an den römischen Türmen waren abgebrannt; deshalb konnte die Besatzungsmannschaft derselben nicht von ganz oben herab schießen, also auch keine genügende Deckung schaffen für solche, die aus dem Lager ihnen zuhilfe kommen wollten. Infolgedessen wagte dies niemand zu tun, und die Gallier konnten hoffen, sich der abgeschnittenen Türme zu bemächtigen. — *ipsi*] „auf ihrer Seite“. — *vestigium temporis*] Für „Augenblick“ hat der Lateiner kein besonderes Wort. — *accidit, quod*] Wir schieben ein Substantiv oder „etwas“ ein. — *praetereundum*] ziehe mit der Negation in einen Begriff zusammen“.

Fügner-Micha: „r e l i q u a p a r s ‘Rest’. — c o n s u m p t a s. zu V 9, 7 parte diei consumpta, hier = exacta, koordiniere dem pugnaretur. — p l u t e o s: Deckschirme waren an den Türmen zum Schutz der Kämpfer angebracht. — n e c f a c i l e: Die Negation gehört zu facile, ‘nur mit großer Schwierigkeit, Gefahr’; Regel 38. — a d i r e (nostros). — a p e r t o s (‘ohne Deckung’) ist prädikativ auf das zu ergänzende nostros zu beziehen. — s e m p e r q u e i p s i, adversativ ‘während auf ihrer Seite stets’. — s u c c e d e r e n t, hier mit dem Dat. der Person, an deren Stelle der frische Krieger tritt. — i n i l l o v e s t i g i o t e m p o r i s ‘auf jenem Augenblicke, auf jener kurzen Spanne Zeit’, s. IV 5, 3 in vestigio paenitere. — a c c i d i t . . , q u o d ‘da geschah . . etwas, das’. — d i g n u m m e - m o r i a v i s u m ‘als denkwürdiges Ereignis’, für cum dignum me-

Digitized by Google

moria (nobis esset) visum. — praetereundum non existimavimus, beachte die Stellung der Negation und den Pluralis modestiae; übers. 'ich habe geglaubt nicht übergehen zu sollen' ".

Im einzelnen ließe sich noch mancherlei hervorheben, was nicht zu billigen ist. Namentlich scheint der Druck wenig korrekt zu sein. Ich habe ja nur einige Kapitel aus verschiedenen Büchern genauer angesehen, aber in diesen verschiedene Druckfehler gefunden. So steht VII 38, 5: „atque II 31, 16 -que"; es muß heißen I 31, 16. Auf derselben Seite liest man: „eius praesidio fiduciā st. eius praesidii fiducia. — S. 292 (zu VII 83, 2) steht: „declivis III 18, 1" st. II 18, 1; einige Zeilen weiter: „iter conficere IV 2, 5" st. IV 4, 5. Wieder einige Zeilen weiter auf der nächsten Seite „uno tempore II 5, 2". An dieser Stelle kommt allerdings uno tempore vor; aber in dem Kommentar findet sich keine Bemerkung dazu. Diese Proben aus zwei zufällig herausgegriffenen Seiten erwecken kein besonders günstiges Vorurteil in bezug auf die Sorgfalt des Verfassers.

3. Wörterbücher.

7) Heinrich Ebelings Schulwörterbuch zu Caesars Kommentarien über den gallischen Krieg und den Bürgerkrieg. Mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie. Fünfte, vollständig umgearbeitete Auflage von Julius Lange. Mit zahlreichen Abbildungen und Plänen. Leipzig und Berlin 1902, B. G. Teubner. 8. IV u. 162 S. geb. 1,60 ℳ.

Vor 10—12 Jahren fragte die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner bei mir an, ob ich bereit wäre, eine neue Auflage von Ebelings Schulwörterbuch zu Caesar zu übernehmen. Ich erklärte mich bereit und fing an, die ersten Artikel durchzusehen. Gleich am ersten Tage stieg in mir der Verdacht auf, daß das Ebelingsche Schulwörterbuch nichts weiter sei als ein Auszug aus Eicherts Wörterbuch zu Caesar, und diese Vermutung ward durch weitere Untersuchung zur Gewißheit. Ich teilte dies der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung mit und wies ihrem Vertreter und Mitbesitzer durch Aufschlagen und Vergleichen beliebiger Artikel die Richtigkeit meiner Vermutung nach. Da ich weder Zeit noch Neigung hatte, ein neues Schulwörterbuch zu Caesar auszuarbeiten, riet ich ihm, sich an Herrn Professor Dr. Julius Lange, der sich als genauer Kenner der Kommentarien Caesars schon wiederholt erwiesen hätte, mit dem Ersuchen zu wenden, eine neue, vollständig umgearbeitete Auflage des Ebelingschen Schulwörterbuches zu besorgen. Zu meiner Freude hat sich Lange bereit finden lassen, die Arbeit zu übernehmen, und hat sie so ausgeführt, wie es notwendig war, d. h. er hat ein fast völlig neues Buch verfaßt. Die Disposition längerer Artikel ist klarer und übersichtlicher geworden, die neueren Forschungen sind berücksichtigt, Karten, Pläne und Abbildungen der verschiedensten Art sind beigegeben.

Natürlich bleibt, wie bei jedem neuen Werke, noch dies und jenes zu wünschen. Ich habe selbstverständlich nur einen kleinen Teil

Digitized by Google

des Buches, ebenso wie bei den anderen hier besprochenen Caesar-Wörterbüchern, durchgesehen, und stelle dem Bearbeiter des Buches das meiste von dem, was ich mir notiert habe, für eine neue Auflage zur Verfügung.

Wünschenswert dürfte für Tertianer, für die das Buch ja doch in erster Linie bestimmt ist, eine Zusammenstellung der gebrauchten Abkürzungen sein, z. B. unter Aquitani steht „Bew. von Aquitania, Aquitanien, zw. d. Garonne u. den Pyrenäen"; unter Arelate „St. im südl. Gallien a. d. Rhone" usw. — Bei den aus dem achten Buch des Bell. Gall. stammenden Wörtern und Wortverbindungen dürfte sich ein Zusatz (z. B. Hirt. oder 8. B. oder eine besondere Art v. Klammer) empfehlen. Bei denjenigen Artikeln, zu denen eine Abbildung gegeben ist, ist eine Verweisung auf diese Abbildung wünschenswert, wenigstens überall da, wo sich die Abbildung nicht unmittelbar neben dem betreffenden Wort anbringen ließ, z. B. bei agmen, balteus, glans, navis, pons. — Eine kleine Vervollständigung dürfte sich öfter empfehlen, z. B. gleich bei a, ab: ab Allobrogibus exercitum ducit der Zusatz in Segusiavos; ebendaselbst unter I 3) hinter liber, vacuus die Einfügung von otiosus; unter aqua die Hinzufügung der Wendung aqua et igni interdicere oder die Verweisung auf interdicere. Wenn bei cunctus aufgezählt werden Gallia, exercitus, oppida, konnten auch equitatus, castella, praefecturae hinzugefügt werden. Warum ist ferner unter facultas außer vielen anderen Verben und dimittere nicht auch praetermittere angegeben? Warum sind zu Hispaniae zwei Stellen angeführt, aber nicht auch 2, 18, 7 und 2, 32, 13? und zu duae Hispaniae nicht auch 3, 10, 5? Ich meine, entweder gar keine Stelle, oder alle. Ähnlich steht es bei manchem anderen Wort, z. B. Apulia, Aquitani, Fabianus, Lemovices, Lentulus, Munatius, muralis, quam ob rem, quia, taeda, Tarusates. Bei ultimus ist senatus consultum anzuführen.

Kleine Ungenauigkeiten finden sich hie und da, wie unter ab: „ab Gergovia" st. „a Gerg."; „a decumana porta" st. „ab decumana p."; „Trinobantes" st. „Trinovantes" (Lange gibt sonst stets die richtigen Formen der gallischen Namen, also Atuatuci, Haedui, Diablintes, Coriosolites, Lexovii, Viromandui). Unter Ariminum steht: „C. 1, 8, 1 f."; das würde man doch wohl so auffassen, als ob in dem nächsten Kapitel oder dem nächsten Paragraphen das Wort auch noch vorkäme; es findet sich aber erst in Kap. 10, 11 und 12 wieder. Unter absum steht: „absum, abfui (afui)"; ich würde das ganz unsichere und man darf wohl sagen unrichtige abfui ganz streichen.

Zweifelhaft ist noch manches andere, wie unter aedificium die Angabe, aedificia vicique bedeute „die zu Dörferkomplexen vereinigten Gebäude, die Gebäude in den Dörfern". Ich glaube, vici bezeichnet die mehr oder weniger nahe beieinander stehenden

Digitized by Google

und zu einem Ganzen vereinigten Gebäude, aedificia die einzeln, weit von anderen entfernt stehenden Gebäude. Darauf weisen m. E. mit Sicherheit Stellen wie VI 43, 2 (omnes vici atque omnia aedificia, quae quisque conspexerat, incendebantur) und I 5, 2 (vicos ad quadringentos, reliqua privata aedificia incendunt) hin. — Unrichtig ist wohl die Verbindung (unter latus) „ex utraque parte lateris": lateris (II 8, 3) ist mit deiectus zu verbinden. — Ob Levăci richtig ist, ist sehr fraglich; Holder in seinem altceltischen Sprachschatz gibt Levăci an. — Wenn bei Melodunum auf Metiosedum verwiesen wird, sollte unter Metiosedum wenigstens bemerkt werden, daß Melodunum eine andere Lesart ist. — Die Quantität der Endsilbe ist nicht bezeichnet bei aries und eques, während sie bei abies und paries und anderseits bei miles, comes, pedes, obses richtig angegeben ist.

Die Abbildungen beziehen sich auf die verschiedensten Dinge: eine Caesarbüste, der sterbende Gallier, das Heer in Schlachtordnung, das Heer auf dem Marsch, der Plan eines römischen Lagers, eine Zeichnung der Rheinbrücke, ein Plan zur Schlacht mit den Helvetiern, den Nerviern, den Venetern, ein Plan zur Belagerung von Gergovia, die Verschanzungen bei Alesia, ein römischer Legionssoldat, ein centurio, ein signifer, funditores, Angriffs- und Verteidigungswaffen und Ähnliches. Eine Übersicht über die in dem Buche enthaltenen Abbildungen am Anfang oder Schluß wäre erwünscht. Auch würde eine Vermehrung der Schlachtpläne gewiß willkommen sein. Wenn ein Plan zur Belagerung von Gergovia gegeben wird, warum dann nicht auch einer zur Belagerung von Avaricum und besonders von Alesia? warum nicht auch einer zur Schlacht an der Axona, vielleicht auch zum Kampf mit Ariovist?

Diese und ähnliche Wünsche lassen sich bei einer neuen Auflage, die bei der Güte und Brauchbarkeit des Buches gewiß nicht ausbleiben wird, leicht berücksichtigen[1]).

Der Druck ist mit großer Sorgfalt überwacht; wenigstens habe ich Druckfehler in den Artikeln, die ich durchgesehen habe, nicht bemerkt. Auch die Ausstattung verdient durchaus Anerkennung.

8) Otto Eichert, Wörterbuch zu den Kommentarien des C. Julius Cäsar über den Gallischen Krieg und über den Bürgerkrieg, sowie zu den Schriften seiner Fortsetzer. Zwölfte, verbesserte Auflage, besorgt von Franz Fügner. Hannover und Leipzig 1903, Hahnsche Buchhandlung. 282 S. 8. 1,80 ℳ, geb. 2,20 ℳ.

Eicherts Wörterbuch zu den Schriften Caesars und seiner Fortsetzer hat sich, wie die hohe Zahl von Auflagen beweist, im allgemeinen

[1]) Wie ich soeben aus einem Teubnerschen Katalog ersehe, ist schon im Jahre 1907 eine neue Auflage erschienen, über die ich nicht urteilen kann, da sie mir nicht zugegangen ist. Vielleicht ist darin schon einiges von dem, was oben berührt ist, berücksichtigt.


Digitized by Google

bewährt. Ich selbst habe es vor vielen Jahren benutzt und recht brauchbar befunden. Wie viel der neue Bearbeiter geändert und gebessert hat, kann ich nicht sagen, da mir zur Zeit keine der früheren Auflagen zur Hand ist. Bei der Durchsicht einer größeren Anzahl Artikel ist mir folgendes aufgefallen.

Zunächst müßte in der Vorrede oder in dem Verzeichnis der Abkürzungen am Schluß des Buches gesagt sein, daß ein Sternchen hinter einer Stelle bedeutet, das Wort komme nur an der angegebenen Stelle in dem ganzen Corpus Caesar. vor. Ebenso wäre die Bedeutung eines Kreuzes (†) anzugeben. (Daß eine Ziffer ohne den Zusatz eines C (oder Af., Al., H.) Stellen des Bell. Gall. bezeichnet, wird der Benutzer ja wohl sofort auch ohne besondere Bemerkung sehen.)

Die Berücksichtigung der Fortsetzer Caesars hat nach meinem Dafürhalten jetzt keinen Zweck mehr. Als die ersten Auflagen erschienen und es noch kein vollständiges Wörterbuch zu Caesar gab, mochte Eicherts Wörterbuch zu Caesar und seinen Fortsetzern auch für wissenschaftliche Zwecke gute Dienste leisten; jetzt aber, wo wir (außer den Indices Holders) drei vollständige Lexica zu Caesar und zwei vollständige zu den Fortsetzern haben, hat die Berücksichtigung des Bell. Alexandrinum, Africum, Hispaniense schwerlich noch einen Zweck. Wer diese Bella lesen will und dabei wissenschaftliche Zwecke verfolgt, wird zu Preuß oder allenfalls zu Merguet greifen; wer sie nur einmal des Inhalts wegen schnell durchlesen will, greift gewiß, wenn ihm etwa eine unbekannte Vokabel aufstößt, nicht zu einem Spezialwörterbuch, sondern zu einem größeren Wörterbuch. Sollen also diese Fortsetzer weiter Berücksichtigung finden, so dürfte es sich empfehlen, das Buch, das wohl von Anfang an auch wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte, so weit auszubauen, daß es diesen Zweck auch wirklich erfüllt, d. h. eine möglichst vollständige Angabe aller Stellen zu geben. Und das wäre wohl nicht allzuschwer, da das Buch auch jetzt schon in vielen Artikeln das vollständige sprachliche Material bietet. Eine Auswahl würde wohl bei den meisten Partikeln und etwa den Eigennamen angebracht sein.

Jetzt sieht man nicht recht, weshalb bei einzelnen Artikeln die meisten Stellen angeführt sind, aber eine bis zwei fehlen, die ebenso wichtig oder unwichtig sind, wie die angeführten, oder weshalb manchmal für irgend eine Wortverbindung eine Stelle angeführt wird, während 3, 4, 5 andere fehlen Man vergleiche z. B. *abicere arma*, wo IV 15 angegeben ist ohne eine Andeutung, daß dieselbe Verbindung noch an drei anderen Stellen des B. Gall. sich findet. Für *aegri* wird eine Stelle des B. G. angeführt, von zwei gleichartigen des B. C. wird nichts gesagt; für den adjektivischen Gebrauch des Wortes bietet das Buch eine Stelle des B. C., noch dazu mit einem störenden Druckfehler, eine Stelle des B. G. dagegen wird übergangen. — Daß eine Trennung von *accerso* und *arcesso* sich empfiehlt, glaube ich nicht; nimmt man aber eine solche vor, so durfte unter *accerso* nicht übergangen werden V 58 und IV 27, während VIII 10 hier zu streichen und bei *arcesso*

Digitized by Google

unterzubringen war. — Unter *aquari* werden sieben Stellen aufgezählt: warum dann nicht wenigstens die drei noch fehlenden aus dem B. C.? Bei *cuncti* mußte außer VII 11 auch C. 1, 74 angegeben werden. Unter *cupide* sind alle Stellen außer V 15 und C. 1, 85 angeführt. Ähnliche Beispiele lassen sich noch in großer Zahl beibringen. Jedenfalls muß der Bearbeiter sich darüber klar werden, ob dies Wörterbuch nur Schülern bei der Präparation, oder ob es wissenschaftlichen Zwecken dienen soll. In dem ersteren Falle kann sehr viel gestrichen werden, in dem zweiten ist eine erhebliche Erweiterung notwendig.

Doch auch abgesehen von dieser grundsätzlichen Frage dürfte noch manches zu ändern sein. Unter *absisto* liest man *abstitum*; aber wo findet sich von einem Kompositum des Verbs *sisto* eine derartige Form? — Unter *Lemannus* steht: *Lemannus lacus*; aber bei Caesar heißt es stets *lacus Lemannus*. — Ebenso unter *oriri*: *sol oriens*, während wir in Caesars Kommentarien stets *oriens* (*occidens*) *sol* finden.

Manches Wort vermißt man ganz, z. B. *cumulus*, das VI 17, 4 in vielen neueren Ausgaben an Stelle des in den Hss. stehenden *tumulos* zu finden ist. Wollte aber der Bearbeiter, der übrigens selber in seine Ausgabe *cumulos* aufgenommen hat, diese Konjektur nicht berücksichtigen, so sollte man erwarten, daß er wenigstens unter *tumulus* die hier anzunehmende Bedeutung „Haufe“ anführen würde. Unter *tumulus* ist allerdings die Bedeutung H a u f e angegeben, aber nur für eine Stelle des B. Hisp. — Ebenso fehlt *quartus*, *quattuor*, *quattuordecim*, überhaupt die meisten Zahlen von 4—9, auch 20, 30 usw.: aber *decem* findet man an seiner Stelle. Sollte dies den Benutzern des Buches weniger bekannt sein als die als bekannt vorausgesetzten *quattuor*, *quinque*, *sex*, *septem*, *viginti*, *triginta* und viele andere? Und sollte manches als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, hätte dann nicht auch manches andere Wort fehlen können? Jedenfalls wäre eine Andeutung in der Vorrede wünschenswert gewesen. — Das Zeichen *, welches das nur einmalige Vorkommen eines Wortes bezeichnet, fehlt nicht selten, z. B. bei *laurea*, *lavare*, *Orchomenus*, *Orcynia*. — Bei *quamobrem* ist auf *ob* verwiesen; aber dort findet man wohl *ob eam rem*, *ob eam causam*, doch gerade *quam ob rem* fehlt. Unter *Roucillus* ist auf *Raucillus* verwiesen; dort aber ist nichts von einer anderen Lesart *Roucillus* gesagt; und außerdem wäre besser unter *Raucillus* auf *Roucillus* verwiesen worden. Ganz ebenso steht es mit *Sotiates* und *Sontiates*: die letzteren sind jetzt endlich aus fast allen Texten verschwunden und sollten nun auch aus unseren Wörterbüchern verschwinden; höchstens dürften sie noch ein kurzes Dasein fristen in der Weise, daß unter *Sontiates* auf die allein richtige Form *Sotiates* verwiesen würde. — Unter *ultra* lesen wir: „*ultra eum* oberhalb desselben 1, 48“. Was soll man sich hier unter diesem o b e r h a l b denken? — Die Quantität scheint nur bei naturlangen Vokalen angegeben zu sein, und alle Vokale, deren Quantität nicht bezeichnet ist, sollen, wie es scheint, als kurz betrachtet werden; aber das mußte irgendwo gesagt werden.

Digitized by Google

Der Druck scheint leidlich korrekt zu sein; immerhin habe ich in der verhältnismäßig kleinen Zahl von Artikeln, die ich durchgesehen habe, verschiedene Druckfehler gefunden. So unter *aeger* 1, 78 st. 3, 78; unter *leniter* 5, 8 st. 2, 8; unter *orare* aufs flehendlichste st. flehentlichste; unter *Tarusates* 3, 29 st. 3, 27; unter *ulterior*: *Gallia provincia* st. *Gallia, provincia.*

Soll das Buch, das sich früher nützlich erwiesen hat, sich auch weiter nützlich und wissenschaftliche Untersuchungen fördernd erweisen, bedarf es einer gründlichen Umarbeitung. Aber auch wenn es ein Schulwörterbuch werden soll, muß es umgearbeitet werden.

9) Otto Eichert, Schulwörterbuch zu den Kommentarien des Caius Iulius Caesar über den Gallischen Krieg. Mit einer Karte von Gallien zur Zeit Cäsars. Zehnte, verbesserte Auflage, besorgt von Ludwig Sniehotta. Breslau 1906, J. U. Kerns Verlag (Max Müller). 326 S. 8. 1,20 ℳ.

Die wichtigste Änderung in dieser 10. Auflage ist nach der Vorrede die Nichtberücksichtigung oder Ausmerzung des 8. Buchs des B. Gall., das in der Schule nie gelesen werde und dessen Latein eher schädlich als nützlich auf die Schüler wirken könne. Mit dieser Streichung des aus dem 8. Buch Stammenden wird man in einem Schulwörterbuch einverstanden sein können. Leider ist diese Ausmerzung eine etwas oberflächliche geblieben: die aus dem 8. Buch stammenden Vokabeln und Phrasen sind in der Regel nur dann entfernt, wenn sie in der 9. Auflage als solche bezeichnet waren; sonst sind sie oft beibehalten worden. So ist z. B. gleich auf der ersten Spalte gestrichen „a ceteris, von den Übrigen hinweg 8, 48"; unter adaequo die Worte „turris adaequat moenibus 8, 41 (a. L. aequaret)" und vieles andere. Aber es ist z. B. beibehalten der ganze Artikel absolvo und moderatius, obwohl diese Wörter nur im 8. Buch vorkommen; unter abstineo die Worte „enthalten: se cibo"; unter adeo die Verbindungen flumen und municipia, die nur im 8. Buch vorkommen. Von derartigen Beispielen ließe sich wohl eine ziemlich lange Liste zusammenstellen. Aber es sind sogar Beispiele aus dem 8. Buch stehen geblieben mit der ausdrücklichen Angabe, daß sie aus dem 8. Buch stammen, wie gleich in der ersten Spalte „8, 36". Weiterhin ist der Bearbeiter in dieser Beziehung allerdings vorsichtiger gewesen.

Das Bellum civile war von vornherein ausgeschlossen. Mit Recht hat also Sniehotta manches, was Eichert aus dem B. C. aufgenommen hatte, gestrichen, z. B. unter abstraho die Worte „navem remulco, ins Schlepptau nehmen", unter abundo die Worte „copia frumenti", den Artikel cupa und manches andere. Aber nicht weniges ist auch stehengeblieben, wie unter accido 2) das Wort incommodum, ferner der Artikel acer, Calenus, unter glorior der Zusatz „mit acc. c. inf." und anderes.

Auch andere Fehler sind aus der 9. Auflage übernommen, so die letzten Worte des Artikels adduco: „adductus mit abl. causae,

wozu bestimmt" st. „wo*durch* bestimmt"; ferner der ganze Artikel Bacenis silva, in dem die Bacenis silva mit der Hercynia silva verwechselt ist; unter Bibracte die Behauptung „jetzt Autun", obgleich schon seit längerer Zeit niemand mehr daran zweifelt, daß Bibracte eine Stadt auf dem Mont Beuvray war, etwa 18 km westlich von Autun. Überhaupt bedürfen alle Angaben, die das Buch über gallische Städte macht, einer genauen Prüfung und vielfacher Berichtigung. Am besten wird der Bearbeiter tun, wenn er zu diesem Zwecke das Werk von T. Rice Holmes, Caesar's Conquest of Gaul, durcharbeitet oder wenigstens Section III dieses vorzüglichen Werkes.

Doch auch neue Fehler hat der Bearbeiter hineingebracht, z. B. in dem Artikel Boi(i) die Bemerkung „celtisches Volk, dessen einer Teil zwischen Liger und Elaver saß"; unter vasto liest man jetzt: „vasto ... agros; fines; regionibus"! (an der betr. Stelle bei Caesar steht vastatis regionibus); unter fere, wo früher ganz richtig stand: „non fere, in der Regel nicht, selten", und wo jetzt zu lesen ist: „non fere, in der Regel, nicht selten". Durch falsche Interpunktion ist in der neuen Auflage auch sonst öfter gesündigt, wie in dem Artikel salus, wo früher richtig stand: „communis; Galliae; ... salutem accipere", jetzt „communis; Galliae salutem accipere".

Einzelne Artikel fehlen, wie Magetobriga. Allerdings steht Sp. 19 Admagetobriga; aber da die meisten neueren Ausgaben und fast alle Schulausgaben an der betr. Stelle jetzt ad Magetobrigam bieten, durfte Magetobriga in einem Schulwörterbuch auf keinen Fall fehlen. Bei ac, atque wäre die Bemerkung nicht überflüssig, daß ac nicht vor Vokalen stehen darf.

Wie Magetobriga, so wird der Schüler noch manchen Städtenamen und manchen Völkernamen, den er in seiner Ausgabe findet, in diesem Schulwörterbuch vergebens suchen, z. B. Atuatuca(-ci), Haedui, Cavillonum, Sotiates, auch Cebenna u. a., da der Herausgeber fast stets die alten unhaltbaren Formen der gallischen Namen beibehalten hat.

Auch in anderen Punkten vermißt man bisweilen die wünschenswerte Sorgfalt. Unter capio ist 4 b), weil aus dem 8. Buche stammend, weggelassen. Die folgende Nummer ist nun richtig als 4 b) bezeichnet; aber die nächste, die 4 c) hätte werden müssen, ist wie in der 9. Auflage 4 d) geblieben. Bei sehr vielen Artikeln findet man zur Bezeichnung der Disposition zwar eine Nummer 2), auch 2), 3), 4) usw., aber keine Nummer 1), z. B. bei capio, cum, humilis, rogo.

Das Buch hat, wie man sieht, noch ziemlich viel Mängel, die beseitigt werden müssen; aber es sind doch auch von dem Bearbeiter eine ganze Anzahl Mängel, die sich in der vorhergehenden Auflage fanden, beseitigt worden. So ist die Disposition in nicht wenigen Artikeln besser und übersichtlicher geworden, z. B. gleich bei *a, ab*; der deutsche Ausdruck ist verbessert, wie unter abdo „vallis abdita, entlegen", früher „zurückgezogen"; unter gero „rem, im Felde etwas unternehmen", früher „eine Aktion unternehmen"; unter hortor

Digitized by Google

„ad consilium, zu dem Entschluß bestimmen", früher „für den Entschluß bestimmen". Die Orthographie ist in einzelnen Punkten gebessert, z. B. epistula st. epistola; Unnötiges ist weggelassen, wie unter absum die Form abfui neben der richtigen afui; kleine Versehen der vorhergehenden Auflage sind berichtigt, z. B. unter adicio steht jetzt richtig ad munitiones st. ad munitionem, Calĕtes jetzt richtig st. Calētes, Coriosolĭtes st. Coriosolītes; unter Gobannitio richtig „Oheim des Arverners Vercingetorix" (st. des Arverner). Mancher Artikel ist ganz umgearbeitet, wie salus; vielfach finden sich Zusätze, wie in accedo, acervus, addo, damno, gladius. Einzelne in der früheren Auflage übersehene Artikel sind hinzugefügt, wie caro und Carnutes. So zeigt die 10. Auflage eine ganze Anzahl Verbesserungen gegenüber der neunten, aber es bleibt doch noch recht viel zu tun in einer elften.

Von Druckfehlern ist mir nur aufgefallen der aus der vorigen Auflage übernommene „insbesonders" (in der ersten Spalte), und unter curro „cūcurri".

10) Heinrich Pigge, Wörterbuch zu Cäsars Commentarii de bello Gallico Buch 1—7. Für den Schulgebrauch. Münster i. W. 1910, Aschendorffsche Buchhandlung. 128 S. 8. geb. 1,25 ℳ.

Um einem tiefgefühlten Bedürfnis — wenigstens des Verlegers — abzuhelfen, erscheint zu den vielen schon vorhandenen Schulwörterbüchern noch ein neues. Bietet dies nun wenigstens etwas Neues, Wertvolles, wodurch es sich vor den schon vorhandenen auszeichnet, etwas, was seine Daseinsberechtigung erweist? Mir ist es nicht gelungen, etwas Derartiges zu entdecken. Neu ist allerdings, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Weglassung der Zahlwörter, der Eigennamen, Pronomina, und eines Teils der Präpositionen und Konjunktionen. Die Pronomina, Präpositionen und Konjunktionen sollen nur berücksichtigt werden, „soweit sie seltener sind oder eine besondere Bedeutung in Betracht kommt". Daß dieser Grundsatz streng durchgeführt sei, kann man nicht behaupten. Sollte z. B. *ab* in der Bedeutung „in einer Entfernung von" (a milibus passuum octo vento tenebantur) oder in Wendungen wie *a sinistro cornu* dem angehenden Untertertianer bekannt sein? Verdiente nicht *ad* in der Bedeutung ungefähr in einem derartigen Schulwörterbuch bemerkt zu werden? Nicht auch cum in der Bedeutung einschließlich?

Falsches sollte gar nicht erwähnt werden, wie *abfui*; wenigstens müßte Derartiges und alles Zweifelhafte, wie die Schreibung *sevum*, *secius*, als nicht empfehlenswert, eingeklammert werden. Anderes ist überflüssig, wie unter *dolus* der Zusatz *per dolum* „durch List". Da der Schüler *per* gewiß nur in der Bedeutung durch kennt, wie soll er da, wenn er hier *dolus* als List kennen lernt, *per dolum* anders übersetzen, als „durch List"?

Digitized by Google

Manches ist für den Schüler nicht bloß überflüssig, sondern auch unverständlich, z. B. unter *abduco* die letzten Worte: „VII 79 L. abdo“, was bedeuten soll, daß die Handschriften an jener Stelle *copias abditas* haben, während die Ausgaben zum Teil *copias abductas* geben. Oder das in diesem Schulwörterbuch Stehende gibt zu Mißverständnissen Anlaß, wie unter *scio* die Bemerkung *haud scio ne* „vielleicht nicht“.

Manches ist recht ungenau, z. B. unter *absum*: „se absente wenn er nicht dabei ist“ st. sei oder wäre, unter *concurso*: „trepido et concurso voll Angst hin und her laufen“. An solche Ungenauigkeiten sollte ein Lehrer seine Schüler nicht gewöhnen; warum nicht „trepidare et concursare?“ Derartiges findet man in diesem Schulwörterbuch nicht selten. *Concursu* heißt V 40 nicht „durch Auflauf“; *iuniores* sind nicht „Männer bis zu 40 Jahren“.

Unter *occultare* liest man: „se occultare sich verbergen V 19“. Was hat hier die Anführung einer bestimmten Stelle für einen Wert, wenn dieselbe Verbindung sich noch an vier anderen Stellen findet? Bei *testudo* ist nur die Bedeutung Schilddach angegeben, obgleich in den Vorbemerkungen gesagt ist, daß die Grundbedeutung bei jedem Worte angegeben werden solle, soweit sie für den Standpunkt des Schülers nicht zu weit abliege. Sollte nicht gerade in solchen Fällen die Grundbedeutung recht nützlich sein? Manches ist ferner geradezu unrichtig. Man vergleiche z. B. unter *fervefacio*, glühend machen den Zusatz „fervefactus siedend“, der nur für die eine Stelle VII 22 *pice fervefacta* paßt, aber nicht für die zweite *iacula fervefacta*. Unrichtig ist es ferner, wenn IV 17, 10 für *defensor* die Bedeutung „das Wehr“ angegeben wird; falsch ist es, wenn unter *sentire* heißt: „nec iam aliter sentire quin . . . nicht mehr zweifeln als daß“; oder wenn die Quantität des *o* in *scrobis* und die des ersten *a* in *palam* als lang angegeben wird. Unter *praeceptum* liest man: „praecepto und -is nach den Vorschriften, nach dem Befehl“. Abgesehen davon, daß die Bedeutung in umgekehrter Reihenfolge (in einem Schulbuche jedenfalls) angegeben sein müßte, ist hierzu zu bemerken, daß *praecepto* bei Caesar überhaupt nicht vorkommt.

Auch von Druckfehlern müßte ein für Schüler bestimmtes Buch viel freier sein, als es das vorliegende ist. Obgleich ich nur einen ganz kleinen Teil des Buches durchgesehen habe, sind mir doch folgende Versehen aufgefallen: statt conflicto steht da confiicto, unter *defendo* vermehren st. verwehren, unter *duco* I 58 st. I 53, unter *iudicium* iudicis st. iudicio, unter *iustus* fehlt ein Komma hinter triftig und ist gedruckt „die berechtigsten (st. berechtigtsten) Ansprüche“, unter *praebeo* steht 3) st. 2).

Das Büchlein dürfte also seine Daseinsberechtigung schwerlich erweisen können, ja es ist mit recht vielen Mängeln, die sich sehr wohl hätten vermeiden lassen, behaftet.

Digitized by Google

11) Prammers Schulwörterbuch zu Cäsars Bellum Gallicum. Bearbeitet von Anton Polaschek. Fünfte Auflage. Mit 72 Abbildungen und Karten. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1911. 176 S. gr. 8. geb. 2 ℳ = 2 K 40 h.

Schon äußerlich unterscheidet sich die neue Auflage ganz wesentlich von der ersten, die mir allein von den früheren zur Vergleichung vorliegt. Das Format ist bedeutend größer, das Papier besser, der Druck klarer und so, daß die Bedeutung viel schärfer hervortritt, und die Zahl der Abbildungen ist bedeutend vermehrt (von 24 auf 72). Aber auch nach ihrem inneren Werte ist ein großer Fortschritt zu bemerken. Das Schulwörterbuch von Prammer war zwar schon in seiner ersten Auflage eine recht sorgfältige und empfehlenswerte Arbeit; aber Polaschek, der die Bearbeitung, wie ich aus den Katalogen von Tempsky-Freytag ersehe, schon von der zweiten Auflage an übernommen hat, hat doch noch manches zur Verbesserung und Vervollkommnung des Buches beigetragen. So sind die neueren Schulausgaben berücksichtigt und manche neue Artikel infolgedessen aufgenommen; die Disposition ist bei manchen Artikeln verbessert, die Schreibung der Eigennamen, besonders der gallischen, ist vielfach berichtigt, auch ist die Etymologie viel mehr als in der ersten Auflage berücksichtigt.

Vollkommen freilich ist kein menschliches Werk, und so läßt sich natürlich auch in dem vorliegenden Buch noch manches ändern und bessern. So könnte die Form Pulio, die sich durch nichts rechtfertigen läßt, wie aus den Ausgaben, so auch aus den Wörterbüchern endlich verschwinden. Ebenso die Form abfui, die im klassischen Latein wenigstens nicht üblich war. Nicht zu billigen ist ferner die Schreibung planicies (z. B. in den Artikeln adicio und ex) und humerus.

In der Schreibung der gallischen Eigennamen verdient die Sorgfalt und Genauigkeit des Herausgebers durchaus Anerkennung. Nur könnten die Formen, die P. noch aus älteren Ausgaben beibehalten hat, eingeklammert werden, z. B. Esubii, Trinobantes. Mit Sibus(z)ates wird der Schüler nichts anzufangen wissen, oder vielmehr, er wird wahrscheinlich zu einer verkehrten Ansicht verleitet werden. Wenn so viele unberechtigte Formen angeführt werden, durften auch die Unelli nicht fehlen; auch den Varagri wäre wohl ein Plätzchen zu gönnen. Daß Gutruatus eine andere Lesart für Cotuatus ist, dü fte wenig wahrscheinlich sein.

Verweisungen auf ein Wort, bei dem der Schüler wieder nur eine Verweisung auf ein anderes Wort findet, sollten vermieden werden, z. B. Donnotaurus s. Domnotaurus; unter Domnotaurus findet er dann wieder „s. Valerius 4". Auch wäre es wohl wünschenswert, daß das Wort, das unter einer anderen Form gesucht werden soll, in dem betr. Artikel wenigstens in Klammer erwähnt würde, z. B. Aedui, Aeduus s. Haedui, Haeduus; aber unter Haed. findet er die Form Aed. gar nicht angeführt.

Digitized by Google

Ähnlich steht es mit Sontiates, Curiosolites, Cabillonum u. a.

Die Quantität der Vokale in gallischen Namen hat der Bearbeiter, soweit diese sich mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben läßt, sorgfältig bezeichnet; aber daß die Quantität nur der langen Vokale bezeichnet ist, daß also alle Vokale, deren Quantität nicht bezeichnet ist, von dem Schüler als kurz angesehen werden sollen, konnte irgendwo gesagt werden.

Wünschenswert erscheint mir ferner, daß die nur dem achten Buch angehörenden Wörter und Wortverbindungen irgendwie kenntlich gemacht werden, entweder durch den Zusatz *Hirt.* (oder *H.*) oder 8. *B.* (oder *VIII*) oder durch eine besondere Art von Klammer oder auf sonst eine Weise.

Ferner wäre eine etwas größere Gleichmäßigkeit in der Behandlung zu wünschen. Warum ist z. B. bei absimilis, das nur einmal bei Caesar vorkommt, die betreffende Stelle angegeben, bei abiungo, adamo, adipiscor dagegen, wo die Sache genau ebenso liegt, nicht? — Wenn bei vielen Wörtern auf die lautgesetzlich entsprechenden deutschen Worte hingewiesen wird, wie bei decem auf zehn, bei caput auf Haupt, bei cornu auf Horn, so konnte dies auch bei manchen anderen geschehen, z. B. bei lacrima auf Zähre, zumal die altlateinische Form dacruma erwähnt wird. Ob freilich alle diese etymologischen Bemerkungen für die Stufe, für die das Buch bestimmt ist, angemessen sind, ist eine andere Frage. Das Gesetz der Lautverschiebung mit unseren Tertianern zu besprechen, so interessant dieses Gesetz für Schüler höherer Klassen ist, dürfte doch bedenklich sein. In etymologischen Dingen geht Polaschek überhaupt nicht selten über das Verständnis von Schülern im Alter von 12 bis 15 Jahren hinaus; auch dürfen m. E. in einem solchen Buche Dinge, die sehr zweifelhaft sind, nicht vorgebracht werden. Sehr zweifelhaft ist z. B. die Verbindung von telum und τῆλε; sehr zweifelhaft ferner die Ableitung des Wortes recupero von paro, während recipero richtig auf recipio zurückgeführt wird. Recuperare steht doch sicherlich zu reciperare in ganz demselben Verhältnis, wie optumus zu optimus, maritumus zu maritimus und viele andere: das *u* und *i* deuten auf eine Aussprache des betreffenden Vokals, die in der Mitte lag zwischen *u* und *i* und für die man ein genau entsprechendes Zeichen in dem lateinischen Alphabet nicht hatte, also etwa reküperare.

Was die Abbildungen betrifft, so werden sich die meisten als nützlich erweisen. Ob freilich bei der Erwähnung der mit den römischen Gottheiten Apollo, Iuppiter, Mercurius, Mars, Minerva gleichgesetzten gallischen Götter ein Bild der römischen (oder griechischen) Götter nötig war oder auch nur zu empfehlen ist, darüber ließe sich streiten, zumal durch eine solche Abbildung wahrscheinlich in den Köpfen der Schüler ganz verkehrte Anschauungen erweckt werden. Anerkennung verdient es, daß in einer Übersicht

Digitized by Google

angegeben ist, aus welcher Quelle die einzelnen Abbildungen entnommen sind. Die Ariovistschlacht ist weder nach Napoleon noch nach Stoffel, sondern nach C. Winkler gegeben. Überhaupt beruhen die Abbildungen, und das ist natürlich nur zu billigen, auf den neuesten Veröffentlichungen.

Die äußere Ausstattung verdient in jeder Beziehung Anerkennung. Leider ist das Schulbuch nicht von Druckfehlern frei. Ich habe nur einen kleinen Teil des Ganzen durchgesehen, und darin folgende Versehen bemerkt: unter abstineo steht 4, 47, 5 statt 7, 47, 5; statt magnificentia liest man magnficentia; S. 61 Mitte steht ex percantatione st. ex percontatione; unter aries fehlt das Zeichen der Länge über dem e, dagegen ist bei eques die Endsilbe irrtümlicherweise als lang bezeichnet; auch der Punkt hinter alqm (S. 96 Z. 11) verdankt sein Dasein wahrscheinlich einem Druckfehler.

12) Ernst Schlee, Etymologisches Vocabularium zum Cäsar, eingerichtet zum Nachschlagen und zum Lernen. Nebst einer Sammlung von lateinischen Beispielen und einer Zusammenstellung der Konjunktionen zur Repetition der Syntax. Sechste Doppelauflage. Altona 1911, J. Harder Verlag (so!). 65 S. 8. 1 ℳ.

Das kleine praktische Büchlein, das schon in sechster Auflage vorliegt, ist nach dem Tode des Verfassers von Prof. Dr. Hahne bearbeitet. Was es enthält, ersieht man aus dem Titel. Zunächst ein für den Schüler vollständig ausreichendes kurzes etymologisches Wörterbuch. Wie dieses eingerichtet ist, kann man gleich aus dem Anfang der ersten Seite erkennen. Auf das für sich stehende abies folgt acer. Mit diesem als zusammengehörig werden bezeichnet acerbus, acerbitas, acervus, coacervare, acies, acuere, praeacuere. Dann folgt: „adhuc s. hic“; weiter adipisci, dann „adolescere s. alere“, „adulatio s. volvere“ usw. Das Ganze ist kurz und knapp gehalten, aber doch so, daß der Schüler alles, was er für die Präparation braucht, schnell und leicht finden kann. Die etymologische Ordnung ist sehr empfehlenswert, da sie den Schüler frühzeitig an eigenes Denken gewöhnt und ihn anleitet, an sprachlichen Erscheinungen nicht gedankenlos vorüberzugehen.

Freilich wäre eine genaue Durchsicht und Prüfung der gegebenen Etymologien nach dem jetzigen Stand des Wissens recht wünschenswert. Der Verfasser des Büchleins, der frühere Direktor des Altonaer Realgymnasiums Ernst Schlee, hat das Büchlein mit großer Sorgfalt hauptsächlich nach den Werken von Georg Curtius und Vaniček zusammengestellt. Aber seitdem ist die Sprachforschung doch vielfach zu anderen Ergebnissen gekommen, und so manche Annahme von Curtius, Vaniček und anderen früheren Sprachforschern ist als unmöglich erwiesen und wird jetzt von der Sprachvergleichung nicht mehr anerkannt. Deshalb wird so manches in einer neuen Auflage, die das Buch verdient und sicher erleben wird, zu ändern sein. Z. B. ist die

Digitized by Google

Ableitung des Wortes acervus von acer sehr zweifelhaft und bedenklich; ebenso die Zurückführung des Wortes adulatio auf volvere; ferner die Zurückführung von caespes auf caedere, von concilium auf ciere, von faber auf facere, von foris auf forare, von invitare auf vocare, von lectus (Lager, Bett) auf legere, von pellis auf spolium usw. Ich meine, dem Schüler darf nur ganz Sicheres in dieser Beziehung geboten werden.

Aber während so das Büchlein manches Unsichere und Unwahrscheinliche enthält, ist anderseits manches Sichere und für den Schüler Verständliche übergangen. So z. B. mußte antiquus unter ante untergebracht werden, caeruleus (himmelblau) unter caelum, mensis konnte zu metiri gestellt werden; stipendium konnte auch unter pendere (vielleicht unter Verweisung auf stips) erwähnt werden.

Am besten dürfte es sein, wenn der künftige Bearbeiter dieses kleinen nützlichen Schulbuches die sämtlichen nicht ganz sicheren Etymologien unter Benutzung des lateinischen etymologischen Wörterbuchs von Aloys Walde prüfte und Unsicheres, Veraltetes, Falsches beseitigte. Wo eine Ableitung nicht ganz sicher ist, stelle man lieber das betreffende Wort als selbständiges hin.

Cotes konnte unter Verweisung auf cautes erwähnt werden. Cumulus wird kein Schüler unter celsus suchen, zu dem es auch sicher nicht gehört. Bei dubitare, das mit Recht unter duo gebracht ist, dürfte es sich empfehlen, die erste Silbe von zweifeln gesperrt zu drucken. Verweisungen sind an einigen Stellen hinzuzufügen, wie caurus s. corus, promulgo s. multus (die Zusammenstellung ist sicher nicht zu billigen), velum s. veho.

In der Schreibung der Wörter ist manches zu ändern. So ist unter alere nicht zu schreiben „adolescens, auch adulescens“, sondern höchstens umgekehrt adulescens, früher adolescens geschrieben; nicht brachium, sondern bracchium, nicht solatium, sondern solacium, nicht succensere, sondern suscensere. Die Unterscheidung zwischen *i* und *j* ist, wenn man *u* und *v* unterscheidet, berechtigt; aber wenn man im Wörterbuch stets iam, iubere, ius usw. schreibt, darf man nicht in dem syntaktischen Anhang ebenso regelmäßig schreiben majores, injurias, adjuvat, jussit.

Der Druck ist im allgemeinen gut und sorgfältig überwacht. Bemerkt habe ich nur einige Kleinigkeiten unter cura(re) dafür — sorgen, unter iuvare iūvaturus, rūdis und erūdire, velox (st. vēlox); aber in dem Anhang ist außer dem schon Erwähnten mancherlei zu tadeln. Erstens ist der Druck öfter zu eng, so S. 58 Suessioneseodemjureetiisdem; S. 63 Hannibalannotertio,postquam und öfter; S. 56 steht hace st. haec, S. 57 Haednos, und passum st. passuum, S. 62 furtuna st. fortuna.

Digitized by Google

Trotz dieser kleinen Mängel ist das Buch durchaus für den Schulgebrauch zu empfehlen. Ich würde es sogar den Schülern in erster Linie empfehlen.

Hieran schließen wir am besten die Besprechung von

13) Des C. Julius Caesar Gallischer Krieg. Herausgegeben von Franz Fügner. Hilfsheft zugleich zu Caesars Bürgerkrieg. Sechste Auflage, besorgt von W. Haynel. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. VIII u. 164 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

Wie weit die sechste Auflage des Hilfsheftes von der vorhergehenden abweicht, kann ich aus eigener Anschauung nicht sagen, da mir nur die erste Auflage dieses Hilfsheftes zur Vergleichung vorliegt. Nach der Vorrede zur sechsten Auflage ist „für die neue Auflage insbesondere das Wörterbuch im Sinne des früh heimgegangenen Verfassers in Anlehnung an Waldes vortreffliches Werk durchgesehen. Sonst sind nur an einigen Stellen kleine Änderungen vorgenommen worden. — Auch die neue Auflage nimmt auf das Bellum Civile gebührende Rücksicht; einige Ergänzungen zu Kap. III des Hilfsheftes sind von Fügner im Anhang zu seinem Text des Bellum Civile gegeben worden“.

Nach dem Vorwort zur vierten Auflage, das ebenso wie das zur ersten wieder abgedruckt ist, ist der Wortschatz des B. Civ. in dem Wörterbuch des Hilfsheftes schon von dieser vierten Auflage an berücksichtigt. Ich möchte aber dem jetzigen Bearbeiter der Fügnerschen Schulbücher zu erwägen anheimgeben, ob es sich nicht empfehlen dürfte, auch die Abschnitte des Textbandes vom B. Civ., die Fügner diesem Bande auf S. III—XVI und auf S. 166—173 beigegeben hat, künftig dem Hilfsheft einzuverleiben. Nach dem Titel des Hilfsheftes wird man dies jedenfalls erwarten.

Fügners Hilfsheft zu seinen Caesar-Ausgaben wird vielen Lesern sicherlich schon längst bekannt sein, und es wird deshalb eine Besprechung der neuesten Auflage gewiß vielen überflüssig scheinen, zumal diese sich nur wenig von den letzten Auflagen zu unterscheiden scheint. Da aber das Buch in den Jahresberichten unseres Vereins bisher noch nicht besprochen ist und diese Berichte eine möglichst vollständige Übersicht der Literatur, auch der Schulbücher, geben sollen, läßt sich eine kurze Besprechung des in Rede stehenden Buches nicht vermeiden. Eine Beurteilung der ersten Auflage des Textbandes, des Hilfsheftes und des Kommentars habe ich in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1896 Nr. 31—34 gegeben.

Das „Hilfsheft“ bietet in der sechsten Auflage außer den Vorreden in acht Kapiteln folgendes: 1. auf S. 1—15 unter der Überschrift „Gaius Julius Cäsar“ eine „Überleitung von Nepos zu Cäsar; Cäsars Leben bis zum gallischen Kriege; Cäsar in Gallien; Cäsars letzte Lebensjahre; Cäsars Persönlichkeit; Cäsar als Schriftsteller“; 2. auf S. 16—30 einen Abschnitt „Der Kriegsschauplatz und seine Bewohner“, in dem über Cäsars Provinzen, Gallien, Britannien und Germanien

Digitized by Google

gehandelt wird. Das dritte Kapitel behandelt „Das Heer Cäsars", und zwar A. die Bestandteile des Heeres, B. die Ausrüstung und Unterhaltung des Heeres, C. die Tätigkeit des Heeres. Das vierte Kapitel enthält auf S. 61—121 das Wörterbuch. Das fünfte (S. 122—128) ist überschrieben „Synonyma"; das sechste (S. 129—145) „Phrasen"; das siebente (S. 146—158) „Stellensammlung zur Wiederholung und Einprägung des syntaktischen Pensums der Tertia"; das letzte (S. 159—163) „Bemerkungen zu Cäsars Schreibart". Auf S. 164 ist schließlich noch ein Verzeichnis der Abbildungen gegeben.

Die meisten Kapitel des Hilfsheftes stimmen in der 6. Auflage ziemlich genau mit der ersten Auflage überein. Im einzelnen findet man bei genauerer Durchsicht freilich kleine Änderungen, Besserung des Ausdrucks, Berichtigung von Versehen, Zusätze u. dgl. So ist jetzt (vielleicht schon von der zweiten Auflage an) richtig Gaius gedruckt (st. Caius), Atuatuker (st. Aduatuker), Sotiates (st. Sontiates), Carnūtes (st. Carnūtes). Statt des in der ersten Auflage stehenden „daß er... manches auch verschweige oder im eigenen Interesse schönfärbe" heißt es jetzt: „daß er... im eigenen Interesse beschönige". Kleine Zusätze, die entschieden Verbesserungen sind, findet man öfter, z. B. S. 6 Z. 28 zu den Worten: „Den Rhein überbrückte er erst bei Bonn" den Zusatz „oder bei Andernach", S. 28 Z. 10 zu „Mona (Man)" den Zusatz „oder Anglesea" usw. Selbst größere Zusätze finden sich hie und da, z. B. S. 13, 37—14, 6. Selbst die Abbildungen sind vermehrt. Hinzugekommen ist das „Denkmal des Vercingetorix, gallische Helme, gallische Mauer, Schleuderer, Reiter mit vexillum und allocutio".

Bisweilen ist etwas in der sechsten Auflage weniger gut als in der ersten, z. B. S. 2, 27: „In dem Knaben steckt mehr als ein Marius", früher besser „mehr als ein Marius".

Ganz wesentlich verbessert ist das vierte Kapitel, das Wörterbuch. Anerkennung verdiente schon an der ersten Auflage, daß das etymologische Vocabularium von Ernst Schlee (nicht, wie es in der Vorrede heißt, von R. Schlee) zugrunde gelegt war. Mit Recht sagt Fügner in der Vorrede zur vierten Auflage: „Die früher wohl geäußerten Bedenken gegen etymologisch geordnete Wörterbücher überhaupt scheinen durch die Praxis widerlegt. Wie man dafür den Schülern gedruckte Präparationen in die Hand geben kann, die ihnen den Überblick über den Wortschatz der zu erlernenden Sprache geradezu unmöglich machen und sie zu einer bedenklichen Art aus der Hand in den Mund zu leben förmlich erziehen, ist mir unbegreiflich". Leider enthielt dieses Wörterbuch in der ersten Auflage recht viele zum Teil sehr bedenkliche Mängel. Diese sind in der sechsten Auflage wenigstens zum großen Teil beseitigt. Unbedingte Anerkennung verdient es auch, daß der neue Herausgeber das ganze Wörterbuch nach dem lateinischen etymologischen Wörterbuch von Aloys Walde durchgesehen und unhaltbare Ableitungen, die sich in Schlees Vocabularium noch in der neuesten Auflage in Menge finden, beseitigt hat. Leider haben

Digitized by Google

sich manche Mängel der ersten Auflage, trotzdem der Verfasser von der Kritik darauf aufmerksam gemacht worden war, noch bis in die sechste Auflage weiter geschleppt. So steht bei coepisse immer noch die Bedeutung anfangen (st. angefangen haben); unter farcire findet man noch jetzt effarcire, obwohl in dem Texte Fügners schon von der ersten Auflage an richtig effercire steht; unter fluere ist immer noch defluere aufgezählt und das in fast allen neueren Ausgaben, auch in denen von Fügner selbst, stehende diffluere fehlt; als Bedeutung von impedimentum findet man auch in der neuesten Auflage noch (neben Hindernis) „das Gepäck, der Troß"; bei polliceri liest man in der sechsten wie in der ersten Auflage „s. licet", obgleich das Wort nicht unter licet, sondern unter liceri zu finden ist. Ferner sind ganz unsichere und entschieden unrichtige Etymologien auch jetzt noch öfter zu finden, z. B. mālus unter magnus, tragula, das höchst wahrscheinlich ein keltisches Wort ist, unter trahere. Notwendige Verweisungen fehlen öfter, wie bei nihil, das der Schüler schwerlich unter ne suchen wird; quotannis erwartet wohl auch der Tertianer unter annus wenigstens erwähnt zu finden. Bei Caesar vorkommende Zahlwörter sind in dem Wörterbuch nicht zu finden, z. B. duo (wo u. a. dubitare, zweifeln, unterzubringen war), centum, wo centuria und centurio ebenso gut ein Plätzchen verdient hätten, wie decurio bei decem untergekommen ist; indictus, das früher in der Bedeutung „ungesagt" in dem Wörterbuch zu finden war, ist jetzt ganz verschwunden. Freilich konnte der Tertianer mit jener Bedeutung an der einzigen Stelle, an der indicta causa bei Caesar vorkommt, auch nichts anfangen. — Unter silva findet man silvester, tris. Das ist nicht zu billigen: entweder mußte angegeben werden: silvester, tris, tre oder, da Caesar die Form silvestris auch für das Masc. gebraucht und silvester bei ihm nicht vorkommt, silvestris, e.

Ein anderer Mangel des Wörterbuchs liegt in der ungleichmäßigen Angabe der Quantität. Der Verf. wollte, wie er in der Vorbemerkung zu dem Wörterbuch angibt, die (natur)langen Vokale sämtlich bezeichnen. In der ersten Auflage fanden sich in dieser Beziehung hunderte von Fehlern. Das ist ja nun allerdings in der neuen Auflage bedeutend besser geworden; immerhin finden sich auch jetzt noch eine Anzahl derartiger Versehen. Z. B. ist S. 63 das *u* in aliquamdiu nicht als lang bezeichnet, ebenso nicht das *o* in hoc, (das wenigstens in der Zeit vor Augustus und während der Zeit des Augustus stets lang ist), die Bezeichnung des ersten *i* in suspicio. Umgekehrt ist das *u* in lutum unrichtig als lang bezeichnet. Übrigens sollten die langen Vokale durch das ganze Buch regelmäßig als solche bezeichnet werden, aber oft genug ist dies unterblieben, z. B. S. 2 Z. 12 die Bezeichnung des *u* in Iulius, S. 39, 39 die des *u* in mulus und des zweiten *a* in Marianus. Ob die Bezeichnung der Länge des Vokals in positionslangen Silben in Schulbüchern überhaupt

Digitized by Google

praktisch ist, ist mir immer zweifelhaft gewesen. Ich fürchte, wir kommen dadurch zu einer Aussprache des Lateinischen, die von der echt römischen noch mehr abweicht, als die in Deutschland bisher im allgemeinen übliche. Wenn z. B. in Schulbüchern oft angegeben wird ōrdo, so werden die meisten Lehrer und Schüler das Wort sprechen ohrdo (mit geschlossenem langen *o*, während doch jedenfalls das *o* ein offenes langes o gewesen ist und die übliche Aussprache (mit kurzem o) gewiß der alten römischen näher kommt, als die durch die Bezeichnung der Länge des o veranlaßte. Wenn man jetzt in Schulbüchern findet cōnsēnsī, so sprechen Lehrer und Schüler in der Regel kohn-sehn-si, während die Römer doch wohl kåhn-ßähn-ßih (h zur Bezeichnung der Länge) gesprochen haben.

Versehen und Mängel der ersten Auflage haben sich aber nicht nur in dem Wörterbuch bis in die sechste Auflage fortgeschleppt, sondern auch in den anderen Teilen des Buches. Z. B. S. 8, 14 steht noch jetzt „im raschen Siegeszuge durcheilte er"; vorzuziehen ist sicherlich „in raschem Siegeszuge"; S. 23, 9 liest man immer noch die Geheimnislehre statt des unzweifelhaft besseren Geheimlehre; S. 42, 37 fehlt das Wort ein auch jetzt noch vor ebensolches; der Druckfehler 3, 3 (S. 66 unter captus) steht in der sechsten Auflage so gut wie in der ersten; das erste *u* in diuturnus und diuturnitas ist immer noch als lang bezeichnet. (Daß es kurz war, beweisen mehrere Stellen bei Ovid, wo dĭūturna in der zweiten Hälfte des Pentameters vorkommt, wo man also nicht annehmen kann, daß — was sonst ja denkbar wäre — djūturna gesprochen worden sei.)

Doch genug endlich der Einzelbemerkungen! Im allgemeinen ist das Büchlein, namentlich wenn die offenbaren Mängel endlich beseitigt werden, zu empfehlen, und es wird sich als nützlich erweisen, wenn es von den Schülern in verständiger Weise gebraucht und sein Gebrauch von dem Lehrer überwacht wird.

4. Schüler-Präparationen.

14) Johann Schmidt, Schüler-Kommentar zu Cäsars Denkwürdigkeiten über den Gallischen Krieg. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Vierte Auflage. Leipzig 1904, G. Freytag. 172 S. 8. geb. 1,50 ℳ.

Welche Hilfe dieser „Schüler-Kommentar" den Schülern gewährt, ersieht man am besten aus folgender Probe. Der Kommentar zum 12. Kapitel des zweiten Buches lautet folgendermaßen: „§ 1. *sē ex terrōre recipere* sich vom Schrecken erholen. — § 2. *vacuus ab dēfensōribus* entblößt von Verteidigern. — *paucīs dēfendentibus* abl. abs. im konzessiven Sinne. — § 3. *vineās agerē* Sturmlauben vorschieben. — *quaeque*, vgl. I 17, 5 *quaeque* — *gerantur*. — § 4. *ex fugā* ist attributiv gestellt (übersetze „flüchtig"), aber grammatisch auf *convenit* zu beziehen. — *in oppidum convenīre* in der Stadt zusammenkommen.

Digitized by Google

— § 5. *aggerem iacere* einen Damm aufwerfen. — *ut conservarentur, impetrant* sie erlangen, daß sie begnadigt wurden."

Sehr selten wird dem Schüler etwas anderes als eine Übersetzung geboten. Der Verfasser „hofft" in der Vorrede zur dritten Auflage mit dem Herrn Verleger, „daß diese Unterrichtsmittel auch fernerhin zu denjenigen gerechnet werden möge, die als förderlich für die Vorbereitungsarbeit der Schüler und als eine wirklich empfehlenswerte Entlastung der Lehrstunde von maßgebender Seite anerkannt werden". Sollte dieses Buch wirklich jemals als förderlich für die Schüler angesehen worden sein und gar von maßgebender Seite? Ich halte es für geradezu schädlich.

Die vierte Auflage unterscheidet sich von der mir ebenfalls vorliegenden dritten nur dadurch, daß die (kurze) Vorrede weggelassen ist; sonst stimmt, soweit ich gesehen habe, Seite für Seite und Wort für Wort mit dieser überein. Selbst die Fehler sind ganz dieselben. Z. B. fehlt (S. 21) über dem ersten *i* in spiritus das Zeichen der Länge (der Verf. will nämlich ebenfalls sämtliche langen Vokale als solche kennzeichnen); S. 131 ist das *a* in passuum irrtümlich als lang bezeichnet; S. 143 ist das *u* in iudicio nicht als Länge kenntlich gemacht; S. 170 ist das *o* in fossas umgekehrt als lang bezeichnet usw. Daß der Verf. immer noch Aedui schreibt, sei nur beiläufig erwähnt.

15) W. Päpke, Präparation zu Cäsars Bellum Gallicum. Erstes Heft: Buch I. Dritte Auflage. Sechstes Heft: Buch VI. Gotha 1904, F. A. Perthes. IV und 31 S.; 19 S. 8. 0,40 und 0,35 *M*.

Von dieser Präparation sind mir zur Besprechung die beiden genannten Hefte zugegangen; erschienen aber ist seit 1904 wahrscheinlich auch das siebente und letzte Heft. Der Verf. bemerkt in dem Vorwort: „Daß das genaue Lernen der Vokabeln notwendig ist, wird allgemein zugegeben: wie schwierig ein solches nach den von den Schülern geführten Präparationsheften, wie zeitraubend eine stete Kontrolle derselben oder ein Diktieren von Vokabeln und Phrasen ist, dürfte jedem Lehrer bekannt sein." Das ist ganz richtig, und dem einen hier hervorgehobenen Übelstand wird durch solch eine gedruckte Präparation abgeholfen. Aber es gibt im menschlichen Leben nun einmal nichts Vollkommenes, und so werden auch durch dieses Erleichterungsmittel für unsere liebe Jugend andere Übelstände herbeigeführt. Unsere angeblich so schwer geplagten Jungen werden bei Benutzung derartiger gedruckter Präparationen niemals die Benutzung eines Lexikons lernen. Ich sollte meinen, mit 12—14 Jahren müßten sie das endlich kennen: sie können doch nicht ewig am Gängelbande geführt werden, wie das die Verfasser gedruckter Präparationen selbst für Primaner beabsichtigen. Auch noch ein anderer Übelstand ergibt sich für die Schüler, die eine solche gedruckte Präparation benutzen: was sollen diese Jungen tun, wenn sie die Bedeutung gewisser

Digitized by Google

Vokabeln nicht kennen oder wieder vergessen haben, deren Kenntnis ihre gedruckte Präparation voraussetzt? Sie werden dann wahrscheinlich zu unerlaubten Hilfen greifen. Was tut z. B. der Schüler, wenn er gleich im ersten Satze des B. Gall. von omnis zwar als Bedeutung kennt „all und jeder“, aber nicht „ganz“, und hier von seiner gedruckten Präparation im Stich gelassen wird? Er wird sich schleunigst eine gedruckte Übersetzung anschaffen oder, wenn er zu gewissenhaft ist und sich vor einem Betrügen seines Lehrers scheut, ein Lexikon. Wie verschieden die Ansichten der Verfasser von gedruckten Präparationen sind über das, was man von einem angehenden Tertianer an Vokabelkenntnis voraussetzen darf, will ich an den ersten Paragraphen des B. Gall. durch Vergleichung der mir zur Besprechung vorliegenden drei „Präparationen“ von Päpke, Haellingk und Reißinger zeigen. Reißinger bietet zum ersten Paragraph nichts, Päpke dividere (divisum esse) und incolere, Haellingk außer diesen beiden Wörtern noch appellare. Zum zweiten Paragraphen geben alle drei institutum und differre (Päpke noch in Klammer inter se). Zum dritten geben alle cultus, humanitas, mercator, commeare, effeminare, pertinere, continenter; Päpke und Haellingk außerdem noch propterea und importare; Päpke allein noch animus; Haellingk allein noch longe. Zu § 4 haben sie gemeinschaftlich praecedere und contendere; außerdem Päpke und Haellingk prohibere; Päpke und Reißinger cotidianus; Päpke allein fines (und proelio contendere cum aliquo und prohibere aliquem [ab] aliqua re); Reißinger allein virtus. Ich denke, das genügt.

Und was die angebliche Überbürdung der armen Jungen anlangt, denen das Aufschlagen und Aufschreiben der Vokabeln erspart werden soll, so ist es mit dieser Überbürdung wirklich nicht so arg, wie manche Eltern glauben machen möchten, die ihre Jungen mit allem möglichen so überbürden, daß diese für die Schule überhaupt keine Zeit mehr übrig haben. Wenn der Lehrer, wie es in Preußen vorgeschrieben ist, einige Wochen in jeder neuen Klasse seinen Schülern eine Anleitung im Präparieren gibt, lernen diese den Gebrauch eines Wörterbuchs, wie etwa des Vokabulars von Schlee, sehr bald. Daß einmal der eine eine Vokabel falsch aufschreibt und falsch sich einprägt, läßt sich ja nicht verhindern; aber es läßt sich auch nicht verhindern, daß einmal einer aus der gedruckten Präparation eine falsch lernt.

Die vorliegende von Päpke macht den Eindruck einer sorgfältigen Arbeit und bietet wohl im allgemeinen dem Tertianer das, was er zur Vorbereitung braucht. Hier und da findet sich natürlich auch in ihr ein Versehen. So ist die Quantität unrichtig angegeben I 40, 3 bei „repūdio“ und 42, 6 bei „irridĭcule“; bisweilen dürfte die Hinzufügung eines Wortes wünschenswert sein, wie I 2, 1 ditissimus oder 13,2 als Bedeutung von ducere „meinen, glauben“; VI 1, 3 neben resarcire das in den meisten Ausgaben stehende sarcire;

Digitized by Google

die Beseitigung eines Druckfehlers, wie VI 3, 4 consilium (st. concilium). Bisweilen könnte der Schüler etwas mißverstehen, z. B. I 40, 8 „sui potestatem facere sich beikommen lassen". Auch die Stammformen einzelner Verba konnten hie und da noch angegeben werden, wie I 2, 2 die von praestare.

Kann man sich über die grundsätzlichen Bedenken, die gegen gedruckte Präparationen geltend zu machen sind, hinwegsetzen und sorgt der Lehrer, dessen Schüler eine gedruckte Präparation benutzen, dafür, daß diese in verständiger Weise benutzt wird, daß namentlich die Vokabeln regelmäßig sorgfältig gelernt werden, so sind wohl die von Päpke verfaßten Heftchen am meisten zu empfehlen. Geschieht dies aber nicht, so sind auch die armen Jungen, denen eine gedruckte Präparation in die Hand gegeben wird, verloren. Ich habe es erlebt, daß Schüler, die ein ganzes Jahr Homer in der Weise gelesen hatten, daß sie eine solche Präparation beim Übersetzen sich in das Buch legen durften, noch nicht soviel von homerischen Vokabeln wußten, wie ein Schüler wissen muß nach einer vierzehntägigen Lektüre. Jedenfalls muß der Direktor einer Anstalt, an der gedruckte Präparationen gebraucht werden, den Unterricht der betreffenden Lehrer sehr genau überwachen.

16) Haellingk, Präparation zu Caesar, Bellum Gallicum. 1. Heft: Buch I—IV. 2. Heft: Buch V—VII. Münster i. W. 1908, Aschendorff. 144 und 143 S. 8. kart. je 1,10 ℳ.

Der Verf. kann nun zu seinem Schüler mit Gretchen sagen: Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Wenn mit dem oben besprochenen Kommentar und der jetzt zu besprechenden „Präparation" nach fast vollständiger Abschaffung des Extemporales ein Junge es nicht mindestens zum Regierungspräsidenten bringt, so ist dem nicht zu helfen.

Wie sich der Verf. die Benutzung seines Kommentars neben seiner Präparation denkt, ob beide nebeneinander oder nur eins von beiden gebraucht werden soll, habe ich aus seiner Vorrede nicht ersehen können: von Übel sind sie beide. Von dem Kommentar habe ich das oben nachgewiesen; aber auch die „Präparation" zeigt schwere Mängel, die vermieden werden mußten und konnten. Falsch und unhaltbar ist manches. Z. B. I 2, 5 „passus Schritt (als Maß = 1½ Meter)". Donnerwetter, wird da der Junge denken, wenn er überhaupt denkt, müssen die kleinen Kerle, die Römer, haben ausschreiten können! 1½ Meter! Entweder muß man doch dem Schüler angeben, passus heißt der Doppelschritt, oder man sagt ihm, passus bezeichnet ein Maß, welches durch Ausbreiten der beiden Hände gewonnen wird; dann wird er auch begreifen, daß ein passus = 1$^1/_2$ Meter sein kann. — Was soll sich ferner der Junge bei „matrimonium Mutterschaft, Ehe" denken? — I 5, 2 steht „vīcus, i n. Dorf". Das n. ist natürlich nur ein Druckfehler; aber Druckfehler finden sich in sehr großer Zahl in den beiden Heften. I 8, 3 „iter dāre" ist hoffentlich

Digitized by Google

auch nur ein Druckfehler. Ob es richtig ist, I 3, 6 den Schüler lernen zu lassen „conatum, i n. Versuch, Unternehmen“, ist mindestens sehr fraglich; besser ist es jedenfalls, ihm zu geben: „conatus, us, plur. conatūs und häufig conata“.

Besonders arg gesündigt ist in der Angabe der Quantität. Welchen Grundsätzen der Verf. in diesem Punkte hat folgen wollen, sagt er zwar nirgends ausdrücklich. Aber da er das Zeichen der Kürze (◡) grundsätzlich meidet, da er anderseits von Anfang bis zu Ende die Länge des *a* in der Endung der ersten Konjugation (āre) regelmäßig angibt, da er ferner drucken läßt hūmānitās, ātis, effēmināre, prohibēre, obtinēre, nātūra, dēspērātus, iūstus usw., so ist man unbedingt zu dem Schlusse berechtigt, er habe die Absicht, ebenso wie viele der neueren Herausgeber, jeden langen Vokal als solchen kenntlich zu machen. Ist dies aber wirklich der Fall, so wimmelt dieses Schulbuch von (Druck-)Fehlern. In Buch I Kap. 4 ist z. B. die Quantität des *u* nicht angegeben in e n u n t i a r e, nicht die des *a* in c o a c t u m, die des ersten *i* in s ū s p i c i o und die des *i* in c o n s c i s c e r e usw.

Diesen vielen Unterlassungssünden stehen aber auch viele Begehungssünden gegenüber. Z. B. ist I 3, 2 p r ō f e c t i o das *o* fälschlich als lang bezeichnet, ebenso VII 33, 3 das *e* in r e n u n t i o, VII 34, 1 das *o* in o m i t t e r e, VII 89, 5 das erste *e* in r ē s e r v a r e.

Dazu kommt ein bedauerlicher Mangel an Gleichmäßigkeit. VII 23, 4 wird das *u* in i u s t u s als lang bezeichnet; nach VII 37, 4 muß es der Schüler für kurz halten. Während VII 23, 4 die Länge des *u* in i u s t u s bezeichnet ist, ist im nächsten Paragraphen die Länge des *e* in r e c t u s nicht bezeichnet; VII 32, 4 ist gedruckt i l l ū s t r i s, VII 3, 2 und VI 19, 3 i l l u s t r i s.

Entschieden die Denkfaulheit fördernd und durchaus verwerflich ist ferner, daß von der ersten bis zur letzten Seite bei jedem Substantiv das Geschlecht angegeben wird, also i n s t i t u t u m, i n.; c ŭ l t u s, us m.; h u m a n i t a s, atis f.; m e r c a t o r, oris m.; c o n i u r a t i o, onis f.; n a t u r a, ae f.; i u m e n t u m, i n.; f a m i l i a, ae f. und so fort in dulce infinitum. Ja was haben denn die Schlingel in den 3 unteren Klassen eigentlich gelernt? Oder ist etwa in den katholischen Anstalten — denn für solche ist offenbar das Buch in erster Linie bestimmt — der Unterricht so jammervoll, daß man in Tertia nicht einmal so bekannte Dinge als festes Besitztum bei ihnen voraussetzen darf? Oder sind Direktor und Lehrer so gewissenlos gewesen, daß sie so unglaublich unwissende Jungne, die auf keinen Fall aus der Sexta hätten herauskommen dürfen, sogar in die Tertia versetzt haben?

Noch vielerlei hätte ich an dieser „Präparation“ zu tadeln, doch es sei genug! Auf jeden Fall muß vor einer derartigen Hilfe unserer Schüler gewarnt werden, und unsere Behörden müßten ihre Benutzung verbieten.

Digitized by Google

17) K. Reißinger, Präparation zu Cäsars Gallischem Krieg. 3 Hefte: 1. Buch; 2. und 3. Buch; 4. Buch. Bamberg (1911), C. C. Buchner. 21, 27, 20 S. 8. 0,25, 0,30, 0,25 *M*.

Setzt man sich über die Bedenken, die überhaupt gegen solche gedruckten Präparationen sprechen, hinweg, so wird man die vorliegende als erträglich bezeichnen können. Es ist eine ziemlich sorgfältige Arbeit, die dem Schüler nicht alles vorkaut und ihn nicht des eigenen Denkens überhebt. Das Geschlecht der Substantiva wird verständigerweise nur in Ausnahmefällen angegeben, also z. B. nicht bei institutum, cultus, mercator, copia usw. Ob es bei virtus nötig war, ist mir sehr zweifelhaft; bei ager und pars halte ich es auch für überflüssig; dagegen halte ich es bei septentriones für wünschenswert. Ferner muß der Schüler hier lernen, sich aus den verschiedenen Bedeutungen eines Wortes die für die vorliegende Stelle passende herauszusuchen, er wird auf die Abstammung und Bildung eines Wortes in einfacher und praktischer Weise hingewiesen, und kann auch sonst mancherlei lernen.

Freilich haben diese kleinen Heftchen auch ihre Mängel. Sehr bedenklich ist das dreimal in diesen drei Heften (I 1, II 18 und IV 20) vorkommende *vergo* 3 *versi*. Ein Perf. findet sich von diesem Verb in der uns erhaltenen römischen Literatur nirgends; verxi und versi sind willkürliche Bildungen der Grammatiker. Ich meine, wir bleiben bei der Angabe unserer meisten Grammatiken, daß vergo kein Perf. und Supinum habe. — Ob carrus immer ein vierrädriger Lastwagen war, ist mindestens zweifelhatf: die carri waren wahrscheinlich bald zwei-, bald vierrädrig. — Die Ableitung des Verbums populari von populus in der Weise, wie dies Reißinger tut, ist nicht zulässig. Er schreibt: „populari 1. (populus, entvölkern) verheeren, verwüsten". Das Wort hat wohl mit populus nichts zu tun. Will man es aber damit zusammenbringen, so dürfte dies höchstens in der Weise geschehen, wie es Wölfflin tut, nämlich = mit einer Volksmasse überziehen.

Fehler finden sich auch öfter in der Angabe der Quantität. So ist die erste Silbe von vadum nicht, wie R. mehrmals angibt, lang, ebensowenig die in profectio und in tuba. — Ferner hat der Verf., der offenbar ebenfalls die Quantität sämtlicher langen Vokale angeben will, dies öfters unterlassen, z. B. I 10 bei futūrum, I 19 bei īnsciens, I 44 bei defēnsus, I 45 bei redāctus (hier vielleicht absichtlich; wenigstens ist bei den Compositis von ago das *a* in actus, so weit ich gesehen habe, niemals als lang bezeichnet). Anderswo zeigt sich Inkonsequenz: confirmo hat I 3 ein langes *i*, II 11 ein kurzes. Immerhin sind derartige Versehen doch nur vereinzelt; es sind wohl übersehene Druckfehler.

Fragen zu stellen ist ferner nicht Sache der gedruckten Präparation, sondern des Lehrers, namentlich nicht Fragen, die gewiß mancher Schüler nicht beantworten kann, wie II 12, wo es heißt „māgnum iter: während ein normaler Tagmarsch 25—30 km

Digitized by Google

(6—7 Stunden) betrug, dauerte ein magnum iter 35—40 km (8—9 Stunden) und ein maximum iter stellte noch höhere Anforderungen. Wie ist's heute?"

18) F. Bölte und J. Schmedes, Wortkunde zu Cäsars Commentarii Belli Gallici I—VII im Anschluß an Wulff-Schmedes' Lateinisches Lesebuch, Ausgabe B und C. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. VI und 174 S. 8. geb. 2,20 M.

Eine Beurteilung dieser Wortkunde ist für mich schwierig, da das Buch die Kenntnis eines anderen voraussetzt, das mir nicht vorliegt und nicht bekannt ist.

Das vorliegende Buch ist bestimmt für Reformgymnasien nach dem Frankfurter Lehrplan und kann auch nur an solchen Anstalten gebraucht werden und nur dann, wenn das Lesebuch von Wulff-Schmedes mit der dazu gehörenden Wortkunde durchgearbeitet ist und sich noch in den Händen der Schüler befindet. Nach der Vorrede soll die vorliegende Wortkunde an die Stelle der Perthesschen Wortkunde zu Cäsar treten; sie soll ausschließlich der Lektüre dienen. Sie will das Wortverständnis erweitern und viertiefen. Dem Schüler soll die Grundanschauung nahe gebracht werden, aus der das einzelne Wort erwachsen ist, so daß er die Bedeutung des Stammelements und die der Prae- und Suffixe deutlich empfindet. Außerdem soll der Schüler einen Einblick erhalten in die Bedeutungsentwickelung. Die Verfasser haben aber nicht die Absicht, die die Verfasser von Schülerpräparationen und Schülerkommentaren oft haben, ganze Wendungen in möglichst treffendem Deutsch wiederzugeben. Das Geschlecht der Substantive ist nur da angegeben, wo es aus den Genusregeln der Formenlehre nicht von selbst folgt. Die Stammzeiten der Komposita sind in den ersten Büchern stets angeführt, in den letzten nur nach Maßgabe der Schwierigkeit, die sie erfahrungsgemäß bieten. Die Länge der Vokale ist nur in offenen Silben und vor *nf* und *ns* bezeichnet.

Diese in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätze dürften, namentlich da es sich nur um Reformgymnasien handelt, durchaus Billigung verdienen.

Was nun die Ausführung im einzelnen betrifft, so macht das Buch den Eindruck einer sehr sorgfältigen und gewissenhaften Arbeit. Ich habe eine ziemlich große Anzahl von Kapiteln angesehen, aber keinen wirklichen Fehler, selbst keinen Druckfehler, gefunden. Sehr bedenklich und man darf sagen auf einer irrigen Anschauung beruhend ist nur die Bezeichnung der letzten Silbe in centenum V 13, 7 als Länge. — Für wünschenswert halte ich V 16, 2 die Angabe des Genitivs zu dispar (dispăris). Einige Abweichungen von dem in der Vorrede angegebenen Grundsatz in der Angabe der Quantität (auf die übrigens die Verfasser schon in der Vorrede hinweisen) halte ich für durchaus gerechtfertigt, z. B. IV 13, 4 perfĭdus, V 12, 5 abiĕs, ĕtis, I 53, 4 und VI 22, 2 Suebă natione.

Das Buch wird sich also, wenn es in der von den Verfassern angegebenen Weise gebraucht wird, an Reformgymnasien sicher als recht brauchbar erweisen.

Der beigegebene Index, in dem der Schüler jedes Wort, das er etwa vergessen hat, sofort wiederfinden kann, ist notwendig und nützlich.

„Der Text", heißt es in der Vorrede, „den wir zugrunde gelegt haben, ist der der zweiten Auflage der Schulausgabe von Meusel, obwohl wir uns nicht verhehlen, daß die in dieser Auflage befolgten kritischen Grundsätze des Herausgebers schweren Bedenken unterliegen". Nun, daß ihnen die „zahlreichen Athetesen" bedenklich erscheinen, kann ich nicht übel nehmen: das wird jedem so ergehen, der anfängt, sich mit Caesar genauer zu beschäftigen. Viele von den in meiner Ausgabe als interpoliert bezeichneten Stellen sind ja nicht von mir zuerst für unecht erklärt worden, und mir ist es lange ebenso ergangen wie den Verfassern dieser Wortkunde: es widerstrebte mir, die Unechtheit anzuerkennen, als ich mich schon Jahre lang mit Caesar eingehend beschäftigt hatte. Trotzdem mir manches schon lange bedenklich erschien, hat es bei vielen Stellen zehn Jahre gedauert, bei anderen 20—30 Jahre, ehe ich von der Unechtheit völlig überzeugt war. Und viele hervorragende Philologen haben sich — manche, nachdem sie sich lange mit Händen und Füßen dagegen gesträubt hatten — schließlich doch von der Unechtheit der meisten von mir eingeklammerten Stellen überzeugen lassen. Ich nenne hier nur Theodor Mommsen. Daß schwerwiegende, ja zum Teil unwiderlegliche Gründe für die Unechtheit verschiedener Stellen sprechen, werden die Verfasser einsehen, wenn sie meine Darlegungen in diesen Jahresberichten vom Jahre 1910 gründlich prüfen, ebenso die gleichzeitig mit diesen niedergeschriebenen Caesarstudien von Alfred Klotz, die ihnen wahrscheinlich über ihrer Arbeit an der vorliegenden Wortkunde unbekannt geblieben sind.

19) J. Simon, Präparation zu Cäsars Bürgerkrieg in Auswahl. Hannover 1902, Norddeutsche Verlagsanstalt. 31 S. 8. 0,60 ℳ.

Diese Präparation bildet das 82. Heft der Sammlung „Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre". Einige Hefte dieser Sammlung habe ich in früheren Jahren etwas genauer angesehen, und ich meine, man würde, wenn man sich über die allgemeinen Bedenken, die gegen derartige Hilfsmittel sprechen, hinwegsetzen kann, manche Hefte dieser Sammlung empfehlen können. Das vorliegende Heft aber gehört nicht zu diesen empfehlenswerten.

Was zunächst die getroffene Auswahl betrifft, so wird sich ja allerdings schwerlich eine Einigung über die zu lesenden Abschnitte erzielen lassen; aber die hier getroffene Auswahl scheint mir doch in mancher Beziehung wenig glücklich zu sein. Geboten wird hier eine Präparation zu Cap. 1—58 des ersten Buches, zu dem ganzen zweiten Buch und zu Cap. 41—104 des dritten. Daß die Kämpfe bei

Digitized by Google

Dyrrachium und namentlich die Schlacht bei Pharsalus gelesen werden sollen, damit wird man ja wohl ziemlich allgemein einverstanden sein. Das ganze zweite Buch wird sicherlich kein Lehrer, der eine Auswahl treffen muß, lesen lassen, zumal der größte Teil dieses Buches nicht von Caesar selbst herrührt. Auf eine Lektüre der in vielen Beziehungen sehr schwierigen ersten Kapitel des ersten Buches wird sich ein verständiger Lehrer, der nur einen kleinen Teil des Bellum Civile lesen lassen kann, gewiß nicht einlassen. Und weshalb der wichtigste Teil dieses Buches, der Entscheidungskampf mit Afranius und Petrejus, von der Lektüre ausgeschlossen sein soll, namentlich wenn die einleitenden Kämpfe gelesen sein sollten, wird schwerlich jemand einsehen.

Und nun die „Präparation" selbst! Hier wird der arme Junge von Anfang bis zu Ende am Gängelbande geführt, und ein so Verwöhnter wird sicher in seinem ganzen Leben nicht selbständig werden und nie denken lernen. Diesem Schüler, der doch schon etwa fünf Jahre Latein gelernt hat, muß noch gesagt werden, daß g r a t i a , m i n a e , a r u m , i n f a m i a , c o n t u m e l i a usw. Feminina, daß c o n v i c i u m , s p a t i u m , f a n u m Neutra sind, sogar daß f a b e r „Handwerker" ein Maskulinum ist! Vorausgesetzt wird ferner von dem Herrn Präparationsfabrikanten, daß der funfzehnjährige Bursche noch nicht weiß, daß die Stammformen von m i t t o sind „mitto, misi, missum 3" und daß dieses m i t t o bedeutet „schicke"; ebenso werden durch das ganze Heft Stammformen und Bedeutung der bekanntesten Verba mit einer bewundernswerten Geduld angegeben. Auch sonst wird recht viel Überflüssiges geboten. So steht auf der ersten Spalte: „sequor, secutus sum, 3. folge, gehe nach, strebe nach". Das ist an sich schon überflüssig; aber sollte dann auf der zweiten Spalte auch noch nötig sein: „sententiam alicuius sequi der Ansicht jemandes nachfolgen, beitreten"? S. 2 steht: „confirmo, 1. stärke, ermutige"; auf S. 5 steht genau dasselbe. Und sollten Schüler, die so bekannte Dinge nicht wissen, die Bedeutung von anderen Vokabeln kennen, deren Bedeutung nicht angegeben ist, z. B. die von a u d a c t e r , c o m i t i u m , l a r g i t i o , i t e m ?, die Bedeutung „Möglichkeit" von p o t e s t a s?

Manches von dem, was der Verfasser seinen sonderbar vorgebildeten Schülern bietet, ist unvollständig, manches sehr fragwürdig, manches unrichtig. Der Verf. gibt von allen Verben (mit Ausnahme der regelmäßigen nach der ersten Konjugation) die Stammformen an; warum dann z. B. nicht auch von d e s u m? Gleich im 1. Kap. liest man „de-sum, -esse, fehle, versage den Beistand". Der Schüler muß glauben, d e f u i gebe es nicht. — Auf einer der ersten Zeilen erfährt der Schüler, daß v ē r o Adv. sei und „wahr, wirklich" bedeute; daß es aber auch „a b e r und v o l l e n d s" bedeuten könne, erfährt er nirgends. Eine Entwickelung der Bedeutungen aus einer Grundbedeutung gibt der Verf. wohl kaum irgendwo.

Digitized by Google

Manches ist aber geradezu unrichtig. So steht zu 3, 69 „decumanus (decuma Zehnt) zehntpflichtig, groß“; „decumana porta das große Tor (Haupttor des Lagers an der hinteren, dem Feinde abgekehrten Seite)“. Also decumanus heißt groß, und davon heißt die porta decumana das große oder das Haupttor! Ich hatte bisher immer geglaubt, die porta decumana habe ihren Namen davon, daß in der Nähe dieses Tores die zehnten Kohorten der Legionen zu lagern pflegten. Man lernt doch noch täglich mancherlei Neues! — Fünf Zeilen weiter liest man: „dorsum hier für cursum“! Wie kann man solchen Unsinn schreiben! — Bedenklich sind auch Angaben wie „res frumentaria Getreide“, oder „distendo dehne aus, teile“ und ähnliche.

Verwerflich ist oft die Schreibung lateinischer Wörter, wie solatium, delectus, -us, planicies, (cespes,) secius, cannalis, Dyrrhachium. — Sehr bedenklich sind auch oft die Etymologien des Verf.s, wie spatium = attisch *στάδιον*, dor. *σπάδιον*, polleo u. *πολλός*, tignum zu tegere.

Auch das Deutsch, das dem Schüler geboten wird, ist nicht immer einwandfrei. Z. B. zu 1, 24 findet man „condiciones ferre Vorschläge stellen“; 3, 100 „aqua prohibere das Wasser verwehren“.

Zu loben wüßte ich an dem Heftchen nichts; höchstens kann man anerkennen, daß der Druck ziemlich korrekt ist. Bemerkt habe ich von Druckversehen nur *μητροπόλις* (st. *μητρόπολις*) und Oricium (st. Oricum), falls dies wirklich ein Druckfehler ist. Ich würde meine Schüler vor dieser „Präparation“ warnen.

5. Übersetzungen.

20) Cäsar, Der Bürgerkrieg. Deutsch von August Horneffer. Leipzig 1909, Werner Klinkhardt. 3 Bändchen. 159 S. kl. 8. 75, 50, 75 Pf.; in 1 Bd. geb. 3 M.

Die vorliegende Übersetzung gehört zu der in demselben Verlage erschienenen Sammlung „Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer“, und bildet den 9. bis 11. Band dieser Sammlung. „Die Übersetzungen, die in dieser Sammlung veröffentlicht werden, wollen bei möglichster Wahrung der Eigenart und des Wortlautes des Originals deutsch gut lesbare Bücher sein. Dadurch sollen sie dazu beitragen, auch denen die Kultur des klassischen Altertums und die Schönheiten seiner Literatur nahe zu bringen, die die alten Sprachen gar nicht oder doch nicht so beherrschen, daß sie die antiken Schriftwerke wirklich lesen können“.

Das Ziel, das sich die Übersetzer gesteckt haben, hat August Horneffer bei der vorliegenden Caesar-Übersetzung in der Hauptsache wirklich erreicht: die Übersetzung liest sich fast wie ein von einem Deutschen verfaßtes Originalwerk. Dabei schließt sie sich so

Digitized by Google

eng wie möglich an Caesars Text an. Hie und da findet sich freilich eine kleine Ungenauigkeit, auch gelegentlich ein Versehen und ein wirklicher Fehler. Aber so etwas wird auch dem allergewissenhaftesten Übersetzer widerfahren.

Ich habe etwa ein Drittel des Ganzen mit dem lateinischen Text verglichen (39 Kapitel des ersten, 11 des zweiten und 36 des dritten Buches) und gebe hier einiges von dem, was mir aufgefallen ist. Welchen Text der Übersetzer zugrunde gelegt hat, sagt er nicht; aber es scheint mir, als hätte er anfangs den landläufigen Text von Nipperdey oder Dinter bevorzugt, dann aber sich meist dem Text meiner Ausgabe angeschlossen.

Genauer konnte z. B. 1, 3, 1 und 2 das *evocantur* gegeben werden. Das erstemal übersetzt Horneffer: „Pompeius lud sämtliche Mitglieder (des Senates) zu sich ein". Dabei ist der in dem *e* liegende Umstand unberücksichtigt geblieben, daß Pompeius sich damals vor den Mauern der Hauptstadt aufhalten mußte. Wünschenswert wäre also ein Zusatz wie „nach seinem Landhause". Aber vielleicht hat hier der Übersetzer absichtlich etwas ungenau übersetzt, weil die in dem *e* angedeutete Tatsache schon im Anfang des zweiten Kapitels erwähnt war. Die zweite Stelle (*multi undique ex veteribus Pompei exercitibus spe praemiorum . . evocantur*) lautet so: „In Massen meldeten sich nun Leute, die früher unter Pompeius gedient hatten: die Hoffnung auf Belohnungen . . . lockte sie". Dabei ist nicht zu ersehen, was sich aus dem lateinischen Texte ergibt, daß die Aufforderung zur Meldung an sie ergangen war. — 1, 13, 3 sind die Worte *hunc . . . pauci Caesaris consecuti milites consistere coegerunt* übersetzt: „einige Soldaten Cäsars . . . folgten ihm und zwangen ihn haltzumachen". Hier ist aber mit *consecuti* gewiß gemeint „holten ihn ein". Dagegen im folgenden Kapitel § 2 (*hunc* (Lentulum) *Marcellus collega et plerique magistratus consecuti sunt*) dürfte statt der Übersetzung „der andere Konsul Marcellus und die meisten Beamten holten Lentulus ein" die Übersetzung „folgten dem Lentulus" den Vorzug verdienen. — 1, 14, 1 (*ad pecuniam Pompeio . . . p r o f e r e n d a m*) kann nicht bedeuten „um Pompeius das vom Senat bewilligte Geld a u s z u z a h l e n", sondern nur „um für Pompeius das . . . Geld zu h o l e n". — Für *duumviris* (1, 30, 1) ist „Behörden" doch gar zu allgemein. — 2, 18, 2 *familiarem Domitii* ist durch „Verwandten des Domitius" schwerlich richtig wiedergegeben. — 2, 29, 1 bedeuten die Worte *unusquisque opiniones fingebat* sicher nicht: „jeder bildete sich seine eigene Meinung über die Lage", sondern: jeder bildete sich allerlei wunderliches Zeug ein. — 3, 87, 1 *hunc Labienus excepit* würde ich lieber geben: „u n m i t t e l b a r n a c h ihm sprach Labienus" statt durch das einfache „n a c h ihm sprach Labienus".

Bisweilen, aber doch nur ganz selten, wird die Übersetzung dem Leser nicht sofort ganz klar sein, wie 1, 15, 4: „nun hörte er, wie die Dinge . . standen". Wer ist hier dieser „er"? Der Leser wird zunächst glauben, Lentulus Spinther, während sich aus dem lateinischen Text klar und deutlich ergibt, daß Vibullius gemeint ist.

Digitized by Google

Mehrmals sind durch ein Versehen ein oder einige Worte ausgefallen. So 1, 18, 5 die Zahl 22; 1, 21, 2 die Worte *murosque*; 1, 56, 2 *multa*; 2, 19, 1 *sibi*; 2, 19, 2 *ad diem* (pünktlich); 2, 19, 5 die Worte *quae est longe firmissima totius provinciae civitas*; 2, 20, 8 das Sätzchen *ille ad eum Sex. Caesarem mittit atque huic tradi iubet*; ebendaselbst die Worte *cum fide*; 3, 86, 1 die Worte *suorum omnium hortatu.* Manches ist absichtlich und mit Recht unübersetzt gelassen, wie die zweite Hälfte des 29. Kapitels vom zweiten Buch, ebenso 3, 94, 3. 4.

Einige Übersetzungen aber wird man auch als unrichtig bezeichnen müssen. So z. B. kann 1, 5, 3 (*quique pro consulibus sint ad urbem*) nicht bedeuten „den in der Stadt befindlichen Proconsuln", wie der Übersetzer ja selbst gleich auf der ersten Seite nachweist; 1, 15, 1 erweckt die Übersetzung „von Auximum aus durchstreifte nun Caesar die ganze Landschaft Picenum" eine falsche Vorstellung. Man würde danach glauben, Caesar habe in Auximum für längere Zeit sein Standquartier aufgeschlagen, während das Lateinische (*Auximo Caesar progressus*) zeigt, daß er von Auximum gleich weiter nach den verschiedenen Städten Picenums zog. *Passus* übersetzt Horneffer immer durch „Schritt", *milia passuum* durch „tausend Schritt". Es müßte doch mindestens heißen „Doppelschritt", und *milia passuum* wird wohl am einfachsten durch „römische Meilen" wiedergegeben, etwa noch mit der Bemerkung, daß eine römische Meile = $^1/_5$ deutsche Meile oder = 1½ Kilometer ist. — 1, 20, 2 kann *proiectis omnibus* bei Caesar nie bedeuten „nun wirft er alles hin", sondern nur „er gibt alle preis". *Sestertium sexagies* (1, 23, 4) sind nicht „sechshunderttausend Sestertien", sondern „sechs Millionen S." — 3, 4, 3 *exspectabat cum Scipione ex Syria legiones II* kann natürlich nicht bedeuten „er erwartete noch zwei Legionen von Scipio aus Syrien"; ebensowenig bedeutet 3, 82, 1 *suis agit gratias* „er dankte allen".

Auch das Deutsch ist bisweilen nicht einwandfrei. 1, 21, 1 übersetzt H. die Worte *cohortes ad se in castra traducere* „ihre Besatzung in sein Lager zu überführen". Ähnliches kann man zwar jetzt fast täglich in den Zeitungen lesen, aber fehlerhaftes Deutsch ist es trotzdem: es muß heißen „überzuführen", und wenn der Übersetzer dies vermeiden wollte, mußte er sich anders zu helfen suchen. Derselbe Fehler findet sich öfter, z. B. 3, 4, 1 „fünf davon hatte er aus Italien überführt"; es müßte heißen „übergeführt"; aber warum nicht „mitgebracht"?

Wenig geschickt sind Wendungen, wie 1, 4, 3 „Provinzen und Heere, die er als Pompeius' Verwandter mit diesem teilen zu können gedachte". — *Adventus* ist auch 1, 13, 1 und 1, 15, 3 nicht durch „Ankunft" wiederzugeben, sondern durch „Annäherung" oder „Anrücken", wie es H. an anderen Stellen öfter richtig und gut übersetzt. — 3, 84, 2 ist *aciem instruxit primo suis locis* nicht geschickt wiedergegeben durch „an einer für ihn günstigen Stelle", ebenso 3, 87, 7 *de re tanta* durch „über eine große Angelegenheit".

Digitized by Google

Derartige Kleinigkeiten ließen sich noch eine ziemliche Anzahl aufzählen; aber dadurch wird das anfangs ausgesprochene Urteil nicht geändert, daß die Übersetzung von Horneffer das Ziel, das sie sich gesteckt, im allgemeinen auch erreicht hat. Ja ich glaube, man wird sie als die beste Übersetzung, die wir von Caesars B. Civ. haben, bezeichnen dürfen. Auch das Äußere macht einen guten Eindruck: Papier gut, Druck sauber und sehr korrekt. Vielleicht ist Carales (1, 30, 3) ein Druckfehler — es würde der einzige sein, den ich bemerkt habe —; ein Schreibfehler ist wahrscheinlich im letzten Kapitel „schiffte seine Soldaten ein" statt aus (militibus expositis).

21) Caesar's Commentaries on the Gallic War translated into English by T. Rice Holmes. London 1908, Macmillan & Co. XX u. 297 S. 8. geb. 4 *s* 6 *d*.

Der Verf. zeigt bei dieser Übersetzung dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit, die bei allen seinen Arbeiten hervortritt. Er hatte die Übersetzung in der Hauptsache wohl schon im Jahre 1899 fertig, als sein großes Werk „Caesar's Conquest of Gaul" erschien. Aber er hat seit jener Zeit unablässig an dieser Übersetzung gefeilt und gebessert. Von vielen Stellen des B. Gall. findet sich eine Übersetzung in jenem Werke von 1899; vergleicht man diese Stellen mit den betreffenden der jetzt vorliegenden vollständigen Übersetzung, so findet man überall dieses Bestreben, unermüdlich zu bessern, bis auch die kleinste Feinheit und Eigenheit des Originals in angemessener Weise wiedergegeben ist.

Zugrunde gelegt ist der Übersetzung im allgemeinen, wie der Verf. in der Vorrede sagt, der Text meiner kritischen Ausgabe; doch hat sich Holmes natürlich überall ein selbständiges Urteil gewahrt. Hat er eine andere Lesart zugrunde gelegt, so hat er dies in der Regel angegeben. Das Buch enthält aber außer der eigentlichen Übersetzung noch einiges andere Wertvolle, namentlich eine schöne, große Karte von Gallien und eine Menge nützlicher Anmerkungen, außerdem eine Einleitung, die Bemerkungen zur Geschichte Galliens vor Caesars Eintreffen und einen kurzen Abriß des römischen Kriegswesens enthält. Ein Versehen ist es wohl, daß einige Zeilen dieser Einleitung (S. XVIII) in der ersten Anmerkung von S. 22 wörtlich wiederholt sind. — Die Anmerkungen verweisen zum Teil auf die beiden größeren Werke des Verf., Caesar's Conquest of Gaul und Ancient Britain, auch auf andere meist neuere Werke, namentlich die bekannten von Camille Jullian, Vercingétorix und Histoire de la Gaule, Band I und II (der dritte war 1908 noch nicht erschienen); sie enthalten aber auch viele das Verständnis fördernde und die neuesten Forschungen berücksichtigende Bemerkungen, z. B. Angaben über die Märsche Caesars und seiner Gegner, über die Lage der von Caesar erwähnten Städte und Schlachtfelder, Erklärungen einzelner Ausdrücke Caesars, Besprechung verschiedener Lesarten usw.

Digitized by Google

Trotz der bewundernswerten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des Übersetzers und obwohl man die Übersetzung wohl als vorzüglich bezeichnen darf, finden sich doch, geradeso wie in der eben besprochenen deutschen Übersetzung Horneffers, manche Versehen, Ungenauigkeiten und auch Fehler. So ist II 23, 1 *celeriter* übersehen, III 14, 6 sind die Worte *qui antemnas ad malos destinabant* unübersetzt geblieben, III 20, 1 ist *Publius* (vor Crassus) ausgefallen, IV 37, 1 vermißt man die Worte *non ita magno suorum numero*, VII 36, 2 die Worte *in monte* und noch hie und da ein oder einige Worte. Bei einer neuen Auflage, die gewiß in kurzer Zeit nötig werden wird, berichtigt der Verf. gewiß diese kleinen Versehen.

Manches ist nicht ganz genau wiedergegeben, wie I 4, 2 *ad hominum milia decem* „numbering ten thousand", I 40, 6 *aliquamdiu* „long", II 17, 2 *eorum dierum consuetudine itineris nostri exercitus* „the order in which our army marched during the first three days". H. ist zu seinen ungenauen oder richtiger allzu genauen Übersetzung veranlaßt worden durch den Anfang des 16. Kapitels (cum per eorum fines triduum iter fecisset), und die Möglichkeit ist zuzugeben, daß Caesar mit seinen Worten *eorum dierum* diesen dreitägigen Marsch durch das Nervierland gemeint hat; aber sicher ist dies nicht: er kann ebensogut auch den Marsch durch das Nachbarland oder die Nachbarländer gemeint haben. Jedenfalls ist es geratener, eine allgemeinere Wendung („Marsch der letzten Tage") an die Stelle dieser gar zu speziellen zu setzen. — II 28, 3 *conservavit* ist auch wohl durch „shield them from harm" nicht ganz zutreffend wiedergegeben. — IV 21, 9 *qui ... non auderet* ist wohl nicht „for he could not venture", sondern „he did not venture". — V 10, 2 *gubernatores* „captains"? — V 31, 3 ist *permotus* schwerlich „*overborne by superior authority*". — Warum sollen VII 15, 6 *defensores idonei* nur „capable officers" sein? — Über verschiedene der eben besprochenen Stellen läßt sich streiten; für unrichtig aber halte ich die Übersetzung folgender Stellen: I 52, 5 *scuta manibus revellerent* „tore the shields out of their enemies' hands"; IV 1, 10 *locis frigidissimis* „to wear no clothing, even in the coldest districts"; IV 31, 2 *frumentum .. cotidie in castra conferebat* „he had corn brought in daily... into camp"; V 48, 6 *cum legionibus* „with his legions"; VII 12, 3 *ut celeritate reliquas res conficeret, qua pleraque erat consecutus* „in order to finish the campaign as rapidly as he had begun it".

An manchen Stellen hat der Übersetzer eine nach meiner Überzeugung unhaltbare Lesart zugrunde gelegt und sie durch irgend einen Zusatz seiner Übersetzung zu halten gesucht, wie I 33, 4 die Worte *praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret*, die er übersetzt: „especially as the Sequani were only separated from our Province by the Rhône". Daß trotz des Zusatzes eines notwendigen Wortes (Rhodanus unus) die überlieferten Worte unhaltbar und unmöglich sind, habe ich in den JB. 1910 S. 34, wie ich meine, erwiesen. — Daß ebenso II 1, 1 die Worte *in hibernis* nicht von Caesar

Digitized by Google

herrühren, ist schon längst nachgewiesen; vgl. JB. 1910 S. 56. — IV 3, 2 folgt H. der unglücklichen Lesart von α: *una ex parte a Suebis circiter milia passuum sescenta agri vacare dicuntur*: das wäre eine Strecke wie von der äußersten Nordgrenze Schleswigs bis zum Bodensee oder von Frankfurt a. Main bis tief nach Rußland hinein. Nun hatte ja Caesar nicht so schöne Karten, wie wir sie jetzt haben, hatte auch keine klare Vorstellung von der Ausdehnung Germaniens, sagt auch *vacare dicuntur*; aber eine Vorstellung von einer Entfernung von *DC milia passuum* hatte er doch, und daß er an eine so ausgedehnte Wüstenei in Deutschland geglaubt haben sollte oder beabsichtigt haben sollte, seinen Lesern so etwas aufzubinden, daran ist doch wirklich im Ernste nicht zu denken. Hätte er *DC* wirklich geschrieben, so hätten gewiß viele seiner Leser gedacht: ist denn der Mensch wirklich so dumm, daß er das glaubt, oder meint er uns so etwas vorfabeln zu dürfen? — Auch VII 75, 5 ist die von H. angenommene Lesart von α nicht zu halten (*suum numerum non compleverunt*), sondern das in β überlieferte *contulerunt* ist notwendig. *Suum numerum non contulerunt, quod ... dicerent* gibt einen verständigen Sinn: sie stellten keinen Mann von der von ihnen verlangten Truppenzahl, weil sie nach ihrer Erklärung auf eigene Hand mit den Römern Krieg führen wollten (und dazu natürlich ihre gesamte Mannschaft brauchten) und weil sie sich keinem unterordnen wollten; doch auf Bitten des Commius entschlossen sie sich endlich, doch noch 2000 Mann zu den übrigen stoßen zu lassen. Bei der Lesart von α dagegen würde der Satz *quod — obtemperaturos* widersinnig sein: sie stellten nicht das volle von ihnen verlangte Kontingent, weil sie erklärten, sie wollten auf eigene Hand mit den Römern kämpfen (wie töricht von den Bellovakern, ihre Streitkräfte dann zu zersplittern!) und sie wollten sich niemandem unterordnen (aber wenn sie überhaupt Truppen zu den anderen stoßen ließen, mußten sich diese doch unbedingt dem Oberkommando unterordnen!); und wie will man nun das folgende *tamen* (*rogati tamen a Commio ... duo milia miserunt*) erklären? Bei *contulerunt* ist dies *tamen* gerechtfertigt: sie weigerten sich (anfangs) überhaupt, Truppen zu stellen mit der angegebenen Erklärung, jedoch auf Bitten des Commius stellten sie wenigstens einen Teil des verlangten Kontingents.

An anderen Stellen aber gibt die vorliegende Übersetzung oft eine glückliche, sachgemäße Erklärung des lateinischen Textes. So z. B. II 4, 4 *ad id bellum* „for the impending war"; II 9, 2 *suos in castra reduxit* „Caesar withdrew his infantry into camp"; II 14, 5 *ut sua clementia ... utatur* „with the forbearance .. for which he was distinguished"; III 9, 1 *interim* „before his return"; III 27, 2 *anni tempore* „to the lateness of the season".

Auf jeden Fall verdient diese Übersetzung von jedem, der sich mit Caesar beschäftigt, wenigstens überall da zu Rate gezogen zu werden, wo über den Sinn einer Stelle Zweifel bestehen. Auch wo man dem Verf. nicht sofort zustimmen kann, wird man doch seine

Digitized by Google

eigene Ansicht nochmals prüfen müssen, wenn sie mit der eines Mannes von der Bedeutung Holmes nicht übereinstimmt.

22) Caesar's Gallic war translated by F. P. Long. Oxford 1911, at the Clarendon Press. VIII u. 278 S. 8. 3 *s* 6 *d* net.

In einer Vorbemerkung von neun Zeilen sagt der Übersetzer, ein englischer Geistlicher, der sich selbst als ehemaligen Stipendiaten des Worcester College bezeichnet, er habe im allgemeinen den Text Du Pontets (Oxford Classical Texts) zugrunde gelegt und bei geographischen Namen die entsprechende jetzige Bezeichnung angegeben. Nach dem Vorwort folgt eine ganz kurze Angabe über den Umfang der Übersetzung der einzelnen Bücher und eine Angabe, wo sich die vier dem Werke beigegebenen Karten befinden, dann auf S. V—VIII eine etwas genauere Inhaltsangabe (Résumé of Contents); sodann auf S. 1—272 die Übersetzung der sieben Bücher des Bellum Gallicum, endlich ein sechs Seiten umfassendes Verzeichnis der Eigennamen.

Jedes Buch ist in mehrere „sections" geteilt, z. B. das erste in zwei: section I. The Helvetian War, section II. Ariovistus and the Germans. Buch VI in drei: I. Punitive Expeditions in the North-East, II. Ethnography of Gaul and Germany, III. The Hunting of Ambiorix; Buch VII in vier: I. The Rising of Vercingetorix, II. The Siege of Gergovia, III. Labienus and the Parisii, IV. Alesia and the End. Hie und da findet sich eine kurze historische oder geographische, bisweilen auch eine textkritische Anmerkung.

Was nun die Übersetzung selbst anlangt, so gleicht sie mehr den Übersetzungen, die man bei uns öfter im 18. Jahrhundert findet, z. B. der von Chr. Garve von Ciceros Officien, d. h. es ist mehr eine Paraphrase als eine Übersetzung. Es finden sich demnach oft Zusätze zu Caesars Text, meist erklärenden Inhalts oder umschreibende Erklärungen, z. B. wird I 7, 3 der Anfang (ubi de eius adventu Helvetii certiores facti sunt) wiedergegeben: „his arrival had not escaped the notice of the Helvetian leaders". Der Anfang des nächsten Paragraphen (Caesar, quod memoria tenebat L. Cassium consulem occisum exercitumque eius ab Helvetiis pulsum et sub iugum missum, concedendum non putabat) lautet in der Übersetzung folgendermaßen: „In considering his answer, Caesar found it impossible to forget that these same Helvetii had not so many years before first routed a Roman army and afterwards forced it under the yoke, whilst causing the death also of its commander, the consul Lucius Cassius".

Die römischen Zeitangaben werden in die jetzt üblichen umgesetzt. So lautet der Anfang von V 46 (Caesar acceptis litteris hora circiter undecima diei statim nuntium in Bellovacos ad M. Crassum quaestorem mittit, cuius hiberna aberant ab eo milia passuum XXV): „The message reached him within an hour of sunset. A mounted courier was at once dispatched to his paymaster Crassus, whose camp lay among the Bellovaci (*Beauvais*), twenty-five miles from headquarters" usw. Bisweilen läuft eine kleine Ungenauigkeit oder ein

Digitized by Google

Mißverständnis mit unter, wie gleich in den nächsten Worten desselben Kapitels (exit cum nuntio Crassus) „Crassus left upon the word". Ebenso liegt doch wohl I 4 ein Mißverständnis vor. „Moribus suis Orgetorigem ex vinclis causam dicere coegerunt... Die constituta causae dictionis Orgetorix ad iudicium omnem suam familiam... coegit et omnes clientes obaeratosque suos.... eodem conduxit" übersetzt Long: „In accordance with tribal usage Orgetorix was summoned to stand his trial in chains... On the appointed day the accused surrendered to his judges; but he came at the head of ten thousand serfs, who had been specially drafted from his wide estates, and with countless numbers of retainers and poor debtors usw. Ich glaube nicht, daß diese Worte so aufzufassen sind; nach meiner Meinung besagen Caesars Worte: sie warfen ihn ins Gefängnis und zwangen ihn seine Sache als Staatsgefangener zu führen. Orgetorix befahl dann aus dem Gefängnis seinen Leuten, am Tage der Verhandlung zu erscheinen. Einzelne Fehler der Übersetzung sind darauf zurückzuführen, daß Long die schlechteste Ausgabe, die seit langer Zeit erschienen ist, zugrunde gelegt hat; z. B. VII 53. Hier liest man bei ihm: „On the third day he reached the Elaver (*Allier*), where, having repaired the bridges, he transported the army to the eastern bank". Daß Caesar nicht sämtliche Brücken über den Allier wiederhergestellt haben wird, um sein Heer auf das andere Ufer zu bringen, sondern nur eine, ist von vornherein klar, auch zeigt es das folgende eoque, falls dies wirklich von Caesar herrührt; und das Caesar unmöglich so geschrieben haben kann, wie in du Pontets Ausgabe zu lesen ist (tertio die ad flumen Elaver pontis reficit eoque exercitum traducit), kann gar nicht zweifelhaft sein.

Übrigens hat die Übersetzung durch den Anschluß an jene Ausgabe nicht so viel Schaden gelitten, als man von vornherein befürchten mußte. Denn der Übersetzer hat viel zu viel gesunden Sinn, als daß er all den Unsinn, der in jener Ausgabe steht, ruhig wiedergegeben hätte: er hat gewöhnlich das gegeben, was der Sinn erfordert, was also im Text stehen müßte und in allen besseren Ausgaben wirklich steht. So hat er richtig gefühlt, daß I 16 der Text du Pontets (Divitiaco et Lisco, qui summo magistratui praeerant) unmöglich ist, und hat geschrieben: „Divitiacus and Liscus, the latter being the holder of the principal Aeduan magistracy"; II 6 setzt er stillschweigend statt des unmöglichen „qui tum oppido praefuerat" das notwendige praeerat ein und übersetzt: an urgent summons for help was at once sent off by the garrison commander to Caesar; VII 14 gibt er statt des unsinnigen hos omnis cotidie ab equitibus deligi posse: „and one by one their separate parties could then be snapped up daily by the watchful Gallic troopers", was, wenn es auch wahrscheinlich nicht richtig ist, wenigstens einen verständigen Sinn gibt.

Digitized by Google

Der Übersetzer ist durchweg bestrebt, den Sinn des Originals genau wiederzugeben. Dabei wird er allerdings nicht selten recht breit und umständlich. So sind II 21 aus zwei Zeilen der Vorlage fast fünf in der Übersetzung geworden. Bei Caesar heißt es: „Caesar, necessariis rebus imperatis, ad cohortandos milites quam (in) partem fors obtulit decucurrit et ad legionem decimam devenit"; daraus macht Long folgendes: „Caesar himself in the meanwhile had merely paused to give such directions as the occasion rendered absolutely necessary, and then hurrying down the hill to rally the troops for the approaching struggle, found himself, as chance would have it, in the midst of the Tenth legion". VI 5 sind die Worte „Cavarinum cum equitatu Senonum secum proficisci iubet, ne quis aut ex huius iracundia aut ex eo quod meruerat odio civitatis motus existat" folgendermaßen wiedergegeben: „First of all, however, the late fugitive chieftain, Cavarinus, was bidden to accompany the Senonian contingent of horse; for otherwise, either from the man's own natural rage at the authors of his overthrow, or from the bitterness that his restoration had since aroused against him, a grave risk would have been run of a renewed outbreak".

Einzelne kleine Mängel hängen wieder mit der Zugrundelegung der Ausgabe von du Pontet zusammen, so die falsche Schreibung mancher Eigennamen (Sontiates, Curiosolites usw.).

Beigegeben sind dem Buche vier Karten: Gergovia, Campaign of Labienus against the Parisii, Alesia, Gaul. Alle sind sehr einfach gehalten und sehen fast so aus, als stammten sie aus dem 17. oder 18. Jahrhundert.

Das Ganze macht den Eindruck einer sorgfältigen und umsichtigen Arbeit und kann auch den Erklärern des Bellum Gallicum empfohlen werden, da öfter Erklärungen einer Stelle gegeben werden, die von der gewöhnlichen abweichen und Beachtung verdienen.

Der Druck ist sorgfältig überwacht und klar. Anerkennung verdient auch, daß sich die Leiter der Clarendon Press endlich entschlossen haben, in ihren Ausgaben Seitenzahlen anzugeben, deren Fehlen man oft recht schmerzlich empfand. Als einen Übelstand sehen wir in Deutschland wohl allgemein bei gebundenen englischen Büchern es an, daß diese in der Regel nicht aufgeschnitten sind: man muß stets beim Lesen das Messer in der Hand haben, und außerdem sind diese Art Bücher die schlimmsten Staubfänger.

III. Geschichte, Geographie, Topographie.

23) Ernest Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome premier: Les origines, la Gaule indépendante et la Gaule romaine par G. Bloch. Paris 1900, Hachette et Cie. 456 S. gr. 8. 6 *fr*.

Der vorliegende Band des großen, inzwischen wohl schon vollendeten Werkes wird zwar nicht auf dem Titel, wohl aber beim Be-

Digitized by Google

ginn jedes neuen Bogens, als die zweite Hälfte des ersten Bandes bezeichnet: die erste Hälfte, die erst im Jahre 1904 erschienen ist, enthält eine Geographie Frankreichs von Vidal de la Blache. Aber in dieser Geographie Frankreichs wird viel weniger, als man erwarten sollte, auf die Geschichte des Landes Rücksicht genommen.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil besteht aus zwei Büchern; von diesen trägt das erste die Überschrift: les origines, das zweite: la Gaule indépendante et la conquête romaine. Jedes Buch zerfällt wieder in zwei Kapitel. Behandelt werden im ersten Kapitel des ersten Buchs: Les sociétés primitives, im zweiten: Les peuples historiques. Das erste Kapitel des ersten Buchs zerfällt wieder in drei Paragraphen: 1. L'âge de la pierre taillée; 2. L'âge de la pierre polie; 3. L'âge des métaux. Das zweite Kapitel umfaßt vier Paragraphen: 1. Les Ibères et les Ligures; 2. Les Phéniciens et Marseille; 3. Les Celtes et leurs migrations; 4. Les peuples de la Gaule.

Der zweite Teil (La Gaule romaine) besteht aus drei Büchern, welche folgende Überschriften tragen: 1. Le gouvernement de la Gaule au premier et au II[e]. siècles ap. J.-C., 2. L'histoire et le gouvernement de la Gaule du II[e]. au IV[e]. siècles ap. J.-C., 3. La Société gallo-romaine.

Für Caesar ist, wie man schon aus dieser Inhaltsübersicht ersehen kann, besonders wichtig der vierte Paragraph des zweiten Kapitels von Teil I, Buch 1: Les peuples de la Gaule (S. 28—32), sodann das ganze zweite Buch des ersten Teils: La Gaule indépendante et la conquête romaine (S. 33—118). Hier wird im ersten Kapitel folgendes behandelt: 1. La civilisation; 2. La religion; 3. Le sacerdoce druidique; 4. Les institutions sociales et politiques; 5. Les luttes dans les cités et entre les cités. In dem zweiten Kapitel (La conquête romaine) wird besprochen: 1. La conquête et l'organisation de la province transalpine; 2. Les campagnes de César; 3. Les caractères et les effets de la conquête; 4. Les insurrections du premier siècle ap. J.-C.

In dem ersten Paragraphen des ersten Kapitels (La civilisation) handelt der Verfasser von den Waldungen Galliens, von der Tierwelt des Landes, der Dichtigkeit der Bevölkerung, den aedificia, vici und oppida, besonders von Bibracte, weiter von den Grabstätten, der Kunst, der Industrie, der Kleidung, den Waffen, speziell den esseda, ferner von den Sitten, dem Handel, den Beziehungen zu Britannien, dem Seewesen, den Verkehrswegen, den verschiedenen Arten von Wagen, den Münzen.

In dem zweiten Paragraphen (La religion) wird gehandelt von den Quell- und Baum-Gottheiten, dann von den Hauptgottheiten und den römischen Bezeichnungen dieser Götter; im dritten von den Druiden, ihrem Einfluß, ihrer Wissenschaft und Lehre, dann von den Wahrsagern und Sängern (den Barden).

Im vierten Paragraphen (Les institutions sociales et politiques) spricht der Verf. von dem Eigentum, der Familie, den Frauen, dem Adel, den Sklaven, den Klienten, den soldurii, sodann von der civitas und den pagi, dem Königtum, den Vergobreten, den principes, dem Senat; zuletzt von den Zöllen und Steuern.

Digitized by Google

Im letzten Paragraphen endlich dieses ersten Kapitels ist die Rede von der Macht des Adels, der plebs, von einzelnen besonders einflußreichen Adeligen (Dumnorix und Vercingetorix), von dem Verhältnis und dem Verhalten der Aristokratie und der Demokratie zu Rom und besonders zu Caesar, den Kämpfen zwischen den einzelnen Völkerschaften und Völkerbünden um die Hegemonie (den Suessionen und Remern, den Häduern und Arvernern) und der daraus sich ergebenden Schwäche Galliens.

In dem zweiten Kapitel des zweiten Buches wird zunächst gesprochen von den Kämpfen der Römer mit den Galliern vor Caesars Auftreten; dann im zweiten Paragraphen von den einzelnen Feldzügen Caesars; in § 3 von den Folgen dieser Feldzüge; in § 4 von den wenigen Aufstandsversuchen der Gallier im ersten Jahrhundert n. Chr.

Der zweite größere Teil des Werkes handelt von Gallien unter der Herrschaft der Römer. Doch auch in diesem Teil findet sich mancherlei, was für das Verständnis Caesars nützlich ist. So der Abschnitt über die Conventus (S. 153 f.), die Begriffe civitas, pagus, vergobretus (S. 192—194). Namentlich in dem dritten Buch dieses zweiten Teiles findet sich manches der Art: so über die Belagerung und Eroberung der Stadt Marseille, die Geschichte verschiedener Städte, z. B. Narbonne, Arelate, Vienna, Tolosa usw.

Der Druck des Werkes ist ziemlich korrekt, die äußere Ausstattung gut. Eine kurze Besprechung des Buches habe ich gegeben in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1902 Nr. 51.

24) Martin Bang, Die Germanen im römischen Dienst bis zum Regierungsantritt Constantins I. Berlin 1906, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 112 S. Lex.-8. 4,80 *M*.

Das Buch, ursprünglich eine Berliner Dissertation, Otto Hirschfeld gewidmet, behandelt im ersten Abschnitt (S. 1—16) die germanischen Stämme in ihrem Verhältnis zum römischen Reich; im zweiten die Germanen im römischen Dienst (S. 17—94). Dieser zweite Abschnitt enthält nach einer Vorbemerkung (über Namen und Heimatsbezeichnung) sechs Kapitel mit folgenden Überschriften: 1. Die Germanen im Auxiliar- und Milizdienst; 2. Die germanischen Leibwachen; 3. Die Germanen im Flottendienst; 4. Die Germanen in den Legionen; 5. Die Germanen in den hauptstädtischen Truppenkorps; 6. Die Germanen in den ritterlichen Offiziersstellen. Dann folgen nach einer kurzen Schlußbemerkung Tabellen über die bei den Schriftstellern und auf den Inschriften erwähnten Angehörigen der einzelnen germanischen Stämme (S. 97—104) und Indices (S. 107—111), enthaltend I. ein Namenverzeichnis, II. Geographica, III. Götter, Göttinnen, göttliche Wesen, IV. Notabiliora varia, V. ein Verzeichnis behandelter Stellen.

In dem ersten Abschnitt bemerkt der Verf. kurz unter Hinweis auf O. Hirschfeld, daß der Name Germani erst seit und durch Caesar

Digitized by Google

in die Literatur eingeführt worden ist. Dann zeigt er, daß der von Plinius (und Mela) erwähnte rex Suevorum, mit dem der Statthalter der Narbonensis im Jahre 62 in Beziehung getreten sei, kein anderer gewesen sein könne als Ariovist. Weiterhin geht er auf die bei Caesar erwähnten germanischen Völkerschaften ein, namentlich auf das Verhältnis der Ubier zu den Römern, behandelt dann die Bedeutung des Begriffs Germani Cisrhenani bei Caesar und die Nationalität der Atuatuci und der Nervii, auch das Verhältnis der Batavi zu den Römern.

In dem zweiten Abschnitt kommt nur im ersten Kapitel noch einiges vor, was für unseren Bericht über Caesar Beachtung verdient. Bang sucht hier zu ermitteln, was der Ausdruck Caesars (VII 13, 1) „Germanos equites, quos ab initio secum habere instituerat" zu bedeuten habe. Sodann spricht er über das Vorkommen germanischer Hilfstruppen in Caesars Heer in den Kämpfen gegen die Gallier und während des Bürgerkrieges. Wesentlich Neues kommt dabei, wie das ja auch von vornherein zu erwarten ist und woraus dem Verf. in keiner Weise ein Vorwurf gemacht werden kann, nicht heraus.

Die ganze Arbeit macht den Eindruck großer Sorgfalt und Gründlichkeit. Bang hat mit größtem Fleiß alle Stellen der Schriftsteller, die auf sein Thema Bezug haben, zusammengestellt, aber ebenso auch, namentlich für die Zeit nach Caesar, alle Inschriften und alles sonst irgendwie brauchbare Material. Ebenso aber hat er auch die neuere Literatur durchgearbeitet und in seiner Arbeit berücksichtigt.

Die Ausstattung des Buches ist gut, der Druck ziemlich korrekt.

25) T. Rice Holmes, Caesar's Conquest of Gaul. Second edition revised throughout and largely rewritten. Oxford 1911, Clarendon Press. XL u. 872 S. gr. 8. 24 s.

Das vorliegende, im Juli 1911 in zweiter Auflage erschienene Buch wurde bei seinem ersten Erscheinen 1899 von der Kritik einstimmig als eine der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Caesar-Literatur begrüßt. In zehn Jahren war die erste Auflage vergriffen, und der Herausgeber hat zwei volle Jahre fast ununterbrochener Tätigkeit auf die Herstellung der neuen Auflage verwandt, die er mit Recht als eine nicht bloß sorgfältig durchgesehene, sondern zum großen Teil vollständig umgearbeitete bezeichnen konnte.

Der Plan und die Einteilung des ganzen Werkes ist unverändert geblieben. Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste enthält nach einer 45 Seiten umfassenden Einleitung eine genaue Darstellung der Tätigkeit Caesars und seiner Offiziere in den Jahren 58—50 in möglichst genauem Anschluß an die acht Bücher des Bellum Gallicum (S. 46—199), doch so, daß die Ergebnisse der neueren und neuesten Forschung, namentlich die eingehender Geländeforschung, gleich in die Darstellung verwebt sind. Der zweite Hauptteil befaßt sich mit der Erörterung einer sehr großen Zahl von Einzelfragen, die in dem ersten Teil kurz berührt oder nur angedeutet sind oder die irgendwie

Digitized by Google

von militärischen oder anderen gelehrten Forschern in Beziehung auf Caesars Bellum Gallicum aufgeworfen worden sind.

Die Einleitung ist um 20 Seiten gewachsen, der ganze erste Hauptteil um 37 Seiten. Die Einleitung befaßt sich zunächst mit den Kämpfen zwischen Römern und Galliern vor Caesars Zeit, mit der Bevölkerung Galliens, den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen, der Religion, den Einfällen germanischer Stämme, dann mit Caesar, seinem Heere und seinen Absichten. Fast jede Seite zeigt hier kleinere und größere Zusätze und überall Berücksichtigung der neuesten Literatur; besonders der Abschnitt über die vorgeschichtliche Zeit und über die Bevölkerung ist beträchtlich erweitert und zum Teil umgearbeitet worden. Ein Abschnitt über die Münzen und über Bibracte ist neu hinzugekommen, die Abhandlung über die Religion und über die Druiden ist zum großen Teil neu, und ebenso enthalten die folgenden Betrachtungen manches Neue.

Bei der dann folgenden Darstellung der Feldzüge Caesars bemerkt man ebenfalls überall die sorgsam feilende und bessernde Hand des überaus gewissenhaften Verfassers. Auf jeder Seite sieht man kleine Änderungen und Nachträge, die teils auf ein nochmaliges gründliches Studium Caesars, teils auf eine Durchsicht der anderen Schriftsteller, die über Caesar und seine Kriege berichten, zurückzuführen und dadurch veranlaßt sind. Hie und da sind auch einige Worte oder eine Anmerkung gestrichen, meistens aber findet man Zusätze und Erweiterungen. Die hinzugekommenen Anmerkungen befassen sich nicht selten mit sprachlichen Untersuchungen oder mit abweichenden Ansichten Neuerer, oder sie enthalten Verweisungen auf den zweiten Teil des Werkes, in dem eine im ersten Teil ausgesprochene Behauptung näher begründet wird. So spricht Holmes S. 138 über seine Auffassung des Ausdrucks *itinerum angustiae* (VII 11, 8), S. 143 über die Lesart *penes eos* und *paene in eo* (VII 21, 3), auf S. 145 über *derectis* und *perfectis operibus* (VII 27, 1), über manche für unecht erklärte Stelle usw. Die ganze Darstellung der Feldzüge Caesars ist sehr lesenswert und auch das Neue im allgemeinen recht beachtenswert.

Der zweite Hauptteil zerfällt in sieben größere Abschnitte. Der erste behandelt einige grundlegende Fragen, über die Handschriften des Bellum Gall., die Zeit der Abfassung und Veröffentlichung des Werkes und über die Glaubwürdigkeit Caesars. Neu hinzugekommen ist eine Abhandlung (S. 209 f.) „The Authorship of the Commentaries", worin der Verf., angeregt durch einen Aufsatz von Strack (in den Bonner Jahrbüchern von 1909), auf die Frage eingeht, ob Caesar die Berichte seiner Legaten mehr oder weniger wörtlich in sein Werk aufgenommen oder ob er sie nur als Stoff für sein Werk benutzt hat, ob vielleicht Hirtius dem Werke eine vorläufige Gestalt gegeben und Caesar diesen Entwurf des Hirtius nur überarbeitet hat. Die in der ersten Auflage enthaltenen Abschnitte dieses Teils zeigen auch einige Kürzungen, in der Hauptsache aber doch Erweiterungen und Umarbeitung des dort Gebotenen. Stark gekürzt ist der Abschnitt über

Digitized by Google

die Glaubwürdigkeit Caesars, namentlich ist, und das mit Recht, vieles von dem gestrichen, was gegen die unhaltbaren Angriffe Rauchensteins und Eichheims in der ersten Auflage gesagt war. Dagegen ist (S. 218—224) eine längere Auseinandersetzung mit G. Ferrero neu dazugekommen, die in der Hauptsache wieder abgedruckt ist aus den Aufsätzen des Verfassers in der Classical Quarterly von 1910. Auch das, was gegen Eyssenhardt und Sumpff gesagt war und gegen die Phantastereien Maissiats und anderer, ist mit Recht weggelassen worden.

Der zweite Abschnitt hat es zu tun mit der Bevölkerung Galliens. Es ist staunenerregend, wie gründlich der Verf. die neueren Ergebnisse der anthropologischen und prähistorischen Forschung verfolgt und in sein Werk, das schon vorher sehr gründliche Studien auf diesem Gebiet verriet, hineingearbeitet hat. Vieles ist auch hier ganz neu, z. B. S. 262—267 der Einleitung in diesen Abschnitt, ebenso vieles von dem über die vorgeschichtlichen Rassen Gesagten, dem über die Ligurier Bemerkten, die diesmal vor den Iberern behandelt werden. In dem Paragraphen über die Iberer ist nicht weniges gestrichen, aber andererseits auch ziemlich viel Neues aufgenommen, wozu die neuesten Forschungen (auch die über die Sprache der Basken) Veranlassung gegeben haben. Der Abschnitt über die Kelten zeigt starke Kürzungen, doch auch manche Zusätze; ähnlich die beiden folgenden, die überschrieben sind „The Belgae" und „Who were the true Gauls"? Die letzte Untersuchung betrifft die Höhe der Bevölkerungsziffer. Hier ist mit Recht ein Absatz fortgeblieben, der sich auf ein Mißverständnis des englischen Übersetzers von Mommsens römischer Geschichte bezog; dagegen ist die Ansicht C. Jullians genauer besprochen.

In dem dritten Abschnitt sind ebenfalls ganz wesentliche Änderungen zu verzeichnen. Dieser Teil des Werkes, der rein geographischer Natur ist, behandelt nach einigen Vorbemerkungen die Lage fast aller von Caesar erwähnten gallischen Städte und die Wohnsitze der im Bell. Gall. vorkommenden Völkerschaften. Auch hier sind die Ergebnisse der neueren Forschungen überall hineingearbeitet. Manches, was im Jahre 1899 noch nötig war, konnte jetzt ganz gestrichen oder wesentlich gekürzt werden, z. B. der Abschnitt über Bibracte. Damals war es noch nicht allgemein zugegeben, daß Bibracte nicht an der Stelle des jetzigen Autun zu suchen sei, sondern auf dem Mont Beuvray; jetzt kann nach den Resultaten der fortgesetzten Ausgrabungen niemand mehr zweifeln, und darum konnte sich Holmes, der auf mehr als sechs eng gedruckten Seiten den Beweis geführt hatte, jetzt auf eine Bemerkung von wenigen Zeilen beschränken. Ebenso konnte von dem über Alesia Gesagten manches weggelassen werden, so daß die 14 Seiten der ersten Auflage trotz mehrerer Zusätze auf 8 zusammengeschrumpft sind. Einige kurze Artikel dieses Abschnitts sind unverändert geblieben; bei den allermeisten aber zeigt sich auch hier die gewissenhaft prüfende Sorgfalt und die überall bessernde Hand des Verfassers. Diese ist auch darin zu erkennen, daß jetzt die gallischen

Digitized by Google

Namen ohne Ausnahme in der richtigen Form — soweit sich diese feststellen läßt — erscheinen.

Die Ansicht, die sich der Verf. nach gründlichen Einzeluntersuchungen über die Lage der bei Caesar vorkommenden gallischen Städte und Örtlichkeiten gebildet hatte, brauchte er jetzt bei nochmaliger sorgfältiger Nachprüfung fast nirgends zu ändern. So ist er nach wie vor der Überzeugung, daß Cenabum Orléans ist, nicht Gien. — Hie und da ist der Verf. in einer Vermutung, die er in der ersten Auflage aussprach, durch weitere Untersuchungen bestärkt worden, bisweilen auch in der Überzeugung von einem dort für sicher gehaltenen Ergebnis wankend geworden. So hält er jetzt Nemetocenna für gleichbedeutend mit Nemetacum (= Arras), tritt etwas bestimmter für Vieux-Laon ein als den dem alten Bibrax entsprechenden Ort, hält es jetzt für ziemlich sicher, daß Noviodunum Suessionum auf dem Hügel von Pommiers, etwa 4 Kilometer nordwestlich von Soissons, zu suchen sei. Dagegen ist er nach persönlicher Besichtigung nicht mehr so fest überzeugt, daß Mont Falhize das Oppidum Atuatucorum ist, auch nicht mehr so gewiß, daß der Kampf an der Aisne da stattgefunden hat, wo Napoleon es annahm; er bestreitet nicht mehr so entschieden, daß Atuatuca Tongern sein könne. — Wie schwierig die Entscheidung über den Portus Itius ist, geht daraus hervor, daß ein so besonnener und umsichtiger Forscher wie Rice Holmes 1899 diesen portus in Wissant zu finden glaubte, 1907 überzeugt war, daß damit Boulogne gemeint sei und schließlich doch wieder an der Richtigkeit seiner Entscheidung zweifelte.

Der vierte Abschnitt behandelt verschiedene Fragen, die sich auf die gesellschaftlichen, staatlichen und religiösen Zustände und Verhältnisse in Gallien beziehen. Daß auch hier alles, was in der ersten Auflage gesagt war, sorgfältig und gewissenhaft geprüft und neuere Ansichten berücksichtigt worden sind und danach manches weggelassen, manches zugesetzt und geändert worden ist, ist selbstverständlich. Vollständig getilgt ist die Abhandlung, die überschrieben war „Cuno's view regarding the status of the Gallic kings whom Caesar appointed“, ebenso die mit der Überschrift „Did any weakness in the national character prevent the Gauls from achieving political unity?“. Ganz umgearbeitet ist der Artikel über die Druiden.

Der fünfte Abschnitt behandelt eingehender einige Punkte, die im ersten Kapitel des ersten Hauptteils berührt sind, z. B. den Einfall der Kelten in Italien, die Cimbern und Teutonen, die Zeit der Ankunft Ariovists in Gallien, die Frage, ob Dumnorix Vergobret gewesen (die Antwort, die H. gibt, halte ich für unrichtig), das Geburtsrecht), Caesars (als solches sieht er mit Mommsen 102 an, sicher mit Unjahr und anderes.

Der sechste Abschnitt betrifft rein militärische Dinge. Hier wird u. a. behandelt die Stärke einer Legion Caesars, der Rang und die Stellung der verschiedenen Klassen der Offiziere, die verschiedenen Truppengattungen, die Lagerbefestigung, die Schlachtordnung, Be-

Digitized by Google

schaffenheit des agger, der vinea und testudo, des musculus und pluteus. Auch dieser Abschnitt enthält viel des Neuen, namentlich die Abhandlungen über die primorum ordinum centuriones, über Caesars Schlachtordnung und über den agger.

Der letzte siebente Abschnitt endlich behandelt eine große Anzahl von Einzelfragen, die bei dem Lesen des Bellum Gallicum aufgeworfen werden können oder aufgeworfen worden sind. Neu hinzugekommen sind in diesem Teile folgende Abhandlungen: 1) „Was Commius king of the Atrebates or of the Morini?"; 2) „The chronology of B. G. VII 1"; 3) „The passage, *qui tum primum . . . comparabant* (B. G. VII 11, 4)"; 4) „How Caesar was outwitted by Vercingetorix"; 5) „The passage *Tanta tamen . . . incumberent*"; 6) „Who wrote the Eighth Book of the Commentaries?"; 7) „The date of the annexation of Gaul". — Gestrichen sind folgende kleinere Artikel: 1) What was the strength of the Belgic host in 57 b. C.?; 2) The meaning of the passage in which Caesar describes how the Aduatuci jeered at the Romans; 3) Did the Eburones outnumber the force of Sabinus?; 4) Desjardins's singular interpretation of B. G. V 53, 1; 5) What was the rank of Basilus?; 6) What became of the Aeduan infantry, which had served under Caesar at Gergovia?; 7) Did Vercingetorix prepare Alesia for defence before the battle which immediately preceded the blockade?; 8) Some criticisms on Caesar's generalship examined. Der Wegfall der meisten dieser kleinen Artikel ist kein Verlust, da sie in der Hauptsache Dinge betrafen, die wir nicht wissen können oder eine Besprechung nicht verdienten; nur bei der unter Nr. 3) aufgeworfenen Frage hätte ich gern nicht die Wiederholung des in der ersten Auflage Gesagten gesehen, sondern die jetzige Ansicht des Verf. kennen gelernt. Ich vermute, daß Holmes das, was er als „too heroic a remedy" bezeichnet hatte, nämlich die Streichung der ganzen Stelle V 34, 2, jetzt selbst für nötig hält.

Dieser siebente und letzte Abschnitt des ganzen enthielt und enthält eine große Anzahl umfangreicher Untersuchungen vielbehandelter und für das Verständnis der 8 Bücher des gallischen Krieges wichtiger Punkte, z. B. über die Feldzüge Caesars gegen die Helvetier, gegen Ariovist, gegen die Belger, die Nervier, die Veneter, die Usipeter und Tencterer, die Kämpfe bei Gergovia, Alesia, Uxellodunum, den Ort der Rheinübergänge, des Übergangs über die Aisne, den Bau der Rheinbrücke, und überall hat der Verf. die Fragen, die er in der ersten Auflage zu beantworten gesucht hatte, weiter verfolgt und durch neu aufgestellte Ansichten, wenn sie von der seinigen abwichen, nach genauer Prüfung sich überzeugen lassen, oder — und das ist in den allermeisten Fällen geschehen — seine früher gewonnene Ansicht festgehalten und nötigenfalls näher begründet.

Doch seine Abhandlungen beziehen sich nicht bloß auf Sachliches, sondern viele befassen sich auch mit rein sprachlichen Dingen. Auch hier muß man den Ernst anerkennen, mit dem der Verf. schwierige und gewöhnlich vielbehandelte Stellen zu entscheiden sucht. Ein

Digitized by Google

jeder Leser des Werks wird, wie das nur zu natürlich ist, in einem so umfangreichen Werke, das eine endlose Reihe der verschiedenartigsten Dinge bespricht, manches finden, womit er nicht einverstanden ist; aber jeder wird auch den Eindruck gewinnen, daß der Verfasser redlich und mit unbestechlicher Wahrheitsliebe bemüht gewesen ist, allen Fragen auf den Grund und keiner noch so schwierigen Frage aus dem Wege zu gehen. Und so findet man denn, man kann fast sagen, alle für das Verständnis des Bellum Gallicum wichtigen Punkte in dem vorliegenden Buche erörtert. Auch wer die erste Auflage besitzt, wird, wenn er irgend in der Lage ist, gut tun, die neue Bearbeitung sich anzuschaffen. Jeder Lehrer, der Caesar im Unterricht zu behandeln hat, müßte das Werk durcharbeiten; in jeder Lehrerbibliothek sollte es wenigstens zu finden sein. Für diejenigen, welche nicht imstande sind, das englische Original zu lesen, wird durch eine (leider nicht vollständige) deutsche Übersetzung gesorgt werden.

Von den Stellen, mit denen ich nicht einverstanden bin, sollen wenigstens einige hier besprochen werden. S. 740 spricht sich H. gegen die von Mommsen vorgeschlagene Tilgung der Worte *tuendi causa* (VII 11, 4) aus. In den Caesarhss. heißt es VII 11, 4: „Ipse ... Cenabum Carnutum proficiscitur. Qui tum primum allato nuntio de oppugnatione Vellaunoduni, cum longius eam rem ductum iri existimarent, praesidium Cenabi tuendi causa, quod eo mitterent, comparabant". Mommsen streicht die Worte *tuendi causa* und bemerkt dazu kurz: „Die Mannschaft wird in Cenabum gesammelt, nicht um dies, sondern um Vellaunodunum zu verteidigen". Holmes wendet dagegen ein: „As if the Carnutes were likely to perform this act of altruism! They were of course collecting the *praesidium* for their own protection; and from over-confidence they had neglected to do so before". Und doch ist nach meiner Überzeugung Mommsen im Recht mit seinem Vorschlag. Wäre jenes praesidium zum Schutze von Cenabum selbst bestimmt gewesen, so hätte Caesar auf keinen Fall die folgenden Worte *quod eo mitterent* hinzugefügt; denn selbstverständlich muß eine Truppenabteilung, die ein Volk zum Schutze seiner Hauptstadt sammelt, dahin geschickt werden, und kein verständiger Schriftsteller wird, wenn er geschrieben hat, sie sammelten eine Truppenabteilung zum Schutze ihrer Hauptstadt, noch dazusetzen „um sie dorthin zu schicken". Ferner, was hat denn die folgende Bemerkung Caesars *cum longius eam rem ductum iri existimarent* für einen Sinn, wenn *Cenabi tuendi causa* richtig ist? Sie haben wohl einen Sinn, wenn sie diese Leute nach Vellaunodunum schicken wollen; aber auch, wenn sie diese Leute nach Cenabum senden wollen? Nach Caesars Darstellung ahnten die Carnuten offenbar noch gar nichts von der ihrer eigenen Hauptstadt drohenden Gefahr, sonst hätten sie sicherlich schon längst zu ihrem Schutze Maßregeln getroffen. Außerdem hätten sie ohne Zweifel ihre Mannschaft in Cenabum selbst gesammelt, wenn sie zum Schutze dieser Stadt bestimmt gewesen wäre, und nicht an irgend einem beliebigen anderen Orte, um sie von da erst nach Cenabum zu schicken.

Digitized by Google

Was endlich die Bemerkung betrifft, daß den Carnuten schwerlich diese Selbstlosigkeit zuzutrauen sei, so ist diese gerade für die Carnuten am wenigsten zutreffend. Sie haben wiederholt bewiesen, daß sie von allen gallischen Stämmen am aufopferungsfähigsten waren; vgl. VII 2, 1 profitentur Carnutes se nullum periculum communis salutis causa recusare principesque ex omnibus bellum facturos pollicentur.

S. 555 f. ist H. geneigt, mit Merivale zu glauben, daß Dumnorix Vergobret der Haeduer gewesen sei, „for otherwise we should have to assume that at the time to which Caesar refers he was strong enough to overpower the Vergobret; and if so, he would probably have made himself king". Daß Dumnorix im Jahre 58 v. Chr. nicht Vergobret war, ist sicher: Caesar sagt ja deutlich I 16, 5 „Lisco, qui summo magistratui praeerat, quem vergobretum appellant". Daß Dumnorix mächtiger war als der Vergobret, ist I 17, 1 ebenfalls bestimmt ausgesprochen „qui privatim plus possint quam ipsi magistratus" (vgl. I 18, 1), und daß er sich zum König machen wollte, wissen wir aus I 3, 4. 5, aber bis dahin war es ihm noch nicht gelungen.

S. 206 Anm. 4 betrachtet H. als einen Beweis für die Echtheit der drei eine Beschreibung Britanniens enthaltenden Kapitel (V 12—14) die Tatsache, daß in England zahlreiche Haufen von den V 12, 4 erwähnten Eisenbarren (taleae ferreae) gefunden worden sind; denn es sei ganz undenkbar, daß diese noch im Umlauf gewesen seien in der späten Zeit, in die ich die Entstehung dieser Interpolation verlege. Ich habe schon bei einer anderen Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Holmes meine Worte mißverstanden hat. Ich hatte gesagt, daß die Interpolationen in unserem Caesartext im Lauf der ersten drei oder vier Jahrhunderte entstanden sein müßten. Dies hat H. so verstanden, als meinte ich, sie wären im dritten oder vierten Jahrhundert entstanden, während ich glaube, daß sie zu verschiedenen Zeiten in unseren Caesartext gekommen sind, manche schon früh, vielleicht schon unter Augustus, manche später, einzelne vielleicht erst im vierten Jahrhundert. Die geographischen Interpolationen sind wahrscheinlich schon sehr früh hineingekommen. Daß auch der Abschnitt über Britannien eine Interpolation ist, kann nach den von Wex, Klotz und mir angeführten Gründen m. E. nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegen.

Auch an einer anderen Stelle, an der H. sich gegen eine Bemerkung von mir wendet, liegt wohl ein Mißverstehen meiner Worte vor. Er schreibt S. 782 Anm. 6 mit Beziehung auf VII 61, 4, wo ich mit v. Göler die Worte *atque omnes perturbatos defectione Haeduorum fugam parare* streiche, „he (das bin ich) argues, how could the Gauls have believed that the Romans were preparing for flight when they heard that they were crossing the Seine *in order to attack them*? But nothing in Caesar's narrative shows that the Gauls heard this". Daß die Gallier hörten, die Römer gingen eines beabsichtigten Angriffs halber über die Seine, ist allerdings bei Caesar nirgends gesagt. Das sollten aber meine Worte auch nicht bedeuten. Ich wollte

Digitized by Google

nur sagen, sie hörten, daß die Römer an drei Punkten über die Seine gingen; wenn sie dies aber hörten, mußten sie, meine ich, notwendig glauben, die Römer überschritten den Fluß, um ihnen die Schlacht anzubieten. Denn wenn die Römer die Flucht hätten ergreifen wollen, würden sie doch auf jeden Fall auf dem rechten Seineufer geblieben sein, wo sie durch den Fluß vor einem Angriff geschützt gewesen wären. Wenn sie dagegen den Fluß überschritten, konnten sie einem Zusammenstoß mit den Galliern gar nicht entgehen. Also konnten die Gallier auch nicht glauben, die Römer wollten die Flucht ergreifen, wenn sie hörten, diese wollten den Fluß überschreiten. — Über andere Punkte, über die ich mit dem Verf. nicht übereinstimme, zu sprechen wird sich ja wohl eine andere Gelegenheit bieten.

Kleine Versehen finden sich, wie das in einem so umfangreichen Werke nur zu natürlich ist, hie und da auch Wiederholungen geringfügiger Irrtümer der ersten Auflage; aber sie sind so unbedeutend, daß sie kaum Erwähnung verdienen. So ist z. B. S. 29 Anm. 2 die Angabe des Buches des Bell. Gall. (V) ausgefallen; S. 402 Mitte ist Breteuil wieder abgedruckt aus der ersten Auflage statt des durch den Zusammenhang geforderten Beauvais; S. 367 ist *ambluareti* als Lesart von α angegeben, während es in allen Hss. steht; S. 704 heißt es, das Dorf Wissen liege „about 10 miles south-east of Goch"; in Wirklichkeit liegt es 8½ Kilometer, also „about 5 miles" von Goch.

In dem vielfach verbesserten und vermehrten Register ist besonders anzuerkennen, daß jetzt auch die Quantität der keltischen Namen, soweit sie sich bestimmen läßt, angegeben wird. Aber warum ist dies nicht auch bei Matrona und Triboci geschehen? — Unter „Commentaries on the Gallic War" sind eine große Anzahl der in dem Buche behandelten Stellen aufgezählt; wünschenswert wäre eine vollständige Aufzählung. Es fehlt z. B. I 39, 4 S. 61 Anm. 2; II 29, 3 S. 80 Anm. 4; VII 33, 4 S. 528 Anm. 2.

Bewunderungswürdig und geradezu vorbildlich ist die Sauberkeit und Korrektheit des Druckes: ganz selten findet man einen unbedeutenden Druckfehler, wie S. 564 A. 5 VII st. VIII oder S. 303 A. 6 *λέγωμεν* st. *λέγομεν*; S. 595 *παρεισπέσοντας* st. *παρεισπεσόντας*; S. 842 Gluck st. Glück.

So kann das Werk in jeder Beziehung empfohlen werden; es gibt fast keine Frage, über die man Auskunft in Beziehung auf Caesars Bellum Gallicum wünschen könnte, in der man sich vergebens an Rice Holmes wenden würde. Dieses Werk und Camille Jullians dritter Band seiner Histoire de la Gaule sind die beiden Werke, die seit längerer Zeit zum Verständnis des B. G. am meisten beigetragen haben. Für jeden, der sich eingehender mit Caesar beschäftigt, sind sie unentbehrlich. Aber auch jedem Lehrer, der im Unterricht das B. G. zu behandeln hat, ist das Studium dieser beiden Werke (auch Jullians Vercingetorix kann man hinzufügen) auf das dringendste zu empfehlen.

Digitized by Google

26) E. G. Sihler, Annals of Caesar. A critical biography with a survey of the sources. New York, G. E. Stechert & Co., London, Leipzig, and Paris 1911. IX u. 330 S. 8. 1,75 $. netto = 7,50 ℳ.

Das vorliegende, Bernadotte Perrin gewidmete Werk ist (abgesehen von den beiden ersten, vollständig umgearbeiteten Kapiteln) eine fast wörtliche Wiedergabe von Vorlesungen, die der Verfasser, „Professor of the latin language and literature in New York University" über „Life and Letters of Julius Caesar" gehalten hat und zu deren Veröffentlichung er durch seine Studenten gedrängt worden ist. Bestimmt ist denn das Buch auch für junge Leute, die alte Geschichte studieren und schon in höheren Semestern stehen, und für jüngere Lehrer, die Caesar im Unterricht zu behandeln haben. Der Verfasser hofft, daß auch die Leiter von philologischen und historischen Seminaren und die Mitglieder solcher Seminare das Buch nützlich finden werden, auch daß ein weiteres Publikum sich für das Buch interessieren wird.

Das vorliegende Werk zerfällt in 25 Kapitel. Das erste behandelt die Vorfahren Caesars, seine Kindheit und erste Jugendzeit (S. 2—7); das zweite (S. 8—33) enthält einen politischen Rückblick auf die Zeit von den Gracchen bis Sulla. Genauer werden die Jahre 89—82 behandelt und dabei zugleich das, was wir über Caesar aus dieser Zeit wissen, berücksichtigt. In dem dritten Kapitel wird die Tätigkeit des jungen Caesar im Felde und auf dem Forum besprochen (S. 34—43). Im vierten wird alles das, was wir aus den alten Schriftstellern über Caesars Auftreten in der Zeit von 71—64 erfahren, (nach Jahren) zusammengestellt und gewürdigt (S. 44—66). Das fünfte (S. 67—71) behandelt das Jahr 63, „a critical year". Das sechste hat es zu tun mit den Jahren 62, 61, 60 (S. 72—78), das siebente (S. 79—90) mit dem Triumvirat und dem Konsulat Caesars. Die sieben folgenden Kapitel behandeln die Jahre 58—52, also die Unterwerfung Galliens und die gleichzeitigen Vorgänge in Rom, die Politik der Gegner und der Anhänger Caesars, und zwar umfaßt das Jahr 58 S. 91—100, 57 S. 101—108, 56 S. 109—118, 55 S. 119—126, 54 S. 127—138, 53 S. 139—151, 52 S. 152—168; Kapitel 15 (S. 169—184) und 16 (S. 185—189) befassen sich mit den beiden letzten Jahren der Statthalterschaft Caesars. Kapitel 17 (S. 190—204) und 18 (S. 205—213) haben es mit den Kriegen und der Politik der Jahre 49 und 48 zu tun. Die drei nächsten Kapitel behandeln die Jahre 47—45 (S. 214—225; 226—238; 239—250); Kapitel 22 endlich (S. 251—262) die letzten Monate von Caesars Leben. Dazu kommen noch drei Kapitel über Caesars schriftstellerische Tätigkeit (S. 263—278), über Hirtius und die Verfasser des Bellum Alexandrinum, des Bellum Africum und des Bellum Hispaniense (S. 279—288), endlich ein Kapitel (S. 289—308) über die anderen Quellen, aus denen wir Nachrichten über Caesar schöpfen können. Ein Anhang (S. 309—319) ist betitelt: Mommsen and Froude. Ein ausführlicher Index (S. 321—330) macht den Schluß.

Digitized by Google

Der Verfasser ist bemüht, in jedem einzelnen Falle, namentlich wenn widersprechende Nachrichten vorliegen, zu ergründen, „wie es denn eigentlich gewesen ist", also sine ira et studio Caesars Leben und Taten zu schildern. Dabei sucht er festzustellen, aus welcher Quelle die einzelnen Nachrichten bei Plutarch, Cassius Dio usw. wahrscheinlich stammen und berücksichtigt stets, ob diese Quelle eine Caesar freundliche oder feindliche war. Auf diese Weise sucht er ein, soweit das bei der Beschaffenheit unserer Quellen möglich ist, getreues Bild Caesars und seiner Zeit zu zeichnen. Daß trotzdem noch vieles in Caesars Leben und namentlich in seinen Absichten und seinen Beweggründen zweifelhaft bleibt und bleiben muß, verhehlt er sich nicht. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß der Verfasser das Material sorgfältig gesammelt hat und verständiges und besonnenes Urteil zeigt.

Im einzelnen freilich hat der Unterzeichnete mancherlei auszusetzen. So zunächst, daß er einige wichtige neuere Werke nicht berücksichtigt hat. Dazu rechne ich natürlich nicht Werke, wie Klotz' Caesarstudien, die erst in allerletzter Zeit erschienen sind und ihm kaum bekannt sein konnten. Aber auffallend ist, daß er die neue Bearbeitung von Drumann nicht kennt, auch von T. Rice Holmes das zweite große, schon 1907 erschienene Werk „Ancient Britain and the Invasions of Julius Caesar" unberücksichtigt läßt. Hätte er diese Werke gekannt, würde er manchen kleinen Irrtum vermieden und sich öfter anders geäußert haben. So behauptet er S. 99, 117 und 153, die Caecilia Metella, deren Grabdenkmal an der via Appia steht, sei die Gemahlin des jüngeren Crassus gewesen. Aus Drumann-Groebe II S. 45 Anm. 8 hätte er ersehen können, daß dies ein Irrtum oder doch jedenfalls ganz unwahrscheinlich ist. — S. 253 schreibt Sihler: „After Pharsalos, in the Hellespont, although in command of a powerfull fleet, he (nämlich der Caesarmörder C. Cassius) surrendered to Caesar". Daß dies falsch ist, hätte er aus Drumann-Groebe II S. 102 Anm. 4 und S. 543 ff. ersehen. — Auch die (übrigens von sehr vielen geteilte) Ansicht, Caesars erste Diktatur habe nur 11 Tage gedauert, hätte er sicher aufgegeben, wenn er Groebes Zusätze zu Drumanns drittem Band S. 735—737 gekannt hätte. — Was den Portus Itius betrifft, so sagt Sihler S. 128, Rice Holmes entscheide sich für Wissant. Das ist zwar richtig, aber in seinem späteren Werke über das alte Britannien entscheidet sich Holmes nach einer außerordentlich eingehenden Untersuchung (S. 552—595) für Boulogne.

Auch sonst vermißt man manchmal Kenntnis oder wenigstens Berücksichtigung der neueren Literatur. So hätte er S. 269 die Stelle des Bellum civile 3, 18 nicht herangezogen, wenn er beachtet hätte, was Madvig in seinen Adversaria critica II S. 273 f. bemerkt, und meine Bemerkung in der 11. Auflage von Kraner-Hofmanns Ausgabe des Bell. Civile S. 324 f. Schon die Beachtung der handschriftlichen Überlieferung hätte ihn hier auf das Richtige geführt. — Auch sonst zeigt sich manchmal diese Vernachlässigung der Textesüberlieferung, wie S. 114. Hier wundert sich der Verfasser, daß sich B. G. III 9, 10

Digitized by Google

in der Liste der Bundesgenossen der Veneter die Ambiani finden. Hätte er sich eine Ausgabe mit kritischem Apparat angesehen, so würde er gefunden haben, daß die Ambiani nur in der Handschriftenklasse β zu finden sind, nicht in α und nicht bei Orosius.

Auf Flüchtigkeit zurückzuführen ist wohl die Bemerkung S. 158, daß mehr als 25 Festungen der Bituriger in Brand gesteckt wurden. Caesar sagt VII 15, 1: amplius XX urbes Biturigum incenduntur. Ebenso ist es wohl zu erklären, wenn er S. 3 irrigerweise behauptet, mit Ausnahme des Sex. Iulius Caesar, der 157 v. Chr. Konsul war, habe es kein Caesar vor dem Diktator weiter als bis zur Prätur gebracht, und auf S. 19 den Konsul vom J. 90 L. Iulius Caesar kennt. Das Richtige hätte er schon aus dem alten Drumann III S. 113 ersehen können. — Einen 31. Dezember gab es im Jahre 52 a. Chr. nicht, sondern die meisten Monate hatten bekanntlich vor Caesars Kalenderreform nur 29 Tage. Wenn dem Verfasser diese Tatsache unbekannt war, oder wenn sie ihm augenblicklich entfallen war, so wäre er sicherlich durch das Studium der zweiten Auflage des Drumann (S. 755 ff.) wieder daran erinnert worden und er hätte auch S. 186 nicht von forty-eight, sondern von forty-five days gesprochen.

S. 3 ist Sext i u s Julius Caesar jedenfalls nur ein Druckfehler. Und Druckfehler (z. T. wohl Schreibfehler) finden sich auch sonst nicht ganz selten. Z. B. S. 24 Metellus Pins, S. 25 : C. Iulus Caesar, S. 67: die demokratische Partle, ebendaselbst: Lange, 3, 209 st. 3, 239, S. 96: Mont Beauvray (st. Beuvray), S. 133: perferenda errant (st. erant), S. 147: Durocorturum (st. Durocortorum), S. 183: ut se fert ipsi (st. ipse), S. 238: Sextius (st. Sextus) Pompey, S. 266: Belloquet (st. Belloguet). Ziemlich häufig sind Fehler, namentlich Akzentfehler, in griechischen Wörtern, wie S. 5 ἀφήκε, S. 133 οἰκειοτης, S. 138 τοιοῖδε. Da Sihler dem Engländer Froude aufmutzt, daß er Induciomarus schreibt (st. Indutiomarus), wird man auch erwähnen dürfen, daß er selbst noch schreibt S. 104 Aduatuci (st. Atuatuci), Divitiacus (st. Diviciacus), G. (st. C.) S. 19, 68 und 88, Gneius (st. Gnaeus oder Cn.) S. 237 und 240, Cassivellanus (S. 129) st. Cassivellaunus. Diesen Mann Cadwallon zu nennen (S. 129 ff.) statt Caswallon, liegt doch wohl auch kein Grund vor. Warum spricht er überhaupt plötzlich stets von Cadwallon und „old King Cadvolk“ statt wie sonst die bei Caesar vorkommenden Namen Cassivellaunus und Catuvolcus zu gebrauchen?

In einer neuen Auflage, die ja wahrscheinlich nicht ausbleiben wird, wird der Verfasser (auch abgesehen von dem schon Besprochenen) manches zu ändern haben. Er wird namentlich auch die neuere Literatur mehr zu berücksichtigen haben und z. B. Stellung nehmen müssen zu den Ergebnissen, zu denen Alfred Klotz in seinen Caesarstudien gekommen ist, ferner zu den Beiträgen zur Kritik des Bellum Gallicum in JB. 1910 S. 20—74, besonders S. 20—33, wird das hervorragende Werk von T. Rice Holmes, Caesar's Conquest of Gaul, von dem vor kurzem eine neue Auflage erschienen ist, sorgfältiger als bisher

Digitized by Google

durcharbeiten müssen. Manches wird dann in der nächsten Auflage anders aussehen, z. B. wird er dann nicht mehr behaupten, daß Long allein stehe mit seiner Behauptung, Caesar habe jedes einzelne Buch seines Bellum Gallicum am Ende des betreffenden Feldzuges geschrieben (und veröffentlicht). Er hätte schon aus Rice Holmes ersehen können, daß De Belloguet eine ähnliche Ansicht ausgesprochen hat; er wird weiter finden, daß H. Walther in der Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Realgymnasiums zu Grünberg, 1903, dieselbe Ansicht vertritt, ebenso Chr. Ebert in seiner 1909 erschienenen Dissertation „Über die Entstehung von Caesars Bellum Gallicum". Die Nervierschlacht verlegt er (S. 103) an das südliche Ufer der Sambre „somewhere between Charleroi and Namur", während es doch wohl nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß sie an dem nördlichen Ufer dieses Flusses zwischen Neuf-Mesnil und Hautmont geschlagen worden ist, also zwischen der Quelle der Sambre und Charleroi, in der Nähe von Maubeuge. Auch die S. 124 ausgesprochene Meinung, Caesar sei das erstemal in der Nähe der deutsch-holländischen Grenze, nördlich von der Lippemündung, über den Rhein gegangen, die wohl nur Cohausen aufgestellt hat, dürfte schwerlich jetzt noch von irgend jemand geteilt werden. Diese Ansicht veranlaßt ihn denn auch zu der Bemerkung S. 141 zu Caesars Angabe, seine zweite Brücke sei p a u l o s u p r a eum locum, quo ante exercitum traduxerat, geschlagen worden, „Really very considerably so". Überzeugt er sich davon, daß unser landläufiger Text des Bellum Gallicum durch viele Interpolationen entstellt ist, dann werden auch Stellen wegbleiben oder doch ganz anders gestaltet werden wie S. 92: „As to Aquitania, a non-Keltic part of Gaul, he errs enormously as to its area". — S. 108 bemerkt er ganz richtig, daß die im Anfang des dritten Buches des Bellum Gall. erzählten Ereignisse am Genfer See in den Herbst des Jahres 57 fallen, und fragt mit Recht: Why does not Caesar make it part of the second commentarius? Aber seine Antwort, dies sei so seine Art gewesen, alle Ereignisse, die auf die größeren Unternehmungen folgten, in den nächsten commentarius zu verweisen, ist nicht richtig; den wahren Grund findet er bei Klotz, Caesarstudien S. 20: Caesar wollte nach den glänzenden Siegen und den alle bisherigen Auszeichnungen römischer Feldherren übertreffenden Ehrungen, die ihm zuteil geworden waren, nicht mit dem Bericht über einen Mißerfolg das Buch schließen. — Auch die Bemerkung (S. 129) über den geographischen Abschnitt über Britannien wird gewiß in einer zweiten Auflage anders aussehen.

Auffallend ist, daß Sihler S. 135 sich darüber wundert, daß an der Spitze der 15 Kohorten, die in der Nähe von Atuatuca vernichtet wurden, zwei Befehlshaber standen. Offenbar hatte Sabinus das Kommando über die volle Legion und Cotta das über die fünf Kohorten: der letztere war, wie die ganze Darstellung erkennen läßt, dem Sabinus untergeordnet.

Den Wert des großartigen Werkes von Rice Holmes weiß Sihler einigermaßen zu schätzen; aber warum greift er den Verfasser wieder-

Digitized by Google

holt an? S. 116 z. B. sagt er, Holmes sei, wie Mommsen und Froude, nicht sowohl ein Geschichtschreiber Caesars als ein Parteigänger. Das ist eine Ungerechtigkeit: Rice Holmes strebt ebenso ehrlich und gewissenhaft nach Erkenntnis der Wahrheit wie Sihler selbst; wenn er in der Regel für Caesar und Caesars Glaubwürdigkeit eintritt, so tut er dies darum, weil seine sehr sorgfältigen und eingehenden Untersuchungen ihn zu der Überzeugung gebracht haben, daß Caesar Glauben verdiene. Im allgemeinen schenkt ja doch auch Sihler Caesars Berichten Glauben. An einigen Stellen, wo S. Caesars Wahrheitsliebe bezweifelt, wie S. 160 f., scheint mir ebenso wie Holmes, kein zwingender Grund zu einem solchen Zweifel vorzuliegen. Das Urteil über alle großen Männer ist bei Zeitgenossen und bei der Nachwelt zu allen Zeiten verschieden gewesen. Ein jeder bildet sich nach seiner persönlichen Anlage, seiner Erziehung, seinen Lebenserfahrungen ein Urteil über seine Mitmenschen ebensowohl wie über große Männer früherer Zeiten, und nach dem Bilde, das er sich von ihnen gemacht hat, beurteilt er dann auch ihre einzelnen Handlungen. Es ist aber ungerecht, wenn jemand anders urteilt, als wir selber, ihm dann Voreingenommenheit, Parteilichkeit und Mangel an Wahrheitsliebe vorzuwerfen. Darum ist auch das Urteil, das der Verfasser unseres Buches über Mommsen fällt, nicht gerecht. Er selbst hat ja ohne Zweifel das ehrliche Bestreben, gerecht und unparteiisch zu sein, und man kann sagen, daß ihm das auch im ganzen gelungen ist. Sein Urteil über Caesar, Cicero, Cato, Pompejus, über Ciceros Briefe, über Asinius Pollio, Livius, Vellejus, Lucan, Sueton, Plutarch, Appian, Cassius Dio wird man im allgemeinen als verständig und besonnen bezeichnen können, und sein Buch wird gewiß für die Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, sich nützlich erweisen. Es ist nicht nur eine sorgfältige Materialsammlung, sondern wird auch die Studenten und jüngere Lehrer anleiten zu verständiger Benutzung der Quellen und zu ruhigem, besonnenem Urteil.

27) Emil Sadée, Römer und Germanen. I. Teil: Wanderungen und Angriffskriege der Germanen vom Kimbernzug bis zu Cäsars Tod 113—44 v. Chr. Mit 16 Abbildungen im Text und 8 Karten. 157 S. 8. II. Teil: Die Kriege der Römer und Germanen zur Zeit des Augustus und Tiberius 44 v. Chr. bis 17 n. Chr. Mit 60 Abbildungen im Text und 12 Karten. 221 S. 8. Berlin-Wilmersdorf 1911, Hermann Paetel. Jeder Band geb. 2 ℳ.

Diese beiden Bändchen bilden den 37. und 38. Band der „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, begründet und herausgegeben von Hans Vollmer". Sie sind in erster Linie für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten bestimmt, der Verfasser meint aber, da er „sowohl die alten Quellen wie die moderne Forschung wissenschaftlich durchgearbeitet" hat, daß seine Arbeit „auch bei erwachsenen Lesern, ja vielleicht auch bei den Fachleuten auf Interesse und freundliche Aufnahme hoffen" darf.

Der erste Band, der für den Jahresbericht über Caesar allein in Betracht kommt, behandelt in drei Abschnitten 1. „Die Entdeckung

Digitized by Google

des germanischen Nordens durch Pytheas von Massilia um 350 v. Chr." (S. 13—18), 2. „Die Kimbern und Teutonen 113—101 v. Chr." (S. 19—74), 3. „Die Abwehr der Germanen durch Cäsar" (S. 75—153). Dazu kommen noch vier Seiten Anmerkungen, die in der Hauptsache Literaturangaben enthalten.

Sadée hat sehr gründliche Studien zu dieser Arbeit gemacht und die neuere Literatur in der Tat in umfassender Weise durchgearbeitet. Die Kämpfe und Züge der Cimbern und Teutonen und den Krieg Caesars mit Ariovist weiß er auf Grund der alten Quellen und mit Berücksichtigung der neueren Forschungen lebendig und anschaulich zu schildern, wobei er hie und da natürlich der Phantasie etwas Spielraum lassen muß. Das Schlachtfeld, auf dem Ariovists Heer vernichtet wurde, sucht er mit F. Stolle auf der Hochebene von Arcey, etwa 10 km westlich von Montbéliard, 20 km südwestlich von Belfort. Daß es da zu suchen ist, ist ganz unwahrscheinlich.

In dem letzten Abschnitt des ersten Bändchens wird nicht nur die Vernichtung der Usipeter und Tencterer, wie man nach der Überschrift erwarten könnte, erzählt, sondern auch Caesars zweimalige Überschreitung des Rheines und der Streifzug der Sugambrer im Jahre 53. Zum Schluß werden die Ergebnisse aller dieser Kämpfe für Römer und Germanen kurz zusammengefaßt.

Beigegeben sind dem ersten Bande zur Veranschaulichung der Darstellung acht Karten und 16 Abbildungen. Die erste Karte soll dem Leser eine Ahnung von den Zügen der Cimbern und Teutonen in den Jahren 102 und 101 geben; die zweite zeigt die Umgebung von Aix nach der französischen Generalstabskarte von Frankreich im Maßstab von 1 : 80 000; die dritte die Gegend der Veroneser Klausen; die vierte ist eine nach der Skizze in Stolles Programm um mehr als die Hälfte verkleinerte Übersichtskarte zu Caesars Marsch von Besançon nach Arcey; die fünfte gibt die Umgegend von Arcey, aber — wovon in dem Buche selbst nichts gesagt ist — verkleinert etwa im Verhältnis von 5 : 7; die sechste soll der Veranschaulichung der Rheinübergänge Caesars und der Vernichtung der Usipeter und Tencterer dienen und zeigt das Becken von Neuwied nach der Generalstabskarte des Deutschen Reiches (1 : 100 000), um ¼ verkleinert; die siebente gibt eine „Rekonstruktion der vorgeschichtlichen Festung bei Mayen"; die achte endlich die (antiken) Befestigungen bei Urmitz (in der Nähe von Neuwied).

Der Gedanke, durch solche genauen Karten das Verständnis des Textes zu fördern, ist gut; aber die Ausführung vieler Karten durch den Verlag verdient die entschiedenste Mißbilligung. Der Druck der Namen ist nämlich auf den meisten Karten so klein (zum Teil sogar vollständig unleserlich), daß sich die Benutzer die Augen verderben müssen. Auf Karte 4 sind manche Namen überhaupt nicht zu entziffern; Karte 3 zeigt ein solches Gewirr schwer leserlicher Namen, daß jeder Leser des Buches wahrscheinlich von vornherein darauf verzichten wird, die Karte anzusehen; Karte 5 und 6 sind besser, hätten

Digitized by Google

aber lieber nicht verkleinert werden sollen. Bei einer neuen Auflage ist der Ersatz verschiedener Karten durch bessere, klarere dringend zu wünschen. Karte 6 ist wertvoll dadurch, daß von dem Direktor des Bonner Provinzialmuseums, Prof. Lehner, die vorgeschichtlichen und römischen Fundstätten eingezeichnet sind und daß man daraus sofort ersehen kann, an welchen Orten Funde aus der älteren oder jüngeren Steinzeit, aus der Bronzezeit, der Hallstatt- und La-Tène-zeit und aus der römischen Zeit gemacht worden sind, ebenso, wo Limeskastelle nachgewiesen sind.

Die Abbildungen geben meistens Darstellungen von Germanen, außerdem die Marmorbüste des Posidonius (Neapel) und eine Caesarbüste, den Kessel von Gundestrup (Museum von Kopenhagen) und das Modell von Caesars Rheinbrücke im Museum von St. Germain.

Für Schüler und Schülerinnen oberer Klassen kann das Büchlein empfohlen werden, namentlich wenn, wie oben bemerkt, eine Anzahl Karten durch neue ersetzt werden; etwas Neues enthält dieses Bändchen kaum.

Die Besprechung des zweiten Bändchens, das besonders die Tätigkeit des Drusus und Tiberius in Deutschland, die Varusschlacht und die Feldzüge des Germanicus behandelt, gehört in den Bericht über Tacitus.

28) Heinrich Bircher, Bibracte. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Mit drei Tafeln. Aarau 1904, H. R. Sauerländer. 28 S. 8. 1.40 ℳ.

Der Verf. berichtet in einer kurzen Einleitung von den Ausgrabungen auf dem Mont-Beuvray, wo man die alte Haeduerhauptstadt Bibracte schon länger gesucht hatte und nun wiedergefunden hat, und von den Funden bei dem Dorfe Montmort, wo nach den Vermutungen von Garenne, Stoffel u. a. der Kampf mit den Helvetiern stattgefunden hat. Dann beschreibt er (S. 5—16) die Ergebnisse, die die Ausgrabungen auf dem Mont Beuvray bis 1903 oder 1904 geliefert haben, weist die Wichtigkeit der Ortes für das religiöse, politische und gesellschaftliche Leben der Bewohner und der ganzen Gegend nach und verfolgt die Geschichte des Ortes bis in die neueste Zeit.

Die eigentliche kriegsgeschichtliche Studie ist enthalten auf S. 17—28 oder genau genommen nur auf S. 22—28. Bircher schließt sich im allgemeinen an Stoffel an, nur läßt er, und das unzweifelhaft mit Recht, die Römer bei dem ersten Zusammenstoß nicht mit der Front nach Westen aufgestellt sein, sondern nach Südwesten, und die Helvetier läßt er nicht wie Stoffel nach Norden, sondern nach Südwesten sich zurückziehen. Dadurch wird die Darstellung Caesars in Einklang mit der Bodengestaltung gebracht, die Oberst Bircher an Ort und Stelle untersucht hat, und Caesars *ab latere aperto aggressi* (c. 25, 6) kann nun in der gewöhnlichen Bedeutung „auf dem rechten Flügel" gefaßt werden, was bei Stoffels Auffassung nicht möglich war. Stoffel läßt die Helvetier sich zurückziehen auf den Hügel, der nördlich von dem Dorfe Montmort liegt, Bircher entschieden richtiger auf

Digitized by Google

die Anhöhen, die südwestlich von der Straße liegen, die von Toulon-sur-Arroux nach Luzy führt.

Bircher bemerkt noch, daß ein Feld in der Gegend, in der er den Kampf stattfinden läßt, noch jetzt bei den Einheimischen „Champ de massacre“ heißt und die Bodensenkung, die sich von Montmort östlich gegen den Arroux hinzieht, den Namen „Combe à l'ossuet“ (Knochengraben) trägt. Eine Bestätigung der Richtigkeit der Ansetzung des Schlachtfeldes findet er ferner in den verschiedenen Funden aus alter Zeit, die in der Nähe des Schlachtfeldes, auch auf dem Hügel von Armecy gemacht wurden, wo jedenfalls die von Caesar c. 24,3 erwähnten Verschanzungen angelegt worden sind. Zur weiteren Begründung seiner Annahme führt er noch an, daß ein geschlagenes Heer sich gewöhnlich dahin zurückzieht, woher es gekommen ist. Bircher neigt zu der Annahme, daß der Angriff der Tulinger und Boier nicht ein zufälliger gewesen sei, sondern ein von dem alten erfahrenen Führer der Helvetier Divico angeordneter und von vornherein geplanter.

Zum Schluß gibt der Verfasser einige Bemerkungen über die Folgen der Schlacht, die nach seiner Ansicht nicht so gewesen sein können, wie Caesar sie schildere.

Die Ansichten Birchers über die Aufstellung der kämpfenden Heere und den Verlauf der Schlacht sind von besonnenen Forschern wie Camille Jullian und Rice Holmes gebilligt worden.

Ein Versehen (nicht ein Druckfehler) findet sich auf S. 20, wo die Schlacht in das Jahr 59 gesetzt wird; auf den Karten ist richtig 58 angegeben. Wünschenswert wäre auf den Karten die Angabe der im Text erwähnten Ortschaft Armecy, der Fermen La Franche und La Bretache, auch vielleicht des Champ de massacre und der Combe à l'ossuet. Störend für den ersten Augenblick ist die Angabe „Toulon am Auzon“, da dieselbe Stadt kurz vorher in der üblichen Weise Toulon-sur-Arroux genannt ist.

Hieran schließen wir am besten die folgende Schrift an, die in ihrem letzten Teil ebenfalls die Schlacht bei Bibracte behandelt:

29) Fr. Fröhlich, Die Glaubwürdigkeit Caesars in seinem Bericht über den Feldzug gegen die Helvetier 58 v. Chr. Mit vier Plänen. Aarau 1903, H. R. Sauerländer & Co. 39 S. 4. 1,60 M.

Nach einer Einleitung (S. 1—4) behandelt der Verf. auf S. 4—7 „Die Auswanderung der Helvetier“; S. 7—12 „Die Bevölkerung und die Ausdehnung Helvetiens“; S. 12—21 „Caesar und die Helvetier an der Rhone bei Genf“; S. 21—24 „Schlug Caesar oder Labienus die Tiguriner an der Saône?“; S. 24—39 „Die Schlacht bei Bibracte“.

„Veranlassung zu der Arbeit gab“, wie der Verf. auf der ersten Seite sagt, „die Wahrnehmung, daß seit etwa zwei Dezennien in gewissen Kreisen der Schweiz die Ansicht mehr und mehr sich verbreitete, Caesars Bericht über seinen Feldzug gegen die Helvetier

Digitized by Google

enthalte fast lauter Unwahrheiten, ja Caesar sei eigentlich nicht der Sieger von Bibracte, sondern der Besiegte". Fröhlich untersucht deshalb, worauf sich diese sonderbare Ansicht gründet, und urteilt in sehr verständiger und besonnener Weise über die von Asinius Pollio und von Eichheim und Rauchenstein an Caesar geübte Kritik. Er weist mit guten Gründen darauf hin, daß das bekannte Urteil Pollios sich jedenfalls gar nicht auf Caesars Bell. Gall. beziehe. Über Eichheim sagt er mit Recht, daß er „blind gegen Caesar wütend dessen ganze Erzählung vom Helvetier-Feldzug verworfen und kritiklos alle, wenn auch textlich noch so schlecht überlieferten Stellen der anderen Schriftsteller, nach seinem Belieben rekonstruiert, für seine Darstellung verwendet" habe. Ebenso urteilt er richtig über den Wert des Cassius Dio, auf den sich besonders Rauchenstein bei seiner Beurteilung von Caesars Glaubwürdigkeit gestützt hatte, desgleichen über Appians und Plutarchs von Caesar abweichende Darstellung.

In dem Abschnitt über die Auswanderung der Helvetier weist Fröhlich gegen H. Delbrück mit guten Gründen nach, daß Caesars Erzählung von einer allgemeinen Auswanderung der Helvetier doch richtig sein dürfte, auch daß die beabsichtigte Auswanderung in das ferne Land der Santones sich recht wohl erklären lasse. Als Veranlassung zur Auswanderung betrachtet F. namentlich den Druck, der von Norden her durch die Germanen auf sie ausgeübt wurde.

Die folgende Abhandlung hat es zu tun mit der Bevölkerung und Ausdehnung Helvetiens. Hier wird zunächst untersucht, in welchen Gegenden die Rauraker, die Tulinger und Latobriger und die Boier in der Zeit gewohnt haben mögen, als sie sich zur Auswanderung mit den Helvetiern entschlossen. Er sucht es wahrscheinlich zu machen, daß alle diese Völkerschaften damals unmittelbare Nachbarn der Helvetier gewesen seien und in der Hauptsache ebenfalls in der jetzigen Schweiz gewohnt haben und daß sie zusammen ein Gebiet von ungefähr 22 500 Quadratkilometern innegehabt haben. Dann spricht er sich dahin aus, daß für die damaligen Bevölkerungsverhältnisse die von Caesar angegebene Zahl von 368 000 Bewohnern zu groß sei. — Ebenso sei die im B. Gall. angegebene Ausdehnung des Helvetierlandes, namentlich die Breite, zu groß. Den von Hubo gemachten Vorschlag, in der Angabe der Breitenausdehnung von *CLXXX* milia das *C* zu streichen, verwirft Fröhlich deshalb, weil *CLXXX* sich in allen Hss. finde. Aber dies allein ist kein stichhaltiger Grund gegen Hubos Konjektur; denn dann müßten wir ja die hunderte von Fehlern, die sich in allen Hss. finden, als von Caesar herrührend ansehen, während doch hier Schreibfehler des Schreibers des Archetypus unserer Hss. oder eines Vorgängers von diesem vorliegen. Auch gegen die Ansicht, daß Caesar wirklich den Oberlauf der Rhone für den Oberlauf des Rheins gehalten habe, lassen sich schwerwiegende Bedenken geltend machen.

Die folgende Abhandlung (Caesar und die Helvetier an der Rhone bei Genf) sucht es wahrscheinlich zu machen, daß Caesar am 17. März 58

Digitized by Google

von Rom abgereist und auf der via Aurelia bis Arles und von dort über Vienne nach Genf in ungefähr 10½ Tag gelangt sei.

Weiter weist der Verf. darauf hin, daß die Helvetier anfangs nur mit den Allobrogern wegen des Durchzugs zu verhandeln gedachten, ohne sich um die Römer zu kümmern, daß aber dieser Plan durch die unerwartet rasche Ankunft Caesars in Genf vereitelt wurde. Daß die Helvetier bei der ersten Besprechung von Caesar durch bestimmte Versprechungen getäuscht worden sind, wie Fröhlich meint, ist möglich, ergibt sich aber nicht mit Sicherheit aus Caesars Worten (c. 8, 4) *Helvetii ea spe deiecti*, die nur besagen, daß die H. sich Hoffnung gemacht hatten, Caesar werde ihnen den Durchzug durch die Provinz gestatten, aber nach der zweiten Unterredung diese Hoffnung aufgeben mußten.

Was die Herstellung der Schanzen an der Rhone betrifft, so meint Fr. gegen Napoleon, der annimmt, daß Caesar dazu etwa 10 000 Mann zur Verfügung gestanden hätten, Caesar habe wahrscheinlich wenigstens 20 000 Mann gehabt, als er mit den Verschanzungen begann.

In betreff der von Caesar an der Rhone angelegten *murus fossaque* schließt sich Fr. der Ansicht Napoleons (Stoffels) an und weist nach, daß *murus* auch von einer nicht aus Steinen aufgeführten Verschanzung gebraucht wurde.

Rauchensteins und Delbrücks Angriffe gegen Caesars Glaubwürdigkeit, die beide Caesars Erzählung von den Angriffen der Helvetier gegen Caesars Verschanzungen bezweifeln, weist er mit Grund zurück.

Auch in dem folgenden Abschnitt nimmt er Caesars Darstellung von seiner Besiegung der Tiguriner in Schutz und zeigt, wie Appian und Plutarch zu ihrer irrigen Behauptung, das Verdienst dieser Besiegung gebühre dem Labienus, gekommen seien.

Der letzte Abschnitt dieser Schrift betrifft, wie schon bemerkt wurde, ebenso wie die kleine Schrift Birchers, die Schlacht bei Bibracte. Hier werden zunächst die Ereignisse vor der Schlacht kurz besprochen, dann wird auf die Lage von Bibracte genauer eingegangen und gezeigt, daß das Verdienst, das alte Bibracte auf dem Mont Beuvray nachgewiesen zu haben, nicht Stoffel gebühre, sondern einem Gelehrten aus Autun, Bulliot, und daß die wirkliche Lage der Stadt schon von zwei früheren Gelehrten, Guy Coquille und Adrien de Valois, richtig erkannt worden sei. Das Schlachtfeld ist von Stoffel, der von seinem Führer Xavier Garenne darauf aufmerksam gemacht worden war, in nächster Nähe des Dorfes Montmort angesetzt worden. Aber Stoffel hat, wie Fröhlich nachweist, die Aufstellung der beiden kämpfenden Heere und namentlich die Stelle, wo die Erneuerung des Kampfes und der Angriff der Boier und Tulinger stattfand, nicht richtig bestimmt. Fröhlich weist nun nach, daß die meisten Funde auf dem Hügel von Armecy wenig beweisen und daß Ausgrabungen bei Montmort und auf den Anhöhen südlich (südwestlich) von der Straße vorgenommen werden müssen, die von Toulon-sur Arroux nach Luzy führt, auch noch an anderen Orten, die etwa 27 Kilometer von Bibracte entfernt seien, da das Schlachtfeld mit Sicherheit doch noch nicht festgestellt

Digitized by Google

sei. Er ist nicht abgeneigt, sich der Ansicht Birchers, die dieser ihm mitgeteilt hatte, anzuschließen, wagt aber vorläufig noch nicht, ein bestimmtes Urteil abzugeben. Zum Schluß macht er noch einige beachtenswerte Bemerkungen über die Zahl der Truppen, welche in dieser Schlacht gekämpft haben, und über den Rückzug der Hauptmacht der Helvetier in das Gebiet der Lingonen.

Mit einzelnen Bemerkungen und Ansichten des Verf.s, die aber den Wert der besonnenen und durchaus beachtenswerten Arbeit in keiner Weise beeinträchtigen, bin ich nicht einverstanden. So beweist das Vorkommen der Wendung *latere aperto* im Bellum Alex. gar nichts dafür, daß Caesar so geschrieben hat. Denn erstens kann auch hier ein Versehen des ersten Abschreibers vorliegen, und zweitens würde, selbst wenn der Verf. des B. Alex. so geschrieben hätte, dies nichts für Caesar beweisen. — S. 20 will Fr. es dahingestellt sein lassen, „ob die Helvetier trotz den deutlich sprechenden Befestigungswerken zum zweiten Mal Gesandte zu Caesar schickten, um den versprochenen Bescheid zu holen, eventuell auch weiter zu unterhandeln, oder ob sie ohne Gesandtschaft zum Angriff schritten". Aber Caesar sagt ja ganz bestimmt (c. 8, 3), „ubi . . . legati ad eum reverterunt", und diese bestimmte Angabe zu bezweifeln liegt nicht der geringste Grund vor. Auch würde Caesar gewiß mit Entrüstung hervorgehoben haben, daß die Helvetier mit einem Angriff begonnen hätten, ohne auch nur seinen Bescheid abzuwarten. Auffallend ist auch, daß Fr. IV 3, 2 noch an der sicher nicht von Caesar herrührenden Lesart der Handschriftenklasse α festhält: *una ex parte a Suebis circiter milia passuum sexcenta agri vacare dicuntur.* Klotz hätte auch diese Stelle für seine Ansicht über die Entstehung der Lesarten in α geltend machen können, und er hätte es wahrscheinlich getan, wenn er nicht von der nach meiner Überzeugung irrigen Ansicht ausgegangen wäre, daß Caesar Zahlzeichen nicht gebraucht habe. Es konnte recht wohl Iulius Celsus aus seiner alten Hs. über das *C*, das er in der β-Hs. vorfand, ein *D* schreiben, und dies konnte dann mit *C* zu *DC* zusammenschmelzen, das dann wieder, wie gewöhnlich, von dem Schreiber von α in Buchstaben (*sexcenta*) umgesetzt wurde.

30) Franz Stolle, Wo schlug Cäsar den Ariovist? Straßburg 1899, J. H. Ed. Heitz. 42 S. 4. 1,20 ℳ.

Der Verf. sucht in einer mit großer Gründlichkeit geführten Untersuchung nachzuweisen, daß die Schlacht, in der Ariovist von Caesar geschlagen wurde, bei Arcey, etwa 10 Kilometer westlich von Montbéliard, stattgefunden habe. Daß ihm dieser Nachweis, den übrigens schon G. Colomb in der Revue archéologique 1898 versucht hatte, gelungen ist, glaube ich nicht. Ob überhaupt das Schlachtfeld jemals mit Sicherheit nachgewiesen werden wird und nachgewiesen werden kann, ist sehr zweifelhaft: die Angaben, die Caesar macht, sind gar zu dürftig, werden auch gar zu verschieden gedeutet, und außerdem

Digitized by Google

ist die Lesart an der einen von den beiden wichtigsten Stellen ganz unsicher.

Stolle geht mit Recht davon aus, daß die Bestimmung der Lage des von Caesar mehrmals erwähnten großen Lagers (*castra maiora*) von zwei Stellen der Commentarii abhänge: I 41, 4. 5 und I 53, 1. An der ersten Stelle sind wichtig Caesars Angaben: *ut milium amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret* und die Worte *septimo die, cum iter non intermitteret, . . certior factus est Ariovisti copias a nostris milia passuum IIII et XX abesse*; an der zweiten Stelle ist von entscheidender Wichtigkeit, ob die Caesarhandschriften recht haben, die sämtlich *milia passuum ex eo loco circiter V* haben, oder Plutarch, Orosius (und Paulus), die auf *quinquaginta* (statt *quinque*) führen.

Stolle sucht zunächst nachzuweisen, daß *circuitu* (I 41, 4) nicht Umweg in dem Sinne von Mehrweg bedeute, sondern im Gegensatz zu dem geraden Weg einen krummen, ungeraden Weg, und zwar bezeichne das Wort an dieser Stelle den ganzen krummen Weg, den Caesar von Besançon zurückgelegt habe bis zu dem Punkte, wo er, 24 römische Meilen von Ariovist entfernt, sein Hauptlager aufgeschlagen habe. S. 4 sagt der Verf.: „*circuitus* ist kein Mehrweg". Ich weiß nicht, ob dies heißen soll, *circuitus* könne überhaupt nicht „Mehrweg" bedeuten, oder ob es heißen soll, an unserer Stelle bezeichne das Wort nicht „Mehrweg". Haben seine Worte den zuerst angegebenen Sinn, so muß man sagen, an einzelnen Stellen, auch bei Caesar, bedeutet *circuitus* sicher einen „Mehrweg", z. B. B. C. 1, 64, 8 (*milium sex ad iter addito circuitu*); daß das Wort an unserer Stelle nicht einen Mehrweg, sondern einen ungeraden, krummen, sich krümmenden Weg bedeute, wird man ihm zugeben müssen. Nun erhebt sich aber die wichtige Frage, ob dieses Wort an unserer Stelle den ganzen von Caesar bis zur Stelle seines großen Lagers zurückgelegten Weg bezeichnet oder nur einen Teil dieses ganzen Weges.

Um diese Frage zu entscheiden, unterwirft er I 41, 4. 5 einer sehr eingehenden Untersuchung, und er kommt durch Nachsinnen und Grübeln zu einer Erklärung, die von der Ansicht aller bisherigen Erklärer und Übersetzer, ja vielleicht aller Leser Caesars abweicht. Er meint nämlich, die Worte *per Diviciacum* seien nicht mit *itinere exquisito* zu verbinden, sondern mit den folgenden *ut milium amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret*, und gibt deshalb die ganze Stelle in folgender Gestalt: *Eorum satisfactione accepta et itinere exquisito, per Diviciacum quod ex aliis ei maximam fidem habebat ut milium amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret, de quarta vigilia, ut dixerat, profectus est.* Ich glaubte, ehe ich seine nähere Erklärung gelesen hatte, es liege ein Druckfehler vor, und bin auch nach Kenntnisnahme seiner Erklärung und Übersetzung der Ansicht, kein Römer würde auf den Gedanken gekommen sein, Caesars Worte so zu verstehen. *Ut* steht ja bisweilen nicht an der Spitze des Satzes, aber doch nur dann, wenn kein Mißverständnis möglich ist.

Digitized by Google

Die von St. angeführten Stellen sind denn doch ganz anderer Art, auch die von Menge-Preuß in dem Lex. Caesar. angeführten, wie I 43, 3 *ex equis ut colloquerentur et praeter se denos (ut) ad colloquium adducerent postulavit.* Hier konnte bei keinem Leser ein Mißverständnis entstehen; ebensowenig I 13, 1 oder III 21, 3 oder VI 32, 2 oder 40, 2 oder 3, 85, 2 oder 34, 2; noch weniger da, wo e i n Wort dem *ut* vorangeht; auch nicht bei Nepos Milt. 6, 3 und in den von Nipperdey zu dieser Stelle angeführten. I 41, 4 hätte Caesar unzweifelhaft, wenn er den von St. angenommenen Gedanken hätte ausdrücken wollen, die Worte *per Diviciacum* hinter *ut* gestellt. Auch die anderen Gründe, mit denen St. seine Auffassung zu rechtfertigen sucht, sind nicht stichhaltig. Gegen die doch so natürliche und selbstverständliche, ja, wie ich meine, notwendige Verbindung der Worte *per Diviciacum* mit *exquisito* bemerkt er S. 6: „Sollte Cäsar, den Galliern sonst nie recht trauend, vertrauensselig genug gewesen sein, einem Gallier das Aufklären des Weges zu überlassen?" Ich frage dagegen: „Sollte Caesar, der dem Diviciacus danach das Aufklären des Weges nicht überlassen hätte, töricht genug gewesen sein, demselben Diviciacus die F ü h r u n g s e i n e s H e e r e s zu überlassen, ihn als Wegführer zu nehmen, was er nach Stolles Übersetzung getan haben soll?" Außerdem ergibt sich aus nicht wenigen Stellen des B. Gall., daß Caesar gerade dem Diviciacus unbedingt vertraute, z. B. aus I 19, 2. Und woher, könnte man fragen, kannte denn gerade Diviciacus den Weg von Besançon bis zu dem Aufenthaltsorte des Ariovist so genau, daß Caesar ihn als W e g w e i s e r zu nehmen beschloß, noch dazu wenn er ihm so wenig traute? Sollte nicht ein Sequaner aus jener Gegend dazu geeigneter gewesen sein?

Doch diese entschieden unrichtige Verbindung der Worte *per Diviciacum*, überhaupt die ganze Auseinandersetzung über diese Stelle wäre gar nicht nötig gewesen, da sie nichts zur Begründung der Hauptthese des Verf.s beiträgt. Auch der ebenfalls mißlungene Versuch, die handschriftliche Lesart *quod ex a l i i s ei maximam fidem habebat* zu verteidigen, hätte als überflüssig unterbleiben können. Die Änderung des *aliis* in *Gallis* ist notwendig. Wenn ein Mensch einem anderen das größte Vertrauen unter (*ex*) einer bestimmten Menschenklasse schenkt, so muß dieser andere unbedingt zu der betreffenden Menschenklasse gehören. Also wäre es ein verständiger Gedanke, wenn Caesar geschrieben hätte, *ex o m n i b u s ei maximam fidem habebat*, auch *ex G a l l i s* oder *ex b a r b a r i s* — denn zu den *omnes* und zu den *Galli* oder (nach römischer Anschauung) den *barbari* gehörte Diviciacus —; aber *ex aliis* ist unmöglich, geradeso wie *ex Romanis* unmöglich wäre; denn zu den *alii* gehörte er ebensowenig wie zu den *Romani*.

Die Beweisführung für seine Behauptung, *circuitus* bezeichne I 41, 4 den g a n z e n Weg zwischen Besançon und Caesars *castra maiora*, und diese Strecke habe etwas mehr als 50 römische Meilen betragen, ist dem Verf. nicht gelungen; ebensowenig der Beweis dafür, daß die in § 5 folgenden Worte *cum iter non intermitteret* bisher falsch

Digitized by Google

verstanden worden seien. Caesar soll nach St. „nicht den Wegfall der üblichen Rasten und so indirekt die Eile im Marschieren betonen, sondern einfach sagen, daß er vom 1. bis zum 7. Tage marschierte, noch in dieser Zeit (cum iter *non* intermitteret), im letzten Augenblicke dieses Zeitraumes, die Meldung seiner Aufklärer erhielt und dann sofort in die Zeitlage kam, wo er seinen Marsch unterbrach (cum iter intermitteret), natürlich um ein Lager aufzuschlagen". Ja wenn Caesar gar keine Eile hatte, zu Ariovist zu kommen, warum versagte er dann seinen Soldaten die nach drei Marschtagen üblichen Rasttage? Wendungen mit *non intermittere* deuten stets Eile, Eifer und Geschäftigkeit an und so sicher auch hier.

Wenn die Strecke von Besançon bis zu der Stelle, wo Caesars großes Lager stand, nur wenig mehr als 50 römische Meilen betragen hätte, würden die Soldaten täglich, da sie diese Strecke in (höchstens) 7 Tagen zurücklegten, täglich nur ungefähr 8 Meilen = 12 Kilometer zurückgelegt haben. Nun kann man allerdings aus einigen Stellen, die der Verf. anführt, folgern, daß der römische Soldat im feindlichen Lande öfter nur so kurze Strecken und so kurze Zeit marschiert sei. Andere Stellen aber weisen auf bedeutend längere Märsche hin, und auf dem Zuge gegen Ariovist legten Caesars Truppen, da sie sicher in Eilmärschen vorgingen, ohne Zweifel viel größere Strecken täglich zurück.

Dies spricht gegen die Ansicht, das Schlachtfeld sei bei Arcey, 20 Kilometer südwestlich von Belfort, zu suchen. Dagegen spricht aber auch die Tatsache, daß dort eine *planities magna et in ea tumulus terrenus satis grandis* überhaupt nicht zu finden ist. Der Verf. macht auch gar keinen Versuch, die Lage dieses *tumulus* näher zu bestimmen oder die Stelle genauer anzugeben, wo Ariovist sein erstes Lager aufschlug, wo das zweite Lager stand, wo Caesars kleineres Lager zu suchen ist, wie Ariovist seinen Flankenmarsch ausführte, ob irgendwelche Spuren von den römischen Lagern zu finden sind und irgendwelche Dinge, die mit einiger Sicherheit auf einen so hartnäckigen Kampf hinweisen, wie er zwischen Römern und Germanen stattgefunden hat.

Schon mehrmals wurde darauf hingewiesen, daß St. in Caesars Worten etwas anderes findet als die meisten oder alle bisherigen Erklärer und Übersetzer. Diese Neigung zu grübeln und zu tüfteln zeigt sich noch an verschiedenen Stellen der Abhandlung. Z. B. behauptet er, die Worte im Anfang des 43. Kapitels *hic locus* und *eo* (*planities erat magna et in ea tumulus terrenus satis grandis. h i c l o c u s aequum fere spatium a castris Ariovisti et Caesaris aberat. e o , ut erat dictum, ad colloquium venerunt*) bezögen sich nicht auf *tumulus terrenus*, sondern auf *planities magna* und *tumulus terrenus* gleichzeitig. Ebenso soll *eorum* c. 37, 2 (*veniebant Haedui questum, quod Harudes, qui nuper in Galliam transportati essent, fines e o r u m popularentur*) nicht, wie man gewöhnlich annimmt, = Haeduorum sein, sondern = Gallorum. Ferner meint er, die Worte *a suis finibus* (c. 38, 1) gingen auf das Sueben-

Digitized by Google

reich jenseits des Rheines und nicht auf das von den Sequanern dem Ariovist abgetretene Gebiet, seien also = a Rheno. Auch das wäre, wenn die Worte echt wären, sehr unwahrscheinlich. — Daß die Rauraker Untertanen oder Klienten der Sequaner gewesen, wie St. meint, ist ganz unwahrscheinlich. Wären sie das gewesen, so würden die Sequaner ihre Auswanderung mit den Helvetiern verhindert haben, wenn diese ihre Untertanen gegen ihren Willen hätten wegziehen wollen; und wenn sie mit Zustimmung der Sequaner ausgewandert wären, hätte es nicht so umständlicher Verhandlungen der Helvetier mit den Sequanern durch Vermittelung des Dumnorix bedurft. Auch verschiedene andere Gründe sprechen gegen die Annahme, daß die Rauraker Untertanen der Sequaner gewesen seien.

Aus der zweiten Hauptstelle, die St. heranzieht, um die Lage des Schlachtfeldes zu bestimmen, läßt sich auch kein sicherer Schluß ziehen. Es ist berechtigt, wenn St. mit anderen aus Caesars Worten *nec prius fugere destiterunt, quam ad flumen Rhenum milia passuum ex eo loco circiter * pervenerunt* den Schluß zieht, die Germanen könnten danach unmöglich nur einen Spaziergang von 1½ Stunden bis zum Rhein zu machen gehabt haben; aber der Schluß: folglich ist mit Orosius und anderen L = quinquaginta zu lesen, ist darum nicht notwendig richtig. Gegen *quinquaginta* spricht der Umstand, daß weder die Germanen ohne Unterbrechung 75 Kilometer weit fliehen noch die Römer ohne Unterbrechung sie so weit verfolgen konnten, noch dazu nach einem so hitzigen Kampfe. Noch weniger ist es glaublich, daß einige Germanen dann noch die Kraft gehabt haben sollten, den Rhein zu durchschwimmen. Es ist daher möglich, daß ursprünglich eine andere Zahl von Caesar geschrieben ist, z. B. XV, wie Rice Holmes vermutet. Verschiedene Möglichkeiten sind denkbar, wie der Irrtum entstanden ist, z. B. Beschädigung oder Unleserlichkeit des Originals oder ein Hörfehler, als der Text zum Zweck buchhändlerischer Vervielfältigung diktiert wurde.

Aus dem Gesagten ergibt sich m. E., daß die Wahrscheinlichkeit der Ansetzung des Schlachtfeldes bei Arcey sehr gering ist.

Kurz vor dem Erscheinen der soeben besprochenen Abhandlung Stolles erschien in der Revue archéologique 1898 ein Aufsatz von Colomb, der zu einem ähnlichen Ergebnis kam, wie Stolle. Es ist mir noch nicht möglich gewesen, den Aufsatz zu Gesicht zu bekommen, und ich kann nur verweisen auf die Beurteilung, die Rice Holmes in der zweiten Auflage seines Werkes Caesar's Conquest of Gaul S. 643 ff. gibt.

An einer ganz anderen Stelle sucht C. Winkler, Der Cäsar-Ariovistsche Kampfplatz, Colmar 1898, das Schlachtfeld, nämlich noch etwas weiter nördlich als Stoffel. Genaueres kann ich darüber nicht mitteilen, da mir die Schrift von dem Verleger nicht zugegangen ist und auch der Versuch, sie durch den Buchhandel zu bekommen, mißlungen ist; ich erhielt den Bescheid, sie sei vergriffen.

Digitized by Google

31) Hermann Sieglerschmidt, Die Schlacht bei Paris. Militär-Wochenblatt 1904, Nr. 20, Sp. 494—504.
32) Hermann Sieglerschmidt, La Bataille de Paris en l'an 52 avant notre ère. Revue archéologique, Paris 1905, II S. 257—271.

H. Sieglerschmidt, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt in Gr.-Lichterfelde, sucht in diesen beiden Aufsätzen, von denen der zweite eine (allerdings mehrfach veränderte, teilweise vermehrte und verbesserte) Übersetzung des ersten ist, nachzuweisen, daß die Schlacht zwischen Labienus und Camulogenus nicht, wie man bisher gewöhnlich annahm, bei Issy, sondern zwischen Courbevoie, Neuilly gegenüber, und dem Mont Valérien stattgefunden habe, daß das Lager des Labienus und des Camulogenus nicht durch die Seine-Insel (die Cité von Paris) voneinander getrennt gewesen seien, sondern das des Labienus bei Boulogne-sur-Seine, das des Camulogenus südlich von St. Cloud zu suchen sei, und daß das von Caesar c. 61, 5 erwähnte Metiosedum nicht Melun sei, sondern Meudon südwestlich von Issy. Nebenbei sucht er noch nachzuweisen, daß Labienus nicht mit drei Legionen gegen Camulogenus gekämpft habe, sondern nur mit zweien.

Zur Begründung seiner Ansicht macht er geltend, Lutecia sei von den Galliern niedergebrannt worden, sei also unbewohnbar und wertlos geworden. Ferner komme man, wenn man von der Westspitze der Cité-Insel die Seine vier römische Meilen (6 km) stromabwärts gehe, nicht einmal bis zum Bahnhof Point du Jour (bis Issy seien es sogar 8km),| und dann komme man mit der Angabe Caesars, *parva manu Metiosedum versus missa* in Verlegenheit, namentlich müßte man annehmen, daß sich Camulogenus um die stromaufwärts ziehende römische Abteilung gar nicht gekümmert habe.

Die Schwierigkeiten, die der Verf. findet, hat er sich selbst geschaffen dadurch, daß er das c. 61, 5 in den Hss. stehende Metiosedum für das bei Paris (Issy) liegende Meudon erklärt und nicht, wie die meisten Erklärer, für Melun. Stünde es fest, daß Metiosedum Meudon wäre, dann wären seine sonstigen Annahmen annehmbar. Aber das c. 61, 5 vorkommende Metiosedum ist sicher derselbe Ort, der an den drei vorhergehenden Stellen (58, 2 und 6 und 60, 1) in den Hss. teils Mellodunum, teils Metiosedum heißt. An diesen Stellen ist auch Sieglerschmidt der Ansicht, daß Melun gemeint sei. Nach dem Zeugnis der Hss. würde man, wenn dieses allein ausschlaggebend wäre, an der ersten von diesen Stellen Mellodunum, an der dritten und vierten Metiosedum schreiben müssen, an der zweiten hätte man die Wahl zwischen diesen beiden Lesarten.

Wäre an der vierten Stelle eine andere Stadt gemeint, als an den drei vorhergehenden, so hätte Caesar ganz gewiß bei der Erwähnung einen ähnlichen Zusatz gemacht, wie er es kurz vorher bei der ersten Erwähnung von Paris (Lutecia) und Melun getan hatte (c. 57, 1 und 58, 3). Denn er gibt stets bei der ersten Erwähnung selbst bedeutender

Digitized by Google

gallischer Städte eine Bemerkung über die Lage, mindestens eine Angabe, zu welcher civitas der genannte Ort gehörte. Außerdem ist es sehr wahrscheinlich, daß in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt der Parisier schon damals an der Stelle des ganz unbedeutenden Meudon ein oppidum gelegen haben sollte. Auch ist es fraglich, ob aus Metiosedum im Lauf der Zeit Meudon geworden wäre. Der Verf. hatte also wirklich keine Berechtigung, in so hochfahrender, ja fast höhnischer Weise über die zu sprechen, die anderer Ansicht sind als er, und die an allen vier Stellen dieselbe Namensform herstellen, mag dies nun Mellodunum oder Metiosedum oder Meclodunum oder eine andere Form sein. Auch Mommsen schrieb 1894 (JB. S. 209): „Meines Erachtens kann weder bestritten werden, daß an diesen vier Stellen dieselbe Ortschaft gemeint, noch daß diese Ortschaft das heutige Melun ist". Diese Neigung des Verf.s, über andere Ansichten schroff abzuurteilen, tritt wiederholt in der deutsch geschriebenen Abhandlung hervor (in der französischen tritt S. bescheidener auf). Das ist um so bedauerlicher, als er regelmäßig im Unrecht ist oder wenigstens seine Ansicht sehr, sehr unwahrscheinlich ist. So sagt er über eine für seinen Zweck ganz gleichgültige Lesart (c. 58, 6 in ripa oder in ripis): „Daß man an diesem *in ripis* Anstoß genommen, ... ist schier unglaublich. Hat man doch daraus sogar folgern wollen, das gallische Lager habe sich auf beiden Ufern befunden, und andererseits findet sich in Caesar-Ausgaben die geistvolle „Verbesserung" *in ripa*!" Nun findet sich aber sein *in ripis*, das er offenbar für die Lesart aller Hss. hält, in keiner einzigen Hs., sondern ist eine Konjektur des Aldus. Die Hss. haben *ad ripas* (α) oder *in ripas* (Sβ). Das letztere ist unmöglich, das erstere sehr unwahrscheinlich. *In ripa* hat wenigstens eine beachtenswerte Hs., und es ist, wie ich in den JB. 1894 S. 256 f. nachgewiesen habe, ziemlich sicher, daß Caesar *in ripa* wirklich geschrieben hat! — Ebenso spottet er über die, die, wie v. Göler, c. 61, 4 die Worte *atque omnes perturbatos defectione Haeduorum fugam parare* für eine Interpolation halten. „Diese Cäsar-Verbesserer und großen Strategen!" ruft er aus. Nun, ich glaube fast, daß der Generalmajor v. Göler von Strategie wenigstens ebensoviel verstanden hat wie Professor Sieglerschmidt. Ich glaube auch heute noch, daß v. Göler mit der Streichung jener Worte im Rechte ist. „Als wenn man die Flucht aus feindlichem Lande nicht auch dadurch vorbereiten könnte, daß man sich zunächst den in der Nähe befindlichen und demgemäß lästigsten Gegner vom Halse schafft!" sagt der Verf. zur Begründung seines spottenden Ausrufs. Gewiß kann man das. Aber darauf kommt es hier nicht an, sondern darauf, ob der Feind glauben wird, daß sein Gegner, wenn er diesen auf sich losgehn sieht, voller Angst und Bestürzung die Flucht ergreifen wolle. Denn es heißt bei Caesar: *quod existimabant... omnes perturbatos.. fugam parare*. Ja, wenn die Römer damals auf dem rechten Seine-Ufer schleunigst nach Süden oder Südosten zu aufgebrochen wären, hätten die Gallier

Digitized by Google

wohl glauben können, sie wollten die Flucht ergreifen; aber da jene gerade auf sie zukamen, konnten Camulogenus und seine Leute schwerlich auf den Gedanken kommen, die Römer wollten vor ihnen fliehen.

Doch zurück zu der Hauptsache! Die gewöhnliche Annahme, die Römer hätten auf dem rechten Ufer der Seine, die Gallier auf dem linken ihr Lager gehabt so, daß das niedergebrannte Lutecia auf der Seine-Insel gerade zwischen ihnen gewesen sei, nennt S. eine „auf leichtfertiger Auffassung des *e regione Luteciae contra Labieni castra* ... fußende Meinung". Rice Holmes hat in der zweiten Auflage seines Buches „Caesar's Conquest of Gaul" S. 779 f. nachgewiesen, daß diese Meinung die richtige ist, und ich füge hinzu, daß sie die natürliche ist und daß die Erklärung Sieglerschmidts, nach der das Lager des Labienus gerade zwischen Lutecia und dem Lager der Gallier zu suchen sei, gekünstelt und unnatürlich ist. Sieglerschmidt selbst muß wohl jene „auf leichtfertiger Auffassung fußende Meinung" als die natürliche und nächstliegende empfunden haben, denn er sagt nach Darlegung der durch ihn selbst geschaffenen Schwierigkeiten: „Wäre es nicht richtiger gewesen, zunächst noch einmal nachzuforschen, ob *e regione castra* nicht eine andere Bedeutung haben könne als die zunächst gefundene?"

Auf die Bemerkung unseres Verf.s: „Man beachte, daß der angeblich mit drei Legionen herübergekommene Labienus die Schlacht nur mit zwei Legionen schlägt. Où est ensuite cette troisième légion?" antwortet Holmes treffend: „In the centre, Dr. Sieglerschmidt". Ich glaube, die meisten Leser werden auf diese Frage die gleiche Antwort gegeben haben. Daraus, daß Caesar nur von zwei Legionen etwas berichtet, folgt doch wahrlich nicht, daß nur diese beiden wirklich am Kampfe teilgenommen haben. Caesar nennt in seinen Schlachtberichten regelmäßig nur diejenigen Legionen namentlich, von denen etwas Besonderes zu berichten war. Im Zentrum schlug sich die dort stehende Legion, so gut es ging; sie hielt jedenfalls dem Angriff der Gegner einigermaßen stand, erzielte aber keine besonderen Erfolge; also hatte Caesar (Labienus) nichts Besonderes von ihr zu berichten. Es wird also bei der handschriftlichen Überlieferung, die c. 60, 4 den Labienus „*cum tribus legionibus*" über die Seine gehen läßt, sein Bewenden haben müssen.

Zu seiner von der bisherigen abweichenden Ansicht scheint S. gekommen zu sein durch zwei Irrtümer: 1. durch die Meinung, Metiosedum sei an der letzten Stelle ein anderer Ort, als an den drei vorhergehenden, und 2. durch die Ansicht, *Metiosedum versus* bedeute „nach Metiosedum" oder „bis nach M.". Es kann aber diese Bedeutung niemals in diesen Worten liegen, sondern sie bedeuten nur „in der Richtung auf M. zu". Caesar (oder Labienus) hat diese Wendung nur gebraucht, um das vorhergehende *adverso flumine* nicht zu wiederholen. Und ist, was man als ganz sicher bezeichnen darf, an allen vier Stellen Melun gemeint, so liegt nicht der geringste Grund vor, das Lager des Labienus und des Camulogenus an eine

Digitized by Google

andere Stelle zu verlegen, als man bisher tat, d. h. der Seine-Insel gegenüber, höchstens vielleicht der Westspitze der Insel gegenüber. Hätte S. mit seiner Annahme recht, daß Metiosedum an der vierten Stelle, wo alle Hss. auf die Form Metiosedum oder auf eine ganz ähnliche führen, Meudon bei Paris bezeichne, dann wäre allerdings seine Verlegung der beiden Lager nach St. Cloud und Boulogne berechtigt: aber er hat sicher nicht recht. Will er sich nur auf die handschriftliche Überlieferung stützen, so muß er unbedingt auch an der dritten Stelle Metiosedum lesen und darin sein Meudon sehen, und umgekehrt, wenn er in dem Metiosedum dieser dritten Stelle (c. 60, 1) Melun findet, muß er auch an der vierten Stelle in Metiosedum Melun sehen. Ob Caesar die Stadt Melun Mellodunum oder Meclodunum oder Metiosedum oder noch anders genannt hat, können wir mit unseren jetzigen Mitteln nicht mit Sicherheit entscheiden; sicher aber ist, daß er an allen vier Stellen dieselbe Namensform gebraucht hat. Sicher ist ebenso, daß in dem Archetypus unserer Hss. über die eine Namensform (sagen wir einmal Metiosedum) eine andere Form (etwa Meclodunum) übergeschrieben war, und daß die Verwirrung dadurch in unsere Hss. gekommen ist. Daß für eine Stadt mehrere Namen vorkamen, ist nichts Auffälliges. Man denke an Epidamnus und Dyrrachium, Maleventum und Beneventum und andere Fälle aus alter Zeit. Auch aus der neueren und neuesten Zeit lassen sich verschiedene Beispiele anführen, z. B. Lietzenburg und Charlottenburg, Rixdorf und Neukölln. Die älteren Leute gebrauchen dann den ihnen von Jugend auf geläufigen älteren Namen, die jüngeren den neueren. So konnte auch das gallische oppidum auf der Seine-Insel von manchen Meclo(oder Metlo oder Metio)sedum, Sitz des Meclos (Metlos, Metios), von anderen Meclo(Metlo, Metio)dunum, Festung des Meclos genannt werden. Nach den von Mommsen (JB. 1894 S. 209 f.) und von A. Holder (Altceltischer Sprachschatz II S. 491) beigebrachten Stellen und den Münzen hieß die Stadt in späterer Zeit Meclodunum, Mecledunum, -donum oder Mecledum, Mecledo; es ist also sehr wohl möglich, daß Meclosedum der ältere Name der Stadt war, daß sie später stärker befestigt und Meclodunum genannt wurde, und daß ein alter Abschreiber der Commentarii den zu seiner Zeit üblichen Namen der Stadt über Meclosedum, das er in seiner Vorlage vorfand, überschrieb, und daß so die verschiedene Schreibung in den verschiedenen Hss. entstanden ist.

Die Ansichten Sieglerschmidts sind also, von welcher Seite man auch die Sache betrachten mag, mindestens als ganz unwahrscheinlich zu bezeichnen.

33) Julius Lange, Alesia. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kön. Gymnasiums zu Culm. Ostern 1909.) Danzig 1909. 30 S. 4.

Der Verf., der sich schon vielfach um Caesar verdient gemacht hat, hat im Juli 1908 auf einer Reise Alise-Sainte-Reine besucht und

Digitized by Google

schildert hier in anziehender Weise die Eindrücke, die er durch die eigene Anschauung gewonnen hat. Sein Zweck bei dieser Reise war zugleich der, sich zu überzeugen, daß die Versuche, die auch in neuester Zeit noch gemacht worden sind, Alesia an anderen Orten zu suchen, vergeblich sind.

In dem ersten Teil seiner Abhandlung gibt Lange eine Darstellung der Vorgänge des Jahres 52 v. Chr. im Anschluß an Caesar. Bei dieser Gelegenheit kommt er auf einige Stellen zu sprechen, die nach seiner Ansicht gewöhnlich unrichtig erklärt werden oder in denen einzelne Worte falsch bezogen werden, wie VII 11, 4 *tum primum*, 77, 15 *fama*, 82, 3 *priores fossas*), entscheidet sich 84, 4 für die Lesart von *a in aliena vident salute constare*. Dann kommt er auf die alte Streitfrage, ob Alesia wirklich auf dem Plateau bei Alise-Sainte-Reine zu suchen sei. Kurz erledigt er die Ansprüche von Alaise in der Franche-Comté und anderer Orte, die mit Recht schon längst abgetan sind, gibt an, was für Alise-Sainte-Reine spricht und geht dann genauer auf die Ansprüche von Izernore im Département Ain ein, für das früher Maissiat, in neuester Zeit (1906) Alexandre Bérard mit größter Entschiedenheit eingetreten sind. Lange prüft die einzelnen Gründe, die zur Verteidigung dieser Ansicht vorgebracht werden, weist nach, daß sie nicht stichhaltig sind und zeigt weiter, daß die Verlegung von Alesia nach Izernore mit Caesars Darstellung sich nicht vereinigen läßt. Schließlich zieht der Verf. auch noch die Etymologie und die Legende heran, um der richtigen Ansicht über die Lage von Alesia noch neue Stützen zu geben. Ob auch das hebräische אֵל (das L. *ael* liest), mit Recht herangezogen wird, erscheint mir zweifelhaft.

Im Anschluß an diese Darlegungen spricht L. auch über die Gegend, in der das bekannte Reitergefecht, das vor der Einschließung von Alesia stattfand, geliefert sein mag. Mit Recht verwirft er Napoleons Ansicht, daß es an der Vingeanne stattgefunden habe. Hierbei geht er genauer auf die Bedeutung von *altero die* ein und zeigt, daß diese Worte bedeuten am folgenden Tage. Er selbst meint, daß diese Reiterschlacht an der Brenne, unweit ihrer Einmündung in den Armançon geschlagen worden sei. Ob sich diese Ansicht halten läßt, erscheint mir zweifelhaft. Jedenfalls müßte erst nachgewiesen werden, daß diese Gegend zum Lingonenlande gehörte, daß dort eine Straße war, die vom Lingonengebiet in das der Sequaner führte, und daß dort eine Ebene ist, in der eine so große Reiterschlacht geschlagen werden konnte. Nach der mir vorliegenden Karte scheint das nicht der Fall zu sein.

In einer Art Anhang äußert sich der Verf. noch über die Schicksale der Stadt Alesia in der Folgezeit und zuletzt über die planmäßige Erforschung des alten Alesia durch die Société des Sciences historiques et naturelles und die seit 1906 monatlich erscheinende sehr empfehlenswerte Revue Pro Alesia.

Digitized by Google

Die Schlacht bei Pharsalus.

34) Johannes Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Zweiter Band. Die hellenistisch-römische Periode: Von Kynoskephalae bis Pharsalos. Mit 12 lithographischen Karten, 11 Beikarten, 2 Skizzen im Text und einer Tafel in Lichtdruck. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 452 S. 8. 18 ℳ.

35) T. Rice Holmes, The Battle-field of Old-Pharsalus. The Classical Quarterly Vol. II Nr. 4, October 1908. S. 271—292.

Von Kromayers Antiken Schlachtfeldern Bd. II kommt hier nur der letzte Abschnitt (S. 399—443) in Betracht, der die Schlacht bei Pharsalus behandelt. Kromayer bespricht zuerst (S. 401—416) „Die militärische Lage und die modernen Hypothesen über das Schlachtfeld“; dann (S. 416—425) „Schlachtfeld und Schlacht“. In einer „Beilage“ spricht er (S. 426—443) über „Heeresstärken“.

In dem ersten Abschnitt schildert K. nach einigen einleitenden Bemerkungen die Ebene von Pharsalus, genauer die drei Bäche (Flüsse) dieser Ebene, und meint dann, daß der von mehreren alten Schriftstellern bei Gelegenheit der Schlacht von Pharsalus erwähnte Enipeus nur der kleine Tschinarli sein könne. Dann äußert er sich über die Ansichten der Neueren über das Schlachtfeld, d. h. über die des englischen Obersten Leake, v. Gölers, Mommsens, Heuzeys und Stoffels, und macht gegen alle diese die Gründe geltend, die ihm gegen die Richtigkeit der von diesen Forschern aufgestellten Ansichten zu sprechen scheinen.

In dem zweiten Abschnitt sucht er seine eigene Ansicht, die in einzelnen Punkten mit der der früheren Forscher übereinstimmt, in anderen von diesen abweicht, zu begründen. Er nimmt mit Leake an, Pompejus habe sein Lager auf den Krindirhöhen aufgeschlagen, mit Heuzey und Stoffel, die Kapitulation der Pompejaner sei auf dem Karadscha Achmed erfolgt; abweichend von allen sucht er zu beweisen, der von Caesar erwähnte *mons sine aqua* sei eine 384 m hohe Anhöhe südöstlich von Krindir, östlich von den Surlahöhen, gewesen, und der Rückzug der Pompejaner von diesem Berge sei zuerst in südlicher, dann in südöstlicher und östlicher, dann in nordöstlicher Richtung nach dem Karadscha Achmed erfolgt. Man wird zugeben müssen, daß, wenn die Schlacht wirklich im Süden vom Enipeus stattgefunden hat, was Kromayer für sicher hält, seine Annahmen unbedingt den Vorzug vor denen seiner Vorgänger verdienen.

Die angefügte Abhandlung über „Heeresstärken“ wendet sich gegen H. Delbrück und weist nach, daß Caesars Angaben wohl richtig sein dürften.

Ich habe in meiner 1906 erschienenen Bearbeitung der Kraner-Hofmannschen Ausgabe des B. Civ. mich an Stoffel angeschlossen — Kromayers zweiter Band lag damals noch nicht vor —, habe aber nicht

Digitized by Google

verhehlt, daß ich von der Richtigkeit der Ansichten Stoffels nicht durchweg überzeugt sei. Erwähnt habe ich allerdings von meinen Bedenken nur eins, nämlich daß Caesar den Enipeus c. 88, 5 als *rivus quidam* bezeichnet haben sollte und c. 97, 4 als *flumen*, ohne die geringste Andeutung, daß dieser Fluß derselbe sei, den er schon erwähnt hatte. Ich halte es zwar für möglich, daß ein und derselbe Bach einmal *rivus* und ein andermal *flumen* genannt wird, geradeso wie dieselbe Anhöhe gelegentlich als *collis* und dann wieder als *mons* bezeichnet wird oder wie ein und dieselbe Stadt einmal *oppidum* und ein andermal *urbs* heißt. Aber ich halte es für undenkbar, daß Caesar den Enipeus an einer Stelle, wo sein Flußbett 50—70 m breit ist, als *rivus* bezeichnet haben sollte, und an einer anderen Stelle, wo er, durch Felsen eingeengt, jedenfalls wesentlich schmaler ist, als *flumen* und ohne eine Andeutung, daß er von demselben Gewässer spreche, das er schon erwähnt hatte. Ich meine, jeder Leser wird nach seiner Darstellung zu der Ansicht kommen, daß mit *flumen* ein anderer Bach oder Fluß gemeint sei als vorher mit *rivus*. Ja wenn Caesar auf einem anderen Wege, als Stoffel annimmt, an eine Stelle des Enipeus gekommen wäre, wo dieser Fluß nach Norden fließt, also z. B. von Pharsalus aus quer über die Hochebene von Rhizi und die von Tschaterli, dann hätte er selbst glauben können, der nach Norden fließende Fluß sei ein anderer als der in der Ebene von Pharsalus nach Westen fließende; aber da er nach Stoffels Annahme am Enipeus entlang marschierte, ja den Fluß sogar zweimal überschritt, wußte er bestimmt, daß der Fluß beim Karadscha Achmed derselbe war wie der, an dessen (linkem) Ufer die Schlacht stattgefunden hatte, und konnte unmöglich so von ihm sprechen, daß jeder Leser glauben mußte, der jetzt erwähnte Fluß sei ein ganz anderer als der vorher erwähnte rivus.

Doch noch andere Bedenken stiegen jedesmal bei dem Lesen von Caesars Bericht über die Schlacht in mir auf, die ich in meiner Ausgabe absichtlich nicht erwähnt habe. Ich sagte mir jedesmal, warum hat denn Caesar, der einige Tage vor Pompejus in die Ebene von Pharsalus gekommen war, seinen Gegner nicht angegriffen, als dieser den Enipeus zu überschreiten suchte? Da dieser Fluß so außerordentlich steile und so hohe (6 m, also gegen 20 Fuß hohe) Uferwände hat, wäre es doch ein Leichtes gewesen, Pompejus bei diesem tollkühnen Versuch eine empfindliche Niederlage beizubringen. Ich sagte mir ferner, wenn Caesar, wie Plutarch berichtet, wirklich an dem Morgen der Schlacht die Absicht hatte, nach Skotussa zu ziehen, mußte er da nicht befürchten, von dem in solcher Nähe befindlichen Heere des Pompejus während des Überganges über den Fluß angegriffen zu werden und einen beträchtlichen Teil seiner Truppen einzubüßen? Dasselbe Bedenken drängte sich mir auf bei c. 97, 3, wo es heißt, daß die Pompejaner *iugis eius montis Larisam versus se recipere coeperunt.* Wenn die Pompejaner vom Karadscha Achmed nach Larissa kommen wollten, mußten sie ja doch auch erst den so schwer zu passierenden Enipeus überschreiten, und das wäre

Digitized by Google

bei solcher Nähe des Feindes sicher unmöglich gewesen. Ich habe damals diese Bedenken, die sich mir immer wieder aufdrängten, nicht ausgesprochen, weil ich meinte, wenn ein so scharfsinniger und so sachverständiger Militär wie Stoffel, der an Ort und Stelle alles genau geprüft hat, ein Überschreiten des Flusses unter den angegebenen Umständen für möglich hält, muß es doch wohl möglich gewesen sein. Vielleicht, dachte ich, sind die Uferränder des Flusses an manchen Stellen nicht so hoch und so steil, wie man nach der Beschreibung Heuzeys und Stoffels annehmen muß. Jetzt aber, nach dem Lesen der Abhandlung des scharfsinnigen Holmes, bin ich überzeugt, daß meine damaligen Bedenken durchaus berechtigt waren, und ich bin weiter überzeugt, daß die Schlacht gar nicht an dem linken (südlichen) Ufer des Enipeus geschlagen sein kann, sondern daß das Schlachtfeld nördlich von diesem Flusse zu suchen ist.

Rice Holmes gibt in seiner Abhandlung zunächst eine kurze Übersicht über die Versuche, die gemacht worden sind, die Lage des Schlachtfeldes zu bestimmen. Dann betont er, nach Zusammenstellung der Tatsachen, die Caesar erwähnt, daß die Schlacht nach Angabe aller beachtenswerten und vertrauenswürdigen Quellen bei Alt-Pharsalus, Palae(o)pharsalus, geschlagen worden ist. Das ergibt sich mit vollster Sicherheit aus dem übereinstimmenden Zeugnis des Verfassers des Bellum Alexandrinum und des hier von Holmes übersehenen Strabo (XVII 1, 11 S. 796), ferner aus Frontin, Orosius und Eutrop; und wie der Verfasser des Bell. Alexandrinum (Hirtius?), der bestimmt von Alt-Pharsalus spricht (*Palaepharsali rem feliciter gerebat*), doch an einer anderen Stelle einfach von dem *proelium Pharsalicum* spricht, so können auch andere Schriftsteller, die einfach die Schlacht bei „Pharsalus" stattfinden lassen, Alt-Pharsalus gemeint haben. Leider weiß man nicht, wo Alt-Pharsalus gelegen war. Aber unmöglich kann es da, wo Leake und Kromayer es suchen, etwa eine Viertelstunde von Neu-Pharsalus, dem jetzigen Fersala, gelegen haben; denn dann wäre kein Schriftsteller auf den Gedanken gekommen zu betonen, daß die Schlacht bei Alt-Pharsalus geschlagen sei. Doch Perrin hat (American Journal of Philology 1885 S. 178 f.) es sehr wahrscheinlich gemacht, daß dieses Alt-Pharsalus nördlich vom Enipeus lag. Strabo nämlich sagt (IX 5, 6): *ἐν δὲ τῇ χώρᾳ ταύτῃ καὶ τὸ Θετίδειόν ἐστι πλησίον τῶν Φαρσάλων ἀμφοῖν τῆς τε παλαιᾶς καὶ τῆς νέας.* Nun ergibt sich aber aus Polybius (XVIII 3 (20), 1—6), daß das Thetidium in der Gegend der Kynoskephalai, also nördlich vom Enipeus, lag, also lag jedenfalls Alt-Pharsalus etwas nördlich von diesem Thetisheiligtum.

Nach dieser Erörterung über Alt-Pharsalus sucht Holmes durch allgemeine Erwägungen (ohne Berücksichtigung besonderer topographischer Fragen) zu erweisen, daß die Schlacht nördlich vom Enipeus stattgefunden haben muß. Das Schlachtfeld im Süden dieses Flusses zu suchen ist man nur durch Appian veranlaßt worden, der aber ein sehr unzuverlässiger Herr ist. Auf die Lage des Schlacht-

Digitized by Google

feldes nördlich vom Enipeus weist die Angabe Caesars (c. 96, 3), daß Pompejus *decumana porta se ex castris eiecit protinusque equo citato Larisam contendit.* Danach darf man annehmen, daß die *porta decumana* seines Lagers die nach Larissa zu gelegene war, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß bei der Nähe von Caesars Reiterei Pompejus entkommen wäre, wenn er erst das steile linke Ufer des Flusses hätte hinabsprengen, durch das Wasser des Enipeus hindurchreiten und dann das steile, 20 Fuß hohe rechte Ufer wieder hätte erklimmen müssen. — Über Caesars Absicht, nach Skotussa zu ziehen, die tollkühn, ja wahnsinnig gewesen wäre, wenn er mit seinem ganzen Troß unter den Augen der Feinde den Fluß mit seinen 20 Fuß hohen Uferwänden hätte überschreiten wollen, ist schon oben gesprochen, ebenso über die beabsichtigte Flucht der Pompejaner nach Larissa.

Ferner weist Holmes mit Recht darauf hin, daß schon von anderer Seite bemerkt worden ist, Caesar würde die Überschreitung des Enipeus durch Pompejus gewiß erwähnt haben.

Mit Recht bemerkt ferner der Verf. der in Rede stehenden Abhandlung, daß Caesar alle bekannteren Flüsse und Nebenflüsse regelmäßig mit ihrem Namen nennt, und zählt die 23 Flüsse auf, die er nennt. Er hebt hervor, daß er nur ganz unbedeutende Bäche oder solche, die er nicht selbst gesehen hatte, allgemein als *flumen* bezeichnet, und daß er keinen Fluß von nennenswerter Größe jemals *rivus* genannt habe. Wenn also Pompejus' linker Flügel an den 50—70 m breiten, durchaus nicht unbekannten Enipeus gelehnt gewesen wäre, würde er sicherlich diese Tatsache erwähnt haben. Gegen die Bemerkung, der Enipeus könne gewöhnlich als *flumen* bezeichnet werden, aber am Tage der Schlacht von Pharsalus (im Juni) habe er, wie in dieser Zeit die meisten Flüsse Griechenlands, ganz wenig Wasser gehabt und sei deshalb mit Recht als *rivus* bezeichnet worden, er sei also manchmal ein *flumen*, manchmal ein *rivus*, macht er die treffende Bemerkung: „Gewiß, aber nicht an demselben Tage". Wenn Frontin behauptet, Pompejus habe seine rechte Flanke an den Enipeus gelehnt, so beweist das nichts oder doch nicht viel gegenüber der Tatsache, daß Caesar den Enipeus nicht erwähnt. Aber selbst wenn Caesars *rivus* und der Enipeus derselbe Fluß wären, könne doch die Schlacht nördlich vom Enipeus stattgefunden haben. Er hätte noch hinzufügen können, daß Frontin an der Stelle, wo er von der Schlacht bei Pharsalus spricht, noch andere offenbare Fehler macht, und daß es durchaus unwahrscheinlich sei, daß der Enipeus am Tage der Schlacht wegen seiner Wassermenge und wegen der von ihm verursachten Überschwemmung unpassierbar gewesen sei. Denn der Enipeus hat im Sommer in der Zeit, in der die Schlacht stattgefunden hat, gewöhnlich sehr wenig Wasser, und Gewitterregen sind in dieser Zeit, wenn auch nicht ganz ausgeschlossen, so doch sehr selten. Nehmen wir nun auch an, daß unmittelbar vor der Schlacht ein ganz gewaltiger Regenguß, ein Wolkenbruch, niedergegangen sei, so ist es doch ganz unwahrscheinlich, daß das 50—70 m breite und 6 m tiefe Flußbett

Digitized by Google

nicht nur vollständig ausgefüllt wurde, sondern daß das Wasser sogar noch über die Ufer trat und die ganze Gegend überschwemmte. Auch würde Caesar und die meisten alten Schriftsteller, die von der Schlacht bei Pharsalus sprechen, diese Tatsache der Überschwemmung höchstwahrscheinlich erwähnt haben.

Aus den bisher angeführten Gründen ergibt sich schon, daß die Ansichten der meisten Neueren, die das Schlachtfeld südlich vom Enipeus ansetzen, unhaltbar sind. Trotzdem prüft Holmes noch die Ansichten Leakes, Mommsens, Heuzeys, Stoffels und Kromayers im einzelnen und weist nach, daß auch noch andere Gründe gegen jede einzelne dieser Annahmen sprechen. Gegen Stoffel macht er im besonderen geltend, daß dieser, um die *sex milia passuum*, von denen Caesar (c. 97, 3) spricht, herauszubekommen, Caesar von dem „mons sine aqua“ nach dem Schlachtfelde zurückmarschieren lassen muß, während nach Caesars Darstellung anzunehmen ist, daß er von dem „mons sine aqua“ aufgebrochen ist. Ferner macht er mit Recht gegen Stoffel geltend, daß die an der soeben angeführten Stelle von Caesar gebrauchten Worte *commodiore itinere* sehr sonderbar sein würden, wenn Caesar wirklich auf dem von Stoffel gezeichneten Wege gezogen wäre. Caesar hätte nämlich zuerst den etwa 60 m breiten Fluß mit seinen 20 Fuß hohen, steilen Ufern, dann vier Bäche auf dem rechten Ufer überschreiten müssen, und dann den sehr schwer zu passierenden Enipeus nochmals überschreiten, um die Schanzen zu errichten, durch die er den Pompejanern das Wasser abschneiden wollte, und alles das ohne einen zwingenden Grund, da er ja dasselbe erreichen konnte, ohne den Enipeus überhaupt zu passieren. Außerdem würde die beschwerliche Arbeit des Aufwerfens von Schanzen bei der Stellung der Pompejaner gar nicht nötig gewesen sein, da diese ihre Absicht, sich nach Larissa zu retten, im Angesicht des siegchen Heeres so wie so nicht hätten ausführen können.

Gegen Kromayer macht Holmes im besonderen noch geltend, daß selbst der scharfsinnigste Leser nicht auf den Gedanken kommen würde, daß der c. 88, 5 erwähnte *rivus* und das c. 97, 4 genannte *flumen* denselben Fluß meinen könnten, während auch dem gedankenlosesten Leser sofort klar wäre, daß *collis* und *mons* in c. 85, 1 (*Pompeius, qui castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat*) auf dieselbe Anhöhe zu beziehen sind. Er weist ferner darauf hin, daß Caesar die Worte (c. 95, 4) *qui ad castra pertinebant* von den „altissimi montes“ sicher nicht gebraucht haben würde, wenn die Pompejaner, um zu diesen montes zu gelangen, erst in die Ebene hätten hinabsteigen müssen, etwa 500 m durch diese Ebene fliehen und dann den „mons sine aqua“ hätten ersteigen müssen; daß er ferner nicht hätte sagen können, daß sie *Larisam versus se receperunt*, wenn sie den von Kromayer gezeichneten Weg eingeschlagen hätten, da dieser Weg in seinem ersten Teile in einer Richtung führte, die der nach Larissa gerade entgegengesetzt war; endlich, daß wenn die Fliehenden beabsichtigt hätten, den Enipeus zu überschreiten, sie

Digitized by Google

diesen Versuch unbedingt weiter stromaufwärts gemacht hätten, wo der Fluß leichter zu überschreiten war und wo sie von Caesar nicht hätten gehindert werden können.

Schließlich befaßt sich der Verf. mit v. Gölers Ansicht, der ebenso wie Sir William Napier das Schlachtfeld auf dem rechten Ufer des Enipeus sucht. Leider gab es und gibt es noch jetzt keine zuverlässige Karte von der Gegend, in der die Schlacht stattgefunden haben muß, und so ist das Schlachtfeld bis jetzt noch nicht gefunden. Auch die neuesten und besten Karten (von Heuzey, Kiepert, Stoffel und Kromayer) widersprechen sich in verschiedenen Punkten, und ohne persönliche Anschauung wird es nicht möglich sein, die genaue Lage des Schlachtfeldes und alle Einzelheiten, die dabei in Betracht kommen, festzustellen.

Holmes stellt zum Schluß die wenigen Gründe, die gegen die Ansetzung des Schlachtfeldes auf dem rechten Ufer des Enipeus sprechen oder vielmehr zu sprechen scheinen, und die vielen und schwerwiegenden Gründe, die gegen die Ansetzung auf dem linken Ufer dieses Flusses sprechen, zusammen. Aus dieser Zusammenstellung und aus seiner ganzen Abhandlung ergibt sich nach meiner Überzeugung mit unumstößlicher Gewißheit, daß das Schlachtfeld nur auf dem rechten Ufer des Enipeus gesucht werden kann. R. Holmes hat durch diese Abhandlung ebenso wie durch seine früheren Arbeiten gezeigt, daß er der Mann ist, der geeignet sein würde, durch Untersuchungen an Ort und Stelle das wirkliche Schlachtfeld aufzufinden. Hoffentlich ist es ihm möglich, seinen Plan, die im Bellum Civile und in dem weiteren Corpus Caesarianum erwähnten Schlachtfelder aufzusuchen und die nach Stoffels Untersuchungen noch dunklen Punkte aufzuhellen, auszuführen.

Nachtrag.

36) Des C. Julius Caesar Gallischer Krieg in Auswahl. Auf Grund der Ausgabe von Prof. Dr. Franz Fügner herausgegeben von Dr. W. Haynel. Kommentar von Prof. H. Micha. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner XXXVI u. 148 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Die vorliegende Auswahl ist „für Mädchen-Studienanstalten und Reformschulen bestimmt. Zugrunde liegt ihm der Kommentar des Professors Fügner“, der aber dem besonderen Zweck entsprechend vielfach umgearbeitet ist. Dem eigentlichen Kommentar gehen zwei Kapitel voraus, die die Überschrift haben: I. Über Satzbau und Satzverknüpfung (S. VI—XXI) und II. Grammatisch-stilistische Regeln (S. XXII—XXXVI). Hier sind in recht geschickter Weise eine große Anzahl von Dingen zusammengestellt, die für das Übersetzen des Caesartextes nützlich und zweckdienlich sind und auf die im Kommentar immer wieder verwiesen wird.

Von dem eigentlichen Kommentar habe ich nur von jedem Buch ein oder einige Kapitel durchgesehen. Danach scheint er mir recht sorgfältig gearbeitet und ganz empfehlenswert zu sein. Hie und da

Digitized by Google

könnte vielleicht etwas weniger Übersetzung und dafür mehr Anleitung zum Übersetzen geboten werden.

Nicht zu billigen sind Verweisungen auf Stellen, die weiter nichts enthalten als eine Verweisung auf eine andere Stelle, wie VII 81, 1: „Galli, das Entsatzheer; zur Stellung des Wortes s. zu 77, 14 Cimbri". Schlägt der Schüler nun 77, 14 auf, so findet er: „Cimbri, zur Stellung zwischen zwei Abl. abs. vgl. Regel 49". Warum nicht gleich bei 81, 1 auf diese Regel verweisen? — Gelegentlich ist auch auf etwas verwiesen, was in der vorliegenden Ausgabe gar nicht mehr zu finden ist. II 18, 3 liest man: „secundum dem Flusse folgend (sequi) 'längs', anders I 33, 2". Schlägt man I 33, 2 auf, so findet man weder im Kommentar noch im Texte irgend etwas, was hierher gehört, und man wird an einen Druck- oder Schreibfehler denken, wenn man sich nicht erinnert, daß in den Hss. und den meisten Ausgaben I 33, 2 die Worte stehen: *Et secundum ea multae res eum hortabantur.* Aber die Worte *et secundum ea* sind von Fügner in den letzten Auflagen und demnach auch von Haynel in der vorliegenden Auswahl gestrichen worden. — Doch derartige Versehen dürften nur ganz vereinzelt in dem von Micha bearbeiteten Kommentar vorkommen.

Nicht zu billigen sind in einem Schülerkommentar ferner Fragen, die sich der Schüler nicht mit Sicherheit beantworten kann. Z. B. V 46, 5 heißt es: „Wie ist longius zu übersetzen?" Hier mußte, damit der Schüler sehen konnte, ob die von ihm versuchte Beantwortung der Frage richtig ist, verwiesen werden auf Regel 32 b. — VII 17, 1 steht: „Caesar, was bedeutet die Stellung?" Ich glaube zu ahnen, welche Antwort der Verf. erwartet; meine eigene Antwort würde freilich ganz anders lauten, als er erwartet. Derartige Fragen müßten auf jeden Fall vermieden werden. — VII 79, 3 findet man die Frage: „Wie ist animi omnium zu übersetzen?" Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß in ähnlichen Fällen im Kommentar schon öfter eine Bemerkung gemacht ist; dann sollte auf eine solche kurz verwiesen werden. Besser wäre es vielleicht noch, wenn die dem Kommentar vorausgehenden Regeln noch durch einige auf derartige stilistische Eigentümlichkeiten sich beziehende Regeln vermehrt würden.

Auch sonst könnte der Kommentar durch einige Zusätze erweitert werden, z. B. zu V 46, 1 und 47, 1 durch eine kurze Anmerkung über die römische Tageseinteilung und Stundenzählung. Ebenso könnte die Bemerkung zu I 44, 13 über die vigiliae etwas allgemeiner gefaßt werden. Aber im allgemeinen macht der Kommentar den Eindruck einer verständigen und sorgfältigen Arbeit.

Auch der Druck scheint sorgfältig überwacht zu sein, wenigstens habe ich in den Abschnitten, die ich durchgesehen habe, nur selten ein Versehen bemerkt. Nur bei der Angabe und Nichtangabe der Quantität ist öfter ein nur zu erklärliches Versehen untergelaufen. Der Verf. des Kommentars hat nämlich die Absicht, jede Silbe mit

Digitized by Google

langem (naturlangem) Vokal als lang zu bezeichnen. Daß bei den Tausenden von Quantitätszeichen manches übersehen wird, ist nur zu natürlich. So ist S. XVIII O 7 die Bezeichnung der Länge in īnferant unterblieben, S. XIX P 1 die in īnfamia, Q 4 in quīnque, S. XXIII R 5 die in trīstes und in venērunt, regelmäßig die in ēius, hūius, cūius. Irrtümlich ist als lang bezeichnet das e in miles S. XXVI R. 16, S. XXXVI R. 48 das o in cōnvocatis, S. 46 das erste e in sēverius und manches andere.

Über das Verhältnis des vorliegenden Kommentars zu dem zugrunde liegenden von Fügner kann ich nicht urteilen, da mir von dem Fügnerschen nur die erste Auflage vorliegt; mit dieser stimmt der vorliegende in vielen Anmerkungen überein, aber viele sind auch neu oder geändert, teils gekürzt, teils erweitert.

Fürstenwalde a. d. Spree. H. Meusel.

Digitized by Google

3.

Horatius.

I. Ausgaben und Kommentare.

1) Des Q. Horatius Flaccus sämtliche Werke. Erster Teil: Oden und Epoden, für den Schulgebrauch erklärt von C. W. Nauck. Siebzehnte Auflage von P. Hoppe. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. XXXVI u. 227 S. 8.

Nachdem O. Weißenfels drei Auflagen der Nauckschen Horazausgabe besorgt hatte, hat sein Tod dieselbe wieder verwaist; aber sie ist — dies sei gleich an der Spitze gesagt — bei dem neuen Herausgeber, der bereits durch zwei interessante und lehrreiche Abhandlungen in Programmen des Matthiasgymnasiums in Breslau als Horazforscher bekannt war, in gute Pflege gekommen.

Hoppe hat gleich beim ersten Male eine sehr umfassende und tiefgehende Umgestaltung vorgenommen, da seine ganze Richtung von der Nauck-Weißenfelsschen prinzipiell verschieden ist. Verkürzt hat er das ästhetisierende Element, die disputierenden Erwägungen, die mancherlei Parallelen u. dgl., vermehrt dagegen die Realien, die historischen Nachweise; er ist, wie er im Vorwort sagt, bemüht gewesen, bei der Erklärung etwas mehr das zu berücksichtigen, wodurch das Gedicht lebt und atmet, die Menschen und die Vorgänge, es mehr in Zusammenhang zu rücken mit der Dichterpersönlichkeit und ihrer Zeit. Welche Anschauungsweise vorzuziehen sei, ist ja natürlich bis zu einem gewissen Grade Sache des individuellen Geschmackes, wie denn diese Ausgabe so viele Dezennien hindurch offenbar gerade wegen ihrer bisherigen Eigenart sich großer Beliebtheit erfreut hat; auch wird die Verdienste der beiden ersten Herausgeber niemand bestreiten mögen, weder Naucks, dessen interessante Persönlichkeit der Ausgabe einen scharf ausgeprägten Charakter verlieh, noch seines Nachfolgers Weißenfels, der selbst nicht wenige feinfühlige Bemerkungen beigesteuert und andererseits manche der Nauckschen Wunderlichkeiten beseitigt hat. Aber doch möchte Referent bekennen, daß ihm Hoppes Art mehr zusagt und die neue Bearbeitung als ein wesentlicher Fortschritt erscheint.

Räumlich ist das Buch durch diesen Systemwechsel etwas dünner geworden. Die Einleitung ist von 35 Seiten auf 20 Seiten, Text und

Digitized by Google

Kommentar von 244 Seiten auf 227 Seiten zurückgegangen. Bei der Einleitung halte ich schon aus einem äußerlichen Grunde die Kürzung für einen Gewinn und würde sogar einer noch stärkeren Zusammenschneidung das Wort reden. Denn enthält eine Schulausgabe eine lange Einleitung, so pflegt nach meiner Erfahrung das Verfahren in der Schule folgendes zu sein: der Lehrer gibt zur Einführung in den Schriftsteller mündlich, was ihm nötig scheint (meistens ist es sehr wenig); und was die vorgedruckte Einleitung anlangt, so 'empfiehlt' er ihre private Lektüre, und der Schüler unterläßt sie. Die Einleitung ist aber von Hoppe nicht nur gekürzt, sondern völlig umgearbeitet, realistischer gestaltet, durch andere Anordnung und durch Marginalien übersichtlicher gemacht. Auch die den Schluß der Einleitung bildende Metrik ist kürzer und schlichter behandelt und erspart dem Schüler einige ihm bisher zugemutete Kunstausdrücke.

Die Oden mit monostichischem oder distichischem Bau sind nicht in Strophen abgeteilt — mit Ausnahme von Od. III 9; ein konsequentes Verfahren hätte wohl in der Billigkeit gelegen. Auch hinsichtlich der an der Spitze der Einleitungen stehenden Überschriften ist in der 17. Auflage so wenig wie in der sechzehnten Gleichmäßigkeit angestrebt; in beiden ist nur ein Teil der Oden mit solchen Überschriften ausgestattet, und zwar in der siebzehnten ein erheblich kleinerer als in der sechzehnten.

Nun zum Text und zum Kommentar. Der Text weist mancherlei Änderungen auf, die sich z. T. als Verbesserungen charakterisieren, und nun gar im Kommentar tritt an vielen Stellen das konservierte Alte an Umfang hinter dem hinzugekommenen Neuen ganz zurück; die bisherigen Erklärungen sind sorgsam nachgeprüft und vielfach berichtigt worden. Hier kann nur auf wenige Punkte hingewiesen werden, und diese kurze Zusammenstellung vermag nicht, die gewaltige Arbeitsleistung des Herausgebers zu veranschaulichen.

I 1, 26. Die bedenkliche und für Horaz ganz entbehrliche etymologische Proportion *tener* : *tenere* = *ἁπαλός* : *ἅπτεσθαι* (vgl. JB. XXI S. 226) ist getilgt. — I 2, 19. In der Wortbrechung *u-xorius* wird jetzt keine Komik mehr gefunden. — I 2, 39. Von *Marsi* ist Hoppe zu *Mauri* übergegangen. — I 4, 15. Zur Konstruktion von *brevis* zitierte Nauck (und Weißenfels): *vita nostra brevis est*, und ebenso IV 11, 9 zur Bedeutung von *manus*: „Jetzt regt sich emsig die ganze Schar"; dergleichen bewertete Nauck als Beweise. Mag man über die Auffassung der beiden Horazstellen denken, wie man will, die wertlosen Zitate hat Hoppe mit Recht gestrichen. — I 5, 1. *In rosa*, bisher vom Lager, jetzt vom Kranze. Die Entscheidung ist schwer; vgl. Kießling-Heinze gegen L. Müller und Orelli-Hirschfelder. — I 6, 2. Bisher *aliti*, jetzt *alite*. — I 8, 2. *Hoc deos vere* nach Vollmer, statt des früheren *te deos oro*. — I 12, 46. Hoppe ist von *Marcellis* zu dem überlieferten *Marcelli* zurückgekehrt. — I 13. Die Bemerkung über die zentrale Stellung des Hauptgedankens *uror* ist beseitigt (vgl. JB. XXI S. 224); Entsprechendes ist auch bei II 14 geschehen

Digitized by Google

(vgl. JB. XXI S. 224). Die Naucksche Marotte von der Bedeutsamkeit der Mittelstrophe hatte schon Weißenfels an vielen Stellen eliminiert und Hoppe fährt darin fort; hoffentlich kommen demnächst auch I 4, I 15 und IV 7 an die Reihe. — I 13, 1. Das sinnlose „*Lyce* (*pellis lupina*)" ist nun endlich ausgemerzt (vgl. JB. XXI S. 226, XXVI S. 44, XXXII S. 43). — I 13, 2. Bisher *lactea*, jetzt *cerea*. — I 13, 15. Hoppe: „*oscula laedere* prägnant = *oscula laedentia figere*"; er verweist auf *proelia confundere* I 17, 23 und *coronas deproperare* II 7, 24. Aber diese Beispiele sind denn doch andersartig. Das Richtige steht m. E. bei Orelli-Hirschfelder: „*oscula* pro labellis ipsis"; vgl. Wickham, der auf Verg. Aen. I 256 verweist: *oscula libavit natae*. — I 16, 8. Hoppe schreibt *sic*: „nicht rasen so die Corybanten durch das Zusammenschlagen ihrer helltönenden Becken". — I 17, 20. *Vitream* deutet Hoppe nicht mehr als die glänzende, strahlende, sondern im Anschluß an Kießling-Heinze als die gleißende. Aber vergleiche Schütz, Orelli-Hirschfelder, L. Müller. — I 17, 25. Hoppe: „*male* etwa: der Abscheuliche"; also zieht er es mit Kießling-Heinze und Gow zu *iniciat*, nicht wie Weißenfels und viele andere zu *dispar*. Ersteres dürfte richtig sein; vgl. die ganz gleiche Stellung Od. IV 12, 7 f. *quod male barbaras regum est ulta libidines*. — I 18, 8. Die befremdliche Bezugnahme auf „*super cena*" ist endlich (vgl. JB. XXI S. 226, XXXII S. 43) gestrichen. — I 8, 10. *Libidinum* wird gut mit *avidi* verbunden, statt mit *fine*; vgl. JB. XXXV S. 55. — I 20. Diese Ode hat Hoppe bereits in seiner Programmabhandlung vom Jahre 1908 (vgl. JB. XXXV S. 75) erörtert. Die Resultate, zu denen er dort gelangte, hat er nun in seiner Ausgabe verwertet; hier heißt es: „Einem handschriftlichen Scholion verdanken wir die Kenntnis, daß hier ein Antwortschreiben des Horaz an Mäcenas vorliegt, der sich vor einer Reise nach Apulien bei Horaz als Gast angesagt hat... Du stehst im Begriff, die köstlichsten Gewächse unseres Rebenparadieses zu schlürfen" (*bibes*; Weißenfels: *bibas*)... „Die Aufzählung der besten italischen Weinsorten zeichnet in ihrer Gesamtheit den Weg durch die fruchtbarsten Weingefilde Italiens, zu beiden Seiten der Via Appia". Wenn dem Gedichte wirklich eine Reise des Mäcenas zugrunde lag, so brauchte Horaz das freilich nicht ausdrücklich zu sagen, sondern konnte es den Leser aus irgendwelchen Anhaltspunkten schließen lassen. Aber solche fehlen, und man möchte doch meinen, selbst ohne die Absicht, dem Leser derlei Anhaltspunkte zu liefern, hätte Horaz bei der ganzen Sachlage es überhaupt kaum vermeiden können, zu *tu bibes* eine Zeitbestimmung wie „in den nächsten Tagen" und namentlich eine Ortsbestimmung wie „an den Produktionsorten" hinzuzufügen. — I 20, 2. Neu ist dem Referenten folgende Erklärung: „*Graeca testa* wird mit zierem Ausdruck das Gefäß genannt, das nach ursprünglicher Herkunft wie nach seiner Bezeichnung aus Griechenland stammte, die Amphora". Daß *Graeca testa* nichts weiter sein sollte als eine Umschreibung des den damaligen Römern völlig geäufigen Wortes *amphora*, hat wohl wenig Wahrscheinlichkeit. —

Digitized by Google

I 22. „Im Eingang ernst, wird das Lied immer freier und wärmer, ein Scherz aber ist das Ganze kaum". Gestrichen ist u. a. mit Recht die Bemerkung, daß zu einem bloßen Scherzgedichte das Metrum nicht passen würde. — I 25, 15 *iecur ulcerosum* „lüsternes Herz". Auch sonst fügt Hoppe nicht selten bei schwierigen Ausdrücken wohlgelungene Übersetzungen hinzu, z. B. III 25, 18 *dulce periculum* „schaurig süß"; IV 15, 29 *virtute functos* „die des Heldentums pflagen". — I 25, 20. Weißenfels: *Euro*; Hoppe: *Hebro*. Das wird wohl immer eine Streitfrage bleiben. — I 27, 18. Früher: „vertrau es sicherm Ohr = sag es mir ins Ohr"; jetzt: „vertrau es sichern Ohren = sag es uns, deinen Genossen". Eine Besserung (vgl. JB. XXIII S. 29, XXVII S. 61, XXXVII S. 124). — I 28. Die Verse 1—20 gibt Hoppe, wie schon andere vor ihm, einem Seefahrer, die Verse 21—36 dem Schatten eines jüngst im Schiffbruch Umgekommenen; vgl. seine Programmabhandlung vom Jahre 1908. — I 32, 1. Weißenfels: *poscimur*; Hoppe: *poscimus*, „das Objekt zu *poscimus* bringt der konsekutive Relativsatz *quod . . . vivat*". So schon Sorof in der Programmabhandlung Wandsbek 1906; vgl. JB. XXXIII S. 77. — I 32, 15. Bisher: *dulce lenimen medicumque, salve*; jetzt: *dulce lenimen mihi cumque: salve*. Also wie Sargeaunt; dem Referenten scheint Rosenbergs Konjektur zu dieser schwierigen Stelle recht ansprechend: *metuumque*. — I 33, 16. Die neue Anmerkung: „*curvat*: zittern läßt; dazu vgl. III 27, 18 ff." enthält vermutlich nur eine freie Übersetzung, nicht eine von der üblichen abweichende Auffassung. — Zu I 34 spricht Hoppe von einem allmählich durch Nachdenken und Studium erfolgten Wandel in Horazens Anschauungen. Ich möchte glauben, daß die Sache etwas anders zuging (vgl. Friedrich S. 150, jetzt auch Philippson, Horaz' Verhältnis zur Philosophie, Festschrift des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg 1911 S. 17 f.). Horaz war all seinen Freunden als ein aufgeklärter Mann bekannt und hatte auch in den Satiren von den alten Göttern nicht sonderlich respektvoll gesprochen (Sat. I 1, 20 f. *illis Juppiter ambas iratus buccas inflet*). Nachdem er jedoch zu Augustus in Beziehung getreten war, hatte er dessen auf Wiederbelebung des alten Glaubens gerichteten Bestrebungen Rechnung zu tragen und mußte in den Oden einen anderen Ton über religiöse Dinge anschlagen. Um sich nicht dem Spotte wegen dieses Tonwechsels auszusetzen, erfand er die Bekehrungsgeschichte, die die Kluft zwischen seiner früheren und späteren Redeweise überbrücken sollte. Von gebildeten Lesern eigentlich geglaubt zu werden, wird sie nicht beansprucht haben; sie sagt gleichsam: „Vertuschen will ich es nicht, daß ich, früher so aufgeklärt, jetzt mich als Orthodoxer gebe; laßt die poetische Einkleidung dieses Umschwunges nachsichtig gelten. Was wollt ihr? ich kann nicht anders!" — I 35, 17. Früher *saeva*, jetzt *serva*. Wer der Ansicht ist, daß viele Einzelheiten in den Versen 17—22 genau den tatsächlichen Verhältnissen im Tempel zu Antium entsprechen, kann nur *serva* für richtig halten; ich verweise auf meine Ausgabe. — I 35, 35. Die Auffassung von *nefasti*

Digitized by Google

als Nom. Plur. hat Hoppe beibehalten, und sie ergibt ja eine schöne Symmetrie; aber die Erwägung, daß *nefastus* von Personen nicht erweislich ist, hat doch fast alle Herausgeber bewogen, *nefasti* als Gen. Sing. zu nehmen. In diesem letzteren Falle hat die Horazstelle große Ähnlichkeit mit Isokr. Paneg. 111 *ποῖον γὰρ αὐτοὺς ἀδίκημα διέφυγεν; ἢ τί τῶν αἰσχρῶν ἢ δεινῶν οὐ διεξῆλθον;* Und der Einwand: „sacra non linquuntur intacta, nicht scelera nach dem Sprachgebrauche“ wird gegenüber dem Horazischen *Graecis intacti carminis* nicht viel wiegen. — I 37, 10. Weißenfels bezog mit den meisten *morbo* auf unreine Leidenschaft, Hoppe bezieht es auf die Verstümmelung; Belege wären recht erwünscht. — I 38. Die frühere Anmerkung: „Das Metrum scheint, wie die verspätete Rose, den wehmütigen Ernst einer herbstlichen Stimmung zu verraten“ ist verdientermaßen getilgt. — I 38, 2. Hoppe: „Künstlich mit Bast (der Linde) geflochten“. Nicht vielmehr aus Bast? Vgl. Ov. Fast. V 337 *ebrius incinctis philyra conviva capillis saltat*, Athen. XV 679 e *φιλύρας εἶχε γὰρ ὁ παῖς ἄφυλλον στέφανον ἀμφικείμενον.* Ein Kranz wird nicht nach dem Bindemittel benannt, sondern nach dem Material. Horaz verbittet sich einen Bastkranz und, bei der späten Jahreszeit, auch einen Rosenkranz. — II 1. Der Charakter der Ode als Literaturanzeige ist von Hoppe klar zur Geltung gebracht. — II 1, 6 und 8. „Du gehst an ein Werk, das viele gefährliche Wagestücke enthält; ein solches war der Übergang Cäsars über den Rubikon.. Der Brand (der Kriege, die du schilderst,) ruhte unter trügerischer Asche“. Gewöhnlich bezieht man die Verse 6—8 auf die Gefährlichkeit von Pollios Schriftstellerei; aber Hoppe wird mit der obigen Auffassung recht haben. In der Äußerung eines solchen Bedenkens hätte eine Überhebung gegenüber Pollio und in der Behauptung, daß noch jetzt etwas von der Glut der Bürgerkriege fortglimme, eine Rücksichtslosigkeit gegen den Kaiser gelegen. Horaz will also sagen: du schilderst gewagte Kämpfe und unsichere, tückische Friedenszeiten; *incedere* steht schmeichelhaft für *scribere*, wie unten *ordinare*. — II 2. Der „Schwestersohn“ hat nun doch schließlich dem Großneffen (*sororis nepos*) weichen müssen (vgl. JB. XXI S. 226, XXXII S. 44). — II 3. Die verfehlte Anschauung, daß Horaz dem Dellius habe gute Lehren geben wollen, ist von Hoppe rektifiziert. — II 6. Diese Ode wird von Hoppe in die ersten Jahre nach der Heimkehr von Philippi gesetzt, was mir nach Horazens Werdegang und aus anderen Gründen als ganz unmöglich erscheint. Meines Erachtens gehört sie derselben Zeit wie Epist. I 7 (hierüber hat wohl zuerst J. Bartsch in den Neuen Jahrbüchern 1875 S. 703 ff. gehandelt), also etwa den Jahren 25—24 an. Ein näheres Eingehen verbietet sich hier durch die Rücksicht auf den Raum (vgl. JB. XXVII S. 79). — II 8, 23 f. Hier bietet Hoppe eine auffällige Interpretation: „*Aura*: Lockruf, vgl. Prop. II 27, 15 *si modo clamantis revocaverit aura puellae. Retardet*, wenn sie unter deinem Fenster vorbeigehen.“ Jedoch findet jene Bedeutung „Lockruf“ im Sprachgebrauche keine Stütze. Wohl aber möchte ich auf

Digitized by Google

eine im Thesaurus herangezogene Stelle aufmerksam machen: Plin. h. nat. 32. 7 *quod si necesse habemus fateri hoc exemplo* (sc. torpedinis) *esse vim aliquam, quae odore tantum et quadam aura corporis sui adficiat membra, quid non de remediorum omnium momentis sperandum est?* — II 13, 23. Früher *discretas*, jetzt *discriptas*. — II 16, 18. Weißenfels: „Die andere, von der unsrigen verschiedene Sonne wird durch *calentes* als eine glühende ... bestimmt"; Hoppe etwas besser: „Länder von anderem Klima". Aber Horaz meint wohl überhaupt nur: „andere Länder". Ähnliche ausschmückende Ausdrücke teils aus demselben, teils aus anderen Gebieten: Od. I 31, 9 f.; II 15, 14 f.; III 1, 9 f.; Epod. 1, 25 f.; Sat. I 4, 29 f.; Sat. II 2, 31 f.; Ov. Met. I 63. — II 17, 21. *Nostrum* wird jetzt nicht mehr als Genetivus Pluralis, sondern richtig als Nominativus Singularis aufgefaßt (vgl. JB. XXI S. 227, XXIV S. 84). — II 18, 8. *Trahere* versteht Hoppe (wie übrigens jetzt fast alle Herausgeber), im Gegensatze zu Weißenfels, mit Recht vom Spinnen oder Weben. — II 19, 23 f. Die Worte *leonis unguibus horribilique mala* zieht Hoppe als Ablativus qualitatis zu *Rhoetum*; so schon Porphyrion und neuerdings Belling, Studien über die Liederbücher des Horatius, S. 160. Aber wenn Horaz wirklich so schrieb, so konnte er bei dieser Wortstellung niemandem zumuten, die Ablative anders als in instrumentalem Sinne aufzufassen. — II 19, 25—28. Die auf Peerlkamp zurückgehende üble Anzweiflung dieser Verse ist in Wegfall gekommen. Aber *dictus* = *addictus*, wie Hoppe will, müßte denn doch erst belegt werden. — II 19, 30. *Cornu* wird jetzt als Trinkhorn gedeutet. — II 20, 6 f. Weißenfels: *quem vocas, dilecte Maecenas*; Hoppe: *quem vocas 'dilecte', Maecenas*. Die letztere Auffassung dieser Crux war eigentlich schon so gut wie allgemein aufgegeben. — Ebenso wenig kommt II 20, 13 zur Ruhe; die 16. Auflage schrieb *tutior*, die siebzehnte ist zu *ocior* übergegangen. — III 2. Erfreulich ist, daß Hoppe diese Ode nicht mit Weißenfels als zweiteilig, sondern als dreiteilig betrachtet: *fortitudo*, *virtus*, *fides*. So schon in seiner Programmabhandlung vom Jahre 1906 (vgl. JB. XXXIII S. 77). — Billigung verdient, daß Hoppe III 3, 34 von *ducere* zu *discere* und III 4, 10 von *Apuliae* zu *Pulliae* übergegangen ist. Jedoch fällt an letzterer Stelle auf, daß er auch jetzt noch *fabulosae* mit dem fernen *palumbes* statt mit dem nahen *nutricis Pulliae* verbindet. — III 5, 20. Weißenfels und Hoppe: „*sine caede* das Homerische *ἀμαχητί*." Aber bei diesem Vergleiche wird die Bedeutung von *caedes* nicht getroffen; auch wäre ein von Regulus gegen seine Soldaten gerichteter Vorwurf, als ob sie sich die Waffen ohne Kampf hätten abnehmen lassen, mit den Tatsachen unvereinbar und ungerecht; und es würde bei jener Auffassung so herauskommen, als verlange Regulus von dem Krieger nur, daß dieser vor der Ergebung eine Weile kämpfe. Sondern den Gegensatz zu den *arma sine caede derepta* bilden, wie viele Herausgeber anmerken, *spolia occisis derepta* (Verg. Än. XI 193); nur solche Waffen an feindlichen Tempelpfosten sind keine Schande für ihre ehemaligen Träger und für deren Vaterland (vgl. JB. XXI S. 227). — III 11, 17—20.

Digitized by Google

Die Strophe gilt nicht mehr als interpoliert; treffend bemerkt Hoppe: „Die Strophe zeigt Schwächen; muß man sie deshalb Horaz absprechen?" — III 14, 11. Weißenfels: *iam virum expertes, male inominatis*; Hoppe: *iam virum expertae, male ominatis*. Referent enthält sich hier gern des Urteils. — III 17, 9. Hoppe: „*cras* von unbestimmter naher Zeit, wie in V. 14", und so auch in der Einleitung: „Die Krähe meldet, daß die Zeit der Regen und Stürme nahe ist". Indessen ist kein triftiger Grund abzusehen, warum *cras* hier nicht „morgen" heißen sollte. — III 19. Die Mißverständnisse seines Vorgängers hinsichtlich des Herganges hat Hoppe berichtigt. Nur zwei Punkte möchte ich beanstanden. Erstens: „Murena muß eben sein Dach angeboten haben"; aber die Frage nach dem Orte des in Aussicht genommenen Gelages wird ja in V. 7 erst zur Diskussion gestellt. Zweitens glaube ich, daß es sich um die Feststellung e i n e s für alle verbindlichen Mischungsverhältnisses handelt und *tres supra* „drei darüber hinaus" bedeutet (vgl. JB. XXXVII S. 125). — III 20, 8. Bisher: *maior an illa*; jetzt: *maior an illi* mit der Bemerkung: „*maior* steigernd wie *pinguior* II 1, 29 und Epist. I 15, 38 *quidquid praedae maioris*". Gegen Peerlkamps *illa* machen allerdings das Fehlen des *sit* und die Inversion des *an* bedenklich (vgl. JB. XXXVII S. 125 f.); aber die für die Schreibung *illi* geforderte Bedeutung von *maior* ist durch jene Parallelstellen noch nicht hinreichend geschützt, da *pinguior* „fetter als vorher" und *maioris* „größer, als er sie gewöhnlich erlangte", bedeutet. Übrigens konnte noch angemerkt werden, daß die überlieferte Lesung ein Zeugma enthält, insofern die geretteten Jungen für die Löwin keine Beute sind. Darin aber hat Hoppe gewiß recht, daß der gegen die Überlieferung erhobene Einwand, der Sinnesabschnitt im Adonius störe, hinfällig ist. — III 21, 5. Zu *lectum* Weißenfels: „gelesenen", Hoppe: „erlesenen", m. E. richtig. — III 21, 7. Zu *Corvino iubente* Hoppe: „für den Fall, daß". Aber unmöglich kann Horaz eine solche Ode über einen Wein dichten, der nur eventuell getrunken werden soll; der Ablativus absolutus ist kausal. — III 23, 17 ff. Hoppe übersetzt *immunis*: „mit geringer Gabe" und faßt *sumptuosa* als Nominativ, ersteres wohl richtig, ob letzteres, bleibe hier dahingestellt. — III 24, 4. Hier geht Hoppe einen eigenen Weg: *Tyrrhenum omne tuis et mare publicum*, mit der Anmerkung: „*Tyrrhenum* ist wohl substantivisch gebraucht wie *Aegaeum* II 16, 2, muß aber vom Strande gemeint sein (? Ref.), im Gegensatze zu *publicum mare*" usw. — III 24, 18. Zu *temperat* Weißenfels: „sie wehret den Knaben", Hoppe: „geht schonend um". Zutreffend; vgl. namentlich L. Müller, auch JB. XXI S. 228, XXXI S. 63. — III 25, 9. Bisher *Edonis*, jetzt *exsomnis*. Welches ist das Wahre? — IV 2, 2. Das nach Weißenfels' Empfinden „prachtvoll eindringliche", nach Bücheler (Rh. Mus. 44 S. 317 f.) Urteile „überflüssige und ungute" Pronomen *ille* ist nun durch den „matten" (Weißenfels), aber von Horaz hier geschriebenen Namen *Julle* ersetzt worden. Hierin hat also Hoppe recht gehandelt; aber er hätte in der Anmerkung den Mann nicht

Digitized by Google

Antonius Jullus statt Jullus Antonius nennen sollen. — IV 2, 49. Weißenfels: *tuque dum procedis*; Hoppe: *teque, dum procedis*. Für das Richtige halte ich die auf Pauly zurückgehende Konjektur *terque, dum procedit, 'io triumphe' non semel dicemus* „und während er einherzieht, werden wir immer wieder den dreimaligen Ruf 'Triumph!' ertönen lassen" (vgl. JB. XXXVI S. 135 f.). — IV 4, 73—76. Weißenfels und Hoppe geben diese Strophe nicht dem Hannibal; aber Vahlen (Index lectionum 1904/5; vgl. JB. XXXI S. 95) hat mit einleuchtenden Gründen erwiesen, daß sie noch zu Hannibals Rede gehört. — IV 7, 13. Hoppe: „Der Schaden, den der Himmel herbeiführt, nämlich durch das Erscheinen des Winters, wird wieder gut gemacht durch die schnellen Monde, d. h. durch den schnellen Lauf des Jahres". Das ist die billigenswerte Probstsche Auffassung (Neue Jahrb. 1885 S. 140 f.), die schon in mehrere Ausgaben, so in die von Kießling-Heinze, Gow, Smith, Wickham und die meinige Aufnahme gefunden hat. — IV 8. Es ist jetzt keine einzige Zeile mehr in Klammern geschlossen. *Eius qui* V. 18 wird erklärt: „eines Mannes, der", wie ich (die Priorität gebührt aber Gerber, 1839) dies im JB. XXXV S. 70 vorgeschlagen habe. — IV 9, 37 ff. Die in der 16. Auflage gegebene Auffassung der Worte *vindex*, *abstinens* und *consul* als Vokative hat Hoppe beibehalten, ohne sich doch darüber zu äußern, wie dabei im Folgenden die Formen *praetulit*, *reiecit* und *explicuit* statt der zu erwartenden *praetulisti*, *reiecisti* und *explicuisti* zu verstehen seien (vgl. JB. XXXII S. 45 und S. 55). — IV 11, 4 f. Weißenfels: *vis, multa qua*; Hoppe: *vis multa, qua.* Eine lehrreiche Statistik über den Gebrauch von *magnus* und *multus* bei derartigen Begriffen bietet Ruckdeschel, Archaismen und Vulgarismen in der Sprache des Horaz, München 1910, S. 141 f. — IV 14, 34. Hier ist eine recht zweckmäßige, klare Anmerkung hinzugekommen: „Horaz meint: die Tatsache, daß der Sieg des Tiberius gerade an dem Tage (oder in der Zeit) erfolgte, wo dir vor 15 Jahren — 1. Aug. 30 — Alexandria seine Häfen und die (von Kleopatra) verlassene Königsburg öffnete, zeigt, daß der jetzige Erfolg in letzter Linie auf dich und dein Glück zurückgeht" (vgl. JB. XXXV S. 58). — IV 15, 2. Der bisherige Herausgeber neigte in längerer Erwägung dazu, *lyra* auf *proelia loqui* zu beziehen. Jetzt heißt es ohne Debatte (und wohl richtig): „mit einem zornigen Klang seiner Laute". — Epod. 1, 5. Schade, daß Hoppe bei dem verzwickten *si* verblieben und nicht zu *sit* übergegangen ist, das m. E. in seiner Schlichtheit und Einfachheit den Stempel der Echtheit an sich trägt. — Epod. 5, 29. Die von Hardie und Teichmüller im Jahre 1906 gefundene richtige Auffassung des Verses *abacta nulla Veia conscientia* (vgl. JB. XXXII S. 61, XXXIII S. 81) hat, wie in die Ausgabe von Shorey-Laing, so auch in die von Hoppe Aufnahme gefunden: „Veja, die von keinem schlechten Mitwissen ausgeschlossen, d. h. zu jeder Schandtat zugezogen wurde". — Epod. 5, 87. Hoppe mit Haupt: *maga non.* — Epod. 8, 17 f. Weißenfels schrieb *minus . . . magisve* und schwieg über den Sinn der beiden Verse; Hoppe schreibt *minus . . . minusve*

Digitized by Google

und bemerkt: „*rigent* dem Sinne nach = *frigent, torpent*". Aber mit Recht sagt Keller in den Epilegomena: „*rigere* und *frigere* sind in diesem Zusammenhang das gerade Gegenteil". — Epod. 9, 17, Weißenfels: *at hoc*; Hoppe: *at huc*. Für die echte Schreibung erachte ich Ussanis *ad hunc* (vom Wiehern gegen die Sonne hin), das jetzt auch von Shorey-Laing in den Text gesetzt ist. — Epod. 9, 25. Weißenfels: *Africano*; Hoppe: *Africanum*, wogegen nichts einzuwenden ist. Aber wenn er *super Karthaginem* interpretiert: „über (dem zerstörten) Karthago", so würde Ref. diese Worte doch mit anderen Erklärern lieber so verstehen: „das (in übertragener Bedeutung) höher ist, als einst Karthago war"; vgl. Stat. Silv. II 7, 71 f. *et Pharo cruenta Pompeio dabis altius sepulchrum*, auch Hor. Od. III 5, 39, III 30, 2. Der Ausdruck scheint etwas Ungelenkes und Unbeholfenes zu haben, wie es in der Sprache der Epoden oft begegnet. — Epod. 10, 23. *libidinosus*. Weißenfels: „invidiös 'ein geiler Bock'"; Hoppe: „nur schmückendes Beiwort"; vgl. L. Müllers, Rasis und meine Ausgabe. — Epod. 15, 15. Statt *offensi* bietet jetzt Hoppe *offensae* „der einmal verdächtig gewordenen"; vgl. u. a. Orelli-Hirschfelder. — Epod. 16, 15. Weißenfels: *quod*; Hoppe: *quid*. Dies bleibt eine böse Stelle, wenn man sich nicht mit Madvig dazu entschließt, dem Horaz den (anscheinend vulgären) Ausdruck *forte quid expediat!* „ein kräftiges Mittel möge Hilfe bringen!" zuzutrauen. — Epod. 16, 42. Sengers Konjektur *alta* war nach L. Müllers Vorgang von Weißenfels in die 16. Auflage aufgenommen, hat aber bei Hoppe in der siebzehnten dem überlieferten *arva* wieder den Platz räumen müssen, was Ref. bedauert. — Epod. 16, 61 f. *nulla etc.* Dieses Distichon hatte Weißenfels mit Bentley hinter V. 56 eingeschoben; aber Hoppe hat es hinter V. 60 belassen, wo es doch den Zusammenhang unterbricht.

Es liegt in der Natur solcher Durchmusterungen einer neuen Auflage, daß dabei Meinungsverschiedenheiten relativ mehr berücksichtigt werden als Übereinstimmungen. Darum sei zum Schlusse nochmals ausdrücklich betont, daß die neue Auflage eine in vielen, vielen Punkten berichtigte und verbesserte ist und entschieden verdient, bei den Benutzern eine freundliche Aufnahme zu finden.

2) Pietro Rasi, Le odi e gli epodi di Q. Orazio Flacco, commento ad uso delle scuole. Seconda edizione riveduta e corretta. Milano, Palermo, Napoli (1911), Remo Sandron. XXXVIII u. 378 S. 8.

Eine Besprechung der ersten Auflage findet man im JB. XXIX S. 32ff. Die Änderungen in dieser zweiten Auflage sind weder besonders umfangreich (die höhere Seitenzahl beruht in der Hauptsache auf weiterem Druck) noch tiefgreifend, so daß sie die Vorzüge und Mängel der ersten im wesentlichen reproduziert. Der Herausgeber sagt in der Einleitung: La ristrettezza del tempo entro cui si dovette approntare questa seconda edizione non mi permise d'introdurvi tutte quelle modificazioni che pur avrei desiderato ... ho qua e là migliorata la

Digitized by Google

forma, qualche cosa aggiunta o corretta . . . del rimanente il commento è rimasto, nel suo insieme, quale era nella prima edizione. Das findet man beim Durchblättern durchaus bestätigt. Gebessert ist allerdings. So ist z. B. zu IV 4, 61 in der bisherigen Anmerkung *firmior*, sempre più vigoroso das Wort sempre gestrichen (vgl. JB. XXIX S. 34). Zu I 3, 26 *ruit per vetitum nefas* ist die Deutung si lascia andare ad ogni male vietato jetzt der Deutung si abbandona alla violazione di ogni legge umana (*vetitum*) e divina (*nefas*), die überhaupt wegbleiben konnte, mit Recht durch den Zusatz des Wortes meglio vorgezogen worden, und eine frühere dritte, si potrebbe anche punteggiare dopo *vetitum* e spiegare *nefas* come un' esclamazione: 'Orrore!' ist zweckmäßigerweise gestrichen (vgl. JB. XXXVI S. 119). Und solcher Korrekturen finden sich nicht wenige; aber man würde ihrer noch viel mehr wünschen. Zwei Beipiele: Epod. 5, 29 wird *abacta nulla Veia conscientia* immer noch in der alten Weise erklärt (vgl. JB. XXXII S. 61, XXXIII S. 52 und 81, XXXVII S. 127), und Od. IV 2, 2 steht noch immer im Texte *Jule*. Noch sei erwähnt, daß Rasi Od. I 8, 2 bei der Lesung *te deos oro* verbleibt (worüber Ref. nicht streiten will), die Lesung *hoc deos vere* aber überhaupt nicht erwähnt, obwohl seine Anmerkungen doch sonst sehr oft Textkritisches enthalten.

Hoffen wir, daß diese zweite Auflage recht bald vergriffen werde und der Herausgeber, ein tüchtiger Horazkenner, inzwischen Muße finde, seine Ausgabe in einer dritten Auflage seinen eigenen Wünschen und Anforderungen entsprechend auszugestalten.

3) Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln, für den Schulgebrauch erklärt von G. T. A. Krüger. Erstes Bändchen: Satiren, sechzehnte Auflage, besorgt von Gustav Krüger. Mit zwei Karten. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. XIII und 224 S. 8.

Der 15. Auflage vom Jahre 1904 (vgl. JB. XXXI S. 58 ff.) ist in dem üblichen Zeitabstande die vorliegende neue gefolgt, welche die bekannten Vorzüge dieser Krügerschen Ausgabe aufweist: die neuere Horazliteratur wird im Anhang, der dadurch um drei Seiten gewachsen ist, sorgsam verzeichnet und, soweit es der besonnene Herausgeber für angemessen erachtet, im Text und im Kommentar verwertet. Wir besprechen einige Stellen, die zu Bemerkungen Anlaß geben.

I 1, 4. Von *armis* ist Krüger zu *annis* übergegangen, m. E. mit Recht (vgl. JB. XXXVII S. 133). Zu den Parallelstellen, die ich schon im JB. XXXV S. 62 gab, füge ich noch hinzu: *aetate gravis* Curt. V 2, 16, VII 4, 34, Tac. Hist. III 50. — I 1, 43. Früher: „*quod = at id*"; jetzt: „weil"; gleichfalls eine billigenswerte Änderung. — I 4, 35. Jetzt richtig nach Meiser: *excutiat, sibi non, non cuiquam.* — Zu I 4, 105 f. hat eine Parallelstelle aus den Dist. Cat. III 13 (vgl. JB. XXXVII S. 137) Aufnahme gefunden. — I 4, 126. Krüger bezieht in der 15. und 16. Auflage *avidos* nicht nur auf die Eßlust, sondern

Digitized by Google

allgemein auf das Verlangen der Kranken nach Dingen, welche, weil für die Genesung nachteilig, ihnen noch nicht zukommen. Aber es handelt sich doch wohl nur um das Essen (und das Trinken); zu den beiden Ovidstellen, die ich im JB. XXXI S. 60 für die hier vorliegende eigenartige Anschauung der Alten über Krankentherapie beigebracht habe, trage ich noch folgende aus Plato nach, Lach. 192 E: *ἀλλ' οἷον εἴ τις ἰατρὸς ὤν, περιπλευμονίᾳ τοῦ υἱέος ἐχομένου ἤ ἄλλου τινὸς καὶ δεομένου πιεῖν ἢ φαγεῖν δοῦναι, μὴ κάμπτοιτο ἀλλὰ καρτεροῖ;* — II 1, 15. Bisher *describat*, jetzt *describit* mit der üblichen Verweisung auf Epist. II 3, 263 *non quivis videt inmodulata poemata iudex.* Ob damit das Richtige getroffen ist, dürfte zweifelhaft sein. Die Tätigkeit (wohlgemerkt: ohne ein den Grad des Gelingens bezeichnendes Adverb, sondern mit einem bestimmten Objekte) kann um so leichter für die betreffende Fähigkeit gesetzt werden, je mehr erstere von dem Organe unwillkürlich ausgeübt wird, um so schwerer, je mehr dabei Wille und Bewußtsein des Subjektes in Frage kommen. Ein Ausdruck wie „nicht jeder sieht (= kann sehen) diese Fehler" steht auf einer anderen Stufe als ein Ausdruck wie „nicht jeder schildert (= kann schildern) den (oder: einen) Krieg mit den Galliern"; mit Recht sagt, allerdings ohne Begründung, Teuffel, obwohl er selbst ein Verteidiger der Lesart *describit* ist: „Ep. II 3, 263 ist freilich durchaus nicht entscheidend". Dem Ref. scheint hier der Potentialis *describat* vor dem Indikativ den Vorzug zu verdienen; vgl. auch Keller in den Epilegomena. — II 2, 122. Entgangen ist dem Herausgeber wohl Galianis Erklärung von *duplex ficus*, auf die ich in der Berl. Phil. WS. 1910 n. 20 (JB. XXXVII S. 131) hinwies: zwei gespaltene und ineinander geschobene Feigen. Sie dürfte das Richtige treffen. — II 3, 196. Hinzugekommen ist die Anmerkung: „*per quem*] Ajax. †". Richtig; aber der Anhang, auf den das Kreuz verweist, enthält zu diesem Verse nichts. — II 5, 89. Krüger ist von der Konjektur *opera*, die er in die 14. Auflage aufnahm, wieder zu dem handschriftlichen *operae* zurückgekehrt. Ob mit Recht, soll hier nicht erörtert werden; nur ist nicht abzusehen, was nun, nach Änderung der Lesung, in der Anmerkung der beibehaltene Hinweis auf die beiden Belegstellen für *opera* noch bezweckt. — II 5, 103. Zu *subinde* heißt es in der 15. Auflage: „unmittelbar darauf; vgl. Ep. I 8, 15"; in der sechzehnten dagegen: „wiederholt; vgl. Ep. I 8, 15". Die Änderung der Übersetzung ist eine Verbesserung; aber an der Epistelstelle scheint doch durch den Gegensatz zu *primum* die Bedeutung „darauf" gesichert. Die merkwürdige Erscheinung, daß dieses Wort bei denselben Autoren, Livius, Horaz, Curtius, Tacitus u. a., in zwei so stark verschiedenen Bedeutungen begegnet, ist ja schon oft hervorgehoben worden. — II 6, 3. *Super his* wird von Krüger jetzt in lokalem Sinne gefaßt; diese Auffassung ist vor einigen Jahren von W. Volkmann durch Varr. r. r. I 11, 2 als richtig erwiesen. — II 7, 69. Daß Krüger für das bisherige *quaeres* das durch den Sinn erforderte *quaeris* eingesetzt hat, freut den Ref., der für letzteres wiederholentlich ein-

Digitized by Google

getreten ist. Verabsäumt ist aber in der beigefügten deutschen Übersetzung dieses Satzes die Änderung des Tempus.

4) Q. Horatii Flacci carmina. Textausgabe für den Schulgebrauch von Gustav Krüger. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. XXVII u. 337 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Auf die erste Auflage vom Jahre 1899 (vgl. JB. XXVI S. 41 ff.) folgte die zweite im Jahre 1905 als unveränderte Titelausgabe; dagegen weist die jetzt erschienene dritte einzelne Änderungen auf: Od. IV 4, die Schlußstrophe ist zur Rede Hannibals gezogen; Sat. I 4, 35 *excutiat, sibi non, non cuiquam*; Sat. I 6, 17 f., die Meisersche Auffassung ist in den Anhang aufgenommen; Sat. I 9, 69 *hodie tricesima, sabbata*; Sat. II 5, 90 f. *ultra 'non', 'etiam' sileas*; Epist. I 2, 65 *ire, viam qua*; Epist. I 7, 29 *volpecula*. Man sieht, der Herausgeber hat den Gewinn der neueren Horazforschung für seine Ausgabe mit Sorgfalt nutzbar gemacht. Ebenso hat er die kleinen Monita zum Namen- und Sachregister, die meine Anzeige der ersten Auflage enthielt, fast sämtlich verwertet. Von tiefer greifenden Änderungen ist jedoch im Interesse des Schulgebrauches Abstand genommen (Vorbemerkung S. IX), so daß ich mich begnügen kann, auf die Bemerkungen zur ersten Auflage zu verweisen. Besonders bedauerlich ist es, daß der Herausgeber die zahlreichen Athetesen aufrecht erhalten und die athetierten Verse auch jetzt an den Fuß der Seiten verwiesen hat.

5) Horaz, Auswahl für den Schulgebrauch, von K. P. Schulze. Erster Teil, Text. Zweite, erweiterte Auflage. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. 217 S. 8. 1,80 ℳ.

Die erste Auflage, Text und Kommentar, stammt aus dem Jahre 1895 (vgl. JB. XXIII S. 29 ff.); der Kommentar erschien im Jahre 1904 in zweiter, erweiterter Auflage (vgl. JB. XXXI S. 65 ff.), wodurch der Übelstand herbeigeführt wurde, daß nun zu einer erheblichen Anzahl von Gedichten Anmerkungen dargeboten wurden, zu denen der Text im Texthefte fehlte. Das ist jetzt durch das Erscheinen der zweiten, erweiterten Auflage des Textheftes gebessert; in dieser sind jene vermißten Texte hinzugekommen, so daß überhaupt nur noch folgende Gedichte weggelassen sind: Epod. 8. 12. 17, Sat. I 2. 7. 8. II 2. 3. 4. 5. 7. 8, Epist. I 8. 17. Aber eine völlige Übereinstimmung des Umfanges von Text[2] und Kommentar[2] ist auch jetzt nicht erzielt, indem zu Epod. 3. 5. 11, Epist. II 3 zwar das Textheft den Text, aber das Kommentarheft keine Anmerkungen bietet.

Die deutsche Lebensbeschreibung des Dichters ist jetzt aus dem Texthefte fortgelassen; man findet sie im Kommentarhefte. Dagegen ist am Ende des Textheftes die Suetonische Vita hinzugekommen.

Die monostichischen und distichischen Gedichte sind jetzt nicht mehr in Strophen abgeteilt.

Digitized by Google

In der Gestaltung des Textes bietet die zweite Auflage gegen die erste manche Änderungen, von denen hier einiges Erwähnung finde. Od. I 2, 21 und 29, Text[1] *civis* und *partis*, Text[2] *civis* und *partes*. Grund? Von einer umfänglicheren Ausmerzung der Formen auf *is* ist nicht die Rede. — Od. I 7, 17. Früher *perpetuo*, jetzt *perpetuos*; siehe dagegen Bentley. — Od. II 14, 27. Früher *superbis*, jetzt *superbo*, wie bereits im Kommentar[2], gewiß richtig. — Od. II 19, 24. Früher *horribilique*, jetzt *horribilemque*, was nicht zum Kommentar[2] paßt, welcher *unguibus* und *mala* für Abl. qual. erklärt. — Od. III 4, 4. Früher *citharaque*, jetzt *citharave*; siehe dagegen Schütz, L. Müller, Orelli-Hirschfelder. — Od. III 5, 38. Jetzt nach *miscuit* statt des Punktes ein Fragezeichen, wie einige anderen Herausgeber und bereits der Kommentar[2]; mir scheint diese Auffassung zu gekünstelt. — Od. III 6, 9. Früher *Monaeses*, jetzt *Monaesis*; siehe dagegen JB. XXXII S. 44. — Od. III 24, 27. Früher '*pater urbium*', jetzt '*pater*' *urbium*, wie bereits im Kommentar[2]. — Od. IV 4. Die letzte Strophe wird jetzt mit Recht dem Hannibal zugeteilt. — Epod. 9, 17. Früher *ad hoc*, jetzt *at huc*; auch der Kommentar[2] setzte diese Lesung schon voraus. Für das Richtige halte ich jedoch *ad hunc*; vgl. JB. XXXVII S. 127. — Sat. I 9, 44 f. Früher *sanae*; *nemo*, jetzt *sanae.*' '*nemo*. Es werden also jetzt, allerdings im Widerspruche zum Kommentar[2], die Worte *paucorum hominum et mentis bene sanae* dem Horaz in den Mund gelegt. Dann mußte aber hinter *repetit* das Kolon in einen Punkt verwandelt werden. — Epist. I 10, 5. Der Punkt stand früher hinter *columbi*, jetzt hinter *pariter*; vgl. dagegen JB. XXXV S. 50 f.

Noch einige Bemerkungen zu dem Texte der neu aufgenommenen Stücke. Od. I 8, 2 *te deos oro*; also nicht mit Vollmer. — Od. III 19, 12 *miscentor*, eine bedenkliche Form. — In Od. IV 8 ist nichts als unecht bezeichnet. — Sat. I 4, 35 *excutiat*, *sibi non*, *non cuiquam parcet amico*. Richtig, aber im Widerspruch mit dem Kommentar[2].

Es wäre recht zu wünschen, daß bei der nächsten Auflage dieser vielgebrauchten, trefflichen Schulausgabe Text und Kommentar gleichzeitig erscheinen, damit die unangenehmen Unstimmigkeiten aufhören.

6) Q. Horati Flacci opera. Oeuvres d'Horace. Texte latin avec un commentaire critique et explicatif, des introductions et des tables par F. Plessis et P. Lejay. Q. Horati Flacci satirae. Satires publiées par Paul Lejay. Paris 1911, Hachette et Cie. CXXVIII u. 623 S. gr. 8.

Die beiden Herausgeber, die bereits im Jahre 1903 eine kleine Schulausgabe des Horaz erscheinen ließen (vgl. JB. XXXI S. 57 f.), haben nun den Plan einer großen wissenschaftlichen Ausgabe gefaßt und durch diesen Satirenband zu verwirklichen begonnen.

Eröffnet wird der Band durch eine sehr umfangreiche, eingehende Abhandlung über Les origines et la nature de la satire d'Horace (S. VII—CXII), die hier wenigstens in ihrem Gange kurz skizziert

Digitized by Google

werden mag. Première partie: Les origines de la satire latine. 1. L'élément philosophique et moral. 2. Les origines littéraires de la satire d'Horace. A. Éléments divers. B. La satire d'Horace et la comédie ancienne. C. Conclusion. Deuxième partie: La satire latine. 1. La satire dramatique. 2. La satire littéraire. Der spezielle Inhalt dieses letzten Abschnittes ist: Le nom de *satura*. Orthographe et sens. Titre dans Horace et Lucilius. Variétés de la satire littéraire. Ses éléments constitutifs. La ménippée de Varron. Originalité des idées et du style d'Horace. Ordre et date des satires. Es folgt eine Erörterung der handschriftlichen Überlieferung (S. CXII—CXXVIII); diese Erörterung ist indessen insofern unvollständig, als manches Dahingehörige im ersten, später erscheinenden Bande zu finden sein wird. Die Pariser Handschriften hat Lejay stellenweise nachverglichen, jedoch nur selten Differenzen gegenüber dem Keller-Holderschen Apparate gefunden: la plus notable est *dentur* (II 8, 82), leçon de *φ* donnée aussi par *ψ*.

Jeder Satire ist eine längere Einleitung vorausgeschickt (z. B. bei II 3 S. 356—390: Plan. Argumentation. Procédés empruntés aux cynico-stoïciens. Style. Terminologie d'origine philosophique. Éléments de la satire: souvenirs mythologiques et poétiques, exemples tirés de la vie courante, comparaisons, anecdotes, fables, proverbes. Doctrine. Confidences. Devanciers d'Horace. Influence du milieu et du moment. Personnages. Date. Analyse); davon abgesehen hat die äußere Einrichtung am meisten Ähnlichkeit mit der Orelli-Mewesschen Ausgabe.

Bei der Unmöglichkeit, ein derartiges Werk mit einem Male erschöpfend durchzuarbeiten, habe ich zunächst gemustert, wie sich Lejay zu den Cruces, von denen die Satiren wimmeln, und zu sonstigen interessanten Fragen stellt. Hiervon einiges.

I 1, 4. *Annis*, mit Recht. — I 1, 88. *An si cognatos etc.* Eine Debatte über die Schwierigkeiten der Stelle enthält der Kommentar nicht. Solche Übergehung gegnerischer Ansichten erwähne ich hier und im Folgenden natürlich nicht als einen Mangel (es müßte denn gerade das Bessere übergangen sein), sondern nur um die Einrichtung des Werkes zu charakterisieren. — I 1, 108. *Qui nemo, ut avarus. Qui* a un sens beaucoup plus plein qu'au v. 1 et comporte moins l'idée de cause que celle de manière et de conséquence. Das von Vollmer aufgenommene *cum* wird nicht erwähnt. — I 2, 26. *Usque facetus.* Die Frage, ob *facetus* zum Folgenden gehöre (Kießling-Heinze, Vollmer), wird nicht berührt. — I 2, 81. (*sit licet hoc, Cerinthe, tuum*), mit der Lambinschen Erklärung. — I 3, 25. *Pervideas* est ironique. Daß Goldbacher, *Στρωματεῖς*, Graz 1909 (vgl. JB. XXXVI S. 126), als die hier vorliegende Bedeutung „überschauen", „überblicken" zu erweisen gesucht hat, ist nicht vermerkt. — I 3, 59. *Nullique malo latus obdit apertum.* Die Deutung Postgates und Heinzes ist nicht berücksichtigt. — I 3, 91. *Euandri manibus tritum.* Lejay entscheidet sich mit Grund für die Auffassung des *tritum* als „usé". — I 4, 35.

Digitized by Google

Excutiat sibi, non hic. Mit Bedauern sieht man, daß der Herausgeber an dieser abgetanen Lesung festhält; zu begründen hat er seine Ansicht gesucht in den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain, Paris 1910, S. 59 ff. (siehe in diesem Jahresbericht unten bei den „Abhandlungen"). — I 4, 81—85. Diese Verse gibt der Herausgeber dem Gegner, wie dies in neuerer Zeit fast allgemein geschieht, und mit gutem Grunde. — I 5, 16 ff. *Nauta* bezieht Lejay auf den Maultiertreiber, *viator* auf die Passagiere. Einigkeit herrscht merkwürdigerweise hierüber noch nicht; aber es kann m. E. eigentlich nicht zweifelhaft sein, daß Lejay das Richtige getroffen hat; vgl. Pease, Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast, im Anhange der Proceedings of the American Philological Association XXXII 1901 S. LIII f. (vgl. JB. XXXVI S. 94). — I 5, 91. Konstr.: *qui locus non ditior* (*quam oppidulum*) *urna* (*una*) *aquae conditus est etc.*, nach Lambin, Orelli-Mewes u. a. Den Vorzug vor dieser gekünstelten Interpretation verdient wohl die bei Lejay nicht angeführte Kießling-Heinzesche: *urna* Nominativ. — I 6, 18. *Remotos.* Lejay hält an der alten Auffassung fest, ohne die Meisersche zu berücksichtigen. — I 6, 75. *Octonos referentes Idibus aeris*, gut mit den meisten Neueren. — I 6, 126 *Fugio Campum lusumque trigonem.* Beifallswert ist, daß *lusum* als Partizipium bezeichnet wird; dies rührt meines Wissens von Elmore her, Proc. of the Philol. Ass. of the Pac. Coast, im Anhang der Proc. of the Am. Phil. Ass. XXXV 1904, S. XCII f. (vgl. JB. XXXVI S. 110). [Nachtrag. Nachdem diese Anzeige in der Berl. Philol. WS. vom 13. Januar 1912 erschienen war, hat mir der Herr Herausgeber freundlichst mitgeteilt, daß er bereits in der Ausgabe von 1903, also vor Elmore, *lusum* als Partizip erklärt hat.] —I 7. Nous plaçerons la satire vers 713/41. Den entgegengesetzten Standpunkt in dieser heiklen Streitfrage vertritt mit beachtenswerten Gründen namentlich Heinze. — I 8, 6. Die *harundo* deutet Lejay nicht als ein spitzes Rohr, sondern als une poignée de joncs, m. E. richtig; vgl. JB. XXVI S. 58 und Heinze. — I 8, 39. Im Text *Iulius.* Question insoluble... Si le nom est exact, il est question de quelque affranchi de la *gens Iulia* et d'une histoire fort connue à l'époque. — I 9, 26 f. *Est tibi mater etc.* On ne peut vivre quand on a de si beaux talents: cf. II 7, 3 *frugi quod sit satis, hoc est ut vitale putes.* Ich freue mich, dieser schon älteren Interpretation hier zu begegnen, die auch ich mehrmals empfohlen habe (zuletzt JB. XXXVII S. 134 f.). — I 9, 44. Die Worte *paucorum hominum et mentis bene sanae* gibt Lejay dem Schwätzer cet éloge, même sous une forme détournée, ne conviendrait pas de la part d'Horace. Eine immer noch offene Frage. Ich habe auf den alten Vorschlag, V. 45 *deterius* zu lesen, hingewiesen (zuletzt JB. XXXVII S. 135), wobei dann die Worte *paucorum* etc. dem Horaz zufallen. — I 9, 69. *Hodie tricensima, sabbata.* Diese Stelle behandelt Lejay sehr ausführlich; er hat diesen Gegenstand schon in der Revue d'histoire et de littérature réligieuses VIII (1903) S. 305 ff. erörtert und dort den Sinn so wiedergegeben: aujourd'hui? mais c'est la nouvelle lune, c'est

Digitized by Google

le sabbat. Jedoch setzt er im Texte kein Fragezeichen. — I 10. Die berüchtigten acht Anfangsverse gibt Lejay, wie schon in den Mélanges Chatelain (siehe unten bei den „Abhandlungen"), einem antiken Interpolator. — I 10, 27. Mit anderen schreibt der Herausgeber: *oblitus patriaeque Patrisque Latini.* Für *latine* ist namentlich Cartault, Revue de philol. XXI (1897) S. 240 ff., eingetreten; in den Text haben es neuerdings Gow, Wickham und Sabbadini gesetzt. — I 10, 44. *Molle atque facetum.* Les deux adjectifs sont en accord avec *epos.* Richtig, nach Fritzsche, Bayard und Pichon (vgl. JB. XXXII S. 52, XXXV S. 85). — I 10, 66. Lejay bezieht diesen Vers auf Ennius, und das wird wohl, soviel auch über diese Stelle gestritten ist, das Ratsamste sein. — II 1, 86. Über *tabulae* handelt Lejay ausführlich in der Einleitung zu dieser Satire und entscheidet sich für la formule du magistrat; das ist die Ermansche Interpretation. Ich habe *malae* vermutet. — II 2, 10 ff. *Seu pila . . . disco*: cette partie de la phrase présente une série d'incohérences voulues qui s'engendrent, comme dans la conversation la plus familière. — II 2, 29 ff. *Carne tamen quamvis distat nil hac magis, illam imparibus formis deceptum te petere esto: unde etc.* So schreibt Lejay, der die Stelle eingehend erörtert. *Magis* renforce l'expression; cf. Cic. Sest. 110 *nihil vidi magis.* Ici: *magis quam quicquam* (? Ref.). Gegen den von Cartault (Étude sur les satires d'Horace, 1899, S. 111) erhobenen Einwand, daß Horaz den Ofellus nicht habe sagen lassen können, Pfau und Henne schmeckten gleich (vgl. auch Gow in der Fußnote seiner Ausgabe), richtet sich der Satz: on peut, un paysan surtout, mettre sur le même pied les deux plats. Aber wenn Horaz den Ofellus etwas objektiv Falsches hätte vorbringen lassen, so hätte er damit eben die Beweisführung geschwächt. — II 2, 122. *Duplice ficu.* Die von Galiani herrührende Erklärung (zwei aufgespaltene, ineinander geschobene Früchte), auf die auch ich als auf eine der wenigen Perlen in dem großen Galianischen Bande aufmerksam gemacht hatte (vgl. JB. XXXVII S. 131), hat Lejay aufgenommen. — II 2, 123. Das von manchen angezweifelte *culpa potare magistra* behält er bei und erklärt es ähnlich wie Krüger und Heinze. — II 3, 11. *Platona* bezieht Lejay auf den Philosophen, nicht auf den Komiker, m. E. mit Recht. Friedrich (Programm Schweidnitz 1899 S. 13) meint, Horaz nenne den Philosophen Plato, weil er ihm gerade damals die eigenartige Kompositionsform abgelernt habe, bei welcher der Schriftsteller zum Leser nicht direkt, sondern durch den Mund eines Dritten spricht. Das mag sein; aber auch Properz IV 21, 25 ff. will sich mit dem Philosophen Plato, mit Epikur, Demosthenes und Menander beschäftigen, und Quintilian X 1, 69 und 81 empfiehlt dem Redner unter vielen anderen das Studium des Menander und des Philosophen Plato, ohne den Komiker Plato zu erwähnen. — II 3, 57. *Amica* ne peut s'entendre d'une maîtresse; la mention n'est pas possible en tête de l'énumération et à côté de *uxor.* Im Ernst nicht, aber im Scherz sehr wohl. — II 3, 318. „*Maior dimidio. — Num tanto?*" So Lejay. Diejenige Schreibung und Auf-

Digitized by Google

fassung, die ich mit einigen anderen, namentlich Schütz, für die einzig mögliche halte (*maior dimidio, num tantum* = als sie um die Hälfte größer geworden war, fragte sie wieder, ob es so groß gewesen sei), lehnt er ab: on attendrait dans ce cas une réponse du petit. Nicht doch; die ganze Erzählung geht im Geschwindschritt, weil es sich nur um Andeutung einer allgemein bekannten Geschichte handelt; so fehlt denn die Antwort des jungen Frosches, deren Inhalt ja selbstverständlich ist, sowohl hinter *fuisset* V. 317 als auch hinter *tantum* V. 318. — II 5, 59. *Aut erit aut non*: phrase à double entente: „sera ou ne sera pas suivant que je dirai oui ou non"; mais le lecteur comprend en même temps: „sera ou ne sera pas", formule qui rend le devin sûrement infaillible. Mithin ähnlich wie Krüger und vielleicht richtig. — II 5, 90 f. *Ultra „non" „etiam" sileas.* Also richtig. — II 6, 17 ff. Die Umstellung von V. 17 nach 18 und 19, welche manche (auch Ref.) für nötig erachten, hat Lejay nicht vorgenommen. — II 6, 59. *Perditur*, wie jetzt fast alle Herausgeber. — II 7, 63. La suite (d. h. hinter *loco*) est obscure. Ich möchte auf meine Behandlung der Stelle in den JB. XXXVI S. 139 ff. und XXXVII S. 122 f. verweisen. — II 7, 69. *Quaeres.* Es dürfte mit L. Müller, Vollmer und Krüger nach manchen Handschriften *quaeris* zu schreiben sein; denn der Gedankengang ist doch dieser: „Du bist entronnen; nun, meine ich, wirst du dich fürchten; aber nein, ganz im Gegenteil, du suchst usw." Hier ist kein Futurum „du wirst suchen" am Platze; denn zum Vorwurfe kann der Redende dem Horaz nicht ein Verhalten machen, von dem er nur vermutet, daß dieser es einschlagen werde, sondern nur ein solches, das er ihn faktisch befolgen sieht. — II 7, 88. *Manca*: elle n'a pas de prise: „impuissante à saisir". Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um auf eine meines Wissens noch nicht herangezogene Stelle in Useners Epicurea S. 74 und 396 hinzuweisen, *κύριαι δόξαι* XVI *βραχέα σοφῷ τύχη παρεμπίπτει, τὰ δὲ μέγιστα καὶ κυριώτατα ὁ λογισμὸς διῴκησε κατὰ τὸν συνεχῆ χρόνον τοῦ βίου*; hier findet sich in alten Bezeugungen die Variante *βραχεῖα*, und Usener vermutet, daß Horaz so gelesen habe; vgl. Cic. Tusc. V 9, 26. [Nachtrag wie zu I 6, 126. Eine Anführung und Besprechung dieser Stelle findet sich bei Lejay in der Einleitung zu dieser Satire S. 544.]

Die vorliegende Ausgabe der Satiren zeugt von der vortrefflichen Horazkenntnis und gewaltigen Arbeitskraft des Herausgebers. Eine solche Horazausgabe hat Frankreich noch nicht gehabt, und sie wird gewiß dort das Horazstudium mächtig anregen und fördern, kann aber auch in anderen Ländern gebührender Beachtung sicher sein. Ein Repertorium, wie es zu ihrer Zeit die Ausgabe von Orelli-Mewes war, ist dieses Buch nicht; aber der deutsche Benutzer wird darin manche Notizen aus der früheren französischen Horazliteratur finden, die bei uns wenig bekannt geworden oder wenig beachtet worden sind. Auffällige Neuerungen in der Kritik oder Interpretation liegen, wie

Digitized by Google

das wohl schon aus der obigen Musterung einiger Stellen ersichtlich ist, nicht im Charakter des Werkes, weder nach der guten noch nach der schlechten Seite hin (wobei die erstere Bemerkung nicht tadelnd gemeint ist). So kann man denn mit Interesse den beiden noch ausstehenden Bänden entgegensehen, von denen Plessis den ersten, Lejay den dritten übernommen hat.

7) Horace, The Epistles, with introduction and notes by Edward P. Morris. New York, Cincinnati, Chicago (1911), American Book Company. 239 S. 8.

Dem Satirenbande (siehe JB. XXXVII S. 116 f.) ist nun der Epistelband gefolgt, jenem im Charakter durchaus ähnlich: die Ausgabe dient Unterrichtszwecken. Aber auch hier stößt man leider auf Rückständigkeit. Obwohl die Erklärung von *pondera* I 6, 51 seit langer Zeit inschriftlich feststeht, heißt es doch noch: The rest of the verse contains an allusion to some action of a candidate soliciting votes, some act which would not be agreeable to a self-respecting man, but which his desire to propitiate a voter compels him to perform. But there are many details of Roman life about which we know so little that an allusion to them must remain unintelligible. It is not worth while to repeat here the attempts that have been made by scholars to explain *trans pondera*; the data are not sufficient to make the allusion clear. Sonst sei noch angemerkt: I 2, 26 *canis*: not in the Homeric story. But the legend easily took various forms. Natürlich hat Horaz die Homerische Erzählung in diesem wie in einigen anderen Punkten absichtlich geändert, um sie für die Vergleichung fruchtbar zu machen.

8) Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre. Präparation zu Horaz von A. Chambalu. Hannover 1911, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Gödel. 8. Heft 38, Oden I und II, 6. Auflage, 71 S. 1 *M*. — Heft 40, Oden III und IV, 5. Auflage, 87 S. 1,20 *M*. — Heft 88, Oden I bis IV (Auswahl), 3. Auflage, 122 S. 1,50 *M*. — Heft 66, Satiren, 4. Auflage, 47 S. 0,75 *M*.

Die erste Auflage der Präparation zu den Oden I—IV ist im JB. XXVI S. 46 ff. angezeigt worden; die folgenden Auflagen haben dem Ref. nicht vorgelegen. Von dem, was dort moniert worden ist, hat sich fast alles bis in die jetzigen Auflagen konserviert, und nur die Etymologie von *grandis* I 6, 9 und zwei unrichtige Quantitätsbezeichnungen sind getilgt. Hinzugekommen ist seitdem eine Zeittafel der politischen Ereignisse; auch sind Vokabular und Kommentar, die früher durch einen Querstrich getrennt waren, nun ineinandergearbeitet; ferner ist durch Zusätze die Seitenzahl gestiegen. In dem Auswahlhefte sind folgende Oden nicht berücksichtigt: I 5. 13. 17. 19. 23. 25. 27. 30. 33. 36. II 4. 5. 8. 11. 12. III 7. 9. 10. 11. 14. 15. 19. 20. 22. 26. 27. 28. IV 1. 10. 11. 13, wobei am meisten die Weglassung von

Digitized by Google

III 9 *Donec gratus eram tibi* zu bedauern ist. In der Erklärung begegnen mitunter Seltsamkeiten, z. B. zu I 20: „Allegorie (I 14, 15): Bescheidene (I 6, 9) heimische Lyrik in griechischem Gewande“. Wünschenswert wäre vor einer neuen Auflage eine sorgsame Durchsicht, um allerlei Flüchtigkeiten zu korrigieren, z. B. I 10, 17 p-īus, 3 (*pv-ī-ius); II 9, 5 C. Valgius Rufus, cos. 14 (statt 12); namentlich bezieht sich dies auf griechische Worte, wie denn folgende Versehen schon aus der ersten Auflage herrühren: I 12, 25 **Κάστορα ϑ'**; I 16, 3 *ἰάμβος*; I 16, 4 *Διvδυμένη*; I 16, 4 *ὀρέα*; I 18, 9 *εὐοί*.

Das nach denselben Grundsätzen bearbeitete Satirenheft enthält Präparationen zu I 1. 4. 5. 6. 9. II 1. 6. 8. Der Wunsch nach erneuter Durchsicht drängt sich auch hier auf; z. B. I 5, 4 *nautis atque cauponibus atque (iis) malignis*; I 1, 61 *cupido, inis, f.*; I 5, 63 Galathea; und wieder nicht wenige Graeca: I 1, 7 *ποτ-νία*; I 4, 5 *αἰνιγματιδῶς*; I 4, 115 *περὶ αἰρήσεων*; I 5, 2 '**Ηλιώδωρος**; I 5, 60 *μίτιλος* verstümmelt.

9) Eduard Stemplinger, Präparation zu Horaz' Oden, 1. Buch. 37 S. 8. 0.35 ℳ. — Desgl. zu den Satiren, 1. Buch. 29 S. 8. 0,30 ℳ. Bamberg (1911), C. C. Buchners Verlag. (Aus der Sammlung: Präparationen zur griechischen und lateinischen Schullektüre, herausgegeben von Siegmund Preuß und K. Reissinger).

Auch in Bayern gibt man jetzt den Gymnasiasten Präparationen in die Hand, welche neben anderen Hilfen auch das Vokabelmaterial enthalten. Die vorliegende Präparation bietet zweckmäßigerweise auch eine Zeittafel der Horazischen Dichtungen und der geschichtlichen Ereignisse; vor jeder Ode ist das Metrum angegeben. Daß die Gedichte keine Überschriften bekommen haben, ist zu loben. Von den Oden sind weggelassen: 25. 28 (die Archytasode). 30. 33. 36, von den Satiren: 2. 5. 7. 8. 10. Was mir beim Durchblättern aufgefallen ist, sei zugunsten einer zweiten Auflage notiert.

Aus dem Odenhefte: 3, 10 fragilis. 3, 12 praeceps, itis. 3, 16 *ὄν κ'*. 12, 18. Für den Unterschied zwischen *secundus* und *proximus* wird der bekannte Satz aus Quintilian angeführt, wo die beiden Adjektiva aber gerade anders gebraucht sind. 12, 26 **Καστορα ϑ'**. 12, 38 C. Aemilius Paullus. 12, 41 M. Curius Dentatus. 18, 9 Evoerufer, statt Evörufer; allerdings haben auch deutsche Dichter das Wort schon unrichtig gesprochen; aber ist das maßgebend? 18, 3 Berecynthius (*Βερεκύντιος*); so ist das anstößig. 22, 3 grāvidus. 32, 6 „*pacis sive belli* mit konzessivem Einschlag“. 38, 2 *φίλυρα*. Aus dem Satirenhefte: 1, 47 vēnalis (vēnio). 1, 49 „rē-fert (urspr. rēs fert)“. 3, 25 „in-unctus ungesalbt, uneingeschmiert“. 4, 52 fax, facis (*φαός*). 6, 22 „in propriā pelle quiescere auf eigenem (ursprünglich mit Fellen bedecktem) Lager schlafen = für sich selbst leben“; daß diese aus Porphyrion stammende Auffassung unrichtig ist, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Digitized by Google

II. Übersetzungen.

10) Die Oden und Epoden des Horaz für Freunde klassischer Bildung, besonders für die Primaner unserer Gymnasien, bearbeitet von Hermann Menge. Vierte, durch erklärende Anmerkungen vermehrte Auflage. Berlin-Schöneberg o. J., Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. XVI u. 505 u. 74 S. gr. 8. 7,50 *M*.

Die dritte Auflage vom Jahre 1904 ist im JB. XXXI S. 71 ff. angezeigt. Zwischen der dritten und vierten Auflage habe ich keine Verschiedenheiten gefunden; die im Titel der vierten erwähnte Vermehrung ist schon in der dritten enthalten. Einzelheiten des Druckes zeigen, daß in der vierten nur eine Titelauflage vorliegt.

11) Q. Orazio Flacco. I Carmi. Versione integrale italiana di Pietro Novelli, con note e figure. Roma 1911, Loescher & Co. XCII u. 358 S. 8.

Dies ist eine prosaische Horazübersetzung, wie solche namentlich in England beliebt sind; ich nenne die Namen W. Coutts, G. F. Plaistowe and B. J. Hayes, E. C. Wickham. Für die Oden möchte ich dieser Übersetzungsart allerdings nicht gerade das Wort reden; aber für die Satiren und Episteln, wo der Verlust einer Kunstform nicht so schwer ins Gewicht fällt, bietet sie den unleugbaren Vorteil, daß sie den Gedanken des Dichters dem Leser in voller Unversehrtheit und Klarheit vorführen kann.

Die Einleitung ist großenteils nicht philologischen Inhalts, sondern geht auf moderne Fragen der Nationalökonomie und Politik ein; so findet man z. B. auf S. LVI eine Tabelle über Areal, Einwohnerzahl, Einnahmen, militärische Ausgaben, Staatsschulden von Österreich, Frankreich, Deutschland, England, Italien, Rußland usw.; die Überschrift des fünften Abschnittes lautet: Quali consigli d'igiene sociale può suggerire lo studio dei classici antichi.

Die Übersetzung ist mit Fußnoten und mancherlei Abbildungen, meist nach Antiken, ausgestattet. Lange Strecken liest man glatt und mit Vergnügen, stößt dann aber leider immer wieder auf bedauerliche Fehler. Von diesen werden hier einige wenige Belege genügen: Od. I 2, 21 f. *audiet cives acuisse ferrum, quo graves Persae melius perirent*, udrà che i cittadini aguzzarono il ferro affinchè i gravi Persiani meglio perissero; Od. I 23, 11 f. *tandem desine matrem tempestiva sequi viro*, lascia al fine tua madre, tu sei matura per seguire un amante; Epod. 8, 1 *rogare longo putidam te saeculo*, io chiedere a te, puzzolente per lunga serie di anni.

Digitized by Google

12) Horaz' Satiren und Episteln. Mit Anmerkungen. Nach der Übersetzung von C. M. Wieland bearbeitet und ergänzt von Heinrich Conrad. München und Leipzig 1911, Georg Müller. 391 u. 428 S. 8.

Der vorliegende Neudruck unterscheidet sich von dem Original durch Weglassung des lateinischen Textes, durch kleinere Änderungen (meist Auslassungen) in den Anmerkungen, durch Modernisierung der Orthographie und, in geringerem Umfange, der Sprache, sowie auch durch sparsame Ummodelung einzelner Wendungen. Hier ein paar Proben. Sat. I 2, 27, Ausgabe von 1786: „Gorgonius bockt" = Ausgabe von 1911: „Gorgonius bockelt". Sat. I 2, 29 „die Frisur an ihrem Rocke" = „die Besetzung an ihrem Rocke". Sat. I 5, 84 f. „ein plumper Traum verrichtet ungebeten Amors Dienste" = „ein plumper Traum entweiht das Amor zugedachte Opfer". Dagegen ist z. B. Sat. I 5, 52 „der Gücker" (Cicirrus) unverändert beibehalten.

Daß durch diesen Neudruck die Wielandsche Übersetzung wieder einmal mehr in den Gesichtskreis der großen Gemeinde der Altertumsfreunde gerückt worden ist, ist gewiß dankenswert. Nicht ohne einen gewissen Reiz ist ein Vergleich Wielands mit Bardt:

Epist. II 1, 1—4.

Wieland: Da du so viel und großen Dingen ganz allein
Die Schultern unterstellst, Italien
Mit Waffen schützest und mit Sitten schmückst
Und heilsamer Gesetze weisen Ernst
Dem Strom der Üppigkeit entgegendämmst,
O Cäsar, glaubt' ich am gemeinen Wohl
Mich zu verschulden, wenn ich deine Zeit
Mit langen Reden dir entwenden wollte.

Bardt: Auf starken Schultern trägst du Roms Geschick,
Den Feinden draußen willst du kraftvoll wehren,
Der Frevler drinnen bebt vor deinem Blick,
Den Sünder zwingst du Sitt' und Recht zu ehren:
Drum nur ein Stündlein deiner kostbarn Zeit
Vergönne, Cäsar, meiner Wenigkeit.

13) Francesco Perini, Il carme secolare di Orazio. Originale e versione. Vicenza (1911). Libreria editrice ecclesiastica, Giovanni Galla. 13 S. 8.

Hier der Anfang der Übersetzung:

Febo, e de' boschi eccelsa dea Diana,
Lucenti astri del ciel, tremendi ognora
E culti, udite chi la vostra implora
Pietà sovrana.

Digitized by Google

14) Horaz' Oden und Epoden. Deutsch von Paul Lewinsohn. Leipzig 1911, Julius Zeitler. 220 S. kl. 8. 5,50 M.

Es sind die antiken Metra verwendet; trotz der enormen Schwierigkeit der Aufgabe lesen sich manche Strophen verhältnismäßig glatt; z. B. II 20, 1—5:

„Auf nie geseh'nem, mächtigem Schwingenpaar
Werd' ich, zwei Formen einend, durch Ätherglanz
Ein Dichter schweben, werd' auf Erden
Länger nicht weilen und, Neid verachtend,
Von hinnen eilen".

Aber manches kommt doch auch recht unbeholfen und wunderlich heraus, so I 1, 35 „Und scheint wert mein Gedicht lyrischer Dichter dir"; I 24, 1 „Kann entwürd'gen der Schmerz oder genug sich tun"; II 1, 11 f. „wird dich das hohe Drama Wiederum fesseln, dein Glück im Leben", und anderes dergleichen. — Die Epoden 8 und 12 sind fortgelassen.

III. Abhandlungen.

15) Clifton Price, Commands and Prohibitions in Horace. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast, December 1899, p. LX f.; Anhang zu den Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1900, Vol. XXXI.

Interessant ist namentlich ein Passus über den imperativischen Gebrauch des Futurs: The conclusion reached from the discussion of the imperative force of the future indicative was that the force which the future gets, when it approaches the imperative use, is given by the modulation of the voice and the energy displayed in accompaniment rather than in any inherent force of the future itself. The future only expresses the hope that the thing enjoined will be performed, as we see it in polite notes „You will excuse", usw.

16) Friedrich Lillge, De elegiis in Maecenatem quaestiones. Dissertation. Breslau 1901. 74 S. 8.

Auf diese wertvolle Dissertation wurde im vorigen JB. S. 141 hingewiesen, insofern Siebourg aus ihr Belege für das richtige Verständnis von Od. I 24, 11 entnommen hat. Sie enthält aber außerdem S. 9 ff. eine nicht nur auf die erste Elegie, sondern auch auf Hor. Od. II 19 bezügliche interessante Erörterung, welche in diesen Jahresberichten, wenn auch verspätet, zu verzeichnen Ref. nicht versäumen möchte. Ausim conicere Augustum, ut victoriam Indicam celebraret, vel alia quadam de causa, festos dies et in Bacchi et in suum honorem celebravisse, quibus magnam pompam duxit, fortasse Ptolemaei II Philadelphi pompam imitatus ab illo anno 280 institutam, in qua Bacchum Augustus ipse se gessit... Nisi fallor, Horatius in c. II 19 ad illud vel aliud simile festum Augusti spectat... describit antrum Bacchi, quod in pompa quadam vidit. Vgl. Athen. 200 c ἐφ' ἧς

Digitized by Google

(τετρακύκλου) ἄντρον ἦν βαθύ . . . ἀνέβλυζον δὲ ἐξ αὐτοῦ καὶ κρουνοὶ δύο, ὃ μὲν γάλακτος, ὃ δὲ οἴνου κτλ.

Ein solcher Versuch, für ein Horazisches Gedicht die reale Grundlage nachzuweisen, wird gebührendermaßen Aufmerksamkeit erregen: ist doch dieser Methode die Aufhellung gar mancher Horazstelle in den letzten Jahrzehnten zu danken gewesen. Aber daß die hier vorgetragene Vermutung, über deren Unsicherheit übrigens Lillge selbst sehr besonnen urteilt, das Richtige trifft, dürfte doch zu bezweifeln sein. Eine derartige pompa, von der sonst gar nichts überliefert ist? Augustus dabei als Bacchus? *In remotis rupibus? Carmina docentem?* Usw. Es scheint nicht, daß dieser Schlüssel schließt.

17) Fr. Pätzolt, Adnotationes ad Lucianum imprimis pertinentes. Programm des Kgl. Luisengymnasiums zu Berlin, 1905. S. 34 und 35: zu Hor. Od. I 32, 15 und Od. III 29,64.

Od. I 32, 15. Für *mihi cumque* vermutet Pätzolt *nitidumque*. Aber dieses Beiwort will zu *lenimen* = *lyra* nicht recht passen.

Od. III 29, 64. An *aura* nimmt P. wegen *tumultus* und wegen des Ruderkahnes Anstoß und schlägt *unda* vor; so schon Lehrs, was dem Verf. entgangen ist. Über den ersteren Punkt kann man doch anderer Ansicht sein; so heißt es bei Schütz: „Ihn wird mitten durch das empörte Meer ein von den Dioskuren gesandter milder Lufthauch führen; das ist ja tadellos". Und wenn der Verf. hinsichtlich des zweiten Punktes meint: Praeterea adfirmare videtur poeta eo sese confidere, quod suis ipse manibus ac viribus vitae suae navigium dirigat ac fortiter per omnia pericula ducat... Quid? quod ne ad gubernaculum quidem sedentem se fingit Horatius, sed biremis praesidio scaphae vehentem. Qui remis ipse scapham agitat, is non nititur aura ad promovendum navigium, sed unda, — so preßt er den Ausdruck *biremis* doch wohl zu sehr, mit dem hier eben nur ein kleines Fahrzeug bezeichnet werden soll, und bei dem uns ebensowenig wie bei *triremis* die Etymologie dazu zwingt, zu glauben, daß die Fortbewegung immer und ausschließlich durch Ruder erfolgt sei. Ein Gegensatz zwischen Fahren durch eigene Kraft und Fahren durch fremde Einwirkung liegt außerhalb dieses Horazischen Gedankenganges: steht ja doch neben dem beanstandeten *aura* auch noch *geminus Pollux*. Die Größe des Fahrzeuges ist es, welche von der Popularphilosophie in der üblichen Zusammenstellung des Lebens und der Schiffahrt gern zum Vergleiche benutzt wird, z. B. bei Horaz selbst Epist. II 2, 199 f. *ego utrum nave ferar magna an parva, ferar unus et idem.*

18) Georg Ammon, Kritische Miscellen. In der Festschrift zum 25 jährigen Stiftungsfest des hist.-philologischen Vereins der Universität München, 1905, S. 77 f. München 1905. J. Lindauersche Buchhandlung.

Zu Od. I 2, 21—24. Ammon konjiziert *civem in se acuisse ferrum*, wobei *civem* in kollektivem Sinne stehe. Aber ein solcher Vers ist

Digitized by Google

dem Dichter nicht zuzutrauen; Elision in der Cäsur des Sapphikus ist überhaupt selten, und bei einem einsilbigen Worte unerhört. Nach Ansicht des Ref. ist nichts zu ändern, sondern zuzugeben, daß dem Dichter der Ausdruck nicht recht gelungen ist; vgl. JB. XXXVII S. 159.

Zu Epist. II 3, 26. Zur Kraftlosigkeit bilde den Gegensatz nicht Glätte, sondern Weichheit, Nachgiebigkeit; daher sei *lenia* zu schreiben. Indes wir erfahren hier nichts Neues; die Frage, ob hier *levia* oder *lenia* das Echte sei, ist ja bereits von sehr vielen ausführlich erörtert worden, und für *lenia* haben sich namentlich Bentley, Spengel und L. Müller ausgesprochen.

19) Carolus Eymer, De adpositorum apud poetas Romanos usu. Doktordissertation. Marburg 1905.

Aus dieser Abhandlung tragen wir hier einige auf Horaz bezügliche Erörterungen nach.

S. 28, zu Od. II 11, 6. Lectionem *lĕvis* refellendam et adpositum *lēvis*, quod perbene in vocem *decor* quadrat (cf. Tibulli I 8, 31 *lēvia ora*), cum decore quoque coniungendum esse apparet. Das erste ist zweifellos, das zweite scheint mißlicher. — S. 28, zu Od. I 1, 2. *Dulce* gehöre nicht zu *praesidium* (gegen L. Müller). Man wird dem Verf. gern beistimmen. — S. 40, zu Od. I 9, 11. *Veteres* gehöre nicht zu *cupressi* (gegen L. Müller); „alt“ sei ein häufiges Beiwort der Eschen, nicht der Zypressen. Das Argument steht auf schwachen Füßen: vgl. *antiqua cupressus* Verg. Aen. II 714, Plin. ep. 8, 8. 2. — S. 49 f., zu Od. I 7, 19. Ablativum instrumentalem epitheto omnino raro ornari ex exemplis quae attuli cognoscitur. Adde quod his locis, quibus ablativi *mero* et *vino* simillima ratione usurpantur, adpositum numquam accedit. Loci autem sunt hi: Hor. carm. II 7, 6 *morantem saepe diem mero fregi*, IV 1, 31 *nec certare iuvat mero*, Tib. I 2, 1 *vinoque novos compesce dolores*, I 5, 37 *curas depellere vino*, I 6, 27 *mero somnum peperi*. Praeterea hunc potissimum versum Ovidianum metam. VIII 198 mihi conferas, ubi verbum *mollire* cum ablativo instrumentali coniungitur: *pollice ceram mollibat*. Vides omnibus his locis ablativum adposito non instrui. Iure igitur Horatianum *molli* imperativum esse statuemus. Diese Beweisführung ist mir nicht verständlich. Attribute beim Ablativus instrumenti begegnen ja in Horazens Gedichten auf Schritt und Tritt: *fervidis evitata rotis*, *tergeminis tollere honoribus*, *trabe Cypria secet mare*, *sublimi feriam sidera vertice* usw. Auch bei dem Begriffe Wein: Od. II 14, 26 *mero tinguet pavimentum superbo*, Od. III 12, 2 *dulci mala vino lavere*, Epod. 9, 38 *metum dulci Lyaeo solvere*. Was die Stelle Od. I 7, 19 betrifft, so habe ich im JB. XXXVII S. 155 ff. auf einem anderen Wege eine Entscheidung über die Konstruktion zu erlangen gesucht und bin zu dem Resultat gelangt, daß *molli* aller Wahrscheinlichkeit nach Ablativ ist. (Für den Imperativ Plessis, s. u.)

Digitized by Google

20) August Langenhorst, De scholiis Horatianis, quae Acronis nomine feruntur, quaestiones selectae. Doktordissertation. Bonn 1908. 54 S. 8.

Arbeiten über die Provenienz dieser Scholien sind in den Jahresberichten zuletzt XXXII S. 54 und XXXVI S. 106 f. erwähnt; diese Dissertation polemisiert in der Hauptsache gegen Graffunder. Im ersten Teile handelt Langenhorst über Acron mit folgendem Resultate (S. 18): Helenius Acron scripsit commentarios ad Terentii Eunuchum et Adelphos atque ad Horatium; in his praecipue de personis Horatianis egit. Quo tempore fuerit Helenius Acron sic colligi potest. Fuit certe ante Iulium Romanum, Charisii auctorem; Iulius Romanus citat Porphyrionem, qui saeculo tertio ineunte vel medio vitam degit. Porphyrio autem primus Acronem laudat; itaque ante saeculum tertium vixit. Praeterea cum Suetonium et Gellium, si ante eos Acron scripsisset, huius grammatici mentionem facturos fuisse veri simile sit, non longe a vero abesse videmur contendentes Helenium Acronem inde fere ab anno 150 usque ad annum 200 vitam degisse. Im zweiten Teile erörtert er zunächst das Verhältnis zwischen den Scholien und Porphyrio und sucht Graffunders Argumente zu entkräften, unterläßt es aber dabei leider, die etwa vierzig Stellen durchzusprechen, an denen nach Graffunders Ansicht Porphyrio die Scholien zu widerlegen sucht, berichtigt oder auf sie Bezug nimmt. Und doch war dies unerläßlich; denn da Graffunder nur behauptet hat, daß d e r K e r n unserer Scholien auf Acron zurückgeht, so würde er durch einen Nachweis, daß manche Stellen der Scholien von Porphyrio abhängig seien, noch nicht widerlegt sein. Von seinen eigenen Beweisgründen erachtet nun Langenhorst für den stärksten folgenden: (S. 23): haud paucis locis (einige hat schon Keller gesammelt), quibus Porphyrio praesenti tempore verbi usus aut adiecta voce *hodieque* aut omissa aliquid sua ipsius aetate fieri aut extare dicit, in scholiis praeteritum tempus legitur, ut illud tunc non iam fuisse significetur. Z. B. Od. I 36, 1 Porphyrio: *Fidicines hodieque Romae ad sacrificia adhiberi sicut tibicines nemo est qui nesciat*; Scholien: *Fidicines sacrificiis adhiberi consueverant.* (S. 27) Vel ex his locis luce clarius apparet Porphyrionem priorem fuisse quam antiquissimam scholiorum Horatianorum recensionem et Porphyrionis commentarium fontem esse, ex quo scholiasta Horatii hauserit. Aber auch diese Schlußfolgerung ist nicht unbedenklich. Könnte nicht eine gemeinsame Quelle zugrunde liegen, aus welcher Porphyrio das Präsens herübernahm, während der Urheber der uns vorliegenden Fassung der Scholien das Präteritum einsetzte? Und auf eine solche Annahme führt doch auch unter diesen Stellen mit *hodieque* z. B. die folgende, wo die Scholien mehr enthalten als Porphyrio, Od. I 36, 12, Porphyrio: *Salii autem sacerdotes Martis hodieque tripudiare in sacrificiis Martis dicuntur etc.*; Scholien: *Salii sacerdotes Martis e t H e r c u l i s dicebantur etc.* — Erwähnt sei noch folgendes Argument (S. 29): Si quis demonstrare conaretur scholiorum antiquissimam recensionem ad Helenium Acronem redire,

Digitized by Google

nescio, quo modo explanare possit, tot locos e Lucano, Statio, Invenale in hac recensione inveniri, at Plautum, Lucilium, Catonem, Varronem plane deesse. Si enim Helenius Acron, qui saeculo secundo exeunte vixit, scholia Horatiana confecisset, loci e scriptoribus vetustis petiti non plane deessent; nam Helenium Acronem, qui Terentii Eunuchum et Adelphos „commentariis non indiligentibus" instruxerat, illis imprimis operam dedisse consentaneum est, praesertim cum eo tempore fuerit, quo veteres scriptores a Frontone, Gellio, Apuleio studiosissime legebantur. Das ist gewiß beachtenswert; nicht minder beachtenswert ist doch aber auch, daß gerade die Verweisungen auf Terenz in den Scholien so zahlreich sind (siehe Kellers Index auctorum). — S. 30—41. Auf Grund einer interessanten Gegenüberstellung möchte Langenhorst die Abhängigkeit mancher Stellen der Horazscholien vom Vergilkommentare des Servius folgern; vgl. aber hierüber P. Weßner in der Berl. Phil. WS. 1909 Sp. 1112. — Der Gegenstand der beiden letzten Abschnitte ist: Quae ratio intercedat inter scholia ad carmina et epodos atque sermones, epistulas, artem poeticam, und Quae ratio intercedat inter scholia Horatiana et Mythographum Vaticanum II.

21) H. Holten-Bechtolsheim, Volpecula-nitedula. In der Nordisk Tidsskrift for Filologi XIX (1910) S. 23—26.

Soweit ich mich aus der dänisch geschriebenen Abhandlung vernehmen kann, erklärt der Verfasser das Vorkommen des Fuchses in der Horazischen Fabel Epist. I 7, 29 aus einem verbreiteten Volksglauben. Vorsichtshalber setze ich sein Resultat mit seinen eigenen Worten her: De anförte Exempler viser, 1) at Kornaanden ofte tänkes i Dyreskikkelse, 2) at denne Kornaand efter Hösten opholder sig i det utärskede Korn eller efter Tärskningen i Kornbeholderne, og 3) at denne Aand skal ud igen enten ved Midvinter, naar Dagene atter begynder at länges og derved bebuder Foraaret, eller ogsaa ved Saatid.

Anvendes nu disse Resultater paa Horatsstedet, vil man se, at det er i fuld Overensstemmelse med anden Folketro, at Räven ligger i Kornbeholderen som en Personifikation af Kornaanden, og at den atter skal ud derfra for at göre sin Gavn.

22) Paulus Lieger, Lehrgang der Metrik des Horaz, mit einer methodischen Einführung in die Grundbegriffe der Metrik. Programm des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten. Wien 1910. 48 S. 8.

Das Eigenartige dieser interessanten scharfsinnigen Abhandlung besteht darin, daß der Verfasser im Anschluß an die alten Metriker da, wo man gewöhnlich logaödisch mißt, vielmehr Anaklasis statuiert. Es ist ihm also z. B. der Glykoneus „eine anaklastisch-iambische Tetrapodie mit Anaklasis an zweiter Stelle". Der alcäische Elfsilbler ist „eine synkopierte (prokatalektische) anaklastisch-iambische Hexapodie". Der dritte und vierte Vers der alcäischen Strophe bilden

Digitized by Google

zusammen einen einzigen Vers, nämlich „einen dikatalektischen anaklastisch-iambischen Pentameter" mit einem „kyklischen Anapast in der vierten Dipodie, der die Beweglichkeit des iambischen Rhythmus noch steigert" (dies ist wohl ein schwacher Punkt). Der sapphische Elfsilbler ist „eine anaklastisch-iambische Hexapodie, deren erste Hälfte trochäische Gestalt zeigt, und zwar infolge dreifacher Anaklasis". Die dritte und vierte Zeile der sapphischen Strophe bilden zusammen einen Vers, nämlich „eine anaklastisch-iambische Oktapodie"; „die iambische (katalektische) Schlußdipodie zeigt an erster Stelle den kyklischen Anapäst".

Einen wirklichen Taktwechsel durch die Anaklasis gibt Lieger nicht zu; „der 'Trochäus' ist eben von der Art, daß seine Arsissilbe beim kunstmäßigen Vortrag in zwei Kürzen geteilt bleibt, deren zweite den Ton trägt" (S. 10 und 35).

Sehr sympathisch ist dem Ref. eine Bemerkung auf S. 13: „Auf die mehr oder weniger unkontrollierbaren, keiner ernsthaften Probe gewachsenen Charakteristiken der einzelnen Metra und ihres Verhältnisses zum Gegenstand des Gedichtes, die die Kommentare bieten, gebe ich — von wenigen markanten Fällen abgesehen — offen gestanden, nicht viel". Für bedenklich halte ich dagegen die Deutung des Wortes *δάκτυλος* (S. 19): „*δάκτυλος* (Finger, Zehe) = Zehenschritt"; daß der Versfuß nach dem ebenso proportionierten Finger genannt ist, dürfte doch nicht zu bezweifeln sein.

23) Walther Leich, De Horatii in saturis sermone ludibundo. Jenenser Doktordissertation. Weimar 1910 47 S. 8.

Hier eine Übersicht des Inhalts. I. De parodia speciali: 1. de Ennio, 2. de Lucretio, 3. de Furio, 4. de Homero, 5. de Zenonis laude, 6. nochmals de Ennio, nämlich nun über vermutliche Anlehnung an Stellen des Ennius, die in den Fragmenten nicht erhalten sind. II. De parodia generali (d. h. Parodie nicht eines bestimmten Dichters, sondern überhaupt des höheren Stiles); a) de versuum initiis, b) de versuum clausulis, c) de sententiis poeticis, d) singula vocabula, e) argumenta et artificia, f) sermo in rebus publicis usitatus.

Es ist eine fleißige und verständige Arbeit, und die Zusammenstellungen des Verfassers erregen Interesse. Mitunter geht er wohl im Spürsinn zu weit, z. B. wenn er S. 32 zu der Stellung von *dicunt* Sat. I 1, 100 bemerkt: Horatius per iocum morem poetarum epicorum imitatur, qui ea verba, quae vulnerandi significationem habent, in fronte versus ponere solent. — Zwei Ansichten des Verfassers verdienen vermerkt zu werden, obgleich die erstere wohl nicht zutrifft. S. 16: mit den Worten Sat. II 5, 59 *quidquid dicam, aut erit aut non* habe Horaz an Homerische Verse wie *ἀλλ' ἔκ τοι ἐρέω, τὸ δὲ καὶ τετελεσμένον ἔσται* und an Homerische Versschlüsse wie *ἠὲ καὶ οὐχί* erinnern wollen. S. 18: der Ausdruck *magnum spectaculum* Sat. I 7, 21 sei das Homerische *μέγα θαῦμα*.

Digitized by Google

24) Gaston Boissier, Nouvelles promenades archéologiques; Horace et Virgile; ouvrage contenant deux cartes. Septième édition. Paris 1910, Hachette et Cie. 376 S. 8. Darin S. 1—62: La maison de campagne d'Horace, mit einer Karte.

Die Auflagen dieses bekannten, elegant geschriebenen Buches folgen einander rasch: in 24 Jahren sieben. Wir können auf die Anzeige der fünften Auflage vom Jahre 1904 im JB. XXXI S. 99 verweisen (die sechste hat dem Ref. nicht vorgelegen); in der Hauptfrage, die Lage des Landhauses betreffend, neigt Boisson zu Rosas Ansicht.

25) Henri Weil, Horatiana. In den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain. Paris 1910, Champion. 4. S. 57—58.

Zu Epod. 14, 12. In den Worten *non elaboratum ad pedem* findet Weil folgenden Sinn: en lisant les vers coulants d'Anacréon, on se persuade, à tort ou à raison, que le poète les a écrits sans effort, et d'inspiration. Die in manchen Ausgaben gegebene Übersetzung *non elaboratus* = „einfach", „ungekünstelt" entspricht aber doch dem Sprachgebrauche mehr als die Weilsche.

Zu Epist. I 19, 28. *Mascula* faßt Weil unter Hinweis auf Od. II 13, 24 f. im sexuellen Sinne. Diese Deutung wird in neuerer Zeit von den Herausgebern abgelehnt, aber wesentlich aus Gründen des Geschmacks.

26) Paul Lejay, Les recensions antiques d'Horace. In den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain. Paris 1910. Champion. 4. S. 59—74.

Les archetypes I et II étant déjà distincts par leurs fautes, à ces fautes a pu s'ajouter et s'est ajouté de fait un certain nombre d'innovations dues à des reviseurs plus ou moins savants ... Le but de travail est de montrer: 1. Que la seconde famille toute entière telle que la conçoit M. Vollmer, c'est à dire *F L R*, accompagnés accessoirement de quelqu'un des mss *p u δ*, porte des traces d'une revision antique; 2. Que la recension *Φ* remonte, dans son ensemble, à l'antiquité. Ref. will nicht verhehlen, daß ihm Lejays Deduktionen zum Teil bedenklich erscheinen, und es sollen unten zwei solcher Stellen exzerpiert werden; indes muß ausdrücklich betont werden, daß, wer sich in der heiklen Frage, inwieweit Lejay seine Ansichten wahrscheinlich gemacht hat, ein Urteil bilden will, nicht umhin können wird, die vollständige Abhandlung durchzuarbeiten.

Sat. I 4, 35 *non hic* und *non non*. Lejay erachtet die erstere Lesung für die echte. On objectera que si le texte de *F L R* n'est pas celui d'Horace, il est bien ingénieux pour une altération. Supposons que ce texte soit authentique et que *excutiat sibi*, *non hic* soit la correction: cette correction ne serait pas moins ingénieuse. Nous sommes en présence de deux textes possibles. Nous repoussons celui de la seconde famille parce que cette classe de mss. est suspecte d'innovations ré-

Digitized by Google

fléchies plus que la première. Nous choisissons celui de la première parce qu'il cadre mieux avec le contexte. Mais l'autre leçon est l'oeuvre d'un correcteur conscient, non le produit d'une distraction et d'un hasard. Also hat der Korrektor den Horazvers mit der Aristotelesstelle in Einklang gebracht?

Aus dem zweiten Abschnitt sei auf die Erörterung über die acht Verse vor Sat. I 10 aufmerksam gemacht; l'auteur est encore un ancien. non un savant carolingien. Die Vermutung karolingischen Ursprungs ist allerdings auch dem Ref. mißlich erschienen.

Es folgt noch ein dritter Abschnitt: On peut se demander si la première classe a été à l'abri des recensions. Hier handelt Lejay über Od. I 8, 1 f. *hoc deos vere* **und** *te deos oro* **und sagt u. a.: Caesius Bassus, ou, quel que soit le métricien qui est la source des autres, illustre sa pensée par un exemple forgé:** *hoc dea vere.* **Cela est très grave, car ce n'est ni plus ni moins que l'origine de la leçon des mss.** *A B D E R a.* **Un recenseur savant ou un scoliaste d'Horace a cru que cette phrase était donnée comme le texte. Ne comprenant pas la nature de la remarque métrique et uniquement préoccupé de collationner le texte, il a introduit, ce qui était possible de cette soi-disant leçon:** *hoc deos vere.* **Il a laissé** *dea*, le seul mot qui importait dans le raisonnement du métricien, mais qui ne pouvait cadrer avec *per omnis.* Nous avons là un exemple d'interpolation savante ... et inintelligente. Diese Konstruktion des Hergangs dürfte doch etwas gewagt sein.

Sehr beifallswert ist aber, was Lejay am Schluß von der complexité des rapports existant entre les mss. d'Horace sagt: cette complexité rend difficile et lent l'accès des conclusions définitives etc.

27) Frédéric Plessis, Horace, Odes: I 5, 1; I 7, 1[illegible] suiv.; I 12, 19 suiv.; I 13, 2 suiv. In den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain. Paris 1910, Champion. 4. S. 2[illegible]

Od. I 5, 1. Rosenguirlanden auf dem Kopfe oder rosenbestreutes Lager? Nach P.s Ansicht können beide Auffassungen zugleich richtig sein; Horaz habe eben beides gemeint: sur ces ébats au milieu de roses abondantes, le poète s'est exprimé d'une manière vague: pourquoi ne pas renoncer à être précis où il ne l'a pas été? Das ist ja ein Verschlag zu gütlicher Einigung, aber auf Kosten des Dichters. Die Wahl zwischen den beiden Interpretationen ist gewiß nicht leicht: aber m. E. entscheidet die Stelle Eleg. in Maec. I 93 f. für das Rosenlager.

Od. I 7, 19 ff. Ist *molli* Imperativ oder Ablativ? Plessis hält es für den Imperativ, indem er u. a. bemerkt: Ussani fait observer fort sensément qu'Horace, dans les vers 19 à 21, envisage pour Plancus deux situations différentes: *seu castra tenent* et *seu tenebit Tibur*; à la seconde de ces hypothèses se réfère *finire tristitiam* (qui, en effet, ne convient qu'à elle seule); à la première *mollire mero.* Vgl. über diese Stelle JB. XXXVII S. 155 ff. und im vorliegenden Jahresbericht oben n. 19.

Digitized by Google

Od. I 12, 19 ff. *Proeliis audax* zieht Plessis zu *Liber*, namentlich unter Berufung auf Od. II 19. Aber siehe dagegen Heinze.

Od. I 13, 2 f. Horaz habe *cerea* geschrieben, und zwar im Sinne von *candida ut cera alba.*

28) Edmond Courbaud, Sur l'épître I 1 d'Horace. In den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain. Paris 1910, Champion. 4. S. 354—366.

Der Verfasser legt die Situation dar, in der die Epistel geschrieben ist, und entwickelt sorgsam ihren Gedankengang; es ergibt sich ihm daraus, daß L. Müller und andere unrecht daran getan haben, die Überlieferung anzutasten. Man wird dem Verfasser zustimmen müssen und kann höchstens über V. 56, dessen Echtheit er gleichfalls verteidigt (S. 361 Anm.), anderer Ansicht sein.

29) Otto Keller, Über den a. 1904 verbrannten Codex Taurinensis des Horaz. In den Mélanges offerts à M. Émile Chatelain. Paris 1910, Champion. 4. S. 531—534.

Keller macht Mitteilungen über eine Turiner, im Jahre 1868 von ihm untersuchte und im Jahre 1904 bei einem Brande zugrunde gegangene Horazhandschrift (vgl. die Ausgabe der Oden von Keller und Holder 1899, Praef. S. XXXIX f.). Sie war von mindestens drei verschiedenen Händen in drei verschiedenen Jahrhunderten (11., 13., 14. Jh.) geschrieben, und zwar augenscheinlich in Piemont oder dem Mailändischen. Hinsichtlich des Klassencharakters zeigte sie die größte Hinneigung zur ersten Klasse, die geringste zur zweiten Klasse.

30) A. Hallström, De loco Horatii A. P. v. 112 sqq. In Eranos, Acta philologica Suecana X (1910) S. 155 f.

Es handelt sich um die alte Streitfrage, ob Epist. II 3, 114 *divus* oder *Davus* zu lesen ist. Der Kern der Hallströmschen Publikation liegt in folgendem Satze: In fragmentis Menandri nuper repertis habemus initium fabulae Herois nomine inscriptae. Ibi in personarum indice legimus: *Δᾶος Ἥρως Θεός* (vgl. Leo im Hermes XLIII 1908 S. 121 ff. Ref.). Hanc fabulam Horatii animo obversatam esse credo scribendumque existimo: *Intererit multum Davusne loquatur an Heros.* Indessen dürfte doch zweifelhaft sein, ob die Gründe, um derentwillen die modernen Herausgeber sich für die Lesung *divus* entschieden haben, dadurch widerlegt sind. Auch läßt die Analogie der folgenden Verse es nicht recht glaublich erscheinen, daß Horaz gerade bei V. 114 ein bestimmtes Bühnenstück sollte im Auge gehabt haben.

31) Hendrik Wagenvoort, De Horatii quae dicuntur odis Romanis. Inauguraldissertation. Groningae 1911, J. B. Wolters. 115 S. gr. 8.

Veranlaßt ist diese Arbeit durch eine von der philosophischen Fakultät in Amsterdam im Jahre 1908 gestellte Aufgabe: ut institueretur disputatio de Horatii Odis l. III 1—6, ea ratione ut opiniones,

Digitized by Google

quae inde a Mommseno usque ad Petrum Corssenum cum de singularum partium tum de universa Odarum significatione prolatae essent, critice examinarentur, collatis quae de ea re scripsissent viri docti Loeschhorn Kreppel alii, et ipsius scriptoris interpretatio ostenderetur. Wozu dieses Thema die Möglichkeit gab, das hat der Verfasser geleistet: er hat ein eifriges Streben und einen rühmlichen Fleiß in der Durcharbeitung des gewaltigen Materials bekundet. Aber von einer Doktordissertation über d i e s e s Thema eine eigentliche Förderung des Standes der Forschung zu verlangen, wäre unbillig. Und auch daß es dem Verfasser nicht immer gelungen ist, den wenigen Weizen (d. h. die Resultate Mommsens, Heinzes, v. Domaszewskis und einzelner anderer) der vielen Spreu gegenüber richtig zu bewerten, soll ihm nicht allzu sehr zur Last gelegt werden; es mag ihn die Mitschuld vieler anderer decken. Keiner Entschuldigung bedarf es, daß ihm nicht a l l e s Material bekannt geworden ist; wozu noch mehr Wust aufwühlen? Nur bei wenigen Schriften mag man die Nichtberücksichtigung bedauern: so namentlich bei Widmanns Cannstädter Programm vom Jahre 1908, das allerdings bereits außerhalb der von der Fakultät gesetzten Zeitgrenze liegt.

Wir heben einiges Eigenartige hervor. Den Inhalt und Zusammenhang der Römeroden faßt Wagenvoort (S. 17) so auf: od. 1: Omnia morti obnoxia sunt, od. 2: exempta sola virtute, od. 3: propter quam Augusto quoque ascensus in caelum dabitur, od. 4: quippe qui mente, od. 5: virtute (bellica sc.), od. 6: pietate fideque emineat. Aber zum Horaztexte stimmt dies fast durchweg sehr wenig. — S. 28. Odae primae stropha prima atque odae secundae strophae ultimae nihil aliud continent quam meras formulas, non nisi ad indicandam argumenti gravitatem ab Horatio additas. Nämlich (S. 46) succurrit poetae inesse odis suis cum initiis sacris aliquam similitudinem, nempe quae id efficere vellent, ut homines '*non solum cum laetitia vivendi rationem, sed etiam cum spe meliore moriendi*' (Cic. de leg. II 14) acciperent. Dignam profecto qua uteretur comparationem! — Nach Wagenvoorts Ansicht (S. 40 ff.) haben dem Dichter bei Od. III 1 und 2 Stellen aus Platos Staat X c. 12—15 (p. 612—618) vorgeschwebt, speziell c. 15 *τυραννίδας τε γάρ κτλ.* bei *regum timendorum* etc.; eine Vergleichung der Texte läßt jedoch dem Referenten diese Annahme als unbegründet erscheinen. — S. 56. Plerique commentatores arbitrati sunt, Iunonis verba ita accipienda esse, quasi dea moneret ne imperii sedes Ilium transferretur. Cui interpretationi iam his de causis adstipulari non possumus etc. — S. 80. Der Verfasser wundert sich, daß die Stelle Cic. Leg. II 8 nicht zur Erklärung der Römeroden herangezogen sei: '*divos, et eos, qui caelestes semper habiti, colunto, et ollos, quos endo caelo merita locaverint, Herculem, Liberum, Aesculapium, Castorem, Pollucem, Quirinum. Ast olla, propter quae datur homini adscensus in caelum, Mentem, Virtutem, Pietatem, Fidem; earumque laudum delubra sunto*'. Nonne in aperto est, Horatium hanc legem spectasse in od. 3. 9—16, etiam porro spectasse in sequentibus odis 4, 5, 6, quippe ubi diserte

Digitized by Google

ostendat, Augustum revera enituisse iis virtutibus, '*propter quas datur homini adscensus in caelum*', nempe mente (od. 4), virtute — bellica sc., nam generalis hic virtus quaedam intellegi non poterat — (od. 5), pietate fideque (od. 6). Schwerlich indessen ist dem Horaz gerade diese Cicerostelle in den Sinn gekommen. Jener Zyklus der Halbgötter war ja sozusagen kanonisch (vgl. die Zusammenstellung bei Elter, in der Abhandlung über *Donarem pateras*, I S. 36 ff., II 1 S. 40, 3 ff., wo auch die obige Stelle berücksichtigt ist); und was die Gruppe der Tugenden anlangt, so entnahm sie Horaz doch wohl eher dem Ehrenschilde als einer entlegenen Cicerostelle (die bei Cicero zuletzt genannte *Fides* kommt zudem in Od. III 6 nicht vor).

Von S. 86 an folgen noch Beiträge zur Kritik und Erklärung der Römeroden; wir notieren daraus kurz zwei Konjekturen: III 5, 37 *hic, unde* (= *ut inde*) *vitam sumeret, impius*; III 6, 5 *quoad* (aber das überlieferte *quod* gibt den gleichen Sinn, und Synizesen sind in den Oden selten). Ebenso sei aus den Thesen (S. 111 ff.) angemerkt, daß Wagenvoort Od. II 16, 4 lesen will: *sidera, nauta*; diese m. E. nicht erforderliche Änderung hat er später in der Mnemosyne XXXXI (1911) S. 242 zu begründen gesucht (s. u. n. 39).

32) R. Philippson, Horaz' Verhältnis zur Philosophie. Sonderabdruck aus der Festschrift des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg, 1911. 34 S. 8.

Diesen wertvollen Beitrag zum Verständnis der Persönlichkeit des Horaz liest man mit wirklichem Genuß. Mit völliger Beherrschung des Stoffes und klarem, gesundem Urteile zeigt uns der Verfasser den Dichter als Anhänger der epikureischen Lehre und speziell als Schüler Philodems. Der Gedankengang der Abhandlung ist dieser:

Dem am Golf von Neapel ansässigen Philodem hatten sich Vergil, Quintilius Varus und Varius und mit ihnen auch Horaz angeschlossen. Die Epoden, die Satiren und die drei ersten Odenbücher zeigen die Einwirkungen dieser Lehre. Die vom Epikureismus abweichende Stellung, die Horaz zur Zeit der Odendichtung dem Götterglauben gegenüber einnimmt, beruht auf Anbequemung an des Kaisers Tendenzen (vgl. Friedrich S. 150 und in diesem Jahresberichte n. 1 S. 105). Nicht mit der Lehre Epikurs im Einklang, aber echt empfunden ist Horazens Patriotismus, sowie seine Neigung zur Liebe, zum Wein, zur Dichtkunst. Zur Zeit der Verstimmung mit Mäcenas, also in der Zeit des ersten Epistelbuches, hat er Anwandlungen von Stoicismus; aber als jene Verstimmung und diese Anwandlungen überwunden sind, gesellen sich bei ihm zum Epikureismus auch aristippische Anschauungen. — An diese Darstellung in biographischer Form schließt sich (S. 28 ff.) noch der Nachweis, daß Horaz in gewissen Punkten, in denen Philodem von Epikur abwich, es mit dem ersteren hielt; es ist anzunehmen, daß Horaz überhaupt seine Kenntnis der epikureischen Philosophie vornehmlich aus Philodems Schriften und mündlichen Vorträgen geschöpft hat.

Digitized by Google

Auch einige für den Gang der Untersuchung nebensächliche Punkte verdienen Erwähnung. S. 4 zu Epist. I 20, 23. Philippson denkt bei *belli* an Brutus und seinen Kreis: „Denn neben *urbis* können nicht die Genetive *belli domique* auch noch zu *primis* gezogen werden“. Für diese von den meisten Herausgebern abgelehnte Auffassung spricht auch die Wortstellung sowie die Erwägung, daß, wenn es sich nicht auch um militärische Tätigkeit des Horaz handelt, die Scheidung seiner Gönner in Militärs und Zivilisten unmotiviert erscheint. — S. 5. Die Ode I 14 weist Philippson etwa dem Jahre 40 zu. Aber es ist schwer zu glauben, daß Horaz nach dieser Ode noch ein Jahrzehnt lang die in Form und Inhalt großenteils wesentlich geringeren Epoden sollte gedichtet haben. — S. 9. Die *sermones quosdam* in der bekannten Suetonstelle bezieht Philippson, im Gegensatze zu Kießling-Heinze, nicht auf Epist. II 1 und 2, sondern auf Epist. I 1—20; vgl. L. Müller zu Epist. II 1, Friedrich S. 223 f., Lejay in der Revue de l'instruction publique en Belgique XLVI (1903) S. 167. — S. 16 f. Zutreffend spricht Philippson von der Unbefangenheit, mit welcher Horaz sich gelegentlich auch die Ausdrücke anderer Schulen zu eigen mache; hierzu möchte ich einen kleinen Beitrag geben, den, soviel ich sehe, die Ausgaben nicht bieten: Democrit bei Stob. fl. CVIII 70 (fr. 42 Mullach) *πενίην ἐπιεικέως φέρειν σωφρονέοντος* = Hor. Od. III 2, 1 *angustam amice pauperiem pati.* — S. 23. Die Ode II 6 möchte Philippson „näher an die Epistel I 7 (a. 21) heranrücken, vielleicht a. 24/3“. Es ist nicht abzusehen, weshalb man nicht beide Gedichte der gleichen Zeit, etwa den Jahren 25 oder 24, zuweisen sollte. — S. 29. Mit Hor. Epist. I 2, 62 *ira furor brevis est* wird folgende Philodemstelle verglichen, *π. ὀργῆς* c. 15. 28 ff. *τὴν ὀργὴν δέ τις εἴρηκεν (μανίαν). ἀλλ' ἐνίοτε τὴν ὄντως καλουμένην μανίαν ὀργὴν προσαγορεύομεν.* Mehr Ähnlichkeit mit Horazens Worten hat indes wegen Hinzufügung einer Zeitbestimmung ein doppelt erhaltener Ausspruch Catos: Plut. Apophth. Catonis 16 *τὸν δὲ ὀργιζόμενον ἐνόμιζε τοῦ μαινομένου χρόνῳ διαφέρειν* und Sententiae Catonis (siehe Philol. 1854 S. 680) *inter iratum et insanum nihil nisi dies differt.* Das Gleiche gilt von folgenden Stellen: Hor. Od. I 9, 14 *quem fors dierum cumque dabit, lucro appone*; Philodem *π. θαν.* c. 38. 18 *τὴν μίαν ἡμέραν ὡς αἰῶνα κερδαίνει*; Dist. Cat. I 33 *cum dubia in certis versetur vita periclis, pro lucro tibi pone diem quicumque sequetur.* Vgl. JB. XXXVII S. 137.

Es wäre zu wünschen, daß die interessante Abhandlung durch den Buchhandel allgemein zugänglich gemacht würde.

33) E. Schweikert, Cruquius und der codex Divaei des Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1911, S. 523—525.

Gegen ein von Bick (WS. f. klass. Phil. 1911 S. 237) geäußertes Befremden rechtfertigt sich Schweikert. Hinsichtlich der Wertung der Angaben des Cruquius stimmt er im Prinzip mit Bick überein.

Digitized by Google

möchte ihnen aber doch für einige Horazstellen (er verweist auf Sat. I 6, 126, Epist. I 16, 43) Bedeutung beimessen.

34) Josef Mesk, Solventur risu tabulae (Horaz Sat. II 1, 86). In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1911 S. 531—537.

Tabulae versteht Mesk vom Zwölftafelgesetze und äußert sich über den Sinn der Stelle folgendermaßen: „Trebatius, für den die Gesetze heilig sind (V. 81), kann sich in der spitzfindigen Auslegung derselben mit dem Dichter nicht eins erklären; für ihn bedeutet sie eine Umgehung und dadurch eine Verletzung des Gesetzes. Aber als Mann, der die Gerichte kennt, sieht er die Wirkung der witzigen Interpretation und der witzigen Satiren voraus: der Witz wird siegen, die Macht des Gesetzes wird durch die des Lachens gebrochen werden". Man wird sich schwer dazu verstehen, den so einfach aussehenden Worten des Textes einen so künstlich gewundenen Sinn beizulegen. Ref. hat (JB. XXXVII S. 157) durch Konjektur zu helfen gesucht: *solventur risu malae.*

35) Robert F. T. Crook, A Note on Horace's Ode III 26, 7. In The Classical Review XXV (1911) S. 74.

It seems to me that Horace used *arcus* here because it was Cupid's favourite weapon. Indes ist diese Auffassung weder neu noch billigenswert; vgl. JB. XXIX S. 63.

36) A. Sloman, Note on Horace, Carm. IV 5, 1. In The Classical Review XXV (1911) S. 109 f.

Sloman erörtert die Frage, ob *divis bonis* Ablativus absolutus sei oder Ablativ des Ursprungs. Für den Ablativus absolutus könne man sich auf Sat. II 3, 8 und Od. IV 2, 37 f. berufen, für den Ablativ des Ursprungs auf Od. I 12, 50, III 6, 33, IV 6, 32, Epist. I 6, 22, Sat. I 6, 73, sowie auf *Maecenas atavis edite regibus* und das Vergilische *nate dea.* Anstößig sei bei der Annahme eines Ablativus absolutus, daß dann *orte* völlig allein stehe. To sum up: *A* (d. i. der Ablativus absolutus) presents us with a form of address which is in itself doubtful Latin, and which certainly has no parallel in Horace, nor to the best of the writer's belief in any author of repute; in *B* (d. i. der Ablativ des Ursprungs) we have a common construction with five or six exact parallels in Horace, and which yields an excellent sense. So entscheidet sich denn Sloman für die zweite Auffassung, der bisher nur die Minorität der Herausgeber (so Heinze) anhing. Auch mir kommt diese wahrscheinlicher vor, ohne daß ich der Slomanschen Begründung durchweg zustimmen möchte. Aber für den Ablativ des Ursprungs spricht m. E. erstens *dux bone* V. 5 und 37, da das absichtlich (vgl. Heinze) wiederholte Adjektiv doch wohl beidemal in demselben Sinne, nämlich in dem einer dauernden Eigenschaft, gebraucht sein dürfte, und nicht das eine Mal im Sinne eines vorübergehenden Zustandes; zweitens der

Digitized by Google

Hinweis der Akronischen Scholien auf Verg. Aen. IX 642 *dis genite et geniture deos*, und drittens die Wahrscheinlichkeit, daß dem Dichter bei den Worten *divis orte bonis, optime Romulae custos gentis,* folgende Stelle des Ennius (Cic. rep. I 41, 64) vorschwebte: *o Romule, Romule, die, qualem te patriae custodem di genuerunt! o pater, o genitor, o sanguen dis oriundum!* (vgl. *lucem redde tuae ... patriae* mit ebd. *tu produxisti nos intra luminis oras*).

37) John Sargeaunt, On Horace, Carm. IV 5, 1. In The Classical Review XXV (1911) S. 247 f.

Sargeaunt polemisiert gegen Sloman und faßt *divis bonis* adverbial: Divine descent has no relation to those powers and qualities of Augustus which Horace here celebrates. In fact, some descendants of gods receive from the poet epithets by no means complimentary.

38) R. C. Seaton, On Horace, Carm. IV 5, 1. In The Classical Review XXV (1911) S. 248.

Auch Seaton tritt für die Auffassung als Ablativus absolutus ein: Sat. II 3, 8 *iratis natus paries dis* is ample justification for taking *divis bonis* as abl. abs.

39) H. Wagenvoort, Emendatur Horatius Carm II 16, 4. In der Mnemosyne XXXXI (1911) S. 242.

Wagenvoort wiederholt hier unter Beifügung einer Begründung eine These, die er schon in seiner Doktordissertation (siehe oben n. 31) aufgestellt hatte. Da *prensus* kein Beziehungswort habe und nicht substantivisch stehen könne, vermutet er in V. 4 *nauta* statt *nautis*. Die Stelle Od. I 12, 27 f. *quorum simul alba nautis stella refulsit* (die ein anderer für Od. II 16, 4 zur Verteidigung der Überlieferung benutzen würde) zitiert er, um die Genesis des Fehlers zu erklären.

Aber siehe zu dem substantivischen Gebrauche des Partizipiums im Singular L. Müller und Heinze.

40) Hugo Traut, Horaz' Römeroden und der clupeus aureus, 6, 13 ff. des Monumentum Ancyranum. Im Philologus LXX (1911) S. 317—320.

„Unter dem Plural *anciliorum* sind hier" (III 5, 10) „zwei ganz verschiedenartige Schilde zu denken, der clupeus aureus und der Schild, der unter Numas Herrschaft vom Himmel gefallen sein soll". Aber konnte Horaz seinen Lesern zumuten, unter *ancilia* etwas anderes zu verstehen, als was dieses Wort stets bedeutete? Und konnten die gefangenen Römer im Partherlande des clupeus aureus überhaupt eingedenk sein? — Weit eher kann man dem Verfasser zustimmen, wenn er (wie schon Friedrich, S. 164 f.) die Möglichkeit andeutet, am Schlusse der ersten Römerode als Nebengedanken eine Beziehung darauf zu erkennen, daß der Dichter die Stellung eines Privatsekretärs bei Oktavian ausgeschlagen habe, um die Freiheit seiner Denk- und Handlungsweise behaupten zu können.

Digitized by Google

41) Paul Weißenfels, Zu Horat. Satir. I 1, Analyse, Interpretation, Kritik. In der vom Kgl. Pädagogium und Waisenhause zu Züllichau veröffentlichten Festschrift zur Einweihungsfeier des neuen Klassengebäudes am 13. und 14. August. Züllichau 1911. 4. S. 67—78.

„Für sich genommen, sind die Teile und die Unterteile der Satire tadellos, unterhalten den Leser aufs angenehmste und täuschen ihn über die Gebrechen des Ganzen hinweg“ (S. 78). Durch das zweite Stück dieses Satzes rückt Weißenfels (dem auch Ref. hierin Beifall zollt) von denjenigen ab, welche den Bau dieser Satire als durchaus wohlgelungen zu erweisen bemüht sind. Und zu dem vorhergehenden Lobe will es eigentlich nicht ganz stimmen, daß der Verfasser (S. 72) zu V. 40 bemerkt: „Wenn Horaz das Gebaren aus dem Neid gegen Reichere erklärt (*dum ne sit te ditior alter*), so schlägt er damit freilich ein Motiv an, das wir lieber an dieser Stelle vermissen und später als eine selbständige Triebfeder behandelt sehen würden“. Ich resümiere nun die Hauptpunkte von Weißenfels' Auffassung.

Die an der Spitze stehende Frage bilde das Thema der Satire (S. 69). Die Verse 14 *ne te* bis 22 seien eine völlig zureichende Antwort auf diese Frage und ließen sich in das eine Wort *inconstantiā* zusammenfassen (S. 70. 71). Ref. kann hier nicht zustimmen. Ein Grund für die Unzufriedenheit mit dem eigenen Berufe und die Lobpreisung des fremden wird bei Horaz überhaupt nicht angegeben; sondern nachdem die Tatsächlichkeit dieser beiden Dinge erwiesen ist, wird gezeigt, daß die Lobpreisung nur ein Werk der Zunge ist und sich nicht in Handlungen umsetzt. W.' Ausdruck *inconstantia* trifft eben insofern nicht zu, als die Menschen ja einen Berufswechsel ablehnen). Der zweite Teil, V. 22—107, geißele die *avaritia* (S. 71); die beiden Teile verbinde nichts miteinander (S. 75). In diesem Teile wende sich Horaz zunächst gegen die Habsüchtigen, die für die Stunde der Not zu sparen behaupten, V. 23—40 (S. 72). Das Sammeln von Schätzen ohne vernünftige Verwendung sei zwecklos, V. 41—60 (S. 72). Andere *avari* seien der Ansicht: „Das Geld macht den Mann“, V. 61—79 (S. 73. Lassen sich diese Verse so zusammenfassen?). Eine andere Beschönigung sei: „Für Krankheitsfälle schafft mir das Geld die notwendige Pflege“, V. 80—107. S. 74. (Einen solchen Gedanken des Geizigen vermag Ref. im Horaztexte nicht zu finden; auch bilden die bezeichneten Verse wohl keinen einheitlichen Teil). Mit V. 108 setze der Schluß der Satire ein (S. 75); Weißenfels liest hier *nemo ut avarus* (wenn er dies aber auch als die Lesung Krügers bezeichnet, so trifft das für dessen neuere Auflagen nicht zu). Über diesen Schluß äußert sich Weißenfels folgendermaßen (S. 78): „*Illuc, unde abii, redeo* sagt der Dichter, nicht weil er wieder zur These des Anfangs selbst zurückzukehren beabsichtigt, sondern lediglich, weil er deren Form wieder zu benutzen im Sinne hat, nämlich *Nemo — laudet diversa sequentes*, und als Zusammenfassung des breiten *quam sibi sortem — contentus vivat* das gleichwertige *se probet* setzen will. Mit Benutzung dieses

Digitized by Google

Wortlautes und eines äquivalenten Ausdrucks spricht er den neuen Gedanken aus: ich kehre zu dem anfangs gebrauchten Ausdruck mit der Behauptung zurück, daß kein Habsüchtiger mit seinem Stande zufrieden ist, Habsüchtige vielmehr die Vertreter anderer Stände loben. Was darauf folgt — mögen wir den Satz mit *laboret* oder nach Änderung von *obstat* in *obstet* erst mit *euntem* schließen —, ist eine Ausmalung der *invidia*, eines Fehlers, der allerdings nicht notwendig mit der Habsucht verbunden sein muß. Aber gerade durch die Annahme, daß beide Fehler untrennbar miteinander verbunden seien, und durch die Unterdrückung des vorher ausgesprochenen Gedankens, daß jedenfalls ein Teil der Habsüchtigen mit seiner Lebensführung ganz zufrieden ist, gewinnt nun der Dichter einen Schluß, der den trügerischen Schein eines einheitlichen Grundgedankens der ganzen Satire erweckt; und dieser scheinbare Grundgedanke ist: Die Menschen sind unzufrieden mit ihrem Stande, teils aus Inkonsequenz, teils weil sie die Habsucht zu einem wirklichen Genuß des Lebens nicht gelangen läßt. Inhaltlich aber schließen die Verse 113—121 nicht 1—112, sondern 23—112 ab; als Abschluß des Ganzen könnte nur der letzte Satz in Anspruch genommen werden". Diesen wichtigsten Passus der interessanten Weißenfelsschen Abhandlung glaubte ich den Lesern wortgetreu vorführen zu sollen; eine Debatte darüber würde aber zu weit führen.

Noch eine Bemerkung zu einer einzelnen Stelle, V. 71: hier will Weißenfels (S. 73) die Interpunktion vor *inhians* setzen. Aber Horaz behandelt die Inversion bei *et* mit größerer Vorsicht.

42) L. H. Allen, Horace, Od. I 20: tu bibes. In The Classical Review XXV (1911) S. 168—170.

Allen mustert die Angaben der Alten über die Qualität der in der letzten Strophe genannten vier Weinsorten. The result would be that Caecuban and Calenian are first-class wines, one (Allen meint den Kalener) being peculiarly suited to a convalescent; that Falernian is a second-class wine, harmful for a convalescent; and that Formianum is a third class, probably a very poor wine. Der Sinn der Ode sei: 'Aha! my dear Maecenas, you who are not too proud to be an eques, if you come and dine with the freedman's son, you'll live the simple life with a vengeance. Do you think you're going to pet your stomach with champagne or invalid port? Oh, dear no! You'll not even get the coarser sorts from me. Down you sit to vin ordinaire.'

Die Einwendungen hiergegen liegen auf der Hand. *Tu bibes* als Frage im Sinne von: „Meinst du, daß du trinken wirst?" ist nicht glaublich. Von Gesundheitsrücksichten steht in der Ode nichts; und es müßte doch mindestens bei *Sabinum* dergleichen hervorgehoben sein.

43) Theodor Plüß, Realitäten in Gedichten des Horaz. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXV (1911) S. 549—557.

Plüß ist bekanntlich ein Gegner des Suchens nach „Realitäten" bei Horaz; seinen Standpunkt charakterisiert in der vorhergehenden

Abhandlung der Satz S. 550: „Was hat z. B. in der Horazerklärung eine Realität wie der Ehrenschild des Augustus für Schaden angerichtet an Logik und Poesie der Römeroden!"

IV 8. Plüß gibt einen Nachtrag zu dem, was er in den Neuen Jahrbüchern XII (1909) S. 66 ff. (vgl. JB. XXXVI S. 125) zu dieser Ode vorgetragen hat. Er sagt u. a.: „Horaz meint: wie der Sieg über Hannibal, bezeuge auch der Brand Karthagos das Verdienst Scipios. Aber nun sind gerade die zwei Scipionen den Dichtern um Horaz so zu einer Einheit geworden, daß diese einen Scipiaden nennen, wo wir historisch an zwei denken möchten (Lucr. III 1032. Prop. III 11, 67), oder daß sie die beiden als zwei Personen erst ausdrücklich scheiden, dann aber in Wirkung und Schicksalserfolg als Einheit bezeichnen (Virg. Aen. VI 842 f. Ps. Manilius Astrom. I 790)".

II 17. Wir heben auch hier aus der längeren Erörterung einige Stellen hervor. „Jedenfalls handelt es sich in unserem Horazgedicht um eine besondere jähe Losreißung vom Lebensgenossen und von der Lebensaufgabe und nicht darum, daß Mäcenas seine Freunde mit alten Todesgedanken plage". Zu V. 22 ff.: „Also nur als Möglichkeitsbeispiel nehme man an: noch während Mäcenas' Krankheit verbreite sich unter dem irgendwo versammelten römischen Volke ein Gerücht unkontrollierter Herkunft oder auch die bestimmtere Nachricht, daß in Mäcenas' Todesgefahr soeben eine glückliche Wendung sich vollziehe, und unwillkürlich begrüße das Volk diese Nachricht mit dem dreimaligen freudigen Beifallklatschen einer Spielzuschauerschaft". Über die „dichterische Gesamtvorstellung oder Idee" dieser Ode äußert sich der Verfasser folgendermaßen: „wie der bescheidene treue Lebensgefährte vom jähen Erschrecken über eine Schicksalsgefahr seines hohen Freundes dann im Wandel der Gedanken und Empfindungen dahin gelangt, an einem ferneren, gottbestimmten Zusammenleben und Zusammenwirken zuversichtlich und dankbar sich zu freuen".

44) A. Döring, Integer vitae. In den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 14[illegible] (1911), Heft 2, S. 308—314.

Döring zeigt aus dem Inhalte und Gedankengange des Gedichtes, sowie aus der Persönlichkeit des Adressaten, daß das Gedicht scherzhaft ist. „Horaz parodiert einen feierlich erhabenen Odenstil mit religiösem Anstrich und Übernahme einer stoisch gefärbten Providenzlehre, wie er, mutmaßlich von der Regierung des Augustus protegiert und von einer Modeströmung getragen, sich vielleicht bis zu sinnlosen und geschmacklosen Übertreibungen fortentwickelt hatte. Man könnte in gewissem Maße sagen: er parodiert sich selbst".

45) Grant Showerman, Horace the Philosopher of Life. In The Classical Journal VI (1911) S. 275—289.

Showerman, der schon mehrere hübsche Essays über Horaz veröffentlicht hat (in The Classical Journal VI 1911 S. 158 ff. und S. 244 ff., vgl. JB. XXXVII S. 152 und 153), fügt hier einen weiteren

hinzu. Eigentlich Neues kann derselbe nach der Natur der Sache nicht bringen; aber der Stoff ist sorgsam gesammelt und wird mit gesundem Urteil und in gefälliger Form vorgetragen.

46) Roy K. Hack, Catullus and Horace. In The Classical Journal VI (1911) S. 324—329.

Dieser kleine Aufsatz kämpft gegen den von H. V. Canter, Horace's Claim to Be the First Lyric Poet of Rome (in The Classical Journal VI 1911 S. 196 ff., vgl. JB. XXXVII S. 153). Hack meint: It is hard to resist the conclusion that Horace's *princeps Aeolium carmen* was after all an exaggeration ... It may be dealt with in several ways, always provided we do not commit the error of taking it too seriously ... Horace was a man and a poet; he was therefore not exempt from jealousy. He may perhaps have been a little vain: it is not unlikely that he may even have done what others have done before and since his time — he may have written that fateful *princeps* for no other reason than that it sounded well.

47) P. Dörwald, Die hauptsächlichsten Lehrsätze der Stoa und des Epikur, für die Cicero- und Horazlektüre zusammengestellt. Programm des Gymnasiums zu Neubrandenburg 1911. 4. S. 3—11.

Eine knappe, leicht verständliche, recht zweckentsprechende Zusammenstellung. In den Fußnoten wird auf die einschlägigen Stellen bei Cicero und Horaz verwiesen.

48) N. Herzen, Horace et le 'vadimonium desertum'. In der Nouvelle Revue historique de droit français et étranger XXXV (1911) S. 145—157.

Schwierigkeiten macht zu Sat. I 9, 37 und 74 ff. bekanntlich die Frage, wie durch das *desertum vadimonium* ein *perdere litem* habe herbeigeführt werden können; vgl. Heinzes Anmerkung, wo die erste der beiden vorgetragenen Auffassungen die von Savigny, Heindorf und Mommsen (Gesammelte Schriften III S. 320 Anm. 1) ist; anders Karlowa, Der römische Zivilprozeß zur Zeit der Legisaktionen, 1872, S. 327 ff. Neuerdings hat, wie wir aus Herzens Aufsatz entnehmen, André Fliniaux in seiner Abhandlung über das Vadimonium, Paris 1908, S. 94 f., die Streitfrage wieder erörtert und sich für Mommsens Ansicht entschieden. Herzen jedoch stellt eine neue Deutung auf: Que peut bien signifier le *perdere litem* de notre satire? De la perte de quel procès est-il question? ... Rien n'indique que ce soit le procès principal ... Nous proposons de comprendre le *perdere litem* dans le sens de la perte par le défendeur du procès que l'autre partie ne manquera pas de lui intenter pour cause de *vadimonium desertum*.

49) W. August, Zu Horaz carm. saec. V. 37 ff. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1911 S. 1453 f.

Vestrum, V. 37, bezogen die Akronischen Scholien und Porphyrion auf Apollo und Diana. Für dieselbe Deutung ist neuerdings Fowler

(Classical Quarterly IV S. 152) eingetreten: Apollo was the protecting god of Troy, and the way in which he is treated in Od. IV 6 written at this same time, seems to me to make it clear that Augustus whished to encourage the idea that Rome was in a legendary sense at least the work of Apollo; so setzt denn Fowler einen Punkt nicht hinter *puellas*, sondern erst hinter *relictis*. Seiner Ansicht pflichtet nun August bei und stützt sie durch den Hinweis, auf Verg. Aen. III 63 ff., 164 ff., IV 58 ff., X 33 ff., und besonders IV 345 f. (vgl. Carm. saec. V. 39); auch verweist er auf Boissier (Revue de philologie VIII 1884 S. 1 ff.), der gezeigt hat, wie Horaz den von Vergil vertretenen Gedanken der Abstammung der Römer von den Trojanern nach dessen Tode gleichsam übernimmt.

Ich glaube, August hat sich ein dankenswertes Verdienst dadurch erworben, daß er diese Auffassung ins Licht gerückt und weiter begründet hat.

50) Gustav Krüger, Zu Horat. carm. III 17. Im Rheinischen Museum LXVI (1911) S. 632—635.

Krüger sucht durch folgende Auffassung des Inhaltes einen einheitlichen Gedankenzusammenhang der Ode nachzuweisen: „Dein hochgradiger Ahnenstolz weist darauf hin, daß es in deinem Oberstübchen nicht ganz richtig ist, d. h. daß die Götter als Strafe für deinen Ahnenstolz *insania* (das Wort selbst wird dem Freunde gegenüber absichtlich vermieden) über dein Inneres verhängt haben. Wohlan denn! Befreie dich davon und bringe Heilung (*curabis*) dem in dir wohnenden Genius durch ein Sühne- und Reinigungsopfer, und zwar sobald als irgend möglich. Bereits (vgl. Evang. Luc. 8, 33) der nächste Tag (*cras*) eignet sich voraussichtlich besonders dazu, weil die *annosa cornix* gewissermaßen als *augur* für morgen Sturm und Regen verkündet, dauernde Tagesarbeit daher außerhalb des Hauses dir und deinen *famulis operum solutis* morgen nicht gestattet sein wird“. Für Schweineopfer gegen Wahnsinn beruft er sich auf Plaut. Menaechm. 288 ff.; die obige Deutung des von Lamia darzubringenden Ferkelopfers gehe auf mündliche Mitteilung des im Jahre 1855 verstorbenen Schulmannes Ferdinand Bamberger zurück, der auch darauf hingewiesen habe, daß sich ein Beleg bei Plautus finde.

Ref. fürchtet, daß diese Interpretation fehlgeht. Erstens: wollte Horaz die Genealogie tadeln, so durfte er sie nicht in V. 1 selbst anerkennen. Das tut er aber, wenn auch nur humoristisch; denn von dem Humor abgesehen steht *Aeli vetusto nobilis ab Lamo* parallel mit *Maecenas atavis edite regibus* u. dgl. Zweitens: lag denn etwa in dem Begriffe Schweineopfer an und für sich, ohne weiteren Zusatz, die Vorstellung, daß dasselbe als Heilmittel gegen Wahnsinn dienen sollte, so wie dies beim Trinken von Helleborus der Fall war? Davon kann natürlich gar nicht die Rede sein; vgl. über Schweineopfer Wissowa, Religion und Kultus der Römer, S. 346. Drittens: es fehlt in der Ode nicht nur das Wort *insania*, sondern auch jede Andeutung dieses Be-

Digitized by Google

griffes. Und dergleichen k a n n hier auch gar nicht vorhanden sein; das würde ja im schroffsten Widerspruch zu Horazens gesellschaftlicher Stellung und zu seinen Umgangsformen stehen. Er sagt in den Oden seinen hohen, reichen Gönnern und Freunden nur Angenehmes, Verbindliches, Kompläsantes, und auch dem Aelius Lamia gegenüber, dem er näher gestanden haben mag, wird er nur solche Scherze gemacht haben, die dieser nicht nur nicht übel nahm, sondern mit wirklichem Vergnügen akzeptierte. Daß aber Lamia sich darüber sollte sonderlich gefreut haben, wenn ihm in solcher Weise, wie es die in Frage stehende Interpretation annimmt, vor allem Publikum die Rute appliziert wurde, das scheint mir denn doch unglaublich.

Gern nehme ich diesen Anlaß wahr, um eine damit zusammenhängende und für das Verständnis der Ode nicht unerhebliche Frage aufzuwerfen: was heißt *originem (genus) ducere (trahere)*? Heißt es objektiv „abstammen" oder subjektiv „behaupten, daß man (oder jemand) abstamme"? An vielen Stellen weist ja der Zusammenhang nicht mit Sicherheit auf die eine oder andere Bedeutung hin, z. B. Verg. Aen. V 800 f. *fas omne est, Cytherea, meis te fidere regnis, unde genus ducis*; aber ich meine doch eine Anzahl von Stellen anführen zu können, wo nur die objektive Bedeutung möglich ist: Quint. I 5, 57 *'gurdos', quos pro stolidis accipit vulgus, ex Hispania duxisse originem audivi*; Quint. II 15, 4 *haec opinio originem ab Isocrate duxit*; Curt. III 1, 22 *Heneti, unde quidam Venetos trahere originem credunt*; Plin. h. n. V 24 (21) 86 *iungitur praefectura Mesopotamiae, ab Assyriis originem trahens*; Plin. h. n. VI 28 (32) 157 *a rege Cretae Minoe, ut existimant, originem trahentes*; Curt. IV 2, 3 *Macedonum reges credere, ab illo ipsos genus ducere.* Dagegen steht mir keine Stelle zur Verfügung, an der die subjektive Bedeutung erforderlich wäre, was z. B. der Fall sein würde, wenn der Begriff „fälschlich" dabei stände oder hinzuzudenken wäre, oder wenn es sich um den Ursprung eines anderen als des Subjektes von *duco (traho)* handelte; Curtius, wo er diese Bedeutung einmal ausdrücken will, bedient sich einer anderen Wendung: IV 12, 8 *ad Cyrum originem sui referens.* Sollte diese Beobachtung sich bestätigen, so würde daraus zweierlei folgen. Erstens: die erste Deutung der Horazode auf Tadel des Ahnenstolzes, bei der die subjektive Bedeutung von *originem ducere* zugrunde liegt, wäre auch von diesem Gesichtspunkte aus abzulehnen. Zweitens: die auf Konjektur beruhende Lesung *nepotum per memores genus omne fastos auctore ab illo ducit originem, qui etc.*, bei der, wie die adverbiale Bestimmung *per memores fastos* zeigt, gleichfalls die subjektive Bedeutung vorausgesetzt wird, wäre zu verwerfen, zugunsten der handschriftlichen Lesung ... *fastos, auctore ab illo ducis originem, qui etc.*

51) C o n c e t t o M a r c h e s i , I l c o n c e t t o d e l l ' a r t e n e l l e s a t i r e d i O r a z i o. In der Rivista d'Italia, Maggio [illegible], S. 740–760.

Der Verfasser handelt über die literarischen Strömungen jener Zeit, über Horazens Vorbilder und Vorgänger, Absichten (egli vuole

nei Sermones richiamare a una funzione etica l' opera d' arte) und Wirkungen, sowie über seine Abneigung gegen das Urteil der Masse.

52) Karl Schliack, Horatiana. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXV (1911) S. 612—620.

Od. I 17, 22 ff. Diese Stelle, die ich im JB. XXXVII S. 160 als „mißlungen" ansah, sucht Schliack zu retten. Er übersetzt: „Und nicht wird der Semele Sohn, (als) Thyoneus, dem Mars in sein Amt (oder in sein Handwerk) greifend, Kämpfe erregen" (ein in der Zeitschrift f. d. GW. enthaltener Druckfehler ist dabei auf Grund brieflicher Mitteilung des Verfassers verbessert) und erklärt: „Der Ausdruck *nec cum Marte confundet proelia* ist prägnant zu fassen im Sinne von *nec Bacchus confundendo cum Marte* (scil. *munus* oder *numen suum*, ohne daß jedoch damit gesagt sein soll, daß eine derartige Ergänzung so ausdrücklich erforderlich wäre) *proelia ciebit* (sc. *nobis* oder *inter nos*)". Aber *proelia confundere cum aliquo* = Kämpfe erregen, die zu erregen eines anderen Sache ist, muß ich für undenkbar erachten; die bei Kießling-Heinze zu I 33, 16 angeführten sonstigen prägnanten Ausdrücke, auf die sich Schliack beruft, sind ja ganz andersartig; *proelia confundere* wird sich in der Bedeutung nicht trennen lassen von *proelia miscere*.

Od. I 37, 18. Für *citus* vermutet Schliack *canis*. Dieses Wort hat — was dem Verfasser entgangen ist — Fritsch schon im Jahre 1897 in seiner Schulausgabe in den Text gesetzt; ich bemerkte dazu im JB. XXIV S. 69: „nicht übel, aber ob notwendig?" Und das ist auch noch jetzt meine Ansicht; zunächst: nicht notwendig. Jeder Leser wußte, daß der Jäger allein den Hasen nicht einholen kann, sondern daß man ihn sich von seinen Hunden begleitet denken muß, mit denen vereint er schneller ist als der Hase. Und während der Verfasser dem Horaz nicht zutrauen möchte, daß dieser das eine Gleichnis aus dem Tierleben und das andere aus dem Menschenleben entnommen habe, dürften doch viele Leser daran keinerlei ästhetischen Anstoß nehmen; vgl. auch z. B. II 5, 1—12 und 19 f. Übel ist ja die Konjektur *canis* keineswegs; aber sie zerstört doch in dem überlieferten Texte eine Feinheit des Ausdrucks, die eher das Werk des besonnen abwägenden Dichters als das zufällige Produkt eines Schreibfehlers zu sein scheint. Während nämlich für den Ausgang einer Verfolgung zwei Umstände wesentlich sind, das Verhältnis der Stärke und das Verhältnis der Schnelligkeit, wird bei dem ersten Gleichnis nur die Stärke, beim zweiten nur die Schnelligkeit erwähnt; das ist jener latente Gegensatz, über welchen Vogel in den Blättern für das Gymnasialschulwesen XLV (1909) S. 689 ff. hübsch gehandelt hat (vgl. JB. XXXVI S. 131 f.); und außerdem dürfte auch noch darin die geschickte Hand des Horaz zu erkennen sein, daß das Stärkeverhältnis beim ersten Gleichnisse durch ein dem Verfolgten gegebenes Attribut ausgedrückt ist, das Schnelligkeitsverhältnis beim zweiten Gleichnisse durch ein dem Verfolger gegebenes.

Digitized by Google

Epist. II 1, 141. Schliack vermutet *ipsa*, nämlich *spe*. Indes sehe man Krüger und Kießling-Heinze zu dem überlieferten *ipsum*.

Epist. II 3, 47 ff. Die Worte V. 52 f. *et — detorta* faßt Schliack „als einen Einwurf, den Horaz sich von solchen gegen seine vorangehende Forderung gemacht denkt, welche die Bildung neuer Worte für neue Sachen bzw. den Gebrauch neugebildeter auf Herleitung aus dem Griechischen beschränkt wissen wollten. Dann vindiziert er dem Dichter in Hinsicht auf Neuerungen im Ausdruck einfach eine doppelte Freiheit, einmal, ein bekanntes und gebräuchliches Wort in neuer Verbindung zu gebrauchen (*Dixeris egregie, notum si callida verbum reddiderit iunctura novum*), und sodann, für neue Dinge und Begriffe neue Worte zu bilden (*Si forte necesse est . . . . . dabiturque licentia sumpta pudenter*). Dies läßt er nun einen anderen zugeben und einräumen, läßt ihn aber zugleich dieses Zugeständnis dadurch begrenzen, daß er es auf die Ableitung solcher Wörter aus dem Griechischen beschränkt, um sich dann lebhaft gegen diese Beschränkung zu wenden und dagegen zu protestieren," usw. Den Einwurf übersetzt Schliack so: „Auch neue und jüngst gebildete Worte (nicht bloß neue Wortverbindungen und Redewendungen) wird man gelten lassen, wenn sie aus griechischer Quelle abgeleitet sparsam tröpfeln". Ich verzeichne gern diesen Versuch, der schwierigen Stelle beizukommen, obwohl ich nicht der Ansicht des Verfassers bin, „daß bei dieser Auffassung die Partie nach allen Seiten logisch wie in Ansehung des Inhalts klar und in Ordnung ist".

53) E. Walther, Zu Horatius (Od. I 2, 21). In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXV (1911) S. 620 und 767.

Walther schlägt vor: *audient cives acui in se ferrum*. Die Konjektur wird durch das Metrum widerlegt, so daß wir auf den Sinn nicht einzugehen brauchen. Der Verfasser selbst hat seine Konjektur bald darauf wegen des metrischen Anstoßes zurückgezogen.

54) R. C. Kukula, Römische Säkularpoesie. Neue Studien zu Horaz' 16. Epodus und Vergils 4. Ekloge. Leipzig und Berlin 1911. B. G. Teubner. 97 S. 8. 3 *M*.

Soweit diese Abhandlung sich auf Horaz bezieht, enthält sie eine nähere Darlegung und Begründung der Ansicht, die Kukula schon im Wiener Eranos 1909 S. 179 ff. (vgl. JB. XXXVI S. 130) vorgetragen hatte, daß nämlich die 16. Epode sarkastisch und apotreptisch gemeint sei. „Der 16. Epodus ist nicht Ausdruck seiner träumerischen Resignation, sondern in Wahrheit ein Aufschrei seines Unmutes über den utopistischen Gedanken einer Flucht nach den 'Inseln der Seligen'" (S. 32); „er will im Gewande des λόγος ἐσχηματισμένος eine politische Utopie jener Zeit mit den eigenen Ideen ihrer Anhänger persiflieren und ad absurdum führen" (S. 35).

Ref. befürchtet, daß der Verfasser mit vielem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit doch eine unmögliche These verteidigt, muß sich hier aber auf Hervorhebung einiger bedenklicher Punkte be-

Digitized by Google

schränken. Kukula meint S. 16, der seltsame Inhalt des Horazischen Vorschlages stehe in auffälligstem Gegensatze zu dem, was der Dichter in den Oden und Episteln über die Landflucht geäußert habe. Aber dazwischen liegt eben eine Wandlung. — Einer sarkastischen Deutung scheinen namentlich auch die vier Schlußverse (*Iuppiter ... piae ... piis*) zu widerstreiten. Deren Inhalt faßt nun Kukula folgendermaßen (S. 30): „Unaufhaltsam ging es abwärts, von der goldenen Zeit zur ehernen, von der ehernen zur eisernen; jetzt fehlt zu unserer Schmach und unserem Verderben — das ist m e i n e Ansicht, *vate me*, *ὡς ἂν ἐγὼ εἴπω* Hom. B 129 — nur noch das eine, daß ihr der väterlichen Erde den Rücken kehrt: g e h t, wenn ihr wollt und könnt!" Vgl. S. 24 f.: „Darum rühmt auch Horaz die Guten, die von dannen ziehen wollen, als *pii* (V. 63 und 66), denkt aber unverkennbar *impii* (ähnlich Sat. II 1, 54 *pia dextera*, ebend. 3, 243 *par nobile*, Plin. ep. VII 12, 2 *εὔζηλοι*; vgl. rhet. ad Herenn. IV 34, 46 Marx), ja er nennt sie 'Helden' (V. 39), obwohl er sie gleich im V. 40 mit dem schmählichen *volate* und V. 66 mit dem kräftigen Schlußwort *fuga* sehr verständlich als fahnenflüchtige Feiglinge brandmarkt". Und S. 31: „Der .. *σαρκασμός* des Verses 63 *Iuppiter illa piae secrevit litora genti* muß für römisches Publikum, dem das Verständnis kaustischen Spottes angeboren und das *σπουδαιογέλοιον* der Paränese geläufig war, wohl die wirksamste Ablehnung eines Köhlerglaubens gewesen sein, der in Zeiten der Entartung und selbstverschuldeten Unglücks (V. 2 und 9) statt aus eigener Ermannung immer wieder Hilfe von Juppiter erwartete".

Als Abfassungszeit bezeichnet Kukula S. 39 den Frühling des Jahres 40, was mit den Ansätzen anderer ziemlich übereinstimmt.

Auch wer der Ansicht Kukulas über den sarkastischen Charakter der Epode nicht zuzustimmen vermag, wird in der Abhandlung manches Interessante und Belehrende finden. Dahin rechne ich namentlich die Untersuchungen über die Benutzung älteren Materials in den beiden Gedichten, vgl. den zusammenfassenden Satz S. 91: „Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die beiden augusteischen Dichter derlei hellenische und hellenistische Scheidemünzen annahmen und verausgabten, haben sich natürlich beide, Horaz für sein Vaticinium von den seligen Gefilden, Vergil für seine Prophezeiung vom neuen *σωτήρ*, auch aus den jüdisch-hellenistischen Versorakeln über eine bevorstehende Erlösung der Menschheit dasjenige angeeignet, was ihnen für ihre besonderen literarisch-politischen Zwecke brauchbar und förderlich erschien". Auch folgender Satz, den ich allerdings nur teilweise akzeptieren kann, möge hier seine Stelle finden, S. 92 f.: „Die wirklichen Vorlagen waren für Horaz Homers *λόγος ἐσχηματισμένος B* 110 ff., den er unter stilgerechter Paraphrase eines damals kursierenden Sibyllenorakels an das *γένος σκωπτικόν* des Archilochos anglich".

Digitized by Google

55) Franz Gläser, Quaestiones Suetonianae de vitis Persii, Lucani, Horatii. Doktordissertation. Breslau 1911. 58 S. 8.

Über die Suetonische Vita Horatii handeln die Seiten 55—58. Der Verfasser zeigt, daß für die Echtheit der von manchen verdächtigten Stellen über Horazens Abstammung von einem Salzfischhändler und über seine Sinnlichkeit auch stilistische Gründe sprechen. An der letzteren Stelle verteidigt Gläser, wie Vahlen und Friedrich, die überlieferte Schreibung.

56) F. Boll, Zu Hor. Od. II 17. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXV (1911) S. 765—767.

Gegen Plüß (siehe oben n. 43) verharrt Boll bei seiner im Philologus 69 (1910) S. 164 ff. (vgl. JB. XXXVII S. 136 f.) ausgesprochenen Ansicht. In diesem Gedichte stecke Astrologie in einem Maße, das uns ganz fremd geworden sei. Horaz akkommodiere sich dem Angeredeten, der unter solchem fatalistischen Drucke leide. Durch seine Erklärung des Ausdrucks *Mercuriales viri* meint Boll zweierlei geleistet zu haben: „einmal wird so die ohne Zweifel beabsichtigte Gegenüberstellung von Horazens und Mäcenas 'Stern'... erst in ihrer Durchführung ganz verständlich, und andererseits verliert die nicht ohne Grund bemängelte Verbindung zweier Gottheiten, Faunus und Merkur, nun jeden Anstoß; Horaz hätte sich mit Faunus begnügen können, wenn er nur einen göttlichen Schutz hätte nennen wollen, aber er braucht auch für sich einen Planeten, der seine *tutela* übernimmt; daher die *Mercuriales viri*". Nach meiner Ansicht bilden Bolls Darlegungen einen wertvollen Beitrag zum Verständnis dieser Ode und zur Würdigung der Horazischen Dichtkunst (vgl. auch schon im JB. XXVII S. 81 die Anzeige eines Nicklinschen Artikels).

57) Grant Showerman, Horace, Monumentum aere perennius. In The Classical Journal VII (1911) S. 21—35

Zu den früheren (siehe oben n. 45) ein neuer Essay, der sich gleichfalls sehr angenehm liest. Nachdem der Verfasser in der Einleitung dargelegt hat, was man vom christlichen und humanitären Standpunkte aus an Horaz vermißt, erörtert er die Gründe seines dauernden Nachruhms. Diese findet er in Horazens Universalität, in seinem Naturalismus, in seiner Persönlichkeit, in seinem Stil, in seinem seelischen Gleichgewichte.

58) Joseph Weidgen, Textkritische Bemerkungen. Teil II: zu Thukydides und Horaz. Programm des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Coblenz, 1912. 4. S. 10—16.

Od. I 2, 21. Weidgen schlägt vor: *civi micuisse ferrum*. Aber wäre an dieser Stelle überhaupt zu ändern (vgl. JB. XXXVII S. 159), so würden andere Konjekturen, z. B. *secuisse*, wohl glatter erscheinen. Eine völlige Parallele für die hier anzunehmende Unterdrückung des Begriffes *adversus cives* ist bisher zwar nicht beigebracht worden;

Digitized by Google

aber einigermaßen vergleichbar scheint das Fehlen von *maritis* in Od. IV 5, 23 *laudantur simili prole puerperae.*

Od. III 23, 17 ff. „Man nehme das Ganze als Frage, und zwar, wenn man will — und ich ziehe es vor — mit einem hinter *aram* einzuschaltenden *an*". Also: „Oder besänftigt nicht deine Hand, wenn sie gabenlos den Altar berührt, *blandior* als eine *sumptuosa hostia* die erzürnten Penaten mit frommem Mehl und Salz?" Von der Auffassung des unveränderten Textes als Frage können wir absehen (vgl. JB. XXXVII S. 139 f.); der Zusatz von *an* aber ergibt eine ungewöhnliche Wortstellung, für die erst Belege beigebracht werden müßten.

Sat. I 6, 18 f. An dieser diffizilen Stelle vermutet Weidgen V. 18 *hau volgo longe longeque remotos* „Leute, die von der Menge ein nicht gerade übergroßer Abstand trennt" (*hau . . . longe longeque* = *haud ita longe*? Ref.), und V. 19 entweder *iamque esto*: *populus Laevino* etc. „und selbst zugegeben, wir seien es, so würde dennoch usw.", oder *nequam, esto, populus Laevino etc.* „dem, das sei zugegeben, nichtsnutzigen Laevinus".

Sat. II 3, 298. Da *totidem* jedenfalls unrichtig sei, schlägt Weidgen vor, entweder mit Döderlein *memet idem* oder mit Hertel *pol idem* oder nach seiner eigenen Vermutung *ter idem* zu schreiben.

Epist. II 3, 254. Der Verfasser konjiziert wie schon im Jahre 1882: *norma ita pridem* „so war es ehedem Regel". Aber der hier überlieferte Versschluß und Satzanfang *non ita pridem* hat eine so frappante Ähnlichkeit mit der einzigen anderen Stelle, wo Horaz *pridem* gebraucht, Sat. II 2, 46 *haud ita pridem*, daß eine Textverderbnis von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit hat. Ohne hier auf eine vergleichende Würdigung der Interpretationen eingehen zu wollen, möchte ich doch auf Wickhams Anmerkung aufmerksam machen: . . . an evidently hyperbolical way of saying that the idea of the metre was iambic, and that the admission of 'spondees' was an afterthought. "'Tis only the other day that,' etc. There is an affectation of carelessness in the whole passage.

59) Rudolf Methner, Exegetisch-kritische Bemerkungen zu einigen Gedichten des Horaz. Programm des Kgl. Gymnasiums zu Bromberg, 1912. 22 S. 8.

Drei böse Probleme werden hier in interessanter Weise erörtert; auch wo man nicht zustimmt, kann man den Verfasser gern bei seinen Deduktionen begleiten.

Od. I 7. Nach Methner bilden die Verse 1—14 den Inhalt eines Briefes, welchen Plancus an Horaz geschrieben hat. Der Verfasser denkt zunächst (übrigens nicht als der erste; vgl. Willenbücher, Lehrproben und Lehrgänge, 1903, Heft 76, S. 17 ff., JB. XXXI S. 86) daran, V. 10 *me* in *te* zu ändern, wodurch sich die Verse 1—14 als ein Referat des Horaz über den Brief des Plancus darstellen würden: „Du schreibst mir und klagst, daß alle die Schönheiten und Herrlichkeiten dort deine trübe Stimmung nicht haben verscheuchen können

Digitized by Google

und daß du dich nach der Heimat zurücksehnst". Aber dann sieht er von dieser Änderung ab und schließt vielmehr V. 1—14 in Anführungsstriche (so schon andere: Städler, E. Bartsch). Wir heben aus seiner Auffassung noch ein Moment hervor: Plancus habe sich vielleicht im militärischen Gefolge eines römischen Feldherrn befunden und sich angewidert gefühlt durch die aufdringliche Art, mit der die Herren seiner Gesellschaft oder andere Römer, mit denen er zusammenkam, auf jene Herrlichkeiten hinwiesen oder sie gar in Versen priesen. Gegen Methners Darlegung möchte ich, abgesehen von den Anführungsstrichen, einwenden, daß in V. 1—14 „bewegliche Klagen", auf die sich dann Horazens Antwort V. 15 ff. bezöge, überhaupt nicht enthalten sind; Horaz hätte diesen Bestandteil des zu beantwortenden Briefes nicht unterdrücken dürfen. Eine andere Ansicht habe ich mehrmals in diesen Jahresberichten vorgetragen, so XXVII S. 72. — V. 8 f. Methner konjiziert *pluribus* (nämlich *unum opus est*) und dann *dicere*; eine bedenkliche Doppeländerung.

Epist. I 11. „Indem Horaz diese Fragen" (V. 1—5) „an Bullatius richtet, erkennen wir, daß dieser in seinem Briefe an Horaz — wider Erwarten — nichts davon gesagt hat, welchen Eindruck alle diese schönen Gegenden auf ihn gemacht haben, sondern nur von dem reizlosen Lebedos gesprochen hat". „Wahrscheinlich ist *at Lebedum* zu lesen". (Diese Vermutung dürfte etwas für sich haben). Die Worte *scis Lebedus quid sit* sind nach Methner noch Worte des Horaz: „'Du weißt genau, so sagst du (in deinem Briefe), was an Lebedos sei'; es liegt also Personenverschiebung vor für 'du sagst: ich weiß genau'; im Folgenden aber wird die Personenverschiebung fallen gelassen und es steht die Form der direkten Rede, also: du sagst, du weißt genau, was an Lebedos sei; 'es ist zwar (so sagst du) ein ödes Nest, aber trotzdem bedauere ich, daß ich hier nicht leben kann und, der Meinen vergessend und von ihnen vergessen, vom festen Lande aus fernhin auf das wild bewegte Meer schauen kann'". Da hätte Horaz sich doch einer recht verzwickten Schreibweise bedient.

Od. I 28. Methner nimmt an, daß Archytas auf einer Meerfahrt ertrunken und ihm in der Nähe der Unglücksstelle am Strande ein *κενοτάφιον* errichtet worden sei. Horaz komme auf einer Seefahrt an dieser Stelle vorbei und rede den Archytas mit den Versen 1—22 an; in V. 21 sei *te* zu lesen. (Dies hat wohl zuerst Heinsius vermutet.) Die Verse 23—36 seien in Anführungszeichen zu setzen und als Worte, d. h. als vom Dichter gedachte, im Geiste von ihm gehörte Worte des Archytas aufzufassen. Der Reisende werde an die Verpflichtung gemahnt, für die hier unten auf dem Meeresgrunde liegende Leiche des Archytas dreimal eine Handvoll Sand hineinzuwerfen.

60) A. P. H. A. Slijpen, Disputatio critica de carminibus Horatii sex quae dicuntur odae Romanae. Leiden 1912, G. F. Théonville. VIII u. 182 S. gr. 8.

Diese Doktordissertation verdankt ihre Entstehung demselben Anlasse wie die von Wagenvoort (siehe oben n. 31). Slijpens Arbeit

Digitized by Google

hat bei der Konkurrenz das aureum praemium erhalten; auch sie zeugt, wie die Wagenvoortsche, von großem Fleiße. Daß sie (m. E.) keine neuen überzeugenden Gesamtanschauungen bringt, liegt im Wesen der Sache; nicht so eine Eigenheit, die dem Verfasser zur Last fällt: nämlich neben sonst vielfach bekundeter Besonnenheit des Urteils eine viel zu weit gehende Polemik gegen Mommsen und andere, die die Aktualität der Römeroden nachzuweisen gesucht haben. — Ohne erfreuliche Frucht ist aber Slijpens Arbeit nicht: mit Vergnügen weise ich im Folgenden, wo ich einige charakteristische Stellen exzerpiere, auf zwei glückliche, bisher entweder nicht oder zu wenig beachtete Zitate aus Cicero hin; sie sind ein paar neue Beiträge zu dem Bilde, das wir uns von der Lektüre, die Horaz trieb, und von der Art, wie sie bald bewußt, bald unbewußt, in seinen Dichtungen zur Wirkung kam, zu machen haben.

Zu III 1, 5 ff., S. 12: Veri mihi simillimum videtur poetam carmina sua a Iove incipere voluisse, ut clare et sine ambagibus ab initio eluceret ipsorum carminum sacra natura. Wertvoll ist dabei die Berufung auf Cic. Rep. I 56. — Zu III 2, S. 70: Summa carminis est haec: Laudatur coram virginibus puerisque Romanis V i r t u s R o m a n a cuius quasi partes praecipuae singulae cantantur a poeta. Hae partes sunt tres: continentia, fortitudo, deorum cultus fidelis. — Zu III 3, 1 ff., S. 86 f. Zu den von Corssen gegebenen Stellen, die eine Deutung auf Cato nahelegen, fügt Slijpen noch eine interessante Stelle, nämlich Cic. Off. I 31, 112, hinzu, fährt dann aber fort: neque negabo id ipsum, quod in exponenda altera oda libenter concessi: Horatium talium Tullii locorum non immemorem saltem fuisse, cum carmina sua componeret. Minime vero necessario ex eo efficitur, Catonem quem ita egisse probe sciebat poeta, diserte quoque ab eo laudari. — Zu III 6, 27, S. 141 und 147. Slijpen schreibt nach einigen Handschriften *intermissa*, ohne eine Rechtfertigung hinzuzufügen, deren dieser Ausdruck gegenüber der scharfen Verurteilung seitens mancher Herausgeber (Schütz: 'unsinnig', L. Müller: 'abgeschmackt') doch dringend bedarf. — Über den Gesamtcharakter der Römeroden äußert sich Slijpen S. 170 so: Una est sententia, quae omnia explicat, eorum, qui remotis praeiudiciis cunctis ipsos solum considerant v e r s u s. Ipsi agnoscunt Horatium p a r c e ibi celebrasse principem pro illis quidem temporibus, cum summis honoribus Romae, divinis in provinciis ornabatur Augustus. Ipsi agnoscunt, poetam per sex carmina, sibi prorsus constantem, docuisse pueros virginesque ea, quae ipse olim erat edoctus a patre illo suo probissimo et prudentissimo, quaeque, qua erat sana mente, rei publicae maxime profutura ipse perspiciebat. Und S. 49: Imprimis reiciendam puto omnem sententiam quae odis his turpem inurit notam: 'Höfische Gedichte'. Damit hängt seine Verwerfung der Mommsenschen Auffassung zusammen; an ein Zitat aus Mommsens Festrede, das mit dem Satze schließt: „Die ersten sechs Gedichte des dritten Buches bilden ein Ganzes und sind bestimmt, den neuen Namen Augustus zu feiern

Digitized by Google

und die an diesen Namen sich knüpfenden Gedanken zusammenzufassen" fügt Slijpen folgendes Urteil an: Cum saepissime de singulis locis supra res nobis fuerit cum Mommseno ampliter ostendimus quam ineptissime haec facturus fuisset poeta. Ne igitur eadem saepe dicamus, sufficiat nobis annotasse praeclarum virum mira nobis cecinisse carminumque vim perperam prorsus explicasse. Admittendum tamen existimo, id quod docet, carmina sex unum efficere cyclum (S. 162).

61) P. Rasi, Ad Horat. carm. I 2, 21 sqq. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1912 S. 156.

Rasi weist auf den metrischen Fehler in E. Walthers Konjektur (siehe oben n. 53) hin.

62) G. Schmid, Zoologisches — Philologisches. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXVI (1912) S. 1—21

Von dieser Abhandlung betrifft manches auch den Horaz. S. 8 zu Epod. 2, 60 *vel haedus ereptus lupo*. „Natürlich ließ man es dann braten. Und daß man es nun besonders wohlschmeckend fand, ist ebenso natürlich". Und weiter über *λυκόβρωτα*; vgl. JB. XXVIII S. 37 und XXXVII S. 127. — S. 10 ff. zu Od. I 1, 25. Schmid meint, die Deutung des *manet* = *pernoctat* lasse sich hier kaum rechtfertigen: die Berufung auf Sat. II 3, 234 lehnt er ab, da an dieser letzteren Stelle humoristische Übertreibung vorliege. Aber selbst wenn in den Situationen, welche dem Dichter in Od. I 1 vorschweben, das Übernachten nicht jagdgemäß sein sollte (worüber Ref. sich kein Urteil erlaubt), so würde daraus noch keineswegs folgen, daß Horaz das Übernachten nicht könne gemeint haben. Und der Zusammenhang legt diese Bedeutung nahe. — S. 11 f. zu Sat. II 3, 234. Bei *ocreatus* denkt Schmid an „ordentliche metallene Beinschienen"; so auch die meisten Herausgeber, gewiß richtig.

63) P. Rasi, Ipercritica Oraziana. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XL (1912) S. 120—122 und S. 192.

Rasi schließt sich in der Beurteilung von Od. I 2, 21 ganz an Kießling-Heinze an und widerlegt Walthers Konjektur (s. oben n. 53).

64) G. Krüger, Zu Rhein. Mus. Bd. LXVI S. 632 ff. (Horat. carm. III 17). Im Rhein. Mus. LXVII (1912) S. 142.

Krüger trägt zu dem oben n. 50 angezeigten Aufsatze nach, daß Bamberger über die erste Hälfte dieser Ode sich bereits im Philologus 1846 I S. 315 ff. geäußert hat.

65) John C. Rolfe, On Horace Serm. I 4, 26. In Classical Philology VII (1912) S. 246 f.

Rolfe hatte in Classical Review XIV (1900) S. 126 (vgl. JB. XXVIII S. 56) sich bei der genannten Horazstelle für die Schreibung *ab avaritia* ausgesprochen, Lejay dagegen war in der Revue

Digitized by Google

de philologie XXXI (1907) S. 58 ff. (vgl. JB. XXXIV S. 130) zu dem Resultate gelangt: *laborare ab avaritia* est pour Horace et pour son temps une construction suspecte. Rolfe sucht nun die von Lejay beanstandete Beweiskraft der Stelle Varro r. r. II 2, 17 aufrecht zu erhalten und wägt dann in bezug auf die Horazstelle die Gründe ab, für *ob avaritiam* spreche die Übereinstimmung der Handschriften; aber if we read *ob avaritiam*, we must credit Horace with a construction with *laborare* to which there is no parallel in our exstant literature... Surely the evidence against *ob avaritiam* is not to be lightly brushed aside. Ref. meint, daß mit Recht die meisten Herausgeber die „handschriftlich ganz feststehende" (Keller) Schreibung *ob avaritiam* bewahren; man findet sie in den Kommentaren hinreichend geschützt.

66) J. Gow, Horatiana. In The Classical Review XXVI (1912) S. 50—52.

Zu Od. I 20, 9—12. Surely Caecuban was a sort, and the best sort, of Formian wine, and Calenian was a sort, and the best sort of Falernian: and Horace, *more suo*, has arranged the specific and generic names in a chiasmus. The stanza means in effect, 'You drink (or give) Caecuban and Calenian, but I have neither Campanian nor Latin wine'. Schwerlich; nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ist anzunehmen, daß hier vier nebeneinander stehende Weinsorten genannt sind; eine Schwierigkeit liegt dabei gar nicht vor, da eben einfach das bekannte Schema Horatianum anzuerkennen ist.

Zu Epist. I 5, 6. *Arcesse* means 'send for my servant to fetch it'. *Vel imperium fer* means 'or, if you like, bring your prescription with you'. *Imperium* is, however, concrete for abstract: 'the thing you order', i. e. the wine itself. Diese Deutungen dürften aber doch durch den Sprachgebrauch nicht begünstigt werden.

Zu Epod. 9, 17. Gow verlangt: *at hui!* So schon Nairn in Classical Review XIII (1899) S. 461 (vgl. JB. XXVIII S. 50); aber man wird dem Horaz diese Interjektion kaum zutrauen mögen. Siehe zu dieser Stelle oben n. 1 S. 110.

Folgende Publikationen sind dem Referenten teils noch nicht, teils für diesen Jahresbericht zu spät zugänglich geworden:

Horace, Édition classique par J. B. Lechatellier. 5e édition. Paris 1910. J. de Gigord. XXXVI u. 479 S.

Orazio, Le Satire recate in Italiano e annotate, col testo al fronte, da a Balsamo. Firenze 1910. G. C. Sansoni. XXII u. 361 S. 24.

Ukáska moderního prekladu písní Horatiovych (Probe einer modernen Übersetzung von Horatius' Liedern), von R. Kantor. Progr. Gymn. Prerau 1910. 3 S.

K. Fürst, Komposice Horatiova listu k Pisonům. (Die Komposition des Briefes des Horatius ad Pisones). Progr. Gymn. Prerau 1910. 20 S.

Digitized by Google

Horace, Complete Works. Translated by various hands (Everymans library). London 1911. Dent. 294 S. 8.
Horace, Odes. Books III and IV. Translated into English from the text of J. Gow. London 1911. Simpkin. 44 S. 8.
Orazio, Il carme secolare [Trad. con testo latino a fronte, da] V. Sarti, nel cinquantenario della proclamazione del Regno. Pietrasanta 1911. Bacci. 10 S. 8.
Ch. Morgenstern, Horatius travestitus. Ein Studentenscherz. Mit einem Anhang: Aus dem Nachlaß des Horaz. Dritte Auflage. München 1911. Piper. 80 S. 8.
L. Levi, Da Orazio (L. IV, Od. 2). Estratto da l' Ateneo Veneto, Anno 34, fasc. 3. 7 S.
Ernst Redslob, Kritische Bemerkungen zu Horaz. Weimar 1912. Alexander Duncker. 98 S. 8.
Die Oden und Epoden des Q. Horatius Flaccus, für den Schulgebrauch herausgegeben von Emil Rosenberg. Gotha 1912, Perthes. Text 119 S., Kommentar 151 S. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

Digitized by Google

Homer.

Höhere Kritik.

1910—1912 (mit Nachträgen).

Die Behandlung der homerischen Frage hat eine Entwicklung genommen, welche die Bahnbrecher auf diesem Gebiete, Fr. A. Wolff, Lachmann und Kirchhoff nicht ahnen konnten, eine Entwicklung, die tatsächlich erst möglich geworden ist durch das Hinzukommen eines ganz neuen Forschungsgebietes, der Ausgrabungen an den Stätten homerischer und vorhomerischer Kultur. Durch diese neuen Untersuchungen fällt Licht auf die homerischen Gedichte — wir werden unten einen bezeichnenden Fall anführen —; aber ich muß hier die Warnung wiederholen, die ich 'Die Ilias als Dichtung' (wir wollen im folgenden mein Buch kurz mit IAD. bezeichnen) ausgesprochen habe: Diese Untersuchungen haben mit der Komposition der Gedichte gar nichts zu tun; sie liefern die Erkenntnis von dem Material, den Bausteinen, die bei dem Kunstbau der homerischen Gedichte verwendet sind, geben aber über die Kunst des Aufbaus, die 'Komposition', gar keinen Aufschluß. Dagegen ist die Frage: Welche Kultur schildert Homer? in den letzten Jahren mit großer Lebhaftigkeit behandelt worden. Es ist untersucht worden, wie viel die Phönizier, Assyrer, Babylonier und Ägypter zu der Kulturwelt, die uns aus Homers Gedichten entgegentritt, beigesteuert haben, und dieser Beitrag ist je nach dem Forschungsgebiet des einzelnen Gelehrten sehr verschieden bewertet worden.

Damit aber ist Homer, der bisher als ältester 'Quellenschriftsteller' der griechischen Geschichte galt, „eingereiht in eine über ein Jahrtausend ältere Kultur", ganz wie die Geschichtsbücher der Bibel in Zusammenhang gebracht sind mit den Forschungen über die assyrisch-babylonische und altägyptische Kultur. Daraus ergeben sich eine ganze Reihe neuer Fragen, von denen ich hier nur die eine erwähne: Hat Homer die Wirklichkeit, d. h. in der Hauptsache seine eigene Zeit geschildert, oder wiegt in seiner Schilderung die Phantasie so vor, daß er uns nur Idealbilder gibt, bunte Geschöpfe seiner Einbildungskraft, wie etwa Aristophanes in den Vögeln das Wolkenkuckucksheim oder Horaz in der 15. Epode die Inseln der Seligen schildert? Die Beantwortung dieser Frage ist von der äußersten

Digitized by Google

Wichtigkeit nicht nur für die Beurteilung der geschilderten Verhältnisse, sondern auch wegen der Angaben über die Örtlichkeit. Jedenfalls ist klar, daß wir immer mehr, wie es ja schon in den letzten Berichten geschehen ist, die „Realien" in den Kreis unserer Betrachtung hineinziehen müssen; daß ferner die Frage gewaltig an Umfang gewinnt und daher Beschränkung auf das Notwendigste geboten erscheint, wenn der Bericht nicht 'uferlos' werden soll. Ich gedenke im folgenden den hierher gehörenden Stoff im „allgemeinen Teile" zu behandeln (bisher „Vorfragen") und diesem die eigentliche Homerkritik gegenüberzustellen. Diese hat in den letzten Jahren eine ganz erhebliche Wandlung durchgemacht; sie wendet sich immer mehr einer gerechteren Würdigung der Gedichte zu, sucht diese als Kunstwerke zu erfassen und die Technik, die zu ihrem Aufbau geführt hat, zu ergründen. Nur vereinzelt sind Arbeiten der veralteten (zersetzenden) Methode, deren gänzliche Überwindung hoffentlich nur noch eine Frage der Zeit ist.

I. Allgemeiner Teil.

a) Die Örtlichkeit der Handlung.

1) A. Gruhn: Der Schauplatz der Ilias und Odyssee.
   a) 9. Heft: Kyklopen und Phäaken. Selbstverlag. Berlin-Grunewald 1910.
   b) 10. Heft: Äolus, Lästrygonen, Kirke, Aides und Albanien. 1911.
   c) 11. Heft: Von den Sirenen bis Ogygia. Die Inseln der Irrfahrten. 1911.

Ich habe diese drei Hefte Wochenschr. f. kl. Phil. 1911 Sp. 339/40; 897/98; 1363/64 kurz besprochen und will auch hier nur den Hauptinhalt andeuten. Im Unterschiede von Victor Bérard (s. JB. 1903 S. 308 und 1905 S. 155) und Champault (s. u.), dem Hennings in einer Hauptsache zustimmt (JB. 1910 S. 349), glaubt Gruhn die Örtlichkeit der Irrfahrten allein im Adriatischen Meere ermittelt zu haben; selbst nach Afrika, wohin man gewöhnlich die Lotosesser verlegt, läßt er Odysseus nicht gelangen, sondern er sucht das Land der Lotophagen in Unteritalien bei Otranto. Die Kyklopen hatten ihre Heimat im nördlichen Epirus, nicht weit von den Thesproten und Taphiern. Da die Phäaken in ihrer Nähe wohnten — sie sollen ja doch vor ihnen geflohen sein —, sucht G. sie auf der Halbinsel Lipsipyrgos auf Leukas. Natürlich kann Leukas dann nicht das homerische Ithaka sein. Gegen diese Auffassung Dörpfelds wendet sich der Verf. mit scharfen Worten. Ithaka ist das heutige Thiaki. Aiolie ist Korfu, das Land der Lästrygonen etwa 350 km nördlich davon bei Cataro, die Namen Aiaie und Kirke weisen auf Othoni und Kerkyra hin (H. 10 S. 45), der Aides liegt nur eine kleine Tagereise davon am Abhange des Monte Stugara bei Butrinto, Ogygia ist eine Insel an der westlichen Balkanhalbinsel in der Nähe von Lissa. Natürlich ist dann auch die Scylla und Charybdis nicht mehr bei Sizilien zu suchen, und ebensowenig die Insel der Sirenen. Die Sirenen sind Aussätzige, θέλγειν heißt nicht 'bezaubern',

Digitized by Google

sondern 'anstecken' (!); ihr Aufenthaltsort war also eine natürlich nicht große 'Lazarettinsel'. Sie muß in der Nähe von Korfu liegen. Inseln mit einem Ankerplatz haben dort Vido und Lazaretto; beide nimmt G. für die Inseln der Sirenen in Anspruch. Thrinakria aber ist die vier Seemeilen südlich von Korfu gelegene Insel Raxo (s. S. 56). Selbstverständlich sind dann in ihrer Nähe auch die Plankten und die Scylla und Charybdis zu suchen, da Odysseus bald, nachdem er bei den Sirenen vorbeigefahren ist, zu dieser gefährlichen Straße kommt. In einer Zuschrift an die Wochenschr. f. kl. Phil. 1912 Sp. 55 erklärt er — ich habe seine Darstellung, die nichts weniger als klar ist, anders aufgefaßt —, daß er die beiden Zitadellenfelsen der Stadt Korfu als die Plankten bestimmt habe und den „Okeanos außerhalb der Stadtfelsen von Korfu als die Straße" (mir unverständlich!), die große Gefahren bot, Gefahren, die allein Argo überwunden habe, da 'Jason der Here Freund war'. Die Gefahren bestehen in hohem Wellenschlag und in Feuergarben. Hoher Wellenschlag im Becken von Korfu ist erwiesen. Daß aber den Göttern (= Hebräern) das Phönizische Feuer bekannt gewesen ist, will er im 4. (bisher nicht veröffentlichten) Hefte bewiesen haben. Damit kommen wir zur Hauptsache: G. glaubt dort den Beweis erbracht zu haben, daß die Götter der Ilias und Odyssee nichts anderes sind als die Juden; er schildert im letzten Hefte (S. 174 u. f.) in beweglichen Worten den verhängnisvollen Einfluß, den die Juden von den ältesten Zeiten an ausgeübt haben, — doch dies gehört wohl nicht mehr in den Homerbericht.

2) Ph. Champault, Phéniciens et Grecs en Italie d'après l'Odyssée. Étude géographique, historique et sociale. Paris 1906, E. Leroux. 602 S. 8.

3) Ph. Champault, La terre de Circé et le pays des Morts dans l'Odyssée. Bibliothèque de la Société internationale de Science sociale. August-September 1910, S. 46 bis 72.

Im Anschluß an den unter 3) genannten Aufsatz hat mir der Herr Verfasser auch in liebenswürdiger Weise sein älteres Werk mitgeschickt, und ich will deshalb hier kurz auf den Inhalt hinweisen. (Ausführlich besprochen und gewürdigt ist es von Hennings, Berl. phil. Wochenschr. 1906 Sp. 1505/16.) Champault ist wie V. Bérard, Dörpfeld und Gruhn fest davon überzeugt, daß Homer die Örtlichkeiten, die er schildert, ganz genau kennt. Ja er glaubt, daß der Dichter bei den Phäaken selbst gewesen sei und hier Gastfreundschaft genossen habe. Wenn nun etwas an diesem Glauben irre machen muß, so ist es der Umstand, daß diese Forscher zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen kommen und jeder für seine Ansicht Gründe, die aus der Beschaffenheit der Örtlichkeit genommen sind, anzuführen vermag. Ch. findet die Insel der Phäaken, die er für Phönizier hält, auf Ischia, und Hennings stimmt ihm bei (JB. 1910 S. 349). Im Unterschiede von den Kritikern, die glauben, daß ein wie ein Schiff geformter Steinblock, wie er sich z. B. vor Korfu findet, Veranlassung zu der Sage

Digitized by Google

gegeben habe, daß hier einmal ein Schiff vom Meergott in Stein verwandelt sei und daß danach der Dichter die Szene in ν erfunden habe, glaubt Ch. aus der Darstellung Homers zu schließen, daß die Bewohner der Insel wirklich einmal eine solche Insel vor ihren Augen entstehen sahen und deshalb für ihre eigene Insel fürchteten. Denn es konnte eine solche Insel natürlich nur in einer vulkanischen Gegend entstehen, und es war zu befürchten, daß der Lavastrom weiter gehe und auch die Stadt bedrohe. Das sei der Sinn des Gebetes ν 171 u. ff. Die plötzlich entstandene Insel könne später sehr gut wieder verschwunden sein. Zugegeben; aber wenn der Verf. weiter schließt: da nun Ischia ein Vulkangebilde sei, daß dazu die näheren Angaben Homers über die Herkunft der Phäaken passe, so müsse man auch hier die Heimat der Phäaken suchen, so kann ich ihm nicht folgen. Denn Ischia ist nicht die einzige Insel im Mittelmeere, auf die Homers Schilderung paßt. Das beweist nicht nur die Darstellung Gruhns (s. o.), sondern der Verf. führt selbst eine Stelle aus Kallimachus an, aus der hervorgeht, daß die Kykladen und Sporaden im Ägäischen Meere gleiche Verhältnisse zeigen, und ähnlich steht es mit Korfu und den Inseln an der Westküste Griechenlands. Dasselbe gilt von der scharfsinnigen, im einzelnen geradezu überraschenden Darstellung, welche Ch. über die Insel der Circe und das Land der Toten in der o. a. Abhandlung bietet. Er findet die Insel der Circe etwa 14 km von Elba, 47 km von Korsika entfernt in der heute wenig bekannten Insel 'Pianosa'; die Meerenge zwischen Korsika und Sardinien vergleicht er mit der von Gibraltar. Für die älteren Schiffer fing hier der Ozean an; hier auf der Westküste von Sardinien war auch ursprünglich das Haus des Hades.

Ist aus diesem Grunde die Gesamtanschauung, trotz auffallender Übereinstimmung im einzelnen, nicht überzeugend, so fordern auch Einzelheiten zum Widerspruche heraus. Ch. legt Wert darauf, daß nach Skylax die Entfernung von Sizilien nach Gibraltar in gerader Linie ungefähr neun Tage Fahrt erforderte, und betont, daß dazu die Angabe μ 447 ff. passe, da Odysseus von der Scylla und Charybdis weg neun Tage gebraucht habe, um zur Kalypso zu gelangen, deren Insel Ch. wie Bérard in die Nähe des Atlas verlegt. Aber es kann doch unmöglich die Fahrt eines auf einem Kiel einsam dahinfahrenden Schiffbrüchigen mit der regelmäßigen Fahrt eines gut segelnden Schiffes, wie es Skylax annimmt, verglichen werden. Noch unverständlicher würde es sein, wenn Od. auf der selbstgezimmerten Barke zur Rückkehr den Weg auf der Nordseite des Mittelländischen Meeres gewählt hätte, der ihm unbekannt war, statt des halb so langen auf der Südseite, den er von der Herfahrt einigermaßen kannte. Wir meinen, der Dichter läßt Od. in ein unbekanntes Land hinausfahren und entzieht sich absichtlich jeder Kontrolle.

Dagegen ist dem Verf. wie Bérard unbedenklich zuzugeben, daß die Phönizier zu Homers Zeiten schon genau das westliche Becken des Mittelmeeres gekannt haben, und daß der Dichter von ihnen unmittelbar oder von seinen Landsleuten Erzählungen über jene Inseln

Digitized by Google

und ihre Bewohner erhalten haben kann. Es hat vor allen Bérard glaublich gemacht, daß die Phönizier gerade durch solche grausige Erzählungen, wie sie in ι—μ enthalten sind, die Griechen abzuschrecken versucht haben, diese Gegenden aufzusuchen.

Im übrigen ist Ch. ein entschiedener Verteidiger der Einheit der Gedichte; er ist sogar wenig geneigt, Interpolationen gelten zu lassen (S. 55/56). Wenn man z. B. die Verse ϑ 557 ff. ausgeschieden hat, weil es unsinnig sei anzunehmen, daß die Schiffer von Ischia aus in einem Tage nach Euböa und zurück gelangen könnten, so erklärt er diese auffallende Tatsache aus soziologischen Gründen. Zu der Zeit, als Homer dichtete, hatten die Phönizier — Scheria hält er für eine phönizische Kolonie — allen Grund, wie stets herrschende Seevölker in ähnlicher Lage, ihre 'Itinerarien' geheim zu halten. So greift auch hier Alkinoos selbst dem Gastfreunde gegenüber lieber zum Zauberschiff, das alle Wege mit zauberhafter Schnelle zurücklegt, als daß er ihm die Wahrheit sagt. Sehr schön; aber woher hat dann der Dichter die übrigen genauen Angaben über die Entfernungen, die doch für Ch. einen so starken Beweis für die Richtigkeit seiner Ansetzungen bilden? Sollte es nicht natürlicher sein, anzunehmen, daß der Dichter selbst, der Alkinoos so sprechen läßt, keine genaue Kenntnis von der Entfernung der Orte hatte, zu denen er seinen Helden gelangen läßt, da eben die Phönizier sie geheim hielten? Näher auf das Buch einzugehen, namentlich auf die Schlußsätze (S. 579—589), verbietet uns der Zweck dieser JB. Wir empfehlen es aber den Geographen und Historikern zum Studium, da es ja in erster Linie Aufklärung geben will über die vorhellenische Zeit und Kultur.

4) Rüter, Mit Dörpfeld nach Leukas-Ithaka und dem Peloponnes. S.-A. aus dem Jahresb. d. Königl. Domgymn. in Halberstadt. 1911. 51 S. 4.

Rüter hat im Frühjahr 1910 (vom 18. 3.—22. 5.) eine Reise in den sonnigen Süden gemacht und dabei das Glück gehabt, Olympia, Pylos, Leukas in der liebenswürdigen Gesellschaft Dörpfelds zu sehen. Wie alle, die Dörpfeld näher getreten sind, ist auch R. in den Bann seiner Überzeugung über Leukas gezogen worden. Dörpfeld hat R. und den übrigen Reisebegleitern auch seine Ansicht über die Entstehung der homerischen Gedichte, über das ursprüngliche Ithaka und Pylos in längeren Vorträgen auseinandergesetzt und so einleuchtend gemacht, daß zunächst wohl keiner der Reisebegleiter an der Richtigkeit dieser Auffassung zu zweifeln gewagt hat. Rüter gibt hier eine klare Darstellung der wichtigsten Punkte. Wir erfahren hier zum ersten Male öffentlich, daß Dörpfeld die Zeit der ursprünglichen Handlung der Ilias ebenso wie die der Odyssee auf 10 Tage festsetzt, — mir persönlich hat D. dieselbe Ansicht schon vor zwei Jahren vorgetragen und sie kürzlich näher begründet; aber da noch nicht ein vollkommen klar übersehbares Ergebnis vorliegt, auch R. nichts Näheres darüber bringt, so können wir hier noch nicht darauf eingehen. Hoffentlich

Digitized by Google

kommt D. bald dazu, seine Ansicht im ganzen Zusammenhange darzulegen.

Ausführlich entwickelt dagegen R. seine Ansicht über Leukas-Ithaka und erläutert das Gesagte durch sechs Karten: er ist ein überzeugter Anhänger D.s. Da wir das Für und Wider dieser Ansicht häufig erörtert haben und R. nichts wesentlich Neues außer einer klaren Übersicht über den Gang der Untersuchung bringt, so wollen wir hier nicht weiter darauf eingehen. Nur der letzte Satz S. 44 erfordert eine kurze Besprechung. Er lautet: „Die Übereinstimmung der geographischen und kulturellen Schilderungen der Ilias und Odyssee mit der Wirklichkeit achäischer Zeit führt zur Annahme zweier in vordorischer Zeit durch achäische Aöden entstandener Gedichte neben zahlreichen andern verloren gegangenen; diese sind von den durch die Dorier vertriebenen Achäern nach Kleinasien mitgenommen und dort unbeschadet sachlicher und sprachlicher Änderungen wunderbar erhalten geblieben“. In dieser Vorstellung liegt eine gewisse Unklarheit, namentlich wenn wir diese Sätze vergleichen mit der Bemerkung (S. 51): „Als daher nach der dorischen Wanderung Homer, ein gottbegnadeter Dichter, unter Benutzung des alten, vielfach veränderten Aödensanges nach einheitlichem Plane und in bewußter künstlerischer Tätigkeit die Odyssee schuf, war das eine Neuschöpfung“. Hier zeigt sich trotz der Untersuchungen Drerups, Heuslers und J. Meyers (s. u.) die alte Verwechslung von 'Lied' und 'Epos'. Lieder, Gedichte sind keine Epen. Worin soll ferner die 'wunderbare Erhaltung' bestehen, wenn die Aöden durch Zudichtung, Überarbeitung und Verschmelzung vielfach Änderungen und Ausschmückungen vornahmen, ja Homers Werk eine 'Neuschöpfung' war? Es wäre merkwürdig, wenn sie sonst soviel geändert und gerade die Ortsbestimmungen beibehalten hätten, obwohl sie wußten, daß diese durch die Auswanderung der Achäer von Leukas nach Ithaka eine Änderung erfahren hatten. Homer endlich war, wie wir aus einer Stelle *Ο* 80—83 ersehen, zweifellos ein 'weitgereister' Mann, und es ist ganz begreiflich, daß er auch die Inseln an der Westküste Griechenlands selbst gesehen hat. Paßten nun wirklich die Angaben, die sich in seinen 'Quellen', den 'alten Gesängen' fanden, gar nicht mehr zur Wirklichkeit, ist es dann glaublich, daß er nur diesen Liedern zuliebe die falsche Bezeichnung in seiner 'Neuschöpfung' beibehalten habe? Deshalb verfährt zweifellos Dörpfeld konsequenter, wenn er beide Epen vor der dorischen Wanderung entstanden sein läßt als 'Abschluß und Höhepunkt einer langen Entwicklung des Heldengesanges am Ende des 2. Jahrtausends' (6. Br. S. 38 s. u.). Aber es wird auch, von allem anderen abgesehen, die unversehrte Erhaltung dieser Epen noch wunderbarer und die Beibehaltung des alten Namens trotz der eingetretenen Veränderung der Verhältnisse nicht begreiflicher. Auf keinen Fall dürfen die bekannten Verse aus dem Apollohymnus *καί σφιν ὑπὲκ νεφέων Ἰθάκης τ' ὄρος αἰπὺ πέφαντο κτλ.* als Bestätigung der Ansicht D.s angeführt werden

Denn entweder wurde zur Zeit des Sängers (i. 7. Jahrh.) Leukas noch für Ithaka angesehen, — dann ist der Namenstausch unbegreiflich, da wir in historische Zeit eintreten, die Besiedelung der Insel durch die Korinther, diese aber Spuren des Tausches hinterlassen haben müßte; oder der Dichter des Hymnos gibt eine ungenaue Beschreibung der Inseln und hält nur das Bild im allgemeinen fest, — dann darf man aus seinen Worten keine weiteren Schlüsse ziehen. Das letztere ist meine Ansicht. Es ist zum mindesten auffällig, daß er die Inseln in dieser Reihenfolge nennt. Für einen, der wie der Sänger vom Süden her kommt, bot sich doch zuerst Zakynthos dar, das man auch nach der Schilderung Rüters am längsten sieht, wenn man südlich nach dem Peloponnes vordringt. Wer den Berg von Leukas, wie D. glaubt, hier zuerst aus den Wolken sich erheben läßt, statt der Berge von Zakynthos, gibt kein treues Bild von der Lage.

5) W. Dörpfeld, Sechster Brief über Leukas-Ithaka Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1910.

In diesem Bericht werden noch folgende hierher gehörenden Schriften erwähnt, die mir nicht vorgelegen haben:

6) M. Croiset, Observations sur la legende primitive d'Ulysse. Mémoires de l'Akad. des Inscr. et Belles-Lettres. Paris 1910. Vgl. B. phil. Wochenschr. 1912 Sp. 353/55 (P. Gößler).
7) E. Herkenrath über Nerikos. Mitt. d. Athen. Instituts (1911 S. 207) und Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 1236 u. 1269 *Δουλίχιόν τε κτλ.*

Die Ausgrabungen D.s im Sommer 1910 haben wichtige Ergebnisse für kulturelle Verhältnisse (Verbrennung der Toten, Gräber) gezeitigt, über die wir an einer andern Stelle, im Anschluß an einen andern Aufsatz D.s berichten wollen. Die allerwichtigste Frage aber, die ich schon 1908 gestellt und 1910 im JB. wiederholt habe, ob die Trümmer des großen Gebäudes, das D. hier entdeckt hat, der Darstellung Homers von Odysseus' Pallast entspricht, hat leider wieder wegen der ungünstigen Grundwasserverhältnisse nicht gelöst werden können.

Am Schluß des Briefes (S. 27—38) gibt er eine kurze Übersicht über die neuere Literatur zu dieser Frage. Mit Recht wendet er sich gegen Robert und Gercke (s. JB. 1910 S. 353) und Herkenrath, der *ι* 24 streichen will, als Vertreter einer sehr willkürlichen Methode, die am Homertext ändern, was ihnen nicht paßt; erklärt ferner zu dem o. unter 7) genannten Aufsatze Herkenraths, in dem dieser in der Ebene von Nidri nicht die Stadt des Odysseus, sondern das homerische und klassische Nerikos sehen will, daß er darauf sofort in derselben Zeitschrift geantwortet und gezeigt habe, das homerische Nerikos sei bei Palairos, das klassische aber gegenüber der Stadt Leukas auf der Höhe des Hagios Georgios unmittelbar am Sunde anzusetzen.

M. Croiset hält Odysseus für eine mythische Person (s. u.), während D. nicht daran zweifelt, daß „Odysseus am Trojanischen Kriege teilgenommen, nach der Eroberung Trojas längere Irrfahrten

Digitized by Google

gemacht und schließlich bei der Heimkehr die Freier seiner Frau getötet habe". Ferner glaubt Croiset (mit D.), daß Leukas zu allen Zeiten eine Insel war und, selbst wenn es keine wirkliche Insel war, als solche von Homer bezeichnet werden durfte. Dagegen sieht Cr. Ithaka in dem heutigen Thiaki, Dulichion in Kephallenia, das homerische Same dagegen in Leukas, — eine neue Variante! Es wird D. (S. 35) nicht schwer, seine eigene Ansicht als wahrscheinlicher zu erweisen.

Gegen die Vorstellung, daß Leukas zu Homers und der Klassiker Zeit eine Insel gewesen, wendet sich entschieden:

8) E. Engel, Der Wohnsitz des Odysseus, Ithaka oder Leukas? Leipzig 1912, F. Brandstetter. 45 S. 8. 1,25 ℳ.

Der Verf. gibt hier den wenig veränderten und erweiterten Abdruck seines früher in der Vossischen Zeitung erschienenen Aufsatzes, über den wir JB. 1909 S. 188/89 berichtet haben. Er ist noch einmal auf Ithaka und bei einem zweiten Besuch auch mehrere Tage auf Leukas gewesen. Er wiederholt, daß der Isthmus, der Dulichion mit Sami, dem östlichen Hauptstück der Gesamtinsel Kefallenia, verbindet, „sehr schmal sei" (vgl. dagegen Dörpfeld JB. 1910 S. 350/51) und führt aus Strabon (X, 2, 14) eine Stelle an, in der berichtet wird, was D. leugnet, daß dieser Isthmus häufig 'von Meer zu Meer überflutet wurde', so daß jedenfalls Homer diese beiden Teile der Inseln, die merkwürdigerweise bei dem Dichter stets nur verbunden und in der bestimmten Formel Δουλίχιόν τε Σάμη τε vorkommen, als zwei Inseln habe bezeichnen können. Bemerkenswert ist die für mich neue Tatsache (S. 29), „daß bis zu diesem Tage ein großer Teil, über 4500 Haupt, des ithakesischen Viehbestandes nicht auf der Insel selbst, sondern auf dem Festlande weidet und in regelmäßigem Fährbetrieb nach Ithaka hinübergeschafft wird", während Dörpfeld wieder erklärt, „daß zwischen dem heutigen Ithaka und dem Festlande eine Fähre nicht denkbar ist".

An vielen Punkten, die wir zum größten Teil schon erwähnt haben, sucht E. weiter zu erweisen, daß die Darstellung Homers, wenn man ihn nur als Dichter, nicht Katasterbeamten denke, zu Ithaka besser passe als zu Leukas. Hervorgehoben aber muß werden, daß D. und seine Anhänger über die Angaben der alten Schriftsteller, die Leukas als Halbinsel bezeichnen, nicht so leicht hinweggehen durften. Die Erklärung, daß sie es getan, weil sonst die homerische Darstellung nicht richtig sei, ist unzureichend. Weder erwähnt irgendein Historiker meines Wissens diese Tatsache, noch ist es an sich wahrscheinlich, daß sich ein Historiker um die Homererklärung der Alexandriner gekümmert habe. Ja in den Worten des Thukydides III 94, 2 τῆς ἔξω γῆς καὶ τῆς ἐντὸς τοῦ ἰσθμοῦ, ἐν ᾗ Λευκάς ἐστι kann das Wort ἰσθμοῦ ganz unmöglich auf die Nehrung bezogen werden, wie D. will. Denn was sollte dann das Land ἔξω τοῦ ἰσθμοῦ sein? Außerhalb der Nehrung liegt das Meer, während außerhalb der Landzunge, die Leukas mit dem Festlande verbindet, im Unter-

Digitized by Google

schiede von ἐντός, eben das Festland liegt, das von den πανδημεὶ herangezogenen Feinden verwüstet wird.

D. verheißt uns in dem 6. Br. ein Buch 'Alt-Ithaka', das er mit seinen Mitarbeitern zu schreiben gedenkt. In diesem soll zuerst die Geschichte der Ithaka-Frage, die schon über zweitausend Jahre alt ist, dargelegt werden und dann die Leukas-Theorie als einzig richtige Lösung dieser Frage erwiesen werden. Wir wollen dieses Buch abwarten, ehe wir ein endgültiges Urteil fällen. Denn hoffentlich geht es auch auf alle Einwände ein, die wirkliche Kenner der Verhältnisse gemacht haben, z. B. daß die Nidriebene der ungesundeste Platz sei, der für eine Herrenburg, die sonst hoch liegt, gewählt werden konnte, daß die Fahrt des Telemach nur verständlich sei, wenn er, statt durch die Meerenge zwischen dem heutigen Kephallenia und Ithaka zu fahren, am Südende von Ithaka ausstieg u. a.

b) Die Kulturverhältnisse und die Zeit der Handlung.

Gerade auf diesem Gebiete ist es in einem kurzen Bericht kaum möglich, auch nur ein annäherndes Bild von der gewaltigen Arbeit zu geben, die hier geleistet worden ist. Die Untersuchungen greifen auf die verschiedensten Gebiete über und kommen auch immer wieder auf den Dichter und die Frage, wie er den Stoff gestaltet hat. Ich muß deshalb um Nachsicht bitten, wenn der Bericht sehr unvollkommen ausfällt.

9) A. Lang, The World of Homer. With Illustrations. London. Longmans, Green and Co. 1910. 306 S. 6 *s*. 6 *d*. net. Vergl. LZB. 1911 Sp. 576 (Ostern).

Der durch seine Homeruntersuchungen wohlbekannte gelehrte Verfasser behandelt den überreichen Stoff in 20 Kapiteln: 1. Die vier Alter, in die er die Zeit der griechischen Geschichte vor der sogenannten 'klassischen' einteilt; 2. Homerische Länder und Völker; 3. Homerische politische Verhältnisse. Der Oberkönig; 4. Die homerische Welt im Frieden; 5. Männer und Frauen; 6. Die homerische Welt im Kriege; 7. Taktik; 8. Bewaffnung; 9. Kleidung; 10. Bronze und Eisen; 11. Bestattung und Leben nach dem Tode; 12. Prähistorische, homerische und historische Religion; 13. Tempel, Altäre u. a.; 14. Homer und Ionien; 15. Attischer Einfluß auf die achäische Überlieferung; 16. Homer und die Sage; 17. Die Erzählung von Palamedes; 18. Homer und die zyklischen Dichter; 19. Die großen Widersprüche; 20. Schlußfolgerungen. Daran reihen sich vier Appendices (S. 257—294): A) The Catalogue; B) The expurgation of Homer; C) The alleged Recension of Homer; D) The lost epics and the homeric epics (Wiederholungen); endlich (S. 295—306) ein sorgfältig gearbeiteter Index. Ein großer Teil dieses umfangreichen Stoffes ist vom Verf. schon in seinem Buche 'Homer and his age' (s. JB. 1907 S. 286) behandelt und wird hier nun mit Geschick und gründlichem Wissen gegen die

Digitized by Google

Angriffe Murrays (The rise of the greec epic, s. JB. 1909 S. 199) verteidigt. Er sucht hier ein genaues Bild der Zeit zu geben, die von Homer geschildert wird. Mit Recht bemerkt er in der Einleitung (I—XIV), daß der Begriff 'homerische Welt' allgemein gebraucht wird, daß man aber über die Vorstellung von einer glanzvollen Zeit, in der kühne Helden große Taten verrichteten und Gold und Silber in Masse in ihren Palästen aufgehäuft hatten, im allgemeinen nicht hinauskomme. Dem gegenüber sucht der Verf. die Zeit zu schildern, wie sie wirklich war, und sie namentlich von der nachhomerischen Zeit, soweit wir sie aus späteren Epikern kennen, zu unterscheiden. Auf Einzelheiten dieser Ausführung kommen wir unten zurück: hier wollen wir nur auf das Kapitel XVI, das ganz neu ist und einen Punkt behandelt, der meines Wissens mit solcher Klarheit noch nie besprochen ist, etwas näher eingehen und dabei zugleich zeigen, wieviel sicherer begründet Langs Ansicht ist als die Murrays.

L. geht von der Bemerkung aus, daß jedem Leser Homers auffallen müsse, welche reiche Sagenkenntnis Homer verrate. Die Anspielungen auf später bekannte Sagen wie den Zug der Sieben gegen Theben, die Argofahrt, die Amazonenschlacht, die Kämpfe der Lapithen und Epeier u. a. seien zahllos. Indes habe man gewöhnlich nicht unterschieden zwischen der freien Erfindung des Dichters, die er ad hoc mache, und der Benutzung vorhandenen Sagenstoffes. Wenn er z. B. *E* 69—71 von der Theano, Priesterin der Athene in Ilios, erzähle, daß sie den Bastard Paedasus, des Antenor Sohn, gleich ihren eigenen Kindern erzogen habe, so können wir hier ohne weiteres an eine freie Erfindung des Dichters glauben, der über Theano, die bei dem Bittgange der troischen Frauen Z 302—310 eine entscheidende Rolle spiele, uns irgendeinen Zug erzählen wolle, wie er es bei andern Personen, z. B. der Briseis, tut (vgl. IAD. S. 298 und im Register S. 361 unter: „Der Dichter bringt . . . nach"). In andern Fällen liegt dagegen zweifellos Anlehnung an die Volkssage vor. Aber auch hier muß gefragt werden, ob der Dichter aus schon vorhandenen L i e d e r n oder aus in Prosa erzählten 'M ä r c h e n' schöpfe (s. u.), wie sie sich bei allen Völkern finden. Durch eine sorgfältige Betrachtung der Fälle, in denen Homer zweifellos auf bekannte trojanische Sage anspielt, weist nun L. nach, daß der D i c h t e r d e r I l i a s alle rein märchenhaften Züge seiner Dichtung fernhält, daß er nur Heldenhaftes erzählt und sich dadurch ganz wesentlich von den sogenannten Zyklikern wie von den Tragikern unterscheidet. So ist z. B. der Zug in der Argosage, mit dem sie beginnt, daß Phrixos und Helle, die Kinder von Athamas und Nephele, sich später vor der Stiefmutter retten, vielen Sagen der verschiedensten Völker gemein. Ursprünglich sind solche 'Märchen' ganz namenlos; erst später werden sie mit Namen benannt und lokalisiert. Dies geschieht gewöhnlich durch Balladen. Nicht selten entwickelt sich daraus die Heldensage, die Gegenstand des Epos und der Tragödie wird. Nur diese höhere Form der Sage, nicht die niederen Züge des Märchens verwendet Homer. Er erwähnt z. B.

Digitized by Google

nicht die Unverwundbarkeit Achills, nicht die Schwierigkeit, mit der Peleus Thetis gewann, die sich in alle möglichen Gestalten verwandelte.

Wie in diesem Punkte Homer von den Zyklikern und auch Tragikern abweicht, so unterscheidet er sich in anderer Weise ganz deutlich von den genealogisierenden Dichtern des 8. und 7. Jahrhunderts (Hesiod und seiner Schule.) Diese erfinden als Vorgänger der Logographen des 6. Jahrhunderts für Städte oder Burgen einen Heros eponymos, ganz wie die mittelalterlichen Dichter Irlands und Schottlands. An diesen erfundenen Namen knüpfen sie dann bekannte Sagen und weitverbreitete Märchen an, z. B. an Athamas, Pelops, Theseus, Phrixos u. a. Mit der Ausdehnung der geographischen Kenntnisse wandern auch diese Namen und Erzählungen. Hesiod z. B. läßt die Abkömmlinge berühmter Helden bis nach Italien, Etrurien und Latium kommen. Andere, z. B. Eumelus, ziehen berühmte Städte in bekannte Sagen hinein, wie Athen und Korinth durch Medea in die Argonautensage. Allen solchen Versuchen steht Homer ganz fern. Er erwähnt wohl die Gründer von Städten, z. B. Nausithoos, aber die Stadt heißt nicht Nausithoa, und ebensowenig der Stammvater der Achäer oder Danaer Achaios oder Danaos. Eumelus dagegen läßt Ephyra (Korinth) von Ephyros gegründet werden.

Diese Tatsachen stehen ganz fest und lassen sich nicht leugnen: es trennt Homer ein gewaltiger Abstand von den späteren Dichtern. Es ist diese Art, die Sage zu behandeln, für ihn ebenso charakteristisch, wie die Züge, die ich IAD. (S. 123 u. ff.) angeführt habe. Wie soll nun Homer von späteren Dichtern entlehnt haben? Wie unverständlich eine solche Annahme ist, beweist L. ganz überzeugend gegen Murray an der Sage von Bellerophon, die in *Z* Glaukos dem Diomedes erzählt. L. gibt zu, wie ich es auch IAD. (S. 205) getan habe, daß der Dichter hier vorhandene Sage, ja wahrscheinlich ein Lied, das damals noch bekannt war, benutzt hat. Aber Murray geht weiter, ganz wie deutsche Kritiker, und behauptet, daß dieses Gedicht die 'Corinthiaca' des Eumelus sei, in dem er nur den mythischen Namen für den Urheber der korinthischen Sagendichtung sieht, also ganz wie andere Kritiker in Homer nur den erfundenen Eponymus der Homeriden sehen. Nach Christ, Griech. Littgsch.[4] S. 107 liegt die Blüte dieses Dichters, den die Alten um 740 ansetzen, kaum vor Beginn des 7. Jahrhunderts, „da doch nach dem ganzen Gange der Dinge die korinthische Dichterschule erst nach der hesiodischen oder böotischen zur Entwicklung gekommen sein kann“. In der Anm. 3 fügt Christ hinzu: „Für sein zeitliches Verhältnis zu den homerischen Dichtungen ist wichtig, daß er schon die milesischen Pontosfahrten bis an den Borysthenes (Fragm. 17) kennt und das Digamma ganz so wie der Dichter der Verse des Kypseloskasten vernachlässigt“. Und doch soll Homer diesen Dichter „textually“ benutzt haben? Wir stimmen Lang ganz bei, wenn er (S. 178) diese Annahme Murrays ad absurdum führt. M. scheint nach berühmten Mustern so zu schließen: Homer kennt eine Sage, wahr-

Digitized by Google

scheinlich ein Gedicht über Bellerophon, Sohn des Glaukos, Sohn des Sisyphos, welcher in Ephyra (Korinth) weilte. Eumelus schrieb ein Gedicht über die korinthischen Verhältnisse. Deshalb muß der Dichter, der die Erzählung des Glaukos in Z in die Ilias einführte, dieses benutzt haben. Gegen diese Art leichtfertiger Schlüsse muß doch, wie wir es oft getan haben, mit aller Entschiedenheit Einspruch erhoben werden. (Sogar wörtliche Benutzung soll vorliegen, vgl. die Anm. z. S. 172 bei Lang.) Aber Lang weist in längerer, auf gründlicher Sachkenntnis fußender Ausführung das Verkehrte dieser Annahme so überzeugend nach, daß jede Benutzung Eumelischer Dichtung durch Homer unglaublich erscheint. Eumelus war dem Pausanias (außer einer Ode auf den Delischen Apollo) nur als Prosaschriftsteller einer korinthischen Geschichte, also als Logograph und Genealogist bekannt, als Erzähler der späten Wendung der Argonautenfahrt, die er nur erzählte, um Medea zur Königin von Korinth zu machen. Da nun Bellerophon vier Generationen nach der Medea lebte, so ist es überaus zweifelhaft, ob er überhaupt auch nur den Bellerophon erwähnt hat. Dem Genealogisten ist es vielmehr allein darauf angekommen, die Gründung Korinths und die Geschichte der Medea zu erzählen. In dieser Urgeschichte aber findet sich gleich eine ganz erhebliche Abweichung zwischen Homer und Eumelus. Denn dieser erzählt, daß Helios mit der Antiopa, Tochter des Flußgottes Asopos, zwei Söhne erzeugte, Aloeus und Aietes; Homer dagegen sagt (λ 260), daß Zeus mit der Antiope Amphion und Zethos (nicht Aietes und Aloeus) gezeugt habe. Hier liegt also keine Entlehnung vor. Die Mache ('forgery') des Eumelus ist ganz klar von Lokalpatriotismus hervorgerufen: Homer hat damit nichts zu tun. Ebensowenig stimmt, wie L. zeigt, die Erzählung von der Argonautensage zu der Form, die Homer kennt. Gut bemerkt er auch, daß in der Erzählung von Bellerophon Homer jeden Märchenzug, namentlich das Roß Pegasos, mit dem später Bellerophon alle Taten ausführt, meidet. Er nimmt in der Tat einen ganz einzigartigen Standpunkt ein.

Gegen die Ausführungen Langs wendet sich

10) Murray, Oxford Magazin. Jan. 1911. S. 156—158.

und es verteidigt seine Ansicht

11) Lang, ebenda. Febr. S. 186—187.

M. will vor allem seine Ansicht noch einmal kurz begründen, daß die homerischen Gedichte in der Zeit des Peisistratos erst ihre Gestalt erhalten haben. Aus der großen Zahl epischer Gedichte habe man eine Auswahl getroffen, alles weggelassen, was auffällig sei, und das so gewonnene Ergebnis reiner Verstandestätigkeit zum Vortrag bestimmt. Wenn dabei M. sich auch auf mich beruft als einen, der Ilias und Odyssee damals erst entstanden dächte, so befindet er sich im Irrtum. Nach meiner Ansicht, die ich IAD. S. 7—12 so knapp wie möglich zu begründen versucht habe, sind die homerischen Gedichte

Digitized by Google

damals nicht erst entstanden durch eine mehr oder weniger mechanische Tätigkeit, sondern die Kommission des Peisistratos, an die ich allerdings glaube, hat aus den verschiedensten Handschriften den besten Text herzustellen versucht und höchstens geringfügige Änderungen sich erlaubt. Homer, der Dichter der Epen, lebte erheblich früher; ich habe mich mit aller Schärfe dagegen gewandt, die Entstehung der Epen so spät anzusetzen, weil Homer um 700 schon ein berühmter Dichter war und Herodot ihn 400 Jahre vor seiner Zeit annimmt (s. JB. 1910 S. 370/74). Woher M. die Kenntnis nimmt zu behaupten, die Meinung, Homer habe im 9. Jahrhundert gelebt, müsse aufgegeben werden, weil wir durch die Archäologie genug wüßten, um dies zu verneinen, vermag ich nicht zu ergründen (s. u.). Auch weist A. Lang in seiner Erwiderung diese Behauptung entschieden zurück und ebenso die ganze 'Expurgationstheorie'. Es wäre in der Tat unbegreiflich, weshalb attische Gelehrte oder Dichter z. B. die Heroenverehrung aus den homerischen Gedichten ausgemerzt hätten, obwohl doch die Athener sie kannten, ebenso die Entsühnung des Mordes, die ebenfalls in Athen üblich war, während sie z. B. die Wagenkämpfe bestehen ließen, die man damals in Athen nicht kannte. Andrerseits wäre es freilich 'ein Wunder' (s. o. S. 158), wenn die Gedichte schon in mykenischer Zeit verfaßt wären und alle Stürme der Völkerwanderung überdauert hätten, einer Zeit, die für das Erhalten von Kunstwerken wahrlich kaum geeignet ist. — Da ferner das Eindringen von Eisen auffällt und die Schilderung jener Grabhügel, wie sie Nordeuropa kennt, die z. B. im Beowulf fast mit denselben Ausdrücken geschildert werden wie in der Ilias (S. 187), so werden wir fast mit Notwendigkeit auf die nachmykenische Zeit hingewiesen, auf Einrichtungen, die durch die Völkerwanderung eingeführt sind, und zwar dürfte, da die Gedichte, besonders die Odyssee, ein gewisses Wohlleben, eine Zeit der Ruhe voraussetzen, schon eine erhebliche Zeit nach der Zerstörung der festen Burgen vergangen sein, d. h. wir kommen auch von dieser Erwägung aus auf die von Herodot angenommene Zeit.

12) Die Anthropologie und die Klassiker. Sechs Vorlesungen, gehalten vor der Universität Oxford von Artur J. Coans, A. Lang, G. Murray, F. B. Jevons, J. L. Myres, W. Warde Fowler. Herausggb. v. R. Marett. Übersetzt von J. Hoops. Heidelberg 1910, C. Winter. 226 S. 8. geb. 6 *M*. — Vgl. die ausführliche Besprechung von Drerup, Wochenschr. f. kl. Phil. 1911. Sp. 449/57.

Von diesen sechs Vorlesungen: 1. Die europäische Verbreitung primitiver Schriftmalerei und ihre Bedeutung für den Ursprung der Schreibschrift (Coans), 2. Homer und die Anthropologie (Lang), 3. Die frühzeitige griechische Epik (Murray), 4. Die gräco-italische Magie (Jevons), 5. Herodot und die Anthropologie (Myres), 6. Die Lustration (Fowler), interessieren uns hier nur 2. und 3., obwohl auch die andern nicht nur an sich sehr anregend sind, sondern auch manche wichtige Bemerkung für unsere Frage ganz im allgemeinen enthalten. Lang

Digitized by Google

faßt in seiner Vorlesung kurz zusammen, was er in seinem Buche ausführlich und im Prinzip in der o. a. 'Erwiderung' dargestellt hat. Homer kann seine Anschauungen nur aus seiner Zeit haben. Der Unterschied seiner Auffassung von der der Zykliker, Lyriker und Tragiker ist gewaltig. „Wir finden (nach Homer) Heroenverehrung, Menschenopfer, Liebeswerbung von Göttern in Tiergestalt, sichtbare Geister von Menschen, die gehörig gebannt worden waren usw. Nun, wenn wir mit Verrall glauben, daß der sogenannte 'Homer' eine nebelige Masse alter Poesie war, die von gelehrten Athenern um 600—500 v. Chr. für erziehliche Zwecke in bestimmte Zyklen wie die Ilias, die Odyssee, die Cypria, die Aithiopis usw. reduziert wurde, oder wenn wir mit andern annehmen, daß die Jonier in einer früheren Zeit die Ilias und Odyssee für erziehliche Zwecke expurgierten, so fragen wir: Warum wurden die Ilias und Odyssee gesäubert? Warum wurden viele 'Anschläge der Heiden' aus ihnen von den 'Pädagogen' entfernt, die doch gestatteten, daß diese Dinge in den Dichtungen der Zykliker blieben?" (S. 62 u. o.). Insbesondere hebt L. auch die Stellung der Frauen hervor, die bei Homer eine ganz andere sei als im historischen Griechenland (S. 71): „Kein Weib verkauft sich, es gibt keine Dirne bei Homer, während sie in den frühesten Urkunden Israels ganz gewöhnlich sind (hier haben sie Pädagogen nicht expurgiert!). Ohne Zweifel existierten sie, aber der Dichter vermeidet es, sie zu erwähnen" usw.

Wenn wir diesen Ausführungen unbedingt beistimmen, so fordern andere zum Widerspruch heraus. So wenn L. S. 72 sagt: 'Außer dem Oberherrn ist kein Mensch gewohnheitsmäßig rauh'. Einmal kennt auch Agamemnon mildere Seiten, z. B. seinem Bruder gegenüber, andrerseits geht in der Ilias nichts über die Roheit, mit der Achill Hektor mißhandelt, nicht einmal, sondern 12 Tage hindurch, mehr als rauh ist auch die Art, wie er die Gesandten der Achäer abfertigt und ohne Beispiel in der Ilias die Hinschlachtung der 12 gefangenen Troer. Dazu bemerkt L.: „Achill erschlägt sie nur, um seine Wut mit Rache zu sättigen (Ψ 23). Das ist eine Erklärung, die der Dichter sich selbst gibt von einem Ereignis, das er unter seinen sagenhaften Stoffen findet, wahrscheinlich eine Erinnerung an Menschenopfer". Damit gibt L. zu, daß dem Dichter alte Sagenstoffe vorlagen und er sie in seiner Weise deutete. Und nun die Hauptfrage: Ist durch diese Darstellung bewiesen, daß Homer in der mykenischen Zeit lebte? Wir meinen (mit Drerup s. o.): Nein! Die Anschauungen der mykenischen Zeit kennen wir nicht; wir können höchstens aus den Steinen und ausgegrabenen Überresten dieser Zeit auf Einrichtungen und Gebräuche schließen. Diese aber widersprechen nach Lang in einem wichtigen Punkte den Angaben Homers: Bei Homer werden die Toten verbrannt, die Schachtgräber der mykenischen Zeit dagegen weisen auf Bestattung der Toten und ihre Verehrung hin. „Die Schachtgräber", schreibt L. selbst S. 81, „und die Gewölbegräber der späteren minoischen Zeit haben keine Spur von Überlieferung in den Epen

Digitized by Google

hinterlassen, und die Verbrennung und die Grabhügel entziehen sich in gleicher Weise dem Gesichtsfelde des Archäologen". Dazu führt Murray (in der 3. Abh.) aus, daß zwar „viele Brücken von Kreta zu Hesiod oder Eumelos oder gar zu Pausanias führen, daß aber der Abgrund zwischen Kreta und Homer an gewissen Stellen gar keine Brücke zu haben scheint" (S. 86). Daraus schließen wir mit M., daß Homer nicht in der mykenischen Zeit gelebt hat, glauben aber nicht an die 'Reinigung des überlieferten Sagenstoffes' durch eine Kommission, sondern trauen dem hochbegabten Dichter selbst die Fähigkeit und eine Höhe künstlerischer Auffassung zu (s. IAD. S. 123 u. f.), daß er das allgemein Menschliche aus den „häßlichen und unreinen Bestandteilen" ausgesondert und damit etwas geschaffen hat, das seine Zeit überlebt hat, während die andern Dichtungen (s. o. S. 162) nur so lange erfreuten, als die Anschauungen herrschten, die in ihnen zum Ausdruck kamen. — Im übrigen sind die Ausführungen Murrays in diesem Kapitel über Volksglauben, über die Entstehung des Königtums aus dem 'Medicinmann', die niedrigen Züge alten Götterglaubens u. a. hochinteressant.

Zu der eben behandelten Frage nimmt auch Dörpfeld Stellung nicht nur in dem o. a. 6. Briefe, sondern auch in der Abhandlung

13) Dörpfeld, W., Zu den altgriechischen Bestattungssitten. N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1912, 1. Abt. S. 1—26.

D. hat bei den letzten Ausgrabungen auf Leukas in der Nidriebene nicht weit von dem großen Gebäude, in dem er den Königspalast des Odysseus vermutet, neben größeren Grabbezirken oder Familiengräbern auch Rundgräber mit Scheiterhaufen darunter, derselben Zeit wie jene angehörend, gefunden. Die Asche der Scheiterhaufen war nicht rein, sondern es fanden sich viele Holzkohlenstücke darunter, so daß man schließen kann, das Feuer sei nicht ausgebrannt, sondern ausgelöscht worden, ganz in der Weise wie Ψ 250/51 die Griechen den Scheiterhaufen des Patroklos mit αἴθοπι οἴνῳ ausgießen; neben der Brandstätte liegt die Totenkammer, in der sich außer verschiedenen Gefäßen und Schmuckgegenständen auch einige stark beschädigte Knochen befanden, „scheinbar nicht mehr in derjenigen Lage des Körpers, die in einigen andern Gräbern noch festzustellen war, nämlich in der eines liegenden Hockers" (s. JB. 1909 S. 186). Damit hat er unzweifelhaft eine Übereinstimmung mit Homer festgestellt, wenn auch die Ausführungen Engelmanns (JB. 1908 S. 306—309) noch zu denken geben. In dem Aufsatze in den Jahrbüchern sucht nun D. im Gegensatz zu Ronge (N. Jahrb. 1910 S. 385 u. ff.) zu erweisen, daß, abgesehen von wenigen Fällen, bei den Griechen das 'Brennen' der Leichen üblich gewesen sei, daß nur ein Unterschied in dem Grade des Brennens stattgefunden habe insofern, als man sich für gewöhnlich mit einem 'Anbrennen' oder 'Rösten' begnügt habe, während in andern Fällen, namentlich wenn es sich darum handelte, die Gebeine der im Kriege gefallenen Helden mit in die

Digitized by Google

Heimat zu nehmen, ein starkes Verbrennen stattgefunden habe, so daß nur geringe Knochenreste übrig geblieben seien. Seine Ausführungen sind für einen Laien auf diesem Gebiete sehr überzeugend; entscheiden können die Frage natürlich nur Fachmänner.

Sie werden auch zu prüfen haben, ob diese Gräber auf Leukas wirklich „dem 2. Jahrtausend v. Chr. und den ältesten Griechen, den Achäern“ (S. 18) angehören. Denn D. glaubt (S. 19 im 6. Br.), daß „die ursprüngliche Kultur der Achäer nicht 'mykenisch' war, sondern in den viel einfacheren, einen mitteleuropäischen Charakter tragenden bronzezeitlichen Funden von Leukas und den ähnlichen Tonwaren und Bronzen von Sesklo, Dimini, Zerelia, Orchomenos, Tiryns, Mykenai und Pylos zu erkennen sei“. Einige Zweige der Achäer haben ihre alte, wohl indogermanische Kultur beibehalten bis ans Ende des 2. Jahrtausends. Andere Zweige, wie die Bewohner von Mykenai, Tiryns und Sparta, haben schon von der Mitte des 2. Jahrtausends ab eine neue, aus Kreta und dem weiteren Osten kommende Kultur, die sogenannte mykenische, als Import kennen gelernt und unter Aufgabe ihrer eigenen einfacheren Kultur angenommen. Daher „entspricht es vollkommen der Wahrheit, wenn uns Homer bei den Achäern vor der dorischen Wanderung zwei verschiedene Kulturen schildert, wenn er einem Teile der Griechen einfache Herrenhäuser, keine Kriegswagen, altertümliche Schutzwaffen und einfache Kleider zuschreibt, während er andern reiche mit Edelmetallen, Bernstein und Elfenbein ausgestattete Paläste gibt, sie auf orientalischen Kriegswagen und zum Teil mit kleinen runden Schilden und prächtigen Waffen in den Kampf ziehen läßt und ihnen kostbare, von fremden Leuten hergestellte Gewänder zuschreibt“. Daran knüpft D. (S. 20) die Bemerkung: „Und in bezug auf die Zeit ergibt sich immer mehr, daß das Epos das Ende der großen mykenischen Zeit schildert und auch in dieser Epoche entstanden sein muß“ (s. o. S. 158).

Auf einem ganz andern Wege sucht die Lösung der Frage

14) Belzner, Homerische Probleme I. Die kulturellen Verhältnisse der Odyssee als kritische Instanz. Mit einem Nachwort (Aristarchea) von A. Römer. Leipzig 1911, B. G. Teubner. S. 1—115; Nachwort 116—202. — Vgl. DLZ. 1912, Sp. 22 (Finsler); LZBl. 1912, Sp. 165 (Ostern); La Cultura 1912 S. 312.

Der Verf. beschränkt die Untersuchung, um einen festen Boden zu gewinnen, auf die Odyssee und sucht durch strenge Methode der von der zersetzenden Kritik geübten Willkür entgegenzutreten. Er verwirft, ganz wie ich es in den JB. und IAD. getan habe, das 'historische Prinzip', dem besonders Robert und Cauer folgen, und zeigt, wie willkürlich und ungleich die zersetzende Kritik in allen Fällen verfährt. Vielmehr müsse man unterscheiden zwischen der 'epischen' und der eigentlich 'homerischen' Kultur. 'Episch' nennt B. die Zeit, in die der Dichter den Helden versetzt, 'homerisch' die, in der der Dichter selbst lebte. Gegenüber A. Lang, der Homer bewußtes Archaisieren abspricht, sucht B. zunächst durch Analogie (Beispiele aus dem Alter

Testament), dann durch Prüfung der Gedanken Homers selbst zu erweisen, daß der Dichter die Fähigkeit der Abstraktion besessen haben kann, d. h. mit Bewußtsein die Lebensverhältnisse seiner Helden denen seiner Zeit gegenübergestellt hat. Die Frage ist außerordentlich schwer zu beantworten. Der Verf. selbst sieht dies ein; denn er schreibt (S. 14): „Wie eine solche Unterscheidung damals möglich gewesen sein könne, fragen Cauer und andere. Es wäre müßig, darüber viel aussagen zu wollen: wir wissen darüber eben nichts Bestimmtes; man kann vermuten, es seien alte Lieder oder sonstige Denkmäler aus den vergangenen Zeiten gewesen, die dem Dichter zum Bewußtsein dieser Kluft verhalfen; man kann auch den Grund in mehr poetischen Rücksichten suchen (s. u.). Notwendig aber ist es zu allererst, vor den Tatsachen nicht die Augen zu verschließen". Diese Tatsachen werden nicht so sehr durch die Fälle bewiesen, die der Verf. S. 11—16 anführt, als durch die Wendung, daß vieles nicht mehr von Leuten geschehen könne, *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν.* Aber es braucht der Dichter nicht bestimmte Kunde gehabt zu haben oder wenigstens nicht andere, als wir etwa von unserer Jugendzeit, die uns im Alter nicht selten anders erscheint, als sie in Wirklichkeit war ('Wahrheit und Dichtung'!). Auch wirken altertümliche Vorstellung in der Sprache nach, selbst wenn sich die Anschauungen schon längst geändert haben („die Sonne geht auf" u. a. s. IAD. S. 91); aber in der Hauptsache schildert der Dichter nur die Verhältnisse seiner Zeit. Irrig aber ist es, anzunehmen, daß die Verhältnisse überall dieselben zu Homers Zeit gewesen seien. Dagegen wendet sich B. ebenso wie Dörpfeld. Auch kann der Dichter aus bestimmten dichterischen Gründen manches frei erfunden, anderes nicht erwähnt haben, wenn es auch bestand. Zwei Beispiele mögen die Sache klar machen. Aus *κ* 498—514 wie aus den Gleichnissen *O* 679 und *ε* 371 geht ganz zweifellos hervor, daß der Dichter das Reiten kennt. In der Schlacht aber finden sich nirgends Reiter. Folgt daraus, daß der Dichter absichtlich archaisiere, daß er Reiter in der Schlacht nicht verwende, obwohl der Reiterkampf zu seiner Zeit schon üblich war? Dies folgt daraus nicht. B. weist mit Recht darauf hin, daß noch in der historischen Zeit die Spartaner nur den Fußkampf für ehrenvoll hielten, auf die Reiterei nichts gaben. So denkt offenbar auch der Dichter, der neben dem gewöhnlichen Fußkampf nur den Kampf zu Wagen, wie er wohl in Ägypten und Kleinasien unter den Vornehmen üblich war (s. o. Dörpfeld und IAD. S. 75/76). Das Pferd mochte im Spiel (ohne Sattel) Verwendung finden, gelegentlich auch, um schneller vorwärts zu kommen; der gepanzerte Ritter aber, wie er im Mittelalter erscheint, war Homer ebenso unbekannt wie die größeren Reiterabteilungen der geschichtlichen Zeit. Für den zweiten Fall aber gibt der Verf. ein Beispiel, das meiner Methode der Untersuchung entspricht und vollkommen überzeugt. Er weist darauf hin, daß *π* 167 u. ff. die in göttlicher Gestalt erscheinende Athene wohl von Odysseus, aber nicht von Telemach erkannt wird, und bemerkt dazu: „Ist er vielleicht ein Kind einer späten, gottentfremdeten Zeit,

Digitized by Google

die für das Göttliche überhaupt kein Auge hatte? Oder stammt er etwa aus einer rohen Urzeit, deren Sinne noch zu stumpf waren, Göttliches zu fühlen und zu schauen? Keines von beiden; sondern der Dichter brauchte einen nicht sehenden Telemachos, um seine geplante Erkennungsszene mit Hilfe Athenes durchführen zu können. Und er ist sich der Schwierigkeit der Situation wohl bewußt, und so hat er versucht, ihr eine gewisse *πιθανότης* zu geben durch die Bemerkung π 161 *οὐ γάρ πως πάντεσσι θεοὶ φαίνονται ἐναργεῖς*. Durch diese Worte sucht er eine technische Operation zu verdecken".

Diese Abhandlung ist ein neuer Beweis dafür, wieviel weiter wir für die Erkenntnis der homerischen Eigenart kommen, wenn wir dichterische Erwägungen für die auffallende Gestaltung einer Szene maßgebend sein lassen, als wenn wir sofort zu einem stumpfsinnigen Bearbeiter unsere Zuflucht nehmen. Diese Methode hat sicheren Grund, die sogenannte „historische" oder „Evolutionstheorie" ist reine Willkür und konnte deshalb befriedigende Ergebnisse nicht zeitigen.

Über den Anhang Roemers werden wir in anderem Zusammenhange sprechen.

15) R. v. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. Zweite, umgestaltete und verbesserte Auflage. München 1911, O. Beck. 8 *M*.

In diesem stattlichen 438 S. umfassenden Bande hat der gelehrte Verfasser 12 zu verschiedenen Zeiten erschienene Aufsätze vereinigt, die jedem Freunde des klassischen Altertums Freude bereiten werden; besonders 1. Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers; 5. Die Wohnungsnot der antiken Großstädte und 12. Das „technische" Jahrhundert. Näher interessieren uns hier nur der 3. Zur geschichtlichen Beurteilung Homers (S. 77—138) und 4. Aus dem hellenischen Mittelalter. Zum sozial- und wirtschaftlichen Verständnis der homerischen Welt (139—198). Im 3. wendet sich der Verf. scharf gegen die Auffassung Erhardts (s. JB. 1890 S. 136), daß so große Epen wie Ilias und Odyssee vom gesamten Volke geschaffen würden. Das Volkslied gehöre einer erheblich früheren Periode des Dichtens an, einer Periode, die wir heute noch bei den Karagirgisen u. a. Naturvölkern (s. u.) fänden. Um ein Epos, eine dichterische Einheit zu schaffen, dazu gehöre immer ein hervorragender Dichter, wie alles Große in der Weltgeschichte und in der Kunst nur von einem großen Geiste geschaffen sei. Dieser möge viel Vorgängern und Zeitgenossen verdanken, aber was er selbst hinzubringe, das x zu dem a, das schließlich A ergebe, sei doch das Wichtigste. Wie sehr ich diese Ansicht teile, beweist meine IAD.

In dem vierten Aufsatze sucht v. P. ein faßbares Bild von der homerischen Kultur zu geben. Wir müssen uns frei machen von der Vorstellung, daß die homerische Welt noch dem Kindheitsalter der

Digitized by Google

Welt gleiche, wie es sentimentale Vorstellung so gern glaubt; richtiger wird es das hellenische Mittelalter genannt, in dem große Standes- und Besitzunterschiede bestanden, es neben den Herren mit großem Privatbesitz (τέμενος) freie Bürger, Lohnarbeiter und Unfreie gab. Überall, wo der Pflug hingekommen ist, hat er auch Knechtschaft im Gefolge gehabt. Die Riesenburgen, welche die Hellenen den Kyklopen zuschrieben, setzen Knechtschaft oder Hörigkeit voraus. Ja die Herrscher müssen geradezu verschwenderisch mit den Menschenkräften umgegangen sein (S. 164): „Die Mauern der Burg bei Kopai haben eine Dicke von 5—7 m, die Riesenblöcke der Burgmauern von Tiryns zeigen mehrfach eine Höhe von 1—1,50 m und eine Länge von 2,90—3,20 m, während ihre Tiefe auf 1,20—1,50 m geschätzt wird. Einen solchen roh zugerichteten Block, dessen Gewicht 12—13 000 kg betragen haben mag, auf dem engen und hochgelegenen Bauplatz fluchtgerecht zu versetzen, war nach dem Urteil eines modernen Architekten nur mit einem großen Arbeiterheer möglich". Denselben Aufwand erforderten die ungeheuren Kuppelgewölbe, die Behausung der Toten. Von diesen Bauten spricht Homer nicht, wohl aber können wir, wie der Verf. im folgenden näher begründet, uns ein Bild der sozialen Lage aus den Gedichten machen. Die Einzelheiten gehören nicht hierher.

16) Philippe Champault, Les Héros d'Homère. Contribution à l'étude des Origines grecques. La Science sociale. 1891, 11. u. 12. H., 1892, 4. u. 5. H., 1893, 5. H. Paris, Firmin-Didot et Co.

Diese neun Abhandlungen, die in fünf verschiedenen Lieferungen zerstreut sind und ungefähr 200 S. umfassen, verdienen in unserem Zusammenhange, obwohl sie schon früher, ähnlich wie Pöhlmanns Aufsätze erschienen sind, erwähnt zu werden, da sie in den JB. weder von Naumann 1895 noch von Cauer 1888—1901 berücksichtigt sind, und doch eine ganz eigenartige Auffassung der homerischen Verhältnisse, wie ich sie bei andern Forschern nicht gefunden habe, verraten. Zweierlei verdient an den Aufsätzen hervorgehoben zu werden. Ch., in der Überzeugung, daß der Dichter nur seine Zeit schildere, aber wahrer nach Aristoteles als der Geschichtschreiber ein Bild von ihr entwerfe, stellt alle Züge des Homerischen Lebens genau nach den Worten des Dichters zusammen, und zeigt in geradezu überraschender Weise, wie einheitlich dieses Bild in soziologischer Beziehung ist und sicher viele Jahrhunderte hindurch ziemlich gleich geblieben ist, bis durch die mächtige Entwicklung des Handels in der geschichtlichen Zeit Griechenlands eine Änderung eingetreten ist. Das Maßgebende für die griechischen Verhältnisse ist die eigentümliche Beschaffenheit des Landes, die bis in die neueste Zeit hinein ähnliche Verhältnisse hervorruft, wie sie in der ältesten geherrscht haben, die wunderbare Wechselwirkung zwischen Bergland und Ebene, die fortgesetzt zu einem Kampf der gesünderen, kräftigeren Bergbewohner mit den

Digitized by Google

in der Ebene reicher gewordenen, aber auch verweichlichten Stammesgenossen führt, immer neue Unterwerfung, immer neuen Ersatz einer Schicht durch eine andere herbeiführt, die Einigung zu einer Gesamtnation außerordentlich erschwert und dafür das Leben im 'Clan', der Gemeinde (φῦλον), mit voller Selbständigkeit ausbildet. Gut zeigt der Verf. an allen für die Ilias in Betracht kommenden Stellen, daß auch Agamemnon sein großes Heer nicht kraft seiner Gewalt und Herrschergröße zusammengebracht hat, sondern durch Verhandlungen und Verträge (bezeichnend dafür ist besonders Δ 25 u. Λ 765—770), daß auch in der Versammlung von der Macht des Königs keine Rede ist, sondern es allein auf Überredung ankommt (vgl. IAD. S. 127) und nur im Kampfe selbst der Oberfeldherr, Agamemnon ebensogut wie Hektor, gebieterisch auftritt.

Wir können auf die interessanten Ausführungen des Verf.s, namentlich über den bezeichnenden Zug des Griechentums, das Freibeutertum und Räuberleben, hier nicht näher eingehen, sondern wenden uns der Frage zu, die uns hier bei allen diesen Forschern beschäftigt und die sie auch zu beantworten versucht haben: Wann lebte der Dichter, der uns ein so treues Bild seiner Zeit gibt? Ch. glaubt, daß man zwei Möglichkeiten zugeben müsse: entweder habe er noch im Mutterlande vor der Auswanderung der Achäer nach Asien gelebt, oder, was nach der Überlieferung glaubwürdiger erscheine, bald nach der Auswanderung: il nous parait difficile de descendre au delà du dixième siècle. Denn nach der Auswanderung sei in Asien bald eine solche Veränderung der Verhältnisse eingetreten, daß die Dichtung auf diesem Boden nicht gedeihen konnte (vgl. dazu IAD. S. 125/26). Beide Dichtungen aber seien das Werk eines Meisters wie einer Zeit, wenn auch die Odyssee eine etwas fortgeschrittenere sei. In Asien hätten sie nur in einzelnen Familien in Chios weiter gelebt, als die Zeit, die sie geschaffen, verschwunden sei. Erst die Bewunderung ihrer Schönheit hätte sie zu neuem Leben gerufen: Le culte de la vaillance les a fait naître, le culte du beau les a fait revivre, pour les conduire à l'immortalité (H. 5, 1893, S. 389). Auch eine Erklärung der Geschichte der homerischen Gedichte.

Hier möge noch erwähnt sein der Aufsatz von

17) Th. Plüß, Mykenische und nachmykenische Gleichnisse in der Ilias. Z. f. GW. 1910. S. 612—619.

Der Verf. wendet sich gegen die Auffassung von Franz Winter, der N. Jahrb. f. d. kl. Alt. 1909 S. 681—712 die Gleichnisse der Ilias in Parallele gebracht hat mit zwei Gruppen altgriechischer Bildwerke, mit den Werken der kretisch-mykenischen und den Werken einer nachfolgenden Kunst: „Auf der oberen Stufe stehen Gleichnisse von außerordentlicher Kraft und Lebendigkeit der Schilderung, Erlebtes, Selbstbeobachtetes mit ursprünglicher Art des Blickes für die Erscheinungen, insbesondere des Tierwesens; auf der unteren farblos allgemeine Gleichnisse, ohne Züge direkter Naturbeobachtung.

Digitized by Google

die alten Elemente formelhaft, bloß ornamental verwendet". Plüß bekämpft diese Auffassung, die seinem Begriff des Gleichnisses widerspricht und auch theoretisch und praktisch nicht durchführbar ist. „Wenn in der Ilias oder Odyssee Gleichnisse an Ausführlichkeit und an sogenannter Anschaulichkeit verschieden sind, so ist doch zu allererst nach den Bedürfnissen des augenblicklichen Zusammenhanges und des besonderen Zweckes zu fragen" usw. Da den Lesern dieser Zeitschrift der Aufsatz bekannt ist, brauche ich nicht näher darauf einzugehen, muß aber ausdrücklich bemerken, daß auch Plüß der Auffassung huldigt, die ich für wesentlich bei der Beurteilung homerischer Darstellung halte.

Im Anschluß hieran sei noch auf eine kleine Schrift hingewiesen, die von großer Liebe für die homerischen Gedichte in nichtphilologischen Kreisen zeugt,

18) E. Wittich, Homer in seinen Bildern und Vergleichungen. Stuttgart 1908, Steinkopfs Verlag. 71 S. 8. 1,20 *M.*

Der Verf. setzt als Leitspruch vor seine fleißige Arbeit das Wort Goethes: „Noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat". Er erklärt ausdrücklich, daß die Schrift nicht eigentlich für Philologen bestimmt sei — er ist wohl selbst nicht Philologe —, sondern nur eingegeben sei von der Liebe für den Dichter. Er unterscheidet drei Gruppen von Gleichnissen: 1. Die aus der Natur genommenen (Meer, Strom, Sturm, Hagel, Blitz, heiterer Himmel, Bäume und Pflanzen, letztere nur durch *Θ* 306/7 vertreten); 2. aus dem Tierreich (am häufigsten der Löwe, dann der wilde Eber, Panther, Schakal, Wolf; von den Haustieren Pferd, Maultier, Widder, Esel (einmal); unter den Vögeln steht der Adler voran, dann Habicht, Dohlen u. a., selbst die Nachtigall *τ* 518/23, endlich Fische, Schlangen, Insekten, einmal die Fledermaus (*ω* 6—8); 3. Bilder aus dem menschlichen Leben, sowohl ganz allgemein wie in bestimmter Tätigkeit. Bei dieser tritt unter den Männern am stärksten der Landbauer hervor, aber auch Handwerker werden nicht selten erwähnt (Zimmerer, Maurer, Metzger, Schmied, Färber). Wenn ich richtig zähle (der Verf. gibt leider die Zahlen nicht an), so fallen auf die erste Klasse 47, auf die zweite 100, auf die dritte 59. Im ganzen zählt man, abgesehen von den kurzen Vergleichen wie 'er ging gleich der Nacht', in der Ilias 203, in der Odyssee 39. Der Verf. hat also einzelne übersehen, z. B. *P* 297—300, das zwei Zeilen mit O 555/59 gemein hat; auch kleinere Irrtümer finden sich (z. B. S. 25 „Sarpedon tritt den stürmenden Troern entgegen", statt „er geht ihnen voran" oder „stürmt gegen die Mauer"); doch wollen wir nicht einzelner kleinerer Mängel gedenken, sondern dem Verf. dankbar für die Gabe sein. Denn er gibt den griechischen Text fast überall in guter Übersetzung wieder

Digitized by Google

und ermöglicht dadurch auch dem nicht philologisch geschulten Leser sich ein Bild von der Kunst Homers zu machen, die gerade in der Verwendung und Ausgestaltung der Gleichnisse ganz eigenartig ist.

In dasselbe Gebiet fällt

19) G. Pecz, Die Tropen der Ilias und Odyssee. Separat-Abdruck aus der Egyetemes Philologiai Közlöny 35 (1911) S. 1—85.

Eine sehr fleißige Arbeit, in welcher der auf diesem Gebiete bekannte Forscher (1886 hat er bereits ein von der Kritik beifällig aufgenommenes Werk dieser Art veröffentlicht) alle tropischen Ausdrücke in der Ilias und Odyssee zusammenstellt und sie mit denen vergleicht, die in den drei griechischen Tragikern und bei Aristophanes vorkommen. Die Unterschiede sind höchst bezeichnend (s. S. 76): Die Ilias und Odyssee nehmen über die Hälfte ihrer Tropen und Vergleiche aus dem Naturleben (356 von 665), bei den Dramatikern ist es nur der vierte Teil. Wichtiger für uns ist der Unterschied zwischen den Tropen der Ilias und Odyssee. Farbenreichere Vergleiche, in denen mehrere bildliche Ausdrücke vereinigt sind, finden sich in der Ilias 118, in der Odyssee nur 21 (s. die eben genannten Zahlen fur die Gleichnisse); reicherer Schmuck und größere Lebendigkeit der Empfindung ist zweifellos der Ilias eigen. Noch bemerkenswerter ist, daß die aus dem Kriege genommenen Tropen in beiden Gedichten sehr gering sind (12 u. 3). Der Verf. schließt daraus, daß beide Gedichte in friedlicher Zeit verfaßt sind, wenn man wenigstens nach den Tragikern durch Analogie einen Schluß ziehen kann. Denn Aeschylus, der Marathonkämpfer, hat unverhältnismäßig mehr Tropen aus dem Kriegswesen, als Sophokles, dessen Dichtungen am meisten die Perikleische Friedenszeit widerspiegeln. Bei Euripides und Aristophanes aber läßt sich schon wieder die Zeit des Peloponnesischen Krieges spüren (S. 77). Auch durch diese Untersuchung finden wir unsere Vermutung IAD. S. 125 u. f. bestätigt.

20) Axel Olrik, Epische Gesetze der Volksdichtung. Z. f. d. deutsche Altert. 1909, 51 Bd. S. 1—12.

Wir bringen hier diese wie die folgende Abhandlung nach, da sie auch für unsere Frage von Bedeutung sind. Olrik hat an einem sehr reichen Material die Gesetze der epischen Volksdichtung untersucht, und da die Kunstdichtung aus dieser hervorgegangen ist, so ist es begreiflich, daß manche dieser Gesetze auch für sie Gültigkeit haben. Ich habe IAD. S. 103 u. 152 darauf hingewiesen, und unten wird eine Untersuchung folgen, die diesen Nachweis genauer durchführt. Es seien deshalb hier nur die wichtigsten dieser Gesetze mitgeteilt: 1. „Die Sage fängt nicht mit einer bewegten Handlung an und bricht auch nicht jäh ab"; so folgt z. B. im Märchen gewöhnlich noch die Bestrafung des Bösewichtes oder die Rache für den Toten; Ilias und Odyssee haben dieses Gesetz auch befolgt; 2. Gesetz der Wieder-

Digitized by Google

holung; um den Begriff der Fülle und Masse hervorzurufen; so geht z. B. der Jüngling dreimal in das Feld und erschlägt jedesmal einen Riesen; vgl. dazu IAD. S. 282 u. ff. über Patroklos und in der Odyssee Kirke, Kalypso und Nausikaa, die Odysseus zurückzuhalten versuchen; 3. besonders häufig ist bei der Wiederholung die Dreizahl; vgl. das eben angeführte Beispiel und unten Lillge; 4. Jede Eigenschaft der Personen und Dinge muß sich in Handlungen aussprechen, sonst ist sie nichts; genau so auch in den homerischen Gedichten; 5. Moderne Dichtung liebt verschiedene Fäden der Handlung zu verwickeln — das ist Kunstdichtung, wie schon Ilias und Odyssee; die Volksdichtung ist durchaus einsträngig, kennt nur die fortschreitende Handlung.

c) Die Sage und der Dichter.

21) John Meyer, Werden und Leben des Volksepos. Rektoratsrede, gehalten a. 15. 11. 07 in Basel. Halle 1909, M. Niemeyer. 54 S. 8. 1 ℳ.

Die kleine Schrift ist mir leider erst nach der Abfassung des letzten JB. bekannt geworden. Sie darf aber hier ebensowenig übergangen werden wie die Heuslers 'Lied und Epos' (s. JB. 1907 S. 305). Auf einer breiteren Grundlage, als es Heusler tut, gibt M., ähnlich wie Drerup 'Homer' S. 17 u. ff., und 'Omero' S. 41—76 (s. JB. 1910 S. 396) eine Übersicht über die Entwicklung des Volksgesanges zum Epos. Im Gegensatz zu Heusler und in Übereinstimmung mit Drerup läßt er neben der 'gebundenen' Form der Sagenüberlieferung auch die einfach erzählende bestehen (S. 36): „Ich meine auch, sehr häufig wird man nicht die Entwicklung Lied oder Lieder〉 Epos, sondern auch die Entwicklung Sage〉 Epos ansetzen müssen". Ich stimme dieser Auffassung bei und besonders auch der Bemerkung (S. 43): „Es ist daran festzuhalten, daß ein Bekanntsein mit den Zügen einer fremden Sage noch nicht das Bekanntsein mit einem diese Sage behandelnden Gedicht und eine Entlehnung daraus bedeutet". Ich habe dies öfters in IAD. betont und namentlich S. 255 mich gegen die Annahme des 'pylischen Epos' gewandt. Selbst die Benutzung eines Einzelliedes im Sinne Heuslers würde danach nicht notwendig sein (s. o. S. 166).

Auch den Unterschied läßt M. nicht gelten, daß das Lied nur 'knapperen, ärmlicheren' Stil zeige, das Epos aber 'reicheren, breiteren'. „Darf man nicht vielleicht annehmen, daß der reichere Stil sich z. T. mit dem Übergang zum reinen Sprechvers herausbildete, wie er etwa im Griechischen eingetreten ist? Jedenfalls besitzen wir diesen reichen Stil in Literaturen, denen man sonst nicht die Bildung eines Epos zuschreibt, im Kirgisischen, Russischen, Serbischen, Bulgarischen, Kroatischen". Nehmen wir hinzu, was Drerup (s. JB. 1910 S. 396) hervorgehoben hat, daß das Lied nicht immer, wie Heusler will, eine ganze Fabel erzählt, sondern oft auch nur eine Episode einer größeren Sage behandelt, so sehen wir, daß selbst die feinsinnige Unter-

Digitized by Google

suchung Heuslers einer nicht unwesentlichen Ergänzung bedurft hat, um den wirklichen Verhältnissen näher zu kommen. Dagegen hebt M. ganz wie Heusler und Drerup (auch Poehlmann s. o. S. 170) hervor, daß „die Schöpfung des Gesamtepos, obwohl sie ohne lange und vielfache Kunsttradition nicht gedacht werden kann, eine künstlerische Großtat des Individuums ist, die vom Daimonion im Künstler und von bewußter Überlegung vereint bewirkt wird". Das ist mein Standpunkt, den ich seit Jahren näher zu begründen versucht habe.

Genau in diesem Sinne schreibt auch:

22) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 6. Auflage. München 1909, Bruckmann.

„Daß man an dem Dasein des Dichters Homer hat zweifeln können, wird späteren Geschlechtern keine sehr günstige Vorstellung von der geistigen Schärfe unserer Epoche geben. Es sind 100 Jahre her, daß Fr. A. Wolff seine Hypothese in die Welt setzte; seitdem haben unsere Neualexandriner wacker weiter geschnüffelt und geschaufelt, bis sie herausbekamen, Homer sei lediglich eine pseudomythische Kollektivbezeichnung und Ilias und Odyssee nichts weiter als eine geschickte Zusammenkleisterung und Neuredigierung von allerhand Dichtern — von wem zusammengekleistert? und so überaus schön? Nun natürlich von gelehrten Philologen, von den Vorfahren der jetzigen! Man wundert sich nur, daß, da wir wieder einmal im Besitze eines so geistvollen Kritikergeschlechtes sind, diese Herren sich nicht die Mühe genommen haben, uns Armen eine neue Ilias zusammenzukleistern: an Liedern fehlt es doch wahrlich nicht, auch nicht an echten, schönen Volksliedern; sollte es vielleicht an Pappe, etwa gar an Gehirnpappe fehlen?" (S. 63 u. ff.). Mit großer Schärfe setzt er weiter auseinander, daß für die Griechen im Unterschiede zu den Ägyptern, Assyrern, Chinesen e tutti quanti gerade es bezeichnend sei, daß auf allen Gebieten des geistigen Lebens einzelne große 'Persönlichkeiten' aufgetreten seien und das Volk mächtig vorwärts gebracht hätten. „Denn in der Tat, will man verstehen, was hellenische Kunst und hellenisches Denken für das 19. Jahrhundert bedeutet haben, will man das Geheimnis einer so zähen Lebenskraft begreifen, so muß man sich vor allem klar machen, daß, was noch heute aus jener verschwundenen Welt mit Jugendfrische weiter wirkt, die Macht großer Persönlichkeiten ist". „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit" sagt Goethe. „Dieses Glück besaßen die Griechen wie nie ein Volk, und das macht gerade das Sonnige, Strahlende an ihrer Erscheinung aus. Ihre großen Dichtungen, ihre großen Gedanken, sind nicht das Werk anonymer Aktiengesellschaften, wie die sogenannte Kunst und die sogenannte Weisheit der Ägypter, Assyrer und Chinesen ... Was hätte ein Homer in Ägypten oder in Phönizien gefrommt? Die einen hätten ihn unbeachtet gelassen, die andern ihn gekreuzigt" (S. 69/70). Gut führt er im weiteren aus, wie gerade durch die Genialität der einzelnen sich die Griechen von

Digitized by Google

den Römern unterscheiden, die auch nicht ein großes Genie auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht haben. Ich meine, diese Worte verdienen Beachtung, und zwar um so größere, als gewissenhafte Untersuchungen von Fachgenossen immer mehr zu demselben Ergebnis gekommen sind.

23) E. Maaß, Die Person Homers. N. Jahrb. 1911, Abt. I, 8. H., S. 539—550.

Eine äußerst lesenswerte Studie! Der Verf. wendet sich mit aller Bestimmtheit gegen die Annahme: „Homer ist ein Kollektivname". Der offenkundige Mangel an gesicherten Lebensnachrichten begründet noch lange nicht den Zweifel an der Existenz des Dichters: „Niemals berechtigt das 'nescire' zu einem 'negare'". Wie verkehrt Schlüsse 'aus dem Schweigen' sind, zeigt der Verf. an dem Beispiele Shakespeares und Kapilas, des bedeutendsten indischen Denkers vor Buddha. Durch sorgfältige Prüfung der Überlieferung zeigt der Verf., daß der Name *Μελησιγενής*, der sich in der Vita I (S. 2 Westermann) findet, eine Bildung sei, die sich in einer großen Zahl ähnlicher Namen finde und die Bedeutung habe 'an den Melesien geboren'. Meles aber ist ein Fluß in Smyrna, der hier Kultobjekt war; ihm zu Ehren sind die Feste gefeiert worden. Bei einem solchen ist vermutlich Homer geboren und nach ihm genannt worden, wie viele andere nach andern Festen und noch heute Kinder nach dem Kalenderheiligen genannt werden. Nach einer andern Nachricht hat er einmal als Geisel gedient und ist danach 'Geisel' (*Ὅμηρος*) genannt worden, ein Beiname, der dann (vgl. Plato = breitbrüstig, für Aristokles) den ursprünglichen verdrängt hat. Homer war also eine reale Persönlichkeit und Smyrna sein Geburtsort.

Feinsinnig weist M. weiter nach, wie die Sage, als Homer ein berühmter Dichter geworden war, ihm Kritheis = 'die Gerstentragende', eine Nymphe oder die Mutter Erde selbst, zur Mutter gegeben habe, und wie Smyrna und ihre Tochterstadt Kyme durch Ausprägung von Münzen mit dem Bilde Homers auf der einen Seite und der Kritheis auf der andern den Ruhm des Dichters für sich in Anspruch genommen haben. Die Legende ist alt, schon Aristoteles kennt sie; der Hymnos auf den Delischen Apollo spricht nicht dagegen, da hier der Name des Dichters nicht genannt und offenbar weggelassen ist, um den Hymnos Homer zuschreiben zu können. Endlich legt M. in einem III. Abschnitt dar, wie die genaue Kenntnis von Smyrna und Umgegend, die in den Gedichten hervortritt, für Smyrna als Geburtsort Homers spricht. Wie diese Ausführung für mich überzeugend ist, so stimme ich besonders dem Verf. auch in den Schlußworten bei, in denen er mehrere Äußerungen Wielands über die Entstehung seiner dichterischen Werke anführt, um vorsichtiges Verfahren bei der Analyse der Gedichte zu empfehlen. „Es genügt für jetzt, wenn der Willkür Einhalt geschieht. Analysen im Homer . . . dürfen nur von solchen Philologen angegriffen werden, welche an Goethes und Schillers Ent-

Digitized by Google

wicklung nicht oberflächlich, sondern auf das genaueste vorbereitet sind". Das ist ja genau der Weg, den ich gegangen bin.

24) R. v. Kralik, Homeros. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Epos. Ravensburg 1910, F. Alber. 397 S. 8. — Vgl. LZB. 1912 Sp. 166 (Ostern). Stimmen aus Maria-Laach. 1912. H. 3. S. 347.

Es ist gut, daß der Verf. in der Vorrede S. VI—VIII selbst Aufklärung über sein Buch und dessen Einteilung in sieben Abschnitte gibt. 1. Das Leben Homers nach den alten Biographen; 2. Die Entwicklung der homerischen Poesie; 3. Die Persönlichkeit des Rhapsoden; 4. Das homerische Gleichnis; 5. Die homerische Götterwelt; 6. Die Sage und der Dichter; 7. Geschichtliche und literarische Parallelen. Man sieht aus dieser Inhaltsangabe, daß ein überreicher Stoff verarbeitet ist — der Verf. hat auch sonst viel geschrieben auf dem Gebiete der Sage —, aber es fehlt durchaus an gründlicher Durcharbeitung und an Klarheit der Vorstellung. Da ich hier unmöglich auf den ganzen Inhalt eingehen kann, so seien nur einzelne Grundfragen erörtert. S. IX schreibt er: „Ein echtes Epos wird nicht gedichtet, sondern redigiert. Es kann nicht gemacht werden, nicht von einem einzigen Dichter gemacht werden. Die Aufgabe des nationalen Dichters ist nicht die Erfindung, sondern die Bewahrung, Erhaltung und Reinigung der überlieferten Schätze. Er ist ihr Kustode". Die Vorstellung ist ähnlich der Murrays, die wir oben zurückgewiesen haben. Wenn uns etwas von der Unklarheit dieser Vorstellung überzeugen kann, so ist es gerade die weitere Ausführung des Verf.s, in der fortgesetzt Dichter und Redaktor, die Verwechslung von Sage und Dichtung nebeneinander hergehen. Wir sehen in dem Wirken eines großen Dichters das Schaffen eines Kunstwerkes; er nimmt den Stoff aus der Sage. Er erhält nicht bloß die Volkssage, wenn er sie benutzt, sondern verwertet sie zu seinem Zweck. Ein solches Kunstwerk verhält sich zur Sage wie ein Marmorbild zum ungeformten Marmorblock.

Wenn der Verf. S. 4 glaubt, daß er zum ersten Male nach der Überlieferung ein Bild des Sängers Homer gebe, so irrt er; die Arbeit ist bereits in sehr viel umfassenderer Form geleistet worden von A. Knötel, Homeros, der Blinde von Chios, 2 Teile, Leipzig 1894/95, Grunows Verlag (s. JB. 1896 S. 191/92). Der Verf. unterscheidet sich von K. nur dadurch, daß er die Überlieferung als „märchenhaft" bezeichnet, während Knötel in der Hauptsache sie als sichere literarische Quelle ansieht.

Der 4. Abschnitt ist als Zusammenstellung sämtlicher Gleichnisse der Ilias und Odyssee nützlich, wenn auch diese Arbeit (s. o. S. 173) schon von anderer Seite gemacht ist. Wenn dabei der Verf. glaubt, daß der Dichter aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangen sei und meist auch seine Dichtung vor bäuerlicher Bevölkerung vorgetragen habe, so schränkt er schon selbst diese Behauptung ein, wenn er S. 220 bemerkt: „Dabei ist freilich zu bemerken, daß zu seiner Zeit der

Digitized by Google

Bauer und der König noch nicht den unendlichen Abstand zwischen sich hatten, wie späterhin. Auch ist durch all dies nicht ausgeschlossen, daß das Hofsängertum dennoch den Gipfel des Rhapsodenlebens bildete". Wiederholt werden in der Tat bei Homer Königskinder als Hirten bezeichnet, und auf dem Landbilde des Schildes steht der Herr auch mitten unter seinen Arbeitern. Die Jagd vollends, der besonders viel Gleichnisse gelten (S. 189—201), ist immer eine Beschäftigung der Herren gewesen. Gut bemerkt der Verf. (S. 177/78), daß der Dichter „nach dem Gesetze des Kontrastes durch idyllische Bilder das allzugleichmäßige Schlachtgemälde entlastet". Weniger verständlich dagegen ist mir der Satz (S. 220): „Dem Rhapsoden drängen sich nicht nur bei der Beschreibung der heroischen Vorgänge die Vergleiche mit dem täglichen Leben auf, sondern der ursprüngliche Vorgang in seiner Seele war, daß diese täglichen Lebensbilder auch seine heroische Phantasie anregten. Er sieht in den Vorgängen des bäuerlichen, des Hirten- und Jägerlebens bereits die Kämpfe und Schicksale der Götter und Helden". Auch das, was der Verf. über Homers Darstellung der Götter S. 225/26 sagt, vermag ich mit seiner Ansicht S. 300/301 nicht recht in Einklang zu bringen. Doch versteht ihn ein anderer vielleicht besser.

Im 6. Abschnitt gibt er ausführlich den Inhalt der großen Bearbeitung des epischen Stoffes durch Dares und Diktys an und bedauert, daß die Philologen ihn über die Achsel ansehen (S. 336). Indes weiß ich auch nicht, was dieses 'Machwerk' mit homerischer Kunst zu tun hat, da jene beiden nicht nur alles aufgenommen haben, was die epische Sage ausgebildet hat, sondern auch sicher selbst viel zugesetzt haben. An diese Inhaltsangabe schließt sich eine kurze Analyse der Ilias und Odyssee, die ihre Kunstform aus der Zusammenschweißung aller möglichen Lieder und Sagen erhalten haben sollen. Die Art, wie sich der Verf. die Lieder in Stücke zerschlagen und dann wieder zusammengekittet denkt, ähnelt sehr Mülders Auffassung.

Interessant ist der letzte Teil, der manche auffallende Parallelen aus den epischen Sagen anderer Völker bringt, die eben beweisen, daß gewisse natürliche Verhältnisse bei allen Völkern wiederkehren; namentlich das indische Epos Mahabharata bietet merkwürdig ähnliche Züge. Übrigens hätte der Verf. gerade an dieser kunstlosen Masse, ähnlich dem 'Machwerk' des Dares und Diktys, den Unterschied von kunstloser Sagenvereinigung und der künstlerischen Benutzung der Sage bei Homer und der Schöpfung eines wirklichen Kunstwerkes lernen können.

Hier seien noch erwähnt:

25) J. Menrad, Der Urmythus der Odyssee und seine dichterische Erneuerung: Des Sonnengottes Erdenfahrt. München 1910, J. Lindauer. 97 S. gr. 8. — Vgl. phil. Wochenschr. 1911, Sp. 1917—19 (Hennings).

Der Verf. sieht mit andern in Odysseus, dessen Name er wegen

Digitized by Google

des lateinischen Ulixes vom Stamme 'luc' ableitet, den Sonnengott und sucht seine Abenteuer danach zu deuten. Einzelne davon, wie Äolus, Plankten, Scylla und Charybdis, fügen sich gar nicht in diese Auffassung ein, bei andern muß der Verf. sehr stark seine Phantasie walten lassen, um eine entsprechende Deutung zu finden. „Aber mit dem Verstande allein ist noch kein mythisches Problem gelöst wie auch keine Dichtung (und der Mythus ist eine solche) begriffen worden" (S. 37). Wir sind der Ansicht, daß von dem Mythus in der Odyssee wie in der Ilias nichts mehr zu empfinden ist (ähnlich Draheim, Die Odyssee a. K. S. 24), daß, wenn ein solcher vorlag, die dichterische Behandlung ihn so umgeformt hat nach der menschlichen Seite, daß der 'ursprüngliche' Sinn kaum noch 'durchschimmert'.

Der Verf. hat den dankenswerten Versuch unternommen, dem 'Urmythus' bestimmte Gestalt zu geben, und hat dabei sowohl in der Erfindung wie in der Sprache und im Versmaß zweifellos poetisches Geschick bewiesen. Oluk, der Sonnengott, zieht aus, um sich mit der Jungfrau Erde (Penelope) zu vermählen und hat auf der Reise dahin viel Widerstand zu überwinden (Sirenen = Sternenjungfrauen; Kalypso = Nachtgöttin; Kirke = Mondgöttin; Eisriesen usw.), bis er endlich ans Ziel kommt. Aber gerade diese Behandlung zeigt, wie gewaltig der Abstand nebelhafter mythischer Gestalten und einer kaum verständlichen Handlung von den klar gezeichneten homerischen Göttern und Helden und der wohlgegliederten Form der Dichtung ist. Um diesen Unterschied kennen zu lernen, ist jedem Forscher das Lesen dieser Schrift zu empfehlen. Die 'homerische Frage' würde schon längst aufgehört haben, immer neue Versuche zu zeitigen, um die älteste Form der Gedichte herzustellen, wenn jeder Kritiker in zusammenhängender lückenloser Darstellung das gäbe bzw. hinzudichtete, was er für die älteste, vollendetste Form der Dichtung hielte.

26) U. v. Wilamowitz, Über Odysseus und Penelope.

Der große Gelehrte hat am 6. 3. 11 vor einer gewählten Zuhörerschaft seine Ansicht über die Odyssee in einem Vortrage entwickelt, von dem uns hier interessiert, daß v. W. ausdrücklich es als einen Fehler bezeichnet, den er selbst begangen habe, in den Gestalten der alten Heldensage Umbildungen von göttlichen Wesen zu wittern. Wir freuen uns dieses Zugeständnisses und ebenso des andern, daß Odysseus zwar wirklich einmal als König gelebt haben könne, daß uns aber jedes Mittel fehle, seine Persönlichkeit historisch zu fixieren. „Auch etymologische Spielereien und Namendeutungen, wie sie schon die Alten liebten, führen nicht zum Ziele". Man müsse sich immer gegenwärtig halten, daß man es in der Odyssee mit Poesie zu tun hat, mit der Kunst des Dichters, der einen einfachen Novellenstoff mit der schmückenden Zutat alter Sagenelemente arabeskenartig umrankte.

In diesem Vortrag hat v. W. auch die Ansicht ausgesprochen, daß ältere und jüngere Sagen in der Odyssee verbunden seien; dadurch

Digitized by Google

seien manche Widersprüche entstanden, wie z. B. der, daß Odysseus bei seiner Rückkehr sich dadurch als er selbst erweist, daß er den Bogen spannen kann. Nun werde aber niemals vorher erwähnt, daß er den Bogen geführt habe, was auch gegen die Ehre eines griechischen Edlen gewesen wäre; denn des Bogens bedienen sich nur die Asiaten, höchstens etwa noch die Kreter. Gegen diese Behauptung wendet sich:

27) C. Goesch, Odysseus als Bogenschütze (Unterhaltungsblatt d. Tägl. Rundschau, 23. 3. 11).

Es wird G. nicht schwer, v. W. zu widerlegen. Er weist zunächst auf ϑ 224—225 hin, wo Odysseus sich seiner Kunst im Bogenschießen rühmt und erklärt, daß nur Philoktet sich mit ihm vor Troja im Bogenschießen habe messen können; nur den Helden der Vorzeit Eurytos und Herakles wage er nicht in dieser Kunst sich gleichzustellen. Ja er besitzt den Bogen des Eurytos selbst (φ 32); auch α 262 wird seiner Pfeile gedacht. In der Ilias aber tragen nicht nur Asiaten und Kreter den Bogen, sondern auch die Lokrer, und ehrenvoll wird der Pfeilschützen Ο 312 u. ff. gedacht, ebenso bei den Wettspielen zu Ehren des Patroklos; wenn Odysseus hier nicht als Pfeilschütze auftritt, so müsse man bedenken, daß der Dichter in den Wettspielen Odysseus überall als den πολύμητις darstelle; diese Eigenschaft komme aber beim Pfeilschießen nicht in Betracht. Auch sonst betont G., ganz in Übereinstimmung mit der von mir befolgten Methode, daß man überall der Absicht des Dichters, dem augenblicklichen Zwecke der Handlung nachgehen müsse, um ihn richtig zu verstehen. Über die Schätzung und Verwendung des Bogens vgl. noch JB. 1907 S. 288. Der Bogen gehört gerade der älteren, nicht der jüngeren Zeit an.

28) A. van Gennep, Religions, Moeurs et Légendes. Paris 1911, Mercure de France. 263 S. 12.

In dieser Schrift, die für Freunde wahren Volkstums außerordentlich viel Interessantes an Gebräuchen und Anschauungen des niederen Volkes, kleinen Erzählungen in Prosa und Versen, in Deutungen von Worten u. a. bietet, versucht der Verf. auch S. 160/65 eine Erklärung des auffallenden Dialektes in den homerischen Gesängen auf Grund von Gebräuchen mittelalterlicher Sänger. In einem Gedicht der Chansons de Geste 'Berta e Milone' (XIII. Jh.) finden wir auch eine wunderbare Mischung von Dialekten, während die meisten übrigen Gesänge von solcher Mischung frei sind (vgl. A. v. Gennep, Question d'Homère S. 15). Nun hat Bédier, wie der Verf. bemerkt, in seinen Légendes épiques den Mischdialekt (italienisch und französisch) damit erklärt, daß von Jongleuren Lieder zur Ergötzung der Wallfahrer auf den Hauptstraßen in einem Mischdialekt gesungen wurden, damit sie von den Pilgern verschiedenster Herkunft möglichst verstanden würden. Der Verf. weist auch auf die Tatsache hin, daß noch heute in Rußland nach wichtigen religiösen Zentren (z. B. Czenstokhau)

Digitized by Google

Slawen wanderten, die ganz verschiedene Dialekte sprächen, und daß sich ihnen auch die kleinen Kaufleute mit einem eigentümlichen Mischdialekte anbequemten. Deshalb wirft er die Frage auf, ob sich nicht auf dieselbe Weise der Dialekt in den homerischen Gedichten erkläre. Mehr und mehr breche sich die Anschauung Bahn, daß es auch in Griechenland berühmte religiöse Zentren gegeben habe (z. B. die Heiligtümer der Demeter und des Asklepios), zu denen die Griechen von weither gewallfahrtet seien. Damit wird von einer ganz anderen Seite die Frage angeregt, für welche Kreise in erster Linie die Gedichte bestimmt waren. Bedenken nur muß man, daß sich die Dialektmischung jetzt ohne merkliche Unterschiede in allen Gesängen der Ilias findet und daß später in der attischen Tragödie in den Chorliedern ein fremder Dialekt angewendet wird, ein anderer als im Dialog. Die gebildeten Griechen müssen fähig gewesen sein, die verschiedenen Dialekte leicht zu verstehen (s. u.).

29) E. Pasteris, J Miti Inferni in Omero e la questione omerica. Monza 1911, Scuola tipogr. Artigianelli. 78 S. 8.

Eine interessante Untersuchung, in welcher der Verf. auf einem beschränkten Gebiete festzustellen versucht, was der Dichter der Volksanschauung, literarischer Überlieferung und eigener Erfindung in seiner Dichtung verdankt. Er geht aus von Dante, der in seiner Göttlichen Komödie auf Vergils Aeneis zurückgeht, während dieser wieder wesentliche Züge Homer entnimmt. Beide aber haben auch Volksvorstellungen benutzt und eigenes hinzugesetzt. Bei Homer müssen wir genau dasselbe Verfahren voraussetzen; auch er schöpft aus dem Volksglauben, auch ihm liegt schon lange literarische Überlieferung vor. Er nimmt nicht alles auf, was das Volk glaubt, aber was er vorbringt, muß auch nach E. Rohde zum Volksglauben gehört haben. Wie der Dichter dabei verfährt, zeigt der Verf. in gründlicher Erörterung aller wichtigen Fragen, von denen wir hier nur den Märchenzug, der unsichtbar machenden 'Kappe' erwähnen wollen (S. 31). Der Dichter der Ilias (*E* 844/45) verwendet ihn, als es für Athene gilt, sich Ares gegenüber unsichtbar zu machen. Die Behandlung des Volksglaubens ist in der Ilias und in der Odyssee so gleichartig, daß nur ein Dichter sie geschaffen haben kann; höchstens könne man, da der Stoff in beiden so verschieden sei, je einen Dichter für die Ilias und Odyssee annehmen. Die Kritik kehre mit Recht von der Wolfschen Ansicht zum wirklichen Dichter zurück (S. 6).

30) C. Fries, Studien zur Odyssee. I. Das Zagmukfest auf Scheria. Leipzig 1910, Hinrichs Buchhandlung. 340 S. 8. 9 ℳ. — Vgl. Berl. phil. Wochenschr. 1911 Sp. 1177/80 (A. Jeremias).

31) C. Fries, Studien zur Odyssee. II. Odysseus der bhikshu. Leipzig 1911, ebenda. 215 S. 8. 6 ℳ. — Vgl. LZB. 1911 Sp. 1087/88 (Ostern).

Beide Schriften sind mir erst zugegangen, als dieser erste Teil

Digitized by Google

abgeschlossen und der Druckerei übergeben war. Es ist mir deshalb bei der Kürze der Zeit nicht möglich, ein abschließendes Urteil abzugeben; aber die für uns wesentliche Frage, inwieweit fremde Vorstellungen auf Homer eingewirkt haben, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit beantworten. Wenn der Verf. schreibt (I S. III), „daß im Lager der klassischen Philologen eine Abneigung herrsche, den Einfluß der altorientalischen Kulturen auf Hellas zuzugeben“, so glaube ich, daß heute nach den Ergebnissen, die der 'Spaten' geliefert hat, wohl kaum einer sein wird, der sich Altgriechenland wie mit einer chinesischen Mauer umzogen und die Entwicklung des Volkes ohne jede Einwirkung fremder Kultur vollzogen dächte. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn in einem bestimmten Falle der Dichter in einer griechischen Dichtung nicht eigene, sondern fremde Verhältnisse schildern soll, wenn also, um mit Pöhlmann zu reden, das a, das mit x || A ergibt, ganz bestimmt als etwas Fremdes bezeichnet wird. Hier müssen ganz sichere Beweise angegeben werden, wenn man es glauben soll. Hat diese Fries erbracht? Wir können uns nicht davon überzeugen, sondern stehen auf dem Standpunkt, den Pasteris in der vorangehenden Abhandlung auf einem beschränkten Gebiete entwickelt. Selbst wenn wirklich, wofür ein Beweis auch nicht erbracht ist, in der ganzen Phäakenepisode in der Odyssee die Rückkehr des Frühlingsgottes und die Feier ihm zu Ehren besungen wäre, so würde man doch zuerst an ein griechisches Fest glauben und sagen, daß, wie Pasteris so schön ausführt, doch gerade mythische Züge bei den verschiedensten Völkern sich wiederfinden, ohne daß an eine bestimmte Entlehnung gedacht werden kann. Ist denn in der Erzählung des 6. Buches der Odyssee auch nur irgendein Zug, der auffällig wäre, der nur durch den Hinweis auf das Zagmukfest erklärlich wäre? Selbst in der Inhaltsangabe dieses Gesanges durch den Verf., die schon für seinen Zweck zurechtgemacht ist, erinnert im Anfange und im weiteren Verlauf nichts an Fremdartiges, an einen Gott, der aus einer Lotosblume herauskriecht. „Odysseus verbirgt sich im tiefschattenden Baumwipfel“ (unrichtig statt 'auf der Erde'), er bereitet sich ein dichtes Blätterlager, in dem er wie der Funke in der Asche geborgen(?) liegt und schläft, bis ihn Mädchenstimmen wecken ... Odysseus entsteigt dem Baum (Homer sagt 'ϑάμνων ὑπεδύσετο' = er kroch unter den Zweigen hervor), und sein Auftreten wirkt wie eine Theophanie“. Das ist aber die „andere Deutung“, die der Verf. einem durchaus 'natürlichen und ohne weiteres verständlichen' Vorgange ohne alle Not gibt. Wenn er weiter Nausikaas Traum und Ausfahrt mit der Jugendgeschichte des Buddha in Übereinstimmung bringt und glaubt, daß er ursprünglich eine viel höhere Bedeutung gehabt habe, daß ursprünglich 'Odysseus vor der Stadt geboren, Nausikaa seine Mutter sei', wenn er beim Baden des Odysseus, das doch bei seiner Lage unbedingt notwendig wird, an die Vorstellung eines 'Plynterienfestes' denkt, wenn ihm gar bei dem schlichten Ballspiel der Mädchen der Gedanke kommt: 'Der Ball versinkt und verschwindet

Digitized by Google

für die Erzählung, aus dem Waldesdunkel tritt dafür Odysseus hervor, d. h. vielleicht, die Sonne versinkt, dann taucht sie wieder aus der Finsternis hervor', so darf er sich wirklich nicht wundern, wenn ihm der Vorwurf gemacht wird, daß er bei 'Dingen, die doch so einfach sind, so vieles hinein- und untergelegt' habe. Mit solchen gewaltsamen Deutungen wird der Sache nur geschadet. Aber nicht nur Einzelheiten werden unnatürlich gedeutet, auch die Gesamtanlage der Dichtung wird unnötig beeinflußt oder verdächtigt durch die Absicht, das Zagmukfest als Unterlage Homers nachzuweisen. Odysseus b r i n g t nicht, wie der Verf. nach Analogie des Frühlingsgottes annimmt, den Phäaken die Freude, sondern f i n d e t sie vor: sie s i n d nach Homers Darstellung das Volk, das stets nur der Freude lebt. Ferner wird vom Dichter die Erzählung von den Irrfahrten des Odysseus (ι—μ) mit gutem Bedacht hierher, d. h. an das Ende seiner Fahrt gelegt: Wir bekommen so ein geschlossenes Bild von ihnen nach einem ganz festen Gesetz homerischer Darstellung. Dieses Bild würde zerrissen, wenn er sie der Kalypso oder Eumaeus oder gar erst der Penelope erzählte, wie es der Verf. für natürlicher hält. Anzunehmen nun, daß die jetzige Anordnung nur getroffen sei, weil Hathor beim Zagmukfeste seine Schicksale erzähle, und darin zugleich den Grund zu sehen, daß aus dieser Anordnung sich die Form der griechischen Tragödie entwickelt habe, als Dionys an Stelle Hathors getreten sei, hat nicht die geringste Berechtigung. Wie wenig es glaublich ist, daß die Apologe „trotz hundertfacher Umbildung, in letzter Hinsicht nur die Fahrt des Lichtgottes über den Himmelsozean erzählen", beweist gerade Menrads Versuch (s. o. S. 179/80). Von der ganzen Hypothese scheinen bemerkenswert nur die 52 Jünglinge, die Odysseus (ϑ 48) nach Hause fahren sollen. 'Daß hier die Zahl der Jahreswochen vorliegt und die 52 den Sonnenhelden auf seiner Fahrt durch das Jahr begleiten, ist Zufall, wenn man will' (S. 322). Aber es ist, wohlgemerkt, die l e t z t e Fahrt; etwas anderes wäre es, wenn Odysseus auf seiner ganzen Irrfahrt oder bei Beginn gerade 52 Gefährten gehabt hätte. Alle andern Vergleiche sind künstlich und unnatürlich herbeigezogen und lassen jedenfalls eine einfachere Deutung zu.

Leichter war es, bei einigem guten Willen, in dem Bettler, der unerkannt in die Heimat gelangt und hier die Seinen wie die Freier prüft, einen 'bhikshu' zu erkennen, ursprünglich einen Gott oder Engel, der in Knechtsgestalt unter die Menschen tritt und dabei viele schlecht, wenige gut und rechtschaffen erfindet, dann sich in seiner Herrlichkeit zeigt und furchtbares Gericht übt. Solche Erzählungen finden sich zahlreich bei den verschiedenen Völkern, nicht bloß im Lande der 'Büßer'. Diesen Odysseus erkennt Fries ganz besonders im zweiten Teile der Odyssee; aber auch schon im ersten finden sich Spuren nicht nur δ 244 u. ff. und in ε, wo Vs. 82 geradezu 'das typische Bild des Dulders zeigt', sondern auch in der Phäakis, obwohl er doch in der vorangehenden Schrift hier gerade die Einholung des Frühlingsgottes dargestellt fand. Freilich muß er immer wieder zugeben, daß die einzelne

Digitized by Google

Szene, wie sie Homer ausführt, „ungemein natürlich anmutet“, d. h. keine Allegorie verrät, aber er fügt auch stets hinzu: „man kann aber vielleicht etwas anderes darin finden“. Da soll z. B. bei den Sirenen ‘Odysseus die Kraft besitzen, ihren Melodien zu entsagen’, obwohl der Verf. ausdrücklich anerkennt, daß gar nicht die sittliche Kraft des Odysseus geprüft werden soll, „wenigstens enthält das Epos auch nicht eine Zeile, die darauf schließen läßt“. — Trotzdem enthält diese Betrachtung, die ein Scherflein zum besseren Verständnis der eigenartigen Poesie beitragen will, manchen guten Gedanken, der zum Nachdenken anregt, aber eine ausführlichere Besprechung verlangt, als hier möglich ist. Hoffentlich kann ich an anderer Stelle darauf zurückkommen.

Gleichzeitig ist mir noch zugegangen:

32) G. Finsler, Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien. Frankreich. England. Deutschland. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 530 S. gr. 8. 12 *M*.

Ein Werk ganz erstaunlichen Fleißes, das allen Homerfreunden große Freude bereiten wird. Es zeigt uns nicht nur die Beurteilung, die Homer bei den großen Kulturvölkern der Neuzeit gefunden, sondern auch den Einfluß, den er auf die Bildung ästhetischen Urteils und auf dichterische Schöpfungen ausgeübt hat. Um es zustande zu bringen, hat der Verf. alle wesentlichen Schriften aus der älteren und neueren Literatur benutzt und ist dabei von gelehrten Freunden bereitwilligst unterstützt worden. Die Brauchbarkeit des Buches erhöht eine sorgfältige Inhaltsangabe S. V—XIII, ferner Literaturnachweise S. 475—493 und endlich Namens- und Sachregister S. 494—505 und 506—530. Für uns ist natürlich am wichtigsten die Entwickelung der ‘homerischen Frage’ und das Ergebnis, zu dem der gelehrte Verfasser am Schluß kommt. Während er in seinem Homer 1908 (s. JB. 1909 S. 207 u. ff.) unter dem zu mächtig wirkenden Einflusse v. Wilamowitz eine unklare, für mich unverständliche Ansicht äußerte, hat er sich jetzt zu einer Auffassung durchgerungen, die sich genau, Punkt für Punkt, mit meiner Ansicht deckt, wie das Schlußwort zeigt. Ich will es hier abdrucken, da es zugleich als beste Einleitung zu dem folgenden, von mir früher geschriebenen Teile des Berichtes dienen kann: „Scheffel hat die Homerkritik zerstörungsfroh genannt, und es läßt sich nicht bestreiten, daß sie im Aufspüren von Widersprüchen in der Gesamtkomposition wie in den Einzelheiten der Gedichte das Maß des Zulässigen weit überschritten hat. Was das Schlimmste ist: bei gar zu vielen der Gelehrten findet sich zu wenig Gefühl dafür, daß wir es mit Poesie zu tun haben, und daß Poesie ohne einen Dichter undenkbar ist. Und nun ist dieser Dichter nicht nur der älteste unter den erhaltenen, sondern der lebendigste, frischeste, unverwüstlichste. Ihn von der Seite der Poesie zu betrachten, ist denn auch die Aufgabe, die sich in neuester Zeit viele gestellt haben. Mir ist es bei meiner Wanderung durch die Jahrhunderte klar geworden, daß sich so viele geistvolle Menschen

Digitized by Google

unmöglich im Irrtum befunden haben können, wenn sie sich um die Erfassung des Charakterbildes Homers bemühten. An der Frage der Entstehung der Gedichte dürfen wir nicht achtlos vorübergehen; soviel geben wir der Kritik zu, und ihre Zweifel sollen wir erwägen. Aber es darf der Irrtum nicht bleiben, als ob die Ilias etwas qualitativ anderes wäre als irgendeine andere große poetische Schöpfung der Welt. Wir müssen anerkennen, daß, so viele Vorgänger und Vorlagen Homer auch gehabt haben möge, in erster Linie die Frage gestellt werden muß, was er aus dem überlieferten Gute gemacht habe, inwiefern in der Gesamtheit der Epen der Stempel seines Genies zu spüren sei. Anleitung zu solcher Erkenntnis finden wir bei vielen großen Dichtern und Denkern der vergangenen Jahrhunderte. Vor allem wird für die richtige Auffassung Homers maßgebend sein, was Goethe unter dem Eindrucke der Prolegomena Wolfs geäußert hat. Bekennen wir uns vor allem zu einer poetischen Persönlichkeit Homers; dann wird uns die Kritik und Erklärung der Werke weiter fördern, als wenn ihr Resultat nur die Zertrümmerung ist, wie es vielfach der Fall war. Dann wird auch die Freude an dieser unvergänglichen Poesie die weitesten Kreise der gebildeten Welt wieder ebenso stark durchdringen wie in Herders unvergeßlicher Zeit" (S. 473/74).

Ich habe einen ganz ähnlichen Gedanken wie diesen im Maiheft der Monatschrift für höhere Schulen (s. S. 188) in bezug auf den Unterricht ausgesprochen, und ich habe die Freude gehabt, daß Fachgenossen, welche Homer im Sinne meiner 'Ilias als Dichtung' erklären, mir ausdrücklich mitgeteilt haben, daß „jetzt auch die Primaner dem Unterricht viel mehr Interesse entgegenbringen als früher, wo sie nur auf Widersprüche aufmerksam gemacht wurden". Ein solches Zeugnis habe ich dort wörtlich angeführt. Wieviel Wert ich auf Goethes Urteil lege, zeigt gerade wieder dieser Bericht.

II. Die Komposition der Gedichte.

Wir müssen diesen Teil zwar in eigener Sache beginnen, hoffen aber damit zugleich eine wesentliche Klärung der Frage zu bringen, die nun länger als hundert Jahre die Philologie beschäftigt. Denn was ich am Schluß meiner IAD. als besten Erfolg meiner Arbeit gewünscht habe, nämlich daß sie zu einer Aussöhnung der verschiedensten Ansichten über die homerischen Gedichte beitragen möge, dadurch daß die Grenzen der Kritik näher bestimmt werden, das scheint bei allen einsichtigen Kritikern mehr und mehr einzutreten. Es sind mir nicht nur zahlreiche liebenswürdige Zustimmungen aus dem Kreise der Fachgenossen zugegangen, sondern auch folgende öffentliche Kritiken — ich rechne aus bestimmtem Grunde auch kürzere Anzeigen mit — bekannt geworden: 1. LZB. 1910 Sp. 1616/18; 2. Das Hum. Gymn. 1910 H. V/VI S. 224/25 (Grünwald); 3. Südwestd. Schul-

Digitized by Google

blätter 1910 S. 479/81 (W. Nestle); 4. The class. Weekly 1911 S. 134/35 (J. A. Scott); 5. Daheim 1911 Nr. 22 S. 30; 6. Z. f. G.-W. 1911 S. 235/37 (Bruchmann); 7. Pädag. Arch. 1911 S. 307—309 (Dürr); 8. The class. Review 1911 S. 81—82 (A. Shewan); 9. Berl. ph. Wochenschr. 1911 Sp. 449/59 (Hennings); 10. The Journ. of Hell. Stud. 1911 S. 126/28 (M. Stawell); 11. Museum 1911 S. 323/24 (J. van Leeuwen); 12. Musée belge 1911 S. 186/88 (A. Grégoire); 13. Frauen-Zukunft 1911 H. 5; 14. Bl. f. höh. Schulwesen 1911 S. 342 (P. Tietz); 15. La Cultura 1912 Nr. 10 S. 305/7 (N. Festa); 16. Der Buchkritiker 1910 H. 4 S. 6; 17. Bl. f. Bücherfreunde XI. H. 1 S. 17/18; 18. Deutsche Liederzeitschrift f. Dichtkunst und Kritik 1911 (Unger); 19. Lit. Ratgeber über die neuesten Erscheinungen 1910 H. 15 S. 137 (Collier); 20. Monatschr. f. h. Schulen 1912 S. 110/12 (E. Grünwald); 21. Mercure de France 1912 S. 153/54 (A. v. Gennep); 22. Stimmen aus Maria-Laach. Kath. Volksblatt. 1912 H. 3 S. 346/47; 23. Frankfurter Zeitung 28. 4. 12 (Blümner, Zürich); 24. Augsburger Postzeitung 25. 4. 12 (K. Schmid, St. Ottilien).

In diesen Beurteilungen wird mit seltener Übereinstimmung hervorgehoben: 1. Die Klarheit der Darstellung, für mich der sicherste Beweis, daß ich eine gute Sache verfechte; denn *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ*; 2. Der Nutzen für den Schulunterricht, für mich die größte Freude und der schönste Lohn, da ja gerade aus den Kreisen der Fachgenossen ich am meisten zur Abfassung des Buches veranlaßt bin; 3. Die Strenge der Methode und Gründlichkeit der Untersuchung, z. B. „eine sorgfältige, keiner Schwierigkeit ausweichende . . . Analyse“ (o. 3); „die Methode ist musterhaft, konsequent und für Studierende vorbildlich“ (o. 20); „überhaupt hat Rothe seine Ansichten über die Einheit der Ilias als Dichtung viel gründlicher, ich möchte sagen ehrlicher[1]) erörtert als andere“ (o. 9); damit ist neben anderen Zeugnissen, die ich an anderer Stelle (s. S. 188) gegeben habe, wohl auch der wissenschaftliche Charakter der Arbeit bewiesen.

Fast über Erwarten stimmen die meisten Kritiker meinen Ausführungen unbedingt zu, andere erheben gegen Einzelheiten, wie es durchaus natürlich ist, Einwendungen, wie ich sie vorausgesehen, ja IAD. als durchaus begreiflich hingestellt habe, — alle aber haben den Zweck des Buches richtig aufgefaßt und die Ausführung als reife Frucht langjähriger Studien beurteilt.

Um so auffallender ist

33) P. Cauer, Soll die Homerkritik abdanken? N. Jahrb. f. d. kl. Altertum 1912 S. 98—111.

C. behandelt kaum das Thema, sondern kritisiert nur mein Buch, mäkelt dabei nicht nur im einzelnen, z. B. daß der Titel eigentlich nur auf den zweiten Teil passe, obwohl doch der erste die notwendige

[1]) Es ist bezeichnend für den Eindruck der Unehrlichkeit, den vielfach die Homerkritik macht, daß auch M. Stawell (o. 10) bei meiner Arbeit von einer ‘honesty charakteristic’ spricht.

Digitized by Google

Grundlage dazu bietet; daß ich „mit seltsamer Verschiebung des Begriffes" diesen zweiten Teil 'Analyse der Ilias' genannt habe, obwohl man doch heute ganz allgemein von der Analyse einer Dichtung spricht, wirft mir auch 'Halbheit des Urteils' und 'kritischen Nihilismus' vor, spricht von 'übler Verwischung', die ich verursacht habe, tadelt meine Ausführung fast überall, weil ich dies oder jenes nicht bemerkt und mir 'die Sache leicht gemacht' hätte, spricht schließlich dem Buche ebenso den wissenschaftlichen Wert ab, wie die Fähigkeit, dem Genuß von Lesern zu dienen, die von der Homerkritik nichts wissen wollen — kurz, das Buch wäre besser ungeschrieben; denn nur „wenn die Götter ihm günstig sind", kann ein gewisser Nutzen aus einzelnen Bemerkungen und Beobachtungen ersprießen.

Auf diese Kritik Cauers habe ich geantwortet in dem Aufsatz:

34) C. Rothe, Soll die Homerkritik abdanken? Monatschrift f. höhere Schulen. Maiheft 1912 S. 229—236.

Ich habe hier dem Urteile Cauers u. a. das Vahlens gegenübergestellt, der die von mir befolgte Methode der Untersuchung für wissenschaftlich allein berechtigt hielt, das J. v. Leeuwens, der das Werk des greisen Vahlen für würdig hält, und das A. v. Genneps, der glaubt, daß man aus dem Buche la vraie science allemande gegenüber der verkehrten, scholastischen kennen lerne u. a. Noch mehr aber weichen von Cauers Urteil die ab, die es geradezu eine 'Freude', 'einen Genuß' nennen, das Buch zu lesen. Auch davon habe ich einige Proben a. a. O. angeführt. Merkwürdig ist auch, daß mir auf Grund dieses Buches sowohl die Mitarbeit an einem streng wissenschaftlichen großen Werke angetragen ist wie die populäre Darstellung meiner Ansicht in einem kleinen Hefte. Das erste Anerbieten habe ich leider ablehnen müssen, da ich den Artikel bis zu dem angegebenen Termine nicht liefern konnte, weil ich mit Berufsarbeiten überlastet war. Das zweite habe ich angenommen; es wird in Velhagen und Klasings 'Populären Volksbüchern' Homer von mir in diesem Sommer noch erscheinen, und es muß sich ja dann zeigen, ob ich den richtigen Ton getroffen habe.

1. Wir fragen unwillkürlich: Wie begründet Cauer sein vernichtendes Urteil? Seine Darstellung ist äußerst verworren und widerspruchsvoll; es ist also möglich, daß ich ihn mißverstehe; aber ich glaube doch feststellen zu können, daß er 1. den eigentlichen Zweck meines Buches gar nicht verstanden hat, obwohl ihn alle übrigen Beurteiler, die mir bisher bekannt geworden sind, verstanden haben; daß er 2. meine Worte entstellt, mir Gedanken unterschiebt, die ich gerade bekämpfe, entscheidende Worte in der Wiedergabe des Textes ausläßt u. a.; daß er 3. mein Buch so flüchtig gelesen hat, daß er wiederholt schreibt, ich hätte wohl dies oder jenes übersehen, was ich doch geschrieben habe, und daraus einen Tadel für mich macht. Das sind schwere Vorwürfe, die ich gegen Cauer erhebe; findet man sie begründet, ist Cauer als Kritiker das Urteil gesprochen. Ich will sie näher erläutern. 1. Ich habe mein Buch nicht 'Die Entwicklung der homerischen Dichtung'

Digitized by Google

noch 'Die Entstehung der Ilias' noch 'Die Ilias und ihre Quellen', sondern 'Die Ilias als Dichtung' genannt und habe meinen Standpunkt S. VI und 50 bestimmt angegeben und an verschiedenen Stellen immer wieder daran erinnert. Ich kann verlangen, daß jeder, der mein Buch beurteilt, untersucht, ob ich diesen Zweck erreicht habe, ob die Gründe, die ich für die Gestaltung einer Szene zu ermitteln versucht habe, und die Technik, die ich als dichterisches Mittel der Ausführung geltend mache, richtig aufgestellt sind oder nicht, aber nicht, daß man fortgesetzt in dem Buche etwas sucht, was ich gar nicht geben will. Cauer geht auf diese meine Hauptarbeit kaum mit einem Worte ein — er deutet sie höchstens S. 102 und 106 in bezug auf *Z* und *Λ* an —, macht mir dagegen immer wieder den Vorwurf, daß ich auf die Entwicklung der Dichtung nicht eingehe: S. 102 „Für Rothe gibt es das nicht", S. 109: „Diese Forderung liegt außerhalb des Gedankenkreises, in dem sich Rothe bewegt". Das ist ganz natürlich, da ich eben einen andern Zweck verfolge. Aber Cauer durfte meine Ansicht nicht entstellen, nicht im Widerspruch mit dem, was er selbst S. 103/4 von meiner Kritik schreibt, meine Ansicht als vorwolfisch (S. 102) bezeichnen und S. 109 nach den eben angeführten Worten fortfahren: „'Homerisch' ist ihm soviel wie 'echt' (S. 266); und wenn er in einem der 24 Gesänge eine Fülle von Versen findet, die so schön sind, daß sie 'nur Homer gedichtet haben konnte', so glaubt er bewiesen zu haben, daß dieser Gesang dem einen gehöre, um den er allein sich kümmern will, um den Verfasser der Ilias" (S. 265). Diese Bemerkung ist geschrieben, um meine Kritik herabzusetzen, ja sie lächerlich zu machen; sie steht aber im schroffsten Widerspruch zu dem ganzen Verfahren, das ich in der Ilias eingeschlagen habe, und das Cauer an einer andern Stelle — die ganze Kritik ist voller Widersprüche — sehr richtig damit bezeichnet (S. 103) „die langjährige Gewöhnung an Kritik ist ihm treu geblieben", wie es bei einem Schüler Kirchhoffs, Lachmanns und Vahlens ja nicht anders sein kann. Ich habe gewarnt, alles, was uns mißfällt, Homer abzusprechen, habe gezeigt, daß z. B. die empörende Behandlung Hektors durch den Dichter gegen unser Gefühl ist — und Cauer gibt mir wieder recht S. 107 — und habe meine Ansicht am Schluß (S. 355) dahin zusammengefaßt, daß man nicht einen 'Idealdichter', den es nie gegeben habe, annehmen dürfe, der nur 'Schönes' nach unserem Gefühl dichte. Ja Cauer führt selbst S. 103/4 eine Anzahl Fälle an, in denen ich Kritik ganz in seinem Sinne übe, und fügt hinzu: „Das sind keineswegs alle Beispiele", und es sind wirklich nicht alle. Wie kann er da meine Kritik als vorwolfisch bezeichnen und gar den o. a. Satz schreiben? Man könnte bei einem andern leicht an wissentliche Entstellung glauben, bei Cauer aber liegt, wie es scheint, nur die Unfähigkeit vor, den Gedanken eines anderen, der nicht in seinem Vorstellungskreise liegt, zu verstehen und richtig wiederzugeben. Denn was steht denn auf den Seiten 265/66 meiner Ilias, auf die er anspielt? Es handelt sich um *N*. Ich habe S. 260 u. ff. auf die Schwierigkeit der Kritik bei

Digitized by Google

diesem Buche hingewiesen und ausdrücklich bemerkt (S. 261): „*Sichere Beweise*, ob dieser Gesang vom Dichter ist oder nicht, lassen sich nicht anführen". Darauf habe ich manches angeführt, was für den Dichter der Ilias spricht, und anderes erwähnt, was dagegen spricht. C. selbst berichtet darüber an einer andern Stelle (S. 104) und sagt, daß ich dazu 'neige, den größeren Teil von N als späteren Zusatz zu halten'. Ganz so liegt es auch nicht, sondern ich fasse S. 265 mein Urteil dahin zusammen: „Wenn dieser Gesang also auch manche Zusätze erfahren haben kann, wozu der Gang der Handlung fast aufforderte, so dürfte doch Grimm recht haben, wenn er schreibt: Er ist in solchem Maße von Versen erfüllt, die nur Homer gedichtet haben kann, daß ihn auszustoßen als eine unerträgliche Beraubung der Dichtung erscheinen muß". Ich denke, vorsichtiger kann man ein Urteil in einer schwierigen Entscheidung nicht aussprechen. Wenn nun Cauer das *sehr bedingt* ausgesprochene Urteil gegen den ganzen Zusammenhang, ja gegen seine eigene Darstellung meiner Ansicht an einer andern Stelle, zu einem *bestimmten* macht, wenn er den *Einzelfall* gegen die klar ausgesprochene Absicht in meiner ganzen Arbeit *verallgemeinert*, wenn er mir endlich durch Anführungszeichen Worte leiht, die Grimm gehören, so ist das ein Verfahren, über dessen Verurteilung wohl alle vornehm Denkenden einig sein werden[1]).

2. IAD. S. 81—87 habe ich nachgewiesen, daß verschiedene religiöse Auffassungen, die aus ganz verschiedenen, oft jahrhundertelang auseinander liegenden Zeiten stammen, sich in *unzweifelhaft einheitlichen Dichtungen* finden, und habe dabei auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, den die Kritik von v. Wilamowitz in diesem Falle begeht. Denn „während man bei Homer, wenn sich ältere und jüngere Auffassungen verbunden finden, eine jahrhundertlange Entwicklung *der Dichtung*, eine Schöpfung von vielen Dichtern, die zu sehr verschiedenen Zeiten lebten, annimmt, meint derselbe Gelehrte, daß diese Disharmonie dem Drama des Euripides (Herakles) *seinen Wert sichert*". Cauer geht S. 100/101 auf diesen Gedanken ein und führt die durch Anführungsstriche bezeichneten Worte von mir an, läßt aber das entscheidende Wort (Entwicklung) '*der Dichtung*' aus und fährt fort: „Nun, ich denke, eine jahrhundertlange Entwicklung haben wir auch in dem Falle des Äschylos und Euripides", d. h. durch Auslassung des Wortes 'der

[1]) Dazu bemerkt Cauer (s. S. 191 Anm. auf der folgenden Seite): „Mit der vorstehenden Bemerkung vermag ich gar nichts anzufangen". Das glaube ich gern. Mancher Mann hätte sich nun vielleicht entschuldigt, Cauer aber fährt fort: „Sie gibt nur eine neue Probe der Art von Gedankenführung, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht, und die einen Hauptanteil daran hat, daß eine Kritik, die nach Klarheit strebte, scharf ausfallen mußte". Es dürften aber nur sehr wenige einer Kritik das Streben nach Klarheit zuerkennen, deren Geschicklichkeit nur darin besteht, Wortlaut und Sinn des andern zu entstellen.

Digitized by Google

Dichtung' gewinnt Cauer die Möglichkeit, gegen mich gerade das einzuwenden, was ich gegen v. W. vorbringe. Aber nach meiner Meinung ist die einzelne Dichtung, Äschylus' Agamemnon, Euripides' Herakles ebenso wie Homers Ilias, in verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden, gegenüber der jahrhundertelangen Entwicklung der Sage oder der religiösen Vorstellungen, die in ihnen zum Ausdruck kommen. Dieser Unterschied wird durch das Auslassen des Wortes „der Dichtung" verwischt. Hätte Cauer, wie er verpflichtet war, es stehen gelassen und auch in den folgenden Worten geschrieben, wie er es mußte: „Nun, ich denke, eine jahrhundertlange Entwicklung der Dichtung, eine Schöpfung von vielen Dichtern haben wir auch bei Aeschylos' Agamemnon und Euripides' Herakles", so würde das Verkehrte, ja Unglaubliche seiner Vorstellung sofort jedem Leser, der etwas von griechischer Literatur versteht, klar geworden sein. Seine geschickte, aber sicher nicht zu billigende Darstellung verschleiert den wahren Tatbestand[1]).

Cauer versteht offenbar den Unterschied zwischen der Einzel-

---

[1]) Ich habe diesen wie den vorangehenden (S. 190) Fall als 'tatsächliche Berichtigung' der Redaktion der N. Jahrbücher eingesandt. Er hat Aufnahme gefunden im Maiheft S. 311/12; der Abdruck ist mir am 8. 5., drei Tage nach Schluß meines Berichtes zugegangen. Da es sich hier in diesem ganzen Teile um die Frage handelt, was Wissenschaft ist, so dürfte auch die Antwort Cauers von Interesse sein. Er gibt zunächst wenigstens zu, daß er das Wort 'Dichtung' nicht hätte auslassen dürfen, fügt aber hinzu: „Wer zu diesem Zwecke die Stelle aufschlägt, wird finden, daß der Zusatz für den Gedanken ziemlich belanglos ist. Denn von einer 'Entwicklung der Dichtung' könnte man ja — in etwas anderem Sinne — auch im Falle des Euripides sprechen; in welcher Form soll denn die Heraklessage auf ihn gekommen sein, wenn nicht als Gegenstand der Dichtung? Das Entscheidende liegt erst in den Worten, die dann folgen: „eine Schöpfung von vielen Dichtern, die zu sehr verschiedenen Zeiten gelebt haben". Dies, meint Rothe, werde von Wilamowitz für Ilias und Odyssee behauptet, für den Euripideischen Herakles nicht. Und diese entscheidenden Worte sind in meinem Zitat nicht weggelassen. Davon schweigt Rothe. Soll ich ihm nun den Vorwurf der Entstellung zurückgeben? Besser doch wohl, jeder von uns bleibt bei seiner eigenen Sprechweise, bei der eigenen Denkweise". Cauer muß wirklich eine sehr niedrige, fast beleidigende Vorstellung von dem Denkvermögen der Leser der N. Jahrb. haben, wenn er wagt, ihnen eine derartige Entschuldigung seiner nicht entschuldbaren Darstellung zu bieten. Denn 1. liegt zweifellos in dem Worte 'Dichtung' der Hauptton, selbstverständlich in dem von mir klar bezeichneten Sinne 'Ilias, Äschylus' Agamemnon, Euripides' Herakles'; 'Schöpfung von vielen Dichtern' ist erst die Folge der jahrhundertelangen Entwicklung der Dichtung, eine Erklärung, die Cauer, wenn er 'Dichtung' hinzugesetzt hätte, unbeschadet des Sinnes weglassen konnte. 2. Wenn aber Cauer in diesen Worten das 'Entscheidende' sah, dann erscheint seine Darstellung oben in noch viel bedenklicherem Lichte. Er mußte dann, wenn er ehrlich meinen Gedanken wiedergeben wollte, sagen: „Nun, ich denke, eine Schöpfung von vielen Dichtern haben wir auch in Aeschylos' Agamemnon". Wenn er dafür 'Entwicklung' ohne „der Dichtung"

Digitized by Google

dichtung und der Sage nicht, sonst würde er nicht in einem zweiten Falle gerade die bezeichnenden Worte von mir auslassen und dann einen Widerspruch in meiner Ansicht beweisen wollen. IAD. S. 262 habe ich geschrieben: „Nun gehört Idomeneus, wie die Kritik erwiesen hat, sicher nicht zu dem ältesten Bestande, **i c h s a g e n i c h t d e r I l i a s , w o h l a b e r** der troischen Sage“, und habe dies im folgenden näher begründet. Cauer läßt S. 104 wieder die durch den Druck hervorgehobenen Worte ohne Auslassungszeichen aus, und da er Sage gleich der Dichtung setzt, glaubt er einen Widerspruch in meiner Iliaskritik bewiesen zu haben. Ich denke, auch hier wird man mir recht geben, wenn ich gegen eine solche Darstellung meiner Ansicht Einspruch erhebe.

Ähnlich, wenn auch etwas anders, liegt die Sache im folgenden Falle. Ich habe IAD. S. 13—22 über den „sprachlichen Beweis gesprochen“ (s. JB. 1910 S. 361 u. ff.), dabei gezeigt, wie bedenklich es ist, **o h n e P r ü f u n g** sogenannte ‘Ergebnisse’ anzunehmen, und zum Schluß ein Beispiel aus Cauers GF.[2] angeführt (s. JB. 1910 S. 3[illegible]), das J. A. Scott berichtigt hat. Dazu habe ich S. 21 die Anmerkung gemacht: „Daraus erhellt, daß ich JB. 1909 S. 226 **b e r e c h t i g t w a r ,** den Ergebnissen Wittes (Singular und Plural) gegenüber sehr mißtrauisch zu sein, da ich sie im einzelnen nicht nachprüfen konnte und sie auffallend von andern ‘Ergebnissen’ abweichen. Es müßte z. B. danach das ‘ganz späte’ *ω* auf einer Stufe stehen mit *Z* oder [illegible]“ Cauer läßt wiederum die hervorgehobenen Worte bei der Wiedergabe z. T. weg und ändert vollkommen den Sinn der ganzen Stelle, wenn er S. 99 schreibt: „Kurt Witte erwähnt er in einer Anmerkung, doch nur um zu erklären, daß er sich für berechtigt halte, dessen Ergebnissen gegenüber sehr mißtrauisch zu sein: ‘da ich sie im einzelnen nicht nachprüfen konnte und sie auffallend von andern Ergebnissen abweichen’. So leicht wird Rothe mit dem Beweise fertig, daß von fortgesetzter Analyse der Sprache für eine Abstufung der Schichten im Epos nichts zu erwarten sei“. C. verallgemeinert auch hier wieder einen Spezialfall (JB. 1909!) und verwandelt meine Warnung vor leichtgläubigem Vertrauen in Leichtfertigkeit meinerseits. Das scheint ein Meisterstück. Aber nun wollen wir doch einmal den Spieß umkehren: ich habe IAD. S. 20/21 Cauer tatsächlich geschont bei der Anführung des eben behandelten Falles, da ich

---

und Äschylus ohne „Agamemnon“ (der bestimmten ‘Dichtung’) sagt, so weiß ich mich in der Verurteilung solcher Darstellung eins mit allen, die die Wahrhaftigkeit lieben. 3. Das ärgste ist wohl der Vorwurf oben, daß ich etwas „verschweige“. Wenn ich sage: ‘Cauer läßt in einem Zitat von mir zwei Worte aus’, so **v e r s c h w e i g e** ich doch nicht, daß er die andern anführt; ja ich müßte die Leser geradezu für blöde halten, wenn ich sie noch besonders darauf aufmerksam machte. 4. Bei meiner Sprechweise, bei meiner Denkweise bleibe ich gern, da die Kritik sie als ‘klar, ehrlich und vornehm’ bezeichnet hat (s. S. 187); Cauer mag seine behalten.

Digitized by Google

nicht ausdrücklich bemerkt habe, daß er unverantwortlich leichtgläubig nur die Schlußzahlen von M. Croiset angenommen hat, statt die von Croiset (hist. de la litt. grecque S. 389) angegebenen Zahlen für das Vorkommen der Substantiva auf -ίη, σύνη und -τύς, nämlich 6+6; 21+17; 3+5 zusammenzurechnen; er hat sich überreden lassen, daß diese Zahlen zusammen 38 ergeben, obwohl ein einziger Blick auf die mittlere Zahl schon 38 ergibt. Hier kann man wirklich Cauer den Vorwurf von flüchtiger Arbeit nicht ersparen. Im übrigen weiß ich nicht, wer es sich leichter macht, Cauer, der unbesehen sprachliche 'Ergebnisse' annimmt, obwohl in einer großen Zahl von Fällen das Unzuverlässige dieser Angaben nachgewiesen ist (unser JB. wird neue Fälle bringen), oder ich, der ich diesen Ergebnissen, wenn ich sie nicht selbst nachprüfen kann, mißtraue, da ich in allen Fällen, wo ich selbst das Material zur Nachprüfung hatte (ich verweise auf meine Schrift Die Bed. d. Wiederholungen und auf die JB. z. B. 1888 S. 357/59), sie als unzuverlässig erfunden habe. Da unmöglich jeder einzelne jede einzelne Angabe vom Vorkommen dieses oder jenes Wortes auf die Richtigkeit hin prüfen kann, so ist es methodisch jedenfalls richtiger, wenn in 10 Fällen die Ungenauigkeit erwiesen ist, in einem 11. mit aller Vorsicht an die Benutzung zu gehen, namentlich dann, wenn ganz ungewöhnliche Ergebnisse herauskommen, wie in dem eben berührten Beispiele. Denn entweder kann die Methode der Untersuchung falsch sein oder die Ausführung flüchtig, — oder beides zugleich.

3. Als Beispiel, wie flüchtig Cauer meine Darstellung gelesen haben muß, möge folgendes dienen. S. 106/7 billigt er das, was ich über die Behandlung Hektors durch den Dichter gesagt habe, fährt aber fort: „Nur scheint er den Widerspruch gar nicht empfunden zu haben zwischen den Wirkungen dieses Strebens (nämlich Hektors Kriegsruhm zu mindern) und der bei alledem gewaltigen Größe des Mannes, die uns immer wieder entgegentritt", und führt dann einige Fälle an, aus denen die Heldengröße Hektors hervorgeht. Ich traute beim Lesen dieser Worte meinen Augen nicht. Ich bin ja gerade IAD. S. 135 von der Heldengröße Hektors, seiner Wertschätzung bei Freund und Feind ausgegangen, habe fast alle die Stellen, die Cauer anführt, um die Heldengröße Hektors zu beweisen, selbst angeführt, ja noch eine bemerkenswerte Tatsache mehr, und ausdrücklich schon bemerkt, worauf Cauer glaubt, mich aufmerksam machen zu müssen, daß nur das nationale Streben den Dichter veranlaßt hat, „den großen Gegner der Achäer, dessen Tapferkeit er im allgemeinen anerkennen muß, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Kriegsruhm zu mindern" (S. 140).

Ferner schreibt Cauer S. 107: „In der Beurteilung des *O* schließt sich Rothe an Hedwig Jordan an, deren Deutung gerade hier weniger glücklich gewesen ist". Es ist mir unbegreiflich, wie Cauer meine Meinung (S. 275/76) so verkehrt wiedergeben kann: ich schließe mich nicht an Hedwig Jordan an, sondern bekämpfe eher ihre Ansicht,

Digitized by Google

indem ich auf die Schwierigkeit der Darstellung hinweise und auch ausdrücklich ihre Schönheit betone „vor allem die Fülle der Gleichnisse". Ferner erwähne ich wieder selbst, worauf Cauer wieder glaubt, mich erst aufmerksam machen zu müssen, daß nämlich „solche höchste Not, Verteidigung der Schiffe gegen übermächtig andringende Feinde sowohl in Wirklichkeit öfters bei kühnen Seefahrern an fremder Küste vorgekommen als auch im Liede verherrlicht sein mochte". Indes hat mich doch die Schönheit der Darstellung (s. o. S. 189) nicht so geblendet, daß ich die Anstöße, die die Darstellung gerade hier bietet, viele Wiederholungen und Widersprüche in nächster Nähe, ganz übersehen konnte, und ich habe wenigstens die **Möglichkeit** zugegeben, daß hier „Doppeldarstellungen" desselben Kampfes vorliegen können, die bei der ersten Rezension der Gedichte, da eine Entscheidung schwer war, ohne weiteres aufgenommen sind. Solche sogenannte „Dubletten" finden sich ja auch sonst, nicht nur bei Homer, und gerade Kampfesschilderungen konnten einzelne Sänger veranlassen, die Darstellung Homers zugunsten eines ihrer Lieblingshelden zu ändern. Sollte eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Analyse, wie sie jetzt von Lillge für *E* vorliegt, diese Möglichkeit unwahrscheinlich machen, so will ich mich gern überzeugen lassen, — Cauers Einwand aber ist von mir selbst schon erwogen und dargestellt worden.

Das Dunkelste und für mich Unbegreiflichste aber enthält Cauers Darstellung in dem Absatz, der S. 106 mit den Worten beginnt: „Zu einer ähnlichen Frage fordert die Halbheit des Urteils heraus, bei der sich Rothe hinsichtlich des älteren 'pylischen Epos' beruhigt, das Wilamowitz als Quelle von Nestors Erzählung *Λ* 668—762 angenommen hat". Wilamowitz, dem Finsler folgt (s. JB. 1909 S. 212), hat angenommen, daß der Wunsch, das 'pylische Epos' hier einzufügen, die Veranlassung geworden sei, Patroklos' Botengang *Λ* 596—848 einzuschieben; ich habe IAD. diese Auffassung zurückgewiesen und S. 253 bis 256 eine Reihe dichterischer Gründe angeführt, die Veranlassung zur Einführung der ganzen Szene gewesen seien. Cauer scheint diesen Gründen mit dem Worte „zugestanden" beizustimmen, fügt aber hinzu: „aber ist damit die Frage nach dem Ursprunge der Einlage erledigt?" Erledigt ist die Frage nach dem Grunde der Einlage der ganzen Szene, und zwar, wie Cauer zugibt, zu meinen Gunsten. Die weitere Frage nach dem Ursprunge von Nestors Erzählung, dem kleineren Teile der Einlage, beantworte ich, wieder im Gegensatz zu Wilamowitz, der ein 'pylisches Epos' als Grundlage annimmt, damit, daß der Dichter wohl ein 'Einzellied' benutzt hat. Cauer führt meinen Gedanken an mit der Bemerkung: „Nun wohl, wozu denn aller Streit? Mehr behauptet ja niemand?" Aber ist denn Cauer nicht der Unterschied zwischen Lied und Epos bekannt, wie ihn Heußler 'Lied und Epos' zur Freude aller Forscher (s. auch o. S. 175) auseinandergesetzt hat? Nach dessen Kennzeichnung des Liedes habe ich auch in der Ilias mehrere Einzellieder als Vorlage zu erkennen geglaubt (s. S. 205, 255, 304, 305, 307, 339). Vor allem aber: Wenn

Digitized by Google

besteht die „Halbheit des Urteils", bei der ich mich nach Cauer beruhigt haben soll? Ich kann in seinen Worten nur eine unüberlegt hingeworfene beleidigende Äußerung sehen.

Diese Fälle mögen genügen, um Cauers Aufsatz zu charakterisieren. Tatsächlich fordert fast jede seiner Behauptungen zum Widerspruch heraus, und es liegt vor mir die Arbeit eines Freundes, in dem dieser Nachweis geführt wird. Wir aber wollen hier für die höhere Frage etwas gewinnen — nämlich: Ist die Kritik, als deren Hauptvertreter Cauer gelten will, berechtigter als die, welche ich seit vielen Jahren (schon im JB. 1887 sind die Grundzüge festgelegt) vertrete? Die Entscheidung gibt mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit folgender Aufsatz:

35) L. Laurand, Progrès et Recul de la Critique. Paris 1912, Bureaux des Études. 24 S. gr. 8.

Mit bewundernswerter Klarheit, Kürze und Übersichtlichkeit gibt hier der durch seine Ciceroforschungen auch in Deutschland wohlbekannte Verfasser eine auf gründlichem Wissen beruhende Geschichte der Kritik von Wolf bis auf unsere Tage. Er zeigt, wie der von Wolf angeregte Gedanke der aburteilenden Kritik sich nicht auf Homer beschränkt habe — hat doch Wolf selbst Cicero die Rede pro Marcello und eine der Catilinarien abgesprochen —, sondern überall zur Untersuchung von 'Echtem' und 'Unechtem' geführt habe (vgl. IAD. S. 112/13). Aber die Kritik hat allmählich Fortschritte gemacht; sie hat dazu geführt, die einzelnen Schriftsteller der verschiedensten Zeiten nach allen Richtungen hin, auf Inhalt und Gedanken ebenso wie auf sprachliche Form zu untersuchen. Dabei ist ermittelt worden, daß sich Widersprüche und Unebenheiten bei Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes ebenso finden wir bei Herodot und Plato, bei Vergil und Lucan ebenso wie bei Cicero und Tacitus (der Verf. führt S. 8/9 eine große Zahl an); daß die Darstellungsweise, der Stil, ja einzelne Wendungen bei berühmten Prosaschriftstellern (der Verf. gibt reichliches Material auch aus französischen Schriftstellern Bossuet, Chauteaubriand, Montaigne an; s. JB. 1910 S. 362 über englische) in den einzelnen Perioden des Lebens überaus verschieden sind. Diesem Tatbestande ist die einsichtige Kritik gerecht geworden; kein Mensch denkt heute z. B. mehr daran, die Rede pro Marcello Cicero abzusprechen. Die notwendige Rückwirkung auf Homer ist, wie der Verf. bemerkt, nicht ausgeblieben. Er führt zuletzt meine 'Ilias' an und bemerkt, daß ich aus deutschen Klassikern nachgewiesen hätte, daß nicht nur in unseren Meisterwerken zahlreiche Widersprüche und Unebenheiten vorhanden seien, sondern daß sich auch der Stil 'der Räuber' von dem des 'Wallenstein' oder Goethes 'Götz' von seiner 'Iphigenie' mehr unterscheide als irgend welche Gesänge Homers voneinander. In einer Anmerkung führt er Arbeiten ähnlichen Inhaltes wie meine an und bemerkt ganz zuletzt: 'den veralteten Standpunkt vertritt . . P. Cauer', dessen GF² er so treffend wie möglich charakterisiert mit den wenigen Worten

Digitized by Google

(livre) 'beaucoup plus personnel que le précédent', womit man das Urteil Osterns über Adams Versuch (s. u.) vergleiche (LZB. 1912 Sp. 166): „Mit vielen derartigen Versuchen hat auch der vorliegende das gemeinsam, daß er überzeugend am letzten Ende nur für den Verfasser ist" (d. h. 'personnel'!).

Damit ist tätsächlich die Grundlage gegeben, um den Unterschied von Cauers und meiner Kritik zu verstehen. An Cauer ist der gewaltige Fortschritt, den die Kritik in den letzten 25 Jahren gemacht hat, nicht ganz spurlos vorübergegangen; er hat sein Zutrauen zu der zersetzenden Kritik erschüttert. Denn Cauer gibt mir zu (S. 100), daß 'ein Beweis für das Alter eines Gesanges, eines unserer 2×24 Gesänge sich schlechthin aus der Bewaffnung oder einem anderen kulturgeschichtlichen Merkmal nicht herleiten läßt'. Aber haltlos schwankt er hin und her zwischen der Richtung der Kritik, zu der ihn seine Neigung und lange Gewöhnung zieht, und der Erkenntnis, daß wir es bei den homerischen Gedichten doch mit der Schöpfung eines wirklichen Dichters zu tun haben. Daher das Verworrene seiner Vorstellung und die Unklarheit seiner Darstellung. Er antwortet geradezu auf meinen Vorwurf in dieser Beziehung: „Habe ich mich denn jemals anheischig gemacht, ein 'klares Bild' dieser Entstehung zu geben? Das besitze ich wirklich nicht, unterscheide mich nur darin von Rothe, daß ich mir dieses Mangels bewußt bin" (S. 104). Hier ist dieselbe Verwirrung, die durch seine ganze Kritik geht: Über die Entstehung der Ilias habe auch ich keine klare Vorstellung, und es kann sie kein Mensch haben, da uns die Unterlagen fehlen, die wir bei neueren Dichtungen (z. B. Schillers Wallenstein oder Goethes Faust) haben. Aber darüber, ob die vorliegende Dichtung das Erzeugnis eines Dichters oder eines Bearbeiters ist, habe ich ein ziemlich klares Urteil, wenn dies auch durch fortgesetzte Untersuchungen, wie ich sie IAD. S. 355 angedeutet habe, berichtigt oder vervollkommnet werden kann.

Ich will durch ein Beispiel aus einem anderen Gebiete der Kunst die Sache noch klarer zu machen versuchen. Wenn Cauer zu verrannt in seine Vorstellung ist, so ziehen vielleicht andere Vorteil daraus. Es ist mir nahegelegt von I. van Leeuwen (s. u.). Wenn in Rom, sagen wir von 1500—1525, von Meistershand eine neue christliche Kirche aufgeführt wäre, bei deren Bau neben vielem frischen Material auch viele Trümmer und Bruchstücke antiker Tempel und mittelalterlicher Paläste verwendet wären, würde man dann die Teile der Kirche, in denen altes Material mit mehr oder weniger Geschick, mit mehr oder weniger Veränderung aufgenommen wäre, älter nennen als die, in denen nur neues Material verwendet wäre? Oder würde sich nicht vielmehr das Alter der Teile der Kirche allein nach der Zeit ihrer Erbauung richten, so daß also die Teile, die in dem obigen Beispiele 1500—1505 gebaut wären, älter wären als die, die 1515—1520 vollendet wären? Ich denke, es kann unter allen Architekten, unter allen Kunstverständigen gar kein Zweifel sein, wie die Antwort lauten muß: Das Alter des Materials darf nicht verwechselt werden mit dem Alter seiner

Digitized by Google

Verwendung in dem neuen Bau. Und ebensowenig wird man ein Bruchstück eines alten Baues, z. B. einen Architrav, eine Säule, Kapitell, Figur, einen Teil der Kirche nennen, man müßte denn auch den Ziegelstein, aus dem das Haus gebaut ist, einen Teil des Hauses nennen. Teile der Kirche sind: Hauptschiff, Nebenschiff, Altarraum, Sakristei usw.

Nun liegt es aber bei der Ilias und Odyssee genau ebenso nach unserer Meinung. Auch hier sind zum künstlerischen Aufbau eine Menge Trümmer und Bruchstücke aus älterer Zeit, Sprachformen, metrische Freiheiten, Anschauungen, Gebräuche usw. vom Künstler verwendet und mit mehr oder weniger Geschick in das neue Werk übernommen worden. Die Homerkritik aber hat stets, sobald sie solche ältere Reste in der Ilias zu entdecken glaubte, auch sofort diesen ganzen Teil des Gedichtes für den älteren gehalten. Gegen diese Auffassung kämpfe ich seit länger als 20 Jahren im einzelnen und habe meine Ansicht als Ganzes in der IAD. dahin zusammengefaßt (S. 17 u. 354): „Wenn also auch die Untersuchung auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen ist, so läßt sich doch mit großer Sicherheit behaupten, daß die Versuche, durch sprachliche Analyse ältere und jüngere Teile, namentlich einen äolischen Kern und seine allmähliche Erweiterung, in den homerischen Gedichten zu unterscheiden, völlig mißlungen sind". Dazu bemerkt Cauer: „Das ist wieder eine so üble Verwischung. Einen äolischen Kern und seine allmähliche Erweiterung — daran glaube ich selbst nicht; aber ältere und jüngere Teile — das ist etwas anderes". Ich denke, die üble Verwischung liegt in diesem Falle, wenn das obige Beispiel richtig ist, auf Cauers Seite. Teile der Ilias sind entsprechend diesem Beispiele der Streit der Könige, der Entschluß des Zeus, Achill zu ehren, die Bittgesandtschaft, die verschiedenen Aristien usw. Das Alter dieser Teile bestimmt sich allein nach ihrer Abfassung durch den Dichter, nicht nach dem Vorkommen älterer Bruchstücke in ihnen. Ja Cauer, der eben von einer üblen Verwischung spricht, scheint mit wunderbarem Widerspruch, der sich in seiner ganzen Auffassung zeigt, an andern Stellen diese meine Ansicht zu teilen, wenn er (S. 101) schreibt: „So naiv wird doch wohl heute niemand mehr sein, daß er um der einleitenden Formel willen, die aus Nordgriechenland stammt, das ganze Gebet des Achilleus (*Π* 233—248), in dem der Zwist mit Agamemnon vorausgesetzt wird, für ein sicher ältestes Stück der Ilias halten sollte". Aber worin soll dann die üble Verwischung bestehen? Denn nach der eben entwickelten Ansicht sieht doch auch Cauer jene Formel nicht für einen Teil der Ilias an, sondern für ein 'Bruchstück', das, wie einzelne Trümmer alter Gebäude zu dem neuen Bau im obigen Beispiele, so zum Aufbau der Ilias verwendet ist. Vgl. auch die anderen S. 196 angeführten Worte Cauers. Woher diese verworrene Ansicht? Vielleicht wird die Sache klar, wenn wenn wir zu dem Beispiele aus dem anderen Kunstgebiet zurückkehren.

Wie aus der Verwendung alten und neuen Materials noch nicht ein jahrhundertlanger Bau der Kirche folgte, so würde auch daraus,

Digitized by Google

daß man nur den Namen des Künstlers, nicht aber die Zeit, in welcher er lebte, noch die Umstände, unter denen er lebte, genauer kännte, folgen, daß der Bau nicht von e i n e m , sondern von v i e l e n herrühre, noch viel weniger, daß der Bau überhaupt nicht von einem Künstler, sondern nur von Handlangern, die Stein auf Stein fügten. Altes und Neues verbanden, geschaffen sei. Diese Frage entscheidet nicht das Material, das zur Verwendung gekommen ist, sondern allein der vollendete Bau selbst. Das Urteil über den künstlerischen Wert wird sehr verschieden sein. Während der Laie einfach nach dem Gesamteindruck oder der Schönheit einzelner hervorragender Teile sich das Urteil bilden, aber den Stil, die Verwendung oder Änderung alter Motive kaum beachten wird, wird der Künstler und der geschulte Archäologe gerade diese Fragen bei der Beurteilung des ganzen Baues in den Vordergrund stellen, wird sich fragen, wie der Künstler dieses oder jenes ältere Motiv verwandt oder abgeändert hat, welche Wirkung er damit erzielt, und wie es ihm gelungen ist, gewisse Schwierigkeiten zu überwinden. Aus der Form und dem Stoff einzelner benutzter alter Trümmer (z. B. einer Säule, eines Architravs) kann er vielleicht mit einiger Sicherheit die Herkunft und die Zeit dieses einzelnen Stückes feststellen, wenn er nämlich ähnliche oder völlig gleiche Stücke noch sonst kennt. Der verbohrte einseitige Archäologe endlich wird kaum einen Blick für den ganzen neuen Bau haben oder höchstens, befangen in Vorstellungen alter Schönheit, das Neue tadeln und nur nach den Trümmern suchen, die eingebaut sind, und mit mehr oder minder Recht empört sein, daß man nicht gewissenhafter mit dem alten Material umgegangen sei, wird auch im Einzelfalle bisweilen mit Erfolg versuchen, die ursprüngliche Form zu „rekonstruieren". Dies ist aber doch nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit möglich, wenn wir ähnliche Bauten, sei es in Wirklichkeit, sei es in der Abbildung kennen.

Damit kommen wir auf die Homerkritik, die genau dieselben drei Richtungen zeigt. Während vor Wolf nur die erste, die kritiklose Bewunderung Homers, im allgemeinen herrschte, ist sie jetzt selten geworden, wenn sie auch nie ganz aufgehört hat. An ihre Stelle ist die dritte Richtung getreten, die den Blick auf das Ganze völlig verloren hat, nicht den Aufbau der Gedichte, sondern nur das Material oder richtiger einzelne Bruchstücke, die als Material verwandt sind, betrachtet und das Alter der einzelnen T e i l e d e r I l i a s nach dem Alter dieser Bruchstücke beurteilt. Diese Kritik aber tastete bis vor einem Menschenalter ganz im Dunklen, da ihr, anders als bei den eben geschilderten Archäologen, jeder Vergleich, jeder wirkliche Anhalt fur ihre Kritik fehlte. Denn die ganze vorhomerische Dichtung ist uns ebenso verloren gegangen wie die gleichzeitige, und aus der unmittelbar folgenden Zeit sind uns nur dürftige Trümmer erhalten in den spärlichen Resten der sogenannten „kyklischen" Epen. Die einzige größere Dichtung älterer Zeit, die allenfalls zum Vergleich herangezogen werden könnte, sind Hesiods Werke; diese aber zeigen einen völlig anderen Charakter. Je weniger sich also S i c h e r e s ermitteln ließ, um so

Digitized by Google

mehr konnte die Kritik in Vermutungen schwelgen; 'témérités impertinentes' nennt sie A. Grégoire, und richtig bemerkt L. Laurand S. 22: „Le philologue d'autrefois tressaillait d'aise, quand il avait découvert une suture dans un ouvrage littéraire: la pièce rapportée trahissait une main étrangère. Le philologue d'aujourd'hui ne conclut pas si vite". Es wird kein Ruhmestitel für die deutsche Philologie sein, daß sie in dieser Beziehung jedes Maß überschritten hat; das Ausland hat sich an dieser Arbeit wenig und erst im letzten Menschenalter beteiligt, als bei uns schon der Umschwung begann. Diese ‚negative' Kritik hat allerdings auch ihr Gutes gehabt; sie hat uns eine vertiefte Erkenntnis schriftstellerischer und besonders dichterischer Eigenart gebracht, sie hat die scharfen Waffen geschmiedet, um eine verkehrte Kritik richtig bekämpfen zu können, und es ist wohl das Ärgste, was Cauer an Verkehrtheit des Urteils in seiner Rezension geleistet hat, wenn er mir vorwirft, daß ich mich zum 'kritischen Nihilismus' bekenne. Der kritische, wie der religiöse und politische Nihilismus zerstört, während ich gerade in dem Abschnitt 'Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik' einen sicheren Boden für die Kritik durch Aufstellung von Grundsätzen zu gewinnen suche, und zwar solchen, die nicht wie der Kirchhoffs (s. IAD. S. 94/95 und Cauer S. 110) nur für bestimmte Schriftsteller gelten, sondern allgemeine Gültigkeit haben. Völlig richtig bezeichnet Laurant (a. o. O. S. 23) gerade die von Wolf bis Cauer vertretene Methode der Untersuchung als 'insuffisamment critique' und fährt fort: la rejeter n'est pas se refuser à un progrès, mais prendre conscience qu'on l'a dépassée. Elle représente l'état de la science à ses débuts, découvrant qu'il y a dans une oeuvre littéraire des parties inégales et diverses, ne sachant pas encore que les productions d'un même écrivain présentent des variétés nombreuses de fond et de forme". Wie heute niemand mehr daran zweifelt (Laurand verweist auf G. May JB. über die Fortschritte d. kl. A. 1911, II S. 62), daß 'Pro Marcello' und alle Catilinarien Cicero gehören, so wird auch sicher bald die Zeit kommen, wo alle besonnen urteilenden Kritiker, alle, die wirklich mit der Zeit mitgehen und nicht starrsinnig bei einmal gefaßten Meinungen bleiben, das Verkehrte der solange geübten Homerkritik einsehen. Wenn ich in IAD. noch manche Versreihen ausgeschieden habe, so sollte sich Cauer wirklich darüber nicht 'verwundern' (S. 104). Diese Ausscheidungen entsprechen dem jetzigen Stande unserer Erkenntnis; sie betreffen nirgends einen Vers, der für den Gesamtaufbau unserer Ilias von Entscheidung wäre, sondern gleichen, um bei dem Bilde aus dem anderen Kunstgebiet zu bleiben, kleinen Änderungen oder Neuanlagen, die in dem Gesamtbau vorgenommen sind, ohne dessen Plan irgend wie zu berühren. Aber, ich habe es schon oben ausgesprochen, es ist möglich, daß eine fortgesetzte Untersuchung der Technik auch solche Versgruppen noch als echt erweist.

Nach Schluß dieses Teiles des JB. ist mir noch die Besprechung meiner IAD. durch Schröder in den Preuß. Jahrb. (Aprilheft 1912) bekannt geworden, die ich nicht ganz unerwidert lassen kann. Im

Digitized by Google

Gegensatz zu Cauer glaubt Sch., in Übereinstimmung mit A. Gregoire, daß der Erfolg meines Buches der sein wird, daß es „Gemütern, die über die Homerische Frage beruhigt zu sein wünschten, um das Ganze der Dichtung in ihrer Weise genießen zu können, willkommen sein wird". Über die Wissenschaftlichkeit denkt er ähnlich wie Cauer, und das ist begreiflich, da Sch. sich mit Vorliebe bei seinen Studien auf Gebieten bewegt, wo der Phantasie freier Spielraum gelassen ist, heute die, morgen eine andere Meinung aufgestellt werden kann; vgl. DLZ. 1912 Sp. 1156. Die ernste Wissenschaft eines Vahlen, der als Ziel die Ermittelung der Wahrheit und deshalb auch die Verteidigung der Überlieferung gegen leichtfertige Angriffe hatte, läßt er offenbar nicht als 'Wissenschaft' gelten: sonst müßte er meine Arbeit, die nach seinem Urteil die „Ilias mit Wärme und durchaus würdiger Haltung verteidigt" auch für 'wissenschaftlich' halten. Wenn wir indes ihm dieses Urteil nachsehen, so müssen wir doch das weitere: „Zur literarischen Analyse fehlt ihm die Gründlichkeit und Folgerichtigkeit deutscher und die Sauberkeit und der unterscheidende Geschmack namentlich französischer Kritiker" etwas niedriger hängen. Wir sind Selbstüberhebung, die auch dann urteilt, wo etwas größere Zurückhaltung mit dem Urteil geboten wäre, bei Sch. gewohnt und haben sie nicht selten lästig empfunden. Wir werden es deshalb auch begreiflich finden, daß er sich aufs hohe Pferd setzt und, als handle es sich um einen Primaneraufsatz, über die Gründlichkeit und Folgerichtigkeit einer Arbeit urteilt, welche die Frucht fast 40jähriger Forschungen ist, das ganze Gebiet der homerischen Frage in ihren verschiedenen Wandlungen umfaßt und als solche auch von wirklichen Forschern auf diesem Gebiet anerkannt ist (s. o. S. 187). Aber wir hätten gewünscht, daß Schröder sich nicht bloßgestellt hätte durch seinen Hinweis auf „französische" Kritiker. Denn hier redet er wirklich wie der Blinde von der Farbe. Ich bin durch meinen Beruf als Lehrer am Französischen Gymnasium in Berlin während mehr als 20 Jahren gezwungen gewesen, französische Literatur der verschiedensten Gebiete sorgfältig zu studieren, habe mit einem gebildeten Franzosen jahrelang verkehrt, mit manchem gesprochen; ich kenne genau französischen Geschmack, französische 'Sauberkeit' des Urteils; und wenn in einem Umfange, wie ich es nie sonst bei Kritiken gefunden, die Klarheit meiner Darstellung nicht nur von deutschen, sondern auch von englischen und französischen Kritikern anerkannt, ja ausdrücklich betont wird, daß dies meine Darstellung von anderen unterscheidet, so gebe ich willig zu, daß hierbei der Einfluß des Französischen wirksam gewesen sein kann. Wenn nun Schröder dafür kein Verständnis hat, so gibt er sich eine arge Blöße, da er trotz seiner Unkenntnis „französischer" sein will als die Franzosen selbst. Ist es nicht geradezu beschämend für Schröder und sein Urteil, daß alle drei französischen Gelehrten, wirkliche Kenner der Frage, nicht Dilettanten, die mein Buch beurteilt haben, ihm gerade die Anerkennung gezollt haben, die Sch. ihm verweigert? 1. L. Laurand (s. o. S. 195) stellt es

nicht nur als Muster der fortgeschrittenen Homerkritik hin, sondern er bemerkt in der Einleitung dazu: on ne peut que louer les nombreux amis qui l'ont engagé à exposer enfin, dans un livre d'ensemble, ce qu'il pense lui-même. Il s'est exprimé avec une parfaite clarté. 2. A. Grégoire (s. o. S. 187 No. 12), sagt, daß es ein Vergnügen sei, das Buch zu lesen. Es würden sich alle daran freuen, welche die témérités impertinentes des diasceuastes störten. Auch bemerkt er sehr richtig, wie ich es IAD. S. 354 u. f. getan habe, daß die ästhetische Beurteilung ganz zu trennen sei von der Frage nach dem Ursprung der Gedichte. 3. A. v. Gennep (s. o. S. 187 No. 21) schlägt vor, obwohl er selbst ein Buch La Question d'Homère geschrieben hat, mein Buch ins Französische zu übersetzen; dann würde man la vraie science allemande kennen lernen, und er hat wirklich nicht Unrecht, wenn er die Wissenschaft, die Sch. allein anerkennt, 'scholastisch' nennt 'd'origine orientale ou plus précisément palestinienne'. Tatsächlich erinnert viel dabei an Talmudische Spitzfindigkeiten.

Nach dieser längeren Auseinandersetzung, die hoffentlich Klarheit schafft, gehen wir zur Besprechung der übrigen hierher gehörenden Schriften über.

36) J. W. Mackail, Lectures on Greek Poetry. London 1910, Longmans, Green and Co. 272 S. gr. 8. 9,6 *sh.*

Das Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die der Verfasser an der Universität Oxford während der Jahre 1906—1909 gehalten hat. Es zerfällt in vier Teile: 1. Homer (S. 1—79); 2. Die lyrischen Dichter (S. 81—138); 3. Sophokles (139—173); 4. Die späteren (nachathenischen) Dichter (S. 175—272). Uns geht hier nur der erste Teil an, in dem der Verf. ganz in Übereinstimmung mit meiner Auffassung die homerische Frage behandelt. Die mehr als hundertjährige Behandlung der Frage hat den Dichter nur verdunkelt; M. will nachweisen, daß Ilias und Odyssee zwei vollendete Kunstwerke sind, entstanden zwischen 900—800 nach der Zeit der Wanderungen. Die Sagenbildung ist ähnlich wie die der Artussage. 'Homer war, nach einer Bemerkung Coleridges, die ausgeprägte Persönlichkeit einer bestimmten Zeit, aber nicht einer einzelnen Gegend' (S. 7). Genau, wie ich es eben getan, sieht er den ganzen Irrtum in der Behandlung der Gedichte in einer argen Verwechslung zweier ganz verschiedener Dinge: 'a poem and a story or stories on wich the poem was foundet' (van Leeuwen, s. S. 205, nennt es Verwechslung zwischen 'materia' und 'compositio'). Die vielen Sagen bilden ebensowenig die Odyssee wie die vielen Sagas bei Saxo Grammatikus den Hamlet Shakespeares. Lange habe man die *κλέα ἀνδρῶν* gesungen, ehe ein großer Dichter kam, der daraus ein Epos formte. Homer ist der Dichter von Ilias und Odyssee. Im Aufbau sei die Odyssee ein unübertroffenes Kunstwerk; die Nachricht, daß Homer sie im vorgerückten Alter gedichtet habe, sei durchaus glaublich;

Digitized by Google

es stimme dazu, daß vom 20. Gesange ab, nicht erst am Ende des 23., ein gewisses Abnehmen der schöpferischen Kraft wahrnehmbar sei. Es scheine an diesen Teil nicht die letzte Hand gelegt zu sein, ähnlich wie bei Vergils Aeneis; auch Shakespeare ende seine Stücke öfters, Scott gewöhnlich mit einer gewissen Hast ('in a hurry'). Wenn sich verschiedene Auffassung von den Göttern u. a. in Ilias und Odyssee finde, so sei dies kein Grund, sie demselben Dichter abzusprechen. Solche und zwar viel stärkere Abweichungen kommen z. B. in Miltons 'Verlorenem' und 'Wiedergewonnenem Paradies' vor, obwohl zwischen ihrer Abfassung nur wenige Jahre liegen (1665 I. vollendet, 1671 II.) Die Verschiedenheiten sind nicht nur formeller, sondern auch sachlicher Natur; so wird z. B. im 'Verlorenen Paradies' das Glass of Galilei als etwas Wunderbares, fast Magisches bezeichnet, während im 'Wiedergewonnenen' von 'Telescop', 'Mikroscop' in dem gewöhnlichen Sinne gesprochen wird.

Die zyklischen Dichter lebten n a c h , nicht v o r Homer. Sie umgeben und ergänzen Homer wie die 'Chaucerians' in England. Das 8. Jahrh., die Zeit der Zykliker, ist noch vorhellenisch. Etwa seit 700 bildet sich das Hellenentum mit Sparta und Athen im Vordergrunde. Es ist richtig, daß die Lyriker des 7. und der ersten Hälfte des 6. Jahrh. Homer wenig zu kennen scheinen; erst Athen hat ihn Hellas bekannt gemacht, und es muß fast als ein Wunder erscheinen, daß der Text, wenn er auch einige Zusätze erhalten haben mag, bis zur Rezension des Pisistratus sich so gut erhalten hat. Das ist nur denkbar, wenn es g e s c h r i e b e n e Exemplare gab; die Arbeit der Kommission des Pisistratus war nur die e r s t e R e z e n s i o n und in vieler Beziehung ähnlich der zweiten zur Zeit der Alexandriner. Der Leser wird ersehen, daß der Verf. eine Ansicht vertritt, die Satz für Satz fast wunderbar übereinstimmt mit der, die ich IAD. entwickelt habe, und dasselbe gilt von den beiden folgenden Abschnitten, in denen er über die Komposition der Ilias und die Kunst Homers im einzelnen spricht. Ich hebe daraus nur hervor, weil ich es auch besonders betont habe, die Freiheit in der Auffassung der Götter gegenüber Hesiod (vgl. IAD. S. 123) und das Streben Homers, Abwechslung zu schaffen, selbst da, wo er sich wiederholt. Der Verf. weist dabei auf die Erzählung des Odysseus von seinen Erlebnissen hin; es geschieht siebenmal und immer mit Abwechslung. Es hat oft für eine Bestätigung der Wahrheit gegolten, wenn zwei Männer von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehend genau zu demselben Ergebnis gelangen. Warum nicht auch hier?

Zur Frage der Pisistratiden-Rezension liegt noch folgender Beitrag vor:

37) J. A. S c o t t , A t h e n i a n I n t e r p o l a t i o n s i n H o m e r. Part. I. Internal Evidence. Classical Philology Vol. VI (1911) S. 419—28.

Ich habe IAD. S. 11 noch eine Beeinflussung des Textes der Ilias zu Gunsten Athens durch die Kommission des Pisistratus zugelassen.

Digitized by Google

Der Verf. zeigt, daß daran nicht zu denken sei. Die Beeinflussung ist zunächst nicht geschichtlich überliefert; vgl. v. Wilamowitz HU. S. 243. Aber auch aus den Gedichten läßt sie sich nicht folgern. Athen war im Zentrum der mykenischen Kultur (vgl. Drerup Homer S. 54). Dafür spielt der athenische Held Mnestheus in der Ilias doch eine recht dürftige Rolle. Im 1. B. wird er gar nicht, im 2. nur Vs. 552 u. f. erwähnt, im 4. wird er bei der Epipolesis von Agamemnon stark getadelt, weil er sich müßig verhält, im 12. 333 u. ff. ruft er in seiner Not Aias zu Hilfe, — gewiß keine rühmende Erwähnung; ähnlich steht es *N* 687 u. ff. und *O* 329, wo Mnestheus zum letzten Male in der Ilias erwähnt wird; er vermag nicht seine beiden Gefährten Stichios und Jasos vor Hektor zu retten. Wir müssen Scott ohne weiteres zugeben, daß diese Rolle recht kläglich ist: er tritt weder im Rat noch bei den Wettspielen auf, und im Kampfe leistet er nichts Besonderes.

Ganz anders scheint die Bedeutung der Athener in den zyklischen Gedichten gewesen zu sein, wie Fragm. 3 (Kinkel) beweist, und überhaupt in der Sage, auf der die Darstellung des Dichters fußt. Denn hier finden wir die Worte (Dictys II 36): quod ubi nostri animadvertere, in campum progressi more militiae aciem ordinant, magistro ac praeceptore componendi Mnestheo. Diese Worte erläutern vortrefflich *B* 552, wo die Kunst des Mn. hervorgehoben wird *κοσμῆσαι ἵππους*. Hier scheint sich alte Überlieferung ebenso erhalten zu haben wie in der Formel *εὐμελίης Πρίαμος* und Nestor *οὖρος Ἀχαιῶν*, die in der Ilias ebensowenig begründet sind wie die auf Mn. bezüglichen Worte; und wenn in *B* Aias in die Nähe der Athener seine Schiffe gestellt hat, so ist auch dies keine eingeschobene Stelle, da in der Ilias auch sonst Aias in der Nähe der Athener erscheint (s. o. *M* 333 u. ff.). Ähnlich liegt es, wie Sc. zeigt, bei anderen athenischen Helden, so daß auch dieser kleine Aufsatz wieder zeigt, wie selbst für ganz sicher gehaltene 'Ergebnisse' der Forschung bei sorgfältiger Nachprüfung hinfällig werden.

38) N. Festa, Dalla 'questione omerica' al poeta Omero. La Cultura 1911 Nr. 10—12.

Der Verf. beginnt mit den Worten: „Man scheint über das Prinzip, die Ilias als Kunstwerk zu betrachten, ziemlich einig. Das schließt eine Lösung der homerischen Frage in einem Sinne ein, der direkt entgegengesetzt ist dem, was ihre vornehmsten Anhänger erwarten ließen". In der Tat klaffe zwischen den Volksliedern, Sammlungen und zusammengeschweißten Volksepen (z. B. Kalewala) und den homerischen Gedichten ein Abgrund, den nur das Genie überbrücken konnte. Dies habe man endlich wieder erkannt; noch vor 10 Jahren wäre es Häresie gewesen, davon zu sprechen; aber heute fordere man von verschiedenen Seiten, daß man wieder zum Studium der Ilias als Kunstwerk zurückkehren müsse, selbst in Deutschland, dem klassischen Lande der philologischen Zergliederungen. Freilich werde es noch einige Zeit dauern, ehe man sich von den durch Wolf erzeugten Vorurteilen befreie. Wie schwer dies sei, zeige Mülders Ilias. Schon der Titel sei „wider-

Digitized by Google

wärtig": Die Ilias und ihre Quellen. Er erinnere an Seecks 'Quellen der Odyssee'. Und nun zeigt der Verfasser in einer sehr gründlichen Analyse von Mülders Ansicht Punkt für Punkt den Unterschied seiner Auffassung vom Dichter gegenüber der Mülders, daß ich beim Lesen dieselbe Freude empfand wie bei Mackail: vollständig selbständige Forschung hat genau zu denselben Ergebnissen geführt. Festa hat sich ganz wie ich zunächst gefreut, daß es Mülder plötzlich klar geworden ist, der Verfasser der Ilias sei ein Dichter, nicht ein Kompilator, und daß er seinen früheren Irrtum, was nicht oft geschehe, offen eingestehe. Aber die Freude habe nicht lange gedauert; denn in Wirklichkeit fasse Mülder Homer doch nur als Flickpoeten. Schon These 4 hat ihn enttäuscht: „Die Literaturerzeugnisse dieser Vorzeit **sind** die Quellen der Ilias". **Sind?** wenn er noch sagte „können sein". Das ist eins der Vorurteile, die später im ganzen Buche herrschen. Man konnte es roh, aber klar so ausdrücken: Ein Dichter, der eine so vollständige poetische oder literarische Tradition hinter sich hat, begeistert sich nicht mehr an der Natur, schafft nicht mehr im edleren Sinne des Wortes, sondern offenbart seine ganze Fähigkeit darin, die vorhandenen Materialien neu zu ordnen. „Mülder denkt sich den Dichter in der Tat unfähig, etwas aus sich zu tun, sich einen Finger breit von dem zu entfernen, was von früheren Dichtern erfaßt ist, einen Dichter, nicht voll des Namens würdig, sondern einen Mosaikarbeiter, dessen ganzes Talent im Sammeln, Ordnen, Anpassen und Verbinden besteht" (vgl. dazu JB. 1910 S. 378—81). Wie sehr nun nach Mülder der Dichter „Sklave seines Stoffes" ist, zeigt der Verf. an einer großen Reihe von Fällen; gleichzeitig setzt er dieser unwürdigen Auffassung vom Dichter jedesmal seine eigene gegenüber, die überall, ganz wie wir es getan haben, ihn den Stoff dem Zusammenhange entsprechend wirklich gestalten läßt. Wir können diesen Aufsatz nur dringend auch deutschen Lesern zum Studium empfehlen.

Dasselbe gilt von dem folgenden:

39) N. **Festa, Omero, la cabala e Cineto.** La Cultura 1912 Nr. 15/16.

In diesem Aufsatze spricht der Verf. über die Dialektmischung in den homerischen Gedichten und stellt dabei eine Behauptung auf, die geeignet ist, das, was ich IAD. S. 14 u. f. unter Bedenken gesagt habe, zu bestätigen, ja ein neues Licht auf die ganze schwierige Frage zu werfen: „Jede Sprache erscheint **in der Literatur** zuerst als Mischsprache". Als Beweis führt er Dantes Göttliche Komödie an, in der, obwohl das Toscanische vorherrscht, Lombardisch, Neapolitanisch und Lateinisch, ja dem Reim zuliebe — ich habe öfters bei Homer auf den Zwang des Metrums hingewiesen — folgende, ganz verschiedene Formen desselben Wortes vorkommen: cada und caggia; ho und habbo; saria und sarebbe; avria, averia und avrebbe; egli, elli und ello. Die mündliche Sprache nimmt solche Formen nicht an. Bekanntlich ist ja auch unsere Schriftsprache, die wir in erster Linie

Digitized by Google

Luther verdanken, ein Gemisch aus Hoch- und Niederdeutsch, neben dem die Dialekte in der Volkssprache sich gehalten haben, ja im letzten Jahrhundert auch mehr und mehr in der Literatur zur Geltung gekommen sind (s. auch o. S. 181). Im übrigen verwirft der Verf. durchaus in Übereinstimmung mit mir (s. JB. 1910 S. 368 u. ff.) Ficks Versuch, seine Zahlentheorie und seinen Glauben an die erfolgreiche Tätigkeit des Cynaethus.

40) J. van Leeuwen J. F., Commentationes Homericae. Leiden 1911, A. W. Sijthoffs Verlag. 235 S. gr. 8. — Vgl. DLZ. 1911 Sp. 3102—3005 (F. Stürmer). Wochenschr. f. kl. Phil. 1912 Sp. 225/32 (F. Stürmer). B. phil. WS. 1912 Sp. 609/18 (P. Cauer).

Der gelehrte Verf. vereinigt in diesem Bande eine Reihe von beachtenswerten Aufsätzen, die in der Mnemosyne von 1897—1910 erschienen sind, und macht sie dadurch einem größeren Leserkreise zugänglich. Es sind folgende: 1. De compositione Iliadis; 2. De compositione Odysseae; 3. Aristotelis de Odysseae compositione sententia; 4. De Junone Trojanis infesta; 5. Helenae encomium; 6. De Thetidis Pelei uxore; 7. De Nestoris aetate; 8. De ultimo Hektoris cum uxore colloquio; 9. De heroum Homericorum curribus bellicis; 10. De thoracis in carminibus Homericis usu; 11. De equo Trojano; 12. De Ulixis aedibus; 13. De Ulixis rate; 14. De nomine Achillis; 15. *Νηός* quid est? 16. *Ἄβρομοι ἀϝίϝαχοι*; 17. *Λείριος* sive *λειριόεις*. Bei der großen Fülle des Stoffes und dem geringen uns hier zugemessenen Raume ist es natürlich unmöglich, auf alles einzelne hier näher einzugehen. Wir bemerken deshalb nur im allgemeinen, daß sich die Untersuchungen durch gründliches Wissen und gesundes Urteil auszeichnen. Der Verf. bekennt sich entschieden (confidenter) zu der Ansicht, daß die Ilias eine Einheit bilde und nicht bloß durch die Vereinigung mehrerer Lieder entstanden sei, wie er wohl früher einmal geglaubt habe. Natürlich habe der Dichter als Stoff alte Lieder benützt: „sed quaestio de compositione et quaestio de materia Iliadis cum simul habentur et permiscentur, ad finem optatum perveniri nullo modo potest“. Die Widersprüche beweisen nichts. Vor allem darf man nicht daraus, daß Homer etwas nicht erwähnt, schließen, daß er es nicht gekannt habe. So erwähnt er z. B., wie A. Lang (s. o. S. 161) bemerkt, niemals das Husten. Daraus aber wird wohl niemand schließen, daß die Helden Homers niemals gehustet haben.

Etwas näher wollen wir auf die Aufsätze 1, 2 und 8 eingehen. Während die allgemeine Meinung des Altertums wie der Neuzeit dahin geht, daß uns Homer in das 10. Jahr des Krieges versetze (Vogel in das 9. Jahr; s. JB. 1903 S. 288 unten), glaubt der Verf., daß Homer den Krieg nur etwa 3—4 Monate dauern ließ, daß die Achäer im Spätfrühling ankamen, zunächst die wenigen offenen Städte, Lyrnessus, Pedasus, Thebe, eroberten, im Sommer von der Pest befallen wurden und Troja etwa 50 Tage später einnahmen. Der Verf. fragt: Was sollen denn die Griechen in dieser ganzen Zeit gemacht haben (vgl.

Digitized by Google

Thuk. I 11)? Nirgends sei auch vom Überwintern die Rede. Ich habe selbst in meiner IAD. S. 182 darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Schlacht in der Ilias ganz so geschildert werde, als sei sie die erste im Kriege überhaupt, daß ebenso der Zweikampf zwischen Paris und Menelaos nur am Anfange des Krieges verständlich sei (S. 186), und bemerkenswert ist die Meldung des troischen Spähers *B* 796 u. ff., die Troer säßen da ὥς ποτ' ἐπ' εἰρήνης, während doch ein gewaltiger Krieg entstanden sei. Sind deshalb alle Stellen, die auf eine längere Dauer des Krieges hinweisen (Agamemnons Rede in *B*, Kalchas' Deutung des Sperlingwunders, Helenas Worte an Hektors Leiche) auszumerzen? J. van Leeuwen glaubt es und läßt sie erst eingedrungen sein, als die spätere Sagenbildung, um immer mehr Helden in den Kampf hineinzuziehen, die Zeit erheblich gedehnt habe. Die Möglichkeit ist zuzugeben; doch wird es nicht leicht, wenn wir auch von den Worten der Helena absehen, die für die Zeitrechnung, wie der Verf. zeigt, ganz besondere Schwierigkeiten bieten, uns den Inhalt der Rede Agamemnons und Odysseus' ohne diese Anspielungen zu denken. Es kommt vor allem auf die Stellung des Dichters zur Sage selbst an, und wie weit sie schon entwickelt war. Ist es da nicht besser mit Blaß, Die Interpolationen in der Odyssee S. 16 zu sagen: „Ja man lasse die dumme Chronologie aus dem Spiele, wo es Poesie ist und keine Geschichtserzählung!" Blaß tut diesen Ausspruch, nachdem er an einer ganzen Anzahl von Fällen aus den verschiedensten Dichtungen gezeigt hat, daß „da nicht etwa mangelhafte Chronologie, sondern gar keine Chronologie mehr ist".

Die gewöhnliche Zeitrechnung, zehnjährige Dauer des Krieges, ist schon überall in der Odyssee vorausgesetzt. Deshalb glaubt auch der Verf., daß diese nicht von demselben Dichter sei (2. Aufsatz). Vieles spricht dafür. Schon die Einleitung μῆνιν ἄειδε (also die Muse selbst) gegen ἔννεπέ μοι zeigt einen Unterschied der Auffassung. Die Darstellungsart, die Auffassung von den Göttern, die Form, in der die Götter auftreten, weist Verschiedenheiten auf. Der Dichter der Ilias kümmert sich nicht darum, eine Handlung zu begründen: was die Muse sagt, darf nicht bezweifelt werden. Der Dichter der Odyssee dagegen verwendet große Sorgfalt darauf, eine Handlung wahrscheinlich zu machen (z. B. *δ* 802, wie Athene in das Zimmer der Penelope gekommen ist, *ε* 79 die Götter kennen sich, *ε* 197 ff. Odysseus erhält andere Speisen als die Göttin, *ϑ* 448, *μ* 389 u. a.). Dazu kommen die bekannten sachlichen Unterschiede: Erweiterung des geographischen Horizonts, genauere Bekanntschaft mit Ägypten, Sizilien u. a. Der Abstand zwischen beiden großen Dichtungen ist zweifellos gewaltig, und es ist eine der vielen unbegründeten Unterstellungen, die Cauer a. o. a. O. S. 108 mir macht, wenn er schreibt, daß ich diesen nicht gelten lasse. Aber eine ganz andere Frage ist, was immer wieder betont werden muß, ob es deshalb ausgeschlossen ist, daß derselbe Dichter diese beiden Dichtungen geschaffen hat. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Abstand zwischen

Digitized by Google

Schillers Räubern und seinem Wallenstein, was Anschauung, Sprache, dichterische Technik, Charakterschilderung u. a. anlangt, unendlich größer ist als der zwischen Ilias und Odyssee (s. auch o. S. 201/2), — und doch sind beide von demselben Dichter, und zwischen der Abfassung beider liegen nicht zwanzig Jahre. Die Frage kann hier nicht entschieden werden, es gehört dazu eine breitere Grundlage, in der auch alles, was für denselben Dichter spricht, erörtert wird. Hoffentlich komme ich dazu noch, indem ich auch 'die Odyssee als Dichtung' behandle nach dem Muster der 'Ilias als Dichtung'.

Von den übrigen Aufsätzen möchte ich besonders noch auf den 8. hinweisen, in dem der Verf. Punkt für Punkt Bethes Auffassung von Hektors Abschied zu widerlegen sucht und dabei mein Urteil bestätigt. Neu daran ist die Ansicht, daß Hektor Andromache wirklich zum letzten Male bei dieser Begegnung gesehen habe, da der Krieg ihn bei den Truppen zurückgehalten habe. Das ist ganz klar nach dem 2. und 3. Schlachttage, da Hektor hier im freien Felde übernachtet. Schwierigkeiten macht die Nacht nach dem ersten Tage und die folgenden beiden Tage der Waffenruhe. Der Verf. weist darauf hin, daß Hektor nicht im Rat am Ende von *H* erscheint und ändert *H* 476 *κατὰ πτόλιν* in *κατὰ στρατὸν* und *Θ* 55 in *ἀνὰ στρατὸν*, während er 58/59 streicht. Ich würde die letzte Änderung nicht einmal für notwendig halten, da man doch auch aus dem befestigten Lager vor der Stadt nur durch Tore herausgelangen kann; jedoch halte ich eine ernstliche Nachprüfung, ob Hektor Andromache in *Z* zum letzten Male gesehen habe, überhaupt für unnötig; denn „der Abschied bleibt der letzte, weil er der einizige ist, den der Dichter schildert" (IAD. S. 212).

41) J. van Leeuwen, Homerica. Mnemosyne 1911 S. 333—368; 412—440; 1912 S. 63—128.

Der rührige Gelehrte bereitet zu seinen Textausgaben der Ilias und Odyssee einen Kommentar vor. Um diesen nicht zu sehr zu belasten durch ausführliche Behandlung einzelner Stellen, die sich doch mit wenigen Worten nicht abtun lassen, hat er diese Aufsätze geschrieben, die eine Fülle von Stellen behandeln, die nach der Meinung des Verf.s mit Unrecht von den Kritikern beanstandet sind. Er beginnt die Ausführung mit einer entschiedenen Ablehnung von Wolfs kritischer Richtung, der er selbst lange Zeit gefolgt sei, und verurteilt scharf seine Nachfolger. Kaum $^1/_{20}$ aller Verse Homers sei ihrer Strenge entgangen. Denn „eo audaciores esse solent homines quo obtusior eis est sentiendi facultas, et quo longius distant a poesi et a carminum pangendorum facultate, eo maiore fiducia solent discernere quid deceat verum poetam, quid non" (S. 338). Genau dieselbe Erfahrung habe ich gemacht und sie hat mir ebenso diese Kritik verekelt. J. v. L. hat nun beschlossen, alle Kritiker beiseite zu lassen und nur die Gedichte selbst zu lesen, dabei die Stellen sich aufzuschreiben, die ihm auffallend oder im Widerspruch mit andern zu sein scheinen und dann

Digitized by Google

dafür nach einer Erklärung zu suchen. 'Una haec salutis via. Non ex aliorum libris, sed ex ipso Homero petenda est Homeri scientia' (S. 340). Nur die im letzten Jahre erschienenen Schriften, die die Einheit verteidigen, hat er mit Genuß gelesen. Aus der großen Fülle der von ihm behandelten Stellen und der Erklärungen, die er für Anstöße sucht, können hier nur wenige Proben gegeben werden. Der Verf. geht aus von den Worten Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή *Α* 5 und faßt sie ganz in dem Sinne auf, wie ich es IAD. S. 147 getan habe: sie geben nur dem Gedanken Ausdruck, daß, was geschieht, nur nach dem Willen des ὑπερμενής Zeus geschieht. Ausgeschlossen ist die Beziehung auf das Ende von *Α* ebenso wie eine Anspielung auf die in den Cyprien enthaltene Beratung des Zeus mit der Themis. Wenn ferner der Dichter die Chryseis nicht in Chryse bei ihrem Vater, sondern in Thebe gefangen werden lasse, so sei zu bedenken, daß sie bei ihrem Vater gar nicht gefangen werden konnte; denn als Priester wäre er mit seinem ganzen Hause sicher verschont worden (vgl. *Θ* 238—241 und *ι* 40, 199—201). Bemerkenswert ist, wie der Verf. den bekannten Widerspruch zwischen *Α* 423/24 Ζεὺς χθιζὸς ἔβη und der Anwesenheit der Götter im ersten Teile von *Α* zu erklären sucht: die Rückgabe der Briseis habe nach dem δεῖπνον, also gegen Abend, stattgefunden; dann erst nach Sonnenuntergang, was der Dichter allerdings nicht sagt, habe sich Achill ans Meer gesetzt und die Mutter sei per silentium noctis zu ihm gekommen. Das sei nun nach der Auffassung Homers ein neuer Tag; denn dieser beginne mit der Nacht, wie die Formel νύκτας τε καὶ ἤματα (ἦμαρ) zeige (vgl. auch die Gewohnheit der Germanen Tac. Germ. c. II nox ducere diem videtur und Max C. P. Schmidt, Kulturhistorische Beiträge Heft 2, 1912 (Dürr, Leipzig), S. 8). Beginnt nun mit der Nacht ein neuer Tag; dann konnte Thetis auch zu Achill sagen χθιζός ἔβη, und die Göttinnen konnten am Morgen dieses Tages, wenn die Abreise gegen Mittag erfolgte, noch sich am Streit der Könige beteiligen. Ich denke in diesem Falle über die Zeitberechnung ganz wie o. S. 206. Für den Verf. verschwindet damit auch der Anstoß, den man in *Τ* 141 meiner Meinung nach mit Unrecht gefunden hat.

Aus den folgenden Erörterungen ist wichtig die Verteidigung der Dolonie (Mn. 1912, S. 63—75), über die später zu sprechen sein wird. Im Unterschiede zu meiner Auffassung sieht der Verf. in Dolon einen Helden, der wirklich ein schweres Wagnis unternahm: die Niedermetzelung der schlafenden Feinde aber entschuldigt er mit dem Kriegsrecht, das erlaube, den Feind zu töten, wo man könne. Im übrigen läßt er Diomedes und Odysseus wirklich reiten, nicht fahren wie Shewan (s. u.). Wenn die homerischen Helden gewöhnlich führen, nicht ritten, so sei sicher die kleine Pferderasse schuld (vgl. Herod. V, 9); sie waren unfähig, einen Mann zu tragen, aber ζευγνύμενοι ὑφ' ἅρματα ὀξύτατοι; das hinderte natürlich nicht, daß ein Kunstreiter auf ihnen seine Kunststücke ausführte, oder daß sie einmal für kurze Zeit zum Reiten benutzt wurden. Die Einzelerklärung wird gut tun, auf

Digitized by Google

diese Ausführungen, die wir hier nicht weiter verfolgen können, Rücksicht zu nehmen.

42) Erich Bethe, Die griechische Poesie. I. Epos: Homer. Einleitung in die Altertumswissenschaft. Herausgegeben von A. Gercke und E. Norden. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 9 ℳ.

Der Herr Verfasser hat mir freundlichst einen Aushängebogen der 2. Aufl., umfassend T. I, S. 129—144, zugesandt, in welchem Homer S. 129—137 besprochen wird. Er entwickelt hier, wie begreiflich, nur seine Ansicht, ohne sie näher zu begründen. Da diese Begründung in einem ausführlicheren Werke zu erwarten ist, so wollen wir uns eine Kritik bis dahin aufsparen und hier nur den Hauptgedanken wiedergeben (S. 134/35): „Als abgerundete, in sich geschlossene Dichtungen geben sich Ilias und Odyssee beide, und in der Tat sind sie, zumal andern antiken Werken ähnlichen Umfanges gegenüber von augenfälliger Einheitlichkeit des Planes. Besonders die Odyssee ist mit ihrer ebenso schwierigen wie geschickten Anlage der Erzählung, die in der Mitte der Handlung beginnt, um die erste Hälfte in unvergleichlicher Icherzählung des Odysseus bei den Phaiaken nachzuholen, ein Meisterstück der Erzählungskunst und durch unzählige Nachahmungen aller Zeiten als solches anerkannt. Die um vieles einfacher komponierte Ilias ist nicht weniger klar gruppiert . . . . . Die oft hervorgehobene Planmäßigkeit beider Epen, die durch zahlreiche Verzahnungen, Rück- und Vorweise recht deutlich gemacht wird, ist nicht als zufälliges Naturprodukt wie ein Kristall erklärbar, sondern fordert einen künstlerisch denkenden und disponierenden Menschen. Es muß einmal ein Mann die Ilias, ein anderer die Odyssee gemacht haben, so wie sie durch die Jahrhunderte gegangen sind". Bis dahin steht der Verf., wenn ich von „ein andrerer" absehe, ganz auf dem Standpunkt, den ich seit 25 Jahren vertrete. Doch er fügt hinzu: „Trotzdem ist es heute unmöglich, Ilias und Odyssee als freie originale Dichtungen eines Mannes auszugeben. Denn in jedem der beiden Epen stehen eng vereint nebeneinander starke Ungleichheiten in Sprache, Technik, dichterischem Können, äußerer Kultur, Anschauung und Empfindung". Diese erklärt der Verf. im folgenden damit: „Die zahllosen Anstöße, Widersprüche, Unebenheiten in Ilias und Odyssee beweisen, daß Jahrhunderte hindurch verschiedene Dichter an ihnen gearbeitet haben, der einheitliche Plan ihrer Komposition dagegen erfordert einen einzigen künstlerisch waltenden Verfasser". Diesen Satz verstehe ich nicht; es wird hier, wenn ich recht sehe, die Sage wieder gleich der einzelnen Dichtung gesetzt. Einige Aufklärung gibt der Satz (S. 136): „So war die Aufgabe solches epischen Dichters eine ganz andere, als wir erwarten; er durfte und wollte nichts anderes tun als erhalten, anpassen, zusammenschweißen, wobei er dann wohl oder übel umbilden, abschneiden, ansetzen, zurichten mußte". Warten wir die nähere Begründung ab; das Beispiel 'Hektors Abschied' (s. JB. 1910 S. 389) hat mich nicht überzeugt.

Digitized by Google

43) A. Gercke, Griechische Literaturgeschichte. I. Bändchen. 3. Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig 1911. 119 S. 12. 0,80 ℳ.

In diesem praktisch eingerichteten Bändchen behandelt der Verf. mit Geschick in knappster Form die griechische Literatur von einem etwas höheren Standpunkte; denn es ist ausdrücklich der Zusatz zur Überschrift gemacht 'mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften'. In einer solchen Schrift ist größte Gewissenhaftigkeit im Urteil wie in den einzelnen Angaben um so mehr nötig, als die Leser die Tatsachen sehr selten nachprüfen können und deshalb falsche Angaben oder unklare Darstellung um so verhängnisvoller sind. In den Angaben über die Ilias und Odyssee vermisse ich diese Gewissenhaftigkeit. Was soll hier (S. 15) bei den Worten 'aber Zeus rächt ihn auf Bitten der Thetis' der Zusatz („ursprünglich infolge seines Anrufens")? Woher weiß dies der Verfasser? Noch unverständlicher ist die Behauptung: 'vor einer einheitlichen Überarbeitung ist die Ilias bewahrt geblieben: sie ist nie ganz fertig geworden'. Ja direkt unrichtig ist es, wenn der Verf. sagt: 'nur zwei Schlachttage sind ausführlich geschildert'; es sind bekanntlich 4: *Δ—Η*; *Θ*; *Λ—Ρ*; *Υ—Χ*. Ebenso unbegreiflich ist es, wenn der Verf. S. 16 von der Odyssee sagt: „Ursprünglich verlief die Heimkehr friedlich, ohne Freiermord; in einer alten Dichtung, der Telegonie, wurde der Fremde bei der Fußwaschung erkannt. Der ganze Schluß des Epos ist sodann (?) völlig umgestaltet worden". Soll das Wissenschaft sein?

44) Tuisco Reibstein, De deis in Iliade inter homines apparentibus. Leipziger Inaugural-Dissertation 1911. 63 S. 8. — Vgl. DLZ. 1912 Sp. 31 (F. Stürmer).

Der Verf. führt hier durch die ganze Ilias einen Gedanken durch, den Suter, Homerische Probleme und Lösungsversuche, A und B. Winterthur 1884 (s. JB. 1887 S. 249), für die beiden ersten Bücher zu begründen versucht hat. Es sollen nämlich alle Stellen der Ilias, in denen die Götter persönlich in die Handlung eingreifen, späteren Ursprungs sein, ihr Dasein nur der Umarbeitung eines Textes verdanken, der von Göttern nichts wußte. Diese wirkten ursprünglich nur aus der Ferne. Suters Versuch ist zwar vollständig gescheitert, war aber wenigstens bei dem damaligen Stande der Forschung entschuldbar; suchte man doch damals nach immer neuen Wegen, die Arbeit des 'Redaktors' als recht stumpfsinnig und mechanisch zu erweisen. Seitdem aber hat die Kritik einen gewaltigen Fortschritt gemacht: wir suchen die Anstöße der Darstellung aus dichterischen Gründen zu begreifen und haben dabei, wenn wir auf ähnliche Beispiele in andern Dichtungen hinweisen, sichern Boden unter den Füßen; denn es wird damit bewiesen: factum esse quod illi fieri posse negitant. Der Verf. hat meine IAD. gelesen — wenigstens weist er an drei Stellen auf sie hin —, es ist mir deshalb geradezu unverständlich, daß er der alten Methode folgt, die vor lauter Grübelei und Spitzfindigkeit den gesunden Menschenverstand schweigen läßt. Gleich das erste Beispiel,

Digitized by Google

X 188 u. ff., das er bespricht, beweist diesen Mangel an 'common sense', wie A. Shewan sagt. Ich denke, ich habe IAD. S. 313 klar bewiesen, weshalb das Eingreifen Athenes in den Kampf zwischen Achill und Hektor aus dichterischen Gründen nötig ist; ja daß man daraus, obwohl es für unser Gefühl empörend ist, nicht auf die Ansicht des Dichters über die Götter schließen darf. Der Verf. hält das Eingreifen indes überhaupt nicht für nötig. Aber ist es wirklich möglich, daß ein Held, der von Entsetzen gepackt flieht, ja dreimal um die Stadt geflohen ist, sich plötzlich dem Gegner stellt? Würde er nicht auf der Stelle, ehe er noch sich zum Kampf bereit machen kann, von dem Gegner, der ihm auf den Fersen folgt, niedergestoßen werden? Deshalb läßt der Dichter, der mehr gesunden Menschenverstand hatte als ein Kritiker unserer Tage, zunächst Achill durch Athene zum Stehen bringen, — dann erst kann sie mit Hektor verhandeln. Achill konnte ferner, wie der Verf. glaubt, ja 2 Speere gehabt haben, damit das Zurückgeben des Speeres durch Athene nicht nötig war. Doch er scheint nicht zu wissen, daß es für Achill eben nur eine Lanze gibt, die gewaltige Pelias, die selbst Patroklos nicht schwingen kann. Mehr über den verfehlten Versuch zu sagen, lohnt sich nicht.

Hier handelt es sich um die Arbeit eines Anfängers; schlimmer ist es, wenn sich dieselben Fehler, dieselbe Nichtbeachtung der Fortschritte der Kritik auch in der Arbeit eines älteren Forschers finden:

45) K. Brandt, Stilgattungen und ursprüngliche Zusammenhänge in der Ilias. Wiss. Beil. z. Progr. d. Kgl. Victoria-Gymnasiums zu Potsdam. 1912. 40 S. 8.

B. hat in den Jahren 1885—1890 im ganzen 8 Aufsätze zur Geschichte und Komposition der Ilias geschrieben, die ich JB. 1887 1888, 1890, 1891 teils zustimmend, teils ablehnend besprochen habe. In dieser neuen Abhandlung, in der er in der Hauptsache die von ihm früher ausgesprochenen Gedanken zusammenfaßt, zeigt er, daß er noch ebenso einseitig eine Methode befolgt, deren Verkehrtheit von Tag zu Tag klarer hervortritt und alle ernsten Forscher abstößt. Gleich der Anfang der Abhandlung beweist es. Er geht aus von den Proömien der Ilias und Odyssee und bemerkt, daß in dem der Ilias auf die Wirkung der Götter hingewiesen wird, in dem der Odyssee der Mensch auf sich selbst gestellt ist. In der letzten Auffassung sieht er einen Fortschritt, ein späteres Zeitalter der Odyssee gegenüber der Ilias. Reibstein hat mit andern gerade in dem Eingreifen der Götter in die Handlung ein Zeichen späterer Dichtung gesehen. Wer hat nun recht? B. übersieht oder verschweigt, daß auch die Handlung der Odyssee gleich im Anfange unter die Einwirkung der Götter gestellt wird. Zwar die Verse *α* 8/9 verwirft er mit andern, weil sie unbequem sind, aber *α* 16 u. ff. lassen sich doch nicht streichen, und hier zeigt sich, daß auch Odysseus' Schicksal ganz von den Göttern abhängt. B. erwähnt, daß in *ι* Odysseus selbständig handelt, er übersieht aber oder verschweigt, daß er in *κ*

Digitized by Google

und μ einen andern Charakter zeigt. Ich habe als junger Student unter Kirchhoffs Einfluß (s. Progr. De vetere . . . Nosto 1882 S. 8, 9) geschlossen im Hinblick auf Welcker Ep. Cykl. II, S. 277, daß dieser Mangel an Selbstgefühl ein Zeichen späterer Zeit sei — ganz wie Reibstein. Wer hat nun recht? Offenbar ist die ganze Methode der Untersuchung falsch, wenn so widersprechende Ergebnisse herauskommen. Und in der Tat habe ich mich von der Verkehrtheit der Methode überzeugt, als ich in unzweifelhaft einheitlichen Werken dieselben Widersprüche im Charakter der Helden fand. Ich habe eine Reihe solcher Widersprüche auch IAD. S. 55 u. ff. angeführt, B. scheint nach einer Note meine Schrift gelesen zu haben, — aber er hat nichts gelernt. Für ihn 'genügt das wenige, das angedeutet wurde, um zu beweisen, daß wir, wenn wir die Odyssee lesen, uns in einem andern Zeitalter befinden'... Und er fährt fort: „Auch diesen Punkt bringt das Odysseeproömium dem Iliasproömium gegenüber deutlich genug zum Ausdruck. Es geht also auch hieraus von neuem hervor, daß es einem späteren Menschenalter und also auch einem andern Dichter angehört". Hier haben wir das wundervolle 'also', das immer wiederkehrt in den Schlüssen dieser verkehrten Kritik. Gehört Goethes 'Prometheus' einem andern Zeitalter und also auch einem andern Verfasser an als das Gedicht: 'Grenzen der Menschheit'? Nach meiner Ansicht, der hoffentlich der Verf. beistimmen wird, trennt beide in bezug auf die Auffassung des Göttlichen ein tiefer Abgrund, während der Abstand zwischen den beiden Proömien einem flachen Graben zu vergleichen ist. Und doch sind meines Wissens beide Gedichte von demselben Goethe, und nicht ein Menschenalter, sondern nur wenige Jahre liegen zwischen ihrer Abfassung. Aber die zersetzende Kritik will sich nicht belehren lassen; sie übersieht oder verschweigt alles, was gegen sie spricht, um ihre Weisheit Leuten glaublich zu machen, die den Stoff nicht beherrschen. Hier ein letztes Beispiel aus der Schrift des Verf.s. S. 26 schreibt er: Der Agamemnon des XI. Buches stimmt mit dem der ersten Hälfte des I. B. völlig überein und weicht von dem des zweiten und dritten Dichters völlig ab". Mit diesen Worten stehen zunächst im Widerspruch die eigenen Worte des Verf.s S. 28, wenn er den zweiten Dichter 'Agamemnon mit gewaltigem Gewicht und göttlicher Würde' sich erheben läßt; ja S. 31 betont, daß der zweite Dichter, dem er B 87—H 312 gibt, es meisterhaft versteht, die Würde Agamemnons voll zu wahren, so daß er jenes Agamemnon, wie er in der ersten Hälfte des I. und im Anfang des XI. B. geschildert ist, nicht ganz unwürdig erscheint". Denn im I. B. „trotzt Agamemnon dem ersten Helden und geht aus dem Streite vorläufig als Sieger hervor, da er die Briseis des Achilleus wirklich erhält". Im XI. B. zeigt es sich, „daß er nicht nur in Worten, sondern auch in Taten ein Held ist" (S. 26). Inwiefern weicht also der zweite Dichter davon völlig ab? Denn gerade in B wie in Δ wird Agamemnon, wie auch der Verf. zugibt, als ein wirklicher Heerkönig geschildert. Der Verf. übersieht übrigens wieder oder verschweigt, daß auch im ersten Teile

Digitized by Google

von A Agamemnon von Achill in den Worten A 225—230 als feige und erbärmlich gescholten ist, wie er an andern Stellen der Ilias wirklich erscheint, daß auf ihn, wie auf keinen zweiten, das Wort des Propheten paßt: „Es ist das Herz des Menschen ein trotzig und verzagt Ding". Da der Verf. von Psychologie keine Ahnung zu haben scheint, nimmt er lieber zu zwei und drei Dichtern seine Zuflucht und verwickelt sich in größere Widersprüche als der Dichter. Wenn wir dieser Richtung der Kritik nicht geradezu Unehrlichkeit vorwerfen sollen, so bleibt nur eine Entschuldigung: berauscht von dem glücklichen Gedanken, durch eine Vermutung den Anstoß einer Stelle in den Gedichten zu lösen, liest der glückliche Entdecker den übrigen Text mit Voreingenommenheit, findet Bestätigung in andern Stellen und übersieht, wie mit Scheuklappen versehen, was dagegen spricht, fragt auch gar nicht, ob nicht eine andere Erklärung möglich ist. Wer aber solche Kritik für wissenschaftliche Forschung ansieht, ja, wie Cauer und Schröder, allein als philologische Wissenschaft gelten läßt, der entwürdigt ihren Namen und verrückt ihr Ziel, das allein die Erforschung der Wahrheit sein soll.

Wie ungründlich die zersetzende Kritik verfährt, das haben wieder folgende Arbeiten bewiesen:

46) John A. Scott, Repeated Verses in Homer. The Am. Journal of Philology 1911 Nr. 127 S. 313—327.

Der Verf. bekennt sich ganz zu dem Standpunkte, den ich 'Bed. d. Wiederholungen' eingenommen habe, und sucht meine Ansicht, daß wiederholte Verse für das Alter eines Gesanges nichts beweisen, durch Betrachtung der Verse zu stützen, die Π, ein Gesang, den man ziemlich allgemein zu den ältesten rechnet, mit der Odyssee gemein hat. Er erörtert zuerst die 4 von Sittl (Wiederh. i. d. O.) allein herangezogenen Verse: Π 233 = μ 135 (nur τηλόθι ναίων gemeinsam), Π 289 = σ 398; Π 346 = $\varkappa$ 162; Π 775 = α 39 und zeigt, daß alle Verse der Odyssee ohne Anstoß sind und nichts auf Nachahmung hinweise; dasselbe gilt von den beiden Versen, die A. Gemoll (Hermes 1883 S. 34 u. ff.) allein bietet: Π 50 = α 414 und Π 779 = ι 56, ja in diesem Falle sei die Zeitrechnung in Π anstößig und viel getadelt, während sie in ι vortrefflich stimme. Außer diesen 6 Stellen hat Π aber noch 4 andere mit der Odyssee gemein, die merkwürdigerweise Sittl und Gemoll übersehen haben, — wir haben öfters und eben wieder uns über dieses Übersehen gewundert. In diesen 4 Fällen Π 466/69 = τ 449/53; Π 742/43 = μ 411/14, Π 548 = λ 588; Π 66 = μ 74 kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die gleichen Worte in der Odyssee besser verwendet sind; denn οὔτασε Π 467 von einem geschleuderten Geschosse gebraucht ist geradezu das einzige Beispiel dieses Gebrauchs in der Ilias, wie Lehrs (Aristarch S. 52) mit Recht bemerkt; dagegen steht οὔτησε τ 452 dem normalen Gebrauch gemäß; ebenso ist das Bild vom Taucher in der Odyssee besser verwandt als in der Iliasstelle. Trotzdem wird niemand daraus folgern

Digitized by Google

wollen, daß die Erzählung von der Verwundung des Odysseus durch den Eber älter sei als *Π*, oder der „jüngere Nostos" älter als dieser Gesang, weil in ihm Ausdrücke im ursprünglichen Sinne vorkommen (*κατὰ κρῆθεν, κυάνεον νέφος, νεφέλη*), die in *Π* im übertragenen gebraucht werden, sondern es ist eben älteres Versgut in der Odyssee bisweilen geschickter verwendet wie in der Ilias, was ich an andern Beispielen gezeigt habe.

47) John A. Scott, Words found in the Iliad and in but one book of the Odyssey. Ebend. 1911 S. 48—53.

In einem früheren Aufsatze (s. JB. 1910 S. 364/65) hat der unermüdlich fleißige und gründliche Forscher den Glauben an das 'sichere Ergebnis' des sprachlichen Beweises, daß nämlich gewisse Bücher der Ilias (*ΙΚΨΩ*) im Sprachgebrauch auffallend vor andern mit der Odyssee übereinstimmen sollen, für alle unbefangenen Kritiker ein für alle Male zerstört. Hier untersucht er nun die Wörter, die öfters in der Ilias vorkommen und nur in je einem Buche der Odyssee, in welchem Falle nach der alten Meinung dieses Buch der Odyssee in besonders naher Verbindung mit der Ilias stehen müßte. Das Ergebnis ist wieder überraschend. Auf eine Bemerkung von Miß Stawell und mir hin hat er bei den einzelnen Gesängen auch die Verszahl berücksichtigt, so daß das Verhältnis klarer hervortritt. Danach hat *λ* die meisten Wörter allein mit der Ilias gemein, nämlich 74, auf je 9 Verse kommt ein Wort, die wenigsten hat *ψ* = 12, auf je 31 Verse kommt ein Wort; in der Mitte stehen *δ* und *κ* mit 49 und 32 oder auf 17 und 18 Verse ein Wort. Natürlich wird aus diesem Verhältnis — und das will ja grade der Verf. beweisen — niemand den Schluß ziehen, daß die Bücher, welche die meisten Worte allein mit der Ilias gemein haben, die ältesten sind und der Ilias am nächsten stehen. Aber interessant für den Sprachgebrauch ist diese Zusammenstellung doch. Zwar daß *ὑσμίνη*, das in der Ilias 46 mal vorkommt, in der Odyssee nur in *λ* 417 und 612 erscheint, ist begreiflich, da in der Odyssee Massenkämpfe im allgemeinen nicht geschildert werden; aber auffallender ist, daß ein Wort wie *ἱδρώς*, das in der Ilias 18 mal vorkommt, in der Odyssee allein in *λ* erscheint. Auch sonst geben die Zahlen zu denken: sie zeigen, daß doch in den homerischen Gedichten trotz reichlicher Benutzung vorhandenen Sprach- und Versgutes eine gewaltige Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, nicht Armseligkeit besteht, daß Homer wie jeder große Dichter nicht sklavisch nur Vorhandenes angenommen, sondern auch weiter gebildet hat. In dieser Beziehung ist die tabellarische Übersicht, die der Verfasser von beiden Gedichten gibt — auch die Worte der Ilias sind nach diesem Gesichtspunkt geordnet — außerordentlich lehrreich. Es zeigt sich, daß, wenn wir von *λ* absehen, das auffallend viel Übereinstimmungen mit der Ilias aufweist, die einzelnen Bücher der Ilias von denen der Odyssee sich nicht wesentlich in dieser Beziehung unterscheiden.

In diesem Falle haben wir es mit Einzelheiten zu tun, die eine verkehrte Anschauung berichtigen. Indeß kann hier, da es sich um

verhältnismäßig kleine Zahlen handelt (außer λ schwanken sie zwischen 12—46) noch der Zufall und der Stoff eine Rolle spielen. Anders steht es mit der folgenden Untersuchung desselben Gelehrten:

48) J. A. Scott, Two linguistic tests of the relative antiquity of the Iliad and the Odyssey. Ebend. 1911 S. 156—162.

S. behandelt zuerst das Vorkommen des bestimmten Artikels in den homerischen Gedichten und gibt dabei die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen Monros, H. Kochs, M. Stawells und Stummers wieder. Der letztere hat seine Untersuchung unter der Einwirkung Christs gemacht und ist dabei zu dem auffallenden Ergebnis gekommen, daß in den von Christ als älteste Teile der Ilias angenommenen Büchern der Gebrauch des bestimmten Artikels eben so häufig ist, wie in den jüngsten Teilen: es kommen auf je 72 Verse ein Fall; denn in der 'Urilias' mit 8981 Versen finden sich 125, in den Zusätzen mit 6712 Versen 93. In der Odyssee mit 12110 Versen wird der bestimmte Artikel 171 mal gebraucht, d. h. es kommt auf je 71 Verse ein Fall. Dieses Ergebnis muß im höchsten Grade überraschen. Denn wir haben es hier mit einem in der ersten Entwicklung begriffenen Gebrauch zu tun, da ὁ ἡ τὸ in der Ilias wie in der Odyssee im weit überwiegenden Gebrauch noch als Pronomen demonstrativum vorkommt, und zwar in der Ilias rund 3000, in der Odyssee 2 178 mal, d. h. in Ilias ist das Verhältnis wie 14 : 1, in der Odyssee wie 13 : 1. Ein kleiner Fortschritt läßt sich also in der Odyssee feststellen, ähnlich wie ihn die Arbeiten Hentzes auf syntaktischem Gebiete zeigen (s. JB. 1907 S. 323 u. f.). Aber dieser Fortschritt wird erst ins rechte Licht gesetzt, wenn wir ihn, wie es der Verf. tut, mit dem Gebrauch bei Hesiod und in den 5 größeren Hymnen vergleichen. Bei Hesiod kommen auf 2330 Verse 62 sichere Fälle des bestimmten Artikels, oder auf 37 Verse ein Beispiel, und das Verhältnis zum pronomen demonstrativum ist (404 : 62) etwa = 7 : 1, in den Hymnen aber gar wie 4 : 1 (217 : 57). Hierbei spielt offenbar der Stoff gar keine Rolle, wie z. B. beim Gebrauch bestimmter Substantiva, und es handelt sich auch nicht um kleine Zahlen, bei denen der Zufall walten kann, sondern es wird, selbst wenn man in einzelnen Fällen zweifeln kann, ob noch demonstrativum vorliegt oder schon bestimmter Artikel, doch durch die überwältigende Zahl der Fälle bewiesen, daß Ilias und Odyssee ungefähr derselben Zeit (die Odyssee, wie allgemein angenommen wird, einer etwas späteren als die Ilias) angehören und beide Gedichte durch einen gewaltigen Abstand von Hesiod und einen noch größeren von den Hymnen und den späteren Dichtern getrennt sind. Wie wenig aber einzelne Teile der Ilias und Odyssee ihrem Alter nach durch den Gebrauch des bestimmten Artikels geordnet werden können, zeigt zum Schluß der Verf. daran, daß in der Odyssee *α ζ ω* den beschränktesten, in der Ilias *Α Κ Λ Χ Ψ* den ausgedehntesten Gebrauch zeigen, jene also zu den ältesten, diese zu den jüngsten Gesängen rechnen müßten (s. o. S. 192 u. f.). Wir

werden uns hüten diesen Schluß zu ziehen nach dem Grundsatz, den ich S. o. 193 aufgestellt habe.

Genau zu demselben Ergebnis führt die Untersuchung über das Vorkommen der Perfektbildung auf -κα. Diese ist nicht indogermanisch, sondern hat sich erst im Griechischen entwickelt. Bei Homer ist der Gebrauch noch äußerst beschränkt. Er findet sich noch nicht bei konsonantischen Stämmen, auch Infinitif, erste und zweite Person pluralis sind noch nicht vertreten: Perfektformen kommen überhaupt in der Ilias nur von 17, in der Odyssee nur von 13 Verben vor, also ungefähr im Verhältnis der Verse; und zwar gibt es in der Ilias im ganzen von diesen Verben 85, in der Odyssee 55 Beispiele. Selbstverständlich werden wir auch hieraus nicht das höhere Alter der Odyssee erschließen wollen. Der Verf. bemerkt richtig, daß die größere Zahl der Fälle in der Ilias sich wesentlich aus dem häufigen Gebrauch im Kampf von ἑστήκει, βεβλήκει (25) ergibt, denen in der Odyssee nur 8 Fälle entsprechen. Wollte man aber wiederum nach dem Vorkommen dieser Formen das Alter der einzelnen Teile der Ilias und Odyssee bestimmen, so würden als die ältesten Bücher *B H* und *π* erscheinen und als die jüngsten *Δ K Π* und *X*. Ich denke, diesen neuen Beispiele genügen, um mein Mißtrauen gegen sprachliche 'Ergebnisse', zu dem mich eigene Forschungen führten, ebenso zu rechtfertigen, wie Cauers leichtgläubige Annahme dieser 'Ergebnisse' zu verurteilen. Viel eher beweisen diese Untersuchungen, wie Scott am Schluß bemerkt, ganz wie A. Shewan (s. u. S. 221), daß Ilias und Odyssee nach ihrer Sprache derselben Zeit angehören und zwar vermutlich einem Dichter, sicherlich einer Zeit. Wir können verlangen, daß die zersetzende Kritik, die richtig die negative genannt wird, zu diesen Fragen Stellung nimmt, wenn sie sich nicht den Vorwurf der Unehrlichkeit zuziehen will. An eine jahrhundertelange Entwicklung der Dichtung (s. o. S. 190/92) ist nicht zu denken: die geringen sprachlichen Verschiedenheiten erklären sich aus dem Stoff und sind nicht größer, als sie sich innerhalb eines Menschenalters leicht entwickeln können.

Zu dieser Frage liefert auch einen bemerkenswerten Beitrag:

49) A. Shewan, The uses of ἐν in the odyssean books of the Iliad. The class. Quaterly 1910 S. 228—231.

Monro Hom. Gramm.² S. 189 bemerkt, daß ἐν mit dem Plural von Personen (= μετά) ebenso selten sei wie mit Abstrakten und gibt für diesen Gebrauch nur Beispiele aus den sogenannten Odysseebüchern der Ilias *IKΨΩ*. Darauf hat M. Stawell (s. JB 1910 S. 361 u. f.) nachgewiesen, daß die Annahme von dem Odyssee-Charakter der Bücher *ΨΩ* einer genauen Prüfung nicht standhält, und besonders für den Gebrauch von ἐν, den Monro odysseeisch kennt, nicht weniger als 64 Beispiele aus andern Büchern der Ilias angeführt. Diese Tatsache suchte Murray in einer Besprechung von M. Stawells Iliad (The Nation 9. 10. 10) abzuschwächen, indem er einen Unterschied macht zwischen: 'er sprach ἐν Ἀργείοισι' und 'er focht ἐν Α.' und läßt nur die ersteren für den von Monro be-

rührten Gebrauch gelten, ein Unterschied, den A. Stewan a. a. O. zurückweist. Immerhin blieben selbst dann noch 38 Beispiele, von denen 4 allein auf *Λ* fallen. Das Unbequeme dieser Tatsache sucht Murray durch ein Mittel zu beseitigen, das ich ebenso entschieden wie Shewan als unwissenschaftlich stets verurteilt habe: er betrachtet diese Verse (109, 398, 520, 575) einfach als „jüngere Zusätze", obwohl bisher kein vernünftiger Herausgeber der Ilias an ihnen Anstoß genommen hat. Ebenso steht es, wie A. Sh. nachweist, mit ἐν in Verbindung mit abstrakten Substantiven, wobei Sh. Murray ein sehr grobes Versehen nachweist, der *X* 61 zunächst mit *X* 71 verwechselt und dann Mülder folgt trotz meiner gründlichen Widerlegung. Schließlich fragt Sh. mit Recht, was eigentlich Homer für diese Wendung anwenden sollte, da auch μετά mit einem Abstractum „sehr selten" ist.

In diesen Zusammenhang gehört auch:

50) A. Shewan, Suspected Flaws in Homeric similes. The Am. Journ. of Class. Phil. 1911 S. 271—281.

Auch dieser Aufsatz zeigt, wie ungründlich und oberflächlich die zersetzende Kritik verfährt und wie leichtfertig häufig Behauptungen aufgestellt werden. Die homerischen Gleichnisse gelten ganz allgemein als ein besonderer Schmuck des Epos. Wir haben uns so sehr an sie gewöhnt, daß wir sie von epischer Poesie gar nicht trennen können. Und doch ist zu bedenken, daß sich die Gleichnisse nur bei Homer finden oder bei Dichtern, die Homer nachahmen, z. B. bei Vergil und Tasso; unsere mittelalterlichen Epen verwenden sie ebensowenig wie Ariost, da dieser Homer nicht genauer kennt. Wenn nun bei der großen Fülle von Gleichnissen (s. o. S. 173 u. ff.) einige Wiederholungen sich finden und auch das Tierreich bevorzugt ist, so ist es doch kleinlich, wie A. Shewan ausführt, dabei sofort an 'Nachahmung' und 'Nachdichter' zu denken: das heißt in das eigenste Recht des Dichters einzugreifen und ihm Lieblingsneigungen zu verbieten. Bei der großen Fülle von Gleichnissen (rund 250) müssen wir uns fast wundern, daß nicht mehr als 8 Fälle vorkommen; an Nachahmung könnte doch dann höchstens gedacht werden, wenn das Gleichnis an zweiter Stelle unpassend verwendet wäre. Das hat nun die Kritik in einigen Fällen behauptet. Sh. erwähnt drei Fälle, in denen Leaf Anstoß genommen hat, nämlich 1. *Z* 506 u. f. = *O* 263 u. f., Paris und Hektor werden hier mit einem mutigen Roß verglichen, das lange im Stall gestanden hat und nun seiner Fesseln ledig dahinstürmt; 2. *Λ* 548 u. f. = *P* 567 u. f., das Gleichnis vom Löwen, der sich zurückzieht; 3. *P* 263 u. f. = *Φ* 483, die Meereswoge, die gegen die Strömung des Flusses ankämpft. Daß man in diesen Fällen nicht ohne weiteres von Original und Nachahmung sprechen kann, geht, wie Sh. zeigt, schon daraus hervor, daß das Urteil darüber, welche der beiden Stellen Original sei, bei den Kritikern schwankt. So sind z. B. bei 1. Düntzer und Green mit Aristarch der Ansicht, daß der Vergleich besser auf Paris passe, während Geddes, Christ und Blackie entschieden für Hektor sind: es muß also doch

Digitized by Google

wohl an beiden Stellen angemessen sein und dem Dichter gestattet sein, es zweimal zu verwenden. Ebenso zeigt Sh., daß auch sonst Anstöße von Kritikern an Gleichnissen nur deshalb genommen sind, weil sie sich die Lage, die der Dichter veranschaulichen wollte, nicht klar machten. Er weist dies besonders an *M* 41 u. ff. nach, wo Hektor nicht vorstürmt, wie Murray und Leaf annehmen, sondern durch Wall und Graben aufgehalten wird. Vgl. dazu auch Plüß in der S. 172 angeführten Abhandlung.

51) John A. Scott, Nestors son Peisistratos in Homer. Am. Journ. of Class. Phil. 1911 S. 344/45.

Christ hat in seiner griech. Litgsch.[4] S. 33 unter den Verschiedenheiten zwischen der Ilias und Odyssee auch die angeführt, daß „die Ilias von dem oft in der Odyssee genannten Sohne des Nestor, Peisistratos, nichst weiß", und Schmid in der Neubearbeitung hat die Bemerkung stehen gelassen. Sc. aber warnt davor, daraus wichtige Schlüsse für die Ilias und Odyssee zu ziehen. Es war in der Ilias selten Gelegenheit, die Kinder der Helden anzuführen. Telemach wird nur zweimal in der Ilias erwähnt, Orestes ebenso nur in Ilias. Nestors Sohn Peisistratos sei in der Odyssee noch jung, gleichaltrig etwa dem Telemach (γ 49); dieser aber sei erst kurz vor der Abreise des Odysseeus geboren worden (δ 112). Peisistratos könne sehr gut erst kurz nach der Abreise Nestors geboren sein. Bezeichnend wenigstens sei es, das er selbst erklärt (δ 199), daß er seinen Bruder Antilochos, der vor Troja gekämpft habe, nicht gesehen habe (*οὐδὲ ἴδον*). Deshalb sei es ebenso unberechtigt, seine Nichterwähnung in der Ilias 'auffällig' zu finden, wie die Stellen in der Ilias zu verwerfen, in denen Odysseus sich den Vater Telemachs nenne (*B* 260 und *Δ* 354), wie es z. B. Peppmüller Berl. phil. Wochenschrift 1891 S. 231 tue. Diese Bemerkung ist zweifellos richtig.

52) T. W. Allen, The Homeric Catalogue. Journ. of Hell. Studies 1910. Vol. 30 S. 292—322.

In streng methodischer Forschung legt der Verf. die Verhältnisse dar, die im griechischen wie im trojanischen Schiffskatalog geschildert werden, und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß unter allen Umständen die Ansicht Nieses zurückzuweisen sei, der den homerischen Schiffskatalog aus den Kyprien hierher versetzt sein läßt; vergleiche dazu die gleiche Ansicht A. Gemolls, über die JB. 1905 S. 181 berichtet ist. Wer auch immer der Verfasser sei, er habe zweifellos die Verhältnisse in Griechenland vor der dorischen Wanderung geschildert. Die Verhältnisse des Mutterlandes sind genau dargestellt; Asien aber kennt der Verfasser nur von der See aus und nur in sehr beschränktem Umfange. Von den Reichen im Innern wisse er nichts, nichts auch von der großen Kolonisationstätigkeit der Griechen, von der doch die kyklischen Epen schon Kunde hätten, wenn Arktinos Achilleus nach Leuke am Pontus Euxinus, die Kyprien Iphigenie nach Tauris kommen lassen, der Verfasser der Nosten aber die Gründung Kolophons erwähne.

Digitized by Google

Homer habe das ältere Werk, eine Art Periplus, benutzt, aber nicht sklavisch; er habe Zusätze gemacht, z. B. *B* 588—590, 686—694, 699 bis 709, 721—728. Die sehr überzeugende Ausführung ist mir leider erst nach Abschluß des Hauptteiles bekannt geworden, so daß ich sie für die Ithakafrage nicht benutzen konnte. Ich komme später darauf zurück.

53) A. Shewan, Wilamowitz on *Θ*. The Am. Journal of Class. Phil. 1911 S. 37—47.

Mit gewohnter Gründlichkeit gibt hier der Verf. eine Geschichte der Kritik dieses so vielfach angegriffenen und verachteten Buches. Wir empfehlen diesen Aufsatz dringend Cauer zum sorgfältigen Studium; vielleicht geht ihm dann eine Ahnung auf, wo wahre Wissenschaft zu suchen ist, und er wirft mir nicht noch einmal vor, daß ich mich „außerhalb der Wissenschaft stelle", wenn ich diesem Buche seinen Platz vor *Π* und *Λ* lasse. Sh. zeigt, ähnlich wie ich es IAD. S. 219—227 getan habe, wie ungerecht die Kritik verfährt, wie sie stets verlangt, daß der Dichter gerade so gedichtet haben müßte, wie der Kritiker verfahren wäre, 's'il avait eu le bonheur d'être Homère'. Gibt er eine kurze Schilderung, so tadelt man das 'Abgerissene', bei einer breiten aber nennt man ihn 'monoton'. Man tadelt hier die Wiederholungen, die man an andern Stellen gar nicht bemerkt. Über den Zweck und die Bedeutung des Buches gehen die Ansichten weit auseinander. Scharf geht der Verfasser dann Punkt für Punkt die Einwände von Wilamowitz durch und weist entschieden, ganz wie ich es JB. 1910 S. 388/89 getan habe, die Ansicht zurück, daß der Dichter von *Θ* von Hesiods Theogonie oder von den Kyklikern abhänge und dann natürlich spät, nach dem 7. Jahrh. gelebt haben müsse. Man solle doch endlich aufhören, auf 'Wiederholungen' und den 'sprachlichen Beweis' wert zu legen, dem durch meine Schrift 'Die Bed. d. Wiederholungen' die Berechtigung genommen sei. In der Tat hätten seitdem auch die 'professional repetition-mongers' geschwiegen, aber in der Praxis bliebe diese Methode noch immer eins der beliebtesten Mittel, homerische Darstellung zu tadeln und zu verdächtigen. Deshalb müßten Unitarier, wo sie solches Verfahren anträfen, es genügend kennzeichnen. Es ist eine Freude für mich, wie viel seit dem Erscheinen meiner Schrift von gewissenhaften Forschern für Bestätigung meiner Ansicht beigetragen ist.

Wir kommen zum Hauptwerk desselben Gelehrten:

54) A. Shewan, The Lay of Dolon. Some notes on its language verse and contents. With remarks by the way on the canons and methods of Homeric Criticism. XL u. 290 S. 8. London 1911, Macmilian a Co. — Vgl. DLZ. 1911 Sp. 865/66 (Rothe); LZB. 1911 Sp. 1087 (Ostern); Berl. ph. Wochenschr. Sp. 481–488 (P. Cauer).

Eine Einzeluntersuchung ganz erstaunlichen Fleißes, mit der sich höchstens H. K. Benicken, Studien und Forschungen über *ΝΟΞ* (1884) vergleichen läßt. Aber während die Arbeit Benickens formlos und deshalb ungenießbar ist, ist die Arbeit Shewans auch äußerlich

Digitized by Google

formvollendet und scharf gegliedert. Einer Vorrede von 27 S. folgt die Übersicht des Inhaltes bis S. XXXII, dann eine ausführliche Bibliographie und Angabe der Abkürzungen bis S. XL, darauf der Text in 26 Kapiteln (S. 1—220); daran reihen sich 12 Appendices und drei sorgfältige Indices. Es ist hier natürlich ganz unmöglich, auf den ungeheuer reichen Inhalt des Werkes, das die gesamte Literatur zu K umfaßt, einzugehen; wir müssen uns auf die Angabe der wichtigsten Gedanken beschränken, empfehlen aber sorgfältiges Studium dieses Werkes allen denen, welche lernen wollen, was wahre Wissenschaft in der Homerkritik gegenüber Scheinwissenschaft ist. Der Verf. ist ein überzeugter Unitarier und hat dieses Buch, über dessen Sonderstellung in der Ilias die Kritik seit den ältesten Zeiten einig ist, ausgewählt, um zu beweisen, wie unbegründet im allgemeinen die Angriffe der zersetzenden Kritik sind, wie oberflächlich und einseitig ihre Beweisführung, wie keiner ihrer Gründe standhält, sobald man ihn sorgfältig prüft. Der Verf. stimmt Punkt für Punkt mit mir in der Verurteilung dieser Richtung überein und läßt sich niemals durch den überlegenen und zuversichtlichen Ton, in dem sie Behauptungen aufstellt, täuschen. Er gibt in der Einleitung eine ausführliche Geschichte dieser Kritik seit den Tagen Wolfs, zeigt die verschiedenen Richtungen, Kleinlieder- und Evolutionstheorie, und würdigt in liebenswürdiger Weise den Kampf, den ich in den JB. und in einzelnen Abhandlungen fort und fort gegen die Auswüchse dieser Theorien geführt habe. Sichere Ergebnisse hat die zersetzende Kritik nicht aufzuweisen, und auch die Archäologie, „die Wissenschaft des Spatens", hat für die Kunstform der Gedichte nichts geleistet, sondern allein, wie die Sagenforschung, über den Inhalt und die Entstehung des Epos Aufklärung gebracht. Doch sieht Sh. in der vergleichenden Mythologie eher einen Rückschritt als einen Fortschritt, ein Wiederaufleben der Allegorie.

Wenn man ohne Vorurteil an die Gedichte herantritt und nicht mit der Überzeugung, daß sie Konglomerate vieler Zeitalter sind, so findet man im allgemeinen Gleichförmigkeit der Kultur, einer Kultur, die dem homerischen Zeitalter eigen ist und es wesentlich von dem der Kykliker unterscheidet (s. o. S. 162 u. f.). Sorgfältige Prüfung der Trümmer ihrer Dichtungen hat bewiesen, daß Kykliker die Ilias und Odyssee kannten und nachahmten, aber sich hüteten, in ihr Gebiet überzugreifen. In der Annahme eine Evolution der Il. und Od. im Laufe mehrerer Jahrhunderte bis zum 6. Jahrh. scheint der Umstand eine Schwierigkeit zu sein, daß sie das kyklische Zeitalter hindurch in einer Verfassung blieben, welche angeblich zu unbegrenztem Ausbessern, Erweitern, Bearbeiten einlud, trotz der Tatsache, daß sie Gegenstände nationaler Verehrung waren, während andere epische Werke niederer Art intakt blieben und als unbestrittene Erzeugnisse einzelner Dichter auf die Nachwelt kamen. Murrays Versuch, in der Ilias ein künstlerisch vollendetes Gedicht zu entdecken, das gewachsen sei wie das Volk, spricht gegen Vernunft und Erfahrung. Gegen diese Auswüchse der Kritik hat sich endlich eine starke Reaktion geltend gemacht; mit

Digitized by Google

welchem Erfolge diese gearbeit hat, beweist dieser Jahresbericht, der wie noch kein zweiter bisher einen Sieg der wahren Wissenschaft gegenüber blendendem Schein zur Anschauung bringt. Die alte Richtung ist in der Tat wenig würdig vertreten, während die dem gewissenhaften Forschen und vernünftigen Fortschritt huldigende wirklich wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen hat.

Was nun die Dolonie selbst anlangt, so glaubt Sh., daß viele Kritiker sie zwar Homer absprechen, aber keine genügende Gründe für ihre Ansicht anführen. Sie sei zweifellos ein echter Bestandteil der Dichtung; ihr Zweck sei, die Niedersgeschlagenheit der Griechen durch diesen Erfolg zu heben. Sie haben am Tage eine Niederlage erlitten, sie rächen sich dafür in der Nacht. Das Morden wehrloser Feinde mag gegen unser Gefühl sein, es braucht nicht gegen das Gefühl der alten Helden gewesen zu sein (s. o. S. 208). Krieg ist Krieg. Stark wirkt unwillkürlich der Kontrast. Der Listige wird überlistet, Hektor träumt leichten Sieg und verteilt schon die Rosse, die ihn bald durch die Ebene schleifen sollten; seine große Zuversicht erhält durch das Morden der Feinde in seinem Lager einen argen Stoß; tiefe Trauer herrscht im Anfange des Buches bei den Griechen, am Ende helle Freude. Die Achäer haben sicher großes Gefallen an diesem Abenteuer gefunden, auf ihre Stimmung hatte der Dichter Rücksicht zu nehmen, nicht auf Kritiker, die durch bloße Verstandestätigkeit alles verwässern. Ich habe durchaus ähnlich in IAD. über die Dolonie geurteilt. Die Vorwürfe (Kap. II), die gegen sie erhoben sind, haben keine Berechtigung. So soll sie z. B. nach Monro nicht zur tragischen Hoheit der Ilias passen. Aber die Ilias ist, obgleich sie immer hoch ist, nicht immer tragisch; der Kontrast ist häufig angewendet; auch Terret (Homère S. 229) findet, daß nichts in ihr unvereinbar sei mit dem gewöhnlichen Ernst der Ilias. Würde die Ilias so geschaffen sein, wie einzelne Kritiker es verlangen, so würde die Dichtung ein kaltes Produkt sein, dem zwar der Verstand vielleicht nichts vorwerfen könne, das aber auch keinen Eindruck mache. In bezug auf das Alter gingen die Ansichten der Kritiker weit auseinander: etwa 300 Jahre trennen die Extreme, — aber zuverlässige Beweise sind nicht erbracht; man rechnet einfach auf Zustimmung, wenn man sie recht spät (um 600) ansetzt. Gerade die Verschiedenheit der Urteile beweist ihre Unsicherheit. Sicher habe die Dolonie auch keine Interpolationen erfahren, da sie aus einem Guß sei (Kap. 3 u. App. I). Doch wir können hier den Inhalt nicht weiter verfolgen; wir weisen nur noch besonders auf Kap. 6 hin: Ilias und Odyssee, in ihrer angeblichen Verschiedenheit der Sprache (s. o.), Kap. 14, die Parallelstellen, die durchaus nicht zu Ungunsten der Dolonie sprechen, Kap. 20, eine ausgezeichnete Studie über Odysseus, Kap. 25, Vergleich zwischen *Λ* und *K*, und Kap. 26, in welchem Sh. die Ergebnisse der Untersuchung zieht, die dahin gehen, daß wirkliche Gründe, die Dolonie Homer abzusprechen nicht vorliegen für den, der Tatsachen von Phantasiegebilden zu unterscheiden weiß und den gesunden Menschenverstand nicht ganz schweigen läßt.

Digitized by Google

In der Appendices behandelt der Verf. vor allem sprachliche Erscheinungen, z. B. in D und E das Vorkommen einzelner Formen und Wörter, im Anschluß an Miß Stawells Iliad und im Gegensatz zu Monros Grammatik, während in F, Iterativa, *ἄν* und *ἐς*, der Nachweis geführt wird, daß besondere Ionismen, die Robert und Bechtel als Zeichen späten Ursprungs ansehen, sich grade in *K* sehr selten finden. So hat z. B. *K* nur ein Beispiel von *ἐς* (448 *χεῖρας ἐς ἁμάς*), während *A* 3 sichere und 2 zweifelhafte Fälle aufweist. Dabei ist aber wieder zu bedenken, daß der Gebrauch von *ἐς* in Ilias und Odyssee ungefähr gleich ist, in der Ilias 73, in der Odyssee 71 Fälle, daß von den 48 Büchern 37 je drei Beispiele aufweisen, und nur *Ω* mehr als 7 hat; es läßt sich wirklich kein Beweis auf die sprachlichen Erscheinungen gründen. In J behandelt er die Frage, ob Diomedes und Odysseus gefahren oder geritten sind und entscheidet sich für das Fahren; er bemerkt dabei, daß von 29 Gelehrten, deren Ansicht er geprüft hat, 18 für das Reiten, 11 für das Fahren sind (s. o. S. 208). In M versucht er eine Konjektur: *π* 294 = *τ* 13 nimmt er statt *αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος* als ursprünglichen Text an: *αὔτως γὰρ ὀφέλλεται ἀνδράσι δῆρις* und erklärt, wie die Änderung entstanden sein kann. Wir geben ohne weiteres die Möglichkeit einer anderen Fassung der Worte zu, wenn sie wirklich alt sind; ebenso verständlich ist die Änderung, als das Eisen allgemein zu Waffen gebraucht wurde.

Es ist begreiflich, daß Cauer in seiner Kritik (s. o.) „die Gesamtfrage mit aller aufgewandten Mühe nicht gefördert" sieht, ja daß er glaubt, die „umfangreiche und gelehrte Monographie" sei, ehe sie erschien, bereits überholt durch die Analyse dieses Gedichtes, die Hedwig Jordan auf wenig Seiten ihrer Schrift über den Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias 1905 (s. JB. 1906 S. 252 u. f.) gegeben hat. Aber Cauer beweist dadurch nur aufs neue, daß er den wirklichen Fortschritt, den die Homerkritik in den letzten Jahren gemacht hat, gar nicht versteht. Er spricht auch bei dieser Arbeit von 'kritischem Nihilismus, der sich heute wieder breit machen will', aber er wird sich daran gewöhnen müssen, daß diese Richtung „augenblicklich die Oberhand hat und es so aussieht, als ob es so bleiben werde" (Blümner, Zürich, in der Frankfurter Zeitung 28. 4. 12), weil sie nicht „nihilistisch" ist, wie die Cauersche Kritik, sondern den Fortschritt zu wirklicher Erkenntnis homerischer Darstellung bietet. Wenn Shewan alle Einwände treffend widerlegt hat, die gemacht sind, um die Dolonie Homer abzusprechen, so tritt doch zunächst die Überlieferung, welche die Dolonie Homer zuspricht, wieder in ihr Recht. Aber Sh. hat sich damit nicht begnügt; er hat auch, wie Cauer nicht abstreiten kann, obwohl er es versucht, sie als Teil der Ilias positiv erwiesen durch den Hinweis, daß sie in *Ξ* vorausgesetzt werde. Ich habe ihre Verbindung mit *I* hervorgehoben, — davon aber schweigt Cauer. Ist das Kritik?

In meinem Sinne wird das Werk beurteilt auch: Classical Weekly, 1911, 230f. — Oxford Magazine, 3. Juni 1911. — Athe-

Digitized by Google

naeum, 6. Mai 1911. — Cambridge Review 4. Mai 1911. — Times (Literary Supplement), 27. Juli 1911. — Spectator, 1911, 625 f. — Am. Journ. Phil., N. 2, 1911, während Murray in Journ. of Hell. Stud. XXXI p. 127 einige Einwendungen erhebt.

Hier sei schließlich ein Plätzchen gegönnt dem reizenden Scherz unseres hochgelehrten Freundes, in dem er sich nicht nur als gründlichen Kenner Homers und homerischer Kritik, sondern auch als sprachschöpferischen griechischen Dichter erweist:

55) A. Shewan, Homeric Games at an ancient St. Andrews. An epyllium edited from a comparatively modern papyrus and shattered by means of the Higher Criticism. Edinburgh 1911, James Thin. XII u. 158 S. 5 sh. — Vgl. LZB. 1912 Sp. 167 u. f. (Ostern).

Sh. verspottet hier in unübertrefflicher Weise die Auswüchse der herrschenden Homerkritik, indem er an einem frei gewählten Thema zeigt, zu welcher Keckheit im Vermuten und Behaupten die Kritik sich verleiten läßt, wie sie andererseits anzweifelt, wo Zweifel nicht gestattet ist. Ich bedaure mit Ostern (s. o.), daß die Schrift so speziell englische Verhältnisse behandelt, daß der Deutsche sie im allgemeinen nicht versteht: sonst würde eine Übersetzung gewiß in weiten Kreisen viel Anklang finden. Folgendes der Inhalt. Der Verf. hat zwei alte Papyri gefunden, deren Text er abdruckt und gleichzeitig ins Englische übersetzt; außerdem begleitet er den Text mit schweren Fußnoten, fügt eine Einleitung und mehrere Appendices hinzu. Denn es handelt sich nicht um einen gewöhnlichen Fund: die beiden Papyri, das beweist der Verf., gehören zusammen und enthalten nichts Geringeres als einen beträchtlichen Teil der für verloren geglaubten Aithiopis des Dichters Arktinos von Milet. Die beiden Papyri, von denen jeder einen vollständigen Teil der Dichtung enthalten, werden durch die Person des Helden miteinander verbunden. Dieser, Alexos geheißen, bereist mit seiner Gemahlin Helena den Norden Europas und ist — der Verf. beweist es durch geschickte Kombinationen ganz klar — kein anderer als der homerische Alexandros. Der Name Alexos ist allerdings ungewöhnlich; aber er kann ja zunächst nur ein Kosename gewesen sein, der allmählich den wahren Namen verdrängt hat. Schlimmer ist der Einwurf, daß Alexandros mit Helena ursprünglich während des trojanischen Krieges in Troja war. Das sagt zwar Homer, aber er ist hierin nicht genau; denn es wurde später entdeckt, daß Helena nicht selbst in Troja war, sondern nur ein *εἴδωλον ἔμπνουν* (Eurip. Hel. 34). Dasselbe kann man auch von ihrem Gemahl Alexandros voransetzen. Dann hindert nichts anzunehmen, daß beide auf ihrer Hochzeitsreise auch nach Schottland gekommen seien. Vielleicht hat sie ihr Weg ebenso weit geführt, wie nach δ 83 u. ff. den Menelaos seine Irrfahrt; und wenn sie sich dabei lange Zeit in Afrika aufgehalten haben, so würde sich sehr gut die einzige wesentliche Abweichung zu erklären, die sich zwischen unserem Alexos

Digitized by Google

und dem homerischen Alexandros findet; jener wird nämlich im Gegensatz zu diesem *μελανόχροος οὐλοκάρηνος* geschildert. Da zeigt sich eben einfach die Wirkung der tropischen Sonne Afrikas; denn *μέλασιν ὁμιλῶν αὐτὸς ἐκβήσῃ μέλας.*

Alexos und Helena wohnen im ersten Teil der wiedergefundenen Dichtung der Amazonophosilomachia, einem Kriketmatch bei. Wie es sich bei einem Epos im homerischen Stile gehört, nehmen die Götter an dem Wettkampfe zwischen der Amazone Polemusa und dem Anführer der Phosiloi, Melanippus, teil. Vor Beginn des Streites wechseln die Kämpen Schelt- und Trutzreden — ein sicheres Zeichen homerischer Zeit; schließlich siegt Polemusa mit Athenes Hilfe, nachdem sie der Göttin versprochen hat, ihr schönes goldenes Haar zu weihen, das sie selbst — ein merkwürdig moderner Zug — für teuren Preis gekauft hat. Polemusa wird von ihren Freundinnen bejubelt, den geschlagenen und bekümmerten Melanippos aber stärken seine Anhänger, indem sie (V. 315 u. ff.)

ϝισσικισῶδα ϝ'ἔδωκαν
θυμηδὲς πιεεῖν τε καὶ εὐῶδες σιγάρεττον καπνίζειν.

Der zweite Papyrus führt uns nach Aberdonie. Dort ist ein *πανδιδακτήριον* (Universität), dessen *μαθηταί* (Studenten) dem Alexos, der als Mann Schmerz über die Niederlage des Melanippos empfunden und deshalb Andreopolis (St. Andrews) verlassen hat, sehr übel mitspielen und deshalb zu einer Geldstrafe verurteilt werden.

Wir können den interessanten Inhalt der Papyri nicht weiter verfolgen; natürlich enthalten sie auch, wie es sich für Papyri geziemt, manche bisher unbekannte Worte, wie die angegebenen Proben schon beweisen und auch *φιλόγουφοι* = dem Goff ergeben, *γεφυρισιταί* = Bridgespieler, *ἀλεῖν* = 'mahlen', 'knacken' (an einer Aufgabe). Als Beispiel der Kritik aber möge die Bemerkung zu 34—36 dienen: Diese Verse sehen 1. wie eine Entlehnung aus, 2. sind sie unorganisch eingefügt, 3. wird Helena nur hier erwähnt. Deshalb ist ihre Verurteilung critically complete. Nun sind sie aber für die Erzählung wertvoll; also hat Arktinos mit Bewußtsein entlehnt. Auch Homer soll ja nach Fourrière die Mauerschau aus — dem Buche Judith entlehnt haben, und Tennyson wurde nachgewiesen, daß er zwei Zeilen fast wörtlich aus einem chinesischen Gedicht genommen habe, das er niemals gesehen hatte, und das tatsächlich niemals veröffentlicht worden war. Fügen wir hinzu, daß uns in den Appendices Aufklärung über das Goff- und Bridgespiel, sowie über das Rauchen im Altertum — es braucht ja nicht Tabak gewesen zu sein — gegeben wird, so wird man zugeben, daß dieses Buch alle Anforderungen an eine streng wissenschaftliche Arbeit erfüllt.

Kehren wir nach dieser glänzenden Leistung der Konjektural-Kritik auf den nüchternen Boden der Wirklichkeit zurück.

Digitized by Google

56) F. Lillge, Komposition und poetische Technik der *Διομήδους Ἀριστεία.* Ein Beitrag zum Verständnis des homerischen Stiles. Gotha 1911, F. A. Perthes. 116 S. gr. 8. — Vgl. DLZ. Sp. 2911—2914 (F. Stürmer). LZB. 1912 Sp. 165 (Ostern). Berl. phil. Wochenschr. 1912 Sp. 545/46 (Hennings).

In sorgfältiger Darlegung weist der Verf. nach, daß *E*, über dessen Wert als Dichtung die Ansichten so weit auseinander gehen, das Werk künstlerischen Schaffens ist. Man wird bei dieser Schematisierung unwillkürlich an den strengen geometrischen Stil erinnert. L. stellt Diomedes in den Mittelpunkt des ganzen Liedes und gliedert es in zwei Teile, von denen der erste in dem Kampfe des Diomedes mit Aphrodite, der zweite in dessen Kampf mit Ares seinen Höhepunkt finden soll. So geschickt L. die vom Dichter beabsichtigte Gegenüberstellung beider Kämpfe zur Anschauung bringt, so stört doch dabei, daß der Kampf mit Aphrodite, wie L. S. 40 selbst zugibt, „eigentlich gar kein Kampf ist" und auch keine rechten Folgen hat, da Ares nicht auf die Bitte der Aphrodite, sondern auf die des Apollo eingreift. Nun nimmt L. selbst drei Kämpfe mit den Göttern an (S. 47). Lenkt dies nicht von selbst den Blick auf die Dreiteilung des Buches? Und sollte dann nicht auch Sarpedon, den L. ausscheidet, seine Stelle behaupten? Ähnlich wie ich, denkt auch F. Stürmer a. o. a. O.

Aber L. begnügt sich nicht mit dem gelungenen Nachweis künstlerischen Schaffens in *E*; er will nach berühmten Mustern auch die 'Quelle' ermitteln und begibt sich damit auf ein Gebiet, wo Vermutungen leicht, Beweise aber gar nicht zu erbringen sind. Für die Beurteilung des Gesanges als Kunstwert kann es uns auch ziemlich gleich sein, ob in der „Vorlage" Aineias, nicht Pandaros, den Speer auf Diomedes warf, wenn nur zugegeben wird, daß die Szene, wie L. S. 13 nachweist, vom Dichter außerordentlich wirkungsvoll gestaltet ist. Ob er „aus der Not eine Tugend gemacht hat", wie L. S. 56 behauptet, oder durchaus selbständig die Szene gestaltet hat, läßt sich aus der Szene selbst nicht erweisen. Noch viel weniger wird sich ermitteln lassen, ob der Dichter schon die drei Kämpfe mit Aphrodite, Apollo und Ares vorgefunden hat. Nur, wenn in unserem Gesange Aphrodite allein 'Kypris' genannt wird, ist denkbar als Quelle ein kyprisches Lied: 'Wie Kypris ihren Sohn gerettet hat'. Alle übrigen Ergebnisse sind mir mehr als zweifelhaft; zulässig allein ist 'als letzte erreichbare Grundlage' ein 'Märchen', das die Taten eines Helden von übernatürlicher Kraft erzählte; aber dann ist auch unser Gesang volles Eigentum des Dichters, während für eine Vorstellung, wie sie L. S. 68 nach Finsler gibt, ein Beweis nicht erbracht ist.

Ausgezeichnet dagegen ist der III. T. (S. 70—114), in dem L. zeigt, daß alle epischen Stilgesetze, die z. B. Heinz, Epische Technik Vergils, und Axel Olrik (s. o. S. 174) aufgestellt haben, in *E* zur Darstellung kommen. Dieser Teil ist besonders lehrreich und macht an-

Digitized by Google

schaulich, wieviel für das ganze Epos in dieser Beziehung noch zu tun ist.

So kann ich mich nur dem Wunsche Stürmers anschließen, daß der Verf. bald auch andere Gesänge auf ihre Komposition untersuche.

Wie vorsichtig man beim Ausscheiden einer handelnden Person, wie L. mit Sarpedon tut, sein muß, zeigt an einem viel behandelten Beispiel

57) John A. Scott, Phoenix in the Iliad. Am. Journ. of Phil. 1912 S. 68—77.

IAD. S. 234—237 habe ich die Literatur zu der Frage, ob Phoenix ursprünglich zur Presbeia gehört, angegeben und der allgemeinen Verneinung der Frage gegenüber die Gründe angeführt, welche dafür sprechen, daß schon der Dichter der Ilias *I* so gestaltet hat, wie wir es jetzt besitzen. J. A. Scott fußt auf dieser Auseinandersetzung und sucht sie durch neue Tatsachen zu stützen. Er betrachtet alle Stellen der Ilias, an denen sonst Phoinix erwähnt wird, und zeigt im Anschluß an eine Beobachtung, die ich IAD. an vielen Stellen über die Technik des Dichters gemacht habe, daß überall, wo Phoinix nach *I* erscheint, er als eine bekannte Person auftritt. Dies weist nach meiner Beobachtung darauf hin, daß er entweder eine ganz bekannte Person der Sage sein müßte oder vom Dichter an einer Stelle vorher ausführlich geschildert sein muß. Daß Phoinix sonst ein sagenberühmter Held wie Hektor, Achill oder Aias sei, läßt sich nicht beweisen. Dagegen wird er in *I* ausführlich in seinem Verhältnis zu Achill geschildert, und es ist deshalb *Π* 173 u. ff., wo die Führer der Myrmidonen angegeben werden, nicht nötig, wie bei den andern, ihn durch einen Zusatz kenntlich zu machen. Dasselbe geschieht auch nicht *P* 555 *εἰσαμένη Φοίνικι*, im Gegensatz zu den ähnlichen Stellen *B* 20, *Γ* 122, *Δ* 8[illegible], *E* 785 und vielen andern, die Scott anführt. Phoinix wird *T* 310 11 als eine ganz bekannte Figur (*ἱππηλάτα Φοῖνιξ*) unter denen angeführt, die bei Achill blieben, und 4. *Ψ* 358 u. ff. setzt ihn Achill als Hüter des Males ein, wieder ohne jeden Zusatz, — also gilt er überall als genügend bekannt, und man kann daraus schließen, daß er schon vom Dichter in *I* eingeführt ist. Die Einwendungen dagegen widerlegt Sc. schlagend.

58) L. Adam, Der Aufbau der Odyssee durch Homer den ersten Rhapsoden und tragischen Dichter. Wiesbaden 1911, H. Staadt. 381 S. 8. Vgl. LZB. 19[illegible] Sp. 166 (Ostern).

Diese Arbeit, die dem Inhalte nach in der Hauptsache wiederholt, was der Verf. an andern Stellen (s. JB. 1909 S. 230, auch 204) schon ausgesprochen hat, unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von den vorangehenden, daß der Verf. auch die neueste Literatur reichlich benutzt hat, daß er ferner den von ihm vermuteten ursprünglichen Aufbau des Nostos und des Freiermordes nicht nur in Zahlen, sondern auch im

Digitized by Google

griechischen Wortlaut gibt. Leider ist es mir, trotz ernstlichen Bemühens, nicht möglich gewesen, diesen Aufbau zu verstehen, und ich kann nur Ostern a. o. a. O. beistimmen, wenn er erklärt, daß solche Versuche nur dem Verfasser selbst verständlich seien. Denn was soll man sich denken, wenn z. B. in α Vs. 1—10 mit großen, 11—17 mit kleinen, 18—26 mit großen, 27—67 wieder mit kleinen Lettern usw. gedruckt sind, und dazu zu α 11 sich die Fußnote findet: „der von Homer als Grundlage für den Aufbau benutzte Nostos ist mit kleineren Lettern gedruckt"? Weder das mit kleinen noch das mit großen Lettern Gedruckte gibt einen verständlichen Zusammenhang; er wird nur durch die jetzige Verbindung geschaffen. Um dem Verf. aber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möge hier als Ergänzung ein Teil der Besprechung F. Stürmers folgen, der ursprünglich für den Hauptteil der Zeitschrift bestimmt war. St. gibt den Inhalt des von A. vorausgesetzten Nostos an: „In einer Götterversammlung erwidert Zeus der Athene, die ihn der Ungerechtigkeit gegen Odysseus beschuldigt, nur 4 Verse, α 64—67: „Was sagst du da! Wie könnte ich des frommen Odysseus vergessen?" (Weiter nichts!) Dann folgt in 6 Versen der Auftrag an Hermes, zur Kalypso zu gehen und ihr die Entsendung des Odysseus anzubefehlen, „ohne Geleit von Göttern und Menschen; denn so soll er nach der Bestimmung des Geschicks in sein Vaterland zurückkehren". Hermes folgt dem Befehl des Vaters, kommt zur Kalypso, aber er spannt die Nymphe nach ihrer Frage, was er wolle, lange auf die Folter; denn — zwischen ε 109 und 110 erzählt er ihr nicht weniger als den ganzen Nostos! Kann jemand (außer dem Verf.) ein solches Epos sich vorstellen? Weshalb muß Hermes der Kalypso die Irrfahrten des Odysseus erzählen? Sieben Jahre waren doch Zeit genug für Odysseus, der Kalypso seine Irrfahrten zu erzählen! Kalypso verspricht dann, obwohl schweren Herzens, den Odysseus ziehen zu lassen, teilt diesem ihre Absicht mit und nimmt Abschied. Er zimmert sich ein Floß, fährt ab und kommt — — unangefochten nach Ithaka. Mit einem Gebet an die Nymphen schließt der Nostos.

Das zweite Gedicht, das der Bearbeiter zu seiner Odyssee benutzt hat, war die Phäakis. Leider kann Ref. aus den Darlegungen des Verf.s nicht genau erkennen, wie er sich die ursprüngliche Phäakis vorgestellt hat. Wenn der Verf. in der Anmerkung auf S. 143 sagt: „Homer legte die Leukotheaszene ein", so möchte man daraus schließen, daß die Umgebung dieser Szene zur Phäakis gehört habe. Aber welches war der Anfang dieses Gedichts? Vielleicht ε 278? Gehörte dann aber auch der von Poseidon erregte Sturm dazu? Aus der Bemerkung auf Seite 27, daß Odysseus durch den Sturm bei Thrinakia direkt nach dem Phäakenlande verschlagen worden sei, könnte man schließen, daß der Verfasser die Phäakis mit ε 388 anfangen ließ. Nach der Ansicht des Ref. hätte der Verf. gut getan, wenn er auch bei den übrigen Liedern, die Homer zusammengefügt haben soll, in ähnlicher Weise wie bei dem Nostos durch den Druck kenntlich gemacht hätte (etwa durch Sternchen oder Kreuze), welche Verse diesen ursprünglich angehört haben

Digitized by Google

und welche Einlagen Homers sind. Über die Phäakis glaubt Ref. nur soviel als Ansicht des Verf.s ermittelt zu haben, daß alle Stellen, die sich auf Athenas Hilfe beziehen (von dem Traume der Nausikaa abgesehen) fehlten; ferner, daß Arete die Hauptrolle spielte und daß Odysseus nur e i n e n Tag bei den Phäaken blieb. Natürlich fehlten auch hier die Stellen, die sich auf den Zorn des Poseidon beziehen. Über die Nekyia sagt der Verf. auf S. 63: sie bestand ursprünglich aus den Versen XI 1—37, 44—50, 84—156, 160—327, 385—434, 444—453, 627—640. In 196 lies *σὸν πότμον γοόων*, in 202 *κήδεα*, in 390: *ἔπει πίεν αἷμα κελαινόν*. Wieder ist es unklar, ob der Verf. die Nekyia vor oder nach der Bearbeitung Homers meint. Ebenso wenig läßt sich ermitteln, welches der Inhalt der Thesprotis und des Freiermordes vor der Benutzung durch Homer gewesen ist.

Was die Verbindung der ihm vorliegenden „Rhapsodien" anlangt, so soll Homer (S. 273) an den zum Aufbau verwendeten Stücken g a r n i c h t s geändert, sondern ihre Verbindung durch Einlagen hergestellt haben; so soll z. B. die Leukotheaszene und *ι* 29—36 dazu gedient haben, die Phäakis mit dem Nostos zu verbinden. Unverständlich ist dem Ref. die Bemerkung des Verf.s auf S. 177 „die Verse *κ* 275—309 fügte Homer zur festeren Verbindung des Nostos mit der Phäakis ein, als er die Erzählung zwischen V 109 und 110 aushob und dem Odysseus statt des Hermes in den Mund legte." usw.

59) S c h i l l e r, B e i t r ä g e z u r E n t s t e h u n g d e r O d y s s e e. T. III. Progr. Fürth 1911. 66 S. 8.

Stürmer hat in einer längeren Abhandlung (s. JB. 1910 S. 391) die Aufstellungen Schillers in seinem II. Progr. Fürth 1908 (s. JB. 1909 S. 228) zu widerlegen gesucht, indem er mit großer Sorgfalt die einzelnen Anstöße, die Sch. in der Darstellung Homers findet, erklärt und die eigenen Vorschläge Schillers zur Herstellung eines „ursprünglichen Zusammenhanges" einer besonnenen Kritik unterzieht. Sch. antwortet darauf im I. T. der o. a. Abhandlung S. 1—26 und erklärt dann S. 26, er hoffe, daß man es ihm nicht als Schwäche auslegen werde, wenn er auf sie nicht weiter eingehe. Dabei macht er mir persönlich den Vorwurf, daß ich Stürmers Aufsätze nicht objektiv geprüft habe, wenn ich seine Ansicht billige. Ich muß diesen Vorwurf zurückweisen: ich billige Stürmers Ansicht, weil sie auf dem Boden der Wirklichkeit steht, während Sch. und Genossen fortwährend behaupten, daß etwas u n m ö g l i c h sei, während es doch wirklich vorliegt, und gerade D i c h t e r, Goethe und Schiller voran, viele Szenen geschaffen haben, von denen sie selbst erklärt haben, daß sie in „Wirklichkeit" oder „moralisch" unmöglich seien (z. B. in Maria Stuart die Begegnung der beiden Königinnen). Wir wollen an einem Beispiele den Unterschied zeigen. Schiller hat im II. Prog. die Verse *ξ* 174—184 für interpoliert erklärt. Ich gebe ohne weiteres zu, daß sie fehlen könnten, ja daß sie den Eindruck machen, erst später hinzugesetzt zu sein — aber warum soll dies der Dichter nicht selbst getan haben? Goethe erklärt

Digitized by Google

ausdrücklich, daß viele Verse bei Homer denen gleichen, wie er sie selbst später aus irgend einem Grunde zugesetzt habe. Sch. aber sagt: „In den Bücher ξ und ο findet sich nur eine Stelle, in der Eumaeus weiß, daß Telemach abwesend sei, und diese ist deutliche Interpolation“. Das ist dieselbe verkehrte Methode, die in der Ilias angewandt wird; wenn in einzelnen Büchern der Zorn des Achill nicht erwähnt wird, so heißt es: die Bücher wissen nichts von ihm; wird er erwähnt, so heißt es: die Stelle ist interpoliert. Aber das ist doch bare Willkür. Mußte denn der Dichter überall, wo es die Kritik fordert, hier auf die Reise Telemachs anspielen? Verlangt denn ein vernünftiger Mensch, der unter dem Zauber dieses friedlichen Idylls steht, wo in so rührender Weise die treue Sorge des Dieners um den abwesenden Herrn geschildert wird, fortwährend auch die Erwähnung Telemachs? Seine Hineinziehung würde nur den Kontrast zwischen Herrn und Diener, zwischen der Klage um den Verschollenen und seiner Gegenwart stören. Folgt daraus, daß der Dichter nichts von der Reise Telemachs weiß? Das kann nur Unverstand behaupten. Und wenn wirklich die Verse ξ 174—184 später zugesetzt sind, müssen sie dann, oder wenigstens ihr Kern, ξ 175—182, „ursprünglich“ in dem Gebet der Penelope nach δ 762—766 gestanden haben? Stürmer (a. o. O. S. 386) macht dagegen geltend, daß jetzt dies Gebet gerade durch die Kürze wirke, und daß die Worte ξ178 *τὸν δέ τις ἀθανάτων βλάψε*, die eine Anklage gegen die Gottheit enthielten, in einem Gebet keine Stelle hätten. Schiller erwidert, es sei ganz natürlich, daß ein Mensch die Götter im Gebet anklage, und weist dafür auf ζ 325/26 hin (kaum passend) und Π 522, wo Glaukos im Gebet an Apollo Zeus anklage, daß er Sarpedon nicht gerettet habe. Ich lasse es dahingestellt, ob Penelope in einem Gebet an Athene eine Anklage gegen die Götter hat erheben können, die hier um so unpassender wäre, als Athene selbst Telemach zur Reise veranlaßt hat, sicher ist, daß das Gebet, wie es jetzt ist, das Stoßgebet aus bedrängtem Mutterherzen, am stärksten durch die Kürze wirkt: ‘Rette den Sohn und mache die Anschläge der Feinde zu nichte’. Jeder Zusatz ist geradezu unnatürlich; der Kritiker, der ihn ausklügelt, ermangelt des gesunden Menschenverstandes. Wenn ferner Sch. sagt, daß die Worte: „er wuchs auf wie ein Reis“, die Thetis von Achill Σ 56 und 437 brauche, besser von Penelope als von Eumaeus (ξ 175) gesagt würden, so ist das wieder eine rein subjektive Ansicht, sicher dagegen ist wieder, daß Thetis nicht *οἱ θεοὶ θρέψαν* sagt, sondern *ἐγὼ θρέψασα*, und daß im Munde der Mutter die Worte in dieser Form natürlich sind; also müßte so auch Penelope sprechen, während Eumaeus durchaus richtig *οἱ θεοὶ θρέψαν* sagt, — kurz, ich billige Stürmers Ansicht, nicht, weil er wie ich die Einheit verteidigt, sondern weil seine Methode sicheren Boden unter den Füßen hat, während die Schillers fortgesetzt mit durchaus anfechtbaren Möglichkeiten und Hirngespinsten operiert.

Die drei letzten Paragraphen (S. 27—66) ergänzen und berichtigen z. T., was der Verfasser in den beiden vorangehenden Abhandlungen

Digitized by Google

über die Odysseen gesagt hat, die unserer vorangehen sollen. Wir empfehlen ihre Lektüre Forschern, die überzeugt sind, daß sich aus unserer Odyssee die 'Quellen' glatt herstellen lassen. Mir sind diese 'Quellen' auch jetzt nicht verständlich geworden, und trotz der wiederholten Versicherung des Verf.s, daß dies oder jenes 'bewiesen' sei, ist es für mich nicht bewiesen. Erst wenn der Verf. daran ginge, wie es Kirchhoff und Adam (s. o.) getan haben, in zusammenhängendem griechischem Text die Odyssee, die er als das größere 'Kunstwerk' betrachtet, ganz zu geben, wäre ein Urteil möglich. Der von ihm vorgeschlagene Aufbau ist so künstlich, läßt Lücken, erfordert Umänderungen u. a., daß man, wenn man sich nicht selbst alle Verse ausschreibt, gar nicht sehen kann, ob nicht anderes damit im Widerspruch steht. Weshalb übrigens das 'größere Kunstwerk' dem sehr viel schlechteren Machwerk so sehr hat weichen müssen, daß sich nicht einmal eine Kunde davon erhalten hat, erklärt Schiller ebensowenig wie seine Gesinnungsgenossen.

In diesen Zusammenhang gehört:

60) F. Stürmer, Exegetische Beiträge zur Odyssee. Buch I. Paderborn 1911, F. Schöningh. 120 S. 8. 2 ℳ. — Vgl. DLZ. 1911 Sp. 2791; Bl. f. GW. 1911 H. 11/12; LZB. 1912 Sp. 166 (Ostern); WS. f. kl. Phil. 1912 Sp. 395—400 (Schiller). Dazu die Erwiderung von Stürmer ebenda Sp. 643 45 und Schillers Antwort Sp. 645/46. Pädagog. Archiv 1912, 3 H. (Dürr).

Stürmer hat es unternommen, Sinn und Zusammenhang zunächst des ersten Buches der Odyssee genau Vers für Vers zu prüfen und zu untersuchen, ob die Darstellung die Hand des Dichters verrate, oder ob sie elendes Flickwerk sei. Er verfährt dabei nach dem Grundsatze Vahlens, dem ich in der Beurteilung des Gesamtaufbaus der Ilias gefolgt bin: Es muß zunächst untersucht werden, was die Verse, wie sie überliefert sind, in dem Zusammenhange bedeuten; ob sie uns gefallen, ist erst eine weitere Frage. Vieles kann der Dichter gesagt haben, was uns nicht gefällt; daraus aber folgt noch lange nicht, daß es der Dichter nicht gesagt hat. Die Richtigkeit dieses Verfahrens möge eine Äußerung Goethes, die ich bisher nicht erwähnt habe, dartun (vgl. Bielschowsky, Goethe T. II S. 317). Im Gespräch mit Goethe tadelte Napoleon eine Stelle im Werther und sagte: Warum habt Ihr das getan? es ist nicht „naturgemäß", und begründete diesen Vorwurf weitläufig und „vollkommen richtig". „Ich hörte ihm", erzählt Goethe, „mit heiterem Gesicht zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: daß ich zwar nicht wisse, ob mir jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können". Mit Rücksicht

auf diese bestimmten Erklärungen großer Dichter, die doch wohl besser wissen mußten als ein kleiner Kritiker, weshalb sie dieses oder jenes Natur- und Vernunftwidrige in ihren Dichtungen zugelassen haben, halte ich es für eine verdienstvolle Arbeit, daß wirklich einmal der ganze Bestand der Ilias und Odyssee, wie er uns überliefert ist, darauf hin geprüft wird, was der Dichter mit seiner Darstellung gewollt hat. Nur so wird es möglich sein, ein richtiges Urteil über ihn zu gewinnen. Deshalb ist mir dieser Anfang Stürmers willkommen, und ich würde mich freuen, wenn er die Arbeit zu Ende führen könnte. Für die Ilias steht uns ja eine ähnliche Arbeit von J. van Leeuwens (s. o.) in Aussicht. Für die Beurteilung einer solchen Arbeit ist natürlich ein Kritiker der zersetzenden Richtung ganz ungeeignet; denn diese Leute sind so in ihren Vorstellungen befangen, daß sie eine andere Erklärung als ihre eigne nicht verstehen können. Die Entscheidung über die Richtigkeit der Erklärung des Dichters kann nur die große Zahl derer haben, die nicht auf die eine oder die andere Richtung eingeschworen sind. Ich will auch hier nur an einem Beispiel den Unterschied der Auffassung Stürmers und seines Rezensenten Schillers zeigen. St. verteidigt S. 99 die Verse α 374—380 gegen Kirchhoff und viele andere Kritiker: „Kirchhoff tadelt das 'Herausplatzen' Telemachs; es könne seinem Zwecke nur schaden. Freilich k ö n n t e das 'Herausplatzen' ihm schaden. Wenn es in der Tat nicht geschieht, so ist das nur ein Beweis, daß der Leichtsinn der Freier ebenso groß ist wie ihre Frechheit. Ist darum die Rede unpassend, weil sie ihm schaden kann? Tut denn ein junger zwanzigjähriger Mann nie etwas, das ihm schaden kann?“ usw. Darauf erwidert Schiller a. a. O. Sp. 397/98: „Er (St.) bemüht sich alles festzuhalten, sei es auch noch so anstößig. So auch die Verse α 374—80 = β 139—45, von denen selbst Blass . . . sagt, sie seien „in ganz dummer Weise“ aus dem β übertragen . . . . Streicht man die aus β geholten Verse, so bietet der Abschnitt α 368—419 eine sehr gute und in sich konsequente Szene, die uns den von Athenes Geist beseelten Jüngling im besten Lichte zeigt. Man muß nur beachten, daß er nicht eine Volksversammlung ankündigt, sondern eine Freierversammlung, und daß Antinoos den falschen Schluß zieht, er wolle sie für seine Erhebung zum König gewinnen, Eurymachos aber ebenso fälschlich vermutet, er wolle für mündig erklärt werden“. Aber, wie wir auch über den Sinn der Worte Telemachs denken, ob sie 'dumm' oder 'herausgeplatzt' sind, es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß sie an dieser Stelle unentbehrlich sind. Denn einmal verlangen die Worte *ἵν' ὑμῖν μῦθον ἀπηλεγέως ἀποείπω* unbedingt eine Ergänzung. Gäbe sie Telemach nicht selbst, so müßten sofort die Freier fragen: Was willst du uns denn entschieden absagen? Was Schiller dagegen als Vermutungen des Antinoos und Eurymachos hinstellt, dafür liegt in beider Worten auch nicht der geringste Anhalt vor. Andererseits wären die 381/82 folgenden Worte: *πάντες ὀδὰξ ἐν χείλεσι φύντες Τηλέμαχον θαύμαζον, ὃ θαρσαλέως ἀγόρευεν* ohne die Verse 374—80 ganz unverständlich. Die Worte, die Telemach 368—73 spricht, reichen

Digitized by Google

weitem nicht aus, um diesen gewaltigen Eindruck zu machen; ich fasse dabei die Worte ὀδὰξ κτλ. in dem gewöhnlichen Sinne „sie bissen sich (vor Ingrimm) auf die Lippen". Das ist nur verständlich, wenn er ihnen das Haus verboten und die Rache der Götter in Aussicht gestellt hat[1]). Dazu kommt, daß der Grund, warum die Verse eingeschoben sind, klar ist. Homer deutet stets das Ergebnis einer wichtigen Handlung im voraus an. Ich habe IAD. (s. Index unter 'Aufhebung der Spannung') eine große Anzahl von Fällen dieser Art angeführt, und sie lassen sich noch reichlich vermehren. Hier hat Athene Telemach zu entschiedenem Auftreten den Freiern gegenüber aufgefordert, ihm die Berufung einer Volksversammlung und die Ausweisung der Freier aus seinem Hause vorgeschlagen (α 270 u. f.). In den Versen α 372—80 versichert uns der Dichter, daß Telemach dies wirklich tun wird. Mag diese Ankündigung 'dumm' sein, 'zweck- und naturwidrig', Homer würde, vermutlich ebenso 'mit heiterer Miene' wie Goethe auf einen solchen Vorwurf geantwortet haben: 'ich habe sie aber im Interesse der Gestaltung der Handlung für notwendig gehalten. Sie hinzuzufügen war mein gutes Recht'. Wie wenig Urteile wie 'dumm', 'vernunftwidrig' entscheidend darüber sind, ob Verse vom Dichter selbst herrühren oder nicht, möge hier noch ein Beispiel aus Tasso, der feinsinnigsten Dichtung Goethes, beweisen. I 4 sagt Antonio, als er gehört hat, daß der Prinz Tasso für seine neue Dichtung mit dem Kranze belohnt hat: 'Mir war es lang bekannt, daß im Belohnen Alfons unmäßig ist, und du erfährst, was jeder von den Seinen schon erfuhr'. Diese Worte enthalten nicht nur eine ganz unverdiente Kränkung Tassos, sie sind auch im äußersten Grade taktlos dem Prinzen gegenüber, — und doch spricht sie nicht ein unbesonnener Jüngling, sondern ein gewandter Hofmann. Im folgenden wird auch auf diese Worte keine Rücksicht genommen, sondern nur auf Antonios Verherrlichung Ariosts, die auch schon die Demütigung Tassos bezweckt. Bielschowsky (T. I S. 460 u. f.) glaubt, daß diese Worte Antonios, die „eine so verletzende Unhöflichkeit enthalten, daß sie in jeder gebildeten Gesellschaft, geschweige denn an einem Hofe als unerträglich empfunden werden würde", erst später von Goethe hinzugesetzt seien. Das ist möglich, jedenfalls aber sind die Worte von Goethe, dem Dichter, der gerade den feinen Ton, den Hofton, genau kannte, und dienen wieder als Beweis, wie wenig berechtigt eine Kritik ist, die aus rein subjektivem Urteil Verse einem Dichter wie Homer abspricht. Wenn Schröder (s. o. S. 199) solche ganz bestimmte Beweise gegen sub-

---

[1]) Engel, Homers Odysseuslied S. 13 läßt diese Verse zwar auch aus, aber er vermeidet jeden Anstoß, indem er die Worte Telemachs ganz anders gestaltet:

„Doch zorndurchbebt die Stimme Jung Telemachs erscholl:
Ihr meiner Mutter Freier, vermeßnen Hochmuts voll,
Genug des wüsten Tobens; was Küch' und Keller beut,
Genießt's zum letzten Male in meinem Hause heut".

Nach solchen Worten ist die Empörung und das Staunen der Freier begreiflich.

Digitized by Google

jektive Willkür mit einer Phrase abzutun glaubt (a. o. O. „dessen Schwächen durch vermeintliche Analogien moderner Dichtungen als sozusagen berechtigte Eigentümlichkeit alles Dichtens zu entschuldigen er nicht müde wird"), so ist das zwar sehr bequem, aber kein Gegenbeweis. Diesen aber dürfen wir von einer Forschung fordern, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht. Kurz, ich finde die Methode der Untersuchung von Stürmer durchaus berechtigt, während ich bei Schiller nur Willkür sehe. Ob die Erklärung einer Stelle in jedem Einzelfalle berechtigt ist, wird Stürmer ebensowenig glauben, wie ich es IAD. (s. S. 351) von meiner Deutung des Zusammenhanges annehme.

61) F. Lillge, Bemerkungen über die Komposition der homerischen Nekyia. Zeitschr. f. Gymn.-Wesen 1911. S. 65—82.

Der Verfasser zeigt gegenüber anderen Auffassungen überzeugend, daß die Befragung des Tiresias nur die πρόφασις, der äußere Vorwand ist, der Odysseus wie andere berühmte Helden (Theseus, Herakles u. a.) der Vorzeit in die Unterwelt hinabführt, daß aber das eigentliche τέλος, die wahre Absicht des Dichters bei dieser Erfindung, eine andere gewesen ist: „An dem Orte des Grauens sprießt ihm die Blume der Hoffnung und der Zuversicht. Diesen Kontrast zwischen den Schauern des Ortes . . . und der Beruhigung, die Odysseus in steigendem Maße gerade hier empfängt, anschaulich in wohlberechnetem Aufbau der Szenen darzustellen und herauszuarbeiten, das war es, was der Dichter hier wollte". Allerdings gilt dies nur von den echten Teilen, zu denen L. 1. die Begegnung zwischen Elpenor, Tiresias und Antikleia (1—222); 2. die mit Agamemnon, Achilleus und Aias (387—564) rechnet, während er 1. den Heroinenkatalog (225—327), 2. das sogenannte Intermezzo (328—386) und 3. die Reihe der Büßer (565—627), außerdem von der Prophezeiung des Tiresias 116—137 ausscheidet. Der Verf. behandelt das Verhältnis des Odysseus zu den einzelnen Gruppen mit feinem Verständnis für homerische Kunst und kann hier auf Zustimmung rechnen. Über die ausgeschiedenen Stellen ist das Urteil weniger leicht.

62) K. Schliack, Homer in Obersekunda. Beilage z. Jahresb. d. Königl. Friedrich-Wilhelms Gymnasium zu Kottbus 1911. 25 S. 4.

In seinem Hauptteile, Auswahl der Lektüre des zweiten Teiles der Odyssee für Obersecunda, gehört diese Schrift in einen anderen Teil des Homerberichtes. Aber der Verf. hat gefunden, daß viele Stellen, die er von der Lektüre ausschließt, auch von der 'höheren Kritik' beanstandet werden; deshalb verdient diese Schrift auch hier besprochen zu werden, und sie verdient es um so mehr, als Sch. fast auf jeder Seite Bemerkungen macht, die von tiefem Verständnis für dichterische Schönheit zeugen (besonders S. 10 u. 11), und er öfters auch Stellen, welche die Kritik angezweifelt hat, gut verteidigt und ihre Bedeutung

Digitized by Google

erst ins rechte Licht setzt. Er steht dabei ganz auf dem Standpunkte, den ich vertrete. Davon nur ein Beispiel. S. 13 schreibt er: „Am Schluß der Erzählung (ϱ 440 u. ff.) weicht er von der Darstellung der Dinge, die er dem Eumaios gemacht hatte, ab; ich glaube nicht, daß man den Dichter deshalb zur Rede stellen darf, weil Odysseus das in Gegenwart des doch hier mit anwesenden Eumaios nicht habe tun dürfen; wir müssen jedenfalls die Abweichung hinnehmen. . . . . Der Dichter . . . ließ eben wohl seine Personen jedesmal das sagen, was in der jedesmaligen Situation für den Zweck, um den es sich gerade handelte, am besten diente, ohne sich um die Übereinstimmung mit dem in einer anderen Lage, unter anderen Verhältnissen Gesagten gar so sehr zu kümmern. So verfahren ja wohl auch andere Dichter, z. B. möchte sich bei Shakespeare wohl mehr als einmal Ähnliches finden“. Wir fügen hinzu, daß der Dichter den Wechsel liebt; s. o. S. 202. Kurz, ich stimme mit dem Verf. überall da überein, wo er den Zusammenhang verteidigt; da aber, wo er Stellen ausgelassen sehen will, kann man ihm fast überall darin recht geben, daß sie für die Schüler entbehrlich sind, z. B. der zweite Wurf nach Odysseus σ 345 u. ff., die zweite Verhöhnung τ 60 u. ff. Anders ist die Frage, ob diese Verse vom Dichter sind oder späterer Zusatz. Diese Frage ist sehr viel schwieriger und muß in anderem Zusammenhange behandelt werden. Ich halte z. B. die 3 Würfe nach Odysseus mit Cauer GF² S. 490 für echt, und kann vollends dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er τ 109—166 verwirft. Die ganze Szene ist so einheitlich wie möglich und zeigt noch einmal den Dichter auf der vollen Höhe seines Schaffens. Sowohl die Frage der Penelope ist berechtigt, wie daß Odysseus, der seiner Frau nichts 'vorlügen' will, ihr zunächst auszuweichen sucht und erst auf ihr wiederholtes Drängen darauf eingeht. Nichts aber ist psychologisch feiner, als daß er seine Rührung zunächst hinter allgemeinen Worten, dem Preise von Penelopes Tugend (τ 107—114), zu verbergen sucht, und echt weiblich, daß Penelope aus dem 'κλέος' nur den Preis ihrer Schönheit heraus hört; vgl. JB. 1907 S. 314.

63) A. Römer, Antike und moderne Homerexegese. Blätter f. d. Gymn.-Schul-Wesen 1911 S. 161—187.

64) A. Römer, Aristarchea. I. Der exegetische Grundsatz Ὅμηρον ἐξ Ὁμήρου σαφηνίζειν und Aristarchs Stellung zu demselben. II. Aristarch und die πολύσημος λέξις im Lichte unserer Überlieferung. Philologus Bd. 70 (1911) S. 161 —214 u. S. 321—352. III. Ein Nachwort zu E. Belzner s. o. S. 1[illegible]. IV. Der angebliche Einheitlichkeits- und Gleichheitsfanatismus in der Homerkritik und die Homerexegese Aristarchs. Rhein. Mus. f. Phil. 1911 S. 275—355.

Wenn diese Abhandlungen auch zum weitaus größten Teile in ein anderes Gebiet des Homerberichtes gehören, so enthalten sie doch auch, wie alle Arbeiten dieses Forschers, die Aristarch gewidmet sind, eine große Fülle feiner Bemerkungen, die auch die 'höhere' Kritik fördern. Ja der Verf. behauptet geradezu (o. 63 S. 176), daß durch

Digitized by Google

die richtige Anwendung der exegetischen Grundsätze der Alten 'die Spreu der in der homerischen Frage in dieser Richtung angerufenen Instanzen in alle Winde verweht werden wird'. Es seien hier von den 22 behandelten Fällen, in denen, wie Römer nachweist, die antike Erklärung gewissenhafter und tiefer in das Verständnis Homers eingedrungen ist, nur 16 und 17 (S. 178/79) erwähnt, aus denen hervorgeht, daß die alten Erklärer schon die Schein- und Augenblicksmotivierungen gekannt haben, auf die ich öfters IAD. (s. Register unter 'Augenblicksbegründung') hingewiesen habe. Wenn z. B. ξ 510 Eumaeus zu Odysseus sagt: Heute wird es dir an nichts fehlen, aber morgen mußt du wieder an deinen Lumpen herumzerren (*δνοπαλίξειν*), so bemerkt Eusthatios dazu: Odysseus mußte in Lumpen gehüllt in die Stadt kommen. Der angegebene Grund, daß nur ein Kleid da sei, sei nur 'vorgeschützt'. Und ebenso weist er bei der Argoszene darauf hin, daß der Hund nur wedele und die Ohren herabfallen lasse, aber nicht an Odysseus herankomme. Denn diese Zeichen konnte Eumaeus noch auf sich beziehen, während ein Freudengebell und Umwedeln des Odysseus diesen verraten konnte.

Über die 'Scheinmotivierung' spricht Römer auch in Aristarchea III. Er führt hier das Beispiel X 381 u. ff. an, über das ich auch IAD. S. 315. A. 2 gesprochen habe, und zeigt, daß bereits die Alten den von mir dargelegten Grund für die Worte Achills erkannt haben. Denn Eusthatios 1275, 7 schreibt: *σημείωσαι ὅτι τὸ μὴ θελῆσαι τὸν Ἀχιλλέα πειραθῆναι τοῦ τείχους τῷ φαινομένῳ διὰ Πάτροκλον . . . γίγνεται, ἀληθῶς δὲ οὐκ ἐθέλει Ὅμηρος τοῦτο ποιῆσαι, ἵνα μὴ ἀχρεῖον δείξῃ τὸν κάματον τῷ Ἀχιλλεῖ κτλ.* Daran fügt R. die Bemerkung: „Mag zunächst einmal dieses Motiv als gültig bestehen bleiben. Man kann sich ja wohl noch ein schöneres ausdenken. Von warmen, nichtphilologischen Freunden und Verehrern des Homer ist mir gegenüber öfters der Gedanke vertreten worden, daß der heutige Schluß der Ilias kein Schluß ist, daß man gar zu gern doch noch etwas weiteres hören wolle, besonders über Achilleus. Das Interesse für ihn sei besonders in den letzten Gesängen so gespannt, daß dieser Schluß nicht befriedige. Aber berechtigt ist dieses Urteil nur vom Standpunkt der Sage, der *ἱστορία*, von einem Standpunkt, welchen der homerische Dichter glänzend überwunden hat. Seine Großtat ist eben das Überwinden dieser Sage mit ihrem ungeheuren, erdrückenden Materiale, die kühne Wahl eines kleinen Ausschnittes und die überlegene Durchführung dieses kleinen Stückes, der Achilleus-Patroklostragödie, wie von den Alten zuerst Aristoteles erkannt zu haben scheint". Wie sehr ich mit dieser Ansicht übereinstimme, zeigt meine IAD.

Auch die Behandlung einer anderen Frage verdient hier erwähnt zu werden, da sie gerade in der 'höheren Kritik' lange Jahre eine so große Rolle gespielt hat und die Veranlassung geworden ist, ältere und jüngere Schichten in den homerischen Gedichten zu unterscheiden, nämlich die Frage nach der Bedeutung der *ἔδνα*. Vgl. IAD. S. 87—91.

Digitized by Google

Römer handelt darüber S. 127—140 und stellt im Unterschiede von Lehrs, der ἔδνα als 'dos' = Mitgift erklärt, fest, daß das Wort bei Homer nur die Geschenke bedeutet, die der Mann den Anverwandten der Frau bei der Hochzeit gab. Daneben war es aber schon zu Homers Zeit üblich, daß die Anverwandten auch der Frau Geschenke mitgaben. Diese aber heißen nicht ἔδνα, sondern μείλια (*I* 147). Dieser Gebrauch gilt auch für die Odyssee. Wenn man *β* 53 ὥς κ' αὐτὸς ἐεδνώσαιτο θύγατρα im Textscholion des Aristonikos falsch erklärt findet, so ist daran nicht Aristarch, sondern die späteren Benutzer seiner Auslegung schuld. Denn das Wort bedeutet auch hier nicht: „damit er eine reiche Mitgift der Tochter gebe" — dann würde es unbegreiflich sein, warum die Freier sich fürchten sollten (ἀπερρίγασι), in das Haus des Ikarios zu gehen —, sondern, wie Cobet richtig erklärt: „ut acceptis donis filiam venderet"; dafür spricht auch das Medium = weggeben in seinem Interesse. Gegen diese Auffassung sprechen nur die beiden Verse *α* 278 = *β* 197; diese aber sind eingeschoben von einem, der die späteren Verhältnisse (z. B. Eurip. Medea 232) im Auge hatte. Nach Homer geht οἱ δὲ *α* 277 = *β* 196 auf die Freier, während der Interpolator οἱ δὲ auf die Eltern der Penelope bezog. Das ist schon längst erkannt worden; vgl. Ameis-Hentze zu diesen Versen. Soweit Römer. Die Frage ist außerordentlich schwierig. Denn so klar es ist, daß οἱ δὲ *α* 277 auf die Freier gehen muß, so unnatürlich ist es in *β* 196, da Eurymachos selbst einer der Freier ist, aber auch die Beziehung von οἱ δὲ auf die Eltern ist sehr hart. Es soll vermutlich doch auf die Freier gehen; dann aber könnte die Stelle nur verständlich sein im Hinblick auf *α* 277, d. h. wir hätten hier den sichersten Beweis, daß *β α* voraussetzt, nicht umgekehrt, wie Cauer (a. o. a. O. S. 105) noch behauptet trotz aller Beweise, die dagegen vorgebracht sind. Vgl. zu der ganzen Frage F. Stürmer, Exegetische Beiträge S. 67/68, der mir im ganzen richtig die Stelle aufzufassen scheint, wenn er von einem Übergang spricht.

Natürlich faßt nun Römer auch die ἐεδνωταί N 382 im Sinne Aristarchs auf = κηδεσταί, πανθηροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἔδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο, und auch *Λ* 244 und *N* 366 setzt er dessen μνηστευόμενοι gleich μνηστῆρες, während πολύδωρος *Z* 394, *X* 88 und *ω* 294 wohl am besten so gedeutet werde, daß es die Frau bedeute, die viele Geschenke vom Manne erhalten hat außer den ἔδνα, die dieser den Anverwandten gab (vgl. *ο* 16 u. ff.). Eine Entscheidung ist in allen diesen Fragen sehr schwer, da dies die einzigen Stellen sind und verschiedene Auffassung zulassen, der Ausdruck μείλια aber nur *I* 147 = 289 in dem Sinne von Mitgift vorkommt. Ob nicht daneben auch schon bloß δῶρον oder auch schon ἔδνα gebraucht wurde, wird sich schwer ausmachen lassen.

In dem Aufsatz o. Aristarchea IV zeigt Römer, daß Aristarch, wenn man seine Ansicht nur richtig aus der stark verderbten und getrübten Überlieferung herausschäle, ganz fern von 'Gleichheitsfanatismus' gewesen sei: er habe Ausnahmen, die ja nur die Regel

Digitized by Google

bestätigten, zugelassen. R. weist dies z. B. in lexikographischer Hinsicht an dem Worte στέφανος nach. Homer muß das Wort gekannt haben und auch den Kranz, da er es in übertragener Bedeutung *N* 736 (στέφανος πολέμοιο) und ebenso στεφανοῦσθαι (*K* 195; *O* 153; *Λ* 36; *E* 739; *Σ* 486) gebraucht; aber die Helden erscheinen ebensowenig wie die Freier und Opferpriester bekränzt. Daraus ergibt sich für Aristarch die zweite Feststellung, die feste Stilregel des homerischen Epos, welches die Anwendung eines Attributes, das in späterer Zeit eine so große Rolle spielt, durchaus verschmähte. Erst die späteren Epiker haben dieses Stilgesetz durchbrochen. Die Einstellung der Kränze fand Aristarch zuerst in den Kyprien (fr. 4. *K.*).

In Verbindung damit stehen die beiden Grundsätze von Aristarchs Kritik, die Römer o. Aristarchea I behandelt: 1. Ὅμηρον ἐξ Ὁμήρου σαφηνίζειν, und 2. der damit im schroffsten Widerspruch stehende: πολλά ἐστιν ἅπαξ λεγόμενα παρὰ τῷ ποιητῇ. Die Exegese vor Homer muß den durchaus gesunden Grundsatz, Homer nur aus Homer zu erklären, bis zum äußersten getrieben und dadurch sich willkürliche Eingriffe in den Text gestattet haben; deshalb stellt er ihm den zweiten gegenüber: „Sachliche Singularitäten müssen als solche festgestellt und anerkannt werden und dürfen darum einer Kontrolle durch die übrigen nicht unterworfen werden" (S. 163). Wenn also z. B. nur *Π* 175 von einer Schwester des Achilleus oder *o* 16 allein von Brüdern der Penelope die Rede ist, so war dies nach Aristarch kein Grund, diese Verse zu verwerfen (S. 166/67 und 178). Diese Grundsätze sind auch heute noch von der höchsten Bedeutung sowohl für die Worterklärung wie für die höhere Kritik, wie R. an dem Beispiel *I* 130/31 αἳ κάλλει ἐνίκων φῦλα γυναικῶν (S. 191) und an dem Parisurteil (S. 192. A.) zeigt. Bemerkenswert ist dabei S. 187 A. die Vermutung, Aristarch sei 'Chorizont' gewesen. Sicher hat er gewisse Unterschiede zwischen den beiden Dichtungen bemerkt. Das beweist das Schol. T zu *T* 143 über θεράπων· οὐδαμοῦ τῆς Ἰλιάδος θεράποντας καλεῖ τοὺς δούλους (wie etwa *δ* 216, *σ* 300), ἀλλὰ τοὺς ὑποδεεστέρους καὶ ὑπηρετικοὺς τῶν φίλων.

Die Abhandlung o. Aristarchea II ist nur textkritisch. Sie gehört in ein ganz anderes Gebiet des Berichtes.

65) A. Shewan, Recent Homeric Litterature. The Journal of Class. Phil. Vol. VII. April 1912. S. 190—211.

Hier gibt der Verf. mit kurzen einleitenden und Zwischenbemerkungen die gesamte Literatur der verschiedensten Seiten der Homerkritik in den letzten 10 Jahren mit seltener Vollständigkeit an und zeigt, wie gewaltig der Umschwung ist, der sich in der Ansicht über Homer in diesen Jahren vollzogen hat; wie zwar immer neue Fragen aufgetaucht sind, aber die Überzeugung, daß wir es bei der Ilias und Odyssee mit der Schöpfung eines wirklichen Dichters zu tun haben, heute die herrschende geworden sei. Noch auffallender

Digitized by Google

ist dieser Unterschied, wenn man auf längere Zeit zurückblickt. Gerade vor 25 Jahren habe ich in dem ersten längeren Homerbericht, den ich in dieser Zeitschrift (1887) gegeben habe, mit aller Entschiedenheit betont, daß trotz aller Widersprüche und Unebenheiten wir einen Dichter, nicht 'Bearbeiter' oder 'Redaktor' als Urheber beider Gedichte annehmen müßten. Damals stand ich ziemlich allein in Deutschland — heute sind fast alle Forscher, die nicht am einzelnen kleben, sondern sich einen offenen Blick für das Ganze bewahrt haben, die meisten völlig unabhängig von mir, zu derselben Ansicht gelangt. Die Mittel aber, mit denen damals die Kritik ihre Vermutungen zu beweisen suchte, besonders die Wiederholungen und die Widersprüche, haben sich bei sorgfältiger Prüfung als äußerst hinfällige Stützen erwiesen. Die Wissenschaft schreitet stets fort; wer nicht mitgeht, bleibt zurück.

Diesen Satz hatte ich geschrieben und damit den Bericht geschlossen; da ging mir noch zu:

66) E. Drerup, Neue Wege und Ziele der Homerforschung. S.-A. aus der 'Gottesminne', Monatsschrift für religiöse Dichtkunst: herausgegeben von A. Pöllmann. VI. 1911 12. Maiheft, S. 566 ff. (1—56).

Dieser Aufsatz bestätigt das, was ich eben gesagt habe, in vollem Umfange und kann deshalb als Schluß dieses ganzen Berichtes ebenso gut dienen wie das o. S. 185 angeführte Buch Finslers als Schluß des ersten Teiles. Der Aufsatz ist entnommen dem einleitenden Kapitel aus einem neuen Buche Drerups „Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik", das im Herbst dieses Jahres bei F. Schöningh, Paderborn, erscheinen wird. In diesem wird die Skizze, die ich bereits IAD. S. 200 erwähnt habe, die längst erwünschte Ausführung erhalten. In dem ersten Kapitel (S. 1—25) gibt der Verf. einen „raschen Überblick über die letzten Phasen der Homerforschung". Er zeigt, wie die Kritik im letzten Jahrhundert über dem Aufspüren der Widersprüche, der Wiederholungen usw. fast vergaß, nach dem Dichter und seiner Kunst zu fragen, wie deshalb der erste Versuch Kammers, der eine ästhetische Analyse wagte, nicht gelingen konnte, da er „noch unter dem Banne jenes aus einer romantischen Schwärmerei für die naive Volksdichtung hervorgewachsenen Axioms stand, daß der epische Grundstock der Ilias uralt und als solcher von höchster Vollkommenheit sein müsse" (vgl. IAD. S. 96). Er würdigt die anderen Versuche, ein besseres Verständnis Homers anzubahnen: die Arbeiten von O. Immisch, L. Erhardt, R. Pöhlmann, v. Wilamowitz, Finsler, Bethe, Mülder u. a. und zeigt, daß sie für die eigentliche Komposition der Gedichte wenig getan, da sie zu sehr nach den Quellen, nach dem Material gesucht hätten, das dem Dichter vorlag. „Dennoch haben selbst die unhaltbaren Mülderschen Konstruktionen etwas Verdienstliches gehabt, indem nämlich mit ihrer konsequenten Durchführung ungewollt auch die Bethesche Methode ad absurdum

Digitized by Google

geführt worden ist, die auf der gleichen Grundanschauung beruht. Kein Wunder, daß über die Übertreibung eines verfehlten Grundgedankens, dessen Haltlosigkeit in der Uferlosigkeit seiner Anwendung deutlich herausgetreten ist, gerade Bethe und Mülder sich zuerst in die Haare geraten sind" (s. u. S. 240/41). Auch Cauers Versuch, bei dem immer wieder von 'jüngeren und jüngsten Schichten' des Epos, von jüngeren Dichtern und Fortsetzern geredet wird, „als stände er ein Vierteljahrhundert zurück in der Blütezeit der Erweiterungstheorie", hat in der Gesamtauffassung Homers nur etwas „seltsam Schillerndes und Schwankendes", und kann deshalb „als eine Etappe wirklichen Fortschrittes in der Homerkritik kaum betrachtet werden".

„Hiernach bleibt, um die Entstehung des homerischen Epos zu verstehen, noch jene Annahme übrig, die Homer schlechthin als Dichter betrachtet, das ist als eine schöpferische Persönlichkeit, die von älterer Liederdichtung zwar die eigene Erfindungsgabe befruchten läßt, ohne jedoch nach irgend einer Richtung hin sich in unmittelbare Abhängigkeit von jenen 'Vorlagen' zu begeben." Diese „ästhetische Aufgabe" der Kritik hat für Dante meisterhaft K. Voßler in seinem Werke über Dantes 'Göttliche Komödie' (Heidelberg 1910, T. II S. 916) bestimmt. „Nur als Kunstwerk wollen wir das Kunstwerk betrachten. . . . Diese einfache Sachlichkeit gilt heutzutage bei vielen Literarhistorikern als etwas 'Subjektives', 'Unwissenschaftliches'. Man hat sich gewöhnt, ein Denkmal der Kunst als sprachgeschichtliche, sittengeschichtliche oder seelengeschichtliche Urkunde, kurz als Dokument für alles andere, nur nicht als das, was es ist und sein will, nur nicht als künstlerisches Monument für sich selbst zu betrachten. Diese philologische Unsachlichkeit, die am Wesen ihres Gegenstandes hartnäckig vorbeisieht und sich mit krampfhafter Schwächlichkeit an alles Unwesentliche klammert, diese allein läßt man als ernsthafte 'objektive' Wissenschaft gelten". Wie hier ein großer Philologe gegen die verkehrte Kritik von Dantes 'grandiosem Werk', dessen künstlerische Einheit durch eine Fülle äußerer Zeugnisse gesichert ist, Einspruch erhebt, so sind wir ebenso berechtigt, dem Dichter „Homer seinen durch die Jahrtausende behaupteten Ehrenplatz, den erst ein ledernes Philologentum (s. o. S. 176) bestritten hat, wiederum zu befestigen". Drerup führt die Arbeiten Hermann Grimms, Jacob Burckhardts (Griech. Kulturgeschichte III[3] 1900, S. 71—102), Oskar Jägers, A. Bougots, V. Terrets an und schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Zur vollen wissenschaftlichen Höhe ist die Methode der ästhetischen Betrachtung erhoben worden durch Carl Rothe, der aus einer seit einem Menschenalter fast ausschließlich dem Homer gewidmeten wissenschaftlichen Arbeit heraus jüngst seine 'Ilias als Dichtung' schrieb (Paderborn 1910), nachdem er seine umfassende Beherrschung der modernen Homerliteratur bislang vornehmlich in den Jahresberichten des Berliner philologischen Vereins und ein paar Gelegenheitsschriften verwertet hatte". Das ist das Urteil eines Sachkenners, das ich doch wohl höher anschlagen kann als das P. Cauers oder O. Schröders.

Digitized by Google

Im 2. Kapitel (S. 26—56), das die bezeichnende Überschrift trägt: 'Der Dichter gibt uns die Regeln für sein Schaffen, nicht wir ihm', sucht D. der Technik Homers näher zu kommen und betritt so ein Gebiet, auf dem noch sehr viel zur Erklärung der homerischen Darstellung zu tun ist. D. geht davon aus, daß größere Dichtungen in der alten Zeit nur vor einer größeren Versammlung in Agonen rhapsodiert werden konnten. Von solchen Agonen ist schon früh die Rede; an den Panathenäen in Athen sind sie für das 6. Jahrhundert bezeugt und für Sikyon unter Kleisthenes durch Herodot V 67. Einen Agon in Chalkis auf Euböa unter König Amphidamas erwähnt bereits Hesiod, W. u. T. Vs. 650 u. ff. Deshalb sucht D. den Umfang einer solchen Rhapsodie, unabhängig von der heutigen Bucheinteilung, zu bestimmen und glaubt als Maximum etwa 1000 Verse für zweistündigen Vortrag annehmen zu können, d. h. etwa 500 Verse in der Stunde. Ganz entsprechend hat der 'erste neuere Rhapsode', Wilhelm Jordan, behauptet, daß „die 12 110 Hexameter der Odyssee, um vorgetragen zu werden, nach seinen Tempoerfahrungen geschätzt, ungefähr zwölf zweistündige Sitzungen erforderten". Die dreitägigen dramatischen Aufführungen in Athen mit ihren je vier Stücken an einem Tage muteten also den Athenern keine geringere Leistung zu wie das Anhören der ganzen Ilias oder Odyssee (S. 38). Diese Annahme von dem Umfange einer Rhapsodie findet ihre Bestätigung in einzelnen Aristien, z. B. der des Diomedes in *E* mit 909 Versen, während andere, wie die Dolonie mit 579 Versen, die untere Grenze (etwa 600 Verse) bezeichnen würden.

Darauf bestimmt D. den Charakter der Rhapsodie im Unterschiede zum Einzelliede und weist dabei auf die archaische Tektonik des geometrischen Stiles hin, mit dem die homerische Kunst verglichen werden könne (nach v. Wilamowitz). „Durch solche Zergliederung zwingen wir uns zur Rechenschaft vor allem über jene Teile der Komposition, die von der auflösenden Kritik vielfach als leere Füllsel, d. i. unorganische, dichterisch wertlose Einschübe eines nachdichtenden Rhapsoden, betrachtet worden sind" (vgl. z. B. IAD. S. 158 ff.). „Denn wenn unsere Voraussetzungen richtig sind, so werden wir auch in diesen 'Füllstücken' organische und darum notwendige Teile der Gesamthandlung erkennen, deren Ausscheidung die Symmetrie und Harmonie des Ganzen zerstören würde. Somit muß uns eine solche genaue Untersuchung der Kompositionstechnik in die Lage versetzen, einen positiven und zwingenden Beweis zunächst für die Einzelrhapsodie, in Erweiterung auf die Gesamthandlung danach auch für die Einheit des gesamten Epos zu führen, nachdem die unitarische Homerforschung bisher in einer Verteidigungsstellung sich zumeist damit begnügt hat, die von der auflösenden Kritik erhobenen Einwände aus dem Geiste der Dichtung und der dichterischen Einheit des Gesamtplanes zu entkräften" (S. 45). In diesen Worten wird mit großer Klarheit das Ziel der Homerforschung für die nächste Zeit vorgezeichnet. Dieses Ziel steht höher als das, welches ich mir in meiner

Digitized by Google

Ilias gesteckt habe; vielleicht läßt sich damit das andere vereinigen, das Plüß (s. JB. 1910 Nr. 26 c) verlangt. Klar hat D. auch meine Aufgabe erfaßt. Ich befand mich zunächst in einer Verteidigungsstellung; ich mußte in erster Linie nachweisen 'factum esse quod illi fieri posse negitent'. Diesem Zwecke dienten die vielen Parallelen aus anderen Dichtern, die ich als Stützen meines Beweises herangezogen habe. Wird positiv durch den Nachweis des architektonischen Aufbaus[1]) der einheitliche Plan im einzelnen wie im ganzen geführt, dann sind diese Parallelen nicht mehr nötig, und es wird vielleicht (o. S. 199) auch noch manche Stelle als 'echt' erwiesen, die ich als späteren Zusatz angesehen habe.' Drerup macht uns auf seine Ausführung in seinem Buche aufs äußerste gespannt; wir hoffen, daß er unsere Erwartungen voll befriedigen wird. Sicher wird diese Erklärung der Gedichte zum Verständnis homerischer Kunst unverhältnismäßig viel mehr beitragen als jene Kritik, die den Dichter „wie einen Schulbuben“ behandelt.

Von den im letzten Jahresberichte behandelten Schriften sind mir nachträglich noch folgende Besprechungen bekannt geworden:

1) Bethe, Hektors Abschied. Mus. belge XVIII, 3 S. 86—88 (J. van Leeuwen); Berl. phil. Wochenschr. 1911 Sp. 761 u. f. (Mülder).

2) P. Cauer, Grundfragen[2] B. of fil. class. XVI, 4 S. 73—76 (G. Setti); Crit. Rev. XXIV, 6 S. 184/5 (C. Snow); Litt. Rundschau 1912 Sp. 83/87 (Drerup); Berl. phil. Wochenschr. 1911 Sp. 1361 u. f. (Hefermehl).

3) H. Draheim, Die Odyssee als Kunstwerk. Wochenschr. f. kl. Phil. 1910 Nr. 52 Sp. 1417/20 (Th. Plüß); Berl. phil. Wochenschr. 1911 Sp. 1145/48 (Mülder); Bl. f. G. S. W. 1911 S. 332/35 (H. Schiller); Museum 1911 S. 323/24 (J. van Leeuwen); DLZ. 1911 S. 2588/89 (Bethe).

4) A. Fick, Die Entstehung der Odyssee. LZB. 1910 Sp. 1646/47 (Drerup); Bol. fil. class. XVII, 6 S. 123—126 (N. Terzaghi); Mus. belge XVIII, 1 S. 4—9 (M. Valeton); Berl. ph. WS. XXX, Sp. 897—99 (Mülder); Am. Class. Phil. 1911 S. 236—238 (J. A. Scott).

5) A. v. Gennep, La question d'Homère. Rev. Phil. 34, 3 S. 299—300 (A. Alline).

6) Mülder, Die Ilias und ihre Quellen. Museum XVIII, 3 (1911) S. 88—92 (van Leeuwen); J. H. St. 30, 2 S. 373/74; DLZ. 1910 Sp. 2531/33 (E. Bethe). Dazu die Entgegnung Mülders und die Antwort Bethes DLZ. 1910 Sp. 3297/99. Bethe teilt hier

---

[1]) Angedeutet habe ich IAD. S. 333 diesen Aufbau durch den Vergleich der Ilias mit dem Giebelfelde eines Tempels, ein Vergleich, der durch den auffallenden Parallelismus von A und Ω in bezeichnenden Einzelheiten nahegelegt war; siehe auch o. S. 225.

Digitized by Google

einen Brief Mülders an ihn mit, der Mülder arg bloßstellt. LZB. 1910 Sp. 1616/17 (F. Stürmer). Dazu die Entgegnung Mülders und die Antwort Stürmers LZB. 1911 Sp. 77/78. Wenn in dieser Erwiderung Mülder auch mich angreift und leugnet, von mir „profitiert“ zu haben, so habe ich schon im letzten JB. 1910 S. 368 u. 375 u. ff. die Fälle bezeichnet, in denen Mülder sich genau auf meinen Standpunkt gestellt hat; ich habe meine Meinung ausführlich in früheren Schriften begründet, Mülder aber hat sie ohne nähere Begründung angenommen. Ob er nun zugibt, daß er von mir 'profitiert' hat oder nicht, ist völlig gleich. Die Tatsache steht fest. Wochenschr. f. kl. Phil. 1911 Sp. 1 u. ff.; B. ph. class. 1911 S. 170/72 (N. Terzaghi); Rev. d. Études grecques 1911 S. 91—94 (M. Croiset); Am. Class. Phil. 1911 S. 94—97 (J. A. Scott).

7) E. Drerup, Omero. Berl. phil. Wochenschr. 1911 Sp. 289/90 (Ziehen); Museum 1911 S. 24/25 (Vollgraff). Ausonia 1912 H. 1 S. 1—6 (V. Costanzi); Revue générale, Bruxelles, 1. 12. 1911 (A. Roersch); Athene e Roma XIV Nr. 154 S. 311/18 (N. Terzaghi); Studi Stor.ci per l' antichita class. 1912 S. 232/34 (E. Ciaceri).

8) Stephan Gruß, Das Lied vom Zorn des Achilleus. DLZ. 1910 Sp. 3292—3293 (Hennings); LZB. 1911 Sp. 65/66 (F. Stürmer); Wochenschr. f. kl. Phil. 1911 Sp. 1251/53 (P. Cauer); Baseler Zeitung 1910 Nr. 34 (Plüß); Litt. Rundschau 1912 Sp. 187/88 (Drerup).

P. S. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der hochgeschätzten Verlagsbuchhandlung wird eine Sonderausgabe dieses Berichtes unter dem Titel: 'Der augenblickliche Stand der homerischen Frage' in den Buchhandel kommen.

Berlin-Friedenau. Carl Rothe.

Digitized by Google

Herodot.

1) The Oxyrhynchus Papyri. Part VIII. Edited by Arthur S. Hunt. London 1911.

Unter N. 1092—97 veröffentlicht Hunt hier eine Reihe von Fragmenten, die sich von Herod. II 154 bis 175 erstrecken. Doch sind nur Teile dieser Kapitel erhalten, ja einige fallen ganz aus (166, 168, 171—174) und von 175 sind nur wenige Worte erhalten. Aber gerade in diesen wenigen Worten erhalten wir die Bestätigung einer alten Konjektur. II 175 zu Anfang haben die Hss. *θωυμάσια οἱ ἐξεποίησε*, woraus Abresch *θ. οἷα ἐξ.* gemacht hat. Dies wird durch den Papyrus bestätigt; denn in einer Zeile sind gerade die Buchstaben *οια εξ* erhalten. H. setzt diesen Papyrus in das zweite Jahrhundert und vor die Trennung der handschriftlichen Überlieferung Herodots in die beiden bekannten Familien, weil er Lesarten aus beiden hat. Andrerseits aber beweist er, daß es auch schon damals verschiedene Lesarten gegeben hat. Er enthält zu den Worten *ὡς δὲ ἀπικέσθαι αὐτὸν .... τά τε ὦτα καὶ τὴν ῥῖνα* (II 162), die mit geringen Ausnahmen unserer handschriftlichen Überlieferung gleichlauten, noch die merkwürdige Variante

> ....] *τουτου και ουκ α*
> [*γοντα τον Ἀμασι*]*ν Απριης ουδε*
> [*να λογον αυτωι δοντα*] *αλλα περιθυ*
> [*μως. εχοντα προστα*]*ξαι περιταμειν*
> [*αυτου την τε ρινα*] *και τα ωτα αυ*[*τω*] *εν τ*(*ισι*) *α*[*λλ*](*οις*).

Diese Variante befindet sich am Kopfe einer Kolumne und ist, wie H. aus den letzten Buchstaben schließt, aus andern Abschriften entnommen. Der Nominativ *Ἀπρίης* ist, wenn man die Ergänzung aus dem gewöhnlichen Text nimmt, mit den Akkusativen *δόντα* und *ἔχοντα* nicht zu vereinigen. Außerdem enthält der Papyrus noch zweimal je einen Buchstaben am Rande, in denen H. ebenfalls Andeutungen von Varianten sieht. Außer dem schon erwähnten *οἷα* sind noch folgende neue Lesarten zu verzeichnen: c. 159 *ἔτεα ἅπαντα* (*ἔτ. πάντα* Rsv, *ἔτ. τὰ πάντα* ABCP), 160 *Ἠλίοισι* st. *Ἠλείοισι*. 162 *προστάξαι περιταμεῖν* (auch in der Variante) st. *περιταμεῖν προστάξαι*. 164 *κατὰ γὰρ νόμους*, wo die Hss. noch *δή* nach *γάρ* haben. C. 169 haben die Hss. *ἔθαψαν ἐν τῇσι πατρωίῃσι ταφῇσι*; im Papyrus ist er-

Digitized by Google

halten εν τη πα. Da der Raum nach τη zu klein ist, um eine Ergänzung in τηισι zuzulassen, nimmt H. an, daß τηι dagestanden hat, woraus dann folgt, daß in der nächsten Zeile (πα)τρωίηι ταφῆι gestanden haben muß. Doch gibt er zu, daß τηι auch ein Schreibfehler gewesen sein kann. Jedenfalls ist der Plural hier notwendig, da es sich um die gemeinsame Grabstätte der saïtischen Könige handelt, in der Apries und seine Vorfahren, wie das Folgende zeigt, beigesetzt waren. Endlich ist c. 170 καὶ ἐργασμένη (καὶ ἑρμασμένη RV, καὶ ἁρμοσμένη S) ausgelassen wie Athenag. legat. 28. Abgesehen von dem οἷα ist demnach aus den neuen Lesarten nichts zur Verbesserung des Textes zu holen.

Mit ABC stimmt der Papyrus an folgenden Stellen überein: C. 154 Ἴωνές τε [καὶ οἱ] Κᾶρες (τε om. Rsv), und χώρους (RSV verschrieben χρόνους). 160 ἀγωνίζεσθαι (RSV ἀγωνίσασθαι), οὕτω τιθέντας (S τοῦτο τιθ.), οὐδε]μίαν (RSV οὐδὲ μίην), 162 παρέσεσθαι γὰρ καὶ αὐτός (RSV π. γ. κ. αὐτόν), 167 τα; τ[οὺς βαρβάρους] (τούς om. RSV). C. 165 haben SV διαιρηται, die übrigen Hss. διαραίρηται. Erhalten ist im Fragment nur ηται, aber die Raumverhältnisse sprechen für διαραίρηται. Mit RSV dagegen hat er gemeinsam: C. 158 ὀρίζοντος (οὐρίζοντος ABC), 159 ὧν (so PRSV st. τῶν) ἔτι οἱ ὁλκοί und εἰσὶ δῆλοι (ἐπίδηλον ohne εἰσί ABCP). Im Folgenden ist die Lesung nicht ganz sicher; es kann mit RSV Σ]υρι[οισι, aber auch mit ABCP Σ]υρο[ισι und Μαγδώλῳ (ABCP), aber auch Μαγδόλῳ (SV), aber nicht Μαγδάλῳ (R) gelesen werden. C. 162 haben ABCP das sachgemäße τῶν περὶ ἑωυτόν, SV τῶν παρ' αὐτῶν, R τῶν παρ' αὐτόν. Im Papyrus steht ρ εωυτον, was zu R passen würde. Für παρά führt H. Xen. Cyrop. I 4, 18 μένειν παρ' ἑαυτόν und Her. VIII 140 τὴν νῦν παρ' ἐμὲ (nur P ἐμοί) δύναμιν an. Doch halte ich die andere Vermutung H.s für richtiger, daß nämlich παρ' ἑωυτόν ein durch das bald folgende ἀγαγὼν παρ' ἑωυτόν hervorgerufener Schreibfehler ist. Weiterhin c. 162 εκ τ]ων λόγων (ABCP ἔκ τε τῶν λεγομένων, 163 ησαν (ABC ἦισαν). Gleich darauf μωνμεμφι, was sich zu δήμω Μέμφι in RSV stellt (δὴ Μέμφι ABCP). C. 158 liest man allgemein τῇ δὲ ἐλάχιστον nach C, alle andern Hss. haben δή statt δέ. Im Papyrus scheint δέ zu stehen, doch nur die Basis der Buchstaben ist vorhanden. Gleich darauf hat er καλεὑμένην, die Hss. καλεομένην.

Auf die Seite der Hss. stellt sich der Papyrus c. 158, wo man gewönlich ⟨ἀπαρτὶ⟩ χίλιοι nach Bekker Anecd. 418, Schol. Arist. Plut. 388 und Suidas liest. Interessant ist auch, daß er c. 162 wie alle Hss. ἀγνοεῖν hat. Das ist nun freilich kein Beweis für die Kontraktion von -έειν zu -εῖν bei Herodot, wohl aber eine Bestätigung einer andern Regel, nach der im ionischen Dialekt beim Zusammentreffen von drei Vokalen einer weichen muß. Andrerseits steht c. 164 κέεται wie in allen Hss. Wenn aber

Digitized by Google

κεῖται herodoteisch ist, wie mehrfach behauptet wird, so ist doch anzuerkennen, daß die Form κέεται schon im zweiten Jahrhundert in der Überlieferung vorhanden ist.

Nun noch eine Bemerkung. Wo die Hss. voneinander abweichen, geht allerdings der Papyrus bald mit ABC, bald mit RSV, aber doch so, daß er im Richtigen meist mit ABC übereinstimmt, mit RSV aber irrt. Daraus scheint mir hervorzugehen, daß er nicht vor die Trennung der handschriftlichen Überlieferung in die beiden Familien anzusetzen ist, sondern der Klasse RSV zuzuweisen ist. Natürlich hat er weniger Fehler als diese, weil seine Vorlage viel älter war als der Archetypus von RSV.

2) J. Gröger, Quaestiones Eustathianae. De codicibus Strabonis Arriani ab Eustathio in commentario ad Dionysii periegesin ursurpatis. Diss. inaug. Vratislav. Trebnitz 1911. 88 S. 8.

Aus den zahlreichen Stellen, in denen Eustathius mit den Hss. RSV von Herodot übereinstimmt, hat G. richtig erkannt, daß die von Eustathius benutzte Hs. zur Klasse RSV gehört hat. Er folgert ferner richtig aus Her. VII 201, wo die Worte ὑπὸ δὲ τῶν ἐπιχωρίων καὶ περιοίκων Πύλαι in RSV durch Abirren des Auges von dem vorhergehenden Θερμοπύλαι auf Πύλαι ausgefallen sind, bei Eustathius aber nicht fehlen, daß Eustathius' Hs. älter als der Archetypus von RSV gewesen sein muß. Er bespricht nun zunächst die Stellen, in denen Eustathius und RSV nach seiner Ansicht das Richtige haben. Es sind folgende: II 17 ἀρξάμενος ἀπό (ABC ἀρξ. ἐκ), II 104 ποταμὸν καὶ Παρθένιον (ABC καὶ Π. π.), II 146 ἐνεγράψατο (ABC ἐγράψατο), III 5 Συρίων (ABC Σύρων), III 60 σωλήνων (ABC τῶν σ.), III 155 βάρβαρον (ABC βαρβαρικόν), IV 12 οἴκηται RSV, οἰκεῖται Eust. (ABC οἴκισται), IV 20 ἔρημος (ABC ἔρ. ἐστι), IV 30 (κατάρης τευ RSV, τινος κατάρας Eust. (ABC om. τευ), IV 45 Τυρίας (ABC Συρίης), IV 106 ἀνθρωποφαγέουσι (ABC ἀνδροφαγέουσι), IV 172 τὴν μῖξιν (ABC om. τήν), IV 183 σαύρας (ABC σαύρους), VI 33 Μεσαμβρίην (ABC Θηλυμβρίην), VII 92 δέρματα (ABC δέρμα), VII 170 Ὑρίην (ABC Ὑρηδίην oder Ὑρηλίην). In der ersten dieser Stellen (II 17) ist keine sichere Entscheidung zu treffen, da ἐκ ebensogut dem Sprachgebrauch Herodots entspricht wie ἀπό; in den übrigen Stellen aber stimme ich vollkommen mit der von G. getroffenen Entscheidung überein. Zu IV 172 (τὴν μῖξιν Eust., RSV, τήν om. ABC) bemerkt G. „articulum omnes codices omittunt IV 180, sed exhibent IV 104, qui locus nostro similior est quam ille". Hierzu möchte ich bemerken, daß IV 180 (μῖξιν [zu lesen μεῖξιν] δὲ ἐπίκοινον τῶν γυναικῶν ποιέονται) der Artikel deshalb fehlt, weil μεῖξιν nachdrucksvoll an der Spitze des Satzteils steht. Vgl. JB. 1897 S. 207 u. 216. Ebenso groß ist die Zahl der Stellen, in denen RSV und Eustathius das Falsche oder doch weniger Gute haben: II 33 Ἡλιουπολῖται (st. Ἡλιοπολῖται)

Digitized by Google

und λογιμώτατοι st. λογιώτατοι, II 10 ἐξιών st. ἐξιείς, II 33 Ἰστριηνοί st. Ἰστρίην οἱ, II 77 ὑγιερέστεροι st. ὑγιηρέστεροι und ἀνδρῶν st. ἀνθρώπων, II 105 ζωή st. ζόη, III 60 ὕδωρ st. τὸ ὕδωρ, IV 45 ἀπὸ Λιβύης st. ἐπὶ Λ., IV 46 λόγιμον RSV, ἐλλόγιμος Eust. st. λόγιον und λεγόμενον (λέγεται Eust.) st. γενόμενον, V 31 ἔχει (ἔχουσα Eust.) st. ἔνι, V 52 Τίγρις st. Τίγρης (doch dies nur A² d, während A¹ B C Πίγρης haben), VII 89 τὰ παρὰ θάλασσαν st. τὸ π. θ., VII 91 Παμφύλιοι st. Πάμφυλοι, VII 92 ἐστεφανωμένους st. περιεστ. Auch hier pflichte ich überall G. bei; wenn er aber VI 98 die Worte καὶ ἐν χρησμῷ bis περ ἐοῦσαν, die in ABC fehlen, als Zusatz des Korrektors des Archetypus von RSV erklärt, so muß ich ihn auf Diels' Aufsatz „Die Anfänge der Philologie bei den Griechen" (N. J. f. d. kl. Altertumsw. 1910, vgl. JB. 1911 · S. 216), wo die Auslassung der betreffenden Worte in ABC gut erklärt ist, verweisen.

Bedeutend geringer ist die Zahl der Stellen, in denen Eustathius mit ABC übereinstimmt, aber hier hat er überall das Richtige, ein Beweis dafür, daß die schlechten Lesarten aus dem Archetypus von RSV stammen, und daß Eustathius' Hs. als eine ältere Stufe dieser Handschriftenklasse anzusehen ist. Es sind folgende: I 72 Ματιηνούς (RSV Μαντ.) und Καππαδόκας (RSV καὶ Κ.), I 203 μῆκος μέν (RSV μέν om.), II 10 θάλασσαν (RSV τὴν θαλ. „Herodotus constanter voci θάλασσαν articulum non apponit, si fluvios in mare influentes commemorat") und ἰθαγενέα (RV ἰσθαιγ., S ἰθαιγ.), II 42 Ἀμοῦν (RSV Ἀμμοῦν), IV 105 αὖτις ABC, αὖθις Eust. (R λιθείς, SV λυθείς), IV 196 ἐκβάντας (RSV ἐσβ.), V 111 ἵστασθαι ABC, ἀνίστασθαι Eust. (RSV ἀντιτάσσεσθαι), VI 33 τὴν σφετέρην (RSV τὴν πόλιν) und VIII 44 ἐκλήθησαν (RSV ἐπεκλήθησαν. An und für sich würde in der letzten Stelle ἐπεκλήθησαν recht gut passen, auch ist G.s Bemerkung „verbum ἐπικαλεῖν apud Herodotum non inveni" nur insoweit richtig, als dieses Kompositum sich in der Bedeutung „benennen" sonst bei Herodot nicht findet; aber trotzdem bin ich jetzt auch der Meinung, daß das Simplex vorzuziehen ist, weil doch aus Eustathius hervorgeht, daß ἐπι- erst durch den Archetypus von RSV eingeführt ist.

Wo endlich Eustathius von allen Hss. abweicht, mißt ihm G. mit Recht keine Bedeutung bei. Nur an einer Stelle (VIII 46 [oder 48?] Ἀθηνῶν [d. h. Ἀθηνέων] st. Ἀθηναίων) hat er das Richtige, offenbar aber nach eigener Korrektur.

Im zweiten Teil der Abhandlung führt G. eine Menge von Stellen auf, in denen sich bei Eustathius infolge flüchtigen Lesens seiner Quellen Irrtümer eingeschlichen haben. So z. B. behauptet er, daß es nach Herodot (V 52) 3 Flüsse des Namens Tigris gebe. Hier ist der Irrtum leicht begreiflich; denn auch jetzt noch macht die Stelle (πρῶτος μὲν Τίγρης, μετὰ δὲ δεύτερός τε καὶ τρίτος

Digitized by Google

ὠντὸς ὀνομαζόμενος) für die Erklärung Schwierigkeiten. Man nimmt an, daß der Name (Zabatos) ausgefallen sei. In einem Falle aber tut G. Eustathius Unrecht. Er sagt S. 73: „Seriphios et Siphnios esse Iones ab Athenis originem ducentes Herodotum tradere autumat. Scribit enim 319$_{9\,88}$: *Ἴωνες δὲ ἀπὸ Ἀθηνῶν οἱ Σερίφιοι, καθὰ καὶ οἱ Σίφνιοι, ὡς Ἡρόδοτος ἱστορεῖ.* Inspiciamus Herodotum, qui haec exhibet VIII 46: *Νάξιοι δὲ εἰσι Ἴωνες ἀπὸ Ἀθηνέων γεγονότες . . . καὶ Σερίφιοί τε καὶ Σίφνιοι . . . ἐστρατεύοντο.* Seriphiis igitur et Siphniis tribuit, quod Herodotus de Naxiis narraverat". G. hätte nur ein paar Zeilen weiter lesen sollen; dann hätte er c. 48 *Σίφνιοι δὲ καὶ Σερίφιοι Ἴωνες ἐόντες ἀπ' Ἀθηνέων* (*-αίων* Hss.) gefunden.

3) Leo Weber, Analecta Herodotea. Pars I. Philologus. Supplementband XII, Heft 1, S. 133—231.

Von den Hss. der Klasse RSV ist V(indobonensis) lange Zeit recht stiefmütterlich behandelt worden. Erst Gomperz (Herodoteische Studien I 1883) schob ihn mehr in den Vordergrund und erklärte ihn, wenn auch nicht für den besten dieser Klasse, so doch wegen seiner unbefangenen Treue für denjenigen, der am nächsten zur Rekonstruktion des Archetypus dieser Klasse führen könne. Hierauf ist V von Holder für seine Ausgabe und von Abicht (Die Wiener Handschrift des Herodot, Progr. von Öls 1888) von neuem verglichen worden. Holders Angaben sind aber schon dadurch oft irreführend, wie das von verschiedenen Seiten hervorgehoben ist (vgl. auch JB. 1888 S. 295), daß er mit seinem Zeichen *β* sehr oft die Lesarten der drei Hss. RSV auch da zusammenfaßt, wo keine Übereinstimmung unter ihnen herrscht, also dieselbe Ungenauigkeit sich zu Schulden kommen läßt, wie Stein mit seinem Zeichen R. Außerdem hat Weber gefunden, daß beide, Abicht und Holder, manches falsch gelesen, vor allem aber viele Rasuren und Korrekturen nicht erwähnt haben. Darum hat sich W. der Mühe unterzogen, eine neue, ganz genaue Vergleichung von V vorzunehmen und sie, obwohl durch die neue Vergleichung von Hude viele Lesarten in dieser Hs. richtig gestellt sind, zu veröffentlichen, weil auch dieser nicht wenige Laa. als unbedeutend nicht erwähnt oder auch nicht gesehen habe. Damit verbindet er die Veröffentlichung der Kollation der sogenannten Hs. des Muret, die einst C. Dilthey für Abicht unternommen, aber auf das erste Buch beschränkt hat, weil Abicht sie für überflüssig erklärte. Leider ist ja dieser Kodex aus dem Jesuitenkloster in Rom, in dem er sich damals (1888) befand, verschwunden und bis jetzt nicht wiedergefunden worden. Es ist das umsomehr zu bedauern, als dieser Kodex, der ebenfalls der Klasse RSV angehört, aus dem XII. Jahrhundert stammt, also weit älter als die übrigen Vertreter dieser Klasse und, wie die hier veröffentlichte Kollation des ersten Buches zeigt, auch weitaus der beste unter ihnen ist. Darum ist die Ver-

Digitized by Google

öffentlichung dieser Kollation, deren Wichtigkeit Abicht einst verkannte, ein verdienstliches Werk. W. führt fünf Stellen an, in denen dieser Kodex, den er Dilthey zu Ehren D nennt, allein das Richtige überliefert; in dreien von diesen (nicht in allen fünf, wie W. ungenau sagt) finden Konjekturen verschiedener Gelehrten ihre Bestätigung. Es sind I 38 *ἔφη σε* Aldus st. *ἔφησε(ν)*, 89 *προήσουσι* (*ν* eras.) Bekker st. *ποιήσουσι*, 188 *ἐσκευασμένος* Schweighäuser st. *ἐσκευασμένοισ(ι)*. Ferner 193 *οἴκητο* (*οἱ ωικητο* ABCP, *οἰκωκητο* RSV), wozu Wesseling bemerkt „*οἴκητο* dedit Ask. et ora Steph.", und 126 *τὠυτό* (*τὸ ωὕτό* R, *τωυτόν* ABC, *τὸ ἑωυτό* S, *τὸ ἑωυτοῦ* (-οι V²) V. Letzteres dürfte ohne Bedeutung sein, zumal wir gar nicht wissen, ob nicht auch *τὠυτόν* ionisch sein kann. Ob auch c. 85 *μὴ κτεῖνε* ⟨*τὸν* D⟩ *Κροῖσον* mit W. („noli interficere istum, qui Croesus sit") für richtig zu halten ist, halte ich für fraglich. Wenn ich dann, was W. weiter sagt: „neque obstat quin integram lectionem a D esse servatam iudicemus etiam 123, 14 (Holder) *οὐθέν*, quamquam etiam id quod reliqui codices exhibent (*οὐδέν*) idem esse potest, si psilosin quae dicitur Ionicam in eo latere sumimus" richtig dahin verstehe, daß *οὐθέν* gleich *οὐδὲ ἕν* sein soll, so möchte ich doch dagegen behaupten, daß *οὐθέν* nichts weiter ist, als die im späteren Griechischen nicht seltene Schreibweise für *οὐδέν*. Weiterhin nimmt W. c. 80 aus D die Lesart *τὸν πεζὸν λαόν* (vel potius *λεών*) statt der sonst überlieferten *τὸν πεζὸν στρατόν* für richtig an. Die Lesart ist bemerkenswert, aber schwerlich richtig; die Verbindung *πεζὸς λεώς* findet sich schwerlich sonst bei Herodot, während die andere Verbindung wiederholt vorkommt. Endlich ist noch von den Lesarten, die D allein hat, c. 9 *ὡς σεο πειρώμενον τὸν* (D solus) *λόγοι τόνδε* (so DRSVb, *λέγω λόγον* ACP, *λόγον λέγω* Dionys., *πειρώμενος* A²CP Dionys.) hervorzuheben. W. hält die Überlieferung von DRSVb für richtig und erklärt *πειρώμενον* für den Akkusativ des absoluten Partizipiums („neve me timueris, quod — ut suspicaris — haec oratio te experiatur"). Diese Erklärung hat manches für sich, zumal sich diese Konstruktion bei Herodot durch IX 42 (*ἤδεσθε τοῦδε εἵνεκα ὡς περιεσομένους ἡμέας Ἑλλήνων*) belegen läßt. Auf der andern Seite aber steht als gewichtiger Zeuge für *λέγω* Dionys. Den Artikel *τόν*, den D allein hat, hält W. ebenfalls für echt, „quod Herodotus persaepe articulo pro pronomine possessivo utitur".

Während nun aber, abgesehen von sonstigen Übereinstimmungen, schon die gleichen Lücken in D und RSV diese Hss. derselben Klasse zuweisen, steht in nicht weniger als 134 Stellen in einem einzigen, allerdings recht großen Buche D auf Seiten von A(B)C gegen RSV und zwar so, daß erstere in den allermeisten Fällen das Richtige haben. Wir haben hier also dieselbe Erscheinung wie bei dem jüngst gefundenen Papyrus (S. 243) und bei der Herodothandschrift des Eustathius (S. 245). Auch sie gehören beide der durch RSV vertretenen Überlieferung an; wo sie aber

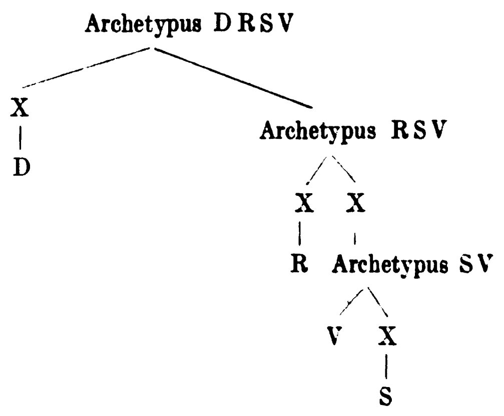
Digitized by Google

von diesen abweichen und mit ABC übereinstimmen, haben sie das Richtige. Nur zwölf von den 134 Stellen werden von Weber als solche bezeichnet, in denen D mit AB nicht das Richtige haben sollen. Darunter sind einige ohne wesentliche Bedeutung, wie die dialektischen Abirrungen *Εὐφράτης* und *Εὐφράτην* (185), *εἰς* (189), *τέσσαρας* (192); andere hätten gar nicht erwähnt werden sollen, wie 34 *τοιοῦτο* (-*οῦτο* A, -*οῦτον* CRSVb) oder 31 *νεηνιῶν* (-*έων* A, *τεκνίων* RSV). Denn ob *νεηνιῶν* oder *νεηνιέων* richtig ist, ist bekanntlich eine Streitfrage; jedenfalls aber ist dieses Substantivum dem *τεκνίων*, das aus der folgenden Zeile in RSV eingedrungen zu sein scheint, vorzuziehen. An zwei Stellen aber halte ich die Lesart von D nicht für falsch, sondern für eine Bestätigung der Richtigkeit der Lesarten in AC, 91 *κατὰ τοὺς παῖδας τοὺς* (so ACD, *τοῦ* die übrigen Hss.) *Κροίσου* (vgl. 123 *τὰς πάθας τὰς Κύρου* ACD, *τ. π. τοῦ Κύρου* RSV) und 207 *ἔχω γνώμην* (so ABCPD, *ἐγὼ γνώμην ἔχω* die übrigen Hss.). Erwähnenswert ist auch noch, daß D 180 in Übereinstimmung mit AB pr. C *τετρορόφων* (*τετρωρ.* PRSVBc), aber vorher, wie es scheint, im Gegensatz zu denselben Hss. *τριωρόφων* hat. Hude schreibt an beiden Stellen *ο*. Was mag hier richtig sein?

Indem sich so die ältere Hs. D von vielen Fehlern der jüngeren Hss. RSV frei hält, teilt sie andrerseits mit diesen die Eigentümlichkeit, daß sie an nicht wenigen Stellen doppelte Lesarten bietet oder doch noch Spuren von solchen enthält. Das Gemeinsame dieser Erscheinung, die am stärksten in V hervortritt, aber erst durch W.s neue Kollation in ihrem vollen Umfang zu erkennen ist, leitet er aus dem gemeinsamen Archetypus dieser vier Hss. ab. W. sagt hierüber S. 193: „Non iam dubitari potest, quin codices RV (multo rarius, ut interim videtur, codex S) longe uberiorem memoriam praebeant quam adhuc viri docti (imprimis editores Herodoti) putaverunt vel agnovisse videntur, et in eorum archetypo vel proavo tanta ubertas eiusdem varietatis olim exstiterit, ut lectiones in codicibus RSV servatae solum viles reliquiae ut ita dicam pristinae abundantiae aestimandae sint, quae cum per saeculorum intervalla textus Herodoteus hac varietate olim copiose exornatus magis magisque ad unius formae normam redigeretur vel corrumperetur, parva tantum ex parte librariorum libidinem et iniuriam vel neglegentiam integra effugerunt, maiore autem ex parte non sine magno labore investiganda et restituenda sunt“. Wie W. dies mit unendlicher Mühe im einzelnen nachgewiesen hat, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. In bezug auf Textkritik ist noch zu erwähnen: III 50 schreibt W. *τέλος δέ μιν περιθύμως ἐχόμενος οἱ Περίανδρος*. Wer *περιθύμως* annimmt, muß auch Abichts *ἔχων* für das überlieferte *ἐχόμενος*, das nur zu *θυμῷ* passen würde, schreiben. Das folgende *οἱ* (RV) für *ὁ* kann dagegen richtig sein. VIII 105, wo RV *ἐξέταμνε*, die übrigen Hss. *ἐξέταμε* haben, vermutet er für den Archetypus *ἐξέταμε* (darüber: *εμνε*) unter Hinweis auf IX 89, wo für *τάμνων*

Digitized by Google

in V¹ S τέμνων steht. Er vermutet also, das Präsens τάμνω wäre ebenso falsch aus dem Aorist ἔταμον gebildet wie τράπω aus ἔτραπον. Diese Vermutung ist nicht haltbar. Das Präsens τάμνω ist in der Überlieferung ganz anders gesichert als τράπω; vgl. Hoffmann, Der ion. Dial. S. 233 u. Smyth, The Sounds and Inflections of the greec Dial. S. 134. VIII 110 billigt er meine Athetese Θεμιστοκλέης [ὁ Ἀθηναῖος]. Den Schluß möge W.s Stemma der Hss. DRSV bilden:



In dem wiederholt gebrauchten scribarius hat der lateinische Wortschatz eine Bereicheruug erfahren.

4) Herodotus neun Bücher der Geschichte, nach der Übersetzung von Goldhagen vollständig herausgegeben. Erster Band, erstes bis viertes Buch. Zweiter Band, fünftes bis neuntes Buch. (Klassiker des Altertums. Erste Reihe, ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Conrad. Dritter und vierter Band). 408 u. 441 S. gr. 8. München und Leipzig 1911, G. Müller. Jeder Band 5 ℳ, geb. 7 ℳ, für Subscribenten einer Serie 4 u. 6 ℳ.

Binnen Jahresfrist die zweite Herodotübersetzung (1910 die von A. Horneffer; vgl. JB. 1911 S. 211 ff.); auch ein Zeichen der Zeit. Da die Kenntnis der antiken Sprachen, vornehmlich der griechischen, bei den Gebildeten immer mehr abnimmt, wird man es ja dankbar begrüßen können, wenn der Inhalt der alten Klassiker durch gute Übersetzungen den Gebildeten übermittelt wird. Aber es müssen auch wirklich gute sein. Daß die von A. Horneffer nicht zu diesen gehört, habe ich leider im letzten Jahresbericht dartun müssen; von der hier vorliegenden kann ich dies noch viel weniger sagen. Der Verlag hat es sich zur Aufgabe gemacht, unsere alten guten Übersetzungen, die aus dem Buchhandel verschwunden sind, wieder aufleben zu lassen, namentlich genannt werden im Prospekt als Meister der Übersetzungskunst Kaltwasser, Goldhagen, Schleiermacher, Wieland. Über Kaltwassers Plutarch-

Digitized by Google

übersetzung habe ich kein Urteil, von Goldhagen aber möchte ich doch behaupten, daß ihm zu viel Ehre erwiesen wird, wenn er mit Schleiermacher und Wieland in einem Atem genannt wird. Und wenn auch seine Herodotübersetzung eine derartige wäre, so hätte doch aus verschiedenen Gründen eine gründliche Durcharbeitung mit ihr vorgenommen werden müssen. Im Prospekt heißt es ja freilich „die von ihm (H. Conrad) ausgewählten Übersetzungen sind auf das sorgfältigste durchgearbeitet". Wie wenig das geschehen ist, wird sich zeigen.

Die Herodotübersetzung von Johann Eustachius Goldhagen, weiland Rektor der Domschule zu Magdeburg, ist 1756 in Lemgo erschienen, d. h. noch vor Wesselings Ausgabe (1763) und vor dem Bekanntwerden von Valckenaers Verbesserungen, durch die, wie Wesseling selbst sagt, seine Ausgabe nitidior et ad posteritatem commendatior procedet. Welche Ausgabe G. seiner Übersetzung zu Grunde gelegt hat, sagt er nicht; doch manche Stellen zeigen, daß ihm auch Gronovs Verbesserungen nicht bekannt gewesen sind. Wir werden also nicht sehr irren, wenn wir annehmen, daß sein griechischer Text von der Aldina nicht allzusehr verschieden gewesen ist; vielleicht hat auch Vallas lateinische Übersetzung mit auf ihn eingewirkt. Nun herrscht ja wohl die Ansicht, daß unsere philologische Textkritik sich fast nur mit sprachlichen Dingen beschäftigt, also mit Dingen, die nur das äußere Gewand des Schriftstellers betreffen, aber auf den Inhalt wenig Einfluß haben, so daß ein Übersetzer sich kaum um sie zu kümmern braucht. Das mag in vielen Dingen zutreffen, bei Herodot aber häufig nicht. In den ersten 150 Kapiteln des ersten Buches sind mir folgende Stellen aufgefallen, an denen Goldhagens Übersetzung Fehler enthält, die auf seine schlechte griechische Vorlage zurückgehen. I 13 „die Soldaten des Gyges"; RSV, Aldina *στρατιῶται* st. *στασιῶται*, bekanntlich eine in den Hss. sehr häufig vorkommende Verwechselung. — 32 (Goldhagen 30) „er wird nicht mit Schaden klug"; das soll die Übersetzung des in den meisten Hss. überlieferten *ἄπειρος* sein. Seit Wesseling liest man *ἄπηρος* nach einem vatikanischen Kodex und Reiskes und anderer Vermutung. — 42 (38) „darum habe ich mich oftmals selbst zurückgehalten" nach der Lesart *ἀνίσχον* (A) st. *ἂν ἴσχον*, die auch Schweighäuser noch festhält; jetzt steht sie wohl in keiner Ausgabe mehr. — 54 (48) „die Delpher gaben dem Krösus . . . Kundmachung des Ausspruchs" nach der schlechten Lesart *ἀγγελίην* (Paris. 2933 u. 1405, Ald.); die gute Überlieferung hat *ἀτελείην*. — 67 (60) im Orakelspruch „in einer weißen Gegend" (*λευκῷ* Paris. 1635 st. *λευρῷ*). — 78 (71) „Telmisser" (d, Ald.); Itacismus st. *Τελμησέες*. — 80 (73) wird die Ebene von Sardes weit und erhaben genannt, was Unsinn ist. Schuld ist die Lesart *ὑψηλόν* in RSV, Ald. st. *ψιλόν* „kahl". Nach denselben Hss. heißt dort der Fluß, der nach den andern Hss. und bei Strabo Hyllos heißt, „Hellus", und die Stadt Phokäa,

Digitized by Google

die sonst, auch im Register, ihre richtige Namensform hat, Phokia. — 92 (84) „in den Vorhöfen des Tempels“ (*ἐν προνηίοις* Ald.) st. „im Tempel der Pronaia“ (*Προνηίης*). — 110 (102) „Sappirer“ (R(SV) Ald.). Derselbe Fehler kehrt IV 37 (35) und 40 (38) wieder, während I 105 (96) und VII 79 (78) richtig Saspirer steht; III 94 (89) endlich heißen sie Saspier. Also drei verschiedene Namensformen für dasselbe Volk! — 125 (116) lesen wir seit Wesseling *ἐξ ὧν ὧλλοι πάντες ἀρτέαται Πέρσαι, Πασαργάδαι Μαράφιοι Μάσπιοι*. In den älteren Ausgaben ist unter Verkennung der ionischen Form *ἀρτέαται* (einige Hss. *ἀρτεᾶται*) als Name aufgefaßt worden. Dasselbe Mißverständnis begegnet uns schon bei Stephanus Byz. Demnach übersetzt G. „von welchen die andern alle herkommen; nämlich die Arteater, die Perser, die Pasargader, die Meraphier, die Masier“. Der unveränderte Abdruck der Stelle beweist, daß Conrad bei seiner Durcharbeitung einen griechischen Text hier nicht zu Rate gezogen hat. Im übrigen finden sich noch drei schlechte Namensformen, Meraphier (Ald.) st. Maraphier, Masier (RSV, Ald.) st. Maspier und weiterhin Panthelaer (RSV, Ald.) st. Panthialäer anzumerken. — 133 (123) ist der ganze Satz *σίτοισι δὲ ὀλίγοισι χρέωνται, ἐπιφορήμασι δὲ πολλοῖσι καὶ οὐκ ἁλέσι* (*οὐ καλοῖσι* Ald.) nicht verstanden. G. übersetzt „die genießen wenig von den Speisen, aber viel von dem Nachtisch, der eben nicht gut ist“. Schuld an dem Verfehlen des Sinnes ist z. T. seine Vorlage, die hier der Aldina gefolgt ist. — 149 (139) wird unter den äolischen Städten Kleinasiens Tenus aufgeführt. Allerdings haben die Hss. *τῆνος*. Aber dies ist der Name einer der Kykladen, während es nach Strabo eine äolische Stadt *Τῆμνος* gab. Diesen Namen liest man seit Wesseling, der ihn nach Holsten-Konjektur aufnahm, in unsern Texten. Ich füge hier einige fehlerhafte Namen aus den übrigen Büchern, die mir gelegentlich aufgestoßen sind, hinzu. VI 101 (94) haben die Hss. *οἱ δὲ Πέρσαι . . κατέσχον . . κατὰ τέμενος καὶ Χοιρέας καὶ Αἰγίλια*, was G. übersetzt „die Perser langten . . bei dem Tempel und bei Chorea und Ägilia an“. Es liegt auf der Hand, daß *τέμενος*, wenn die Überlieferung richtig ist, ein Ortsname sein muß. Sehr passend haben Wesseling und Valckenaer dafür *Ταμύνας* (Strabo S. 228) vermutet. — VII 67 (66) ist die Überlieferung eines persischen Namens *Ἰθαμάτρεω* AB, *θαμάτρεω* C, *ἰταμίτεω* die übrigen Hss., VIII 130 offenbar bei demselben Namen *ὁ ἀμίτρο* R, *ὁ ἀμίτρης* die übrigen Hss. Als richtige Namensform hat VIII 130 Wesseling aus IX 102 Ithamitres entnommen; dieselbe Form ist dann VII 67 von Schweighäuser hergestellt. G. hat VII 67 Itramytes, VIII 130 (129) Amitres und IX 102 Ithramitres nach der Aldina; also wieder drei verschiedene Formen für ein und denselben Namen. — VII 112 (109) haben die Hss. *τείχεα τὰ Πιέρων τῶν καὶ νιφάγρης* (oder *καινιφάγρης*) *ἐστὶ οὔνομα καὶ ἑτέρῳ Πέργαμος*. G. „(ging er darauf) bei den Städten der

Digitized by Google

Prierier (soll heißen Pierier), Niphagra und Pergamus, ganz nahe vorbei". Mit τῷ ἑτέρῳ wußte er offenbar nichts anzufangen; er ließ es einfach weg. Und doch hatte lange vor ihm Gronov die Stelle nach Leopardus' trefflicher Konjektur τῶν καὶ ἐνὶ Φάγρῃς (von Dietsch in τῶν ἐνὶ Φ. verändert) hergestellt. — VII 153 (147) nach den Hss. Antiophemus; die richtige Form Antiphemus hat schon J. Scaliger gefunden. — VIII 46 nach den Hss. Kynthier. Daß nur die Bewohner der Insel Kythnos gemeint sein können, haben Wesseling und andere vor ihm längst gelehrt. — IX 96 (94) steht nach τῆς Σαμίης in RSV πρὸς λαμίοισι, in ABCP πρὸς καλαμίσοισι. G. läßt es ganz weg wie Valla.

An allen diesen Stellen ist in der neuen Bearbeitung von Conrad nichts geändert; ebenso wenig wie in folgenden, in denen die Verfehlungen ganz auf Rechnung Goldhagens kommen, indem sie entweder eine Folge von Flüchtigkeit oder des mangelnden Verständnisses der Sprache Herodots sind. — I 7 ἐκ δούλης τε τῆς Ἰαρδάνου καὶ Ἡρακλέος „stammten von einer Magd, der Jardana, und des Herkules ab". Wer versteht diesen Satz? — 17 ὅκως μὲν εἴη ἐν τῇ γῇ καρπὸς ἁδρός, τηνικαῦτα „wo viel Früchte auf dem Felde stunden (Conrad: standen)"; lokal statt temporal gefaßt. — 23 (22) διδάξαντα „gelehret (Conrad: gelehrt)" st. „aufführen lassen". — 27 (25) φαῦλα „nichtswürdige" st. „nichtige". — 31 (29) τεθνάναι „sterben" st. „tot sein". Ebenda ῥώμην „Gesinnung"(?). — 34 (32) θαλάμους „Schlafkammer" st. „Rüstkammer". — 44 (40) „Krösus rief ihn an . . . als Gott der Freiheit". Es ist ganz unerfindlich, woher G. dies genommen hat. — 55 (49) ἐνεφορέετο αὐτοῦ „ließ sich durch denselben ganz regieren". Sichtlich hat G. keine Ahnung von der Bedeutung des Verbs gehabt. — 56 (50) οἴκεε ἐν Πίνδῳ Μακεδνὸν καλεόμενον „satzte (C.: setzte) sich zu Makednon an dem Pindus". Er hielt also M. für einen Ortsnamen, ein Fehler, den auch Stephanus Byz., wie es scheint, begangen hat. — 57 (51) ἅμα τῇ μεταβολῇ τῇ ἐς Ἕλληνας „da es sich zu den Hellenen begeben", eine seltsame Ausdrucksweise für „bei seiner Umwandlung (seinem Aufgehen) in Hellenen". — 60 (54) „päonisch" st. „päanisch". — 61 (54) „als nun die Meinung des Hippias gebilligt wurde". Worin diese besteht, wird nicht zugesetzt, und doch steht sie deutlich bei Herodot (ἀνακτᾶσθαι ὀπίσω τὴν τυραννίδα). — 62 (56) ἐς τὠυτὸ συνιόντες ἀπικνέονται ἐπὶ Παλληνίδος Ἀθηναίης ἱρὸν καὶ ἀντία ἔθεντο τὰ ὅπλα „(Pisistratus aber und sein Volk), welche sich alle miteinander vereinigt hatten, kamen bei (!) den Tempel der Minerva Pallenis und legten daselbst die feindlichen Waffen nieder". Hier ist erstens ἐς τὠυτό nicht verstanden, und der zweite Teil des Satzes ist barer Unsinn. — 65 (59) „hat er den Rat der Fünfundzwanziger (Enomatias) und der Dreißiger (Triakadas) . . angeordnet". Die Ausdrucksweise zeigt, daß G. kein Verständnis für die Sache hatte. Und was sollen die griechischen Akkusativformen in der deutschen

Digitized by Google

Übersetzung? — 67 (60) *οἱ δὲ ἀγαθοεργοί εἰσι τῶν ἀστῶν. ἐξιόντες ἐκ τῶν ἱππέων αἰεὶ οἱ πρεσβύτατοι, πέντε ἔτεος ἑκάστου* „die Guttäter sind fünf der ältesten unter den Bürgern, welche alle Jahre von den Reutern (C.: Reitern) abgehen“. Indem *πρεσβύτατοι* fälschlich mit *τῶν ἀστῶν* verbunden ist, werden die Agathoergen, die nicht viel über 30 Jahre alt waren, zu den ältesten Bürgern. — 69 (62) „Larnax“ st. „Thornax“. Woher der Fehler stammt, weiß icht nicht. Am Schluß des Kapitels *ἔδωκε δωτίνην* „machte ihnen Krösus ein Geschenk“ st. „gab es (nämlich das Gold) als Geschenk“ oder adverbial „umsonst“. — 76 (69) *ἡ δὲ Πτερίη ἐστὶ τῆς χώρης ταύτης τὸ ἰσχυρότατον κατὰ Σινώπην πόλιν τὴν ἐν Εὐξείνῳ πόντῳ μάλιστα κῃ κειμένην* (*κειμένη* Wesseling) „sie hat die stärkste Sicherheit gegen die Stadt Sinope zu, welche fast am schwarzen Meere liegt“. Der Unsinn ist dadurch entstanden, daß G. *κατά* nicht verstanden und Wesselings Konjektur nicht gekannt hat. — 80 (73) *τῷ δή τι καὶ ἐπεῖχε ἐλλάμψεσθαι ὁ Λυδός* „durch welche er eben der Lyder Ruhm zu erwerben hoffte“. Man weiß nicht recht, wie der Unsinn entstanden ist; streicht man „er“, so gibt es einen leidlichen Sinn. — 82 (74) *βοηθησάντων δὲ Ἀργείων τῇ σφετέρῃ ἀποταμνομένῃ* „als nun die Argier (so schreibt er immer) dem weggenommenen Lande zu Hilfe kamen“. Welch komisches Deutsch! Außerdem ist die Übersetzung dadurch fehlerhaft geworden, daß im Partizipium das Präsens (als es ihnen entrissen werden sollte) nicht beachtet ist. Komisch wirkt im Folgenden „da sie notwendig lange vorher Haare tragen mußten“ st. „vorher lange Haare“, ein Versehen Goldhagens oder auch ein Druckfehler, dem wir bei Conrad wieder begegnen. Am Schluß des Kapitels endlich „sich deswegen selbst umgebracht“. Im Text steht *αὐτοῦ* „dort“, das dann noch durch das folgende *ἐν τῇσι Θυρέῃσι*, was G. wegläßt, weiter erklärt wird. — 84 (76) *τὸν λέοντα τόν οἱ ἡ παλλακὴ ἔτεκε* „den Leon, welchen ihm sein Kebsweib geboren hatte“. Schweighäuser bemerkt: „maiuscula litera *Λέοντα* dabant superiores editt. quasi proprium nomen esset“. Also ein Irrtum, den G. mit seinen Zeitgenossen teilte. — 86 (78) *ἀνενεικάμενος* „habe er sich aus einer tiefen Ohnmacht erholt“. Demnach ist Krösus die Erinnerung an Solon während einer tiefen Ohnmacht gekommen! Bald darauf *τὸν μὲν Κροῖσον ταῦτα ἀπηγέεσθαι, τῆς δὲ πυρῆς ἤδη ἀμμένης καίεσθαι τὰ περιέσχατα* „nach diesen Worten wurde der Scheiterhaufen angezündet und brannte schon auswendig herum“. Nein, *ἀπηγέεσθαι* und *καίεσθαι* sind gleichzeitig, beiden voraus aber geht *ἀμμένης*. Endlich noch *τὰ Κροῖσος εἶπε* „was Solon geantwortet hatte“. — 88 (80) *ἐν πολλῇ προμηθίῃ εἶχε* „gewann eine sehr große Achtung gegen ihn“. Entspricht doch nicht dem griechischen Wortlaute. — 91 (84) *τῶν κιόνων οἱ πολλοί* „viele Säulen“. Doch recht ungenau. — 93 (85) *ἓν δὲ ἔργον πολλὸν μέγιστον παρέχεται* „ein Werk aber wird gezeigt, das man . . für

das allergrößte hält“. Entspricht wenig dem griechischen Texte; offenbar hat G. *παρέχεται* nicht verstanden. — 93 (85) *ἀείναον* „welcher einen beständigen Abfluß ohne Zufluß haben soll“. Das soll alles in dem einfachen Worte liegen? — 94 (86) *πρῶτοι δὲ καὶ κάπηλοι ἐγένοντο* „haben auch zuerst Gastwirtschaft eingeführt“. Allerdings haben die *κάπηλοι* zuweilen auch Schenken gehabt, aber das war doch nicht ihre Hauptbeschäftigung. — 95 (87) *ἡγήσαντο* „geherrscht habe“ st. „die Herrschaft gewonnen habe“. Die hier vorkommende Bedeutung des Aoristes ist G. wohl nicht bekannt gewesen. — 105 (97) am Schluß *ὥστε ἅμα λέγουσι κτλ.* „wie denn die Skythen selbst sagen, daß . . und daß Leute in das Skythenland kämen, dieselben zu heilen, welche die Skythen Enarees nennen“. Unsinn über Unsinn. — 116 (108) *ἐς ἀνάγκας ἀπικνέεσθαι* „sich in große Not zu stürzen“ und *ἀγόμενος ἐς τὰς ἀνάγκας* „wie er sich nun in Gefahr sieht“. Daß mit *ἀνάγκαι* hier Folter gemeint ist, hat G. nicht erkannt. — 118 (110) *Ἅρπαγος μὲν δὴ τὸν ἰθὺν ἔφαινε λόγον.* Hier stellt G. zwei Übersetzungen zur Auswahl „Harpagus ließ dabei seinen Unwillen deutlich merken (oder: Harpagus erzählte die Sache ohne Umschweife)“. Wie ist G. nur zu der ersten Übersetzung gekommen? Ebenda *διαβεβλημένος* „in Verdacht gekommen“ st. „verhaßt“. — 120 (112) *εἴρετο τῇ ἔκρινάν οἱ τὴν ὄψιν* „fragte sie, wie sie das Gesicht auslegten“ st. „ausgelegt hätten“. Ebenso falsch im Folgenden „der Knabe müsse (st. hätte müssen) als König regieren, wenn er am Leben bleibe (st. geblieben wäre, *ἐπέζωσε*) und nicht vorher stürbe (st. gestorben wäre, *ἀπέθανε*)“. Ebenda *ἀλλοτριοῦται* „es wird sonst ganz verändert“ st. „wird in fremde Hände übergehen“. — 123 (115) *συμμίσγων ἑνὶ ἑκάστῳ ὁ Ἅρπαγος τῶν πρώτων Μήδων* „machte sich H. an einen jeden unter den vornehmsten Persern“. Indem Conrad dies unverändert wieder abdrucken läßt, zeigt er damit wieder an, daß er den griechischen Text nicht eingesehen hat. Ebenda *οὐδὲν ἀποτίλας* „schnitt nichts von demselben weg“. Ein Grund, von der wörtlichen Übersetzung abzugehen, liegt nicht vor. — 131 (122) *ὅτι οὐκ ἀνθρωποφυέας ἐνόμισαν τοὺς θεούς* „daß sie nicht die Meinung hegen, als wenn die Götter von den Menschen den Ursprung hätten!!“ Ebenda findet sich die wunderliche Übersetzung von *τιάραν* „Hauptdecke“. — 134 (124) ist der Schlußsatz *προέβαινε γὰρ δὴ τὸ ἔθνος ἀρχόμενόν τε καὶ ἐπιτροπεῦον* „denn die Herrschaft und die Stadthalterschaften (die Orthographie ist hier von Conrad nicht geändert, während das sonst oft geschehen ist) dieses Volks erstrecken sich weit“ wieder gar nicht verstanden. — 135 (125) *κουριδίας γυναῖκας* „junge Weiber“. Der Gegensatz *παλλακάς* zeigt doch deutlich die Bedeutung von *κουριδίας* an. Doch diese falsche Auffassung dieses Wortes teilt G. mit seinen Zeitgenossen. — 141 (131) *κατεργασμένων τῶν πρηγμάτων* „da die Sache einen andern Gang genommen“. Die Übersetzung gibt an sich einen Sinn,

Digitized by Google

aber nicht den des griechischen Textes. — 143 (133) *οἱ Μιλήσιοι μὲν ἦσαν ἐν σκέπῃ τοῦ φόβου ὅρκιον ποιησάμενοι* „hatten die Milesier unter dem Vorwand der Furcht ein Bündnis gemacht“ wieder ganz verkehrt st. „waren sicher vor Gefahr (brauchten nichts zu fürchten), weil“. — 145 (135) *ὁ ἐν Ἰταλίᾳ ποταμός* „ein Fluß in Italien“; nein „der (bekannte) Fluß in Italien“. — 149 (139) *οὗτοι δὲ οἱ Αἰολέες χώρην ἔτυχον κτίσαντες ἀμείνω* „diese Äoler hatten zwar das Land besser angebaut“ st. „ein besseres Land besiedelt“; außerdem ist *ἔτυχον* nicht übersetzt.

Auch diese Fehler sind also unverändert in der neuen Ausgabe wieder abgedruckt, und schwerlich dürfte diese Fehlerliste vollständig sein. Ich habe nur den alten Goldhagen mit der neuen Bearbeitung verglichen und bei dieser Vergleichung den griechischen Text nur dann herangezogen, wenn mir etwas auffiel. Eine genaue, Satz für Satz durchgeführte Vergleichung der Übersetzung mit dem griechischen Texte würde wohl noch mehr zu Tage fördern. Diese Arbeit habe ich unterlassen, weil ich der Meinung war, daß das Gefundene zur Beurteilung des Buches vollauf genügt. Nun wird der Leser vielleicht fragen, worin denn nun eigentlich die „sorgfältige Durcharbeitung“ des Herausgebers besteht. Ich denke, er wird es schon gemerkt haben. Lediglich in der Ersetzung veralteter Formen und Ausdrücke durch jetzt übliche, wie bewundernswürdig st. wundernswürdig, jetzt st. itzo, Weiber st. Weibspersonen, stand st. stund, geraubt st. geraubet und dergleichen mehr. Und selbst hierin ist die Durcharbeitung keine sorgfältige gewesen. So hat C. I 105 (96) „fortzurücken“ st. „vorzurücken“ unverändert stehen lassen. I 92 (84) heißt es noch wie bei Goldhagen „außer den Geschenken, von welchen wir schon gedacht haben“. I 60 (54) ist an dem Satze „welchen Minerva . . . ehrt und ihn selbst auf ihr Schloß führt“ nichts geändert. Zuweilen sind auch die Änderungen mißraten. In demselben Kapitel (I 60) heißt es bei G. „so erdenken sie, ihn zurückzubringen, eine Sache“. Hierfür C. „denken sie daran, ihn zurückzuführen, eine Sache“. Hätte er den griechischen Text aufgeschlagen, so würde er gesehen haben, daß „eine Sache“ das Objekt zu „erdenken“, der Infinitiv aber final ist. Einen komischen Anstrich erhält eine Änderung I 54 (48), wo „nach Pytho“ in „zur Pytho“ geändert ist. Demnach scheint C. Pytho für ein Frauenzimmer zu halten. Selbst Druckfehler kehren nicht selten wieder. I 14 Fetion st. Eetion, 16 Dejotes (Dejokes), 57 (51) Skylate (Skylake), 64 (58) Strymoa. Im Verzeichnis steht richtig Strymon, aber mit dem merkwürdigen Zusatz „Fluß in Attika“ von C.s Hand. Bei anderen entstellten Namen bleibt es zweifelhaft, ob die Schuld den Übersetzer oder den Setzer trifft. Dahin rechne ich I 7 Meon (*Μηίων*) und zweimal Argon st. Agron, 15 Prienne (I 142 richtig Priene), 145 (135) Rhyses st. Rhypes. Auch diese Fehler stehen in der neuen Ausgabe. Dagegen ist I 31 (29) Butis richtig in Biton geändert und 59 (53) ist sogar ein Satz, von dem beim Druck das

Digitized by Google

Verb ausgefallen war, richtig ergänzt: „Chilon, der Lakedämonier, welcher dazukam und das Zeichen sah, ⟨gab ihm den Rat⟩“ usw. Ausgelassen ist dagegen I 47 (43) „in einem hexametrischen Tone“. Oder soll das Textkritik sein? I 59 (53) ist ein neuer Druckfehler hinzugekommen. Aus dem häßlichen Megrenser (Megarer) ist Medrenser geworden.

Nun zum Schluß. Bevor nicht eine Herodotübersetzung erscheint, die mit der größten Genauigkeit hervorragende stilistische Vorzüge verbindet, können wir uns mit den Übersetzungen aus dem vorigen Jahrhundert, unter denen doch einige ganz leidlich sind, begnügen. Den alten Goldhagen aber wollen wir weiter schlafen lassen. Sein Beispiel zeigt, daß man zur Zeit Friedrichs des Großen in Preußen Leiter einer hervorragenden Gelehrtenschule sein konnte, ohne allzu große Kenntnisse in der griechischen Sprache zu besitzen. Warte nur, balde kommen wir auch wieder dahin.

5) W. Nestle, Gab es eine ionische Sophistik? Philol. LXX (N. F. 24) S. 242—273.

E. Schwartz hat in seinen Quaestiones Ionicae (Index lect. Rost. 1891; vgl. JB. 1892 S. 308) die Meinung ausgesprochen, daß es in Kleinasien eine Sophistik gegeben habe, die mit den persischen Verhältnissen sehr vertraut war und in dem Nationalkampf für die Perser gegen die Griechen und besonders gegen die Athener Partei nahm. Diese soll von Herodot gekannt und benutzt sein. Diese Abhandlung wie auch den kleinen Artikel Reitzensteins „Literarhistorische Kleinigkeiten. Eine ionische Quelle Herodots“ (Philol. 57, N. F. 11 S. 45—50; vgl. JB. 1900 S. 97) sind W. Nestle bei Abfassung seiner Abhandlung „Herodots Verhältnisse zur Philosophie und Sophistik“ (Progr. von Schöntal 1908; vgl. JB. 1909 S. 249) nicht bekannt gewesen. Da ihm nun dies von E. Bruhns in seiner Anzeige der Programmabhandlung (Monatschr. f. h. Schulen 1910 S. 323) zum Vorwurf gemacht wird, sucht er nachträglich sich mit diesen beiden Gelehrten abzufinden. So untersucht er denn, 1) was für die Annahme einer angeblichen ionischen Sophistik spricht, und 2) was gegen eine Bekanntschaft Herodots mit der uns geläufigen Sophistik spricht. Der Nachweis, daß es ganz überflüssig ist, unbekannte Sophisten mit persischer Gesinnung als Quellen Herodots einzuführen, ist ihm meines Erachtens völlig geglückt. Ich erwähne nur seinen Hinweis auf den echt griechischen, ganz homerischen Charakter in den Erzählungen des Proömiums Herodots, der besonders stark in der Ähnlichkeit von Her. I 5 (die phönikische Version der Iosage) mit der Erzählung des Eumäus (*ο* 417 ff.) hervortritt, worauf übrigens schon Stein in der Anmerkung z. St. aufmerksam gemacht hat. Ebenso zeigt er, daß in chronologischer Hinsicht nichts gegen eine Bekanntschaft Herodots mit den uns bekannten Sophisten einzuwenden ist. — Reitzenstein hatte aus der großen Ähnlichkeit zwischen Her. III 82, Theognis 43—52

und dem Anonymus Jamblichi (Entstehung der Monarchie aus der entarteten Demokratie) geschlossen, daß Herodot und Theognis ein politischer Traktat zu Grunde liege, der in Ionien bald nach Abschaffung der Tyrannis in den Städten durch Mardonius entstanden sei. Mit Recht macht N. dagegen geltend, daß Theognis genug eigene politische Erfahrung besessen und keine literarische Quelle gebraucht habe. Wenn er aber dann weiter die Ansicht ausspricht, Herodot habe den Anonymus Jamblichi, der bei Beginn des peloponnesischen Krieges geschrieben und Gedanken des Theognis verwertet habe, benutzt, so kann das eben nur den Wert einer Hypothese haben.

6) A. Semenow, Zu Herodot. Wochenschr. f. kl. Philol. 1911. Sp. 1429—1436.

1) S. ändert Her. V 8 *θάπτουσι κατακαύσαντες ἢ ἀπλῶς* (st. *ἄλλως*) *γῇ κρύψαντες* „begraben sie einfach, ohne sie vorher zu verbrennen". Man kann mit Stein *γῇ κρύψαντες* als appositionelle Erklärung zu *ἄλλως* fassen oder auch *ἄλλως* im Sinn von „nur, allein", nehmen. 2) Von den Vatersnamen Herodots Lyxes (oder Lyxos), Xylos und Oxylos scheidet Oxylos als gelehrte Reminiszenz eines Grammatikers aus; Xylos aber und Lyxos erscheinen ihm als ein und derselbe Name, indem der eine aus dem andern durch Silbenumstellung entstanden ist. Und da er nun Lyxos nicht erklären kann, wohl aber Xylos (von *ξύλον* abgeleitet wie *Κέφαλος* von *κεφαλή*), hält er diesen für richtig. Hierbei zieht S. nicht in Betracht, daß Herodots Vatersname doch auch karischen Ursprungs sein kann. Von den beiden Namen für Herodots Mutter, *Δρυώ* und *Ῥοιώ*, hält er letzteren für den richtigen, da seine Bedeutung (von *ῥοιά* Granatapfel) für ein weibliches Wesen passender sei als der andere (von *δρῦς* Eiche, Baum). Endlich läßt S. auch hier den einen Namen aus dem andern entstehen. Aus *Ῥοιώ* soll zuerst *Ῥυώ* geworden sein, und da dies keinen Sinn gibt, habe man ein *δ* vorgesetzt (?).

7) J. Dutoit, Präparation zu Herodot. 7. Buch. (Präparationen zur griechischen und lateinischen Schullektüre. Herausgegeben von Siegmund Preuß und K. Reissinger). Bamberg. C. C. Buchners Verlag. 48 S. 0,40 *M*.

In den vorausgeschickten „Vorbemerkungen über den herodoteischen (neujonischen) Dialekt" ist als falsch zu bezeichnen der Dativ *δύοισι* statt *δυοῖσι* (der Fehler scheint aus Sitzlers Ausgabe von B. VII zu stammen) und als ungenau die Regel „statt *δώδεκα* steht *δυώδεκα*", weil daneben noch die Form *δυοκαίδεκα* vorkommt. Sonst ist mir beim Durchblättern des Heftchens nur Folgendes aufgefallen. C. 8 „*ἅμα Ἀρισταγόρῃ*, obwohl A. nicht persönlich zugegen war; also *ἅμα* = auf Veranlassung von". Eine sonderbare Erklärung von *ἅμα*; es war nur zu bemerken, daß

Digitized by Google

Herodots Ausdruck ungenau ist. — 26 „ὁμιλέω χώρᾳ ein Land erreichen“. Das kann das Verb nicht bezeichnen; es bezeichnet dasselbe wie c. 214 „im Lande verkehren, sich da befinden“. — 44 ἐπιτηδές st. ἐπίτηδες. — 125 „ἐπεθήκαντο hier mit 2 dat.“ Das dem Verb vorangehende οἱ steht gleich dem Possessivpronomen und πορευομένῳ ist der bekannte Dativ bei Ortsbestimmungen, kann also auch nicht von ἐπεθήκαντο abhängig gemacht werden. — 168 „ἀπὸ = περί“. Das Richtige gibt hier Krüger „ἀπό, insofern die Nachrichten von S. nach Hellas gekommen“. — 170 „Ἰηπυγία Kalabrien“. Zur Vermeidung eines Mißverständnisses muß es „das alte (römische) Kalabrien“ heißen. Außerdem ist Ἰηπυγία gar nichts; das Land heißt attisch Ἰαπυγία oder ionisch Ἰηπυγίη. — 172 „ἀρρωδία, ἡ Furcht“. Dieselbe Mischung zweier Dialekte; attisch heißt das Wort ὀρρωδία. — 184 „ποιέω annehmen. ἐνεῖναι = ὅτι ἐνῆσαν“. Ein ποιεῖν ὅτι „annehmen daß“ dürfte sich schwerlich finden. — 210 „ἀναίδεια, ἡ Unverschämtheit“ und 234 „ἀλήθεια Wirklichkeit“. Sollen das ionische Wortformen sein, so sind sie unrichtig; denn ionisch lauten diese Wörter in -είη aus. Sollen sie attisch sein, so war die ionische Wortform daneben anzugeben. — 212 „ἐνοράω bemerken, wahrnehmen“. Wo bleibt das -έν? — 239 „ἐς Δελφούς st. ἐν Δελφοῖς“. Diese nichts erklärende Bemerkung wäre zu vervollständigen durch den kurzen Zusatz „wegen (oder: bezogen auf) ἀπέπεμψαν“.

8) R. Adam, Die Aufstellung der griechischen Flotte vor der Schlacht bei Salamis. Klio 1910. S. 305—308.

A. sucht in folgender Weise zu erweisen, daß entgegen der Darstellung bei Herodot die Athener den Angriffsflügel, den rechten hatten und so den Ioniern gegenüberstanden. Nach Äschylus sei „der rechte Flügel in guter Ordnung vorgegangen; den ersten Angriff hätte ein hellenisches Schiff gemacht und einem phönizischen Schiffe das ganze Hinterdeck zertrümmert. Dem Zusammenhang entsprechend muß man annehmen, daß dieses hellenische Schiff zum rechten Flügel gehörte. Da nun nach übereinstimmendem Zeugnis des Herodot, Plutarch und Diodor Ameinias den ersten Vorstoß machte, so wäre schon hiermit der Beweis gebracht, daß die Athener nicht auf dem linken, sondern auf dem rechten Flügel standen; der Scholiast zu Äschylus Perser 397 würde demnach mit seiner Anmerkung recht behalten, daß der rechte Flügel der des Themistokles gewesen sei“. Nach Plut. Them. 14 hat Artemesia die Leiche des persischen Admirals Ariamenes geborgen. Diesen Bericht leitet A. nicht aus Herodot ab — dieser nennt den Admiral des ionisch-karischen Geschwaders Ariabignes und den Ameinias einen Palleneer, nicht Dekeleer wie Plutarch —, sondern aus Ephorus, weil er, wenn auch verkürzt, bei Diodor wiederkehrt. Hieraus folgert er aber wieder, daß die Athener auf dem rechten Flügel

Digitized by Google

waren und gegen die Ioner kämpfen. Wenn Äschylus sagt, Ameinias habe ein phönizisches Schiff angegriffen, so ist nach A. der Ausdruck **Φοινίσσης** mit dem Scholiasten **ἀντὶ τοῦ Περσίδος** zu erklären, oder, und dazu neigt er mehr, der Admiral hat für seine Person ein phönizisches Schiff gehabt, weil diese die besten waren. Aber wie ist damit die Nachricht Herodots VII 91 zu vereinigen, nach der die Ägineten, die, wenn die Athener auf dem rechten Flügel waren, auf dem linken gewesen sein müssen, sich den fliehenden feindlichen Schiffen in den Weg stellten? Auch hier weiß sich A. zu helfen. Da sie die Aristie bekamen, müssen sie etwas Erhebliches geleistet haben. Es muß ihnen gelungen sein, im flachen Fahrwasser an der attischen Küste um die tiefer gehenden phönizischen Schiffe herumzufahren und ihnen in den Rücken zu kommen.

Wie die Ägineten waren dann auch die Korinther auf dem linken Flügel. In Simonides Epigramm (81) will er die Worte **Φοινίσσας νῆας καὶ Πέρσαι ἑλόντες καὶ Μήδους** wörtlich verstehen; denn nach Her. VII 96 und VIII 92 waren den phönizischen Schiffen persische, medische (und sakische) Krieger zur Verstärkung zugeteilt.

Aus dem Irrtum Herodots über die Aufstellung der griechischen Flotte endlich folgert A., daß er unmöglich sein Werk in Athen vollendet haben könne, da er doch dort von Augenzeugen hätte Erkundigungen einziehen können.

9) K. J. Beloch, Zur Karte von Griechenland. Klio 1911 S. 431—449.

Nur die ersten Seiten gehören hierher; sie handeln wieder von Psyttaleia und sind gegen mich gerichtet. Nach wie vor halte ich Belochs Gleichung Psyttaleia-Hagios Georgios für unmöglich. Seine Antwort hat Herr Beloch Berl. philol. Wochenschr. 1912 Sp. [illegible] erhalten.

Berlin-Dahlem. H. Kallenberg.

Erklärung.

Herr D. Mülder hat in seinem Jahresbericht über Homer (Jahresbericht für Altertumswissenschaft Bd. CLVII (1912, I S. [illegible]) eine Stelle aus einem Schreiben von mir an ihn vom Jahre 1[illegible] zum Abdruck gebracht. Ich bitte die Leser jenes Berichtes, durch diese Stelle einen Strich zu ziehen, da der Inhalt in keiner Weise den Tatsachen entspricht. Von einem Nichtbefriedigtsein meinerseits ist schon längst nicht mehr die Rede, und die Beliebtheit des Jahresberichtes, von dem dort die Rede ist, hat, wie ich mich persönlich überzeugt habe, von Jahr zu Jahr zugenommen, so daß der Verleger von dem diesjährigen Jahresbericht sogar eine Sonderausgabe veranstaltet hat.

Berlin. H. J. Müller.

Digitized by Google

Tacitus.

Über das Jahr 1911/12.

I. Ausgaben.

1) **Tacitus Germania** erläutert von **Heinrich Schweizer-Sidler.** Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage von **Eduard Schwyzer.** Mit bibliographischem Anhang, sechs Abbildungen und einer Karte. Halle a. d. Saale 1912, Buchhandlung des Waisenhauses. XVI u. 117 S. 8.

E. Schwyzer, der bereits die 6. Auflage dieser allgemein und mit Recht geschätzten Ausgabe der Germania im Jahre 1901 besorgt hatte, hat jetzt die siebente minder stark veränderte und vermehrte vorgelegt. Dem kurzen Bericht, den ich DLZ. 1912 S. 354 gegeben habe, füge ich jetzt einige Bemerkungen hinzu, die die Textgestaltung und die Interpretation einzelner Stellen betreffen.

Beifallswert sind folgende der neuen Auflage eigene Lesungen: 2, 10 (Halm) *Ei.... conditoremque*, 4,4 *tamquam in tanto hominum numero*, 13,13 *magno semper et electorum iuvenum globo circumdari* (nach der Handschrift von Jesi), 41, 6 *passim et sine custode transeunt.* Nicht gut sind zwei durch Zöchbauer veranlaßte Neuerungen: 36, 4 *modestia ac probitas nomine superioris sunt*, was bedeuten soll 'gibt es Maßhalten und Redlichkeit nur vom Standpunkt des Stärkeren aus', und 5, 10 *haud proinde adficiuntur.* Daß hier *perinde* richtig ist, ersieht man aus der von Nipperdey zu Ann. IV 20 festgestellten Regel; vgl. außerdem zu unserer Stelle Ann. II 88, 17 mit Nipperdeys Anmerkung. *Perinde* und *proinde* gehen in den Tacitus-Handschriften durcheinander; z. B. hat der erste Mediceus Ann. III 17, 10 *perinde* statt *proinde*, IV 17, 5 *proinde* statt *perinde.* Wenig ansprechend ist auch der in dem Kommentar der neuen Auflage zu 17, 15 gemachte Vorschlag *exceptis admodum paucis iisque non libidine*, 'mit Ausnahme gar weniger und zwar nicht infolge ihrer Sinnlichkeit', worauf dann mit *sed* ein dem kausalen Ablativ gegenübergestellter selbständiger Satz folgen würde. Ferner hat der Herausgeber aus der 6. Auflage mehrere handschriftliche Lesarten herübergenommen, die der Berichtigung bedürfen: 4, 2 *nullis aliis aliarum nationum conubiis*, wo *aliis*, das die Mehrzahl der Herausgeber mit Recht getilgt hat, weder als 'verstärkender Pleonasmus' gefaßt werden kann (ganz anders geartet ist die von Schw. verglichene Stelle H. II 80, 7 *in ipso nihil... in rebus novis*

Digitized by Google

novum fuit) noch als 'fremd' gedeutet werden darf, zumal da man auch im Deutschen kaum sagen könnte 'durch keine fremden Ehemischungen mit andern Völkern'. 7, 12 trotzt der Infinitiv *audiri* jedem Rechtfertigungsversuch. Nicht zu vergleichen ist das von Schw. herangezogene *est videre* 5, 10; denn erstens fehlt an jener Stelle *est* (was auch Schw. als auffällig bezeichnet), zweitens ist der Infinitiv dort ein passivischer. Andere denken, fährt Schw. fort, an den Infinitivus historicus. Ja wie ist denn das möglich? Es handelt sich hier doch um gegenwärtige Dinge. Diese Schwierigkeit wird von einem Teil derer, die jene Erklärung geben, überhaupt nicht berührt; andere haben sie gesehen und verweisen, um zu zeigen, daß der historische Infinitiv ausnahmsweise auch gegenwärtige Vorgänge bezeichnet, auf Stellen wie Verg. Aen. IV 422 und Georg. I 200 (denn Tacitus selber bietet kein Beispiel). Aber an jener Stelle ist *colere* und *credere* gleich *colebat* und *credebat*, wie das sogleich folgende *noras* zeigt; an dieser hindert nichts, den Satz *sic omnia ... referri*, anstatt ihn für unabhängig zu erklären, noch von *vidi* abhängen zu lassen. Was nun an jener Germaniastelle mit *audiri* geschehen soll, ist freilich schwer zu sagen; denn von den vorgeschlagenen Änderungen ist keine überzeugend. 16, 13 ist der Ablativ *locis*, für den Acidalius *loci* eingesetzt hat, mit *quia* unverträglich. 25, 1 hat Schw. sich Wolffs Emendation *ceterum* statt *ceteris* entgehen lassen. Wolff sagt mit Recht, daß, abgesehen davon, daß man der durch Würfelspiel gewonnenen Knechte sich so bald wie möglich zu entledigen suchte, die Art der Behandlung und Beschäftigung der übrigen Knechte keine andere gewesen sein kann, als die jener; das Thema des Kap. ist somit die Stellung der Knechte im ganzen, und *ceteris* ist aus *ceterum* durch Assimilation der Endung an das folgende *servis* entstanden. Ähnlich steht es mit *in medium relinquam* 46, 24, das man teils durch den Hinweis auf Gellius XVII 2, 11, teils als einen verkürzten Ausdruck zu rechtfertigen versucht hat (Kritz: in medium prolatum ibi relinquam; Kobilinski sagt geradezu 'in den Bereich des Unentschiedenen zurücklassen'). *Inmedium* ist durch Assimilation der Endung an das vorhergehende *Incompertum* aus *Inmedio* entstanden.

Ich komme zu einigen Interpretationsfragen. 1, 2 deutet Schw. *adversus* übereinstimmend mit der Mehrzahl der übrigen Herausgeber räumlich als 'auf der andern Hemisphäre liegend'. Der Zusatz *ut sic dixerim* macht es ratsamer, das Wort in übertragener Bedeutung zu verstehen als 'sich widersetzend', 'feindlich'; vgl. 34, 10; wie es hier heißt, daß der Ozean sich der Erforschung widersetzt habe, so dort daß er der Schiffahrt feindlich gegenübertrete. 2, 21 setzt Schw. *a se ipsis* = e se ipsis, per se, eine Deutung, die mir unklar geblieben ist. Ich denke: hier kann *a*, auf *vocarentur* bezogen, nur 'von' bedeuten, und also wird auch *a victore* = 'von dem Sieger', nicht = 'nach dem Sieger' zu setzen sein. 4, 8 erklärt Schw. es für nicht nötig, zu *frigora atque inediam* zu ergänzen *tolerare*. Dann hätte Tacitus hier *adsuescere* mit dem Akkusativ verbunden. Dies glaubt in der Tat Gerber-Greef

und einige Herausgeber lassen wenigstens die Möglichkeit einer solchen Konstruktion zu, indem sie sich auf Verg. Aen. VI 832 berufen. Aber Tacitus verbindet *assuescere* nur mit einem Dativ oder einem Infinitiv. Zu 25, 12 bemerkt Schw., daß *libertus* und *libertinus* in der Kaiserzeit ohne Unterschied der Bedeutung wechseln, und Ähnliches sagt Gudeman. Allein das lex. Tac. zeigt, daß der bekannte Unterschied in der Anwendung der beiden Wörter von Tacitus durchaus aufrecht erhalten wird, und auch hier sagt er Z. 8 *liberti*, weil er die Freigelassenen dem Hausherrn gegenüberstellt, Z. 12 *libertini*, um sie als Stand von den *ingenui* zu scheiden. 28, 20 ergibt die Übersetzung von *experimento fidei* 'zum Lohn für ihre erprobte Treue' einen schiefen Gedanken; es handelt sich hier nicht um eine Auszeichnung, der die Ubier würdig erschienen wären, sondern um das Interesse der Römer, die die Ubier verpflanzten, um sie als Bollwerk zu verwenden, 'because they had given proof of their loyalty', wie Gudeman richtig sagt. 33, 6 *armis telisque Romanis* mit Rücksicht auf das folgende *oblectationi oculisque* für einen Dativ zu erklären ist ein seltsamer Einfall. Der Dativ bei passivischen Verbalformen (Schw. verweist auf 31, 1 *aliis populis usurpatum*) ist von ganz anderer Art und auf handelnde Personen beschränkt. 37, 4 setzt Schw. — dies ist eine Neuerung der 7. Auflage — *molem manusque* = molem manuum. Aber von den Händen der Cimbern läßt sich schwerlich sagen, daß sie eine moles bildeten, wohl aber von ihren Leibern, ihrem Heereszug. Also: 'die schwere Masse des Volkes und seine (zahlreichen) Hände'. Zu 37, 25 bemerkt Schw.: *triumphare aliquem* heißt hier und bei Dichtern und zeitgenössischen wie spätern Schriftstellern 'über jemanden triumphieren', sonst gewöhnlich 'jemanden im Triumph aufführen'. Von dem mir etwas problematischen Unterschiede der Bedeutung will ich nicht reden, sondern nur darauf hinweisen, daß es unrichtig ist, von einem transitiven Gebrauch des Verbs im allgemeinen zu sprechen, da dieser Gebrauch sich, wie bei *regnare*, auf die passivischen Formen beschränkt; s. Nipperdey zu Ann. XII 19, 10. — 45, 6 interpretiert Schw.: *illuc usque* (continuatur) *et fama vera tantum* (neque plus est) *natura*, 'bis dahin und nach wahrer Sage so weit und nicht weiter reicht die Schöpfung'. Ehe man eine solche Satzbildung gut heißt, tut man besser, die Worte *et fama vera* als Parenthese zu fassen (und *est* hinzuzudenken), wenn man nicht *si fama vera* liest, eine Konjektur, die viel Beifall gefunden hat.

Als das Todesjahr des Arminius ist wahrscheinlich nicht das Jahr 19, wie Schw. S. 19 und 74 sagt, sondern das Jahr 21 n. Chr. anzusehen; s. Nipperdey zu Ann. II 88, 14. Die Aussendung der Veteranenkolonie nach dem oppidum Ubiorum erfolgte im J. 50 (Ann. XII 27), nicht, wie Schw. S. 64 sagt, 48. Ich finde diese irrtümliche Angabe auch bei Kobilinski. Die Seefahrten des Germanicus fallen in die Jahre 15 und 16 n. Chr., nicht 14 und 15 (Schw. S. 72). Dem Namen *Mattium* (Hauptort der Chatten) entspricht Metze (bei Gudensberg südwestlich von Kassel) sprachgeschichtlich besser als Maden (Schw. S. 65). Zu c. 40, wo von dem Nerthusdienst die Rede ist, vergleicht Schw. den Kult

Digitized by Google

der magna mater Idaea, deren Bild und Wagen nach einer feierlichen Prozession von einem Priester 'zu Almo bei Rom' gewaschen wurden. Almo ist der Name eines Baches, nicht einer Stadt.

Angezeigt Bayer. Bl. 48 S. 274 von E. Ströbel, der viele Einzelheiten berührt.

2) Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber. Recensione con un prospetto delle varianti e note critiche di Paolo Fossataro. Napoli 1911, libreria Detken & Rocholl. VI u. 73 S. 8.

Die Ausgabe Fossataros, dessen textkritische Bemerkungen zum Agricola 1907 erschienen und JB. XXXIV 376 besprochen worden sind, zerfällt in drei Teile. Der erste enthält ein nicht durchweg zuverlässiges Variantenverzeichnis in drei neben einander stehenden Rubriken: links stehen die Lesarten der vier Handschriften, die orthographischen Abweichungen eingeschlossen, in der Mitte die des Puteolanus, die nach Fossataros Urteil nicht durch Konjektur gewonnen sind, sondern auf handschriftlicher Überlieferung beruhen, rechts die der modernen Herausgeber, von denen F. regelmäßig nur Halm, Furneaux, Gudeman, Decia, Stuart, andere gelegentlich nennt. Hedicke kennt er nicht. Der zweite Teil bringt 'kritische Noten'. Sie sind etwas dürftig und erstrecken sich nur auf einen Teil der textkritisch schwierigen Stellen. Den Schluß bildet der sorgfältig gedruckte Text.

In seiner Textrezension hat F. einen Teil der Ergebnisse seiner 1907 erschienenen Arbeit wieder verworfen oder modifiziert. Fremden Konjekturen gegenüber ist er zurückhaltend; wo er solche aufgenommen hat, darf man ihm zustimmen. Im allgemeinen geht er in der Scheu vor Änderungen des überlieferten Textes weiter als irgend einer der früheren Herausgeber. So schreibt er 14, 6 *ut vetere ... consuetudine haberet*, 28, 6 *remigante* in dem Sinne von regente remigantes, wie Stuart konjiziert hat, im Widerspruch mit den folgenden Worten *per inscitiam regendi*, 28, 7 *ad aquam atque utilia raptum*, so daß *ad aquam* bedeuten müßte 'um Wasser zu holen', 30, 13 ohne Umstellung *sed nunc terminus Britanniae patet*; *nulla iam ultra gens* etc., und sogar 41, 14 *cum inertia et formidine eorum*, obgleich ihm nicht entgangen ist, daß das Pronomen sowohl durch seine Beziehung auf das 7 Zeilen entfernte *ducum* als auch durch seine Stellung am Schluß der Periode Schwierigkeiten macht.

Wo die neu gefundenen Handschriften E T von A B abweichen, zieht er im allgemeinen die Lesarten der ersteren Klasse vor, auch da, wo sie offenbar verdächtig sind. Solche sind 12, 16 *patiens frugum fecundumque* (vgl. JB. XXXIV 376), 16, 5 *in barbaris ingeniis*, 30, 3 *nos et universi colitis et servitutis expertes*, 32, 19 *tam deserent illos ceteri Germani quam nuper Usipi reliquerunt*, wo durch die Stellung von *tam* die Anaphora der Verben *adgnoscent-recordabuntur-deserent* zerstört wird. Bei dieser übertriebenen Vorliebe für E T fällt es auf, daß F.

Digitized by Google

30, 16 und 33, 19 nicht mit E T *effugias* und *evasisse silvas*, sondern mit A B *effugeris* und *silvas evasisse* geschrieben hat.

Eine eigene Vermutung enthält die Ausgabe nicht. Seine 1907 vorgebrachte Konjektur *auctor itaque operis* 13, 12 hat F., obwohl er sie jetzt wiederholt, nicht in den Text gesetzt, und der in den kritischen Noten gemachte Vorschlag, 4, 3 *pater Julius Juli filius Graecinus* zu schreiben, ist wohl kaum ernst gemeint.

3) Anzeigen älterer Ausgaben und Übersetzungen. Loiseau, Tacite traduit II (JB. XXXVI 253); Ztschr. f. d. öst. Gymn. 62 S. 1032 von J. Golling (die Übersetzung werde dem Original nicht immer gerecht); Röhl, Dialogus (JB. XXXVII 228): Rev. crit. 1911 No. 42 S. 316 von E. T.; Ztschr. f. d. öst. Gymn. 62 S. 417 von R. Dienel (sorgfältig, doch befriedige der Kommentar mehr als der Text); Bayer. Bl. 47 S. 416 von F. Walter; Berl. ph. WS. 1911 S. 1599 von E. Wolff, der in der Kritik der Textgestaltung 12, 3 in ⟨isto⟩ strepitu empfiehlt und einzelne der von R. vorgeschlagenen Übersetzungen verbessert; Annibaldi, Germania (JB. XXXVII 231): Atene e Roma 25 No. 157-159 von Rostagno; Berl. ph. WS. 1911 Sp. 1537 von R. Wünsch (W. zitiert die Anfangs- und Schlußworte der Germania, wie sie nach dem Zeugnis des Decembrio im cod. Henochianus standen, und meint, daß die Abweichungen, die der Aesinus diesem Wortlaut gegenüber aufweist, sich am leichtesten durch die Annahme eines Mittelgliedes erklären, wodurch die Zahl der Verderbnisse sich vergrößerte, d. h. daß der Aes. nicht unmittelbar aus dem Henoch. abgeschrieben ist): Sladovich-Sladoievich, Agricola (JB. XXXVII 232): Berl. phil. WS. 1912 Sp. 230 von E. Wolff (eine 'Kuriosität'); Ztschr. f. d. ö. G. 63 S. 541 von J. Golling ('ein schreckliches Büchlein'); Fisher, Historien (JB. XXXVII 232): Athenaeum 4367 S. 40; Class. Rev. 25, 4 S. 124 von A. D. Godley; Museum 19, 1 S. 7 von J. v. Wageningen; Berl. ph. WS. 1912 Sp. 262 von E. Wolff (zutreffende Beurteilung textkritisch unsicherer Stellen); Moore, Historien I. II (JB. XXXVII 235): Boll. di fil. class. 18 S. 45 von L. V. (anerkennend; Rezensent verteidigt seine Konjektur *Ardae* II 40, 2); WS. f. kl. Phil. 1912 Sp. 655 von E. Wolff (lobend).

II. Historische Untersuchungen.

4) Konrad Eisenhardt, Über die Reden in den Historien und Annalen des Tacitus. Progr. des K. Humanistischen Gymnasiums zu Ludwigshafen am Rhein 1910/11 und 1911/12. Buchdruckerei Wilhelm Wörle, Ludwigshafen am Rhein 1911. 77 S. 8.

Auf die Frage, welches Ziel die von Tacitus in die Erzählung eingeflochtenen Reden verfolgen, antwortet Verf.: in erster Reihe sind sie dazu bestimmt, die Persönlichkeit zu charakterisieren, in zweiter, die Situation zu kennzeichnen. Die zweite, wichtigere Frage ist, inwieweit sie als freie Erfindungen des Historikers zu betrachten sind. Die Antwort auf diese Frage hat man bisher durch einen Vergleich der von Tacitus dem Claudius in den Mund gelegten Rede über das ius honorum der Gallier mit der uns erhaltenen wirklichen Rede zu gewinnen gesucht. Denselben Weg geht auch Eisenhardt. Er findet,

Digitized by Google

zur Charakterisierung des Claudius sei die wirklich gehaltene Rede viel geeigneter; Tacitus habe, der antiken Anschauung folgend, daß eine Umgestaltung nicht bloß erlaubt, sondern auch notwendig sei, aus ihr eine nach den Regeln der Rhetorik — denn auch er stehe mit beiden Füßen in der Rhetorik — aufgebaute Komposition geschaffen. Daß er in den Reden überhaupt nicht den Wortlaut wiedergibt, sehe man sowohl aus den Einleitungsformeln, wie *in hunc modum*, als auch aus den Fällen, wo er angibt, daß er wörtlich zitiere, unter denen einer ist (XV 63), wo er die wörtliche Wiedergabe ausdrücklich rechtfertigt. Den meisten Anspruch auf historische Wahrheit hätten, meint E., die freie Gestaltung des Stoffes vorausgesetzt, die Senatsreden, da sie in den Acta senatus verzeichnet waren; doch seien diejenigen unter ihnen, in denen Tacitus die Vertreter altrömischer virtus seinen Zeitgenossen vor Augen stellt, freier komponiert. Ihr Inhalt sei vielfach der Niederschlag der eigenen Anschauungen des Historikers. Z. B. lege Tacitus, der unter Domitian auf jede literarische Tätigkeit habe verzichten müssen, in der Rede des Cremutius Cordus Ann. IV 34. 35 seinen eigenen literarischen Standpunkt dar. Unter den Reden der Kaiser — Vitellius ist der einzige, den Tacitus nicht reden läßt — gebühre denen des Tiberius eine Sonderstellung: sie hätten, soweit Tacitus ihren Inhalt als Heuchelei brandmarkt, als historische Dokumente zu gelten. Die IV 37. 38 wiedergegebene Rede des Kaisers rufe in uns ein bitteres Gefühl über die Grausamkeit des Schicksals wach, daß dieser treffliche Regent fast zwei Jahrtausende lang völlig verkannt worden war. — Die außerhalb des Senats gehaltenen Reden hätten geringeren Anspruch auf historische Wahrheit. In Galbas Rede H. I 15. 16 bringe Tacitus seine eigenen Anschauungen über die Adoption; Pisos Rede I 30 enthalte Gedanken, die Tacitus nur deshalb einfügen konnte, weil er den weiteren Verlauf der Ereignisse kannte. Die Ansprachen der Feldherrn seien natürlich frei erfunden.

Die wichtigsten Reden sind in direkter Form gehalten, die Mehrzahl in indirekter mit meist nur skizzierten Gedanken. Der Übergang von der Erzählung zur indirekten Rede ist oft ziemlich unvermittelt, ebenso der Übergang von der indirekten zur direkten Form.

E. gibt sodann Dispositionen der wichtigsten Reden und gruppiert sie nach ihren Gattungen. Einige sind Beispiele eines *λόγος προτρεπτικός*, andere gehören dem genus iudiciale, noch andere dem genus deliberativum an; Germanicus' letzte Rede Ann. II 71 erinnere an einen *λόγος ἐπιτάφιος*. Seine rhetorische Meisterschaft zeige Tacitus in der Rede Senecas und der Gegenrede Neros XIV 53—56: jeder von beiden verheimliche vor dem andern seine wahren Gefühle.

In der Stilfrage stellt sich E. mehr auf die Seite Wölfflins, als auf die Nordens und Leos: der Dialogus sei Tacitus' Erstlingswerk und in die Zeit des Titus zu setzen; denn da er die Absage an den Rednerberuf enthalte, könne er nicht nach dem Agricola geschrieben sein. In den in die großen Werke eingefügten Reden nun nähere sich Tacitus der Sprache des Dialogus und Ciceros. Die rhetorischen Hilfsmittel

Digitized by Google

sind in ihnen in reichem Maße verwendet; Beispiele der einzelnen Tropen und Figuren verzeichnet Eisenhardt S. 53—66. Auch den Wortschatz der Reden hat er untersucht. Auf diesem Gebiete ist die auffallendste (übrigens längst bekannte) Tatsache die, daß von den 6 Beispielen, die man für *autem* in den beiden großen Werken findet, 5 auf Reden entfallen; in der Erzählung steht es nur Ann. XIII 25. 14. Daß Wörter und Phrasen wie *proinde*, *si-sin*, *nisi forte*, *utinam*, *quin potius*, *nempe* ausschließlich oder fast ausschließlich in den Reden vorkommen, liegt (was E. nicht hervorhebt) in ihrer Bedeutung begründet. In diese Reihe gehört auch das von E. nicht genannte Pronomen *iste*, das sich bei Tacitus überhaupt nur in Reden findet, ausgenommen Agr. 40, 10 und Ann. XVI 16, 7. Aber auch an diesen beiden Stellen steht es nicht in der Erzählung, sondern in einer Reflexion des Tacitus. E. verzeichnet auch einige von Tacitus in den Reden gebrauchte Wörter und Konstruktionen, die zum oratorium genus dicendi wie er meint, nicht passen. Zu diesen Ausdrücken würde er die Einfügung einer Frage in einen Finalsatz Ann. XIV 43, 13 *ut quem ... defendat* etc. mit Recht zählen, wenn die Überlieferung uns zwänge, sie dem Tacitus zuzutrauen. Auch wo er von der Figur der gradatio handelt (S. 60), sagt er unrichtig, daß Tacitus Ann. XVI 22, 25 vermöge seiner Neigung zur Variation im zweiten Gliede *evertere* mit *pervertere* vertausche; denn Tacitus hat, wie an erster Stelle *ut imperium evertant*, so an zweiter *si imperium everterint* geschrieben; und VI 8, 6 hat er nicht 'für *expetere* das Verbum *adipisci* angewendet', sondern jedes der beiden Verben in dem ihm eigenen Sinne gesetzt.

Im ganzen wird man sagen dürfen, daß Eisenhardt in dieser seiner Erstlingsschrift, obwohl sie kaum etwas Neues bringt, unterstützt durch eine erschöpfende Literaturkenntnis, die verschiedenen Seiten seines Themas eingehend und mit verständigem Urteil erledigt hat.

Druckfehler sind leider nicht selten; auf einer einzigen Seite (64) zähle ich deren sechs.

5) Guilelmus Theissen, De Sallustii, Livii, Taciti digressionibus. Diss. Berol. 1912, in aed. R. Trenkeli. 93 S. 8.

Die Arbeit verfolgt, ausgehend von den Richtlinien, die Leo und Norden gezogen haben, soweit sie uns berührt, den Zweck, festzustellen, an welche Vorgänger und inwieweit Tacitus sich in seinen Exkursen angeschlossen hat. Die Betrachtung beginnt mit dem Agricola und schließt mit den Annalen. Im Agricola lehnen sich beide Digressionen, die über Britannien und die über das *magnum atque memorabile facinus* der Usiperkohorte, an Sallust Iugurtha an; doch hat Tacitus an der zweiten Stelle die Grenzen der Biographie überschritten. Die nicht in die Historien eingeschobene, sondern wegen der Fülle des Materials ihnen vorausgeschickte Monographie über Germanien ist zu den Exkursen zu rechnen; ihre Komposition erinnert an die Ethnographie der Parther bei Trogus-Justinus und an das ethnographische Material, das Strabon aus Posidonius bringt. Auf die Einschiebung und Gestal-

Digitized by Google

tung der Digressionen in den Historien: die Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten, die Nekrologe, die Beschreibung fremder Kulte, haben Sallusts Historien den größten Einfluß gehabt; der Exkurs über die *potentiae cupido* II 38 erinnert an Sall. Iug. 41; für den Exkurs über Land und Volk der Juden war Posidonius die Hauptquelle. In den Annalen erinnern die Charakteristik des Sejan und die der Poppaea sowie die Digressionen über die Freiheit des menschlichen Willens gegenüber dem Fatum und über die Gesetze an Sall. Cat., der Exkurs über den Luxus an Sall. Iug. 41, während die an den Schluß des 2. und 6. Buches gestellten Elogien des Arminius und Tiberius einer schon von der hellenistischen Historiographie geübten Sitte folgen. In den staatsrechtlichen Exkursen, über die Leo erschöpfend gehandelt hat, liegt wohl ein Zurückgreifen auf die Sitte der Annalisten vor, die vor der Zeit des Tacitus geschrieben haben.

6) Adolf Kürti, Zur Quellenfrage des Tacitus. Progr. des K. K. Staats-Realgymnasiums im XVII. Bezirke Wiens 1910. 37 S. 8.

Der vorliegende Teil der Abhandlung, deren Fortsetzung und Schluß erst zu erwarten sind, enthält im wesentlichen nur eine Materialsammlung, und zwar werden in langen Listen zusammengestellt die allgemeinen und die namentlichen Quellenzitate bei Tacitus, ferner die geographischen Angaben des Historikers verglichen mit den Zeugnissen anderer uns erhaltener Autoren, endlich auch die formellen Reminiszenzen aus Sallust und Velleius. Daneben offenbart Verf. seine eigene Stellung zu der Quellenfrage, ohne sie jedoch eingehend zu begründen, durch folgende Äußerungen: Tacitus und Plutarch haben wahrscheinlich eine gemeinsame Quelle benutzt, die man aber bis jetzt noch nicht hat feststellen können; was Plinius betrifft, so kann man zwar zugeben, daß Tacitus (in den Historien) sehr viel aus ihm herübergenommen hat, doch darf man diesen nicht als einzige Hauptquelle für jenen in Anspruch nehmen, und schon aus der Zusammenstellung der Quellenzitate ergibt sich, daß Tacitus sich durchaus nicht mit dem Ausschreiben einer oder einiger Quellen begnügt, sondern auf Grund mannigfacher besonderer Hilfsmittel, schriftlicher wie mündlicher, die Darstellung der einzelnen Autoren, die ihm der Beachtung wert zu sein schienen, vielfach korrigiert hat.

7) V. Ussani, Questioni flaviane III. Le interpolazioni pliniane in Giuseppe. Riv. di fil. 39 S. 390—408.

U. sucht in diesem Aufsatz im Texte des Flavius Josephus Interpolationen aus dem Plinianischen Geschichtswerk nachzuweisen. Zu seinem Beweismaterial gehören die Nachrichten des Tacitus über das jüdische Land im 5. Buche der Historien, insofern diese Nachrichten auf Plinius zurückgehen. Unter den *veteres auctores* V 6, 24 versteht er nicht, wie Fabia, Les sources de Tacite S. 254, den Plinius und dessen Gewährsmänner, sondern nur die letzteren oder vielmehr, da *veteres auctores* dasselbe sei wie vetus auctor, einzig und allein den Posidonius.

Digitized by Google

8) P. Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus. N. Jahrb. XIV (27) S. 697—717.

Verf. beginnt mit Rudolf von Fulda, aus dessen Handschrift beide Medicei geflossen sein können. Dann folgen Poggio Bracciolini und, glücklicher als Poggio, Enoch von Ascoli, der seine Handschrift, die er in Hersfeld gefunden hatte, stückweise verhökerte, wie Wünsch richtig vermutet: der Agricola kam an die Brüder Guarnieri (der jüngst wiedergefundene cod. Aesinus), die Germania vermutlich nach Enochs Tode mit dem Rest der Handschrift an Enea Silvio de' Piccolomini, den späteren Papst Pius II. Auf ihn gehen diejenigen Handschriften der Germania (z. B. der Vindob. II) zurück, die man eine Zeitlang für einen besonderen deutschen Zweig der Überlieferung gehalten hat. 50 Jahre nach Enochs Entdeckung wurden die Bücher I—V der Annalen in Corvey gefunden und 1515 erschien im Auftrage Leos X. die erste Gesamtausgabe des Tacitus von Beroaldus. Der Einfluß des Tacitus, den bisher nur F. Ramorino darzustellen unternommen hat, beginnt erst, als Macchiavelli die Wissenschaft der Politik begründet: Tacitus wird eine Art Handbuch der Regierungskunst. Als solcher erscheint er in mehreren in Toskana erschienenen Büchern. Im deutschen Humanismus sind auf Tacitus, und zwar vorzugsweise auf die Germania, zwei Bewegungen zurückzuführen: die Wendung zur kulturgeschichtlichen Betrachtung und die historische Unterbauung des deutschen Patriotismus. Der Mann, der in Deutschland recht eigentlich für Tacitus die Tür eingeschlagen hat, ist Conrad Celtis, der von früh auf von Bewunderung für die germanische Vorzeit erfüllt war. Sein Schüler ist Aventin, in dessen 'Bayrischer Chronik' wir ein phantastisches Gemälde an Stelle der knappen Schilderung des Tacitus finden.

In eine nüchternere Welt führt uns der Elsässer Beatus Rhenanus, der durch seine philologische Beanlagung seiner Zeit weit voraus war. Seine commentarii in Tacitum bezeichnen den ersten Versuch eines geographisch-ethnographischen Kommentars zur Germania, seine Rerum Germanicarum libri III sind die erste kritische Geschichte der deutschen Frühzeit. Dazu kommt seine Gesamtausgabe des Tacitus 1533. Rhenanus ist der erste, der die Bezeichnung 'Annalen' gebraucht und die Echtheit des Dialogus angezweifelt hat. An seine Arbeiten schließt sich die erste deutsche Übersetzung der Germania von Eberlin von Günzburg 1526 und der Kommentar zur Germania von Andreas Althamer 1529; Jacob Micyllus schuf 1535 die erste Übersetzung des ganzen Tacitus.

Der Begründer des Arminiuskultus ist Ulrich von Hutten, der die Varusschlacht vom Lech an die Weser verlegte. 1529 erschien in Form eines Totengesprächs nach dem Muster Lucians sein Schriftchen, in dem Arminius vor dem Throne des Minos seinen Platz neben Alexander, Scipio und Hannibal erstreitet. Die Gleichung Arminius-Hermann geht wahrscheinlich auf Aventin zurück.

Digitized by Google

9) Friedrich Sanders, Die Stellung der kaiserlichen Frauen aus dem julisch-claudischen Hause. Diss. Giessen. Darmstadt 1912, Druck von K. F. Bender. 79 S.

Verf. stellt in dieser Arbeit zusammen, was uns aus den Autoren, unter denen Tacitus mit in erster Reihe steht, den Inschriften und den Münzen über das im Titel bezeichnete Thema bekannt ist. Seine Liste der kaiserlichen Frauen umfaßt 18 Personen; sie beginnt mit Octavia, der Schwester des Augustus, und schließt mit Statilia Messalina, der dritten Gemahlin Neros. Die Ausführung des Themas zerfällt in folgende Abschnitte: Schutz der Persönlichkeit, Ehren und Auszeichnungen, Kult, Münzrecht, privatrechtliche Privilegien und Vermögensverhältnisse. Der wichtigste Abschnitt ist der letzte, der 'die Teilnahme an der Herrschaft' überschrieben ist. Hier handelt es sich nur um zwei jener 18 Frauen, nämlich um Livia und die jüngere Agrippina, hinter denen die übrigen kaiserlichen Frauen weit zurücktreten. Was jene betrifft, so meint Verf., man werde nicht mit Bestimmtheit behaupten dürfen, daß Augustus durch die Adoption und Verleihung des Namens Augusta seiner Witwe die Teilnahme an der Regierung habe zusichern wollen; aber Livia selbst scheine die Auszeichnungen in diesem Sinne aufgefaßt zu haben. Tiberius habe den Plänen seiner Mutter mit aller Macht entgegengearbeitet, obwohl er ihr einige Zugeständnisse machte. Von einer Mitherrschaft der Livia in staatsrechtlichem Sinne könne nicht die Rede sein. Mehr Glück mit ihren Plänen hatte die jüngere Agrippina, besonders seit der Verleihung des Augustatitels im J. 50, eine Frau, die eine Stellung im Staate einnahm, wie keine Römerin zuvor. Dies zeigen am deutlichsten die Münzen. Nero schüttelte sehr bald die Mutter ab. Aber auch Livia und Agrippina, meint Verf. zum Schluß, sind letzten Endes doch nur Scheinpartner des Regiments gewesen.

10) Hugo Willrich, Livia. Mit einem Titelbild. Leipzig-Berlin 1911, B. G. Teubner. 79 S. 8.

Die alle schriftstellerischen und monumentalen Quellen zusammenfassende, gewandt geschriebene und A. Viertel zum 70. Geburtstag gewidmete Abhandlung ist bestimmt, der (am sorgfältigsten bei Gardthausen begründeten) ungünstigen Auffassung von Livia entgegenzutreten. Sie zerfällt in drei Kapitel: Livia in der Familie, Livia als Kaiserin, Livias Vermögensverwaltung. Für uns ist der erste Abschnitt der wichtigste.

W. folgt der Annahme, daß für Tacitus die Kommentarien der jüngeren Agrippina die Quelle seiner Auffassung von Tiberius gewesen sind. Er erstreckt diese Vermutung auf das Bild der Livia. Bekanntlich werden jene Memoiren von Tacitus nur Ann. IV 53 genannt, wo er eine Anekdote aus dem Leben der älteren Agrippina erzählt und bemerkt, er habe diese Geschichte, die von den scriptores annalium nicht erzählt werde, in den Denkwürdigkeiten ihrer Tochter gefunden. Die Art des Citats zwingt m. E. zu dem Schlusse, daß Tacitus nichts weiter als diese Anekdote aus Agrippinas Schrift entlehnt hat, um

Digitized by Google

die Berichte seiner Hauptquellen, der scriptores annalium, zu vervollständigen, alles übrige aber, was er erzählt, bei diesen vorgefunden und aus ihnen entnommen hat. Und wenn man dem nicht widersprechen, aber es trotzdem für möglich erklären sollte, daß Tacitus sich durch die Tendenz jener Memoiren habe beeinflussen lassen, da sie der Lust am Sensationellen entgegenkommen, so ist einerseits auf Ann. IV 11 zu verweisen, wo Tacitus, nachdem er ein den Tiberius arg belastendes Gerücht widerlegt hat, seine Leser bittet, *ne divulgata atque incredibilia avide accepta veris neque in miraculum corruptis antehabeant*, andererseits zu bedenken, wie ungereimt die Annahme wäre, daß der Historiker sich durch die Aufzeichnungen einer Frau habe bestechen lassen, deren maßlose Leidenschaft ihm bekannt war.

Somit fällt die Verantwortung für das, was Tacitus Ungünstiges über Livia berichtet oder andeutet, seinen Hauptquellen zu. Zuzugeben aber ist, daß zwischen I 3, wo er die Möglichkeit andeutet, daß Livia C. und L. Caesar habe beseitigen lassen, und IV 71, wo er so redet, als sei dies eine Tatsache, ein Widerspruch besteht, der ihm selbst zur Last fällt, wie er sich übrigens auch sonst bei ihm findet. Was nun die Glaubwürdigkeit dieser Überlieferung betrifft, so wird sie von W. mit Recht bestritten. Mit Unrecht aber bestreitet er die bestimmte Angabe des Tacitus (IV 57), daß Augustus sich mit dem Gedanken getragen habe, Germanicus zu seinem direkten Nachfolger zu ernennen, und nur durch Livias Bitten bewogen worden sei, Tiberius einzuschieben. Diese Angabe wird durch den Hinweis darauf, daß die Adoption des Agrippa Postumus zugleich mit der des Tiberius erfolgte, nicht widerlegt. Auch das hat W. nicht erwiesen, daß Livia an der Relegation des Agrippa keinen Teil gehabt habe. Die Erzählung von der heimlichen Reise des alten Kaisers nach Planasia und der daran geknüpfte Verdacht eines *scelus uxoris* beruhen allerdings wohl auf leerem Gerede. Sagt doch auch Tacitus nicht mehr als *quidam . . . suspectabant* und drückt seinen Zweifel an beiden Geschichten durch *utcumque se ea res habuit* aus.

Daß Tiberius, von der Mutter herbeigerufen, Augustus noch lebend gefunden habe, hält W. auf Grund von Suetons Bericht für ausgemacht. Tacitus sagt, es sei unentschieden, ob er ihn noch lebend oder schon entseelt angetroffen habe; denn Livia habe Haus und Straßen gesperrt. Dem widerspricht nicht, was Tacitus I 13 über die letzten Unterredungen des Augustus mit Tiberius berichtet; denn diese Gespräche können schon einige Tage vor dem Ende, als der bereits kranke Kaiser dem Tiberius bis Benevent das Geleit gab, stattgefunden haben, und was Sueton über die letzten Augenblicke des Kaisers erzählt, ist mit der Nachricht von der Sperre des Hauses und der Straßen, wenigstens zur Not, vereinbar; denn die 'Freunde', an die Augustus die Äußerung über den *mimus vitae* richtete, sind offenbar diejenigen Personen, die ihn bisher auf der Reise begleitet hatten und in Nola nicht fortgeschickt wurden; und für die *advenientes ab urbe* kann die Sperre aufgehoben worden sein, weil sie über das Befinden

Digitized by Google

der erkrankten Tochter der Julia Mitteilungen zu bringen hatten. Aber wie es, wenn diese Dinge wahr sind, geschehen konnte, daß die scriptores annalium in Zweifel waren, ob der Kaiser, als Tiberius in Nola ankam, noch lebte oder schon tot war, das ist in der Tat schwer zu verstehen.

Den Befehl zur Ermordung des Agrippa hat, wie W. meint, Augustus gegeben; Tiberius und Livia seien an dieser Bluttat unschuldig. Die Augustus entlastenden Erwägungen des Tacitus läßt er nicht gelten: Augustus habe die harte Maßregel als notwendig erkannt, da die Existenz des jungen Mannes eine Gefahr für die Ruhe des Reiches bilden mußte, sobald er selbst aus dem Leben geschieden war.

Das Verhältnis zwischen Tiberius und Livia einerseits und Germanicus und Agrippina andererseits hat sich, wie W. sagt, erst durch die Vorgänge im Orient getrübt. Mit Unrecht behaupte Tacitus, Germanicus habe sich schon vorher vor dem geheimen Haß des Oheims und der Großmutter gefürchtet. Daß Livia die Plancina geschützt habe, gesteht er zu; daß aber die Anklage gegen Piso von ihr unterstützt worden sei, schließt er aus dem Umstande, daß sie unter den Personen war, denen der Senat *ob vindictam Germanici* dankte. Die Herrschsucht der Livia führte in der späteren Zeit zu Reibungen zwischen ihr und Tiberius; aber diese Zusammenstöße haben nach Willrichs Urteil nicht zu einer dauernden Trübung des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn geführt. Mit dieser Auffassung ist es schwer vereinbar, daß Tiberius sich weder durch die letzte Krankheit der Mutter noch durch ihren Tod bewegen ließ, Capri zu verlassen.

Angezeigt Rev. crit. 1912 No. 12 S. 239 von E. T.; Berl. ph. WS. 1912 Sp. 587 von C. Bardt; Lit. Centr. 1912 S. 629 von H. Philipp Nord. tidsskr. f. fil. I S. 45 von H. Raeder; Bayer. Bl. 48 S. 262 von F. Joetze ('eine durch kluges Abwägen und vornehme Einfachheit ausgezeichnete Monographie').

Zu vergleichen ist J. Mc Cabe, The empresses of Rome, London 1911, Methuen. 370 S. und G. Ferrero, The women of the Caesars, London 1911, Unwin. 348 S.

11) U. v. Wilamowitz-Moellendorff und F. Zucker, Zwei Edikte des Germanicus auf einem Papyrus des Berliner Museums. Vorgetragen am 13. Juli 1911. Sitzungsberichte der K. preuß. Ak. der Wiss. 1911. XXXVII. S. 794—821.

Die Edikte des Germanicus stammen aus der Zeit seines ägyptischen Aufenthalts im Frühjahr 19 n. Chr. In dem ersten untersagt er die eigenmächtigen Requisitionen, die von den Verwaltungsbeamten angestellt wurden, um die Mittel für den Unterhalt und die Beförderung des Prinzen und seines Gefolges aufzubringen, und gibt genaue Anweisungen für die geordnete Durchführung der Erhebungen, wobei er die Leistungen der Untertanen nicht in dem üblichen Umfang in Anspruch nimmt. In dem zweiten Edikt dankt er für die Sympathiekundgebungen der Bevölkerung, verbittet sich aber, ihn mit Titulaturen zu begrüßen, die nur dem Kaiser und der Kaiserin-Mutter zukommen.

Digitized by Google

Auf Zuckers Ausgabe und Erklärung der Urkunde folgt eine 'historische Erläuterung' von v. Wilamowitz-Möllendorff. Diese beginnt mit einer Polemik gegen Mommsen, der die Geburt der jüngsten Tochter des Germanicus Livilla ins J. 17 hinaufrückt, um die Angabe Suetons, daß die drei Töchter *continuo triennio* geboren seien, zu retten (s. JB. VII 236). v. Wil. meint: wenn Livilla etwa im April 18 geboren wurde, Drusilla im Winter 16/17, Agrippina am 6. Nov. 15, so fallen die drei Geburtstage zwar so, daß in einem Konsulatsjahr kein Kind geboren wird, aber doch zwischen dem Geburtstag der ersten Tochter und dem der dritten 2 Jahre und 5 Monate liegen; und das habe Sueton wohl ein *continuum triennium* nennen dürfen.

Weiter schildert v. Wil. an der Hand des taciteischen Berichts die Reise des Germanicus von Rom nach dem Osten, spricht die Vermutung aus, daß er von Gattin und Kindern nach Ägypten begleitet worden sei[1]), und weist auf die Aufregung und Kosten hin, die eine Reise bis zum ersten Katarakt mit sich bringen mußte. Weiter bemerkt er über die dem Germanicus dargebrachten Huldigungen, offenbar habe ihm mehr daran gelegen, daß man in Rom seinen Protest lese, als daß die Huldigungen unterblieben. Dann beleuchtet er den Gegensatz der Anschauungen zwischen Germanicus und Tiberius und gibt zu, daß Tiberius sich in der Person des Piso[2]) vergriffen haben könne. Tacitus allein erzähle, daß die Behauptung der Vergiftung sich nicht habe halten lassen; gleichwohl habe er seine ganze Darstellung darauf angelegt, daß wir empfinden, Germanicus sei von Tiberius, wenn nicht durch Gift, so doch durch das mal'occhio seines Neides und seiner kalten Bosheit gemordet worden. — In einer Anmerkung spricht v. Wil. über den griechischen Vers, mit dem Tiberius Agrippina zurechtwies: Suet. Tib. 53; Tac. Ann. IV 52. Die Übersetzung Suetons ergebe folgenden Wortlaut: **εἰ μὴ τυραννεῖς, τέκνον, ἀδικεῖσθαι δοκεῖς;** der Vers gehöre in die fragmenta tragicorum und könne an einen männlichen Prätendenten gerichtet gewesen sein.

12) Josef Milkowitsch, Tiberius des Tyrannen Ehrenrettung und Capri. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. Napoli 1911, de Rosa e Polidori. 31 S.

Auf den Inhalt dieses Aufsatzes näher einzugehen, ist kein Anlaß. Ich erwähne nur, daß der Günstling des Tiberius Helios Sejanus genannt wird, Sulla als Sillus erscheint, und stelle, um ein Beispiel der widerspruchsvollen, unklaren Darstellung und zugleich eine Stilprobe zu

[1]) v. Wil. spricht von drei kleinen Kindern, die Germanicus mit nach dem Osten genommen habe. Bei seiner Abreise aus Rom begleitete ihn von seinen Kindern nur der kleine Gaius (Suet. Gaius 10 comitatus est patrem et Syriaca expeditione); die beiden Kinder, mit denen Agrippina nach dem Tode ihres Gemahls in Brundisium landete (duobus cum liberis Tac. Ann. III 1), waren Gaius und die auf Lesbos geborene Livilla. Nero, Drusus, Agrippina und Drusilla waren in Rom geblieben (in urbe fuerant Tat. Ann. III 2).

[2]) v. Wil. nennt Piso Prokonsul (statt Legaten) von Syrien.

Digitized by Google

geben, folgende Sätze nebeneinander: S. 6 'Tiberius war glücklich in allen seinen Unternehmungen, aber er verstand es nicht, sich zu verstellen, ein Fehler, welcher ihm nicht wenige Verdrießlichkeiten einbrachte' und S. 8, wo von dem Regierungsantritt des Kaisers die Rede ist: 'Tiberius besaß die große Gewandtheit alle zu täuschen, indem er alles in seinem Schmerze vereinigt, glauben zu machen mußte, um unterdessen doch zu erraten, wie groß die dem entschlafenen Stiefvater erwiesenen prächtigen Ehren sein konnten'.

13) A. v. Domaszewski, Eine Inschrift des P. Suillius Rufus. Rhein. Mus. 67 S. 15.

Es handelt sich um eine in Antiochia in Syrien gefundene Ehreninschrift; der Name des Ehrenden ist *C. Julius Christus*, der des Geehrten ist absichtlich getilgt; er wird aber als *quaestor Germanici Caesaris* und *legatus Tiberii Caesaris Augusti* bezeichnet. Nun kennen wir aus Tacitus (Ann. IV 31; XIII 42) einen übel berufenen Mann, der Quästor des Germanicus gewesen ist: P. Suillius Rufus. Er bekleidete dieses Amt wahrscheinlich während des 2. Konsulats des Germanicus und seiner Statthalterschaft des Ostens. Man hätte erwarten sollen, daß der Quästor des Germanicus in Pisos Prozeß gleich den Legaten des Germanicus als Ankläger aufgetreten wäre. Statt dessen erscheint er in der Inschrift als Vertrauensmann des Tiberius; denn unter der dort erwähnten Legation kann man nur die Stellung eines legatus legionis verstehen. So hatte Tiberius nicht nur den Statthalter Syriens, sondern auch den Quästor dem unglücklichen Prinzen als Wächter zur Seite gestellt, um dieses Werkzeug dann gleich Piso preiszugeben. Bei der leidenschaftlichen Parteinahme der Antiochenser für Germanicus begreift man, daß sie das Denkmal des Quästors nach seinem Sturze beseitigt haben.

14) Emil Sadée, Römer und Germanen. 2 Bände. Berlin-Wilmersdorf, H. Paetel. Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften begründet von H. Vollmer, Band 37.

Das Werk wendet sich, obwohl es auf wissenschaftlicher Durcharbeitung des Stoffes beruht, vorzugsweise an die Jugend; in den Anmerkungen werden Quellen- und Literaturnachweise gegeben. Der zweite Band, der für uns allein in Betracht kommt, umfaßt die Zeit von 44 v. Chr. bis 17 n. Chr. Maßgebend für die Erzählung Sadées ist, einen wichtigen Punkt ausgenommen, die Darstellung Knokes, der zwar ein Varuslager nicht nachgewiesen, aber die Richtung, die Varus von der Weser aus einschlug, durch eine gut begründete Hypothese so weit plausibel gemacht habe, daß man sich erlauben dürfe danach so zu erzählen, als wenn es sich um bewiesene Tatsachen handelte. Auch für die Feldzüge des Germanicus betrachtet Sadée Knokes Werk von 1887 als grundlegend. Er knüpft daher die Ereignisse der Jahre 14—16 n. Chr. an folgende Ortsnamen: 14 Herdecke; 15 Mattium = Metze oder Maden, Rheine als Vereinigungspunkt der Heeresteile, die Linie Gütersloh—Lippstadt als die der *ultimi Bructerorum*, der

Iburger Paß, durch den Germanicus auf das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes gelangte, die Schlacht von Barenau; 16 die Schlachten bei Eisbergen und bei Leese. Aus der Darstellung der Ereignisse dieses letzten Jahres hebe ich die Bemerkung hervor, daß Germanicus absichtlich wieder in die Ems, nicht in die Weser hineingefahren sei, weil er sich, falls Gallien bedroht würde, von der Ems aus rasch wieder zur Lippe und zum Rhein zurückwenden konnte, und den für Leser des Tacitus auffälligen Satz: ‘in Amisia, beim heutigen Emden, blieb die Flotte zurück’.

Der wichtige Punkt, in dem Verf. Knoke die Gefolgschaft versagt, betrifft die Lage der pontes longi des Domitius, die zwischen der mittleren Ems und dem Niederrhein zu suchen seien. Die Alisofrage habe mit der des Varusschlachtfeldes nichts zu tun; ob Aliso und das Lippekastell, das Germanikus im J. 16 entsetzte, identisch sind, sei unklar; mit Oberaden dürfe Aliso des Zeitunterschiedes wegen nicht gleichgesetzt werden. Das Winterlager des Tiberius ad caput Juliae (Lupiae) 4/5 n. Chr. habe man sich jedenfalls im Herzen des Cheruskerlandes zu denken.

Das Buch schließt mit dem Ende des Marbod und dem des Arminius.

Angezeigt Röm.-germ. Korr. V S. 15 von M. Siebourg (‘recht brauchbares Kompendium’); Ztschr. f. d. öst. Gymn. 63 S. 376 von A. Schulz (empfehlenswert, obwohl die vielen Schlachtberichte ermüdend wirken); WS. f. kl. Phil. 1912 Sp. 661 von H. Nöthe (trotz mancher Mängel jeder Schülerbibliothek zu empfehlen).

15) E. Wilisch, Die Römer an der Elbe um die Zeit von Christi Geburt. Mitteilungen der Gesellschaft für Zittauer Geschichte No. 8 (März 1912). Zittau, Druck von R. Menzel Nachf. 16 S. mit einer Kartenskizze.

Aus diesem interessanten Aufsatze hebe ich folgendes hervor. Wenn Tacitus Ann. I 59 den Arminius sagen läßt, die Germanen würden nie darüber wegkommen, daß sie zwischen Elbe und Rhein Ruten, Beile und die Toga gesehen hätten, so wird gerade durch die Worte *inter Albim et Rhenum* verraten, daß die Rede des Arminius von Tacitus frei erfunden ist; denn sie sind durchaus aus römischer Anschauung geschrieben und lagen dem Arminius weniger nahe, weil die Deutschen bei ihrer Zersplitterung für solche größere Zusammenfassungen noch kein Verständnis haben konnten. Derselbe Ausdruck erscheint angemessen im Munde des Germanicus II 22, obgleich er Ruhmredigkeit verrät, wie auch in *usque ad Albim* II 41 und in *propiorem iam Albim quam Rhenum* eine Übertreibung liegt. Die Angabe, daß die Cherusker eine Zeitlang den Gedanken erwogen hätten, sich über die Elbe zurückzuziehen (II 19), läßt den Schluß zu, daß sie mit einem kleinen Stück ihres Landes an die Elbe grenzten, etwa bei dem heutigen Magdeburg.

Drei römische Feldherrn haben die Elbe erreicht, Drusus, Domitius, Tiberius. Alle drei zogen in nordöstlicher Richtung: Drusus erreichte,

Digitized by Google

von Mainz ausgezogen, die Elbe etwa in der Gegend von Magdeburg. Domitius gelangte von Augsburg aus, nachdem er den Hercynischen Wald zwischen Thüringerwald und Erzgebirge durchquert hatte, in das heutige damals von Hermunduren bewohnte Königreich Sachsen und erreichte etwa bei Riesa oder wenig nördlicher die Elbe, die er sogar überschritt (Ann. IV 44); Tiberius kam vom Niederrhein und berührte, nicht fern der Nordsee ziehend, die Chauken und die Langobarden, stieß also etwa bei Boitzenburg oder Lauenburg auf die Elbe.

16a) L. Schmidt, Zur Alisofrage. Röm.-germ. Korr. VI S. 93–94.
b) G. Kropatscheck, Der Drususfeldzug 11 v. Chr. Bonner Jahrb. 120 S. 19—38.
c) F. Knoke, Gegenwärtiger Stand der Alisofrage. Mitt. des Hist. Vereins zu Osnabrück 1911 S. 77—126.

Allen drei Schriften gemeinsam ist das Ergebnis, daß das Kastell, welches von Drusus im J. 11 v. Chr. am Einfluß des Elison in die Lippe zu dem Zwecke errichtet wurde, die Sugambrer in Schach zu halten, mit den Befestigungen von Oberaden identisch ist. Sie differieren insofern, als Schmidt und Kropatscheck trotz des Namensanklanges Aliso-Elison das Kastell Aliso von der Drususfeste trennen, während Knoke für ihre Identität eintritt. Nach Kropatscheck ist die Alisofrage noch ungelöst; nach Schmidt entsprang das Kastell Aliso aus dem Winterlager des Tiberius im J. 4/5 n. Chr. ad caput Lupiae, d. i. bei Neuhaus-Elsen, wo die Lippe schiffbar wird. Haltern, das nach der Zerstörung Oberadens durch die Sugambrer 8 v. Chr. (nach Kropatscheck 10 v. Chr.) befestigt worden war, sei nach der Gründung Alisos überflüssig geworden und nur noch als Marschlager zeitweilig benutzt worden.

Eingehender ist die zusammenfassende Untersuchung Knokes. Er kritisiert nacheinander die einzelnen Hypothesen über die Lage der Drususfeste und erwägt alle Momente, die für Oberaden sprechen, das kein Marschlager, sondern ein zu dauerndem Aufenthalt geschaffenes Kastell war, die älteste römische Befestigung jener Gegend, die größte und stärkste aller römischen Anlagen an der Lippe. Zu diesen Momenten gehören ferner die Wahrscheinlichkeit, daß Drusus sein Kastell an der Stelle errichtet hat, an der er im J. 11 sowohl auf dem Hinwege als auch auf dem Rückzuge über die Lippe ging, die Entfernung vom Rhein und die Grenze der Schiffbarkeit der Lippe. Für die Identität der Drususfeste Oberaden mit dem Kastell Aliso sprächen die gleichbedeutenden Namen Aliso und Elison sowie der Ortsname Elsey oder Else. Von der Frage des Varusschlachtfeldes sei die Alisofrage zu trennen. Denn der tumulus, von dem im J. 16 die Rede ist, sei nicht ein Leichenhügel, sondern ein Kenotaphion, das errichtet worden war, als die Römer noch nicht wieder imstande waren, das Schlachtfeld zu erreichen, und die *reliqui ex Variana clade*, von denen Frontin spricht, seien nicht aus der Teutoburger Schlacht Geflüchtete, sondern zum größten Teile Civilisten: *clades* habe hier einen allgemeineren Sinn als unser Wort 'Niederlage'. Der Umstand, daß Altertümer

aus der dem J. 9 n. Chr. voraufgehenden Periode in Oberaden fehlen, erkläre sich aus der Annahme, daß es längere Zeit vor jenem Jahre unbesetzt gewesen ist, was um so glaublicher sei, als Tiberius die Grenze des Reiches weiter nach Osten vorschob. Doch sei die Festung damals nicht nach einem Kampfe in die Hände der Feinde gefallen. Denn die Menge der im Festungsgraben gefundenen pila muralia rühre von der Belagerung im J. 9 n. Chr. her[1]).

17) Ch. Gailly de Taurines, Les légions de Varus, Latins et Germains au siècle d'Auguste. Paris 1911, Hachette.

P. Cagnat sagt in der Anzeige der Schrift Rev. crit. 1912 S. 26 vom Verf.: 'il ne fait que répéter, sous une forme agréable, ce qui figure dans toutes les histoires'. Danach brauche ich wohl nicht zu bedauern, daß ich die Schrift nicht selbst gesehen habe.

18) Gustav Schoenaich, Die Neronische Christenverfolgung. Breslau 1911, Trewendt & Granier. 19 S.

Die Behauptung, daß erst Tacitus selbst die Christenverfolgung mit dem Brande der Stadt verknüpft habe, ist, wie S. ausführt, zu verwerfen. Der Zweck des Einschreitens gegen die Christen, den dem Volke ganz besonders verhaßten Teil der Judenschaft, war aber nicht bloß, den Verdacht der Brandstiftung vom Kaiser abzulenken, sondern auch das aufgeregte Volk durch Veranstaltung eines Nachtfestes zu beruhigen. Die Aburteilung der nicht um des Glaubens willen, sondern als Brandstifter aufgegriffenen Christen war eine rein polizeiliche Maßregel und erfolgte durch ein coercitorisches Verfahren vor dem Stadtpräfekten; den Beweis der Brandstiftung erachtete die Behörde nicht für nötig; zum *crimen* wurde schon das *odium humani generis*. Die verhängten Strafen waren die für böswillige Brandstiftung üblichen; das Neue war nur die Veranstaltung des nächtlichen Festes mit allerlei interessanten Darbietungen. Die Verfolgung richtete sich nicht gegen die Christen als solche und war auf die Hauptstadt beschränkt. Es ist daher nicht richtig, wenn man sagt, daß diese Verfolgung dem Namen der Christen für die ganze Folgezeit den Stempel der Strafwürdigkeit aufgedrückt habe.

Die Hauptaufgabe der Schrift aber ist zu beweisen, daß Nero persönlich an diesen Vorgängen keinen Anteil gehabt habe. Er war gegen Verleumdungen gleichgültig; auch nahmen ihn gerade damals ganz andere Dinge in Anspruch, und zu ernstem Tun war er unfähig. Es scheint, daß die Mitglieder der Pisonischen Verschwörung, deren erste Anfänge sich bis ins Jahr 62 zurückverfolgen lassen, das Brandunglück für ihre Zwecke ausgenützt haben. Von ihnen gingen die Anklagen gegen den kaiserlichen incendiarius aus. Tigellinus und

[1]) Vergl. H. Nöthe, Aliso bei Oberaden, Historische Vierteljahrsschrift XIV 2 S. 248—250 und über die Gräber im Arnsberger Walde H. Dragendorff, Röm.-germ. Korr. V 1.

Digitized by Google

Poppaea bemerkten die Gefahr; sie sind die Urheber des Gedankens, das empörte Volk durch Ergreifung und Bestrafung der angeblichen Brandstifter zu beruhigen und durch ein großartiges circensisches Fest auf friedliche Gedanken zu bringen. Diese Vermutung wird, soweit sie Tigellinus trifft, durch den Scholiasten zu Juv. 1, 155 bestätigt.

Angezeigt Lit. Centr. 1912 S. 118 von K. Hönn.

19) A. Pirro, **Tacito e la persecuzione Neroniana dei cristiani.** Studi storici per l'antichità classica IV 1/2 S. 152–172.

P. macht den vergeblichen Versuch, in dem Kapitel Ann. XV 44 christliche Interpolationen nachzuweisen. Sueton und Dio hätten aus Tacitus geschöpft und wüßten doch nichts von einer Verknüpfung des Brandes der Stadt mit der Christenverfolgung. Von einem christlichen Interpolator, der vor der Zeit des Sulpicius gelebt habe, sei diese Verknüpfung durch die Worte *abolendo rumori* hergestellt worden, die schon deshalb geeignet seien, Zweifel zu erwecken, weil Nero bei keinem seiner Verbrechen das Bedürfnis gefühlt habe, sich vor dem Publikum zu entlasten. Daß Tacitus die Christen für nicht schuldig am Brande Roms hält, gehe daraus hervor, daß er sich im Eingange des Berichtes auf die beiden Alternativen *forte an dolo principis* beschränkt, und dazu werde durch viele Andeutungen bewiesen, daß er geneigt ist, Nero zu belasten. Nun lese man aber am Schluß von dem Mitleid des Publikums *quamquam adversus sontes et novissima exempla meritos, tamquam non utilitate publica, sed in saevitiam unius absumerentur.* Da in diesen letzteren Worten der Gedanke enthalten sei: utilitate publica, non in saevitiam unius absumpti sunt, so würden dadurch, im Gegensatz zu dem oben Festgestellten, die Christen von Tacitus als Brandstifter bezeichnet[1]). Dieser Widerspruch löse sich, wenn man den Zusammenhang zwischen dem Brande der Stadt und der Christenverfolgung zerreiße und annehme, daß der Anlaß der Verfolgung nicht der Brand war, sondern die mit den römischen Grundsätzen in Widerspruch stehende Lehre der Christen. Deshalb sei es, wie Tacitus sagt, ein Gebot der utilitas publica gewesen, sie zu strafen, das Volk aber habe Mitleid mit ihnen gehabt, weil es ihre Schädlichkeit nicht durchschaute.

Wie der echte Bericht des Tacitus gelautet habe, sei heute nicht mehr festzustellen; aber die Worte *in crimine incendii* rührten von derselben Hand her wie *abolendo rumori*; *multitudo ingens* sei dem πολὺ πλῆθος bei Clemens Romanus, *odio* (abl. causae) *humani generis* dem διὰ ζῆλον, *coniuncti sunt* dem συνηθροίσθη nachgeahmt, und der Satz *quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque* verrate die christliche Anschauung über Rom.

Angezeigt Rev. crit. 1912 No. 10 S. 198 von E. T. (das Ha[illegible]ergebnis ablehnend).

---

[1]) Über die Auffassung der Schlußworte des Kapitels vgl. JB. XXVII 325 A. 1.

Digitized by Google

20) Philippe Fabia, Officiers gaulois dans les légions Romaines au premier siècle de notre ère (Tac. Hist. IV 61. 74). Revue des ét. anc. XIV S. 285—291.

Fabia verweist, die auf Grund der Inschriften gewonnenen Ergebnisse v. Domaszewskis (Bonner Jahrb. 117) und Dessaus (Hermes 1910) berichtigend und ergänzend, auf Tac. Hist. IV 61 *pauci centurionum tribunorumque in Gallia geniti reservantur pignus societati*, insofern diese Stelle beweist, daß im Anfang des Jahres 70 Gallier als Centurionen oder Tribunen, sei es in der legio V Alaudae, sei es in der legio XV Primigenia, sei es in beiden gedient haben. Denselben Schluß gestattet eine Stelle in der Rede, die Cerialis IV 74 an die Trevirer und Lingonen (oder vielmehr an alle Gallier) richtet: *ipsi plerumque legionibus nostris praesidetis, ipsi has aliasque provincias regitis.* Der erste Teil dieses Satzes bezeichnet Befehlshaber von Armeen, konsularische Legaten, vielleicht auch Legionslegaten; in dem zweiten liegt vielleicht nicht mehr als: 'einer von euch hat an der Spitze einer der gallischen Provinzen gestanden (Vindex), mehrere von euch haben andere Provinzen innegehabt': jedenfalls zeigt die Stelle, daß vor der Zeit des Trajan manche Gallier, sei es Befehlshaber von Armeen oder Legionen, sei es Provinzialstatthalter, und demnach auch — abgesehen von dem verhältnismäßig seltenen Fall der durch kaiserliche adlectio zu Senatoren Erhobenen — Legionstribunen gewesen sind. Daß die Zahl der uns mit Namen bekannten Gallier, die zum Legionstribunat gelangt sind, äußerst beschränkt ist, bedeutet ebensowenig, wie der Umstand, daß wir für das 1. Jahrhundert nur zwei römische Senatoren gallischer Herkunft nennen können: Vindex und seinen Vater.

21) Philippe Fabia, La journée du 15. janvier 69 à Rome. Confrontation des témoignages de Tacite, Plutarque, Suétone et Dion Cassius. Rev. de phil. 36 S. 78—129.

Für die blutigen Ereignisse, die sich am 15. Januar 69 n. Chr. in Rom zutrugen, haben wir 4 Zeugen, deren gegenseitiges Wertverhältnis der von Fabia in der Überschrift gewählten Reihenfolge der Namen entspricht. Nur die Erzählung des Tacitus verdient den Namen eines Kunstwerks; sie ist aber außerdem auch inhaltlich die reichste. Tacitus, Sueton und Plutarch sind voneinander unabhängig, haben aber aus einer und derselben Quelle geschöpft: nur diese Annahme erklärt die sehr großen Ähnlichkeiten neben bemerkenswerten Abweichungen. Dieselbe Quelle scheint auch Dio, daneben aber Plutarch und Sueton benutzt zu haben. Diese gemeinsame Quelle war der ältere Plinius.

Das ist die bereits 1893 durch sorgsame Untersuchung des gesamten Materials von Fabia gewonnene Lösung der Quellenfrage, die er jetzt durch eine auf die Begebenheiten eines einzigen Tages beschränkte, aber auch die geringfügigsten Nebenumstände in den Kreis der Betrachtung ziehende Gegenüberstellung der Nachrichten

Digitized by Google

der vier Historiker bestätigt findet. Nur in wenigen unwesentlichen Einzelfragen berichtigt er seine bisherige Auffassung. Die nach 1895 erschienenen Quellenuntersuchungen von Wölfflin, Borenius und Groag hat er nicht übersehen. Ich verzeichne nunmehr die für Tacitus wichtigsten Ergebnisse der Gegenüberstellung.

Tacitus' Relation ist die reichhaltigste. Er ist der einzige, der den Ort, wo Galba opferte, durch einen präzisen Ausdruck bezeichnet *pro aede Apollinis*, der die Angabe der Quelle durch die Worte *ab architecto et redemptoribus* korrekt wiedergibt, der die 23 Verschworener I 27, 12 als *speculatores* bezeichnet, der den Gentilnamen des Martialis nennt, der die Rede Pisos vor der Wache haltenden Kohorte und deren Wirkung wiedergibt, der die Voraussendung Pisos ins Lager ausdrücklich erwähnt, der die Wirkung der falschen Nachricht vor Othos Tode auf die Menge beschreibt, der von Lacos Gedanken, Vinius zu töten, und von der Feigheit der Begleiter Galbas erzählt (c. 39 extr.), der bemerkt, daß es der praetor urbanus war, der den Senat berief (c. 47) und daß Otho sich noch am Abend des 15. Januar auf das Kapitol begab, ehe er in das Palatium ging (c. 47).

Tacitus' Bericht ist ferner am exaktesten und vollständigster in der Wiedergabe der warnenden Worte des Haruspex Umbricius, in der Beschreibung des Weges, den Otho vom Palatium nach dem Forum nahm, in der Art, wie er die ersten Meldungen verzeichnet, die Galba über die Meuterei erhielt, in der Darstellung der Versuche Galbas, die verschiedenen Truppenteile für sich zu gewinnen, und des Erfolges dieser Versuche, in der Zeitbestimmung *vixdum egresso Pisone* (c. 34) und in der Unterscheidung der drei falschen Meldungen über Othos Tod (c. 34. 35), in der Wiedergabe der Tradition über Galbas letzte Worte, in der Darstellung der Ermordung des Vinius, in der Angabe der Zahl der c. 44 erwähnten libelli (mehr als 120; Plutarch und Sueton ungenau: 120), in der Bemerkung, daß der Kopf Galbas am Tage nach der Verbrennung der Leiche gefunden wurde. Von dem endlich, was den Inhalt der Kapitel 36—38 bei Tacitus bildet, findet sich nichts bei Plutarch.

Wo die Berichte voneinander abweichen, ist die Version des Tacitus in folgenden Fällen glaublicher als die der übrigen Zeugen, speziell als die des Plutarch: den Vorwand, unter dem Otho den opfernden Galba verläßt, bezeichnet Tacitus durch *emi sibi praedia*, Plutarch durch **ἐωνημένος οἰκίαν**; als Hauptgegner des Konsuls Vinius bei der von Galba gepflogenen Beratung nennt Tacitus den praefectus praetorii Laco, Plutarch neben ihm (und sogar vor ihm) den freigelassenen Icelus; den Beschluß der Offensive hatte Galba, wie Tacitus mit Recht sagt, schon vor dem Eintreffen der falschen Meldung von Othos Tode gefaßt, und erst als er aufgebrochen war, begegnete ihm Julius Atticus; Tacitus setzt die Ermordung des Vinius vor die des Piso, umgekehrt Plutarch; Sempronius Densus ist der Beschützer des Piso, nicht des Galba, wie Plutarch sagt, der überdies, wie es scheint, die Art der Verwundung des Vinius auf Sempronius

Digitized by Google

übertragen hat; über das Ende Lacos, den Plutarch mit Vinius auf dem Forum umkommen läßt, gibt Tacitus die richtige Version; der Kußhände Othos, die Dio in der Schilderung der Senatssitzung erwähnt, gedenkt Tacitus angemessener in der Beschreibung der Szene im Lager, wo Otho vor den Prätorianern stand; und wenn Tacitus die Rolle nicht kennt, die Plutarch dem Helvidius Priscus bei der Bestattung Galbas zuschreibt, so muß er wohl, da er über diesen Mann vortrefflich informiert war (H. IV 5), jene Nachricht seiner Quelle als falsch erkannt haben.

Ausgelassen hat Tacitus fast nur unwesentliche Dinge. Er gibt nicht an, daß Galbas Opfer in der Frühe des Tages stattfand; er spricht von Othos Freude, als er die Worte des haruspex hörte, Plutarch von seiner Furcht: die Quelle verzeichnete beide Empfindungen; Tacitus sagt nicht, daß bei der Untersuchung des Grundstücks, das Otho kaufen zu wollen vorgab, die Verkäufer (oder vielmehr der Verkäufer) anwesend sein sollten; nach Sueton gab es noch eine zweite Version über den Vorwand, mit dem Otho sein Weggehen begründete: *alii febrem simulasse aiunt*, es ist möglich, daß er beide Vorwände in der Quelle fand; Plutarchs unverdächtige Notiz, daß die erste Proklamation Othos auf dem Forum einige unbeteiligte Zuschauer hatte, fehlt bei Tacitus; Tacitus unterscheidet nicht, wie Plutarch, die, die sich dem Zuge Othos auf dem Forum zugesellten, von denen, die auf dem Rest des Marsches hinzukamen; er hat ferner, um nicht zu wiederholen, die zweite Proklamation, die vor den Lagertoren erfolgte, unterdrückt: er verschweigt, daß, als die Menge das Palatium füllte, Vinius, Laco und einige Freigelassene sich mit gezogenen Schwertern schützend um Galba stellten; die erlogene Aussage des Julius Atticus gibt Sueton detaillierter als Plutarch und Tacitus, die nur von der Hauptsache, dem Tode Othos, sprechen; die Antwort des Julius Atticus auf Galbas Frage hat Tacitus wie Sueton (und Dio) als unwesentlich übergangen, ebenso den ersten Angriff auf Galba mit Wurfgeschossen; die Schilderung des Einbruchs der Othonianer auf das Forum ist bei Tacitus weniger präzis als bei Plutarch; die Enthauptung des bereits toten Galba, die der von Plutarch mit Unrecht zu den Mördern gerechnete Fabius Fabulus vollzogen zu haben scheint, deutet Tacitus (c. 41 durch *trunco*) nur an, ohne sie ausdrücklich zu erwähnen. Erheblicher als diese Lücken ist folgende: Tacitus sagt nicht, wohin Galba zu gehen beabsichtigte, als er das Palatium verließ. Die andern drei Historiker geben kombiniert die richtige Ergänzung: er wollte auf das Kapitol, um, da er die Gefahr für beseitigt hielt, dort den Göttern ein Dankopfer darzubringen und sich unterwegs der Menge zu zeigen.

In einigen wenigen Punkten ist nach Fabias Urteil Tacitus' Darstellung unrichtig. Die Evakuation des Forums erwähnt Tacitus c. 41 su spät, wie er c. 40 die Besetzung der Säulenhallen und Tempel durch die Menge antizipiert: beides war eine Folge des Einbruchs der Othonianer. An die zuerst genannte Stelle knüpft Fabia eine hübsche Vermutung: die *dubitantes* sind nach dem Zusammenhang,

Digitized by Google

wie Tacitus ihn gibt, solche Personen aus der Menge, die den Platz zu räumen zögerten. Hebt man aber die Worte *desertum iuxta prope forum*, die, wie eben bemerkt, nicht an der richtigen Stelle stehen, heraus, so sind unter den *dubitantes* Soldaten aus der Eskorte Galbas zu verstehen, die dem von Atilius Vergilio gegebenen Zeichen zu folgen zögerten. War dies die Darstellung der Quelle, so gewinnen wir auf die Frage: wie war die Haltung der Eskorte nach ihrem Abfall? eine Antwort, die wir sonst nirgends finden: sie begnügte sich nicht damit, Galba nicht zu verteidigen, sondern vereinigte sich mit den Othonianern zum Angriff auf ihn. — Die Versicherung Othos, Celsus werde eine schwerere Strafe erleiden als den Tod (c. 45 extr.), erscheint Fabia anstößig, da sie dem Verhalten Othos, wie es durch die Worte *avidum et minacem militum animum temperans* geschildert wird, widerspreche. Angemessener sei die Antwort, die er bei Plutarch den Soldaten gibt οὐχ οὕτως ἔφη ταχέως ἀποκτενεῖν αὐτόν· εἶναι γὰρ ἃ δεῖ πρότερον ἐκπυθέσθαι παρὰ τοῦ ἀνδρός.

Rhetorisches findet sich bei Tacitus, abgesehen von den eingestreuten Reden, in einzelnen Wendungen wie *proculcato senatu* c. 40, die eine starke Übertreibung enthalten, und c. 28, wo geschildert wird, wie die Unbeteiligten im Lager sich der Bewegung anschließen. Hier finden wir bei Tacitus an Stelle der präzisen Angaben Plutarchs (an die übrigens die Schilderung der Eidesleistung bei Tacitus c. 36 *ut quemque . . . sacramentum* erinnert) allgemeinere Wendungen, die bevor der Schauplatz der Erzählung wechselt, in eine doppelte Gradation auslaufen, eine absteigende der Prädikate, eine aufsteigende der Subjekte.

Schließlich zieht Fabia zu c. 47 *decernitur Othoni tribunicia potestas et nomen Augusti et omnes principum honores* die Acta fr. Arv. heran, in denen für die Erteilung der tribunizischen Gewalt, des Konsulats und des höchsten Pontifikats spätere Termine angegeben werden. Der Widerspruch löst sich, wie Fabia zeigt, durch die Annahme, daß bei Tacitus (und bei Dio) der Tag der Wahl durch den Senat, in den Acta die Tage der Renuntiation vor den Komitien gemeint sind. Ähnlich schon E. Wolff.

'De l'analyse je ne passerai point à la synthèse, qui serait une tâche relativement facile', sagt Fabia im Vorwort. Er hat sich damit begnügt, zuverlässiges Material zusammenzustellen für eine möglichst vollständige und genaue Rekonstruktion der Geschichte jenes ereignisreichen Tages. In der Unterscheidung des Wahrscheinlichen und Angemessenen von dem Unwahrscheinlichen und Unangemessenen bewährt er die gewohnte Umsicht, den oft gerühmten Scharfsinn in dem Maße, daß es schwer sein dürfte, ihm einen Punkt nachzuweisen, in dem er sich vergriffen hätte. Tacitus aber ist in dieser Parallele besser weggekommen als in mancher der früheren Schriften Fabias.

Digitized by Google

22) Anzeigen älterer Schriften:

Schoonover, A study of Domitius Corbulo (JB. XXXV 282): Riv. di fil. 39, 3 S. 463 ('interessant, aber nicht unangreifbar'); Teuber, Beitr. zur Gesch. der Eroberung Britanniens durch die Römer (JB. XXXV 289): Mitt. hist. Lit. 1912 S. 55 von C. Winkelsesser; Wilms, Der Hauptfeldzug des Germanikus im J. 15 (JB. XXXVI 263): Rev. des ét. anc. 1910 S. 317 ('etwas parteiisch'); Kornemann, Zu den Germanenkriegen unter Augustus (JB. XXXVI 266): Korr. des Gesamtvereins d. deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine 59, 9/10 S. 395 von A. Riese (R. bekämpft die Annahme Kornemanns, daß Tiberius von Boulogne (statt vom Rhein aus) gegen Germanien aufgebrochen sei; auch sei die von Kornemann konstruierte Küstenstraße eine Unmöglichkeit); Fabia, La mère de Néron (JB. XXXVII 247): WS. f. kl. Phil. 1912 Sp. 315 von H. Nohl (rühmend).

III. Sprachgebrauch.

23) A. R. Wightman, De dum, donec, quoad coniunctionum usu apud Ciceronem, Caesarem, Tacitum, Plinium minorem, Suetonium. Diss. Harv. Univ. 1909.

Die Dissertation ist, wie mir der Verf. mitteilt, bis jetzt noch nicht gedruckt.

24) Einar Löfstedt, Vermischte Beiträge zur lateinischen Sprachkunde. Eranos X 4 S. 161 ff.

L. weist u. a. hin auf den Gebrauch von *nasci* in dem Sinne von crescere bei Tac. Dial. 25 *nascenti adhuc nec satis adultae*, sowie auf den absoluten Gebrauch von *deserere* = 'desertieren' Ann. XIII 35 (in demselben Kapitel *deserere castra*) und Nep. Eum. 5, 1.

25) Im Jahresbericht über lateinische Grammatik bei Bursian 154 S. 75. 102. 103. 170 werden von C. Wagner besprochen die Schriften von F. Nieländer, Der faktitive Dativ (JB. XX 175), A. Czyczkiewicz, De dativi usu Taciteo (JB. XXIII 150), R. Wimmerer, Zwei Eigentümlichkeiten des Taciteischen Stiles (JB. XXX 348), Kienzle, Die Kopulativpartikeln (JB. XXXII 258), Degel, Archaistische Bestandteile der Sprache des Tacitus (JB. XXXIV 369). Die beiden zuletzt genannten Arbeiten werden gelobt.

IV. Textkritik und Erklärung.

26) Eduard Gross, Studien zu Tacitus, zum Teil mit Hinweisen auf die deutsche Literatur. Progr. Nürnberg 1911, Kgl. Neues Gymnasium. 69 S.

Ich verspreche jedem, dem diese Studien, die sich über Agr., Germ. und Ann. I—III erstrecken, zu Gesicht kommen, eine genußreiche Lektüre. Sie liefern viele schätzenswerte Beiträge zur Interpretation, eine große Zahl treffender Übersetzungen und eine Fülle von Parallelen aus griechischen Schriftstellern (namentlich Homer und Demosthenes), ganz besonders aus der deutschen Literatur. Ich teile zur Probe einige dieser hüschen Vergleiche mit. Zu dem Bericht

Digitized by Google

über den Nerthuskult Germ. 40 wird Schillers Eleusisches Fest herangezogen. Es entsprechen sich *laeti tunc dies* und 'Freude soll jedes Auge verklären', *festa loca* und 'Windet zum Kranze die goldenen Ähren', *terram matrem invehi populis* und 'Denn die Königin ziehet ein'. Eine Illustration zu Ann. I 17 *sibi . . . apud horridas gentes e contubernio hostem aspici* bieten Buttlers Worte in Schillers Piccolomini 'und diese Landschmarutzer, die die Füße Beständig unterm Tisch des Kaisers haben, Nach allen Benefizien hungrig schnappen, Die wollen dem Soldaten, der vorm Feind liegt, Das Brot vorschneiden' usw.

Von den wohl überlegten Übersetzungen einzelner Ausdrücke verzeichne ich eine größere Zahl. Agr. 6, 17 *rationis* Genauigkeit (im Rechnen), 7, 16 *moderatione* Selbstverleugnung (indem Agricola das Andenken seines Vorgängers schonte), 14, 2 *redactaque* und so wurde denn auch — (*que* bestätigend), 15, 18 *plus impetus* mehr Stoßkraft, 18, 9 *praesumpta quies* sich auf eine Rastzeit gefaßt gemacht hatten, 18, 16 *instare famae* dem Gerücht an den Fersen bleiben, 40, 20 *per ambitionem* nach dem Maße des prätentiösen Auftretens, 44, 5 *gratia oris* das Gewinnende; Germ. 20, 9 *referunt* lassen wieder aufleben, 22, 14 *et* und so denn, 31, 6 *rettulisse ferunt* erheben sie den Anspruch, ihr Dasein verdient zu haben, 40, 18 *sancta ignorantia* heilige Scheu zu erkunden; Ann. I 4, 2 *aequalitate* Sinn für politische Gleichheit wie H. II 38, 3 (auch das vorangehende *moris* gehe auf den Geist der Bürger, weshalb vor *omnes* ein Kolon zu setzen sei), während dasselbe Wort Ann. III 26, 5 den brüderlichen Geist bezeichne; I 25, 7 *diversis animorum motibus* mit sich kreuzenden Empfindungen, 43, 12 *quorum alia . . . contueor* in deren Antlitz, in deren Herzen sich, wie ich sehe, ein Wandel vollzieht (den Abschluß dieses Wandels bezeichne *mutari* 44, 6), II 14, 9 *densarent ictus* sie sollten Stoß auf Stoß folgen lassen, 38, 17 *si nullus ex se metus aut spes* wenn man im Fürchten oder Hoffen nicht auf sich selber steht, 60, 16 *legebantur* es stand zu lesen, 53, 9 *magna imago* ein ergreifendes Bild (vgl. I 68, 14 *tanto maiora offunduntur* stürmten um so überwältigender auf den Feind ein), 53, 12 *uteretur* sich beschränkte auf (vgl. IV 49, 10, wo *uti* = angewiesen sein ist), III 1, 13 *quid pro tempore foret* was die Stunde gebiete, III 8, 7 *praecipuum in dolore suum locum* so sei er am Ingrimm zunächst beteiligt, IV 20, 4 *prima diligentia* der erste Fall von Interessiertheit, III 18, 17 *spe* Aussichten (objektiv), 21, 14 *irritum fessumque*, der sich, ohne auf seine Rechnung zu kommen, nur ermüdete, 42, 11 *incertis latebris* durch wechselnde Verstecke (vgl. H. I 81, 13), 47, 7 *ut praesentia spectaret componeretque* um an Ort und Stelle nach dem Rechten zu sehen, 54, 23 *funditus trahet* wird in die Tiefe ziehen.

Richtig interpretiert Gross folgende Stellen: Agr. 2, 4 bezeichnet *delegato triumviris ministerio* nicht einen 'begleitenden Umstand', sondern erläutert das Vorhergehende, indem es ausdrückt, daß das verbum finitum und der abl. abs. inhaltlich zusammenfallen. 29, 1 liegt in *ictus* eine Folgerung, wie in *capto propere campo* Ann. I 65, 10 ('um zu besetzen'). Agr. 9, 12 *exuerat*: er hatte die sonst den Statthaltern

eigenen Fehler durch Selbstzucht überwunden. Germ. 22, 13 ist nach *mens* zu interpungieren, hauptsächlich wegen *omnium*, da es ausgeschlossen ist, daß jede am Vorabend geäußerte Meinung Tags drauf wiederholt wurde. 23, 5 steht *ebrietas* in subjektiver Bedeutung. Im ersten Satze von c. 31 ist *submittere* Subjekt, *usurpatum* eine vorausgeschickte Apposition. Ann. I 8, 1 *de supremis Augusti* = über die letzten den Augustus betreffenden Dinge. Die Stelle 11, 3 *in partem curarum* (zur Teilnahme an den Geschäften) gibt dem Verf. Anlaß zu einer Sammlung von Substantiven, die entweder den Begriff des Anwendens in sich tragen, wie XV 6, 8 *dilata arma* 'man habe die Feindseligkeiten verschoben', oder die Verwirklichung des Grundbegriffes voraussetzen, wie H. I 10, 17 *post fortunam* 'nach der Erhebung auf den Thron'. Ann. I 17, 10 sucht G. in *diversas* den Gedanken, daß die Soldaten auch nach der Dienstzeit kreuz und quer herumgeschleppt werden und ihnen dadurch der Trost kameradschaftlicher Verbindung geraubt wird (er vergleicht *disiecti* IV 46, 9). I 42, 11 interpretiert er *hostium quoque ius* als das Recht, das selbst Feinde besitzen (vgl. H. IV 58, 5). 42, 22 bezieht er richtig *tantum* nicht zu *hic* (so das lex. Tac.), sondern zum folgenden: 'soll ich meinem Vater, der von andern Orten her lauter frohe Nachrichten erhält, von uns lediglich Exzesse melden?' Zu I 24, 9 *rector iuveni* weist er auf den Unterschied zwischen dem 'dramatischen' Dativ und dem 'blassen' Genitiv *rector navis* II 60, 3 hin. II 41, 11 drücke der Plural *visus* das wiederholte, angelegentliche Sehen aus, und auch XIII 5, 7 sei in *visum ... auditus* der Wechsel des Numerus bedeutungsvoll. III 19, 4 sieht G. in *ulciscenda morte* einen Ablativ der Hinsicht, der auch III 10, 8 in *spernendis rumoribus validum* und in den ähnlichen Worten IV 37, 3 zu erkennen sei, während in *explenda simulatione* XIV 4, 19 ein modaler Ablativ vorliege[1]). III 19, 7 *quoquo modo audita* bezieht er auf die Erfahrung, daß mit der Entfernung vom Ursprung Nachrichten entstellt oder übertrieben werden.

Gegen andere Auffassungen habe ich Bedenken, die ich nicht verschweigen will. Agr. 18, 29 verbindet er *nec* nur mit *usus*, da es kein Beispiel gebe, wonach man *nec* zugleich auf *usus* und *vocabat* beziehen könnte, und übersetzt: 'Agricola mochte seine Erfolge nicht für eine leere Nebensache benützen und nannte den Feldzug oder vielmehr (= d. h.) Sieg nur Sicherung des schon errungenen Sieges'. Die Deutung scheitert an *aut*, das jenen identifizierenden Sinn in einem nicht negativen Satze nicht haben kann. Richtig ist die Bemerkung, daß *victos continuisse* der für seinen Erfolg von Agricola gebrauchte abgeschwächte Ausdruck ist. Meine eigene Auffassung des wunderbar abgekürzten Satzes s. in meiner Ausgabe, und für die Doppelbeziehung von *nec* auf Partizip und Hauptverb zugleich vgl. Ann. XIV 32, 13 *neque motis feminis et senibus iuventus sola restitit*

---

[1]) Nipperdys Verweisung in der Note zu VI 32 auf III 31 bezieht sich nicht auf Z. 5 *firmandae valetudini*, wie G. S. 62 annimmt, sondern auf Z. 20 *clamitando*.

Digitized by Google

und lex. Tac. S. 933 a oben. — *Securus iam odii* Agr. 43, 13 auf die gehaßte Person zu beziehen wird durch die übrigen Beispiele der Verbindung von *securus* mit dem Genitiv nicht empfohlen. 40, 22 ergänzt G. zu *interpretarentur* nicht *famam*, sondern faßt es absolut: 'wenige es (den Widerspruch zwischen dem Auftreten des Mannes und seinen Verdiensten) sich zu erklären wußten', und dem entsprechend 44, 6 *libenter* = 'nur bei gutem Willen'. Ich glaube, daß *libenter* die Freude bezeichnet, die man empfand, wenn man erfuhr, was ein Mann von so gewinnender Bescheidenheit geleistet hatte. — Germ. 31, 10 bezieht G. *hic habitus* allein auf den Ring, nicht zugleich auf Bart und Haupthaar, und übersetzt *haec prima semper acies, visu nova* 'diese bilden jedesmal (immer wieder) die vorderste Schlachtreihe, nachdem sie sich, was ihren Anblick betrifft, erneuert, d. h. den Ring wieder angelegt haben'. Wie *cultu mitiore* zu verstehen sei, sehe man aus den sogleich folgenden Worten: hier liege ein explikatives Asyndeton vor. Ich halte diese Auffassung für nicht richtig, erstens weil *visu nova* (vgl. 43, 22) nichts anderes bedeuten kann als 'ein befremdender, überraschender Anblick', zweitens weil sie *nam* (vor *ne in pace quidem*) unerklärt läßt. Ich beziehe *hic habitus* sowohl auf Bart und Haupthaar wie auf den Ring, und glaube, daß Tacitus durch *placet* sagen will: der *fortissimus quisque* legte beide Abzeichen seines Heldentums nach Erlegung eines Feindes immer nur für einen Augenblick ab: er ließ Bart und Haupthaar alsbald wieder wachsen und legte alsbald den Ring wieder an, auch wenn Friede war, d. h. er wartete damit nicht bis zum Ausbruch eines neuen Krieges; um so erschreckender mußte sein Anblick dem Feinde sein, nachdem der Krieg ausgebrochen war, weil Bart und Haupthaar inzwischen um so länger und wüster geworden waren. Daraus folgt, daß *vultu*, nicht *cultu* die richtige Lesart ist. — Ann. I 6, 2 ist *firmatus animo* nicht 'innerlich gewappnet', sondern 'ermutigt', nämlich von seinem Auftraggeber: s. lex. Tac. S. 4[illegible] n. — II 28, 12 übersetzt G. *avidum famae malae* 'er lechzte nach einem übel beleumundeten Subjekt' (um es zu seinem Opfer zu machen). Ich denke, der leidenschaftliche Trio lechzte nach bösem Ruf ebenso wie die leidenschaftliche Messalina XI 26, 13, welche *nomen matrimonii concupivit ob magnitudinem infamiae, cuius apud prodigos novissima voluptas est.* In *aequabat se* II 88, 6 drücke das Imperfekt, meint G., die bleibende Wirkung aus: 'Tiberius tritt ... zur Seite'. Vielmehr: 'stellte sich ... zur Seite'. Daß *proxima maris* III 1, 10 'die Umgebungen des Meeres' bezeichne, also mit *proxima mari* identisch sei, glaube ich nicht. III 46, 16 will G. Nipperdeys Bemerkung zu *nullo ad resurgendum nisu* 'weil die Bewaffnung keine Bewegung zuließ' nicht gelten lassen. Ich verweise auf H. I 79, 17, wo es von einer ähnlichen Bewaffnung heißt *impetu hostium provolutis inhabiles ad resurgendum*.

Von Gross' Konjekturen ist für mich keine überzeugend. Agr. 9, 8 will er *iam vero* vor *tristitiam* Z. 11, Germ. 38, 11 *sed* vor *in altitudinem* Z. 12 stellen. Hier genügt es zur Rechtfertigung des

Digitized by Google

adversativen Asyndetons auf 24, 4 zu verweisen *non in quaestum tamen aut mercedem: quamvis audacis lasciviae pretium est voluptas spectantium.* Ann. I 7, 25 *indutam* statt *inductam* ist von J. Fr. Gronov vorweggenommen. Der Einschub von *vellet* nach *laboribus* I 35, 10 ist unnötig, ebenso die Änderung von *salva in sua* Germ. 22, 14 und die von *condiderat* Ann. II 28, 8 in *condere didicerat*, obwohl an sich gefällig. I 19, 6 ist das überlieferte *incipientes*, das G. in den Genitiv *incipientis* ändern möchte, untadelhaft.

Der Druck ist korrekt; nur schreibe S. 12 Madvig statt Madwig.

27) A. Schöne, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1911 S. 960—965.

Der Aufsatz bringt Konjekturen mit eingehender, z. T. etwas künstlicher paläographischer Begründung. H. I 58, 12 tritt Schöne für Freinsheims Vorschlag *satiatis* ein, II 21, 6 für Puteolanus' einfache Lesung *dum regerunt*. Richtig emendiert er Ann. XII 64, 4 *et sus fetum edidit*; aber so lautet die Stelle schon in der Nipperdeyschen Ausgabe, vgl. WS. f. kl. Phil. 1905 Sp. 106, wonach auch Schönes paläographische Motivierung insofern zu vereinfachen ist, als es keiner weiteren Änderung bedarf, als der von *suis* in *sus*.

Von den übrigen Vorschlägen Schönes sind folgende die beachtenswerteren H. I 88, 17 *multi adflicta fide maesti, turbatis rebus alacres*; Ann. III 37, 7 *ac diem delectationibus, noctem conviviis traheret*; XI 23, 16 *quid si memoria eorum rueretur, qui Capitolio et arce Romana manibus Senonum obsessa deperissent*; XI 35, 12 *eadem* ⟨*consciis*⟩ *constantia et* [*illustres equites Romani*] *cupido maturae necis fuit.*

Was der Artikel sonst noch bringt, wird wohl kaum auf Beifall rechnen dürfen. Germ. 16, 10 *ut picturam ac liniamenta rerum imitetur*; Agr. 36, 14 *interim equitum turmae cum covinnariis confligere peditum*⟨*que*⟩ *se proelio miscere* und 2 Zeilen später *minimeque nostris ea in pugna facile erat egredi* ('vorwärts zu dringen') *aut stare* ('festen Fuß zu fassen'), *cum ... impellerentur ac ... incursarent*; 45, 5 *et Massa Baebius invisus tum reus erat. mox ... nos Mauricus Rusticusque, nos innocenti sanguine Senecio perfudit*; H. I 37, 23 *quam quae quondam Polycliti et Vatinii vectigalibus* ('durch die Revenüen') *perierunt*; I 69, 9 *molli ore* st. *meliora* (so daß ein Objekt zu *postulando* fehlt), I 85, 16 *atque eadem molienti* (hier ist übrigens nicht *dicenti*, sondern *dicendi* überliefert); II 4, 19 *integra quies et inexperta belli saevorum*; II 19, 1 *Priusquam in conspectu Padus (etenim nox adpetebat) vallari castra placuit* (*priusquam* hat bei Tacitus kein Beispiel); V 23, 4 *et simul scaphae* [*lintres*] *sagulis versicoloribus* ⟨*quibus*⟩ *haud indecore pro velis usitabantur*; Ann. I 55, 14 *gener inmixtus inimicitiis soceri*; XI 38, 10 *censendo plenissimum fastidii illius* (nämlich der Messalina) *nomen et effigies privatis ac publicis locis demovendas. decreta Narcisso quaestoria insignia, honesta quidem, sed ex quis deterrima orerentur, frustratis multis, cum supra Pallantem et Callistum ageret*, ein wahrhaft phantastischer Vorschlag.

Digitized by Google

28) A. Schöne, Zu Tacitus Agricola. WS. f. kl. Phil. 1912 Sp. 272—278.

Nachdem Schöne die Fehler der Überlieferung an einer Reihe von Stellen der Historien auf die durch ein Homoeoteleuton hervorgeführte Auslassung einer Zeile der Vorlage, eines Unzialcodex, zurückgeführt hatte (s. JB. XXXVII 259), hat er nunmehr dieselbe Hypothese auf den Agricola ausgedehnt und mit ihrer Hilfe gewisse Fehler sei es einer der vier Handschriften, sei es mehrerer, sei es aller zu erklären und zu berichtigen unternommen. Er hätte dabei solche Fehler, die dem Toletanus allein eigen sind, von seiner Erörterung auszuschließen sollen; denn der Toletanus ist nicht aus einem Unzialcodex, sondern aus dem uns erhaltenen Aesinus abgeschrieben. Dadurch fallen vier der von ihm behandelten Stellen fort: 12, 1 (T *nationes quaedam*), 41, 17 (wo das Auge des Schreibers von T von *pronum* zu *principem* übergesprungen ist), 42, 19 (T *quibus illicita mirari moris est*) und 43, 6 (wo der Fehler in T durch den Sprung von *interceptum* auf *comperti* entstanden ist).

Von solchen Stellen, wo der Aesinus und Toletanus von den beiden Vaticani abweichen, behandelt Sch. zwei: 16, 5 und 33, 1. An jener Stelle nimmt er an, daß die Worte *barbaris saevitiae* im Unzialcodex eine Zeile bildeten und vom Schreiber übersprungen wurden, so daß die Wörter *in* und *genus* neben einander zu stehen kamen. Daraus entsprang *ingeniis*. Das ist eine beachtenswerte Hypothese; denn die Lesart der Vaticani *in barbaris* ohne *ingeniis* scheint in der Tat die richtige zu sein. 33, 1, meint er, sei die Zeile *cantu fremituque et* vor der folgenden *clamoribus dissonis* ausgefallen und habe, am Rande nachgetragen, die unrichtige Lesart *fremitu cantuque* erzeugt.

29, 10 hat der eine Vaticanus *periculum commune* statt *commune periculum*. Der Fehler ist nach Schöne dadurch entstanden, daß die Worte eine Zeile bildeten, die vor der ähnlich beginnenden folgenden Zeile *concordia propul(sandum)* ausfiel und am Rande nachgetragen wurde.

An sechs Stellen ist nach Schöne ein allen vier Handschriften gemeinsamer Fehler auf dieselbe oder ähnliche Weise entstanden. 35, 12 sei das erste *simul*, 43, 5 das zweite *est*, 44, 11 das zweite *non* darauf zurückzuführen, daß der Schreiber die eben abgeschlossene Zeile noch einmal zu schreiben begann. 3, 13 gehöre der entschuldigende Einschub *ut sic (ita) dixerim* zu *nostri superstites*. Man müsse daher so umstellen: *pauci non modo aliorum, sed nostri etiam, ut sic dixerim, superstites sumus*. Der Ursprung des Fehlers sei in dem Ausfall der Zeile *etiam ut sic dixerim* zu suchen. 43, 9 sei Ernestis Umstellung *et medicorum primi et libertorum intimi* notwendig. Den Fehler habe der Ausfall der Zeile *intimi et medicorum* verursacht. Sehr radikal verfährt Schöne mit der schwierigen Stelle 37, 18. Er stellt nicht nur *indaginis modo*, das einst eine Zeile gebildet habe, um, sondern streicht auch *equite(s)* und nimmt mehrere graphische Änderungen vor, so daß sich ihm folgende Fassung ergibt: *quod ni frequens ubique Agri-*

Digitized by Google

validas et expeditas cohortes et, sicubi apertiora erant, partem equitum indaginis modo dimissam sequi simul ac rariores silvas persultare iussisset. Diese Gestaltung des Satzes ist zu kühn, als daß sie auf Beifall rechnen dürfte.

29) Johann Müller, Kritische und exegetische Studien zu Tacitus. Sitzungsber. der K. Ak. d. Wiss. in Wien. Philos.-hist. Kl. 170, 3. Wien 1912, in Komm. bei A. Hölder. S. 1—15.

Der bewährte Tacitusforscher hat in diesem Aufsatz nachgewiesen, daß *suopte ingenio* Ann. III 26, 3 in dem Sinne von 'infolge des ihnen (den *honesta*) eigenen Wesens' gefaßt werden kann, und zwar auf Grund der Parallelstelle Cic. de fin. V 61. Ferner stützt er die Erklärung der Worte *supremis testamenti verbis* 'in den Äußerungen vor seinem Ende im Testament' Ann. XIV 29, 6 durch ähnliche Beispiele eines solchen Genitivs. Auch ist es ihm gelungen H. II 80, 10 eine Unebenheit der Ausdrucksweise nachzuweisen. Denn in der Tat schließen sich die Worte *Mucianus alacrem militem in verba Vespasiani adegit* nur dann als begründende Ausführung an *laeta omnia et adfluentia excepit* an, wenn man bei den letzteren Worten nicht bloß an die Huldigung des jüdischen Heeres in Caesarea (und dessen Eidesleistung, die mitverstanden werden muß, obwohl diese — jedoch in anderem Zusammenhange — bereits 79, 4 erwähnt worden ist), sondern auch an die durch Mucian in Antiochia herbeigeführte Huldigung des syrischen Heeres denkt. In diesem erweiterten Sinne jenen Ausdruck zu fassen empfehlen die Worte *omnia* und *adfluentia*, insofern sie nicht bloß die dem Vespasian an Ort und Stelle, sondern auch die ihm aus Antiochia zuströmenden Huldigungen zu bezeichnen scheinen. Der so gewonnenen Deutung widerspricht jedoch *id ipsum opperiens*; denn *id ipsum* kann nur das bezeichnen, was in Caesarea geschah. Das ist die von M. nachgewiesene Unebenheit. Es fragt sich, ob wir sie, wie so manches bei Tacitus, was die strenge Logik preisgibt, ertragen, oder mit Müller *namque* in *iamque* ändern wollen.

Ann. III 50, 11 übersetzt M., indem er einen Gegensatz zwischen *vita* und *studia* statuiert, die Worte *vita Clutorii in integro est* 'der Lebenswandel des Cl. ist unbeanstandet und von der Anklage nicht betroffen'. Diese Auffassung von *vita* ist m. E. durch das vorangehende *sumpta morte* ausgeschlossen. Ich interpretiere: das Leben des Cl. ist nicht bedroht, weil, von allen andern Erwägungen abgesehen, auch nach dem Majestätsgesetze, wenn es auf ihn Anwendung fände, ihn keine andere Strafe treffen könnte als die aquae et ignis interdictio mit Konfiskation des Vermögens. — XIII 12 schlägt M. vor, 'dem Zerfall der Periode' abzuhelfen durch die Änderung *ne senioribus quidem principis amicis aversantibus mulierculam nulla cuiusquam iniuria cupidines princips explentem, quando* etc. Es soll offenbar nicht gesagt werden, daß Seneca und Burrus keine Abneigung gegen Acte hegten, sondern daß sie ihr keinen Widerstand leisteten. Es muß daher auffallen, daß Müller nicht *adversantibus* bewahrt und, wenn er der Periode aufhelfen wollte, den Dativ *mulierculae ... explenti* her-

Digitized by Google

gestellt hat. — XIII 41, 26 bezieht M. das Relativum *quis* auf die *sacri* und *negotiosi dies* zusammen, vermutet aber, daß vielleicht *quis* in *quisque* zu ändern sei, so daß in *quis divina colerent et humana non impedirent* eine Umschreibung des Kalenderausdrucks *intercisi dies* enthalten wäre. — XV 10, 17 erörtert M. die Frage, was mit dem hinter *sustentavisset* angeblich überlieferten *et* geschehen solle. Er bemerkt, daß nach Fishers Angabe das *t* nicht ganz ausgeführt sei und eine Dittographie vorzuliegen scheine. In Wahrheit steht hier in der Handschrift am Ende der Zeile ein *e* und ein begonnenes *g*: der Schreiber begann *egre* zu schreiben; als er aber sah, daß der Raum für dieses Wort nicht ausreiche, brach er ab und begann die neue Zeile mit *egre*. Ferner empfiehlt Müller an dieser Stelle folgende Interpunktion: *data in praesidium cohorte. Ac disperso milite, qui . . . sustentavisset, aegre compulsum ferunt.* Mir ist nicht klar geworden, was wir durch diese neue Anordnung gewinnen. — XVI 14, 23 bezieht M. *prius* nicht auf die Ankunft des Sosianus, sondern auf die Untersieglung des Testamentes. Dies wäre, fügt er hinzu, auch wohl nie verkannt worden, wenn *prius* der Haupthandlung angefügt wäre, d. h. vor *Tigellinus* stünde. Ich gebe zu bedenken, ob nicht in diesem Falle *prius* neben *auctor extitisset* überflüssig wäre; und daß Tigellinus bereits zu der Zeit, wo nur die schriftliche Denunziation des Sosianus vorlag, dem Anteius nahe gelegt habe, schleunigst sein Testament zu machen, ist doch wohl nicht so undenkbar, wie M. meint.

Endlich konjiziert M., indem er das im Leidensis vor *ipsum* überlieferte *et* umstellt, Dial. 5, 13 *et apud deos* 'auch vor den Göttern', nicht bloß vor Secundus. Auf diese Wendung repliziere Maternus c. 12 durch die Worte *primum apud deos, quorum proferre responsa . . . ferebantur.* Die Kombination ist überraschend.

30) Dial. 7, 10 vermutet H. Wagenfort, Mnemos. 40 S. 173[1]) *si non ultro oritur*, 10, 13 *possint* nach der Analogie von 9, 30 *si modo . . . velint* und stellt 10, 31 ff. so um: *nec excusatur . . . videris* [*aut*] *elegisse . . . dicturam . tolle igitur . . . superiorem . sentio . . . ferri . nos* ⟨*autem*⟩ *satis . . . in quibus* [*expressis*] *si quando* etc.[2]). 26, 13 schlägt er vor *frequens sicut his, ita et* ⟨*aliis*⟩ *exclamatio*, 21, 3 *nec unum in populo' Canuti aut Atti 'de Furnio et Toranio'*, womit je eine Rede des Canutius und Attius gemeint sei. Attius habe das entgegengesetzte Verhalten des Furnius und Toranius verglichen: jener rettete seinem Vater das Leben durch seine Fürbitte bei Octavian (Sen. de ben. II 25), dieser verriet seinen Vater dessen Verfolgern (Val. Max. IX 11, 5)[3]).

Dial. 7, 10 schreibt F. Walter, Bayer. Bl. 1912 S. 33 *quasi non in alio oritur* 'was so zu sagen nicht auf fremdem Boden wächst' und vergleicht Ann. XIII 56, 18, wo man unrichtig *in alieno*

---

[1]) Was in den Adnotationes Wagenforts nicht neu ist, übergehe ich.
[2]) Dem eingeschobenen *autem* wird, wie es scheint, eine widerlegende Kraft beigelegt.
[3]) Wie aber soll man nun *nec unum* verstehen?

Digitized by Google

schreibe, und Dial. 6 *quamquam alia diu serantur atque elaborentur* 'trotz langer und angestrengter Pflege, die man solchen Gewächsen widmet, die dem Boden fremd sind'. — W. hat alle 3 Stellen unrichtig beurteilt; *alieno* ist, wie in der Annalenstelle, in *alio* verderbt H. II 63, 14, aber von erster Hand korrigiert.

An Dial. 23, 3 anknüpfend untersucht V. Brugnola, Riv. di fil. 39 S. 558, wie Ciceros Vorliebe für die clausula *esse videatur* zu erklären und inwieweit Apers Behauptung übertrieben sei.

31) Germ. 2 meint M. Bang, Hist. Ztschr. XI S. 351, sei der ursprüngliche Wortlaut vielleicht gewesen: *ut primum a victis victores ob metum, mox omnes et iam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.*

Germ. 14, 5 faßt St. Brasloff, Ztschr. f. d. ö. Gymn. 62 S. 673, da das altgermanische Recht nur einen prozessualen Eid kenne, *sacramentum* in der nach seiner Meinung ursprünglichen Bedeutung 'Wette, Wetteinsatz, das, warum gekämpft wird'. Mir ist der so entstehende Gedanke nicht kar; ich nehme mit Wolff an, daß Tacitus hier den Fahneneid des römischen Soldaten auf germanische Verhältnisse übertragen hat.

Germ. 26. Auf dieses Kapitel bezieht sich die Schrift von W. Fleischmann, Caesar, Tacitus, Karl der Große und die deutsche Landwirtschaft (Berlin, P. Parey 1911, IX und 80 S.). Ich habe das Buch nicht gesehen, hebe aber aus E. Hahns Anzeige, DLZ. 1912 S. 1271 folgenden Satz hervor: 'es ist sachlich völlig berechtigt, wenn der Verf. mit klaren Worten die Unmöglichkeit hervorhebt, aus den wenigen Stellen, die bei Caesar und Tacitus vom Ackerbau der Germanen handeln, irgend etwas Entscheidendes oder Maßgebendes über die Wirtschaft unserer Altvordern herauszupressen'.

Germ. 41 wird Augsburg *splendidissima Raetiae provinciae colonia* genannt, während doch die inschriftliche Bezeichnung *Aelia Augusta* und *municipium Aelium Augustum* zu bezeugen scheint, daß die eigentliche Stadtgründung erst unter Hadrian erfolgt ist. Mommsens Lösung (CIL. III S. 711), daß Drusus im J. 15 v. Chr. ein Forum gegründet habe, das Tacitus mit freierem Wortgebrauch als colonia bezeichne, und dieses Forum dann von Hadrian bei seiner Anwesenheit am limes, etwa 122 oder 123 n. Chr., zum municipium erhoben worden sei, wird jetzt von F. Vollmer in der Sitzung der philos.-philol. u. hist. Kl. der K. Bayer. Ak. der W. im Dez. 1911 (s. DLZ. 1912 S. 271) durch den Hinweis auf die pseudoacronischen Scholien zu Hor. carm. IV 4, 17 gestützt: *his devictis* (nach dem Siege des Drusus über die Räter und Vindeliker) *facta est civitas Augusta Vindelica apud Raetos.*

32) Zu H. I 69, 7 brachte Moores Ausgabe die treffliche Vermutung, daß zwischen *mitigavit* und *ut* ein den neuen Satz beginnendes *tum* ausgefallen sei. Diese Verbesserung begründet Moore in den Transact. and proceed. of the Amer. philol. assoc. XLI p. LIII und fügt noch

Digitized by Google

folgenden ebenfalls beachtenswerten Vorschlag II 12, 1 hinzu: *possent per mare et naves etiam ora Italiae* [*parte*] *penitus* etc. Nachdem *etiam ora* in *et maiore* verderbt war, sei *parte* eingeschwärzt worden. Durch *etiam* werde diese dritte Bewegung den beiden c. 11 erzählten angereiht: dem Vorrücken der Othonianer aus Dalmatien und Pannonien und dem Marsch Othos von Rom aus in nördlicher Richtung.

Ob H. IV 48, 10 *ius* oder *vis* zu lesen sei, schien bisher zweifelhaft. Den Zweifel löst, worauf mich A. Gudeman aufmerksam gemacht hat, E. A. Loew in seinen Studia palaeographica (Sitzungsber. der K. Bayer. Ak. der W., philos.-philol. u. hist. Kl. 1910, 12. Abhdlg.) S. 13, indem er darauf hinweist, daß, wenn *ius* gemeint wäre, dieses in der Handschrift mit i longa hätte geschrieben werden müssen. Da nun aber an der schlecht leserlichen Stelle doch erkennbar ist, daß das Wort mit einem kleinen Buchstaben beginnt, so ist *vis* zu lesen. Eine Korrektur liegt nicht vor. — S. 46 sagt Loew mit Berufung auf mein Programm vom J. 1899 S. 8, daß es im zweiten Mediceus ein paar Fälle gebe, wo das für die Schreibung von ti gültige Gesetz durchbrochen sei. Ich bin sicher, daß es sich in diesen Fällen entweder um eine spätere Hand oder um eine verkehrte Wortabteilung handelt.

33) Zu Ann. XI 23—25 und den bekannten Lyoner Tafeln liefert E. G. Hardy Journ. of philol. 63 S. 79—95 einen historisch-staatsrechtlichen Kommentar, aus dem ich folgenden Satz hervorhebe: *primi ... adepti sunt* darf nicht übersetzt werden 'the Aedui first obtained', sondern: 'Aeduans were the first to obtain the right of being senators in Rome'. Das ist auch Fabias Auffassung in der oben unter No. 20 erwähnten Schrift.

V. Tacitus in der Schule.

34) P. Geyer, Präparation zu Tacitus' Annalen Buch 1—3. 2 Hefte. Bamberg, C. C. Buchner.

Wem eine solche 'Präparation' als ein angemessenes Hilfsmittel in den Händen der Schüler erscheint, dem darf das Werk Geyers empfohlen werden. Er bietet in knapper Form die notwendigsten sachlichen und sprachlichen Belehrungen, die letzteren in der Weise, daß er durchweg von der Grundbedeutung der Begriffe ausgeht und wo es passend erschien, auch etymologische Aufklärungen einfügt. Verkehrte Angaben sind mir bei der Durchsicht der Hefte nicht aufgestoßen, ausgenommen die Bemerkung im 2. Heft S. 2, die Bataver seien ein keltisches Volk.

Nachtrag:

35) M. Claeys Boüüaert, S. J., Tacitus als Kunstenaar en geschiedschrijver. Historien en Jaarboeken. Leuven 1912, Keurboekerij groote Markt 12. XXVII u. 266 S. (Humaniora I. reeksphilologische verzameling V.)

Das Buch, dessen Verständnis dem der vlämischen Sprache unkundigen Leser Schwierigkeiten bereitet, ist dazu bestimmt, in das

Digitized by Google

Studium der großen Werke des Tacitus, der Kunst ihrer Komposition, ihrer Ursprünglichkeit, ihres Stiles und ihres historischen Wertes anzuführen. Der Polemik hat der sehr belesene Verfasser einen ziemlich großen Raum gewährt und seinen Betrachtungen eine bibliographische Übersicht, verbunden mit einer kurzen Charakteristik und einer im allgemeinen gerechten Feststellung des Wertes jedes einzelnen Buches vorausgeschickt.

Die Vorzüge des Tacitus: seine Psychologie, sein Reichtum an großen Gemälden und beherzigenswerten Lehren, die tragische Einheit in der Entwicklung der Charaktere ziehen den Leser, namentlich den jugendlichen Leser an, der an ihm zugleich lernt dichterische Vorstellungen von historischen zu unterscheiden und den rechten Weg zu gehen zwischen Leichtgläubigkeit und Mißtrauen. Durch peine Vorreden stellt Tacitus sich selbst dem Leser vor; in seiner Kritik ser Vorrede zu den Historien hat Fabia insofern recht, als er die darin ausgesprochene Geringschätzung der Modernen tadelt. Tacitus' historische Kritik beruht nicht auf Urkunden, sondern auf der psychologischen Wahrscheinlichkeit. Als Beispiel der Mühe, die er sich gegeben hat, eine schwierige Frage zu lösen, wird Ann. IV 57 behandelt, wo es sich um die Motive handelt, die Tiberius bestimmten, Rom zu verlassen. Beispiele des Ineinanderschiebens verschiedener Quellen habe Kessler (dessen Schrift B. lehrreich nennt) in den Abschnitten Ann. I 40—44, 6 und II 8, 6—9 zu Ende gefunden; auch die Episode I 57—59 sei ergänzend eingefügt. Durch solche Einschübe sei Topographie und Chronologie unentwirrbar geworden, aber der innere Zusammenhang der Ereignisse ins Licht gestellt.

Das Einquellenprinzip habe man mit Recht verworfen, die Abhängigkeit des Plutarch von Tacitus sei von Borenius erwiesen. Plutarch habe nicht die Gewohnheit gehabt, sich an eine einzelne Hauptquelle zu halten, Tacitus' Historien seien lange genug vor Plutarchs vitae des Galba und Otho herausgegeben worden (?), und um Tacitus' Erzählung zu ergänzen, genügte es, daß Plutarch, der viel gelesen hatte, sich auf sein Gedächtnis verlassen konnte. Möglich, ja wahrscheinlich sei ein beschränkter Einfluß von einer oder mehreren für Tacitus und Plutarch gemeinschaftlichen Quellen. Aber stets bewahre die Art des Tacitus ihr individuelles Gepräge, insofern sie ihr Augenmerk auf allgemein gültige Lebensgesetze richte, die gesamte Entwicklung der Begebenheiten in einen festeren Verband gebracht und den Text in eine bündigere Form gegossen habe. Der Unterschied in der Aufeinanderfolge der Tatsachen bei beiden Schriftstellern, z. B. in der Frage, ob Caecina Cremona erobert habe, ehe er Placentia angriff, oder welches Ereignis den Anlaß zur Berufung des Titianus gegeben habe, sei kein Beweis gegen die Abhängigkeit des Plutarch von Tacitus, sondern darauf zurückzuführen, daß Plutarch den taciteischen Bericht sorglos resümiert habe.

Das Charakteristische des taciteischen Stiles liege nicht so sehr

Digitized by Google

in der σεμνότης als in der Anpassung des Ausdrucks an die Handlung. Ann. I 65 nenne er absichtlich nicht die Werkzeuge, sondern die Arbeit, die damit zu verrichten ist; seine Pluralia und verallgemeinernden Ausdrücke, wie *tot*, *saepe*, verdienen nicht in dem Grade wie man denkt, den Vorwurf der Ungenauigkeit. Auch der Satzbau spiegele die Wirklichkeit wieder. Ann. I 2 sage er nicht *Pompeio oppresso*, sondern *Pompeius oppressus*, um die Überwindung dieses letzten Repräsentanten der prinzipiellen Feindschaft gegen Octavian als ein Hauptergebnis hinzustellen. Daraus, daß Tacitus das Geschehende miterlebe, entstehe sein Stil und dessen Eigenart: die Asymmetrie, die der Nüancierung des Gedankens dient, die Beispiele verschränkter Wortstellung, die zusammenfassenden Perioden, die oft mit einer Antithese schließen. Die doppelte Frage *quisnam is sermo, qua de re fuisset* Ann. XV 56 gebe die Ungeduld des Fragenden wieder; H. I 4 sei *omnes legiones* direkt von *conciverat* abhängig zu denken: die Absicht dieses unregelmäßigen Satzbaues sei, die Legionen in den Vordergrund zu stellen. J. J. Hartman habe durch seine Konjekturen öfters diese Haupteigenschaft des taciteischen Stils, der die Handlung nach dem Leben abmalt, zerstört. Tacitus habe die rhetorische Technik in der Schule gelernt, aber sie aus eigener Kraft mit Wahrheit und Leben beseelt.

Seine Beschreibungen sind stets mit der Handlung gepaart und führen zuweilen zu Änderungen der Zeitfolge; oft beschränken sie sich auf ein paar bezeichnende Besonderheiten. Um die Art, wie er beschreibt, zu charakterisieren, dient ein Vergleich seiner Darstellung des Todes des Vitellius mit der bei Sueton. Besonders glänzt er in der Beschreibung der Massen. Ein Beispiel ist die Darstellung des Besuchs des Vitellius auf dem Schlachtfeld von Bedriacum verglichen mit dem des Germanicus auf dem Schlachtfeld im Teutoburger Walde.

In den Historien, in denen das Vierkaiserjahr das Portal zur Geschichte der flavischen Dynastie bildet, gehören die 3 ersten Bücher zusammen; sie beginnen mit dem Augenblick, wo das Zeitalter der Umwälzungen anhob. Im Anfang der Annalen, die, wie Fabia bewiesen hat, mit Neros Tod schlossen, begehe Tacitus den Fehler, daß er, indem er sein Hauptaugenmerk auf den Fortgang der Intrigen Livias richtet, verschweigt, welch ausgezeichnete Dienste Tiberius in Pannonien und Germanien geleistet hatte, und wie das abwechselnde Bevorzugen und Zurücksetzen durch Augustus seinem mißtrauischen Charakter Nahrung geben mußte. Die Vorgänge bei seiner Thronbesteigung habe Fabia im allgemeinen richtig beurteilt. In den Anfangstagen des Tiberius erkenne Tacitus die Keime seiner letzten schrecklichen Zeit; doch unterscheide er noch nicht die Details, so daß er in Ungenauigkeit verfalle. Diese Neigung zur Konzentration sei auch schuld daran, daß er, wo er von den Plänen des Sejan berichtet, wie es scheint, Tatsachen zusammenfaßt, die entweder schon der Vergangenheit angehörten oder erst in der Zukunft lagen (hier

Digitized by Google

nennt B. die von Sejan verführte Livia versehentlich eine Tochter des Germanicus), und er übertreibe, wenn er die Veränderung in der Haltung des Tiberius vom J. 23 datiert. In den Historien hätten die Vorgänge im Osten, die zur Erhebung Vespasians führten, seine Aufmerksamkeit so sehr in Beschlag genommen, daß er das, was in Aquileia bei den moesischen Legionen, wahrscheinlich schon früher, geschah, übersah. Zum Schluß dieses Abschnittes gibt B. eine Disposition des 3. Buches der Annalen, um zu zeigen, daß bei aller Abwechslung dennoch die Einheit der Haupthandlung alles beherrscht.

Aus den Kriegsberichten des Tacitus wählt B. die beiden in historischer Hinsicht schwächsten aus: die Darstellung des Partherkrieges unter Corbulos Führung und des Krieges zwischen Otho und Vitellius. Was den ersteren betrifft, so seien, abgesehen von der unsicheren Chronologie, die Absichten des Hofes und die Instruktionen, die Corbulo erhielt, aus Tacitus' Bericht meist nur zu erraten. Tacitus habe in Corbulo den Feldherrn von altem Schlage gesehen, obgleich er ihn mehrmals tadelt und seine Memoiren als Hauptquelle für die Schilderung seiner Feldzüge benutzt. In dem Urteil über die Darstellung des Krieges zwischen Otho und Vitellius stimmt B. mit Henderson, von dem er in andern wichtigen Punkten abweicht, insofern überein, als er zugibt, daß Tacitus den Sinn des gefährlichen, aber nicht unmöglichen Flankenmarsches zur Addamündung, der eine Umzingelung des Feindes bezweckte, nicht erfaßt habe und als Ziel des Marsches unrichtig eine Feldschlacht voraussetze, wie er auch die Bedeutung der zentralen Position von Brixellum nicht verstanden habe. Doch habe er alle psychologischen Ursachen der Niederlage gut beschrieben. Um die topographische Schwierigkeit zu heben, ändert B. II 39 *IV* in *XIV*. Daß Tacitus in seinen Kriegsberichten Mommsen, Henderson und überhaupt die modernen Gelehrten nicht befriedigt, beweise nur die großen Fortschritte, die wir auf dem Gebiete der Kritik und Geschichtschreibung gemacht haben. Man solle deshalb den Menschenkenner und Künstler nicht unterschätzen, der selbst in seinen Kriegsberichten die wahren Triebfedern der Handlung und die Ursachen der Ereignisse zu entdecken wisse.

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit Germanicus und seinem Verhältnis zum Kaiser. Die großen Feldschlachten in Germanien seien vermutlich nur Scharmützel gewesen, die Geschichte von den 8 Adlern mute dichterisch an, der Rundgang durch das Lager aber entspreche dem Charakter des Prinzen. Wo Tacitus von dem Argwohn des Kaisers spricht, bedenke er nicht immer, daß bei ihm strategische und staatsmännische Betrachtungen schwerer wiegen mußten als Gefühlsgründe, und hätte er die Fehler seines Helden begriffen, so würde er auch verstanden haben, warum der Kaiser ihn abberief. Das schließe aber nicht aus, daß es in der Absicht des Kaisers lag, den Prinzen von den Legionen zu entfernen, bei denen er zu populär war. Die Sendung nach dem Osten sei ehrenvoll, aber der

Digitized by Google

Kaiser habe Grund gehabt, ihm einen Mann an die Seite zu setzen, der ihm Gegenpart halten sollte, obwohl er vielleicht nicht vorhergesehen habe, wie weit Piso sich vorwagen würde. Auch im Osten habe Germanicus Fehler gemacht, z. B. den, daß er durch seine Reise nach Ägypten dem Gegner freie Hand ließ. Die Widerlegung des Giftverdachtes schiebe Tacitus bis zu dem Augenblick auf, wo sie in Wirklichkeit eintrat. So habe er in der Geschichte des Germanicus die Volkseindrücke, die dramatisierende Überlieferung kunstvoll, aber unkritisch wiedergegeben. Die Geburt der Zwillinge des Drusus schiebe er ein oder zwei Jahre hinauf und sehe nicht, daß der Kaiser ein Recht hatte, stolz darauf zu sein. Auch den Tod des Arminius setze er zu früh.

Im Urteil über Tiberius treffe Furneaux die richtige Mitte. Obwohl Tacitus' Standpunkt nicht welthistorisch, sondern eng römisch ist, obwohl er sich der öffentlichen Meinung und dem Urteil der mißvergnügten Senatoren anschließt, obwohl seine Bemerkungen nicht immer mit den Tatsachen stimmen und sein Tadel nicht immer gerecht ist, sei doch das Bild, das er von Tiberius entwirft, als Ganzes objektiv und wahr. Man irre, wenn man bei ihm erst nach dem Verrat des Sejan Neigung zur Grausamkeit annimmt oder seine Ausschweifungen auf Capri leugnet.

Von den Vergiftungen, die im 2. Teil der Annalen erzählt werden, sei nur die des Claudius zweifelhaft. Ferrero, der Tacitus einen romancier nennt, sei von Fabia widerlegt. Über Nero habe Tacitus, wie über Claudius, gerecht geurteilt; das erste quinquennium seiner Regierung sei nur verhältnismäßig glücklich gewesen. In bezug auf den Brand der Stadt sei es unmöglich über die Unsicherheit, die wir bei Tacitus finden, hinauszukommen.

Schluß: Tacitus gibt zu wenig acht auf Orts- und Zeitbestimmungen, er teilt zu leicht traditionelle Vorurteile, er ist ungenau in Nebenumständen, er beschränkt seinen Blick allzu sehr auf die Interessen der römischen Aristokratie und hat wenig übrig für die Wohlfahrt der Provinzen und des gemeinen Volks. Und doch ist er ein großer Geschichtschreiber; denn er erzählt wie ein Seher.

Berlin. Georg Andresen.

Digitized by Google

Vergil.

I. Über den Dichter und seine Werke.

1) U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, I. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch, Die griechische und lateinische Literatur und Sprache (= Die Kultur der Gegenwart, Teil I Abteilung VIII). Dritte, stark verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin 1912, B. G. Teubner. 582. gr. 8. ℳ 12, geb. in Leinwand ℳ 14.

Die 'Kultur der Gegenwart' ist für den weiten Umkreis aller Gebildeten bestimmt. Der uns vorliegende Teil ist auch für den engeren Kreis der Gelehrten, nicht nur der Anfänger, auch der stillen und der publizierenden Forscher, unschätzbar; ja für diesen Kreis ist das Werk vielleicht noch geeigneter und wertvoller. Wie anregend und belehrend, wie erfrischend und erhebend ist es für den Spezialforscher, aus der Zelle, in der er emsig und getreulich lernt und arbeitet, sich von den Führern seiner Wissenschaft mit ihrem tiefgründigen Wissen, ihrem scharfen Auge, ihrem umfassenden Gesichtskreis hinanführen zu lassen zu der hohen Warte, von der sie hier mit dem ganzen Arbeitsfeld auch sein Fleckchen in neuer und klarer Beleuchtung zeigen, wie es nach ihrer Eigenart des Sehens, ihrer Vertrautheit mit dem Ganzen wie dem Einzelnen sich darstellt. Auch die Vergilforschung der Zeit findet hier beachtenswerte Wegweiser und Warnungstafeln, aufklärende Schlaglichter, Anlaß zur Prüfung des Vorhandenen wie Hinweis auf das noch Fehlende. Indem wir daraus einiges hervorheben, hoffen wir, zugleich das ganze Werk zu kennzeichnen und dadurch denen zu empfehlen, die es noch nicht ausgenutzt haben.

von Wilamowitz kommt auf unseren Dichter zunächst bei Nikandros' Georgika S. 204: 'Vergil, der ihn benutzt hat, war (ganz abgesehen von seinen eigenen poetischen Vorzügen) geschmackvoll genug, statt des nikandrischen den aratischen Stil zu wählen' (vgl. unten Nr. 6). Apollonios' Gedicht (S. 205) 'hat auf Vergil stark gewirkt. Dido ist ohne die Medea des Apollonios nicht denkbar, und die Liebe der schüchternen Jungfrau dürfte vor der leicht getrösteten Wittib manches voraus haben. Dennoch fällt die Vergleichung zu Vergils

Digitized by Google

Gunsten aus, zum Teil, weil die Nachahmung Homers in einer andern Sprache sehr viel größere Berechtigung hat'. Theokrit (S. 207 f.) 'hat Weltruhm erst gefunden, als Vergil ihn nachahmte, aber nicht überwand, wie den Nikander und Apollonios': 'Hirtengedichte und Idyllen in modernem Sinne sind die Gedichte seiner Nachfolger auch längst nicht alle, und die besten am wenigsten'.

F. Leo spricht S. 442 ff. von der augusteischen Zeit, in der der Römer durch die literarische Erbschaft Ciceros für die Prosa an das Vollkommene gewöhnt war; in der Poesie schlug nun 'der Klang und Glanz des vergilischen Hexameters als etwas ganz Neues an sein Ohr. Der Zauber hat sich fast zwei Jahrtausende lang stets für den durch Natur und Bildung Bereiteten erneuert; für die eigne Zeit war es eine Offenbarung der Schönheit'. Vergil knüpfte (S. 445) 'an die hellenisierende Dichtung an, die in seiner Jugend galt'. In der Sammlung seiner Idyllen, denen 'es auch an der hellenistischen Künstlichkeit nicht fehlte', sind Gedichte, 'die sich eng an Theokrit anlehnen, andere von freier Erfindung. Vergil war selber ein Landkind, die Hirtenscenerie und -stimmung brauchte er nicht aus Büchern zu holen . . . Die Stimmung der Gedichte ist die romantische Flucht in einen vergezauberten Zustand stillen und anspruchslosen Glückes. Sie waren dem Zeitgenossen wie eine Verheißung . . . der weiche und lieblich spielende Ton dieser ländlichen Muse bannte die Verwöhnten und die Naiven in ihren Kreis'.

'Daß Vergils Georgica geworden sind was sie sind, liegt einzig daran, daß er das ländliche Leben und seine Beschäftigungen poetisch empfand. Sie waren ihm mehr als pflügen und pflanzen, weiden und zeideln, er sah in allem den Verkehr des Menschen mit der Natur . . . Der Stoff verklärt sich in der Sphäre der bukolischen Stimmung des Dichters und ist doch einfachstes Leben; denn nirgends wird die Wirklichkeit verlassen, der Leser dieses Gedichtes erlebt den Zustand des italischen Bauern, aber in Vergils Gesellschaft. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es ein ähnliches Lehrgedicht in griechischer Sprache gegeben hat'.

Ob V. je die Absicht wirklich gehegt hat, Augustus' eigne Taten als Epos zu behandeln, darf man bezweifeln. 'Er wird an Einsicht in seine Kunst dem Hofe, der dergleichen wünschte, schon damals vorausgewesen sein. Das nationale Epos, das er zu schaffen gedachte, durfte den Befreier des Erdkreises nur von ferne und im Gleichnis erscheinen lassen'. Vergil trug den Zusammenhang mit Ennius, der die Form des römischen Epos gräcisiert hatte, 'offen zur Schau. Aber als Dichter war er Homeride . . . Diese Zeichen der Abhängigkeit befremden uns; aber sie sind unzertrennlich von aller antiken Kunst. Wie Vergil so hängt das griechische Epos an Homer; und wir sehen nicht, daß ein Grieche oder Römer nach Homer eine epische Komposition von solcher Selbständigkeit hervorgebracht hätte wie Vergil. Als er starb, war die Aeneis 'äußerlich abgeschlossen, aber innerlich unvollendet'.

Digitized by Google

Vergil hat 'auf die Sprachbehandlung der neuen Prosa direkt so stark gewirkt wie Cicero indirekt auf Vergil'. Er ist, wie Horaz, Tibull und Properz, 'noch frei von der modernen Rhetorik und ihren Folgen' (S. 451). 'Jetzt' — so heißt es S. 448 mit leiser, doch beachtenswerter Änderung des früheren Wortlauts (s. JB. 1908 S. 140) — 'lebt er in der Schule fort, für die er, trotz der Schwierigkeiten die im Wesen seiner Kunst liegen, durch die Schönheit des Klanges, die vollkommene Sprache, die hohe Gesinnung unersetzlich ist.' Möchte dies Wort, das wir mit Absicht wieder vor Augen führen, für die Behandlung unseres Dichters im Unterricht ein Leitstern sein und bleiben!

Auch von F. Skutsch (S. 542) wird Vergil als 'vollendeter Künstler und Vorbild aller weiteren auf dem Gebiet der Dichtersprache' bezeichnet. 'Hier verschmilzt alles zu schöner Einheit, der lateinische Sprachstoff mit den ihm innewohnenden Eigenschaften der Kraft und des Vollklangs, die griechische Kunst in der Behandlung des sprachlichen Materials, die altväterische Einfachheit und die moderne Gewandtheit im stilistischen Aufbau. Eine außerordentlich geschickte Mischung von Altertümlichem, kühnen Neuerungen und Gräcismen — das ist Vergils Sprache . . . Er hat der Poesie seines Volkes das Kleid gegeben, in dem sie, von leichten Modernisierungen und Verzierungen abgesehen, durch die Jahrhunderte gefallen hat'.

Möchten solche Urteile Berufener auch in dem weiten Kreis aller Gebildeten Verbreitung und gebührende Achtung finden!

2) Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian (= Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft VIII). Zweiter Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian. Erste Hälfte: Die augustische Zeit. Dritte, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit alphabetischem Register. München 1911, C. H. Beck. X u. 604. 8. 10 ℳ, in Halbfranz geb. 12 ℳ.

Der Vergilabschnitt dieses in seiner Art und Anlage allbekannten Buches umfaßt jetzt im ganzen nicht weniger als hundert Seiten (32—133); davon kommen S. 84—108 auf die Appendix und S. 121—129 auf die antiken Kommentare. Ausführliche Darstellung des Stoffes, reichhaltige Angabe der verstreuten Literatur, unparteiischer Bericht über die Probleme und besonnenes Urteil bilden die Eigenart von Schanz' Arbeit auch hier. So kann sie zur Einleitung in das Vergilstudium und zur Übersicht über die schwebenden Fragen gute Dienste tun; nur ist dabei zu beachten, daß Schanz sein Manuskript dieses Abschnitts, soviel ich sehe, schon im Jahre 1909 abgeschlossen und nur gelegentlich im J. 1910 noch etwas nachgetragen hat. Auch diese Jahresberichte kennt er nur bis zu dem von 1908; daher wird der Benutzer des Buchs das, was die folgenden Jahrgänge aus späteren Erscheinungen und über dieselben enthalten, zur Ergänzung und wohl auch zur Berichtigung im Einzelnen zweckmäßig heranziehen.

Was ich über Art und Weise der Arbeit im allgemeinen in einer

Digitized by Google

der Zeitschrift für das Gymnasialwesen eingereichten Rezension gesagt habe, gilt auch von dem vorliegenden Abschnitt. Im besonderen sind seine Literaturangaben, die auch auswärtige, besonders italienische Forschungen reichlich berücksichtigen und dadurch hinwiederum unsere JB. vielfach ergänzen, gewiß auch jetzt höchst dankenswert; aber die große Fülle, die trotz der Sichtung des Materials vorhanden ist, hat doch Mißstände im Gefolge, die sich in der nächsten Auflage vielleicht überwinden oder doch mildern lassen und darum hier besprochen werden mögen. Erstens nämlich scheint mir auch bei Schanz (vgl. JB. 1911 S. 165) in den Erörterungen und den Belegen wie in den Titelzusammenstellungen die sogenannte kleine Literatur gar zu viel Raum und Berücksichtigung zu erhalten im Verhältnis zu umfassenden oder zusammenfassenden Werken, welche die erörterte Einzelfrage auch behandeln. Das Buch von Heinze z. B. wird allerdings oft citiert; aber seine epochemachende Bedeutung wird ein mit der Vergilliteratur nicht Vertrauter daraus doch schwerlich erkennen. Deutickes Bearbeitung der Ladewigschen erklärenden Ausgabe wird zwar gelegentlich citiert; aber unter den Gesamtausgaben steht sie S. 111 ohne ein Wort des Hinweises auf die wertvollen Anmerkungen und den durch Deutickes Sorgfalt zu einem unersetzlichen Hilfsmittel für den Forscher gemachten Anhang, ohne Angabe von Jahr und Auflage, unter den Schulausgaben, obwohl sie ein würdiges Glied der Haupt-Sauppeschen Sammlung ist. Ebenso verschwindet Nordens Ausgabe von Aen. VI unter den Spezialausgaben S. 82. Könnte nicht vielleicht der Abschnitt 'Vergil in der Neuzeit' erweitert werden durch eine historische Übersicht über die Fortschritte des wissenschaftlichen Vergilverständnisses, aus der, wer Orientierung sucht, ersähe, daß zur Zeit für die Kritik eine der großen Ausgaben Ribbecks, für die Erklärung die eben genannte Deutickes das beste Hilfsmittel bilden und daß, wer durch sie sich in den Autor eingelesen hat, einerseits Nordens vielseitigen Kommentar zu Aen. VI, andererseits die Bücher von Plüß und Heinze zweckmäßig durcharbeiten wird, um schließlich an Ribbecks feiner und geschmackvoller Darstellung in der Geschichte der römischen Dichtung mit reifem Verständnis sich zu erbauen. — Ferner möchte ich zur Erwägung stellen, ob es nicht übersichtlicher und zweckmäßiger wäre, wenn die Spezialausgaben einzelner Werke hinter den (auf die Handschriften folgenden) Gesamtausgaben aufgeführt würden. Endlich müßte wohl bei den Angaben 'zur Erläuterung' S. 82 f. mindestens zurückgewiesen werden auf die über 'die Komposition in einzelnen Teilen des Gedichtes' S. 78, weil auch diese zum größten Teil Erläuterungen mitenthalten.

Nicht ganz abgeklärt und gleichmäßig scheinen mir die an verschiedenen Stellen begegnenden Urteile über die Bucolica und die Aeneis zu sein. Jene Dichtung ist nach S. 52 'durch und durch Treibhauspflanze' und Vergil ein 'Nachtreter': ja Schanz versteigt sich zu dem Satze: 'Wenn wir von einer überfeinerten Kultur gedrückt uns nach dem einfachen Naturleben zurücksehnen, so greifen wir nicht zu den krank-

Digitized by Google

haften Gebilden Vergils, sondern wir flüchten uns zu den anmutigen Schöpfungen Theokrits, und in ihrer Lektüre finden wir Ruhe und Frieden'. S. 109 heißt es von den Buc. und der Aen., daß 'trotz der vielen Schönheiten, die uns entgegentreten, ein krankhafter Zug auf jenen Gebilden ruht'. S. 132 (wo auch wieder einmal das homerische 'Volkepos' und 'die homerische Naivetät' als blendende Gegenstücke erscheinen) wird unter anderen 'besonders interessanten' Sätzen Niebuhrs der aufgeführt, daß die ganze Aeneis 'von Anfang bis zu Ende ein mißlungener Gedanke' sei. Nach S. 391 hat Vergil in den Buc. als 'Nachbildner' des 'unvergleichlichen Originals' zwar 'durch seine allegorisierende Tendenz' [die ihm zumeist von den Erklärern aufgebürdet wird!] 'die natürliche Grundlage dieser Dichtgattung oft zerstört', aber 'immerhin lag eine bedeutsame Leistung vor'. In dem Rückblick auf das römische Epos lesen wir S. 380, daß es 'auf seinen Höhepunkt gelangte mit Vergil'; die epische Kunst habe sich jetzt ganz anders entfalten können, da er 'in Anlehnung an Homer die epische Technik und die epische Sprache in der römischen Literatur begründet' habe. Er habe längere Zeit geschwankt 'zwischen dem Sagenepos und dem historischen'; dann aber 'war dem Dichter klar geworden', daß sein Epos der Sage angehören mußte; er habe 'daher' eine griechische Sage gewählt, die 'zugleich mit Rom und dem Herrschergeschlecht verknüpft war'; das waren also doch keine 'mißlungenen Gedanken'! Übrigens zweifle ich sehr, ob diese Formulierung und Unterscheidung von Sage und Geschichte im Sinne Vergils und seiner Leser ist, die doch die Urgeschichte der Nation in der Form eines heroischen Epos dargestellt finden sollten und fanden; schön und richtig sagt Ribbeck (G R D II S. 55): 'die Sage wird nach Recht und Brauch des Altertums als Geschichte behandelt; wie die aufgehende Sonne schießt sie auf die noch im Dämmerungsnebel schlafenden Gefilde der Zukunft ihre blitzenden Strahlen.'

Noch einige verstreute Einzelheiten möchte ich erwähnen. Daß die Prädikate, die in ecl. IV dem Knaben erteilt werden, auf Asinius Gallus nicht passen (S. 48), ist kein Beweisgrund gegen die Beziehung des Gedichts auf den neugeborenen Sohn Polios; wie vielen wird an der Wiege gesungen, was ihnen das Leben nachher nicht bringt! Daß diese Beziehung 'jetzt ziemlich allgemein aufgegeben wird', ist nicht richtig; ebensowenig durfte S. 68 gesagt werden, die Interpolation von Aen. II 567—588 stehe 'außer Zweifel'. — S. 50 ist den Hypothesen Schapers und Sonntags über die Abfassungszeit der Eklogen noch zu viel Raum gegönnt. S. 61 (über die Quellen der Georgica) betont Schanz gegenüber P. Jahn, dessen 'fleißige Arbeiten ihren Wert darin haben, daß sie einen Beitrag für die Geschichte der lateinischen poetischen Diktion geben' (vgl. S. 98. 100), mit Recht, daß wir nur 'Nachwirkung der von Vergil vielgelesenen Dichter vor uns haben'. S. 65 leitet Schanz die 'unvollständigen Verse' der Aen. daher, daß Vergil 'sich nicht lange bei Einzelheiten aufhielt, da es ihm vor allem darauf ankam, einmal das Ganze im Rohbau aufzurichten'; aber im nächsten Satz

Digitized by Google

spricht er von 'fertig gewordenen Büchern', die Vergil vorgelesen habe, und nach S. 67 sind Buch IV und VI als solche gesichert. Das scheint mir eben ein Widerspruch zu sein, denn diese Bücher enthalten 4 + 2 'unvollendete Verse'. Auch Schanz führt S. 66 die Äußerungen unserer deutschen Klassiker an, auf die Deuticke in der Besprechung meiner 'Studien' (JB. 1901 S. 121) aufmerksam gemacht hat, um damit seine Ablehnung der Annahme ursprünglicher Absicht des Dichters zu begründen. Mir scheint: wer die halben Verse, die Goethe in der Iphigenie 'gelassen, wo sie vielleicht gut tun', als Analogon, als 'Beispiel von dem vergilischen Verfahren' anführt, dürfte nicht behaupten, daß die 'Unvollständigkeit der Verse lediglich auf Nichtvollendung des Epos zurückzuführen' sei; oder soll Goethe mit seiner Iphigenie eine erst 'im Rohbau' vollendete Schöpfung veröffentlicht haben? Vielmehr muß, wer das moderne Beispiel als klärend anerkennt, wenigstens soviel zugeben: wie die Kurzzeilen Goethes an ihren Stellen wirklich 'gut tun' (man wolle sie nur auch im Zusammenhang betrachten, ohne Rücksicht auf die graue Theorie und die reglementierte Praxis), so kann Vergil beabsichtigt haben, seine Hemistichia zu 'lassen'. — S. 72 könnte der interessanten Parallele, daß zur Napoleonischen Zeit in Bayern die Abstammung des Volkes von den Kelten offiziell war, vielleicht hinzugefügt werden, daß nach mittelalterlichen Sagen auch die alten Briten von den Trojanern abstammen (vgl., was über den Nachklang jener Vorstellung bei Shakespeare Gervinus bemerkt: I S. 52 und II S. 261 der 3. Auflage). — Auf die Pliniusstelle, die S. 115 angeführt wird (über das Monument Vergils in Neapel), könnte schon S. 37 bei der Notiz aus Donat hingewiesen werden. S. 116 Anm. 9 wäre Angabe der inschriftlich citierten Vergilverse erwünscht und lehrreich. Was S. 131 über den Vergilkultus der Romanen gesagt wird, könnte durch Hinweis auf S. 1[illegible] vertieft werden (vgl. JB. 1909 S. 128). Zu verbessern ist S. 32 'es kommt dies daher, weil'; S. 46 'die erstere Alternative teilen'; S. [illegible] 'nachdem A. zurückgelassen hatte, landet er'; S. 100 Z. 15 lies 'den Kern'; S. 111 fehlt bei Merguets Lexikon die Angabe der erschienenen Lieferungen (soviel ich weiß, ist zu den fünf, die ich im vorigen Jahrgang anzeigte, inzwischen nur eine gekommen, so daß man leider um die Vollendung in Sorge sein muß); S. 375 wird gesagt, daß der Panegyricus auf Gallus 'durch einen anderen' ersetzt werden mußte.

Was Schanz über die Appendix sagt, wird unten (Nr. 14) angegeben.

3) Ernst Maaß, Die Person Homers. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum. 1911 Heft 8 S. [illegible]

Aus diesem überaus lehrreichen und beachtenswerten Aufsatze geht den Vergilforscher nicht nur die kleine Notiz an (S. 5[illegible]), daß Achates 'seinen Namen trägt nach dem sicilischen Flusse, in welchem der Achatstein gefunden wird', sondern auch die methodische Bemerkung am Schlusse: 'Analysen im Homer, überhaupt an antiken

Digitized by Google

Schriftwerken, dürften nur von solchen Philologen angegriffen werden, welche an Goethes und Schillers Entwicklung nicht oberflächlich, sondern auf das genaueste vorbereitet sind'. Unseres Erachtens wenigstens versäumt es die moderne Vergilforschung vielfach, 'gerecht zu werden der treibenden Psyche der dichterischen Individualität'.

4) E. Krüger, Zu Vergils Arbeitsweise: ecl. X 38 f. Im Rhein. Mus. 1912 Heft 3 S. 480.

Die Worte 'quid tum, si fuscus Amyntas', mit denen Vergil an die (nach Jahn) aus Theokr. VII stammenden Verse den aus Theokr. X stammenden V. 39 anknüpft, entnimmt er nach K. aus der schon von Voß angeführten Asklepiadesstelle (A. P. V 210) *εἰ δὲ μέλαινα, τί τοῦτο; καὶ ἄνθρακες.* Statt der Kohle nehme er die dunklen Blumen des bukolischen Kolorits wegen und um den Theokritvers 'anbringen' zu können. 'Wir haben hier ein äußerst charakteristisches Beispiel für die bei Vergil so häufige Verflechtung mehrerer Motive.' — Mein Urteil über diese Art, die Arbeitsweise Vergils darzustellen, habe ich durch die Anführungsstriche um Krügers Ausdruck *anbringen* wohl genügend angedeutet.

5) A. Klotz erklärt in der Rezension der Marburger Dissertation von G. Engel De antiquorum epicorum, didacticorum, historicorum prooemiis, warum Vergil georg. II die Dedikation aus dem Prooemium in den Eingang der tractatio verschiebt. Er sagt (Berliner Phil. Wochenschr. 1912 Sp. 84): 'V. hat gerade mit feinem Takt die Widmung aus diesem Prooemium ausgeschlossen, weil sie sich mit der Anrufung des Bacchus nicht verträgt. Die *invocatio numinis* widerstreitet prinzipiell dem Lehrgedicht; denn hier spricht der Mensch aus eigner Weisheit. Sie ist hie und da aus dem Heldenepos eingedrungen. Vergil empfindet noch den Widerspruch und verschiebt deswegen die *dedicatio*'.

6) Hermann Schultz, Die Georgica in Vergils Stilentwicklung. In den F. Leo zum 60. Geburtstag dargebrachten *ΧΑΡΙΤΕΣ*, S. 359—370 (Weidmannsche Buchhandlung, 1911).

Eine feine Gabe, an der der Gefeierte gewiß seine Freude gehabt und die Frucht seines Wirkens erkannt hat! Aber die kleine Arbeit verdient auch unseren Dank; sie ist in der Methode musterhaft und im Ergebnis beachtenswert. Ich führe, da solche Sammelbände nicht in viele Hände zu kommen pflegen, viel davon hier an.

Um das langsame Reifen der künstlerischen Eigenart Vergils zu begreifen, gilt es, in den Eclogen und den Georgica Eigenes und Entlehntes ebenso zu analysieren, wie Heinze es für die Aeneis getan hat, 'durch eine nicht mechanische, sondern die Bedingungen der Entstehung eines Kunstwerkes und die künstlerischen Persönlichkeiten sorgsam prüfende Vergleichung'. Schultz untersucht die Frage, welcher

Digitized by Google

griechische Dichter auf den Stil der Georgica entscheidend eingewirkt hat, da die im Altertum behauptete hesiodische Stilisierung nach Morschs Dissertation nicht mehr angenommen wird. Seine Antwort ist, daß bei prinzipieller Scheidung zwischen stofflicher Vorlage und stilistischem Muster die antike Ansicht sich bestätigt. Die von Morsch gebotene Materialsammlung legt Schultz zu Grunde, er fügt eigene Beobachtungen hinzu und entnimmt auch 'einige wenige Nachträge' den Sammlungen von P. Jahn. Dies gibt ihm Anlaß, über Jahns Aufsätze das Urteil abzugeben, sie seien förderlich gewesen (vgl. oben S. 301) 'vor allem für den Nachweis prosaischer Quellen; zum Dichtererklärer dagegen ist schwerlich qualifiziert, wer den Gedanken äußern kann, Vergil habe für die Georgica Homer noch nicht aus erschöpfender Lektüre, sondern aus einer Gleichnissammlung benutzt'; 'ungefähr auf der gleichen Höhe' stehe seine Behauptung, 'Vergil hätte aus Varro lernen müssen, daß man Öl und Äpfel auf Eseln transportieren kann'.

Die Vorfrage ist die Benutzung der hellenistischen Dichter überhaupt. Auf Eratosthenes und Parthenios weisen schon die alten Erklärer zurück; dazu kommen Theokrit, 'in dem ja Vergil lange ganz gelebt hatte' (eine treffliche Formulierung des Verhältnisses!). Apollonios, Kallimachos (doch sei die Beziehung von georg. IV 170—175 zu hym. III 46 ff. trotz Jahn unsicher) und Aratos, bei dessen Benutzung man sich klar machen muß, 'wie frei und sicher Vergil mit dem übernommenen Stoff schaltet', wie er ihm 'die Stimmung' gibt, 'wie verschwindend wenig er von Arat über das Stoffliche hinaus gebrauchen kann'. Die unmittelbare Benutzung des Menekrates ist nicht erweislich. Dem Nikander (vgl. oben S. 297) schloß sich Vergil in dem Titel Georgica an; aber von engem Anschluß im Material kann trotz Quintilian X 1, 56 aus gewichtigen Gründen nicht die Rede sein, ebensowenig von stilistischer Beeinflussung. Vergil gibt vielmehr deutlich den Hesiod, aus dessen Erga er stofflich wenig entnehmen konnte (zum Teil infolge des Fortschritts der Agrikultur), als sein klassisches Muster an, vor allem II 176 durch 'Ascraeum carmen'; 'sehr bewußte Anspielungen' liegen auch II 406. 474 vor. In dem Äußeren der poetischen Technik berührt sich Vergil gewiß mit den hellenistischen Dichtern, 'aber doch trennt sie eine Kluft, das neue Verhältnis bewundernder Verehrung zu den alten Meistern, das der Klassicismus gefunden hatte, und etwas National-Römisches, die Liebe zum Vaterland, die Vergil so Schönes eingibt wie etwa den Schluß des 1. Buches der G., der seine liebenswerte Persönlichkeit so recht hervortreten läßt'. Die bewußt hesiodische Stilisierung sieht man auch deutlich an der Kontrastwirkung, welche die später gedichtete Aristaeusgeschichte in georg. IV darbietet. Vergil 'war um diese Zeit schon tief in den Vorarbeiten für die Aeneis'; er gab dem neuen Schluß 'die Form, die ihm damals gemäß war, die homerische'. Wir haben hier 'ein unschätzbares Zeugnis' für die zweite 'stilistische Umorientierung des Dichters'.

Digitized by Google

7) E. Pilch, Zu Vergils Arbeitsweise in den Georgica. Im Rheinischen Museum 1912 Heft 2, S. 309—312.

Durch Erörterung einiger Stellen soll ein Beitrag 'zur Erkenntnis der Arbeitsweise' des Dichters geliefert werden; 'was Paul Jahn in dieser Hinsicht geleistet hat, kann noch nicht genügen'.

Die erste Stelle ist georg. I 56—59, wo die Worte *nonne — equarum* 'aus dem Zusammenhang fallen', wo 'dem Dichter der Faden entgleitet'; da nun nach Jahn die vorhergehenden Angaben aus Varro stammen, 'müssen' die Verse 'aus einer anderen, unbekannten Quelle geflossen sein. Vielleicht ist der Gedankensprung aus der Kombination zweier Autoren — eines prosaischen und eines dichterischen — zu erklären, was für Vergils Arbeitsweise charakteristisch wäre'.

Auf die prinzipielle Frage, ob man da, wo die Wahrscheinlichkeit ideellen Zusammenhangs festgestellt ist, von 'Quellen' und von (mehr oder minder mechanisch gedachter) 'Kombination' von 'Autoren' reden soll oder von literarischen Vorstudien, von deren Nachklängen und Reminiscenzen der Lektüre und von Zusammenschluß verschiedener Anregungen im Geiste des schaffenden Dichters, möchten wir hier auch darum nicht eingehen, weil der Zusammenhang von V. 43—70 sich bei unbefangener Nachprüfung als fest und geschlossen erweist. Man muß nur erkennen, daß nicht mit V. 54 f. eine 'Ausführung' des Gedankens von V. 50—53 'begonnen wird', wie P. will, sondern daß der Erlaß des Gebotes begründet wird durch den Hinweis auf bekannte und bewußte Tatsachen, denen ein Naturgesetz zu Grunde liegt, woraus sich die spezielle Anweisung zu verschiedenem Verfahren ergibt (*ergo* V. 63, das also nicht, wie es bei Lad.-Deut. [8] heißt, 'nach der Abschweifung an die Vorschrift 43—46 anknüpft'); man muß ferner nur beachten, daß *odores ebur tura ferrum* etc. unter den Worten 'nonne vides ut' stehen, die man nicht, als wären sie ein Versfüllsel, als bedeutungslos übersehen darf.

Zweitens ist nach P. ein Widerspruch 'unverkennbar' zwischen georg. I 122, wo die Worte *primus per artem movit agros* (vorhergeht *pater ipse colendi haut facilem esse viam voluit*; es folgt *ante Iovem nulli subigebant arva coloni*) nur dahin zu verstehen seien, 'daß Jupiter als Erfinder des Ackerbaus bezeichnet wird', und V. 147, mit dem Vergil (der in V. 129—146 'übrigens von allen menschlichen Beschäftigungen, nicht vom Ackerbau gesprochen' haben soll trotz V. 133 f. *ut varias usus meditando extunderet artis paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam*) 'zu seinem Thema zurückkehrt, indem er Ceres als die Lehrerin des Ackerbaus bezeichnet'. Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, daß der Erfinder nicht immer auch Lehrer zu sein braucht; man denke nur an die ἔμπυρος τέχνη. Aber wer es unternimmt, zur Erkenntnis der 'Arbeitsweise' Vergils einen 'neuen Weg' (S. 309) zu weisen, sollte doch nicht übersehen, daß in V. 147 weder 'prima Ceres ferro vertit terram' geschrieben steht noch 'prima per artem movit agros' gemeint ist. Und wer bei einem Klassiker zwischen so nahestehenden Stellen einen Widerspruch des Verfassers beobachtet

Digitized by Google

zu haben glaubt, sollte, ehe er daraus Schlüsse zieht, die Möglichkeit erwägen, daß der Irrtum auf Seiten des Lesers liegt: wer aus dem Zusammenhang des V. 122 selber keine genügende Auffassung der Worte zu gewinnen vermochte, brauchte nur z. B. Lad.-Deut.[8] einzusehen.

Aber P. geht seinen Weg weiter, indem er bemerkt, es sei interessant, daß Vergil an den zwei Stellen 'zwei verschiedenen Autoren zu folgen scheint'. Für V. 121—124 sei 'offensichtlich seine Quelle Hesiod' (bei richtiger Auffassung von V. 122, aber schwerlich bei der von P. vorgetragenen, läßt sich die Möglichkeit einer Anregung Vergils durch Reminiscenz an die Hesiodstelle zugeben, aber mehr nicht); es folge 'der lange Excurs, für den sich ein bestimmter Autor nicht angeben läßt' (daß unser Dichter für diese Worte und Gedanken einen 'Autor' gehabt haben muß, scheint als selbstverständlich zu gelten); und V. 147 'stammt fast wörtlich aus Lucretius V 14'. Wer die beiden Stellen vergleicht, sieht zunächst, wie verschieden hier und dort die Gedankenzusammenhänge der — übrigens nur allgemein Angenommenes enthaltenden — Aussage über Ceres sind; und das ist um so beachtenswerter, als in Wirklichkeit von den sieben Worten des Satzes Vergils ganze drei bei Lucrez vorliegen, nämlich die in gleicher Sache als konventionelle Ausdrücke wenig beweisenden Worte *Ceres* und *mortalis* und das Verb *instituere*, das aber dort mit dem Dativ und Acc. verbunden ist im Sinne 'bringen' (fruges), hier mit einem Acc. und einem Inf. im Sinne 'lehren'; man wird also schwerlich mehr als die Möglichkeit einer unserem Dichter vielleicht gar nicht zum Bewußtsein kommenden Reminiscenz aus seiner Lucrezlektüre annehmen dürfen. Aber P. kommt von diesem Beweismaterial zu dem Schluß: 'Also: Anwendung zweier Autoren, dazwischen ein langer Excurs. Bezeichnend für die Kombinationsmethode und Kleinarbeit unseres Dichters!'

Bilden wirklich V. 125—146 einen 'Excurs'? Weder bei V. 125 noch bei V. 146 sehe ich einen Gedankensprung klaffen: V. 125 (ante Iovem nulli subigebant rura coloni) ist ja die negative Ergänzung des Satzes 'primus movit agros' V. 123, und V. 147 (prima ferro vertere terram instituit) hängt mit dem Satze 'tum ferri rigor, tum variae venere artes' V. 143 natürlich zusammen. — Dürfen wirklich, wie bei Lad.-Deut.[8] geschieht, V. 121—154 als 'Episode' herausgehoben werden? Im Sinne des Dichters schwerlich: er hat 'intiba officiunt aut umbra nocet' mit dem Satze 'pater ipse colendi' in eine Zeile (121) zusammengeschweißt und hat V. 155 durch *quod* mit dem vorhergehenden verbunden. — Betrachten wir also einmal den ganzen Abschnitt (V. 118—159), den der Verfasser durch *tamen* V. 118 und durch *et* V. 160 heraushebt, so wie er ihn uns darbietet, ohne Vorurteil, oder vielmehr mit dem einen Vorurteil, daß wir das Dichterwerk nicht über den Leisten eines 'praktischen Ratgebers für den Landbau schlagen dürfen.

Trotz der bisher geleisteten Arbeiten ist der Ertrag noch nicht sicher. Denn 'Iove sub domino' soll der Mensch im Schweiße seines

Digitized by Google

Angesichts sein Brot essen, während vorher 'ipsa tellus omnia ferebat'. Jetzt gilt es, per artem movere agros; Juppiters Absicht ist, ut varias usus meditando extunderet artes paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam, ut silicis venis abstrusum excuderet ignem. Die allmähliche Kulturentwicklung findet ihr Ziel in der Erfindung eiserner Werkzeuge (tum variae venere artes); nun lehrt Ceres 'ferro vertere terram', nun hat, was ihm als mühelos in den Schoß fallende Gabe genommen war, der Mensch durch Arbeit wiedergewonnen; sein Lebensunterhalt ist gesichert. Da heftet Juppiter, non torpere gravi passus sua regna veterno, an das Neugewonnene den Fluch, daß ihm wieder noch Schädigung droht und der Ertrag durch weitere Arbeit gesichert werden muß, wenn der Mensch nicht in die Lebensweise vor dem Ackerbau zurücksinken will. — Mir scheint, in dem ganzen Abschnitt ist der Gedankenfortschritt natürlich und klar; auch hier ist der Zusammenhang fest und geschlossen. Wir beobachten nicht die 'Arbeitsweise' des angeblichen Mosaikarbeiters, der von einem 'angewendeten' Autor durch einen Excurs zu dem anderen sich hinkombiniert; wir fühlen den Pulsschlag des dichtenden Genius, dessen Phantasie uns mit sich reißt in selbständig freiem und doch zielbewußt stetigem Fluge.

Ich bin auf die ersten von P. behandelten Stellen näher eingegangen in der Hoffnung, daß es auch anderen als für den Fortschritt der Vergilforschung nicht unnötig und nicht zwecklos erscheint, wenn gelegentlich an bezeichnenden Beispielen durch Nachprüfung des Einzelnen festgestellt wird, auf welchem Irrwege die im Schwange gehende Art der Quellenanalyse zur Verkennung des Dichterwerks verführt. Für die folgenden Stellen muß und darf ich mich auf kurze Angaben beschränken. P. behandelt weiter in demselben Sinne georg. I 185, wo Vergil aus seinen vorher ausgeschriebenen Autoren den Kornwurm an einer wenig geeigneten Stelle 'vorbringt, was übrigens auch auf die landwirtschaftliche Erfahrung Vergils ein Streiflicht wirft'; ferner georg. II 195—202 und 203—206. wo man 'sieht, wie Vergil zu seinem Gedicht die verschiedensten Bausteine zusammenträgt'; endlich georg. III 83—85, 'die natürlich nicht auf ein Füllen passen, sondern auf ein ausgewachsenes oder gar schon ausgedientes Streitroß, das die Bedeutung des Waffengeräusches schon erfahren hat'. Dann muß wohl auch marinae filius Thetidis, der nach Schild und Lanze greift, ein ausgewachsener oder gar schon ausgedienter Soldat sein, der die Bedeutung des Trompetengeräusches schon erfahren hat.

8) Otto Erdmann, Beiträge zur Nachahmungskunst Vergils in den Georgika, Teil I. Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresbericht des Königl. Domgymnasiums zu Halberstadt[1]). Ostern 1912 (Progr.-No. 336). III + 64 S.

Die Beiträge Erdmanns zeugen von fleißiger Arbeit und von Verständnis und Liebe für das Werk des Dichters, dessen Kunst er

[1]) Herrn H. Röhl, der mir ein Exemplar des Programms für den JB. gab, möchte ich auch an dieser Stelle für die Gefälligkeit danken.

Digitized by Google

sogar bisweilen auf Kosten seiner Vorbilder, besonders des Lucretius durch gesuchtes Lob erhebt. Aber leider steht er unter dem Banne der herrschenden, gar zu mechanischen Auffassung von der 'Arbeitsweise' des 'Mosaikarbeiters' in seiner 'Werkstatt'. Es ist immer dieselbe Leier: der Nachahmer Vergil entnimmt oder kontaminiert Fremdes; dann 'sucht' er seine 'Originalität' darin, daß er 'mit bewußt durchgeführter Kunst' sein Vorbild abändert. Dagegen gilt in vollem Maße, was Schanz S. 61 gegen Erdmanns Vorgänger gerade für die Georgica sagt (oben S. 301). Selbstverständlich hat ihr Verfasser, der das Landleben kannte, auch spezielle Vorstudien gemacht: aber was er als dann schafft und formt, strömt als sein geistiges Eigentum aus der reichen Schatzkammer seines Inneren: er ist von Natur ein ποιητής im vollen Sinne des schönen Wortes. Doch trotz jener übernommenen Grundanschauung bleibt auch Erdmanns Arbeit dankenswert und nützlich schon durch die Übersichtlichkeit des vorgeführten Materiales und durch die sorgfältigen Literaturangaben.

Im ersten Hauptteil (S. 5—17) bietet E. einen gut orientierenden Überblick über die stofflichen Quellen und dichterischen Vorbilder der Georgica. Er will zeigen, daß 'die Ausbeutung der Sachquellen' (Varro, Hygin; Eratosthenes, Nikander [vgl. oben S. 304]. Arat; indirekt auch Aristoteles und Theophrast) 'keineswegs sklavisch ist' und daß die Nachahmung der dichterischen Vorbilder (unter den Griechen Homer und Hesiod; 'jedoch verzichtete der Römer darauf, den Hesiod im Ganzen nachzuahmen'; vgl. oben S. 304) 'von Geist und Geschmack eines nach Originalität strebenden, von hohem Selbstbewußtsein erfüllten Dichters getragen wird'. Im zweiten Teil (S. 17—35) untersucht E. die Art der Abhängigkeit Vergils von Ennius und Lucrez. Er bespricht mehrere Stellen, wo V. 'trotz der deutlichen sprachlichen Anklänge die Kunst der Umformung des Ausdrucks aufs trefflichste bewährt, mit anderen Worten original bleibt'; er will einen Einblick tun 'in die poetische Kleinarbeit des überaus fleißigen Dichters, der nach Möglichkeit andere Farben als der Vorgänger verwendet und der oft durch geschickte Nachahmung oder durch sorgsame Kontamination etwas ganz Neues geschaffen hat'. Eine Enniusstelle (Vahlen[2] n. 76) soll V. zweimal (Aen. VI 515 f. und auch georg. III 139 ff.), eine Lucrezstelle (V 206 ff.) soll er sechsmal in den Georgica 'nachgeahmt' haben. Im dritten Teile soll auf Grund der Analyse einiger aus Varro entnommenen viehzüchterischen Vorschriften der Grad der stofflichen und sprachlichen Abhängigkeit Vergils von Varro genauer bestimmt werden. Es ergibt sich, daß V. 'sich sachlich in der Regel ganz eng an Varro anschließt, es aber ängstlich vermeidet, wörtlich mit seinem Handbuch übereinzustimmen. Vielmehr werden . . . die trockenen Angaben des Prosaikers in wahrhaft dichterische Form gegossen und mit großem Geschick meist lucrezisch gefärbt'. In diesem Sinne werden behandelt und mit Varro und Lucrez gegenübergestellt georg. III 123—137 (wo V. 'das Anstößige seiner Quelle . . . durch das keusche Bild vom Saatfeld wiedergab'); 157—208 (die

hochentwickelte Kunst der poetischen Paraphrase zeigt sich besonders in den V. 184—186'); 440—477. Zum Schluß (S. 62—64) hebt E. noch aus einigen landwirtschaftlichen Vorschriften von georg. III 'bewußte Umsetzungen des varronischen Ausdruckes' hervor.

Druckfehler häßlicher Art sind in den Homercitaten S. 14 und auch S. 23. Auffällig ist, daß E. drucken läßt 'unter ständigem sorgfältigen Feilen' S. 17, 'unter sonstigem deutlichen sprachlichen Anschluß' S. 19, 'unter starkem sprachlichen Anschluß' S. 28. Auf S. 26 ist 'subi-ectare' abgeteilt.

9) Friedrich Münzer, Cacus der Rinderdieb. Programm zur Rectoratsfeier der Universität Basel. Basel 1911, F. Reinhardt. 136 S. gr. 8°. 4 ℳ.

Das Hauptziel dieser Arbeit ist nicht, neue Resultate zu gewinnen; ihr Ergebnis stimmt, wie der Verfasser selbst in der Einleitung hervorhebt, im Wesentlichen überein mit dem Gesamturteil, zu dem G. Wissowas Behandlung der Geschichte (Religion und Kultus der Römer S. 229 f.) geführt hat. Münzer will vielmehr an einem geeigneten Beispiel zeigen, wie man Sage und Dichtung in ihrer Besonderheit und in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu erfassen hat; 'der Anteil der dichterischen Phantasie an der Gestaltung der Sage muß möglichst sorgfältig bestimmt und ausgeschieden werden, wenn der Grundbestand der Sage ermittelt werden soll'. Münzer gibt in Klarheit der Gedankenführung und Sauberkeit der Beweisgänge ein Muster methodischer Untersuchung, dessen Studium für jeden Altertumsforscher lehrreich und genußreich ist und im Interesse unserer Wissenschaft nicht dringend genug empfohlen werden kann. Münzers feinsinnige und vielseitige Beleuchtung des Vergilabschnitts (Aen. VIII 185—305), mit der wir uns hier allein zu beschäftigen haben (es kommen außerdem besonders Properz, Ovid, Livius und Dionysius in Betracht), fördert nicht nur das Verständnis des Textes im Einzelnen; sie erweitert auch unsere Kenntnis von der schaffenden Kunst unseres Dichters. Was diesen betrifft, gebührt der vorliegenden Studie der Ehrenplatz neben R. Heinzes 'Epischer Technik', die hier für diesen Abschnitt eine würdige Ergänzung findet.

Vergil hat 'schon die ganze Einkleidung des Stoffes neu und selbständig geschaffen. Er gibt die Geschichte von Cacus und Hercules nicht in der Form einer einfachen und unmittelbaren epischen Erzählung, sondern zieht sie künstlich in den Kreis seiner Stoffe, denen sie zeitlich vorausliegt, und legt den Bericht davon einem Augenzeugen in den Mund'. Er hat durch das Opferfest die Beziehung zwischen dem Erzählten und dem Erzähler geschickt und glücklich hergestellt. Aber doch ist seine Erzählungstechnik 'nicht frei von Mängeln'; u. a. hat er 'sich Auslassungen und Unklarheiten zu schulden kommen lassen und hat die Fiction, daß er den Bericht eines Augenzeugen wiedergebe, nur unvollkommen durchzuführen verstanden' (S. 23). Ich gestehe,

Digitized by Google

daß ich diesen Eindruck bisher nicht gehabt habe und daß ich ihn mir nicht aneignen kann.

Münzer meint (S. 12), 'man sollte erwarten', daß zwischen V. 188 f. und 200 f. 'die erduldeten schrecklichen Gefahren berichtet und so die langgehegten Wünsche begründet worden wären; aber statt dessen hat der Hörer vielmehr eine Beschreibung der Behausung und der Persönlichkeit des Cacus erhalten und konnte auf die damalige Lage und Stimmung des Erzählers und der Seinen nur schließen aus den Worten 195 f. *semper . . recenti caede tepebat humus.* Es wird also nicht deutlich ausgedrückt, in welchem Verhältnis Euander zu Cacus gestanden hat, und ebensowenig, in welchem er zu Hercules stand', den er V. 201—204 in seinem Bericht einführe. 'Später stellt er dann sich selbst als Augenzeugen hin 222—224: tum primum n o s t r i Cacum v i d e r e timentem turbatumque *oculi*' (über die zweifelhafte Lesart wird nichts gesagt). 'Auch zwischen diesen beiden Versgruppen fehlt die rechte Verbindung. Wie kam Euander in Berührung mit Hercules und wie kam er bei dessen Zusammentreffen mit Cacus zu der Rolle des Zuschauers? Vergil gibt auf diese Fragen keine Antwort.' Ferner sagt M. (S. 22), bei Vergil entstehe 'eine Unklarheit dadurch, daß der Bestohlene, der Dieb und die Beute . . . an drei verschiedenen Örtlichkeiten weilen'; Cacus eile von anderswoher seinem Schlupfwinkel zu, 'ohne daß man recht einsieht, warum er nicht schon vorher dort war und wo er eigentlich sonst gewesen ist'. Wenn Vergil weiterhin S. 263 von *abiuratae rapinae* spreche, so habe schon Servius 'darauf hingewiesen, daß hier nicht alles zusammenpasse'; die moderne Erklärung, daß Cacus mit dem suchenden Hercules vorher zusammengetroffen sei und dabei jede Kenntnis vom Verbleib der Tiere unter Eid abgeleugnet habe, sei nicht der Dichtung selbst entnommen, sondern dem Parallelbericht des Dionysius (I 39, 3).

Erinnern wir uns zunächst, daß Euander eben nicht die Geschichte von Hercules und Cacus erzählen, sondern den Grund der Feier mitteilen will; was zu ihrer Begründung nicht dient, braucht er nicht auszuführen. Ferner behalten wir vor Augen, daß nicht der epische Dichter den Verlauf der Geschichte für den Leser darstellt, sondern Euander in Anknüpfung an das Gegenwärtige und Vorliegende den Gästen berichtet, was er und seine Festgenossen (sie bezeichnet die 1. Plur. mit, wie V. 185 und 189, so auch 200. 222. 272) von der Veranlassung Bemerkenswertes wissen. Sie wissen davon, was sie früher erlebt, was sie bei dem Zusammentreffen beobachtet, was sie nachher von Hercules erfahren haben. Denn daß nachher Hercules zu den Arkadern in Beziehung steht, ist durch die Gründung des Altars und die Stiftung des Festes ohne weiteres gegeben; es ist sicher nicht Absicht des Dichters, daß der Leser dieses Selbstverständliche erst herauslesen und für V. 220 ff. heraufholen soll von V. 363, wo Euander den Aeneas einlädt näherzutreten mit den Worten 'haec limina Victor Alcides subiit, haec illum regia cepit'. Victor ist hier ebensowenig wie in V. 203 Hinweis auf den vorhergehenden Einzelsieg, sondern es ist

Digitized by Google

der Ehrenname, das epitheton perpetuum dieses Hercules so gut wie das gleichbedeutende Invictus (vgl. Servius Dan. zu V. 363; Wissowa, Rel. und Kul. der R. S. 220. 221[4]. 225). Vorher aber ist Hercules nach Vergils Ansicht schwerlich in Beziehung zu Euander getreten (vgl. Serv. zu V. 269); er hat ja den Cacus nicht auf Bitten der Arkader erschlagen.

Nun betrachten wir, ohne an Parallelberichte auch nur zu denken, V. 185 ff.! 'Saevis periclis servati' hat Euander gesagt. Es entspringt und entspricht der Situation, daß die pericula nicht in historischer Erzählung berichtet, sondern, mit Hinweis auf die vorliegende Stelle, der für die friedlichen Anwohner und Ansiedler gräßliche und verderbliche Zustand geschildert wird (und zwar mit erheblich mehr Worten, als Münzer S. 12 citiert), der dauerte, als göttliche Hilfe erschien. Wieder begleitet Euander die Schilderung dessen, was er und seine Leute vom Palatium sahen, mit einem Hinweis auf die Örtlichkeit: tauros h a c agebat, vallemque boves amnemque tenebant. Während dieses Zustandes findet Cacus — wodurch und wie, kann Euander nicht wissen; auch wäre das für seinen Zweck unerheblich — Gelegenheit zum Raube (205—208). Die Art, wie er ihn ausführte (209 f.), war aus dem späteren Befunde zu kombinieren; sie wird von Euander hier angegeben, um den fremden Hörern das Verständnis der Sache zu ermöglichen, so wie er sich inzwischen den Vorfall im Geiste zurechtgelegt hatte; daß die Tat nicht gleich entdeckt und bestraft wurde, findet hiermit seine Erklärung. Vergil läßt den Euander keineswegs schildern, wie Cacus den Raub ausführte; die Participia Perfecti *tractos* und *raptos* (nicht *trahebat* und *rapiebat*) sind nur die Unterlage für die mit 'saxo occultabat, nulla ad speluncam signa ferebant' dargebotene Schilderung. Ob man das überlieferte *raptos* (als Fortsetzung von 'a stabulis aversos' und 'cauda tractos' zur Bezeichnung des, ohne verräterische Spuren, durchgeführten, vollendeten Raubes) trotz der schweren Bedenken, die auch so noch verbleiben, beibehalten muß oder die mit einem Schlage alle Schwierigkeiten beseitigende Konjektur *raptor* (die des wenig besagenden Hinweises auf Prop. IV 9, 9 zu ihrer Empfehlung nicht bedarf) auf die Gefahr hin, den Dichter zu korrigieren und nicht die Überlieferung zu emendieren, in den Text aufnehmen darf, kann und braucht hier nicht entschieden zu werden; ebenso ist es mit der Frage, ob in V. 212, wo mir der Tatbestand der Überlieferung auf ursprüngliches QUAERENTIS zurückzuweisen scheint, der sehr exquisite Dativ oder der manches für sich habende Acc. Plur. (zur Bezeichnung des Hercules mit seinen Leuten) vorzuziehen ist. Denn für uns genügt hier, festzustellen, daß der Dichter mit V. 212 nicht eine überflüssige Wiederholung des soeben zur Genüge ausgedrückten Nebengedankens beabsichtigen kann, daß also auch *quaerenti* nicht im Sinne von 'si quis quaerat' oder 'quaereret' (Peerlkamp) erklärt werden darf, weil auch dies Wort dann mehr als entbehrlich wäre. Vielmehr muß auch mit *quaerens* (wie eventuell mit *quaerentes*) der dominus raptarum

Digitized by Google

boum bezeichnet sein (wozu *raptor* ein vortrefflich klärender Gegensatz wäre), und der Inhalt des mit '(ille) occultabat' gleichgestellten Satzes muß sein 'hic frustra quaerebat' (oder 'hi f. quaerebant'); die Periode V. 209—212 ist von der Absicht 'ne qua forent vestigia' und deren Erfüllung 'nulla signa ferebant' umrahmt. Hercules hat also bemerkt, daß Tiere fehlten (Cacus hat ja auch nach Vergil nicht weniger als acht besonders schöne Stücke entführt; vgl. Münzer S. 53 f.); und ebendarum fällt es ihm auf und achtet er darauf, weil er, während die weitergetriebene Herde schon die Gegend der Hügel hinter sich läßt, hinter sich das Brüllen eines Rindes vernimmt (Vergils 'reddidit u n a boum vocem' scheint mir sonderbar, ja unnatürlich, jedenfalls der Erklärung bedürftig; vgl. Münzer S. 29[26]. 54[67]. 77[92]. 100). Hiervon hat natürlich nachher Hercules berichtet; das nächste, was nach 'vallem boves tenebant' (V. 204) die Pallanteer gesehen haben können, ist in dem Satze 'cum iam stabulis saturata moveret Amphitryoniades armenta abitumque pararet' enthalten (V. 213; durch *interea* werden die Vorstellungen *occultabat* — [*quaerebat*] mit *iam* . . *movebat* — *parabat* verbunden). Was währenddessen Cacus macht, können sie nicht wissen; wo er geweilt hat, ist für die Hauptsache gleichgiltig; die Hauptsache ist nicht sein Frevel, von dem den Arkadern wohl auch noch gar nichts bekannt ist, sondern die rettende Tat des Hercules. Diesen sieht man plötzlich in leidenschaftlicher Erregung mit seinen Waffen zurück- und die Höhe hinanstürmen; und nun bemerken die Arkader, wie das schwerfällige (V. 199) Ungeheuer, vor dessen wildem Blick und Ausdruck (V. 266) ihnen bisher immer angst geworden ist, an diesem Berg entlang, um den etwa auf halber Höhe gelegenen Eingang zu gewinnen, eilig läuft (fugit V. 223), mit allen Zeichen der Angst, 'timentem turbatumque oculis'. Der Ablativ *oculis* ist viel sicherer überliefert, so daß es geraten ist, sich mit ihm und mit dem zunächst auffallenden *nostri* abzufinden; und das ist gar nicht so unmöglich. Denn *turbatum* allein wäre nach *timentem* matt, nachhinkend, unanschaulich; 'terribiles oculi' und 'voltus' des Cacus waren sonst Anlaß der Angst vor ihm; *oculis* ist auch die schwierigere Lesart, und *oculi* war naheliegend zur Konjektur. Übrigens wird mit der Wahl von 'nostri viderunt' statt 'vidimus' die Person des Fürsten von dieser Art von Angst ausgenommen; und zugleich wird durch 'tum primum videre' mit der Überraschung, die das Interesse zu weiterer Beobachtung des Verlaufs erweckt, die Bedeutung der rettenden Tat unmittelbar vor der Entscheidung noch einmal gekennzeichnet und hervorgehoben. Es ist von den Hörern, die die Örtlichkeit vor Augen haben, nicht zu viel verlangt, wenn Euander ihnen überläßt, sich zu kombinieren, daß Cacus, um den Abzug des betrogenen Hercules zu beobachten und dabei doch nicht auf sein Verlies aufmerksam zu machen, in einiger Entfernung vom Eingang über dem Wege, den Hercules ziehen mußte, gelauert haben wird (vgl. Lad.-Deut.[3] zu V. 215). Hercules erblickt den Fliehenden, erreicht ihn aber draußen nicht mehr; so ist die Arbeit, die er bewältigen muß, verdoppelt. Die

Digitized by Google

natürliche Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, mit der Euander erzählt, was von seinem Standpunkt aus zu seinem Zwecke dienlich erscheint, läßt auch den Leser die Spannung nachempfinden, mit der die Beobachter dem Vorgang folgen. Was weiter geschieht bis V. 240, hat Euander mit den Seinen gesehen; der Kampf im Innern ist von Hercules erzählt worden. Als er das Tor geöffnet und die Leiche herausgeschleppt hat, treten sie heran und schauen den Unhold, von dem sie Hercules erlöst hat durch gerechte Strafe für 'abstractaeque boves abiurataeque rapinae'. Ich glaube (vgl. Münzer S. 77), auch wenn wir Dionysius nicht hätten, könnten und müßten wir das Wort *abiuratae* verstehen; und was die Stelle dieses Hinweises betrifft, so empfinden eben Euander und die Arkader die Bedeutung des zugrunde liegenden Vorgangs (den ein Historiker freilich wohl bei jenem 'quaerebat Hercules' V. 212 erzählt hätte) als einer Erschwerung der Schuld des Räubers erst jetzt und gerade hier, wo der Schwurgott Hercules (vgl. Wissowa, Rel. und Kul. S. 227 f.) den vernichtet hat, der ihm eine falsche Angabe machte. Daß dann die Anwohner dem Hercules danken, daß Euander ihn einlädt und daß Hercules noch verweilt, gehört nicht zum Thema Euanders; durch das, was er gesagt hat, ist die Verehrung des Hercules Victor an dieser Stätte begründet. Ich kann also auch nicht zugeben, daß Vergil hier und an den Stellen, wo noch des Hercules Anwesenheit in Italien berührt wird (Münzer S. 13 f. 83), 'grundverschiedenen Traditionen folgt, zu deren Ausgleichung er nicht mehr gekommen ist'; sondern, soweit solche Übereinstimmung oder Ausgleichung nach dem Vorbild Homers überhaupt nötig erscheint, ist sie vollziehbar.

Die Abweichungen, die sich bei der dargelegten Auffassung des Vergilabschnitts für Einzelnes ergeben, berühren die Hauptsache der Darlegungen Münzers nicht. Wie er erweist, ist es nicht etwa so, daß 'jenes halb göttliche und halb tierische Ungeheuer', wie es bei Vergil erscheint, 'eine echte und alte Sagengestalt' wäre und daß der 'aller märchenhaften und phantastischen Züge entkleidete' diebische Hirte, wie er bei Livius erscheint, nur 'eine rationalistische Umgestaltung wäre' (S. 75). Vielmehr, als die Romantik der augustischen Zeit die Sage wieder hervorzog, hat Livius die Sage einfach als Sage erzählt, während Vergil 'die schlichte Sage in das glänzende Kleid der Poesie hüllte' (S. 112). 'Der den späteren Römern vertraute Cacus kann als eine Schöpfung Vergils betrachtet werden, wie etwa der uns vertraute Faust als eine Schöpfung Goethes' (S. 81). — Methodisch höchst beachtenswert ist, was Münzer S. 68 in Anknüpfung an Ovid sagt: 'bei ihm, wie bei einem jeden selbständig schaffenden Geist, ist auch in solchen Fällen, wo die Vorlage völlig gesichert ist, damit noch nicht genug getan, daß man die sachlichen Übereinstimmungen und die wörtlichen Anklänge festnagelt; man muß versuchen, sich an seine Stelle zu setzen, um die Bedingungen seines Schaffens zu erkennen'.

Im Anhang handelt S. 118—121 Münzer über Münzbilder, S. 121—131 Paul Wolters über Darstellungen des Cacus auf

Digitized by Google

anderen Bildwerken. Auf diesen Anhang, auf die Bedeutung der ganzen Arbeit für religionsgeschichtliche Fragen, auf die Beiträge zur Interpretation anderer Autoren kann ich hier nicht eingehen. Ich schließe mit dem Wunsche, daß es mir durch das Eingehen auf das Vergilproblem des Buches gelungen sein möge, recht viele Leser zu veranlassen, selbst die Abhandlung zu lesen und ihren lehrreichen und schönen Inhalt wie ihre sichere und erfolgreiche Methode sich anzueignen.

II. Überlieferung und Ausgaben[1]) der Werke. Sprachliches.

10) Max Unterharnscheidt, De veterum in Aeneide coniecturis. Dissertatio philologa, Münster in W. 1911. 70 S.

Ribbeck sagt Prol. S. 361: 'satis demonstratum, et quam varie iam inde ab antiquo tempore carmina Vergiliana adfecta corruptaque fuerint et redire omnem nostram memoriam ad unum archetypum currenti stilo parum nitide scriptum oppletumque nube coniecturarum, glossematum atque interpolationum'. Wer Ribbecks Prolegomena und seine kritischen Ausgaben durchgearbeitet hat, weiß nicht nur, wieviel R. geleistet hat, er weiß auch, wie unendlich viel auf diesem Gebiete noch zu tun bleibt und in planmäßiger Kleinarbeit gewonnen werden muß. Jede ernste Arbeit auf diesem Felde kann des wissenschaftlichen Ertrages und der freudigen Begrüßung durch die Mitforscher im voraus sicher sein. Dem Danke, den U. in der Vita Wilhelm Kroll abstattet 'qui me in hoc opusculo conficiendo consilio multum adiuvit', möchten wir uns anschließen[2]), indem wir vermuten, daß er auch auf den Stoff hingewiesen hat. Die sorgfältige Arbeit von U. beruht auf eindringenden und umfassenden Studien und verdient Dank und Beachtung von allen, die eine Textfrage zu prüfen haben. Unter 'veteres' sind die Handschriften und die Kommentatoren begriffen; U. zeigt an einer großen Zahl von Stellen, die im Index S. 68—70 zusammengestellt sind, 'codicum scripturae discrepantias permultis locis non casu aut librariorum erroribus profectas esse, sed certas leges rationesque sequi'. Er erörtert nach einer nicht ganz gelungenen Disposition den Anlaß des Anstoßes der Kritiker, der metrischer, euphonischer, sprachlicher und sachlicher Art sein kann.

[1]) Die 5. Auflage der erläuternden Ausgabe des 6. und des 4. Buches der Aeneide von Kappes-Wörner werde ich im nächsten Jahresbericht besprechen; ebenso die von P. Jahn bearbeitete 13. Auflage der erklärenden Ausgabe des I—VI Buches der Äneis von Ladewig-Deuticke und die von P. Jahn besorgte 2. Auflage der Schulausgabe der Än. von Deuticke.

[2]) Auch dafür sei ihm bestens gedankt, daß er den Verf. veranlaßt hat, seine Abhandlung für diesen Bericht einzureichen. Möchte dies gefällige Verfahren bei Universitätslehrern und auch bei den Herausgebern von Zeitschriften Nachahmung finden: mit Bibliotheksexemplaren kann der Unterzeichnete aus mehr als einem Grunde seine oft so umständliche und verwickelte Arbeit im allgemeinen nicht machen.

Digitized by Google

und macht Angaben über die Herkunft ihrer Konjekturen. Auch in der Beschränkung auf die Aeneis, deren Text am meisten bearbeitet und entstellt ist, bleibt das noch eine so große Arbeit, daß man ihre erschöpfende Behandlung von einer Doktordissertation nicht verlangen darf. Vielleicht wäre es noch zweckmäßiger gewesen, zunächst einmal e i n e Handschrift, die wir völlig kennen, auf die in ihr enthaltenen Konjekturen zu untersuchen, um von dem gewonnenen festen Boden aus auf andere Handschriften überzugehen. So über den Charakter der einzelnen Genaueres festgestellt zu sehen, wäre sehr wünschenswert für die ziemlich große Zahl von Stellen, wo eine Entscheidung aus inneren Gründen unmöglich erscheint, weil z. B. der eine ebenso gut sagen kann: die Kritiker haben Gleichheit (oder Verschiedenheit) beseitigt oder herbeigeführt, wie der andere sagen kann: der Dichter hat Abwechselung oder Angleichung beabsichtigt oder auch vermieden. Der Verf. hat seine Beweisstellen im ganzen gut ausgewählt; doch bei manchen wird man die Vorfrage, ob Absicht oder Versehen bei der Abweichung vorliegt, nicht so sicher oder anders als U. beantworten wollen und dürfen, und wo man mit dem Verf. Zufall bei der Verschiedenheit nicht annimmt, wird man doch über die Frage nach der ursprünglichen unter den verschiedenen Lesarten und auch über Gründe und Art der zweifellosen Konjekturen nicht selten anders als U. denken können und müssen. Ich gebe beispielshalber einige Zusätze und Ergänzungen in der Reihe, wie die Stellen bei U. begegnen.

VI 254 ist *que* gewiß interpoliert; die Interpolation ist ein verfehlter Versuch, eine ältere Verderbnis zu heilen; für Kappes', auf dem M beruhende, Herstellung 'oleum superinfundens' spricht, daß Vergil diese Komposita liebt. — Bei der unklaren Erklärung, die U. S. 9 für X 51 gibt, ist nicht bemerkt, daß *alta* aus V. 86 übertragen ist. — XI 830 gehört nicht unter 'rationem metricam'. Aus der Anmerkung des Serv. D. entnehme ich: 'alii' haben *relinquont* interpoliert aus dem Grunde, den die Verteidigung dieser Textform enthält (decidebant e manibus Camillae exanimis); diese Verteidigung steht gegenüber der Ansicht des Probus, der es gegen jene 'alii' als ὑπαλλαγή (vel contrarium) rechtfertigte, 'ut 'i p s a' relinquat'; er hat also eine der überlieferten Lesarten, wahrscheinlich *relinquens*, angenommen. Statt des ursprünglichen *relinquens* haben wieder andere *relinquit* interpoliert aus dem von U. aufgespürten Grunde (Serv. zu Aen. III 300); aus *relinquit* ist *reliquit* durch Angleichung an *posuit* entstanden. — XI 425 (S. 21) soll 'varii labor mutabilis aevi' echt und *varius* interpoliert sein, 'ut structurae elegans ordo deleretur'. Aber die Annahme solcher Absicht finde ich unhaltbar; und da ich gestehen muß, 'labor mutabilis' hier überhaupt nicht zu verstehen, während mir 'varius labor aevi mutabilis' klar und passend erscheint, glaube ich eher, daß *varii* von jemandem interpoliert sein kann, dem die Beziehung des *mutabilis* nicht klar erschien. — S. 26 will U. μιᾷ ψήφῳ II 775 und III 153 verurteilen. Vor einem summarischen Verfahren mit wiederholten Versen habe ich schon in der Festschrift für J. Vahlen

S. 284 gewarnt. Der V. II 775, der 'in plerisque non fuisse dicitur', ist allerdings zu streichen: sein *tum* paßt nicht nach V. 774, wie ein Vergleich mit den Parallelstellen III 150 (visi ante oculos astare iacentis in sommis, tum sic affari) und VIII 33 (per quietem . . se attollere visus, tum sic affari) zeigt; 'curas his demere dictis' stimmt nicht mit V. 792 ff. überein, wie wiederum ein Vergleich mit dem Erfolg der parallelen Gesichte bestätigt; der Vers ist in II störend, da offenbar das Plötzliche auch (vgl. V. 774) durch den abrupten Einfall der gesprochenen Worte versinnlicht werden soll (man vergleiche die Kleinmalerei, die in III 151 f. und VIII 33 f. dazwischen tritt), und er ist um so entbehrlicher, als für die offenbar absichtlich ausgelassene Einführung der direkten Rede nach dieser V. 790 'haec ubi dicta dedit' eintritt (III 173 steht nur 'talibus attonitus visis' und VIII 66 'dixit, deinde se condidit'; vgl. die in meinen 'Studien' S. 246 unter 'Abschnitte' zusammengestellten Beobachtungen). Der Vers ist also in II infolge der Beobachtung des Parallelismus der Stellen entweder als Parallele an den Rand geschrieben (vgl. Festschrift Vahlen S. 284) oder von einem Kritiker zur Beseitigung des unverstandenen 'transitus abruptus' mißbraucht worden. Mit III 153, den selbst Ribbeck nicht ganz zu streichen gewagt hat, steht es schon äußerlich wesentlich anders; ihn stützt die Autorität von F, und es heißt nur 'in multis non invenitur'. Daß der Vers inhaltlich hier paßt, bedarf keiner weiteren Erörterung (vgl. auch 'laetus' V. 178). Nun sagt freilich U. auch mit Beziehung auf diese Stelle, wenn der Vers 'inde ab initio' hingehört hätte, 'quo tandem modo in suspicionem vocatus putandus est! Id nullo modo explicari potest'. Je nun, 'multas etiam superfuisse curas . . qui secum reputavit . . grammaticus fortasse adduci potuit, ut altero hemistichio versiculum carere mallet' schreibt Ribbeck Prol. S. 73 und derselbe 1894 'fortasse verba et *curas . . dictis* hic a poeta non posita sunt'. Es ist also nicht unglaublich, daß auch ein antiker Kritiker Anstoß dieser Art gefunden hat; oder wenn die Worte II 775 als unecht erkannt waren, konnte der Verdacht auf ihre 'iteratio' hier übergreifen (VIII 35 war, da zwischen ... und die Rede zwei Hauptsätze *velabat et tegebat* treten, an eine Streichung nicht zu denken); schließlich kann auch eine nota critica (asteriscus) irgendwie mit im Spiele sein (vgl. Festschrift Vahlen S. 283 f.). — VII 737 hält U. das *premebat* des R (vgl. I 54; X 54) für konjiziert 'propter praegressum v. 735 *teneret* et propter sequens v. 739 *tenent*'. Ribbeck leitet das *tenebat* in M P als unecht aus dem gleichen Versschluß I 236. 622 her. Keiner von beiden hat mit seinem Argument so ganz Unrecht. Mir gefällt *premebat* hier besser; aber ich wage nicht, mich dafür zu entscheiden, da ich nicht weiß, ob man dem R gegen M P trauen darf. — Ebenfalls unter 'repetitio vocabulorum emendata' begegnet VII 638 (hic galeam tectis trepidus rapit, ille frementis cogit equos; trementis: M [1] F R), wo '*rapidus* videtur illatum propter sequens in eodem versu *trementis*'. Also um 'repetitio vocabuli' (oder wohl nur syllabae!) zu beseitigen, soll ein Kritiker 'rapidus rapit'

geschrieben haben? Hier liegt doch vielmehr offenbar Versehen eines librarius vor. — VI 846 zieht U. sicher mit Recht das *restituis* in M P dem *restitues* in R vor; ebenso stehen die drei Handschriften in dem eben behandelten Vers VII 737 gegeneinander. — IV 598 hält U. *portasse* (M) für echt, weil es 'corrigendi studio' mehr ausgesetzt sei als *portare* (P); denn es enthalte 'aliquid incongrui, cum Aeneas penates non secum portaverit, sed portet'. Das läßt sich hören; es hätte dabei auch Erinnerung an I 68 'Ilium portans victosque penates' mitwirken können. Andererseits sagt U., wenn *portare* dagestanden habe, 'quibus tandem causis id in perfectum mutatum putandum? Cuius rei nulla ratio patet'. Je nun, es könnte jemand 'respiciens sequens subiisse' die Handlung durch Angleichung auf dieselbe Zeit bezogen, oder sich auch an das Tempus von III 150 (penates quos mecum extuleram) erinnert, oder 'aliquid incongrui' darin gefunden haben, daß Aeneas die Penaten doch im gegenwärtigen Augenblick nicht sozusagen in der Tasche haben könne. Also solch Argument bringt hier keine Entscheidung. Ich glaube bei prüfendem Vergleich der beiden angeführten Stellen aus sprachlichem Grunde annehmen zu müssen, daß Vergil von dem einfachen Verb *portare* hier nur das Präsens gebraucht haben kann, das mir auch sachlich besser gefällt, weil es den bestehenden Widerspruch in der Handlungsweise des Aeneas schärfer hervorhebt; durch die damit gegebene Erinnerung an sein 'extulisse penates' wird die an 'subiisse parentem' herbeigeführt: fides eius, quem pium (erga penates deos) esse et (erga parentem) fuisse aiunt. Ich ziehe also hier den P dem M vor. — VI 69 soll der Singularis *templum* in M R aus IV 457 hergeholt sein; vielmehr dürfte der Pluralis in P, den Vergil nicht gebrauchen durfte, aus 'Phoebo e t Triviae' falsch konjiziert sein. Ebenso ist IV 646 *gradus* in P, wie U. richtig urteilt, Konjektur aus V. 685, statt deren wieder M das echte *rogos* hat. — Zu IV 497 vgl. S. 221 f. meiner 'Studien' und die Noten bei Ribbeck [2] (1894 S. 405), auf die ich eben erst durch eine handschriftliche Bemerkung in einem der auf mich übergegangenen Handexemplare Deutickes aufmerksam werde. — Indem ich schließlich noch besonders auf das hinweise, was U. S. 30 f. über den infinitivus historicus, S. 40 f. über den Pluralis des Prädikats bei Kollektiven und S. 66 f. über gleichartige Konjekturen in H o m e r handschriften sagt, glaube ich eine genügende Vorstellung von dem reichen und anregenden Inhalt seiner Arbeit gegeben zu haben.

S. 21 lies XI 425; S. 25 Camillam (statt -um); S. 26 unten II 107; S. 27 **παλιλλογία** (statt **παλλιλο-**); S. 29 at alterum (statt *ad*); S. 33 meminimus (statt -erimus); S. 37 nefandae (statt inf.); S. 43 Pandaro (statt -re); S. 60 condicione (statt mit t); S. 67 wohl p. 55 statt 88. Auch die sprachliche Sauberkeit könnte größer sein. S. 10 ist *quoque* unrichtig gestellt; S. 19 steht 'in sequente versu'; S. 23 *alteri* statt *alii*; S. 25 'eiusmodi locos criticos offendisse' und S. 28 'illam figuram criticos offendisse'; S. 30 und 31 ist *non* unrichtig gestellt; S. 33 und 61 steht 'eo facilius, cum' (es ist also der rein causale Charakter des

Digitized by Google

Abl. *eo* verkannt); S. 33 'lectio .. recipien d u m videtur'; S. 35 'ultra maxime' statt 'magis'; S. 49 'structuram inquinatam esse neminem offendet'; S. 52 'ille usus . . . alie n a esse videbatur'. Derartiges 'in classica Latinitate rarissime invenitur', wie der Verf. S. 16 sich ausdrückt.

11) Walther Janell, Auswahl aus Vergils Werken, für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt. Erster Teil Text. Heidelberg 1911, Carl Winter. XXII + 120 S. kart. ℳ 1,60. — Zweiter Teil: Kommentar. Mit einem Bilde des Dichters. Ebenda 1912. XVI + 56 S. kart. ℳ 1,20.

Janell will Vergils 'Gesamtwerk' und Persönlichkeit der Schule näherbringen durch eine 'Auswahl aus sämtlichen Werken . . . soweit sie von der fachwissenschaftlichen Kritik als echt anerkannt und soweit diese anerkannten für die Schule wertvoll sind'. Die Mißachtung des Dichters in weiten Kreisen des Publikums komme daher, daß man meist nur die Aeneis lese; die vorliegende Auswahl will 'wieder gut machen', was 'einseitige Auswahl und ungeeignete Behandlung' verschuldet haben sollen. J. hat das Bewußtsein, auch Buc. und Georg. für die Schule gewissermaßen erst erobern zu müssen. Er hätte wenigstens für diese Werke lieber schreiben sollen 'zurückerobern'. Denn daß Teile der Georg. und ein oder das andere Stück der Buc. sich zur Schullektüre eignen, ist wohl nie bezweifelt worden: es sind ja auch brauchbare Ausgaben (ohne und mit Kommentar) vorhanden, und man hat sie benutzt. Man begann mit Vergil früher vielfach im 2. Halbjahr der Untersekunda; jetzt hat man ihn nach Obersek. zurückschieben müssen, und in Prima wird kein Platz mehr für ihn gelassen. In Obersek. ist durch die — zum mindesten für die Oberklassen bedauerliche und verderbliche — Kürze der Kurzstunden die kurze verfügbare Zeit neuerdings weiter gekürzt. In der verbliebenen Spanne auch nur die Aeneis — die für das Gymnasium ohne Zweifel das wichtigste Werk des Dichters ist — im Sinne der Lehrpläne zu behandeln und als Ganzes vorzuführen, das ist eine Aufgabe, die mir und wohl auch andern nicht mehr immer zur Zufriedenheit gelingen will. Wenn aber einmal unter günstigen Umständen etwas Zeit frei bleiben sollte, wird mancher nicht ohne Grund den Jünglingen lieber einige Gedichte der klassischen Elegiker vorlegen wollen als die so schwer verständlichen Eclogen und Bruchstücke von der Fassadenbekleidung der Georgica, von dem Catalepton zu schweigen. Wer zur Aeneis allgemein Buc. und Georg. zurückerobern will, muß die Öffentlichkeit und die bestimmenden Männer davon zu überzeugen suchen, daß infolge der Zeitverkürzung die lateinische Prosalektüre zu Gunsten der an sich wertvolleren poetischen etwas beschränkt werden müßte und dürfte, was freilich ohne wesentliche Änderung der schriftlichen Abiturientenarbeit bedenklich wäre.

Allein Janell will nicht nur Buc. und Georg., er will auch das Catalepton für die Schule erobern, der er 9 Stücke daraus darbietet: no. 3 'aspice quem', 4 'quocumque ire', 5 'ite hinc', 8 'villula quae'.

10 'Sabinus ille', 11 'quis deus, Octavi', 12 'superbe Noctuine, putidum caput', 14 'si mihi susceptum' (wo nach S. 103 im 3. Verse Aeneas '= Aeneis' sein soll); dazu das Priapeum 'hunc ego iuvenes locum'. Daß der ersten Bedingung, die sich J. für seine Auswahl selbst gestellt hat, der Anerkennung der Echtheit durch die fachwissenschaftliche Kritik, das Priapeum oder ein Stück wie cat. 14 (in dem ein Vergil seine noch unvollendete Aeneis als ein 'dignum carmen' selbst bezeichnet haben soll) keinesfalls entspricht, brauche ich den Lesern der JB. nicht zu sagen (vgl. 1909 S. 175 f.; 1910 S. 199; 1911 S. 166. 184 f.; auch unten unter Nr. 14); daß Stücke wie cat. 3. 4. 11 für die Schule nicht wertvoll genug sind und cat. 12 ungeeignet ist, werden wenige bestreiten; und zu dem Mangel an literarischem und pädagogischem Wert kommt die Unsicherheit des Verständnisses, an der besonders catal. 3 und 12 leiden. Die Parodie 'Sabinus ille' kann doch nicht verstanden werden ohne die parodierte Grundlage; aber auch wenn man, um der minderwertigen Parodie willen, Catulls Phaselus in die Schullektüre einführen wollte, würde das lückenhaft überlieferte Sabinusgedicht (als V. 20 interpoliert J. eine moderne Ergänzung, die zum Teil nicht einmal ihrem Verfasser, Birt, so recht sicher vorkam) noch gar zu viel Schwierigkeiten und Dunkelheiten enthalten, deren Bewältigung für den Schüler der Mühe nicht lohnt. Das Priapeum, in dem J. 'omnib(us)' als zweisilbig nach Birts Vermutung in den Text aufzunehmen wagt, enthält in V. 15 den Hinweis auf 'haec arma', wozu J. im Kommentar freilich die unschuldsvolle Erklärung gibt 'man gab dem Priap als Waffe oft einen Knüppel, so daß er gewissermaßen als Vogelscheuche diente', wobei nur nicht verraten wird, was dann das danebenstehende 'sed tacebitis!' bedeuten soll. Für Schüler wissenswert ist vom ganzen Catalepton meines Erachtens nur 5 'ite hinc' und vielleicht noch 8 'villula', die bequem in der Vita unterzubringen sind.

Auch von den Buc. (nach S. XI sollen die Eclogen heißen, weil sie 'vielleicht vom Dichter selbst aus einer größeren Zahl ausgewählt' seien; vgl. JB. 1910 S. 179) bietet J. die Hälfte (no. 1. 3. 4. 7. 9): 'der Fachmann wird der Auslese selbst die Begründung leicht entnehmen'. Ich glaube, mich ohne Überhebung Fachmann nennen zu dürfen; aber ich vermag nicht zu sehen, wieso Gedichte wie ecl. 3. 7 für die Schule wertvoll sind: ihre Lektüre in der Schule wird die Abneigung des Publikums gegen Vergil eher steigern als vermindern. In der 3. Ecloge, welche die Überschrift bekommt 'der Tag des Hirten', wird zu V. 8 bemerkt 'qui te] scil. corruperit: zum Nichtstun verführt hat', wobei nur nicht verraten wird, was dann die daneben stehenden Worte 'transversa tuentibus hircis et quo sacello' bedeuten sollen (vgl. JB. 1910 S. 156); und zu V. 85 (Pierides, vitulam lectori pascite vestro) wird bemerkt 'vitulam] für: Hirtenlied', trotz des parallelen 'pascite taurum' V. 86 f.; auch mit der Lösung des Rätsels in V. 104 nimmt J. es zu leicht (JB. 1910 S. 161). In der 4. Ecloge, welche die Überschrift bekommt 'Kindliches Königtum', wird V. 61

Digitized by Google

(matri longa decem tulerunt fastidia menses) absichtlich ausgelassen; mir scheint er im Zusammenhang schwer entbehrlich und für die richtige Auffassung des Ganzen (nach J. ist der Name Polio 'gewissermaßen nur eine Deckadresse für Octavian und sein Haus') wichtig zu sein (JB. 1910 S. 164 ff. 180). — Auf die Auswahl aus den Georg. gehe ich nicht ein, da ich aus prinzipiellem Grunde (JB. 1911 S. 171 f.) dem Schüler angeben würde, er solle sich eine vollständige Ausgabe besorgen, die er preiswert bekommt. Auch zur Auswahl aus der Aeneis möchte ich hier nur bemerken, daß man die letzten Verse Vergils nicht missen kann; Janells Worte (II S. 45) 'so schließt die Aeneis mit der Versöhnung Junos' (V. 841) sind unzutreffend. — Aus der Einleitung des 1. Teils muß ich noch etwas zur Sprache bringen, was charakteristisch ist. S. XX f. gibt J. eine panegyrische Apologie des Dichters, deren Absicht der Schüler wohl fühlen, deren Annahmen und Urteil er schwerlich als zwingend anerkennen wird. Bismarck, sagt der Mentor, hat Vergil 'ausgezeichnet gekannt und doch auch wohl geschätzt'; nach ihm 'wird doch eine intimere Beschäftigung Bismarcks mit Vergil anzunehmen sein', dem er 'Geschmack abgewonnen zu haben scheint'. Nach J. 'beweist' die Vergilstunde in 'Dörchläuchting', daß Reuter 'offenbar mit den frohesten Erinnerungen auf den römischen Poeten zurückschaute'. Es folgen 'zwei Lebende, für die Vergil offenbar etwas bedeutet'; der eine ist K. Lamprecht, dem einmal 'just' Aen. II 774 'zum Ausdruck seiner Gefühle' gedient hat: bei einem alten Pförtner, der, wenn ich mich recht erinnere, auch primus omnium des Alumnats war, wirklich nichts Besonderes! 'Das sind . . Bekenntnisse hervorragender Männer der Tat und feinsinniger Geister, denen Vergil etwas gewesen ist oder noch ist: dem Redner und dem Dichter hat er gedient; ästhetischen Genuß hat er gewährt; hehren Empfindungen leiht er Worte und bringt Trost bedrängten Herzen. Wahrlich, er ist ein Faktor unserer Kultur geworden und geblieben'. Ich glaube, solche — noch dazu übertreibenden — Werturteile, die sich von vornherein in der Einleitung gedruckt aufdrängen und das Endergebnis der Lektüre antizipieren, sind eher geeignet, im jugendlich regsamen Geiste Mißtrauen zu wecken und Widerspruch herauszufordern, als Widerspenstige zu gewinnen und Ungläubige zu bekehren.

Der Kommentar Janells verfolgt die ausgesprochene Nebenabsicht, 'auf Verwandtes und Paralleles oder aber Entgegengesetztes bei anderen Dichtern hinzudeuten und auch so Vergils Stellung in der Weltliteratur zu erläutern'. Diese Anführungen und Hinweise nehmen einen unverhältnismäßig großen Raum ein. Sie zeugen von erstaunlichem Wissen auf vielen Gebieten, und ich bekenne gern, daß ich aus ihnen manches Belehrende und viel ganz Interessantes erfahren habe, von dem ich einiges wenige vielleicht gelegentlich im Klassenunterricht verwenden werde. In einen nach Knappheit strebenden Schülerkommentar, der dem Sekundaner des Gymnasiums, dem Primaner des Realgymnasiums zum ersten Verständnis des lateinischen Textes verhelfen muß, scheinen mir die, zum Teil ohne sach-

lichen Zusammenhang beigebrachten, zum Teil auch Minderwertiges und Anekdotenhaftes darbietenden Beziehungen nicht zu gehören[1]), da sie — wenn sie von dem mühsam arbeitenden Schüler beachtet werden — ihn mehr zerstreuen und von Vergil ablenken als in der Aufgabe fördern und für Vergil interessieren werden. Dieses Interesse muß der Unterricht selbst schaffen, und er wird es um so leichter, je sicherer und geschlossener die häusliche Vorbereitung nur darauf hingearbeitet hat, das erste sprachliche Verständnis zu gewinnen. In dieser Hinsicht scheint mir der vorliegende Kommentar manchmal zu versagen; ja es begegnen in ihm auch Unrichtigkeiten. So wird ecl. 1, 37 (cui .. patereris) erklärt 'a l s du es ihm zuliebe über dich gewannst', indem zu *mirabar* V. 36 *tum* ergänzt werden soll. Georg. III 37 soll *Invidia* Vokativ sein (S. 15), wozu Janells eigener Text gar nicht stimmt: er bietet nämlich V. 37—39 (nach V. 36) ohne Interpunktion, setzt danach einen Punkt und behält dabei *metuens* im Text, sodaß der Satz ohne verbum finitum ist. Man dürfte glauben, daß er (in Anlehnung an Ribbecks kritische Note) 'Invidia, metues' hätte schreiben wollen, wenn er nicht selbst S. 50 angäbe 'metuens] so mit Ribbeck', was übrigens ungenau ist; denn R. hat in beiden großen Ausgaben *metuet*, und nur in der kleinen behält er *metuens*, infolge wovon er da die 3 Verse hinter 33 schieben und sie als unvollendeten Satz bezeichnen muß. — Aen. IV 371 (quae quibus anteferam) soll heißen 'an wen soll ich mich zunächst wenden?' (s. meine 'Studien' S. 148); ein nachdenklicher Schüler könnte dadurch auf die Vermutung kommen, daß bei Vergil *anteferre* zu bedeuten scheine: jemandem etwas 'vortragen'. — Wenn zu VI 445 (maestam Eriphylen) im Kommentar steht 'die *entsetzliche*', und zwar ohne Hinweis auf die *νέκυια*, so muß der Schüler wohl denken, daß *maestus* hier diese Bedeutung habe; auch die Angabe, daß E. 'Gatten und Vaterland zugunsten eines Geliebten verriet', ist unzutreffend.

Wer einen Schülerkommentar verfaßt, hat sich eine sehr schwere Aufgabe gestellt. Was er nach meiner Überzeugung zu leisten hat, habe ich an dem in der Anm. genannten Orte auf Grund meiner Praxis an humanistischen Gymnasien gesagt. Der Verfasser der hier vorliegenden Arbeit wirkt an einem Realgymnasium; ob für Primaner einer solchen Anstalt eine in Rücksicht auf die Bedenken, die wir äußern mußten, veränderte Ausgabe dieser Arbeit zweckmäßig sein wird, kann ich nicht beurteilen. Ich möchte es dem Verf. wünschen; denn

[1]) Über die prinzipiellen Fragen, die sich hier erheben, habe ich in der Wochenschr. für klass Phil. 1908 Sp. 836 ausführlich gehandelt. — Was J. alles heranzieht, möge die folgende, nicht vollständige Namenliste veranschaulichen: Gottfried Keller, O. v. Bismarck (sechsmal), H. Löns, Böcklin, Heinrich Seidel, Stefan George, E. v. Schoenaich-Carolath, C. F. Meyer, Ibsen, Goethes Faust (neunmal) und Römische Elegien, D. v. Liliencron, Ovids Remedia amoris, Sophokles' Oed. Col., C. Meunier, A. Rodin, Rembrandt, Max Klinger, Börries v. Münchhausen, Th. Billroth, D. Fr. Strauß, Schmitthenner, Watts, F. Dahn, H. Eulenberg.

Digitized by Google

die jugendfrische Begeisterung, mit der er, in der schimmernden Rüstung moderner Vielseitigkeit des Interesses, für die erwählte Sache in die Schranken sprengt, erweckt Sympathie.

12) Die Gedichte des P. Vergilius Maro. In Auswahl mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. I: Einleitung und Aeneis. Leipzig 1911, G. I. Göschen (Sammlung Göschen Nr. 497). 184 S. geb. in Leinwand *M* 0,80.

Vergils Aeneis, noch dazu mit Anmerkungen herausgegeben von einem solchen Kenner lateinischer Poesie, in so klarem Druck, mit so schöner Buchausstattung in so handlicher Form für so geringen Preis: wer wollte nicht zugreifen? — Es wäre wirklich schön gewesen, man hätte auch dem Verleger zugejubelt, und er wäre sicher dabei auf seine Rechnung gekommen. Leider, leider ist es nicht ganz so, wie man einen Augenblick zu erwarten sich berechtigt glaubte: denn wenn man z. B. 'Goethes Werke in Auswahl' vornimmt, um Hermann und Dorothea zu lesen, erwartet man wohl mit Recht, dieses Werk (wenn es in der Auswahl enthalten ist) vollständig, nicht durch Streichung und Klitterung verballhornt zu finden.

Das sonst herkömmliche Verfahren, eine 'durch Inhaltsangaben verbundene Auswahl einzelner Stellen' zu geben, ist gewiß nicht schön und nicht einmal zweckmäßig (vgl. Wochenschr. für klass. Phil. 1908 Sp. 831 f.); 'ein fortlaufender Text' ist besser. Aber wenn der Herausgeber einen solchen 'herstellt', um in seiner Auswahl 'die Einheit des Textbildes' zu wahren, so kommt im besten Fall eine Aeneis nach Vergil zustande; das Gedicht des Vergilius erhält der Leser nicht. Von dessen Aeneis können 'weitere Leserkreise' doch wohl nur durch eine gute Übersetzung des Ganzen 'eine ausreichende Vorstellung' gewinnen; eine einheitlich erscheinende, auch die ausgewählten Verse durchzählende Auswahl wird trotz der S. [illegible] in den richtigen Versnummern gegebenen Übersicht über die in dieser Auswahl enthaltenen Verse der Aeneis einem Leser jener Kreise selbst dann noch eine unrichtige Vorstellung von dem Werke des Dichters aufdrängen, wenn es dem Herausgeber wirklich gelungen sein sollte, in seinem fortlaufenden Texte den Zusammenhang nicht schlechter herzustellen, als ihn der Dichter in dem vollständigen Texte hergestellt hat, und bei seiner Auswahl nur solche Verse und Stellen zu streichen, die nach unserem, für den Dichter und seine Zeit unmaßgeblichen Kunsturteil dieser selbst besser gestrichen haben würde.

Julius Ziehen hat nicht mit einer Redaktionsschere gearbeitet; er hat mit Takt und Verständnis gewählt, um 'den Umfang auf ein für die Schule ... zweckmäßiges Maß zurückzuführen' (4384 von [illegible] Versen), und hat zu diesem Zweck auch mit Entschlossenheit manches ausgeschieden, was auch er nicht gerne preisgab, und er hat mutilata membra poetae mit geschickter Hand aneinander gerückt, so gut oder so schlecht das nun eben ging. An einem Teil der verbundenen

Digitized by Google

Stellen ist es leidlich gegangen, an anderen schlecht. Vergleichen wir das erste Buch der Aeneis nach Ziehen mit dem Vergils! V. 23 ist mit 30 ff. zu einem Satze verbunden, wobei der Hinweis auf 'causae irarum' fortfällt. V. 42—45 und 55—63 sind inhaltlich (vgl. S. 162 ff. meiner 'Studien') entbehrlich; weniger schon V. 74 f., die den Aeolus verlocken, und 78—80, die seine Bereitwilligkeit begründen. V. 106—119 und 137—141 sind, wenn einmal gestrichen werden soll oder muß, entbehrlich; leichter noch 162—169. Dagegen V. 174—222 mag ich schon um des 'olim meminisse iuvabit' willen nicht missen; dazu kommt, daß Ziehen die in seiner Aeneis auf V. 173 folgenden Worte 'et iam finis erat' (223) in den Anmerkungen so zu erklären versuchen muß: 'das Ende (dieses Zwischenfalls) war erreicht'. Mit V. 242—253 fallen die eindringlichen Schlußworte der Venus weg; und wenn man nicht mehr vor Augen sieht, wie sie beim Schweigen des Vaters sich immer mehr in übertreibende Erregung hineinredet, verliert das feine Lächeln des Göttervaters (V. 254) und sein 'parce metu' an Sinn. Daß die Streichung von 261—296 weder dem Sinn des Dichters noch dem Geiste der ganzen Dichtung noch dem Geschmack und Interesse ihrer Leser entspricht, ist unverkennbar. Ebenso unverständlich ist mir die Streichung von V. 367—386 mit der Selbstvorstellung des 'pius Aeneas'; nach Wegfall der natürlichen Frage 369 f. soll und muß nun V. 387 sich unmittelbar an 366 anschließen. V. 392—400 sind zur Erklärung des *nuntio* nötig. Mit V. 415—418 fällt, von anderem abgesehen, das 'corripuere viam' fort, auf das 'iamque ascendebant' Bezug nimmt. V. 437 läßt sich ohne merkbare Lücke an 425 anschließen. V. 466—493 lassen sich inhaltlich hier (doch vgl. S. 174 meiner 'Studien') entbehren; aber 494 schließt sich an 465 nicht gut an. Durch die Absägung von V. 546—558 wird die meisterhaft angelegte Rede des Ilioneus verstümmelt; und im Zusammenhang damit verschwinden V. 569—572, wodurch Didos 'urbem quam statuo vestra est' seine feingefühlte Voraussetzung verliert. Durch die Ausschneidung von V. 619—627 wird die so wohl gewählte und zusammenhängende Antwort Didos verstümmelt; an 617 f. (tune) muß sich nun 628 (me quoque) anschließen. V. 639—642, 701—706 und 725—727 sind entbehrlich, wenn auch keineswegs überflüssig. V. 689 (paret Amor d i c t i s) schließt sich an 660 nicht gut an. Für die Streichung von 711—714 könnte Z. sich auf Ribbeck berufen wollen; doch hat auch dieser 1894 nur noch 711 eingeklammert. Am Schluß des Buches soll Jopas' Gesang ausgeschaltet werden. Vorher steht (740): post alii proceres (scil: hauserunt pateram); nach dem Gesang (747) 'ingeminant plausu Tyrii, Troesque secuntur'. Daraus flickt Z. für seine Aeneis zusammen 'post alii proceres. Tyrii Troesque secuntur', und daran soll sich, nach Ausfall des Gesangs, V. 750 (nec non et noctem s e r m o n e trahebat Dido) anschließen.

Ich gestehe, daß ich nach dieser Probe den Text Ziehens in den anderen Büchern mit dem Vergils nicht weiter verglichen habe. Es scheint mir für die ganze Fabrikation gekürzter Aeneistexte nicht un-

Digitized by Google

wichtig, zu konstatieren, daß auch diese Methode, die einen fortlaufenden Text 'herstellen' wollte, verunglückt ist, weil sie etwas Unmögliches erstrebt hat: die Aeneis ist eben wirklich ein Werk, bei dem, 'wer aus ihrem Leibe Stücke herausschneidet, in Gefahr gerät, feine Fasern zu verletzen, mit denen der kunstreiche und unermüdliche Dichter seinen Text durchzogen hat' (Wochenschr. a. a. O. S. 826). Ich bleibe dabei, für die Schule und erst recht für weitere Kreise, den vollständigen Text des Dichters vorzuziehen. Hätte uns Ziehen den doch in zwei Bändchen der so hübsch ausgestatteten Sammlung mit seiner Einleitung und seinen knappen Anmerkungen geboten, statt seine Sorgfalt und Sachkenntnis auf eine unlösbare Aufgabe zu verwenden!

Wenn der Schein eines hergestellten Zusammenhangs aufgegeben und seine Konsequenzen beseitigt werden, kann da, wo man durchaus einen gekürzten Text haben will, diese Auswahl und ihre Beigaben mit anderen Ausgaben sehr wohl konkurrieren. Für einen Neudruck zu diesem Zweck (bei dem die Anmerkungen besser nicht mit eingebunden, sondern als Heft eingelegt würden) möchte ich empfehlen, in der Einleitung S. 5. 8 die Ausdrücke 'erstere, letztere', S. 6. 13 'cäsarischer Bibliothekar, vergilisches Gedicht', S. 12. 13 'in bezug auf', S. 13 'Fortleben des Vergil' und 'Auswahl des Epos' zu beseitigen und sich nicht vom Drucker die Schreibungen Szene statt Scene und konditional statt condicional oder auch kondizional (S. 13. 170) aufdrängen zu lassen. Die Übersicht über den Inhalt (S. 15 f.) würde in Sätzen mit Verben gefälliger ausgedrückt werden, als jetzt 'Überbringung einer Rüstung für Aeneas durch Venus' und 'Fernhaltung des Turnus von Aeneas durch Iuturna' klingen. Im Kommentar ist *volvere* I 9. 22, *cumulatam* IV 436, *Drusos* VI 824 nicht richtig erklärt ('Studien' S. 19. 217; Wochenschr. Sp. 834); zu *mene desistere* I 37 und zu *ferat haec* I 645 ist wohl eine Anmerkung nötig. Zur Verbesserung von Druckfehlern lies S. 14' Bursians'; S. 16 Z. 10 'diesen', Z. 23 und 26 'Laurentum'; S. 154 'umbrae; S. 168 'lenkt' statt 'links'.

13) Daniel Kennerknecht, Präparation zu Vergils Äneide. 1. und 2. Buch. Bamberg 1911, C. C. Buchner. 37 S. 0,35 ℳ.

Das vorliegende Heft empfiehlt sich schon durch den billigen Preis und den guten Druck. Es ist das 16. einer von S. Preuß und K. Reissinger herausgegebenen Sammlung, welche die griechische und lateinische Schullektüre umfaßt. Aus der Ankündigung des Ganzen heben wir hervor: 'Die Denkarbeit soll dem Schüler keineswegs erspart bleiben. Darum sind bei den einzelnen Wörtern neben der Grundbedeutung die Entwicklungsstufen der Bedeutungen angegeben, aus denen er die jeweils zutreffende durch Überlegung finden muß. Für die Konstruktion und Übersetzung schwieriger Stellen werden knappe Hilfen gegeben ... Die Erklärung der sog. Realien ist in der Hauptsache dem Unterricht überlassen ... Hinsichtlich der Auswahl der Wörter soll die Rücksicht auf die schwächeren Schüler maßgebend

Digitized by Google

sein ... Es kann jede Ausgabe der Lektüre zugrunde gelegt werden'.

Unser Heft erfüllt seine Aufgabe gut. Wir möchten den Kollegen, die ein solches Hilfsmittel einführen oder für Privatlektüre empfehlen wollen, besonders denen in Norddeutschland, wo Buchners Verlag weniger bekannt ist, bei der Auswahl unter den vorhandenen Heften dieser Art die sorgfältige und sachkundige Arbeit Kennerknechts zur Berücksichtigung empfehlen.

Von den griechischen Wörtern, die zum Vergleich hinzugesetzt werden, könnten manche gestrichen werden, da sie dem Schüler unbekannt und zum Verständnis nicht nötig sind oder gar ihn zu zwecklos aufhaltenden Fragen veranlassen könnten, z. B. βρέμω bei *fremo*, πέλω bei *colo*. Auffällig ist, daß zu dem Substantiv *labor*, das zu I 10 wohl entbehrlich ist, in Klammern '*labare* wanken' hinzugesetzt wird. Die Angabe zu I 2 '*que* explicativ' wird manchem Sekundaner unverständlich sein; die Erklärung der Verbindung wird besser dem Unterricht vorbehalten bleiben, ebenso die Erklärung des Imperf. I 31. Für *biremis* I 182 ist 'Zweiruderer' nicht genügend, ebenso nicht für I 600 die Angabe 'socias = socios recipis'. Zu V. 274 (Marte gravis) wird angegeben '*gravis* übersetze *von*'; vgl. J B. 1910 S. 198!

III Appendix Vergiliana.

14) M. Schanz widmet der Appendix S. 84—108 des oben unter Nr. 2 aufgeführten Werkes. Über den Culex stellt er die Hypothese auf, 'daß Vergil im Alter von 16 Jahren (55 oder 54 v. Chr.) das Epyllion nach einer griechischen Vorlage bearbeitet' (nicht bloß übersetzt) habe, der also 'die Abgeschmacktheiten und Mängel der Komposition zur Last fallen' sollen; er habe es 'erst im J. 44 mit einer umgearbeiteten Einleitung dem Octavian, der damals 19 Jahre alt war und noch Octavius hieß, überreicht'. Ich finde es mehr als unwahrscheinlich, daß hier die Mängel dieser Art aus dem griechischen Muster stammen sollen und nicht von demselben, der den männlichen *culex*, wie die ἐμπίς des griechischen Autors, von Heroinen geleiten ließ; auch die Einleitung glaube ich nicht 'als vergilisches Gut ansprechen' zu dürfen. Was den 'Einklang mit der Überlieferung und den Zeugnissen der Dichter Lucan, Statius und Martial' betrifft, so beweist die Überlieferung für den Culex nicht mehr als für andere Teile der Appendix, die auch Schanz dem Vergil abspricht; und jene Zeugnisse beweisen nur, daß damals der Culex als Werk Vergils publiziert war (vergl. JB. 1909 S. 177 f.; 1911 S. 165. 182). — Für das Gedicht Aetna sind als Grenzen für die Abfassungszeit die Jahre 65—79 n. Chr. anzunehmen; die Frage nach dem Autor muß in der Schwebe bleiben. — Bei der Ciris gibt Schanz (ohne Kenntnis von JB. 1909 und 1910) eine Geschichte des Problems und eine Kritik desselben, in der er sich auf den Standpunkt Leos stellt (S. 99—102). An Vergil als Verfasser 'können wir ... nicht denken, denn diese Annahme führt zu Ungereimtheiten'; aber auch Gallus 'kann es nicht gewesen sein'. Ein Fälscher ist der Verfasser des Epyllions, das möglicherweise 'noch vor Vergils Tode begonnen'

Digitized by Google

sein könne, nicht; 'seine Abhängigkeit von Vergil will er offenbar nicht verschleiern'. — Die Priapea des Catalepton 'variieren denselben Gedanken', was wohl 'auf drei Autoren schließen' läßt; 'von Vergil dürfte keines herrühren'. Von den übrigen kleinen Gedichten 'können mit großer Wahrscheinlichkeit Vergil beigelegt werden' catal. 5 'ite hinc' und catal. 8 'villula'; catal. 1. 7 'enthalten nichts, was seiner unwürdig wäre'; 'bedenklich' sind 14 'si mihi' und 2 'Corinthiorum'; catal. 13 (iacere me) 'weist auf andere Lebensverhältnisse und eine andere Individualität' hin, von demselben Dichter wie 13 sind vermutlich catal. 6. 12; die Elegie an Messala (9) ist auch nicht von Vergil; catal. 3. 4. 10. 11 'könnten am Ende von Vergil sein'. Leo[1]) hält nach brieflicher Mitteilung an Schanz 'für nichtvergilisch sicher 9 und 14, für sicher vergilisch 1. 5. 7. 8'. Vergl. JB. 1911 S. 182 —185 und was dort angeführt wird. — Über die Copa sagt Schanz: 'von Vergil kann das entzückende Gedicht nicht sein'; ebensowenig 'das liebliche Idyll' Moretum, das aber 'der vergilischen Zeit sehr nahe liegt'. Über die Dirae handelt Sch. in § 99 des ersten Teils, der mir nicht vorliegt. — Über die Entstehung der Appendix sagt Sch. S. 84: Vergil ist nicht mit Jugendversuchen vor das Publikum getreten; später stellte ein gelehrter Mann unter dem Titel Catalepton Erstlingsarbeiten zusammen, am Schluß fügte er catal. 15 'vate Syracosio' hinzu. 'Wer der Sammler war, können wir nicht sagen: unter allen Umständen war es nicht L. Varius' (vgl. JB. 1911 S. 184). In dies Catal. wurden auch Stücke von fremder Hand eingereiht; da uns mit ihm 'noch andere angebliche Jugendwerke Vergils überliefert sind, wird sich diese Sammlung erst im Laufe der Zeit allmählich und durch die Tätigkeit verschiedener Personen gebildet haben'.

15) Alfred Körte, der in der Wochenschr. für klass. Phil. 1911 Nr. 28[2]) Sp. 767 f. P. Sommers Dissertation (JB. 1911 S. 182) rezensiert als eine Arbeit, die nicht wenig enthalte, 'was neben und gegen Birt von Wert ist', sagt von catal. 15 (vate Syracosio): 'überzeugend führt Sommer gegen Birt aus, daß wir Varius mit dem hölzernen Epigramm nicht belasten dürfen'; das Catalepton, dessen letztes Stück es ist, habe in der Appendix einmal den letzten Platz eingenommen (vergl. JB. 1910 S. 207). Die Sammlung sei 'erst etwa 30 Jahre nach Vergils Tode herausgegeben', woraus sich die Einmischung fremder Bestandteile erkläre. Mit vollem Recht leugne Sommer den vergilischen Ursprung von catal. 9 und von 13, 'dessen Anfang auf Vergil schlechterdings nicht paßt; so einschneidende Ereignisse wie das 'vectari freta' und das 'arma victoris sequi' wären aus

[1]) Derselbe gibt in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1911 Nr. 2 S. 135 textkritische Beiträge zu mehreren Versen des Culex, den er nach wie vor für nichtvergilisch hält.

[2]) In derselben Nummer gibt Joh. Tolkiehn eine eingehende Rezension von Aistermann De Probo (JB. 1911 S. 186).

Digitized by Google

der Lebensgeschichte Vergils nicht verschwunden' (vgl. JB. 1910 S. 199). 'Auch mit der Ablehnung des 14. Gedichtes (si mihi) wird Sommer recht haben'.

16) K. Münscher, Zu Vergil Catalepton V. Im Hermes 1912, Heft 1, S. 153 f.

Im 2. Verse befriedigen die bisherigen Vorschläge für *rhorso* nicht. Da darin ein griechisches Substantiv stecken muß, das den asianischen Schwulst irgendwie bezeichnet, vermutet M. 'inflata rhoezo non Achaico', indem er ῥοῖζος vom Rauschen der Rede aus Philostrat und Pollux belegt; die Mittelstufe bildet die Schreibung *rhoeso*.

Eine glänzende und überzeugende Herstellung des Urtextes!

17) Ernestus Herr, De Aetnae carminis sermone et de tempore quo scriptum sit. Dissert. inaug. Marburg 1911. 104 S. 8.

Herr prüft in klaren und übersichtlichen Zusammenstellungen, die auch Vergils Sprachgebrauch heranziehen, die elocutio, die von Vergil weit absteht und den Aetna in die silberne Zeit weist. Er handelt de hyperbato coniunctionum (et, neque, sed, namque, que), de ablativo, de neutrius generis adiectivorum usu substantivo, de pronominis reflexivi liberiore usu, de ellipsi obiecti, de usu absoluto verborum transitivorum, de usu reflexivo verborum transitivorum, de indicativo in interrogatione indirecta, de parataxis usu, de copia verborum. S. 103 schließt er: 'commonemur imprimis de Plinii dicendi genere . . . Quid igitur? Tribuamne Plinio iuveni carmen Aetnaeum? Certe non pauca indicant Neronis tempora, ita ut hac aetate carmen scriptum esse spondeam'.

Im Anschluß an Seneca bringt Otto Groß, De metonymiis sermonis Latini a deorum nominibus petitis, wie ich aus R. Bitschofskys Recension der Hallenser Dissertation in der Berl. Phil. Wochenschr. 1912 S. 755 ersehe, das Verhältnis des Gedichts Aetna zur Octavia zur Sprache. Bald nach ihr, die nicht vor 69, aber vor 79 n. Chr. verfaßt ist, sei der Aetna entstanden; Statius scheine beide Gedichte gekannt zu haben.

IV. Antike Kommentatoren.

18) Ernst Diehl, Die vitae Vergilianae und ihre antiken Quellen (kleine Texte für theol. und philol. Vorlesungen und Übungen, herausg. von H. Lietzmann. Nr. 72). Bonn 1911, A. Marcus und E. Weber. 60 S. 1,50 ℳ. — Vgl. R. Helm in der Wochenschr. für klass. Phil. 1911. Sp. 865 ff.

Ein sehr großer Teil von dem, was noch immer in den Literaturgeschichten und in den Einleitungen der Ausgaben und Auswahlen über das Leben Vergils und die Entstehung seiner Werke erzählt zu werden pflegt, beruht sicher nicht auf echter Überlieferung, sondern (außer auf Klatsch und auf der Verführung zum Fabulieren, welche die biographische Technik mit sich brachte) auf Kombinationen antiker

Digitized by Google

Leser und Gelehrter, die in den Werken des Dichters, besonders in den Eclogen, auch in mehreren Stücken der für vergilisch geltenden Appendix (wo jetzt wieder Birt und andere den Spuren gläubig folgen), allerlei Andeutungen und Nachwirkungen von Umständen und Erlebnissen des Dichters suchten und fanden (JB. 1909 S. 125 f. 179; 1910 S. 161. 199. 204; 1911 S. 165. 183. 186). Im einzelnen festzustellen und vor Augen zu führen, was von ihnen so erschlossen und und erdacht sein k a n n und sich darum der Nachprüfung durch unsere Verständnismittel unterwerfen muß, ist eine lohnende Aufgabe. Eine Zusammenstellung der besseren Viten in einer handlichen und wohlfeilen Ausgabe (Reifferscheids längst vergriffenen Sueton und Thilo-Hagens Servius kann sich auch der Interessent schwer anschaffen), mit Angabe und, soweit es sich nicht um das corpus Vergilianum und um die jedem zur Hand befindlichen Autoren handelt, mit Anführung der Stellen, die solchen Kombinationen zur Grundlage gedient haben können; das wäre ein höchst wünschenswertes Hilfsmittel, das allseitigen Dankes sicher und besonders auch in philologischen Übungen an der Universität gewiß gut zu gebrauchen wäre. Bei dem vorliegenden Heft ist mir diese Verwendbarkeit doch zweifelhaft, weil Diehl nicht nur Material vorlegt, sondern auch eigene und eigenartige Raisonnements damit verbindet, die nach meiner Meinung den mündlichen Übungen selbst hätten vorbehalten werden sollen, während Diehl seine sehr einschneidenden und doch nicht überall voraussetzungs- und vorurteilslosen Grundsätze und Ansichten in einer selbständigen Abhandlung deutlicher und überzeugender hätte geben können als in der knappen und oft gar zu abrupten Form hier, wo sie dazu den Text der Viten stellenweise ganz überwuchern und dem Benutzer die Übersicht sehr schwer machen. Es scheint, daß auch der Metteur der Druckerei für die freilich schwierige Aufgabe, welche ihm die verschiedenartigen Abteilungen der unter dem Strich stehenden Anmerkungen auferlegten, nicht das nötige Geschick besessen hat. Zwei Anmerkungen (über die Äckerverteilungen und über die Lebensgefahr des Dichters dabei) bietet D. auf S. 51—60 als Excurse; falls er sich für die 2. Aufl. zu der angegebenen prinzipiellen Änderung nicht entschließt, ist wenigstens dringend zu wünschen und zu erbitten, daß er auch die längeren unter den Anmerkungen, die jetzt auf S. 9. 11. 13. 15—19 stehen, zu Excursen zusammenfaßt und diese auch hinter die Texte verweist.

Indessen ist trotz dieser der vorliegenden Auflage noch anhaftenden Mißstände und Unbequemlichkeiten Diehls Publikation der Texte doch, weil sie einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt, höchst dankenswert, und seine Anmerkungen sind anregend und beachtenswert. Zu ihrer Berichtigung oder Ergänzung möchte ich auf zwei Fragen hinweisen, die ohne Rücksicht auf die herrschenden Meinungen vorurteilsfrei geprüft werden wollen. Erstens: steckt nicht m ö g l i c h e r w e i s e in den antiken Angaben über den unvollendeten Zustand der Aeneis mindestens ein gut Stück von

Digitized by Google

Kombination (vgl. S. 136 f. meiner 'Studien'; Festschrift Vahlen S. 290 n. 3; JB. 1909 S. 125 f.)? Damit hängt als Unterfrage zusammen: sind wirklich, wie auch Diehl S. 5. 15 wieder annimmt, mit *tibicines* im Zusammenhang der Donatstelle einzelne *versus* gemeint (vgl. 'Studien' S. 113 und dazu Deuticke im JB. 1901 S. 120 f.)? Zweitens: darf man bei einer Kritik der Angaben über Vergils Reise nach Attika, wie sie D. S. 17 f. vornimmt, die herrschende Ansicht über die Abfassungszeit und damit über das dichterische Motiv von Hor. c. I 3 als über jeden Zweifel erhaben behandeln (vgl. S. 115. 123—126 meiner 'Studien über die Liederbücher des H.')?

Diehl bietet mit kritischem Apparat (über den ich auf Helm verweise), zum Teil nach eigenen Kollationen, die Vita des Donat mit der sich anschließenden Einführung in die Bucolica, dabei die Abweichungen des Filargyrius [1] als Anmerkungen (also dreierlei unter dem eigentlichen Text); ferner unter der Bezeichnung 'Donatus auctus' (vgl. unten Nr. 19) 'zur Illustration mittelalterlicher Willkür in der Behandlung eines Textes eine vom echten Donat möglichst weit sich entfernende Hs.', nämlich Bernensis no. 527 saec. XV in.; sodann die Viten des Focas, Servius, Probus, die vita 'Bernensis' (bei ihr vermisse ich einen Hinweis auf Vollmers Ausgabe; vgl. JB. 1910 S. 204), Filargyrius [2]; endlich eine vita Monacensis und eine Noricensis, die Helm wohl mit Recht als 'ganz wertlos' bezeichnet, so daß hier Platz für besseres Material (Hieronymus, Einschlägiges aus den Kommentaren des Servius; Plinius epi. etc.) gewonnen werden könnte. Überall sind die Rückweise der Viten auf Gewährsmänner und Quellen des Berichteten durch Sperrdruck hervorgehoben. Auch mit seinen erläuternden Anmerkungen will D. vor allem 'die Quellenfrage der antiken Vergilviten auf eine neue Basis stellen insofern, als außer den namentlich genannten Quellen die Dichtungen Vergils selbst in weitestem Umfang ausgebeutet und ausgedeutet zu sein scheinen . . . Die Art und Weise, wie die Quellencitate und -Hinweise in den Text sachlich und formell eingefügt sind, legt die Vermutung nahe, daß sie nicht bloß als Beleg für ein auch sonst feststehendes Factum angeführt werden, sondern sie selbst der Ausgangspunkt sind, um den sich der Text gruppiert'. Aber auch die 'unter ausdrücklicher Quellenangabe vermittelten Nachrichten halten der Kritik keineswegs stand'. Sueton hat 'die besten zu seiner Zeit noch zugänglichen Quellen herangezogen'; aber 'selbst die ältesten Biographen und Commentatoren verfügten nicht gerade über reiches von den Dichtungen Vergils unabhängiges Quellenmaterial'. Auch aus den Excursen möchten wir noch etwas herausheben. 'Unsicherheit über tatsächliche Erlebnisse Vergils tritt überall da zutage, wo die Interpretation der Eclogen der Phantasie Spielraum ließ'; die Eclogen sind 'die einzige authentische Quelle für die Erlebnisse des Dichters zur Zeit der Äckerverteilung'; es unterliegt keinem Zweifel, daß die Dichtungen 'quantitativ wie qualitativ über das historisch und wissenschaftlich erlaubte Maß ausgepreßt worden sind, daß der moderne Vergilbiograph der Wahrheit am nächsten

Digitized by Google

kommt, der ohne Zuhilfenahme der Eclogen und der Allegorie des Dichters Leben schildert'.

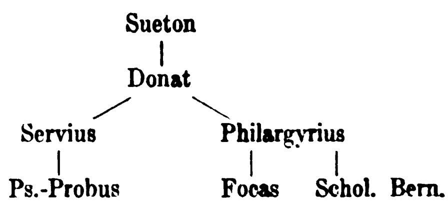
S. 9 genügt das Citat 'W. Schulze 184' nicht; S. 11 ist nicht klar, was mit Zeile 2 f. gemeint ist; S. 13 und 57 sind die Citate aus Catal. nicht in Ordnung; S. 15 lies *informem*.

19) Alfred Klotz, Miscellanea Vergiliana. Im Rheinischen Museum 1911, Heft 1, S. 155—160. — Derselbe, Vergils Vater. Ebenda 1912, Heft 1, S. 306—309.

In der zweiten Miscelle wird erwiesen, daß Ribbeck (Prol. S. 194) von den Quellen der Scholia Bernensia zu den Bucolica mit Recht behauptet hat 'auctorem praeter Philargyrium alios commentarios duos excerpsisse'.

Die dritte Miscelle handelt von der sogenannten Probus-Vita. Sie nimmt den Namen der Magia nicht aus Focas, sondern aus einer gemeinsamen Quelle. Trotz ihres späten Ursprungs (nicht vor dem 5. Jahrhundert) ist sie nicht ganz zu verwerfen. Ihre Angabe über die Entfernung des Andicus vicus von Mantua enthält nicht eine Erfindung, sondern einen Irrtum nach Nissens wahrscheinlicher Vermutung 'tria milia pro triginta ab initio scriptum fuisse'; in der Vita Suetons war der Zwischenraum bei der Landzuweisung an die Veteranen angegeben.

Die erste Miscelle behandelt vornehmlich das Epigramm auf den Ballista, das auf einen *latro* (so Serv.). nicht auf einen *ludi magister* (so Bern. und Focas) gemünzt ist. Ihr Ergebnis wird bestätigt und ergänzt durch die zweite Abhandlung, deren Hauptgegenstand die Tradition über Namen und Tätigkeit des Vaters bildet. Der gemeinsame Zweck ist, das gegenseitige Verhältnis der Viten Vergils aufzuklären. 'Bevor diese notwendigste Arbeit erledigt ist, tappen die Untersuchungen über das, was wirklich über des Dichters Leben überliefert ist, im Finstern'. Klotz kommt zu folgendem Stammbaum:



Die methodische Mahnung ist sehr zeitgemäß und kann nicht dringend genug der Beachtung empfohlen werden. Außerdem seien folgende Bemerkungen als interessant herausgehoben: aus dem *latro* mit dem fictiven Namen Ballista 'hat ein boshafter Witz den Schulmeister gemacht'; die mittelalterlichen erweiterten Vitae hat E. Diehl (s. Nr. 18) 'höchst unglücklich und irreführend als *Donatus auctus* bezeichnet'; bei der Angabe der Berner Vita und des Focas, daß Vergils Vater Töpfer gewesen sei (Serv. und Ps.-Probus kennen diese Tra-

Digitized by Google

dition nicht), 'liegt der Verdacht nahe, daß *figulus* nichts weiter ist als eine alte Corruptel des Namens Virgilius'. Donat kannte die Tradition, daß Vergil der Sohn eines *figulus* gewesen sei, noch nicht; was Th. Birt (s. JB. 1910 S. 202; 1911 S. 181) über den Beruf des Vaters ausführt, 'fällt aber natürlich, wenn die Tradition sich als secundär und unecht herausstellt'.

20) Joannes Kirchner, De Servii, carminum Vergilianorum interpretis commentario pleniore qui dicitur. Partic. II. 19 S. 4. 1911, Progr. No. 264. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymn. zu Brieg.

Erfreulich bald erhalten wir hier die Fortsetzung der Arbeit, über die im vorigen Jahrgang S. 186 f. berichtet ist. Kirchner veranschaulicht durch Zusammenstellungen und Beispiele das Verfahren des S und des SD bei Citaten aus Vergil selbst und bei Hinweisungen auf andere Teile und Stellen des Kommentars; es ergibt sich wieder 'Servii et interpolatoris laudandorum scriptorum rationes multum inter se discrepare'. Manchmal gibt Servius Citate, weil sie zu seiner Zeit allbekannt waren, ohne Autorennamen, und aus ähnlichem Grunde führt er von Homerstellen nur 'praecipua quaedam atque egregia verba' an; Spätere 'plenos versus exscriptos in Servii commentarios intulerunt' (pg. 7). In dem letzten Satz scheint mir der von K. gebrauchte Plural des Subjekts bemerkenswert; ich kombiniere damit, daß K. S. 14 (nach einer, ebenfalls von Thilo angeregten Vergleichung der Terenzcitate des S und SD mit dem Text und Apparat der Ausgabe Umpfenbachs) bemerkt 'locos in Thilonis editione litteris inclinatis impressos diversis diversarum auctorum aetatibus deberi'; auch sagt er gelegentlich 'interpolator vel interpolatores' und 'interpolator quidam'. Vergleichen wir, was Thilo in der Praefatio S. LXVI im Text (non diversis temporibus et gradatim quasi, sed ab uno homine vel certe unius hominis consilio . . . confecta) und in der Anmerkung (neque tamen infitior confecto pleniori commentario a librariis . . pauca quaedam addi potuisse) von SD sagt, so scheint ein Widerspruch vorzuliegen; und da K. in Aussicht stellt, seine auf so gründlicher Kenntnis des Servius beruhende Abhandlung fortzusetzen 'si Deo placebit', dürfen wir ihn vielleicht um Aufklärung über sein jedenfalls gewichtiges Urteil bitten.

S. 14 ff. vergleicht K. das Verfahren des S und des SD bei der Erzählung und Erklärung von Sagen: cum ille fabularum causas vel rationes plerumque allegorice vel, ut cum Servio loquar, naturaliter explicare studeat, loci interpolati fabulas ad fidem scriptorum, ex quibus haustae sunt, summa credulilate narratas praebent; während S nach Möglichkeit in seinem Sinne feststellt 'quid veritas habeat', sucht SD mit seinem Lieblingswort *sane* Fabeln anzubringen.

Von Einzelheiten hebe ich heraus, daß Servius von der Appendix nur einmal (zu Aen. III 571) 'Aetnam Vergilii' anführt; ferner daß S und SD je einmal (zu Aen. I 26 und IV 696) den Dichter *Maro* nennen.

Digitized by Google

— S. 5 Z. 9 ist wohl *contractas* zu lesen, S. 7 Z. 24 *Vergilium* statt *Servium*; S. 16 unten scheint das nomen regens zu *exemplorum* ausgefallen zu sein; S. 18 Z. 16 (haud scio an unquam) ist wohl *nunquam* gemeint. Endlich müssen wir Kirchner mit aller Entschiedenheit widersprechen, wenn er zum Schluß seine Untersuchungen als 'nimis pusilla atque levidensia' bezeichnet.

---

21) Im Volume terzo der Nuova Serie der Atti e Memorie della R. Accademia Virgiliana di Mantova (1911) gibt Pietro Rasi die Fortsetzung seiner Bibliografia Virgiliana (s. JB. 1910 S. 213 f.) für das Jahr 1909, mit Nachträgen für 1908; der mir vorliegende 'Estratto' enthält 57 Seiten, wovon sieben auf den 'indice per autori e per materia' entfallen. Die Arbeit zeigt dieselben Vorzüge wie der erste Jahrgang. Von den 59 Nummern Rasis gehen mehr als ein Viertel auf Danteschriften, italienische Übersetzungen und Schulausgaben ab; ebensoviel auf gelegentliche Bemerkungen und andere unbedeutende Beiträge; ebensoviel — und wohl sicher alles Wichtigere — ist auch in unseren JB. erwähnt. Unter den verbleibenden Nummern, die zur Ergänzung dieses Berichtes dienen können, scheint mir nach der Inhaltsangabe (S. 40) R. Pichon, La magie dans le IV chant de l'Énéide (Revue de philologie, 1909) beachtenswert zu sein (vgl. Heinze[2] S. 139 ff.).

Der Bibliografia Rasis verdanke ich auch die erste Kunde von P. Jahns Jahresbericht für 1905—1908 (1909) im Bursian-Kroll (Band 148, Leipzig 1910, S. 1—111). Da ich auch durch die erbetene Vermittelung unserer geehrten Verlagsbuchhandlung kein Arbeitsexemplar desselben erhalten habe, bin ich zu meinem Bedauern zur Zeit nicht imstande, daraus die von Jahn gewonnenen Fortschritte für unseren JB. zu sammeln. Doch muß ich, um mich nicht einem Verdachte auszusetzen, wenigstens erwähnen, daß J. meinen Beitrag zur Cirisfrage (JB. 1909) auf S. 42 f. mit Hilfe von 10 eckigen Klammern und 6 (sechs) Ausrufungszeichen behandelt; sein letzter Satz lautet 'Also — die Lektüre des Aufsatzes wird sich empfehlen, aber — Vorsicht!!' So möchte ich mit literarischem Kompliment, indem ich den vielbemühten Phlegyas als Quelle und Muster vor mich hinlege, diesen Bericht mit den Worten schließen: legite moniti'

Zehlendorf (Berlin). Heinz Belling.

Berichtigung.

S. 312 Z. 8 lies 'darauf, als er'; S. 319 Z. 31 lies 'sollen sie Eclogen'.

Digitized by Google

Ciceros Reden.

1910—1912.

---

1) J. May, Bericht über die Literatur zu Ciceros Reden aus den Jahren 1906—1909. Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft, Band 153, S. 38—94. 1911.

Dieser Bericht bietet viel Lehrreiches, indem der Verfasser teils geschickt referiert und kombiniert, teils eigene Ansichten vorbringt. Die vier Berichtsjahre waren eine Zeit fruchtbarer Tätigkeit und erfreulichen Fortschrittes. Nach der Auffindung des zwischen 1158 und 1161 geschriebenen Cod. Cluniacensis in Holkham durch Peterson gelang es diesem und A. C. Clark, die Zusammengehörigkeit der Handschriften aufzuklären und ihren Wert zu bestimmen. Die rhetorische und stilistische Seite der Ciceronischen Beredsamkeit wurde namentlich durch L. Laurand erörtert, die Ökonomie der Rede für Archias von W. Sternkopf dargelegt, den J. May ergänzt. Die Untersuchungen über die rhythmischen Formen und die Klauseln dauerten fort; May's Bericht gibt manche Beiträge dazu. Wie Zielinski auf diesem Gebiete tätig war, so hat auch sein in 2. Auflage erschienener Vortrag „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" mitgewirkt, daß nach den absprechenden Urteilen Mommsens und Drumanns wieder eine günstigere Beurteilung Ciceros als Mensch, Staatsmann und Schriftsteller durchdrang.

2) Friedr. Sauer, Über die Verwendung der Geschichte und Altertumskunde in Ciceros Reden. I. Teil. Programm des k. Gymnasiums Ludwigshafen a. Rhein. 1910. 32 S. 8.

Cicero verlangt in seinen rhetorischen Schriften vom Redner eine gründliche Kenntnis der Geschichte und Altertumskunde. Diese hat er auch selbst sich erworben und in seinen Reden einen ausgiebigen Gebrauch davon gemacht. Denn Sauer beschränkt seine Untersuchung auf Ciceros Reden, ohne seine übrigen Schriften zu berühren. Er verfolgt, a) in welchem Umfange, b) in welcher Weise und nach welchen allgemeinen Gesichtspunkten und Grundsätzen Cicero in

Digitized by Google

seinen erhaltenen Reden die Geschichte und Altertumskunde verwendet hat. Der vorliegende I. Teil behandelt den Umfang der in Ciceros Reden sich findenden Geschichts- und Altertumskenntnisse bis auf Sulla's Diktatur, 80 v. Chr.

A. Geschichte. Die Notizen aus der Sage und Geschichte a) auswärtiger Völker, zumal der Griechen, b) der Römer werden in größter Kürze zusammengestellt, und zwar chronologisch, wozu das alphabetisch geordnete Onomasticon Tullianum von Orelli und Baiter (Vol. VII. 1828) benutzt werden konnte. Daß 123 v. Chr. ein von der Vestalin Licinia geweihter Altar auf Senatsbeschluß durch den Stadtprätor entfernt wurde, war bei B anzumerken.

B. Altertumskunde. Sauer stellt hier die Angaben zusammen über a) Familiengeschichte, b) Recht, Gesetze, Sitten, c) Literatur, d) Kunst (besonders aus der 4. Verrine), e) Religion und Kult, f) einzelne Örtlichkeiten. Die chronologische Aufzählung der Gesetze (S. 23) ist unvollständig; so fehlen: 218 lex Claudia de navibus senatorum (Onomasticon Tull. Vol. VIII S. 152), 99 lex Calidia de Q. Metello (Ibid. 146), 95 lex Claudia de senatu Halesinorum (Ibid. 152), 88 leges Sulpiciae (Ibid. 272). Die lex Villia annalis vom Jahr 180 (Liv. 40, 44, 1) ist irrtümlich ins Jahr 80 unter Sullas Diktatur versetzt. Ebenso ist zu verbessern S 31: „Von den italischen Örtlichkeiten gehören hierher Capua und Seplasia, der ager publicus Campanus et Leontinus, Aricinum, ein sehr altes Munizipium, von Rom selbst das Aequimaeli . . .“ Seplasia ist die Straße der Salbenhändler in Capua; Leontini liegt in Sizilien. Zu *Aricinum* Phil. 3, 15 ist *municipium* zu ergänzen; es ist Adjektiv zu dem Namen Aricia. De domo 101 *nomine ipso Aequimaeli* ist das letzte Wort der Genitiv von *Aequimaelium* (besser *Aequimelium*; vgl. Thesaurus I 1000).

3) L. Laurand, L'histoire dans les discours de Cicéron. Publications du Musée Belge, Nr. 21. Paris (Honoré Champion, Quai Malaquais 5), 1911. 34 S. 8. 1 Fr.

Im Brutus (§ 322) führt Cicero unter den Vorzügen seiner Beredsamkeit gegenüber seinen römischen Vorgängern neben der Kenntnis der Philosophie und des bürgerlichen Rechtes auch die Kenntnis der römischen Geschichte auf. Seine Gegner versuchten dann gelegentlich dieses Mittel gegen ihn selbst und seine Klienten anzuwenden. Durch die Erinnerung an Begebenheiten aus der Vorzeit des römischen Volkes und anderer Völker verlieh Cicero seiner Rede Schmuck, Ansehen und überzeugende Kraft (Or. 120).

Études historiques de Cicéron. Unter den griechischen Historikern studierte und benutzte er vor allen den Polybius, daneben Thukydides, Philistus, Ephorus, Kallisthenes, Theopomp, Timäus. Von Xenophon erwähnt er nur philosophische Schriften. Von den römischen Geschichtsquellen kannte er besonders Catos Origines und Varro's Werke, sodann die trockenen Annales pontificum und die meisten Annalisten. Nicht erwähnt werden von ihm Cincius

Alimentus, Postumius Albinus, Cassius Hemina, Sempronius Tuditanus, Claudius Quadrigarius, Valerius Antias. Für die Chronologie benutzte er die Chronik des Nepos, dann seit 46 v. Chr. das Geschichtsbuch (liber annalis) seines Freundes Atticus, wie F. Münzer 1904 im Hermes (XXXIX S. 50—100) dargelegt hat. Seine Kenntnis alter griechischer und römischer Sagen entnahm er teils griechischen Dichtern, teils Ennius und Nävius. Manche historische Begebenheiten hatte Cicero oft erzählen hören oder bei mehreren Autoren gelesen, so daß er bei ihrer Wiedergabe selbständig verfuhr, ohne einer bestimmten Quelle zu folgen.

Umfang seiner Geschichtskenntnisse. S. 13 bis 23 werden aus Ciceros Reden die Erwähnungen von Begebenheiten aus der römischen Geschichte chronologisch vorgeführt. Aus der Geschichte Griechenlands und Siziliens finden sich bei ihm wenige Beispiele; andere Völker erscheinen fast nur im Konflikte mit den Römern. „S'il ne connaissait guère le passé des peuples barbares, il n'ignorait pas celui de la Grèce; il l'a prouvé ailleurs. Mais dans ses discours, il parlait à des Romains et voulait citer des exemples capables de faire impression sur ses auditeurs. On ne peut s'étonner qu'il ait parlé des guerres puniques plutôt que des guerres médiques". In seinem Patriotismus glaubt Cicero, die Römer seien zur Weltherrschaft bestimmt wegen ihrer Charakterfestigkeit, Tapferkeit, Weisheit, Freiheitsliebe und Ehrfurcht gegen die Götter.

Véracité et critique historique (S. 26—31). Cicero verlangt für die Geschichtschreibung eine schöne Darstellung; sie soll nicht eine trockene und nüchterne Aufzählung sein, sondern ein *opus oratorium.* Er kennt aber auch die Pflicht der Wahrhaftigkeit als Prinzip des Historikers: *ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat* (de or. 2, 62). Dies hinderte ihn nicht, in seiner griechischen Schrift über sein Konsulat seine Handlungen zu verherrlichen. Die historischen Angaben in seinen Reden aber werden nach rednerischen Zwecken modifiziert. So kann es geschehen, daß Cicero im Senat oder vor dem Volk mit Absicht oder bloß aus Ungenauigkeit von den Geschichtschreibern oder von seiner eigenen Erzählung an einem andern Ort abweicht. Übrigens hatte er Quellen, z. B. Bücher des Polybius, die wir nicht mehr besitzen, und zuweilen stützt er seine Angaben auf einen glaubwürdigen Zeugen. Mit der Kritik der Überlieferung befaßte er sich in seinen Reden nicht, und er machte sich die Verschiedenheit der alten Zustände von den Verhältnissen zu seiner Zeit nicht klar, sondern begnügte sich mit dem Bewußtsein, daß die Sitten in Rom in früherer Zeit besser waren.

Schluß. Aus Ciceros Reden lernt man über die ältere Geschichte Roms Weniges und fast nur Dinge, die auch sonst bekannt sind; immerhin spiegelt er uns die Meinung ab, die das klassische Rom von seiner Vergangenheit hatte. In seinen ersten Reden findet man noch wenig geschichtliche Beispiele; allmählich werden sie zahlreicher und genauer, weniger in Zivilhändeln als in Staatsprozessen und in

Digitized by Google

den Reden über Staatsangelegenheiten. Er erforschte die Vergangenheit nicht gründlich aus Liebe zur Geschichte, wie etwa Thukydides, sondern nur in dem Maße, als ihm Geschichtskenntnisse für seine Tätigkeit als Redner und Schriftsteller nötig schienen.

4) Hans Schönberger, Beispiele aus der Geschichte, ein rhetorisches Kunstmittel in Ciceros Reden. Augsburg 1911, Programm des Gymnasiums St. Stephan. 82 S. 8.

Vorwort und Einleitung. Das Beispiel unterscheidet sich vom Gleichnis und von der Fabel dadurch, daß es seinen Stoff aus der Geschichte nimmt. „Es ist der Zweck dieser Untersuchung darzulegen, inwieweit Ciceros theoretische Vorschriften über das Beispiel in seiner Praxis zum Ausdruck kommen, nach welchen allgemeinen Gesichtspunkten und Grundsätzen er die Beispiele in seinen Reden verwertet". Es werden die Lehren vom Beispiel bei Aristoteles, Anaximenes, dem Rhetor ad Herennium, bei Cicero und Quintilian vorgeführt. Das Beispiel verleiht der Rede Schmuck; es ergötzt, belehrt und ergreift den Zuhörer. Der Redner mußte sich, um zur rechten Zeit das rechte Beispiel bringen zu können, umfassende Kenntnisse in den Gesetzen, dem Staatsleben, der Geschichte und Altertumskunde, in Rhetoren, Philosophen und Dichtern angeeignet haben. Schönberger fand in Sauers Programm 'das Material erschöpfend geboten'; er selbst schließt die aus der Altertumskunde genommenen Beispiele von seiner Untersuchung aus.

I. Verwendung der Beispiele in sachlicher Hinsicht. Apsines hält es für ein Haupterfordernis des Beispiels, daß es bekannt sei. Heimische Beispiele sind dem Zuhörer bekannter als fremde und packen ihn mehr. So nimmt denn Cicero seine Beispiele vorzüglich aus der heimischen Geschichte. Als große Feldherren nennt er wiederholt den Fabius Cunctator, M. Marcellus, die Scipionen, Aemilius Paulus, Marius und Pompeius. Als Aufrührer erscheinen die Gracchen, Saturninus und Glaucia. Schönberger meint, daß Cicero 'bewußte Unwahrheiten' begehe, wenn er an manchen Stellen die Gracchen lobt; mir scheint, daß er nur solches an ihnen lobe, was man als gut oder berechtigt ansehen könne. Wegen Strebens nach dem Königtum tadelt Cicero den Sp. Cassius, Sp. Maelius, M. Manlius. Infolge ungenauer Auffassung der Stelle de domo 101—102 wird ihnen S. 24 M. Vitruvius Vaccus aus Fundi beigezählt (vgl. Liv. 8, 19, 4 u. 20, 8). Daß diese Stelle 'eine persönliche Spitze gegen Cäsar' habe, ist kaum anzunehmen. Als Vertreter höherer Bildung und weise Staatsmänner gelten namentlich der jüngere Africanus, C. Laelius, L. Furius Philo, M. Cato für Cicero als „der Inbegriff alles Hohen und Nachahmenswerten, da sie griechische Bildung mit römischer Mannestüchtigkeit verbanden". Ti. Coruncanius, M.' Curius, M. Cato, Q. Pompeius, C. Marius, C. Fimbria, T. Didius, C. Caelius und Cicero selbst haben, obwohl sie nicht von adeliger Herkunft waren, durch persön-

Digitized by Google

liche Tüchtigkeit das Konsulat erreicht. Pro Planc. 51 f. werden 14 Männer genannt, die zum Konsulat emporstiegen, obwohl sie bei der Bewerbung um die Ädilität oder Quästur, um das Kriegs- oder Volkstribunat übergangen worden waren. Cicero pflegt seine Beispiele in einer Reihenfolge zu bringen, 'die von der älteren Zeit zur neueren Geschichte abfällt'. Daraus möchte Schönberger schließen, 'die Beispiele seien in einem Lehrbuche für Rhetoren zeitlich geordnet gewesen', Cicero habe sie durch neue ergänzt und bereichert; doch lag die römische Rhetorik damals erst in den Anfängen. — Neben den heimischen finden bei Cicero auch manche Beispiele aus der griechischen, trojanischen, persischen, syrischen, karthagischen Geschichte und Sage Verwendung. Er setzt dann die fremden Personen oder das fremde Volk herunter gegenüber den Römern (z. B. die Weisheit Solons, der keine Strafe für Vatermord bestimmte), oder er rechtfertigt eine unheilvolle Handlung eines Römers (den Aufenthalt des Rabirius bei Ptolomäus Auletes) durch griechische Vorbilder, oder er läßt einen heimischen Gegner als schlimmer erscheinen (z. B. den Verres, der das delische Heiligtum plünderte, als schlimmer wie die Perser, die es schonten), oder er verleiht durch witzige und satirische Vergleiche der Rede Interesse.

II. Verwendung der Beispiele A. in rhetorischer und B. in sprachlich-stilistischer Hinsicht.

A. Die Reden für Quinctius und den Schauspieler Roscius befassen sich mit trockenen Privatrechtsklagen; die ziemlich seltenen Beispiele sind kurz eingeführt, meist nur angedeutet. In der Abwehr der Kriminalklage gegen Sextus Roscius bewährte sich Cicero als guten Anwalt und recht denkenden Staatsbürger: sie zeigt mehrere breit und schwülstig ausgeführte Beispiele in der Manier der Asianer, daneben einige nur kurz angedeutete. In den Verrinen schöpft Cicero die Beispiele vielfach aus der griechischen und asiatischen Geschichte, auch aus Beobachtungen, die er selbst auf seiner asiatischen Reise gemacht hatte; durch eingestreute Anekdoten sucht er dem Leser eine angenehme Lektüre zu bieten. Während seiner staatsmännischen Tätigkeit befaßte er sich viel mit der ruhmvollen Vergangenheit des Vaterlandes; die Pompeiana, die Reden während seines Konsulates und die für Archias bieten viele gut ausgearbeitete Beispiele, die Reden für Sulla und Flaccus dagegen, wo er nach Hortensius sprach, enthalten nur knappe Andeutungen. Nach seiner Heimkehr aus dem Exil hat Cicero eine Vorliebe für neuere Beispiele, indem Personen durch Hinweis auf ihre Vorfahren geehrt oder getadelt und ermahnt werden. Die Reden an Cäsar zeigen nichts Bemerkenswertes, die Philippischen aber bieten viele Beispiele. — In den Einleitungen der Reden kommen wenige Beispiele vor; sie sind den Gesichtspunkten entnommen, die überhaupt den Stoff zur Einleitung bieten, von der Person des Redners, des Gegners, des Angeklagten. Verr. 3, § 3 nimmt sich Cicero den Redner Crassus zum Beispiel, Verr. 2, § 3 f. stellt er

Digitized by Google

dem Verres den jüngeren Scipio und M. Marcellus als Wohltäter Siziliens entgegen; Rab. Post. 2 f. werden Beispiele dafür vorgeführt, daß ein Sohn die Tüchtigkeit des Vaters annehme. Etwas mehr Beispiele finden sich in der Peroratio. Teils beziehen sie sich auf den Redner, teils auf den Klienten oder den Angeklagten, teils werden verdiente Männer als Muster zur Nachahmung hingestellt. Die Narratio soll kurz sein; sie fehlt bei Cicero zuweilen, zumal, wenn vor ihm schon andere Verteidiger gesprochen haben. Immerhin führt Schönberger sechs Beispiele aus den Narrationes an. Verr. 5, § 7 soll erzählt sein, daß L. Domitius in Sizilien 'einen Bauern ans Kreuz schlagen ließ, weil dieser ohne Erlaubnis gejagt hatte'. Ein Sklave hatte ein schädliches Wildschwein mit einem Jagdspieß getötet und das Verbot übertreten, *ut ne quis cum telo servus esset.* Die meisten Beispiele gebraucht Cicero in der Beweisführung und Widerlegung. Sie beziehen sich teils auf die äußeren Beweismittel, wie Zeugnisse und Gesetze, teils auf die inneren, wie Name, Verwandtschaft, Lage und Verhalten einer Person.

B. Bei der Einführung seiner Beispiele aus der Geschichte meidet Cicero jede Prahlerei mit seinem Wissen, indem er sie durch Einleitungsformen (wie *accepimus*, *scimus*, *aiunt*, *dicitur*, *videtisne* u. ä.) als allgemein bekannt hinstellt. Wo er Beispiele aus eigener Erfahrung schöpft, erwähnt er seine Person mit großer Zurückhaltung. Er bietet oft zwei Beispiele, aber mit Vorliebe drei, wie später Horaz, gelegentlich drei (oder zwei) ältere und drei (oder zwei) neuere. Um den Wert der Beispiele zu heben, verleiht er ihnen in den ausgearbeiteten Reden gern durch Figuren eine angenehme Form (S. 63—78); er verwendet 18 Arten der Wortfiguren, 8 Arten der Satzfiguren.

Schluß. Wie in allen Teilen der Rhetorik, entwickelte sich Cicero auch, von den Schulbeispielen ausgehend, zu einer freien, selbstgestaltenden Technik der geschichtlichen Exempla.

5) Peter Parzinger, Beiträge zur Kenntnis der Entwicklung des Ciceronischen Stils. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Landshut 1911. 75 S. 8.

Sprache und Stil eines Autors bleiben sich auf den verschiedenen Altersstufen nicht immer gleich. Eine genetische Entwicklung des Stils von den Jugendwerken bis zu den gereiften Schöpfungen ist bei Tacitus, Sallust, Livius nachgewiesen. Mehr noch ist bei Cicero eine günstige Basis zur Untersuchung der Stilentwicklung geboten. Seine schriftstellerische Tätigkeit zieht sich über vierzig Jahre hin; bei den meisten Werken steht die Entstehungszeit fest; er selbst hat fortwährend an der Verbesserung seiner Diktion gearbeitet. Es ist schon viel geschrieben worden über stilistische Eigentümlichkeiten seiner Jugendwerke, seiner Reden an Cäsar, der Philippischen Reden. Über den Stil der Reden überhaupt hat L. Laurand gehandelt, indem er die andern Schriften Ciceros zum Vergleich herbeizog; doch sind die Altersstufen wenig berücksichtigt. Parzinger hat sich nun die sehr

Digitized by Google

schwierige und mühevolle Aufgabe „einer zusammenfassenden Darstellung über die Genesis des ciceronianischen Stiles" gestellt. Er teilt Ciceros schriftstellerische Tätigkeit in vier Abschnitte: I. Jugend, Rivalität mit Hortensius, bis zur Prätur 66; II. Gleichstellung mit Hortensius, bis zur Verbannung 58; III. Kampf gegen seine Feinde, bis zum Abgang nach Cilicien 51; IV. Beschäftigung mit Philosophie, dann wieder mit Politik.

In diesem I. Teil werden folgende Redefiguren besprochen:

1. Die Antithese ist die Gegenüberstellung gegensätzlicher Gedanken, asyndetisch oder mit *non . . . sed* (786 Beispiele).

2. Für die Litotes stellt Parzinger aus Cicero 190 Stellen zusammen, wo ein mit *in* privativum, *dis*, *de* zusammengesetztes Adjektiv, Adverb, Partizip verneint ist (wie *non incautus*, *non difficile*, *non deformis*).

3. Mit diesen beiden verwandt ist die Figura ἐκ παραλλήλου, die einen positiven und einen negativen Ausdruck nebeneinander stellt, wie *unam*, *non plures*, oft mit *non . . . sed* (vgl. Verr. 3, 60 *equitibus Romanis non obscuris neque ignotis*, *sed honestis et illustribus*). Aus den Reden führt Parzinger 36, aus den übrigen Schriften 62 Beispiele an; am häufigsten finden sich diese drei Figuren in der dritten Periode. Pro Cluentio 47 wird die Überlieferung *utebatur autem medico* (als Arzt) *non ignobili*, *sed spectato homine*, *Cleophanto* (so Clark) als richtig nachgewiesen.

4. Zur Adnominatio rechnet Parzinger eine bisher nicht beachtete Redeweise (240 Beispiele), bei der zwei oder drei Tempora eines Verbs zu einem Subjekt treten (wie *facit et fecit*, *esse ac fore*, *fiat factum futurumve sit*) oder Aktiv und Passiv nebeneinander stehen (wie *vincere et vinci*). Er unterscheidet 25 Formen dieser bei andern Schriftstellern seltenen Figur.

5. In das Gebiet der Adnominatio gehört auch die Wortparataxe. Sie entsteht durch die Nebeneinanderstellung zweier Kasus eines Substantivs (wie *frater fratri*, wofür Cicero 61 Beispiele bietet), des Adjektivs *omnis* (in 40 Fällen), eines andern Adjektivs (wie *multa multis*, *nova novi*, 92 Beispiele), eines Pronomens (wie *aliud alii*, *his hoc*, *uter utri*, *qui qua*, 125 Beispiele), eines Partizips (wie *flens flentem*). Hierher zählt Parzinger S. 51 auch Zusammenstellungen von Formen eines Verbs (wie Pomp. 62 *dixisse dicitur*), sowie die Figura etymologica (pro Marc. 12 *ipsam victoriam vicisse videris*). Der Gebrauch der Wortparataxe nimmt mit Ciceros Alter zu.

6. Mit der Wortparataxe hängt die Conduplicatio zusammen, eiusdem redintegratio verbi. Sie findet sich in Ciceros Reden 139mal, namentlich in sorgfältig ausgearbeiteten Gerichtsreden, in den Briefen 16mal, in den andern Schriften 8mal. Hier werden veränderliche Wörter wiederholt (z. B. *te*, *te*, *inquam* oder *vidi enim*, *vidi*).

7. Bei der Geminatio wird ein unveränderliches Wort wiederholt: *iam iam(que)* an 17 Stellen, *magis magisque* 5mal, *etiam*

Digitized by Google

atque etiam 14mal in den Reden, 81mal in den Briefen, 8mal in den philosophischen Schriften.

8. Eine rhetorische Figur wie die eigentliche Conduplicatio ist die explikative Conduplicatio, z. B. Rosc. 19 *Ameriam nuntiat . . . et nuntiat domum*, in Cat. 1, 4 *viris, et viris non ad deponendam, sed ad confirmandam audaciam.* Beispiele finden sich in den Reden Per. I 36, II 14, III 18, IV 7. Dafür erscheinen in späteren Jahren *et quidem, idque, sed ita* u. a.

9. Ein rhetorischer Schmuck der ältesten Reden ist auch das Isokolon, der symmetrische Bau der Glieder einer Periode. In den späteren Reden kommt er selten vor.

6) H. Nohl, Hilfsheft zu Cicero. F. Tempsky in Wien und G. Freytag in Leipzig, 1912. 94 S. 8. geb. 1 *M*.

Dieses Hilfsbuch schildert zunächst Ciceros Leben und schriftstellerische Tätigkeit. Dann folgen Erörterungen über das Bürgerrecht, die Stände und Parteien, den Senat und die Volksversammlungen, die Staatsämter und Staatseinkünfte, das Prozeßwesen. Das Kriegswesen zu berühren, schien zum Verständnis Ciceros nicht nötig. Dagegen findet sich ein Abschnitt über das forum Romanum zu Ciceros Zeit; es ist schade, daß er nicht zu einer kurzen Topographie des antiken Roms erweitert und nicht ein Plan der ganzen Stadt beigefügt wurde. Den Schluß des Büchleins bildet S. 56—92 eine Geschichte der griechischen und römischen Plastik bis auf Caracalla (mit 27 Abbildungen), die teils für die Lektüre der vierten Verrine, teils überhaupt für eifrige Schüler ein hohes Interesse bietet.

7) Präparationen zur griechischen und lateinischen Schullektüre. Bamberg 1911, C. C. Buchners Verlag. 8. kart.
   7. Ciceros Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius von Joh. Hofmann. 19 S. 0,25 *M*.
   11. Ciceros Rede für den Dichter Archias von Joh. Hofmann. 18 S. 0,25 *M*.
   17. Ciceros Reden für Q. Ligarius und den König Deiotarus von Aug. Steier. 25 S. 0,30 *M*.

Kurze Einleitungen führen in den Gegenstand der einzelnen Reden ein, so im 7. Heft ein Überblick über die Mithridatischen Kriege und das Leben des Pompeius bis 66 v. Chr. Die Disposition der Reden ist in das Wörterverzeichnis hineingedruckt. Die Vokabeln sind mit Rücksicht auf die schwächeren Schüler zahlreich aufgeführt mit ihren verschiedenen Bedeutungen, aus denen der Schüler die passende erst wählen soll. Auch die nötigsten Sacherklärungen finden sich. „Durch kurze Fragen soll das Nachdenken auch über den Inhalt angeregt werden". In Wirklichkeit beschränken sich diese Fragen nicht auf den Inhalt und treiben den Schüler geradezu zur Benutzung einer Übersetzung hin.

7. Pomp. 31. „*referto praedonum*; dagegen § 55 *referto* (sic!) *divitiis.* Weshalb wohl die verschiedenen Kasus?" Daß Cicero in der

Digitized by Google

Konstruktion einen Unterschied zwischen Personen (*praedones*) und Sachen (*divitiae*) mache, glaube ich nicht. Entweder liegen rhythmische Gründe vor, oder Cicero vermeidet § 31 *referto praedonibus mari*, um nicht von einem Ablativ wieder einen Ablativ abhängig zu machen, während er § 55 *Delus referta divitiis* der Verbindung des Verbs *refercire* mit Abl. folgt, *referta* nicht wie *plena* konstruiert.

11. Dieses Heft bietet für 'schwächere' Schüler kaum genügende Hilfe. Unnütz sind für diese die zahlreichen Fragen, z. B. Wie gibt man *bonae artes* im Deutschen? Wie ist *prae se ferre* wiederzugeben? Eine ähnliche Tortur sind ihnen Notizen wie 19 *durus*: Marius wollte von diesen Bestrebungen nicht viel wissen; eine passende Übersetzung wird sich daher leicht finden, 20 *aversus* eine passende Übersetzung ergibt sich aus dem Zusammenhalt mit *a Musis*. Vgl. 21 *versatus*, *libri*, 29 *frangeret*.

Arch. 1. „*versatum* steht hier adjektivisch; es ist ein Adjektiv zu suchen, das die Folge des 'sich beschäftigen mit etwas' angibt". Hier ist *esse versatum* Infin. Perf. wie *abhorruisse*. — 7. *essent professi*] Ich glaube nicht, daß man *nomen* zu ergänzen habe. Die neuen Bürger mußten s i c h a n m e l d e n, s i c h e r k l ä r e n, daß sie *foederatis civitatibus adscripti* waren und *in Italia domicilium* hatten und nun römische Bürger sein wollten.

17. Lig. 9 *contra ipsum Caesarem est congressus armatus*. „Durch *contra C.* soll stärker als durch das gewöhnliche *cum C.* der tätige Anteil am Kriege hervorgehoben werden". Mir scheint, *cum Caesare est congressus* sei nur für den eigentlichen Gegner Pompeius angemessen, nicht für einen untergeordneten Offizier.

Lig. 24 „*aliena voluntas* ein Wort". Dies empfiehlt sich nicht, da *erat aliena* Prädikat zu *voluntas* ist.

8) S t e p h a n H a u p t, I s t d i e R e d e C i c e r o s p r o M u r e n a e c h t? Programm des Gymnasiums in Znaim 1911. S. 3—24. 8.

60 v. Chr. gedachte Cicero nach dem Brief ad Att. 2, 1 (§ 3) ein Gegenstück zu Demosthenes' zwölf Philippischen Reden zu liefern. Er sagt, wie Demosthenes sich über die streitsüchtige Gerichtsrede zu einem erhabeneren Ton und zu staatsmännischen Gedanken aufgeschwungen habe, so wolle er dem Atticus eine Sammlung, ein *σῶμα*, konsularischer Reden senden. Dann nennt er zwölf Staatsreden, die er an das Volk oder den Senat gehalten hatte, von denen er dann aber nicht alle ausarbeitete. Die wahrscheinlich bereits herausgegebene Rede für Murena nennt er hier nicht. Sie ist eine im Tone der Widerlegung der Anklagen gehaltene Gerichtsrede, vor der vier Ankläger und zwei Verteidiger gesprochen hatten, und gehörte nicht in eine Sammlung der von Cicero kraft seines Amtes gehaltenen Staatsreden, wenn ich auch Rosenberg zugebe, daß man sie gewissermaßen als eine politische Rede betrachten kann (JB 1903 S. 125). Haupt macht mit Drumann aus dem Corpus ein Verzeichnis und meint: „Wenn

Digitized by Google

Cicero diese Rede selbst herausgegeben hätte, müßte sie im Verzeichnis seiner konsularischen Reden enthalten sein".

Daß er sie selbst herausgab, steht fest durch den jüngeren Plinius. Dieser ist Ep. 1, 20 mit einem Gelehrten uneins, der in Gerichtsreden Kürze verlangt. Er nimmt sich Cicero zum Muster, *cuius oratio optima fertur esse quae maxima*. Er glaubt nicht, daß Cicero seine Reden bei der Herausgabe erweitert habe (*pauciora dixisse quam ediderit*), sondern daß er umgekehrt sie gekürzt habe. Zum Beweis führt er die Reden für Murena und Varenus an, *in quibus brevis et nuda quasi subscriptio quorundam criminum solis titulis indicatur*; *ex his apparet illum permulta dixisse, cum ederet, omisisse.* Plinius bezeugt also, daß Cicero selbst eine lange Rede für Murena herausgab, daß er aber die Widerlegung einzelner Beschuldigungen nur andeutete (nämlich des C. Postumus und des jüngeren Servius § 57). In Haupts Zitat fehlt *quorundam*; er läßt Plinius sagen, daß die „nackte Inhaltsangabe der Anklagepunkte durch bloße Überschriften angedeutet wird", und folgert gegen die Worte des Plinius (*cum ederet*), daß Cicero diese Rede nie herausgab und Plinius nur einen durch Tiro herausgegebenen Auszug der Rede kannte. Nach seiner Meinung wurde die Rede von Poggio verfaßt.

Es hatte aber vor Plinius schon Quintilian an zwanzig Stellen Zitate aus der Rede für Murena aufgenommen. Haupt hat den kühnen Mut, zuerst S. 5 Quint. X, 7, 30 (über die Skizzen Ciceros für seine Reden, die Tiro sammelte) als echt gegen Plinius auszunutzen und dann S. 14 die ganze, 1417 in St. Gallen gefundene Institutio oratoria als ein Machwerk Poggios zu erklären, womit dieser vermutlich die gefälschte Rede für Murena beglaubigen wollte. Daß auch Priscian und die Scholia Bobiensia Stellen aus der Defensio Murenae erwähnen, entging ihm wohl.

In einem um 1160 geschriebenen Verzeichnis der Bücher des Klosters Cluny (bei Mâcon) erscheint ein Codex, der Ciceros Reden pro Milone et pro Avito et pro Murena et pro quibusdam aliis (nämlich für Sex. Roscius und M. Caelius) enthielt. Um 900 geschrieben, war er um 1400 sehr schwer und an einigen Stellen nicht mehr lesbar. Wie A. C. Clark 1905 in den Anecdota Oxoniensia Part. X dargetan hat (vgl. JB 1906 S. 214), hat um 1400 ein Franzose aus dieser Handschrift für den Cod. Σ (Par. 14749) die Reden für Murena und Sex. Roscius abgeschrieben mit kleinen Lücken, in die eine zweite Hand die im Codex sichtbaren Schriftzüge nachzeichnete. Aus Σ stammen Paris. 6369, Paris. 7777 und die Wolfenbütteler Handschrift 205. Diese vier Handschriften der gallischen Familie sind von Poggio durchaus unabhängig; wenn er auch nie gelebt hätte, würden sie uns die Rede für Murena doch überliefern. Dieser Sachverhalt ist Haupt unbekannt geblieben.

Etwa 1414 kam Poggio nach Cluny und erwarb diesen Codex. Sein Begleiter Bartolommeo da Montepulciano machte Excerpta daraus, auch aus der Rede für Murena, wovon Laur. LIV, 5 eine Ab-

Digitized by Google

schrift bietet. Poggio ging nach Konstanz, dann nach England; den Codex sandte er nach Florenz, und den 2. Jan. 1416 bescheinigte ihm Leonardo Bruni dessen Ankunft. Johann Arretinus schrieb den Cod. A, in dem neben 27 andern auch die Rede für Murena steht, und stellte ihn nach der Subscriptio (die Haupt für gefälscht erklärt) am 9. Febr. 1416 fertig. Die Schrift des Codex war schwer zu entziffern und verblaßt, so daß Francesco Barbaro sie nicht lesen konnte. Diese Fundgeschichte findet Haupt verdächtig, und er schließt daraus, daß Poggio die Rede für Murena selbst fabrizierte. Da dieser Schluß verfehlt ist, so gehe ich auf die Gründe, die er Poggio unterschiebt, nicht ein.

„Serv. Sulpicius Rufus muß um 8—10 Jahre jünger als Cicero gewesen sein, kann daher nicht der Mitbewerber und Ankläger des Murena gewesen sein". Es ist zuzugeben, daß sonst wohl Cato als Ankläger des Murena genannt wird, Servius aber nicht, da von diesem überhaupt wenig die Rede ist. Er war etwa ein Jahr jünger als Cicero. Brutus sagt über ihn und Cicero (Brut. § 150): *aetates vestrae nihil aut non fere multum differunt.* Haupt hält die Worte für ein Einschiebsel Poggios; er hat jedoch übersehen, daß Brutus sich auch § 156 auf die Altersgleichheit (*aequalitas*) der beiden beruft. Nach der Rede für Murena war Servius 65 Prätor, ein Jahr nach Cicero, und bewarb sich 63 um das Konsulat, wieder ein Jahr nach Cicero. Zuerst wollte er Redner werden und war fast um dieselbe Zeit mit Cicero in Griechenland und Rhodus; in Smyrna trafen sie 78 v. Chr. bei P. Rutilius zusammen. Erst nach der Heimkehr verzichtete Servius auf den Ruhm der Beredsamkeit und wandte sich zur Jurisprudenz. Sein Rechtslehrer war C. Aquilius Gallus, der wohl nur wenig älter war. „Nun war aber C. Aquilius mit Cicero im Jahre 66 Prätor, also wirklich ein Altersgenosse Ciceros". Dieses 'also wirklich' hindert Haupt nicht, gleich nachher zu behaupten, L. Murena sei vier Jahre vor Cicero geboren worden und ein Jahr nach ihm Prätor gewesen. 52 v. Chr. bewarb sich Servius mit Cato um das Konsulat und erlangte es; der Schluß "Da Cato im Jahre 95 v. Chr. geboren ist, so ist Sulpicius im gleichen Jahre geboren" wird wieder hinfällig durch die nachfolgende Behauptung, L. Murena, der Konsul von 62, sei spätestens 110 v. Chr. geboren, nicht erst 105, ein Jahr nach Cicero.

„Der von Cicero verteidigte L. Licinius Murena war nicht der Sohn des Legaten Sulla's, sondern dieser selbst". Plinius n. h. 33 § 53 berichtet: *Caesar, qui postea dictator fuit, primus in aedilitate munere patris funebri omni apparatu harenae argenteo usus est . . . C. Antonius ludos scaena argentea fecit, item L. Murena*", d. h. 65 v. Chr. ließ Cäsar als Ädil die Gladiatoren und Tierkämpfer silberne Geräte gebrauchen; im Juli 66 v. Chr. verzierte C. Antonius, der Kollege des C. Aquilius und Cicero, da er als Praetor urbanus (vgl. Pauly-Wissowa II 329) die ludi Apollinares veranstaltete, die Bühne mit Silber, ebenso 65 v. Chr. der Stadtprätor L. Murena" (nach der Rede pro Murena). Haupt meint, nach dieser Pliniusstelle sei Antonius älter als Cäsar, Murena der älteste von den dreien und müsse vor Antonius die Ädilität be-

Digitized by Google

kleidet haben, während doch Plinius von einer Ädilität des Antonius und Murena nichts sagt. Die Folgerung, also sei unter Murena der Legat Sulla's zu verstehen, ist verfehlt. — Plinius sagt ferner 35 § 173: *Lacedaemone latericiis parietibus excisum opus tectorium propter excellentiam picturae ligneis formis inclusum Romam deportavere in aedilitate ad comitium exornandum Murena et Varro*: Murena und Varro ließen als Ädilen in Sparta von Backsteinwänden Stuckplatten aushauen wegen der herrlichen Malerei, sie in hölzerne Fassungen einschließen und nach Rom schaffen, um das Comitium zu zieren. Haupt meint: „Nur der Legat Sullas L. Licinius Murena konnte als Ädil das Comitium mit lakonischen Steinen verziert haben. Da Varro im Jahre 116 v. Chr. geboren ist und wahrscheinlich die Ädilität suo anno bekleidete, so war dies ca. im Jahre 79 v. Chr." — Diese Ädilität ist wohl in eine frühere Zeit zu setzen, bald nach der Unterwerfung Griechenlands. „Wahrscheinlich ist es das zweite Jahrhundert v. Chr., in dem die Sitte, die Wände zu bemalen, in Rom allmählich Eingang fand und überhand nahm" (Blümner, Römische Privataltertümer. München 1911, S. 90), so daß um 79 v. Chr. lakonische Wandmalereien in Rom kaum mehr Sensation erregen konnten.

„M. Porcius Cato war nie in Kleinasien, hat nie unter L. Scipio gedient." Der alte Cato umging 191 als Legat des Konsuls M.' Acilius (nicht Aquilius!) Glabrio beim Kampf um die Thermopylen den Engpaß auf dem Ephialtesweg und fiel dem König Antiochus in den Rücken, so daß Cicero sagen kann (§ 32): *quo quidem in bello virtus enituit egregia M. Catonis.* Er fährt dann aber weiter fort: *quo ille numquam cum Scipione esset profectus, si cum mulierculis bellandum arbitraretur.* In diesem Zusammenhang sind die Worte *cum Scipione* unrichtig; denn L. Scipio erhielt die Führung des Krieges gegen Antiochus erst als Konsul im Jahre 190, und P. Scipio, der Konsul von 191, blieb in Italien. Deshalb fehlen die Worte *cum Scipione* in den meisten Ausgaben (nach Ernesti) als fremder Zusatz. Klotz vermutete: *cum Glabrione*, wie Cato de senect. § 32 sagt: *tribunus militaris depugnavi apud Thermopylas M.' Glabrione consule.* Als Legaten des L. Scipio werden von Livius 38, 55, 5 A. Hostilius Cato und L. Hostilius Cato genannt, so daß auch eine Verwechslung möglich ist.

Ferner findet Haupt es verdächtig, daß die Rechtfertigung Ciceros wegen der Übernahme dieser Verteidigung in Gedanken und Worten mit den Reden für Rabirius und Sulla Ähnlichkeit hat und daß Cicero, gerade wie in der Rede für Plancius, zuerst von der Würdigkeit des Angeklagten spricht, dann die Anschuldigungen widerlegt. Mir scheint dies leicht begreiflich. Den 'Pferdefuß der ganzen Rede' aber findet Haupt in dem wegen der Übertreibung lustigen Scherz § 28, mit dem Cicero in Übereinstimmung mit de or. I 192 die Kenntnis des römischen Privatrechts als eine leichte Sache bezeichnet: „Wenn ihr mich, den schwer beschäftigten Mann, ärgert, so werde ich mich übermorgen als Rechtskonsulent auftun". Haupt meint, 'solche albern prahlende Worte' habe Cicero nie gebraucht, Poggio habe die ganze Rede und darin diese

Digitized by Google

Worte geschrieben in seinem wütenden Haß gegen die Juristen, die an den Fürstenhöfen und Universitäten die erste Rolle spielten. Aber seit 63 v. Chr. hatte das römische Zivilrecht eine gewaltige Entwicklung durchgemacht, und die Juristen zur Zeit Poggios, die das Corpus iuris studiert hatten, brauchten sich durch diese Scherzworte Ciceros gar nicht mehr getroffen zu fühlen.

9) M. Tullii Ciceronis oratio pro Archia. Texte latin avec une introduction, des notes, un appendice critique, historique, littéraire et grammatical, et des gravures d'après les monuments par Émile Thomas. Dixième tirage revu. Paris 1912, Librairie Hachette et Cie. 16. 54 S. geb. 0,60 *Fr.*

Dies ist gegenwärtig die am meisten gebrauchte Ausgabe der Rede für Archias. Thomas hält an dem einmal angenommenen Texte fest, obwohl die Konstruktion einzelner Stellen schwer verständlich ist (§ 5, 21). Dagegen ist auch in dieser Auflage der kritische Anhang sorgfältig revidiert, so daß man sich daraus über andere Lesungen orientieren kann.

10) M. Tulli Ciceronis orationes, cum senatui gratias egit, cum populo gratias egit, de domo sua, de haruspicum responso, pro Sestio, in Vatinium, de provinciis consularibus, pro Balbo. Recognovit brevique adnotatione critica instruxit Gulielmus Peterson. Oxonii e typographeo Clarendoniano (1911). XV u. 292 S. 8. 2,50 *M.*

Peterson schildert zunächst den Verlauf der Kontroverse über die Echtheit der vier Reden post reditum von Markland (1745) bis H. M. Leopold (1900; vgl. JB 1901 S. 208 ff.). Zu einer besseren Meinung über diese Reden trug das Bekanntwerden des Cod. *P* (Parisinus 7794) aus dem 9. Jahrhundert bei, der für die acht hier zu einem Bande zusammengefaßten Reden die Grundlage der Textkritik bildet. Peterson hat *P* von neuem verglichen und sich ein Urteil über die Überlieferung gebildet, welches zu dem C. F. W. Müllers (S. CXIV) Ergänzungen bietet. Ums Jahr 1200 wurde aus *P*, nachdem er von einer zweiten Hand (nach seiner Vorlage?) korrigiert worden war, der Cod. Bernensis *B* abgeschrieben. Diejenigen Nachträge in *P*, die *B* nicht hat, gehören einer späteren Zeit an. Aus *B* stammt der im 15. Jahrhundert geschriebene Cod. Parisinus 14749 *Σ*, aus welchem Paris. 6369, Paris. 7777 und der Cod. Guelferbytanus 205 abgeschrieben sind. In dem Apparat zu den Reden für Sestius und gegen Vatinius führt Peterson zahlreiche Lesungen von *PBΣ* an, teils um die Angaben anderer zu berichtigen, teils um an zweifelhaften Stellen die Übereinstimmung dieser Handschriften zu konstatieren.

Dem 12. Jahrhundert gehört der Cod. Gemblacensis *G* in Brüssel an. In vier Reden wurde auch der Cod. Erfurtensis *E* in Berlin beigezogen. Der Harleianus 4927 *H* aus dem 12. Jahrhundert scheint die Quelle der Vulgata zu sein. Peterson ist der Ansicht: et codicis Gemblacensis et ceterorum omnium quotquot exstant librorum fontem in

Digitized by Google

his orationibus habendum esse et communem originem cod. *P*. Freilich muß er zugeben, daß im 12. Jahrhundert neben *P* eine andere Überlieferung vorhanden war; er meint, in ein aus *P* stammendes Exemplar seien Lesarten *ex alio fonte* aufgenommen und dann *G* daraus abgeschrieben worden. Diesen Lesarten ex alio fonte legt er nicht einen so hohen Wert bei, wie C. F. W. Müller. Wilhelm Stock (Genethliacon Gottingense S. 106—111) nahm zwei Codices archetypi an (18..; dieser Ansicht ist auch Alfred Klotz.

Post reditum in senatu. An mehreren Stellen dieser Rede bietet der 1466 geschriebene Cod. Erlangensis 38 allein das Richtige. z. B. § 3 *delituit*, *octo*, 9 *Cinnano*, 13 *putares*, 14 *belua*, 24 *referendis*. Peterson glaubt, diese Lesungen seien e coniectura entstanden. — § 1 *adtribuendum* PBΣ scheint Ciceros Sprachgebrauch besser zu entsprechen als *id tribuendum* HG (vgl. Thesaurus II 1166). — § 4 schreibt Peterson *Idemque* (Hss. *itaque*, Erlang. *atque*) illo ipso tamen anno ... numquam dubitastis. — § 9 P. Lentulus consul] In H ist über der Zeile *prefuit* hinzugefügt. Peterson liest: *populi Romani fuit*, indem er meint, *prefuit* sei ex alio quodam fonte genommen. — § 11 *qui* in magistratu] Zu *magistratu* vermißt man eine Bestimmung; Cod. Erlang. bietet richtig *quo*. — § 13. Den jungen L. Piso empfahl nichts außer seinem erheuchelten Ernst: non (in) consulta studium, non dicendi vitia. Peterson schreibt: *non consilium, non dicendi copia, non rei militaris ... studium* (Müller: *non iuris civilis prudentia, non dicendi facultas, non scientia rei militaris*). — § 21 *M.* Curtius, cuius ego patri quaestor fui] Der Vater war Sex. Peducaeus. Der Sohn heißt Epist. XIII 59 C. Curtius Peducaeanus. — § 23 *proditores non indicem* scheint richtig. Peterson tilgt *non*. — § 30. Die Interpunktion nach *meritis* ist verfehlt. — § 32 pactionibus se] Statt *se* ist *eos* überliefert. Man setze: *se ii* (den *hostibus rei publicae*). — § 35 macht Cicero ein Wortspiel: Qui si mihi quaestor imperatori fuisset, in fili loco fuisset; nunc certe erit in parentis, cum fuerit quaestor non imperi, sed doloris mei. Peterson ersetzt *fuerit quaestor* durch *fuerit consors*; aber der *consors doloris* ist doch nicht *in parentis loco*. — Außerdem weicht Petersons Text dieser Rede siebenmal verbessernd von Müller ab.

Post reditum ad Quirites. § 2 beginnt in den Handschriften: *Quirites, etsi*. Madvig schrieb: *Quare etsi*. Peterson liest: *Namque, Quirites, etsi* (übel klingend). — Die Textesgestaltung wird in dieser Rede durch eine kühne Rhetorik erschwert. Z. B. statt *vestra magna et multa beneficia, quae in me ... contulistis ... enumerare* heißt es § 5: *vestram magnitudinem multitudinemque beneficiorum, quam in me ... contulistis*; Peterson ersetzt *quam* durch *quae* (nach einer Hss. aus dem 15. Jahrhundert). — § 7. C. Pisonis, generi mei, divina quaedam et inaudita *auctoritas* atque virtus] Es ist nicht glaublich, daß Cicero die *auctoritas* seines Schwiegersohnes, der erst Quästor gewesen war, so hoch erhob. P bietet *inauditasatque*; ein Schreiber geriet von *ta* auf *tas*, ließ aber nicht *auctorita*, sondern *pieta* aus, wie Ernesti und Halm erkannten. In der vorangehenden Rede § 38 findet

Digitized by Google

sich die Erklärung der *summa pietas atque virtus* des Piso, aber nichts über seine *auctoritas*. — § 11. Aus *irinati* P ist nicht *infrenati* herzustellen, sondern bloß *frenati*. Wegen *i* für *f* vgl. pro Balbo 34 (*fecisse, iecisse*). — *deorum religione*] *or* ist ohne Beglaubigung und *rum re* klingt unschön; man setze *deum*. — § 15. et pariter referente collega] In § 10 *consule* altero consule referente sollte *consule cum* gelesen werden, um die beiden Stellen in Übereinstimmung zu bringen. — 18. *cum* agente P. Lentulo] *cum* ist nicht in *causam* zu verwandeln (Halm), sondern entsprechend der Formel *cum populo agere* (Thesaurus I 1393) zu *vobiscum* zu ergänzen. — 19. *ideo* manet] Peterson schreibt: *id omne manet*. — 20. ego qua consuevi utar *oratione*] Die Ergänzung *oratione* ist nicht sachgemäß. In § 21 erklärt Cicero, daß er gegen seine Widersacher mit Schonung, Nachsicht verfahren wolle. Ich lese: ego *venia*, qua consuevi, utar. — 21. ego de ipsis *inimicis* tantum, quantum mihi res publica permittit, cogitabo] Peterson setzt mit Zielinski *amicis*. Es könnten nur die Leute sein, die den Cicero *per simulationem amicitiae nefarie prodiderunt*; dem widerspricht aber *ipsis*. — Mit Recht wählte Peterson das Gerundium *rem publicam bene gerendo ... rationem repetendo*, nicht das Gerundiv (Müller). Die bessere Überlieferung ist aber *regendo*, und Cicero kann im Sinne haben, als Senator den Staat zu leiten, nicht aber ihn als Magistrat zu verwalten. — 24. *dum anima exspirabo mea* ist unerträglich statt *dum animam exspirabo meam*.

De domo sua. Die Aufsätze von Fritz Schöll im Rhein. Museum 1888 S. 419—442 'Interpolationen, Lücken und sonstige Verderbnisse in Ciceros Rede de domo' und von Th. Matthias in den N. Jahrbüchern f. Philol. 1889 S. 274—79 'Zu Ciceros Reden' sind Peterson unbekannt geblieben. Wenn dieser auch manchen Fortschritt gegenüber dem Texte von C. F. W. Müller zeigt, wäre er doch sicherlich durch obige Arbeiten zu einigen weiteren Verbesserungen angeregt worden.

§ 1 schreibt Peterson (mit Schöll): *rem publicam bene gerendo religiones, religiones* (Hss. *religionibus*) *sapienter interpretando rem publicam conservarent*. — § 2 sollte im Text stehen: furore improborum, *timore bonorum*, § 8 existima*v*issem, § 10 puta*v*isti. — § 17 schreibt Schöll wohl richtig: in id discrimen, *in* quod vocabatur (*in* konnte nach *en* leicht ausfallen). — § 19 muß es doch heißen: *quod* (Hss. *cum*) Pompeio datum sit, id ... — § 21 wirft Cicero dem P. Clodius eine doppelte Inkonsequenz vor: 1) Clodius tadelt die *imperia extra ordinem*, hat aber selbst durch seine Rogation über Cypern ein solches geschaffen; 2) er übertrug dies dem Cato, den er vorher als *carnifex civium* arg verfolgt hatte. Die Handschriften bieten: *atque in hoc solum inconstantiam redarguo tuam, qui in ipso Catone*. Die andern Herausgeber beziehen *hoc solum* nach dem Vorhergehenden auf die erste Inkonsequenz mit Ersetzung des *atque* durch *neque* und leiten dann zur zweiten über (*sed etiam in ipso Catone* Müller, *qui in ipso Catone nequam fuisti* Schöll). Peterson tilgt die Worte *qui in ipso Catone* und bezieht den Satz wohl auf das Folgende. Cicero fährt fort: *Quem tu in eo* (Pet. *ea re*) *non pro illius*

Digitized by Google

dignitate produxeras, sed pro tuo scelere subduxeras, quem tuis Sergius . . . obieceras, quem carnificem civium . . . fuisse dixeras, ad hunc honorem et imperium . . . detulisti. Peterson schreibt *produceres . . . subduceres*; mir scheint der Konj. Imperf. in diesem Zusammenhang nicht annehmbar. — 23. omitto Catonem, cuius eximia virtus, dignitas et in eo negotio, quod gessit, fides et continentia tegere *videretur* improbitatem et legis et actionis tuae] Der Konj. Imperf. *videretur* ist nicht zu begründen. Man setze *videtur.* — 24. *decreta*] Statt dies zu tilgen, lese man: *derecta lege* (vgl. Liv. 21, 19, 1 *derecta percunctatio*). — 36 simulata *adoptio* filii] Bei dieser Lesung kann der Konsekutivsatz nur ironisch von dem Übertritt des P. Clodius in die Familie des Fontejus, dem Zerrbild einer Adoption, verstanden werden. Dies scheint mir nicht in den Zusammenhang zu passen. Ich lese mit den andern Ausgaben *adeptio.* Eine *adoptio filii* ist eine *simulata adeptio filii*, eine fingierte Erlangung eines Sohnes. Bei dieser müssen alle Umstände nach Möglichkeit den Umständen entsprechen, unter denen ein Sohn durch Geburt in eine Familie eintritt. Der folgende Satz zeigt dann erst, daß es ein Hohn auf eine wirkliche Adoption war, wenn Fontejus den P. Clodius als Sohn annahm, da z. B. der Vater nun jünger war als der Sohn. — 44 Quaero enim, quid sit aliud *nisi* proscribere VELITIS etc.] Bei dieser Fassung der Worte ist *velitis iubeatis* etc. Subjekt. Das ist unlogisch. Statt ein *nisi* einzusetzen tilge man mit Schöll *pro*, so daß *scribere* Subjekt wird: Als Volkstribun den schriftlichen Antrag ans Volk stellen *velitis iubeatis, ut M. Tullius in civitate ne sit* etc. heißt doch nichts anderes (als *proscribere, quem velit*, wie aus dem Vorhergehenden klar ist). — § 25 folgen Schöll und Klotz der Vulgata *dedisses . . . scriberes*, wie es § 53 *gessisses* heißt (nicht *gessisset*). — § 57. Die Lesung *Judiciumne? Causa tam turpis scilicet. homo, qui . . . explicare* (nach C. F. W. Müller) ergibt keine erträgliche Satzkonstruktion. Statt *homo* setze man *horrui* (nach Schöll). Darnach ergibt sich die Lesung: *Judicium in causa tam turpi scilicet horrui.* — § 59. *cum eius maeror, squalor incredibilis et inauditus omnibus mortalibus miserabilis videbatur*] Das zweigliedrige Asyndeton *maeror, squalor* ist allzuhart; man tilge *maeror* mit Schöll oder setze es nach *et.* — § 62. Die sinnlosen Worte *senatus consules vocabant*, die Schöll tilgte, emendiert Peterson zu: *scilicet eos consules vocabant.* — § 70. Das Perfekt *vidit* gehört in einen Hauptsatz; im Nebensatz würde *videbat* eintreten. *quoniam . . . vetabatur* ist notwendige Erklärung zum Vorhergehenden und kann nicht einen Satz beginnen. Der Senat sprach es nicht aus, daß das Gesetz des Clodius ungültig sei; aber indem er über Cicero verhandelte, was ihm doch untersagt war, zeigte er ipso facto, daß er dieses Gesetz nicht anerkenne. — § 76. Für Cicero war des Clodius *conscelerata illa vis non modo non propulsanda, sed etiam* emendanda. Die Lesung *excitanda* sagt doch wohl zuviel; ich vermute *exoptanda.* — exussit *hoc genus totum maledicti* ist ein unpassendes Bild: *GM* bieten besser *excussit.* — *omnes non negant* ist ein schlechter Ausdruck statt *nemo negat* oder *omnes docent*, und *non* ist schwach beglaubigt. — § 78. Daß die *rerum capitalium condemnati* in einen andern Staat und sein

Digitized by Google

Bürgerrecht übergingen, *non ademptione civitatis, sed tecti et aqua et ignis interdictione* faciebant. Da zu *faciebant* nur die *condemnati* Subjekt sein können, so ist das Wort unsinnig. Halm und C. F. W. Müller schrieben *adigebantur*; einfacher scheint mir die Änderung *fiebat*. — § 80. Das Bürgerrecht und die Freiheit zu rauben, vermag *nec vis temporum nec potentia magistratuum nec* res tum iudicata *nec denique universi populi Romani potestas.* Statt *res tum iudicata* schreibt Peterson *praetorum decreta.* Aber die Prätoren sind schon in *magistratuum* enthalten, und der Plural *decreta* stimmt nicht zu *vis*, *potentia*, *potestas*, *possit.* Ich vermute *decretum iudicum*, eine Entscheidung der Richter. — § 82. *rogatione, quam se Fidulius negat scivisse, tu autem, ut acta tui praeclari tribunatus hominis dignitate cohonestes, auctorem amplexeris*] Der Konjunktiv *amplexeris* ist fehlerhaft statt des Indikativs *amplecteris.* Dieses Verb ist ja nicht von *ut* abhängig, sondern entspricht *negat.* Man hat zu denken: *cuius tu autem ... eum auctorem amplecteris* als deren Befürworter aber du ihn an dich ziehst. Cicero scheint jedoch statt des zweiten Relativums *cuius* ein Demonstrativ *eius* zu denken (*tu autem ... eius auctorem eum amplecteris*), wie er § 83 sagt: *patrem tuum, qui, cum de eo tribunus plebis promulgasset, adesse propter iniquitatem illius temporis Cinnani noluit eique* (statt *et cui*) *imperium est abrogatum.* — § 65 *qui modus amoribus fuerat* und § 87 *te vivo, fratre tuo alieno* etc. Hierüber urteile ich am Schlusse der nachfolgenden Besprechung des Aufsatzes von Alfred Klotz. — § 109. *Quo magis est istius furor ab auribus vestris repellendus, qui, quae maiores nostri religionibus tuta nobis et sancta esse voluerunt, ea iste ... evertit.* So scheint überliefert zu sein. Aber *qui* und *iste* vertragen sich nicht; Matthias vermutet *quia.* — § 116. Scatonem illum, hominem sua *virtute egentem*] Ich vermute *vanitate*, der durch seine Prahlerei arm wär (tectum i a m nullum haberet). — § 125. Quid preces, quid verba prisca *voluerunt?* Peterson liest *valuerunt* nach einer unpassenden Randnotiz im Cod. Bern. 254. — § 131. Ille in curia quae poterat sine cuiusquam incommodo dedicari, tu ... simulacrum non libertatis publicae, sed licentiae conlocasti] Matthias verlangt *licentiae tuae.* Der Relativsatz ist grammatisch unhaltbar. Man lese nach A. Klotz *Concordiam quae* oder nach BHk *dedicavit.* — § 136. T. Flaminio] Man setze *T. Flaminino* (Konsul 123). — § 137. Videtisne] Der Satz zeigt, daß Cicero den Senatsbeschluß vorgelesen hat; dafür sollte ein Zeichen im Text stehen (SENATUS CONSULTUM). — § 140. Man lese mit G: *Delatum est ad vos ... celebratum* (nach A. Klotz).

De haruspicum responso. So schreibt man nach Asconius (in Cornel. S. 62,1); nach den Handschriften zu Cicero und Quintilian 5, 11, 42 ist *responsis* zu setzen, da Cicero § 29 ff. mehrere *responsa* unterscheidet, die er freilich § 37 u. 60 als e i n *responsum* zusammenfaßt. — § 2. Die Frage *potest gravioribus a me verbis vulnerari* hat Peterson durch *An* eingeleitet (gut). — § 41 ziehe ich *L.* Saturninus, *P.* Sulpicio mit G vor. § 44 *fuit in his omnibus causa* darf *causa* nicht entfernt, § 45 *senatus* nicht wiederholt werden.

Digitized by Google

Pro P. Sestio. § 2 *Ego autem ... ea nunc uti cogor* wird gewöhnlich durch ein eingeschobenes *quoniam* in einen Nebensatz verwandelt; Peterson erreicht eine gefälligere Konstruktion, indem er vor *iis ... serviat* ein *ut* einschiebt. — 5. *nihil ab me*] *ab* ist hier auffallend, man sagte doch *amandare, amittere, amovere.* — *haec tantae*] *haec* war Schreibfehler in P; das *c* wurde dort getilgt und gehört nicht in die Ausgaben. — 6. Nach K. Busche ist aufgenommen: Duobus gravissimis ac *plenissimis* antiquitatis viris. — 7. Nach eigener Vermutung schreibt Peterson: maximis *pro illa necessitudine studiis et* officiis (kaum richtig). — 8. Mit Klotz wird gelesen: *nobis* omnibus optimus civis videretur. — 12. Der häufige Ablativ *civi* ist hier durch *cive* ersetzt (nach P?), dagegen 95 *aedile* durch *aedili*. Ich vermute: Italiae calles et pastorum stabula *praecludere* (abzusperren; P[1] *praeclare*, Müller und Peterson *praeoccupare*). — § 22 Nequam esse hominem et levem et *falsa opinione* [errore] hominum ... commendatum] Mir scheint, daß weder *falsa opinione* mit Pluygers noch *errore* mit Halm zu tilgen, sondern der Dativ *falsae opinioni* herzustellen sei. Vgl. 21 *hominum opinioni nobilitate ipsa commendatus.* — § 32 ist *edicere audebas* aufgenommen (gegen P *audeas*), da *ne maererent* nicht von einem Präsens abhangen kann. Zweifelhaft sind die Lesungen: § 37 *respiciens rem gesserat* statt ⟨*animum*⟩ *sumpserat* und § 40 ⟨*populo Romano*⟩ *praeesse.* § 44 *post interitum discessissent* ist *meum* nicht zu entbehren. — § 47 at ab eo privato, qui sine armis] Nach *at* ist *armis* einzufügen. — § 71. Die Worte *pertinere ... abhorrere* sind wohl Erklärung zu *rei publicae causa suscepit.* Peterson setzt sie nach *pro mea salute suscepit.* Gut wurde § 78 *r. p. iure* von Pet. in *tribunicio iure* verwandelt. — 82. *perhorruerant* (Halm) ist in P aus *perhorruerunt* (C. F. W. Müller) korrigiert. — 97. *Est igitur, ut*] Peterson schreibt mit HGk *esto.* — 122. Die Schreibung *Graii* ist veraltet. Vgl. *Boi, Circei, plebei, Pompei, Vei.* — 130. *summa auctoritate*] Wegen des Zusatzes *summa* gefällt mir die in den Ausgaben stehende Ergänzung *senatus tum* nicht. Peterson schreibt nach Manutius: cum summa auctoritate P. Servili *tum incredibili* quadam gravitate dicendi.

In P. Vatinium. 3. *in quo alterum* P[1] (Ausgaben) ist mir nicht verständlich. Es muß mit den Hss. heißen: *in quorum* (nämlich *virorum*) *altero*, bei T. Claudius. — 7. *ei cum patriae pepercerim.* Tilgung des *et* ist besser als dieses unpassende *ei.* — 9. *boni viri iudicent*] Jordan schiebt *quid* ein, Peterson ersetzt *iudicent* durch *quid dicunt*: aber *quid* würde vor *boni* stehen. — 10. *an te?*] Es fällt auf, daß in dieser Rede nach indirekten Fragen das Fragezeichen gesetzt ist. — 19. *clarissimi civis*] Wie der Gegensatz *turpissimi atque improbissimi* zeigt, ist in PBΣ *et fortissimi* (GH) aus Versehen ausgefallen. — 22 *id* te tribuno plebis *consili* domus exsilium esse non posset] *id consilii* scheint zusammenzugehören. Bei der Korrektur *consuli* muß *id* fallen. — 28. Man lese *illis clarissimis Paulis* (ohne *viris*) nach A. Klotz. — 34 *arbitretur* ist nicht haltbar (andere Ausgaben *arbitraretur*).

De provinciis consularibus. § 5. Die an Macedonien grenzenden Barbaren zahlten dem Prokonsul L. Piso große Summen

damit er sie nicht angreife. Dafür machten sie Raubzüge durch Macedonien; Piso's Heer wurde teils erschlagen teils durch Mangel, Hunger, Seuchen aufgerieben, so daß es scheint, für den Frevel des Feldherrn sei das Heer zur Strafe gezogen worden. Es könnte heißen: *ut pro scelere imperatoris poena ab exercitu expetita esse videatur.* Mit kühner Rhetorik sagt aber Cicero, der Frevel des Feldherrn sei zur Strafe des Heeres gezogen worden: *ut, quod est indignissimum, scelus imperatoris in poenam exercitus expetitum esse videatur.* Die Herausgeber schrieben *expiatum.* Peterson liest: *sc. imp. in patriam exercitumque expiatum.* Die Übersetzung „der Frevel gegen Vaterland und Heer ist gesühnt" stimmt nicht zu *quod est indignissimum.* Soll es aber bedeuten, für Piso's Frevel seien Vaterland und Heer gestraft worden, so scheint mir dieses Latein nicht besser als die Überlieferung. — 9. nihil aliud *neque* actum est] Peterson ersetzt *neque* durch *umquam.* — 14. Das Asyndeton *homini sceleribus, flagitiis contaminatissimo* erklärt sich aus der Aufgeregtheit des Redners; dagegen 15 schreibt Peterson wohl richtig: Syriae gentibus *et* tyrannis (gegen die Hss.) — 16. quoniam uni praeter *se* inusta *est*] Diese unlogische Konstruktion kommt in den ältesten Reden vor (p. Rosc. Am. 6 *scrupulum, qui se dies noctesque stimulat ac pungit*). Im Jahr 57 sagte Cicero entweder *uni praeter hunc inusta est* oder *uni praeter se inusta sit* (Halm). — 29. cum in superioribus causis hominis ornamenta *fuerint*] C. F. W. Müller vermutete: *apud me valuerint* (Cäsars Verdienste waren für mich bestimmend), Ernst Müller: *me moverint* (vgl. JB 1891 S. 14) entsprechend *moveat.* Denselben Gedanken erreicht Peterson, indem er schreibt: *adiumento fuerint.* K. Busche faßt die Worte wohl richtiger auf, indem er *iuverim* vermutet: ich habe die Auszeichnungen für Cäsar (Supplikatio, Sold, Legaten) unterstützt. Ich ziehe *defenderim* vor.

Pro Balbo. § 1. Aus *oppono* (Ausgaben *pono*) stelle man *appono her.* — § 3 *ei . . . omnia, quae faceret,* tractare] Peterson schreibt *recte procedere.* Mit Stangl ist *quadrare* herzustellen. — § 9. *quod, si adesset* ist unrichtig für *quod si adesset.* — *An ingenium?* in quid] Man kann herstellen: *in quo.* — § 11 *decretum iudicium*] Peterson emendiert richtig: *decretum, iudices.* — § 14 *quo iure Gaditana civitas* esse *nesciebat*] Man berichtige: *esset.* — § 18. Die Periode mit *debet* (Hss. *deberet*) und *sunt* (Halm *essent*) nach *si* im Vordersatz und mit *videretur* im Folgerungssatz ist verfehlt. — § 25. P *ut ab senatu eti*am per *imperatoribus nostris civitate donentur*] Wie Paul erkannte, ist *iam per* als falsche Schreibung des Anfangs von *imperatoribus* zu tilgen. Vgl. p. Sest. 29 P [cum fratre] *cum patre*; Ascon Mil. 18 [perductos] *per duos.* Eine Unterscheidung zwischen Senat und Feldherrn mit *ab* und *per* (BΣGE *etiam per imperatores nostros*) ist nicht begründet. — § 25 *alienigenarum nos hominum studiis atque* paterna *virtute privari*] *paterna* ist widersinnig, und die Vermutungen *externa, privata* sind nicht passend. Mir scheint *pristina* das richtige Wort, des altbewährten Heldenmutes der Gaditaner (vgl. Caes. B. G. 1, 13, 4 *pristinae virtutis Helvetiorum*; Sall. Cat. 58, 12). — § 28. *vidimus accidisse* ist unrichtig

Digitized by Google

statt *vidimus accidere* oder *videmus* (Madvig) *accidisse*. — § 30. Die Änderung *Atheniensis* (Pluygers) statt *Athenis* ist kaum richtig; sonst würden die Rhodier nicht vor den Lacedämoniern stehen. In Athen wurden sie auf bloße Anmeldung hin in die Bürgerlisten eingetragen, weil sie vor alters den Athenern und diese 200 v. Chr. den Rhodiern das Bürgerrecht verliehen hatten (Liv. 31, 15, 7). — 34. *foedus fecisse* nach PBH (GE *iecisse*, Angelius *icisse*). Damit hängen zusammen: in Pis. 28 *iceras* (Hss. *ieceras*), Liv. 21, 18, 10 u. 11 *icit* (Hss. *iecit*). Für *i* in den Hss. statt *f* fanden wir oben ein Beispiel, ad Quir. § 11. An diesen vier Stellen aber scheint *i* doch ursprünglich und nicht aus *f* verderbt zu sein. Die Schreiber verkannten das Verb *icere* und setzten ein unrichtiges *e* hinzu (vgl. § 53 *esse ictum* Madvig, Hss. *esset cum*). — 35 ut sit ille (P[1] illi) inferior] Den Singular *sit ille inferior* versteht man nicht. Peterson scheint C. F. W. Müllers Emendation *sint illi inferiores* nicht bemerkt zu haben. — 50 idem eros novem Gaditanos] Die Schreibung *servos* ist nicht annehmbar. Es handelt sich nur um freie Bürger *de foederatis civitatibus* (§ 48). Man lese: *viros*. — *Avenniensem* H war als richtige Schreibung aufzunehmen (Pauli-Wissowa I 2281. Thesaurus II 1310). — 51 quod M. Metellum, *quod M. Crassum* . . . facere viderat] Die Einschiebung der Worte *quod M. Crassum* ist nicht begründet; als Pompeius 72 oder 71 v. Chr. dem Balbus das Bürgerrecht verlieh, war es ihm wohl noch nicht bekannt, daß ein Mann aus Avennio von Crassus das Bürgerrecht erhielt. — 52. multi in civitatem recepti ex liberis foederatisque populis [liberati] sunt] In drei Sätzen wird gesagt, wie die Richter bisher das *ius foederum* auslegten. Das wichtigste Wort ist *liberati*, das man ja nicht entfernen darf. Sie sprachen viele der Anmaßung des Bürgerrechts Angeklagte frei, so den Archias. — 65 senatum, qui *se* hoc iudicavit] Die Tilgung des *se* ergibt einen wenig bedeutsamen Gedanken, als ob der Senat einmal oder zweimal so geurteilt habe. Ich würde *semper* herstellen.

11) Alfred Klotz, Zur Kritik einiger ciceronischer Reden. Rheinisches Museum für Philologie Band LXVII. S. 58—90.

„Durch die Heranziehung des alten Cluniacensis für die Verrinen, die Catilinarischen Reden u. a., durch den Nachweis der Ableger eines andern alten Codex derselben Bibliothek für eine Reihe von Reden haben sich die Oxforder Herausgeber die größten Verdienste erworben". Durch das neu gebotene Material läßt sich nun auch ein sicheres Urteil gewinnen über das Verhältnis des alten Korrektors der berühmten Pariser Handschrift 7794 (9. Jahrh.) P^2 zur Texthand P^1 und über das der andern alten Handschriften, namentlich des Gemblacensis (G) und des Erfurtensis (E), da zwischen P^2 und GE in den meisten Fällen Übereinstimmung herrscht.

Zunächst erörtert Klotz die Ausfüllungen der von P^1 ausgesparten Lücken. So hat P^1 Cael. 24 eine Lücke von 4½ Zeilen. Durch Benutzung

Digitized by Google

der Supplemente von *S* (= Salisburgensis), P^2 *GE* und *Σ* stellt Klotz mit vier Abweichungen von Clark folgenden Text her: Neque solum Caelius, sed etiam adulescentes humanissimi et doctissimi, rectissimis studiis atque optimis artibus praediti, Titus Gaiusque *Coponii*, *cum doctrinae studio atque humanitatis, tum etiam hospitio Dionis tenebantur. Habitabat is apud Titum, ut audistis*; *fuerat* ei cognitus Alexandriae (S. 364). Es scheint, daß Klotz hier nach *Coponii* die Worte aus *S qui ex omnibus maxime Dionis mortem doluerunt* nur durch ein Versehen ausließ. — Er kommt zu dem Ergebnis, daß *G E* nicht aus dem Parisinus abzuleiten sind, sondern neben ihm eine selbständige Überlieferung darstellen. „Einen weiteren Beweis dafür liefern die Mißverständnisse, denen die bekannte insulare Abkürzung von *autem* ausgesetzt gewesen ist. Da diese den kontinentalen Schreibern fremd war, erklärten sie in vielen Fällen das ihnen unbekannte Zeichen falsch, indem sie es mit den ihnen geläufigen Kürzungen von *enim* und mehreren Formen des Pronomens *hic* verwechselten" oder ausließen (20 Beispiele). „Daß die Irrtümer in *P* seltener sind als in *G E*, erklärt sich wohl einfach daraus, daß *P* geschrieben ist zu einer Zeit, als die insulare Schrift auch den festländischen Schreibern noch nicht so ungeläufig war, wie zur Zeit als *G E* geschrieben wurden." Aus einem Kodex mit insularer Schrift stammen nach Klotz *P* und *x*, aus *x* aber *G E*. *G* hat achtmal richtig *autem*, wo *E* fehlerhaft ist.

Baehrens hat zuerst den Harleianus 4927 *H* für die Caeliana herangezogen und war geneigt, ihn neben *P* als unabhängigen Vertreter einer andern Familie anzuerkennen; Clark und Peterson haben ihn weiter ausgenutzt. *H* hat manche gute Lesart, die sich in *P* nicht findet; namentlich ist er frei von der Umstellung der §§ 27—36 nach § 17 (in *P G E*). „Indes lehrt die genauere Betrachtung einzelner Lesarten von *H*, daß diese Handschrift kontaminiert ist." Z. B. de domo 42 bieten *H b k funeste funuste*. In einem älteren Codex stand *funeste*. Dazu wurde die Korrektur *funus te* gesetzt und der Fehler und die Korrektur nebeneinander abgeschrieben. Vat. 28 bieten *G E* richtig *illis clarissimis*. In einer Handschrift wurde *illis* verderbt zu *illius* (*P*). Dies hatte die weitere Verderbnis *illius familiarissimis* zur Folge. Dazu wurde die Konjektur *viris clarissimis* gesetzt, und *H* bietet nun *illius familiarissimis viris clarissimis*. Also ist *viris* aus den Ausgaben zu entfernen.

Daß viele Korrekturen von P^2 auf Überlieferung beruhen, lehren die Ergänzungen der Lücken von P^1; aber einzelne Änderungen von P^2 sind willkürliche Konjekturen (drei Beispiele). Auch in P^1 begegnen wir willkürlichen Lesungen. Z. B. de domo 140 bietet G: delatum est ad vos, pontifices, et post omnium sermone celebratum. In einer Handschrift stand *delatumst*. Jemand deutete *st* als *sunt* und setzte über *tumst* die Vermutung *ta sunt*. Daraus entstand *delata tum sunt . . . celebrata* (*P*, Peterson). Cael. 69 wurde aus *obscenissimast* falsch hergestellt *obscenissima sit* (van Wageningen, Clark). Halm

Digitized by Google

schrieb mit Recht *est*. Pro Sest. 29 stand in einem Kodex *mihi compare*. Darüber wurde die Korrektur gesetzt *cum fratre*. Diese wurde als falsch erkannt und berichtigt durch *cum patre*. *P* bietet nun *mihi cum fratre cum patre*, *G cum fratre mihi vel compare cum patre*. — Cael. 30 möchte ich die Worte *aurum sumptum a Clodia, venenum quaesitum, quod Clodiae daretur* nicht mit F. Schöll und Klotz tilgen, weil mir die vorhergehenden Worte *Sunt autem duo crimina, auri et veneni* in einer Propositio zu unbestimmt scheinen, so daß sie einer Erklärung bedürfen.

„Wo uns die Kontrolle des Cluniacensis fehlt, wo wir auf die Familie des alten Parisinus allein angewiesen sind . . . müssen wir die Nebenüberlieferung der Testimonia ausnutzen.“ De domo 22 liest man: *Quas aut numquam tibi ille litteras misit, aut, si misit, in contione recitari noluit. At, sive ille misit sive tu finxisti, certe consilium tuum de Catonis honore illarum litterarum recitatione patefactum est.* Gegen diese Worte erhebt Klotz drei Einwendungen: 1. die Wortstellung sei unbeholfen, was sich nur auf *litteras* beziehen kann, das besser hinter *quas* stände, 2. *quas* beziehe sich auf das weit entfernte *litteras* am Anfang von § 22 zurück (Irrtum!), 3. es falle auf, daß Cicero ohne weiteres die Existenz des Briefes leugne (da er sie doch nur anzweifelt). Rufinian (41, 3) führt aus dieser Rede an: *tibi litteras ille misit? quas? aut numquam misit aut, si misit, in contione recitari noluit.* Klotz verlangt, daß man bei Cicero so lese; aber nachdem der Inhalt des angeblichen Briefes vorgeführt wurde (Caesar Pulchro. Gratulor tibi, quod M. Catonem a tribunatu tuo removisti et quod ei dicendi in posterum de extraordinariis potestatibus libertatem ademisti), ist die Frage *quas?* unmöglich. Rufinian fährt fort: *Itaque sive ille misit sive tu protulisti, certe consilium tuum de honore Catonis nudatum est.* Die Wörter *itaque, protulisti, nudatum* zeigen, daß er den Cicerotext nicht vor Augen hatte und sein Gedächtnis ihn täuschte, wenn es auch bei Cicero statt *Quas aut numquam tibi ille litteras misit* passend heißen könnte: *Tibi litteras ille misit? Aut numquam misit . . .*

Zum Schlusse behandelt Klotz noch einige Stellen aus den Reden für Caelius und de domo. Cael. 8 schreibt Clark: *Illud tamen te esse admonitum volo, primum, ut qualis es talem te omnes esse existiment, ut quantum a rerum turpitudine abes tantum te a verborum libertate seiungas, deinde ut ea in alterum ne dicas, quae cum tibi falso responsa sint, erubescas.* Das erste *ut* ist nicht von *admonitum* abhängig. Der Satz bedeutet: Dazu jedoch möchte ich dich ermahnt haben, erstens daß du, damit alle dich für so geartet halten, wie du bist, ebenso sehr von ausgelassenen Worten dich fern hältst, wie schimpfliches Tun dir fern liegt, sodann daß du gegen einen andern nicht solche Reden führest, daß du, wenn sie dir ungebührlicher Weise zurückgegeben werden, darüber erröten mußt. Klotz meint, der Finalsatz sei nach *primum* unmöglich, *primum* müsse hinter *existiment* gesetzt werden so daß der Finalsatz auch zu *deinde ut* gehöre. Ich halte diese Ver-

Digitized by Google

setzung nicht für nötig; man wäre dann versucht, den Finalsatz mit *volo* zu verbinden; besser stände er nach *seiungas*. Statt *omnes* nimmt Klotz *homines* aus *H* auf. — De domo § 65, wo Peterson einen mir nicht verständlichen Text bietet, stellt Klotz her: Cato fuerat proximus. Quid ageres, non erat (politische Ziele hattest du nicht) *nisi* ut qui *socius* m*eis* *lab*oribus fuerat, idem esset iniuriae. Quid, *si* posses extrudere ad Cypriam pecuniam? — § 80 *Gadibus* ist eine alte Konjektur; mit *G* ist *Gabiis* zu lesen. — § 132 verbessert Klotz: tamen instituto *maiorum* (Hss. *ceterorum*) vetere *rem* (Hss. *uterere*) ad pontificem detulisses, 131 liest er: ille in curia *Concordiam*, quae poterat sine cuiusquam incommodo dedicari.

De domo § 87. Im Juli 57 veröffentlichten die Konsuln, sieben Prätoren und acht Volkstribunen einen Gesetzesvorschlag, daß Cicero aus der Verbannung zurückgerufen werde, und am 4. August legte der Konsul P. Lentulus Spinther ihn den Zenturiatkomitien zur Annahme vor im Einverständnis mit seinem Kollegen Q. Metellus (in Pis. 35 *De me cum omnes magistratus promulgassent praeter unum praetorem, fratrem inimici mei, praeterque duos tribunos, legem comitiis centuriatis tulit P. Lentulus consul de collegae Q. Metelli sententia.* Vgl. ad Quir. 15 *collega eius primo non adversante, post etiam adiuvante*). Dieser Q. Metellus war ein Vetter des P. Clodius (in sen. 25 *et inimicus et frater inimici*, de domo 7 *Q. Metellus frater tuus*, 13 *a Q. Metello fratre tuo*, de har. resp. 45). Der ältere Bruder des P. Clodius, Appius Claudius, war in diesem Jahre Prätor; er war berechtigt, eine Contio zu berufen und das promulgierte Gesetz zu widerraten, wie Cicero als Prätor die lex Manilia in einer Contio empfohlen hatte, tat es aber nicht. Der jüngere Bruder des P. Clodius und andere Vettern kommen nicht in Betracht, da sie als Private weder für noch gegen das Gesetz auftreten konnten, so daß Cicero zu Clodius von Q. Metellus und Appius Claudius sagen konnte *frater tuus alter consul . . . alter praetor.* Er behauptet nämlich: *redii cum maxima dignitate te vivo* (während andere Verbannte erst *inimicis interfectis* heimkamen), *fratre tuo altero consule reducente, altero praetore tacente*, indem dein Vetter als Konsul mich heimberief, dein Bruder als Prätor stillschwieg. Das Wort *tacente* habe ich aus *G V dicente* hergestellt; *P* bietet *petente.* Wer vergessen hat, daß *frater* auch „Vetter" bedeutet, der versteht natürlich diese Worte nicht (so Jordan, Landgraf, Peterson, A. Klotz). Landgraf meinte in Bursians Jahresbericht 1886, Band 47, S. 229: Der ältere Bruder des P. Clodius, Appius Claudius Pulcher, war 57 nicht Konsul, der jüngere, C. Claudius Pulcher noch nicht Prätor, sondern erst 56. Das doppelte *altero* verleitet zu der Meinung, es sei von den beiden Konsuln die Rede und daß *praetore* zu tilgen sei und *fratre tuo* eines Zusatzes bedürfe. So vermutete denn Landgraf: te vivo, fratre tuo *alieno*, altero consule reducente, altero *patiente* (nach Manuzzo). Dies hat Peterson in den Text gesetzt. Klotz findet *alieno* mit Recht unpassend; er vermutet *fratre tuo praetore* und *altero consentiente* (von Q. Metellus).

Digitized by Google

12) Max Wiegandt, De metaphorarum usu quodam Ciceroniano. Dissert. Rostock 1910, H. Winterberg. 73 S. 8. 1,50 *M*.

In schwer verständlichem Latein handelt W. in der Einleitung über die Metaphern bei Cicero überhaupt. Er meint, es sei noch nicht zusammenhängend (continua dissertatione) untersucht worden, welches die Eigentümlichkeiten des sermo Ciceronianus seien; das Werk von L. Laurand über den Stil der Reden Ciceros (1907) scheint er nicht zu kennen. Eine solche Untersuchung hatte Norden 1898 verlangt, und mit ihm hebt W. hervor, daß dabei *a Graecis potissimum auctoribus* auszugehen sei. Laurand hat dies wirklich in seiner Abhandlung über Ciceros rhetorische Studien (1907) getan. W. geht nun aber bei jeder einzelnen Metapher von den Griechen aus. Er handelt I. S. 12—54 *de tralatis artis rhetoricae vocabulis*, von übertragenen Ausdrücken in der rhetorischen Kunstsprache, II. S. 55—59 *de ceteris metaphoris*. Dazu kommt ein Anhang *de Platonis usu metaphorarum*. Er beschränkt sich also in der Hauptsache auf die Metaphern, die Cicero auf die Form und den Inhalt der Rede anwendet.

I. Die Rede wird oft personifiziert, als eine körperliche Gestalt (*σχῆμα*, *habitus*) gedacht, mit Farbe, Fülle, Abrundung, Schwere, Zierlichkeit (*elegantia*), Licht und Schatten. Sie wird auf Grundlagen aufgebaut (pro Mur. 24 *iacta sunt fundamenta defensionis*): sie kann, wie die Gesinnung des Menschen, niedrig oder hoch, gemein oder erhaben sein. — Farbe, *χρῶμα*, *color*, erhält sie durch Blut und Saft; sie ist schmucklos oder geschminkt, trocken oder überfließend. Sie wird gedacht als ein Organismus (*corpus*) mit Gliedern, erfüllt von gesundem oder auch von krankhaftem Blut, zuweilen als ein Gewebe aus dünnem oder gröberem Faden (*uberiore filo*). — Rede und Gegenrede werden aufgefaßt als ein Streit, Kampf (*ἀγών*, *certamen*), zu dem der Redner sich bewaffnet, um etwas zu bekämpfen (*oppugnare*) oder zu verfechten (*propugnare*). Er trifft mit dem Gegner zusammen, nimmt eine Stellung, einen Standpunkt (*στάσις*, *status*) ein, versetzt dem Gegner einen Hieb und wirft ihn aus seiner Stellung (*de statu deicit*) oder wehrt doch seinen Vorwurf ab (*crimen depellit*). Er wirft Schlingen um den Angeklagten und zieht sie zusammen (Verr. I, 13 *artioribus apud populum laqueis tenebitur*). Wenn er aber zurückgeschlagen wird, weicht er kämpfend und sucht einen neuen Stand zu gewinnen. Auf dieses Redegefecht übt er sich im Schatten der Rhetorenschulen durch Deklamationen ein, wie der Wettkämpfer in der Palästra geübt wird, und tritt dann hervor in den Staub, an das Licht der Wirklichkeit, an die Sonne, vor die Richter oder das Volk. Die Fülle der Rede erregt die Vorstellung des fließenden Wassers; die Rede und der Redner selbst wird als *abundans* oder *redundans* bezeichnet, gleichwie pro Planc. 15 die Schwankungen der Volksabstimmungen *undae comitiorum* genannt werden. So erscheint denn öfters der Ausdruck *flumen orationis*, *flumen verborum*, auch *cursus orationis*, wie man auch vom Lauf der Flüsse redet.

Digitized by Google

II. In diesen auf die Rede angewendeten Metaphern sucht Cicero meistens bewußt für die rhetorischen Termini der Griechen die passendsten lateinischen Wörter zu gebrauchen, und er deutet oft durch *quidam*, *quasi* an, daß sie in übertragenem Sinne zu verstehen seien. Nach der Behandlung dieses besondern Metapherngebietes führt Wiegandt noch einige andere Metaphern vor, die als alltägliche meist unbewußt verwendet werden: a) *fructus*, *fruges* (pro Cael. 76 *fruges industriae*), *maturitas*, b) *ardere*, *flagrare*, *incendere*, *restinguere*, c) *gubernare*, d) *patefacere*, e) *viam*, *iter monstrare*.

13) Wilhelm Wegehaupt, Ciceros Rede pro C. Rabirio, perduellionis reo. Programm des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg 1912. 15 S. 8.

Nachdem Wegehaupt die Vorgeschichte und Einleitung des Perduellionsprozesses gegen C. Rabirius vorgeführt hat, geht er auf die staatsrechtlichen Fragen ein, die Ciceros Rede für C. Rabirius veranlaßt hat. Prof. Otto Schultheß in Bern vertrat in einem Programm von Frauenfeld 1891 die Ansicht, „daß die Rede Ciceros nicht vor den Zenturiatkomitien in einem Perduellionsprozeß gehalten sei, sondern daß er sie in einem später angestrengten Multprozesse vor den Comitia tributa gehalten habe". Wegehaupt dagegen folgert aus Dio 37, 27 und Ciceros Rede § 11, Cicero habe in den Zenturiatkomitien für Rabirius gesprochen. Das scheint mir nicht richtig ausgedrückt zu sein, da das Volk in den Zenturiatkomitien bloß abstimmte. Wegehaupt meint wohl, die Verhandlung über Rabirius (Anklage des Labienus, Zeugenaussagen und Rede des Hortensius § 18, Rede Ciceros) hätten in einer Contio auf dem Forum stattgefunden, und nach ihrem Schlusse seien die Zenturiatkomitien zur Abstimmung zusammengetreten.

„Ist Labienus bloß Ankläger oder auch Leiter der Komitien, also Vorsitzender des Gerichts?" Wegehaupt meint richtig, wenn auch Labienus Cicero nur eine halbe Stunde zum Reden eingeräumt habe, so brauche er doch nicht Vorsitzender gewesen zu sein; er könne dies als Ankläger vom Vorsitzenden erlangt haben. Dann aber scheinen ihm die Worte *parebitur inimici potestati* § 6 den Vorsitz des Labienus zu bestätigen. Aber die hier gemeinte *potestas* ist doch die *potestas tribunicia*, vermöge der Labienus in den Gang der Dinge eingriff. Vorsitzender und Leiter der Contio und der Zenturiatkomitien war der Prätor Q. Metellus Celer (nach Dio). Die Meinung, weil Labienus Vorsitzender sei, seien Tributkomitien anzunehmen, scheint also hinfällig.

S. 10 sehe ich den Satz: Schultheß „bespricht da die Stelle Liv. 43, 16, 16, aus der unzweifelhaft hervorgeht, daß die Volkstribunen schon im Jahre 169 die Leitung der Zenturiatkomitien bei Kapitalklagen geführt haben". 169 verlangte der Volkstribun P. Rutilius vom Prätor C. Sulpicius, daß dieser einen Tag für die Zenturiatkomitien bestimme, damit der Tribun eine Perduellionsklage gegen die beiden Zensoren erheben könne. Im Einverständnis mit den Zen-

Digitized by Google

soren wurden der 24. und 25. September angesetzt. Nachdem am 24. September über den Zensor C. Claudius verhandelt worden war und das Volk ihn freigesprochen hatte, erklärte der Tribun dem Prätor, er verzichte darauf, daß am folgenden Tag auch über den andern Zensor verhandelt werde. *Rutilius tribu motus et aerarius factus.*

Daß einmal ein Multprozeß gegen C. Rabirius stattfand, geht hervor aus § 8: *quod est in eadem multae irrogatione perscriptum.* Die Annahme, daß er erst auf den Perduellionsprozeß gefolgt sei, lehnt W. ab, namentlich weil sie unvereinbar ist mit der Angabe des Dio, daß der von Labienus erregte *τάραχος* mit dem Schluß des Perduellionsverfahrens aufgehört habe. Ich habe JB. 1892 S. 32 angenommen, daß diese Multklage in eine frühere Zeit fiel. Denn Labienus beschuldigte den Rabirius a) der Verletzung religiöser Orte, wegen der C. Macer ihn angeklagt, die Richter ihn freigesprochen hatten, b) des *peculatus*, wegen dessen sein Schwager C. Curtius angeklagt und freigesprochen worden war, c) einiger Gewaltakte gegen fremde Sklaven und römische Bürger und der Unsittlichkeit, wegen deren Labienus sich auf eine *multae irrogatio* berief.

Wenn Cicero gegen eine beantragte Mult spräche, so würde es wohl heißen: *in eadem ista* (oder *hac*) *multae irrogatione.* Gleichwohl wäre Wegehaupt geneigt, dies zu glauben, wenn nicht nach dem festen Gebrauche „eine Verbindung von Multklage und Kapitalklage unmöglich angenommen werden“ dürfte. Hier ließe sie sich begründen. Rabirius war von dem Duumvir C. Caesar verurteilt, aber dessen Grausamkeit nützte ihm bei der Provokation (nach Sueton), indem auf Ciceros Bemühen die Fortsetzung des duumviralen Perduellionsverfahrens mit Henker und Kreuz verworfen und nur das tribunicische Verfahren mit dem Exil als Strafe (Liv. 26, 3, 12; 43, 16, 15) gestattet wurde. Da wäre nun denkbar, daß man, um dies durchzusetzen, den Anklägern zugestanden habe, das Exil durch eine Vermögensbuße zu verschärfen. Nach Wegehaupt schrieb Labienus eine Multklage nieder und sagte dann bloß, Rabirius habe eigentlich neben dem Antrag auf Exil noch diese Multklage verdient. Er sagt: „So dürfte für unseren Fall die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß der Ankläger zwar den Antrag auf eine Geldbuße für die von ihm vorgebrachten Vergehen aus dem Vorleben des Angeklagten gestellt habe, daß er aber, um der Größe des Verbrechens, wegen dessen die Anklage erhoben wurde (der Tötung des Saturninus), diesen Antrag nur stellte, um zu zeigen, daß diese Vergehen allein schon einer Mult wert seien.“

14) Richard Wirtz, Beiträge zur catilinarischen Verschwörung. Aachen, Druck und Verlag von Albert Jacobi. 1910. 69 S. 8. (Dissertation von Bonn.)

Diese aus umfassenden Studien hervorgegangene Abhandlung gliedert sich in neun Abschnitte.

§ 1. Wirtz setzt das Senatus consultum ultimum auf den 21. Oktober 63 an. Es scheint mir jedoch nicht richtig, Dio 37, 31 auf eine

Digitized by Google

einzige Senatssitzung zu beziehen. Ich verstehe mit C. John (JB. 1889 S. 215) 31, 1 von einer Sitzung, 31, 2 von einer andern. Wahrscheinlich waren dies der 21. und 22. Oktober; es brauchen immerhin nicht zwei aufeinander folgende Tage gewesen zu sein. — Sodann nimmt Wirtz zwei Versammlungen bei Laeca an. Sallust Cat. 27 und Cicero pro Sulla 52 wissen nur von einer Versammlung bei Laeca, und Cicero setzt sie auf den Abend des 6. November. Wozu sollten die Verschworenen auch in der Nacht vorher dort zusammen gekommen sein? Eine neue Versammlung hatte erst einen Zweck, wenn inzwischen etwas vorgefallen, z. B. der Anschlag auf Cicero vor sich gegangen war. Dieser fand am Morgen des 7. November statt. Darauf berief Cicero nach Wirtz den Senat auf den Nachmittag in den Tempel des Juppiter Stator und im Beginne der Nacht hielt er die erste Rede gegen Catilina. So erklärt sich freilich II, 12: „*Hesterno die, cum domi meae paene interfectus essem, senatum in aedem Jovis Statoris vocavi.*“ Der Senat wird sonst bei Sonnenuntergang entlassen; „bei Unruhen im Staate braucht man sich jedoch hieran nicht zu kehren.“ Die Rede erwähnt wohl § 1 den ungewöhnlichen Ort der Sitzung, aber keine ungewöhnliche Zeit. Das *nocturnum praesidium Palatii* und die *urbis vigiliae*, die andeuten, daß eine Nacht zwischen dem Mordanschlag und der Senatssitzung lag, werden von Wirtz nicht erwähnt. I, 8 sagt Cicero: „*Recognosce tandem mecum noctem illam superiorem . . . Dico te priore nocte venisse inter falcarios in M. Laecae domum.*“ In beiden Sätzen meint Cicero die Nacht vom 6. zum 7. November. Wirtz sagt irrtümlich: „Hier sind die beiden Laecanächte genannt. Die erste nennt Cicero superior, die zweite prior, indem er die Nacht, in welcher er spricht, mitzählt.“

§ 2. Das Opfer der Bona Dea in Ciceros Haus wird von Wirtz auf den Abend des 4. Dezembers gesetzt. Dies soll aus Dio 37, 35 hervorgehen. Aber Dio kennt, wie Plutarch, die Senatssitzung vom 4. Dezember nicht; die Meinung, er beginne mit Kap. 35 einen neuen Tag, ist nicht überzeugend. Daß dieses Fest nicht stets in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember begangen wurde, schließt Wirtz aus Cic. ad Att. V, 21, 14, wo Cicero am 13. Februar 50 aus Laodicea schreibt: *velim ad me scribas certum, quo die mysteria futura sint.* — Es wird sodann der Verlauf der Senatssitzung vom 5. Dezember geschildert.

§ 3. Wirtz weist nach, daß das senatus consultum ultimum die Provokation und Interzession aufhob. „Vor 63 hat niemand die lex Sempronia auch auf das S. C. u. ausgedehnt wissen wollen. Dies hat Cäsar zuerst getan in der Absicht, das S. C. u. unter die Provokation zu beugen, mit der Tendenz, die leitende Stellung der Aristokraten im Staate zu untergraben.“ Aber er vermochte keinen Tribunen (nicht Rullus oder Labienus) zur Interzession zu bewegen. Auf das S. C. u. folgte öfters das *decretum tumultus.* War Tumultus erklärt, so vertauschte der römische Bürger die Toga mit dem Kriegsmantel (*sagum*) und unterstellte sich dadurch dem unumschränkten Imperium der bevollmächtigten Magistrate. In Verbindung mit dem Tumultus

Digitized by Google

aber auch ohne diesen trat das *iustitium* ein, Stillstand der richterlichen Tätigkeit auf dem Forum, Aufhören der Versteigerungen und Stocken des geschäftlichen Lebens.

§ 4. Im Jahre 63 mußte Cicero nicht nur gegen Catilina kämpfen, sondern auch gegen die über den homo novus mißtrauischen Aristokraten, und es kostete ihn viel Mühe, bis er diese von der Notwendigkeit des S. C. u. und von der Schuld der Verschwörer überzeugte. „Nicht gerecht ist der Vorwurf der Feigheit, den man Cicero gemacht hat, weil er das Urteil des Senates einholte, bevor er handelte. Es war eine Forderung der Klugheit, sich zu vergewissern, welche Mehrheit im Senat er auf seiner Seite hatte.“ Cäsar konnte nicht das Exil beantragen, da die Verschwörer nur Catilinas Heer verstärkt hätten; lebenslängliche Kerkerhaft, wie er sie verlangte, kennt das römische Recht nicht als Strafe. Berufung an die Zenturiatkomitien wünschte er nicht, da bis zu deren Zusammentritt bedenkliche Unruhen in der Stadt ausbrechen und bei der Einigkeit der Ritter und des Senatorenstandes das Todesurteil nicht zweifelhaft sein konnte. Durch einen Verschiebungsantrag wäre er dem Senat und Volk verdächtig geworden, als möchte er die Schuldigen entkommen lassen.

§ 5. Die erste Rede legt die Frage nahe, warum Cicero das Verlangen Catilinas, über seine Verbannung Umfrage zu halten, ablehnte (§ 20). Den eigentlichen Grund deutet Cicero § 2 (*notat*) an; Wirtz erwähnt ihn nicht. Cicero war durch Liktoren und Bewaffnete gegen Catilinas Anschläge geschützt, die Senatoren nur durch ihre Sklaven; daß sie sich aber fürchteten, zeigt § 7 *multi principes civitatis Roma . . . profugerunt*. Cicero konnte ihnen nicht zumuten, sich in Catilinas Anwesenheit gegen ihn auszusprechen und ihn zu neuen Mordanschlägen zu reizen. — In der vierten Rede erkennt Wirtz Anklänge an die Zeit ihrer Veröffentlichung, 60 v. Chr., so § 20—22, namentlich aber in der zarten Form, wie Cicero von Cäsar spricht.

§ 6. Im Jahre 60 verfaßte Cicero eine griechische Schrift über sein Konsulat, und nach der Rückkehr aus der Verbannung gab er in der bis zu seinem Tode geheim gehaltenen Expositio consiliorum suorum eine den Tatsachen entsprechende Darstellung der Verschwörung Catilinas; sie wurde 42 veröffentlicht. „Beim Erscheinen des Bellum Catilinae empfand das Lesepublikum des Sallust sofort, daß es hier die Antwort vor sich habe auf die kurze Zeit vorher in de consiliis erhobenen Angriffe gegen Cäsar.“ Durch eine eingehende Analyse des Catilina stellt Wirtz fest, welche Angaben bei Sallust mit Cicero übereinstimmen, welche nicht. Unter der Maske des objektiven Historikers fälscht Sallust die Erzählung, um Cäsars Anteil an der Verschwörung zu verdecken und Ciceros Verdienste um ihre Unterdrückung zu verkleinern; er stellt die Verschwörung bedenklicher hin, als sie war, und macht den Catilina zu einem Revolutionär großen Stiles, damit man in ihm nicht ein bloßes Werkzeug Cäsars erkenne.

§ 7. Bald nach Sallusts Catilina wird Tiros Lebensbeschreibung des Cicero erschienen sein. Tiro hat sicherlich das Jahr 63 und die

Digitized by Google

Verschwörung ausführlich erzählt in Übereinstimmung mit Ciceros Schrift de consiliis suis und mit einer stillen Polemik gegen Sallust. Dem Tiro folgt Plutarch im Leben Ciceros.

§ 8. In der unter Sallusts Namen überlieferten Invectiva in M. Tullium wird Cicero beschuldigt, er habe die Verschwörung heraufbeschworen und eine Proskription ausgeführt, wie Sulla. Sie überschreitet in ihren politischen Anspielungen das Jahr 54 nicht, läßt aber Cicero noch im ehemaligen Hause des P. Crassus wohnen, das Clodius 58 zerstörte. Der Vorwurf der *pudicitiae iactura* scheint eine Erwiderung auf den gleichen Vorwurf gegen Antonius zu sein, ebenso die Beschimpfung der Terentia eine Antwort auf die zahlreichen Schmähungen gegen Fulvia. „So lehren uns die Übereinstimmungen mit den philippischen Reden, die große Verwandtschaft mit der Calenusrede, die Beziehungen zu de consiliis, daß die Invektive nach 43 fallen muß." Wirtz glaubt mit Quintilian (4, 1, 68 u. 9, 3, 89), daß Sallust mit dieser Schmährede seine Schriftstellerei begonnen habe. Die Gegenrede M. Tullii in Sallustium, die ins Jahr 43 gesetzt wird, ist ein ungeschicktes Machwerk viel späteren Ursprungs.

Wirtz erwähnt dann auch die Angaben über die catilinarische Verschwörung bei Livius, Diodor, Velleius, Florus, Appian, Dio und bestimmt ihre Quellen.

§ 9. Zum Schlusse stellt er die Namen von 330 Senatoren des Jahres 63 fest. Zu streichen ist L. Vargunteius. Dieser hatte bei der Verurteilung wegen Ambitus (vgl. Cic. pro Sulla 6) seinen Sitz im Senat verloren, so daß Cicero sagen konnte, zwei Ritter hätten ihn ermorden wollen.

15) Ciceros Rede für T. Annius Milo, mit dem Kommentar des Asconius und den Bobienser Scholien, herausgegeben von Paul Wessner. Bonn 1911, A. Marcus und E. Weber. 74 S. 8. 1,60 *M*.

Dieses Büchlein gehört zu einer von Hans Lietzmann herausgegebenen Sammlung von Texten für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen. Zunächst wird in Kürze Aufschluß gegeben über die Überlieferung der Rede und der antiken Erklärungen dazu. Es folgen die Einleitungen des Asconius und der Scholien (S. 4—12), darauf der Cicerotext mit Verzeichnis der Testimonia und kritischem Apparat, daneben stehend die antiken Kommentare mit kritischen Angaben, für die Weßner Thomas Stangls Apparat benutzte, zuletzt der Schlußbericht des Asconius. In den Texten wurden Glosseme und Ergänzungen durch eckige Klammern bezeichnet. Der Herausgeber hat den kritischen Apparat zu Cicero und zu den Erklärern mit großer Umsicht und Mühe zusammengestellt, für die Texte eine besonnene Auswahl der Lesarten getroffen und sich eigener Emendationen enthalten.

Zum Text der Rede. § 1 ist *veterem* aus H M aufzunehmen, § 7 *mihi* mit H M vor *ea* zu stellen. — § 38 *lubens* und § 41

Digitized by Google

liberet sind auszugleichen. — § 47 wird *fuisse, qui . . . dicerent* gegenüber *diceret* durch den folgenden Satz und die Notiz des Asconius (*dixerunt*) gesichert. — § 75. Der Name *Papinio* (gegen *P. Appinio*) wird durch Verr. 4, 46 gestützt. Bei Asconius S. 39, 27 ist *Papinius* Druckfehler statt *Papirius*. — § 76. Die Worte *imperium ille si nanctus esset* sind mit dem vorhergehenden Satz zu verbinden. — Man wird einen Anhang zur Begründung einzelner Lesarten vermissen.

Zu Asconius. § 3 cum interregem prodere *ostatores* (M. S *obstatores*) *esset*] Die aufgenommene Vermutung Stangls *obstinatiores essent* ist unklar; ich finde kein Subjekt dazu. Nach meiner Überzeugung hat Asconius geschrieben: *usitata res esset*. — § 4 M. Fufio] Unter den Zeugen (§ 27 f.) erscheint kein M. Fufius. Die von Weßner nicht erwähnte Emendation *M. Saufeio* ist evident, weil er *familiaris* heißt und *M. Saufeius* nachher wegen seiner dem Milo geleisteten Dienste zwei Anklagen zu bestehen hatte (§ 34). Die Hss. bieten § 4 *fusio*, § 6 *fustenus*; ich denke, dies deutet auf den gleichen Namen. — § 7 *corpus nudum* caldatum] Weßner schreibt *ac lutatum*. Vielmehr hatte Fulvia der Sitte gemäß die Leiche ihres Mannes mit warmem Wasser (*calda*) gereinigt. Nach Cic. Lig. 20 kann man *caldo lotum* herstellen. Nachher wurde der Leichnam dann wieder herumgezerrt und dabei beschmutzt; doch übertreibt Cicero § 33 (*cruentum cadaver in publicum abiecisti*) und 86 (*oblitus cruore et luto*). — § 12 *ex servis Clodi, qui dominum defenderint, undecim esse interfectos. Milonis duos solos saucios factos esse*] *defenderint* ist unrichtig statt *defenderant* (vgl. *in quam perfugerat*) oder *defendissent*; sodann muß es doch wohl heißen: *ex Milonis*. — § 18 [in] supervenisse, cum Clodius occideretur, et ob id cum proclamassent, abreptos et [perductos] per duos menses in villa[m] Milonis praeclusos fuisse] Ein Schreiber begann mit *in*, um *intervenisse* zu setzen, und erkannte dann den Irrtum. Zu *abreptos* ist *esse* zu denken; *per duos* ist Korrektur zu *perductos*. Clark freilich möchte umstellen: *perductos in villam Milonis per duos menses praeclusos fuisse*. — § 20 *pars multitudinis* [populi]. Mir scheint *populi* der richtigere Ausdruck zu sein. Er umfaßt nicht bloß den großen Haufen (§ 21 *in Ciceronem quoque multitudinem instigavit*), sondern auch den Ritter- und Senatorenstand (wie § 22 *populi a se alienatum*). — § 23 *Perlata deinde lege Pompei*] Man schreibe *Pompeius*, nicht *Pompeia*. Dann ist *comitia habuit* richtig und Cobets Änderung *habita* nicht am Platz. — § 24. *Milo postulatus*] Man lese: *Milo de vi postulatus est*. Man darf nicht mit Manuzzo herstellen: *de ambitu ab isdem Appiis, et praeterea de vi a* C. Cethego; denn *divinatio de ambitu accusatorum facta est*, und zwischen den zwei Appii fand doch keine *divinatio* statt.

§§ 25 ff. Am 4. April fand das Verhör der Sklaven statt. Dann wurden am 5.—7. April die Zeugen einvernommen. Denn die Lex Pompeia *iubebat, ut testes per triduum audirentur, dicta eorum iudices confirmarent, quarta die adesse omnes in diem posterum iuberentur . . dein rursus sortitio iudicum fieret*. Ich habe JB 1886 S. 77 die Worte *quarta die* als eine in den Text versetzte Erklärung zu *in diem posterum*

Digitized by Google

getilgt, so daß die Hauptverhandlung auf den 8. April fällt. Dies ist genau der 102. Tag nach dem Tode des Clodius am 18. Januar. Es sind 18. bis 29. Januar, 23 Tage Februar, 28 im Schaltmonat, 31 im März, 8 im April. Es ist mir nicht verständlich, daß Clark das Urteil gegen die Überlieferung (zu § 1) auf den 7. April setzt, also das Zeugenverhör am 4. April beginnen läßt. Laubmann ist wegen *quarta die* in Verlegenheit; er meint: „es ist nur vorangestellte Erläuterung zu *in diem posterum* und stimmt genau mit *postero die* § 28." Aber zu § 28 sagt er umgekehrt: „*postero die* ist auffallend, da nach § 26 der eigentliche *dies iudicii* nicht der nächste, sondern der zweitnächste nach dem Zeugenverhör sein sollte". Diese Meinung erregt die Interpolation *quarta die.* Es steht aber fest (§ 28), daß der Tribun Plancus am dritten Tag des Zeugenverhörs eine Ansprache an das Volk hielt und Milo am folgenden Tag verurteilt wurde (Cic. § 3 u. § 71).

Der Text der Scholien ist an einigen Stellen passend ergänzt und besser zu Perioden zusammengefaßt worden (§ 7, 29). Es fehlen einzelne Wörter; man lese S. 19, 7 *partim* minando, S. 23, 12 *ipse* refragatus, S. 35, 3 *coniecturalem* disceptationem. — S. 27, 13 (zu § 16): eo morborum te movit. Es ist hier nicht an die Krankheit oder Todesart Scipios zu denken, sondern an die Unruhe im Staate (ungefähr *eo motu rerum obiit*). S. 33, 21 *dominis* ist *s* zu tilgen.

16) Ciceros ausgewählte Reden. Fortsetzung der Halmschen Sammlung. Achter Band. Die dritte, vierte, fünfte und sechste Philippische Rede. Erklärt von Wilhelm Sternkopf. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. 8. 120 S. 1,20 *M.*

In der Einleitung werden die Begebenheiten im römischen Staate seit Cäsars Ermordung am 15. März 44 bis zum 4. Januar 43 vorgeführt, soweit dies zum Verständnis der vier Reden nötig schien; auch wird die Gliederung der Reden angedeutet. Die Angaben der Schriftsteller über diese Zeit der Verwirrung sind mangelhaft und vielfach widersprechend; Sternkopf war schon mehrere Jahre mit diesen Dingen beschäftigt und hat sich nun mit besonnenem Urteil durch die mannigfachen Schwierigkeiten hindurchgearbeitet. Den Text hat er gründlich erwogen und historisch und sprachlich sorgfältig erklärt. Gegen die getroffene Auswahl der Lesarten läßt sich wenig einwenden; er gibt in einem kritischen Anhang darüber Auskunft. So hat er denn das Studium dieser Reden in hohem Maße erleichtert und gefördert.

Philippica III. Von der neuesten Ausgabe, von J. Bach (Münster 1909), weicht Sternkopfs Text an 17 Stellen ab. — § 24 *provinciarum religiosa sortitio*] Sternkopf nimmt an, daß M. Antonius am Abend des 28. November 44 dreizehn prätorische Provinzen verloste und führt dies in einem Anhang weiter aus; auch ließ er eine kurze Abhandlung darüber im Hermes XLVII, 146—151 erscheinen. — § 26 *M. Antonius*] Die von Mommsen, Lange, Clark geäußerten Zweifel an der Richtigkeit dieses Namens sind unbegründet. M. Antonius war 52

Digitized by Google

v. Chr. einer der Ankläger des Milo (Ascon. § 29); nach Cic. in Mil. 40 kann dies nicht der spätere Triumvir gewesen sein.

Philippica IV. § 3 *nomen aetatis*. Die Erklärung, die St. zu *nomen* gibt, ist nicht passend: „Der Beifall, den die Quiriten bei der Erwähnung des Knaben C. Caesar kundgegeben haben, ist berechtigt, weil dessen Taten der Unsterblichkeit angehören, die Bezeichnung Knabe aber seinem Alter entspricht." In dem mit Beifall aufgenommenen Satz fehlt bei dem Namen *C. Caesar* jegliche Altersbezeichnung (wie *adulescens* oder *puer*); sie liegt also in diesem Namen selbst, dessen Träger als Sohn des Diktators Caesar, somit als ein noch junger Mann zu denken ist. — § 5. *contra quem qui exercitus ducunt*] Nägelsbachs ungeschickte Übersetzung verdiente keine Erwähnung. Besser bemerkt E. R. Gast: „zu übersetzen, als stünde da: cum, qui contra eum ducunt, eis —. Der Satz ist ganz allgemein gefaßt, gedacht werden kann nur an Octavian." — 11. sanguinem concupivit] St. hält die Änderung *concupiscit* nicht für nötig, da das Perfektum Präsensbedeutung haben könne: 'er hat entschieden sein Verlangen gerichtet auf'.

Philippica V. § 7 sed augur verecundus sine collegis de auspiciis] Während Madvig *silet* aus *sed* herstellte, vermutet St., vor *de auspiciis* sei *decernit* ausgefallen. Unverständlich ist mir, daß *moderato homini* ohne Bemerkung blieb, da es doch unsinnig ist. Nach *Italiam* ist *im* verschwunden und *immoderato* herzustellen. — Gut emendiert ist § 13 *facile* (vgl. XII, 29) *non esse*. — 27. Aus *pamphilum* hat Faernus richtig *Tampilum* hergestellt. Statt hier *Tamphilum* zu setzen, lese man auch Liv. 21, 6, 8 und 44, 17, 5 *Tampilus* nach einer Inschrift aus der Zeit des Augustus (C I L. VI. 1360). — 39 accidere] Die Erklärung zu dieser Stelle genügt nicht, um *adducere* gegenüber der evidenten Emendation Lambins *adduci* zu stützen. — 45. Die falsche Schreibung *hortandi* und die Korrektur *honorandi* stehen in V[1] nebeneinander. In einem Abschnitt, wo *honores* für C. Caesar beantragt werden, darf man dieses Wort nicht durch *ornandi* ersetzen. — § 50 hat St. gut emendiert: quod profecto *pro alio* . . . facere non auderem.

Philippica VI. § 7 *operam* (V horam) exhibere nullam in tali cive liberando sine scelere non possumus. Diese Lesung Sternkopfs kann ich nicht billigen; es müßte doch heißen: *ad talem civem liberandum*. Ich ziehe mit Ursinus vor: *moram exhibere ullam*. — § 10. Die in den Ausgaben nach *T. Plancus* angesetzte Lücke hat Sternkopf in buchstäblicher Wiederherstellung der Überlieferung des Vaticanus so hergestellt: *Videte, quantum exsiluerit* adulescens nobilis ('wie hoch er gesprungen ist', d. h. zu welcher Höhe er sich emporgeschwungen hat). — Gut emendiert ist § 11: Ubi plausus ille in triumpho *et* (V est) saepe ludis.

17) L. Simon, Eine unbekannte Philippica Ciceros. Neue Jahrbücher für klass. Altertum etc., Band 27 (1911), S. 412—417.

In der Zeit zwischen der 5. Philippica (am 1. Jan. 43) und der 6. Philippica (am 4. Jan.) hielt Cicero im Senat (am 4. Jan.) eine

Rede gegen Antonius, deren Inhalt Appian b. c. III, 52—53 angibt. Simon meint, vielleicht habe Cicero diese Rede nicht niedergeschrieben, vielleicht aber habe Appian sie um 160 vor Augen gehabt und sie sei dann im Laufe der Zeit verschwunden. Ich sehe keinen Grund zu der Annahme, daß aus dem Corpus der Philippischen Reden in den Handschriften eine Rede spurlos ausgefallen sei. Nach der Senatssitzung vom 4. Jan., die Appian III, 51 extr. — 61 schildert, erstattete Cicero in der 6. Philippica dem Volke einen Bericht über das vom Senat Beschlossene ab. Hier wiederholte er die Hauptpunkte dessen, was er vom 1. bis 4. Jan. im Senate vorgebracht hatte, und veröffentlichte dann nur diese Rede an das Volk. Eine so kurze oratiuncula von zwei Kapitelchen, wie Appian sie Cicero in den Mund legt (in direkter Rede), konnte dieser schlechterdings nicht herausgeben; Appian hat sie ebensowenig aus einer Ausgabe genommen wie die Gegenrede Piso's Kap. 54—60.

18) Ciceronis orationum scholiastae. Asconius. Scholia Bobiensia. Scholia Pseudasconii Sangallensia. Scholia Cluniacensia et recentiora Ambrosiana ac Vaticana. Scholia Lugdunensia sive Gronoviana et eorum excerpta Lugdunensia. Recensuit Thomas Stangl. Volumen II: commentarios continens. Vindobonae in aedibus F. Tempsky, Lipsiae in aedibus G. Freytag. 352 S. gr. 8. 22 ℳ.

Die 1833 in Zürich erschienene Bearbeitung aller antiken Erklärungsschriften zu Ciceros Reden von Orelli und Baiter ist vergriffen und durch die Forschung weit überholt. Durch Karl Halm angeregt, faßte Stangl vor 27 Jahren den Entschluß, eine bessere Ausgabe zu schaffen, und ist nun, durch viele andere Arbeiten in Anspruch genommen, in unermüdlicher Tätigkeit zu deren Vollendung gelangt.

Die 1875 von Ad. Kießling und R. Schöll besorgte Ausgabe des Asconius war antiquiert, seitdem A. C. Clark 1896 den Codex Matritensis des Asconius und Pseudasconius als das Handexemplar Poggio's und als Ahnherrn aller Manuskripte erkannte, die diese Textgestaltung des bald nach 1416 verschollenen Sankt Galler Archetypus mehr oder minder treu wiedergeben. Clarks eigene Ausgabe des Asconius (JB 1908 S. 282) erschließt in der Adnotatio die Eigenart seines Fundes nicht vollständig. Dazu kommen einige irrtümliche Angaben über handschriftliche Lesarten und die Billigung einiger nicht befriedigender Konjekturen, so daß eine Vervollkommnung des Textes möglich schien, der bei Stangl 212mal von Clark abweicht. Stangl hat für seine Ausgabe eine Photographie des Madrider Codex benutzt; dazu hat er die Pistoieser Handschrift des Sozomenos und den aus dem Exemplar des Bartolomeo da Montepulciano abgeschriebenen Laurentianus LIV 5 neu verglichen. Unter dem Text, in dem Stangl mit großer Zähigkeit an der Überlieferung der Handschriften festhält, steht ein reichlicher, mit peinlichster Sorgfalt ausgearbeiteter

Digitized by Google

Apparat, und unter diesem sind separat zur Erklärung dienende Stellen alter Autoren, die antiken Zeugnisse und Bemerkungen verschiedensten Inhaltes aus Schriften moderner Philologen, Historiker und Juristen verzeichnet.

Eine neue Ausgabe der Scholia Bobiensia erschien 1907 von Paul Hildebrandt (vgl. JB 1908, 284—292), aber Stangl und andere Gelehrte haben in Aufsätzen verschiedener Zeitschriften ihre Mangelhaftigkeit nachgewiesen, so noch 1912 Josef Höflinger in seiner Würzburger Dissertation „Bobiensia“. Stangl und Höflinger unternahmen eine Nachprüfung der Vatikanischen Palimpsestblätter der Bobiensia an der Hand der Phototypie, die der Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, P. Franz Ehrle, 1906 veröffentlicht hat. Streitige Stellen in den Ambrosianischen Blättern, die Stangl schon früher verglichen hatte, kontrollierte Remigio Sabbadini. Ich habe bei Stangl 247 Abweichungen von Hildebrandts Text gezählt. Stangl glaubt, in den Bobienser Scholien seien gallische Spracheigentümlichkeiten zu erkennen, die er dadurch erklärt, daß Vulcacius Gallicanus eine *retractatio* derselben unternommen habe.

Die handschriftlichen Grundlagen der anonymen Scholien zu Ciceros vier ersten Verrinen, des Pseudasconius, sind dieselben, wie für den echten Asconius: Codex *P* in Madrid, eine von Poggio und seinen Freunden mit vielen Einträgen versehene Reinschrift der Abschrift Poggio's aus dem Sankt Galler Codex *C*, *S* die Urabschrift des Sozomenos aus *C* in Pistoia, *M* die im Laurentianus LIV 5 enthaltene Reinschrift des Textes, den Politian aus seiner eigenen Kollation des *C* und aus Poggio's Rezension sich zurecht gelegt hatte. Während die bisherigen Ausgaben nur aus jüngeren Handschriften (abgln) der von Poggio mit weitgreifender Willkür gestalteten Madrider Rezension schöpften, hat Stangl 1909 in seinem Buche Pseudoasconiana die Abschrift des Sozomenos als die reinste Quelle der Überlieferung erwiesen (vgl. JB 1910, S. 244—248) und eine Textgrundlage gewonnen, deren Ursprünglichkeit und Vollkommenheit kaum jemals wieder durch neue Funde wird in Frage gestellt werden. Mehr als 400 Stellen sind verbessert worden.

In früheren Ausgaben fehlen die Scholia Cluniacensia aus der Handschrift von Holkham, die W. Peterson 1901 auffand. Die jüngeren Ambrosianischen Scholien wurden 1863 von Baiter und 1884 von Stangl neu verglichen.

Für die handschriftlichen Varianten der Gronovscholien stand Stangl eine eigene Kollation zur Verfügung, die er 1884 für seine Monographie 'Der sogenannte Gronovscholiast zu elf Ciceronischen Reden' anfertigte, und eine zweite von Cornelius Brakman aus dem Jahre 1906. Nach seiner Ansicht rühren diese Scholien von vier verschiedenen Verfassern (D B A C) her. Der Abschnitt A scheint aus den Bobiensia ausgezogen zu sein und findet sich auch in Hildebrandts Ausgabe der Bobiensia.

Digitized by Google

Aus dem gleichen Archetypus, wie die Gronovscholien, sind die Leidener Excerpte genommen, die G. Götz 1891 in Fleckeisens Jahrbüchern veröffentlichte. Stangl hat die einzelnen Notizen mit dem Zeichen E^* in die Gronovscholien hineinversetzt.

„Für alle Scholien wurden die bis Ende Juni 1912 bekannt gewordenen Veröffentlichungen verarbeitet, mochten sie sich auf die Textkritik, auf die lexikalische, grammatische, stilistische, antiquarische historische oder juristische Erklärung beziehen. Viele Konjekturen, die bald aus sachlichen Gründen, bald wegen des individuellen Sprachgebrauches des betreffenden Kommentators zu verwerfen sind, wurden trotzdem verzeichnet; von neuen Lesern würden sie sonst sicherlich in Bälde erneuert." Im Text wurde jede klassizistische Gleichmacherei gemieden, ebenso jede Gleichmacherei innerhalb eines Kommentars.

Der dritte Band dieses Werkes, der alle wünschbaren Indices enthalten soll, ist in Angriff genommen. Den ersten Band werden die Prolegomena ausfüllen. „Sie werden über die Entstehungsweise, Entstehungszeit und Verfasser der einzelnen Scholiensammlungen handeln, über die Textgeschichte, über die Eigenart des uns einzig erhaltenen Kodex oder über die der maßgebenden Codices, über die bei der Textgestaltung befolgten Grundsätze" und die benutzten Schriften.

Stangl verdient den aufrichtigen Dank der Philologen für seine aufreibende Arbeit zur Aufhellung des Entwicklungsganges des Spätlateins und zur Gewinnung und Erklärung eines zuverlässigen Textes der Ciceroscholien. Viele Stellen dieser Scholien hat er erst verständlich gemacht, manche durch genaue Scheidung der Lemmata und der Erklärungen.

19) Emilio Costa, Cicerone giureconsulto. Parte I. Il diritto privato. Memorie presentate alla Classe di Scienze morali della R. Accademia delle Scienze dell'Istituto di Bologna dal 28. decembre 1907 al 30. maggio 1911. Bologna 1911, Tipografia Gamberini e Parmeggiani. 4. 249 S. 20 *Lire* (= 16 *M*).

Costa verfaßte 1899 ein Buch über die Rechtsfragen in Ciceros Reden für P. Quinctius, Q. Roscius, M. Tullius und A. Caecina (vgl. JB 1905, S. 277—279). Unter Benutzung einer reichen juristischen und philologischen Literatur hat er seine Studien über die das Recht in Italien und den Provinzen betreffenden Stellen in sämtlichen Schriften Ciceros eifrig fortgesetzt und 1907 bis 1911 in den Memorie della R. Accademia delle Scienze dell'Istituto di Bologna mehrere Abhandlungen darüber erscheinen lassen, die er nun zu einem Grundriß des Rechtes der römischen Republik zusammenstellt.

Der vorliegende Band umfaßt in sechs Abschnitten die Einleitung und das *ius civile*. Der erste Abschnitt schildert historisch die juristischen Studien über Cicero und seine Schriften seit der Renaissance bis jetzt. Im zweiten werden die allgemeinen Grundbegriffe und die Einteilung des Rechtes erörtert: *ius naturae*, *ius civile*, *ius gentium*, *ius publicum*, *fas*, *nefas*, *lex*, *mos*. Das dritte

Digitized by Google

Kapitel erledigt in 38 Paragraphen das Familien- und Personenrecht. Das vierte handelt über das *dominium* und die *iura in re*; § 7 befaßt sich mit der lex agraria des Rullus im Jahr 63 v. Chr., § 29 und § 30 betreffen den Rechtshandel des A. Caecina.

Es folgt das Obligationenrecht. In V § 7 (*actio vi bonorum raptorum*) wird auf die Klage des M. Tullius gegen P. Fabius eingegangen, in § 14 auf die *actio legis Aquiliae*, welche C. Fannius und der Schauspieler Q. Roscius gegen Q. Flavius wegen der Tötung des Panurgus anhoben. In § 27 spricht Costa über den Schiedspruch (*arbitrium*) zwischen Q. Roscius und C. Fannius, der (nach Cic. § 12 und § 37) infolge eines *compromissum* drei Jahre vor der Verteidigungsrede Ciceros für Roscius stattfand. In § 38 dieser Rede liest Costa (§ 19) mit Ernesti: *ut Fannio daret H S* IↃↃↃ. Das war nach Costa die Hälfte des ursprünglichen Wertes des von Q. Flavius dem Q. Roscius übergebenen Grundstückes, und Fannius begann wegen dieser Summe einen Prozeß, da Roscius sich weigerte, sie ihm zu zahlen. In § 36 kommt die *societas negotiationis* zwischen C. Quinctius und S. Naevius zur Sprache. Costa zieht aus § 15 der Rede Ciceros den Schluß, nach dem Tode des C. Quinctius habe P. Quinctius mit Naevius eine neue *societas* geschlossen, Naevius sei deren Geschäftsführer (*actor*) gewesen, und der Prozeß, in dem Cicero den P. Quinctius verteidigte, habe sich auf die Liquidation dieser neuen Genossenschaft bezogen. Aber in § 15 liegt keinerlei Andeutung einer neuen *societas*, § 16 fühlt sich Naevius gegen P. Quinctius verpflichtet *pro fraterna illa necessitudine et pro ipsius affinitate* (nicht auch *societate*) und § 76 glaubt er sich übervorteilt *in hereditaria societate*, die er eben mit P. Quinctius liquidieren mußte.

Das Schlußkapitel bringt die Darstellung des Erbrechtes, für welche viele Stellen aus Ciceros Reden, zumal den Verrinen, verwendet und erörtert werden.

2) M. Tullii Ciceronis in C. Verrem actio secunda Liber IV: De signis. Texte latin publié avec une introduction, des notes, un appendice critique, historique et grammatical, 17 gravures d'après les monuments et deux cartes par Émile Thomas. Septième tirage revu. Paris 1912, Librairie Hachette. 140 S. 16 Kart. 1,20 ℳ.

JB 1909 S. 104 habe ich die fünfte Auflage angezeigt, und nun liegt schon die siebente vor. In der Einleitung und dem Text finden sich einzelne Berichtigungen. S. 13 extr. ersetze man *puissan's* durch *puissants*.

Burgdorf i. d. Schweiz. Franz Luterbacher.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

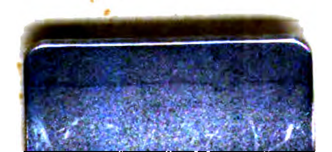
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064184607

Digitized by Google





Digitized by Google

